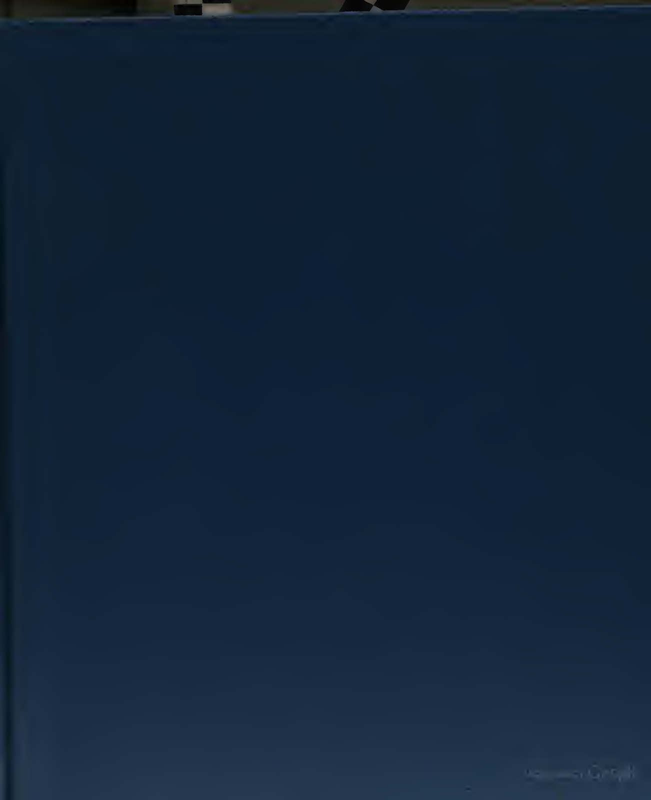





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joseph Lehmann.

Einundsiebzigster Band.

Januar bis Juni 1867.



Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
Harrwitz und Goßmann.
1867.

Inhalt.

* Die mit einem Sternchen (*) bezeichneten Artikel befinden sich in der „Kleinen literarischen Revue".

Deutschland und das Ausland.

Schweiz.

Holland.

England.

Skandinavien, Schweden und Norwegen.

Frankreich.

Druck von Eduard Krause in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — Berlin, den 5. Januar 1867. — [Nº 1.

Inhalt.

Als willkommene Gabe für den Weihnachtstisch erlauben wir uns zu empfehlen:

Harrwitz (D.), Lehrbuch des Schachspiels

enthaltend die Analyse der Eröffnungen und Endungen

nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen, Boden, Horwitz, Kieseritzky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen*, dem Verfasser u. A.

21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (7)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Als empfehlenswerth zeigen wir an und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Natur. Zeitung zur Verbreitung naturwissensch. Kenntniß und Naturanschauung für Leser aller Stände. **Mit xylographischen Illustrationen und einem naturwissenschaftlichen Literaturblatte.** Herausgeg. von Dr. **O. Ule** und Dr. **K. Müller.** XVI. Jahrg. 1867. Preis pro Quartal 25 Sgr. (8)

Der Comptoirist, Wochenschrift für Verbreitung kaufmännischer Kenntnisse besonders unter Handlungsgehilfen und jungen Kaufleuten. Redakt.: Dr. **Julius Schadeberg.** VI. Jahrg. 1867. Schmal 4. Preis pro Quartal 22½ Sgr.

Halle a./S. **G. Schwetschke'scher Verlag.**

Lehrern und Schülern zur Nachricht, dass für

Liechtenstern und Lange's Schulatlas

die der gegenwärtigen politischen Situation entsprechend veränderten Karten soeben fertig geworden sind, und dass der Atlas mit allen revidirten Blättern durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist.

Veränderungen erlitten die Blätter Nr. 6, 7, 11, 12, welche den älteren Besitzern des Atlas besonders zu empfehlen sind. Ferner wurden die Blätter 9, 10, 12a, 20, 25 mit Nachträgen und Colorit veränderungen versehen. (9)

Die sämmtlichen Karten sind einzeln à 2 Sgr. zu beziehen.

Braunschweig, December 1866. **George Westermann.**

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz und Goßmann) in **Berlin** erscheint:

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Herausgegeben von Professor Dr. **M. Lazarus** und Professor Dr. **H. Steinthal.**

Die bis jetzt erschienenen Hefte (Bd. I. bis IV.) enthalten u. a.:

Lazarus und Steinthal: Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie. — Paul Heyse: Ueber italiänische Volkspoesie. — v. Eckstein: Der Sitz der Cultur in der Urwelt. — Steinthal: Zur Charakteristik der semitischen Völker. — Nöldeke: Die Schlange nach arabischem Volksglauben. — Lazarus: Ueber den Ursprung der Sitten. — H. v. Blomberg: Das Theatralische in Art und Kunst der Franzosen.

Steinthal: Die ursprüngliche Form der Sage von Prometheus. — Lazarus: Verdichten des Denkens in der Geschichte. — Steinthal: Ueber den Aberglauben. — Fr. Müller: Rede zweier Maori an den Kaiser von Oesterreich. — L. Tobler: Ueber die dichterische Behandlung der Thiere. — Steinthal: Die Sage von Simson. — W. Lübke: Der gothische Styl und die Nationalitäten. — Steinthal: Der Durchbruch der subjectiven Persönlichkeit bei den Griechen. — Lazarus: Ueber das Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit. — H. Schwabe: Die Engländer und die Kohlenarbeiter.

Lazarus: Einige synthetische Gedanken zur Völkerpsychologie. — Ludwig Rüdiger: Ueber Nationalität. — Paul Laband: Die rechtliche Stellung der Frauen im altrömischen und germanischen Recht. — L. Tobler: Das Wort in der Geschichte der Religion. — Berthold Delbrück: Die Entstehung des Mythos bei den indogermanischen Völkern. Ein psychologischer Versuch. — H. Steinthal: Die Zählmethode der Mbedengo-Neger. — Lazarus: Ueber die Ideen in der Geschichte. — B. Delbrück: Ueber das Verhältniß zwischen Religion und Mythologie.

Emil Wohlwill, Die Entdeckung des Isomorphismus. — L. Tobler, Ueber nomina propria und appellativa. — E. Arendt, Darstellung einiger interessanten Eigenthümlichkeiten der ungarischen Sprache. — W. Radloff, Ueber die Formen der gebundenen Rede bei den altaischen Tartaren. — Adolf Tobler, Ueber das volksthümliche Epos der Franzosen. Oeffentliche Vorlesung. — H. Steinthal, Lotze's Mikrokosmus. 2. Artikel. Die Geschichte als Erziehung des Menschengeschlechts. — Richard Böckh, Die statistische Bedeutung der Volkssprache als Kennzeichen der Nationalität.

Preis des Bandes von 4 Heften (zu je 7—8 Bogen) 3 Thlr. (10)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien:

Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues

von Prof. Dr. **H. Steinthal,**

Zweite Bearbeitung seiner „Classification der Sprachen". 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Nach dem Muster von W. v. Humboldt's individueller Sprachforschung werden neun der hauptsächlichsten bisher bekannten Sprachtypen ausführlich charakterisirt, so dass auch der mit diesen Sprachen völlig Unbekannte sich ein Bild von den fremdartigen Redeweisen machen kann. Es werden namentlich dargestellt: das Chinesische, die hinterindischen Sprachen (das Siamesische und Barmanische), polynesische Sprachen (Malayisch), die altaischen Sprachen (Jakutisch), amerikanische Sprachen (Mexikanisch und Grönländisch), Aegyptisch, die semitischen Sprachen (Arabisch) und die indogermanischen Sprachen (namentlich Griechisch).

Vorangeschickt ist eine Kritik der bisherigen Classificationen und besonders der Humboldt'schen Sprachbetrachtung. (11)

Auf jedem Festtisch willkommen.

Berthold Auerbach's (12)

Deutscher Volkskalender

auf das Jahr 1867.

Mit Beiträgen von **M. Löwe-Calbe, G. Prizel, Otto Ule** und **Max Maria von Weber,** und Bildern nach Zeichnungen von Wilhelm von Kaulbach und Paul Thumann.

Preis 12½ Sgr.

Zwei größere ernste Erzählungen des Herausgebers, zwei kleine und viele „Neue Stücklein vom alten Gevattersmann" schmücken diesen Jahrgang; das Kalendarium ist in großer Vollständigkeit gegeben, die anmuthigen Illustrationen überaus zahlreich.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In unserm Verlage ist erschienen:

Das weströmische Reich

besonders unter den Kaisern

Gratian, Valentinian II. und Maximus.

(375—388)

Von (13)

Dr. **Heinrich Richter.**

44 Bogen gr. 8. geh. 1865. 3 Thlr. 20 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Die Grenzboten. (14)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 52. Mecklenburg vor den Parlamentswahlen. — Kunst und Künstler im Gefolge des Kriegs. — Diderot's Leben von Rosenkranz. — Otto Jahn's kleine Schriften. — Die Souveräne als Pairs im Bundesstaat. — Vom Weihnachtstische. — Literatur.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (15)

Uebersicht der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 51. Rückblicke auf die auswärtige Politik. — Eine Expedition in das Amazonenthal. — Die Industrie der Maoris auf der allgemeinen Ausstellung in Auckland (Neu-Seeland). — Thiergeographische Studien, von Dr. G. Jäger. — Die Jagd auf das atlantische Telegraphenkabel vom Jahre 1865. — Verschiedenes.

Nr. 52. Rückblicke auf die auswärtige Politik. — Schriften zur hundertjährigen Jubelfeier der königl. sächsischen Berg-Akademie zu Freiberg. — Eine Expedition in das Amazonenthal. — Die neueren Fortschritte der Ansiedelungen in Australien. — Die Urbevölkerung Indiens. — Die Soldatennoth in England. — Die Chinesen im französischen Cochinchina. — New-York vor 200 Jahren. — Gebeine des Einsiedlers (Pezophaps) auf Rodriguez. — Arabische Legenden aus Palästina. — Hannibals Alpenübergang.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

1867.

Der neue Deutsche Bund.

Europa und besonders Deutschland ist mit dem Jahre 1866 in einen bedeutungsvollen Wendepunkt seiner Geschichte eingetreten.

Trotz der weltstürmenden Ereignisse der Jahre 1830 und 1848 war doch bis zum Tage von Königgrätz im continentalen Europa die signatura temporis dieselbe geblieben, die seit der unumschränkten Herrschaft Napoleon's I. in Frankreich und seit seiner Besiegung im J. 1815 überall der Zeit aufgedrückt war: sie trug den Stempel der absolutistischen, der österreichisch-russischen Anschauung der europäischen Angelegenheiten. Haß und Bekämpfung aller nicht auf der Grundlage des Absolutismus ruhenden Staatsverfassungen — das war das von dem eisigen Hauche Rußlands, von der geisttödtenden Atmosphäre Oesterreichs getragene Princip aller Regierungs-Weisheit, aller Staaten-Politik von Lissabon bis St. Petersburg. Ja, auch nachdem Napoleon III. die österreichisch-russische Präponderanz in Europa abgeschwächt hatte, blieb die Abneigung gegen das von dem neuen Cäsar nicht minder, als von den beiden alten Kaisern, gehaßte constitutionelle Regiment der leitende Grundsatz der continental-europäischen Politik.

Im J. 1822, auf dem Kongresse von Verona, hatte Fürst Metternich diesen Grundsatz zum Leitstern der heiligen Allianz erhoben. „Die einzige Möglichkeit," sagte er damals in einer seiner Noten, „das Wort Constitution in seiner Anwendung auf das monarchische System zuzulassen, besteht darin, daß es uns in den Stand setzt, die öffentliche Macht unter der obersten, untheilbaren und unveräußerlichen Autorität des Monarchen zu organisiren. In jedem anderen Sinne ist das Wort Constitution gleichbedeutend mit dem Wort Anarchie!"

Diesem Leitstern folgend, bekämpfte Oesterreich vierzig Jahre lang jede freie Verfassung, jede das Nationalbewußtsein fördernde Idee in Italien, wie in Deutschland. Es bekämpfte und verfolgte sie in Italien so lange, bis es selbst bekämpft, verfolgt und zum Lande hinausgejagt war. Und was man dort im J. 1859 so glücklich begonnen hatte, das sollte im J. 1866, unter Preußens Führung, ebenso glücklich in Deutschland, wie in Italien, zur Vollendung gelangen.

Preußen hatte bereits auf dem Kongresse von Verona, zuerst durch den Staatskanzler, Fürsten Hardenberg, und nach dessen Tode durch den älteren Grafen Bernstorff, die österreichische Regierung vor einem Zuweitgehen in jener verfassungsfeindlichen Interventions-Politik gewarnt. Namentlich warnte es — mit einem Hinblick auf Oesterreichs Antipathieen gegen den König von Württemberg, Wilhelm I., der damals ein gewisses Verständniß für das Bedürfniß der Einigung Deutschlands, als eines Bundesstaates unter einer freien Verfassung, gezeigt hatte, — vor jeder Einmischung in die inneren, d. h. in die Verfassungs-Angelegenheiten der deutschen Mittelstaaten. Preußen erklärte dem Fürsten Metternich ausdrücklich, daß es die Bestimmungen der Wiener Schluß-Akte, worin die Scheidelinie der gemeinsamen Rechte des Bundes und der Partikular-Rechte der deutschen Staaten vorgezeichnet sei, streng gewahrt zu sehen wünsche. Aber wir wissen, wie Oesterreich, dieser Bestimmungen ungeachtet, durch den Bundestag das Verfassungsleben der deutschen Staaten zu beeinträchtigen und da, wo es noch nicht vorhanden war, zu hintertreiben wußte. Wir wissen, wie lange Oesterreich, das in jedem befreienden Geistessiege des jugendlich-kräftigen Preußen mit Recht eine Niederlage der eigenen, altersschwachen Herrschaft über die deutschen Dynastieen erblickte, bestrebt war, Preußen auf Einem politischen Niveau mit sich, dem undeutschen Kaiserstaate, zu erhalten. Wir wissen, wie es auch den großen Bau, den Preußen auf dem Felde der materiellen Interessen Deutschlands, aufgeführt hatte, den Zollverein, durch diplomatische Unterwühlung des Bodens, umzustürzen stets bemüht war. Wir wissen, daß die halbhundertjährige Geschichte des von Oesterreich geleiteten deutschen Bundes nichts Anderes ist, als die Geschichte der Unterdrückung Deutschlands auf geistigem wie auf materiellem, auf kirchlichem wie auf staatlichem Gebiete.

Kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen in jedem tiefblickenden Politiker Deutschlands die Ueberzeugung geweckt wurde, daß nur, wenn die österreichische Regierung ganz und gar von den Berathungen und Beschlüssen über Deutschlands gemeinsame Interessen ausgeschlossen werde, Hoffnung vorhanden sei, dasselbe wieder zu seiner alten, historischen Bedeutung gelangen zu sehen.

Diese Ueberzeugung war zuerst bei den preußischen Mitgliedern des deutschen Parlaments in den Jahren 1848 bis 1850 zu klarem Bewußtsein gelangt. Diese Ueberzeugung gewann sehr bald auch der große Staatsmann, der jetzt an der Spitze des preußischen Kabinets sich befindet, und zwar schon damals, als er noch der Vertreter Preußens am deutschen Bundestage war. Diese Ueberzeugung hat derselbe Staatsmann, wie Heinr. v. Treitschke in einem der letzten Hefte der „Preußischen Jahrbücher" nachweist, vollständig in einer Denkschrift niedergelegt, die er dem Prinzen-Regenten von Preußen im J. 1858 in Baden-Baden überreichte. Und von dieser Ueberzeugung durchdrungen, hat König Wilhelm I. von Preußen bereits vor seinem Regierungs-Antritte an die Reorganisation des Heeres gedacht, das Deutschland von dem auf ihm seit Jahrhunderten lastenden, österreichischen Drucke befreien sollte.

Ja, Deutschland ist ebenso wie Italien im J. 1866 von der Fremdherrschaft befreit worden! Möge es nun auch, ebenso wie Italien, ungestört von außen, zur Befestigung seiner politischen Institutionen und zur Sicherstellung seiner nationalen Einheit schreiten können! Keine der dem neuen Bunde angehörenden Regierungen wird hoffentlich Anstand nehmen, diejenigen Opfer zu bringen, die zum Heile Deutschlands von ihr erheischt werden. Die einheitliche Leitung des Kriegswesens, der auswärtigen und der Zollvereins-Angelegenheiten Deutschlands in der mächtigen und festen Hand Preußens wird dem neuen Deutschen Bunde sicher bald in der gesammten Welt ein so hohes moralisches Ansehen verleihen, daß diejenigen deutschen Stämme und Regierungen, die ihm bisher noch nicht angehören, sich beeilen werden, ihm ebenfalls die Opfer zu bringen, die ihnen einen gleichen Antheil an den Segnungen eines großen in Macht- und Freiheit-Entwickelung, in Recht und Ordnung vorwärts schreitenden Staates verschaffen.

Einig und frei unter Preußens Führung, wird Deutschland dann auch keine Besorgniß mehr zu haben brauchen vor den allerdings immer bedrohlicher werdenden, neuen Rüstungen des Cäsars im Westen. Einig und frei, haben wir das unfreie, in seinen sittlichsten, patriotischen Gefühlen tief zerrissene Frankreich, auch wenn es sein Heer verdoppelte und alle seine Gewehre mit Zündnadeln, alle seine gezogenen Kanonen mit

Hinterladungs-Apparaten ausstattete, nicht zu fürchten. Rußlands Heerschaaren mußten in der Krim, Oesterreichs alte Soldaten in Italien zurückweichen vor den von Napoleonischer Gloire trunkenen Armeen Frankreichs; aber dem geeinigten freien Deutschland gegenüber würde der zweite Napoleon, wenn er es angriffe, ebenso unterliegen, wie der erste unterlag, als dieser im Uebermuthe seiner Triumphe das eiserne Joch seines Despotismus dem Nacken der Deutschen aufgelegt hatte.

Joseph Lehmann.

Das Christenthum unter den Germanen.

Nach Gustav Freytag.*)

Mit der Herausgabe des vierten oder vielmehr ersten Bandes: „Aus dem Mittelalter", hat Gustav Freitag seine „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" abgeschlossen.

Ein Wort zum Lobe dieses Werkes zu sagen, wäre überflüssig. Wir wollen nur bemerken, daß der erste Band sowohl im Styl, wie in der Behandlung des Stoffes seinen diesesmal vorausgegangenen Nachfolgern vollkommen ebenbürtig ist. Gleichwohl war es der schwierigste. Denn während die bereits erschienenen Bilder die Jahrhunderte der Habsburger und der Reformation, die Zerstörungen und Neubildungen des siebzehnten Jahrhunderts und das Jahrhundert Friedrichs des Großen, sowie die neue Zeit umfassen, enthält der jetzt veröffentlichte erste Band die Zeiten von den ersten überlieferten Lebensäußerungen der Germanen an bis zum Ende der Hohenstaufen, also gerade die Perioden der deutschen Geschichte, aus welchen Berichte über das Privatleben sehr spärlich sind und unsere Kenntniß der wichtigsten Lebensformen, trotz der umfangreichen Literatur jener Jahrhunderte, äußerst unsicher ist. Der Verfasser hat es dessenungeachtet vermocht, dem Leser lebendige und treue Bilder aus der Römerzeit, aus der Wanderzeit der germanischen Völker, aus Stadt und Land unter der Regierung der Merovinger und Karolinger, aus den Klöstern im zehnten Jahrhundert, aus dem Volke um 1100, aus den Kreuzzügen und der Hohenstaufen-Zeit vorzuführen, und jedem Abschnitt geeignete Schilderungen aus der Feder von Zeitgenossen beizufügen. Als Probe mögen hier einige Stellen des vierten Abschnitts folgen, welcher „das Christenthum unter den Germanen" behandelt und zu den glänzendsten Darstellungen des ersten Bandes gehört.

„Dem Deutschen, der fest auf dem Grund seiner Väter stand, erschien sein Götterglaube unzerstörbar, wie die Kraft seines Volkes, wie das Gestein seiner Berge. Denn sein eigener nachdenklicher Sinn, sein Wissen, seine Poesie sind es, die er sich als göttliche Welt um das eigene Leben gesetzt hat. Die Natur, welche ihn umgiebt, ist mit den Personen und Thaten seiner Götter erfüllt, vom lichten Morgenstern bis zu dem kleinen Kraut vor seinen Füßen. Altvertraut ist ihm der Hausgeist, der in der Nacht mit dem Besen über die Diele fährt; bei jedem Sturmwind fühlt er an seiner Wange den Flügelschlag des Riesenadlers, der am Erdende die Stürme erregt; gegen den Himmel ragt in der Ferne der blaue Berg, in welchem der Menschengott zur Zeit haust, wo die Winter-Riesen herrschen. Er weiß nicht, was es zu bedeuten hat, daß das Mistelreis nicht auf der Erde sprießt, sondern hoch oben aus dem Baumstamme; er weiß, warum Baldur's Blume so große Heilkraft hat, was der erste Frühlingsruf des Kukuks kündet und was der flüchtige Hase bedeutet, der seinen Pfad kreuzt. An seinem Herdkessel und über dem großen Becher hat er feierliche Schwüre gethan, seinen Wunsch haben ihm die Götter gewährt, jede Stunde fühlt er, daß das Leben in ihrer Hut ist; die Mark seines Feldes ist geweiht durch den Wurf des heiligen Hammers, und der Schlag des Hammers, der sein Weib berührte, hat ihm die Ehe gesegnet. Wenn er dem Sänger in der Halle lauscht, hört er Kunde, die von den Göttern stammt, uralte Weisheit, wie ein Gott die Erde aus dem zerstückten Leib eines Riesen zusammengefügt: aus dem Gebein die Berge, aus dem Blut das Meer, aus dem Haar die Bäume, und wie später der Gott wieder aus dem Boden den Menschen geformt: das Gebein aus Steinen, das Herz aus Wind, die Gedanken aus Nebel, die Augen aus der Sonne. Gute Sprüche, deren Kraft er oft empfunden, sind durch wandernde Götter den Weisen der Vorzeit offenbart; in seines Volkes alter Geschichte stehen die Gestalten der höchsten Götter als Urahnen seines Geschlechts. So lebt das Göttliche in ihm und über ihm auf allen Wegen, und Zorn und Neigung der Gewaltigen fühlt er vom Morgen bis zum Abend."

Aber im Laufe der Jahre wandelte sich der alte Glaube. Aus den riesigen Bildern der Naturkräfte wurden göttliche Abbilder der Menschennatur, denen die Phantasie Thaten und Schicksale andichtete, wie sie im irdischen Leben gesehen wurden; die Zahl der Götter und Dämonen mehrte sich, ihre Gestalt ward immer menschenähnlicher, ihr Leben immer sinnlicher, und allmählich machte sich ein Unterschied bemerkbar zwischen den Vorstellungen der Menge und den Gedanken der Weisen. Die Sehnsucht nach Aufklärung wuchs; bald trat schwankende Unsicherheit an Stelle der früheren felsenfesten Gewißheit, und der innere Widerspruch zwischen althergebrachtem Glauben und neuer Seelenforderung ward immer größer, als man den Boden verließ, mit dem der heimische Glaube verwachsen war. Denn die Fremde übte einen gewaltigen Einfluß aus. Obgleich der ausziehende Stamm seine Priester und die heiligen Zeichen der Gottheit mit sich nahm, so lernte er doch jetzt in anderem Lande andere Götter kennen. Traf ihn Drangsal, Hunger oder Niederlage, und ihm ward keine Hilfe von seinen Göttern, zu denen er gebetet, so frug er zweifelnd, ob die Gottheiten der Fremden nicht mächtiger seien, als die seinigen, und wollte der fromme Hauswirth nach Väter Sitte den Trank weihen, der jetzt aus Wein statt des gewohnten Getränkes bestand, so war er ungewiß, ob er den heimischen Gott anrufen sollte, oder den fremden.

Dazu kam die Veränderung der Gegend, welche auf den wandernden Deutschen wirkte. „Die Natur wurde ihm götterlos; ob die Schicksalsfrauen über dem Brunnen walteten, aus dem er in der Fremde schöpfte, ob in der Höhle neben seinem Lager ein Zwergvolk hauste, das wußte er nicht. Sternbilder, zu denen er gläubig aufgeschaut, waren in seinem Rücken geschwunden und neue Sterne glänzten an seinem Himmel; er suchte Heilkraut zu frommem Spruch, und er fand die zauberkräftige Pflanze nicht mehr; auch einige Vögel der Heimat hatten ihn verlassen und fremde Laute tönten von den Zweigen; ja wenn er in den Hain trat, rauschte auch das Baumlaub anders im Winde als daheim, und wenn er seine Pflugschar durch den neuen Ackergrund ziehen wollte, es mußte geschehen an andern Tagen und zu anderer Jahreszeit, als daheim die Götter befohlen."

Kein Wunder, daß der neue Christenglaube, der damals von begeisterten Bekehreen gelehrt ward, sich schnell unter den Stämmen verbreitete, welche ihre heimischen Sitze verlassen hat

---

*) Aus dem Mittelalter. Von Gustav Freytag. Leipzig. 1867. Verlag von S. Hirzel.

ten und mit der Kultur des Römerreiches in Berührung gekommen waren.

Um so langsamer dagegen und nur nach harten Kämpfen und manchem Fehlschlag fand er im Norden Eingang, wo die Völker in ihrer alten Heimat geblieben waren. Schon K. Maurer hat uns in seinem trefflichen Werke über die Einführung des Christenthums in Norwegen eine geistvolle Schilderung von den Schwierigkeiten entworfen, welche die Verkünder des Evangeliums zu überwinden hatten, um den festgewurzelten Glauben allmählich auszurotten oder wenigstens zu christianisiren. Unser Verfasser berichtet in malerischer Darstellung Aehnliches von dem Uebergange des Heidenthumes in das Christenthum bei den Bewohnern des nördlichen Deutschlands.

„Der Germane sah auch vor seinen Hütten die Verkünder der neuen Lehre. Und diese erhoben den Anspruch, daß auch er ihrer Lehre folgen sollte. Die Fremden waren bewanderte Männer, die wohl Bescheid wußten; sie erwarben den Schutz eines Häuptlings, sie lebten dürftig, enthielten sich zuweilen der Nahrung und des Methhorns, aber sie redeten stolz von ihrem Gott und dem Heil ihrer Lehre.

„Dem Knechte wie dem Häuptlinge verkündeten sie die Geheimnisse der Gottheit, sie wandten sich an Witz und Gemüth jedes Einzelnen und füllten die Häuser und den Saal der Berathung mit leidenschaftlichem Wechselgespräch. Sie selbst waren in Vielem Männer; ihr Zauber, den sie über Waffen sprachen und über ein krankes Glied, war kräftig und man merkte, daß ihre Genossen auch wacker zu sterben wußten, in der Hoffnung, daß die geflügelten Boten ihres Gottes ihre Seelen in seinen Saal geleiten würden."

Sie waren auch freundlich, heilten den Kranken und spendeten dem Dürftigen, und Vieles von ihrer Lehre entsprach in auffallender Weise dem Glauben des Germanen. Anderes aber widerstrebte dem deutschen Sinn so sehr, daß es in der Lehre der Bekehrer zurücktreten mußte und doch noch Unwillen erregte.

„Der Christenglaube sah kalt auf die Rache, die man an seinem Feinde nahm; er lobte nicht den Stolz des Mannes, der trotzig auf der Erde stand; er forderte niedrigen Sinn von seinen Männern und die Feigheit, welche Kränkung duldend ertrug; er begehrte Liebe, wo der Deutsche grimmig zu hassen gewohnt war, und schalt wohl gar auf die Treue, welche den Vortheil des Herrn höher hielt, als Leben und Gut seiner Feinde. Und wer war der fremde Gott? Er hatte selbst schimpfliche Strafe erduldet, er war an's Kreuz geschlagen wie ein Ueberläufer oder tückischer Verräther, er wollte in seiner Gefolgschaft keinen Unterschied machen zwischen Edeln und Knechten, er war in namlosem Geschlecht geboren, in dürftiger Hütte eines schwachen Stammes, dessen Söhne als reisende Händler vor der Saalthür des Häuptlings lauerten, diesem seine Kriegsbeute abzukaufen. Vor solchem fremdländischen und ruhmlosen Manne sollte der Abkömmling eines Gottes sein Haupt neigen und sich unter sein Gesinde stellen? Einem unkriegerischen Manne sollte er dienen, der seinen Feinden unterlegen war? Wie vermochte ein solcher seinen Anhängern Sieg über die Feinde zu geben und Glück auf dieser Erde, das er selbst nicht gehabt?

„Endlich, derselbe Gott wollte seine Bekenner scheiden auch nach dem Tode von allen vorangegangenen Helden des Volkes, und seine Priester behaupteten, daß alle großen Kriegsfürsten der Vorzeit, deren Ruhm der Sänger verkündete, daß alle geschiedenen Lieben in der schlechten Todtenhalle der Unterwelt unter Feiglingen, Verräthern und Meineidigen kauern sollten bis an das Ende aller Tage."

Oft und lange schwankte der Kampf, und zweifelhaft war es stets, ob die Fremden dem Zorn des Volks zum Opfer fallen, oder ob sie selbst die Zeichen der Götter stürzen und die heiligen Haine fällen würden. Mit diplomatischer Klugheit geboten die Päpste ihren Sendlingen, möglichst zu schonen, was sie irgend bestehen lassen könnten und den heidnischen Gebräuchen und Vorstellungen ein christliches Gewand zu verleihen. So entstand in deutschen Gauen nach und nach ein Mischglaube, dessen Spuren wir noch heutiges Tages überall entdecken. Die alten Ueberlieferungen blieben und nahmen christliche Deutung an; die hergebrachten Festgebräuche wurden den neuen Festen angepaßt; selbst die Gedächtnißtage so mancher Heiligen mögen absichtlich in Zeiten verlegt worden sein, welche schon vorher zu religiösen Feierlichkeiten bestimmt waren; auf mehrere christliche Feste ward sogar der Name der früheren heidnischen Hochzeiten übertragen, und in den mythischen Gebilden und Sagen pflanzte sich die Erinnerung an das Alte neben dem Neuen fort. Heidnische Tempel wurden in christliche Kirchen verwandelt, in heiligen Hainen Klöster errichtet, auf Bergen, welche Göttern geweiht gewesen, Kapellen erbaut, und selbst die Götter und Göttinnen erhielten sich neben den hellleuchtenden Gestalten des eingeborenen Sohnes in seiner jungfräulichen Mutter: nur wurden die wilden grausamen Züge derselben auf Teufel und Dämonen, ihre milden, unschädlichen Eigenschaften aber auf die Heiligen und Engel übertragen, deren Legenden den passendsten Anlehnungspunkt boten.

Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Frankreich.

Diderot's Leben und Werke, von Karl Rosenkranz.*)

Von Dr. Max Ring.

I.

Aus dem Leben Diderot's.

Es ist ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit, daß sie gegenüber den maßlosen, zur Mode gewordenen Angriffen auf die hervorragendsten Geister des achtzehnten Jahrhunderts endlich anfängt, wieder Gerechtigkeit zu üben und die große Bedeutung dieser außerordentlichen Männer anzuerkennen. Vor Allem gefielen sich in Frankreich die reaktionären Anhänger der Kirche und des Staats, in Deutschland die katholisirende romantische Schule in dem Streben, die sogenannten Encyclopädisten in den Staub herabzuziehen, ihre Verdienste zu bestreiten, die von ihnen herbeigeführte Aufklärung und Toleranz zu schmähen und mit den ekelhaftesten Schimpfnamen zu belegen. Die Dunkelmänner und Jesuiten aller Länder reichten sich die Hand und verbanden sich, um das große Werk dieser Freiheitsmänner zu zerstören, ihren Einfluß zu bekämpfen und ihr Andenken zu verlästern. Voltaire und Rousseau wurden als Geister der Hölle verdammt, Diderot und die übrigen Encyclopädisten als Feinde des Throns und des Altars bezeichnet und verflucht.

Diese leidenschaftlichen Angriffe konnten jedoch vor einer unparteiischen Kritik nicht bestehen und trugen nur dazu bei, von Neuem die Aufmerksamkeit auf die Bahn brechenden Ge-

*) Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1866.

nien und Initiatoren des achtzehnten Jahrhunderts zu lenken. Literarhistoriker, Geschichtschreiber und selbst Staatsmänner veröffentlichten zunächst in Frankreich ihre mehr oder minder wichtigen Studien und Monographieen über die Väter der Toleranz, die geistigen Urheber der ersten französischen welterschütternden Umwälzung und Begründer der modernen Freiheit auf religiösem und politischem Gebiet. Auch in England und Deutschland wuchs von Neuem das Interesse an den sogenannten Encyclopädisten und ihren Epoche machenden Arbeiten. Man beschäftigte sich mit ihren Werken, die man nur zu sehr vernachlässigt hatte, da man über die Wirkung fast die Urheber vergessen hatte; man las ihre Schriften, ihre Memoiren, Briefe und gewann somit ein neues und würdiges Bild von dem Leben, Denken und Thun dieser viel geschmähten Männer, deren wichtigen Einfluß auf unsere Bildung und moderne Weltanschauung Niemand mehr bezweifeln kann.

Als das Resultat solch eingehender Studien veröffentlichte Professor Rosenkranz „Diderot's Leben und Wirken", ein ebenso interessantes als bedeutendes Buch, das wir nicht dringend genug unseren Lesern empfehlen können. Dem berühmten Verfasser ist es gelungen, in seiner überaus werthvollen und gründlichen Biographie zugleich mit dem Bilde des von ihm geschilderten Schriftstellers ein ebenso fesselndes als gehaltvolles Bild der ganzen großen Zeitepoche zu geben, so daß der Literarhistoriker hier als wirklicher Geschichtschreiber im besten Sinne des Wortes erscheint. Mit bewunderungswürdigem Fleiße hat Professor Rosenkranz das reiche Material gesammelt, mit scharfsinniger Kritik gesichtet und geordnet, mit echt philosophischem Geiste die daraus sich ergebenden Resultate und Schlußfolgerungen gezogen. Nur hier und da vermissen wir die Ueberwältigung des allerdings massenhaften Stoffes, fehlt die plastische Gestaltungskraft, scheint uns der Philosoph dem Geschichtschreiber, dem Kritiker, dem darstellenden Künstler geschadet zu haben, wodurch jene Lebendigkeit, der Glanz und die Frische des Colorits, welche unbeschadet der Gediegenheit eines derartigen Bildes wünschenswerth ist, zuweilen beeinträchtigt wird.

Denis Diderot wurde 1713 am 5. Oktober zu Langres in der Champagne geboren. „Die Einwohner dieses Landes, sagt er selbst, besitzen viel Geist, eine allzugroße Lebendigkeit, die Unbeständigkeit einer Wetterfahne. Der Kopf meiner Mitbürger ist wie der Hahn auf der Spitze eines Kirchthurms; er steht keinen Augenblick fest und auf Einem Punkt. Was mich betrifft, so bin ich ein echter Sohn meiner Vaterstadt, nur der Aufenthalt in Paris und das Studium hat mich etwas gebessert." — Diderot's Vater war Messerschmied, ein sehr geschickter, würdiger und charaktervoller Mann, seine übrige Familie höchst ehrenwerthe Leute, sein jüngerer Bruder war Kanonikus, ein eifriger und ergebener Diener seiner Kirche. Diderot selbst wurde von seinen Aeltern für den geistlichen Stand bestimmt und fing im achten oder neunten Jahre seine Studien bei den Jesuiten seiner Vaterstadt an. Im zwölften Jahre erhielt er bereits die Tonsur, aber der Unterricht und vor Allem die Strenge seiner Lehrer langweilte ihn so sehr, daß er lieber die Profession seines Vaters ergreifen wollte. Man gab ihm eine Arbeitsschürze, und der Vater stellte ihn an seine Seite, aber er verdarb alle Messer und Instrumente, die er berührte. Das dauerte 4—5 Tage, als er plötzlich aufstand, auf seine Stube ging, seine Bücher nahm und in das Collegium mit den Worten zurückkehrte: „Ich ziehe die Ungeduld der Langeweile vor."

Die Jesuiten von Langres, welche bereits das Talent des Knaben erkannten, beredeten ihn durch ihre Verheißungen, das väterliche Haus heimlich zu verlassen und nach Paris zu gehen, um in den Orden zu treten. Durch einen Freund wurde sein Vorhaben dem Vater verrathen. Statt ihm zu zürnen, brachte ihn dieser jetzt selbst nach Paris in das dortige Collegium und sorgte für sein Unterkommen. Er erwarb sich durch seine Liebenswürdigkeit zahlreiche Freunde, darunter den bekannten Abbé Bernis, der sich später als Dichter und Cardinal einen Namen machte. Sie gingen häufig in eine Restauration, wo sie für sechs Sous speisten, und Diderot erinnerte sich später mit Heiterkeit dieser fröhlichen, frugalen Mahlzeiten. Im Uebrigen führte er ein leichtes Leben, jedoch blieb gemeine Liederlichkeit ihm fern. Diderot war sinnlich, voller Phantasie, im höchsten Grade reizbar, trotzdem floh er die Versuchung. Einmal war er in eine schöne Operntänzerin verliebt. Von dem Fenster eines Freundes belauschte er sie bei ihrer Toilette; er sah, wie sie den Fuß auf einen Stuhl stemmte und die Flecken ihres Strumpfes mit Kreide besirich. „Mit jedem Strich, sagte er, verminderte sich meine Leidenschaft, und am Ende ihrer Toilette war mein Herz so rein wie ihr Fußwerk." Ein andermal entfloh er wie der keusche Joseph den Versuchungen einer liebenswürdigen und leichtfertigen Person, nachdem er durch einen Freund über die Gefahr ihrer Gunstbezeugungen belehrt worden war.

Da das Studium der Theologie dem jungen Diderot immer weniger zusagte, so schrieb sein Vater an seinen Landsmann, den Procurator von Paris, Herrn Clément de Ris, seinen Sohn in Pension zu nehmen und ihn die Rechte studiren zu lassen. Er blieb hier zwei Jahre, fand aber ebenso wenig Gefallen an seinem neuen Beruf. Alle Zeit, die er erübrigen konnte, widmete er der griechischen und lateinischen Sprache, die er nicht gründlich genug glaubte erlernen zu können. Außerdem trieb er das Italiänische und Englische und mit besonderer Liebe Mathematik. Der Freund seines Vaters hielt dergleichen Beschäftigungen für nutzlos und glaubte diesen davon benachrichtigen zu müssen. Diderot sollte sich bestimmt erklären, welchen Stand er wählen wollte. Der Stand eines Rechtsgelehrten mißfiel ihm. Theologe konnte, Arzt wollte er nicht werden. „Aber, mein Gott! sagte Herr Clément, Sie müssen doch eine Wahl treffen. Was wollen Sie werden?" — „Nichts, wahrhaftig nichts, lautete die charakteristische Antwort. Ich liebe das Studiren; ich bin glücklich und zufrieden und verlange nichts anderes."

Jetzt zog der Vater seine Hand von dem mißrathenen Sohn, indem er ihn seinem Geschicke überließ. Dagegen schickte ihm die schwächere und zärtlichere Mutter von Zeit zu Zeit etwas Wäsche und einige Louisd'or. Diderot miethete sich ein Stübchen und lebte unbekümmert so lange sein Geld reichte, nur auf die Erweiterung seiner Kenntnisse bedacht. Bald aber stellte sich bei ihm der Mangel ein; aber er erwarb sich durch Unterricht, vorzüglich in der Mathematik, seinen nothdürftigen Unterhalt. Man bezahlte ihn mit Büchern, mit Möbeln, mit Mahlzeiten, selten mit Geld, doch war ihm dies bei seiner Sorglosigkeit einerlei. Nebenbei verfertigte er Predigten für einen Missionär in den portugiesischen Kolonien, das Stück zu 50 Thalern, was Diderot zu den besten Geschäften rechnete, die er überhaupt in seinem Leben gemacht. Endlich erhielt er bei einem reichen Financier eine Stelle als Hauslehrer mit einem Gehalt von 1500 Francs. Aber er zog seine frühere Unthätigkeit bald wieder der glänzendsten Lage vor, und trotzdem sein Prinzipal ihm das Gehalt verdoppeln, jeden seiner Wünsche erfüllen wollte, kehrte er schon nach drei Monaten in sein Dachstübchen, zu seinen Studien und seiner Dürftigkeit zurück.

Im Jahre 1741 machte Diderot die Bekanntschaft des Fräulein Annette Champion, deren Mutter einen Handel mit Weißzeug und Spitzen trieb. Sie war groß, schön und fromm; einige wohlhabende Kaufleute bewarben sich um ihre Hand, aber sie zog ihnen den armen Diderot vor. Um sich die Einwilligung seines Vaters und die nöthigen Papiere zu seiner Verheiratung zu verschaffen, reiste er in die Heimat. Man behandelte ihn als einen Irren und befahl ihm, unter Androhung des väterlichen Fluches, von seinem thörichten Vorhaben abzustehen. Diderot sagte kein Wort, sondern reiste nach Paris zurück und theilte der Geliebten den Erfolg seiner Verhandlungen mit aller Schonung mit. Sie erklärte entschieden, nie sich einer Familie aufdrängen zu wollen, die sie nur mit scheelen Blicken ansehen würde. Aber Diderot wurde in Folge der Aufregung krank. Mutter und Tochter eilten zu seiner Pflege herbei, und sobald er wieder ausgehen konnte, ließ er sich mit seiner Geliebten heimlich in der Kirche St. Pierre um Mitternacht trauen.

Diderot war dreißig Jahre geworden, ohne als Schriftsteller aufzutreten. Die Noth und die Sorge für seine Familie zwangen ihn, den literarischen Erwerb zu suchen, da er keinen anderen Ausweg bei seinem Sinn für Unabhängigkeit fand. Anfänglich ernährte er sich durch Uebersetzungen aus dem Englischen. Eine Geschichte Englands, für die er 100 Thaler empfing, Shaftesbury's Versuch über das Verdienst und die Tugend, sowie James' großes Wörterbuch der Medizin waren die Erstlingswerke seines Fleißes. Da er für das tägliche Brod arbeiten mußte, so war er nicht wählerisch; er konnte sich nicht mit seinem Talent einer großen Aufgabe widmen und zersplitterte sich nach allen Seiten. Dadurch erklärt sich wohl auch in seinem späteren Leben der Mangel an Concentration, seine Vielseitigkeit, aber auch eine gewisse Flüchtigkeit, die ihn verhinderte, ein seinem Genie entsprechendes Werk zu hinterlassen. Auch ihn traf der Fluch der Lohnschreiberei, die nicht er, sondern leider die Verhältnisse verschuldeten.

Nachdem die Mutter seiner Frau gestorben war, wurden seine häuslichen Verhältnisse immer drückender. Die gute Annette schränkte sich zwar auf das Aeußerste ein; sie besorgte die Wirthschaft selbst und hielt sich nur eine Aufwartefrau, welche des Morgens kam, um auszufegen und das Nöthige zu besorgen; trotzdem reichten die geringen Verdienste nicht für die Familie hin. Mit Diderot's Bewilligung entschloß sie sich, nach Langres zu reisen, um ihn mit seinem Vater auszusöhnen. Der anfängliche Empfang war frostig, aber bald gewann sie durch ihre Einfachheit und Frömmigkeit die Achtung und Liebe ihres Schwiegervaters und seiner übrigen Familie, so daß sie drei Monate in seinem Hause verweilte und einen Theil der Einkünfte, welche man ihrem Manne entzogen hatte, zugesichert erhielt.

Leider machte Diderot während der Abwesenheit seiner trefflichen, aber etwas beschränkten Frau die Bekanntschaft einer geistreichen Dame, der Frau von Puisieur, die ihn bald so zu fesseln wußte, daß er darüber seine Pflicht vergaß. Als Madame Diderot endlich nach Paris zurückkehrte und ihr das neue Verhältniß nicht verborgen bleiben konnte, ertrug sie zwar ihr Schicksal mit Geduld, aber ihre Stimmung wurde gereizt und düster; allmählich verwandelte sich ihr sanfter Charakter und sie nahm eine gewisse Härte an, die sich mit den Jahren nur noch steigerte. Neue Geldverlegenheiten zwangen Diderot zu neuen Arbeiten, um so mehr, da auch Frau von Puisieur seine Kasse in Anspruch nahm. Vom Charfreitag bis zu den beiden Osterfeiertagen schloß er sich ein und schrieb in Einem Zuge die „Pensées philosophiques", sein erstes selbständiges Werk, mit dem Motto: „Piscis hic non est omnium". Diese anonym erschienene Schrift erregte sogleich ein ungewöhnliches Aufsehen. Das Parlament verurtheilte sie zum Feuer und unzählige Gegenschriften bekämpften die darin ausgesprochenen kühnen Gedanken. Schon in diesem ersten Versuch zeigte sich der ganze Diderot, mit allen seinen glänzenden Fehlern und Tugenden, mit seinem Streben nach Wahrheit, Freiheit und Duldung. „Man kann das Suchen, schrieb er, aber nicht das Finden der Wahrheit fordern. Ich bin genöthigt, dem Falschen, das ich für das Wahre halte, beizustimmen, und das Wahre, das ich für das Falsche halte, zu verwerfen. Was habe ich aber zu fürchten, wenn ich mich unschuldigerweise betrüge? Man wird in der anderen Welt nicht für den Geist belohnt, den man in der hiesigen gehabt hat; sollte man dort dafür bestraft werden, seiner ermangelt zu haben? Einen Menschen für ein schlechtes Raisonnement verdammen, heißt vergessen, daß er ein Dummkopf ist, um ihn als Bösewicht zu behandeln."

Im Uebrigen nimmt in dieser Schrift Diderot noch ganz den Standpunkt der englischen Deïsten ein, welche seine Vorbilder sind. „Man bedarf nicht mehr, sagt er, das Gewicht des Universums, den Atheisten zu zermalmen, sondern der Flügel eines Schmetterlings, das Auge einer Mücke reicht dazu hin." Aber der Skepticismus ist ihm der erste Schritt zur Wahrheit, und auf diesem Wege schreitet er von nun an rücksichtslos weiter, unbekümmert um alle Consequenzen. Nicht diese Gedanken selbst, aber die Form derselben, der geistreich lebendige Styl, in die er sie zu kleiden weiß, sind Diderot's Verdienst und erklären zugleich die große Wirkung auf seine Zeitgenossen. — Auf diesen ersten Versuch folgten zwei ähnliche Abhandlungen über Religion, worin er sich gegen jeden positiven und geoffenbarten Glauben erklärt und die natürliche Religion gegen die Angriffe ihrer Feinde vertheidigt. Zugleich mit diesen ernsten und bedeutenden Schriften veröffentlichte er unter dem Einflusse der Frau von Puisieur und des frivolen Zeitgeistes „Les bijous indiscrets", einen schlüpfrigen Roman nach dem Muster des jüngeren Crebillon. Aber selbst aus dieser Verirrung spricht das große Talent Diderot's, indem er den leichtfertigen Hintergrund durch ebenso wahre als treffliche Sittenschilderungen, durch überraschende Nebenbemerkungen über Literatur, Kunst und besonders über das Theater zu heben weiß, deren Lessing in seiner „Hamburger Dramaturgie" Erwähnung thut. Selbst im Schmutze seiner Zeit konnte Diderot seine bessere Natur, seine höhere Begabung nicht ganz verleugnen. Aehnlich, wenn auch werthvoller und noch anmuthiger, ist das von ihm verfaßte Märchen „L'oiseau blanc, conte bleu", das erst im Jahre 1798 gedruckt erschien, da die Polizei das Mannskript konfiscirt und zurückbehalten hatte.

Für einen solchen Geist wie Diderot lag die Gefahr nahe, zum bloßen leichten Unterhaltungs-Schriftsteller herabzusinken; aber seine Liebe zur Wissenschaft, sein Drang nach Wahrheit und seine Vielseitigkeit bewahrten ihn vor diesem Geschick. Die Mathematik hatte ihn stets interessirt; er hatte darin Unterricht gegeben, war aber noch nicht darin als Schriftsteller aufgetreten. Im Jahre 1748 veröffentlichte er seine „Memoires sur différents sujets des mathématiques", die er merkwürdiger Weise einer jungen Dame, Marie Pigeon, widmete, welche sich mit dieser Wissenschaft erfolgreich beschäftigte. Wichtiger jedoch als diese Arbeit war die Schrift: „Lettre sur les aveugles", voll feiner physiologischer und psychologischer Bemerkungen über die Vorstellungen der Blindgeborenen, wobei er besonders die Anschauungen des englischen Mathematikers Saunderson, der dieses unglückliche

Schicksal hatte, zu Grunde legte. Bei dieser Gelegenheit beging er die Unvorsichtigkeit, durch eine nebensächliche Bemerkung über eine Staar-Operation die Eitelkeit der angesehenen Frau von St. Maure zu reizen, welche dem Polizeiminister d'Argenson nicht gleichgiltig gewesen sein soll. Nur zu leicht gelang es ihr, gegen einen so unruhigen Schriftsteller wie Diderot einen Verhaftsbefehl von dem galanten Polizeiminister zu erlangen, auf dessen Befehl Diderot nach Vincennes gebracht und anfänglich in strenger Haft gehalten wurde. Erst später, als man ihm mehr Freiheit gestattete, durfte er seine Familie und seine Freunde sehen. Hier besuchte ihn auch Rousseau, dem er bei dieser Zusammenkunft Winke ertheilte, in welchem Sinne jener die von ihm später gelöste Preisaufgabe: „Ob der Fortschritt der Wissenschaften und Künste zur Verbesserung oder zur Verschlimmerung der Sitten beitrage?" beantworte sollte.

England.

Die Fortschritte der Pulver-Fabrikation.

„Sie nehmen doch Patent-Pulver?" fragt der Krämer in den Düsseldorfer Monatsheften den Jagdliebhaber, der mit der Büchse auf der Schulter vor seinem Ladentisch steht. „Warum? Ist denn das das beste?" entgegnet der Jäger. „I nun freilich, meint der Krämer, das schießt ja viel todter!"

„Ich bin nicht einmal Jäger", denkt der geehrte Leser und ist geneigt diese Seiten zu überschlagen, welche von den Fortschritten der Pulver-Fabrikation berichten wollen.

Wir bitten dennoch um ein wenig Interesse. Schreiber dieser Zeilen ladet auch weder Büchse noch Kanone; seit seiner Studentenzeit manipulirt er in der Regel mit Pulver nur, insofern dies fein weiß eingeschlagen und sauber etiquettirt die Inschrift zeigt: „dreistündlich zu nehmen" — und doch hat er den Aufsatz des Herrn Abel, über den er referiren will, mit großem Interesse gelesen.

Schreiber dieser Zeilen ist nämlich der Ansicht, daß jede Vervollkommnung der Kriegswaffen und des Kriegsmaterials ein Segen für die Menschheit ist. Der Oelzweig von Elihu Burritt grünt in teleskopischer Ferne, das gegenwärtige Geschlecht kennt den Krieg aus eigener Erfahrung und das heranwachsende wird ihn nicht bloß aus Erzählungen kennen lernen; mit Grausen erblickt das Auge die Gräuel eines Kampfes und nur der Gedanke giebt Trost: „es war einst noch grausiger und es wird besser werden!" Der Sieg wird nicht durch das Blut erkauft, das von dem sterbenden Helden vergossen wird, sondern durch den Schrecken, der in den Reihen des Feindes hervorgerufen wird durch Verluste, durch Bedrohung ihrer Rückzugslinie. Die Vervollkommnung der Kriegswaffen hat die Folge, daß der Schrecken sehr früh entsteht, früher als der Sieger herbeieilen kann, um den weichenden Feind zu tödten; eine von fern mitten in ein Bataillon einschlagende Granate tödtet oder verwundet zehn Mann, raubt aber Hunderten Muth und Besonnenheit, bringt sie zum Weichen und bewahrt sie vor dem Nahe-Kampf, der immer eine verhältnißmäßig große Anzahl der Kämpfenden tödtet. Das Schießpulver hat diesen menschenraubenden Nahkampf sehr beschränkt, und mit dem eisernen Ladestock, dem Feuersteingewehr, dem Zündhütchen, der Zündnadel, der gezogenen Kanone sind die Kriege immer kürzer, die Schlachten immer unblutiger geworden.

Der Fortschritt zum humanen Weltrecht geht nun einmal diesen Weg und deswegen hoffen wir auf das Interesse des geehrten Lesers für ein Referat über einen Vortrag, welchen Herr F. A. Abel, Chemiker des englischen Kriegs-Ministeriums, jüngst in der Royal Society zu London gehalten hat: über das Schießpulver für Kanonen und die neuen Pulver-Arten.

„Die Veränderungen in der Composition des für Kanonen brauchbaren Schießpulvers, sagt Herr Abel, beschränken sich auf einige kleine Variationen in der Proportion seiner constituirenden Bestandtheile; aber die Modificationen in Betreff der Art der Mischung, der Dichtigkeit, der Größe der Körner sind wichtig genug.

„Der spezifische Charakter des Pulvers wird wesentlich bedingt durch die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Salpeters; man hat oft versucht, den Salpeter durch Soda, Blei oder Baryum zu ersetzen; bisher ohne Erfolg. Man unternahm diese Versuche, weil bei dem gebräuchlichen Pulver zufällige Explosionen nicht selten sind, glücklicherweise fast immer nur in Folge mangelhafter Beobachtung der vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln. Man machte auch Versuche, um die zufälligen Explosionen durch Vermischung des Pulvers mit schlecht leitenden Substanzen zu verhindern (solche Versuche wurden in England von Gale gemacht, in Rußland von Fadieff), allein bisher gleichfalls nicht mit gutem Erfolg.

„In neuerer Zeit versuchte man, das gebräuchliche Pulver durch andere leicht explodirende Stoffe zu ersetzen; unter diesen verdient besonders das Nitro-Glycerin eine größere Aufmerksamkeit. Nähert man dem Nitro-Glycerin eine Flamme, so brennt es einfach; nähert man ihm, während es sich auf einem Stück Papier oder Metall befindet, eine Wärme-Quelle, so explodirt es, aber schwach, und brennt dann mit vielem Rauch. Schlägt man hingegen auf ein Stück Papier, das mit der Substanz getränkt ist, so erhält man eine bedeutende Detonation.

„Alfred Nobel, ein schwedischer Ingenieur versuchte zuerst 1864 das Nitro-Glycerin als Explosions-Material. Er machte zunächst einige Experimente mit Kanonen-Schießpulver, dessen Körner mit der Substanz gesättigt waren. Das Pulver brannte an der freien Luft mit hellerer Flamme, als das gewöhnliche Pulver, explodirte in einer Bombe oder einer Mine mit sehr bedeutender Gewalt, so daß seine zerstörende Macht fünf- bis sechsmal so groß sich herausstellte, als die des gewöhnlichen Pulvers. Im letzten Jahre versuchte Nobel das Nitro-Glycerin allein, besonders in Minen, indem er es in einen besonders präparirten Recipienten einschloß, und der Erfolg war überraschend günstig.

„Die Versuche sind in Deutschland wiederholt worden und die Berichte lauten dahin, daß ein Zehntel Gewichtsmenge Nitro-Glycerin und ein Theil Schießpulver bei Sprengungen den gleichen Erfolg haben. Der Preis der neuen Substanz ist etwa siebenmal so hoch als der des Pulvers, ihre Anwendung ist also auch ökonomisch vortheilhaft, zumal auch die Vorarbeit für die Anwendung des Explosions-Mittels weniger kostspielig ist. In England ist nur ein Versuch gemacht worden, aber er scheint entscheidend: ein Block Schmiede-Eisen im Gewicht von 300 Tonnen wurde durch 2 Loth Nitro-Glycerin, die man in sein Centrum gebracht hatte, in Stücke zerrissen. Allein der praktischen Anwendung stellen sich zwei Hindernisse entgegen: die Schwierigkeit, das Nitro-Glycerin gegenüber den Einwirkungen der Atmo-

sphäre rein zu erhalten und die Schwierigkeit des Transportes, die zu Aspinwall und S. Francisco so grausige Explosionen hervorgerufen hat. Möglich, daß die Technik allmählich beide Uebelstände siegreich überwindet, aber zur Zeit ist sie noch weit entfernt davon.

„Eine zweite Substanz, welche dem Schießpulver Konkurrenz macht, ist ein der Schießbaumwolle ähnlicher Stoff, welcher durch Umwandlung der Holzfaser gewonnen wird. Die Entdeckung dieser Substanz erfolgte kurze Zeit nach der Entdeckung der Schießbaumwolle durch Schönbein. Man stellt die Substanz dar durch Einwirkung eines Gemisches von Schwefelsäure und Salpetersäure auf gereinigte Holzfaser. Der preußische Artillerie-Hauptmann Schultze wurde vor einigen Jahren von seiner Regierung beauftragt, die Wirkung der Schießbaumwolle zu untersuchen: er kam dabei auf den Gedanken, daß die Holzfaser gegenüber der Baumwollenfaser Vortheile haben müsse. Er experimentirte und erfand ein Pulver, dessen Basis Sägespähne sind und dessen explodirende Eigenschaften von der Oxydation abhängen, die durch Salpeter oder durch ein Gemisch von Salpeter und Baryt bedingt wird. Hauptmann Schultze bereitete das Pulver, indem er fein vertheilte Sägespähne zunächst sorgfältig von allen harzigen Theilen befreite und dann in ein Gemisch von Schwefelsäure und Salpetersäure eintauchte. Das Produkt ist eine explodirende Masse, die nach der Verbrennung einen bedeutenden Kohlen-Rückstand hinterläßt. Nun wird dies Pulver mit Salpeter gemischt, um ihm die Fähigkeit zu geben, daß es rasch explodire und die Kohle fast vollständig oxydirt werde, also keinen Rückstand hinterlasse. Hauptmann Schultze scheint bei dieser Fabrikations-Methode die Absicht gehabt zu haben, zunächst die Explosions-Intensität willkürlich regeln zu können, und diese Absicht scheint erreicht zu sein. Damit ist die Gefahr einer zufälligen Explosion erheblich verringert. Man versichert überdies, daß für Minen-Zwecke dieses Pulver wirksamer ist als das gewöhnliche, und es ermöglicht überdies die rasche Rückkehr des Arbeiters in die Mine, weil diese nur in geringem Grade von Rauch erfüllt ist. Das ist einer der beträchtlichen Vorzüge, welchen dieses Pulver mit der Schießbaumwolle gemein hat. Vermuthlich wird dies Pulver auch für Jagdzwecke geeignet sein, aber wohl kaum für militairische und Marine-Zwecke.

„In England begann man zuerst vor drei Jahren die Schießbaumwolle systematisch zu prüfen. Man fabrizirte beträchtliche Quantitäten in der Fabrik von Printere in Stowmarket und in den Pulver-Fabriken der Regierung zu Waltham-Abbey. Die von der Regierung zur Untersuchung niedergesetzte Commission hat ihre Aufgabe mit großem Ernst zu lösen versucht: sie kam bis jetzt zu dem Resultat, die Schießbaumwolle für einzelne Industriezweige zu empfehlen; es gelang auch — doch ist die Methode noch Geheimniß — für Jagdzwecke Patronen aus Schießbaumwolle anzufertigen. Man hat für diese Fabrikation der Methode des Baron von Lenk adoptirt, und diese Methode ist unzweifelhaft die beste, sicherste und kürzeste. Gelegentlich sei hier erwähnt, daß diejenige Schießbaumwolle, welche in sehr hohem Grade explosionsfähig ist, in einer Mischung von Alkohol und Aether nur wenig löslich ist; aber bei einer geringen Variation der Schießbaumwolle erhält man ein Produkt, das weniger explosionsfähig ist, aber leicht löslich in Aether und Alkohol und dessen Lösung das bekannte Collodium ist.

„Man macht gegenwärtig im Arsenal von Woolwich sehr ausgedehnte Versuche, um die Veränderungen, welche die Schießbaumwolle beim Ablagern in Magazinen erfährt, wissenschaftlich festzustellen, und um den Einfluß verschiedener Temperatur-Grade (zwischen 15 Grad Kälte und 80 Grad R. Wärme) systematisch zu prüfen. Die Resultate ergeben allerdings, daß unter gewissen Bedingungen die Schießbaumwolle sich zersetzt, aber diese Bedingungen sind keineswegs so häufig zutreffend, wie die französischen Chemiker annahmen. Es entwickelt sich allerdings, wenn man die Schießbaumwolle den Sonnenstrahlen aussetzt, eine gewisse Menge Gas, allein die Menge ist — der Versuch wurde über zwei Jahre hinaus ausgedehnt — sehr gering; Pelouze und Maury hatten angegeben, daß die Zersetzung vollständig erfolge, wenn eine Temperatur von 55 Grad C. einige Tage einwirke, und sie hatten sich wesentlich darauf gestützt, daß wiederholt Explosionen in Behältern erfolgten, die man bis auf 47 Grad C. erwärmt hatte. Wir haben in Woolwich Behälter sechs Monate hindurch in einer Temperatur von Anfangs 47, dann 65 Grad erhalten und es entwickelte sich nur eine unbedeutende Menge Gas. Wir haben schließlich mehrere Behälter einer Temperatur von 90 Grad C. mehrere Stunden ausgesetzt: es entwickelten sich beständig Dämpfe, aber es erfolgte keine Explosion; wir ließen nun auf diese Schießbaumwolle etwa 20 Monate hindurch das Sonnenlicht einwirken, und am Ende dieses Zeitraums hatte die Substanz ihr Ansehen und ihre explodirende Kraft nicht geändert.

„Die günstigen Resultate gegenüber den französischen Versuchen verdanken wir anscheinend einem eigenthümlichen Verfahren: man conservirt nämlich die Schießbaumwolle, indem man sie in Wasser taucht oder indem man sie bis zu dem Grade anfeuchtet, daß sie nicht brennbar ist. In diesem Zustande ist die Schießbaumwolle weniger gefahrdrohend als das Kanonen-Schießpulver, das man mit schlecht leitenden Substanzen gemischt hat. Man kann sie ebenso unbedenklich verladen und transportiren wie gewöhnliche Baumwolle und sie ist dem Fäulniß-Prozeß weit weniger unterworfen als andere vegetabilische Substanzen. Man hat mehrere Monate hindurch Proben von Schießbaumwolle neben Papier und Holz an feuchten Orten aufbewahrt: die Schießbaumwolle hatte alle ihre charakteristischen Eigenschaften unverändert bewahrt, während das Papier, das in unmittelbarer Berührung mit ihr gewesen, bereits verfault und das Holz mit Vegetation bedeckt war.

„Bis zu einem gewissen Grade ist es gelungen, die explodirende Kraft der Schießbaumwolle willkürlich zu regeln: man kann die Geschwindigkeit, mit welcher sie sich entzündet, modifiziren, indem man die Fasern flicht oder preßt. Allein bisher gelingt diese Einwirkung nur für diejenige Schießbaumwolle, welche an der freien Luft entzündet wird: denn im Inneren des Geschützes ist der Druck der entstehenden Gase so bedeutend, daß sie das kompakteste Gewebe in derselben Zeit durchdringen wie das lockere. Es giebt aber noch zwei Wege, um auch für das Geschütz die Explosions-Intensität zu regeln: man kann der Schießbaumwolle andere Stoffe beimengen, die nicht explodiren, z. B. einfache Baumwolle, und dies Verfahren ist mit gutem Erfolg von Prentice zur Fabrikation des Schießbedarfes für Jagdzwecke angewendet worden. Die zweite Methode hat voraussichtlich eine große Zukunft: man komprimirt nämlich die Schießbaumwolle zu einer homogenen Masse, die sich in gleichmäßiger Dicke über andere Körper (z. B. Papier) ausbreiten läßt; man rollt diese imprägnirten Körper zu Cylindern von beliebiger Größe; mit der größeren Dicke der Schießbaumwoll-Schicht wird die Explosions-Fähigkeit der Cylinder steigen, mit der geringeren Dicke fallen.

„Diese letzte Methode hat bei unseren Versuchen bereits



vortreffliche Resultate gegeben und wir dürfen hoffen, daß es uns gelingen wird, in jeder Beziehung brauchbare Patronen für das Gewehr zu construiren und die Schießbaumwolle auch für die Kanone anwendbar zu machen. Gelegentlich sei hier noch erwähnt, daß die Schießbaumwolle zu pyrotechnischen Zwecken sich besser eignet als alle anderen Explosions-Mischungen."

Die Mittheilungen des Herrn Abel über die voraussichtliche Zukunft der Schießbaumwolle scheinen uns bedeutungsvoll zu sein: zunächst für Mineur-Arbeiten: die Abwesenheit des Rauches beim Explodiren der Schießbaumwolle giebt ihr einen hohen Vorzug vor der Anwendung des Schießpulvers. Wir dürfen zweitens bei ihrer allgemeinen Einführung erwarten, daß die zufälligen Explosionen viel seltener sein werden als sie heut sind. Endlich wird (besonders für gezogene Geschütze) die Leistungsfähigkeit der Kanonen durch Anwendung der Schießbaumwolle eine Steigerung erfahren: der Schrecken wird aus noch größerer Entfernung als heut in die feindlichen Reihen getragen werden: das muß jeder praktische Menschenfreund dringend wünschen, so lange noch die Pforte des Janus-Tempels sich öffnen läßt.

Polen.

Boleslawita: Żyd (Der Jude), ein Zeitbild.*)

Mit der vorliegenden Erzählung betritt der geniale Verfasser ein Gebiet des socialen Lebens in Polen, welches, wie kaum ein anderes, dem Novellisten, der durch eine Reihe von „Bildern aus der Gegenwart" seine Gewandtheit in der künstlerischen Behandlung socialpolitischer Fragen an den Tag gelegt hat, ein dankbares Feld darzubieten angethan ist. Wohl ist die Juden-Frage in Polen mit Recht eine brennende zu nennen und dürfte es nunmehr keinem Zweifel unterliegen, daß das Mißverständniß derselben der Nation eine Quelle des Uebels geworden ist, wie andererseits anerkannt werden muß, daß es das Verdienst der jüngsten polnischen Bewegung ist, einer richtigen Auffassung der Dinge nach dieser Richtung hin Geltung verschafft zu haben.

Wenn in irgend einem Lande Europas, so sind die Juden sicherlich in Polen durch jahrhundertelange Theilnahme an den Geschicken des Landes und mehr noch durch das kolossale numerische Verhältniß, in welchem sie zu der Gesammtbevölkerung stehen, ein integrirender Theil derselben geworden. Aber um so trauriger ist die Erscheinung, daß der Jude in Polen nichtsdestoweniger zum großen Theil ein Fremdling geblieben ist. Nur der geringere Theil ist bisher nach Sprache und Bildung in dem polnischen Volke aufgegangen und trotz aller, theils aus Klugheits-, theils aus Humanitäts-Rücksichten hervorgehenden Annäherungs-Versuche von beiden Seiten ist zwischen den beiden Massen eine gähnende sociale Kluft geblieben, an deren Ausfüllung zu arbeiten, voraussichtlich das Werk von Decennien sein dürfte.

Jeder unparteiische Beobachter der polnischen Zustände muß jedoch anerkennen, daß die Emancipation der Juden eines der ersten Losungsworte war, mit denen die polnische Bewegung der Jahre 1861—64 in's Leben trat. Wir können uns hierbei auf das Zeugniß eines Mannes berufen, der dem polnisch-nationalen Fanatismus so fern stand, als es eben nur einem deutschen Juden möglich war.*) Wenn aber einerseits die Schranken des Religions- und Racenhasses mit Einem Schlage von einer Instanz, welche die Nation damals noch als den wirklichen Mittelpunkt ihrer innersten Bestrebungen thatsächlich anerkannte, zerstört waren, so war die sociale Verschmelzung dadurch nur erst angebahnt. Ob sie, bei einem glücklichen Ausgange der Bewegung, nicht endlich auch in's Leben gesetzt worden wäre — wer möchte dies wohl angesichts des entgegengesetzten Schicksals, dem dieselbe anheimgefallen ist, mit Sicherheit behaupten wollen? Thatsache jedoch ist, daß die Niederlage Polens das Werk der Versöhnung und Verschmelzung der jüdischen mit der christlichen Bevölkerung dieses Landes keineswegs gefördert hat.

Um so mehr war es unter den gegenwärtigen Verhältnissen geboten, daß von patriotischer Seite her für den Bestand eines in Zeiten der Noth und der Drangsal abgeschlossenen Bündnisses ein laut redendes Zeugniß abgelegt werde, um so nothwendiger war es, darzuthun, daß die enthusiastischen Verbrüderungsfeste, welche beim Beginn der Bewegung an allen Orten und Enden des Landes gefeiert wurden, mehr gewesen sind, als das Produkt edler Wallungen einer von schönen Gefühlen berauschten Menge, oder, was schlimmer wäre, das Produkt einer lediglichen Zweckmäßigkeits-Politik, die nach dem berüchtigten polnischen Sprichwort handelt: Kiedy bieda, do to żyda. „Wenn die Noth an den Mann geht — dann zum Juden!"

Es hieße, die Bedeutung literarischer Leistungen, die, abgesehen von ihrem künstlerischen Werth, einem humanen Zwecke gewidmet sind, bedeutend unterschätzen, wollten wir ein Werk, wie das vorliegende, außerhalb jeder Beziehung zu dem Gesammtbewußtsein des Volkes, dessen Sprache es redet, einer Kritik unterziehen. Boleslawita ist durch und durch Pole, und weder der feine Takt, mit dem er zu allen Zeiten in seinen Werken das Volk immer durch zeitgemäße Stoffe zu fesseln verstanden, noch auch seine eigene Individualität, die ihn so ganz zum nationalen Schriftsteller bestimmt, würden es ihm möglich machen, Ideen zu verfechten, die dem volksthümlichen Bewußtsein seiner Landsleute fremd sind. Um so erfreulicher ist die Thatsache, daß er gerade jetzt, wo von anderer Seite alle möglichen Anstrengungen gemacht werden, die polnische Gesellschaft zu zersetzen, indem man ihre einzelnen Faktoren zu einem das Dasein des Ganzen gefährdenden Sonderleben hervorzulocken bemüht ist, es unternimmt, die Bevölkerung zu ermahnen, den alten Hader verstummen zu lassen und in einträchtigem Zusammengehen dem Vaterlande die Wunden zu heilen, die ihm durch Unverstand und Zwist geschlagen worden sind.

Was wir daher an dem Żyd Boleslawita's zunächst zu loben haben, ist die edle Gesinnung, welcher er entsprossen ist. Ein Blick auf die Fülle der Ekel erregenden Karrikaturen, mit denen selbst die bedeutendsten Schriftsteller, mit Ausnahme des großen Adam Mickiewicz, den Gaumen des literarischen Pöbels zu kitzeln liebten, wird uns davon überzeugen, wie nothwendig es war, den Faden von bewährter Hand in einer menschlichen Gestalt in die polnische Literatur einzuführen. Noch heute kann man kaum eine geringfügige polnische Novelle oder einen größeren Roman in die Hand nehmen, in dem nicht der Arendar Szmul oder Abramko u. s. w. sein unheimliches Wesen triebe. Dieser Umstand zeugt einerseits davon, wie sehr der Jude in das polnische Leben eingreift, andererseits ist er aber auch ein

*) Żyd, obrazek rospołczesny. Poznań, Żupanski, 1866.

*) Die Vorläufer des polnischen Aufstandes. Leipzig, Otto Wigand, 1864. (Zuerst in einer Reihe von Artikeln im Feuilleton der Nat.-Ztg. von 1863 abgedruckt.)

Beweis für eine große Verkommenheit des Geschmacks. Freilich kann man der Dichtung das Recht nicht absprechen, auch die Schattenseiten des Lebens in ihren Bereich aufzunehmen. Niemals aber darf die Darstellung des Häßlichen einen tendenziösen, social gefährlichen Charakter annehmen, und wem bekannt ist, wie sehr der Pöbel selbst gebildeter Völker geneigt ist, dem Juden-Haß und der Juden-Verachtung, in welcher Gestalt sie auch auftreten mögen, Gehör und Nachdruck zu verleihen, der wird auch die Gemeinschädlichkeit derartiger Produkte in Polen noch ganz besonders würdigen können.

So steht denn der Żyd von Boleslawita in einem glänzenden Gegensatze zu den schmutzigen Produkten einer von Haß gegen Andersgläubige erfüllten Presse, wie sie namentlich unter dem Scepter des Kaisers Nikolaus ihr unheimliches Wesen trieb; ja sogar im Gegensatze zu ähnlichen älteren Arbeiten desselben Verfassers, die wir jedoch wegen ihres sonstigen hohen literarischen Werthes um Alles in der Welt nicht mit den unsaubern Produkten sämmerlicher Tagesskribenten, eines Alexander Niewiarowski, Martin Szymanowski, Miniszewski u. s. w., die aus den trüben Leidenschaften der Menge literarisches und sociales Kapital machen, zusammenstellen möchten.

Freilich fehlt dem Helden des vorliegenden Romans, dem Jacob, viel zu einem polnischen „Nathan", auf den es der Verfasser offenbar abgesehen hat. Denn wenn derselbe auch mit allen erdenklichen Mitteln danach gestrebt, uns einen idealen Juden vorzuführen, so hat er insofern des Guten zu viel gethan, als er ihn uns zu blaß, zu wenig individuell geschildert hat. Während Lessing's Nathan bei all seiner idealen Denk- und Handlungsweise, die uns überall in ihm so wohlthuend entgegentritt, doch zugleich ein Jude von Fleisch und Blut ist, ist der Jacob des Verfassers eigentlich nur ein idealer Durchschnittsjude.

Der Verfasser führt uns seinen Helden zuerst unter dem heitern Himmel Italiens vor, mitten unter einem bunten Haufen von Touristen, die in einer Osteria auf ihrer Wanderung Rast halten und sammt und sonders staatenlosen Nationalitäten angehören. Der Jude nimmt hier nun selbstverständlich die hervorragendste Stelle ein. Und in der That bietet ein Jude aus Polen in der Zeit der ersten Bewegungen, die dem bewaffneten Aufstande vorausgingen, welcher mit Leib und Seele Jude und Pole zugleich ist, einen ziemlich interessanten Kontrast zu seinen übrigen staatenlosen Genossen. Denn während jeder von ihnen an einen Wiederaufbau seiner eigenen Nationalität denkt und das Verlorene nur als ein in fremder Uebermacht sich Befindendes und darum möglicherweise Wiederzuerringendes ansieht, gesellt sich bei dem Juden zu dem Schmerz um das unwiederbringlich Verlorene die **absolute** Heimatlosigkeit. Vergebens sucht er ein neues Vaterland zu erringen. Längst hat er Sprache und Sitte seiner Väter in dem Kampfe um das Recht einer leidigen Existenz zum Opfer bringen müssen. Das Eine ist ihm entrissen, aber vergebens hat er bisher einen Entgelt dafür gesucht. Ein Fremder ist er geblieben unter denen, deren Sprache er redet, deren Schmerzen er theilt, deren Hoffnungen auch ihm das Herz höher schlagen machen. Und was ist es, was ihn von denen trennt, die er längst als die Seinigen erkannt hat, die ihm aber gleichgiltig den Rücken kehren? Es ist nichts, als die religiöse Tradition, in welcher er in den Tagen tiefster Erniedrigung den einzigen Trost und die einzige Erhebung gefunden, und die er darum nicht wie einen abgenutzten Fetzen von sich zu schleudern vermag, die er vielmehr, wie ein in tausend Schlachten zerschossenes Banner, überall hoch hält, wo es einen neuen Kampf gilt.

Dies sind ungefähr die Ideen, die Boleslawita seinem Jacob zu Grunde legt. Er ist der Repräsentant derjenigen Juden, die um keines irdischen Vortheils willen das Erbe ihrer Väter jedem Angriffe preisgeben wollen, die mit eisernen Haken den ethischen Gehalt ihrer Religion festhalten und nur Ueberlebtes, historisch Gerichtetes preisgeben, die aber mit vollem Bewußtsein die Interessen derer, unter denen sie seit Jahrhunderten um Gleichberechtigung ringen, zu den ihrigen machen, die, mit Einem Worte, Religion von Nationalität trennend, „Polen jüdischen Bekenntnisses" sind, wie das in den Zeiten der Bewegung entstandene Stichwort lautete. Zu dem Polen aus Wahl und Ueberzeugung gesellt sich der Pole von Race, ein junger Emigrant, der in Anbetracht der im Entstehen begriffenen neuen Bewegung in die Heimat zurückzukehren gedenkt. In ihm soll die idealistische, politisch etwas unklare, aber von Vorurtheilen gänzlich freie Jugend repräsentirt werden, die das verjüngte Vaterland zu gestalten berufen ist. Diesen Beiden ist jedoch, trotz ihres idealen Anstriches und Gehaltes, der Vorwurf der Monotonie zu machen. In endlosen Gesprächen über Judenthum und Polenthum verbreiten sich die beiden Freunde und vergessen dabei, daß sie eigentlich keine social-politische Broschüren, sondern Menschen sind. Die Charakteristik und die lebensfrische Schilderung der beiden Hauptfiguren ist dem Verfasser weniger gut gelungen, als die der Nebenpersonen, auf die wir hernach einzugehen haben werden. Der Verfasser hat dabei außer Acht gelassen, daß die Tugend keineswegs das Recht hat, langweilig zu sein. Leider ist es ihm aber nicht gelungen, namentlich seinen Helden vor diesem Fehler zu bewahren. Aus purer Tugend läßt dieser sich ein junges Mädchen, die schöne Tilda, die er innig liebt und von der er ebenso geliebt wird, von einem frivolen Wüstling entziehen, und tugendhaft sieht er zu, wie Jener sein unglückliches Opfer mißhandelt.

Tilda ist wiederum der weibliche Jacob und darum von einigermaßen ermüdender Idealität. Frühzeitig hatten sich die beiden Herzen gefunden, denn Jacob ist als Knabe in das Haus des Vaters seiner Auserwählten gekommen, wo er, trotz der ihm daselbst entgegentretenden, in einem seichten Aufkläricht sich bewegenden Umgebung, die strenggläubigen Eindrücke seines älterlichen Hauses sich zu bewahren gewußt und neben einer umfassenden modernen Bildung dem Studium religiöser Quellen mit besonderem Eifer obgelegen hatte. So war denn in ihm der Entschluß reif geworden, seinen Glaubensgenossen in Polen ein Führer auf der Bahn des religiösen und intellektuellen Fortschrittes zu werden, und diesem Ziele widmet er die ganze Kraft seines Strebens, seinen socialen Einfluß, der ihm durch ein bedeutendes Vermögen erleichtert wird.

Als Dritter im Bunde gesellt sich zu Jacob und Tilda der alte, orthodoxe Jude Abraham, der vielleicht die gelungenste Partie des Buches ausmacht. Es ist dies eine aus dem Leben gegriffene, mit großem künstlerischen Geschick in das Ganze hineingewebte Gestalt, die obschon sie etwas Typisches an sich hat, dennoch mit einer Fülle individueller Züge ausgestattet ist und darum nach keiner Seite hin die Gränzlinie, weder der Idealisirung noch auch der Wirklichkeit, überschreitet.

Diesen dreien steht nun die frivole, vaterlands- und religionslose, französisch parlirende, moschusduftige, jüdische Gesellschaft der polnischen Residenz gegenüber, die die Ausschweifung und äußere Politur der polnischen Aristokratie mit einem ihr specifisch angehörenden Nihilismus verbindet.

So gestaltet, tritt nun die Judenschaft Polens mitten in die nationale Bewegung ein. Der Verfasser betont hier nun

mit besonderem Nachdruck, daß die Religionslosen zugleich die Vaterlandslosen und darum theils indifferent, theils gefährlich sind. Dieses Prinzip, so wenig wir es in seiner Allgemeinheit anzunehmen vermögen, hat jedoch seine theilweise Richtigkeit in Bezug auf die Verhältnisse, die der Verf. schildert; wenn wir uns andererseits auch nicht verhehlen können, daß derselbe im Munde des Verfassers als ein bedenkliches Zeugniß dafür gelten dürfte, daß dieser von den Banden des kirchlichen Positivismus sich noch nicht so weit zu befreien vermocht, als es angesichts des freisinnigen Standpunktes, von dem das vorliegende Werk Zeugniß ablegt, konsequent sein dürfte.

Wir müssen es uns leider versagen, eine detaillirte Skizzirung des Ganges der Handlung hier folgen zu lassen, und beschränken uns daher auf die Schlußbemerkung, daß der Żyd des Wolrekawlta, trotz mancher Fehler, von denen er in Bezug auf Composition und psychologische Entwickelung der einzelnen Charaktere nicht freizusprechen ist, dennoch eine für das sociale Leben in Polen höchst bedeutsame Erscheinung ist, auf dem Gebiete des nunmehr durch die schweren Schläge der jüngsten Ereignisse tief daniederliegenden geistigen Lebens. Wir wünschen nur noch, daß das in dem „Żyd" enthaltene Werk der Versöhnung unter den schwergeprüften Söhnen des polnischen Volkes das rechte Verständniß finden und einigermaßen zur Ausgleichung der Gegensätze dienen möge, deren schroffere Stellung gegen einander von jeher das Werk des Unglücks und der Finsterniß gewesen ist. Dr. Julian Goldschmidt.

Palästina.

Jerusalemitanische Schriften und Denkmäler.

Jerusalem! du wunderbare Stadt der weltbeherrschenden Religionen, du strahlender Herd des göttlichen Lichtes, du Urquell der menschlichen Erkenntniß und Gesittung: zu dir wallen heute die zweifelnden Epigonen der Seher und Propheten, die Gelehrten und Forscher, dich untersuchen, dich zergliedern, dich beschreiben sie! Räthselhafte Mutter, die du bestimmt und erkoren wardst, den Frieden, die Liebe, die Frömmigkeit und das Gottvertrauen zu lehren und zu verbreiten: du bist der Zankapfel der Nationen, du bist die Stätte des unversöhnlichsten Hasses geworden! Die du auserwählt wardst, das Feuer der himmlischen Offenbarung in ewiger Pracht und Herrlichkeit über die ganze Erde auszustrahlen: du bist nun, o entsetzlich launenhaftes Geschick, selber durch Feuer verwüstet! du bist in Schutt und in Trümmer verwandelt, ein Schreckbild des Stolzes und der Erniedrigung!! Siebzehnmal haben Freunde und Feinde dich geschändet, siebzehnmal haben sie dich ausgeplündert! Muß man da nicht in wehmüthiger Trauer, muß man da nicht mit deinem klagenden Propheten übereinstimmen und ausrufen: „Höret doch ihr Alle, die ihr da des Weges zieht, merket doch und sehet, ob es einen Schmerz giebt, der dem meinigen gleich?!"*)

Wenn auch jeder Stein und jeder Fleck Erde da seine Geschichte, seine Wunder und seine Leiden hat, so ist es doch vornehmlich der von wuchtigen Schlägen betroffene Berg Moriah, dieser Mittelpunkt der Geschichte Israels, der Aller Aufmerksamkeit auf sich zog, auf den alle Flammen der Liebe und Verehrung niederfuhren und auf den sich alle Wetter des Hasses und Fanatismus entluden. Welche Ereignisse weist dieser Berg Moriah auf! Er empfing Abraham, der seinen Sohn als Gottesopfer da hinschlachten will; er sah David in frommer Demuth hier niederknieen; er stützt dann im Fundament den wunderbaren Tempel, den Salomon dem König der Könige hier errichtet; er harrt aus, als Nabuchodonosor das Allerheiligste, dieses Wunder damaliger Baukunst und Ausstattung, in Asche wirft; er giebt den Untergrund zum zweiten Tempelbau von Serubabel, er trägt den dritten von Herodes, er starrt dann wieder kahl und schmucklos nach der Tempelzerstörung von Titus. Auf seinem, dem einzigen Gotte geheiligten Rücken läßt Adrian dem Jupiter einen Altar aufbauen; Konstantin verachtet die jüdische Anbetung und entweiht ihn; Julian, der die Prophezeiungen gern Lügen strafen möchte, strebt vergeblich nach seiner Ausschmückung mit einem neuen Tempel; im Zeitenlauf wird hier zum erstenmal das christliche Kreuz aufgepflanzt: Justinian baut da eine Kirche für die heilige Jungfrau; Omar läßt wieder eine türkische Moschee, die Gubbet-es-Sakhrah, grade im Mittelpunkt derselben Plattform errichten, die Salomon für den jüdischen Tempel begründete, und heute prangt auf seinen Hochflächen der mohamedanische Tempel, der Haram-ech-Cherif! Das ist in wenigen Worten die große Geschichte, das sind die Schicksale dieses merkwürdigen Berges.*)

Und diesen ehrwürdigen Berg, diese uralte Andachtsstätte hat Herr Melchior de Vogüé zum Gegenstand seiner Studien und Betrachtungen gewählt, und diese in einem besonders interessanten Werke, in einer Monographie niedergelegt.**) Bereits erfahren und sehr wohl vorbereitet durch eine frühere Reise, deren Frucht ein vom Wissensdrange zeugendes Werk war („Die Kirchen des Morgenlandes") hat Herr de Vogüé alle die zwischen der ersten und zweiten Reise vorgefallenen Veränderungen sorgfältig benutzt und in sein zweites Werk aufgenommen. Begleitet und unterstützt von einem jungen und geschickten Architecten, Herrn Duthoit, und selber zeichnend und messend, drang er bis in das Innere des „edlen Heiligthums", des Haram-ech-Cherif. Und dieser Versuch war mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden, dieses Vordringen ist auch heute noch keine Kleinigkeit. Vor dreizehn Jahren hätten die Türken jeden Christen schonungslos getödtet, der kühn genug gewesen wäre, die Schranken und Thore des Haram-ech-Cherif zu überschreiten: heute — Dank euch, Fortschritt und Aufklärung! — heute begehrt man von ihm blos ein Eintrittsgeld, das für de Vogüé den bedungenen Preis von 20 Francs betrug. Ungeachtet dieser neuesten türkischen Zahmheit war es für Herrn de Vogüé doch keine leichte Aufgabe, den mannigfachen Hindernissen und Fallstricken zu entkommen und die Geheimnisse des „edlen Heiligthums" auszuforschen. Unser

*) Klagelieder Jeremiä 1, 12.

*) Im Journal des Débats behauptet Herr Ernst Binet, (dem wir zum Theil in dieser Anzeige gefolgt) daß auf dem Berge Moriah schon vor den Zeiten Israels, vor Moses und Abraham, ein heidnischer Cultus stattfand, der mit dem des Bätyl Aehnlichkeit hatte. Das ist nicht recht glaubwürdig; die Wundersteine, Bätylien, wurden in Taschen und Händen des abergläubischen Volkes getragen, oder auch in Tempeln göttlich verehrt, weil man sie, als direkt vom Himmel kommend (Meteor-Stelae) betrachtete. Plinius sagt (XVII. 9, 51), daß man sie als Orakel befragte und durch ihre Hilfe Schlachten zu gewinnen glaubte.

**) Le Temple de Jérusalem, monographie du Haram-ech-Cherif, suivi d'un Essai sur la topographie de la ville sainte, par le comte Melchior de Vogüé. Paris, Noblet et Baudry, 1865.

Reisender ist nun auf Grund der Autopsie und der reiflichen Prüfung überzeugt, daß die einkreisenden Mauern der Umwallung des Haram-ech-Cherif die nämlichen sind, welche der jüdische Tempel in seiner letzten, der von Herodes gegebenen Form hatte. Mit dieser Behauptung des Herrn de Vogüé stimmt auch Herr de Saulcy überein, der in seinem Reisewerke darüber sagt:*) „Herodes hat an den von Salomon gebauten Stützmauern nichts geändert. Es liegt daher kein annehmbarer Grund vor, einem Andern als dem Erbauer des ersten Tempels (dem König Salomon) die Anlegung dieser riesigen Steinschichten zuzuschreiben, die sich unter den Mauern hinziehn."

Es ist ein sehr heikles Ding, in Glaubenssachen ein Urtheil und für die eine oder andere Ansicht einen positiven Ausspruch zu fällen. Ohne Zweifel sind die Mühen der Archäologen nicht unfruchtbar und sie stiften unbestreitbar großen Nutzen. Die Gestaltung und die Inscenesetzung der großen geschichtlichen Begebenheiten zu zeigen, die Ruinen mit der Geschichte in Zusammenhang zu bringen, die Entstehungsart der Monumente von mehreren Jahrtausenden aufzufinden, die Beziehungen zwischen der Kunst und den jeweiligen Veränderungen im Zeitgeiste und in den Geschlechtern nachzuweisen, alte Trümmer zu suchen und aufzuwühlen, mit eigenen Augen zu sehen, mit Händen zu greifen — das ist die Aufgabe der Archäologen, und es ist in der That eine sehr schwierige. Aber diese Archäologie, die religiöse Archäologie, ist verwickelt und verstrickt in tausend wichtigen Fragen: Hier stehen die Gläubigen und die Freigeister einander gegenüber; was die Ersteren als werthvolle Tradition leicht annehmen, verwerfen die Letzteren mit Verachtung, und Chateaubriand hat die delikate und dornenvolle Seite dieser Art Studien sehr wohl erkannt, als er schrieb:

„Die ersten Reisenden waren noch glücklich; sie brauchten sich in alle die kritischen Beurtheilungen nicht einzulassen: einmal, weil sie in den Herzen ihrer Leser die Religion fanden, die sich mit der Wahrheit nicht herumstreitet, und dann weil alle Welt überzeugt war, daß das einzige Mittel, ein Land so zu sehen, wie es ist, darin besteht, daß man es mit seinen Ueberlieferungen und Erinnerungen ansieht."

Jetzt ist die Kritik hinter Allem her. Die Kritik, mit ihrer Trockenheit, mit ihrer spitzen Sonde, mit ihrer kalten und nergelnden Vernunft: sie wird fürwahr da unleidlich, und sie ist oft ein lästiger Geselle in diesem heiligen Lande Judäa. Herr de Saulcy hat auch, trotz Allem, vollkommenes Vertrauen in seine Entdeckungen. Als ihn einer seiner Collegen — ein Meister in solchen Angelegenheiten — in voller Versammlung der französischen Akademie fragte, ob er nach seiner zweiten Reise noch immer glaube, daß die Qbur-el-Moluk die Grabstätte der Könige von Juda seien, antwortete er: „Heute mehr als je." — Er mag Recht haben. Denn seine Annahme wird von Tag zu Tag weniger bestritten. Erst neulich hat ein französischer Archäologe von großem Talent und unzweifelhafter Befähigung in Sachen der Baukunst, Herr Viollet Le-Duc („Entrétiens sur l'architecture"), zugestanden, daß die ungeheuern Steinblöcke der Plattform, auf welcher der Salomonische Tempel sich erhob, aus der Zeit vor der römischen Herrschaft stammen.

Wie verhält es sich aber mit einer andern geweihten Stelle? Ist die Kirche zum heiligen Grabe ein apokryphes Gebäude oder nicht? Es giebt sehr gewichtige Autoritäten, die diese Frage verneinend beantworten. Robinson — der den berühmtesten Vertheidiger der Tradition, Chateaubriand, deswegen auf's Korn nimmt, weil dieser mit Beharrlichkeit die Aufstellung machte, daß die von Konstantin erbaute Kirche wirklich über dem Grabe Christi steht — Robinson also sagt („Biblical researches", vol. 2., p. 70): daß zu den Zeiten des ersten christlichen Kaisers Niemand in Jerusalem im Stande war, mit Sicherheit die Stelle anzugeben, wo der Leichnam des Erlösers eingethan wurde. Ihm stimmt auch Renan in seinem jüngsten Werke bei: „Die Kirche zum heiligen Grabe, sagt er, liegt im Innern der Stadt, und das bringt die Tradition mit der Ortsbeschreibung in Zwiespalt, da doch Golgatha außerhalb der Mauern Jerusalems lag; überdies durfte dazumal kein Grab im Innern der Stadt errichtet werden". — Das Alles hindert jedoch Herrn de Vogüé nicht, an die judäische Echtheit dieses Grabmals zu glauben, da Alles darauf hinweise, daß eine Begräbnißstätte, wohin das heilige Grab und das Grab des Hohenpriesters Jochanan gehörten, in geringer Entfernung von der Einfassungsmauer und außerhalb derselben sich befand. „Was mich betrifft, ruft er, so habe ich nach gewissenhafter und reiflicher Forschung erkannt, daß es wenige alte Monumente giebt, deren Echtheit so sichergestellt ist. Ich bin nicht geneigt, daran zu glauben, aber ich glaube daran (Je ne suis point porté à y croire, j'y crois)!! Ein naives Bekenntniß!

Solche und ähnliche Ansichten haben jetzt und vorlängst heftige Einreden und Widerlegungen hervorgerufen (Herr Ernst Binet war schon lange einer der erklärtesten Gegner: „Revue des deux Mondes", Monat Mai 1854.). Doch muß man gestehen, daß Herr de Saulcy auch seinerseits mit vielem Scharfsinn und Geschick zu widerlegen weiß, und seinen Gegnern hart zu Leibe geht. Er ist zwar in seiner „Reise in das heilige Land" etwas aufbrausend und übersprudelnd, aber das Werk ist voll Gelehrsamkeit und er zeigt sich darin als Alterthumsforscher, als Epigraphist und als vollendeter Numismatiker.

Als Seitenstück mag noch das Werk des Herrn Pierotti angeführt werden.*) Dieser Schriftsteller besitzt einen durchdringenden und strebsamen Geist, den das archäologische Fieber nicht schlafen läßt. Halb Ingenieur, halb Architekt, benützt er seine Stellung beim Pascha während acht Jahre, um Alles zu sehen und Alles auszukundschaften: Keller, Gewölbe, Wasserleitungen, Teiche, Gemäuer, Schutthaufen aller Art — nichts entgeht ihm in ganz Jerusalem, von dem Thore Zions bis zum Thore Damaskus. Aber wenn ihn auch die Vergangenheit anzieht, so vergißt er darüber doch nicht die Gegenwart. So giebt er, immer unterwegs, allerlei nützliche Aufschlüsse über das Klima, die Sitten, die Bevölkerung. Von ihm erfahren wir auch, daß Jerusalem dermalen 20,400 Einwohner hat: 7738 Juden, 7598 Muhamedaner, 2700 Griechen, 1270 Katholiken, 568 Armenier, 268 Protestanten, 80 Abyssinier u. s. w. Wenn Herr Melchior de Vogüé mehr Geschichtsforscher ist, so ist Herr Pierotti dafür wieder mehr Ingenieur und Architekt, und man verdankt ihm auch herrliche Photographien von den vorzüglichsten Monumenten in Jerusalem.

Das sind nun die drei Werke neuester Studien über die Stadt der Wunder und Propheten. Alle Werke darüber würden eine stattliche Bibliothek füllen. Von den Folianten der Talmudisten und der alten Gelehrsamkeit gar nicht zu reden, seien nur einige der berühmtesten aus unserer Zeit hier erwähnt:

*) Voyage dans la Terre-Sainte, par M. de Saulcy, membre de l'Institut. Paris, Didier et Co., 1865. Deux vol.

*) Jerusalem explored etc., by Ermete Pierotti. London, 1864. 2 vol.

vor Allem Chateaubriand's klassische „Reisebeschreibung von Paris nach Jerusalem"; dann die „Reise im Orient" von Lamartine, „Palestine" von dem Akademiker S. Munk; die Werke von Robinson, G. Williams, Robert Willis, Schulz, Titus Tobler, Rosen und die drei hier besprochenen der Herren Vogüé, Sauley und Pierotti.

Süd-Amerika.

Deutsche Zukunft am La Plata.

I.

Das erste deutsche Buch aus Buenos-Ayres.

Zum neuen Jahr liegt uns ein Werk zur Besprechung vor, das im Jahre 1866 in der deutschen Druckerei zu Buenos-Ayres gedruckt und von der dortigen deutschen Buchhandlung (Calle San Martin 11) debitirt worden ist. Möge bald recht viel Gutes in deutscher Sprache am La Plata gedruckt werden! Der Titel des Buches ist: „Versuch einer Darstellung der politischen Verhältnisse der La Plata-Staaten und besonders der Republik Uruguay, mit Rücksicht auf eine Kolonisation derselben, von Hans von Franckenberg, Director des Colegio oriental-germano in Montevideo, Mitglied der Sociedade Auxiliadora da industria e agricultura nacional zu Rio de Janeiro."

Die Schrift wird gewiß mit dazu beitragen, die Aufmerksamkeit immer mehr auf die schönen Länder am La Plata lenken zu helfen, die sich unserer Ansicht nach mehr zu Gründung eines unabhängigen überseeischen Neu-Deutschland eignen, als irgend welche anderen Punkte dieser Erde.*)

Herr von Franckenberg macht im Eingang auf die Unwissenheit aufmerksam, die uns in Betreff der südamerikanischen Staaten in Europa so vielfach entgegentritt und wir können ihm hierin nur beipflichten.

Der Hauptzweck des Werkes scheint der zu sein, den jetzigen Präsidenten von Uruguay, den jüngst sehr bekannt gewordenen Flores, in einem günstigen Licht darzustellen, und dessen Politik, so wie die Politik der La Plata-Staaten unter ihrem fein gebildeten Präsidenten Mitre, zu vertheidigen.

Bekanntlich stürzte Flores mit brasilianischer Hilfe die durchaus legitime Regierung der Republik Uruguay und hat dann wiederum im Bündniß mit Brasilien und den La Plata-Staaten die Republik Paraguay angegriffen.

Bei diesem Kampf ist unseren Lesern gewiß noch die kühne Vertheidigung von Paisandu im Gedächtniß. Flores ließ ohne Weiteres Gomez, den Vertheidiger des Platzes, und drei andere Chefs erschießen. Dergleichen Handlungen gelten bei uns mit Recht als Barbarei und werden unter allen gebildeten Nationen dafür gelten müssen.

Wenn nun auch der Verfasser den General Flores deshalb tadelt, aber meint, derselbe hätte sich ja leicht helfen können, dadurch, daß er ein Kriegsgericht berufen, welches Gomez wegen nach dem Scheitern aller Aussichten zu hartnäckig fortgesetzter Vertheidigung des Platzes und wegen Verweigerung der angetragenen Kapitulation, abgeurtheilt haben würde, so wäre es denn doch ein ganz curioses Kriegsgericht, das wegen zu ausdauernder Vertheidigung eines Platzes dessen Kommandanten zum Tode verurtheilen könnte.

Daß Flores, wie der Verfasser sagt, nach seinem Siege und während seiner Präsidentschaft in Uruguay gegen die ihm feindliche Partei mit aller Milde verfahren, ist sicher anzuerkennen.

Herr v. Franckenberg greift nun den Präsidenten Lopez von Paraguay auf das rückhaltloseste an und meint, daß ganz Paraguay nur eine Domaine der Familie Lopez sei. Dampfschiffe und Eisenbahnen würden nur eingeführt, um den Privatreichthum dieser Familie zu vermehren. Gern geben wir dem Verfasser zu, daß in Paraguay, wo die Jesuiten eine systematische, wenn auch anfänglich friedliche Ausbeutung des ganzen Volkes herbeigeführt haben und alle mit den Ketten des überall auf der Erde höherer Civilisation entgegenstehenden fanatischen Römlingthums gefesselt werden, echte bürgerliche Freiheit noch für lange nicht wird Wurzel schlagen können. Es ist entweder eine Infamie, oder doch wenigstens ein trauriger Irrthum, einen solchen verkommenen Glauben, oder vielmehr Fanatismus und Aberglauben, als allein herrschende Religion aufrecht erhalten zu wollen. Aber auch das Paraguay bekämpfende Brasilien ist hierin nicht um ein Haar besser und hält sogar den bei weitem größten Theil seiner Einwohner als wirkliche Sklaven, ja es hat sogar den frechen Versuch gemacht, Deutsche zu weißen Sklaven zu degradiren.

Wenn die Paraguaiten die Brasilianer als „Affen" bezeichnet haben, so haben sie wenigstens darin recht, daß ein großer Theil der Bevölkerung an Körperbildung und Race außerordentlich niedrig steht. Sicherlich ist die Ausbreitung solcher niedrigen Formationen nicht zu wünschen. Es kann auch darüber kein Zweifel sein, daß die spanisch redende Bevölkerung am La Plata körperlich sehr viel schöner gebildet ist, als der größere Theil der freien Bevölkerung des tropischen Theils von Brasilien.

Für uns existirt überhaupt nicht leicht ein von der Civilisation beleckter Land, das an Verworfenheit Brasilien gleich käme, und anstatt an dessen Machtvergrößerung und an der Sklaverei-Ausdehnung muß, möchte ich sagen, jeder Ehrenmann an der Abschaffung der Sklaverei und an der Zerstückelung dieses heterogenen Reiches mitarbeiten.

Im gebirgigen Theil des tropischen Brasiliens (so schon in Petropolis bei Rio de Janeiro) gedeiht trefflich die weiße Bevölkerung. In den Tiefgegenden desselben werden aber stets die Weißen oder doch ihre Kinder körperlich verkommen, und gerade für diese Tiefgegenden scheint uns die vom Herrn v. Franckenberg so getadelte Racenmischung ganz wünschenswerth. Herr v. Franckenberg spricht (S. 2.) von den „tausendfachen üblen Folgen der Racenmischung, welche stets demoralisirend wirkt." Aber ein so wichtiges Kapitel der Menschenentwickelung möchte, wie es uns scheint, nicht mit so wenigen Worten abgefertigt werden können. Bei eingehenderer Beobachtung würde man wahrscheinlich zu ganz entgegengesetzten Resultaten gelangen und anerkennen müssen, daß Racenmischung (freilich nicht jede Racenmischung) einer der wichtigsten Faktoren zur Erhaltung und gedeihlichen Fortentwickelung der Menschheit sei.

A. T. St.

*) Vergleiche auch: J. J. Sturz: Kann und soll ein Neu-Deutschland geschaffen werden und auf welche Weise? Ein Vorschlag zur Verwerthung der deutschen Auswanderung im nationalen Sinne. Berlin, 1862. Nicolai'sche Verlags-Buchhandlung.

Kleine literarische Revue.

— **Friedrich Hebbel's sämmtliche Werke.***) Mit dem soeben erschienenen sechsten Bande ist die Reihe der dramatischen Arbeiten des verewigten Dichters abgeschlossen. Herr Professor Emil Kuh in Wien, der nach dem Ableben desselben die Ordnung und Herausgabe der gesammelten Schriften Hebbel's unternahm, hat, soweit dieselben vorliegen, seine pietätvolle Aufgabe in würdiger Weise gelöst. Jedes einzelne der größeren Dramen Hebbel's ist von kritisch erläuternden Anmerkungen des Herausgebers begleitet; ebenso geht dem sechsten Bande, der das Trauerspiel „Demetrius" und Bruchstücke aus sechs anderen dramatischen Arbeiten enthält, eine trefflich geschriebene Einleitung voran. Die letztgedachten dramatischen Arbeiten: „Moloch", „Die Schauspielerin", „Vier Nationen unter einem Dache", „Die Dithmarschen", „Struensee" und „Christus", sind zum Theil ältere Productionen des Dichters, an welche er mit Begeisterung und Liebe gegangen war, die er jedoch nachmals liegen ließ, ohne je wieder an ihre Vollendung zu denken. Den „Demetrius" hatte Hebbel im Jahre 1858 auf den Wunsch des Großherzogs von Sachsen für die Bühne von Weimar zu bearbeiten begonnen, und zwar wollte er sich anfänglich streng an das von Schiller hinterlassene Fragment anschließen, doch kam er bald zu der Einsicht, daß ein in sich abgerundetes, vollendetes Kunstwerk niemals von zwei verschiedenen Künstlern hergestellt werden könne. „Es kann", sagte er, „ebenso wenig Jemand dort anfangen weiter zu dichten, wo Schiller aufgehört, als Jemand dort zu lieben anfangen kann, wo ein Anderer aufgehört." Auch Hebbel's „Demetrius" ist unvollendet geblieben. Leider hat er die Tragödie, die sich in einem Vorspiel und fünf Akten gliedert, nicht abgeschlossen, und vom letzten Akte ist nur die Einleitungs-Scene vorhanden. Das Drama bricht in dem Augenblick ab, wo Demetrius, der sich bis dahin für den echten Sohn des Zaren Iwan, „Iohann's des Schrecklichen", gehalten, durch die Nachricht niedergeschmettert wird, daß er nur ein Bastard des Letzteren sei. Die Endverse des vierten Aktes, welche Demetrius spricht, lauten:

Ich bin der Capitain auf einem Schiff,
Das scheitert; rasch in's sichre Boot mit Euch!
Ich zünde dann die Pulverkammer an.

— **Salomon Munk's Maimonides.** Kürzlich ist der dritte und Schluß-Band des von unserem deutschen Landsmanne, dem Akademiker und Professor S. Munk in Paris, sowohl in arabischer, als in französischer Sprache herausgegebenen, philosophischen Werkes: „Der Führer der Verirrten", von Maimonides, erschienen.*) Dieses großartige Compendium der theologisch-philosophischen Wissenschaft der Juden und Araber des zwölften Jahrhunderts war bisher nur in seiner hebräischen Uebersetzung bekannt, welche viele Dunkelheiten enthält, namentlich in Betreff der biblischen Kritik, in deren Erklärung der scharfblickende Moses Maimonides von seinen orthodoxen Glaubensgenossen nicht immer verstanden, oder auch absichtlich mißverstanden wurde. Der neuerschienene dritte Band, den der hochverdiente, erblindete Herausgeber, ebenso wie die früheren beiden Bände, mit den reichen Schätzen seines Wissens ausgestattet hat, bringt namentlich in Bezug auf die Kritik der Bibel die überraschendsten Aufschlüsse, indem Maimonides darin an der Hand der Geschichte der Religionen des Alterthums in den Gebräuchen und Traditionen des orientalischen Heidenthums die Erklärung mancher seltsam erscheinenden Vorschriften des Pentateuchs im Allgemeinen und des dritten Buches Mosis insbesondere nachweist. Dieser dritte Theil ist es auch, wo Maimonides die von orthodoxen Rabbinern vielverketzerte Ansicht ausspricht, daß der Mensch, weit entfernt, den Mittelpunkt und den letzten Zweck der Schöpfung zu bilden, nur ein kaum wahrnehmbarer Tropfen in dem Oceane der geschaffenen Wesen sei, und daß, wenn der Staubgeborene in der Ordnung des Weltalls ein geistiges Wohlsein empfinde, die Eitelkeit allein ihn verleiten könne, zu glauben, daß diese Weltordnung und die aus dem Nichts geschaffene Welt nur um seinetwillen da seien. — In demselben Theile des Maimonides wird auch das Buch Hiob als eine bloße philosophische Unterhaltung dargestellt, die an eine erfundene Geschichte anknüpft. Demnach sei auch Satan, diese Personification des Bösen, dieses lediglich verneinende Prinzip, ebenso ein bloßes Wesen der Phantasie, wie der angebliche Patriarch aus dem Lande Uz. — Erst durch die Uebersetzung und die erläuternden Anmerkungen Munk's wird den kühnen Gedanken des großen jüdisch-arabischen Philosophen zum vollen Verständnisse verholfen und bekömmt man einen richtigen Begriff von dem kritischen Geiste der Rabbinen des Mittelalters.

— **Riga'scher Almanach für 1867.***) Dieser Neujahrs-Gruß der deutschen Brüder in den russischen Ostsee-Provinzen muthet uns stets in erfrischender Weise an, da er immer von irgend einem neuen Fortschritte jener Provinzen auf geistigem oder auf materiellem Gebiete Zeugniß giebt. So erblicken wir im vorliegenden Jahrgang, in dem Konterfei des neu hergestellten Hauses der St. Johannis- oder deutschen Handwerker-Gilde, der uralten Stopa de Sosato, d. i. „Stube von Soest", in Riga, ein treffliches, an die schöne Architektur der alten deutschen Rathhäuser erinnerndes Seitenstück zu dem den Riga'schen deutschen Kaufleuten gehörenden, ebenfalls in diesem Jahrzehend neu hergestellten Hause der St. Marien-Gilde. In beiden Gilden-Häusern, deren Geschichte unmittelbar an die des deutschen Hansa-Bundes, namentlich an die Verbindungen Riga's mit den westfälischen Hanse-Städten Münster und Soest anknüpft, haben sich die alten deutschen Traditionen, sofern sie ihren Angehörigen die Ehrenpflicht auferlegen, über Treu und Glauben zu wachen, Gast- und Menschenfreundlichkeit zu üben und keinerlei Bestechung zugänglich zu sein, in unvermindertem Ansehen erhalten, doch ist der Besitzstand des Gildenhauses zu St. Johann im Jahre 1866, mit Rücksicht auf die zu erwartende, dringend noththuende Reform der Stadt-Verfassung, von der sogenannten Bürgerschaft der St. Johannis-Gilde auf die eigentliche Genossenschaft der deutschen Handwerker übertragen werden, die es nach wie vor als einen Einigungspunkt zur Erreichung ihrer gewerblichen, geselligen und wohlthätigen Zwecke benutzen wird. — Ebenso wie die Geschichte der Gilden-Häuser, knüpft auch die des Schlosses von Riga, dessen Abbildung sich in dem vorliegenden Almanach befindet, an die alten deutschen

*) Sechster Band: Demetrius; Posthuma. Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1866.

*) Le Guide des Egarés. Traité de théologie et de philosophie, par Moïse ben Maïmoun, dit Maïmonide, publié pour la première fois dans l'original arabe et accompagné d'une traduction française et de notes critiques littéraires et explicatives, par S. Munk, membre de l'Institut, professeur au Collége de France. T. III. Paris, A. Franck, 1866.

*) Mit 8 Original-Stahlstichen. 10. Jahrgang. Riga, J. W. Häcker.

Traditionen der Stadt an. Unter den literarischen Beiträgen zeichnet sich besonders aus das „Tagebuch eines Livländers" (des Redacteurs der „Riga'schen Zeitung", Dr. J. Eckardt, der jetzt einen Ruf nach Leipzig als Redacteur der „Grenzboten" erhalten hat) „Reisebilder aus Böhmen" enthaltend. Es sind hauptsächlich die Iser- und Adler-Gegenden, also die Schauplätze des letzten Krieges, die der Verfasser ein Jahr vorher besucht hat und von denen er sehr anschauliche Schilderungen liefert. Königgrätz, Josephstadt, Pardubitz, Gitschin, Semil, Reichenberg werden uns mit ihrer deutschen und čechischen Bevölkerung, mit ihrem deutschen Gewerbfleiß und ihrem namenlosen čechischen Elend vorgeführt. „Alles," sagt der deutsch-russische Verfasser, „ist gebeugt unter dem Druck einer Regierung, die schon allzuoft die Versprechungen eines besseren Zustandes der Dinge gebrochen, deshalb kein Vertrauen mehr zu erwarten hat und nunmehr durch Gewalt ihre ungerechten Maßregeln erzwingt — einer Regierung, welche Wissen und Bildung im Volke nicht aufkommen läßt, wozu die Geistlichkeit, die aus der Unwissenheit desselben reiche Früchte ärndtet, bereitwillig mithilft."

Literarischer Sprechsaal.

In der Sitzung der Berliner Geographischen Gesellschaft vom 8. December berichtete Herr Professor Foß über den ersten Band der Geschichte Frankreichs von dem französischen Unterrichts-Minister Duruy, die in 10 oder 11 Bänden erscheinen wird. Der erste Band enthält eine Geographie Frankreichs, welche zunächst eine geologische Geschichte des Bodens, dann eine Schilderung der Oberfläche desselben nach Flußbassins giebt und die einzelnen Gebirge behandelt, durchweg und überall Rücksicht nehmend auf die Entwickelung des Lebens, auf Krieg und Politik. Nach Behandlung der Landgränzen und der Wassergränzen schließt der letzte, die Géographie morale behandelnde Abschnitt das in blühender Sprache abgefaßte Ganze, das von dem Vortragenden als eine preiswürdige Arbeit dargestellt wird, die sich dem Ideale der geographischen Behandlung eines Landes nähert, wie wir in unserer eigenen Literatur wenige Werke aufzuweisen haben.

Ein überraschendes, dem Frieden der Völker, der Größe Deutschlands und dem Anwalte der deutschen Erwerbs-Genossenschaften, Herrn Schulze-Delitzsch, geltendes Wort sprach kürzlich Herr Aug. Perdonnet, Präsident des von der Stadt Paris in's Leben gerufenen polytechnischen Vereins, bei Gelegenheit eines Festmahles der Abgeordneten aller französischen Cooperativ-Genossenschaften: „Ich bringe, sagte er, einen Trinkspruch aus auf Schulze-Delitzsch! Sie kennen Alle diesen Namen. Ich würde Sie zu beleidigen glauben, wenn ich voraussetzte, daß Einer unter Ihnen sei, der ihn nicht kennt. Dieser große bürgerliche Mann ist es, der mit einer Geschicklichkeit, mit einer Ausdauer, die über jedes Lob erhaben, in Deutschland den Volks-Kredit begründete und uns damit ein herrliches Beispiel gegeben hat. Schulze-Delitzsch ist ein geborener Preuße, aber man kann von ihm, wie von Cobden, sagen, daß er keinem Lande, daß er der ganzen Menschheit angehört. Wäre er bei unserem Feste anwesend, würde er gewiß in den Trinkspruch, den wir soeben den Arbeitern aller Länder gebracht, mit Enthusiasmus eingestimmt haben. Aber Schulze-Delitzsch läßt es bei schöner Rede nicht bewenden; nein, was viel mehr werth ist: er ist auch der Mann der schönen That. Gleich uns will er seine Zwecke nur auf gesetzlichem, friedlichem Wege erreichen. Gleich uns, begreift er, daß ein dauerhafter Fortschritt der Völker nur auf dem Wege des Friedens und der Arbeit möglich ist..... Wir Alle wollen wünschen, daß seine Lehren sich bald über ganz Deutschland verbreiten mögen; denn an dem Tage, wo diese Lehren vom gesammten deutschen Land und Volk adoptirt sein werden, wird auch unsere Voreingenommenheit gegen den großen Staat aufhören können, der, wie es heißt, im Begriff ist, dicht vor unseren Thoren sich zu bilden. Denn Diejenigen, die ihn bewohnen, werden dann unsere Freunde, unsere friedlichen Genossen sein. Ja, meine Herren, bereits erblicken wir am Horizont, sehr weit allerdings, sehr weit am Horizont, einen noch viel größeren Staat, eine unendlich große, auf dem Grundsatze der Gegenseitigkeit fußende Gesellschaft: es ist diejenige, die einst alle Völker bilden werden, geeinigt durch die Bande der Brüderlichkeit, und diesen Staat, diese Gesellschaft wird man die Menschheit heißen."

Aus der „St. Petersburger Wochenschrift" ersehen wir, daß sich vor drei Jahren in der russischen Hauptstadt ein deutscher Gesellen-Verein gebildet hat, der in erfreulichstem Gedeihen sich befindet, indem die Zahl der Mitglieder von ursprünglich einhundert bereits am 1. Januar 1866 auf 597 gestiegen war, seitdem aber noch weit mehr gewachsen ist. Und auch innerlich hat der Verein bedeutende Fortschritte gemacht. Er führt den Namen „Palme" (der Verein wurde am Palm-Sonntag des Jahres 1863 gestiftet) und besitzt jetzt ein eigenes literarisches Organ: das „Palmblatt", das speziell den geistigen und materiellen Interessen des Handwerkerstandes gewidmet ist. Ein „Bildungs-Comité" sorgt für Unterricht, für Unterhaltung durch Lektüre und für belehrende Vorträge, deren Genuß durch Musik und Männergesang erhöht wird. Demnächst sind eine Sparkasse und ein Consumverein hinzugetreten, die im besten Gedeihen begriffen sind. Eine Ausstellung von Industrie-Erzeugnissen ist in der Vorbereitung. Die „St. Petersburger Wochenschrift" bemerkt in Bezug auf die „Palme": „Es wäre außerordentlich zu beklagen gewesen, wenn die Errungenschaften, die das Genossenschaftswesen im westlichen Europa während der letzten Jahrzehnde aufzuweisen hat, an unserem Handwerker-Verein spurlos vorübergegangen wären. So sollte es nicht sein. In consequenter Weise nach einem hohen Ziele strebend, kam man gleichsam unwillkürlich dazu, das, was Schulze-Delitzsch und andere edle Männer auf diesem Gebiete geschaffen, auch in der „Palme" zur Anwendung zu bringen, und auch hier bewährte sich, was sich schon früher anderwärts bewährt hatte."

Der „St. Petersburger Wochenschrift" entnehmen wir mit Bedauern die Nachricht, daß die in Riga erscheinende „Baltische Monatsschrift", dieses geschätzte literarische Organ der Deutschen in den russischen Ostsee-Provinzen, eine Schöpfung des im vorigen Jahre verstorbenen Gustav v. Cube, Vice-Gouverneurs von Livland, mit Ende des Jahres 1866 eingehe. Der bisherige Redacteur der Monatsschrift, Herr G. Berkholz, wird vom neuen Jahre ab in Riga eine zweimal wöchentlich erscheinende „Zeitung für Stadt und Land" herausgeben, und da die alte „Riga'sche Zeitung" aus der bewährten Leitung des Herrn J. Eckardt in andere Hände übergeht, so wird, wie es scheint, dem neuen Berkholz'schen Blatte vorzugsweise die Aufgabe zufallen, die Interessen der deutschen Kultur in den baltischen Provinzen zu vertreten.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] Berlin, den 12. Januar 1867. [Nº 2.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Dieser Nummer liegt Titel und Inhalt des siebzigsten Bandes (Juli bis Dezember 1866) bei. Die Verlagshandlung.

Literarische Anzeigen.

Für alle Verehrer Göthe's wichtig!

So eben erschien in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin:

MICHAEL BERNAYS (22)

Ueber Kritik und Geschichte des Göthe'schen Textes.

Velinpapier. gr. 8. geh. 15 Sgr.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin ist erschienen:

Jacob Grimm: Reden und Abhandlungen.

1864. 26½ Bogen. Velinpapier. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Diese Reden und Abhandlungen bilden den ersten Theil der „Kleineren Schriften" von Jacob Grimm, ein in sich abgeschlossenes Ganze. Prof. Robert Prutz begrüsst im „Deutschen Museum" das Erscheinen derselben u. a. mit folgenden Worten:

. . . „Auch aus diesen kleinen Schriften tritt die Eigenart des heimgegangenen Meisters, seine tiefe Gelehrsamkeit, seine sinnige Betrachtungsweise, seine zarte, fast mädchenhafte Empfindung uns klar und deutlich entgegen, für die Mehrzahl der Leser sogar deutlicher und fassbarer, als aus jenen grossen gelehrten Werken, welche die eigentlichen Säulen seines Nachruhms bilden, und so hoffen wir denn auch, dass gerade diese „Kleineren Schriften" eine recht weite Verbreitung erlangen und recht kräftig dazu beitragen werden, das Gedächtniss des unsterblichen Mannes unter uns lebendig zu erhalten." (23)

In besonderen Abdrücken erschienen aus diesem Bande:

Jacob Grimm, Rede auf Schiller,

gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859. Dritter Abdruck. 1860. Velinpapier. gr. 8. geh. 8 Sgr.

Jacob Grimm, Ueber den Ursprung der Sprache.

Aus den Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851. Sechste Auflage. 1866. 8. geh. 10 Sgr.

Nachdem dargethan, dass die Sprache dem Menschen weder von Gott unmittelbar anerschaffen, noch geoffenbart sein könne, wird sie als Erzeugniss freier menschlicher Denkkraft betrachtet. Alle Sprachen bilden eine geschichtliche Gemeinschaft und knüpfen die Welt an einander. In ihrer Entwickelung werden drei Hauptperioden unterschieden, welche mit meisterhafter Feinheit und Durchsichtigkeit geschildert werden.

Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter,

gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Herausgegeben von **Herman Grimm**. Dritte Auflage 1865. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr.

Der zweite Abdruck (1864), die Photographieen der Brüder Grimm enthaltend, kostet 20 Sgr.

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte." Preussische Jahrbücher (1863 December.)

Als zu Prämien geeignet erlauben wir uns aus unserem Verlage zu empfehlen:

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.

Drei Theile. (68 Bogen.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

Das Literarische Centralblatt spricht sich über das Werk, wie folgt, aus:

„Mit Freuden schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.

Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben.

Voigt (F.) — Geschichte des brandenburg.-preußischen Staates.

1860. gr. 8. 2 Thlr.; in Leinwand gebunden mit Deckelpressung 2 Thlr. 10 Sgr.

Das Schulblatt für die Provinz Brandenburg sagt über das Werk u. a.:

„Der durch seine geographischen Arbeiten rühmlichst bekannte Professor F. Voigt hat nunmehr auch ein Geschichtsbuch folgen lassen, das sich durch gewissenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, sowie durch knappe, kernige und namentlich unpretentiöse Darstellung in gleichem Maße auszeichnet. Ueberall fühlt man, daß es dem Verfasser um die Sache und nicht um seine Person zu thun gewesen ist: die Wahrheit über die Eitelkeit!" (24)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In unserem Verlage erschien so eben:

Erzbischof Anno.

Ein geschichtliches Trauerspiel in fünf Akten nebst einem Vorspiel.

8. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr. (25)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Baltische Monatsschrift. (26)

1866. Oktober.

C. Bergmann, Das Chloroform. — Harthausen, Ueber die russische Agrargesetzgebung. — H. Eveling, Die volkswirthschaftliche Bedeutung des Salzes für Rußland. — C. Hennings, Gutele's Verkehrsstudien. — Zur Situation. — Notizen.

Preis für den Jahrgang 8 Thlr.

Riga. Nicolai Kymmel's Buchhandlung.

Revue moderne.

Janvier 1867.

J. G. Prat, Tealdo (I) — Diderot, Lettres inédites (III). — Eugène Crépet, La vertu féminine an XVIII siècle: Madame Roland. — Gustave Bertrand, Du Public en France. — X. Nagrien, Prodigieuse Découverte (fin). — Maurice Hartmann, Le Prisonnier de Chillon (fin). — H. de Sybel, Lettres de Marie Antoinette. — Charles Dollfus, Daniel Stern. — B. R., Varia. — A. Kämpfen, Paris en Feuilles volantes. — Charles Dollfus, Chronique politique. — Maurice Block, Periodiques allemands. — C. B. Periodiques anglais.

Preis des Jahrganges 14 Thlr. (27)

Die Grenzboten. (28)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 1. Das preußische Abgeordnetenhaus. — Rußland im Jahre 1866. — Ein denkwürdiger Brief Bevrar's von 1805. — Die deutschen Spielbäder vor und nach dem Kriege. — Zur Geschichte der Judenverfolgung. — Stillleben eines Kleinstaates.

Nr. 2. Das Neueste über die Klosterfrage in Mecklenburg. — Die Anschauung und die Alterthumswissenschaft. — Der einjährig Freiwillige in Preußen. — Die hannoverschen Offiziere. — Aus der Provinz Preußen. — Briefe aus Wien. — Literatur.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Mittheilungen

aus Justus Perthes' geographischer Anstalt. 1866. XI.

Nordseefischereien. — Dampferlinien von den Ostfriesischen Häfen. — Das Projekt einer neuen geographischen Gesellschaft zur Unterstützung, Ausrüstung und Aussendung von Entdeckungs- und Erforschungs-Unternehmungen. — Die Aufnahme des oberen San Francisco und des Rio das Velhas in Brasilien. — Die Skandinavische Halbinsel. Von Dr. C. F. Frisch in Stockholm. — Geographische Notizen. — Geographische Literatur. — Karten: Tafel 17. Aufnahme des oberen San Francisco und San das Velhas (Brasilien) von Emm—Llais.

Preis des Jahrgangs von 12 Heften 4 Thlr.

Gotha, Justus Perthes. (29)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Löwenberg's Geschichte der Geographie.*)

Die erste Auflage des vorstehenden Werkes ist bereits vor mehr als 25 Jahren (1840) erschienen und zu ihrer Zeit mit verdientem Beifalle begrüßt worden. Die „Revue des deux Mondes" lieferte eine sehr anerkennende Kritik des Buches, in welcher gerathen wurde, dasselbe in's Französische zu übersetzen, und dieses ist dann auch geschehen. Seit jener Zeit hat die geographische Wissenschaft die umfassendsten Fortschritte gemacht und der Stoff ist in einem ungemein großen Maaßstabe gewachsen. Grund genug also für eine neue Ausgabe dieses Buches, welches diesem Fortschritte in gebührender Weise Rechnung trägt. Die Grundsätze, die der Herr Verfasser bei dieser nöthig gewordenen Umarbeitung befolgte, sind nach seiner Erklärung wesentlich dieselben geblieben, wie bei der ersten Auflage. Das Buch soll ohne allen anmaaßlichen Schein von Gelehrsamkeit eine leicht lesbare, lebensfrische, anschauliche Uebersicht der Entwickelung der geographischen Disziplin gewähren. In diesem Sinne unterscheidet es sich von dem gleichnamigen Werke Ritters, das Daniel aus dessen Nachlaß herausgegeben, und von Peschel's gelehrter historischer Arbeit über die Erdkunde. Die Geschichte dieser Wissenschaft ist ein Nachweis der allmählichen Erweiterung des geographischen Wissens, wie dieselbe nach bestimmten Perioden durch geschichtliche Veränderungen, Völkerwanderungen, Heereszüge, Handelsverbindungen, neue Religionen und ihre Missions-Thätigkeit und endlich durch die eigentlichen Entdeckungsreisen herbeigeführt worden. Insofern muß die ganze Weltgeschichte in chronologischer Folge unseren Blicken vorüberziehen; die Geschichte der Geographie ist durchaus von den materiellen Mächten der Weltgeschichte abhängig, bildet somit einen besonderen Theil der letzteren und hilft zu ihrem tieferen Verständnisse.

Ein zweiter Punkt, der mit dem ersten innig zusammenhängt, aber doch wieder davon geschieden werden muß, ist die Geschichte der Verarbeitung der materiellen Kenntnisse, welche die Erweiterung des Gesichtskreises stufenweise herbeiführt, also die Geschichte der Theorien in ihrer fortschreitenden Ausbildung, die Geschichte der geographischen Wissenschaft. Beide zusammen in wechselseitiger Durchdringung dargestellt, bilden den Inhalt unseres Buches. Der Verfasser theilt seinen Stoff in drei große Perioden: Die Geographie des Alterthums, die des Mittelalters und die der neueren Zeit. Die erste zerlegt er wieder in drei Abschnitte, 1) in den Zeitraum von Adam bis Herodot, bis 450 vor Chr., 2) von Herodot bis Aristoteles 450—330, und 3) von Aristoteles bis Ptolemäus 330—160 nach Chr. Die Geographie des Mittelalters wird nicht in einzelne Zeiträume zerlegt, und mit Recht; es würde schwer sein, hinreichend markirte Gränzpunkte herauszufinden, da hier sowohl die christliche Welt als die mohamedanische zu berücksichtigen ist, die sich gegenseitig durchdringen, aber in ihren Perioden sich nicht decken würden. Auch schreitet das geographische Wissen in dieser Zeit sehr ungleich und an den verschiedensten Stellen fort.

Natürlich nimmt die Geschichte der neueren Zeit den bei weitem größten Raum ein. Herr Löwenberg rechnet den ersten Zeitraum von der Umschiffung der Erde durch Magelhaens bis Cook und Forster (1520—1780) und ordnet die Entdeckungen nach den Erdtheilen. Eben dieselbe Methode befolgt er im zweiten Zeitraume, der von Cook und Forster bis auf unsere Zeit herabgeht. Abhandlungen über Alex. v. Humboldt und Ritter bilden den Schluß. Gründliche Forschung, klare Gliederung und durchsichtige, angenehm beschäftigende Darstellung zeichnen das werthvolle Buch aus, welches dem Freunde der Erdkunde auf diesem ungeheuren Gebiete als treuer Führer und Wegweiser dienen wird. Zur Orientirung ist es vortrefflich geeignet.

*) Die Geschichte der Geographie von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von J. Löwenberg. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. Berlin, Haude u. Spener (F. Weidling), 1866.

Frankreich.

Diderot's Leben und Werke, von Karl Rosenkranz.

II.

Die Encyklopädie und Diderot's Einfluß auf die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts.

Gleich nach seiner Befreiung aus dem Gefängnisse übernahm Diderot in Verbindung mit seinem Freunde d'Alembert die Herausgabe der Encyklopädie, der er hauptsächlich seinen berühmten Namen zu verdanken hat. Erst in diesem großen Unternehmen, für das er wie geschaffen war, fand sein unruhiger Geist die nöthige Concentration und Befriedigung. Aeußere Verhältnisse ließen ihn das Anerbieten um so lieber annehmen. Die Sorge für seine Familie war ihm heilig, und wenn er auch seiner Frau, die ihm an Bildung nur zu ungleich war, untreu geworden, so war er doch stets bereit, jedes Opfer zu bringen, um ihr das Leben so angenehm als möglich zu machen. Diese ehrenwerthen Gründe bestimmten ihn hauptsächlich zu der Herausgabe einer solchen Riesenwerkes, das fortan seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm, ihm unzählige Verlegenheiten bereitete, selbst mit ernsten Gefahren für sein Leben und seine Freiheit drohte, aber zugleich ihm die dankbare Anerkennung seines Jahrhunderts, seine Unsterblichkeit für alle Zeiten sicherte.

Die Idee gehörte nicht Diderot, sondern dem Engländer Chambers an, der im Jahre 1727 eine „Cyclopedia or a Universal Dictionary of Arts and Sciences" erscheinen ließ. Dies Werk wollte der Pariser Buchhändler Le Breton in französischer Bearbeitung herausgeben, zu welchem Zwecke er sich mit einem königlichen Privilegium versah und an verschiedene Gelehrte, sogar an einen Deutschen, Namens Sellius, vergeblich wandte. In seiner Verlegenheit ging Le Breton zu Diderot, mit dem er sich einigte, nachdem d'Alembert seine Mithilfe zugesagt hatte. Nach den Angaben seines Freundes Grimm hat Diderot für seine Riesenarbeit ein- und für allemal 20,000 Francs und für jeden einzelnen Band 2500 Francs erhalten. Im November 1750 erschien der Prospekt von seiner Hand, ein Meisterwerk, das seine Befähigung und sein organisatorisches Talent für ein derartiges Unternehmen auf das Glänzendste bethätigt. Unter den Mitarbeitern befanden sich die hervorragendsten Gelehrten; Diderot selbst hatte die Philosophie und verwandte Wissenschaften übernommen, außerdem hat er die Redaktion des Ganzen geleitet. Es ist unglaublich, kaum begreiflich, was er in dieser Zeit geleistet hat.

Die Encyklopädie war das Ereigniß des achtzehnten Jahrhunderts und bezeichnete einen Wendepunkt nicht nur des französischen Geistes, sondern der allgemeinen Weltanschauung. Nach Rosenkranz, besteht ihre wissenschaftliche Bedeutung darin, daß sie den Bruch des französischen Geistes mit dem Cartesianischen

Dualismus, den Sturz des theologischen Supernaturalismus und die Popularisirung des englischen Empirismus bezeichnet. Die Wirkung war eine ungeheure und über die fernsten Länder sich erstreckend. In kurzer Zeit stieg die Zahl der Abonnenten auf Tausende; die Freunde der freien Forschung begrüßten das Unternehmen mit dem lautesten Beifall, während die Finsterlinge und Jesuiten ein Wuthgeschrei erhoben. Zahllose Broschüren und Journal-Artikel erschienen gegen die Encyklopädie und ihre Mitarbeiter, welche bereits als eine geschlossene Partei, die den Staat und die Kirche mit ihren unheilvollen Doktrinen bedrohen, aufgefaßt und mit dem Namen der Encyklopädisten bezeichnet wurden. Ihr Einfluß auf die Denkweise und Lebens-Anschauung des Jahrhunderts war so bedeutend, daß spätere Geschichtsschreiber keinen Anstand nahmen, sie die Vorläufer und intellektuellen Urheber der nachfolgenden Umwälzungen auf politischem und religiösem Gebiete zu nennen.

Kaum waren die ersten beiden Bände erschienen, als die Denunciationen der Theologen, die vereinten Anstrengungen der sonst sich befeindenden Jesuiten und Jansenisten, trotz des königlichen Privilegiums und der geschickten Widmung, von dem Polizeiminister ein Verbot erwirkten. Aber die öffentliche Meinung, unterstützt von dem aufgeklärten d'Argenson und dem tugendhaften Malesherbes, zwang die Regierung, das Verbot zurückzunehmen. Einige Jahre wurde das Unternehmen ungehindert fortgesetzt, wenn auch die Verhältnisse Vorsicht und Schonung den Herausgebern auferlegten. Trotzdem ruhten die Gegner nicht, bis die Encyklopädie von Neuem unterdrückt wurde. Diderot ertrug alle diese Verfolgungen mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit; nicht so sein Kollege d'Alembert, der sich aus Furcht und Ueberdruß vor den täglichen Angriffen von der Redaktion zurückzog und die ganze Last und Verantwortung allein auf Diderot's Schultern wälzte. Dieser ließ sich nicht entmuthigen; aus Liebe zu seinem Vaterlande, aus Loyalität für seinen Buchhändler harrte er in Frankreich aus, obgleich ihm Friedrich der Große und Katharina von Rußland, die hohen Freunde und Gönner seines Werkes, ein sicheres Asyl zur Fortsetzung desselben in ihren Staaten angeboten hatten. Noch größer war Diderot's Schmerz, als sein Buchhändler, der „die Bastille mehr als den Blitz“ fürchtete, die Artikel der Encyklopädie, welche ihm besonders gefährlich erschienen, auf das Aergste verstümmelte und willkürlich umarbeiten ließ. Dieses gemeine Verfahren versetzte Diderot in die höchste Aufregung, so daß er darüber krank wurde. In seiner Entrüstung schrieb er dem gewissenlosen Verleger: „Sie haben mich zwei Jahre hintereinander feig betrogen. Sie haben die Arbeit von zwanzig rechtschaffenen Männern zerstört oder durch ein dummes Vieh zerstören lassen, die Arbeit von Männern, welche ihre Zeit, ihr Talent, ihre Nachtwachen umsonst, aus Liebe zum Guten und Wahren, in der einzigen Hoffnung geopfert haben, einige wohlverdiente Achtung dafür zu erwerben, deren Ihre Ungerechtigkeit und Ihre Undankbarkeit sie beraubt haben wird.“

Zu allen diesen Uebelständen gesellten sich noch die Befürchtungen für seine persönliche Freiheit, sogar für sein Leben. Im Jahre 1766 wurde der junge Chevalier de la Barre in Frankreich hingerichtet, weil er beschuldigt war, mit anderen jungen Leuten einer Prozession von Kapuzinern unehrerbietig begegnet zu sein. Er starb wie ein Märtyrer und beschämte seine Henker durch Muth und Würde. Voltaire, der Freund und Beschützer aller Verfolgten, benutzte dies blutige Ereigniß, um den befreundeten Diderot vor einem ähnlichen Schicksal zu warnen, indem er ihn zur Flucht aufforderte. Diderot jedoch lehnte Voltaire's Rath mit folgenden Worten ab: „Ich habe eine kränkliche Frau, ein gefühlvolles, verständiges Kind, welches erst noch die ihm zukommende Erziehung erhalten soll; außerdem habe ich Verpflichtungen gegen Kaufleute, die ihr ganzes Vermögen in diese Unternehmung gesteckt haben. Erwägen Sie, daß Sie, wenn die Nation Ihrem Talent die schuldige Gerechtigkeit zollte und Sie zur Ausführung eines großen Monuments verpflichtet hätte, niemals glauben würden, die Freiheit zu haben, es verlassen zu dürfen.“

Außer diesen ehrenwerthen Gründen bestärkte noch ein anderes Motiv Diderot in seinem Entschlusse, Paris nicht zu verlassen und sein Werk trotz aller Gefahren zu beenden. Er hatte schon vor längerer Zeit, nachdem ihn Frau von Puisieux verlassen, ein neues Verhältniß mit Fräulein Sophie Voland, einer durch Geist und Gemüth ausgezeichneten Dame, angeknüpft. Sein Briefwechsel mit ihr, der erst im Jahre 1830 in Paris erschienen ist, enthält die interessantesten Beiträge zur Geschichte Diderot's und seines Jahrhunderts. Börne urtheilt darüber folgendermaßen: „Daß so breite Briefe zugleich so tief sein könnten — ich hätte es nicht gedacht. Sie nehmen kein Ende, und doch hört das Vergnügen, sie zu lesen, nur mit jeder letzten Zeile auf. Alles ist darin, das Schlechte und Gute, Schöne und Häßliche, Gift und Balsam, Gestank und Wohlgeruch, Ekel und Erquickung des 18. Jahrhunderts. Waren jene Schriftsteller darum sittenlos, entartet, schlecht, gottlos? Gewiß nicht. Sie führen Krieg.“ — Diese Briefe sind zu einem Bekenntnisse geworden, aus welchem man den ganzen Menschen Diderot kennen lernt. Sie zeugen dafür, daß es ihm mit seiner Verehrung der Tugend vollkommen Ernst war; daß er alle Pflichten, welche ihm oblagen, mit Gewissenhaftigkeit zu erfüllen strebte, daß er immer den ganzen Menschen einsetzte. —

Durch den Tod seines Vaters, der im Jahre 1759 in hohem Alter starb, gelangte Diderot zu einem verhältnißmäßigen Wohlstande. Seine Lage war jetzt in jeder Beziehung eine günstige zu nennen; er besaß ein kleines Vermögen, das ihm seine volle Unabhängigkeit sicherte, einen berühmten Namen und zahlreiche Verehrer und Freunde. Zu den Letzteren zählte er vor Allen den bekannten Baron Holbach, einen Pfälzer von Geburt, dessen interessantes Bild Rosenkranz mit vollendeter Meisterschaft zeichnet; Baron Grimm, ebenfalls ein Deutscher, der literarische Correspondenzen mit verschiedenen Höfen unterhielt; den geistvollen Helvetius, Verfasser des berühmten Buches „De l'esprit“, und vor Allen den großen Voltaire, der für Diderot eine wahre und aufrichtige Freundschaft zeigte. Dagegen war er im Laufe der Zeit mit Rousseau zerfallen, weil dieser bei seinem bekannten Mißtrauen sich von Diderot verletzt und hintergangen glaubte. Auch an hohen Gönnern fehlte es ihm nicht. Friedrich der Große interessirte sich lebhaft für Diderot, konnte ihm aber später nicht verzeihen, daß der französische Kritiker Spuren des Berliner Sandes in seinen Versen erblickte. Seitdem der übrigens lobende Artikel „Prusse“ erschienen war, öffnete der König nie wieder einen Band der Encyklopädie; ebenso lehnte er den Vorschlag ab, Diderot nach dem Tode von Maupertuis zum Präsidenten der Berliner Akademie zu ernennen, wozu dieser ihn vorgeschlagen war. Um so großmüthiger war seine Beschützerin, die Kaiserin Katharina von Rußland; sie kaufte ihm für 15,000 Francs seine Bibliothek ab, mit der Bedingung, sie bis zu seinem Tode behalten zu dürfen, und ernannte ihn zu ihrem Bibliothekar mit einer Pension von 1000 Francs; auch forderte sie ihn auf, nach Petersburg zu kommen, was er auch später that. Aber auch an Gegnern und Feinden fehlte es Diderot nicht, darunter der be-

rüchtigte Freron und Palissot, ein schmutziger Libellist, der in einem Lustspiel, „Les philosophes“, Diderot und die Encyklopädisten in ebenso unverschämter als ungerechter Weise lächerlich zu machen suchte.

Diderot selbst hatte sich in der letzten Zeit mit dem Theater beschäftigt, indem er zwischen der üblichen Komödie und Tragödie der Franzosen, ein neues mittleres Genre, das „Drame sérieux“, unser heutiges Familien-Schauspiel, theoretisch und praktisch aufstellte. Beseelt von dem Streben nach Wahrheit und Natur, wollte er, statt des hohen Pathos und der stelzbeinigen Alexandriner, rein menschliche Verhältnisse in einer gesunden Prosa auf die Bühne bringen. Auch hier finden wir Diderot an der Spitze einer literarischen Revolution und von einem gewissen demokratischen Instinkt geleitet. Statt römischer, griechischer und persischer Könige, sollte das bürgerliche Element, die verschiedenen Stände mit ihren Leiden und Freuden als gleichberechtigt für die Darstellung im Theater wie im Leben erscheinen. Zu diesem Zwecke schrieb er mehrere Schauspiele, von denen „Le père de famille“ und „Le fils naturel“ sich eines besonderen Ansehens erfreuten und vielfach nachgeahmt wurden. Nebenbei beschäftigte sich Diderot mit der Schauspielkunst, über die er seine Ansichten in den „Observations“ und „Paradoxe sur le comédien“ veröffentlichte. Auch hier sprach er wiederholt die Behauptung aus, daß der Schauspieler nicht durch das bloße Gefühl, sondern durch das Studium der Natur und das Ideal der Phantasie sich in seinem Spiel leiten lassen müsse.

Aber der Umfang seiner ästhetischen Bildung und Empfänglichkeit hatte keine Gränze. Seine glückliche und reiche Natur war für bildende, musikalische und poetische Kunst gleich sehr organisirt. Was Diderot jedoch unter den französischen Aesthetikern seines Jahrhunderts auszeichnet, das ist sein offener Sinn für die Schönheit der Natur im weitesten Sinne, nicht nur auf Wald und Flur, Berg und Meer sich beschränkend, sondern auf den Menschen selbst, auf das Volk in allen seinen Erscheinungen ausdehnend. So dringend er auch die Nachahmung der Natur empfahl, so wollte er doch die Kunst keineswegs zu einer bloßen Kopistin herabdrücken. Er verhielt sich realistisch gegen den falschen Idealismus seiner Zeit, allein er war in der Kunst ein entschiedener Idealist. In diesem Geiste schrieb er sein „Essai sur la peinture“ und ähnliche Schriften, vor Allen aber seine Kritiken über die verschiedenen Kunstausstellungen zu Paris für die von seinem Freunde Grimm herausgegebene „Correspondance“. Sie erschienen gesammelt unter dem Titel „Les salons“ und sind noch heute Muster einer ebenso geistreichen als gediegenen Kunstkritik.

Aber diese ästhetischen Studien und Beschäftigungen, so hoch auch ihr Werth und Einfluß selbst auf Deutschland und besonders auf Lessing veranschlagt werden muß, vermochten nicht, den scharfen Blick Diderot's von den großen Bewegungen und Fragen seiner Zeit abzulenken. Tiefer als Alle erkannte er den inneren Zwiespalt seines Jahrhunderts, die beginnende Auflösung und Zersetzung dieser nicht länger haltbaren Zustände. Mit einem wahrhaft genialen Griff verkörperte Diderot die Anschauungen und Zweifel, die ganze materialistische Richtung seiner Umgebung, ihre moralische Versunkenheit und geistreiche Sophistik, ihre kühnen Paradoxen und wilde Verzweiflung, den dumpfen Groll, der einer Revolution voranzugehen pflegt, die innere Zersetzung, welche die Gesellschaft erfaßt hat, die ganze gewitterschwüle Lage der Personen und Verhältnisse zu einem unübertroffenen Bilde, bekannt unter dem Namen „Le Neveu de Rameau.“ In diesem Dialog, den Göthe auf Schiller's Veranlassung übersetzt hat, erscheint Diderot als wahrer Dichter und zugleich als Prophet der ereignißreichen Zukunft. „Wenn man, sagt Rosenkranz mit Recht, die Frage aufgeworfen hat, ob Diderot ein bloßes Talent oder ein Genie gewesen, so hat man sich nur dieses Dialoges zu erinnern, um zu wissen, daß er ein Genie, ein großes Genie war, denn nur einem solchen konnte ein solches Kunstwerk gelingen.“

Minder bedeutend, obgleich erwähnenswerth wegen ihrer Tendenz und als Beitrag zur Kenntniß des Klosterlebens ist die Erzählung „La Religieuse“, die Geschichte einer jungen Nonne, welche von ihren Verwandten zur Ableistung der Klostergelübde gezwungen wird. Der Roman ist auch deshalb merkwürdig, weil er einer Mystifikation seine Entstehung zu verdanken hat. Ebenso getheilt ist das Urtheil über einen zweiten Roman Diderot's, „Jaques le fataliste“, ein Convolut von ineinander geschachtelten Erzählungen, deren eigentlicher Held ein Bedienter ist, welcher bei allen Gelegenheiten seine fatalistische Weltanschauung gegen die Widersprüche seines Herrn vertheidigt. So geistreich und schön auch einzelne Partieen des Buches sind, so fehlt es dem Ganzen doch zu sehr an einem einheitlichen Plan, um genügend interessiren zu können. Aber auch hier zeigt Diderot eine Kunst der Darstellung, der individuellen Charakteristik, wie sie nur der wahre Dichter besitzt, so daß man von Neuem nur seine Zersplitterung bedauern muß. Es lag nur an ihm, mit Cervantes in die Schranken zu treten und ein ebenso unsterbliches Werk wie „Don Quijote“ zu hinterlassen, an den der Roman unwillkürlich in der Anlage erinnert. Neben diesen größeren Arbeiten hat Diderot noch eine Menge kleinere Aufsätze und Artikel geschrieben, in denen er mit verschwenderischer Hand oft die tiefsten Gedanken über Staat, Kirche und sociale Einrichtungen ausstreute. Am interessantesten darunter sind seine Auslassungen über die Frauen und über die Ehe, wozu ihm die von dem Reisenden Bougainville gegebenen Schilderungen der Sitten und Einrichtungen auf Otahaiti die willkommenste Gelegenheit boten.

Im Jahre 1773 trat Diderot seine vielfach verzögerte und aufgeschobene Reise nach Petersburg an, um persönlich der Kaiserin Katharina für die Beweise ihrer Huld zu danken. Die große Fürstin empfing ihn wie einen vertrauten Freund mit dem größten Wohlwollen. Er hatte jederzeit, wenn sie nicht durch Staatsgeschäfte verhindert war, bei ihr freien Zutritt. Viele Stunden brachte er in ihrem Cabinette zu und unterhielt sich mit ihr in der freimüthigsten Weise über alle möglichen Zustände, besonders über die Gesetzgebung und Civilisation Rußlands. In der Lebhaftigkeit des Gesprächs klopfte er ihr zuweilen auf die Kniee, was sie jedoch ihm nicht übel nahm. Ihre Großmuth wollte ihn mit Geschenken und Gnadenbezeugungen überhäufen, aber er schlug alle ihre Anerbietungen aus und nahm nur von ihr die kostenfreie Rückkehr und einen Ring mit einem geschnittenen Stein zum Andenken an. Nach einem Aufenthalt von fünf Monaten kehrte er nach Paris zurück. Der Aufenthalt jedoch in dem kalten russischen Klima hatte seine Gesundheit angegriffen und den Grund zu vielfachen Leiden gelegt, denen er nach einigen Jahren erlag. Im Februar 1784 hatte er heftiges Blutspeien, er erwartete seinen Tod, aber er erholte sich noch einmal. Acht Tage später rührte ihn der Schlag und lähmte ihn, ohne ihm das Bewußtsein zu rauben. Er schleppte sich noch auf seine Stube, umarmte seine Frau und Tochter, die er innig liebte, und traf einige Anordnungen. Er sprach mit seiner Tochter über griechische und lateinische Inschriften, die er ihr übersetzte, über das Wesen der Tragödie

und erinnerte sich schöner Verse von Horaz und Virgil. Der Pfarrer von St. Sulpice besuchte ihn auf seinem Krankenlager, Diderot empfahl ihm einige Arme, die er unterstützte. Als ihn aber der Geistliche aufforderte, einen Widerruf seiner Werke drucken zu lassen, entgegnete er: „Ich glaube wohl, daß meine Bekehrung Effekt machen würde, aber gestehen Sie, daß ich eine große Lüge sagen würde." Zu seinen Leiden gesellte sich noch die Wassersucht; er ertrug seine Lage mit rührender Geduld und suchte seine Umgebung über sein nahes Ende zu täuschen. Am Abende vor seinem Tode unterhielt er sich mit einigen Freunden über die verschiedenen Wege, zur Philosophie zu gelangen. „Der erste Schritt zur Philosophie, sagte er bei dieser Gelegenheit, ist die Ungläubigkeit." Dies Wort war das letzte, welches seine Tochter von ihm vernahm. Seine Beerdigung stieß auf keine Schwierigkeiten. Der Pfarrer von St. Roch schickte einen Priester, bei seiner Leiche zu wachen, und ließ ihn nicht ohne Pomp in der Kapelle der heiligen Jungfrau zu St. Roch beisetzen. Seine Tochter, welche sein Leben beschrieb, war mit einem Herrn Vandeul verheiratet, andere Kinder hinterließ er nicht. Seine Frau erhielt eine Pension von der Kaiserin Katharina.

Diderot besaß eine höchst liebenswürdige Persönlichkeit, die sich auch in seiner äußeren Erscheinung verrieth. Seine Stirn war breit, offen, sanft gerundet, seine Nase von männlicher Schönheit, der Ausdruck seiner Augen sanft und gefühlvoll, oft im Feuer der Begeisterung glänzend, sein Mund athmete eine anziehende Mischung von Freiheit, Anmuth und Grazie. Obgleich er sich nachlässig trug, so hatte er doch von Natur in der Haltung des Kopfes, und vorzüglich wenn er seine Rede mit Geberden begleitete, viel Adel, Energie und Würde. In der Unterhaltung entwickelte er eine hinreißende Beredtsamkeit; er war ein bezaubernder Gesellschafter, sprudelnd von Geist und Witz. Sein Charakter zeigte eine seltene Redlichkeit; er war pflichttreu, arbeitsam und zuverlässig, im höchsten Grade uneigennützig, hilfreich und wohlthätig bis zum Uebermaß. Das Elend der unteren Volksklassen rührte ihn unwiderstehlich und er vergaß sich dabei selbst. Er war ein treuer Freund, der zärtlichste Vater, und obgleich er seiner Gattin manchen Grund zur Klage geben mochte, sorgte er mit peinlicher Gewissenhaftigkeit für ihre Bedürfnisse.

Als Schriftsteller war Diderot trotz seines Fleißes eine mehr passive Natur, die der äußeren Anregung bedurfte, mehr genialer Improvisator, den die Gelegenheit erst inspirirte, als ursprüngliches, schöpferisches Genie. Er besaß einen großen Verstand, aber eine nicht minder große Phantasie, zwischen Beiden fehlte jedoch häufig die Verbindung; daher das Sprunghafte in seiner Produktion, das Dualistische in seinem ganzen Wesen. Wie sein Jahrhundert war auch er zugleich sentimental und cynisch, kritisch zersetzend und gefühlvoll bis zur Schwärmerei, reich an kühnen und großen Gedanken, aber noch reicher an Phrasen und rhetorischem Pathos. Seine Sprache oder vielmehr sein Styl ist trotz mancher Fehler von wunderbarer Frische und Lebendigkeit, von einer bezaubernden und hinreißenden Wirkung, plastisch und naiv, hinreißend in der Fülle der Gedanken und der Strömung stets überraschender Ideen und Wendungen, der echte Feuilletonstyl im höchsten und besten Sinne.

Man hat Diderot vielfach mit Voltaire und Rousseau verglichen, denen er jedoch an eigentlich schöpferischem Talent nachsteht. Er besitzt weder die Originalität und Tiefe Rousseau's, noch den Witz und die dichterische Begabung Voltaire's, wenn er auch Beide an Vielseitigkeit übertrifft. Was ihn aber besonders auszeichnet, ist die revolutionäre Kühnheit seiner Gedanken, die dämonische Kraft, womit er die Widersprüche des Jahrhunderts, den Zwiespalt zwischen Geist und Materie, zwischen Natur und Kultur, zwischen Cynismus und Sentimentalität, zwischen Corruption und Sittlichkeit, zwischen Unglauben und Bedürfniß nach Religion in seinem Leben und in seinen Werken wiederspiegelt. Dadurch ist Diderot vorzugsweise ein Träger der modernen Tendenzen, ein Vorläufer der Revolution geworden.

Diderot hat einen großen Einfluß auf seine Zeitgenossen in und auch außerhalb Frankreichs ausgeübt. Vor Allen sympathisirte unser Lessing mit dem französischen Denker, mit dem er selbst manche Aehnlichkeit hatte. In der Achtung für die Wahrheit, in der Liebe zur Freiheit stehen sie sich gleich; auch ihre ästhetische Anschauung näherte sich vielfach. Beide drangen auf Natur und immer wieder auf Natur, Beide kämpften gegen das Vorurtheil im Leben und in der Kunst, Beide waren von dem reinsten Streben für Humanität und Toleranz beseelt, Beide größere Kritiker als Dichter. Aber während Diderot unsern Lessing an Universalität der Bildung, an Wärme des Gefühls, an Fülle der Phantasie, an Leichtigkeit des Witzes und augenblicklicher, persönlicher Wirkung übertrifft, so steht Lessing dafür um so höher durch sittliche Reinheit, Keuschheit des Geschmacks, Gründlichkeit des Wissens, kritische Schärfe und nachhaltigere Wirkung. Vielfach reagirten die verwandten Geister und unverkennbar ist der Einfluß Diderot's auf Lessing's Entwickelungsgang und die Spuren des französischen Philosophen lassen sich leicht in dem Leben und in den Schriften des deutschen Dichters und Kritikers nachweisen und verfolgen, wogegen Diderot auf Lessing in Paris aufmerksam machte und seine Dramen in die französische Literatur einführte. Auch Schiller und Göthe bewunderten das große Talent Diderot's und besonders Rameau's Neffen, den Göthe übersetzte und mit den werthvollsten Anmerkungen versah. Nicht minder groß war der Einfluß der Encyklopädie auf die deutsche Aufklärung und ihre Vertreter. Mit Recht dürfen wir daher in Diderot einen der größten und einflußreichsten Geister des achtzehnten Jahrhunderts begrüßen, dessen Andenken durch die ausgezeichnete Arbeit des Professor Rosenkranz erst die volle verdiente Würdigung gefunden hat.

Max Ring.

Arbeits- und Bau-Genossenschaften nach dem Princip der Selbsthilfe im Elsaß.

Wir haben in Nr. 41 des „Magazin" von 1866 über die in Mühlhausen (Mulhouse), dieser heute noch aus großentheils deutschen Elementen zusammengesetzten, elsassischen Stadt, gemachten Versuche berichtet, die Arbeiterfrage auf dem Wege der Selbsthilfe zu lösen. Dem edeln Antriebe einiger der ganzen Bevölkerung mit ihrem Beispiele voranschreitenden Männer, namentlich des Fabrikbesitzers Johann Dollfus, ist es hauptsächlich zu verdanken, daß dort die gesunden volkswirthschaftlichen Ansichten der neueren Zeit, die in Deutschland durch die praktische Schule von Schulze-Delitzsch vertreten wird, Geltung und thatsächliche Verbreitung gefunden haben. Es sind uns seitdem einige neue Nachrichten von dort zugegangen, die wir im Folgenden unseren Lesern mittheilen:

Nachdem vor einigen Jahren in Frankreich ermittelt worden war, daß die Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre unter der Fabriken-Bevölkerung ungleich größer ist, als unter der gesammten übrigen Bevölkerung des Landes, hat man in



der um die Verbesserung des Loses der Arbeiter so hochverdienten, elsassischen Stadt Mühlhausen Schritte gethan, um den Ursachen dieser Ungleichheit der Vertheilung des Lebens und des Todes auf die Spur zu kommen, und nachdem diese Ursachen ermittelt waren, ist es auch bereits gelungen, sie fast gänzlich dort zu beseitigen.

Herr Johann Dollfus hatte durch sorgfältige Untersuchungen festgestellt, daß von hundert Neugeborenen, deren Mütter in seiner Fabrik arbeiteten, ungefähr 40 im ersten Lebensjahre sterben, während im gesammten Frankreich diese Sterblichkeit nur 18 von 100 beträgt. Als Ursache dieser größeren Mortalität der Kinder der armen Fabriken-Bevölkerung wurde ferner ermittelt, daß die Kindbetterinnen so bald als nur irgend möglich nach der Geburt ihrer Kinder wieder in die Arbeit der Fabrik eintreten, um dadurch die zu ihrem Unterhalt nöthigen Mittel zu erwerben. Als dies ermittelt war, faßte Herr Dollfus den edelmüthigen Entschluß, seinen Arbeiterinnen nach ihrer Entbindung sechs Wochen lang Arbeitslohn zahlen zu lassen, ohne daß sie dafür Arbeit zu leisten hatten; ja es ward vielmehr an diese Zahlung die ausdrückliche Bedingung geknüpft, daß die Mütter aller schweren Arbeit sich enthalten, damit sie ihren Neugeborenen eine größere, ununterbrochene Sorgfalt widmen könnten. In Folge dessen ist sofort eine Aenderung in dem bisherigen Sterblichkeits-Verhältniß eingetreten. Die Kinder, jetzt nicht mehr sich allein überlassen, mit dem Nutschbeutel im Munde, sondern von ihren Müttern genährt und mit Zärtlichkeit gepflegt, werden viel zahlreicher am Leben erhalten. Seit drei Jahren hat Herr Dollfus diese menschenfreundliche Einrichtung getroffen, und seitdem hat sich die Sterblichkeit der Kinder seiner Fabrik-Arbeiterinnen im ersten Lebensjahre von 40 auf 25 Procent vermindert, so daß jährlich unter hundert Neugeborenen funfzehn mehr am Leben erhalten werden, als früher. Und dieses Resultat ist allein der Menschenfreundlichkeit eines Privatmannes zu verdanken, ohne daß sich bisher die Regierung mit ihrer kontrolirenden Polizei und ihrer amtlichen Statistik im Geringsten um die Sache gekümmert.

Nachdem sich dieses merkwürdige Resultat herausgestellt, haben sich sechs andere große Fabrikhäuser von Mühlhausen mit dem des Herrn Johann Dollfus zu einer gemeinsamen Maaßregel in jenem Sinne vereinigt, und zwar unter Heranziehung von Beiträgen der Arbeiter selbst zu dem guten Zwecke. Letzteres geschah nicht aus Eigennutz, sondern um den Leuten das schöne Princip der Selbsthilfe und der eigenen Fürsorge für ihre Zukunft mehr und mehr zur Gewohnheit zu machen. Jede Arbeiterin im Alter von 18 bis 45 Jahren zahlt jetzt alle 14 Tage in die Kasse zur sechswöchentlichen Unterstützung der Kindbetterinnen 15 Centimes (14 Silber-Pfennige), also täglich einen Pfennig, und ebensoviel als die Arbeiterinnen zusammen zahlen, trägt auch der Fabrikherr allein zu dieser Kasse bei. Dies reicht vollkommen aus, um den menschenfreundlichen Zweck zu erfüllen.

Es ist wahrgenommen worden, daß die solchergestalt in größerer Zahl am Leben erhaltenen Kinder der Fabrik-Arbeiterinnen auch gesünder und kräftiger werden, als es früher der Fall war. Dadurch wird auch dem kaiserlichen Frankreich die Aussicht eröffnet, eine größere Auswahl für seine Rekrutirungen zu bekommen; seit zehn bis zwanzig Jahren war es kaum möglich, unter der Fabriken-Bevölkerung junge Leute zu finden, die kräftig genug für den Soldatenstand waren.

Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß Herr Johann Dollfus in Mühlhausen auch Präsident der berühmten elsassischen Baugenossenschaft der Arbeiterstädte, der Société des Cités-Ouvrières, ist. Diese Baugenossenschaft, in Verbindung mit der zu Colmar ihren Sitz habenden „Cooperativ-Genossenschaft für Grundstücke" (Société coopérative immobilière), hat im Elsaß bereits ganze Städte mit gesunden, wohlfeilen Wohnungen für Handwerker, Fabrikarbeiter ꝛc. in's Dasein gerufen. Ein Familien-Wohnhaus in den Arbeiterstädten von Mühlhausen, Thann, Colmar ꝛc. kostet 3000 Francs (800 Thlr.), wofür man einen Flächenraum von 168 Quadrat-Metres (397 Quadratfuß) erhält, wovon 40 Quadrat-M. (118 □F.) bebaut und 128 □M. (279 □F.) Gartenland sind. Der Kaufpreis von 800 Thlr. wird durch eine Jahresrente abgetragen, die in der Regel nicht viel höher, als die Miethen ist, welche die Arbeiter bis dahin für ihre schlechten, ungesunden Wohnungen zu zahlen hatten. In Mühlhausen waren bis zum 30. Juni v. J. bereits 158 solcher Häuser vollständig abbezahlt und in den unbeschränkten Besitz ihrer Bewohner übergegangen, während außerdem dort noch über fünfhundert ähnliche Grundstücke von der Baugenossenschaft hergestellt und an Arbeiter verkauft waren, welche die Abzahlung regelmäßig leisten. In Folge dessen hat auch die Baugenossenschaft die zum Behufe der Erwerbung des Grundes und Bodens und des Baues aufgenommenen Kapitalien regelmäßig abtragen können.

Es ist bemerkenswerth, daß es im übrigen Frankreich und selbst in Paris bisher noch nicht gelungen ist, ähnliche Baugenossenschaften wie in dem ehemals zu Deutschland gehörenden Elsaß herzustellen. Es ist der deutsche Geist der Sittlichkeit und der Ordnung, der sich dergleichen auf Vertrauen und Gegenseitigkeit ruhende Einrichtungen eher anzueignen weiß, als der elastische Geist der Franzosen und ihre Liebe zur Abwechslung. Ein Beweis, wie sehr der deutsche Geist und die alte deutsche Sprache unter der Arbeiter-Bevölkerung des Elsasses noch vorherrscht, ist auch der Umstand, daß in der mit der Baugenossenschaft und dem Consumverein von Mühlhausen verbundenen Volksbibliothek zum bei weitem größeren Theil deutsche und nur zu einem sehr kleinen Theile französische Bücher verlangt und gelesen werden.

In neuerer Zeit hat Herr Johann Dollfus in seiner großen Fabrik noch eine zweite neue Einrichtung begründet, die nicht minder wohlthätig zu wirken verspricht, als jene erste, den Arbeiter-Kindern und ihren Müttern geweihte. Er hat nämlich die tägliche Arbeitszeit von 12 auf 11 Stunden herabgesetzt, und zwar ohne daß den Arbeitern an ihrem Arbeits- oder Stücklohn etwas gekürzt wird, vorausgesetzt, daß sie in der kürzeren Zeit ebenso viele und so gute Arbeit liefern, wie früher, auf welche Bedingung die Arbeiter Alle mit Vergnügen eingegangen sind. Die Arbeiter gewinnen dadurch täglich eine Mußestunde, die sie ihrer Familie, oder der Lectüre und anderen ehrbaren Zerstreuungen widmen können. Auch war eine vermehrte Thätigkeit der Arbeiter die unmittelbare Folge dieser vom Fabrikherrn freiwillig ihnen gemachten Concession. Ja, es ist eine interessante, von der Volkswirthschafts-Lehre in neuerer Zeit constatirte Erscheinung, daß, wenn die Muskel-Thätigkeit des Arbeiters zu stark und zu lang angestrengt wird, er weder so gute, noch so reichliche Erzeugnisse zu liefern vermag, als wenn den Muskeln, wie dem Geiste, die nöthige Ruhe und Erholung gegönnt wird.

Demzufolge hat auch der Fabrikherr durch Abkürzung der Arbeitszeit seiner Leute nichts verloren, sondern eher noch gewonnen. Die Arbeit, welche in elf Stunden mit großer Beeiferung geliefert wird, ist eine größere und bessere, als die, welche früher in zwölf Stunden fertig wurde, und wenn auch in Folge stärkerer Ausnutzung der Dampfmaschinen, welche die

sechshundert Webestühle der Dollfus'schen Fabrik in Bewegung setzen, nicht weniger als sonst an Steinkohlen verbrannt wird, so wird doch an Erleuchtung und Heizung der Räume bedeutend gespart.

Jedenfalls hat man nun auch in Frankreich mit Glück die vor längerer Zeit bereits in England gemachten Versuche wiederholt, durch Verminderung der Arbeitszeit den Fleiß und den Eifer der Arbeiter zu erhöhen und auf diese Weise einen großen moralischen Zweck zu erreichen.*) In England ist jetzt fast in allen Fabriken, Hüttenwerken und Werkstätten die wöchentliche Arbeitszeit auf 5½ Tage, oder auf 56 Arbeitsstunden reduzirt, so daß auf jeden Tag von Montag bis Freitag 10 Arbeitsstunden und auf den Sonnabend 6 Stunden kommen. Die Sonnabend-Nachmittage sind frei, und diese benutzt der Arbeiter zu häuslichen Geschäften, um dann den Sonntag ganz der Ruhe, der religiösen Betrachtung und der geistigen Erholung widmen zu können.

Alles dies, und ganz besonders auch die immer zahlreichere Begründung freier Erwerbs-Genossenschaften, durch welche die sittliche Eigenkraft und freie Selbstbestimmung des Mannes gehoben wird, hat in England die moralischen, wie die materiellen Zustände der arbeitenden Klassen in ungeahnter Weise verbessert. Die sogenannte Arbeiterfrage ist dort als gelöst, oder doch als ihrer Lösung sehr nahe gebracht, anzusehen. Ja, je mehr man dem Arbeiter zum Bewußtsein bringt, daß seine Wohlfahrt von der unbeschränkten, sittlichen Anwendung seiner Eigenkraft abhängt, um so sicherer ist auf seine Mitwirkung bei der Reform unserer Arbeiter-Zustände zu rechnen.

Als die englischen Arbeiter zum Bewußtsein jenes wirthschaftlichen Princips gelangt waren, schritten sie auch sofort zur Ausführung desselben, und dem haben wir die Entstehung der ersten Erwerbs-Genossenschaften in Europa zu verdanken. Deshalb ist es für die Gewerbtreibenden aller Länder gewiß sehr interessant, die Geschichte der Entstehung und der Entwickelung der englischen Erwerbs-Genossenschaften näher kennen zu lernen.**)

J. L.

England.

Die englischen Erwerbsgenossenschaften in ihren Anfängen und das Prinzip der Selbsthilfe.***)

Im Schoße des preußischen Landtages haben kürzlich wieder eingehende Verhandlungen über die Arbeiterfrage, speziell über die auf dem Prinzip der Selbsthilfe gegründeten Erwerbs-Genossenschaften und über die Zweckmäßigkeit ihrer Selbstkontrole ohne Einmischung des Staates stattgefunden. Man hat sich dabei auf den maßgebenden Vorgang Englands berufen, wo mit Hilfe dieses Prinzips große Resultate erreicht worden sind. Es dürfte daher an der Zeit sein, in diesen Blättern, die seit dem Jahre 1832 den verschiedenen Phasen der Arbeiter-Frage stets mit Aufmerksamkeit gefolgt sind, zu recapituliren, was über die Geschichte der Erwerbs-Genossenschaften in England bekannt ist.

In der Geschichte der englischen Erwerbs-Genossenschaften werden die sogenannten „Pioniere" des Fabrikortes Rochdale stets eine wichtige Stelle einnehmen, weil sie, seitdem man im Jahre 1830 nach der französischen Juli-Revolution in Europa die Nothwendigkeit einer Reform der Arbeiter-Zustände erkannt hatte und nachdem in Frankreich allerlei chimärische Versuche zu diesem Zwecke gemacht worden, die Ersten waren, die das große Problem mit Glück und Geschicklichkeit gelöst haben. Es hat diese erste aller neueren, europäischen Erwerbs-Genossenschaften den praktischen Beweis geliefert, wie abgeschmackt und unwahr die so oft gehörte und zuletzt noch von den Anhängern Lassalle's wiederholte Behauptung von einem zwischen dem Kapital und der Arbeit bestehenden Kampfe sei. Kapital und Arbeit können schon darum nicht mit einander im Kampfe sein, weil Eines ohne das Andere gar nicht denkbar und existenzfähig ist. Kapital ist im Grunde nichts, als Arbeit der Vergangenheit, und Arbeit ist für den Verständigen Kapital der Zukunft. Wenn Arbeiter und Kapitalisten in der Gegenwart verschiedenartige Interessen zu haben vermeinen, so trägt nur Unverständigkeit und die Unkenntniß der volkswirthschaftlichen Gesetze bei den Arbeitern, wie bei den Kapitalisten, die Schuld. Die Pioniere von Rochdale haben bewiesen, daß sie die Natur und die Gesetze des täglich in der menschlichen Gesellschaft sich vollziehenden Prozesses der Umwandlung der Arbeit in Kapital und des Kapitals wieder in Arbeit genau kennen. Und wie Jeder, der die Naturgesetze genau kennt und danach seine produktive Thätigkeit einrichtet, glückliche Erfolge davon trägt, so hat auch die Aussaat der Pioniere von Rochdale reiche Frucht getragen.

Es ist ungemein ermuthigend, ein solches glänzendes Beispiel der sittlichen Eigenkraft und Selbsthilfe näher kennen zu lernen, und deshalb will ich hier die Geschichte ihrer Entstehung und ihres Fortganges erzählen.

Die erste Kenntniß der englischen „Pioniere" verdanken wir in Deutschland Herrn Professor Huber, der bereits im Jahre 1854, in seinen „Reisebriefen", eine sehr empfehlende Mittheilung über sie machte, und da Herr Huber in politischer Beziehung zu den sogenannten „Conservativen" gehört, so hatte seine Schrift auch den guten Erfolg, daß sie in Kreisen der Gesellschaft, denen die Arbeiterfrage sonst fern lag, die Aufmerksamkeit und Theilnahme auf das englische Genossenschaftswesen lenkte. Im Jahre 1860 besuchte Herr Huber die Pioniere von Rochdale zum zweiten Male. Bei dieser Gelegenheit fand er nicht blos seine früheren Wahrnehmungen bestätigt, sondern er erkannte auch in dem Prinzipe der sittlichen Eigenkraft oder Selbsthilfe, wie sie in der Genossenschaft sich darstellt, das Zeichen, unter welchem künftig die Arbeit überall siegen werde.

Die interessante Schrift, welche Herr Huber über die Pioniere von Rochdale veröffentlicht hat, bietet sehr viel Material, aber sie ist nichts weniger als übersichtlich und gewährt kein klares Bild. Ich habe daher für meine Mittheilungen noch einige andere Schriften, namentlich die in Hamburg erschienene

---

*) Auch in Deutschland sind ähnliche Erfahrungen in Bezug auf die günstigen Wirkungen einer Abkürzung der Arbeitszeit gemacht worden. Namentlich hat darüber der bekannte Fabrikant Moritz Müller in Pforzheim in seiner „Ansprache über die Arbeitszeit" (Nr. 382 seiner Flugschriften) interessante Beobachtungen mitgetheilt.

**) Vgl. den folgenden Artikel „England."

***) 1. Sociale Fragen. V. Die Rochdaler Pioniere. Von V. A. Huber. Nordhausen, Ferd. Förstemann, 1867.

2. Die Selbsthilfe in Lebensbildern und Charakterzügen, nach dem Englischen des Samuel Smiles bearbeitet von Joseph M. Boves. Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1866.

3. Die auf Selbsthilfe gestützten Genossenschaften im Handwerker- und Arbeiterstande. Von Dr. Max Menger. Wien, Carl Czermak, 1866.

4. Das deutsche Gewerbewesen von der frühesten Zeit bis auf die Gegenwart. Von Dr. G. A. Mascher. Potsdam, Ed. Döring, 1866.

Boyes'sche Bearbeitung des trefflichen englischen Buches über Selbsthilfe, von Samuel Smiles, ferner die Vorlesungen über Handwerker- und Arbeiter-Genossenschaften benutzt, welche Herr Dr. Max Menger in Wien vor dem dortigen Vereine der Buchdrucker-Gehilfen gehalten, und endlich auch das sehr empfehlenswerthe Werk des Dr. Rascher über die Geschichte des deutschen Gewerbewesens zu Rathe gezogen.

In England war man bereits im vorigen Jahrhundert zu der Ueberzeugung gelangt, daß die noch aus dem Mittelalter stammenden Zünfte, deren Entwickelung nicht Schritt gehalten hatte mit dem in steter Veränderung und Erweiterung begriffenen Bedürfniß- und Bildungs-Kreise des Volkes, ein großes Uebel seien und nothwendig einer anderen neuen Form weichen müßten, wenn nicht die alte Handwerker- und Arbeiter-Welt der neuen Dampfmaschinen- und Fabrik-Welt gegenüber völlig verkümmern und zu Grunde gehen sollte. Man erkannte dabei zunächst, daß man nicht länger einen bloßen Bruchtheil der Arbeiter, nämlich die zünftigen Meister, mit Vorrechten ausstatten und vor den Uebrigen begünstigen dürfe. Nein, gleiches Recht und gleichen Spielraum heischte man zur naturgemäßen Entwickelung für Alle!

Aber mit der Anerkennung des gleichen Rechtes Aller, die ihre Arbeitskraft redlich anwenden, war, wie den praktischen Engländern gleichzeitig klar geworden, auch die Anerkennung der gleichen Pflicht Aller verbunden, sich selbst zu helfen, und nicht, wie die Schwachen, die Arbeits-Unfähigen und die Unmündigen von Anderen, sei es von Zunft-Verbindungen, sei es von Communen, von Wohlthätigkeits-Anstalten oder vom Staate, Unterstützung, Hilfe und damit zugleich Bevormundung zu erwarten. „Selbst ist der Mann!" „Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen!" „Eigenkraft bleibt das sicherste Kapital!" — das wurden die Wahlsprüche des englischen Arbeiters. Es galt, die Idee der Self-Help — welches der von den Engländern geschaffene Ausdruck für Selbsthilfe in der socialen Bedeutung des Wortes ist — auf den Arbeiterstand anzuwenden, und in glänzender Weise haben die Engländer, von allen Nationen zuerst, und noch vor dem verdienstvollen Repräsentanten und Verbreiter dieser Idee in Deutschland, Herrn Schulze-Delitzsch, diese große Aufgabe gelöst. Anfangs wurden allerdings auch in England, gleichwie in Amerika und in Frankreich, chimärische Versuche zur Lösung dieser Frage gemacht. Die naturwidrigen socialistisch communistischen Pläne, die zuletzt immer wieder auf eine Unterstützung und Bevormundung der Arbeit durch den Staat hinauslaufen, haben jedoch in dem praktischen England niemals viele Anhänger und Boden gewonnen.

Inzwischen bildeten sich dort in Folge des Beispiels, das ein großherziger, aus einer armen Arbeiter-Familie abstammender Schotte, Namens Robert Owen, gegeben, vor mehr als vierzig Jahren bereits einige Arbeiter-Genossenschaften, durch welche zuerst in dem schottischen Fabrikdorfe Neu-Lanark eine Muster-Anstalt gegründet wurde, die darauf berechnet war, durch gutes Beispiel, gegenseitige Aufmunterung und Belehrung, sowie durch Betheiligung der Arbeiter am Gewinn der Anstalt, die Lage der Betheiligten sittlich und wirthschaftlich zu verbessern. Allerdings haben die damals von Robert Owen dem englischen Parlamente vorgelegten Pläne zu neuen Genossenschafts-Bildungen unter dem Schutze des Gesetzes keine Annahme gefunden. Aber sie legten doch den ersten Grund zu dem großartigen Bau, der heutzutage auf diesem Boden dort errichtet ist. Unter Anderem hatte Robert Owen vorgeschlagen, die großen Fabrik-Mittelpunkte Englands aufzulösen und besondere Industrie-Dörfer zu errichten, in welchen jeder Arbeiter in den Stand gesetzt werden sollte, sich durch Anbau eines Stück Landes die dringendsten Bedürfnisse zu sichern. Er führte diesen Plan der Verbindung der Fabrik-Industrie mit dem Landbau nachmals in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika aus, doch ist es ihm auch dort nicht sonderlich gut gegangen, da sein Plan, wiewohl menschenfreundlich und nicht so chimärisch, wie die Pläne der französischen Socialisten, doch zu wenig Rücksicht auf die einmal vorhandenen socialen Zustände und praktischen Bedürfnisse nahm.

Nach dem Vorgange von Neu-Lanark in Schottland entstanden in den dreißiger und vierziger Jahren unseres Jahrhunderts in den nördlichen, an Schottland gränzenden Fabrik-Distrikten Englands die ersten Erwerbs-Genossenschaften.*)

Die englischen Arbeiter waren durch die Mißerfolge Owen's belehrt und durch praktische Erfahrungen weise geworden. Sie sahen ein, daß gerade der kleine Mann: der mittellose Handwerker, der Geselle, der Fabrikarbeiter, der Tagelöhner, die nöthigsten Lebensbedürfnisse: Nahrungsmittel, Brennmaterial und Wohnung, unverhältnißmäßig theuer bezahlen muß. Viele Mittelpersonen leben vom Engros-Einkaufe der Nahrungsmittel, der häuslichen Bedürfnisse und der Brennmaterialien und vom Detail-Verkauf derselben in kleinen und kleinsten Portionen. Ja, sie leben nicht blos davon, sondern werden oft sehr wohlhabend dadurch. So viel Kapital, das erkannten die englischen Arbeiter, könnten sie wohl allenfalls noch zusammenbringen, um jene Bedürfnisse selbst in größeren Quantitäten anzukaufen und dann in kleinen Portionen an die Genossen wieder abzulassen. Der Nutzen, der sonst dem Zwischenhändler zugefallen war, kömmt in diesem Falle den Arbeitern zugut. Entweder bekommen sie die betreffenden Dinge zu einem billigeren Preise, oder, was besser und dem Endziele der Bewegung entsprechender ist, die Arbeiter sind dadurch gegen Betrügereien in der Qualität und beim Gewichte geschützt, und der sich ergebende Reingewinn wird unter die Genossen nach Maßgabe der von ihnen bezogenen Bedürfnisse als Dividende vertheilt. Dies ist der Grundgedanke der Consum-Vereine.

In den Consum-Vereinen erwerben die englischen Arbeiter die wichtigsten Bedingungen der Selbsthilfe: Schulung in der Selbstverwaltung und Kapital. Bald berechnete man auch, daß der Arbeiter so viel für seine Wohnung zahlen müsse, daß vom Zins nicht nur die Interessen des in den Häusern angelegten Kapitals gedeckt werden, sondern auch in einer Reihe von Jahren das Kapital selbst amortisirt wird. Die Kapitalisten begannen nun schon, Vertrauen zu den Arbeitern zu hegen. Häuschen, die eine oder zwei geräumige Arbeiter-Wohnungen enthielten, wurden erbaut. Die Arbeiter-Familien, die sie bezogen, zahlten für die gesundere und bessere Wohnung nunmehr einen nicht viel höheren Zins, als früher für die schlechtere und ungesundere. Dabei war in diesem Miethszins ein Betrag mit eingeschlossen zur Amortisirung des Kapitals. Wenn sie nun eine Reihe von Jahren diesen Miethszins gezahlt hatten, wurden die von ihnen bewohnten Häuschen ihr freies Eigenthum. Dies ist die Grundidee der Baugenossenschaften.

Damit Hand in Hand gingen nun die Produktiv-Genossenschaften, die Vereinigungen der Arbeiter zum gemein-

*) Wir folgen in der Definition der drei verschiedenen Zweige der Erwerbs-Genossenschaften: der Consumvereine, der Bau- und der Produktiv-Genossenschaften, hauptsächlich der lichtvollen Darstellung des Herrn Max Menger.

samen Betriebe irgend einer fabrikmäßigen Produktion. Den kaufmännischen Betrieb hatten die englischen Arbeiter bei ihren Consum-Vereinen kennen gelernt. Kredit, den der Einzelne nicht leicht gefunden hätte, fand der Verein, dessen Mitglieder solidarisch für einander verpflichtet waren. Die etwaigen Uebelstände, die doch daraus hervorgingen, daß nicht Einer Eigenthümer und unumschränkter Leiter ward, wurden reichlich durch den Umstand aufgewogen, daß die zur Arbeit auf eigene Rechnung verbundenen Arbeiter tüchtiger arbeiteten, in jeder Beziehung nicht nur mehr Selbstbewußtsein, sondern auch mehr Selbstbeherrschung bewiesen, als die bloßen Lohnarbeiter. So ist es nun in England fast jedem tüchtigen Arbeiter, der sparsam, umsichtig und bescheiden ist, möglich, sich zum Theil-Eigenthümer einer Fabrik, zu einem auf eigene Rechnung arbeitenden Mit-Unternehmer aufzuschwingen.

In England ist die Hoffnungslosigkeit des früheren Zustandes der Arbeiter verschwunden und die Arbeiter-Frage fast vollständig gelöst. Es ist dies hauptsächlich der Einsicht der Arbeiter selbst zu verdanken, denen die englische Regierung weislich die Gelegenheit nicht verschränkt hat, zu dieser Einsicht und zu der Erkenntniß zu gelangen, daß sie nur durch Selbsthilfe, d. h. durch eigene Kraft und Fürsorge, die Sicherung ihrer gesellschaftlichen Stellung und ihrer Zukunft zu erreichen vermögen. Wir wollen jetzt sehen, wie die englischen Arbeiter diesen großen Zweck erreicht haben: wir kehren zurück zur Entstehungs- und Entwickelungs-Geschichte jener ersten englischen Erwerbs-Genossenschaft, der „Rochdale Equitable Pioneer's Society", der „auf Recht und Billigkeit fundirten Gesellschaft der Pioniere von Rochdale", wie die Firma vollständig lautet, welche Gesellschaft wirklich, wie man zu sagen pflegt, das „Ei des Columbus", d. h. das sehr einfache Mittel zuerst aufgefunden und gezeigt hat, wie durch Self-Help der Noth des Arbeiterstandes abzuhelfen sei.

Rochdale liegt an der Gränze, wo die Baumwollen-Industrie der englischen Grafschaft Lancashire mit der Wollen-Industrie der Grafschaft Yorkshire sich berührt und vermischt, in gebirgiger Gegend, in einem landschaftlich schönen Thale, das von dem Flüßchen Roch durchströmt wird (daher der Name Roch-Thal). Dem landwirthschaftlichen Anbau ist der felsige Boden und das rauhe Klima nicht günstig; dagegen ist das Thal, ebenso wie die angränzenden Höhen und Seitenthäler, reich an Wasserkräften und an Bergwerks-Produkten, namentlich an Erzen und Kohlen. Der Menschenschlag dort ist geistig und körperlich wohlbegabt und, ungeachtet seines etwas abstoßend erscheinenden, schroffen Gebahrens, das mit der rauhen Gebirgsgegend harmonirt, von einem gutmüthigen, menschenfreundlichen Naturell.

Rochdale, das, wie etwa das schlesische Langen-Bielau ein Ort von unendlicher Ausdehnung ist, hat jetzt eine Bevölkerung von etwa 70,000 Einwohnern und bildet einen der Haupt-Mittelpunkte der englischen Industrie, namentlich der Fabrikation von Flanellen und ähnlichen Wollenstoffen.

Im Winter 1843 hatten sich die dortigen Arbeiter in Folge der damaligen großen Theuerung aller Lebensmittel genöthigt gesehen, von ihren Fabrikherren höhere Arbeitslöhne zu verlangen, und als ihnen diese versagt wurden, legten sie die Arbeit nieder und machten, was man in England einen Strike nennt, d. h. einen von den Arbeitern selbst angeordneten allgemeinen Arbeits-Stillstand. Natürlich stellte sich bald auch, wie die Engländer sich ausdrücken, „the wolf", d. h. der Hunger in den Familien der Weber ein, deren Schmerzensschrei zu stillen, die Hilfskasse der armen Gesellen und Arbeiter unmöglich lange im Stande war, weshalb man sich genöthigt sah, mit den Fabrikherren zu kapituliren und sich ihnen zuletzt auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Es kehrte scheinbar Alles wieder in das alte, traurige Geleise zurück, jedoch bereitete sich zu derselben Zeit unter den verzweifelten armen Webern eine Bewegung vor, die für sie, wie für alle ihre Arbeits-Genossen, von zukunftsreicher Bedeutung werden sollte. Es befanden sich nämlich unter den Flanell-Webern von Rochdale einige ehemalige Schüler und Anhänger des vorhin genannten Robert Owen, und diese machten den Vorschlag, nach dem Muster von Neu-Lanark, eine Genossenschaft zu bilden, die auf dem Grundsatze der Self-Help, der Selbsthilfe, basirt sei und, vermöge der Bedingungen strenger Sittlichkeit und gewissenhafter Pflichterfüllung, welche man an die Genossen stellte, zugleich das öffentliche Vertrauen sich erwerben sollte. Der Vorschlag fand Anklang unter den wackeren Leuten, die ihren Verein, welcher eine neue Bahn im gewerblichen Leben brechen sollte, die Gesellschaft der Pioniere, d. h. der Bahnbrecher, nannten, wie auch gewöhnlich die europäischen Ansiedler genannt werden, welche in Amerika einen Urwald ausroden und damit die Bahn zu einem neuen Gemeinwesen brechen.

Die „Pioniere" beschlossen zunächst, einen Gesellschafts-Fond zu bilden, und zwar durch Ausgabe von Actien à 1 Pfund Sterl. (6 Thlr. 25 Sgr. oder rund 7 Thlr.), welche in kleinen Beträgen von 2½ bis 15 Sgr. wöchentlich einzuzahlen waren. Achtundzwanzig Theilnehmer fanden sich zusammen, und mit ihrem Grundkapital von 28 Pfd. Sterl. (rund 796 Thlr.) begannen sie nach einigen Monaten das Unternehmen, das von vornherein mit Spott, Hohn und Verfolgung von Seiten des vornehmen sowohl, als des gemeinen Pöbels zu kämpfen hatte; doch hierdurch ließen sich die wackeren Weber nicht abschrecken; ja, sie wurden dadurch nur um so mehr in ihrer mit Gottvertrauen begonnenen und mit redlichem Sinne durchgeführten Sache bestärkt.

Es wurde im ersten Rausche der Begeisterung resolvirt, folgende sechs Aufgaben nach einander zu lösen:

1. Gründung eines Consum-Vereins (Englisch: Store, d. h. „Vorraths-Magazin") zur Lieferung von Lebensmitteln, Kleidungsstücken und anderen Bedürfnissen an die Arbeiter.

2. Bau, oder Ankauf und Einrichtung von Wohnhäusern für die Mitglieder bei gegenseitiger Hilfleistung zur Verbesserung ihrer Lage.

3. Gründung von Werkstätten zur Beschäftigung arbeitsloser Mitglieder, oder solcher, die durch Herabsetzung der Arbeitslöhne Noth leiden.

4. Pachtung oder Ankauf von Acker- und Garten-Parzelien zur Beschäftigung für arbeitslose Mitglieder, welche andere Arbeit nicht finden oder nicht leisten können.

5. Demnächst Gründung einer vollständigen Arbeiter-Kolonie mit Unterrichts- und Produktiv-Anstalten und Unterstützung ähnlicher Kolonieen in anderen Gegenden Englands.

6. Etablirung von Mäßigkeits-Gasthäusern (Temperance-Hotels), mit Ausschließung aller geistigen Getränke.

Allerdings ist ein Theil dieser Aufgaben, die sich zu sehr in's Allgemeine ausdehnten, ungelöst geblieben; dafür ist aber der solidere Theil derselben mit um so größerer Energie durchgeführt worden.

Zunächst wurde zur Gründung des Consum-Vereins oder Store geschritten. Das in Bezug darauf angefertigte Statut besagt vor Allem, daß das Geschäft nur gegen Baarzahlung, d. h. ohne alle und jede Kreditgewährung, zu führen sei. Den

Actionären wurde eine Dividende in Aussicht gestellt, die nach Maßgabe ihres Bedarfs und Einkaufs berechnet werden sollte. Außerdem wurde ihnen bessere Qualität und richtigeres Gewicht der Waaren, sowie niedrigere Preise derselben, wie sie im Detailhandel, besonders den armen Arbeitern gegenüber, niemals vorzukommen pflegen, versprochen. Andere, nicht zur Genossenschaft gehörende Kunden sollten zwar ebenfalls billig bedient werden, jedoch ohne Anspruch auf Dividende. Die Leitung des Geschäfts war einem mit ausreichender Vollmacht versehenen Vorstand anvertraut, der der General-Versammlung verantwortlich gemacht wurde und von derselben alljährlich neu gewählt wird.

In einer abgelegenen Gasse wurde am 21. December 1844 ein bescheidener Laden, der für 10 Pfd. (70 Thlr.) jährlich gemiethet ward, eröffnet. Nach Abzug der Einrichtungskosten waren vom Grundkapital zum Ankaufe von Kartoffeln, Brod, Butter, Oel, Seife und Steinkohlen etwa 14 Pfd. (98 Thlr.) verblieben, und ein benachbarter Kleinhändler bemerkte halb mitleidig, halb spöttisch, daß er sich getraue, den ganzen Vorrath des Magazins auf einer Schubkarre fortzuschaffen.

Der junge Consum-Verein hatte gleich bei seinem Beginn eine schwere Prüfungszeit zu bestehen. Bevor die nöthige Erfahrung gesammelt war, hatte man mancherlei Mißgriffe beim Ankaufe der Consumtions-Gegenstände gemacht. Die Frauen der Mitglieder wollten sich anfangs, theils wegen der großen Entfernung des Magazins von ihren Wohnungen, und theils weil ihnen das Entnehmen der Waaren auf Kredit viel bequemer war, als die Baarzahlungen aus ihrer Tasche, nicht daran gewöhnen, ihren Bedarf an Lebensmitteln dort zu holen, so daß einzelne Mitglieder, von ihren Frauen verleitet, dem Vereine zwar noch kleine Beiträge zahlten, aber ihre Bedürfnisse nach wie vor von kreditgebenden Kleinhändlern bezogen. Ein Vorschlag, diejenigen auszustoßen, die keine regelmäßigen Kunden des Geschäfts seien, wurde, nach dem Grundsatze, daß die Freiheit der Genossenschafts-Mitglieder nicht angetastet werden dürfe, zurückgewiesen. Indessen wurde streng auf die Handhabung desjenigen Statuten-Paragraphen gesehen, wonach die Gewinn-Vertheilung nach Abzug von 5% Zinsen für die Einlage-Kapitalien, nicht nach Maßgabe der eingezahlten Beiträge, sondern nach Verhältniß der im Vereins-Magazin gemachten Einkäufe stattfinden solle. Dieser Grundsatz war aus dreierlei Gründen sehr wichtig: da erstlich die Mitglieder, gleichzeitig Unternehmer und Kunden des Geschäfts, hierdurch an das Vereins-Interesse enger gebunden waren; zweitens erhielt in Folge dessen das Vereins-Magazin von vornherein in seinen Theilhabern einen festen Kundenkreis und drittens endlich kamen die für Lebensbedürfnisse von Einzelnen aufgewendeten, größeren Ausgaben wiederum ihnen selbst zugut, indem sie dann auch einen um so größeren Antheil am Geschäftsgewinn erhielten.

Der Antrieb, der in diesen Statuten-Bestimmungen lag, hatte in der That sehr gute Folgen. Nach kurzer Zeit konnte man für neu eintretende Mitglieder die Einzahlungs-Verpflichtung in kleinen Raten von Einem Pfund auf 5 Pfd. Sterl. (35 Thlr.) erhöhen, weil das Antheil-Kapital jedes der älteren Mitglieder sich bereits durch Sparsamkeit und Gewinn-Ansammlung auf diesen Betrag erhöht hatte. Ursprünglich hatte man 100 Pfd. Sterl. (700 Thlr.) als die höchste Summe bestimmt, die ein Mitglied an Geschäfts-Antheilen besitzen dürfe; bald erhöhte man diese Summe auf den doppelten Betrag. Während also der unbemittelte Arbeiter im Vereins-Magazin billiger als anderswo seine Ankäufe machte, erfuhr er am Ende eines jeden Vierteljahrs zu seinem angenehmen Erstaunen — denn Alles macht sich dabei gewissermaßen wie von selbst — daß man inzwischen so und so viel an Gewinn ihm gutgeschrieben habe.

Zu Ende des Jahres 1845, also ein Jahr nach Eröffnung des Consum-Vereins, belief sich die Mitglieder-Zahl auf 80 und hatte sich der Betrag seines Grundvermögens von 28 auf 181 Pfd. Sterl. (1267 Thlr.) gehoben. Verkauft wurde wöchentlich bereits für 30 Pfd. (210 Thlr.). Das Magazin, Anfangs wöchentlich nur zweimal, am Sonnabend und am Montag Abends, geöffnet, wurde seit dem März 1846 an vier Nachmittagen und Abenden der Woche offen gehalten. In demselben Jahre konnte man mit dem Verkaufe eines neuen, wichtigen Consumtions-Artikels beginnen: der Fleisch-Verkauf wurde eingeführt. Der wöchentliche Erlös war auf 34 Pfd. (238 Thlr.) und das Grundvermögen auf 252 Pfd. (1764 Thlr.) gestiegen. Es waren nunmehr zwei Jahre seit der Gründung des Vereins verflossen. Man konnte mit den Erfolgen zufrieden sein, aber sie waren noch nicht sehr bedeutend, wenigstens nicht im Vergleiche mit den Fortschritten, die von jetzt ab eintraten. Nach abermals drei Jahren, während denen man auch den Verschleiß von Thee, Kaffee, Zucker, Gewürze x. eingeführt hatte, war die Mitglieder-Zahl auf 600, der wöchentliche Absatz auf 358 Pfd. (2500 Thlr.) und das Grundvermögen auf 2299 Pfd. (16,000 Thlr.) gestiegen. Schon im Jahre 1849 hatten die Pioniere ein Lese- und Unterhaltungs-Zimmer mit ihrer Anstalt verbunden. Es wurde beschlossen, 1/40 (2½ Procent) des Reingewinnes zur Anschaffung belehrender Schriften und einer Volksbibliothek anzuwenden. Letztere besitzt jetzt mehr als 4000 Bände, eine große Anzahl von Landkarten und zahlreiche, in geräumigen Lesezimmern ausliegende Zeitungen und Zeitschriften. Der Verkauf von geistigen Getränken blieb nicht blos aus dem Verkaufs-Magazin, sondern auch aus dem geselligen Verkehr der Pioniere unbedingt ausgeschlossen, und das hat nicht wenig zur sittlichen und geschäftlichen Hebung des Vereins beigetragen.

Im Jahre 1850 hatten die Pioniere ihre erste große Feuerprobe zu bestehen. Eine Getraidemühle, die in diesem Jahre vom Verein angelegt worden war, um den eigenen Mehlbedarf zu liefern und das Vereins-Getraide für den Kleinhandel zu vermahlen, machte anfangs in Folge fehlerhafter Einrichtung und Leitung sehr schlechte Geschäfte. Dies machte die Furchtsamen unter den Pionieren bedenklich, und da erst kürzlich eine Sparkasse in Rochdale bankerott geworden war, so kündigten jene Hasenherzen die Gelder, die sie bei dem Vereine stehen hatten. Zwar beantragten einige Sicherheits-Commissare, man solle dergleichen Feigherzige, die gern Anderen den zu erwartenden Verlust allein überlassen möchten, während sie mit dem bisherigen Gewinn davongingen, nicht sofort und unbedingt entlassen; aber die wackeren Männer der Verwaltung beriefen sich auf die Statuten, die Niemanden in seiner Freiheit beschränkten, und da sie auf die Zukunft des Vereins, bei seiner volkswirthschaftlich wichtigen, soliden und nur hin und wieder fehlgreifenden Leitung, nach wie vor Vertrauen setzten, so erleichterten sie vielmehr Jedem, der darauf antrug, den Austritt. Dies hatte wieder die Folge, daß die Furchtsamen sich das Ding noch einmal überlegten, so daß endlich nur Wenige, die nicht inconsequent erscheinen wollten, wirklich ausschieden.

Von dieser Zeit ab machte die Entwickelung des Vereins rasche und mächtige Fortschritte. Ein geschickter Werkmeister übernahm die Leitung der Getraidemühle, die auf amerikanische Weise mit Dampf betrieben wird, und es währte nicht lange, so konnte sie schon wöchentlich 1700 Sack Mehl, Grütze u. s. w. an

die Vereins-Magazine, deren in der letzten Zeit mehrere neue errichtet worden waren, abliefern. Zu der Getraidemühle trat im Jahre 1856 eine Baumwollen-Spinnerei, welche anfangs in gemietheten Räumlichkeiten betrieben, nach vier Jahren aber in ein eigens zu diesem Zweck hergestelltes Fabrikgebäude verlegt wurde, das mit großartigen Spinn- und Webe-Maschinen, die sämmtlich durch Dampfkraft in Bewegung gesetzt sind, ausgestattet ist. Die Herstellung dieses Etablissements kostete 40,000 Pfd. Sterl. (280,000 Thlr.), welche man zum Theil als Darlehn hatte aufnehmen müssen, doch ist die Schuld bereits aus den baaren Fonds der Pioniere ganz abgetragen. Gegenwärtig arbeiten in demselben 300 Webstühle und 25,000 Spindeln. Alles ist mit den zweckmäßigsten Ventilations- und anderen Einrichtungen für die Gesundheit und das Wohlsein der Arbeiter verbunden.

Die Pionier-Gesellschaft mit ihrem Store (Consum-Verein), ihrer Getraidemühle, Spinnerei und Weberei, ihren Aeckern und Gärten umfaßte, nach ihrem Berichte über das Jahr 1861, nicht weniger als 1600 Mitglieder, welche Kapital-Antheile von 5 bis 200 Pfd. Sterl. (35 bis 1400 Thlr.) besaßen, sowie 500 Arbeiter, die zwar nach Stücklohn arbeiteten, aber ebenfalls einen verhältnißmäßigen Antheil am Reingewinn des Geschäftes hatten. Letztere Einrichtung ist leider seitdem durch Mehrheits-Beschluß der Gesellschaft beseitigt. Sie zahlt jetzt den Arbeitern zwar ein besseres Stück- oder Tagelohn, aber die Actionäre tragen, wie die etwaigen Verluste, auch den Reingewinn des Geschäfts allein davon.

Das Jahr 1862, in welchem die Baumwollen-Noth ihren Höhepunkt erreichte, legte dem Vereine abermals ungewöhnliche Prüfungen auf. Es schieden in Folge der durch die Baumwollen-Noth eingetretenen Arbeits-Stillstände und Verluste 399 Mitglieder aus dem Vereine. Die zurückgeforderten Beträge überschritten die Einzahlungen um 15,760 Pfd. Sterl. (110,000 Thlr.). Trotzdem steuerten die Pioniere zur Zeit der höchsten Baumwollen-Noth wöchentlich 10 Pfd. (an 70 Thlr.) als Unterstützung für die nothleidenden Arbeiter bei. Seine ehrenhaften Gründer und älteren Freunde blieben dem Vereine auch während der Zeit des Sturmes unerschütterlich treu, und so wußte er sich denn tapfer über Wasser zu erhalten, so daß er im Jahre 1863, nach Beendigung der Baumwollen-Krisis, unterwühlt, wie ein starker Fels am Meeresstrande, dastand und nach wie vor ein sicheres Asyl für die einst so hilflos gewesenen Arbeiter blieb.

Schon im Laufe des Jahres 1863 wurde der Stand der Dinge wieder so blühend, wie vor dem Ausbruche der Baumwollen-Noth. Die Zahl der Mitglieder war bald wieder auf 4000 angewachsen, die ein Grundvermögen von 43,000 Pfd. (c. 300,000 Thlr.) besaßen und einen Jahres-Umsatz von 150,000 Pfd. (über eine Million Thaler) machten. Die Pioniere erhielten pro 1863 die bedeutende Dividende von 2 Shilling 5 Pence pro Pfd. (d. h. 25 Sgr. pro 7 Thlr. oder circa 12%), abgesehen von dem, was sie dadurch erspart hatten, daß sie ihre Lebens- und häuslichen Bedürfnisse sämmtlich viel billiger und besser, als es sonst möglich gewesen wäre, sich verschafft hatten, und ungeachtet dessen, daß die Geschäfts-Unkosten in diesem Jahre, mit Einschluß der Gehalte der Angestellten und der Tantièmen der Geschäfts- und Kassenführer, 2% der Brutto-Einnahme in Anspruch genommen hatten. Es ist berechnet worden, daß gleichwohl die Arbeiter-Genossenschaft von Rochdale, wie alle Cooperativ- oder Produktiv-Vereine Englands überhaupt, um 30 Proc. billiger arbeite, als die gewöhnliche, von großen Unternehmern geleitete Fabrikation.

Es giebt aber auch keine gewissenhaftere und mehr auf dem Grundsatze der Gleichberechtigung, wie der Gleichverpflichtung, ruhende Geschäfts-Verwaltung, als die der Pionier-Genossenschaft. Ein Ausschuß von Directoren steht leitend an der Spitze des Vereins, versammelt sich jede Woche einmal und beruft allmonatlich eine General-Versammlung, in der die Vereins-Genossen, gleichviel wie hoch ihr Actien-Antheil ist, gleiches Stimmrecht besitzen. Hier werden alle Vereins-Fragen auf dem Wege der Discussion verhandelt, alle Beschwerden und Klagen untersucht und durch Schiedsspruch und Abstimmung erledigt, weshalb Rechtsstreitigkeiten bisher noch niemals das gute Einvernehmen der Pioniere gestört haben.

Herr Professor Huber hat die Pioniere von Rochdale mehrere Mal in verschiedenen Jahren besucht und sich jedesmal von ihren erstaunlichen Fortschritten, von ihren soliden Grundsätzen und von ihrer sittlichen Einwirkung auf das Gemeinwesen der englischen Arbeiter überzeugt. Unser deutscher Gewährsmann hat im Jahre 1860 Alles wieder mit eigenen Augen gesehen: die Mühle mit einigen 30 Mahlgängen, das große Schlachthaus, die Mast-Anstalt, womit eine Anstalt zur Verwerthung aller Abfälle, wie Blut, Hörner, Knochen u. s. w., verbunden ist. Mit Benutzung der Dampfkraft jener Mühle werden wöchentlich 5 bis 6 fette Ochsen, eine große Anzahl Schweine u. s. w. geschlachtet, Würste und Schinken bereitet rc. Auch die neue große Spinnerei und Weberei hat er gesehen, für welche ein so stattliches und schönes Gebäude aufgeführt ist, wie man es selbst in England nicht leicht großartiger und vollständiger findet. Herr Huber hat wiederholt in früherer und neuerer Zeit das Geschäftslokal und die Buchführung des Vereins sich zeigen lassen. Letztere wird von zwei bis drei Personen in so übersichtlicher Ordnung gehalten, daß die ersten Kaufleute und Fabrikanten Englands ihre Bewunderung derselben aussprechen. Unser Alles prüfender Gewährsmann hat sich mit dem, was ihm seine gastfreundlichen Führer zeigten, keineswegs begnügt; er hat vielmehr Dutzende von dabei betheiligten Personen an verschiedenen Orten, auch in ihren Wohnungen, aufgesucht und genaue Erkundigungen bei ihnen eingezogen. Während der ganzen Zeit hat er, wie er sagt, mit keinem einzigen Mann im Frack zu thun gehabt, mit keinem „Monsieur", keinem sogenannten „Gentleman" gesprochen. Ueberall fand er Arbeiter, „Workingmen" — am Werktage mit Arbeitsjacke, Schürze und Mütze. Er hat sich dabei überzeugt, daß sich in den sechs Jahren, seitdem er sie zum ersten Mal gesehen, die ganze Existenz dieser Leute, ihre Wohnung rc. um wenigstens funfzig Procent gehoben hat, „wenn man diesen Zusammenfluß von Befriedigung der mannigfaltigsten Lebensbedürfnisse und Genüsse in solchem Zahlenverhältnisse anschlagen kann." Dazu kommt, daß jeder Pionier, jeder einfache Arbeiter bei dem Genossenschafts-Vermögen jetzt mit einem Kapital von mindestens 5 Pfd. (35 Thlr.) bis 200 Pfd. (1400 Thlr.) betheiligt ist, welches ihm, außer 4% Zinsen, eine hohe Dividende bringt, obwohl er alle seine Lebensbedürfnisse gut und wohlfeil geliefert bekömmt.

Auf Kosten der Pionier-Gesellschaft ist vor einigen Jahren in dem Orte Rochdale ein großartiger, mit geschmackvollen Verzierungen geschmückter öffentlicher Trinkbrunnen erbaut worden. Auch hat die mit den Pionieren verbundene Baugenossenschaft eine Anzahl von etwa 40—50 bequemen Arbeiter-Wohnhäusern außerhalb des Ortes aufgeführt.

Nach ihrem Rechenschafts-Bericht vom 1. Juli 1866 besitzt die Gesellschaft jetzt 5730 Mitglieder und beträgt ihr Vermögen 149,085 Pfd. (etwas über eine Million Thaler), wovon die kleinere

Hälfte baar vorhanden und die größere Hälfte in Grund- und Inventarstücken angelegt ist. Ihr Geschäfts-Umsatz pro 1865—66 belief sich auf 196,234 Pfd. (1,300,000 Thlr.) mit einem Gewinn von 25,156 Pfd. (175,000 Thlr.). Für Unterrichts- und Bildungs-Mittel hat der Verein im vorigen Jahre 527 Pfd. (3689 Thlr.) ausgegeben.

Wir ersehen hieraus, welchen außerordentlichen Umfang der vor 22 Jahren von 28 Flanell-Webern mit einem Kapital von 196 Thalern begonnene Consum-Verein von Rochdale gewonnen hat. Natürlich haben diese außerordentlichen Erfolge in ganz England zur Gründung ähnlicher Vereine aufgemuntert, welche größtentheils die bewährten Grundsätze ihres glänzenden Vorbildes angenommen haben. Und es ist wahrhaft bewundernswerth, mit welcher Energie die minder vermögenden Klassen in England, in diesem Großstaate des Handels und der Fabriken, Millionen und aber Millionen Thaler, lediglich auf der Grundlage der Genossenschaft und der Selbsthilfe, zusammengebracht haben.

Herr Dr. Engel, Director des Statistischen Büreaus in Berlin, sagt deshalb auch sehr richtig: „England ist nicht sowohl wegen der Größe seiner Mittel, als viel mehr noch wegen der vielen trefflichen Eigenschaften seiner Bewohner ein überschwenglich reiches Land. Der sittliche Kampf, den die Arbeiter-Bevölkerung dort mit des Geschickes Mächten kämpfte und aus dem sie bis jetzt siegreich hervorging, ist zwar in seiner äußeren Erscheinung ungleich weniger glanz- und geräuschvoll, als ein physischer Kampf, wo Massen-Vernichtung der Hauptzweck ist; hinsichtlich der Tugenden aber, die von den Kämpfenden bewährt werden mußten, und wegen der wahrhaft heroischen Gestalten der aus dem niedrigsten Arbeiterstande hervorgegangenen Führer, kann jener sittliche Kampf, dessen Aufgabe die Massen-Rettung war und ist, den Vergleich mit jedem physischen aushalten."

Möchten doch sowohl unsere Gesetzgeber, als unsere Arbeiter das schöne Beispiel, das ihnen England darbietet, nicht unbenutzt lassen! Möchten doch Regierung und Regierte Hand in Hand mit einander gehen, um auch bei uns jene „Arbeiterfrage", die bereits so viele Verwirrung in den Köpfen, so viele Erhitzung in den Gemüthern erregt hat, ihrer baldigen Lösung nahe zu bringen! J. L.

Süd-Amerika.

Deutsche Zukunft am La Plata.

II.

Politik der Republiken und deutsche Colonisation.

Betreffs der Ansichten über die Politik, welche von den Republiken am La Plata befolgt werden sollte, weichen wir weit, sehr weit ab von den Ansichten des in der vorigen Nummer besprochenen Werkes von Herrn v. Franckenberg.*)

Richten wie, um uns hierüber klarer zu werden, unsere Blicke auf die spanisch redenden Republiken Südamerika's am pacifischen Ocean. Ich sage spanisch redenden, denn die Indianer-Sprachen sterben hier wie am La Plata doch nach und nach aus und keine dieser Sprachen hat nach der spanischen Eroberung noch einen civilisatorischen Einfluß zu üben vermocht. Auch adoptiren alle die zahlreichen Mischlinge zwischen Indianern und Europäern die spanische Sprache, welche sogar schon sehr vielfach Sprache der Indianer selbst geworden ist. Unter diesen Republiken ist Chile das Juwel. Hier herrscht (mit theilweiser Ausnahme der Gränzen der noch unabhängigen Indianer-Gebiete) vollkommene Sicherheit des Eigenthums; prächtige Eisenbahnen durchfurchen das Land und viele der reichen und hochgebildeten Familien suchen ihren Stolz darin, das Land zu heben. Unter diesen Familien ist die Familie Matta durch die seltene Begabung einzelner ihrer Mitglieder wohl eine der hervorragendsten. Was erstrebten nun die edlen Söhne dieser Familie, namentlich Manuel Antonio Matta und Guillermo Matta, mit aller Macht?

Selber als Katholiken geboren und erzogen, erstrebten sie mit dem „jungen Chile", mit der chilenischen Fortschrittspartei vor Allem: Freiheit des Kultus. Sie begnügten sich nicht allein mit dem geistigen Kampf; sie sahen, der horriblen Pfaffenmacht gegenüber, könne er nicht zum Siege führen. Das „junge Chile" setzte vielfach alle seine Güter ein, es bewaffnete Heere, um die liberalen Principien zum Siege zu führen. Der Deputirte Manuel Antonio Matta wurde noch vor Ausbruch des offenen Kampfes in's Gefängniß geworfen, ebenso sein Bruder Guillermo Matta, der begabte Dichter gegen Pfaffenthum, Papstthum und alle Tyrannei — ein echter begeisterter Freiheitsdichter. Ein dritter Bruder formirte ein Regiment. Durch Verrath eines Polen aber unterlag das „junge Chile" in der Hauptschlacht. Die Anhänger des „jungen Chile" wurden erschossen, ihrer Güter beraubt, verbannt ꝛc. Noch einmal siegten die Rückschrittspartei und das Pfaffenthum. Aber die Anhänger des „jungen Chile" blieben ungebeugt und auch Manuel Antonio Matta und Guillermo Matta, nachdem sie Gefängniß, Güterconfiscation und Deportation überstanden hatten, kämpften frisch wieder für die alten Principien. Sie siegten endlich, nachdem der auf Montt folgende liberale Präsident ihnen die Rückkehr gestattet hatte, und jetzt ist in Chile mehr Religionsfreiheit als je zuvor; eine Toleranz-Akte wurde Gesetz, und seitdem ist im Inlande Ruhe und Frieden.

Wir haben den Gang der Ereignisse der letzten Jahre für Chile kurz skizzirt, weil es die Politik aller südamerikanischen Republiken ohne Ausnahme sein muß — und hierin stimmt ja Herr v. Franckenberg mit mir überein — Religionsfreiheit gesetzlich zu etabliren, wie das in Buenos-Ayres ja schon längst durch den großen Rivadavia geschehen ist.

Nicht eher giebt es Ruhe und Friede in Mejico, wie in den südamerikanischen Republiken, nicht eher eine gedeihliche Entwickelung, bis das durch die Spanier dahin gepflanzte, daselbst vor Niedertracht, Fanatismus und Bornirtheit strotzende, römische Pfaffenthum gestürzt ist. Ehre auch für ewig dem Juarez, der das für Mejico zu vollführen suchte, bis ein europäisch-jesuitischer Reactions-Plan dazwischen trat.

Denkt man nun im Kampf gegen Paraguay, wie es Herr v. Franckenberg darstellt, dadurch Fortschritt erzielen zu können, daß man es von Uruguay, in dem selber noch keine Religionsfreiheit rechtsgiltig etablirt ist, und von Brasilien, wo Pfaffenthum und Sklaverei in aller Glorie floriren, bekämpfen läßt?! Hieße das nicht den Bock zum Gärtner einsetzen?

Also betreffs jenes einen durchaus nothwendigen Hauptpunktes der Entwickelung der südamerikanischen Republiken giebt uns dieser Kampf gar keine Aussichten.

*) Versuch einer Darstellung der politischen Verhältnisse der La Plata-Staaten. Von Hans v. Franckenberg. Buenos-Ayres, 1866.

Was aber muß ein weiterer Hauptpunkt der politischen Kraftentwickelung der südamerikanischen Republiken sein?

Die Musterrepublik Chile soll uns wieder Auskunft geben. Mit einem Hinblick auf Frankreich begann das durch Pfaffenthum und Fanatismus selber ganz verkommene Spanien Streitigkeiten mit Peru, dann mit Chile. In Chile war schon das Toleranz-Edikt Gesetz geworden; es herrschte Friede im Innern und die Entwickelung der Eisenbahnen, der Schulen, des Handels, der Industrie begann. Da fing Spanien seine Händel an.

Wie Chile trotz seines Mangels an Kriegsschiffen den Spaniern in kühnen Wagestreichen Schlappen beibrachte, Kriegsschiffe eroberte 2c., ist bekannt. Nun bombardirten die Spanier in elender Feigheit die freundliche, ganz offen gelegene, vertheidigungsunfähige Handelsstadt Valparaiso. Aber Chile blieb ungebeugt, und am selben Tage des Bombardements dieser Stadt wurde in der Hauptstadt Santiago de Chile ein in glühendster Sprache geschriebenes Gedicht gegen Spanien, das zur kraftvollsten weiteren Fortsetzung des begonnenen Kampfes aufforderte und sein Anathema gegen Spanien, Pfaffenthum und Bedrückung durch europäische Monarchien schleuderte, in vielfachen Abdrücken gedruckt und in einer Zeitschrift veröffentlicht. Verfasser dieses Gedichtes war wieder: Guillermo Matta.

Inzwischen war es dem Manuel Antonio Matta, als von der liberalen Regierung beauftragten außerordentlichen bevollmächtigten Gesandten, geglückt, ein Bündniß aller am pacifischen Ocean gelegenen Republiken zu begründen, dem sich auch Venezuela anschloß. In Caracas wie überall wurde der hochbegabte und Deutschland in Folge wiederholter Besuche und Studiums seiner Literatur innig liebende Matta mit endlosem Jubel empfangen.

Hier zeigt sich ein zweiter Kernpunkt der Politik der südamerikanischen Republiken. Ehre Chile für sein Beginnen! Alle südamerikanischen Republiken reden bekanntlich in ihrer gebildeten Bevölkerung spanisch, und alle diese spanisch redenden Republiken sollten sich zu einem dauernden Bündniß vereinigen.

Gerade, anstatt Brasilien zu stärken, das alle Laster europäischer Monarchieen besitzt, ohne sich ihrer Tugenden rühmen zu können, das zudem durch die Sklaverei verpestet ist, sollte man es zu beschränken suchen, die Sklaverei stürzen und seine kindischen, neu gepfropften Adelstitel wieder beseitigen.

Also keine Bekämpfung der spanischen Republiken unter sich, am Allerwenigsten die Bekämpfung einer dieser Republiken mit Hilfe Brasiliens, dagegen ein Bündniß aller spanisch redenden Republiken, das ist, unserer Ansicht nach, ein zweiter Hauptpunkt für das Fortschreiten und die Entwickelung dieser Republiken, und nie darf dieser Hauptpunkt ihrer Politik vergessen werden.

Trefflich schildert Herr v. Franckenberg die Unsicherheit des Grundbesitzes in Uruguay. Bei den vielen inneren Unruhen sind oft Güter confiscirt und einem Andern geschenkt worden. Der ursprüngliche Besitzer war aber mit seinem Besitztitel entflohen. Ein Fremder kauft nun ein solches Gut. Plötzlich erhebt dann ein mit den Rechtskniffen des Landes bekannter Einheimischer, vielleicht einer der früheren Besitzer oder ein Descendent desselben, Ansprüche. In dieser Weise hat schon mancher Europäer sein mühsam erworbenes und verbessertes Grundbesitzthum verloren.

Wenn wir uns rückhaltlos über diese Schrift ausgesprochen, so kann uns Herr v. Franckenberg hierfür wohl nur Dank wissen; wir wollten nicht leichthin einen Blick auf sein Buch werfen. Durch solche eingehendere Betrachtung glauben wir um so mehr zur Erregung des Interesses für die schönen Länder am La Plata beizutragen. Man gestatte mir noch eine kurze Betrachtung über deutsche Colonisation.

Könnten wir Deutsche aus eigenem inneren Antrieb uns entschließen, Uruguay und die Ufer des La Plata zu colonisiren, so würden wir uns dort eines der schönsten Reiche der Welt schaffen. Der La Plata-Strom ist, wenn auch nicht der längste, so doch wohl der wasserreichste Strom des Erdbodens. Er ist der einzige große Strom auf Erden, der in tropisch gelegenen Gebirgen entspringend und die herrlichsten Tropengegenden durchströmend, schließlich in einem überaus milden (der englischen Insel Wight verwandten) Klima mündet. Er friert also nie zu und hat andererseits nicht die ungesunden Mündungen des Indus, Ganges, Amazonenstromes und anderer Tropenströme. Die Beherrscher seiner Mündungen würden aber das ganze, vielleicht prächtigste und nutzbarste Stromgebiet der Erde beherrschen. Die Bewohner des tropischen Theils dieses Stromgebietes sind schon mit der Civilisation unserer Tage bekannt oder leicht derselben zugänglich zu machen. Ja, wer das Stromgebiet des La Plata ganz beherrscht, dessen Einfluß würde sich bald über ganz Südamerika erstrecken. Und mit wie leichter Mühe könnten wir Deutsche uns zu Beherrschern dieses Stromgebietes machen, wenn nicht in Deutschland, anstatt der Männer von unabhängiger gereifter Erfahrung und schwererworbenen Kenntnissen, meist unerfahrene Leute über Colonisation gehört würden, oder der Gegenstand ganz unbeachtet bliebe.

Binnen 6—8 Jahren könnten wir aber auf friedlichem Wege Herren der Republik Uruguay sein zum Segen für diese Republik und zu unserem eigenen Segen. Die Dinge liegen, in wenigen Zügen angedeutet, folgendermaßen: Die Republik Uruguay hat circa 300,000 Einwohner über circa 4000 spanische Quadratleguas meist fruchtbaren Landes zerstreut. Das Klima ist ein für uns Deutsche ganz vorzügliches mildes Klima. Land in Masse dort erworben und durch richtige Eintheilung und gute Erfolge circa 30,000 Deutsche jährlich dorthin gelenkt und zwar nur dadurch dorthin gelenkt, daß ihnen dort die meisten Vortheile geboten würden, das ergäbe schon nach 5—6 Jahren eine Bevölkerung, die der einheimischen an Zahl gleich käme. Beim allgemeinen gleichen Stimmrecht, das in Uruguay gilt, würden nun schon die Deutschen die Republik beherrschen. Freilich müßten wir in Deutschland uns mit den Vortheilen der Handelsbeziehungen 2c. begnügen, wie es ja jetzt die Engländer betreffs ihrer Colonien als das vortheilhafteste erkannt haben; denn schon jetzt gelten in ihren australischen Colonien ganz republikanische unabhängige Regierungsformen. Welcher prächtige Abfluß zudem für Uebervölkerung und für mit der Heimat Unzufriedene, die in die weite Welt hinaus wollen! An die republikanische Regierungsform dürfte aber keinenfalls getastet werden, soll die Ruhe der Republik erhalten bleiben. Das liegt in den Gewohnheiten der dortigen Länder und darin, daß der Gaucho sich unter der republikanischen Regierungsform als williges Instrument zeigt und sich selbst tyrannisiren läßt, aber gegen Monarchie, Königthum und Adel einen so eingefleischten Haß trägt, der sich schon in den verschiedensten seiner Volkslieder und in den oft auf seinem Poncho eingestickten „liberta sacrosanta" zeigt, daß Hunderttausende vom ganzen La Plata-Gebiet mit ihren Gewehren, Lassos und Waffen jeden Versuch der Gründung eines monarchischen Verfassungswesens bekämpfen würden. Somit also müßten wir uns, wie England, nachdem

die Colonien erstarkt sind, in aller Weisheit mit der möglichst innigen Verbindung, mit dem indirekt sehr einträglichen Protektorat, den Handelsverbindungen rc. begnügen. Wir würden weitere Details geben, aber es wird wohl noch lange währen, ehe man in Deutschland erkennt, welche Schätze für uns am La Plata liegen. Wie thöricht, im Vergleich zu den großen Aussichten am La Plata, auf das ungesunde Formosa rc. Anstrengungen verwenden zu wollen!! Jedoch wozu des Weiteren, noch scheint die Zeit für so große Pläne deutscher Entwickelung, wodurch naturgemäß im Laufe der Zeit der bessere Theil von ganz Südamerika für deutsche Entwickelung gewonnen werden könnte, nicht reif und noch wohl kaum der große deutsche Staatsmann gefunden, der solchen Entwickelungs-Plänen seine Unterstützung verleihen würde. A. T. S.

Kleine literarische Revue.

— **Dmitriew, russischer Dichter und Minister.***) Zu den geschätzten russischen Dichtern gehört Iwan Iwanowitsch Dmitriew (1760—1837), der, obwohl von jüngeren Talenten überflügelt, noch immer eine ehrenvolle Stelle in der Literatur seines Vaterlandes einnimmt. Im Verein mit Karamsin (dessen vierzigjähriger, literarischer Briefwechsel mit Dmitriew von der Petersburger Akademie der Wissenschaften kürzlich zur Feier des Karamsin-Jubiläums publizirt worden) kämpfte er gegen den Pseudoklassicismus und die hohle Rhetorik an, von der selbst die Gedichte eines Derjawin nicht frei sind, und half eine neue Schule begründen, die sich durch größere Einfachheit, einen leichteren und ungezwungeneren Ton und Annäherung an die Volkssprache auszeichnete. Sein „Jermak" galt lange für das Muster eines lyrisch-epischen Gedichts, und von seinen Liedern sind manche ein Gemeingut der Nation geworden. Es war längst bekannt, daß er interessante Memoiren hinterlassen habe, von welchen Bruchstücke in dem „Moskwitjanin" und anderen russischen Journalen erschienen waren; ihrer vollständigen Veröffentlichung stellten sich jedoch Censur-Schwierigkeiten entgegen, die erst jetzt nach theilweiser Aufhebung der präventiven Büchercensur beseitigt worden sind.**) Sie enthalten ein anziehendes Bild von seiner literarischen Laufbahn, wie von seinem öffentlichen Leben, dem es an merkwürdigen Zwischenfällen nicht fehlte. So wurde er, kurz nach der Thronbesteigung Paul's, auf eine Denunciation hin, daß er nach dem Leben des Kaisers trachte, verhaftet und eine Zeitlang in engem Gewahrsam gehalten. Zum Glück für ihn war Paul, obwohl argwöhnisch und launenhaft, damals noch nicht der wahnsinnige Despot, zu dem er sich in den späteren Jahren seiner Regierung entwickelte; die Unschuld Dmitriew's stellte sich bald auf das überzeugendste heraus, und er erhielt nicht allein seine Freiheit wieder, sondern wurde auch vom Kaiser in seine nächste Umgebung gezogen und zum Oberprocurator des Senats und zu anderen hohen Posten ernannt. Unter Alexander I. stieg er sogar bis zum Justizminister, zog sich aber 1814 nach Moskau zurück, wo er als Mitglied des Senats den Rest seines Lebens verbrachte. Seine lange Muße war, neben der Vermehrung seiner Bibliothek und der Ansammlung von Kunstwerken, hauptsächlich der Abfassung seiner Memoiren gewidmet, die aber leider nur bis zum Jahre 1825 reichen. Uebrigens erwähnt er nur solche öffentliche Angelegenheiten, mit denen er selbst unmittelbar in Berührung kam; man sieht es ihm an, daß die Politik für ihn nur ein untergeordnetes Interesse hatte und daß ihm seine Poesien mehr am Herzen lagen, als sein Minister-Portefeuille. Ueber die wichtigsten Staatsactionen eilt er oft — vielleicht aus Vorsicht — mit wenigen Worten hinweg, während er sich mit großer Umständlichkeit über sein Verhältniß zu Karamsin und anderen literarischen Notabilitäten, über ihre Streitigkeiten mit den Anhängern der altslavischen Schule u. s. w. verbreitet. Für die Geschichte der russischen Literatur während der funfzigjährigen Periode von 1775—1825 bieten daher seine Aufzeichnungen ein äußerst werthvolles Material dar.

*) Взглядъ на мою жизнь. Записки И. И. Дмитріева. Moskau, 1866. 3 Theile.

**) Es ist nämlich den Verfassern, resp. Verlegern von Büchern freigestellt, dieselben mit oder ohne Censur erscheinen zu lassen; in ersterem Fall sind sie von weiterer Verantwortlichkeit befreit, in letzterem unterliegen sie den Preßgesetzen.

— **H. Kletke's deutsche Klassiker.***) Die Richtung unserer Zeit, den Bedürfnissen, dem Sinne und dem Verständnisse des Volkes gerecht zu werden, hat zuerst den auf der hohen Heerstraße sich bewegenden gelehrten Karren gezwungen, in die vom Volke gern benützte Vicinalstraße einzulenken. Dieser populäre Weg war anfangs den hochgelahrten Herren etwas unwegsam, und man muß gestehen, daß es auch noch heute auf demselben ziemlich holperig hergeht; indessen das fleißige Fortfahren wird schon gute Geleise machen. Mit der gleichen Richtung läuft auch das Bestreben der Volksfreunde, unsere Herren der Philosophie und der Dichtung landeinwärts in jede Hütte zu führen und als Dolmetsch überall, wo die Gesinnungs- und Ausdrucksweise zwischen Geber und Empfänger auseinander liegt, die besten Dienste zu leisten. Ein solcher Volksfreund, ein solcher willkommener Cicerone ist Hermann Kletke. Aus seiner Einleitung zur „Volksbibliothek" führen wir die treffenden Worte an: daß die Freiheit nur der Preis eines langen und rastlosen Ringens sei, „denn zur Freiheit gehört Bewußtsein und geistige Vertiefung — frei macht allein die eigene originale Schöpferkraft." Unser Führer hat den rechten Weg eingeschlagen, und die „Volksbibliothek" des Herrn Kletke wird bald sehr bekannt und einheimisch sein. Der geschickte Dolmetsch hat es auch verstanden, den Verleger zu seinen Gunsten zu stimmen, und Beide haben sich vereint, eine schöne und billige Ausgabe zu veranstalten. Bis jetzt sind fünf Bände, eine Auslese von einundzwanzig Dichtern erschienen, von welchen Lessing für sich allein einen Band ausfüllt; die vier andern Bände umfassen die ausgewählten Schriften von Weiße, Lichtwer, Uz, Gieseke, Rabener u. A. Wir werden im Verlaufe der weiteren Ausgaben noch davon sprechen.

— **Spamer's „Welt der Jugend."** Die Weihnachtszeit ist zwar vorüber, aber das uns vorliegende Verlagswerk des Herrn Otto Spamer in Leipzig wird auch bei allen anderen Gelegenheiten ein passendes Geschenk für die Jugend sein. Jeder Blick in die bisher erschienenen zehn Bändchen der „Welt der Jugend", von denen jedes Einzelne (à 7½ und 10 Sgr.) ein für

*) Volksbibliothek deutscher Classiker. Deutschlands Dichter und Denker von Lessing bis Heine, herausgegeben von Herm. Kletke. Berlin, Alexander Jonas.

sich abgeschlossenes Panorama mit zahlreichen Tonbildern und Illustrationen ist, wird dieser kleinen Bibliothek Bewunderer und Käufer zuführen. So liefert uns Nr. 9 unter dem besonderen Titel „Kampf und Sieg" eine kurze Geschichte des deutschen Krieges, erzählt vom Major K. G. von Berneck. Die Darstellung ist, obwohl sie sich eben nur als „Skizzen von Kriegsbildern" bezeichnet, vortrefflich und ganz geeignet, den jugendlichen Leser zu begeistern und mit sich fortzureißen. Dasselbe Bändchen umfaßt aber auch noch eine Geschichte des amerikanischen Bürgerkrieges, mit dem Titel „Unter dem Sternenbanner", von Franz Otto und H. E. Stötzner. — Ein anderes Bändchen (Nr. 7) heißt: „Licht und Schatten" und bringt, ebenfalls von zahlreichen Illustrationen begleitet, Folgendes: 1) „Abraham Lincoln", nach dem größeren Werke von Dr. Max Lange; 2) „Die Sprache der Vögel", von den geschätzten Ornithologen Adolf und Karl Müller; 3) eine moralische Erzählung „Schwester Demuth" von E. Diethoff und 4) endlich ein Feuilleton von physikalischen und anderen Miscellen. — Das Bändchen Nr. 10 nennt sich „Diesseits und Jenseits" und bringt: 1) eine Lebensskizze Karl Ritter's von Dr. H. Birnbaum, mit einer Abbildung des dem Begründer der neueren Erdkunde in seiner Vaterstadt Quedlinburg gesetzten Denkmals; 2) „Das Volk der Pfahlbauten" von Dr. Eduard Kauffer, mit zahlreichen bildlichen Erläuterungen dieser ältesten Spuren der Urbewohner Europas, und 3) ein physikalisches und historisches Feuilleton.

Literarischer Sprechsaal.

Wir haben einen Irrthum zu berichtigen, den wir bei der Anzeige (Nr. 50 von 1866) des dritten und Schluß-Bandes von Prof. Neumann's Geschichte der Vereinigten Staaten begingen, indem wir sagten, daß der zuletzt erschienene Band von Bancroft's Geschichte nur bis zum Ausbruche des amerikanischen Unabhängigkeits-Krieges reiche. Kürzlich erst, im October 1866, ist ein neuer Band von Bancroft's umfassendem Geschichtswerke, und zwar bereits der neunte, ausgegeben worden, der allerdings auch nur bis zu den großen Ereignissen und wichtigen diplomatischen Verhandlungen reicht, die der berühmten Unabhängigkeits-Erklärung vom 4. Juli 1776 unmittelbar folgten; der eigentliche Beginn des Unabhängigkeits-Krieges selbst datirt jedoch bereits von dem Gefechte bei Lexington, das am 19. April 1775 zwischen den Truppen des britischen Generals Gage und den amerikanischen Milizen stattfand. Am 15. Juni 1775 wurde George Washington zum Oberfeldherrn des amerikanischen Heeres ernannt, und in demselben Monate war auch bereits die von ihren Fürsten an die Engländer verdungene deutsche Legion, aus Anhaltineen, Anspachern, Braunschweigeen, Hessen und Waldeckern bestehend, in Amerika eingetroffen. Bancroft's großes Werk, an welchem er seit einem Menschenalter arbeitet, wird mit dem zwölften Bande vollendet sein und mit dem Jahre 1789, in welchem die Bundesverfassung zur vollen Geltung kam, abschließen.

Bei dieser Gelegenheit bemerken wir, daß kürzlich auch in Frankreich, und zwar aus der Feder des trefflichen, philosophischen Geschichtsforschers Edouard Laboulaye, eine Geschichte der Vereinigten Staaten in drei Bänden erschienen ist. Das Interesse für die nordamerikanische Republik ist jetzt in Frankreich so lebhaft und die Darstellung, die Herr Laboulaye von der Geschichte der Entstehung und der Consolidirung dieser Republik unter ihrem größten und tapfersten Bürger, George Washington, giebt, so anziehend, daß bereits einige Wochen nach dem Erscheinen des Werkes eine zweite Auflage desselben nothwendig wurde.

Das seit einigen Jahren von der British Association niedergesetzte Comité zur genauen Beobachtung des Mondes (zu welchem Zwecke dieser Trabant der Erde nach Meridian- und Parallel-Graden in zahlreiche Felder eingetheilt worden, deren jedes Einzelne einem Beobachter, oder auch mehreren zugleich, übertragen ist) hat kürzlich an die Mitglieder jener gelehrten Gesellschaft ein Schreiben gerichtet, worin die Aufmerksamkeit derselben auf die zuerst von dem Astronomen Herrn Schmidt in Athen beobachtete Erscheinung gelenkt wird, daß während der Monate Oktober und November der sonst gewöhnlich helle Mondkrater „Linné", am Mare Serenitatis, auf 11 Grad 32 Minuten und 20 Secunden W. L. und 27° 47′ 13″ N. B., verfinstert gewesen ist. Die Wichtigkeit dieser Beobachtung erlangt ihre volle Kraft, wenn man daran erinnert wird, daß am 5. November 1788 Schröter in der Oertlichkeit des „Linné" einen dunkeln Fleck registrirte, der größer als der Krater war. Man darf wohl aus dieser Beobachtung folgern, daß der Krater in Wirksamkeit gewesen ist, etwa Rauch ausgestoßen hat. Der Zeitpunkt, da er seine Sichtbarkeit wieder erlangt, sollte genau beachtet werden. Herr Birb, Secretair des erwähnten Mond-Comité, hat verschiedene von Herrn Buckingham während der beiden genannten Monate aufgenommene Photographien untersucht und in fast allen die Linné-Oertlichkeit sehr matt gezeichnet gefunden. Lohmann sah sie im Jahre 1823 in einer Helle von über 7 Grad — das heißt zwei Grad heller, als der Krater „Kepler". Beer's und Mädler's Beobachtungen im Jahre 1831, Warren de la Rue's Photographien von 1857 und 1865 und Rutherford's Photographien scheinen alle die Ansicht zu bestätigen, daß der „Linné" eine Veränderung erfahren hat.

Die „Gegenwart" und die „Zukunft", heißen zwei mit dem Jahre 1867 in's Leben getretene, neue Blätter am journalistischen Weihnachtsbaume von Berlin. Beide Blätter haben das mit einander gemein, daß sie ihre Ideen einer andern Zeit widmen, als derjenigen, in welcher diese Ideen wurzeln. Die „Gegenwart" ist nämlich eine „Wochenschrift für jüdische Angelegenheiten"*) und wurzelt demnach mit ihren Ideen in der Vergangenheit; die „Zukunft" dagegen, eine „demokratische Zeitung,"**) gegründet von Dr. Johann Jacoby und einigen anderen, ebenso durch ihren strengen, geraden Charakter, wie durch ihre unabhängige, politische Gesinnung bekannten Männern, ist die Vertreterin von Ideen, die in der Gegenwart, in welcher sie wurzeln, nicht recht gedeihen und darum an die Zukunft appelliren. Die erstgenannte Zeitschrift wird von Herrn Carl Hirsch und die letztgenannte von Dr. Guido Weiß, dem geistig vielgewandten, früheren Redacteur der „Berliner Reform", redigirt. Nr. 1 der „Gegenwart" ist reich an Cultur- und Literatur-Berichten über das Judenthum. Sie bringt unter Anderm den Anfang eines Artikels über H. Heine und sein Verhältniß zum Judenthum, der sehr interessant zu werden verspricht, und Korrespondenzen aus Berlin, Breslau, Hannover und New-York.

*) Berlin, Verlag von Julius Benzian.

**) Berlin, Verlag von Dr. Julius Friedländer.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | Herausgegeben von Joseph Lehmann. | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] Berlin, den 19. Januar 1867. [№ 3.

Inhalt.

Als willkommene Gabe für den Weihnachtstisch erlauben wir uns zu empfehlen:

Harrwitz (D.), Lehrbuch des Schachspiels

enthaltend die Analyse der Eröffnungen und Endungen
nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen*, *Boden*, *Horwitz*, *Kieseritzky*, *Löwenthal*, *Medley*, *Mongredien*, *Morphy*, *Perigal*, *Szen*, dem Verfasser u. A.
21½ Bogen in 8. In engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (36)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Confirmationsgeschenk.

Als solches empfiehlt die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung:

J. C. Lavater, Worte des Herzens.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens. (37)
Herausgegeben von **C. W. Hufeland.**

Prachtausgabe (Zwanzigste Auflage. 1866) gr. 8. mit einer biographischen Einleitung von A. Krummacher, mit L.'s Portrait in Stich; in engl. Einband m. Goldschn. 1 Thlr. 10 Sgr.

Kabinetsausgabe (Siebzehnte Auflage. 1862) mit L.'s Portrait in Stahlstich, Schriftbild und radirtem Widmungsblatt; in englischem Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Miniaturausgabe (Neunzehnte Auflage. 1865) in engl. Einband mit Goldschnitt 20 Sgr.

„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann." Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin

In **Louis Gerschel's Verlagsbuchhandlung** in **Berlin** ist erschienen:

Bilder aus dem Thiergarten.

Nach der Natur photographirt von Dr. **H. Vogel.**
Preis des Albums von 10 Blättern in quer Fol. 8 Thlr., einzelner Blätter 1 Thlr.
In eleganter Leinwand-Mappe 9 Thlr. 10 Sgr.

Verzeichniss der Blätter:
1. Hofjäger. 2. Löwenbrücke. 3. Schafgraben. 4. Königsdenkmal. 5. Brücke. 6. Rousseau-Insel. 7. Rendez-vous. 8. Sonnenblick. 9. Abend. 10. Gartenhaus.
Format 14½" : 17½". — Grösse der Photographie auf Tondruck 8" : 9".

Diese Ansichten, in einzelnen Probeblättern in einer hiesigen Kunst-Ausstellung dem Publikum vorgelegt, haben namentlich in Künstlerkreisen grosses Aufsehen gemacht. Ein sachkundiger Referent der Vossischen Zeitung sagt über dieselben:

„Hier hat bei der Auswahl der Parkmotive ein ungewöhnlich feiner künstlerischer Sinn für das Landschaftlich-Malerische, für Baumgruppirung, Beleuchtung und Standpunkt der Betrachtung gewaltet und, da sich damit eine vollkommene Herrschaft über die photographische Technik verbindet, so können sich diese Bilder sehr wohl den bis dahin unerreichten Bildern englischer Landschaften von Vernon Heath an die Seite stellen, die auf der internationalen photographischen Ausstellung die Bewunderung aller Techniker errangen."

Für Natur- und Kunstfreunde werden diese Blätter eine unerschöpfliche Quelle des Genusses, für Künstler ein Gegenstand des Studiums sein. (38)

Als zu **Prämien** geeignet erlauben wir uns aus unserem Verlage zu empfehlen:

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.
Drei Theile. (68 Bogen.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

Das Literarische Centralblatt spricht sich über das Werk, wie folgt, aus:

„Mit Freuden schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.
Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66¾ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben. (39)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das phönizische Alterthum.

In drei Theilen.
Von
Dr. **F. C. Movers,**
Professor an der Universität zu Breslau.
Dritter Theil. Erste Abtheilung.
Handel und Schifffahrt.
gr. 8. geh. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Den reichen kulturhistorischen Inhalt dieses Theiles des ausgezeichneten Werkes zeigen die folgenden Kapitel-Ueberschriften: 1. Einleitung. 2. Ursprung und Geschichte des phönizischen Handels. 3. Handelsgegenstände (Silber, Gold, Zinn, Kupfer, Eisen). 4. (Sclavenhandel.) 5. (Wein, Getreide, Obst und Früchte, Affen und Pfauen, Kleidungsstücke, Galanterie- und Luxuswaaren, Arome und Gewürze, Fabelsagen über deren Herkommen.) 6) Die Kaufleute nach verschiedenen Klassen. Kaufmännische Gilden in fremden Handelsstädten. 7. Der Landhandel im Oriente. 8. Der Seehandel, das Seewesen und die Schifffahrt der Phönizier überhaupt. 9. Der phönizisch-palästinensische Handel. 10. Phönizisch-assyrischer Handel. 11. Phönizisch-arabischer Handel. 12. Phönizisch-ägyptischer Handel. (40)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Die Grenzboten. (41)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 3. Das Muster eines Beamten im Kriegsstaat. — England im neuen Jahr. — Die Lage in den Vereinigten Staaten. — Zwei Schulmeister-Originale aus altdänischer Zeit. — Zustände und Aussichten in Oesterreich. I. — Neueste Romanliteratur.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.
Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Mittheilungen des Vereins
für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Fünfter Jahrgang.

1. Dr. Ludwig Schlesinger, Die Deutschböhmen und die Regierung. — Bernhard Grüber, Die Herren von Rosenberg als Förderer der Künste. — Miscellen: Das Stadtrecht von Budig. — Alte Schlösser und Weinkeller.

2. Dr. Ludwig Schlesinger, Die Deutschböhmen und die premyslidische Regierung. — Karl Feistmantel, Die Industrie der Radnitz. — Julius Lippert, Leitmeritz von seiner Gründung bis zum Beginn seiner Germanisirung. — Miscellen: Eine Verordnung des Egerer Stadtrathes zur Regelung der Arbeit und des Lohns a. d. J. 1511. — Der Kindermord zu Betlehem oder Herodes und die heiligen drei Könige. (42)

3. Dr. L. Schlesinger, Die Deutschböhmen und die Regierung Heinrichs von Kärnthen. — Karl Ritter von Limbeck. — Skizzen aus dem Böhmerwalde. Vom Lusen zum Rachel. — Julius Lippert, Leitmeritz. (Fortsetzung.)

Leipzig, in Commission bei **F. A. Brockhaus.**

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Die Transfusion bei Vergiftungen.

Man kannte bis jetzt die Transfusion hauptsächlich nur als ein wichtiges, in verzweifelten Fällen durch Nichts zu ersetzendes Mittel bei Verblutungen, um durch Einspritzung eines an rothen Blutkörperchen und Sauerstoff reichen Blutes in den Adern Respiration und Kreislauf zu restituiren. Neuerdings haben **Eulenburg** und **Landois** in einer an die Pariser Akademie gerichteten Mittheilung und demnächst in einer ausführlicheren Abhandlung: „Die Transfusion des Blutes",*) durch eine ausgedehnte Reihe von Experimental-Untersuchungen an Thieren den Beweis zu liefern gesucht, daß die Transfusion, in einer bestimmten Weise modificirt und nöthigenfalls wiederholt, als das souveraine Heilverfahren bei **acuten Vergiftungen** der verschiedensten Art zu betrachten ist — **bei Giften nämlich, welche vom Blute aus deletär auf die Thätigkeit der vitalen Nerven-Apparate einwirken.**

Es liegt diesen, der Transfusion ein ganz neues Feld eröffnenden Versuchen folgendes Raisonnement zu Grunde: Die betreffenden giftigen Substanzen wirken in der Weise, daß sie vom Magen oder den sonstigen Applicationsorten aus in die Blutmasse aufgenommen und mit dem Blute zu denjenigen Orten hingeführt werden, auf welche sie vorzugsweise ihren deletären Einfluß entfalten (z. B. zum verlängerten Mark, dem Centralorgan für die Respiration und Herzbewegung). Sobald das Gift einmal in die Blutmasse übergegangen, ist den schädlichen Wirkungen durch die sogenannten Gegengifte u. s. w. in der Regel nicht mehr zu widerstehen. Indessen zur Entfaltung der Giftwirkung muß die toxische Substanz in einer bestimmten Menge, über ein gewisses Minimalquantum hinaus, im Blute angehäuft sein; es muß das Blut gewissermaßen eine nicht zu diluirte Giftlösung darstellen und als solche zu den Geweben gelangen. Man kann nun den absoluten und relativen Gehalt des Blutes an toxischer Substanz bedeutend vermindern, wenn man dem Körper eine gewisse Quantität vergifteten Blutes entzieht und an dessen Stelle ein proportionales Quantum normalen, unvergifteten Blutes in die Adern einspritzt. Auf solche Weise wird zugleich den Gefahren vorgebeugt, welche aus einer einseitigen Blutentziehung allein, wegen des nachtheiligen Einflusses auf das Nervensystem, für den Organismus entstehen. Eine derartige Combination der Blutentziehung (Depletion) mit der Transfusion ist im Gegentheil so unschädlich, daß man dieselbe so oft wiederholen kann, bis fast die ganze ursprüngliche Blutmasse aus dem Körper entfernt und durch transfundirtes Blut ersetzt ist. Panum (in Kopenhagen, früher in Kiel) hatte bereits in solcher Weise experimentirt und dafür die Bezeichnung „Substitution" (Blutersatz) vorgeschlagen. Eulenburg und Landois machten bei Vergiftungen von dieser Methode Gebrauch, indem sie die Blutentziehung mit nachfolgender Transfusion jedesmal wiederholten, wenn bei fortgesetzter Resorption des Giftes die toxischen Symptome einen bedrohlichen Höhepunkt erreicht hatten, und dieses Verfahren bis zur erfolgten Herstellung des Thieres fortsetzten. Die Verfasser bezeichnen diese Procedur als „combinirte" oder „eplatorische Transfusion"; oder auch als „**Ausspülung** des Gefäßsystems mittelst normalen Blutes".

*) Berlin, Aug. Hirschwald, 1866.

Die entschiedensten und glänzendsten Resultate ergaben sich bei gewissen gasigen Giften (Kohlensäure und Kohlenoxydgas). Ueberladung des Blutes mit Kohlensäure bedingt Tod unter den bekannten Erscheinungen der Asphyxie, welche theils durch den excitirenden Einfluß der angehäuften Kohlensäure, theils durch den gleichzeitigen Sauerstoffmangel des Blutes entstehen. Das wirksamste Heilverfahren wird daher ein solches sein, welches das Blut wieder mit Sauerstoff imprägnirt und gleichzeitig eines Theils der überschüssigen Kohlensäure entledigt. Diesen beiden Anforderungen entspricht in eminenter Weise die Transfusion in der oben angegebenen Form, und vorausgesetzt, daß bei derselben entweder arterielles, sauerstoffreiches, oder durch Schlagen hellroth gemachtes (durch den Luftsauerstoff arterialisirtes) Blut zur Einspritzung benutzt wird. Die Transfusion in dieser Weise ist nothwendig weit wirksamer, als die Einleitung künstlicher Athembewegungen — bisher das sicherste und zuverlässigste Mittel zur Wiederbelebung Asphyktischer. Letzteres wirkt in der Weise, daß bei den Athembewegungen der Sauerstoff der atmosphärischen Luft in die Lungen eindringt und das Blut in denselben decarbonisirt und arterialisirt. Die künstliche Respiration kann aber nur dann Erfolg haben, wenn das Herz noch thätig und im Stande ist, das hellroth gemachte Blut von den Lungen aus zu den Centraltheilen des Nervensystems hin zu befördern. Wird dagegen direkt hellrothes Blut von den Venen her nach dem Herzen hin eingespritzt, so ist dasselbe, wie Experimente beweisen, im Stande, die schon auf ein Minimum reducirte oder selbst erloschene Herzthätigkeit neu zu beleben; es leistet daher dieses Verfahren in schwierigen und verzweifelten Fällen weit mehr, als die künstliche Respiration (und sonstige Hülfsmittel).

Aehnlich verhält es sich mit der Kohlenoxyd-Vergiftung, die ja namentlich zur Winterzeit bei der stehenden Rubrik der durch „Kohlendampf" herbeigeführten Unglücksfälle eine große praktische Bedeutung erlangt. Hier tritt noch der besondere Umstand ein, daß das Kohlenoxyd, in's Blut aufgenommen, den Sauerstoff der rothen Blutkörperchen verdrängt und mit dem Hämoglobin derselben eine in hohem Grade untrennbare Verbindung eingeht, wodurch diese Blutkörperchen für den Gaswechsel in den Lungen untauglich, das Blut also mehr oder weniger respirationsunfähig gemacht wird. In schweren Fällen der Art kann also die künstliche Respiration noch weniger leisten, als bei der Kohlensäure-Vergiftung, weil sie das Kohlenoxyd nicht, gleich der Kohlensäure, auszutreiben und durch Sauerstoff zu ersetzen im Stande ist. Hier kann unbedingt nur Hilfe geleistet werden, indem ein Theil der funktionsunfähig gewordenen Blutkörperchen entleert und durch normale, welche Sauerstoff zu binden vermögen, in genügendem Maße ersetzt wird. Von diesem Gesichtspunkte aus hatte schon Kühne die Transfusion bei mit Kohlenoxyd vergifteten Hunden vorgenommen, und hat dieselbe auch bei Menschen wiederholt (zum Theil mit Glück) Anwendung gefunden. Eine nothwendige Bedingung ist jedoch auch hier die Verbindung mit der Depletion, sowie die eventuelle Wiederholung der Operation nach den oben charakterisirten und durch das Experiment gerechtfertigten Prinzipien.

Weitere Versuche der Verfasser betreffen die Vergiftung durch Chloroform und Aetherdämpfe, sowie durch narkotische Alkaloide (Morphium, Opium, Strychnin). Die letzteren Gifte wurden den Versuchsthieren — Hunden, Kaninchen — entweder durch Einspritzung in die Venen (Infusion) oder unter die Haut (hypodermatische Injection), also in einer möglichst schnell wirkenden Form, beigebracht, und zwar größtentheils in einer Dosis, welche ohne die vorgenommene Behandlung den Tod unzweifel-

haft herbeiführen mußte. Auch diese Versuche bestätigen insgesammt die Richtigkeit der von den Verfassern aufgestellten Theorie, indem es mit Hilfe der „combinirten Transfusion“ wiederholt gelang, bei nicht tödtlichen Dosen die Dauer der Vergiftungszeit und die Intensität der Vergiftungs-Symptome sehr erheblich zu vermindern — bei anderweitig tödtlicher Dosis, das Leben und die Integrität aller organischen Funktionen zu conserviren.

Das Privilegium der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn.*)

Der Streit zwischen Nordbahn und Staatsbahn, zwei der größten und reichsten Eisenbahn-Gesellschaften in Oesterreich, dauert nun schon zehn Jahre und hat zur Aufloderung in jüngster Zeit durch einen überaus gewaltthätigen Regierungsakt neuen Brennstoff erhalten. Wegen der Wichtigkeit dieses Rechtshandels werden einige Daten über denselben auch in diesen Blättern nicht überflüssig sein.

Am 4. März 1836 erhielt das Bankhaus S. M. v. Rothschild und mit ihm ein sich konstituirender Aktien-Verein eine Privilegiums-Urkunde vom Kaiser Ferdinand zur Errichtung einer Eisenbahn zwischen Wien und Bochnia mit den Nebenbahnen nach Brünn, Olmütz, Troppau, Bielitz und Biala, ferner nach den Salzmagazinen in Dwory, Wieliczka und bei Bochnia. Im §. 12 dieses Privilegiums heißt es: „Wenn die gesetzlichen Bedingungen getreulich in Erfüllung gebracht werden, so soll die Unternehmung nicht nur dieses ihr verliehenen allergnädigsten Privilegiums sich zu erfreuen haben, sondern Wir verordnen zugleich, daß während funfzig Jahren, von dem Tage der öffentlichen Kundmachung dieser Urkunde anzufangen, sich außer dem Wechselhause S. M. v. Rothschild, seinen Erben oder Cessionären und überhaupt der Aktien-Gesellschaft, Jedermann enthalten solle, eine dergleichen Eisenbahn zwischen Wien und Bochnia, oder dergleichen Seitenbahnen nach Brünn ꝛc., dann zu den Salzmagazinen ꝛc. .... zu errichten, bei sonstiger Confiscation der widerrechtlich erbauten Eisenbahn zum Vortheil des Privilegirten und noch überdies bei einer Geldstrafe von Einhundert Species-Dukaten in jedem Uebertretungsfalle........, ohne daß jedoch hieraus dem Privilegirten Einsprüche gegen Unternehmungen von Eisenbahnen in anderen als den hier namentlich bezeichneten Richtungen nach und aus Galizien erwachsen können und dürfen.“ — Außer dieser privilegirten Hauptbahn besitzt die Nordbahn noch die concessionirten Flügelbahnen von Florisdorf nach Stockerau, von Gänserndorf nach Marchegg und von Oderberg bis an die preußische Gränze. So weit die Berechtigung der „Nordbahn“.

Am 31. December 1854 kaufte eine französische Gesellschaft die nördliche und südöstliche Staatsbahn, deren Linien sich von Brünn nach Olmütz über Prag nach Bodenbach im Norden und von Marchegg nach Szegedin im Südosten des Kaiserstaates erstrecken. Um nun diese beiden Linien, zwischen welchen die Ferdinands-Nordbahn ihre Richtung von Wien über Lundenburg nach Brünn und nach Oderberg nimmt, zu verbinden, hat die Staatseisenbahn-Gesellschaft in ihrem Vertrage sich einen geheimen Artikel ausbedungen, der sie berechtigt: „zu jeder Zeit, wo sie das Ansuchen stellen wird, die Marchegg-Szegediner Eisenbahnlinie direkt und in einen eigenen Bahnhof nach Wien zu führen und überdies dieselbe durch eine Verbindungsbahn, deren Ausgangspunkt von der Staatsverwaltung zu bestimmen ist, mit einem der Aeste der Bodenbach-Brünn-Olmützer Bahn zu vereinigen.“

Auf diesen Additional-Artikel pochte nun die Staatsbahn wie Shylok auf seinen Schein. So lang es ihr gut ging und der Credit-Mobilier, der hinter ihr steckte, aus dem Ertrage und aus dem Börsengeschäfte seine anderweitigen Blößen decken konnte, blieb sie ruhig; als es aber bergab ging und dem Börsenschwindel die Ernüchterung folgte, ließ sie andere Instrumente spielen, und sie suchte aus ihrem Schatzkästlein den geheimen Artikel heraus. Die erste leise Andeutung fiel in der Versammlung ihrer Aktionäre im Jahre 1856; dann folgte 1858 in der nämlichen Versammlung eine verständlichere Mittheilung über die „erlangte Berechtigung“, die getrennten Bahnen zu verbinden; dann stieg man an der Tonleiter aufwärts, und 1859 nannte man die Nordbahn schon eine „eingeschobene und eingeschaltete Bahn“ zwischen den Strecken der Staatsbahn, nachdem die zuvor versuchte Lösung des Streites durch „eine Verschmelzung der Interessen beider Gesellschaften“ mißglückt war. Von jetzt an wurde der Streit acut und die beiden Bahn-Gesellschaften befehdeten sich in Broschüren, „Mittheilungen“, „Relationen“ und „Gutachten“. Ein solches Rechtsgutachten gaben fünf Doktoren der Jurisprudenz (darunter Mühlfeld und Berger) und sieben Professoren der Wiener Universität zu Gunsten der Nordbahn ab; aber auch die Staatsbahn producirte für sich ein Gutachten von fünf anderen Advokaten. Dies geschah im zweiten Trimester des Jahres 1861. Die Staatsbahn wurde immer zudringlicher und begehrte endlich die Vereinigung beider Gesellschaften, die Fusion. Die Nordbahn mußte dies zurückweisen und konnte auch die anderen Propositionen zum Ausgleich nicht annehmen. Am 8. März 1863 schien die Nordbahn gesiegt zu haben, denn das Handelsministerium entschied damals mittelst Erlasses: „daß die von der österreichischen Staatseisenbahn-Gesellschaft projektirte Eisenbahn von Groß-Enzersdorf nach Brünn die Genehmigung nicht erhalten hat.“

Doch das schien nur so, denn in Oesterreich ist weder Gesetz noch Recht maßgebend. Schon am 12. September desselben Jahres erließ dasselbe Handelsministerium den hohen Rathschluß, daß der Staatsbahn die Concession für Marchegg-Wien und für Znaim-Kolin „in Aussicht“ gestellt sei. Abermals Protest und abermals Ausgleichs-Versuche, die alle das frühere Schicksal hatten. Endlich hat das Sistirungsjahr 1865 auch das gute Recht der Nordbahn sistirt, denn die Staatsbahn erhielt die Concession (am 1. December 1866) zum Bau der Linie Wien-Groß-Enzersdorf-Brünn. Und in diesem Stadium mit der Aussicht auf einen großen Prozeß gegen den Fiskus befindet sich jetzt die Streitsache.

Der Verfasser der vorliegenden Flugschrift, der „gegen das Privilegium“ sich kehren will, nimmt Partei für das Recht, das unzweifelhaft auf Seiten der Nordbahn ist. Wir hätten zwar gewünscht, daß der Styl minder prätentiös wäre, aber in der Hauptsache, in der Parteinahme für das gegründete und erworbene Recht, muß man zustimmen. Wie sehr die Ansichten des Verfassers mit der öffentlichen Meinung übereinstimmen, ist aus einem citirten Artikel der „Presse“ ersichtlich. Sie schreibt: „Nicht dem Monopole der Nordbahn, nicht ihrem unbeschränkten Tarifirungs-Rechte, nicht dem unbedingten Schutze ihres Privilegiums sei hier das Wort gesprochen, sondern der Berücksichtigung wohlerworbener Privatrechte, mit

*) Gegen das Privilegium der Nordbahn. Wien, 1867, C. F. Bartelmus u. Co.

weichen man in einem Lande, wie Oesterreich, wo das Rechtsbewußtsein einer Stärkung und das in den Kellern und Truhen verschlossene Kapital einer Anlockung, nicht aber einer Abschreckung bedarf, kein so gewagtes Spiel treiben sollte." — Leider treibt die österreichische Regierung mit noch wichtigeren Dingen ein gewagtes Spiel; leider ist das Rechtsbewußtsein der Oesterreicher schon sehr geschwächt. Bei einer Regierung, die mit Verfassungen umspringt, als wären sie Gewürzdüten oder werthlose Papierschnitzel, einer Regierung, die die Bankakte verletzt und sich für ihre saubere Wirthschaft eine eigene Notenpresse einrichtet: ist es da zu verwundern, daß auch das Privatrecht nicht geachtet wird?

Wir müssen schließlich noch eine irrthümliche Auffassung berichtigen, zu der sich in dieser Angelegenheit unter vielen Andern auch höchst ehrenwerthe und ausgezeichnete Fachmänner in Norddeutschland hinneigen. Sie sind nämlich des Erachtens, daß das Privilegium der Nordbahn dem Baue anderer Bahnen hinderlich sei und also die Entwickelung des Verkehrs hemme. Daß dem nicht so ist, hat erst der mährische Landtag in seiner letzten Session bewiesen, da er in seiner Sitzung vom 22. December 1866 den Ausbau und die Subvention aus Landesmitteln bezüglich folgender baldigst zu concessionirender Bahnen beschloß: a) Brünn-Olmütz-Sternberg (mit den Stationen Raußnitz, Wischau, Proßnitz); b) Brünn-Hradisch-Trentschin (mit den Stationen Austeritz, Butschowitz ꝛc.); c) Brünn-Iglau. Das Projekt der „Staatsbahn" aber bezweckt nur die Errichtung einer Parallele der „Nordbahn", wie dies auch die Brünner und die Olmützer Handelskammer betonten. H. L. B.

Die Lesehalle der deutschen Studenten in Prag.

Ein Mitarbeiter unseres Blattes erhielt vor Kurzem die nachstehenden Briefe. Wir, sowie der Empfänger, glauben keinenfalls eine Indiskretion zu begehen, wenn wir dieselben veröffentlichen; im Gegentheil, indem wir bemerken, daß der Adressat sogleich bereitwilligst den ausgesprochenen Wunsch, in Betreff seiner Bücher, erfüllt hat, glauben wir damit eine Anregung geben zu können, daß auch andere, warmherzig und patriotisch deutschfühlende Schriftsteller diesem Beispiele folgen werden.

Der erste Brief lautet:

„Prag, 24. Nov. 1866.

„Die Lesehalle der deutschen Studenten in Prag ist ein Verein, der im Jahre 1848 gegründet ward mit der Intention, einerseits, den deutschen Hörern der Universität und Technik die Mittel zu einer möglichst ausgebreiteten wissenschaftlichen Bildung an die Hand zu geben, andererseits aber auch, um deutsches Wesen, deutschen Sinn unter seinen Mitgliedern zu verbreiten. Keinen Augenblick seit seinem Bestehen ist der Verein diesem doppelten Zwecke untreu geworden.

„Obwohl selbst nur auf die Beiträge seiner Mitglieder beschränkt, so hat doch die Bibliothek schon eine Höhe von 8000 Bänden erreicht. Das ward aber nur dadurch möglich, daß die meisten Professoren, Schriftsteller und Verlagsbuchhändler Deutschlands uns Werke aus allen Fächern unentgeltlich überließen.

„Je mehr die Bestrebungen der sogenannten nationalen, čechischen Partei uns Deutsche Böhmens, „die Fremdlinge", wie sie uns nannten, unter die Herrschaft des Slaventhums zu bringen, hervortraten, desto enger schlossen sich die deutschen Studenten Prags aneinander, desto ausgeprägter ward der deutsche Charakter des Vereines. Jetzt aber, da wir geschieden sind von dem übrigen Deutschland, jetzt tröstet uns nur der Gedanke, daß, wenn wir auch politisch von den übrigen deutschen Stämmen geschieden sind, doch das geistige Band, das alle Deutsche, mögen sie diesseits oder jenseits des Erzgebirges und des Böhmerwaldes wohnen, umschlingt, nie und nimmer zerrissen werden könne. Ist doch ihre Sprache auch die unsere, sind doch ihre Dichter, ihre Denker auch die unseren.

„Noch immer müssen wir den Kampf mit unsern nationalen Gegnern kämpfen; die Schulen werden čechisirt, der deutsche Knabe wird gezwungen, an den Gymnasien und Realschulen eine Sprache zu lernen, von deren Existenz man anderweitig früher fast keine Ahnung hatte, selbst die Universität Prags, die älteste deutsche, wird in den Bereich der Čechisirungs-Versuche gezogen. Was würde einem solchen, fanatisirten Gegner gegenüber unser Loos sein, wenn nicht der Gedanke, daß es einen Kampf um unsere nationale Existenz gelte, Muth und Ausdauer verleihen würde, wenn auch das geistige Band, das uns an Deutschland knüpft, zerrissen werden könnte?

„Darum ist es unser Wunsch, die Erzeugnisse deutschen Geistes, deutscher Wissenschaft fort und fort zu unserm Eigenthum zu machen. Und weil die Verhältnisse der Lesehalle, wie bereits bemerkt, nicht den Ankauf derselben gestatten, so wende ich mich im Namen des Ausschusses der Lesehalle an Sie mit der Bitte, ihr einen Theil Ihrer Werke unentgeltlich zu überlassen.

„Sollten Sie meine Bitte erfüllen, so ersuche ich um gefällige Zusendung der Bücher entweder pr. Adresse: Lesehalle der deutschen Studenten in Prag oder durch die hiesige Buchhandlung des Herrn Dominicus. Genehmigen Sie u. s. w."

Nachdem sodann die Bücher, mit einigen antheilnehmenden und ermunternden Zeilen eingeschickt waren, erfolgte der zweite Brief:

„Prag, 16. Dec.

„Ihren gütigen Brief und Ihr freundliches Geschenk haben wir am 21. December erhalten, und ich beehre mich, als derzeitiger Schriftführer der Lesehalle der deutschen Studenten, Ihnen, hochverehrter Herr, im Namen unseres Vereines unsern wärmsten und freudigsten Dank auszudrücken.

„Die zahlreichen Unterstützungen, die uns allerwärts aus Deutschland in der freundlichsten Weise zu Theil werden, die aufmunternden und ehrenden Zuschriften, welche sie begleiten, sind uns ein deutlicher Beweis, daß unsere Bestrebungen gewürdigt und verstanden werden und ein mächtiger Sporn, den Erwartungen zu entsprechen, die man mit Recht an uns stellt.

„Es ist ein schwerer Stand, den wir deutsche Studenten hier in Prag, inmitten der Mehrheit eines uns feindlich gesinnten Volkes, zu behaupten haben, aber wenn wir nicht verzagen, sondern frisch und unverdrossen vorwärts streben, so ist es ja doch nur die Ueberzeugung und das Bewußtsein, daß das deutsche Volk uns Deutsch-Oesterreicher niemals vergessen und niemals als einen verlorenen Posten in dem Chaos der Slavenwelt aufgeben wird, welche uns aufrecht erhalten.

„Ja, das ganze Deutschland soll es sein! so rufen auch wir, und Sie können überzeugt sein, mein Herr, dieser Gedanke lebt in jeder deutschen Brust in Oesterreich; dieser Gedanke war es, der unseren Verein in den Stürmen des Jahres 1848 mit in's

Leben gerufen hat und der ihn während der traurigsten Perioden Oesterreichs forterhielt. Darum empfinden wir Deutsch-Oesterreicher in unserem großen Unglücke nichts so schmerzlich, als daß wir so fremd und geschieden vom deutschen Vaterlande sein sollen, und der Weheruf, den der hochverehrte Vorkämpfer für Recht und Freiheit, Herr Dr. Johann Jacoby, im preußischen Abgeordnetenhause über die Spaltung Deutschlands hat erschallen lassen, war uns aus der Seele gesprochen und hat in uns den mächtigsten Nachhall gefunden!

„Daß es aber nicht zur dauernden Trennung komme, soll auch eine der Aufgaben unseres Vereines sein, und was wir deutsche Studenten hierzu beitragen können, was wir vermögen, jetzt und dann später, auf dem Katheder in den Schulen, im Amte, auf der Kanzel, auf der Tribüne und wo immer wir können, werden wir beitragen und als die heiligste Aufgabe unseres Lebens betrachten.

„Sie haben uns versprochen, für unseren Verein in dem Kreise befreundeter Schriftsteller zu wirken und wir danken Ihnen von Herzen dafür; aber wirken Sie auch für das bedrängte deutsch-österreichische Volk, daß man es nicht vergesse, denn es hat keinen Theil an den unglückseligen Verhältnissen, welche seine bisherige Stellung in Deutschland unhaltbar gemacht haben und an den Sünden eines großen Theiles seiner Presse, deren Folgen es nun tragen muß.

„Verzeihen Sie, daß ich hier so weitläufig ausgesprochen habe, was uns Allen so sehr am Herzen liegt, aber da Sie unsere Verhältnisse kennen, so werden Sie es begreiflich finden und entschuldigen.

„Indem ich schließlich die Lesehalle der deutschen Studenten Ihrem Wohlwollen und Ihrer Fürsprache wärmstens empfehle, habe ich die Ehre u. s. w."

Japan.

Die preußische Expedition nach Ost-Asien.

Japan und die Japanesen.

Vor einigen Tagen ist in Berlin bei R. v. Decker der zweite Band des die preußische Expedition nach Ost-Asien zum Gegenstande habenden Werkes erschienen und damit der Japan behandelnde Theil desselben zum Abschlusse gebracht. Druck und Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig, und ein umfangreiches Register zum ersten und zweiten Bande wird gewiß allen Lesern als eine angenehme und nützliche Zugabe erscheinen.

Der vorliegende Band beginnt mit der Fortsetzung des Reiseberichts, der, zum großen Theil aus den offiziellen Tagebüchern und Berichten der Gesandtschaft entnommen, von dem Verfasser zu einem recht hübschen Ganzen verarbeitet worden ist, in dem die Nachrichten über das Vorschreiten der Verhandlungen und den endlichen Abschluß des Vertrages mit den Schilderungen der Sitten und Gebräuche des Volkes und Beschreibungen der Gegend um Yeddo und Yokuhama, gewissermaßen ethnographischen und landschaftlichen Episoden, angenehm abwechseln. Der Verfasser hat es verstanden, durch zahlreiche Abschweifungen von der Erzählung des persönlich Erlebten nicht allein Abwechslung und Leben in diesen Abschnitt des Werkes, bei dem die Gefahr einer zu subjectiven Auffassung sehr nahe lag, zu bringen, sondern auch Aufklärung über manche bis dahin theils unbekannte, theils falsch aufgefaßte Eigenthümlichkeiten japanischen Lebens und Treibens zu verbreiten. Dies ist um so anerkennenswerther als er selbst nur verhältnißmäßig kurze Zeit in Japan zugebracht hat und die vorhandenen neueren Quellen wenig Gutes und Brauchbares, und dies meistens auch nur mit viel Spreu vermischt, enthalten. Die wenigen Irrthümer, welche sich in diesem Theile des Werkes finden, beruhen fast ausschließlich auf falschen Mittheilungen von Personen, die sich kürzere oder längere Zeit im Lande selbst aufgehalten haben und der Verfasser wird es uns daher hoffentlich um so weniger übel deuten, wenn wir einige dieser kleinen Irrthümer hervorheben und zu verbessern suchen.

Bei der auf die Reise des englischen Gesandten, Sir R. Alcock, nach dem Fusi Yama bezüglichen Stelle wird der unreinen Zunft der Yeta Erwähnung gethan und erzählt, daß die von denselben bewohnten Strecken nicht mit in den Entfernungen berechnet würden und man daher dem Meilenzeiger nach, oft stundenlang keinen Schritt vorwärts komme. Diese Erzählung ist, wenn auch im Großen und Ganzen richtig, in den Details irrig. Die Zahl der Yeta's ist so gering, daß die von denselben bewohnten Strecken nirgends nach Meilen, sondern nur nach Straßen, matsi, von 360 Fuß Länge, auf welche Entfernung sich in allen japanischen Ortschaften hölzerne Thore befinden, welche die einzelnen Quartiere von einander trennen, berechnet werden, und daher bei Reisen u. s. w. kaum in Betracht kommen.

Die Yeta, d. h. „alle schlechte Sachen", sind gewissermaßen die Zigeuner Japans; sie stammen wahrscheinlich, wenigstens als Kaste, aus den Zeiten der Einführung des Buddhismus und zwar von Leuten, welche gegen das Verbot Vieh schlachteten und aßen. Sie leben abgesondert in besondern Straßen, in Yeddo und Osaka in besondern Quartieren; das in Yeddo liegt am nördlichen Ende der Stadt, an dem nach Yosi wara führenden großen Damme, Nipon tsutsumi, rings von Tempeln umgeben und ist auf den Plänen mit der Farbe der Regierungsgebäude angelegt. Die Yeta heiraten nur untereinander und leben meistens als Strohschuhmacher, Gerber und Scharfrichter-Gesellen; die Mädchen ziehen als Sängerinnen im Lande umher und zeichnen sich durch einen großen runden Strohhut und lange Handschuhe aus. Sie haben ihre eigene Gerichtsbarkeit und stehen unter zwei Gouverneuren, welche das Recht über Leben und Tod haben und denen innerhalb der Straßen resp. Quartiere von allen Leuten dieselben Ehrenbezeugungen wie den Gouverneuren in den kaiserlichen Städten erwiesen werden müssen. Der in Yeddo residirende Gouverneur, Dan Saiemon, dessen Familie von einem außerehelichen Sohne Minamotto no Yoritomo's abstammen soll und dessen Vorgänger den Kami-Titel führten und Saiemon nosio genannt wurden, herrscht über alle Yetas, die nördlich von dem Hakone-Gebirge wohnen; der Gouverneur der südlichen Yetas hat seinen Wohnsitz in Osaka. Es soll unter den Yetas, besonders in den großen Städten, viele sehr reiche Leute geben, und es würde irrthümlich sein, sie mit den indischen Parias zu vergleichen. Verunreinigend oder entehrend wirken weder ihre Nähe noch ihre Berührung. Ihre Gouverneure tragen zwei Schwerter und werden am Neujahrstage und den großen Festen wie die Prinzen und Daimios in feierlicher, öffentlicher Audienz vom Taikuhn empfangen, und man thut daher vielleicht nicht unrecht, wenn man, ohne den fast unzweifelhaft aus religiösen Ursachen hervorgegangenen Ursprung der Kaste der Yeta wegzuleugnen, sie augenblicklich für wenig mehr als eine Zunft hält, der von alten Zeiten und aus alter

Gewohnheit her ein unauslöschlicher Makel anklebt, wie dies ja in vielen europäischen Ländern mit den Scharfrichtern und Abdeckern der Fall war und noch ist.

Bei der Schilderung der japanischen Rechtspflege und des Charakters der Samrai (richtiger wäre wohl Samuraï gewesen) hat der Verfasser, unserer Ansicht nach, die Japaner zu günstig beurtheilt.

Die Strafen sind im höchsten Grade grausam und werden mit rücksichtsloser Strenge in Ausführung gebracht. Das Durchfeilen des Körpers, takenoko, bei dem der Verurtheilte bis zu der Stelle des Körpers, an welcher er durchgesägt werden soll, in die Erde gegraben und dann mit einer Säge von Bambus ein Einschnitt gemacht wird, den jeder Vorübergehende durch einen Zug an der Säge zu vertiefen hat; das Kreuzigen, Havitsuki, bei dem der Verurtheilte mit ausgebreiteten Armen an ein Kreuz befestigt und dann mit Lanzen durchstochen wird, diese beiden Strafen für Eltern-, Gatten- und Herren-Mord; das Lebendig-Verbrennen, hiaburi, für Brandstifter, und das Enthaupten, dansai, für Mörder und Diebe, werden nach wie vor angewendet und die meisten Fremden in Japan werden Gelegenheit gehabt haben, die Ausführung der letzten drei Strafarten mit anzusehen. Die Behandlung in den Gefängnissen ist grausam und hart; nicht genug, daß die in Untersuchungshaft befindlichen Personen gebunden gehalten und sorgfältig bewacht werden, sondern man zieht auch besonders gefährlichen und als entschlossen bekannten Verbrechern alle Zähne aus, um den Selbstmord durch Abbeißen der Zunge unmöglich zu machen. Die Tortur wird stets angewendet, da nach japanischen Gesetzen nur ein geständiger Verbrecher bestraft werden darf, und steht der europäisch-mittelalterlichen in Nichts an Grausamkeit und Raffinement nach. Ein anderes japanisches Gesetz bestimmt, daß, wenn mehrere Personen gemeinschaftlich ein Verbrechen begangen haben, die selbst geständigen Theilnehmer nicht bestraft werden dürfen, bis der Rädelsführer gestanden hat. Da derselbe aber manchmal sehr hartnäckig ist und allen Qualen der Tortur zum Trotz schweigt, so hilft sich die japanische Justiz dadurch, daß sie ihn vergiftet und dann, mit der Erklärung, daß der Rädelsführer während der Untersuchung gestorben, das Urtheil gegen die Theilnehmer am Verbrechen ausführen läßt.

Was ferner das Zerhacken der Körper der Hingerichteten anbetrifft, so findet dasselbe fast immer statt. Offiziere kaufen selten einen Säbel, ohne daß derselbe bei einer Hinrichtung probirt worden ist, und es existiren sogar Abhandlungen mit Abbildungen, in denen gelehrt wird, wie man die Körper der Hingerichteten, die oft zu zweien und dreien über einander gelegt werden, am besten zerstückeln kann, um die Schärfe der Klinge und die Kraft der Arme zu erproben.

Daß bei einem derartigen Zustande der Gesetzgebung auch der Charakter des Volkes gelitten haben muß, ist leicht erklärlich, und wenn Montesquieu in seinem Esprit des lois die Grausamkeit und Härte der japanischen Gesetze aus der Härte und Rohheit des japanischen Charakters herleitet, so glauben wir, daß sich mit mehr Berechtigung eine Wechselwirkung annehmen läßt, bei der gewiß der Gesetzgebung und der Justizpflege eine größere Schuld beizumessen ist, als dem National-Charakter. — Die unteren Klassen des Volkes, denen die Gesetzgeber, wahrscheinlich um sie für die gänzliche Ausschließung von allen öffentlichen Geschäften zu entschädigen, eine desto größere Freiheit und Ungebundenheit in allen auf materielles Leben und Genuß Bezug habenden Dingen gewähren, haben weniger unter dem Druck der Gesetze und dem fortwährenden Gefühl der Verantwortlichkeit zu leiden, als die bevorzugten Klassen, die Samrai. Der Mangel an Empfindlichkeit gegen Schmerzen und die dadurch hervorgebrachte Gleichgiltigkeit gegen eigene und fremde Leiden und Tod, welche sich wie bei allen orientalischen Völkern so auch bei den Japanern finden und durch eine verhältnißmäßig geringe Nerventhätigkeit erklärt werden; Jahrhunderte lange innere Kriege, bei denen, neben manchen edleren Eigenschaften, wie Tapferkeit und Treue, auch Rohheit und Zügellosigkeit sich sehr entwickelt und dem Charakter aller Samraï als Standes-Eigenthümlichkeit aufgeprägt haben; dann wieder ein langer Frieden, während dessen es der Soldaten-Kaste an aller Beschäftigung gefehlt hat und nicht der tapferste, sondern der zügelloseste und arroganteste Soldat als der beste galt; große Sinnlichkeit und bei geringem Solde nicht die Mittel, ihr Genüge zu thun, und vor Allem die Unmöglichkeit ein Handwerk oder eine lohnende Beschäftigung zu ergreifen, ohne der ehrenden und ererbten Standesvorzüge verlustig zu gehen — dies sind die Elemente, aus denen sich der Charakter der Samraï entwickelt hat, wie er heute erscheint. Rohheit, Arroganz, Zügellosigkeit, Unsittlichkeit und Bestechlichkeit sind die hervorragenden Züge des Soldatenstandes, wenigstens derjenigen Mitglieder desselben, mit denen die Europäer in Yeddo und den geöffneten Häfen in Berührung kommen, und diese vielleicht scharfe Charakteristik des ganzen Standes ließe sich leicht an zahlreichen Beispielen beweisen. Daß ein solcher Stand nicht den Fremden geneigt sein kann, liegt auf der Hand und läßt sich seine Zukunft leicht voraussehen. Mit der bereits begonnenen und immer nöthiger werdenden Schöpfung stehender Heere muß der Soldatenstand untergehen; bei der großen Anzahl Personen, die er als Mitglieder zählt, ist vorauszusehen, daß die Einsichtsvolleren und Schwächeren sich ruhig in das Unvermeidliche fügen und irgend einen andern Stand oder Gewerbe ergreifen werden, die Trotzigeren aber und gewissermaßen die „alt-japanische“ Partei Bildenden, werden sich zusammenrotten- und mit den Waffen in der Hand die alten Institutionen aufrecht zu erhalten suchen, und es wird langer innerer Kämpfe oder einer blutigen Executien, wie bei Vernichtung der Strelitzen, Janiffaren und Mameluken bedürfen, um die Durchführung neuerer und freisinnigerer Institutionen zu ermöglichen.

Aus der großen Anzahl der Samraï, die als privilegirte Nichtsthuer nur verzehren, aber nichts produciren, erklärt sich der geringe Grad des National-Reichthums sowohl als die ärmlichen Verhältnisse, in denen sich die Landbebauer in Japan befinden. Erdpächter der von den Grundbesitzern, d. h. dem Taikuhn oder den Daimios unter sie parcellirten Grundstücke, müssen sie als Zins, auf kaiserlichem Gebiet über die Hälfte, auf dem der Daimios ein Viertel bis ein Drittel des Ertrages, entrichten. Die Einkünfte der Landesherren bestehen, mit Ausnahme einzelner Zölle und Regalien, die, wie z. B. die Fischereien an der Küste von Yesso, an Gesellschaften verpachtet werden, nur in Naturalprodukten, und werden die Gehalte der Beamten und Soldaten ebenfalls zum großen Theil in solchen ausgezahlt.

Nach dem japanischen Staatskalender betragen, den Koku Reis zu zehn Thaler gerechnet, die jährlichen Einkünfte

des Taikuhn . .	8,096,190 Koku	=	80,961,900 Thlr.
der Daimios . .	18,591,272 „	=	185,912,720 „
der Hattamotto	3,632,405 „	=	36,324,050 „
zusammen	30,319,867 Koku	=	303,198,670 Thlr.,

was, die Abgaben gleich der Hälfte der Produktion angenommen, die jährliche Produktion des Landes auf circa 600 Millionen Thaler bringen würde. Diese Angaben stimmen mit denen eines

handschriftlichen Werkes, der „hundert Gesetze“, hiaku kadjo, aus den Zeiten des Iye yassu, nach welchen der Gesammt-Ertrag der Abgaben auf 28 Millionen Koku berechnet wird, von denen zwanzig für die Prinzen und acht für den Sioguhn bestimmt waren, zu auffallend überein, um nicht annehmen zu müssen, daß die oben angeführten Beträge die offiziellen Einkünfte, wie sie vor zweihundert Jahren fixirt wurden, darstellen, während dieselben thatsächlich um ein Beträchtliches gewachsen sind. Man wird nicht sehr irren, wenn man die Gesammt-Produktion des Landes auf ca. Tausend Millionen Thaler schätzt, wovon die Hälfte als Abgaben in die Tasche der Landesherren fließt, die damit allerdings, wie die europäischen Fürsten des Mittelalters aus dem Ertrage ihrer Domainen, das Heer und die Regierung unterhalten müssen.

Der dritte Abschnitt des zweiten Bandes (der zweite enthält den preußisch-japanischen Vertrag), die Ereignisse der letzten Jahre umfassend, dient gewissermaßen als Fortsetzung und Ergänzung der im ersten Bande enthaltenen Einleitung und bildet mit derselben ein Ganzes, das in klaren und scharfen Zügen die Verhältnisse der Vergangenheit und der Gegenwart charakterisirt und hauptsächlich dazu beitragen wird, dem Werke einen bleibenden Werth für alle diejenigen zu erhalten, welche sich mit dem Studium der japanischen Verhältnisse beschäftigen. Keins der neuern über Japan erschienenen Werke hat auch nur annähernd die Bedeutung des vorliegenden. Das Buch des früheren englischen Gesandten in Japan, Sir Rutherford Alcock, dem ein langer Aufenthalt im Lande selbst die Gelegenheit hätte gewähren sollen, sich gründlich zu informiren, wimmelt von Fehlern, Widersprüchen und Ungenauigkeiten und kann als traurige Illustration zu der Oberflächlichkeit und Ueberhebung dienen, an denen die englische Reise-Literatur der neueren Zeit nur zu sehr leidet. — Neben und mit dem alten Werke des deutschen Arztes Engelbert Kämpfer werden die Japan behandelnden Theile der preußischen Expedition nach Ost-Asien sich einen dauernden Platz erringen, und das schöne Resultat, welches der Verfasser zu erreichen gewußt hat, ist um so anerkennenswerther, als er sein Ziel durch eine Menge unbrauchbaren und sich oft widersprechenden Materials hat verfolgen müssen. Freilich finden sich auch in diesem Abschnitte des Werkes einzelne Irrthümer; dieselben sind aber meistens so unbedeutender Natur, daß sie kaum einer Verbesserung, geschweige denn einer Erwähnung werth sind, und wir glauben daher dem Leser einen großen Dienst zu erweisen, wenn wir, anstatt auf diese unbedeutenden Details einzugehen, versuchen, an der Hand des Verfassers und mit Zuhilfenahme der neuesten im Werke selbst nicht mehr zur Benutzung gekommenen Materialien, eine Schilderung der Ursachen der inneren Kämpfe zu geben, welche Japan seit ungefähr dreißig Jahren beunruhigen.

Der Schöpfer des Reichsgrundgesetzes, auf dem, so zu sagen, die Constitution Japans begründet ist, war der Sioguhn Iye Yassu. Erst in den letzten Monaten ist es möglich gewesen, zuverlässige Nachrichten über den Inhalt und die Bestimmungen dieses Grundgesetzes zu erlangen, und zwar aus zwei handschriftlichen Quellen, von denen sich die eine, die hundert Gesetze, hiaku kadjo, in einer unvollständigen Abschrift im Besitz des englischen Gesandten Sir Harry Parkes, die andere, djuhak' kadjo, die achtzehn Gesetze, in einer ebenfalls lückenhaften Handschrift in den Händen des preußischen Consuls v. Brandt befindet.

Die Bestimmungen der achtzehn Gesetze, welche sich auf die Nachfolge beziehen, lauten:

11. Artikel: „Owari Dainagon Yost Nao und Ki Dainagon Yori Nobu und der Sioguhn (d. h. Hide Tada) sollen die drei Häuser (go san ke) genannt werden, da, wenn der Sioguhn sich sehr vergeht und das Volk über ihn klagt, einer von den beiden (Owari oder Ki) an seine Stelle gesetzt werden soll. Darum sollen beide Prinzen nicht Aemter der Regierung bekleiden“ u. s. w.

13. Artikel: „Mito Saisio kann den Titel als Vice-Sioguhn (Fuku Siogun) erhalten, das bedeutet, daß wenn der Sioguhn sich vergeht, Mito mit dem Gorodjo und Beamten berathschlagen und Einen von den Beiden, Owari oder Ki, wählen soll. Dies soll auf den Befehl Mito's geschehen und er wird den Sioguhn absetzen und nach Kioto berichten (d. h. an den Mikado). Wenn beide Prinzen nicht fähig sind, die Stelle zu bekleiden, so soll er einen der Daimios wählen, der sehr fähig ist, die Regierung zu übernehmen und ebenfalls nach Kioto berichten. Dies darf nur durch Mito geschehen.“

Indessen wurde schon Iye Yassu den von ihm vorgeschriebenen Gesetzen untreu, und auch seine nächsten Nachfolger gestatteten sich einzelne Abweichungen von der vorgeschriebenen Nachfolge; eine durchgreifende Abänderung fand indessen erst unter dem Sioguhn Yosi Mune statt, der mit seinem zweiten, dritten und vierten Sohne die Familien Taiassu, Shimidzu und Hitots' bashi gründete und bestimmte, daß dieselben Go san kio, d. h. die drei Brüder, genannt und vor den Go san ke erbberechtigt sein sollten. Ob Yosi Mune hierzu die Zustimmung des Mikado's erhalten und auf welche Weise dieselbe eingeholt und ertheilt worden, darüber ist bis jetzt nichts bekannt. Die nächsten hundert Jahre scheinen keine Aenderungen oder Umgehungen des Erbfolgegesetzes mit sich geführt zu haben, obgleich einzelne Andeutungen in den Annalen und handschriftlichen Quellen darauf hindeuten, daß dergleichen von einzelnen Prätendenten und besonders von der ehrgeizigen und mächtigen Familie Mito, welche sich von der Nachfolge ausgeschlossen sah, versucht worden sei. Das Jahr 1847 dagegen brachte eine Aenderung, welche als die Ursache aller inneren Wirren angesehen werden darf. Yosi Mune hatte nämlich bestimmt, daß die Go san kio durch Adoption von Söhnen der regierenden Sioguhne fortgepflanzt werden sollten, und nur im Falle diese kinderlos wären, einen eigenen Sohn behalten, niemals aber die Söhne anderer Daimios adoptiren dürften. Im Jahre 1847 nun setzte es die Familie Mito durch, daß der elfte Sohn des Prinzen Nari Akira, Yosi Hisa, von Tokugawa Siomaru Hitots' bashi adoptirt und damit, da der Sioguhn kinderlos und keine Repräsentanten der Familien Taiassu und Shimidzu vorhanden waren, ein Mito der nächste Erbberechtigte wurde. Der Sioguhn Iye Sada starb im Jahre 1858 und es entstand nun ein heftiger Wahlkampf, der mit der Niederlage der Familie Mito endigte. Die Mito und, wie es scheint, die Owari und Etsisen unterstützten die Wahl des Prinzen Hitots' bashi, der Regent I Kamon no kami dagegen und mit ihm der größte Theil der Beamten und kleineren Prinzen, die einen schwächeren Herrscher vorzogen, den unmündigen Prinzen von Ki, da sie die Adoption des Yosi Hisa für illegal erklärten. Der Regent siegte, der Prinz von Ki wurde unter dem Namen Iye Motzi Sioguhn, die Prinzen von Owari und Etsisen mußten zu Gunsten ihrer Nachfolger abdanken, und der alte Prinz von Mito wurde auf seine Besitzungen verwiesen. Indessen hatten die Mito den Kampf und die Hoffnung nicht aufgegeben; im Jahre 1860 wurde der Regent ermordet, in 1863 der regierende Prinz von Mito zum Vice-Sioguhn ernannt und damit eine fortwährende Bedrohung gegen den Sioguhn ausgeübt; in diesem Jahre endlich (1866) ist Iye Motzi gestorben, wahrscheinlich an Gift oder durch Selbstmord und der Prinz

Hitots' bashi ist zu seinem Nachfolger erwählt worden. So hat die Familie Mito das Ziel erreicht, dem sie viele Jahre hindurch mit großer Energie und mit Anwendung aller Mittel nachgestrebt hat; ob sie im Stande sein wird, die rebellischen Daimios zu unterwerfen, den Mikado wieder zum bloßen Schatten-Kaiser herabzudrücken und dem Siogubnat seine alte Kraft und Herrlichkeit zurückzugeben, muß die Zukunft lehren. Doch scheint es mehr als wahrscheinlich, daß die Wahl des Prinzen Hitots' bashi viel dazu beitragen wird, die Auflösung der bestehenden Constitution und der alten feudalen Verhältnisse zu beschleunigen.

Br.

England.

Die Cooperativ-Genossenschafts-Bewegung in England.

Neuerdings haben in den Eisen-Distrikten des nördlichen England einige Bewegungen unter den Arbeitern stattgefunden, die keinen anderen Zweck zu haben scheinen, als eine ähnliche Verbesserung der Arbeiter-Zustände herbeizuführen, wie sie ein Theil der Wollen- und Baumwollen-Fabrikarbeiter von Yorkshire und Lancashire, nach dem Vorgange der „Pioniere" von Rochdale, sich erworben. Die Frage ist nur, ob es möglich sein wird, die Cooperativ-Grundsätze ebenso leicht auf Hüttenwerke und Maschinenbau-Anstalten, wie auf Flanell- und Baumwoll-Webereien anzuwenden? Daß solche Grundsätze künftig bei der Regulirung der Verhältnisse zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern überall zur Anwendung kommen sollen, scheint in England allgemein festzustehen, und die Verhandlungen über den Modus, über das Mehr oder Weniger von Concessionen, die von beiden Seiten dabei zu machen sind, haben eben in neuester Zeit auch in den Eisen-Distrikten einige Arbeits-Stillstände (strikes) herbeigeführt, in Folge deren sich ähnliche Erwerbs-Genossenschaften (Trades Unions) wie in den Weber-Distrikten gebildet haben.

Die Herren Fox, Head & Co., Eigenthümer eines großen Hütten- und Walzwerkes zu Newport, haben ihren Arbeitern einen Cooperativ-Vertrag mit folgenden Bedingungen proponirt:

1) Die Arbeiter erhalten ihren Tage- und Stückarbeits-Lohn, wie bisher oder nach dem Arbeitslohn-Tarif, den die Iron Manufacturers Association zu entwerfen im Begriff ist, — jedoch unter der Voraussetzung, daß die Arbeiter keiner anderen Erwerbs-Genossenschaft (trades union) sich anschließen.

2) Von dem Jahres-Reingewinn des Geschäftes erhält die Firma vorweg 10 Procent als Entschädigung für die Zinsen rc. des in den Grundstücken, Maschinen u. s. w. steckenden Kapitals.

3) Die übrigen 90 Proc. des Reingewinnes werden getheilt; die eine Hälfte fließt der Firma zu und die andere Hälfte den Arbeitern, nach Verhältniß ihrer Leistungen.

4) Beträgt der Reingewinn eines Jahres nur 10 Proc., so müssen sich die Arbeiter mit den Löhnen begnügen, die sie empfangen haben. Beträgt er aber weniger, oder ist gar ein Verlust eingetreten, so wird der Ausfall auf das „Gewinn- und Verlust-Conto" des nächsten Jahres eingetragen und demnächst von dem Reingewinne desselben in Abzug gebracht.

5) Sollte es in der Folge nöthig sein, das Betriebs-Kapital zu vermehren und eine Anleihe für das Geschäft aufzunehmen, so werden die Zinsen derselben mit 5 Procent oder höher, falls höhere Interessen zu zahlen sind, ebenfalls vom Reingewinn in Abzug gebracht.

6) Vor Berechnung und Auszahlung der Dividende ist ein Antheil des Gewinnes, welcher nicht mehr als 2½ Procent des Gesammtwerthes der Hüttenwerke betragen soll, als Reservefonds festzustellen, der als sinking fund für etwanige Schulden und zur Deckung unerwarteter Ausfälle dient.

8) Um die Werkführer und Arbeiter in den Stand zu setzen, selbst Kapitalisten zu werden, wird die Firma auf Grund des Gesetzes vom Jahre 1865 (Partnership Amendment Act) ihren Arbeitern gestatten, ihre Ersparnisse in den Hüttenwerken anzulegen gegen eine Zinsvergütung von 5 Proc. und mit der Berechtigung, auch an dem Gewinne verhältnißmäßig zu participiren, den die Firma als ihren Antheil an dem Jahres-Reingewinn von 90 Proc. erhält. Den Arbeitern steht das Recht zu, die Rückzahlung ihrer Kapitalien nach sechsmonatlicher Kündigung zu verlangen. Um Mißbräuche zu vermeiden, soll der Firma freistehen, zu bestimmen, wie hoch das Maximum des Einlage-Kapitals der einzelnen Arbeiter sein darf.

8) Diese Bestimmungen werden versuchsweise auf drei Jahre eingeführt und können nach Ablauf dieser Zeit prolongirt oder aufgehoben werden.

Frankreich.

Ein französischer Gelehrter über die Kritik der römischen Geschichte.

Beaufort: Die Ungewißheit der Geschichte Rom's in den ersten Jahrhunderten.

In dem Journal des Débats vom 6. December 1866 wird von Herrn Sylvestre de Sacy, dem Sohne des berühmten Orientalisten, auf eine ältere französische Schrift aufmerksam gemacht, welche als Vorläuferin der kritischen Behandlung der römischen Geschichte, wie sie in Deutschland zuerst von Niebuhr mit so großem Erfolge für die wissenschaftliche Geschichtsforschung überhaupt versucht worden ist, betrachtet werden kann. Im Jahre 1738 erschien von Beaufort, einem französischen Refugié in Holland, eine kleine Abhandlung: Sur l'incertitude des cinq premiers siècles de l'histoire romaine, eine Schrift, der man es ansieht, daß sie aus der skeptischen Schule Bayle's hervorgegangen ist.*) Herr Alfred Blot, Professor der Geschichte an dem Collège Stanislas, hat soeben einen Wiederabdruck derselben nach der Ausgabe von 1750 besorgt. Unser Berichterstatter rühmt an dem gelehrten und pikanten Werke die Leichtigkeit und Freimüthigkeit, womit es seinen Gegenstand behandelt. „Wiewohl der Verfasser, sagt er, durchaus nicht beabsichtigt hat, eine Revolution in der Geschichte zu bewirken, so hat dies doch nicht die modernen Revolutionäre gehindert, den größten Theil ihres Materials daraus zu schöpfen und durch Uebertreibungen die im Allgemeinen wahren und verständigen Schlüsse Beaufort's zu fälschen."

Beaufort greift in seiner Schrift die Berichte des Livius und Dionysius von Halikarnaß über die ältere Zeit Rom's deshalb an, weil, wie er richtig bemerkt, diesen alten Geschichtschrei-

*) Von Beaufort giebt es noch eine andere größere Schrift: La république romaine ou plan général de l'ancien gouvernement de Rome, das beste Buch dieser Art, wie Herr de Sacy meint, das wohl ebenfalls verdiente, wieder abgedruckt zu werden, vielleicht mit einigen Noten, die es vervollständigen.

dern alle authentischen Documente gefehlt haben und sie daher gezwungen waren, ihre Zuflucht zu Sagen und Legenden zu nehmen. „Was soll, meint Herr de Sacy dagegen, aus der Geschichte werden, wenn man der Tradition, die den Ereignissen der Vergangenheit den natürlichen Zusammenhang und die innere Wahrscheinlichkeit giebt, nicht Rechnung trägt? Entweder müssen wir von der Kenntniß und Darstellung der römischen Geschichte ganz abstehen, oder sie so nehmen, wie sie uns als der schönste Roman vorliegt. Großer Gott! Welcher Verlust für die Beredtsamkeit, für die Politik, für die Moral und für die Philosophie der Geschichte wäre es, wenn solche Bücher, wie Livius und Dionysius von Halikarnaß, unter die Kindermärchen gerechnet würden! Will man zweifeln, so zweifle man mit Maß oder, noch besser, zweifle man an Allem, an der Zeitgeschichte ebenso gut, wie an der Geschichte von Romulus und Numa. Was giebt es denn überhaupt Ungewisseres, als die Geschichte, wenn man in ihre Tiefen dringen, wenn man alle Umstände und Thatsachen aufklären, alle Gründe und Folgen ermitteln, alle Absichten und Motive darlegen will? Denn ohne dieses Alles hat die Geschichte keinen Sinn, ist nur ein Körper ohne Seele und Leben. Was ich mit eigenen Augen gesehen habe, haben das nicht tausend Andere auf ganz verschiedene Art gesehen und berichten darüber deshalb auch ganz verschieden? Und die Kritik? Giebt es in der Welt etwas, was mehr der Kritik und dem Zweifel unterworfen wäre, als sie? Wie oft hat nicht eine unvorhergesehene Entdeckung der Tradition Recht gegeben gegen die Kritik und hat einer Thatsache ihre Stelle in der Geschichte wieder verschafft, aus der sie die Kritik verdrängt hatte? Meiner Meinung nach geht Beaufort zu weit, wenn er, der allgemeinen Tradition entgegen, die Geschichte des Regulus umkehrt und ihn ruhig in Karthago sterben läßt, während die karthagischen Gefangenen in Rom grausam hingerichtet werden. Die Geschichte des Regulus! Man müßte sie erfinden, wenn sie nicht existirte!"

Ist das nicht echt französisch? Kein Wunder, wenn Herr de Sacy bedauert, daß Rollin's römische Geschichte jetzt nur noch Wenige lesen, daß er sie unter diejenigen Bücher zählt, deren Verlust ein Unglück für die Welt wäre, und daß er gesteht, die Lektüre dieses unsterblichen Buches habe ihm etwas noch weit Besseres gewährt, als ein bloßes Vergnügen. Besteht, wie Herr de Sacy zu meinen scheint, der Werth der Geschichte blos darin, daß sie dazu dient, Rednern, Politikern, Moralisten und Philosophen passende Beispiele zu liefern, dann wäre freilich Fenelon's Telemach oder Florian's Numa Pompilius eine verdienstlichere historische Leistung, als Beaufort's kritische Abhandlung, und die historischen Romane der Frau Mühlbach wären Ideale, wie man schreiben müsse, damit die Geschichte nicht ein Körper ohne Seele und Leben sei. Verwirft demnach auch Herr de Sacy das Resultat der kritischen Untersuchungen Beaufort's, so steht ihm doch der Franzose weit über jenen deutschen Historikern, die mit noch größerer Kühnheit gegen die Tradition ankämpfen. „Die Abhandlung Beaufort's — so schließt er seinen Bericht — ist trotzdem ein Muster jener nüchternen, vernünftigen und geistreichen Erudition, die den Franzosen eigenthümlich ist. Er häuft nicht Berge von Gelehrsamkeit über einander, um hoch oben ein monströses Paradoxon hinzustellen; er verachtet nicht die Legende, um sie durch persönliche Visionen zu ersetzen; er ist ehrlich und verständig; er schreibt mit Geschmack, Klarheit und Präcision, und das ist es, was ich französische Erudition nenne. Die Tradition ist deshalb, Gott sei Dank, bei uns noch nicht verloren!" — Wir gönnen von Herzen Herrn de Sacy seine Freude an der Tradition und seinen Stolz auf die französische Erudition.

E. M.

Spanien.

Fray Luis de Leon, der Mönch und der Dichter.*)

Fray Luis de Leon, ein spanischer Mönch und Professor an der damals weitberühmten Universität Salamanca, ist eine der edelsten Erscheinungen der spanischen und katholischen Welt in den Zeiten Karls V. und Philipp's II. Dichter vom höchsten sittlichen Schwunge, Maler in nicht verächtlichem Grade war er zugleich einer jener Gelehrten, welche ihr gläubiges hingebendes Christenthum mit dem umfassendsten wissenschaftlichen Sinne und der vorurtheilslosesten Prüfung zu vereinigen wußten. Was hätte Spanien werden können, wenn solche Männer, an denen es damals nicht fehlte, sich hätten behaupten und eine Schule bilden können, wenn ihr Streben nicht durch die kirchliche Reaction, durch Inquisition und Verfolgung unterbrochen und diese schönen Geistesblüthen frühzeitig getödtet worden wären? Auch Fray Luis de Leon entging dieser Verfolgung nicht; auch er steckte Jahrelang im Gefängniß der Inquisition, weil er bei Gelegenheit der Beschlüsse des Tridentiner Concils den Vorrang des hebräischen und griechischen Urtextes vor der Vulgata behauptet und sich auch früher schon durch eine spanische Uebersetzung und Erklärung des hohen Liedes anrüchig gemacht hatte, die nicht auf den gangbaren scholastischen Traditionen beruhte. Den Streich, der ihn vor die Inquisition brachte, hatte er natürlich einigen neidischen Kollegen zu verdanken, welche noch katholischer als der Papst und noch rechtgläubiger als die heilige Inquisition selbst waren und in dem Ueberhandnehmen solcher Meinungen den Ruin des Glaubens (d. i. ihrer eigenen Dummheit) erblickten. Diese Leute bildeten in Spanien damals, wie jetzt wieder unter der glorreichen Regierung der Königin Isabella und ihres ebenso glorreichen Ministers Narvaez, eine furchtbare Macht, gegen welche, nach Schiller's Wort, die Götter selbst vergebens kämpfen.

Die Lebensgeschichte unseres Helden ist sehr einfach. Er wurde 1527 zu Belmonte in der Mancha geboren. Seine Familie war von edler Abkunft und stammte aus Andalusien. Sein Vater Lope de Leon entstammte den Ponce de Leon, deren Kämpfe mit den Guzman Andalusien erfüllt hatten. Er war königlicher Prokurator und war aus Andalusien fortgezogen, um nicht in Abhängigkeit von einem Vorgesetzten zu stehen, den Karl V. dort angestellt hatte. Seine Gattin Ines de Valera war die Tochter eines reichen Edelmannes, ihre Brüder in geistlichen und weltlichen Aemtern, hielten mit festem und innigem Familiengefühle zusammen. Drei Söhne, Cristoval, Miguel Luis und eine Tochter bildeten den engen Hauskreis. Die öffentlichen Schulen waren damals übel berufen und Luis wurde deshalb von einem Hauslehrer Namens Ramirez unterrichtet. Die Kirche und ihr Dienst war dem Knaben Alles, seine Phantasie erfüllte sich mit der bunten Bilderwelt der Legende, sein Gedächtniß mit vaterländischen und kirchlichen Stoffen.

*) Fray Luis de Leon. Eine Biographie aus der Geschichte der spanischen Inquisition und Kirche im 16. Jahrhundert. Von Dr. C. A. Wilkens, Pfarrer an der reformirten Kirche in Wien. Halle, C. E. M. Pfeffer, 1866.

Seine Eltern zogen später nach Madrid, und hier eröffnete sich dem Knaben ein weiterer Gesichtskreis. Der Vater hatte ihn zum Studium der Rechte bestimmt. Schon 1538 siedelte aber der noch knabenhafte Student nach Salamanca über, um sich dem Studium der Theologie zu widmen.

Von seinem Studienleben ist uns nichts Näheres bekannt. Als der Jüngling im Jahre 1543 wieder hervortritt, erblicken wir ihn im Kloster San Agustin, er trägt das Novizenkleid. Ernsten, geistlich gestimmten Naturen bot sich in Spanien das klösterliche Leben traditionell als ihre Bestimmung. Es blühte in allen seinen Formen, wie etwa zur Zeit Innocenz III. Die Missionen unter den Wilden Amerika's entwickelten ein geistiges Heldenthum, das nur verdunkelt und in Vergessenheit gebracht worden ist durch die Gräuel und Scheußlichkeiten, welche die Eroberer begingen.

Es bildete dabei eine Welt im Kleinen. Vorlesungen über Humaniora, Philosophie, Dogmatik, Moral, Exegese wurden Mönchen und Studenten geboten, daneben Examinatorien, Disputationen, Predigt-Uebungen. Die vielbewegte Studentenwelt stand den Ordensbrüdern offen; freilich nur zum Anblick, nicht zur Gemeinschaft.

„Woher die Tausende von Studenten? Wähle Kirche oder Meer, oder des Königs Haus — rieth das Sprichwort. Bei dem Gewicht, das die Herrscher auf wissenschaftliche Tüchtigkeit legten, die den bürgerlichen Beamten dem Adel gleichstellte, drängte man sich zu den Studien. Dem Aermsten winkte als Preis, wo nicht eine Bischofsmütze, so doch weltliche Würden und Güter. Verachtung der bescheideneren Berufsarten riß bedenklich ein.

„Der Unterricht war frei dem Aermsten wie dem Fürstensohne, so wenig auch die Lehrer mit ihren sehr ungleichen Einkünften dieser Liberalität zustimmten. Vielen boten die Collegien unentgeltlich Alles. Für arme Scholaren gegründet, eröffneten sie ihre Hallen bald Studenten, die das Prädikat der Armuth gern mitnahmen, um einer behaglichen Muße mit reichlichen Stipendien sich zu freuen. Unter dem selbstgewählten Rektor mit seinen Räthen standen die Collegialen demokratisch frei."

Man erstaunt über die Menge bedeutender Gelehrten, die im sechzehnten Jahrhunderte Salamanca zieren — Juristen, Mediciner, Theologen. — Viele der Professoren stiegen vom Katheder auf den Bischofsstuhl. Sechs theologische Lehrstühle bestanden: Prima, Vísperas, Biblia, Durando, Tomas, Escoto (Thomisten und Scotisten). Leon war ein aufmerksamer Schüler. Wir [illegible] die Einzelnheiten nicht eingehen, so lehrreich [illegible] über die Gelehrtengeschichte jener [illegible] lehrreicher ausgefallen sein, wenn [illegible] nicht zusammengedrängt [illegible] Sprache dargestellt hatte.

[illegible] Gedichten befinden sich Uebersetzungen aus dem [illegible], z. B. aus den Oden von Pindar, aus dem Lateinischen Horaz. Ein großer Theil seiner Poesien aber wurzelt in seiner [illegible] Religiosität; sie ist Stoffen der heiligen [illegible], der Legende oder mystischer Beschaulichkeit geweiht. Wir werden es daher auch natürlich finden, daß er die Psalmen in spanische Reime gebracht und daß er das hohe Lied übersetzt hat. Fray Luis hält das „Lied der Lieder" für ein Hirtengedicht von der Liebe Glück und der Liebe Leid. Salomo, der König und Prophet, stelle sich als Hirten, seine Braut Sulamith, die Tochter des Königs von Aegypten, als Hirtin dar, und schildere die Geschichte ihrer treuen, reinen, heißen Liebe. Gelungen sei ihm dies in einem Maaße, daß die Lieder das vollendetste Liebesgedicht wären. Seine ganze Arbeit ist im Grunde ein gelehrter Protest gegen die Allegoriker, welche durch ihre mystischen Auslegungen allen gesunden Sinn unterdrücken und das Geschichtliche so gut wie gar nicht achten. Fray Luis legte das hebräische Original zu Grunde, suchte zunächst den genauen Wortsinn zu ermitteln; die Septuaginta, die Vulgata und frühere Uebersetzer wurden zu Rathe gezogen. Die Uebersetzung sollte so wörtlich als möglich, aber fließend und in gutem Spanisch verfaßt sein. Im Ganzen hat er auch diese Aufgaben gelöst, in vielen Stellen verbindet sich Treue mit poetischem Gehalte, Schönheit mit Wahrheit, Geschmack mit feinem Verständniß des Unterschiedes orientalischer und abendländischer Poesie. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist der grammatische und lexikalische Kommentar zu dieser Arbeit. Keine schwierige Konstruktion, kein kühneres Bild bleibt unerörtert. Geist und Schönheitssinn bewahren ihn vor gelehrter Kleinkrämerei. Die Sacherklärungen sind natürlich, einfach und nüchtern. Stets wird das Ganze im Auge behalten. Die Auslegung ist zugleich ohne Prüderie und doch so keusch, daß kein unlauterer Gedanke dabei aufkommen kann. Die dichterischen Schönheiten genießt und preist er als Dichter.

Natürlich machte sich Fray Luis durch diese Uebersetzung und den Kommentar dazu Feinde unter den Theologen, die es schon als Frevel ansahen, daß er sich der einheimischen Sprache bediente. Denn Latein war die herrschende Sprache der Gelehrten, wie überall, und das Spanische auf dem Katheder verpönt. Zudem war damals die heimische Literatur, welcher hervorragende Geister, wie Dante und Petrarca fehlten, in einem Verrufe, den ihr namentlich die schlechten unsittlichen Ritter-Romane zugezogen. Schon früher hatten einzelne Männer, wie Fernan Perez de Oliva, diesen Bann zu brechen gesucht und gelehrte Werke nur spanisch abgefaßt. Ihm folgte Luis de Leon, und sein Unternehmen war, wie die Folge zeigte, nicht ohne Gefahr. Denn die Inquisition war damals gegen jede Neuerung besonders argwöhnisch. Auch gab er selbst sein Buch nicht heraus; es gelangte durch einen Mönch Diego de Leon, der es in dem Pulte des Verfassers fand, als er dessen Zelle ordnete, und der es ohne feindliche Absicht kopirte, in die Hände [illegible]unden und später von vielen Gelehrten und Geistlichen, die es mit Interesse lasen. Denn durch die Strenge der Inquisition war der Reiz des Verbotenen desto stärker. Man verschlang das Buch und der Verfasser erhielt viele Zeugnisse warmer Anerkennung. Selbst Theologen von mystischer Richtung lobten es, aber das Buch kam auch in die Hände von Feinden, die längst ein aufmerksames Auge auf den gelehrten und vorurtheilsfreien Mönch hatten. Zunächst stand sein Ansehen zu fest, als daß sie ihm etwas hätten am Zeuge flicken können. Die Universität ehrte ihn in mehrfacher Weise durch Uebertragung wichtiger Aemter. Er saß in der Kommission zur Reform [illegible], er war Consultor in der Corporation über die vom Tridentiner Concilium angeregte Kalenderreform, und seine [illegible] galten als Orakel.

Fray Luis täuschte sich über die Absichten seiner Gegner, die vorläufig noch im Dunkel schlichen, nicht im Geringsten; er wußte, was das furchtbare Wort Neuerungen bedeute; dennoch ging er fest auf seiner Bahn weiter, überzeugt, es sei noch Neues zu gewinnen im reichen Gebiete der Theologie. Der Opposition in der Fakultät sah er ruhig entgegen.

Zuvörderst verlangte er Gehör für die Rabbinen bei der Erklärung des alten Testamentes. Nicht als ob er sie für unfehlbare Autoritäten gehalten oder jeden ihrer Einfälle gebilligt,

fiehl er doch für das historische Verständniß Hilfe bei ihnen, wo Kirchenväter und Scholastiker meist hilflos lassen. Trotz der Differenzen zwischen Judenthum und Christenthum kennt er dogmatische und ethische Punkte, in denen Beide übereinstimmen. Montano hatte ihn zu dieser Anschauung geführt.

Auf einem nicht minder gefährlichen Gebiete bewegte er sich in der Vulgata-Frage, die damals, zur Zeit des Tridentinischen Concils, die ganze gelehrte Welt bewegte. Bekanntlich hat dasselbe einen Beschluß gefaßt, der immerhin noch einer Ausdeutung fähig ist, nämlich daß die Vulgata, die lateinische Bibel-Uebersetzung des Hieronymus, als approbirter Text der Kirche gelten solle. Nun aber hatten Hunderte von Gelehrten erklärt, daß dieselbe mannigfache Schwächen und Fehler enthalte, welche nur durch kritische Sichtung und Berichtigung aus dem Urterte berichtigt werden könnten. Natürlich bildeten sich zwei Parteien unter den Theologen, die wissenschaftlich gebildeten Gelehrten, deren kritisches Gewissen empfindlich beleidigt wurde, wenn sie schlechthin eine für theilweis fehlerhaft gehaltene Uebersetzung als vollkommen echt hinnehmen sollten, und jene dogmatischen Eiferer, denen eine Autorität desto lieber ist, je mehr sie an ihren starken Glauben appellirt. Woher kamen denn die Irrlehren? Aus dem Zweifeln und Grübeln in Texten, von denen sie nichts verstanden. Die Vulgata ist ein heiliger Text, treu bis auf die Partikeln, vollkommen infallibel. Punktum.

Fray Luis ließ es sich beikommen, in Vorlesungen und sogar in einer öffentlichen Disputation (1567) die Sache zu besprechen und dem Tridentiner Beschlusse die möglichst milde Auslegung zu geben. Die Kirche habe damit die gelehrte Forschung gar nicht hindern gewollt, die Berichtigung der Texte aus dem griechischen und hebräischen Original stehe frei u. s. w., diese oder jene Stelle (er machte sehr viele namhaft) sei ungenau oder falsch übersetzt, frühere Concilien-Beschlüsse hätten eine ganz freie Stellung zur Vulgata eingenommen u. s. w.

Natürlich erbitterte er dadurch seine Feinde, die nun als Ritter des heil. Hieronymus auftreten konnten, auf's Aeußerste; es bildete sich im Stillen ein Komplott neidischer Collegen; man spionirte die Studenten und ihre Hefte aus, und Leon fing an bereits zu fürchten. Er stellte seine Ansichten zusammen, unterstützte sie auf's Trefflichste mit Gründen und legte sie nach dem herrschenden Brauche der Fakultät von Sevilla und andern hohen Personen, z. B. dem sehr geschätzten Erzbischofe von Granada, vor, ja er schickte sie nach Flandern an Montano und nach Rom. Das Resultat war, Wenige hatten den Muth, sich für ihn zu erklären, die Meisten erklärten sich gegen ihn.

Die Prüfung der Bibel des Stephanus, die der Fakultät von Salamanca übertragen war, brachte Leon der Inquisition näher. Leon, der in dieser Kommission saß, erbitterte die Gegner durch seine Schlagfertigkeit und siegreichen Gründe und die Sitzungen verliefen in Stürmen und lauten Streitigkeiten. Die Dominikaner nahmen Partei gegen den gelehrten Augustiner, kurz der Streit wurde ärger und ärger — das Ende vom Liede war, daß ihn im März 1572 der Inquisitor Diego Gonzalez, der Salamanca zu inspiciren hatte, verhaftete. Durch ein Dekret der Inquisition von Valladolid wurde er in den Kerker geworfen und mehr als fünf Jahre lang bis December 1577 in bekannter Weise inquirirt und, wenn auch nicht peinlich torquirt, doch auf jede Weise leiblich und geistig gepeinigt. Es fehlte nicht viel, so wäre er als Häretiker zum Tode verurtheilt worden; wenn es nicht geschah, so lag die Schuld nicht an seinen gelehrten Collegen, die in ihrem Gutachten sich als festgesattelte Ritter der Vulgata bewährten und Anathema riefen. Leon verdankte seine Rettung dem Kardinal-Großinquisitor Gaspar de Quiroga, Erzbischof von Toledo und Primas von Spanien, an den er sich in seiner äußersten Bedrängniß gewandt hatte.

Dieser freisinnige Kirchenfürst war Primas geworden, weil er eine päpstliche Bulle nicht ohne königliches Placet publiziren wollte. Als Inquisitor hielt er auf Gerechtigkeit nach den Gesetzen des Institutes und hatte verschiedene berühmte Bücher, so Borja's und Granada's Schriften der Inquisition entrissen und der heiligen Theresia war er aus einem Richter der rettende Engel geworden. Er forderte also die Prozeßakten zur Revision nach Madrid und legte zum zweitenmal die siebzehn Sätze über Leon's Irrlehren denselben Censoren vor. Als dieselben merkten, daß ein anderer Wind wehe, urtheilten sie über dieselben Sätze fast ganz entgegengesetzt, und es hieß nun plötzlich, es sei anzunehmen, Leon wolle katholisch sprechen, seine Behauptungen ließen einen katholischen Sinn zu, seine Worte seien zwar nicht die richtigen, aber irrige und verwegene Lehren enthielten sie nicht. Kurz Leon wurde freigesprochen und mit Ehren wieder in sein Amt eingesetzt, ja ihm sogar sein Gehalt nachgezahlt. Freilich fand es das Tribunal von Valladolid gerathen, ihn zum Schweigen über den Prozeß zu verpflichten. Die Inquisition hatte sich starke Blößen gegeben und die spanische Professoren-Zunft sich an den Pranger gestellt.

Zuletzt war er Generalvicar der Augustiner Kastiliens und wurde zum Provinzial erwählt, verwaltete aber dies Amt nicht lange; denn er starb am 23. August 1591 und wurde in der Klosterkirche San Augustin in Salamanca begraben. Er war einer der edelsten Vertreter der Wissenschaft in Spanien, ein aufrichtiger frommer Christ, der sich geistig von den Banden der Scholastik und des Formelwustes befreit hatte, obgleich er mit dem kirchlichen Systeme selbst eigentlich nie in Opposition getreten ist.

Central-Afrika.

Die englische Universitäts-Mission in Afrika.*)

Die große Zahl der Märtyrer in der Erforschung, Kolonisirung und Bekehrung Afrikas ist schon wieder auf eine tragische Weise vermehrt worden, worüber wir in einem starken, eben in England erschienenen Bande die größtentheils interessanten, gelegentlich auch heiteren, aber mit einem erschütternden Trauerspiele schließenden Einzelnheiten erfahren. Es ist die Geschichte der afrikanischen Universitäts-Mission, welche auf Dr. Livingstone's Rath mit der größten Zuversicht auf praktischen und religiösen Erfolg unternommen ward. Jener berühmte Apostel Afrikas war 1857 nach England zurückgekehrt und wandte sich an die Hochkirche, daß sie eine Mission nach dem südöstlichen Afrika ausrüste. Er glaubte, ein höchst günstiges Feld für ein solches Unternehmen entdeckt zu haben. Etwa hundertundfünfzig engl. Meilen von der Mündung des Zambesi-Flusses, der unter dem neunzehnten Grade südlicher Breite in das Meer fällt, mündet ein Nebenfluß, genannt Shire, dessen oberer Theil eine große Strecke von Hochland bespült. Dieses Hochland wurde als eine prachtvolle, gesunde Gegend, drei bis viertausend Fuß über dem Meeresspiegel, als gut durchwässert und bewaldet, mit reichem

*) The Universities Mission to Central-Africa. By the Rev. Henry Rowley. London, Saunders Otley.

Boden für Baumwollen-Kultur, mit guter Weide für Rinder und Schafe geschildert; die Eingeborenen sollten fleißig, gut geartet und freundlich sein. Mit Ausnahme von dreißig Meilen, über welche leicht eine Straße gezogen werden könnte, sollte von diesem Hochlande aus eine ununterbrochene Verbindung zu Wasser mit England möglich sein, und die gefürchteten afrikanischen Fieber in diesen Hochlanden entweder gar nicht vorkommen oder durch ein angeblich neu entdecktes Mittel leicht geheilt werden können. Diese von der höchsten Autorität über Afrika enthüllten Aussichten begeisterten nicht nur eifrige Anhänger der Hochkirche, sondern auch das Publikum im Allgemeinen, so daß die Mittel für Ausrüstung dieser sogenannten Universitäts-Mission reichlich flossen und sie im Oktober 1860, wohl ausgerüstet, nach der Capstadt absegelte. Als Zweck derselben war festgesetzt, Stationen in Central-Afrika zu gründen, welche, als Mittelpunkte des Christenthums und der Civilisation, zur Förderung wahrer Religion, zur Ermuthigung des Ackerbaues und Handels und zur Ausrottung des Sklavenhandels dienen sollte. Die Mitglieder der Expedition bestanden deshalb aus Geistlichen und Laien.

An der Spitze der Mission stand der zum Bischof ernannte ehemalige Archidiakonus Mackenzie, unterstützt von den vier Geistlichen Procton, Scudamore, Burrup und Rowley, dem Vorsteher für weltliche Angelegenheiten, Mr. Waller, und dem Arzte Dr. Dickinson, mehreren Handwerkern von England und bekehrten Afrikanern, die sich erst in Capstadt anschlossen.

An der Mündung des Zambesi angekommen, dessen weite Ufer mit traurig aussehenden Mangel- oder Wurzelbäumen bedeckt waren, wurden die Missionäre von Dr. Livingstone, der sich hier zum ersten Male einfand, gewarnt, auf diesem Flusse landeinwärts zu dringen, sondern lieber den Rovuma, vierhundertfunfzig Meilen weiter nördlich, zu wählen, weil der Bereich des Zambesi von ruchlosen portugiesischen Sklavenhändlern in Anspruch genommen würde. Sie folgten seinem Rathe und versuchten, in Dr. Livingstone's Dampfschiffe, dem „Pionier", in dem Rovuma-Flusse zwischen hügeligen Ufern in das Land einzudringen, wurden aber nach zehntägiger Quälerei zwischen Sandbänken und flachen Stellen überzeugt, daß sie hier ihr Ziel nicht erreichen könnten und kehrten in die Mündung des Zambesi zurück. „Und so endete dieser Versuch auf dem Rovuma," sagt Rowley; „aber trotz unserer Enttäuschung waren wir doch durch die Neuheit unserer Lage, das herrliche Klima, die landschaftliche Schönheit umher, des seltsamen thierischen Lebens darin und die Freudigkeit unserer Genossen auf das Angenehmste für unser Vorhaben gestärkt und ermuthigt worden. Keine Spur von Krankheit unter uns; die Ungesundheit afrikanischer Flüsse erschien uns wie eine Fabel."

Aber schon in der Mündung des Zambesi begannen die Leiden der Heiden und Märtyrer mit Fieber und Kämpfen gegen die Sümpfe und Sandbänke des Flusses. Der Bischof selbst arbeitete zuweilen in und auf dem Schiffe unermüdlicher als der gemeinste Matrose, selbst stundenlang vor dem Feuer des Maschinenraumes, aus welchem er dann schwarz wie ein Schornsteinfeger hervorging. Wir können sie hier nicht durch alle diese Leiden und Hindernisse begleiten und wollen hier nur erwähnen, daß der anfangs meilenbreite, prachtvoll aussehende Zambesi-Fluß durchaus nicht den Hoffnungen entspricht, die er erregt. Er wird bald seicht, so daß er Monate lang nur mit leichten Kanoes befahren werden kann. Etwa hundert Meilen lang von der Mündung bestehen die Ufer blos aus einförmigen, mit sechs bis acht Fuß hohem Grase bewachsenen Ebenen ohne Baum und Abwechselung, dünn bevölkert von verwahrlosten portugiesischen Sklavenhändlern, kränklichen und jämmerlichen Mischlingen, die als Handlanger des Sklavenhandels ein elendes Dasein fristen. Erst weiter oben wird die Umgegend etwas hügelig und angenehmer. Der Nebenfluß Shire, in welchen sie im Mai 1861 einbogen, zeigte sich mehr als hundert Meilen lang als ein pestilenzialischer, fauler, Krankheit und Tod ausströmender Sumpf, dessen Fahrwasser theils ganz seicht, theils geradezu ausgetrocknet war, so daß sie, statt der achtzehn Tage, während welcher Zeit sie ihre Bestimmung zu erreichen gehofft hatten, über achtzig Tage lang mit den größten Hindernissen, Entbehrungen und Krankheiten zu kämpfen hatten. An den Ufern und in dem Sumpfe wimmelte es von afrikanischem, thierischem Leben; Heerden von Elephanten weideten hundertweise umher; der Fluß wimmelte von Fischen und Tausende von Krokodilen sonnten sich auf dem übelriechenden Schlamme. Nilpferde gab es in größerer Anzahl, als Hunde in den Straßen Londons.

Nachdem sie Wochen lang zwischen unzähligen Inselchen des vielgewundenen Flusses, über seichte Stellen, durch Stromschnellen in den pestilenzialen Ausdünstungen der Sümpfe von Fieber und raschem Temperaturwechsel geplagt, sich in dem Flusse hinausgewunden hatten, kamen sie mit dem Häuptling eines freundlichen Stammes zusammen und erlebten einige mehr komische als interessante Scenen, und im Juli erreichten sie endlich die Hauptstadt des Heiden dieser Regionen von Afrika, mit Namen Chibisa, ein bloßes Dorf, und hörten hier zuerst, daß die glücklich gepriesenen Hochlande, wo sie sich ansiedeln wollten, durch einen blutigen Krieg, der von den Portugiesen unterstützt ward, zum Theil zerstört, zum Theil unsicher gemacht worden waren. Der Stamm der Banyai dort hatte fast alle Weiber und Kinder verloren und bot den Portugiesen so viel Elfenbein, als sie verlangten, wenn sie ihnen frische Weiber verschafften. Das Ergebniß davon war, daß wöchentlich im Durchschnitt zweihundert Weiber und Kinder aus den Hochlanden geraubt und gegen Elfenbein eingetauscht wurden. Ein Beispiel dieser Art zeigt, unter welchem Fluche diese armen Schwarzen von Central-Afrika leben, weil ein Paar hundert ruchlose Portugiesen ihren grausamen Sklavenhandel treiben. Die armen, wehrlosen Geschöpfe werden ohne Widerstand gefangen und auf das Unmenschlichste behandelt, weil sie, obwohl theuer auf Havanna, hier spottbillig sind. Unterwegs auf den Transporten werden den Müttern, welche die ihnen aufgebürdeten Lasten nicht mehr tragen können, nicht selten Kinder abgenommen und von einem Treiber gegen den nächsten Stein oder Felsen geschleudert. Einmal hatte ein portugiesischer Kaufmann an der Küste sich verpflichtet, binnen neun Monaten zweitausend Sklaven an ein Haus in Bourbon abzuliefern. Die erste Hälfte war richtig verschifft worden und die zweite eben zusammengetrieben, als der Portugiese vernahm, daß sein Geschäftsfreund in Bourbon die Zahlungen eingestellt habe. Deshalb ließ er ohne Weiteres die tausend Sklaven los, welche nun in ihrem Hunger umherjammerten und stahlen und deshalb von den Soldaten wie wilde Thiere niedergeschossen wurden. So sehr wir uns in Europa und Amerika der abgeschafften Sklaverei rühmen, blüht doch der Handel mit lebendigen Menschen noch in allen seinen Schrecknissen an vielen Küsten Afrikas, und zwar durch christliche Europäer.

In der Residenz des Häuptlings, Chibisa, blieben unsere Missionäre mit ihrem Dampfschiffe stecken, und Livingstone und der Bischof beschlossen, zu Lande in die hügeligen Gegenden vorzudringen, während Rowley sich in dem Dorfe ansiedeln und

von hier aus seine Missionsarbeiten beginnen sollte. Aber nicht lange darauf wurde er veranlaßt, sich der Expedition zu Lande anzuschließen und in einer Gegend, dreitausend Fuß hoch über dem Meeresspiegel, festen Fuß zu fassen. Hier erschien besonders der Ort Magomera als ein günstiger Platz für eine Missions-Station. Sie machten deshalb Anstalt, sich hier häuslich einzurichten und ihre friedlichen Arbeiten zu beginnen. Gleich im Anfange befreiten sie zweihundert halbverhungerte Weiber und Kinder, welche als Sklaven weggetrieben werden sollten, obgleich sie hernach nicht im Stande waren, gehörig für deren leiblichen Unterhalt zu sorgen. Der Bischof richtete eine Art von Markt für Lebensmittel ein, der Anfangs gut versorgt ward, da die Verkäufer mit sehr werthvollen Baumwollen-Waaren bezahlt wurden. Auch begann man in Schulen für Kinder und Erwachsene den ersten Samen der Civilisation zu säen. Aber das Fieber bemächtigte sich bald der Missionäre, eines nach dem andern, und auch Hunger und Entbehrungen oder ungesunde Nahrung, die aus Kürbissen, Gurken und grünem Korn bestand, thaten das ihrige, um die kleine Heidenschaar arbeitsunfähig zu machen und durch Todesfälle zu verdünnen. Eßbare Thiere und vegetabilische Nahrung gab es im Umkreise von wenigstens dreißig Meilen so spärlich, daß sie oft geradezu hungern mußten. Im Januar 1862 versuchten der Bischof und ein anderer Geistlicher in einem Kanoe den Shire hinunterzufahren und Livingstone zu treffen; sie verfehlten ihn unglücklicher Weise und hatten mit den größten Strapazen und Entbehrungen zu kämpfen. In einer Stromschnelle stürzte ihr Kahn um, wobei sie allen ihren Vorrath von Kleidern verloren, so daß sie immer in dem einen fast stets nassen Anzuge von Krankheit und Fieber geschüttelt wurden. Der Bischof unterlag schon unterwegs wiederholten Fieberanfällen und starb, bald darauf auch sein Begleiter, Mr. Burrup. Das Ende der Uebrigen und des ganzen Unternehmens läßt sich in wenigen Worten berichten. Die Angriffe eines feindlichen Stammes, der Ajawa, wurden so beunruhigend, daß die Missionäre beschlossen, ihren Aufenthaltsort zu verlassen; aber Hitze und eine allgemeine Dürre in der weiten Umgegend wurden so groß, daß zweihundert von ihren Anhängern auf den Ausflügen nach Lebensmitteln umkamen und auch beinahe ein ganzer Stamm von Anwohnern geradezu verhungerte. Während dieser Zeit starb auch der dritte Geistliche, Scudamore, und der Arzt Dickinson. Die Ueberbleibsel der Expedition retteten sich nur durch einen Wechsel des Klimas und begaben sich unter dem Nachfolger Mackenzie's, dem Bischof Tozer, nach der Insel Zanzibar. Der Hauptort dieser Insel zählt 80,000 Einwohner und ist der bedeutendste Handelshafen Ost-Afrikas und zugleich, nach dem Urtheile Tozer's, der geeignetste Ort, um die Missions- und die Civilisations-Arbeiten für Central-Afrika auf's Neue aufzunehmen. Er hat bereits begonnen, auf Zanzibar Kinder der Eingeborenen zu unterrichten, um sie dann als Lehrer in das Innere zu schicken. Die französischen Missionäre verfolgen diesen Plan von hier aus mit vielem Erfolg und haben schon eine hübsche Anzahl von Eingeborenen zu Handwerkern und gebildeten Menschen erzogen.

Auch wenn man mit keiner besonderen Begeisterung auf die Anstrengungen der Missionäre und Missions-Gesellschaften blicken kann, wird doch Niemand nach Durchlesung dieses Berichts über die Universitäts-Mission leugnen, daß Bischof Mackenzie mit seiner edlen Armee von Märtyrern die größte Bewunderung verdiene und sich einem edlen Zweck geopfert habe. Diese weißen Missionäre zeigten den schwarzen Eingeborenen, welche bisher in weißen Männern nur die ruchlosesten Sklavenhändler kennen gelernt hatten, zum ersten Male Menschen und Werke der Barmherzigkeit, Liebe und christlichen Civilisation, wofür die Schwarzen eine solche Erkenntlichkeit und Liebe zeigten, daß sie es nicht so leicht wieder vergessen werden. Diese barmherzigen und liebevollen, weißen Menschen leben unter ihnen fort und wirken auch über ihre Gräber hinaus als wahrhafte Missionäre der Humanität und des wahren Christenthums. Dabei dürfen wir aber nicht verhehlen, daß Dr. Livingstone wegen seiner gar zu leichtfertigen Aufforderung zu diesem Unternehmen eine schwere Verantwortlichkeit auf sich geladen hat.

Als literarische Arbeit ist Rowley's Buch von nicht unbedeutendem Werthe, da es uns über einen großen Theil bisher unbekannter Gegenden Afrikas in klarer, männlicher Sprache und Schilderung genauen ethnographischen und geographischen Aufschluß giebt, wozu die Abbildungen in Holzschnitten, nach Zeichnungen aus der Natur, das ihrige beitragen. Freilich waren, bei den lang hingezogenen Strapazen, in den Aufzeichnungen seines Tagebuchs manche Einzelnheiten und Wiederholungen nicht zu vermeiden, so daß der unverkürzte Abdruck derselben den Leser, dem es auf Hauptsachen und zusammengedrängte Bilder ankommt, zuweilen langweilig wird. Eine etwaige deutsche Bearbeitung mit einem auf die Hälfte zusammengedrängten Texte gäbe wohl einen sehr werthvollen Beitrag zu der reichen afrikanischen Forschungs- und Entdeckungs-Literatur.

Kleine literarische Revue.

— **Weber's „Illustrirte Kriegs-Chronik."** Neuerdings sind von der Verlagshandlung der Leipziger „Illustrirten Zeitung" vier Lieferungen (Lfr. 6—9) ihres reich ausgestatteten „Gedenkbuch an den Feldzug von 1866 in Deutschland und Italien" versandt worden. Jede dieser Lieferungen von zwei Doppel-Bogen im Formate jener Zeitung bildet wiederum ein besonderes Kapitel, an dessen Spitze der charakteristische Kopf eines Feldherrn sich befindet. So erblicken wir an der Spitze des sechsten Kapitels den Chef des fünften preußischen Armeecorps, General v. Steinmetz, an der des siebenten den österreichischen Oberfeldherrn, Feldzeugmeister v. Benedek, an der des achten den Kronprinzen von Preußen, Befehlshaber der zweiten Armee, und endlich an der des neunten Kapitels den Prinzen August von Württemberg, Chef des preußischen Gardecorps. Die erste der vorliegenden vier Lieferungen ist speziell den Waffenthaten des tapferen fünften Armeecorps und der zweiten (Schlesischen) Armee überhaupt bei Nachod, Skalitz und Trautenau gewidmet, während die drei folgenden Kapitel den heißen Tag von Königgrätz umfassen, und zwar in drei Abtheilungen: „Am Morgen", „Am Mittag" und „Am Abend". Hand in Hand mit der Schilderung der großen Schlacht, ihren Vorbereitungen, ihrer anfangs für die Preußen bedenklichen Situation und des endlichen glänzenden Sieges — Alles augenscheinlich aus einer geschickten, militairischen Feder geflossen — gehen die, zum Theil an die Manier von Horace Vernet erinnernden Zeichnungen einzelner, bedeutender Scenen dieser Schlacht, von denen namentlich diejenigen beiden Blätter, auf welchen man den König Wilhelm an der Spitze seines Heeres erblickt, einen sehr malerischen Eindruck machen. Wir können nur wiederholen, daß diese „Illustrirte Chronik" eine der trefflichsten Schilderungen des Krieges von 1866 ist und gewiß auch in der Folgezeit, so-

wohl für die Theilnehmer an jenen großen Ereignissen, als für das gesammte deutsche Volk, ein werthvolles Gedenkbuch bleiben wird.

— **Zur Geschichte der Deutschen in Böhmen.** In einem der neuesten Hefte der „Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen“ *) befindet sich eine sehr anziehende, historische Untersuchung über die Deutsch-Böhmen unter der Regierung der Přemysliden, von Dr. Ludwig Schlesinger, und zwar beginnt diese Abhandlung mit folgenden Bemerkungen:

„Es bleibt immerhin eine eigenthümliche und von der nationalbewegten Gegenwart viel zu wenig gewürdigte Erscheinung in der böhmischen Geschichte, daß die Deutschen des Landes gerade von den Přemysliden zur dauerhaften Ansiedelung herbeigezogen wurden, daß gerade durch die einzige, dem čechischen Volke entsprossene Dynastie das Deutschthum in Böhmen mit außerordentlichen Freiheiten privilegirt und als wahres Schoßkind der Regierung mit der liebreichsten Sorgfalt gehegt und gepflegt wurde. Diese bekannte Thatsache wird um so auffallender, wenn das Vorgehen der späteren deutschen Luxemburger oder des Königs Mathias in Vergleich gezogen wird, unter denen die stammverwandte deutsche Nation sich keineswegs eines andauernden Schutzes zu erfreuen hatte, sondern hier und da ganz merkwürdige, das Deutschthum zu vernichten drohende Edikte zu lesen bekam und nicht wenigemale die in Frage gestellte, erst jüngst errungene Existenz im Lande mit aller Macht vertheidigen mußte. Es ist nicht nöthig, an die Stürme der Hussiten-Kriege zu erinnern oder an den Beschluß des Landtages vom Jahre 1615, dessen unabsehbare Folgen nur durch die Ereignisse des Jahres 1620 abgewendet werden konnten. So ungleichartig aber auch die Sonnenstrahlen der Fürstengunst leuchteten, die Deutschen selbst, ob gehätschelt oder gemaßregelt, blieben ihrem von Neidern und Unwissenden verketzerten Beruf, die Fahne der Bildung und Sitte im Herzen slavischer Nationen aufzupflanzen, auch in Böhmen getreu mit der Zähigkeit der Niederländer, von denen ja eine Mehrheit der im 12. und 13. Jahrhunderte nach Osten ziehenden Kolonisten abstammt.**)

„Man spotte wie man wolle, diese deutschen Männer sind Kulturträger in der edelsten Bedeutung des Wortes gewesen, die alle jene slavischen Nationen, unter denen sie sich niederließen, zu tausendfältigem Dank für alle Zeiten verpflichtet haben. Das kann Niemand mehr leugnen, mit Ausnahme des Fanatikers, dem natürlich die haarscharfen, urkundlichen Nachweise Rößler's, Stenzel's, Wattenbach's, Dudik's u. A. für Böhmen, Mähren und Schlesien und in neuester Zeit wieder Wuttke's für Posen, mit oder ohne Absicht unverständlich bleiben.“***)

*) Redigirt von Dr. Jos. Virgil Grohmann. Jahrg. V. Nr 1. Prag, Calve'sche Universitäts-Buchhandlung.

**) Ein Theil der deutschböhmischen Bevölkerung ist gleichfalls niederländischer Abkunft; dazu kamen fränkische, thüringische, baierische Elemente. In der Frage über die Vertheilung dieser einzelnen Stämme, sowie über Fragmente deutscher Bevölkerung aus der älteren Zeit sind die Forschungen noch nicht abgeschlossen, namentlich nicht durch den absprechenden Artikel Palacky's in der Museums-Zeitschrift (1846), der merkwürdigerweise mit desselben Verfassers Ansichten in seiner Geschichte (I, 267) im Widerspruche steht. Der Historiker vermißt in dieser Hinsicht allzusehr die Hilfe des Sprach- und Dialektforschers, für den gerade die Deutschböhmen in ihren vielen Stämmchen und Dialekten einen interessanten Gegenstand der Forschung bieten.

***) Vortrefflich hat Wattenbach in einem zu Heidelberg und Karlsruhe gehaltenen Vortrage in allgemeinen Umrissen die Geschichte der deutschen Wanderung nach Osten während des Mittelalters dargestellt und die gleichen Verhältnisse in Böhmen, Mähren, Schlesien, Polen, den Ostseeländern, Siebenbürgen u. a. nachgewiesen. (Sybel Histor. Zeitschrift IX. Bd., 386.)

— **Aus Hildesheim** sendet uns der fleißige Kenner der Geschichte und der Alterthümer dieser durch ihren Dom und ihre Kunstschätze weitberühmten Bischofsstadt, Herr Dr. Karl Seifart in Göttingen, ein Bändchen, das sich früheren Veröffentlichungen desselben Verfassers anschließt, unter dem Titel: „Blätter und Blüthen des tausendjährigen Rosenstocks zu Hildesheim“.*) Der altersgraue Dom, welcher in der von den Händen des kunstreichen heiligen Bischofs Bernward stammenden Säule eins der hervorragendsten Denkmäler altdeutscher Kunst besitzt, ist nach einer einheimischen Sage an der Stelle errichtet, an welcher einst ein deutscher Kaiser, der sich auf der Jagd in dem großen Wôl (Walde) verirrt, vor einem wilden Rosenstrauch gebetet hatte; und eben dieser Strauch ist es, der noch fast die ganze Rundung des Apsis bis zu einer Höhe von mehr als vierzig Fuß mit frischem Grün und blühenden wilden Rosen umrankt. Urkundlich bezeugt ist das Alter des merkwürdigen Rosenstockes bis in's 11. Jahrhundert hinauf; denn als damals der Dom abbrannte, befahl Bischof Hezilo († 1079), dem verschont gebliebenen Rosenstock, „als einem merkwürdigen Denkmal der Vorzeit“, die sorgfältigste Pflege angedeihen zu lassen. Die „Blätter und Blüthen“, welche uns hier geboten werden, bestehen außer einer kurzen Beschreibung der Stadt und einiger städtischen Legenden, einer Nachlese zu den „Sagen, Märchen, Schwänken und Gebräuchen aus Stadt und des Stifts Hildesheim“ des Herrn Verfassers, vorzugsweise aus zwei für die deutsche Kulturgeschichte nicht uninteressanten Erzählungen aus dem Landsknechtsleben des sechszehnten Jahrhunderts, und einer Anzahl von Gedichten von Joseph Graën, einem vor mehr als zehn Jahren verstorbenen Hildesheimer, der die kirchlichen Antiquitäten seiner Vaterstadt, insbesondere die herrliche große Domglocke Cantabona, in tiefempfundenen melodischen Liedern gefeiert hat. Wie wir aus dem kleinen Buche mit Vergnügen ersehen haben, daß die alte Rose am Dom noch vor Kurzem zwei kraftvolle Sprößlinge getrieben hat, so dürfen wir auch in diesen „Blättern und Blüthen“ ein Zeugniß der gesunden und kräftigen Heimatsliebe begrüßen, mit welcher ein Hildesheimer Kind seiner Stadt anhängt.

*) Cassel und Göttingen, Georg H. Wigand, 1866. 201 S. kl. 8o

Literarischer Sprechsaal.

Aus Riga ist uns nachfolgende Berichtigung zugegangen:

„Hochgeehrter Herr Redakteur! Erlauben Sie mir, einige kleine Mißverständnisse, welche sich in die Nr. 1 (Jahrg. 1867) Ihres geschätzten, auch in unseren Provinzen verbreiteten Blattes geschlichen haben, in Kürze zurechtzustellen.

1. Der in dem Rigaschen Almanach pro 1867 veröffentlichte Aufsatz „Aus dem Tagebuche eines Livländers“ stammt nicht aus meiner Feder, sondern aus der eines hiesigen Arztes; zu der Autorschaft eines anderen, in demselben Buche abgedruckten Artikels, „Livländisches Stillleben“, muß ich mich allerdings bekennen.

2. Die Baltische Monatsschrift wird auch im Jahre 1867 unter Leitung ihres bisherigen Redakteurs, des Herrn G. Berk-

holz, erscheinen; Begründer dieses verdienstvollen Journals ist der noch gegenwärtig lebende Vice-Gouverneur von Livland, Herr Julius v. Cube, nicht (wie es im Magazin hieß) der verstorbene Gustav v. Cube.

3. Das neue Journal „Zeitung für Stadt und Land" wird allerdings von Herrn G. Berkholz herausgegeben, nicht aber von ihm, sondern von Herrn Gustav Keusel, bisher Mitredakteur der „Rig. Zeitung", redigirt werden.

4. Wenn es in Ihrem geschätzten Blatte heißt, die „Rigasche Zeitung" gehe aus meiner Leitung in „andere Hände" über, und scheine es, als ob künftig dem neuen Berkholz'schen Blatte vorzugsweise die Aufgabe zufallen werde, die Interessen deutscher Kultur in den baltischen Provinzen zu vertreten, so erlaube ich mir dagegen zu erwidern, daß ich die „Rig. Zeit." nie allein, sondern nur in Gemeinschaft mit meinem durchaus gleichberechtigten und mir vielfach überlegenen Collegen Dr. John Bärens redigirt habe und daß diesem auch nach meinem bevorstehenden Ausscheiden die Leitung des in Rede stehenden, seit nunmehr 87 Jahren bestehenden und durchaus günstig gestellten Journals von dem Eigenthümer desselben übertragen werden ist.

Riga, 7. Jan. 1867. J. Eckardt,
d. Z. Redakt. der „Rig. Zeit."

Wir schließen hieran eine andere Berichtigung in Bezug auf einen, das russische Reich betreffenden Artikel. In Nr. 49 des „Magazin" von 1866 befindet sich eine Recension von Richard Andree's „Reisen in Theilen der Mongolei und Ost-Sibiriens"*), worin dasjenige, was Rußland bisher für die Kultur Asiens gethan, im Vergleich zu Englands Leistungen, sehr niedrig angeschlagen wird. Zur Berichtigung werden wir nun auf das hingewiesen, was ein gewiß unparteiischer Beurtheiler, Karl v. Scherzer (in der Vorrede zu seinem Werke über Costa Rica), über die „historisch beispiellosen Erfolge Rußlands in Asien" sagt. Speziell wird auch der verdienstvolle Reisende Gustav Radde gegen die Beschuldigung in Schutz genommen, daß er, nach dem berühmten Horazischen Worte, einen kreißenden Berg (den Munku-Sardik) eine Maus habe gebären lassen, da es allerdings ein für die Wissenschaft interessantes Factum sei, daß auf dem 11,000 Fuß hohen Gletscherberge sich noch Säugethiere finden. Auch Alex. v. Humboldt habe es als eine meldenswerthe Thatsache erkannt, daß er auf dem Chimborazo, in einer Höhe von 11,000 F., noch Mücken angetroffen. Endlich wird gegen die Ausstellungen Protest erhoben, die von unserem Kritiker gegen die das Werk über den Amur (das erste, vollständige, deutsche Werk über den Gegenstand) begleitende, im Geographischen Institut in Weimar gedruckte Karte gemacht worden sind. Wir haben uns allerdings überzeugt, daß diese Ausstellungen nicht ganz gerecht waren.

Die soeben erschienene zweite Nummer der „Illustrirten Zeitung" von 1867 bringt ein interessantes Bild von dem gegenwärtigen Zustande des im Bau und in der Vollendung begriffenen Welt-Ausstellungs-Palastes auf dem Champ de Mars von Paris. Wir fürchten beinah, daß dieses Bildes halber die deutsche „Illustrirte Zeitung" in Frankreich confiscirt werden wird. Die kaiserliche Regierung hat nämlich, im Widerspruche mit den von ihr seit einigen Jahren in aller Welt propagirten Grundsätzen der Handels- und Verkehrs-Freiheit, einem Pariser Photographen für die Summe von 80,000 Francs das Monopol verkauft, sowohl vom Ausstellungs-Palast, als von den darin aufgestellten Gegenständen, Abbildungen aufzunehmen, und es ist bereits vorgekommen, daß man in Paris illustrirte Blätter und sogar Taschentücher confiscirt hat, die ohne Genehmigung Bilder der künftigen Ausstellung brachten. Die Polizei wacht darüber, daß weder Zeichner noch andere Photographen, als der privilegirte, Aufnahmen der betreffenden Bauwerke veranstalten. Wir vermuthen daher, daß der Zeichner der „Illustrirten Zeitung" seine vortreffliche Uebersicht des Ganzen von einer Höhe aus aufgenommen hat, auf welche ihm die Pariser Polizei nicht zu folgen vermochte.

*) Leipzig, Otto Spamer.

Am 30. Januar werden in Paris die seit längerer Zeit mit aller möglichen Reclame angekündigten „Vereinigten Magazine" (Magasins réunis), am Chateau d'Eau-Platz, in einem Quadrat an vier verschiedenen Straßen liegend, dem kauflustigen Publikum eröffnet werden. Dieses angeblich auf dem Princip der Cooperativ-Genossenschaft gegründete Riesen-Geschäft umfaßt nicht weniger als hundertundfünfzig verschiedene Waaren-Geschäftszweige, vom Kunst- und Möbel-Luxus bis zum Haushalts- und Küchen-Bedarf, von der Steck- und Stricknadel bis zu Diamanten und Perlen, von der Herren-, Damen- und Kinder-Garderobe und Toilette bis zu den kostbarsten Gemälden und Kupferstichen, vom Wein- und Branntwein-Verkauf bis zum Buch- und Musik-Handel. Das Riesen-Geschäft ist mit einem Kapital von zwölf Millionen Francs von der „internationalen Credit Foncier-Gesellschaft", die in London und Brüssel ihr Domicil und in Paris eine Commandite hat, dotirt. Das sogenannte Cooperativ-Prinzip der Vereinigten Magazine besteht darin, daß sie bei jedem Ankaufe von Waaren gegen Baarzahlung den Käufer zum Theilnehmer des Geschäftes machen, indem sie ihm mit der Waare eine Obligation (Obligation-Warrant, wie sie halb französisch und halb englisch genannt wird) einhändigen, die genau dem Betrage jener Baarzahlung entspricht und die — möglicherweise schon im nächsten Jahre, spätestens aber in neunundfünfzig Jahren — rückzahlbar durch die obengedachte internationale Gesellschaft ist. Jede „Obligation-Warrant" lautet auf den Nominalbetrag von hundert Francs. Wer für einen geringeren Betrag Ankäufe macht, erhält darüber einen Interimsschein, der später, sobald die Vollzahlung bis 100 Fr. geleistet ist, umgetauscht wird. Die Rückzahlung des für die Waare gezahlten Preises — der angeblich nicht höher, als in allen anderen Geschäften ist — soll dadurch möglich gemacht werden, daß ein Theil des Profits, den das Geschäft bei jedem Verkauf erzielt, dem Käufer gutgeschrieben, für ihn zinsbar angelegt und demnächst mit Zins- und Zinseszinsen zur Amortisirung der „Obligation-Warrant" verwendet wird. Ob das Ganze auf richtiger, solider Berechnung, oder auf Schwindel beruht, das wird sich natürlich erst in einigen Jahren ergeben.

Die kleine Schrift über Hopfenbau, die der durch seine Förderung dieser Kultur in der Provinz Posen bekannte Kaufmann, Herr J. J. Flatau in Berlin herausgegeben, liegt in dritter Auflage vor uns (Berlin, Wiegandt & Hempel). Wir wünschen, daß dadurch in immer weiteren Kreisen der für das Land so ersprießliche Hopfenbau angeregt werden möge.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] **Berlin, den 26. Januar 1867.** **[№ 4.**

Inhalt.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 66.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Ein beachtenswerther Aufsatz!

Friedrich der Große als preußischer Soldat.*)

Durch die jüngsten Kriegsereignisse, welche die eigenthümlichen Charakterzüge des preußischen Soldaten mehr in's Licht gestellt haben, sind die Blicke wieder auf die Männer zurückgelenkt worden, welche als die eigensten Werkmeister des preußischen Soldatenwesens zu betrachten sind — auf Friedrich Wilhelm I. und seinen großen Sohn Friedrich II. Es ist ganz ohne Zweifel, daß dieses Wesen auch seine Kehrseite hat; Friedrich Wilhelm I. und der alte Dessauer waren nichts weniger als liebenswürdige Menschen; aber die Folgezeit hat bewiesen, daß sie Großes gestiftet, daß sie ein damals im Ganzen überaus schüchternes und zahmes Volk in jene Form hineindressirt und geschult haben, durch welche ihre Nachkommen sich und ihr Land von dem traurigen Oesterreich emancipirten. Der Schotte Carlyle hat ja das sehr ausführlich auseinandergesetzt und gewürdigt. Selbstvertrauen und Uebermuth, Energie und Barschheit, strenge Zucht, Ordnungsliebe, Pedanterei und verständige Trockenheit hängen, wie Carlyle darthut, zusammen, wie die siamesischen Zwillinge. Wir sind nun einmal in Deutschland auf Etwas angewiesen, was einer äußerlichen Dressur ähnlich sieht: aus Nichts wird Nichts, und mit einer Gemüthlichkeit, die vor'm Jahre für das einige Deutschland schwärmte und heute die rothen Hosen herbeiwünscht, um das Gewesene wieder herzustellen, läßt sich absolut nichts anfangen.

Daß Friedrich II. ohne die riesigen Vorarbeiten, die sein Vater im Heerwesen wie in der Civilverwaltung unternommen, schwerlich die Rolle hätte spielen können, die er gespielt hat, ist wohl eine unbestrittene Frage. Friedrich baute nur weiter auf der soliden Grundlage, die ihm der alte Polterer geschaffen, aber er vergrößerte das Werk und veredelte den Geist desselben in hohem Maaße. Wir besitzen über seine rastlose Thätigkeit in allen Zweigen seines königlichen Berufes eine große Anzahl Monographien, aber immer noch zeigt sich, daß noch viel Neues und Interessantes an's Tageslicht gezogen werden kann. Das vorliegende Buch gehört in die Reihe dieser Schriften, und ist um so schätzenswerther, als es aus Kreisen hervorgeht, welche die lebendige Tradition jener Zeit besitzen, und Vieles, was bei dem pragmatischen Geschichtschreiber verblaßt und in's Allgemeine gemalt erscheint, in fast ursprünglicher Farbenfrische zu geben im Stande sind. Man kann buchstäblich sagen, im preußischen Heere, namentlich im Offiziercorps, das durch tausend persönliche und Familien-Beziehungen mit jener Zeit zusammenhängt, ist der alte Fritz lebendig — nämlich als General-Offizier. — Wem dies eine zu starke Behauptung erscheint, der lese das genannte Buch, und er wird sich überzeugen, daß es eine Wahrheit ist. Hier haben wir die ganze Friedricianische Soldatenzeit in extenso, die ganze Offizier-Tradition, wie sie bis in die Befreiungskriege, ja bis auf unsere Zeiten herabreicht. Es sind lauter häusliche Angelegenheiten des preußischen Heeres, die natürlich für die Nächstbetheiligten das höchste Interesse haben, die aber auch dem ferner Stehenden die inteeessantesten Einblicke in das Getriebe dieser großen Kriegsmaschine gewähren, welche gegenwärtig die Augen der halben Welt auf sich gelenkt hat.

Friedrichs politische Stellung erheischte die stete Wachsamkeit eines Vorpostens nahe am Feind. La Prusse doit être toujours en vedette, sagte Friedrich selbst. Sein Heer war daher fortwährend in bestmöglichster Bereitschaft — ein Kriegsheer par excellence. Alfieri nennt das gleichzeitige Preußen questa caserma generale Prussiana. Dr. Moore, Begleiter des Herzogs Hamilton auf dessen Reise durch Deutschland, 1775, sagt in seinen Reisebriefen: „die Stadt Berlin glich mehr dem Kantonnirungs-Quartier eines Heeres, als der Hauptstadt eines im tiefen Frieden befindlichen Königreiches. Der Hof selber war dem Lever eines Feldherrn im Lager ähnlich." Freilich war damals gerade die große Frühlings-Revüe gewesen. Ja Friedrich selbst scherzt darüber. In einem Briefe d. d. 27. October 1783 an seinen Schwager, den König von Schweden, äußert er, seine Gemahlin (Friedrichs Schwester Ulrike) habe bei ihrem Besuche in der Mark nur Sand und Soldaten zu sehen bekommen.

Das preußische Heer datirt wesentlich aus der Zeit des großen Kurfürsten. Die ersten stehenden Regimenter wurden damals geschaffen; er disciplinirte sie gut und verschaffte ihnen Kriegsruhm. Sein Nachfolger war kein Kriegsmann; er verlieh seine Truppen an fremde Mächte, um dadurch Vortheile (z. B. die Königskrone) zu erwerben. Die preußischen „Kriegsvölker" schlugen sich im spanischen Erbfolgekriege vortrefflich. Sie riefen beim Angriff bereits ihr plattdeutsches „Goh to" (Geh zu), woraus später das gleichbedeutende: „Drauf und dran" und endlich das Blücher'sche „Vorwärts" wurde.

Die kleine Armee empfing in jenem Kriege die Feuertaufe, und als der prachtliebende letzte Kurfürst und erste König zur Ruhe gegangen, wurde sie unter dem Soldatenkönige der Mittelpunkt des ganzen Staates. Man redet viel von den alten Spartanern, ihrer Kriegszucht und strengen Disciplin. Sie wurden übertrumpft. Friedrich Wilhelm I. war strenger und härter, als Lykurgos; Berlin wurde Sparta und der Soldat hart und rauh im besten Sinne des Wortes. Man kann noch heutigen Tages in dem kurzen, mit aller Kraft der Stimme gegebenen Commando, in der Schlag auf Schlag erfolgenden Ausführung desselben, in der strammen Haltung des einzelnen Soldaten, in dessen Abrichtung zu lakonischem Bescheide auf gestellte Fragen jene Schulung erkennen. Denn sie ist traditionell fortgepflanzt worden. Die Einführung des taktmäßigen Trittes, den heute in Preußen jede größere Menschenmasse, wie z. B. Turnerschaaren, Schulknaben in Trupps, sofort mit einer gewissen Vorliebe nimmt, war damals eine ganz neue und wichtige Erfindung. Ein hessischer Hauptmann im spanischen Erbfolgekriege soll zuerst diese Idee gehabt und bei seiner Compagnie durchgeführt haben. Ein Herr v. Kalkstein, Sohn eines preußischen Feldmarschalls, erzählte das bei seiner Rückkehr aus dem Feldzuge, und der König griff es auf. Das Potsdamer Riesen-Regiment war das erste, bei dem diese Neuerung eingeführt wurde, und als sie sich bewährte, mußten sie die übrigen Regimenter annehmen. Es war eine Pracht, wenn das neumodische Fußvolk, riesige Gestalten, nett und sauber gekleidet, den Hut mit grünem Laube geschmückt, gravitätisch zur Revue marschirte und dabei des alten Dessauers Leiblied — die Siegeshymne von Cassano — sang. Im raschen und regelrechten Feuern waren schon damals die Preußen allen andern Völkern überlegen. „Ein preußisches Bataillon wurde eine ambulante Batterie, deren Geschwindigkeit im Laden das Feuern verdreifachte." — „Die präcisen Bewegungen eines Bataillons glichen dem regelrechten Spielen einer Uhrfeder." So urtheilt Friedrich der Große von den Truppen seines Vaters. Die Kavallerie war weniger gut, da

*) Militaria aus König Friedricks des Großen Zeit. Bearbeitet von Ernst Graf zur Lippe, Königl. Preuß. Rittmeister a. D. (Zum Besten verwundeter preußischer Soldaten). Berlin, 1866. E. S. Mittler u. Sohn.

ihr namentlich taugliche Pferde mangelten. Auch litt sie noch an anderen Uebelständen.

Der junge Friedrich war bereits mit 8½ Jahren Soldat. Er wurde 1720 als Premier-Capitain beim Regiment seines Vaters angestellt. Neun Jahre später wurde er mit Ueberspringung des Major-Grades zum Oberst-Lieutenant befördert, und 1732 zum Oberst und Chef des Infanterie-Regiments Nr. 15 ernannt.

Das Lagerleben im Kriege lernte Friedrich bekanntlich als Kronprinz am Rhein kennen. Freilich war es ein schleppender und langweiliger Krieg. Prinz Eugen war damals ein alter Mann und wollte seinen früher erworbenen Kriegsruhm nicht auf's Spiel setzen. Der große Feldherr stellte seinen märkischen Bundesgenossen bereits ein rühmliches Zeugniß aus. „Die preußischen Truppen machen den Kern der deutschen Armee aus. Das Uebrige stellt beinah das Bild der Unbrauchbarkeit dar."

Als Kronprinz-Regimentschef einte Friedrich die Strenge, welche einerseits der damaligen Zusammensetzung der Soldateska, andererseits der Rauhheit jener Zeit entsprach, mit Milde. „Wir haben hier fast gar keine Deserteurs", schreibt Friedrich 1738 an Oberst Camas. Aus Ruppin und Nauen, den Garnisonen des kronprinzlichen Regiments, wurden riesige Schweizer in ihre Heimat beurlaubt und kehrten nicht nur rechtzeitig zurück, sondern brachten auch neu angeworbene, tüchtige Rekruten mit. König Friedrich Wilhelm, als er dies erfuhr, meinte, dergleichen dürfe er bei seinen Potsdamer „blauen Kindern" nicht wagen.

In Potsdam und Berlin unterstützte Friedrich später als König die Wittwen und Waisen der im Kriege gebliebenen Soldaten regelmäßig durch ein Weihnachts- oder Neujahrsgeschenk. 1762 zu Neujahr waren es 2000 Thaler, welche Friedrich für Soldaten-Wittwen in Berlin bestimmte. Und so öfter. Das Potsdamer Waisenhaus wurde für 5000 Kinder unterhalten, von denen man einen großen Theil nach zurückgelegtem achten Lebensjahr zu den Bauern schickte, um hier Landarbeit zu lernen und dann gute Soldaten zu werden. Der Bauer erhielt pro Kopf 13 Thaler jährlich.

Die alten Unteroffiziere erklärte Friedrich ausdrücklich für ein jeder Truppe wünschenswerthes Fundament, und verlangte deshalb deren Conservation. 1742 befahl der König in seiner Instruction für die Infanterie (d. d. Lager bei Kuttenberg, 20. Juni), daß von den alten Grenadieren, welche beide Campagnen mitgemacht, keiner ohne Sr. Majestät Vorwissen verabschiedet werden solle. Am 20. Februar jedes Jahres wollte der König selbst in Berlin die etwa Dienstuntüchtigen besichtigen und für deren Unterhalt sorgen. In ähnlicher Weise bekümmerte er sich 1743 um die alten oder invaliden Husaren, „damit solche versorgt werben und nicht nöthig haben, betteln zu gehen."

Die Invaliden aus den beiden schlesischen Kriegen wurden vortheilhaft versorgt, theils durch Civildienst, theils durch Aufnahme in das Invaliden-Etablissement zu Werder und in das 1748 neu hergerichtete Berliner Invalidenhaus, oder mit Pensionen versehen. „Es wird dieses Bataillon — schreibt er an den Commandeur des Invaliden-Bataillons am 18. Nov. 1748 — das einzige in meiner Armee sein, über welches ich mich freuen werde, wenn es niemalen wird complett werden können." Für die Invaliden des siebenjährigen Krieges (die Lazareth-Listen vom 1. Mai 1758 bis 20. Mai 1763 weisen in den Lazarethen zu Stettin, Frankfurt, Berlin 3691 Krüppel nach) trug er auf alle mögliche Weise Sorge. Freilich vermochten die knappen Mittel des Staates nach dem siebenjährigen Kriege nicht das zu leisten, was sie in besseren Zeiten geleistet. Die freiwillige Beihilfe der pommerschen Stände erkannte der König dankend an. Dabei machte er keinen Unterschied zwischen Inländern und Ausländern. Die Letzteren wurden gleich gut versorgt: „denn sie meritiren es, weil sie Leben und Gesundheit für das Vaterland gewagt haben."

In einer Kabinets-Ordre d. d. 31. December 1781 empfiehlt der König dem Minister Werder die estropirten Kriegsknechte als seine (des Königs) „Kameraden."

Die Invaliden erhielten für gewöhnlich allerhand Subalternstellen im Staats- und Communaldienst, wurden Ansiedler in urbar gemachten Gegenden oder auf königlichen Domainen, auch hier und da Schulmeister. Man hat sich hierüber vielfach aufgehalten, aber dabei nicht bedacht, daß erstens damals das Schulmeister-Amt vielfach ein Nebenverdienst von Dorf-Schneidern oder Schuhmachern war, und zweitens, daß nach den Verhältnissen der Zeit mancher Mann im Heere diente, der eine gelehrte Bildung genossen.

Friedrich war kein Freund von Neuerungen in Montur und sonstigen Aeußerlichkeiten. Bei seiner Thronbesteigung hatte er die übertrieben enge Uniform der Soldaten erweitern lassen und dadurch das Exerciren erleichtert; im Uebrigen trug die Armee bei seinem Tode 1786 noch dieselbe Montur, wie 1740. Auch Dienstreglement und Kriegsartikel hatte er hier und da gemildert. Mit dem Desertiren nahm er es nicht sehr strenge. „Wenn ein inländischer Mann wegläuft, aber umgehends um Pardon schreibt und wiederkommen will, so soll ihm der König Pardon schicken." Den Grundsatz Montecuculi's, daß man nur wohlgespeiste Soldaten in die Schlacht schicken soll, hatte auch er sich angeeignet. Brod und Sold durften selbst in den bedrängtesten Zeiten nie abreißen. Mancher Deserteur kam vom Fleischgeruche angelockt in das preußische Lager.

Man muß die Zeiten des siebenjährigen Krieges nicht nach den unseren messen; das Loos des Soldaten von Beruf war unter allen Umständen ein hartes und trauriges, auch in der preußischen Armee; aber man muß in Anschlag bringen, was es daselbst im Vergleich mit andern Armeen war, wo der Stock und der strengste Gamaschendienst noch durch die Vernachlässigung und Entwürdigung des gemeinen Mannes verschärft wurde. Wenigstens wurde für den preußischen Soldaten gesorgt und anerkannt, daß er Ehrgefühl und moralische Triebfedern für seine Handlungen besitze. Friedrich hielt streng darauf, daß sich die Offiziere um ihre Leute kümmerten. „Was für die Seele der Körper, das ist für den Offizier der gemeine Soldat. Beide können einander nicht entbehren. Sorgt der Geist nicht für den Körper, hält er ihn nicht zur rechten Zeit streng und thut er ihm nicht zur rechten Zeit etwas zu Gute, so erkrankt der Geist selbst." Außerdem verlangte der König, der General solle sich bei den Soldaten populär machen. Er that dies selbst. Er verlangte von den Offizieren, daß sie ihre Leute genau kennen sollten, nicht bloß dem Namen nach, sondern auch in ihrer Conduite. Er selbst wußte bei seinem Grenadier-Garde-Bataillon zur Zeit der Schlacht bei Kollin Name, Alter, Vaterland und Schicksal jedes Einzelnen. Sein starkes Tabakschnupfen datirt aus der Kriegszeit, wo er oft Stundenlang mitten in den Kolonnen ritt, die rohen Soldatenspäße anhörte und als Gegenmittel gegen den starken Tabaks- und Fuselgeruch, der ihn umgab, seine Prise Spaniol anwandte. Bekanntlich theilte er mit den Soldaten auch vielfach alle Strapazen des Lagerlebens.

Der Spruch, daß jeder französische Soldat den Marschallsstab im Tornister trage, hat eine Zeitlang einen Sinn und einige Geltung gehabt; indessen man würde irren, wenn man glaubte, daß Friedrichs Armee hierzu ganz im Gegensatze gestanden habe.

Unteroffiziere, die sich auszeichneten, konnten es nicht allein zum Offizier, sondern auch zum Adel und zu hohen Stellungen bringen. So war Rohdich, Generalmajor und Chef des Grenadier-Garde-Bataillons (seit 1779), Sohn eines Feldwebels, Tobias (v.) Kümpel, Generalmajor, hatte als Tambour seine kriegerische Laufbahn betreten u. s. w. Bei manchen dieser Emporkömmlinge machte der König trübe Erfahrungen. So hatte z. B. ein Musketier, Namens Kraul, im Regimente „Bevern", sich bei der Erstürmung des Ziskaberges bei Prag besonders hervorgethan. Er wurde als Kraul von Ziskaberg geadelt und zum Lieutenant befördert. Er hätte eine schöne Carrière machen können, aber schon am nächsten Tage begegnete er dem Könige in sinnloser Betrunkenheit, und litt auch späterhin dermaßen an chronischem Durste, daß alle Strafen und Versetzungen nichts fruchteten. Er starb daher als Lieutenant a. D.

Eine Tapferkeits-Decoration existirte damals noch nicht für die Mannschaft. Erst 1793 stiftete Friedrich Wilhelm III. eine Militair-Verdienstmedaille. In Oesterreich geschah dasselbe 1798. Dagegen beehrte Friedrich ganze Truppentheile mit besonderen Denkzeichen an einen Ehren- und Ruhmestag. Dies war damals etwas Neues im Heere und alle Welt staunte, als 1745 Friedrich zwei Husaren-Regimentern eroberte Pauken in Gebrauch zu nehmen gestattete. Umgekehrt wurden Truppentheile, die sich nicht ganz brav zeigten, durch Entziehung von Prärogativen bestraft: Verlust des Grenadiermarsches, der Fahnen, der Säbel, Verwandlung von Feld- in Garnisons-Regimenter. Für ein erobertes Geschütz gewährte Friedrich (wie Blücher im April 1813 aussagte) bis zu 300 Thalern, für eine eroberte Fahne bis zu 50 Thaler. Vertheilung ziemlich großer Summen an Regimenter, die sich besonders hervorgethan, kamen öfters vor; ein Ehrengeschenk von 4—8 Groschen pro Mann „als Marque der Zufriedenheit" oder „zu einiger Ergötzlichkeit" waren auch nicht selten. Natürlich hingen dergleichen Schenkungen sehr von dem jedesmaligen Zustande der Finanzen ab. In besseren Zeiten bekam der Gemeine (bei einzelnen Truppentheilen) wohl auch einen Gulden, der Unteroffizier einen Dukaten. Ab und zu ließ der König auch einen Ehrentrunk kredenzen; nach dem Siege bei Liegnitz, der ihn über die Maaßen froh machte, ließ er das ganze Lager bankettiren. Geld, Tabak und Extra-Victualien mußten eiligst herbeigeschafft werden. Er schrieb eigenhändig nach Breslau an den Commandanten um Bier, Branntwein 2c. Bei diesem Festjubel war es, wo der König das in Ungnade stehende Regiment Bernburg wieder in Gnaden aufnahm und jenes Gespräch mit dem Grenadiere, dem „langen Fauser" führte, das gewöhnlich in den Friedrichs-Chroniken mitgetheilt wird.

Von seiner Mutter hatte Friedrich den mildthätigen, menschenfreundlichen Sinn für Armuth und Elend, von seinem Vater die Theilnahme für die Gesundheit der Soldaten geerbt. Schon als Kronprinz petitionirte er wiederholt und eifrig für bessere Pflege und Ernährung seiner Untergebenen. Auch für die kranken und verwundeten Soldaten sorgte er nach Kräften und brachte das Feld-Medicinalwesen auf einen höheren Standpunkt. Man darf hierbei nie vergessen, wie es damals im Allgemeinen mit der Pflege des gemeinen Mannes beschaffen war und es heutzutage hier und da noch ist. Friedrich schickte Militairärzte nach Paris, um sich dort in der Chirurgie zu vervollkommnen, erweiterte das 1724 gestiftete collegium medico-chirurgicum, stellte „Feldscheers" bei den neuen Regimentern an und sorgte für umfangreiche Lazarethe. Wie es damals herging, möge man aus einem kleinen Beispiele ersehen. Am 6. März 1745 ertheilt Friedrich aus Potsdam eine mißbilligende Ordre an den schlesischen Minister Graf Münchow wegen des „harten, lieblosen und unüberlegten" Verfahrens der Civilbehörden in Schlesien gegen die kranken Soldaten, welchen man nicht ohne Sr. Majestät spezielle Ordre Betten beschaffen zu dürfen vermeint habe, so daß man die „armen, unglücklichen Kranken" auf spärlich zugemessenem Stroh liegen und „lieber crepiren" lasse. Dies sei eine cruauté." — Ein besonderer Abschnitt behandelt das Leben des Christian Andreas Kolhenius, eines vollendeten Ehrenmannes, der unvergeßlich in den Annalen des preußischen Heeres sein wird. Er war General-Arzt im siebenjährigen Kriege und erwarb sich durch seine ärztliche Geschicklichkeit, seine rastlose Thätigkeit und Ausdauer unter den furchtbarsten Verhältnissen, sowie durch seinen braven Charakter die allergrößesten Verdienste. Er war nicht nur der Arzt des Königs, sondern des ganzen königlichen Hauses und seiner Verwandtschaft, und genoß die allgemeinste Achtung. 1706 zu Anklam als Sohn eines schwedischen Regiments-Feldscheers geboren, starb er 1789 zu Berlin als Director des obersten Medicinal-Collegiums.

Der Abschnitt über Friedrich „als Erzieher und Bildner seiner Armee" enthält Manches nur den Fachmann Angehende, ist aber insofern interessant, als er zu Vielem den Schlüssel giebt, was in der preußischen Armee eigenthümlich ist. „Alle jungen Offiziere sollen mit aller ersinnlichen Accuratesse zum Dienst und zur Subordination angehalten werden, damit auf die Art wieder dergleichen Leute gezogen werden, als unter den Capitains und Stabsoffizieren sind" (Infant.-Instruct. v. 20. Juni 1742). „Ambition beizubringen ist die erste und vornehmste Sache." Ambition — „ist das wahre Princip heroischer Thaten." Hier hat man das moderne Preußenthum im Keime: Accuratesse und Ambition. Auch seinen Latour d'Auvergne halte der König in seiner Armee: einen Hauptmann und später Major mit zwei eisernen Armen, da ihm seine natürlichen Arme entzweigeschossen worden waren. Er blieb im Dienst und hatte nur einen Stellvertreter für denselben, wenn er zu Pferde steigen sollte. Dieser Major hieß v. Kahlbutz. Die jungen Offiziere wurden sehr streng in Zucht gehalten, mußten im Dienste exact sein und das Reglement auswendig wissen, „wie den Katechismus." Die Generale hatten keinen leichten Stand; denn der furchtbare Scharfblick des Königs schwebte stets drohend über ihrem Haupte. Aber wie schlugen sich diese Leute, Offiziere wie Gemeine! Wir haben einen statistischen Ueberblick über die Opfer des siebenjährigen Krieges vor uns, der Preußen vollkommen erschöpfte, aber unbesiegt ließ. Am Schluß des Feldzuges 1757 waren $\frac{9}{10}$ der im preußischen Heere dienenden Ausländer todt, gefangen oder desertirt. Bei Prag blieben „die Säulen der preußischen Infanterie." — Der Sieg bei Zorndorf kostete $\frac{1}{3}$ der Kombattanten, der Ueberfall bei Hochkirch beinahe $\frac{1}{3}$. Bei Torgau verlor Friedrich 13,000 Mann und fast seine sämmtlichen Grenadiere. Am Tage nach der Schlacht konnte man aus zehn Bataillons kaum zwei bilden. Im Februar 1763 bestand das Heer fast nur noch aus Inländern, die Mehrzahl aus noch nicht 18jährigen Burschen. Unter den Offizieren, die meist dem altländischen Adel angehörten, räumte der Tod so furchtbar auf, daß viele Geschlechter damals oder in der nächsten Folgezeit ganz erloschen (von 1740 bis 1840 mindestens 100). 24 Kleist's und 20 Ballings blieben; 1763 lebten vom letzteren Geschlechte nur noch drei männliche Sprossen. Ebenso fielen 19 Kamecke, 7 Schenkendorf und viele andere. Kurz der siebenjährige Krieg hatte die schöne Armee vernichtet, die Disciplin gelockert, das Ganze um seinen Halt gebracht, und der König mußte wieder von vorn anfangen.

Den Abschnitt über die „besonderen Beziehungen Friedrichs

zu seinen Offizieren" wird man mit großem Interesse lesen, denn er enthält viel Anekdotisches. Es war, wie gesagt, keine kleine Sache, es dem so scharfsinnigen und in alle Details eingeweihten Könige durchaus recht zu machen und sich keine Blößen zu geben. Generale, wie die Offiziere überhaupt, hatten einen schweren Stand und mußten, wenn sie dies Leben nicht unerträglich finden sollten, eine Hingebung und eine Selbstverleugnung besitzen, von der man sich schwer eine Vorstellung machen kann. Der König hielt auf die Durchführung im Detail, und doch nannte er wieder solche Offiziere, die groß im Kleinen waren, „Sattel- und Stiefelmajors." Solche Leute ließ er höchstens Capitain werden. Seine Generale sollten Generale für Alles sein, und ebensowohl Kavallerie wie Infanterie commandiren können. Alles sollte selbständig und doch wieder nur dienstbar sein, Alles sollte „denken". Eine schwere Forderung für viele sonst brave und anstellige Männer. Daß er den Offizierstand über alle andern Stände setzte, daß er den Adel sehr bevorzugte, ist allgemein bekannt, weniger die Hingebung an den Dienst und den Stand, die er verlangte. Junggesellen waren ihm die liebsten, Heiratsgesuche gewährte er höchst ungern; bei Offizieren, von denen er hörte, daß sie eine sogenannte gute Partie zu machen suchten, argwöhnte er sofort Abschieds-Gedanken. Große Herren fanden in seiner Armee kein Eldorado, und der höhere Adel war darin weder gern gesehen, noch stark vertreten. Absichtlich schreckte ihn der König durch seine strenge Zucht zurück, weil er nicht mit Unrecht annahm, daß Reichthum und Ueppigkeit die Bande der strengen spartanischen Disciplin lockern würden. Der kleine altländische Dienst-Adel war ihm der liebste; denn ihn hatte er in seiner Hand, ihn konnte er disciplinieren und durch Gunsterweisungen an sich fesseln. Urlaub wurde nur äußerst selten und spärlich ertheilt" — alle vier oder fünf Jahre auf höchstens drei Monate. Ein Nachtbesuch in einer Nachbar-Garnison ohne Urlaub brachte sechs Monate Festungsarrest.

Die drei Beiträge zur Armee-Spezialgeschichte wird man gleichfalls nicht ohne Befriedigung lesen. Der erste enthält die Geschichte der Einführung einer neuen Waffe, der Ulanen. Die ersten preußischen Lanzenreiter waren ein ziemlich buntes Corps, bestehend aus angeworbenen polnischen Schlachcziczen, lockeren Kaufmanns-Söhnlein aus Danzig und sonstigen verlorenen Existenzen. Ihr Appetit war den guten Schlesiern auffallend, die im Feldzuge 1741 ihre Bekanntschaft machten, und bis heute gebrauchen sie das Sprichwort: „er ißt wie ein Hulaner." Diese Hulanen, damals auch Husaren genannt und sarmatisch-ungarisch costümirt, bewährten sich aber bei dem Probestücke, das sie der König unter seinen Augen auf ungarische Husaren machen ließ, sehr schlecht. „Die Ulanen allein, sagte er, sind nicht das Brod werth." Er machte sie zu Husaren.

Später wurde der Versuch erneuert. Er attachirte ein Lanzenreiter-Corps (Bosniaken genannt) den schwarzen Husaren unter dem Commando eines Ungarn, v. Rüsch. Der eigentliche Schöpfer der preußischen Ulanen ist aber ein Albanese, ein ehemaliger Juwelenhändler, Namens Serkis, der nebst Kosaken, Tataren, Türken u. s. w. für ein sächsisches Corps geworben, sich, als dieses auf dem Hinmarsch auseinanderlief, nach Preußen begab, um dem Könige zu dienen, von dessen großen Thaten er stets mehr und mehr hörte, je näher er dem Lande kam. Friedrich machte ihn 1745 im Lager bei Königgrätz zum Rittmeister. Sein Lieutenant war ein Türke, Namens Osman, ein eifriger Muhammedaner; der Cornet war ein Perser, Namens Ali, der später, wohl seinem katholischen Chef (dem Ungar Rüsch) zu Gefallen, zum Katholicismus übertrat. Das zweite Ulanen-Regiment (in Oberschlesien stehend) besitzt noch die Abbildungen dieser Männer in einer bunten Lithographie (in ganzer Figur). Referent hat sie vor vielen Jahren öfters vor Augen gehabt und erinnert sich noch des fremdartigen Eindruckes, das Physiognomie und Uniformirung dieser „Bosniaken" auf ihn machte. Später war ein Kalmück, Namens Lipsky, ein ungemein häßlicher, aber dabei sehr gutmüthiger und braver Mann Major in dieser Truppe, aus dem das jetzige 1. und 2. Ulanen-Regiment hervorgegangen.

Drei Biographieen — Friedrich Christoph von Saldern, Guischard-Quintus Icilius, genannt seigneur de Wassersuppe, und der Reitgerten-Schwerin — machen den Schluß. Sehr ansprechend ist namentlich die zweite; hier hat die Gelehrsamkeit bei Mars Zuflucht gefunden.

Frankreich.

Alex. Dumas und sein neuester berüchtigter Roman.

Die französische Literatur ist seit Jahrhunderten reich an berüchtigten Büchern, aber zu den Zeiten der größten Sittenverderbniß, die durch die sogenannte große Revolution angeblich bestraft worden sind, hielt es ein berühmter Schriftsteller doch wenigstens noch für nothwendig, eine Warnung an die Stirn seines feuergefährlichen Romans zu schreiben. Rousseau erklärte öffentlich, daß seine Heloise ein Gift sei für alle junge Mädchen, für alle unverdorbenen Naturen, aber ein Heilmittel für alle Sünder und Sünderinnen.

Viel schlimmere Bücher als Rousseau's Romane werden heutzutage der Lesewelt geboten, ohne die kleinste Warnung vor ihrem Inhalt; ja, die Kritik beschäftigt sich nicht mit ihnen, obwohl es doch ihre Pflicht wäre. Wir verlangen keineswegs, daß sie die Rolle einer strengen Moralistin übernehme, aber sie soll die Spreu von dem Weizen sondern auf dem Felde der Literatur und als Wegweiserin dienen für den Schriftsteller sowohl, als für den Leser. Wegwerfende Mienen und stummes Achselzucken sind im Unrecht, wenn es sich um ein so wirksames Gift handelt, wie es durch Druckerschwärze jetzt so oft bis in's Innerste des Herzens und des Hauses eingeschwärzt wird.

Ein berüchtigter Roman, der jetzt in jeder Leihbibliothek sowohl deutsch wie französisch in mehreren Exemplaren ausgegeben wird, ist „L'Affaire Clémenceau" von Alexander Dumas Sohn, und die nähere Beleuchtung desselben ist gewiß eine Pflicht der Kritik.

Es ist äußerlich eine Criminalgeschichte, welche im Gewande des Romans hier mitgetheilt wird, und darum haben die Uebersetzer mit Recht denselben „Prozeß Clémenceau" genannt. Innerlich aber ist es die Geschichte der Sittenverderbniß, wie sie in Paris und eigentlich in allen großen Städten herrscht. Dumas der Jüngere, als üppiger Romanschreiber, als glühender Verehrer der Damen, die man nur sub rosa oder „Camelien" nennen kann, bekannt, ist in diesem Buche quasi als Moralist aufgetreten. Er hätte mit größerem Recht wie Rousseau sagen können, daß sein Buch ein Correktiv für die Sünde und ein Ruin für die Unschuld sei. Wehe der unverdorbenen Jugend, wenn sie einen Blick in dieses Sodom thun sollte! Aber dem, der schon Freude an der Verdorbenheit gefunden hat, wird in süßer Schale die Bitterkeit des Bodensatzes gezeigt und dadurch vielleicht Heilung und Besserung für ihn ermöglicht.

Der berüchtigte Roman beginnt mit einer Anklage der Grausamkeit gegen die Kinder der Sünde, ein Thema, das Fanny Lewald in ihrem trefflichen Roman „Von Geschlecht zu Geschlecht" ebenfalls ausgeführt hat. In Frankreich ist die Gesetzgebung gegen natürliche Kinder noch ungleich härter als in Deutschland. Es ist förmlich verboten, dem Vater derselben irgend welche Verpflichtungen aufzulegen, während ein natürliches Kind nach deutschem Recht von seinem Vater bis zum vierzehnten Jahre Erziehung und Nahrung fordern kann und seine Mutter ebenfalls Anspruch auf Unterstützung oder Entschädigung hat. Ob die Moralität unter diesem humanen Gesetze mehr leidet als in Frankreich, wo das grausame Gesetz „la recherche de la paternité est interdite" gegeben ist, um das männliche Geschlecht gegen die Verführung des weiblichen zu schützen, müssen die Statistiker entscheiden. Jedenfalls stellt Dumas mit seiner Anklage gegen die Strenge der bürgerlichen Gesellschaft, dem Familienleben in Frankreich, das so oft angegriffen wird, ein lobendes Zeugniß aus. Daß der Mangel einer ehrlichen Geburt durch nichts zu ersetzen ist, beweist am besten, wie heilig die Bande der Familie gehalten werden. In England geht das Gesetz in seiner Strenge gegen natürliche Kinder so weit, daß sie nie die Rechte einer legitimen Geburt erlangen können, während doch sonst die nachfolgende Ehe der Eltern ihm dieselben verleiht.

Der natürliche Sohn einer armen Nätherin, Pierre Clémenceau, wird von Dumas zum Träger seines Romans gemacht; er erzählt selbst seine Lebensgeschichte, die damit endet, daß er ein *Mörder wird.* Die Naturwahrheit und die Consequenz der Charakterzeichnung geben dieser Selbstbiographie einen großen Reiz; es ist eine einfache Erzählung, treu der Wirklichkeit entlehnt, ohne künstliches Beiwerk, ohne spannende Ereignisse und doch fesselnder wie alle Romane von dem berühmten Vater des Verfassers.

Dumas der Sohn hat eine wirkliche Meisterschaft entwickelt in der Zeichnung des alltäglichen Lebens und seiner Wirkung auf das Menschenherz, wie sie keiner der neueren Romanschreiber erreichen kann. Pierre Clémenceau wird in eine höhere Schulanstalt gebracht, von der seine Mutter hofft, daß sie ihm den sicheren Weg zur Bildung zeigen werde, und deshalb die Ersparnisse ihres Fleißes dafür aufopfert. Sie glaubt, daß ihr Sohn unter den Kindern der höheren Stände sich Freunde erwerben und glücklich sein wird. Aber der Makel seiner Geburt zieht ihm die härtesten Verspottungen zu; er wird wie ein Aussätziger behandelt und weint bittere Thränen über sein Schicksal. Aus Liebe zu der Mutter, deren rührende Aufopferung er anerkennt, verheimlicht er jedoch die Quälereien der boshaften, sittenlosen Knaben und lernt auf diese Weise frühzeitig standhaft zu sein und sich auf sich selbst zu verlassen. Ein einziger Mitschüler hat Mitleid mit ihm und ladet ihn in sein väterliches Haus ein. Dort wird nach einiger Zeit des vertrauten Verkehrs entdeckt, daß der junge Clémenceau ein seltenes Talent zur Bildhauerei besitzt; die Mittel zur Ausbildung desselben werden ihm gewährt, er wird in das Haus eines berühmten Meisters aufgenommen und die traurige verspottete Existenz wird plötzlich eine sehr glückliche. Fleiß und Sitteneinheit zeichnen den Sohn der armen Nätherin aus, er wird der Lieblingsschüler seines Lehrers und leistet Bedeutendes. Er erwirbt sich bald so viel, daß er seine Mutter unterstützen und selbst anständig leben kann. Um sein Talent und seinen Charakter zu prüfen, unternimmt sein Lehrer einmal ein seltsames Experiment. Er läßt ein schönes Mädchen in das Atelier kommen, um als Modell zu dienen. Es ist sehr gut geschildert, wie solche Dienstleistung die Frauen entwürdigt; ganz handwerksmäßig enthüllt das unglückliche Geschöpf seine Gliedmaßen und steckt sie dann wieder in die Kleider, wie man Werkzeuge in ihre Futterale packt. Der junge Künstler besteht die ihm auferlegte Probe; er sieht nur mit den Augen der Kunst die verführerische Natur an, beweist durch die glücklichste Copie sein Talent und durch die gleichgültigste Haltung diesen Reizen gegenüber seinen Charakter.

Seine Tugendstrenge erregt, ebenso wie sein Talent, den Neid seiner Kunstgenossen; die Sittenlosigkeit der jungen Männer wird von Dumas in den grellsten Farben geschildert. Man ruht nicht eher, bis man den häßlichen Triumph gefeiert hat, den tugendhaften Clémenceau in eine wüste Gesellschaft zu bringen, ihn betrunken zu machen und in ein gemeines Liebesverhältniß zu verstricken. Als er aus seinem Rausch erwacht, zerreißt er jedoch gleich die unwürdigen Bande und gelobt sich, nur noch strenger als sonst diese Versuchungen zu meiden — ein Entschluß, der ihm dadurch sehr erleichtert wird, daß gerade zu der angegebenen Zeit ein Herzensinteresse bei ihm erwacht.

Er lernt in einem literarischen Salon, wo nach französischer Sitte nur Zuckerwasser getrunken wird, eine Dame kennen, die sich für eine polnische Gräfin ausgiebt und eine reizende Tochter besitzt; sie wird Iza genannt und ist kaum dem Kindesalter entwachsen. Ein köstlicheres Genrebild, als diese beiden weiblichen Portraits, ist in der ganzen neueren Literatur nicht vorhanden; Dumas hat sich darin selbst übertroffen!

Die polnische Gräfin ist eine echte Cousine von Heine's Waschlapski und Schnapsitowski, ein Gemisch von feinen Manieren und Rohheit. Sie ist eine Abenteurerin im großen Styl. Nachdem sie in der Jugend ihr Vermögen und ihre Tugend vergeudet hat, trachtet sie danach, durch die Schönheit ihrer Tochter sich wieder Geld und Glanz zu erwerben. Eine Heirat derselben mit einem Nabob oder womöglich mit einem gekrönten Haupt ist das Ziel ihres Lebens und Strebens. Es ist höchst ergötzlich geschildert, wie viel Umwege sie machen muß, um nur annähernd dies Ziel zu erreichen; sie fängt damit an, von einem armen jungen Künstler Geld zu borgen und die Büste der schönen Tochter machen zu lassen, seine Liebe für dieselbe und seine redlichen Absichten aber verächtlich abzuweisen.

Die kleine Iza hingegen ist noch unverdorben, obwohl der Keim des Bösen schon in ihrem Herzchen Wurzel geschlagen hat; sie erwidert die Neigung des jungen Künstlers in kindlichster Weise und erzählt ihm arglos, daß sie viel lieber seine kleine Frau werden als die Throne besteigen möchte, die ihre Mutter für sie ausgesucht habe. Nichtsdestoweniger schreibt sie ihm von Warschau aus, wohin die Heiratspläne der Mutter sie geführt haben, einen sehr gefühl- und taktlosen Brief. Sie giebt ihm nämlich den Auftrag, bei seiner Mutter, die ja eine geschickte Nätherin sei, ihre Aussteuer machen zu lassen, da sie im Begriff stehe, sich glänzend zu verheiraten, zwar nicht mit einem Thronerben, aber mit einem reichen Grafensohn.

Empört über die Kränkung für seine Mutter, der er längst eine sorglose und ehrenvolle Existenz bereitet hat, trostlos über die Hoffnungslosigkeit seiner Liebe, schreibt der junge Künstler einen verzweiflungsvollen Abschiedsbrief an die schöne Iza, aus dem seine Liebe und sein ehrenwerther Charakter hervorleuchten. Ganz unerwartet erhält er nach einigen Monaten von ihr eine Antwort, die ihn bis in's Innerste beglückt. Iza zeigt ihm an, daß aus ihrer Heirat nichts geworden sei, daß ihre Mutter die kläglichsten Versuche gemacht habe, sie mit vornehmen reichen Männern zu verheiraten, und daß sie diese entwür-

digende Lage nicht mehr auszuhalten vermöchte. Sie hätte seine unveränderte Liebe für sie erkannt und wolle sich in seinen Schutz begeben.

Nach einigen Tagen tritt eine verschleierte Dame in das Atelier des Bildhauers, es ist Iza, die zu einer vollendeten Schönheit sich entfaltet hat; sie ist Tag und Nacht gereist, stets tief verhüllt in doppelte Schleier, weil Niemand als ihr Geliebter ihr blondes Götterantlitz sehen sollte. Er bringt sie zu seiner Mutter und führt sie nach kurzer Zeit feierlich zum Altar als seine Gattin. Sein Glück kommt ihm ganz übernatürlich vor; er schwelgt in ihrer Liebe. Seine Talente haben ihm die Mittel gewährt, seiner jungen Ehe einen glänzenden Hausstand zu schaffen und seine schöne Frau mit allem erdenklichen Luxus zu umgeben. Gefeiert, geehrt, im Besitz von selbsterworbenem Reichthum, im Bewußtsein, das Leben seiner einst so leidensvollen Mutter jetzt beglückt zu haben, im Hochgenuß der Kunst und einer durch die Ehe geheiligten Liebe, die durch die Geburt eines Knaben noch die höchste Weihe erhält, hat Pierre Clémenceau den Gipfel des irdischen Glückes erreicht, und der Leser vermag nicht zu begreifen, wodurch eine Schicksalswendung eintreten kann, die ihn zum Mörder macht.

An dem Glückshimmel des jungen Künstlers zeigt sich jedoch bald ein schwarzes Wölkchen; er bemerkt, daß seine schöne Frau eine ganz unnatürliche Gleichgiltigkeit gegen ihr einziges Kind hegt und ihr Herz nur an Putz und Zerstreuung hängt. Die französische Unsitte, daß die kleinen Kinder der Mutter durch Ammen entfremdet werden, vermehrt die Gleichgiltigkeit natürlicherweise. Schon Rousseau kämpfte für die Säuglinge, aber, eine kurze Zeit des Enthusiasmus für seine Lehre abgerechnet, ist man in Frankreich wieder in den alten Fehler verfallen, man schickt die armen Würmer sogar aus dem Hause, während in Deutschland ein Säugling gewissermaßen die Hauptperson in der Familie ist. Auch bei uns giebt es viel schwächliche Mütter, die einer Amme ihre Pflichten übertragen müssen, aber mit welcher Angst und Sorgfalt hüten sie dann eine solche!

Die schöne Frau Clémenceau wird weder von ihrem Manne noch von ihrer Mutter zur Pflichterfüllung gegen ihr Kind ermahnt; Ersterer ist von ihren Reizen völlig verblendet und Letztere beginnt sogar heimlich wieder ihr Kupplerhandwerk. Die alte polnische Gräfin etablirt sich in Paris in luxuriöser Weise, indem sie lügt, die Mittel dazu aus einer Erbschaft erhalten zu haben. Sie hat dieselben jedoch aus den Händen der Verehrer ihrer schönen Tochter!

Es entwickelt sich unter den Augen des verblendeten Mannes eine unglaubliche Intrigue; durch anonyme Briefe, von der abgefeimten Schwiegermutter ihm in die Hände gespielt, wird er völlig getäuscht über die bereits begonnene Verbrecher-Laufbahn seiner Frau. Durch einen Zufall entdeckt er jedoch trotz aller Vorsicht derselben die furchtbare Wahrheit. Eine aufgegebene Jagdpartie veranlaßt ihn, zu einer ungewöhnlichen Zeit zu Hause zu sein; er findet Briefe seiner Frau, die er tragikomischer Weise selbst an die ganz unverfänglichen Adressen befördert, und ist im Begriff, heiterster Laune seinen Spaziergang fortzusetzen, als er durch das gemeine Gesicht einer Portierfrau einen Zug boshafter Schadenfreude streifen sieht, während er ihr sorglos den Brief seiner Gattin eingehändigt hat. Meisterhaft schildert Dumas den Verdacht des Ehrenmannes, wie er durch ein schwaches Licht plötzlich, gleich einer Telegraphenkette, eine ganze Reihe erhellter Thatsachen vor sich entstehen sieht. Er ist auf's Grausamste betrogen worden; nicht etwa eine romantische Verirrung seiner Frau enthüllt sich ihm, nein, drei bis vier Männer sind gleichzeitig im Besitz ihrer Gunst! Sie läßt sich von ihnen mit Geschenken überhäufen, ja, bezahlen wie eine Dirne!

Als er mit den unwiderleglichen Beweisen vor sie hintritt und sie zur Rede stellt, versucht sie nicht einmal zu leugnen; noch weniger sieht sie ihre Nichtswürdigkeit ein, sie verläßt kaltblütig sein Haus, ihr Kind — und geht mit ihrer unsauberen Mutter auf Reisen. Da eine gerichtliche Scheidung in Frankreich nicht stattfindet, so hat die verworfenste Frau das Recht, den Namen ihres Mannes zu behalten. Ueber die folgenschwere dieses Gesetzes ergeht sich Dumas mit gerechtem Zorn, wie denn überhaupt sein Buch jede Gelegenheit benutzt, eine Anklage gegen die bestehenden Formen der Gesellschaft zu erheben. Ihn zu widerlegen, können wir füglich den Männern von Fach überlassen; indessen hat er doch augenscheinlich in seinem Eifer übersehen, daß die Gesetzgebung die Institution der Ehe hat schützen wollen und daß dabei zur Ehre der Frauen nicht in Betracht gezogen worden ist, daß es wirklich öfter Ausartungen unter ihnen gebe, wie diese Heldin des Prozesses Clémenceau. Dumas selbst sagt von ihr, obwohl er von ihrer Schönheit sichtlich berauscht ist:

„Diese Art der Frauenschönheit ist ein Gift für ihre Besitzerinnen; sie passen nicht für die sanften Freuden des häuslichen Lebens. Man muß sie besingen, sie malen, in Marmor meißeln, sie lieben — aber man darf sie niemals heiraten. Würde, Schamhaftigkeit, Wahrheit, Verständniß für das Gute, Pflichtgefühl, Mutterfreuden, ja, Liebe sogar, sind für sie völlig unverständlich, wie ein Buch mit sieben Siegeln. Geboren für das Vergnügen, kennen sie kein anderes Gesetz, als ihre Laune. Sie empfinden nie etwas, während sie glühende Leidenschaften zu erregen wissen; sie dulden nichts, was ihrer Schönheit Abbruch thun könnte.

„Die Ehe betrachten sie als Fußschemel, mittelst dessen sie sich auf die erste Stufe ihrer Freiheit schwingen; auf den Mann kommt es ihnen wenig an, noch weniger auf den Liebhaber! Sie bekümmern sich nicht um Rang, Geist, Alter oder Jugend, wenn sie selbst nur glänzen und herrschen. Sie wollen angebetet werden, gleichviel von wem, und wenn kein anderer Mann als ein Bedienter oder Maurerlehrling zur Hand wäre, so müßten diese wenigstens sie bewundern und verehren. Die Mythe von Diana, welche den Schäfer den Göttern vorzieht, bedeutet nichts anderes. Daher erklären sich alle die skandalösen Liebschaften, die frechen, schamlosen Verhältnisse, in denen die meisten berühmten Schönheiten leben."

Welch ein abschreckendes Bild! und das sind die Göttinnen des Pariser Genußlebens — wie ist es möglich, daß ein Mann von Geschmack und Gefühl an ihnen Gefallen finden kann? Der Schmutz der Sünde kann von Atlas und Brillanten nicht bedeckt werden, er muß immer Abscheu erregen.

Der betrogene Ehemann der berühmten Schönheit flieht nach Italien, um sein Unglück zu vergessen und seine Schande zu verbergen. Er wirft sich noch einmal der Kunst in die Arme, und Dumas der Epikuräer bekehrt sich und schildert die Arbeit als den einzigen Balsam eines tiefverwundeten Herzens, dem die Fähigkeit für den Genuß abhanden gekommen ist. Indessen auch aus diesem Asyl vertreibt die lasterhafte Frau ihn wieder. Er erfährt, daß sie nach Paris zurückgekehrt ist und dort durch ungeheuren Luxus das größte Aufsehen macht. Daß die Quelle dieses plötzlichen Reichthums keine reine ist, bezweifelt Niemand. Es wird erzählt, ein König auf deutschem Throne habe das schöne Weib mit seiner Liebe und seinem Golde beschenkt.

Zitternd vor Zorn und Schmerz eilt der unglückliche Ehe-

mann nach Paris und sieht dort Alles bestätigt, was seine Freunde ihm mitgetheilt haben. Er geht in das Haus seiner Frau; galonirte Diener stehen im Vorzimmer, wie bei einem Fürsten, die ganze Einrichtung strahlt von Gold, sogar Kunstschätze zieren den Tempel der Sünde. Unter erotischen Gewächsen entdeckt der Künstler eine nackte Hebe, die er zur Zeit seiner Flitterwochen selbst geschaffen hat im ersten Rausch über die Schönheit seiner jungen Gattin. Sie hat sie unter falschem Namen für hohen Preis von ihm gekauft; als er seine Liebe in Haß verwandelt fühlte, wollte er das Bildwerk nicht mehr vor Augen haben und seinem Sohne durch den Erlös ein kleines Vermögen sichern. Jetzt stand dies Monument seines einstigen Glücks als Symbol der Preisgebung vor den Augen jedes Beschauers offen da!

Er läßt sich bei seiner Frau melden wie ein Fremder; sie kommt ihm entgegen in bezaubernder Toilette, mit dem Lächeln, das sie für den Meistbietenden bereit gehalten. Als sie ihn sieht, erschrickt sie und ergreift eine Luxuswaffe, die zwischen ihren Nippessachen liegt, gleichsam um sich zu vertheidigen gegen seinen gerechten Zorn. Er erkennt mit Entsetzen die Ueppigkeit ihrer Einrichtung, die ihr schauderhaftes Handwerk bedingt. Sie versteht dasselbe so gut, daß sie sogar versucht, ihren eigenen Mann zu verleiten; sie überhäuft ihn mit Liebkosungen, er sinkt auf die Atlaspolster neben ihr in halber Berauschung. Er sieht ihre Schönheit, die sie selbst entheiligt hat, er weiß, daß die Schande seines Namens nicht auszulöschen ist, so lange sein Weib lebt, er ergreift den zierlichen Dolch, womit sie sich gegen ihn gewaffnet hatte, und als sie in seinen Armen eingeschlafen ist, stößt er ihn in ihre weiße Brust. Zwei Blutstropfen, wie rothe Granatblüthen, quellen aus der Wunde und schmücken noch die Todte.

So wurde der einst so glückliche und tugendhafte junge Künstler ein Mörder, und der Prozeß Clémenceau ist reif für die Gerichte der Geschworenen. Das furchtbare Stück Sittengeschichte aber sollte außerhalb der Spalten des berüchtigten Romans beherzigt werden; nicht allein die schönen Frauen sind es, auch die häßlichen verstehen es, Zaubernetze zu spinnen, um Männer zu fangen. Der Reiz der Sünde ist die Macht, welche sie besitzen; diesen zu entkräften muß die Aufgabe des guten Romans sein. F. v. H.

Italien.

Für und wider den Kaiser Tiberius.

Bekanntlich hat Adolf Stahr in der neuesten Zeit es versucht, das Urtheil der Welt über mehrere historische Charaktere aus dem römischen Alterthume umzugestalten. Er hat Rettungen des Tiberius, des Antonius und der Kleopatra, und der römischen Kaiserfrauen geschrieben. Die Apologie des Tiberius hat besonders deshalb eine bedeutende Opposition gefunden, weil die Vertheidigung des Tiberius zugleich die Anklage der geachtetsten Historiker der römischen Kaiserzeit ist. Der Verfasser des unten genannten Schriftchens*) hat es sich daher zur besonderen Aufgabe gemacht, die Ansicht Stahr's einer kritischen Prüfung zu unterwerfen, deren Ergebniß die Rechtfertigung der bisher herrschenden Meinung über Tiberius ist, wie sie meist aus Tacitus' Darstellung sich gebildet hat, so daß bei ihm die Vertheilung des Tiberius zur Rettung des Tacitus wird.

Nach Stahr, war Tiberius von Haus aus nicht, wie man bisher dem Tacitus blindlings nachgesprochen hat, menschenfeindlichen Sinnes gewesen; vielmehr hat er sich als eine gute und edle Natur bis zu seinem 66. Lebensjahre gezeigt. Von da an aber ist er, von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht und verzweifelnd an der Lösung seiner Lebensaufgabe, die Volksfreiheit mit dem Absolutismus zu vereinigen, einem düsteren Geschicke anheim gefallen, das ihn in der letzten Zeit seines Lebens zum Menschenhasse trieb und seine Seele mit Wahnsinn umnachtete, aus dem die gräuelvollen Thaten, die ihm vorgeworfen werden, hervorgegangen sind.

Im Gegensatze zu dieser Auffassung nimmt unser Verfasser an: der Grundzug im Charakter des Tiberius sei von jeher Egoismus gewesen: er wollte herrschen, aber auch das nur, um dadurch Gelegenheit zu finden, gleichsam zum zweiten Male und zwar wirklich zu leben, in seinen Leibeserben, auf welche die Herrschaft übergehen sollte, und in der Geschichte. Zu diesem Behufe trachtete er danach, den Staat in Flor und Glanz zu bringen. Also Egoismus, wenn auch ein feinerer, ist es, auf welchen sein Wesen von Haus aus gestellt war. Derselbe war so mächtig, daß er sein ganzes Sinnen und Denken, den ganzen Menschen, in Anspruch nahm. Es führte ihn über die Gränzen des Erlaubten hinaus, weil ihm Eins fehlte, die Achtung vor der Existenz der menschlichen Persönlichkeit, daher er rücksichtslos über Leichen zu seinem Ziele zu gelangen suchte. Schon glaubt er dieses erreicht zu haben, da stirbt sein Sohn und auf seinem Haupte selber sitzt die Krone nicht mehr fest. So viel Opfer hat er gebracht und nun sind sie vergeblich gewesen. Er geräth in den äußersten Zorn; der Mangel an Menschenliebe schlägt in Menschenhaß um. Nun ist er ein blutdürstiger Menschenfeind; die ganze Gegenwart ist ihm verhaßt, er sich selber und die Menschen um ihn her; aber sie, die Menschen, will er zuvor erst noch auskaufen, abnutzen, zu Lüsten gebrauchen; dann mag — denn nun giebt es ja eine Zukunft, wie er sie sich geträumt, nicht mehr für ihn — dann „mag die Welt in Flammen aufgehen."

Zu diesem Resultate gelangt der Verfasser, nachdem er mit Scharfsinn und vieler Gelehrsamkeit die Gründe Stahr's widerlegt und die einzelnen Thatsachen, von denen die Historiker berichten, psychologisch zu erklären versucht hat. Nur Einen Hauptfaktor hat er in der Berechnung, die ihn zu seinem Resultat führt, übersehen: die gegebenen politischen Verhältnisse, denen sich Tiberius fügen mußte und die ihn größtentheils erst zu dem gemacht haben, was er geworden ist. Man kann dem Tiberius gewisse Regententugenden nicht absprechen: er war ein Mann von tüchtiger Bildung, scharfem Verstande und persönlichem Muthe, daher ein umsichtiger Staatsmann und tapferer Feldherr. Er fühlte in sich den Beruf zu herrschen und hatte auch die Kraft und das Geschick dazu. In einer gesetzlich geordneten Monarchie wäre er gewiß ein Fürst geworden, der sein Land, wenn auch nicht milde, doch kräftig regiert hätte, der von seinen Bürgern geachtet, von seinen Feinden gefürchtet worden wäre. Die Monarchie aber, wie sie Octavianus gegründet hatte, war keine gesetzliche Staatsverfassung, sondern ist immer Usurpation geblieben. Sie war Willkürherrschaft, Tyrannis, die sich mit leeren republikanischen Formen umhüllte; sie beruhte auf Unwahrheit und Heuchelei, und aus diesem πρῶτον ψεῦδος ist die ganze Cäsarenwirthschaft mit ihren Gräueln herzuleiten. Wäre

*) Zur Kritik der Geschichte des Kaisers Tiberius, mit besonderer Berücksichtigung der Lebensbeschreibung desselben von Ad. Stahr, von Prof. Dr. Eduard Pasch. Altenburg, Verlagshandlung H. A. Pierer, 1866.

nach Stahr's Meinung, Tiberius wirklich eine edle Natur gewesen, so hätte er nach einer solchen Herrschaft kein Verlangen getragen; da er es nicht war, so strebte er nach ihr und konnte sie nur durch Heuchelei erringen und behaupten. Nicht darum war es ihm zu thun, wie Stahr meint, Absolutismus und Volksfreiheit zu vereinigen, denn er verachtete das Volk, das er mit Brot und Spielen haben konnte, ebenso wie den Senat, der ihm hündisch schmeichelte, sondern um die reine Alleinherrschaft unter dem Scheine der Freiheit, wie sie sich ihm durch Hilfe seiner Mutter Livia ohne Schwierigkeit und Gefahr darbot. Tiberius war nicht der Mann, der da hätte gehorchen wollen, wo er gebieten konnte. Er wäre vielleicht auch unter solchen Verhältnissen ein glücklicher Herrscher geworden, wenn er die historischen Erinnerungen der Römer hätte auslöschen und die Rachegeister des Brutus und Cassius beschwören können. Da er dies nicht vermochte, so trieb die Furcht ihn, Jeden zu opfern, der ihm im Wege stand. Der Prätendenten aus der Julischen Familie, die ihm im Senate oder Volke Opposition machten, wußte er sich durch List oder Gewalt zu entledigen. Einen äußeren Halt fand er in dem faktischen Besitze der Macht und in den willigen Dienern, die ihm ihre Hand liehen, wo er nicht selber handeln durfte; einen inneren Halt glaubte er in seiner Verstellungskunst und Schlauheit zu besitzen, wodurch er bisher Alles erreicht hatte. Als aber der Schlaue sich von dem schlaueren Sejanus überlistet sah, als trotz seiner Macht sein Thron durch den Verrath seines Freundes wankte, da verlor er das Vertrauen zu seiner Macht und zu seiner Klugheit und jetzt warf er, von Angst gepeinigt und seiner selbst überdrüßig, wie Sueton sagt, die heuchlerische Maske von sich und gab sich ungezügelt der Tyrannenwuth hin. Stahr nennt diesen Zustand mit Recht einen Wahnsinn. Es ist der Wahnsinn, dem alle Despoten mehr oder minder verfallen, die Folge der geistigen Spannung, in der sie beständig die Furcht erhält, und des Dünkels ihrer Macht, wodurch sie jeder Rücksicht überhoben zu sein glauben. Tiberius ist um so verdammungswürdiger, da er die Eigenschaften zu einem tüchtigen Regenten besaß und als reifer Mann, der die Gefahren seiner Stellung wohl zu erkennen vermochte, zur Regierung kam, während ein Caligula, Nero, Domitianus, Commodus in ihrer geistigen Beschränktheit und in ihrer Jugend wohl eher eine Entschuldigung finden dürften, wenn sie nach einem löblichen Anfange ihrer Regierung bald von der den Tyrannen eigenthümlichen Krankheit, dem Tyrannen-Wahnsinn, erfaßt wurden. E. M.

Ungarn.

Die letzten Spuren altgermanischer Völkerreste in Ungarn.

Eines der Räthsel der europäischen Geschichte ist das gänzliche Verschwinden der germanischen Völker nach der Völkerwanderung aus den Ländern der mittleren und unteren Donau, wo sie nicht blos seit der Mitte des 3. Jahrhunderts als Gothen, sondern schon vordem, wie uns Grimm in seiner „Geschichte der deutschen Sprache" nachgewiesen hat, als Geten, Daken (Dacier), Triballer, sogar als Thratier im grauesten Alterthum gewohnt, gekämpft und geherrscht haben. Seit dem Abzuge der Longobarden und dem Einbrechen der Avaren berichten uns die Chronisten plötzlich neben den letzteren, dann nach deren Untergange ausschließlich, endlich wieder neben den Magyaren seit 891 nur von Slaven in dem alten Pannonien, Dacien und Mösien. Noch später tauchen dann, als ein anderes Räthsel, aus dem Gewühle wilder Asiaten die Rumänen auf. Es ist schwer zu erklären, wie diese Nachkommen der durch Trajan nach Dacien geführten römischen Ansiedler sich noch als ein besonderes Volk in den endlosen abwechselnden blutigen Hetzen haben erhalten können, während von den früher dort so gewaltigen Germanen nach ihren Zügen gen Westen keine Spur mehr übrig geblieben ist. Die Gepiden namentlich, welche nach den Hunnen über Ungarn's Ebenen herrschten, waren nicht dem Zuge ihrer Stammverwandten gefolgt, sondern sie waren nach einem Verfahren, von dem die Polen behaupten, daß es seit Beginn der Welt nur gegen sie geübt worden sei, von den Longobarden und von den Avaren unterjocht worden. Wo sind sie geblieben?

Die letzte Spur von ihnen hat Herr Pietousewic in dem Anonymus Salisburgensis gefunden, welcher aussagt, daß von ihnen noch einige („quidam") zu seiner Zeit, in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts, in Pannonien gesessen hätten.

Viel zusammenhängendere und spätere Nachrichten hat er von den Ueberresten der Rugier in Nieder-Oesterreich und Ober-Ungarn gefunden. Die Abhandlung, in welcher er die Ergebnisse seiner geschichtlichen Untersuchungen darüber veröffentlicht, gehört zu den wissenschaftlich gründlichsten, scharfsinnigsten und unbefangensten, welche das „Slavische Centralblatt" bisher lieferte. Sie ist betitelt: „Die pannonischen Rugier oder Pseudo-Russen" und steht in Nr. 33—36.

Wir legen sie folgender geschichtlichen Skizze zu Grunde.

Die Rugier, welche ursprünglich in Pommern wohnten und ihren Namen dort der Insel Rügen hinterlassen haben, wurden nach Jornandes, dem Geschichtschreiber der Gothen, von diesen bei ihrer Wanderung aus Skandinavien nach dem Süden, zunächst nach dem Südosten, in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts aus diesen ihren ältesten bekannten Sitzen gedrängt. Sie wandten sich nach den Karpathen, welche sie überschritten. Zur Zeit Attila's werden sie unter den ihm Heeresfolge leistenden Völkern genannt und wohnten damals im nordöstlichen Ungarn. Weil in derselben Gegend später Russen oder Russinen vorgefunden worden sind, welche bis auf den heutigen Tag da sitzen, so haben neuere Geschichtsforscher, namentlich Herr Bielowski, wegen des ähnlichen Klanges der Namen angenommen, daß diese von jenen abstammen und daß also die Rugier ein slavisches Volk gewesen seien. Sie wurden in dieser Meinung noch dadurch mehr bestärkt, daß in den späteren Sitzen derselben nach dem Abzuge ihrer Mehrzahl gleichfalls Slaven vorgefunden worden.

Nach dem Tode Attila's nämlich und dem Fall des Hunnenreiches zogen sie nach den fruchtbaren Landstrichen von Nieder-Oesterreich und gaben denselben für lange Zeit ihren Namen, nämlich Rugiland. Dort ging der Mann aus ihrer Mitte hervor, welcher für immer in der Weltgeschichte genannt werden wird, Odoaker. Im Kriegsdienst der Weströmer schwang er sich zum Feldherrn über die germanischen Soldtruppen empor und machte dem zum Puppenspiel gewordenen Cäsarenthum ein Ende, indem er aus Italien ein unabhängiges germanisches Königreich bildete. Eine seiner bedeutendsten Staatshandlungen bestand darin, daß er in sein Heimatland einfiel, das einheimische Königsgeschlecht entthronte und den größten Theil seiner Landsleute über die Alpen in sein italiänisches Reich führte. Daß noch ein Theil des Stammes dort zurückblieb, kann man im Voraus annehmen. Herr Pietousewic liefert uns aus Urkunden und Chro-

niften auch den Beweis dafür. Das Gebiet der Rugier wurde bald darauf von den Longobarden eingenommen, welche nun von dem Wiener Wald bis zur Raab wohnten. Ihnen unterwarfen sich ohne Zweifel jene Volksreste, ebenso ihren Herrschafts-Nachfolgern, den Avaren. Aus jener Zeit verlautet über sie nichts bis auf den Namen des Landstrichs. Als aber Karl der Große der Herrschaft der Letzteren ein Ende machte, gründete er in Pannonien eine „Ruzara Marcha", hinter welchem Namen Herr Pjetousewic den Namen der Rugier vermuthet. Noch später, 891, kommt in einer Urkunde des Kaisers Arnulf der Ort „Ruginesvelt" im Gau „Dudleipa" vor, welcher nach Hormayr in der Nähe von Groß-Kanisa, also in Ober-Ungarn, zu suchen ist.

Indeß war das ephemere großmährische Reich entstanden. Daß die pannonischen Rugier demselben unterworfen gewesen seien, dafür kann Herr Pjetousewic keinen anderen Beweis liefern, als das Zeugniß von Aeneas Silvius aus dem 15. und des böhmischen Schriftstellers Pulkava aus dem 14. Jahrhundert. Beide können aber nur dann beweiskräftig sein, wenn sie aus Quellen schöpften, welche jetzt nicht mehr vorhanden sind, wovon er keine Erwähnung thut. Indeß hat die Annahme immer die größte Wahrscheinlichkeit für sich.

Als 893 das großmährische Reich von den Deutschen unter Arnulf und den Magyaren gestürzt wurde, finden sich nach magyarischen Quellen in dem Heeresgefolge der letzteren „Gothen und Russen", welche ihnen zur Erlangung des Sieges erhebliche Dienste leisteten. Sie erhielten danach angeblich zur Belohnung als Wohnsitz das Gränzland gegen Deutschland, das heißt also, *das alte Rugiland*. Herr Pjetousewic schließt hieraus mit Recht, daß jene „Russen" nicht mit den Magyaren aus Rußland gekommen, sondern die in dem eroberten Lande schon vorher ansässigen Rugier gewesen seien, deren Name wegen des ähnlichen Klanges mit dem der Russen verwechselt worden.

In einer Urkunde vom Jahre 906 kommt auch dieser Name in unveränderter Form vor. Es wird darin von Slaven aus dem Lande der Böhmen oder der Rugier („Slavi, qui de Rugis vel de Boemanis venerint") gesprochen, woraus zugleich zu schließen ist, daß die Reste der Rugier damals schon völlig slavisirt waren. Endlich wird in den Hildesheimschen Annalen eines Sohnes Heinrich von König Stephan dem Heiligen erwähnt, welcher den Titel eines Herzogs der „Ruizen" („dux Ruizorum") führte. Darunter sind wahrscheinlich die Russen zu verstehen, welche im älteren Sitze der Rugier im Nordosten Ungarns wohnten und heute noch wohnen, und welche schon damals mit denselben verwechselt wurden. Seitdem verschwindet der Name der Letzteren völlig aus der Geschichte.

Wahrscheinlich haben die deutschen Ansiedler, welche seit Karl dem Großen als Rückstau der großen Völkerfluth in verschiedenen großen und kleinen Wellen bis auf die neuere und neueste Zeit nach Osten gezogen sind, am Anfange an den Resten der altgermanischen Bevölkerung einen Anhalt gefunden und sind mit ihnen verschmolzen. Das war ebenso in Nieder-Oesterreich und Ober-Ungarn mit den Rugiern der Fall, als in Nieder-Ungarn mit den Gepiden und anderen Gothen, in Böhmen mit den Markomannen, in Schlesien mit den Lygiern, in der Mark Brandenburg mit den Sueven.

Daß in der letzteren Provinz zwischen der Elbe und etwa dem Meridian von Berlin die altgermanische Bevölkerung sich unter der Wenden-Herrschaft größtentheils erhalten hat, ist von Professor Adalbert Kuhn durch Prüfung der Volkssagen, der Ueberlieferungen der Chronisten und der Mundarten sehr wahrscheinlich gemacht. E. Kattner.

Rußland.

Aus den russischen Ostsee-Provinzen.

Die Deutschen und die Letten.

In Nr. 25 und 27 des „Magazin" von 1866 befanden sich zwei Artikel, die die Nachricht von der wachsenden Ohnmacht der Deutschen in den Ostsee-Provinzen Rußlands gegenüber den panslavistischen Bestrebungen zu widerlegen suchten. Von jedem hiesigen Deutschen, der das „Magazin" liest, wurden jene Aufsätze gewiß mit großem Interesse gelesen, denn daß leider augenblicklich die Partei der Slavophilen den Riß zwischen den Deutschen und Russen möglichst groß zu machen sich bemüht, unterliegt sowenig einem Zweifel, wie es als unverbrüchlich feststehend zu behaupten ist, daß die Deutschen sowohl hiesiger Provinzen, als die im übrigen Rußland zerstreut lebenden, treu zur Regierung und dem Herrscher stehen. Wie vor Kurzem in der Köln. Zeitung richtig bemerkt wurde, giebt es unter den Russen eine Partei, welche meint, das russische Volk stehe jetzt bereits an der Spitze der Civilisation und alle übrigen Kulturvölker haben sich überlebt, weil seit einigen Jahren Rußland nun auch begonnen hat, sich der Kultur zu eröffnen. Diese Ueberhebung ist zu natürlich begründet in der bis zur Regierung Alexander's II. streng gehaltenen Abgeschlossenheit dieses mächtigen Staates, und gehören erst einige Jahre der Ernüchterung für dieses Volk dazu, um einzusehen, welche tief ernste Arbeit und treue Pflichterfüllung jede wahre Kultur von dem Menschen fordert. Daß indessen Merkwürdiges geschehen ist in diesen wenigen Jahren seit Aufhebung der Leibeigenschaft, dürfte am Wenigsten der Deutsche in den Ostsee-Provinzen Rußlands übersehen können, falls er für politisch-sozialen Fortschritt ein Auge hat.

Was nun die Ostsee-Provinzen Rußlands betrifft, so läßt sich das traurige Verhältniß zwischen den Urbewohnern Liv-, Esth- und Curlands, den Letten und Esthen, einerseits und den Deutschen andererseits nicht ganz in Abrede stellen. Der deutsche Adel hiesiger Provinzen ärndtet jetzt, was er bei der Eroberung gesäet. Ihm war es erste Pflicht, die Eingebornen zur Leibeigenschaft herabzudrücken und alle Segel aufzuspannen, um dem freien deutschen Bürgersinn diese Länder zu verschließen. Curland steht in dieser Beziehung als eine Eroberung des Ordens der Schwertritter oben an, während Liv- und Esthland Städte haben, die älter als der Orden sind und erst den Adel zum Schutz ins Land gerufen haben; denn deutsche Kaufleute sind die ersten Ansiedler Livlands. Seit der Handel freilich in weitere und fernere Gegenden sich erstreckt und der im Mittelalter so blühende Handel an der Ostsee sich verringert, hat die Bedeutung Riga's und Reval's, der übrigen Städte zu geschweigen, verloren, und der ehemals so thatkräftige Sinn jener Städte ist gewiß auch in mancher Beziehung verkümmert, da er isolirt dasteht.

Es ist jetzt freilich leichter, den vergangenen Jahrhunderten den Stab zu brechen, da wir zu der Erkenntniß gelangt sind, daß allein im Bürgerstande, in dessen Bildung, dessen Freiheitssinn, dessen Arbeit die Größe eines Staates beruht. Auch wurde es in mancher Beziehung gewiß dem Schwert-Orden, als dem äußersten Vorposten deutschen Lebens, schwieriger, sein erobertes Besitzthum zu germanisiren, als dem deutschen Orden in Preußen; allein thöricht ist sicherlich die Entschuldigung des hiesigen Adels, wenn er sagt: „die ewigen Kämpfe

mit Russen und Litthauern ließen unseren Vorfahren nicht Zeit, die Germanisirung vorzubereiten, und später machte es die Unterordnung unter Polen und Schweden, zuletzt unter Rußland, unmöglich." Hätten denn nicht die Deutschen gerade in den germanisirten Letten und Esthen die besten Bundesgenossen gegen ihre Feinde gehabt? und waren nicht vor alten Zeiten, nach dem Bericht der Schriftsteller des Mittelalters, gerade die Esthen ein sehr tapferer Volksstamm?

Die Feindschaft der beiden unterdruckten Nationalitäten, der Letten und Esthen, gegen die Deutschen ist nun vorhanden, insoweit ein überhaupt so niedrig stehendes Volk hassen kann. Es ist erstaunlich, wie gemein kriechend dieses Volk geworden, ebenfalls aber auch nicht zu leugnen, daß es nach deutschen Begriffen erbärmlich knechtisch gehalten wurde. Ich sage „wurde", denn die Zeiten sind vergangen; seit ungefähr einem Jahr hat der Lette in Curland wenigstens dasselbe Recht, wie jeder andere Bewohner Curlands, der nicht zum immatrikulirten Adel gehört. Daß aber bei dieser heimlichen Gehässigkeit gegen die Deutschen der Lette Vorliebe für die Russen hätte, habe ich nie bemerkt. Ich glaube hierüber ganz unparteiisch urtheilen zu können, da ich in den Ostsee-Provinzen seit Jahren lebe, lettisch spreche, auf dem Lande und in der Stadt meine Erfahrungen gesammelt habe und in privater und öffentlicher Anstellung Gelegenheit hatte, sowohl das Leben der hiesigen Deutschen als des lettischen Volkes zu studiren. Daß ich aber allen diesen Parteien weder feindlich noch freundlich gegenüberstehe, gewinnt an Deutlichkeit, wenn ich bemerke, daß ich Hanneveraner — also jetzt (und das aus ganzem Herzen) Preuße bin.

Die panslavistischen Bestrebungen haben bisher die Deutschen in den Ostsee-Provinzen Rußlands auf keinerlei Art beeinträchtigt — im Gegentheil seit dem Erwachen Rußlands stehen für diese Länder mancherlei sehr nothwendige Verbesserungen vor der Thür, denen sie sich bisher aufs Traurigste durch Berufung auf ihre Privilegien verschlossen hatten, und zwar bis zur russischen Bauern-Emanzipation mit Erfolg, jetzt ohne Hoffnung, denn der wahre Fortschritt bringt es mit sich, daß er siegen muß. Die panslavistischen Bestrebungen stehen bis jetzt, was ihre Feindschaft gegen das Deutschthum betrifft, nur in den Blättern des Herrn Katkov und Leontjew; Praxis sind sie nicht geworden. Deutschland würde sich überhaupt wundern, wenn es Curland näher kennen lernte. Alles, was hier irgend auf Bildung Anspruch macht, ist eigentlich deutsch. Der russischen Beamten sind sehr wenige und von diesen Wenigen nur Etliche, die nicht deutsch sprechen, denen ich natürlich selbstverständlich in keiner Weise eine geringere Bildung als den Deutschen aufbürden will. Nur ist es unmöglich, in Curland irgend eine auch nur gesellschaftliche Stellung einzunehmen ohne wenigstens deutsch zu sprechen. Unter denjenigen, die studirt haben und die man hier Literaten nennt, sind Wenige zu finden, welche höchst mittelmäßig russisch zu sprechen im Stande sind. Sie verstehen davon ungefähr soviel, als vom Französischen, und Letzteres nimmt hier in diesen Kreisen längst nicht die Höhe ein, welche es z. B. ehemals in Hannover auf dem Gymnasium beanspruchte. Mit dem Adel ist es gerade so; nur verstehen die Damen die französische Sprache etwas besser, sowie die Männer, welche in der Armee gedient haben, natürlich beider Sprachen mächtig sind. Deutsch ist die Sprache der Gesellschaft, der Schule, des Gerichts, des Handels — aber dabei redet Jeder ohne Ausnahme lettisch, die Sprache des ganzen Bauernstandes in Curland. Für diese Sprache giebt es eigentlich keine Literatur, wenigstens nach den Ansprüchen, die man im 19. Jahrhundert an eine solche macht. Bibel, Gesangbuch, auch einige Liedersammlungen, höchst geringfügig an Inhalt und Umfang, sowie wenige Erzählungen — das ist Alles, was in lettischer Sprache an Originellem vorhanden ist; denn übersetzt ist Vieles, Schillers Glocke und Bürgers: Knapp, sattle mir mein Dänenroß! — In den Volksschulen, die hier auf der ersten Stufe des Anfangs stehen, wird lettisch gesprochen, in der Kirche auch, d. h. in dem für die Letten angesetzten Gottesdienst, den die Deutschen nicht besuchen. Und diese Trennung in kirchlicher Beziehung ist für Letten und Deutsche die traurigste Erscheinung jener unterlassenen Germanisirung, denn es liegt immerhin in dieser Annäherung vor dem Angesichte Gottes, wo Herr und Knecht zugleich sich beugen, eine Idee der Gemeinschaft, welche das Leben durch Stand, Rang u. s. w. so häufig verwischt.

Ein Lette, der nun an der Kultur überhaupt partizipiren will, kann dies nie als Lette, denn es giebt kein wissenschaftliches Buch in seiner Sprache; ja selbst ein hiesiger Deutscher, welcher von Jugend an lettisch gesprochen, würde nicht im Stande sein, diese Sprache für die Wissenschaft mundgerecht zu machen, weil sie eben zu unentwickelt ist. Der Lette verlangt das aber auch gar nicht, sondern ist auf Nichts erpichter, als für einen Deutschen zu gelten. Wer von den Bauern es seinen Mitteln nach thun kann, läßt seine Kinder, ob schlecht ob gut, im Deutschen unterrichten. Unsere Gymnasien sind zahlreich von Letten besucht, unsere deutschen Elementarschulen noch stärker. Daß die Letten aber je danach geschmachtet hätten, lieber russische Bildung zu genießen, habe ich nie gehört, obgleich ich in ihren Schulen, mit ihren Lehrern &c. vielfach verkehrt habe. Ich habe im Gegentheil trotz ihrer feindseligen Stellung gegen die deutschen Unterdrücker (wie sie es waren) stets vernommen, daß sie deren Kultur weit höher als die russische stellen. Allerdings haben sich in den letzten Jahren einige Personen gefunden, von denen man sagen könnte, sie seien von einer Lettomanie ergriffen, allein das ist von geringem Gewicht gegen das Ganze. Auch hat sich ein Anführer dieser Partei, Woldemar, bei ihnen ziemlich unmöglich gemacht und steht sogar theilweise im schlechtesten Rufe, weil er Hunderte von Leuten durch falsche Versprechungen nach dem Innern Rußlands verlockte, wo sie ins tiefste Elend durch dieses Mannes Schuld und Eigennutz, wie sie sagen, versunken sind.

Ostindien.

Die Alexandra-Schule für Töchter der Hindus in Bombay.

Die Bombay-Gazette enthielt vor nicht gar langer Zeit einen ausführlichen Bericht über eine in der dortigen Alexandra-Schule stattgehabte Prüfung und lieferte damit einen recht erfreulichen Beweis von der Ausbreitung und Lebenskraft, welche das auf den Baum uralter indischer Kultur gepfropfte Reis moderner Bildung und Civilisation im Lande der Hindus gewonnen hat. Die Alexandra-Schule in Bombay ist nämlich ein Institut, in welchem die Töchter der Eingebornen in europäischen Wissenschaften unterrichtet, in europäischer Sitte erzogen werden. Die Anstalt ist ein um so beachtenswertheres Zeichen der Zeit, als ihre Gründung nicht auf Anordnung und Befehl der englischen Regierung erfolgte, sondern das Resultat der rastlosen Bemühungen eines Eingebornen, des Herrn Framdschi Cowasdschi ist.

Welche namenlose Schwierigkeiten sich Herrn Framdschi Co-

wasdschi bei seinem humanen Unternehmen entgegenthürmten, mögen die ermessen, welche im hochgebildeten Europa kennen gelernt, was es heißt, der Frau das einfachste natürlichste Menschenrecht, das Recht der Arbeit, aus verjährten und durch die Verjährung geheiligten Banden lösen zu wollen. Welch ein Kampf mußte es erst sein, wo es galt, sich aufzulehnen gegen Vorurtheile, die Jahrtausende hindurch von Religion und Landessitte als unantastbar hingestellt und mit der äußersten Hartnäckigkeit von einer allmächtigen Priesterkaste vertheidigt wurden! In einem Lande, wo man die Frau bis auf die neueste Zeit mehr als Sache, denn als Person betrachtete und sie dem gestorbenen Gatten mit seinen Schätzen, Waffen und Lieblingsthieren durch die Feuerqual des Holzstoßes in den Tod nachsandte, in einem solchen Lande mußte es als ein ungeheurer Frevel, als ein Auflehnen gegen göttliches und menschliches Gesetz erscheinen, diesen untergeordneten Geschöpfen Unterricht und gar einen europäischen Bildung bezweckenden Unterricht angedeihen lassen zu wollen. Herr Framdschi Cowasdschi hatte ein Werk begonnen, zu dessen Ausführung mehr als ein Menschenleben gehört; es war ihm nicht vergönnt, den Erfolg seiner Thätigkeit zu erleben. In energischer Weise hatte er dem Vorurtheil Trotz geboten, indem er seine eigene Tochter in europäischer Weise unterrichten ließ. Er war es auch, welcher den Plan zu der jetzt bestehenden Schule entwarf und die dazu geeigneten Räume in einem ihm gehörigen Hause in Bombay herrichten ließ; einer weiteren segensreichen Wirksamkeit setzte der Tod ein Ziel.

Das Samenkorn, welches der edle Hindu ausgestreut, war jedoch auf guten Boden gefallen und wurde gepflegt von einem *Freunde* und *Landsmann* des Verstorbenen, einem Herrn Manochdschi, dessen Eifer es zu danken ist, daß im September 1863 in Bombay die Alexandra-Schule eröffnet ward. Wahrlich ein Triumph der Civilisation, der um so überraschender ist, wenn man bedenkt, daß in demselben Lande, wo 1863 ein Institut den Frauen europäische Bildung zugänglich macht, noch 1839 eine Wittwen-Verbrennung mit allem religiösen Pompe gefeiert ward.

Die Alexandra-Schule, zu welcher, wie schon erwähnt, Herr Framdschi Cowasdschi den Grund gelegt und das Lokal hergegeben hat, steht unter Leitung des Herrn Manochdschi, der wiederum einem aus den angesehensten Bewohnern Bombays — Engländer und Hindus — zusammengesetzten Curatorium Rechenschaft *abzulegen* hat. Die Mittel zur Gründung und Erhaltung der Anstalt wurden beschafft durch freiwillige Beiträge; nicht fern dürfte jedoch die Zeit sein, wo das Institut sich nicht nur völlig selbst erhalten, sondern bereits einen Ueberschuß erzielen wird. Die Alexandra-Schule hat nämlich in der Zeit ihres Bestehens eine bedeutende Ausdehnung gewonnen und bereits geht man damit um, nach ihrem Muster ähnliche Anstalten an verschiedenen Orten Hindostans zu gründen.

Die in der Alexandra-Schule unterrichteten Schülerinnen — gegenwärtig 38 an der Zahl — gehören theils dem Stamme der Hindus, theils dem der Parsen an und sind von sehr verschiedenem Alter; als erster Termin für die Aufnahme ist das Alter von fünf Jahren festgesetzt worden. Der Unterricht wird von englischen, der Landessprache kundigen Lehrerinnen ertheilt. Er faßt zunächst die englische Sprache in's Auge, weil diese als Grundlage für die weitere Ausbildung dienen soll. Ohne die Muttersprache seiner Zöglinge zu vernachlässigen, hatte der Vorsteher der Anstalt anfänglich von einer systematischen Behandlung derselben Abstand genommen; in letzterer Zeit ist man jedoch übereingekommen, auch der Landessprache eine eingehende Aufmerksamkeit zuzuwenden, da sie den sichersten Anknüpfungspunkt für das Studium der fremden Sprachen bietet und ihre sorgfältige Pflege und Ausbildung eins der geringsten Mittel ist für schnelle Verbreitung einer allgemeineren Bildung. Andere Lehrgegenstände sind ferner außer den mit dem Sprach-Unterricht zusammenfallenden Lectionen des Lesens, der Grammatik und Orthographie: Schönschreiben, Rechnen, Geographie, Geschichte, Singen und Deklamiren.

Bei der im Eingange erwähnten, in Gegenwart des Curatoriums stattgehabten öffentlichen Prüfung legten sämmtliche Schülerinnen anerkennenswerthe Proben der gemachten Fortschritte ab. Alle ihnen vorgelegten Fragen wurden beantwortet in einer Weise, welche den Zuhörern darthat, daß ihnen hier kein für die Gelegenheit eingelernter Kram geboten werde, sondern das Resultat eines gründlich ertheilten, mit Fleiß und Aufmerksamkeit empfangenen Unterrichts. Wahrhafte Bewunderung des Auditoriums erregte ein kleines Hindu-Mädchen durch die Deklamation eines englischen Gedichtes, sowohl hinsichtlich der Reinheit der Aussprache, als der richtigen Betonung. Am Wenigsten befriedigend waren die Gesangsleistungen. Wohl ließ sich nicht verkennen, daß manche hübsche Stimme unter den Kindern sei, der Gesammteffekt entbehrte jedoch der Harmonie. Indeß steht zu hoffen, daß auch hier ein längerer Unterricht noch günstigere Resultate zu erzielen vermag. Als charakteristisch verdient noch hervorgehoben zu werden, daß bei der Prüfung eine Anzahl von Schülerinnen in europäischer Tracht erschienen war.

Die Alexandra-Schule erfreut sich eines so guten Rufes, daß selbst ein in Bombay lebender Engländer ihr seine Tochter anvertrauen wollte. Das Gesuch mußte, da es gegen das Reglement ist, zurückgewiesen werden; das Curatorium geht jedoch damit um, diese Beschränkung aufzuheben, weil man einen gemeinschaftlichen Unterricht der Töchter der Eingebornen und der in Bombay lebenden Engländer als ersprießlich für beide Theile betrachtet. Erstere würden auf diese Weise im Umgang mit Altersgenossinnen die englische Sprache praktisch erlernen und gebrauchen und sich mit europäischen Sitten befreunden, während letztere durch die bei der Alexandra-Schule angestellten vorzüglichen Lehrerinnen Gelegenheit erhielten zur Erlangung einer Ausbildung, wie sie ihnen sonst nur durch nicht unbedeutende Opfer von Seiten ihrer Eltern ermöglicht werden kann. Nach welcher Seite wir aber auch blicken, überall tritt uns in der Alexandra-Schule in Bombay eine Erscheinung entgegen, der wir im Interesse der Humanität eine zahlreiche Vervielfältigung von ganzem Herzen wünschen.

Nord-Amerika.

Zur amerikanischen Literatur-Geschichte.*)

Wir können das vorliegende Handbuch zur Geschichte der nordamerikanischen Literatur, von K. Brunnemann, nur empfehlen. Es ist allerdings, wie es der Verf. selbst auf dem Titelblatt bezeichnet, eine bloße Studie, die weder auf erschöpfende Gründlichkeit, noch sogar auf literargeschichtliche Voll-

*) Geschichte der nordamerikanischen Literatur. Eine literar-historische Studie von Dr. K. Brunnemann. Leipzig, F. W. Grunow, 1866.

ständigkeit Ansprüche erheben darf, in welchen Beziehungen ihr die bereits vor einigen Jahren erschienene Arbeit von Herrig vorzuziehen ist. Gleichwohl kann sich der deutsche Leser aus dem vorliegenden Handbuch eine belehrende Uebersicht der amerikanischen Literatur verschaffen, wie aus folgender Skizze zu entnehmen, die wir mit einigen Gegenbemerkungen danach zusammenstellen:

Die nordamerikanische Literatur ist eine Tochter der englischen und verhältnißmäßig jungen Ursprungs. Dieser Umstand bestimmt ihren Charakter. Man kann von ihr nicht erwarten, was man von einer alten Literatur zu erwarten berechtigt ist, und muß vor Allem mehr die Zukunft im Auge behalten, die noch reife Früchte zeitigen kann. Wie das amerikanische Volk vom englischen, so hat sich auch seine Literatur nur allmählich von der englischen losgelöst, und noch jetzt dürfte es schwer sein, überall eine enge Gränze zwischen beiden ausfindig zu machen, zumal eine Wechselwirkung besteht, welche die geistigen Strömungen beider Völker vermischt.

Die Aera der Kolonisation hat in Amerika vorzugsweise nur Theologisches aufzuweisen, und seine erste Literatur ist vorzugsweise eine puritanische. Als berühmtestes Werk dieser Zeit gilt eine Abhandlung über den Willen von Dr. Edwards, ein Versuch, das calvinistische Dogma philosophisch zu begründen. Edwards (natürlich ein Geistlicher) starb 1785. Als berühmtester moralisch-theologischer Schriftsteller nach ihm gilt Channing, der in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts lebte — ein feiner, philosophischer Kopf von weltbürgerlicher Originalität.

Die fruchtbarsten Zweige der amerikanischen Literatur sind Journalistik und Jugendschriften. Auf letzteren Zweig haben sich namentlich die Frauen geworfen. Man rühmt Hannah Adams, Lydia Child, Catharine Sedgwick u. a. Was an ihren Schriften ist, wissen wir nicht; die amerikanischen Lobpreisungen derselben werden nicht viel auf sich haben.

Die rhetorische Prosa gedeiht in Amerika, wie in allen Republiken. Alexander Hamilton, Generallieutenant im Befreiungskriege und Präsidentschafts-Kandidat von 1804, wo er leider in einem Duelle fiel, gilt als der Erste in dieser Stilgattung. Franklin, Morris, Jay, Quincey, Dickinson, Paine, Jefferson, Madison, Livingston, Ames und viele andere sind als Redner und Publicisten mehr oder weniger berühmt. Der jüngeren Generation gehören Webster, Clay, Edward Everett und viele Andere an. An Ciceronen, an Demosthenes, mangelt es den Amerikanern ebenso wenig als an Kleonen und Leuten, wie Clodius.

Von bleibenderem Werthe sind einige Leistungen, die der Biographie und Geschichte angehören. David Ramsay, George Bancroft, der blinde Prescott sind vortreffliche Historiker, deren Name auch diesseits des Oceans hohe Anerkennung gefunden hat. Als Hauptvertreter der schönen Literatur müssen Washington Irving und Cooper gelten, deren Romane und Novellen weltbekannt sind. Auch Herman Melville wäre hier zu nennen.

Die literarische Kritik in Amerika ist sehr jungen Ursprungs. Man begnügte sich mit den Urtheilen, die jenseits des Oceans im Schwange waren und brachte die Ansichten englischer Magazine und Reviews zu Markte. Dieses hat sich in neuerer Zeit geändert und Amerika besitzt Literatur-Kritiker, die diesen Namen verdienen. Richard H. Dana hat über das altenglische Drama geschrieben, Andrew Norton über die Echtheit der Evangelien, A. E. Everett über die gleichzeitige französische und deutsche Literatur, R. H. Hudson über Shakespeare. — Es werden uns noch eine große Anzahl anderer Männer namhaft gemacht, doch ist einer der Berühmtesten, Emerson, von dem deutschen Literarhistoriker auf historisch-kritischem Gebiet (wir verweisen nur auf die Representative Men) übersehen worden.

An Uebersetzungen ist die Literatur nicht reich, und hält z. B. mit der deutschen hierin keinen Vergleich aus; was aber die eigentlich philosophische Spekulation betrifft, so scheint dem Amerikaner hierfür Verständniß und Befähigung abzugehen. Einen Philosophen hat das Land noch nicht hervorgebracht, und was man Philosophie nennen möchte, gehört eigentlich unter die Rubrik Theologie. James Walker und Francis Wayland sind in dieser Richtung als Moralisten aufgetreten; Ralph Waldo Emerson spricht schön und glänzend über philosophische Gegenstände, doch geht ihm die tiefere Durchdringung des Begriffes ab. Als Essayist ist Alexander H. Everett viel genannt; in verschiedenen Zweigen der Natur- und Völkerkunde haben die Amerikaner nennenswerthe Leistungen aufzuweisen, so z. B. die Ornithologie von Wilson und Audubon, die Werke von Catlin und Schoolcraft über die Indianer, die national-ökonomischen Studien von Carey u. s. w.

An Reisebeschreibungen ist die amerikanische Literatur vielleicht die reichste. Der Amerikaner hat Auge und Geschick für das Reisen. Ist er doch ein civilisirter Nomade und in allen Erdtheilen zu Hause. Es läßt sich von ihm in dieser Hinsicht Vieles erlernen.

Ueber Romane, Novellen, Gedichte, kurz über die gesammte schöne Literatur, die sehr reichhaltig, aber wohl nicht besonders originell ist, wollen wir hier kurz hinweggehen. Was davon wirklich Werth hat oder sich größeren Beifall erringt, wird uns ja zeitig genug bekannt. An wirklichen Dichtern (Longfellow, Hawthorne, Poe, Bryant u. s. w.) ist kein Mangel.

Kleine literarische Revue.

— **Der Kyffhäuser.***) Wir haben hier ein in nationalem Sinne ebenso deutsches, als preußisches Festspiel zur Verherrlichung der glorreichen Ereignisse des abgelaufenen Jahres vor uns. Ein Wanderer ist an einem Frühlings-Abend dieses Jahres in der „goldenen Aue", am Fuße des Kyffhäuser, in Träume vom großen deutschen Vaterlande versenkt, eingeschlummert, und als er, an der Hand der Phantasie durch das Zauberland der großen Ereignisse dieses Jahres geführt, im Herbste wieder erwacht, findet er sich wirklich in dem von ihm so lang geträumten, einigen, freien Deutschland unter Preußens mächtigem Schirm und Volks-Aufschwung. Kaiser Barbarossa ist ihm während dieser Träume in seiner ganzen deutschen Kraft und Herrlichkeit erschienen. Dem Kaiser melden der Genius der Zeitgeschichte und der Genius Preußens, was sich inzwischen Großes zugetragen.

„. . . . . Eine Welt ist im Entstehen und Verscheiden,
Wer in der neuen leben will, muß sich verjüngen
Und Vorurtheil und Wunsch in seiner Brust bezwingen" —

so spricht der Genius der Zeitgeschichte, und als trotzdem noch einmal die „galvanisirte Leiche" des Bundestages gegen das jugendlich-deutsche Preußen sich erhebt, ruft der Genius Preußens:

*) Der Kyffhäuser. Ein Festspiel zur Erinnerung an Preußens glorreiche Siege 1866. Von Carl Salvlati. (Zum Besten der Victoria-Nationalstiftung für Invaliden.) Berlin, Carl Duncker, 1867.

„So stürz' er denn zum tiefsten Grund
Der morsche, der mißbrauchte Bund!
Doch mächtig steigt in selb'ger Stund'
Durch Kampf und Dampf zum Lichte klar
Germaniens Zukunft, Preußens Aar."

Die großen Tage des Juni und des Juli in Böhmen und am Main werden uns nun an der Hand des Genius der Zeitgeschichte vorübergeführt.

„Und darüber wacht und waltet
In dem Ganzen jener Geist,
Der die Bildung haucht in's Heer
Und Verständniß zum Gemeingut,
Ehre macht und Vaterland
Zu des Daseins edlem Kern.
So begreift sich dieses Wachsthum,
Dieser Preußen-Wogendrang,
Den Europa staunend sieht,
Dem kein einziger Schlag mißlingt
In dem großen deutschen Krieg."

Und der durch die Wendung der Geschicke Deutschlands von seinem Zauberbann erlöste Kaiser Barbarossa ruft dem Genius Preußens zu:

„In dem so errungenen Frieden
Ist es leicht an's Gute, Schöne,
An das Rechte anzuknüpfen.
Weiter wird mit Deinen Gränzen
Nach Dein Blick, o Preußen, werden,
Wirst das Beste, was Du hast, verleihen
Denen, die nun Dein geworden,
Aber auch von ihnen lernen
Wirst Du müssen, um zu reifen
Wie ein großer Mensch von innen.
Weniger Jahre kurze Frist
Wird verbinden dann von Herzen,
Die Dir heute Groll noch tragen,
Zögernd widerwillig folgen,
Deine Stärke fürchtend scheuen.
Aber nicht der Größe Recht,
Nicht Dich, wie Du bist, erkennen.
. . . .
. . . .
Mit dem Geiste fest verbündet,
Der sich überall verkündet,
Ist gewiß, wie das Licht der Sonnen,
Die Vollendung, die wir hoffen.
Was der Vater übrig läßt,
Führt der Sohn zum guten Ziele,
Und des Enkels Streben schließt sich
An des Ahnen Vorbild an."

Diese Dichtung, die wir der Feder eines höheren preußischen Beamten verdanken, ist ein wahrhaft poetisches, zur rechten Zeit gesprochenes Wort, das ganz geeignet ist, auf der einen Seite ebenso zu versöhnen, wie auf der anderen zu erheben und im Vertrauen auf die Zukunft Deutschlands zu befestigen. Nein, ein deutscher Sonderbund ist durch die blutigen Tage von Böhmen und am Main nicht herbeigeführt; wohl aber ist durch das neue deutsche Parlament ein großer Mittelpunkt der Einigung und der sittlichen Erhebung des gesammten deutschen Volkes gegeben. J. L.

— **„Uz und Cronegk, zwei fränkische Dichter aus dem vorigen Jahrhundert",***) ist die Aufschrift eines literarischen Denkmals, das Frau Henriette Feuerbach in Anspach den beiden landsmännischen Dichtern errichtet hat. Motive persönlicher, pietätvoller Art haben wohl zu dem Entschlusse geführt, der modernen Lesewelt zwei Männer vorzuführen, die nur noch in der Literaturgeschichte Raum haben und auch hier eine immer bescheidener werdende Rolle spielen. Uz wird gemeinhin unter die vielen deutschen Anakreone des vorigen Jahrhunderts gezählt, unter deren Feder sich das Wunder von der Verwandlung des Wassers in Wein zu wiederholen schien. Man glaubt ihn, wie die Uebrigen, mit einer gewissen, von Schonung erfüllten Discretion abfinden zu können. Im Gegensatze hierzu liefert die geschätzte Verfasserin des vorliegenden Buches ein Bild von Uz, das ihn uns in einer seine Dichtungen, wie seinen Charakter, sein amtliches Leben, wie seine häusliche Existenz, gleichmäßig beseelenden Harmonie und sein Haupt von Neuem mit Lorbeer umkränzt erscheinen läßt. In den Lebenslauf dieses fränkischen Horaz sind die biographischen Nachrichten über seinen Freund, Freiherrn von Cronegk, eingeflochten, über den Dichter des „Codrus", jenes Dramas, das den ersten Preis der Lessing-Nikolai'schen Dramen-Ausschreibung empfing. Sich mit diesem nicht blos fränkischen, sondern in der That altfränkischen Dichter zu beschäftigen, wurde die Verfasserin durch eine Arbeit von Uz veranlaßt, worin das reiche und ziemlich bewegte Leben des jungen, liebenswürdigen Kavaliers mit einer Zurückhaltung geschildert wird, die von der Diskretion des Freundes ein besseres Zeugniß ablegt, als von seinen Talenten zu biographischen Leistungen. Die Verfasserin hat Uz zu ergänzen gesucht. Leider hat sie dabei oft zu Kombinationen ihre Zuflucht nehmen müssen, und es will uns bedünken, als ob damit zu große Mühen auf einen im Ganzen nur geringfügigen Gegenstand verwendet worden seien. Wie dem auch sei, die Bildungsgeschichte jener Zeit ist durch die vorliegende Arbeit, zu der sich die Verfasserin in ungedrucktem Material manche bisher unbekannte Quelle erschloß, mit vielen interessanten Zügen bereichert worden, und die literar-historische Studie, um die es sich ursprünglich allein gehandelt haben mag, hat sich nebenbei mit Hilfe dieser Quellen zu einem Panorama der Literatur-Bewegung im achtzehnten Jahrhundert erweitert, wozu das Leben von Uz, in dessen Verlaufe sich diese Bewegung von Gottsched und Bodmer bis zur Göthe-Schiller'schen Glanzperiode abrollte, den natürlichsten Rahmen darbot.

— **Eine neue Uebersetzung der Apokryphen.** Als nützlicher und handlicher „Anhang zu der unter Redaktion von Dr. Zunz erschienenen Bibelübersetzung" ist jüngst von Dr. D. Cassel „die Apokryphen, nach dem griechischen Texte übersetzt"**) erschienen. Es kann den Bibelfreunden nur eine willkommene Erscheinung sein, wenn die Apokryphen, welche bisher viel zu wenig verbreitet sind, und die es doch so sehr verdienen, daß man sich mit ihrem Inhalte bekannt mache, unter ein größeres Publikum kommen. Herr Cassel hat das Verdienst, obgleich streng an den griechischen Text sich haltend, doch eine gefällige Uebersetzung geliefert zu haben, und die Verlagsbuchhandlung hat deren Anschaffung dadurch erleichtert, daß sie das Buch in Druck und Format der Zunz'schen Bibelausgabe anbequemte.

*) Ein biographischer Versuch von Henriette Feuerbach, geb. Heydenreich. Leipzig, W. Engelmann, 1866.

**) Berlin. Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung. 1866.

und den Preis (12 Sgr.) sehr billig stellte. — Zwar sind schon im Jahre 1841 „die Apokryphen des alten Testaments, auf's Neue aus dem griechischen Texte übersetzt und durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert von M. Gutmann, Distriktsrabbiner" (in Redwitz in Baiern) erschienen*); dieselben sind aber sehr wenig bekannt geworden. — Bibliographisch sei noch bemerkt, daß, nachdem einzelne Bücher der Apokryphen von Verschiedenen ins Hebräische übersetzt wurden (so die Weisheit Salomo's von Hartwig Wessely, das Buch Sirach, nach dem Syrischen ins Hebräische von Ben-Seeb, einzelne kleinere Bücher von Salomon Pleßner), dieselben vollständig hebräisch übersetzt von S. J. Fränkel in Hamburg (1833) erschienen. K.

— **Aus Schweden.** Seit Anfang dieses Jahres erscheint in Stockholm bei C. J. Backman unter dem Titel tdun eine Zeitung für ausländische Novellen- und Roman-Literatur in Duodezformat. Sie wird die besten Hervorbringungen der deutschen, englischen, französischen und russischen schönen Literatur in gediegenen schwedischen Uebersetzungen enthalten, jährlich 6 Rdr. kosten und jeden Sonnabend in einem besonderen Umschlag ausgegeben werden, welcher zur Mittheilung kleiner Aufsätze, literarischer Notizen und Anekdoten benutzt werden soll. Das erste Heft beginnt mit einer historisch-romantischen Skizze: „Drei Tage und eine Nacht aus dem Leben des Kaisers Napoleon III.", welcher die Novelle: „Drei Begegnungen", von Iwan Turgeniew, und der Roman: „Der Ehrlose", von Edmond About, folgen soll.

In besonderen Ausgaben sind in letzterer Zeit die schwedischen Uebersetzungen der kleineren Gedichte Schiller's von J. Bjursten, des „Rasenden Roland" von C. A. Kullberg, des Lebens Mozart's (von O. Jahn) von O. Strandberg, der „Geschichte Maria Stuart's" von M. Miquell, der „Verlorenen Handschrift" von G. Freytag und des „Hellas" von Wägner veröffentlicht worden.

Literarischer Sprechsaal.

Die pikant schreibende Frau v. Gayette-Georgens sagt in einer Erwiederung auf ein Gedicht Paul Heyse's gegen die Bestrebungen, die Stellung der Frauen im Arbeits- und Staats-Leben zu reformiren: „Nachdem man so viel, „zum Grauen aller Engel" auf dieser Erde, über die Emancipation der Frauen gesprochen, dürfte es an der Zeit sein, die Emancipation der Männer einmal in's Auge zu fassen: diese Emancipation von suffisanter, politischer Freiheitsspielerei, von schleichender Rechtsverdreherei, von träger Indifferenz bei den wichtigsten Zeitfragen, von schleppender Nonchalance, im Geschäft bei fetter Besoldung, von anmaßender Ziegelei und specifischer Grobheit bei Gelegenheiten, wo auf dem Posten gefällig und hilfreich zu sein, Pflicht wäre, vom Wirthshaus-Schlendrianleben, vom gedankenlosen Kartenspiel, vom Schuldenmachen und so viel tausend Dingen mehr, von Vorurtheilen, faden Complimenten, armseliger Ueberhebung u. s. w. Es fehlt aber an emancipirten Männern; die meisten lassen sich von den Frauen, die sie so gering halten, daß sie ihnen das Recht der Emancipation nicht zugestehen und die Fähigkeit des Denkens absprechen, berücken, beschwatzen, bethören, kurz — regieren."

*) Altona, Verlag von J. Fr. Hammerich.

Neben der Revue des cours littéraires de la France et de l'étranger erscheint in Paris eine Revue des cours scientifiques, welche beide Journale in Wochenlieferungen von den Herren Eug. Yung und Em. Alglave herausgegeben werden. Gegenwärtig hat nun auch der durch ähnliche Publikationen bereits bekannte Graf von Héricourt zwei Publikationen begonnen, die sich mit dem Abdrucke von Verhandlungen und Vorträgen beschäftigen, welche in gelehrten, literarischen und anderen Gesellschaften und Vereinen gehalten werden. L'Analyse heißt die eine dieser Publikationen, die in Form einer Monatsschrift erscheint, während das Annuaire des Sociétés savantes de la France et de l'étranger ein Jahrbuch ist, das, nach der Absicht des Herausgebers, ein Band der Wissenschaft werden soll, welches die ganze gelehrte Welt umschlingt.

Ein verruchtes Verbrechen, wie es so schauderhaft kaum in irgend einem andern Lande von Europa jemals vorgekommen, ist am 2. Oktober 1866 auf einer der nicht weit von Toulon im Mittelländischen Meere gelegenen Hyèrischen Inseln, die „Ost-Insel" (Ile du Levant) genannt, begangen worden. Auf dieser sonst ganz wüsten und unbewohnten Insel befindet sich eine Strafanstalt für jugendliche Verbrecher. Sechzehn dieser Verbrecher, meistens im Süden von Frankreich, doch zum Theil auch in Paris und in Savoyen gebürtig, im Alter von 16 bis 19 Jahren haben nun in der Nacht vom 2. Oktober, nach einem Komplott, das sie verabredet hatten, zuerst die Vorrathskammern des Gefängnisses erbrochen und sodann einen anderen Theil ihrer Kameraden, dreizehn Sträflinge gleichen Alters, die sie für Spione und Denuncianten erklärten, in eines dieser Magazine gelockt, dessen Vorräthe an Speisen und Getränken sie ihnen preisgaben. Während nun diese Dreizehn sich gütlich thaten, zündeten jene Sechzehn mit Hilfe des Oels und des Petroleums, die ebenfalls in der Vorrathskammer waren, das Gebäude an, stellten sich bewaffnet an die brennende Pforte, wo sie Jeden niederstachen, der entkommen wollte und ließen die Eingesperrten, die sich, um Gnade bittend und Hilfe rufend, an die eisernen Gitter der Fenster geklammert hatten, sämmtlich verbrennen. Zwei Gefängniß-Wächter, die den armen, verbrennenden Menschen zu Hilfe kommen wollten, wurden von den nichtswürdigen Mördern in einen Graben geworfen, wo sie halb todt liegen blieben. Der Geistliche des Gefängnisses und die Familie des Direktors hatten sich inzwischen auf ein Boot geflüchtet, das sie nach Toulon brachte, von wo am folgenden Tage bewaffnete Macht anlangte, um die Verbrecher, die jetzt vor dem Assisenhofe des Var-Departements stehen, in Ketten zu legen und abzuführen. Der Bube, der an der Spitze des ganzen Komplottes stand, heißt Pierre Joseph Condurier und ist nicht älter, als sechzehn Jahr.

Es liegt uns ein im vorigen Jahre zu Jerusalem in der Druckerei der Franziskaner in italiänischer Sprache gedrucktes Werk vor: „Il Neged Settentrionale," von Carlo Guarmani, mit einem Vorworte des preußischen Consuls in Palästina, Dr. G. Rosen, der diese Reise nach dem Nedjd (inneres Arabien) bereits in der Berliner „Zeitschrift für allg. Erdkunde" als ein anziehendes Werk empfohlen hatte. Das Buch ist auch in typographischer Hinsicht ein interessantes Erzeugniß des heiligen Landes.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — Berlin, den 2. Februar 1867. — [Nº 5.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Gott in der Natur.

I.

Hartwig's und Böhner's Natur-Darstellungen.

„... Die Wissenschaft, sie erleuchtet, reinigt und lüftet nicht bloß das materielle Leben; sie erleuchtet, reinigt und lüftet auch den menschlichen Geist, seine Empfindungen, sein Denken und das höchste Resultat dieses Denkens: seine Gott-Erkenntniß."
(J. L. im „Mag. f. d. Lit. d. A.")

Unter dem Titel „Gott in der Natur" liegt uns ein Werk von Georg Hartwig vor,*) mit dessen eingehender Besprechung wir ein weites Feld betreten, — so umfangreich und großartig, daß wir auf demselben zugleich eine Anzahl anderer, unter sich sehr verschiedenartiger Schriften zu beleuchten haben.

Mit Hinweis auf unsere hier bereits dargelegten Anschauungen und Grundsätze (vergl. Nr. 37 v. J.) wenden wir uns zunächst den hierhergehörenden, speziell naturwissenschaftlichen Büchern zu. Georg Hartwig, bekannt als Verfasser von „Das Leben des Meeres",**) „Der hohe Norden", „Die Tropenwelt", „Die Unterwelt", „Die Inseln des großen Oceans",***) tritt uns in allen diesen großartigen Natur- und Landschafts-Gemälden als ein tüchtig wissenschaftlich gebildeter, klar- und zugleich wahrhaft volksthümlich darstellender Schriftsteller entgegen. Ihn dürfen und müssen wir daher jedenfalls in Betracht ziehen, wenn *wir die populäre* Naturdarstellung und ihr Verhältniß zum Volke — vom Gesichtspunkte der Gottanschauung aus — noch einmal berühren und näher erörtern wollen.

Nach der Anlage des vorliegenden Werkes beabsichtigt Hartwig in demselben eigentlich einen „Kosmos" im kleinen Rahmen zu bieten. Indem er „die Einheit der Schöpfung" darstellen will, schildert er zugleich das gesammte Weltall selbst, von der „Sternenwelt" herab bis zu unserem Erdball, zu den Kräften der Erde und deren Erscheinungen in der Luft, dem Wasser und dem Erdinnern, und auf der Erdoberfläche wiederum alle Geschöpfe und Bewohner, vom Beginn des winzigsten mikroskopischen Pflanzen- und Thierlebens bis hinauf zum „Bilde der Gottheit", dem Menschen selbst, in seinem ganzen körperlichen und geistigen Wesen. In der That, eine fast bewundernswürdige Aufgabe: in dem engen Rahmen eines Buches von dreißig Bogen, aus der wahrhaft unermeßlichen Fülle dieses Stoffes eben nur Das herauszunehmen, was in den Plan des Werkes hineingehört, und es zugleich so zu gestalten, daß jeder einzelne Gegenstand umfassend und erschöpfend genug behandelt sei.

Bevor wir aber ein Urtheil über die Lösung dieser Aufgabe aussprechen und begründen, müssen wir die Gesichtspunkte verfolgen, von denen aus der Verfasser das Werk geschaffen hat. „Betrachten wir die Natur in ihren größten wie in ihren kleinsten Erscheinungen, so treten uns überall die Spuren eines höheren Waltens entgegen. Unter allen unzähligen Formen des Thier- und Pflanzenlebens giebt es keine, die nicht für ihre eigenthümlichen Daseinszwecke auf's trefflichste ausgerüstet wäre; der Bau der Erde, die physischen Gesetze, welche auf ihrer Oberfläche im Reiche der Gewässer und der Luft obwalten, stimmen in allen Punkten vollkommen mit den Bedürfnissen der organischen Schöpfung überein; die Planeten und Sonnen wandern einträchtig durch die Gefilde des Weltalls. Und so wie im unendlichen Raum ein Glied der Schöpfung sich planmäßig an das andere schließt, so reiht sich in der ungemessenen Zeit ein Jahrtausend harmonisch an das andere, denn durchblättern wir das große Buch der Erdgeschichte, so finden wir, von der ersten Morgenröthe des organischen Lebens an, dieselbe staunenswerthe Uebereinstimmung zwischen der Erde und ihren Bewohnern, wie sie die Gegenwart darbietet. Auf diese wunderbare Ordnung aufmerksam zu machen, den Schöpfer in seinen Werken, den ewigen, unwandelbaren, geistigen Herrscher und Weltregierer in den flüchtigen, stets wechselnden Erscheinungen der Materie nachzuweisen, ist die Aufgabe, die ich mir im nachfolgenden Werke gestellt habe. Möchte es mir gelungen sein, sie zur Zufriedenheit meiner Leser zu lösen und damit die Ueberzeugung in ihnen zu befestigen, daß wir nicht von blinden Naturgesetzen abhängen, sondern Kinder sind eines allweisen, allmächtigen und allgütigen Gottes."

Dies ist nun allerdings ein Standpunkt, der von dem fast aller übrigen, bekannteren Naturdarsteller, sowie naturwissenschaftlichen Schriftsteller überhaupt, als ein durchaus verschiedener sich zeigt. Wir wollen absehen von Jenen — oft bedeutende und hervorragende Namen —, welche den radikalsten Atheismus offen zur Schau tragen und leider auch stets in ihren oft so trefflichen Darstellungen, als Polemik und Lehre eifrig zu verbreiten suchen. Auch die übrigen, welche der Anschauung von dem Dasein einer Gottheit sich nicht verschließen, tragen dennoch — wie ja auch der Referent selber — in ihren Darstellungen das Gottesbewußtsein niemals absichtlich oder gar geflissentlich zu Schau. Müßten — so meinen sie wohl — sie nicht befürchten, von ihren aufgeklärteren Lesern — — — mit den leidigen Schaaren der Heuchler und religiösen Mantelträger in Eine Linie gestellt werden und liegt daher die Befürchtung eines fast noch größeren Aergernisses, das sie dadurch geben würden, nicht äußerst nahe?!

Hartwig hat in diesem Werke sich daher auf einen ganz entschieden nicht alltäglichen Standpunkt gestellt — indem er sein Gottesbewußtsein nicht bloß zurückhaltend in der eigenen Brust birgt und mittelbar in seinen Schriften ausströmen läßt, sondern auch indem er, polemisch und gleichsam werbend, für den Gottes-Glauben seinen „Kosmos" uns aufrollt.

Was sodann, neben diesem Grundzuge des Werkes, die Darstellung anbetrifft, so haben wir Folgendes zu bemerken: Sowohl in den naturwissenschaftlichen Abhandlungen, als in den Natur-, Landschafts- und Weltalls-Schilderungen, mit anderen Worten, ebenso in der Malerei des Großartigen und Unendlichen, als in der Einzelndarstellung der kleinsten Gegenstände, z. B. der Pflanzen- oder Thierkörper, in aller ihrer zahllosen Mannigfaltigkeit — überall haben wir die ganz besonderen Vorzüge hervorzuheben, welche einem solchen Werke eben nur vollen, hohen Werth verleihen können: Durchaus wissenschaftliche — niemals, wie man das wohl in populären Werken sonst findet, den Thatsachen der Wissenschaft nicht entsprechende oder gar widersprechende — Behandlung, Klarheit, Sicherheit, hin und wieder poetischer Schwung und doch in diesem, ebenso aber auch in den religiösen Anschauungen — — eine gewisse, hier fast wohlthuende Zurückhaltung.

Wir wollen es offen gestehen, daß von vornherein, als wir das Buch in die Hand nahmen — gerade der Titel Mißtrauen in uns erweckte. Mindestens, so dachten wir, mißbraucht ihn der Verfasser — gleichviel ob unbewußt oder absichtlich — als

*) Wiesbaden, C. W. Kreidel's Verlag, 1866.

**) Glogau, Carl Flemming.

***) Sämmtlich in Wiesbaden, bei Kreidel.

Aushängeschild des Buche. Nach reiflicher Prüfung sind wir jedoch zu völlig anderer Ansicht gelangt. „Zu allen Zeiten, in allen Zonen, hat der gestirnte Himmel Freude und Andacht im Herzen des Menschen erweckt, sowie er der rohesten Barbarei entwachsen war; ja, die ersten Gefühle der Andacht, die erste Ahnung des Allmächtigen mag in seiner Seele aufgedämmert sein, als sein Auge sich in die Tiefen des nächtlichen Firmaments versenkte, und Stern auf Stern ihm von jenem erhabenen Dome entgegenleuchtete, dessen Gewölbe überall sich ausbreitet und dessen Säulen nirgends zu finden sind.... Wie ungleich ist der Schmuck der Erde über die verschiedenen Länder vertheilt; diese in üppiger Schönheit prangend, jene ein Bild der öden Verwüstung — aber der gestirnte Himmel ist prächtig am Aequator, wie an den Polen, und die ganze Menschheit erfreut sich seines Glanzes. Der Allmächtige hat gewollt, daß, wo nur Geschöpfe leben, welche die Idee des Unendlichen zu fassen vermögen, die unendliche Welt der Sterne ihre Gedanken zu seinem Throne leiten sollte!" Das ist eine derjenigen Stellen, die am auffallendsten die Ansichten des Verfassers zur Schau tragen — und sie wird man, selbst vom zurückhaltendsten Standpunkte aus, noch immerhin billigen können.

Wenn der Verfasser dann aber, am Schlusse seines Werkes, aus allen diesen Darstellungen, welche also das gesammte Weltall umfassen, die gewonnenen Ergebnisse in der Schilderung des Menschen gleichsam zu concentriren sucht, wenn er reflektirend von jeglichem Geschöpfe, wie von dem ganzen All aus den Menschen beleuchtet, so müssen wir doch annehmen, daß in den daraus entfließenden Resultaten dann die Gottesanschauung des Verfassers sich am klarsten und markirtesten wiederspiegeln werde. Und dies ist in der That der Fall: „So sehen wir unser Geschlecht vor allen übrigen geschaffenen Wesen schon durch seine körperliche Bildung ausgezeichnet, noch mehr aber durch die unendlichen Vorzüge seines Geistes. Das Thier hat zwar auch bis zu einem gewissen Grade — Gedächtniß, Verstand, Ueberlegung, Combinationskraft, ja, es wird sogar durch den Instinct befähigt, manche Arbeiten in einer Vollkommenheit und mit einer untrüglichen Sicherheit und Leichtigkeit zu verrichten, welche die kunstfertigste Menschenhand ihm nicht nachmachen kann — aber dennoch, wie tief steht auch das intelligenteste Thier hinter dem Menschen zurück! Er allein strebt nach höheren Zielen, er allein trägt in sich ein Gewissen, er allein besitzt ein eingeborenes moralisches Gesetz, er allein weiß Zeit und Raum nach den seiner Seele tief eingeprägten Regeln zu messen, er allein knüpft eine Wahrheit an die andere, bewahrt das Errungene für seine Nachkommen auf, und steigt von Staffel zu Staffel auf der Leiter des Wissens empor; er allein erhebt sich über das niedrige Reich der Materie und erkennt durch den Geist, der in ihm wohnt, das Dasein einer höheren Geisterwelt; er allein hat das Bewußtsein, daß es nach diesem Leben noch ein anderes Leben giebt!

„Und wozu wurden dem Menschen diese eminenten Fähigkeiten verliehen; wozu ihm, dem auf Erden Wallenden, dieser Blick in ein schöneres Jenseits? Soll er sich nur auf ein thierisches Dasein beschränken — dann steht er weit hinter dem Thiere zurück, denn mit geringerer Mühe weiß dieses sich seine Nahrung zu verschaffen und das Insect erfüllt alle seine Lebensbedingungen mit derselben Vollkommenheit wie er, und kennt dabei keine Sorgen, keine Reue, keine Gewissensbisse über eine verfehlte Vergangenheit, keine Furcht vor der richtenden Gottheit. Nein! die Vorzüge des Menschen, die sonst nur das spöttische Geschenk eines Dämons wären, schreiben ihm eine edlere Laufbahn, höhere Pflichten vor — und nur auf diesem Wege findet er seine Befriedigung, sein Glück, denn nur auf diesem Wege erfüllt er den Zweck seines Daseins.

„Selbstvervollkommnung, Selbstveredelung, Befreiung von der Herrschaft seiner sinnlichen Neigungen, von den Banden der Selbstsucht sind die erhabenen Ziele, nach welchen sein Wille streben muß. Begeistern soll er sich für die hohen Ideale: Gott, Vaterland, Tugend! soll beharrlich sich zum Bürger einer besseren Welt heranbilden, trauern, wenn seine Schwäche ihn vom richtigen Wege ablenkt, frohlocken bei jedem Schritt, den er zurücklegt auf der Bahn des Guten und Schönen!"

In diesen Zeilen, dieser summarischen Potenz des Buches, müssen wir dem Verfasser von Herzen zustimmen — und können in derselben auch sehr wohl den Titel billigen: als eine Einladung, die erhabene Gottheit in dem All der Natur kennen und bewundern zu lernen und damit also ganz von selbst danach zu streben, Gott ähnlich zu werden, d. h. hohe, reine, edle Gesittung, ernstes Streben nach Wissen, Tugend und Freiheit aus der Natur und ihrer Kenntniß in das Menschenleben zu tragen.

Auf einem ungleich andern Standpunkte steht August Nathanael Böhner, der Verfasser des Werkes „Kosmos, Bibel der Natur."**) In seinem viel umfassenderen Buche von zwei starken Bänden verspricht er „das Anziehendste aus dem Gesammtgebiete der Naturforschung zur Veranschaulichung der Majestät des Ewigen in seinen Werken" zu geben. Auch Böhner ist als Schriftsteller und tüchtiger populär-naturwissenschaftlicher Darsteller längst ohne Zweifel anerkannt. Sein kleineres Werkchen „Naturforschung und Kulturleben in ihren neuesten Ergebnissen"***) wurde von der maßgebenden Kritik ehrenvoll aufgenommen, und sein bereits seit dem Jahre 1864 in Lieferungen herausgekommener und jetzt soeben erst vollendeter „Kosmos" hat allseitig die entschiedenste Anerkennung gefunden. Um so mehr müssen uns daher aber auch die Gesichtspunkte des Verfassers interessiren, der unter den populär-naturwissenschaftlichen Schriftstellern unserer Zeit in Betreff der ausgesprochenen, zur Schau getragenen, ja potemisirend docirten Gottesanschauung unbedingt als der äußerste Vorposten zu betrachten ist.

„Die „Bibel der Natur", sagt er, möchte den gebildeten Familien eine Würze der Unterhaltung bieten in ihren freundlichen Kreisen, dem studirenden Jüngling eine Weckung der Freude an der Natur, dem bedrängten Geschäftsmanne eine Geisteserfrischung in freien Stunden — dem Zweifler an Gottes Vorsehung einen Stachel in sein Gewissen, dem orthodoxen Ketzerrichter eine Geißel der Wahrheit auf seinen Rücken dem niedern Sklavensinn ein Weckmittel der Menschenwürde, der eisigen Selbstsucht einen Blick in Gottes Vaterherz, dem dünkelhaften Weisen ein Remedium wider den Hochmuth — allen redlichen Wahrheitsfreunden eine Veranschaulichung der herrlichen Wunderwerke Gottes zur Erquickung der Seele.... Das große Buch der Natur zeugt in überwältigender Weise für sich selbst. Das Scherflein, welches wir zum Verständniß dieser erhabenen Sprache Gottes beizutragen vermögen, mag vergessen werden; die Geistesfrucht wird aber bleiben. Wenn auch nur Eine Seele dadurch veranlaßt wird, die Natur selbst näher zu betrachten und aus der Quelle des Lebens selbst zu schöpfen: so ist der Zweck dieser Schrift erfüllt."

Die Vorzüge des Böhner'schen „Kosmos", welche, wie gesagt, zum größten Theil bereits allenthalben anerkannt und vielfach hervorgehoben sind, bestehen namentlich in Folgendem:

**) Hannover, Carl Rümpler.

***) Ebenfalls bei Rümpler in Hannover.

Zuerst hat der Verfasser sein Werk für „Gebildete aller Bekenntnisse“ bestimmt; er schließt damit also alle engherzigen Sonder- und Confessions-Interessen von vornherein aus und führt diese hochstehende Gottesanschauung auch ganz consequent vom Beginn bis zum Ende des Buchs durch. Damit verbindet er eine auf tiefem, gründlichem Wissen beruhende, klare und gewandte, zugleich aber fast durchgängig schwungvolle Darstellung. Eine eigene Virtuosität zeigt er sodann aber darin, aus dem unendlichen All des Himmels, sowie aus den großartigsten wie geringsten Erscheinungen des Erdenlebens mit bewundernswürdiger Sicherheit gerade das Interessanteste und Nothwendigste herauszugreifen und dies zu einem erschöpfenden, abgerundeten und einheitlichen Ganzen harmonisch und den Leser voll befriedigend zu gestalten. Hierin steht dies Werk hoch über dem Hartwig'schen — wie es denn ja auch, vermöge seines bedeutenderen Umfangs, seiner trefflichen farbigen Bilder-Tafeln und Text-Holzschnitte, sowie auch seines Preises eine Höhe einnimmt, welche jenes selbstverständlich gar nicht beansprucht.

Böhner tritt den atheistischen Naturdarstellern geradezu herausfordernd gegenüber: „Wie unsere Hochachtung vor dem Erfinder eines menschlichen Kunstwerks in dem Maße steigt, je klarer wir den genialen Grundgedanken in der Anlage und Ausführung des Werkes erfassen: so wächst unsere Bewunderung des Schöpfers aller Dinge, je gründlicher wir sein ewiges Gesetz in der Schöpfung erkennen. Die feststehenden Ergebnisse der neueren Naturforscher enthüllen dem forschenden Geiste tausendjährige Räthsel, der suchenden Seele staunenswürdige Aussichten in die Ewigkeit. Dem Weisen, der die Werke Gottes in ihrem Zusammenhang schaut, eröffnen sie Lichtgedanken der höchsten Vernunft; der edlen Wißbegier bieten sie süße Befriedigung; dem religiösen Gemüthe einen ergreifenden Anschauungs-Unterricht von dem Walten des großen Schöpfers aller Welten.

„Die gründliche Naturforschung stellt den Triumph der Wahrheit über die seichte Naturvergötterung herrlich in's Licht; sie giebt uns gegen den Aberglauben wie gegen Unglauben die schärfsten Waffen in die Hand; sie rückt uns dem Vaterherzen Gottes näher und hebt uns zu einer Höhe der Weltanschauung, auf welcher alle Engherzigkeit von uns fällt und die ganze Schöpfung als ein redendes Zeugniß der ewigen Weisheit und Liebe erscheint. Das gründliche Naturwissen steht daher mit dem Adel der Menschennatur und dem besten Theil unserer Glückseligkeit in naher Verbindung und behält als Gottes Kundgebung für den gottverwandten Geist auch dann noch, wenn alles formale Scheinwissen längst vermodert und vergessen sein wird, einen unvergänglichen Werth. Das höchste Ziel der geistigen Entwickelung ist das Gottschauen, das Innewerden der ewigen Liebe in einem gottseligen Leben. Die tiefere Naturbetrachtung ist ein vorläufiges Gottschauen im Spiegel seiner Werke. ...

„Wenn ich in den kleinsten Stofftheilchen der Krystalle und der Pflanzenzelle dasselbe Gesetz der Weisheit entdecke, welches die unermeßlichen Systeme der Himmelskörper beherrscht, wenn jeder Tropfen meines Blutes, jede Faser meiner Nerven von Zellen zusammengesetzt ist, von denen jede sowohl für sich einen gesetzlichen Gliedbau bildet als auch mit der ganzen Schöpfung in harmonischer Lebensverbindung steht: so fühle ich mein Wesen und Leben wie aufgelöst in der Allmacht und Weisheit dessen, der meines Lebens Leben ist. Solcher Lebensverkehr der Seele mit ihrem Schöpfer macht den Forscher bescheiden und demüthig vor seinem Gott, wahr im Denken, edel und frei im Wollen, freudig zur That, mild im Urtheil über Andere, tapfer im Sturm, gottergeben im Feuer der Prüfung, freudig und siegreich im Tod. Bewußtvoll und freudig mit einzustimmen in die große Harmonie der Schöpfung zur Verherrlichung des Schöpfers: das ist die Krone des Lebens.“

Von diesen Gesichtspunkten aus gestaltet sich nun die Naturdarstellung Böhner's abweichend von jeder andern. Er glaubt und erkennt einen persönlichen Gott, dessen direktes Walten er, wie in der Darstellung des „Bau des Himmels“, so im „Leben der mikroskopischen Geschöpfe“, in den „Wundern des Lichts und der Atomenwelt“, in der „Urwelt“, im „Meer und dessen unerschöpflicher Lebensfülle“, in allem Pflanzen- und Thierleben, wie im Menschen, der „Krone der irdischen Schöpfung“ consequent verfolgt und uns schwungvoll und begeistert ausmalt. Da finden wir sodann die eigenthümliche Erscheinung, daß ein mit bedeutendem Wissen, klaren Anschauungen, ehrlicher und toleranter Gesinnung vor uns stehender Naturdarsteller die bis dahin — wohl allgemein als unmöglich zu erreichende, wohl gar als widersinnig erachtete — Aufgabe zu lösen sucht: eine **„Harmonie der Naturbibel mit der Kulturbibel“** nachzuweisen und uns lebendig darzustellen. Karl Ruß.

Schweiz.

Die Neugestaltung Deutschlands und die Schweiz.*)

Aus einer Broschüre, welche den Titel trägt, den wir als Aufschrift dieser Zeilen hingesetzt haben, heben wir einige Sätze hervor, die in beachtenswerther Weise zeigen, wie die Schweiz gegenüber der Machtvergrößerung ihrer Nachbaren ihre Selbständigkeit zu wahren gedenkt:

„Es mag für das lebhafte nationale Bedürfniß der heutigen Welt unerläßlich erscheinen, daß jede große und ihrer selbst bewußte Nation auch eine staatliche Existenz gewinne. Aber es ist für die Befriedigung dieses Bedürfnisses durchaus nicht nothwendig, daß die ganze Nation bis auf den letzten Mann in diesem einen Staat lebe; es genügt, wenn nur ein so großer Theil der Nation in dem nationalen Staat Bestand und Macht gewinnt, als nöthig ist, um ihre Eigenart darzustellen und ihre Interessen wirksam zu schützen.

„Die große, europäische Bedeutung der Schweiz beruht vornehmlich darauf, daß sie die Bruchstücke der drei großen Nationen, welche berufen sind, das politische Leben von Westeuropa hauptsächlich zu bestimmen, zu einer politischen Einheit friedlich zusammenfaßt. Die Schweiz hat bereits das Problem gelöst, an dessen schwieriger Aufgabe die österreichische Monarchie sich bisher erfolglos zerarbeitete. Keine der drei Nationalitäten gefährdet die andere; sie sind nicht wider einander gereizt und sie haben kein Verlangen, sich von einander zu trennen. Der Unterschied der Sprache wird nicht zur Scheidung, weil die Gemeinschaft der republikanischen Freiheit die verschiedenen Sprachgenossen gleichmäßig erfüllt. Damit ist aber ein leuchtendes Vorbild gewonnen für die künftige Einigung und das friedliche Zusammenwirken der großen Nationen Europas.

*) Die Neugestaltung von Deutschland und der Schweiz. — Zürich, Orell, Füßli u. Co., 1867. 8. 57 S.

„Die Existenz der Schweiz hindert in keiner Weise die volle Entwickelung der deutschen, französischen oder italiänischen Nationalität; die großen Staaten würden durch den Erwerb der sprachgenössischen Schweizer-Kantone kaum eine erhebliche Unterstützung erhalten; in einigen Beziehungen würden sie sogar Einbuße erleiden: denn in jeder Nationalität giebt es Gegensätze der politischen Denkweise, die nur in verschiedenen Staatenbildungen zur Geltung kommen. Der entschieden republikanische Trieb, der in der deutschen, französischen, italiänischen Nationalität zwar in der Minderheit, aber doch nicht auszurotten ist, kann nur in einem republikanischen Staatswesen zu ungehemmter Darstellung gelangen. — Ueberdies hat die deutsche Kultur mehr als Einmal von dem schweizerischen Zürich und die französische von dem schweizerischen Genf Anregung und Förderung empfangen; oft schon sind die religiösen und politischen Streitfragen, welche die großen Mächte bewegten, in eigenthümlicher Weise von der Schweiz verfochten worden; in den schweizerischen Parteikämpfen spiegelten sich die Stürme Europas: — das Alles ist kein Verlust an nationalem Leben, sondern Reichthum des nationalen Lebens.

„Damit die Schweiz trotz des Wachsthums der großen Nationalstaaten ihre Sicherheit behaupten und ihre Bestimmung erfüllen könne, ist ihre Neutralität eine unerläßliche Vorbedingung. In dieser Neutralität liegt zugleich die beste Waffe gegen die Uebergriffe der einseitigen Nationalitäts-Politik. Gerade dies ist durch die im vorigen Jahre vollzogene Neubildung einer deutschen Großmacht deutlicher geworden. Es ist nach wie vor nicht allein ein schweizerisches Interesse, sondern ein europäisches und damit ein deutsches und ein französisches, daß die Schweiz als eine neutrale, aus den verschiedenen nationalen Bestandtheilen zusammengesetzte, freie Bundesrepublik friedlich fortbestehe."

Frankreich.

Das neue Athenäum in Paris.

Populärwissenschaftliche Vorträge. — Volksbildung. — Weiblicher professioneller Unterricht.

„Was ist das Athenäum?" werden gewiß manche unserer Leser gefragt haben, wenn sie hin und wieder in den Zeitungen Andeutungen gefunden, daß unter diesem Namen in Paris wieder ein neuer Vereinigungspunkt der Gesellschaft geschaffen sei. „Birgt sich unter dem vielverheißenden Titel nur wieder ein neuer Tempel des Vergnügens, wie sie in der genußsüchtigen Kaiserstadt alljährlich zu Tausenden erstehen? Ist es eine Stätte der Wissenschaft, eine Halle der Kunst?" Alle diese Fragen sind weder entschieden zu bejahen, noch zu verneinen, denn das Athenäum ist dies Alles zu gleicher Zeit, d. h. ein mit echt Pariser Luxus ausgestattetes Lokal, in welchem drei Mal in der Woche Aufführungen klassischer Musik stattfinden, drei Mal in der Woche wissenschaftliche oder literarische Vorträge gehalten werden sollen und dessen Zweck neben der Gewährung eines edlen Vergnügens, neben der Pflege der Kunst und Wissenschaft außerdem noch die Ausübung der reinsten Wohlthätigkeit ist. Der Gedanke zum Bau des Athenäums ist von einem Einzelnen, dem deutschen Banquier Bischoffsheim, ausgegangen und zum größten Theil auch auf dessen Kosten ausgeführt worden. Nur ein kleinerer Theil der Kosten des Unternehmens ist durch Zeichnung von Aktien gedeckt. Nichtsdestoweniger hat sich eine Gesellschaft des Athenäums gebildet und aus ihrer Mitte einen Verwaltungsrath gewählt, dem die äußere wie die innere Leitung der Angelegenheiten zusteht. Entgegen allen sonstigen Aktien-Unternehmungen haben die Aktionäre des Athenäums keine Dividende zu erwarten, denn wenn eine solche auch und selbst in sehr reichem Maße erzielt wird, so kommt sie doch, laut Statut, nicht den Aktionären zu Gute, sondern fließt irgend einem Vereine zu, der gemeinnützige und wohlthätige Zwecke verfolgt, vor allen Dingen aber sich die Hebung des Volksunterrichts angelegen sein läßt.

Diese kurzen Andeutungen werden genügen, das Athenäum seinem Zweck, wie den zur Erreichung desselben gewählten Mitteln nach, als ein ebenso originelles, als interessantes Institut zu kennzeichnen und den Wunsch rege zu machen, etwas Näheres über die Geschichte seiner Entstehung, wie über seine Organisation zu erfahren. Einem solchen Wunsche genügt in sehr umfassender Weise die Rede, welche Herr Eugen Yung, Mitglied des Verwaltungsrathes und General-Secretair der Gesellschaft des Athenäums bei der kürzlich stattgefundenen Eröffnung desselben gehalten; wir geben deshalb nachstehend einen Auszug derselben.

Nachdem der Redner die Versammlung begrüßt und einige Worte über die Ausstattung des Saales in architektonischer und dekorativer Hinsicht gesprochen, schilderte er zuvörderst ganz kurz, was das Institut seinen Abonnenten und sonstigen Besuchern zu bieten gedenke. Es sollen, wie bereits von uns im Eingange erwähnt, drei Mal in der Woche Musikaufführungen, drei Mal wissenschaftliche und literarische Vorträge stattfinden. Der Verwaltungsrath werde es sich angelegen sein lassen, für die Ersteren die bedeutendsten Künstler Frankreichs, wie des Auslandes heranzuziehen, für die letzteren die hervorragendsten Kapacitäten aller Zweige der Wissenschaft zu gewinnen. Die Leitung des mit tüchtigen Kräften besetzten Orchesters sei einem Dirigenten (Herrn Pasdeloup) anvertraut, dem es bereits gelungen, die klassische Musik in Paris populär zu machen, und es ständen die Aufführungen der ersten Meisterwerke in Aussicht, darunter viele, die noch sehr wenig oder gar nicht bekannt wären.

Nach dieser Einleitung wandte sich Herr Yung zu der Entstehungsgeschichte des Athenäums, mit welcher auf das innigste verknüpft sei das Andenken einer edlen Frau, die mit enthusiastischer Hingebung an der Heilung der socialen Schäden gearbeitet, in und mit ihrem Werke gelebt habe. Madame Lemonnier, dies ist der Name der Frau, welche an dieser Stelle der ehrenvollsten Erwähnung verdiene, hatte das Geschick der zur Beschaffung ihrer Existenz auf eigene Arbeit angewiesenen Frauen zum Gegenstande eines eingehenden Studiums, einer warmen Fürsorge gemacht. Sie gewann bald die Ueberzeugung, daß man, um hier zu helfen, bei der Wurzel, d. h. bei der Erziehung anfangen müsse, und so begann sie im Jahre 1856 im Verein mit gleichgesinnten Freunden die Gründung professioneller Schulen für Mädchen. Der Gedanke erwies sich als ein überaus glücklicher; kaum war eine solche Schule eröffnet, so war sie bereits überfüllt, und es mußte auf Erweiterung und Vervielfältigung der Institute gedacht werden. Leider hielten die Kräfte der Mad. Lemonnier mit ihrem Feuereifer für das edle Werk nicht gleichen Schritt. Sie kränkelte, erkrankte und starb, bis zum letzten Augenblicke für ihre lieben Schulen und in denselben wirkend, die jungen Mädchen ihre Töchter nennend und von diesen mit einer anbetenden Liebe verehrt. Konnte Madame Lemonnier indeß nicht den Ausbau und die Krönung

ihrer Schöpfung erleben, so starb sie wenigstens mit der Ueberzeugung, daß dieselbe nicht untergehen, sondern eine schöne, vielversprechende Zukunft haben werde. Die Leitung des Vereins für Begründung professioneller Schulen für das weibliche Geschlecht befand sich in den Händen trefflicher Frauen, die durch die That das herrschende Vorurtheil, Frauen könnten ohne den Beistand von Männern nichts Tüchtiges zu Stande bringen, glänzend widerlegten. Obgleich die Statuten des Vereins jede Einmischung der Männer in die inneren Angelegenheiten desselben entschieden ablehnen und deren Betheiligung nur in der Form von Beiträgen gestatten, ging es mit seiner Thätigkeit deshalb, wenn nicht besser, doch keinesfalls schlechter. Hatte die Herbeischaffung der Geldmittel für ihre Zwecke Madame Lemonnier bis dahin oft mit Sorgen erfüllt, so durfte sie auch in dieser Hinsicht einen Blick in eine aufdämmernde bessere Zeit werfen, und dies ist der Punkt, welcher sie mit der Gründung des Athenäums verknüpft, als dessen unmittelbare Urheberin betrachten läßt.

Herr Jung erzählte nun, wie ein Herr, dessen Name nicht genannt werden dürfe (den wir jedoch, da uns Discretion nicht auferlegt ist, oben bereits genannt) ein Herr, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht, das Elend nicht nur zu lindern, sondern im Keime zu ersticken, den humanen Bestrebungen der Madame Lemonnier mit der liebevollsten Aufmerksamkeit gefolgt sei, darin die innigste Verwandtschaft mit seinen eigenen Intentionen gefunden und beschlossen habe, ihr in umfassender Weise zu Hilfe zu kommen, reichliche, regelmäßige Revenüen zu schaffen, damit der von der wachsamen Hand einer Frau gepflanzte Erziehungsbaum wachse, sich ausdehne und vervielfältige und vielen unbemittelten Mädchen Schutz und Stütze werde.

Die Quelle, durch welche jener Herr seiner jungen Baumschule eine unversiegbare Nahrung zuzuführen gedachte, glaubte er gefunden zu haben in einem Unternehmen, das der sogenannten gebildeten Gesellschaft Gelegenheit biete, ihre Mußestunden auf eine angenehme und ersprießliche Weise auszufüllen und das zugleich den unbemittelten Klassen aus seinen Erträgen einen Beitrag zur Verbesserung ihrer Lage zufließen lasse. Dieser Gedanke ist der Grundstein, auf dem das Athenäum ruht, zu dessen Ausführung der Erbauer sich nicht wie gewöhnlich um Hilfsmittel an den Staat wandte, sondern seine eigene Kasse in Anspruch nahm. „Hier soll," rief der Redner, „eine glückliche Verschmelzung erzielt werden, der Wissenschaft, der Literatur, der edlen klassischen Musik und der Wohlthätigkeit. Alle vier sind sehr wohl geeignet, sich geschwisterlich die Hand zu reichen, denn sie haben sämmtlich einen gemeinschaftlichen Ursprung in den höchsten, zartesten und heiligsten Bestrebungen des menschlichen Geistes und Herzens."

Der Redner ging nun zu einer Begründung der Nothwendigkeit über, für Paris einen solchen Vereinigungspunkt der Musik, der Literatur und Wissenschaft herzustellen. Was die erstere anbetrifft, sagte er, so habe der Gründer des Athenäums, ein naher Verwandter des berühmten Meyerbeer, wohl den heilsamen, gesunden Einfluß guter Musik auf Herz und Geist erkannt und eine Verpflichtung gefühlt, ihr die größtmöglichste Pflege zu widmen. Ausführlicher verbreitete er sich über den zweiten Theil des Programms: die wissenschaftlichen und literarischen Vorträge, indem er einen Blick auf den Stand der gesammten französischen und europäischen Bildung warf und daraus die dringende Veranlassung herleitete, dieses Bildungsmittel zu kultiviren.

Interessant waren die Aufschlüsse, welche er bei dieser Gelegenheit, etwas abschweifend von seinem Thema, über die in Frankreich begründeten Unterrichtscurse für Erwachsene gab. Dieselben waren, nach seiner Angabe, im verflossenen Jahre von 50,000 Frauen und 60,000 Männern jedes Alters besucht, welche mit dem regsten Eifer, oft unter unglaublichen Anstrengungen bemüht gewesen sind, sich nützliche Kenntnisse anzueignen. Die Lehrer Frankreichs haben einen anerkennenswerthen Eifer gezeigt, das Streben ihrer Landsleute zu unterstützen und Viele von ihnen bezahlten aus ihren, wie bekannt, sehr beschränkten Mitteln, die Einrichtung, Beleuchtung, Heizung der Klassen, ja selbst Bücher und sonstige Lehrmittel. „Das gemeinsame Streben der Nation geht dahin," sagt Herr Jung, „jeden Franzosen zu bewaffnen mit dem Zündnadelgewehr der Civilisation — dem Wissen. Man will, daß ein Zustand der Erniedrigung aufhöre, der schon zu lange gedauert hat, daß es fortan in Frankreich sei, wie in Preußen, wo jeder Militairpflichtige, d. h. das gesammte Volk, lesen und schreiben könne. Die Energie, mit welcher man sich der Ausführung dieses Vorhabens hingiebt, berechtigte wohl den Präsidenten einer kürzlich stattgehabten Preisvertheilung zu der Aeußerung: „Dieses Jahrhundert tödtet die Unwissenheit."

„Ja, es tödtet die Unwissenheit," fuhr der Redner, das bisher Gesagte nun auf die von ihm beabsichtigte Beweisführung anwendend, fort; „aber verkennen wir nicht, daß es dazu eines unausgesetzten Kampfes bedarf, und zwar nicht blos von dem bisher unwissenden und ungebildeten Theile der Bevölkerung, sondern von der gesammten Nation. In und außerhalb Frankreichs häuft sich in unserer Zeit eine solche Masse von Forschungen und Entdeckungen aller Art und auf jedem Gebiete, daß es keinen Tag giebt, an welchem der Schatz menschlichen Wissens nicht vermehrt wird, und wer es sich nicht täglich angelegen sein läßt, aus dieser lebendig sprudelnden Quelle zu schöpfen, der geht bald zurück. Die Pflicht der gebildeten Klassen ist hier, ein gutes Beispiel zu geben, aber auch einem solchen zu folgen. Man glaube nicht, daß Alle, welche die Fortbildungsschulen besuchen, nur die in der Jugend verabsäumten Elementarwissenschaften nachholen wollen, Viele und unter ihnen gereifte Männer und Greise kommen, ihre früher gesammelten Kenntnisse zu vervollständigen und Neues hinzuzulernen."

Der Wunsch „Neues hinzuzulernen", der sich überall in den gebildeten Klassen rege, bemerkte Herr Jung weiter, habe denn auch den Geschmack an wissenschaftlichen Vorträgen erzeugt, der in Paris entstanden sei und sich von dort aus über die Provinzen verbreitet habe. Leider sei man bis jetzt aber noch nicht darauf bedacht gewesen, diesem sich so mächtig fühlbar machenden Bedürfniß in räumlicher und akustischer Hinsicht zu entsprechen. Keiner von den zu populär-wissenschaftlichen Vorträgen benutzten Säten habe nur annähernd den diesem Zwecke entsprechenden Anforderungen genügt, die Redner hätten mit mehr als zweifelhaftem Erfolge gegen die Ungunst des Lokales zu kämpfen gehabt. Dieser Uebelstand sei durch das Athenäum in der befriedigendsten Weise beseitigt, der Redner sei umgeben von seinen Zuhörern dergestalt, daß sie in die engste Verbindung zu einander treten, die ersprießlichste Wechselwirkung auseinander ausüben können.

„Heißt es nicht dem Publikum einen Dienst leisten, wenn man der Literatur, der Wissenschaft eine Stätte bereitet, wo sie sich leicht und mit Anmuth hören lassen kann!" ruft der Redner und setzt gleichsam entschuldigend hinzu: „Wenn sich in die Einrichtung ein wenig Luxus mischt, was ist dabei Uebles? Ist dies nicht auch eine Art der Huldigung?"

Aber noch auf andere und vielleicht gewichtigere Einwände

ist Herr Yung gefaßt und weiß sie zu widerlegen. Er kommt auf die vom Staate gegründeten Lehranstalten, das Collège de France, die Sorbonne, das Museum zu sprechen, er sieht voraus, man werde ihm diese entgegenhalten und sprechen: „Wozu dies Alles, Ihr thut Ueberflüssiges, der Staat hat für alle Eure Bedürfnisse gesorgt, er hat Lehrstühle der verschiedensten Fakultäten geschaffen, er hat sogar in der Sorbonne Abendvorlesungen eingerichtet."

Diesen Einwürfen gegenüber hebt der Redner hervor, daß die vom Staate eingerichteten Lehrcurse zuvörderst Die im Auge haben, welche das Studium zu ihrer Hauptbeschäftigung machen; sie umfassen daher eine große Menge von Unterrichts-Gegenständen, verlangen, daß man sich Monate lang ihnen mit ununterbrochener Pünktlichkeit widme. Aber es giebt Viele, deren Zeit anderen Beschäftigungen gehört, die nur einige Stunden der Muße ihrer weiteren wissenschaftlichen Ausbildung weihen können, welchen mit einigen jener Unterrichtsgegenstände gedient wäre; allen diesen müsse das Athenäum von unberechenbarem Nutzen sein.

Die vom Staate eingerichteten Lehrcurse finden alle am Tage statt; wem aber stehe dieser zu Gebote? Der Abend gehöre dem Pariser; aber auf die specifische Pariser Frage: „Was fange ich mit meinem Abend an?" gebe es gewöhnlich keine andere Antwort, als: Ball und Theater. Aber nicht alle Mütter wären geneigt, ihre Töchter auf den Ball zu führen; die in der Komödie immer mehr um sich greifende Zügellosigkeit nöthige sie, auch diese zu meiden; man sehne sich nach einer friedlichen, instruktiven Unterhaltung, die sich nicht tief in die Nacht hineinzieht, den Körper schont, während sie den Geist befruchtet, und darum sei der Andrang zu den Abendvorlesungen der Sorbonne so groß. Aber der Wunsch, denselben beizuwohnen und die Möglichkeit ihn zu befriedigen, liege sehr weit auseinander, da die Erlangung einer Einlaßkarte mit großen Schwierigkeiten verknüpft sei. Im Athenäum werde der Wissensdurstige, wie der sich nach Unterhaltung Sehnende aus reiner, nie versiegender Quelle getränkt werden.

Wie nun nur eine kleine Schaar Auserwählter sich um den offiziellen Lehrstuhl sammeln könne, so dürfe ihn eine noch viel kleinere Auswahl Berufener besteigen. Frankreich sei aber außer dem akademischen Lehrpersonal reich an ausgezeichneten Geistern, an vortrefflichen Rednern, welche fähig und willig, ihre Ideen auf den Flügeln des Wortes in die Seelen ihrer Zuhörer zu senden. Man könne einwenden, diese Männer könnten ja schreiben. Nein. Die Buchdruckerkunst sei eine große Wohlthat, aber niemals würde die Schrift im Stande sein, das Feuer, die Unmittelbarkeit zu ersetzen, welche das gesprochene Wort auf den Zuhörer ausübt und von diesem zurückströmend sich wiederum dem Redner mittheilt.

Alle die Männer, welche vorziehen zu lehren, statt zu schreiben, sollen einen Platz auf dem Katheder des Athenäums erhalten, alle die, welche große Entdeckungen gemacht und keinen Lehrstuhl besitzen, sie der Welt mitzutheilen, mögen sie von hier aus verkünden. In England sei man sehr sorgfältig darauf bedacht, sobald einer der Pioniere der Geographie von seinen Reisen zurückkomme, ihn, ehe er die Resultate seiner Forschungen durch die Schrift veröffentliche, in den gewähltesten Kreisen mündlich darüber berichten zu lassen. Auch das Athenäum werde fortan den aus dem Innern Afrikas oder aus anderen unbekannten Theilen der Erde zurückkehrenden Reisenden zurufen: „Kommt hierher, laßt uns der von Euern Lippen fließenden Erzählung Eurer Abenteuer und Entdeckungen folgen, es wird uns sein, als ob wir dabei gegenwärtig wären, Eure Mühen und Gefahren theilten, bei Euren Entdeckungen aufjubelten, und unauslöschlich wird sich das Vernommene unserem Gedächtniß einprägen.

„Endlich," schloß der Redner die Reihe seiner Gründe für die Nothwendigkeit des Athenäums, „kommt es fast alle Tage vor, daß ein Engländer in Deutschland, ein Deutscher in England einen Vortrag hält. Käme nun ein fremder Gelehrter nach Paris, hätte er die interessantesten Dinge mitzutheilen, spräche er das fließendste Französisch, besäße er alle Weisheit der Welt, so gäbe es doch in der ganzen großen Stadt keinen Ort, wo er sprechen könnte. Nicht das Collège de France, nicht die Sorbonne würde ihm einen Lehrstuhl einräumen. Nun wohl; er wird nach dem Athenäum kommen. Es ist uns für das Jahr 1867 eine ungeheure Invasion von Fremden aus allen Theilen Europas und Amerikas prophezeit, die jedoch keinen Tribut von Paris fordern, sondern dort vielmehr den ihrigen entrichten werden. Auch die Gesellschaft des Athenäums wird diese Fremden anhalten, ihr, so weit sie dazu befähigt sind, diesen Tribut zu zahlen."

Den Schluß des Vortrages bildete die Mittheilung, daß der Gründer des Athenäums dasselbe nicht selbst verwalten gewollt, sondern sich aus dazu befähigten Personen zur geschäftlichen, wie zur künstlerischen Leitung ein Comité an die Seite gesetzt habe. Die Räume des Athenäums sind der Gesellschaft auf 35 Jahre miethweis überlassen, und zwar hat der Besitzer dafür keinen anderen Preis gefordert, als freien Eintritt zu allen stattfindenden Vorträgen und Aufführungen. Das Betriebskapital ist durch Zeichnung von Aktien herbeigeschafft, von denen sich der größte Theil ebenfalls in den Händen des Gründers befindet und deren Dividende nur Vereinen für wohlthätige und Unterrichtszwecke, ganz besonders aber dem Verein für den professionellen Unterricht des weiblichen Geschlechts zufließen solle.

Mit dem besten Dank gegen den Schöpfer des Werkes und der Hoffnung, daß es schon in seinem Namen eine gute Vorbedeutung haben, den Glanz des alten Athenäums in der rue Valois erben und fortan eine Pflanzstätte universeller Bildung werde, schloß der Vortrag.

England.

Der Frauenverein für Gesundheitspflege in London.

Wer zählt die Vereine, die Societies, Associations, Committees u. s. w., welche in der Weltstadt London existiren, sich von Jahr zu Jahr vermehren und alle mögliche wissenschaftliche, künstlerische, gesellige, gemeinnützige oder auch gemeinschädliche Zwecke verfolgen? Nur von dem kleinsten Theile derselben hat man in London selbst genauere Kunde, von noch wenigeren erfährt man im übrigen England und Europa etwas und viele verdienen auch kein besseres Schicksal, als unbekannt und auf den kleinen Kreis ihrer Mitglieder beschränkt zu bleiben. Dagegen giebt es Vereine, die vielleicht weniger durch den Umfang ihrer Leistungen, durch die Großartigkeit ihrer Erfolge, als durch die Schönheit und Humanität ihrer Motive allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme verdienen, und von einem solchen möchten wir in den nachstehenden Zeilen einige Facta berichten.

The Ladies Sanitary Association — der Frauenverein für Ge-

fundheitspflege in London — hat es sich zur Aufgabe gestellt, durch Wort und Schrift aufmerksam zu machen auf alle Feinde, welche durch öffentliche und Privateinrichtungen dem höchsten Gute des Menschen, der Gesundheit, drohen. Er kämpft für die Beseitigung der Uebelstände, welche täglich und stündlich dem Tode seine Beute liefern; er bewirkt, soweit es nur in seinen Kräften steht, die Schöpfung heilsamer Institutionen; er hat, wie wohl eigentlich kaum hinzugefügt zu werden braucht, die armen und arbeitenden Klassen zum Gegenstande seiner besondern Fürsorge gemacht.

Der Verein, welcher im Jahre 1857 ins Leben trat, hat während der Zeit seines Bestehens mehr als fünfzig Abhandlungen über Gesundheitspflege drucken lassen und jede derselben in nahezu einer Million von Exemplaren über ganz Europa, wie über Amerika, Australien, Afrika, Indien und China verbreitet. Auch sind Uebersetzungen in die meisten europäischen Sprachen davon veranstaltet worden. Eine ebenso zweckmäßige, empfehlenswerthe Einrichtung ist ferner eine Vereinsbibliothek, welche alle möglichen in irgend einer Weise mit der Gesundheitspflege in Beziehung stehende Schriften enthält und unentgeltlich verleiht.

Große Verdienste um den Verein und um Verbreitung seiner Ideen hat sich ein Mitglied desselben, Mrs. William Fison, erworben, welche drei Jahre hindurch als Apostel desselben das Reich durchzog und mindestens in 50 der größten Städte der vereinigten drei Königreiche Versammlungen berufen und vor denselben mit begeisterten Worten über die von ihr und ihren Freunden verfolgten Zwecke und Ziele gesprochen hat. In Folge ihrer unablässigen Bemühungen haben sich denn auch in den bedeutendsten Städten Großbritanniens Zweigvereine gebildet oder sind in der Bildung begriffen, welche, jeder nach den Bedürfnissen ihres Platzes und dessen Bevölkerung, ganz selbständig wirken, dabei aber in der innigsten Wechselbeziehung zu einander stehen.

Daß ein Verein wie „The Ladies Sanitary Association“ in vielen Fällen nur die Anregung geben, nicht selbständig wirken kann, liegt bei der Natur der Verhältnisse, welchem der Verein seine Aufmerksamkeit zugewendet, auf der Hand. Gar viel hängt gerade hier oft von dem guten Willen und dem einsichtsvollen Verständniß des Einzelnen ab. Indeß es ist häufig schon sehr wesentlich, daß Uebelstände zur Sprache gebracht, zum Gegenstande öffentlicher Erörterungen gemacht werden; denn dies ist der Weg, welcher endlich zu ihrer Beseitigung führt. In diesem Sinne hat der Verein viel gewirkt durch Besprechung der schlechten und unzureichenden Wasserleitungen in verschiedenen ackerbautreibenden Distrikten, durch Klagen über die großen Schwierigkeiten, welche die ärmere Bevölkerung hat, ein gesundes, ihr sehr nothwendiges Nahrungsmittel, die Milch, von den Pächtern und Landleuten zu erlangen, lediglich weil diesen die dadurch verursachte Mühe nicht reichlich genug durch den Gewinn aufgewogen scheine. In beiden Fällen ist die vom Verein ausgegangene Rüge nicht unbeachtet geblieben und hat an verschiedenen Orten guten Erfolg gehabt, eine noch viel größere Beherzigung fand die von ihm ausgegangene Warnung vor der arsenikhaltigen grünen Farbe, die eine Zeitlang an Kleiderstoffen, künstlichen Blumen, Tapeten und verschiedenen Geräthen angewendet und der Gesundheit im höchsten Grade gefährlich ward.

Der Verein hat sich jedoch nicht bei allen Gelegenheiten mit der Mahnung und Warnung begnügt, sondern, wo es irgend thunlich schien, selbst Hand angelegt, um Abhilfe zu schaffen. Ein Gegenstand seiner besondern Fürsorge waren schon seit längerer Zeit die Schneiderinnen und Putzmacherinnen der großen Städte und namentlich Londons, welche derartig mit Arbeit überbürdet werden, daß sie derselben je nach ihrer Constitution in kürzerer oder längerer Frist erliegen müssen. Jetzt ist unter den Auspicien des Vereins ein Etablissement ins Leben getreten, wo junge Mädchen unter Bedingungen, welche ihrer Gesundheit nicht schädlich sind, in der erwähnten Weise beschäftigt werden, und man hofft durch das gegebene Beispiel reformirend auf die gesammten Zustände einzuwirken. Von verschiedenen Zweigvereinen ist ferner der Bau gesunder Wohnungen für die ärmeren und arbeitenden Klassen in die Hand genommen und ebenso die Desinfection von Orten bewirkt worden, deren pestilenzartige Ausdünstung ansteckende Krankheiten erzeugten. Ganz besonders möchten wir aber noch einer Einrichtung des Londoner Vereins gedenken, welche ein schönes Zeugniß weiblicher Milde, gepaart mit praktischer Umsicht, liefert.

Alljährlich, wenn die Frühlingssonne die über London lagernden Nebel verscheucht und seine Parks mit frischem Grün bekleidet, sammelt der Verein eine Schaar armer, vernachlässigter Kinder, Schüler der ragged schools und dergleichen, und läßt sie, so lange die gute Jahreszeit währt, unter der Aufsicht geeigneter Führer und Führerinnen wöchentlich zweimal hinausziehen in die Parks, damit die armen kleinen Wesen, denen selbst Licht und Luft ein Luxus erscheint, frische reine Luft athmen und sich an unschuldigen, ihrem Alter angemessenen Spielen ergötzen können. Zu diesem Zwecke wird auch geeignetes Spielzeug unter sie vertheilt, und da wohl anzunehmen, daß die Bewegung im Freien die Eßlust der Kinder erwecke, so erhalten die, denen es die Eltern nicht mitgeben können, ein Butterbrod, damit der knurrende Magen Keinen in seiner Freude störe. Wir müssen gestehen, der Verein wirkt viel Gutes; beschränkte sich aber seine ganze Thätigkeit auch nur darauf, jenen armen Geschöpfen, die gleich alt geboren scheinen, ein kleines Stück des geraubten Kindheits-Paradieses zu ersetzen, auf diese kleinen bleichen Angesichter einen Schimmer rosiger Jugend, kindlicher Fröhlichkeit hervorzurufen, so schiene er uns schon eine sehr schöne Aufgabe zu erfüllen und den Wunsch zu rechtfertigen, seinen Mitgliedern zugezählt zu werden.

Skandinavien.

Skandinavische Volkssagen und Abenteuer.*)

Es gereicht der Bildung unseres Jahrhunderts zur Ehre, endlich die große Bedeutung der Volkssage und des Volksliedes erkannt zu haben, eine Bedeutung, welche sie nicht nur durch die seltene Schönheit haben, die oft in ihrer einfachen, naiven Form verborgen liegt, denn auch für den Ethnologen, sowie für jeden sich für das Nationale Interessirenden haben sie einen unvergleichlichen Werth. Der Volksgeist hat, die Sprache ausgenommen, kaum einen unmittelbareren Ausdruck, als denjenigen, welcher sich in den genannten beiden Dichtungsarten findet. Die größte Bedeutung aber hat die Volkssagen-Literatur erhalten, seitdem die Forschungen der letzten Jahrzehnde nachgewiesen,

*) Norske Folke-Eventyr (Norwegische Volksabenteuer) fortalte af P. Chr. Asbjörnsen og Jörgen Moe. Christiania, 1866.
Sagn og Eventyr, förtalte af Carit Etlar. Kopenhagen, 1866.
Eskimoiske Eventyr og Sagn af H. Rink, Inspektör i Sydgrönland.

daß diese Sagen, weit entfernt, willkürliche Erzeugnisse der ungehemmten Phantasie Einzelner zu sein, übrig geblieben sind als unschätzbare Urkunden aus einer Zeit, welche viel älter ist als die Geschichte. Hauptsächlich von der vergleichenden Sprachforschung erzogen, ist eine neue Wissenschaft, „die vergleichende Mythologie“, erstanden, welche zur Aufgabe hat, die einzelnen Volksmythen unter den wechselnden Formen, welche sie bei verschiedenen Völkern angenommen, bis zu ihrem Ursprung zu verfolgen, und diese junge Wissenschaft hat schon erstaunliche Resultate geliefert.

Man braucht nur in der Sammlung der „Norske Folke-Eventyr“ zu blättern, um zu finden, wenn man es nicht schon vorher weiß, daß die Sagen nicht Norwegens alleiniges Eigenthum sind. Wir kennen sie aus unserer eigenen Kindheit, und was wir damals mit Entzücken hörten, wir hören es nun gern wieder, wenn es so schön erzählt wird, wie hier. Um die einfache, ungekünstelte und ursprüngliche Form der Darstellung beizubehalten, dazu gehört ein mehr als gewöhnliches Talent als Erzähler; dazu ist nöthig, daß man sich in des Volkes eigenthümliche Anschauungsweise hineingelebt und sie sich zu eigen gemacht habe, daß man sich auf den naiven Standpunkt der Sage selbst stelle. Diese Erzähler-Kunst, welche der Herausgeber dieser Sammlung in so hohem Grade besitzt im Verein mit der gesunden und kühnen norwegischen Lebensluft und dem echten Volkshumor, welcher sich überall in diesen Sagen abspiegelt, haben diesem Buche eine große Beachtung auch im Auslande erworben; es ist in Deutschland, Frankreich und England schon in mehreren Uebersetzungen erschienen. — Eine Hauptfigur in den „Folke-Eventyron“ ist der „Askeladden“, welcher, verachtet und geschmäht von seinen ältern Brüdern, schließlich die Probe besser als sie besteht und die Prinzessin heiratet. Die Schweden und Dänen kennen auch „Askepot“ und „Askungen“, die Deutschen haben ihr „Aschenbrödel“, die Franzosen „Cendrillon“, die Engländer „Cinderella“, die Italiäner „Cenerentola“, aber überall, außer in Norwegen, wird von dieser Figur als von einem weiblichen Wesen gesprochen. Nicht selten wird mit dieser Sage das Märchen vom verzauberten Prinzen, der sich nur des Nachts zeigen darf, verbunden, ein Märchen, welches sehr alte Ahnen hat. Eine Variation darüber glaubte man in des Apulejus: Amor und Psyche wiederzufinden; eine andere kommt in den uralten indischen Fabelsammlungen „Pantschatantra“ vor.

Eine ganz unterhaltende Sammlung „Sagn og Eventyr“ ist der 18. Band der Schriften des wohlbekannten Carit Etlar. Das Titelblatt (eine Vorrede ist nicht da) giebt zwar an, daß diese Sagen von Etlar nur „erzählt“ sind, aber es ist doch einigem Zweifel unterworfen, ob man diesem Worte dieselbe Bedeutung beilegen soll, wie in dem Werke von Asbjörnsen und Moe. Unzweifelhaft erkennt man in vielen Sagen wirkliche Volksdichtungen, aber oft scheint es, als habe der Herausgeber mehr den Anspruch des Lesers auf Vergnügen und Abwechslung, als Uebereinstimmung mit der Tradition im Auge gehabt. Uebrigens ist die Darstellung überall einfach und ansprechend, wenngleich nicht von der Volksnaivetät wie sie uns in der „Norske“-Sammlung begegnet. Ein bemerkenswerther Umstand bezüglich der in den Sagen auftretenden Figuren ist die große Rolle, welche die kleinen Bergmänner mit rothem Haar und langem Bart in den dänischen und südschwedischen Sagen spielen, während man in den norwegischen nur von Riesen, ungestalteten, dreiköpfigen Zauberern und dergleichen hört.

Beruht diese Verschiedenheit auf dem Gegensatze zwischen der Gebirgsgegend mit ihren kolossalen Formationen und der Ebene, auf welcher gleichsam der Spielraum für die Riesen-Ungeheuer fehlt? Oder haben wir hier eine köstliche Erinnerung an die Zeit, da der südskandinavische Stamm noch seine eigene Mythologie hatte? Diese Erklärung dürfte wohl ihre Schwierigkeiten haben.

Wenn die skandinavische Sagenwelt trotz einzelner Verschiedenheiten doch im großen Ganzen ein und dieselbe genannt werden kann, so steht dagegen dieselbe in gar keinem Verhältnisse zu der grönländischen. Der himmelweite Unterschied beruht nicht auf der räumlichen Entfernung, denn unsere Sagen können wir verfolgen von Island bis Hindostan, sondern darauf, daß wir in den Eskimos einer fremden Race begegnen, welche bisher mit der unsern wenig in Berührung gekommen. Im beständigen Kampfe mit der Natur, um unter Schneemassen und Eisbergen ein dürftiges Dasein fristen zu können, haben die Eskimos vollauf mit der Sorge für ihre materiellen Bedürfnisse zu thun, und man hatte daher entschieden behauptet, daß ihnen Alles, was auf Literatur und Dichtkunst sich bezieht, fehlt. Vorliegende Sammlung „Eskimoiske Sagn og Eventyr“, die erste in ihrer Art und schon deshalb unschätzbar, ist ein Beweis, daß man Unrecht gehabt. In diesen Sagen hat man die hauptsächlichsten, wenn nicht einzigen, Materialien, um Grönlands älteste Vorzeit kennen zu lernen. (Unsere eigenen Quellen lehren uns, wie bekannt, daß Grönland ungefähr im Jahre 1000 von Isländern und Normännern kolonisirt worden, daß diese Kolonie schon einige Jahrhunderte ausgestorben war, als Europäer dorthin übersiedelten, — Egede, des Landes erster Missionair, kam 1721 dorthin — und Grönland für Dänemark in Besitz nahmen.)

Daß die grönländischen Sagen in eine ferne Zeit zurückreichen, geht aus der Erwähnung der nordamerikanischen Indianer, der „Eingeborenen mit rothem Angesicht“ hervor. — Die Eskimos auf Labrador haben mit ihren Stammesgenossen auf Grönland viele Sagen gemeinsam, obgleich, wie Rink mit Recht bemerkt, eine Verbindung zwischen ihnen schwerlich stattgehabt hat, seitdem sie ihre gegenwärtigen Wohnplätze bezogen, denn eine Entfernung von 100 geographischen Meilen trennt die nächsten Punkte von Grönland und Labrador. — Es müßte uns fast unmöglich scheinen, daß die Traditionen in so langem Zeitraum nicht jede Spur ihrer ursprünglichen Form verloren haben sollten, wenn wir nicht dasselbe Verhältniß in der „Kalewala“ der Finnen, in den „Ossianschen Gesängen“ der Gaelen fänden, welche Jahrhunderte durchlebt hatten, ehe sie aufgezeichnet wurden. Es scheint, als würde bei rohen Völkern, in Ermangelung eines andern Mittels zur Aufbewahrung ihrer Geschichte oder Poesie, Ersatz gefunden in um so größerer Zähigkeit im „Volksgedächtniß“. Die grönländische Sage kennt keine vielköpfigen, feuersprühenden Drachen, keine verzauberten Prinzessinnen, ja kaum einen Liebhaber oder eine Liebhaberin; dagegen ist die Hingebung der Schwester hier für den Helden von derselben Bedeutung wie die Liebe der Angebeteten in den Sagen anderer Völker. Der Held selbst ist ebenfalls eine ganz andere Person, als was wir gewohnt sind, uns unter diesem Namen zu denken. Seine Heldenthaten sind nicht, muthig den schäumenden Renner zu zügeln, sondern auszuharren in seiner Hütte während des sausenden Schneesturms; er stürzt sich nicht Ehrenhalber in blutigen Streit, sondern wendet all seine Klugheit an den Fang von Seehunden; er besingt nicht der Geliebten Schönheit, seine eigenen oder Anderer Thaten, sondern dichtet Spottlieder auf seine Feinde. Obgleich im Allgemeinen ausgezeichnet durch stark sittliches Gefühl, hat der Grönländer sich doch von dem Gesetze der Blutrache nicht frei machen kön-

nen und die Ausübung dieser ist ein Thema, welches in vielen Sagen variirt wird.

Die letzten Sagen in Rink's reicher Sammlung sind neueren Datums und liefern einen Beitrag zu den grönländischen Anschauungen europäischer Sitten und Verhältnisse. Durch einige derselben erhält man einen Einblick in des Grönländers Auffassung der Lehren des Christenthums. — Wie der skandinavische Nordbewohner in der Heidenzeit in der Walhalla einen Platz zu finden hoffte, wo ihn Waffenspiele beständig unterhielten, nur unterbrochen durch fröhliche Schmausereien, bei denen der Skalden-Gesang und der schäumende Meth nie fehlten — wie der Mohammedaner sich das Paradies wie eine grüne Oase, reich an schattigen Palmen und Allem, was die Sinne ergötzt, denkt — so glaubt der Grönländer die Glückseligkeit im Himmel darin zu finden, daß er mit den Engeln und Heiligen „glänzende Wallrosse" fängt.

Wenn nun auch mehr ein kulturhistorisches als ein ästhetisches Interesse uns veranlaßt, diese Sagen zu lesen, so finden sich darunter doch Bilder, welche auch auf uns ihren Eindruck nicht verfehlen. Nr. 2. „Der Blinde, welcher die Sehkraft wieder erlangt", eine der verbreitetsten Sagen, überall auf Labrador wie auf Grönland bekannt, berichtet von der Rache, welche ein Sohn an seiner unnatürlichen Mutter nimmt und seiner hierauf folgenden Reue, auf wahrhaft rührende Weise. Nr. 9 „Vennerne" (die Freunde) giebt uns eine ganz poetische Schilderung des äußeren und inneren Lebens der Grönländer.

Doch genug hiervon. Die Gesammtheit wie der Specialforscher haben allen Grund, Herrn Rink dankbar zu sein für die Mühe, welche es ihn gekostet haben muß, theils diese Sagen zu sammeln, theils sie aus unvollkommenen Aufzeichnungen zu übersetzen aus einer Sprache, welche durch Reichthum und Eigenthümlichkeit ihrer Bildungsformen eine der wunderlichsten und von unseren Sprachen abweichendsten ist.

Ein geborener Grönländer hat zu den Sagen einige Holzschnitte geliefert, welche als Curiosa dem Texte beigedruckt sind. Sie zeugen freilich nicht von großer Kunstfertigkeit, aber beweisen, daß der Künstler, wenn wir ihn so nennen dürfen, ein gewisses Talent hat, die Scenen zu wählen, welche nach seiner Vorstellung am meisten dazu geeignet sind, Effekt zu machen.*)

Ungarn.

Lazarus Mészáros: Briefe aus der Verbannung.**)

I.

Unter dem in der Anmerkung näher angegebenen Titel ist in Pest in ungarischer Sprache der erste Band eines biographischen Werkes über den 1858 im Exil gestorbenen ersten ungarischen Kriegsminister Mészáros erschienen. Dasselbe ist in gewissem Sinne schon durch seinen Verlagsort ein Ereigniß, denn bis vor einem Jahre hätte sein Erscheinen im Inlande noch zu den unmöglichen Dingen gehört. Mészáros hat alle Phasen des ungarischen Revolutions-Dramas bis zur Internirung in Kutahia mit durchgemacht; er war ein Mann von grundehrlichem Charakter und strenger Wahrheitsliebe, und so werden seine Tagebuch-Aufzeichnungen aus jener Zeit dem Geschichtschreiber ohne Zweifel ein werthvolles Material liefern. Vorläufig sind wir nur im Besitze des ersten Bandes, welcher 85 Briefe enthält, die Mészáros in den letzten sieben Jahren seines Exils (vom Dec. 1851 bis Okt. 1858) theils an seine Verwandten in Ungarn — seinen älteren Bruder Anton Mészáros in Baja und eine Nichte, Fräulein Amalie Szuchies, — theils an die Wittwe des Grafen Louis Batthyányi, an Sebastian Vukovics, den Nachfolger Deák's im ungarischen Justizministerium, welcher damals in London lebte, an den Honvéd-General Kmety und an den Emigranten Johann Ludvigh geschrieben.

Der Umstand, daß der Herausgeber im biographischen Theile noch manche Lücken auszufüllen hat, wird uns als die Ursache bezeichnet, daß die Veröffentlichung der Briefe zuerst erfolgte, die sonst passender den Schlußstein des Werkes gebildet hätten. Aus den abgedruckten Briefen sehen wir, daß Mészáros auch mit Szemere, Bischof Horvath, Graf Ladislaus Teleky u. A. in Correspondenz gestanden. Da kein Vorwort beigegeben, wissen wir nicht, ob die betreffenden Briefe dem Herausgeber vielleicht nicht zugänglich gewesen, oder ob er sie für die biographische Verarbeitung zurückgehalten. In ihrer chronologischen Reihenfolge geben übrigens die 85 Briefe der Sammlung ein genug vollständiges, fortlaufendes Bild der letzten Lebensjahre unseres Helden. Von Paris, wo er sich während des „Belagerungszustandes" um theures Geld nur langweilte, begab sich M. zu Anfang des Jahres 1852 nach St. Hilaire auf der Insel Jersey, wo damals auch Teleki, Szemere mit anderen ungarischen Flüchtlingen sich aufhielten und wo er ein zurückgezogenes Leben führte. Zwei Gründe scheinen ihn jedoch hauptsächlich bewogen zu haben, ein Asyl in der neuen Welt zu suchen: der Wunsch, sich eine eigene Existenz zu gründen, und die Aussicht, nach erlangtem amerikanischen Bürgerrecht Ungarn ungefährdet noch einmal besuchen zu können. Die Gräfin Batthyányi und sein Bruder Anton — welche Beide er „seine Yankee-Vorsehung" nennt, versehen ihn mit den nöthigen Mitteln zur Ausführung seines Entschlusses, und so finden wir ihn Ende August 1853 schon in Amerika, wo er, nach Ankauf einer kleinen Besitzung im Staate New-Jersey, mit seinem treuen Begleiter Oberst Nikolaus Katona bald darauf sein Farmerleben beginnt, das jedoch von keiner langen Dauer sein sollte; denn gleich im ersten Winter brennt sein Haus ab, wobei seine aus Frankreich mitgebrachten edlen Obstbäumchen zu Grunde gehen, welche den Stock einer lohnenden Obstkultur bilden sollten; ein ungewöhnlich dürrer Sommer hat Mißwachs zur Folge, und so sieht M., den wir als passionirten Gärtner und Pomologen kennen lernen, sich genöthigt, um sich nicht mit neuen Schulden zu belasten, seine Farm im März 1854 wieder zu verkaufen, und während Katona eine Anstellung als Fechtmeister in einem Collegium erhält, seinerseits eine Erzieherstelle in der Nähe von New-York in einer achtbaren amerikanischen Familie anzunehmen, welche Stellung er erst im Oktober 1858 aufgiebt, um, nachdem er amerikanischer Bürger geworden, nach Europa zurückzukehren. Schon krank in England landend, eilt er nach Eywood, dem Landsitze der ihm befreundeten Lady Langdale, der Schwiegermutter des Grafen Lad. Teleky, wo ihn am 16. November der Tod ereilte.

Der stoische Gleichmuth, mit dem Mészáros, der schon hoch in den Funfzigen war, als er den Boden der neuen Welt betrat, die Leiden und Entbehrungen des Exils trägt, seine treue

---

*) Wir werden nächstens in diesen Blättern eine Uebersetzungs-Probe der Eskimo-Märchen liefern. D. R.

**) Mészáros Lázár élettörténete etc. (Lebensgeschichte, ausländische Briefe und Memoiren von Lazarus Mészáros) Aus Original-Handschriften, herausgegeben von Victor Szokoly. Pest, Moritz Ráth, 1866.

Anhänglichkeit an Volk und Vaterland, sein gemüthlicher Humor, der nur mit der zunehmenden Kränklichkeit der letzten Jahre abnimmt — das Alles spiegelt sich am getreuesten in seinen Briefen an den Bruder und die Nichte, in denen er seine finanziellen und häuslichen Angelegenheiten bespricht, über den Stand seiner Wirthschaft berichtet, seine Pläne für die Zukunft discutirt und es auch an launigen Schilderungen der Eigenthümlichkeiten des amerikanischen socialen Lebens — das ihm das heimatlich-nationale nicht zu ersetzen vermag — nicht fehlen läßt. Dagegen sind es besonders die Briefe an seinen Freund und einstmaligen Minister-Collegen (22 an der Zahl), in denen er seine politischen Confessionen niederlegt und die zugleich in das Leben und Treiben, die Hoffnungen und Pläne der ungarischen Emigration manchen interessanten Einblick gewähren.

Wir lassen aus den Letzteren (den Briefen an Bukovics) hier eine Reihe von Auszügen folgen.

New-York, 2. Sept. 1853.

Geehrter Freund! Verzeih, daß ich Dir nur einen kurzen Brief schreibe, weil ich am Tage herumlaufe und Abends müde bin und endlich — weil ich nichts zu schreiben weiß. Was ich während meines zehntägigen Hierseins profitirt, ist nicht viel und auch nicht tröstlich, und doch bedaure ich nicht, hierher gekommen zu sein.... Meine Reise war glücklich, nur daß sie mit dem Wiedervonsichgeben eines infamen Kaffees und mäßigen Kopfbeschwerden verbunden war. Mein Incognito fiel gut aus, denn die Amerikaner wissen noch jetzt nicht, wie ich hergekommen, auf dem Dampfer Arabia aber wußte man nicht, was man aus mir machen sollte, und so konnte ich ungekannt landen. Jetzt laufe ich mich ab, treibe auf Booten und Eisenbahnen mich umher und habe schon so viel gelernt, daß hier nur der Anfang das Schwerste ist. Bis jetzt habe ich Nichts gefunden; zu pachten bekommt man leicht etwas, das ist aber nichts für mich; zu kaufen hält sehr schwer, und das ist fatal; wenn ich Jemanden hätte, der für mich gut steht, so ließe sich etwas anfangen.

Bekäme ich 4—6 Acres Land, 10 englische Meilen von hier, in der Nähe einer Eisenbahn oder eines Flusses und um den Preis von 6—800 Dollars zu kaufen, so würde ich ein Farmer. Geht es nicht, so errichte ich, zu meinem alten Metier zurückkehrend, eine Reitschule, wozu man mir Anerbietungen macht und wobei ich mir Geld machen könnte. Geht auch das nicht, so miethe ich mir ein Haus mit einem Garten und werde Pferde-Doktor in irgend einem Dorfe.....

Die reichen und respektabeln Leute lieben unsern Herrn Lajos (Ludwig) nicht, denn sie wollen einen Krieg vermeiden. Pierce ist zwar ein Mann von entschiedenem Charakter und möchte gern in den europäischen Fragen Einfluß erlangen, einen Offensiv-Krieg kann er jedoch nicht beginnen, denn er beginnt erst jetzt mit der Vermehrung der Kriegsflotte; wenn es so weiter geht, wird er nach zwei Jahren mehr thun können; jetzt aber vermag er nur, uns moralische Unterstützung angedeihen zu lassen.

Kossuth's Einfluß reicht hier nicht weiter, als in London, und seine Agenien sind hier vielleicht noch schlechter. Er schickt demokratische Artikel hierher, welche der New-York-Herald schlecht macht. Die hiesigen Ungarn sind wie die Eurigen, sie lieben einander wie dort u. s. w.

New-York, 28. Sept. 1853.

Kossuth's größter Gegner, der „New-York-Herald", ist plötzlich — cur, quomodo, quare? weiß ich nicht — mein Freund geworden; er steht in schlechtem Ruf, das ist wahr, doch si superos flectere u. s. w. Was dabei herauswachsen wird, darüber ein andermal.

An der Demonstration des Capitains Ingraham*) war ich genöthigt, mich zu betheiligen; ich sprach in einem Meeting, machte aber Fiasco, denn man verstand mich nicht, und damit hat mein politisches Auftreten ein Ende. Schon in England hatte man mich nur mit Mühe verstanden, und so ist es natürlich, daß man hier meine Witze noch weniger versteht, und das ist gut so, denn so brauche ich mindestens nicht mehr aufzutreten.

Kossuth hat hier mehr Gegner als Freunde. Die „Times", d. h. die New-Yorker, ist zwar ein angesehenes Blatt und geschickt redigirt, doch ist sie gegen Kossuth's meiste Erklärungen. Ich habe hier mit vielen hervorragenden Männern gesprochen, die ihn gut beurtheilen. Doch hat er auch eine Partei, die freilich mehr thätig als stark ist.

New-York, 18. Nov. 1853.

... Ich ersuche Dich, den beigeschlossenen Brief der türkischen Gesandtschaft in London zu übergeben; siegle ihn jedoch vorher und schreibe die richtige Adresse darauf. Die Veranlassung ist folgende: Kossuth hat durch Török und Kornis die hiesigen Ungarn aufgefordert, sich in Bereitschaft zu setzen, und wer auf den ersten Aufruf auf Seite der Türken am Kriege theilnehmen will, erkläre es, spreche jedoch zugleich den entschiedenen Wunsch aus, unter seiner (Kossuth's) Führung und unter dem vaterländischen Banner dienen zu wollen. Eine durch frühere grobe Aeußerungen Kossuth's verletzte Opposition hielt nun ein zahlreiches Meeting unter dem Vorsitze Katona's, das einen Ausschuß einzusetzen beschlossen, der die nöthigen Schritte für die Entgegennahme der Anmeldungen und den Transport treffe, wobei erklärt wurde, daß man sich nur einem anerkannten militairischen Führer unterordnen werde, der außer dem Dienste keine servile Unterwürfigkeit verlange u. s. w. Zum Obmann des Ausschusses ernannte man mich, obwohl ich gar nicht anwesend war. Ich schrieb deshalb an den türkischen Gesandten, damit er von dem Anerbieten erfahre und mir dessen Annahme bekannt gebe, und damit dankte ich ab, versprach jedoch meine Mitwirkung als gemeiner Mann und, wenn es gewünscht wird, als Rathgeber.

... Was Kossuth betrifft, so war und bleibt er humbug; die Zahl seiner Freunde ist hier gering, und auch diejenigen, die noch einige Sympathie für ihn hegten, werden ihm entfremdet durch die Betteleien der X. und X. Ich bedaure Balogh, der längst klar sehen konnte über die Hilfe, die er von K. zu erwarten hat; Beöthy aber handelt edel. Éljen!

Scotch-Plains, 25. Dec. 1853.

Uebersieh nicht meine neue Adresse. Es bedeutet das, daß ich kein Heimatloser mehr bin, sondern mit der Hilfe Gottes und der verwittweten Gräfin Louis Batthyányi aus einem Bácskaer, 75 Joch Land besitzenden Slowaken — wie man mich vor der Revolution nannte**) — im Staate New-Jersey, 20 englische Meilen von New-York entfernt, das per Dampf in einer Stunde zu erreichen, ein Yankee geworden bin, also: Yankee-doodle und Hail Columbia!

Ich habe also einen Grund, eine Kuh, ein Pferd, ein Schwein, eine Henne, eine Katze und kann sagen, daß ich daheim bin; mehr aber nicht, und so bin ich aus Einer Misère in die andere gerathen.

*) In der Angelegenheit des ungarischen Flüchtlings Koszta.

**) Der Vater unseres Mészáros stammte aus der zum Theil von Slowaken bewohnten Insel Schütt, und die Bewohner der Bácska, wo er sich niederließ, nannten ihn deshalb scherzweise einen Slowaken, obwohl er magyarisches Vollblut war. Als väterliches Erbtheil erhielt Lazarus 75 Joch Land.

Es wäre mir lieb, wenn ich meine Wirthschaft gut einrichten könnte, so zwar, daß sie, im Frühjahr bearbeitet, im Herbst schon etwas trage; dazu sind aber eine Menge Dinge nöthig, zu deren Anschaffung mir das Geld fehlt; es herrscht daher auf der adligen Kurie wohl Zufriedenheit aber auch große Armuth, mit der es sich vielleicht bessern wird — wenn es überhaupt besser wird.

Habe die Güte, dem Laczi (Ladislaus) Teleky und durch einen Dritten auch (Kasimir) Batthyányi und Szemere meine Adresse mitzutheilen.

Ich weiß nicht, wie es mit Euren Angelegenheiten und Hoffnungen steht; was ich weiß, besteht darin, daß ich in Washington war, wo ich Pierce, den Senator Douglas, Caff, Seward, Everet, Cleaton, Chase und andere Repräsentanten sah; was ich jedoch außer der Sitzung erfuhr, war nicht viel. Man ist hier mit den eigenen Angelegenheiten zu sehr beschäftigt, um viel an Europa zu denken. Die Flotte wird jetzt durch vier Schraubendampfer vermehrt, doch geschieht das wohl mehr wegen Cuba und den Sandwich-Inseln, die man gern haben möchte, und um sich messen zu können, wenn es sein muß; nicht aber, um faktisch theilzunehmen an der europäischen Völkerbefreiung; wenn sich jedoch ein Volk befreien sollte, würde man es sofort anerkennen. Geldunterstützung würde man kaum Jemandem geben, wohl aber Waffen — gegen ready cash (baar Geld.)

Wir Ungarn stehen nicht im besten Ruf und die Leute haben fast eine Scheu vor uns, obwohl Kossuth im Congreß noch Freunde hat unter den Abolitionisten. Vetter*) wird Euch erzählt haben, wie wir stehen; seitdem ist das ungarische Blatt zu Grunde gegangen und hat sich ein allgemeiner, alle Nationalitäten in sich aufnehmender demokratisch-republikanischer Verein gebildet, der gleichfalls für die Türken wirbt, mit welchem Erfolg, weiß ich nicht. Meine Armada besteht aus 120 Mann und wartet auf Geld, um abgehen zu können; ich hoffe, Du hast meinen Brief bei der türkischen Gesandtschaft abgegeben. Ich weiß, es wird keinen Erfolg haben, aber es ist gut als Demonstration.

Seit ich Landwirth geworden, lese ich wenig: dagegen gewöhne ich mich an Arbeit und sehe sehr wenige Emigranten, Gott sei Dank!

*) Der ungarische Revolutions-General Vetter, der damals von Amerika nach London gereist war.

Nord-Amerika.

Chicago, die neue Welthandels-Stadt.

Unter der Zauber-Metamorphose aus Tausend und Einer Nacht ist der Aladin-Palast auch in unserer Literatur als Metapher und Bild zum Vergleichen am populärsten geworden. Wenn wir aber nach Amerika gehen, finden wir solche Paläste hundertweise und ganz reell aus der Erde hervorgezaubert und auch ziemlich dauerhaft. Die Städte, welche aus Wildnissen und Prairien gleichsam über Nacht wie Pilze hervorwuchsen, lassen sich nach Hunderten zählen; keine aber ist so schnell entstanden und zu einem Welthandelsplatz aufgeschwollen, als Chicago am Michigan-See und am Rande der großen Prairie von Illinois. Vor dreißig Jahren stand hier nur ein militairisches Haus zur Bewachung der Indianer; daneben hatten sich ein Dutzend Weiße in hölzernen Shanties niedergelassen und trieben einen sehr unbedeutenden Handel mit Fellen und Häuten. Jetzt breitet sich hier eine der schönsten und interessantesten Städte Amerika's aus, deren beinahe dreimalhunderttausend Einwohner sich selbst unter den Amerikanern durch Wunderdinge von Unternehmungsgeist auszeichnen.

Die Eisenbahnstraße nach Chicago führt durch eine sehr ebene und einförmige lange Prairiestrecke, deren Gras durch große Heerden von Rindern und Schweinen abgeweidet und niedergetreten ist, zunächst zwischen verstreuten hölzernen Hütten hin, die allmählich zu weiten, breiten Straßen mit steinernen Gebäuden und hohen, rauchenden Schloten zusammenrücken. Ueber sie hinweg ragen die Masten von Schiffen auf dem See und glänzende Privatgebäude, große brillante Läden mit Spiegelscheiben und Hotels, und lachende Plätze und von Baumreihen durchgrünte Straßen erzählen uns in prächtiger Lapidarschrift von wirklichen Aladin-Palästen und Wunderlampen, von der amerikanischen Zauberstadt, welche sich vom See herauf durch Wunderwerke der Mechanik in aller ihrer Massivität selbst aus ihrem ursprünglichen Grund und Boden von vier bis zwölf Fuß erhoben hat und jetzt die große Stadt des Nordwestens, St. Louis, im Handel und Wandel und architektonischer Pracht entschieden überstrahlt. Dieser Grund und Boden, auf welchem sie sich jetzt erhebt und ausbreitet, hatte vor etwa zwanzig Jahren kaum den hundertsten Theil des jetzigen Werthes. Erst vor drei Jahren kaufte in der Nähe der Stadt ein Spekulant für viertausend Dollars wüstes Prairieland, für welches er neuerdings sechzigtausend Dollars als einen beleidigenden Spottpreis ausschlug. Nicht nur Häuser und Paläste, ganze Straßen scheinen über Nacht emporzuwachsen. Manche Leute, die ihre Kinder Anfangs kaum kleiden können, um sie in die Schule zu schicken, sind Millionäre, ehe die Kinder erwachsen. Wenn man auf den Straßen entlang geht, zeigt man uns gern Dutzende von Palästen, in denen doppelte und dreifache Millionäre wohnen, welche zuerst als zerlumpte Jungen hierher kamen. Eine wohlbekannte Firma fing 1857 ein Geschäft mit dreißigtausend Dollars an und repräsentirte 1865 nicht weniger als sechs Millionen Dollars in seinem Umsatze.

Nur etwa zwei oder drei Städte in den Vereinigten Staaten sind so schön angelegt und ausgebaut wie Chicago. New-York hat nichts der Art aufzuweisen, wie Ch.'s zwei Avenues: Wabash und Michigan, in ihrer Länge und Breite und mit geschmackvollen Baumpflanzungen, gegen welche auch die Linden in Berlin ziemlich ärmlich erscheinen, und die Palastreihen auf beiden Seiten würden selbst den vornehmsten Squares im Westend zu London Ehre machen. Die Kirchen sind groß und schön, meist durchweg aus großen Steinblöcken erbaut, und die öffentlichen Gebäude haben durchweg den Charakter der Pracht und der Solidarität. Das große Opernhaus hier ist größer und bequemer als alle Londoner Theater, mit Ausnahme von Coventgarden, und übertrifft auch das Berliner Opernhaus in Größe und Zweckmäßigkeit. Einige Straßen laufen luftig und breit in grader Linie weiter hinaus in die Prairie, als die große Friedrichsstraße in Berlin, und dehnen sich immer noch auf beiden Seiten ungehindert aus; dabei ist die eine Hauptstraße mit ihren schattigen Baumreihen in der Mitte von einem Ende zum andern mindestens ebenso breit, wie die Linden in Berlin. Um dieses glänzende steinerne Gewächs der letzten fünfundzwanzig Jahre in ganzer Größe und Ausdehnung überschauen zu können, muß man auf das Dach des Rathhauses steigen. Auf der einen Seite dehnt sich beinahe hundert geographische Meilen weit der Michigan-See und rollt an windigen Tagen seine wandelnden

Wogengebirge so mächtig, wie der große Ocean im Sturme, und westwärts streckt die Stadt ihre riesigen Straßenarme weit in die Prairie hinaus, deren blauer Schimmer an einem unbegränzten Horizonte sich in die Unendlichkeit verliert. Und welche Geschäftigkeit in den Straßen und am See! Gigantische Elevators (Krahne) knarren und drehen sich in langen Reihen, um ungeheure Centnerlasten von Getraide, das unaufhörlich auf den westlichen Regionen herbeiströmt, zu laden und zu löschen, und dunkle Rauchwolken steigen Tag und Nacht aus den Geschäftslokalen, wo Rind- und Schweinefleisch schiffsladungsweise für die Weltmärkte präparirt wird. Der See und die Prairie locken gemeinschaftlich in eine freie Gränzenlosigkeit hinaus und ziehen die Produkte eines Umkreises von etwa zweitausend englischen Meilen, besonders vom Westen her in diesen neuen Mittelpunkt des Welthandels, der noch vor etwa zwanzig Jahren von kaum fünftausend Einwohnern begründet und jetzt von mehr als zweimalhunderttausend Kaufleuten, Schiffern, Schlächtern und sonstigen Geschäftsleuten betrieben und täglich noch mehr ausgedehnt wird.

Eine Ursache dieses ungeheuren Fortschritts ist die Energie und rastlose Spekulation der Bewohner; sie nehmen sich kaum Zeit zum Schlafen zwischen ihrer „smarten“ Geschäftigkeit. Der scharfe, gierige, intensive Blick in den amerikanischen Gesichtern ist nirgends so ausgebildet als hier, und der sprüchwörtlich gewordene „go-aheadism“ findet auf diesen Prairien und dem unabsehbaren Spiegel des Sees kaum eine Schranke, und was sich ihnen noch für Hindernisse entgegenstellen, diese werden um jeden Preis beseitigt oder überwunden. Alle Theile des weiten Nordwestens sind durch Eisenbahnen und Telegraphen mit Chicago verbunden. Bis zu den Felsengebirgen, welche das Amerika des großen Stillen Oceans von dem Atlantischen trennen, ist es etwa tausend englische Meilen, welche bis zum nächsten Frühjahre durch eine Eisenbahn bis nach Colorado, am Fuße dieser Gebirge, mit dem hiesigen Handelsplatze verbunden sein werden. Die Engländer haben einen Tunnel unter der Themse hingezogen, der lange für ein Weltwunderwerk galt, während die Helden von Chicago einen zwei Meilen langen Tunnel unter dem Michigan-See aufweisen können, ein viel erfreulicheres Cyklopenwerk, blos um die Stadt mit reinem Wasser zu versorgen.

Die Aufschraubung fast der ganzen Stadt in großen Blöcken, die durch je vier sich durchschneidende Straßen gebildet werden, vom See aufwärts von vier bis zwölf Fuß, zu Gunsten einer guten Entwässerung, ist, wenn ich nicht irre, in verschiedenen deutschen Blättern schon wiederholt geschildert worden; aber ziemlich unbekannt wird noch sein, was sie jetzt Unglaublicheres in Angriff genommen haben. Sie beabsichtigen nichts Geringeres, als ihren trägen und übelriechenden Chicago Fluß geradezu umzukehren, daß er gleichsam bergauf fließe und statt in den Michigan-See in den Vater der Gewässer, den Mississippi, münde, so daß Schiffe von hier aus direkt nach Liverpool, Hamburg oder Bremen absegeln oder von da hierher kommen können. Es ist ein Unternehmen, das in der Ferne allerdings geradezu wie verrückt aussehen mag; aber die Leute sagen hier einfach: wir können's und müssen's thun, Sir, und wir werden damit durchkommen, das ist sicher. Sie haben damit bereits angefangen, nämlich mit Vertiefung des Illinoi- und Michigan-Canals, so daß die ganzen Wassermassen ein umgekehrtes Gefälle bis in den Mississippi bekommen und die Schiffe von tausend Tonnen von hier aus direkt über die Meere hin mit allen Welttheilen verkehren können. Solche Wunder für Reinlichkeit, Entwässerung und Verkehr werden namentlich in Berlin mit seiner Spree, die nach Rückert zum Oberbaum als Schwan hereinkömmt, um es am Unterbaum als Schwein zu verlassen, in Berlin mit seinen trägen, giftigen Rinnsteinen, mit seinen wohlconservirten Pestilenzbrutstätten des Kupfer-, grünen und Zwirngrabens mitten in den besten Stadttheilen, durchaus für unmöglich und ultrarevolutionär gehalten werden, während man hier davon spricht und daran arbeitet, als wär' es eben nur ein nothwendiges und sehr nützliches Geschäft. Man ist hier aber an solche Großartigkeit, wie an etwas ganz Alltägliches gewöhnt. Der Getraide-, Holz- und Fleischhandel, dessen Haupt-Centrum Chicago geworden ist, dehnt sich mit seinen großartigen Massen über die ganze gebildete Welt aus. Chicago ist jetzt unstreitig der größte Getraide-Handelsplatz in der Welt, und mit seinen zwei Millionen Schweinen und achtmalhunderttausend Stück Rindvieh, die es im vorigen Jahre allein schlachtete, verpackte und verschiffte, hat es auch die eigentliche Porkopolis, das größtentheils deutsche Cincinnati, in den Schatten gestellt. Die Einrichtungen für diese Industrie und den Welthandel mit Schweine- und Rindfleisch sind in ihrer Art großartig und vollkommen. Ungefähr fünf englische Meilen vor der Stadt sind ungeheure, bedeckte Schuppen, welche dreihundertfunfzig Morgen einnehmen, zur Aufnahme der Thiere angelegt worden, und die Eisenbahnen, die sie bringen, gehen mitten hindurch und treiben sie hier unmittelbar aus ihren großen Behältern heraus. Für die Treiber und Händler ist ein kolossales Hotel unmittelbar daneben errichtet worden, und das Alles im Laufe des einzigen Jahres 1865. Hier kauft der Fleischhändler von Chicago gleich ganze Heerden von Schweinen oder Rindern und läßt sie dann in eines der großen Schlachthäuser treiben, welche der Stadt etwas näher liegen. Hier können an einem einzigen Tage von wahren Meistern in ihrer Kunst nicht weniger als zwölfhundert Schweine auf die wissenschaftlichste und leichteste Weise abgethan, gereinigt, gepackt und gesalzen werden. Man treibt sie an einer Art von Schienenweg entlang, auf welchem die Schlächter und ihre Gehilfen in langen Reihen stehen, um die Thiere, während sie vorbeilaufen, zu überfallen und mit langen, scharfen Messern abzuthun; andere, dahinterstehende Leute nehmen sie dann in Empfang, zerschneiden und reinigen sie und übergeben sie dann Anderen, welche sie verpacken, einsalzen und zur Verschiffung nach aller Welt fertig machen. Unter ähnlichen kurzen Prozessen werden die Rinderheerden aus allen möglichen Theilen des Westens und Nordwestens und frisch von den Prairien her abgethan und zur Vermehrung und Verbessung der Fleischnahrung nach allen Richtungen der Windrose dem Welthandel übergeben.

Da man nun auch die zahllosen Rinderheerden Brasiliens, welche bisher tausendweise nur ihrer Häute wegen geschlachtet wurden, mit ihrem Fleischreichthume so zu behandeln und zu conserviren versteht, daß es schmackhaft und frisch bis in die fernsten Häfen der Welt gebracht werden kann, werden wohl auch wir bald in unseren hungrigen Binnenländern wohlfeileres und besseres Fleisch aus den unerschöpflichen Quellen Amerika's kaufen und genießen können. Freilich sollen wir auch, durch solche Beispiele angeregt, unserem noch vielfach kleinlichen und ängstlichen Verkehr, unserem Unternehmungsgeiste, unseren geistigen und materiellen Kapitalien etwas mehr Courage und Schwungkraft zu verschaffen suchen.

Kleine literarische Revue.

— **Deutsche Abende, von Berthold Auerbach.***) Der Dichter, der in diesem Winter nicht, wie sonst gewöhnlich in den letzten Jahren, in Berlin weilt, hat seinen Aufenthalt an den Ufern des Rheins dazu benutzt, die literarischen und kulturhistorischen Vorträge, die er in fünf oder sechs Wintern vor zahlreichen Versammlungen in Berlin gehalten, zusammenzustellen und uns in dieser neuen Folge seiner „Deutschen Abende", als Geschenk aus der Ferne, zu übersenden. Gewiß werden Viele noch des Genusses eingedenk sein, den ihnen die Bekenntnisse eines der besten deutschen Erzähler über die Kunst des Erzählens, bei Gelegenheit eines Vortrages über Göthe's „Werther", „Wilhelm Meister" und „Wahlverwandtschaften", gewährt haben. Gewiß ist Vielen noch unvergessen, wie Berthold Auerbach durch seine gedankenreichen Festreden an den Jubeltagen Schiller's und Fichte's, sowie zum Gedächtniß Uhland's, seine Zuhörer zu ergreifen und mit sich fortzureißen wußte. Hier liegt es gedruckt vor ihnen, und er hat dem noch hinzugefügt, was er bei anderen Gelegenheiten über Hebel und das deutsche Volkslied, über Jean Paul, Jacob Grimm, Lenau, Molière, Oliver Goldsmith und Bernardin de St. Pierre geschrieben und gesprochen hat. Schiller schreibt einmal mit Bezug auf die von Göthe verfaßten Kritiken: „Gerade dieses schöpferische Construiren der Werke und der Köpfe, und dieses treffende Hinweisen auf die Wirkungspunkte fehlt in allen anderen Kritiken, und ist doch das Einzige, was zu etwas führen kann." Dieses Construiren der Gestaltungen epochemachender Genies, dieses Hinweisen auf ihre Wirkungspunkte hat sich Auerbach zur Aufgabe seiner Vorträge gemacht. Gleichwohl bemerkt er mit Bezug auf die Verehrung der Heroen unseres Geisteslebens sehr wahr: „Nie und nimmer aber darf das Gegebene als das Absolute gelten, dem wir uns nur rückwärts anzubilden hätten; die Bewegung des Geistes ist eine ewig fortschreitende, zunächst in der Erkenntniß, der sich in kommender Zeit wieder entsprechende Kunstgebilde anschließen müssen."

— **Zur Lehre von der Landkarten-Projection.****) Das von dem französischen Ingenieur-Geographen A. Germain herausgegebene Lehrbuch der Karten-Projection ist das erste Werk dieser Art, in welchem eine vollständige, theoretische und praktische Darstellung aller bisher gebräuchlichen Projections-Methoden geliefert wird. Die Theorie der Landkarten-Projection wird ausführlich in der ersten Abtheilung des Buches behandelt, während in der zweiten eine Uebersicht der Construction aller bei der geographischen Kartenzeichnung gebräuchlichen Meridian- und Parallelgrad-Projectionen, erläutert durch vierzig Abbildungen, welche eben so viele verschiedene Methoden repräsentiren, gegeben wird.

— **Capitain Fracasse.** Gust. Doré hat sich mit dem nicht minder, als er, in Frankreich geschätzten Erzähler Theophile Gautier zu einem neuen, illustrirten Werke vereinigt, das von der französischen Kritik außerordentlich gerühmt wird. „Le Capitaine Fracasse" ist eine von Gautier verfaßte, rasch zur Berühmtheit gelangte Erzählung, Abenteuer-Sammlung und Sitten-Schilderung aus der Zeit Ludwig's XIII., die zuerst in der Revue Nationale abgedruckt war, dann mehrere bald nacheinander vergriffene Auflagen erlebte und endlich jetzt, als Pracht-Ausgabe, geschmückt mit sechzig Zeichnungen von Doré, bei Charpentier in Paris erschienen ist. Es ist gewissermaßen die Zeit Don Quijote's in Frankreich, die uns hier von dem genialen Portraitirer der Zeit des spanischen Ritters von der traurigen Gestalt vorgeführt wird. Hier ist er wieder auf dem ihm am Meisten zusagenden Gebiete, während er in seinen Arbeiten für die Bibel, das „Verlorene Paradies" und selbst den Dante, weit hinter dem zurückgeblieben, was bereits deutsche, englische und italiänische Meister vor ihm auf diesem Felde geleistet haben.

Literarischer Sprechsaal.

Unserer Zeitschrift und ihrem Herausgeber ward am vorigen Sonnabend die Freude zu Theil, daß eine Anzahl von Mitgliedern des Berliner Vereins der Presse, auf Veranlassung der Herren Dr. Alexis Schmidt, Vorsitzenden, Dr. Coßmann, Schriftführer dieses Vereins, und Dr. Julius Rodenberg, ein literarisches Fest, zur Feier der Vollendung des fünfunddreißigsten Jahrgangs und siebzigsten Bandes des „Magazin für die Literatur des Auslandes" unter einer und derselben Redaction, im Vereine mit einigen anderen Freunden dieses Journals, veranstalteten. Am 24. Januar 1832, am Geburtstage Friedrichs des Großen, ist die erste Nummer dieses Journals (mit dem Datum vom 1. Februar) ausgegeben worden, eröffnet durch eine Kritik von Lord Dover's „History of King Frederick II. of Prussia", aus der Feder des Herausgebers, dem der Himmel das Glück hat zu Theil werden lassen, dieses Blatt seitdem ununterbrochen zu redigiren, so daß in den siebzig Halbjahrs-Bänden der Zeitschrift wohl kaum Eine Nummer sich befindet, die nicht mindestens einen Artikel von ihm enthält. Herr Dr. Alexis Schmidt warf einen historischen Rückblick auf die Zeit der Gründung des „Magazin", auf die Zeit der Blüthe der Hegel'schen Philosophie in Berlin, die Zeit der Renaissance der humanen, constitutionellen Ideen in Frankreich und die Zeit, in welcher Goethe, scheidend von dieser Welt, sein schönes Wort der „Weltliteratur", die von Deutschland ihren Ausgang nehme, gesprochen hatte. In geistreicher Weise entwickelte der verdienstvolle Herausgeber der Berliner „Spener'schen Zeitung" die Momente, die gerade zu jener Zeit den Plan zur Gründung einer Zeitschrift, wie das „Magazin" zur Reife gebracht und so glücklich zu seiner Entwickelung beigetragen haben. Herr Dr. Hideau (Director des Louisenstift) knüpfte hieran einige humoristische Bemerkungen über die unterscheidenden Merkmale dieses „Magazin" von jedem andern. Herr Dr. Johannes Dümichen trug ein von E. Brachvogel in schlesischer Mundart verfaßtes Gedicht zu Ehren der Provinz, welcher der Herausgeber des „Magazin" angehört, und der Schriftsteller Schlesiens vor, woran sich ein Toast auf diese Provinz knüpfte, die jetzt mit Recht auch eine Kunst-Akademie neben ihrer Universität verlange. Der kürzlich aus Glogau nach Berlin berufene Provinzial-Schulrath, Herr Dr. Klix, antwortete darauf und dankte in Namen der Provinz, der er, wenn auch nicht durch Geburt, doch durch einen vieljährigen anregenden Aufenthalt angehört habe. Der Herausgeber dieser Blätter hatte sich darauf beschränkt, über den Beruf und die Aufgaben des Journalismus unserer Zeit zu sprechen, aus welchem Vortrage wir Nachstehendes hier mittheilen:

*) Neue Folge. Stuttgart, Cotta, 1867.

**) Traité des projections des cartes géographiques, représentation plane de la sphère et des sphéroïdes. Par A. Germain. Avec 14 planches. Paris, Arthus Bertrand. 5 frcs.

„Schiller's berühmtes Wort: „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze", ist mehr noch auf die Journalisten, als auf die Bühnenkünstler anwendbar. Während jede Spezialgeschichte des Theaters auf die berühmtesten Schauspieler ihrer Zeit hinweist und der Nachwelt dadurch die Namen Talma, Mars, Garrick, Siddons, Eckhof, Iffland und Friederike Bethmann erhalten worden sind, nennt keine unserer zahlreichen Literatur-Geschichten die wackeren Journalisten der Glanzperiode unserer Literatur, die damals den Besten ihrer Zeit genug gethan und somit, nach des Dichters Ausspruch, für alle Zeiten gelebt haben. Und doch ist der Beruf des Journalisten im Dienste der Literatur, der Wissenschaft oder des Staatslebens sehr oft mit größeren geistigen Anstrengungen, mit mehr Opfern an Zeit, Kraft und Lebensgenuß verbunden, als der Beruf mancher anderen Schriftsteller, denen nicht bloß die Mitwelt Kränze flicht.

„Diese Erscheinung ist leicht zu erklären: Dem Journalisten, dessen geistige Kraft zersplittert, dessen Aufmerksamkeit auf die mannigfaltigsten Erscheinungen gerichtet wird, ist es selten oder nie vergönnt, seinen Fleiß, die ganze Energie seines Geistes, auf einen Punkt zu concentriren und ein vollendetes Schriftwerk herzustellen, das in der Geschichte der Literatur genannt zu werden verdient. Des Journalisten Arbeit ist ein nie vollendetes Werk, das an jedem Tage fertig wird und an jedem folgenden Tage von neuem angefangen werden muß. Es ist die Arbeit eines vom Fels zum Meere fließenden Stromes, der ununterbrochen den Menschen wohlthut, der ihre Schiffe trägt, ihre Arbeitskraft vermehrt, ihren Boden reinigt, dem man aber vom Fels, dem er entsprungen, bis zum Meer, in das er sich ergießt, für seine Dienste keinen Dank weiß.

„Aber aller Mangel an Dank und Anerkennung halten den treuen Journalisten ebenso wenig zurück, entmuthigen ihn ebenso wenig, als den treuen ununterbrochen fließenden und arbeitenden Strom. Gelingt ihm, auch nur Etwas dazu beizutragen, daß der Journalismus seine große Aufgabe: Förderer der Humanität und Erzieher des Menschengeschlechts zu sein, erfülle — dann hat er nicht vergeblich gelebt und gewirkt. Und in der Theilnahme, die Sie, hochverehrte Herren Kollegen, heute mir schenken, darf ich wohl einen Beweis dafür finden: daß Sie voraussetzen, ich habe auch meinerseits danach gestrebt, jene große Aufgabe erfüllen zu helfen. Dank Ihnen, theuere Kollegen, für diesen unvergeßlichen, ehrenden Beweis Ihrer Theilnahme! Sie, meine jüngeren Genossen auf dem Felde der Journalistik, Sie werden tüchtiger als ich und mit größerem Erfolg als ich, jene heilige große Aufgabe, die Förderer der Humanität in Deutschland zu sein, erfüllen. Sie gehen einer großen, schönen Zukunft entgegen, und mehr als jemals früher, fällt der deutschen Bildung, dem deutschen Geiste, jetzt die Aufgabe zu, der Lehrer der Menschheit zu sein. Heil dem neuen Deutschland, das, fortan von dem jugendkräftigen Preußen geleitet, an der Spitze der Völker Europas die Macht seiner Intelligenz jetzt frei wird entwickeln können!"

Frankreich hat am 12. Januar einen seiner berühmtesten literarischen Namen aus der Zeit des geistigen Aufschwunges, den das Land unmittelbar nach der Vertreibung Napoleon's I. nahm, verloren. Victor Cousin war am 28. November 1792 geboren und hat demnach ein Alter von 74 Jahren erreicht. Seine wissenschaftlichen Reisen nach Deutschland und die Berichte, die er darüber abgestattet, haben ihm zuerst in seinem Vaterlande, wie bei uns, einen geschätzten Ruf verschafft. Die erste Reise hatte Cousin im Jahre 1817 unternommen, bei welcher Gelegenheit er sich auf den Universitäten Heidelberg, Göttingen und Berlin mit der deutschen Philosophie vertraut machte, so daß er demnächst (1819—21) in Paris an der Sorbonne einen Cursus von Vorlesungen über Kant's „Kritik der reinen Vernunft" eröffnete, woran er dann Vorträge über die neuere deutsche Philosophie, namentlich über Fichte, Schelling und Hegel knüpfte. Diese Forschungen auf philosophischem Gebiete zogen dem jungen Professor die Verfolgungen der damals in Frankreich allmächtigen Dunkelmänner zu, und er wurde, als „Revolutionär", vom Lehrstuhl entfernt. Er benutzte die ihm dadurch zu Theil gewordene Muße, eine französische Uebersetzung der sämmtlichen Dialoge Plato's zu veranstalten, die er mit Commentaren ausstattete, sowie zur Herausgabe des Descartes, ebenfalls mit Commentaren (in 11 Bänden) und des Proclus. Als er im Winter 1824 - 25 eine neue Reise nach Deutschland unternahm, wurde er auf Betrieb der Metternich'schen Polizei, die den von französischen Dunkelmännern Verfolgten natürlich ebenfalls für einen der Ordnung gefährlichen Menschen erklärte, in Dresden verhaftet, von dort jedoch nach Berlin gebracht, wo er mit Erlaubniß der Regierung dem preußischen Unterrichtswesen ein genaues Studium widmete und namentlich mit Hegel, Schleiermacher, Gans und Johannes Schulze in engere freundschaftliche Verbindung kam. Nach seiner Rückkehr wurde er von dem Ministerium Martignac wieder auf seinen Lehrstuhl an der Sorbonne eingesetzt, und hier eröffnete er in Gemeinschaft mit Guizot und Villemain ein Lustrum von humanistischen Studien, das als eine der glänzendsten Epochen in den Annalen der französischen Universität bezeichnet wird. Zahlreiche Humanisten, die zum Theil noch jetzt, trotz der zweiten Napoleonischen Unterdrückung des Geistes, in Frankreich mit Erfolg jene Lehren verbreiten, wie St. Marc Girardin, Lerminier, St. René Taillandier, Michel Chevalier, Laboulaye u. A., sind aus der Schule des genannten Triumvirats hervorgegangen. Während der Regierung Ludwig Philipps war Victor Cousin eine Zeit lang Minister des öffentlichen Unterrichts. Seit dem Jahre 1848 hat er sich jedoch, ebenso wie Guizot und Villemain, von der glänzenden Wirksamkeit des politischen Lebens und des öffentlichen Lehrstuhles ganz zurückgezogen. Nur noch durch Studien, die er in einzelnen Arbeiten, namentlich im Jahre 1849 in einer Schrift (Justice et charité) zur Widerlegung der Lehre von der Organisation der Arbeit durch den Staat, wie später in mehreren literar-historischen Werken über berühmte französische Frauen, niedergelegt, hat sich der alte Victor Cousin im Andenken seiner jüngeren Zeitgenossen erhalten.

Von der deutschen Ausgabe des Don Quijote mit den Illustrationen von Gustav Doré sind kürzlich die Lieferungen 9 und 10 ausgegeben worden,*) welche das neunte, zehnte und elfte Kapitel umfassen, worin die berühmten Abenteuer des Ritters im schwarzen Gebirge erzählt werden. Unter den Illustrationen befinden sich einige der köstlichsten Zeichnungen Doré's, namentlich die Mirage Don Quijote's, wo der Ritter, im Sonnenschein reitend, auf dem unwegsamen Rücken des Berges einen Menschen sieht, der sich mit bewundernswürdiger Schnelligkeit von Stein zu Stein und von Busch zu Busch fortbewegt. Sowohl dem Landschafts- als dem Charakter-Zeichner sind hier vortreffliche Studien dargeboten.

*) Berlin, Verlag von A. Sacco Nachfolger (A. E. Glücksberg, E. Bahn.)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] Berlin, den 9. Februar 1867. [№ 6.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

Neue Erscheinungen der spanischen Literatur. (80)

De la esclavitud en Cuba. Por Franc. de Armas y Céspedes. 4. 10.

La Araucana, de D. Alonso de Ercilla. Edicion de la Real Academia Española. 2 t. gr. 8. 30.

Tradiciones Vasco-Cántabras. Por D. Juan V. Araquistain. gr. 8. 10.

Neue Erscheinungen (81) der niederländischen Literatur.

Bosboom-Toussaint, A. L. G., Negen novellen. 2e druk Gr. 8. f. 2,60.

Gerdes, E., Broeder en zuster, of het wederzien na veertig jaar. Een verhaal op waarheid gegrond. 12. f. 0,50.

Hofdijk, W. J., Geschiedenis des Nederlandschen volks. Een handboek voor het onderwijs en zelf-onderricht. (1e deel.) Roy 8. met 3 gelith. kaarten. f. 3,55.

Hogendorp, G. K. van, Brieven en gedenkschriften. 2e deel. Het jaar 1787. Gr. 8. f. 3,25.

Klaasje Zevenster is niet dood: supplement op een groot werk door een der Pleiaden. Gr. 8. f. 3,65.

Pierson, Dr. A., Adriaan de Mérival. Een leerjaar. Gr. 8. 3 dln. compleet. f. 9,—.

Radijs Ellens, L., Romancen en andere gedichten. Post 8. f. 0,90.

Rijsenhond, O. G. H., De vrouwenhaters. Blijspel in drie bedrijven. Post 8. f. 0,90.

Schlimmer, Dr. J. G., Handboek der Romeinsche antiquiteiten, voornamelijk uit den tijd der Romeinsche republiek. 1e stukje. Post 8. f. 1,60.

Smits, H., Oom Adriaan. Gr. 8. f. 2,60.

Neue Erscheinungen der englischen Literatur.

Bourne, H. R. Fox, English merchants: memoirs in illustration of the progress of British commerce. 2 vols. 8vo. 24 s.

Espinasse, Fr., Life and times of François-Marie Arouet, calling himself Voltaire. 3 vols. Vol. 1. 8vo. 16 s

Hodgkin, Th., Narrative of a journey to Morocco in 1863 and 1864, with geological annotations. Roy.-8vo. 21 s.

Morris, R., Specimens of early English, selected from the chief English authors, A. D. 1250—1400. With grammatical introduction, notes, and glossary. 7 s. 6 d.

Noble, Rev. Rob. Turl., A memoir of a mission to the Telugu people in South India. By his brother. With map and six illustrations. 8vo. 6 s.

Rembrandt. — The life and genius of Rembrandt: the most celebrated of Rembrandt's etchings — thirty photographs and a discourse on the life and genius of Rembrandt by Dr. Scheltema. 4o. 42 s.

Sullivan, Sir Edw., The conquerors, warriors, and statesmen of India. With a sketch map of India. 8vo. 12 s.

Wayside Posies: Original Poems of the Country Life. 4to. 21 s.

Weld, Ch. Rich., Florence, the new capital of Italy. 8vo. 12 s. 6 d.

Worboise, Emma Jane, Violet Vaughan; or, the Shadows of Werneford Grange. Post 8vo. 5 s. (82)

Das Verzeichniß der für die **National-Invalidenstiftung** bei dem Central-Comité bis zum 31. Dezember 1866 eingegangenen Beiträge ergiebt von Nr. 1 bis 1161a die Summe von

253,963 Thlr. 6 Sgr. 5 Pfg.

Alle Geldbeiträge, welche mit dem Vermerke „Beiträge für die National-Invalidenstiftung" versehen, und an den unterzeichneten Ausschuß oder an dessen Schatzmeister, Geh. Commerzienrath Krause hierselbst (Leipzigerstr. 45) adressirt sind, werden durch die Post portofrei befördert. Berlin, 2. Januar 1867.

Der geschäftsführende Ausschuß der National-Invalidenstiftung.

v. Prittwitz und Gaffron, Generallieutenant z. D. (Vorsitzender). v. Dachröden, Schloßhauptmann. Delbrück, Kaufmann. Dr. Friedberg, Geheimer Ober-Justizrath. v. Gruner, Wirklicher Geheimer Legationsrath und Unter-Staats-Secretär z. D. v. Kirchbach, Major a. D. und Vortragender Rath im Kriegsministerium. Krause, F. W., Geh. Commerzienrath (Schatzmeister). Dr. Lette, Präsident (Stellvertreter des Vorsitzenden). Meyer Magnus, Stadtrath (Schriftführer). v. Normann, Kammerherr und Major a. D. Fürst W. Radziwill. Stavenhagen, General-Major a. D. (Stellvertreter des Vorsitzenden). Twesten, Stadtgerichtsrath (Schriftführer). Dr. Virchow, Professor. Böcker, Generalmajor z. D. (Schriftführer). Vollgold, Commerzienrath. Wulfsheim, Geheimer Regierungs- und vortragender Rath im Ministerium des Innern (Schriftführer). (83)

In Louis Gerschel's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

Bilder aus dem Thiergarten.

Nach der Natur photographirt von Dr. **H. Vogel.**

Preis des Albums von 10 Blättern in quer Fol. 8 Thlr., einzelner Blätter 1 Thlr.
In eleganter Leinwand-Mappe 9 Thlr. 10 Sgr.

Verzeichniss der Blätter:

1. Hofjäger. 2. Löwenbrücke. 3. Schafgraben. 4. Königsdenkmal. 5. Brücke. 6. Rousseau-Insel. 7. Rendez-vous. 8. Sonnenblick. 9. Abend. 10. Gartenbau.

Format 14½" : 17½". — Grösse der Photographie auf Tondruck 8" : 9".

Diese Ansichten, in einzelnen Probeblättern in einer hiesigen Kunst-Ausstellung dem Publikum vorgelegt, haben namentlich in Künstlerkreisen grosses Aufsehen gemacht. Ein sachkundiger Referent der Vossischen Zeitung sagt über dieselben:

„Hier hat bei der Auswahl der Parkmotive ein ungewöhnlich feiner künstlerischer Sinn für das Landschaftlich-Malerische, für Baumgruppirung, Beleuchtung und Standpunkt der Betrachtung gewaltet und, da sich damit eine vollkommene Herrschaft über die photographische Technik verbindet, so können sich diese Bilder sehr wohl den bis dahin unerreichten Bildern englischer Landschaften von Vernon Heath an die Seite stellen, die auf der internationalen photographischen Ausstellung die Bewunderung aller Techniker errangen."

Für Natur- und Kunstfreunde werden diese Blätter eine unerschöpfliche Quelle des Genusses, für Künstler ein Gegenstand des Studiums sein. (84)

Confirmationsgeschenk.

Als solches empfiehlt die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung:

Worte des Herzens von J. C. Lavater.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens. (85)

Herausgegeben von **C. W. Hufeland.**

Prachtausgabe (Zwanzigste Auflage. 1866) gr. 8. mit einer biographischen Einleitung von A. Krummacher, mit L.'s Portrait in Stich; in engl. Einband m. Goldschn. 1 Thlr. 10 Sgr.

Kabinetsausgabe (Siebzehnte Auflage. 1862) mit L.'s Portrait in Stahlstich, Schriftbild und radirtem Widmungsblatt; in englischem Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Miniaturausgabe (Neunzehnte Auflage. 1865) in engl. Einband mit Goldschnitt 20 Sgr.

„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann." Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin ist erschienen:

Jacob Grimm: Reden und Abhandlungen.

1864. 26¼ Bogen. Velinpapier. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Diese Reden und Abhandlungen bilden den ersten Theil der „Kleineren Schriften" von Jacob Grimm, ein in sich abgeschlossenes Ganze. Prof. Robert Prutz begrüsst im „Deutschen Museum" das Erscheinen derselben u. a. mit folgenden Worten:

... „Auch aus diesen kleinen Schriften tritt die Eigenart des heimgegangenen Meisters, seine tiefe Gelehrsamkeit, seine sinnige Betrachtungsweise, seine zarte, fast mädchenhafte Empfindung uns klar und deutlich entgegen, für die Mehrzahl der Leser sogar deutlicher und fassbarer, als aus jenen grossen gelehrten Werken, welche die eigentlichen Säulen seines Nachruhms bilden, und so hoffen wir denn auch, dass gerade diese „Kleineren Schriften" eine recht weite Verbreitung erlangen und recht kräftig dazu beitragen werden, das Gedächtniss des unsterblichen Mannes unter uns lebendig zu erhalten." (86)

In besonderen Abdrücken erschienen aus diesem Bande:

Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter,

gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Herausgegeben von **Herman Grimm.** Dritte Auflage 1865. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr.

Der zweite Abdruck (1864), die Photographieen der Brüder Grimm enthaltend, kostet 20 Sgr.

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte." Preussische Jahrbücher (1863 December.)

Die Grenzboten. (87)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 6. Die Parlamentsreform in England. — Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. — Die Reform des Civilprozesses durch den neuen Bund. — Die Agitation zur Förderung der Kunst-Industrie in Preußen. — Ein Preisdrama. — Wochenbetrachtung.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Revue moderne.

Février 1867.

Ch. du Bouzet, Notre échec au Mexique. — Marc-Monnier, L'esprit génevoise. — Diderot, Lettres inédites. (Fin.) — J. G. Prat, Tealdo. (2e partie.) — A. Morel, De la présence réelle de Jésus Christ dans l'Eucharistie d'après le témoignage de Béelzébuth en 1566. — M. Weber, Une nuit d'hiver sur la locomotive. — F. Zurcher, Phares et Sémaphores. — A. Kaempfen, Paris en feuilles volantes. — Ch. Dollfus, Chronique politique. — Maurice Block, Périodiques allemands. — Périodiques anglais.

Preis des Jahrganges 14 Thlr. (88)

Baltische Monatsschrift. (89)

1866. Dezember.

W. Gutzeit, Das Metersystem und dessen Einführung in Deutschland und Rußland. — M. Stillmark, Die große Markenfälschung in Dorpat. — Harthausen, Ueber die russische Agrargesetzgebung. 2. Artikel. — Die europäische Politik im Jahre 1866. — Eine Errungenschaft des Jahres 1866.

Preis für den Jahrgang 8 Thlr.

Riga, Nicolai Kymmel's Buchhandlung.

Mittheilungen

aus Justus Perthes' geographischer Anstalt.

1866. XII.

Die politischen Verhältnisse am oberen Niger und der Aufenthalt von Mage und Quintin daselbst. — Höhenmessungen im Colorado Territorium und die Baumgrenze in den Felsengebirgen. — A. Bastian, Die Hydographie Hinter-Indiens. — F. Fonck, Naturwissenschaftliche Notizen über das südliche Chile. — Geographische Literatur. — Bemerkungen zu: Tafel 18. Karte von Java.

1867. II.

Gerhard Rohlfs, Neueste Nachrichten aus dem Innern Afrika's. — Chr. Hornberger, Das Ewe-Gebiet an der Sklavenküste von West-Afrika. — A. W. Fils' Barometer-Höhenmessungen bei Landeck und im Reichensteiner Gebirge. — A. Mühry, Ueber das System der Meeresströmungen. — Die Landesvermessung von Chile. — Geographische Notizen. — Tafel 3. Chr. Hornberger und W. Brutschin, Das südwestliche Ewe-Gebiet.

Ergänzungsheft 18. Preis 20 Sgr. Julius Payer, Die Ortler-Alpen.

Preis des Jahrgangs von 12 Heften 4 Thlr.

Gotha, Justus Perthes. (90)

Dieser Nummer liegt bei ein Verzeichniss von neueren Werken. Verlag von **F. C. W. Vogel in Leipzig.** (91)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Die Einführung deutscher Kultur in Westpreußen durch Friedrich den Großen.*)

Eben sind wir Preußen wieder einmal nach langer Pause dabei, neue Provinzen unserem Staatsorganismus einzufügen und sie für das Ganze möglichst nutzbar zu machen. Es sind noch nicht volle hundert Jahre her, daß unsere Vorfahren das gleiche Geschäft mit Eifer betrieben; damals handelte es sich um Westpreußen nebst dem Netzdistrikt. Der Vergleichspunkte zwischen damals und jetzt sind wenige; wir wollen sie gleich hier anführen; sie betreffen mehr die äußeren Verhältnisse. Im Jahre 1772, wie 1866, war die Eifersucht der mächtigen Nachbarn wirksam thätig, unserem aufstrebenden Staate den Gewinn möglichst zu kürzen; besonders wurde Friedrich II. genöthigt, vor den Thoren von Danzig und von Thorn Halt zu machen. Dennoch behielt die neue Erwerbung ihren Hauptwerth, wie diejenige des vorigen Jahres, dadurch, daß sie den Zusammenhang der Hauptmasse der Provinzen und der Hauptstadt mit einer davon getrennten, nämlich Ostpreußen, herstellte, so wie jetzt der Zusammenhang mit den Westprovinzen hergestellt ist. Unter den Geschäften der Nutzbarmachung der neuen Provinzen finden wir ein einziges wesentlich gleiches, nämlich die entsprechende Vermehrung des stehenden Heeres. Diese wurde denn in der Hauptsache ebenso ausgeführt, wie die heutige; so besonders bildete Friedrich den Stamm zu einem neuen Husaren-Regiment durch abgegebene Mannschaften aller alten Regimenter der gleichen Waffe; und so werden bekanntlich auch von dem Minister von Roon die neuen Reiter-Regimenter formirt.

Viel bedeutender sind aber die Gegensätze von jetzt und damals. Land und Leute sind von Grund aus verschieden: die Aufgabe der neuen Regierung ist deshalb ganz verschieden, und ebenso sind die Mittel und Werkzeuge zu deren Lösung ganz andere.

Während die neupreußischen Provinzen vom Jahre 1866 wesentlich auf derselben Kulturstufe stehen, wie die alten, hatte Westpreußen bis 1772 nach Friedrichs Worten „in jeder Art von Barbarei geschmachtet"; sie wurde kaum von der türkischen übertroffen. Friedrich nannte deshalb seine neuen Unterthanen abwechselnd seine Irokesen, Kanadier oder Halbwilden; große Strecken des Landes waren verödet, die Städte lagen in Schutt und Trümmern, die Bewohner konnte man füglich in Räuber, Bettler und Sklaven eintheilen, zu denen nur noch Wölfe und Bären hinzukamen, letztere unzweifelhaft. Aus diesem „Paradies der Edelleute" eine Provinz zu machen, welche einigermaßen gleichartig neben die anderen preußischen gestellt werden konnte, war allerdings eine ganz andere Aufgabe, als diejenige, Hannover und Hessen dem alten preußischen Staate einzufügen. Sie zu lösen, saß nun gerade der rechte Mann auf dem preußischen Throne, und unter allen seinen Thaten war diese nicht die wenigst bedeutende, um den Beinamen des Großen, den ihm schon seine Zeitgenossen gaben, zu rechtfertigen.

Graf Ernst von Lippe-Weißenfeld, dessen „Militaria aus Friedrichs des Großen Zeit" wir in unserer vorletzten Nummer angezeigt, hat in der Schrift: „Westpreußen unter Friedrich dem Großen" durch Zusammenstellung von Thatsachen, die aus den besten Quellen, zum Theil aus Archiven entnommen sind, neues Licht über dieses Riesenwerk verbreitet. Wir können uns daraus von Neuem überzeugen, daß Friedrichs Größe weniger darin bestand, daß er alle seine Zeitgenossen an staatsmännischer Einsicht in jeder Beziehung überragte, als darin, daß er in jedem Zweige der Staatswissenschaften so viel Einsicht bei seiner außerordentlichen Thätigkeit und Thatkraft, Menschenkenntniß und Macht über die Geister besaß, daß er sich seine Werkzeuge mit einer unübertrefflichen Geschicklichkeit auszuwählen wußte, und dann auch unbedingt auf ihre Hingabe rechnen konnte.

Sein erstes Geschäft war die Aufnahme eines Güterkatasters, wonach die Grundsteuer festgestellt wurde, und die Erbauung des Bromberger Kanals. Beides war innerhalb eines Jahres fertig. Wie eingehend, auf das Kleinste rücksichtigend, Alles beachtend, seine Thätigkeit dann weiter war, ersieht man am Besten aus der Instruction eines neuen Kammer-Directors des Netzdistriktes vom 4. Januar 1782, von welcher Graf Lippe folgenden Auszug giebt:

1) Kassensachen — eines der nothwendigsten Dinge. Beständige gute Ordnung, soviel nur möglich. 2) Die „terrible" Unordnung hinsichtlich Contributionsrückständen beseitigen. 3) Den Rindviehstand im Nakeler Defrichement mehren. 4) Den Mist, welchen man des fetten Bodens halber in die Netze wirft, auf Prahmen in die Gegend von Nakel rc. fahren lassen, NB. wenn festgestellt ist, daß Unkosten und Nutzen in Einklang. 5) Beamte, Adel und Unterthanen müssen ihre Wirthschaft besser führen. 6) Wo 5—6jähriges Land ist, werden Futterkräuter gesäet. 7) Den Schafviehstand mehren. 8) Bei Inowratzlaw wird man mehr Butter machen können und nach Berlin schicken. 9) Man muß mehr Schlachtvieh aufziehen und darf solches nicht mehr aus der Fremde einpassiren lassen. 10) Den Fabriken und Manufakturen in den Städten mehr aufhelfen. „Es wird ein Haufen Wolle aus Polen nach Holland und anderen Orten verschickt und dagegen viel englisches und holländisches Tuch nach Polen wieder eingeführt." Man solle die nämlichen Sorten Tuche verfertigen. 11) Fehlende Gerbereien anlegen, überhaupt solche Gegenstände anfertigen, welche man noch nicht genug in der Provinz hat und nach Polen exportirt werden können, z. B. Strümpfe, Mützen, Handschuhe, Wagen, Glas, Branntwein, Ziegel. 12) Betreffs Manufaktur-Verhältnisse Einverständniß mit der Marienwerderschen Kammer, damit ein Landestheil dem anderen nicht Abbruch thue. Billige und gute Beschaffung des Rohstoffs, sowie leichter und vortheilhafter Absatz entscheiden über den Ort einer Manufaktur-Anlage. Man muß die Importations-Listen fleißig durchstudiren. Nürnberger Waaren und kleine Spiegel z. B. kann man selbst fertigen, wobei man das Geld dafür im Lande behält und den inneren Reichthum vermehrt, „da es ohnehin wegen der bisherigen üblen Wirthschaft dorten an Gelde sehr fehlt."

So geht es fort durch zwanzig und einige Nummern, von denen wir nur noch folgende hervorheben: 16) Attention auf Holzpflanzungen und Forstverbesserungen. 18) Untersuchen, ob es besser, auf Torfwiesen Pferde oder Schafe zu halten. Im Nachtrage heißt es dann noch: „Zwischen „Netze und Tuchelscher Heide durch Kiensamen die Sandschollen befestigen. Bierbrauerei, damit die Polen künftig nicht mehr aus England Bier beziehen."*)

---

*) Westpreußen unter Friedrich dem Großen. Nach urkundlichen Quellen von E. Graf Lippe-Weißenfeld. Thorn, Ernst Lambeck.

*) Ueber die gleichzeitg von Friedrich dem Großen angeordnete, in ihren Kultur-Erfolgen an das Wunderbare streifende **Melioration des Warthe-Bruches** ist soeben (Berlin, Carl Duncker) eine interessante Schrift des Regierungsraths Dannemann erschienen. D. R.

Mit der gleichen Aufmerksamkeit und Sorgfalt verfolgte er das Bildungsgeschäft des neuen Landestheiles bis zu seinem Ende. Nachdem er im Frühjahr 1786 den dortigen Unterthanen das Zeugniß ertheilt hatte, daß sie „demnächst anfangen, etwas industriöser und aufgeklärter zu werden" und seine „Freude über den Fortgang der Fabriken" zur Genugthuung der dortigen Beamten zu erkennen gegeben, nachdem er noch am 16. Juni desselben Jahres einem Revisor der östlichen Provinzen, die er nicht mehr selbst zu besuchen vermochte, ausführliche schriftliche Instruction ertheilt, mußte sein rastloser Geist am 17. August der Natur den letzten Tribut zahlen.

Noch auf einen Unterschied zwischen den letzten preußischen Gebietserwerbungen und denjenigen von 1772 müssen wir aufmerksam machen. Während man in den Ersteren überwiegend seine Unzufriedenheit mit der Regierungs-Veränderung zu erkennen giebt, wurden zwar damals im Reichstag zu Warschau glänzende Reden gegen den Bruch des Völkerrechts durch Friedrich gehalten, in der That aber ließen sich in Westpreußen selbst die Edelleute ganz gern die Aufnahme in den preußischen Unterthanenverband gefallen; eine Gräfin Skorzewski bat den preußischen Gränzregulirungs-Commissar „recht inständigst", es so einzurichten, daß alle ihre Güter preußisch würden. Aehnliche Fälle kamen im Jahre 1848, als die „Demarkationslinie" für ein selbständiges polnisches Großherzogthum gezogen wurde, vielfach vor, während die „nationalen" Führer von einer neuen „Kreuzigung" Polens deklamirten, weil nicht die ganz deutschen Theile der Provinz Posen zu Neupolen geschlagen werden sollten. Es ist daraus zu entnehmen, wie wenig auf den neu betriebenen Schmerzensschrei der Posener Polen wegen der Einverleibung der Provinz in den norddeutschen Bund zu geben ist.

Natürlich nicht, nie sind ja bloß Polen!!

Gott in der Natur.

II.

Zur Seelenfrage.

Wir haben diesen zweiten Abschnitt unserer Beleuchtungen „Zur Seelenfrage" betitelt, nach einem Werke von A. Meyer,*) auf das wir zum besseren Verständniß der uns vorgesteckten Ziele zunächst eingehen wollen. Der geistvolle, klare und ätzend scharfe Anhänger des „erkenntnißtheoretischen Materialismus" giebt hier eine kritische Widerlegung des bekannten Buches von Ferdinand Westhoff „Kraft, Stoff und Gedanke, eine umfassende Erklärung des Seelen- und des leiblichen Lebens, mit Hinblick auf die Unsterblichkeit." Wenn auch die denkenden Leser, welche diese letztere Schrift kennen, mit uns der Ansicht sein werden —: daß dieselbe in Betreff ihres Könnens mit dem guten und eifrigen Wollen keineswegs im Einklang stehe, wenn wir daher auch in den trefflichen, klaren Ausführungen Meyer's die Aufstellungen Westhoff's als erfolgreich bekämpft erachten müssen, wenn wir auch ferner in den Streit zwischen Materialismus und Spiritualismus, Idealismus und Realismus hier keineswegs näher einzugehen vermögen, so finden wir doch die Veranlassung, gerade zur Bekräftigung unserer eigenen Ansichten und selbst zur Begründung der Berechtigung von Böhner's Natur-Auffassung, auf die Ergebnisse der Meyer'schen Darstellungen einzugehen.

Um in der Frage über das Sein der menschlichen Seele ein Verständniß zu erzielen, fordert Meyer ein strenges Auseinanderhalten der Gebiete des Wissens und des Glaubens und klagt als das hauptsächlichste Hinderniß den Umstand an, daß die Erörterungen dieser Frage stets auf das Gebiet des Glaubens hinübergezogen werden. Durch seine Besprechungen in dem genannten Buche, meint er sodann, „haben die verschiedenen, auf die Seelenfrage bezüglichen Punkte eine genügende Beleuchtung erfahren, so daß bei Niemanden, wenn er sich nicht absichtlich den überzeugenden Gründen verschließt, der leiseste Zweifel darüber aufkommen kann, daß die alte, aus der Märchenzeit der Menschheit stammende Annahme der Existenz einer Seele aufzugeben ist." Dies bekräftigt er sodann noch in Folgendem: „Von der Materie an und für sich, ohne daß sie direkt oder indirekt unsere Sinnesnerven in Bewegung versetzt, können wir ebenso wenig etwas mit Bestimmtheit erfahren, wie von jedem anderen nicht auf uns einwirkenden Dinge. Es bewegen sich daher sämmtliche, alte und moderne Theorien, von der letzten Zusammensetzung der Materie aus „körperlichen" und „ätherischen Atomen", gleichviel ob sie von Philosophen, Physikern oder Mathematikern ausgegangen, ganz vollkommen auf dem Gebiete metaphysischer Spekulation, wohin zu folgen sich kaum der Mühe verlohnt.... Das eigentliche Feld der Erfahrung beginnt erst mit der anschaulichen Vorstellung, die innerhalb des Organismus, genauer: der Erkenntnißorgane zur Ausbildung gelangt. Der die Vorstellung veranlassende, von außen kommende Reiz ist eben die, vermöge der eigenthümlichen Beschaffenheit der Molecule eintretende Veränderung in den Dingen. Weder die vorausgesetzten Atome, noch die Kräfte für sich sind der Vorstellung fähig und können deshalb nicht als gegenständlich vorhanden betrachtet werden. Was die Dinge, was die Materie mit ihren davon untrennbaren Eigenschaften, Kräften an und für sich, d. h. unabhängig davon, daß sie unsere Vorstellungen ausmachen, sein mögen, wissen wir nicht; wie weit die Dinge an sich von den Dingen der Erfahrung verschieden sind, ebenso wenig, und kümmert uns auch nicht (?): eine Untersuchung hierüber läuft wirklich auf eine unfruchtbare, eitele Spekulation hinaus.

„Dessenungeachtet liegt kein Grund (?) vor, sich über die Mangelhaftigkeit und Beschränktheit menschlicher Erkenntniß zu beklagen. (?!) Beweist es doch schon einen hohen Grad von Bildung und gewonnener Einsicht, die Gränzen alles menschlichen Wissens (!) genau zu kennen, um nicht vergeblich Trugbildern nachzujagen und sich und Andere zu täuschen. Seitdem die französische Akademie der Wissenschaften jede über die Quadratur des Zirkels und das perpetuum mobile (das Immerbewegliche) handelnde Arbeit unbeachtet gelassen, haben die Bemühungen, sich mit diesen unauflösbaren Aufgaben zu beschäftigen, fast ganz aufgehört. Sobald man die feste Ueberzeugung erlangt, daß die Regionen der Metaphysik zu erreichen, ebenso unmöglich ist als einen Zirkel zu quadriren oder eine Vorrichtung mit ununterbrochener Bewegung zu erfinden, wird und muß man sich resigniren und sich der sichern Erkenntniß des Unmöglichen ebenso erfreuen, wie der zahlreichen positiven Entdeckungen."

Wir freuen uns, in diesen Aussprüchen des maßvollen Materialisten doch zunächst unumstößlich die Thatsache feststellen zu können: daß er sich nur „resignirt" in die Unmöglichkeit fügt, die natürlichen Gränzen des höchsten menschlichen Wissens überschreiten zu können — daß er freilich keinen Grund zu haben meint, sich über die Mangelhaftigkeit und Beschränktheit menschlicher Erkenntniß zu beklagen, daß er jedoch diese ebensowohl sehr bedauert, wie er energisch die über sein positives Wissen, nach

*) Mainz, Victor v. Zabern.

welcher Seite es wolle, hinausgehenden Annahmen — Hypothesen — unbedingt zurückweist. Seine Schrift ist also in ganz gleicher Weise, wie gegen den religiösen Standpunkt Westhoff's, so auch gegen jeden radikal realistischen gerichtet.

Dieser letztere Standpunkt zeigt sich uns z. B. in der kleinen Schrift von Karl Heinzen.*) So lange der Mensch nicht im Stande war, zum Bewußtsein seiner selbst und zur Kenntniß der Dinge zu gelangen, die außer ihm waren und wirkten, konnte er alle Erscheinungen und Wirkungen der Natur, die er wahrnahm, nur einer geheimnißvollen Macht zuschreiben, die er nach seinem eigenen Wesen sich vorstellen und vergrößern mußte, da er keinen anderen Maaßstab hatte. Alles erhielt dadurch in seinen Augen einen, zwar nach der menschlichen Natur abstrahirten, jedoch übermenschlichen Anspruch und Charakter, und da jedes lebende Wesen die Dinge nach dem Nutzen oder Schaden auffaßt (?!), den sie ihm bringen, so fügt es sich ganz einfach und von selbst, daß der erkenntnißlose Mensch Allem, was seinen Sinnen begegnete, eine auf ihn bezügliche Absicht unterlegte, durch welche die eingebildete, hinter den Dingen waltende höhere Macht ihr Verhältniß zu ihm an den Tag legte. Das gute Wetter, das seine Frucht reifte, bekundete eine gute Absicht der höheren Macht, und er dankte ihr; das Hagelwetter, das seine Frucht zerschlug, bekundete eine feindliche Absicht, und er betete um Gnade. So gelangte der Mensch zu dem Glauben an einen Gott. Nicht das Herz, wie man behauptet hat, sondern das Interesse und die Erkenntniß, zunächst sich manifestirend durch die Furcht, hat das geschaffen, was man gewöhnlich „Gott" nennt. „Gott" ist also im Grunde nichts als die nicht erkannte Ursache und Natur der Dinge, hinter denen der Mensch ein potenzirtes menschliches, d. i. „übermenschliches" Wesen annahm, welches er in seiner Vorstellung nach und nach so modelte, daß er nicht blos mit seinem in Furcht und Hoffnung lebenden Interesse, sondern auch mit seinen Ideen und Gefühlen zu ihm in ein eingebildetes Verhältniß trat. So entstand nicht blos „Gott", sondern auch der „Vater", der „König der Welt" u. s. w."

Von dieser Ansicht aus negirt der Verfasser mit seiner Vernunft Alles, was er nicht zu sehen, zu greifen, zu beweisen vermag — und leugnet die Gottheit „in contumaciam, weil sie ihm keine unzweideutigen Beweise von ihrem Dasein giebt." Er predigt bekanntlich die Vergötterung seiner Vernunft, welche sein Egoismus ist, der es so haben will, so haben muß.

Wir können auf diese krassen, übertriebenen, jegliches edle, hohe, reine Streben des Menschen zu Gunsten seiner Vernunft, seines Egoismus und seiner „Ehre" in den Staub zerrenden Sophismen hier nicht weiter eingehen; nur Ein Punkt sei uns herauszugreifen vergönnt. Selbstverständlich macht Heinzen auch die Fortdauer nach dem Tode lächerlich; auch Meyer negirt dieselbe, obwohl er von seiner Lehre (dem Materialismus) ausspricht: „Ohne alle Berechtigung würde man sie beschuldigen: sie untergrabe Religion und Moral, gefährde den Staat und würdige den Menschen zum Thiere, ja zur bloßen Maschine herab. Im Gegentheil: die wahre Religion, wenn sie nicht mit dem todten Buchstaben-Glauben identificirt wird, läßt sich danach viel tiefer und fester, das Moralprinzip, worauf sie sich stützen muß, viel edler und erhabener begründen."

Von dem ursprünglichen Kerne dieser unserer Beleuchtungen ausgehend, der Gottesanschauung in der Naturdarstellung nämlich, können wir diesem Ausspruche keineswegs beipflichten. Wie für uns die Leere und Oede des Atheismus und

*) Indianopolis, 1866.

trockenen Realismus nur als bedeutungslose Spielerei gelten kann, so könnten wir selbst eine reine, edle Lehre, falls sie die Fortdauer nach dem Tode bestreitet, nimmermehr als Grundlage populärer Schilderungen gelten lassen. Ganz entschieden verwahren wir uns dabei gegen die Annahme: daß hierin eine kleinliche „auf Belohnungen im Jenseits spekulirende oder vor der zukünftigen Strafe erzitternde" Moral das Maßgebende sei; sondern ganz einfach die Einsicht: daß die kurze Spanne Zeit dieses irdischen Lebens dem hohen Streben des Menschengeistes weder ausreichenden Raum noch Befriedigung gewähren kann, daß erst die weitere Vollendung in der zukünftigen Fortdauer erwartet werden muß. Diese Zuversicht soll und darf kein populärer Darsteller — gleichviel auf welchem Gebiete — seinem Publikum rauben.

Für Jeden, dem es etwa daran liegen sollte, außer diesem erhebenden und beglückenden Bewußtsein auch einen Beweis für die Fortdauer nach dem Tode zu haben, führen wir hier einen scharfen, drastischen und geistreichen Versuch von H. G. Raue*) an: „Wir müssen zur Erfahrung unsere Zuflucht nehmen, denn gerade auf die Erfahrung basirt sich der materialistische Glaube, daß es mit der Fortdauer der Seele nach dem Tode nichts sei. Auf welche Erfahrung? Auf diese: daß alte Leute wieder kindisch werden oder gar in Blödsinn verfallen, daß folglich augenscheinlich die Seele oder was so genannt werde, mit dem Körper wieder verfalle und aufhöre, wenn er aus dem Leime gehe. Es ist dies ohne Zweifel der stärkste Grund, der gegen die Fortdauer der Seele vorgebracht werden kann, wenn er wahr ist. Man hätte ja dann das gradweise Verfallen der Seele genau so vor sich, wie das des Körpers; es wäre, so zu sagen, ad oculos demonstrirt, und mehr könnte man doch sicherlich nicht verlangen. Denn auch der Einwand, daß viele Leute im Alter keine Spur von geistigem Verfalle zeigen, würde doch die gegentheilige Erfahrung nicht umwerfen. Es gehört aber diese sogenannte Erfahrung zu den unvollkommensten Beobachtungen, und deshalb ist sie nicht wahr, gerade ebenso wie die tägliche Erfahrung, daß die Sonne sich um die Erde drehe, durch vervollkommnete Beobachtung sich als nicht wahr herausgestellt hat. Die Seele verfällt nicht mit dem Leibe, sondern ist in stetigem Wachsthum an innerer Stärke bis an's Lebensende hinaus begriffen. Das ist der wahre Thatbestand und das ist's, was ich zu beweisen habe. Für's Erste kommen ähnliche Schwächezustände, wie sie zuweilen im vorgerückten Alter dauernd sich finden, vorübergehend ganz häufig selbst in der höchsten Blüthe des Lebens vor. Ich darf mich da getrost auf die Erfahrung eines Jeden berufen, der überhaupt fähig ist, zu beobachten. Nach langer, harter Arbeit oder geistiger Anstrengung verfällt Jeder in eine Art von Stumpfsinn; mag dies nun bei dem Einen früher und bei dem Anderen später eintreten, das thut gar nichts zur Sache; es geschieht auch beim geistkräftigsten Menschen. Ebenso beobachten wir in manchen Krankheiten Stumpfsinn in so hohem Grade, daß der Leidende nur zu vegetiren scheint. Aber wenn die Krankheit vorüber ist oder der Leidende geruht hat, ist's auch wieder mit dem Stumpfsinn vorbei. Worin besteht also die vorübergehende Schwäche? Sie besteht einfach in einer Stockung des gewohnten Gedankenlaufes, d. h. des Bewußtwerdens der Vorstellungen, die wir bereits besitzen. Denn ohne diese Erregtheit zum Be-

*) „Giebt es eine vom Gehirn unabhängige Seele?" in den Deutsch-Amerikanischen Monatsheften. I. 1866. New-York.

wußtsein sind auch die klarsten, stärksten Seelengebilde für uns so gut wie gar nicht vorhanden, und wir sind dann gerade so gescheit, oder vielmehr gerade so dumm, als wie Einer, der sie überhaupt gar nicht hat, nur mit dem Unterschiede, daß wir sie haben und darüber disponiren können, sobald die dazu nöthigen Bedingungen wieder erfüllt werden, während, wer sie nicht (mehr) hat, unter gar keiner Bedingung darüber verfügen kann, ausgenommen, er erwirbt sie zuvor; wir haben, um im Gleichniß zu reden, blos den Geldschlüssel zum gefüllten Geldkasten verloren, während der Andere, der kein Geld im Kasten hat, trotz Schlüssel Nichts daraus hergeben kann. Sonach betrifft die vorübergehende Schwäche nicht sowohl die Vorstellungen, den Inhalt selber, als vielmehr nur die Mittel und Wege sich dieser Vorstellungen oder dieses Inhalts zu bemeistern."

Selbst wenn wir durch diese amerikanisch-praktische Demonstration uns noch keineswegs überzeugen lassen, so können wir — nach dem abschreckenden Nichts des Atheisten und dem resignirten Hail! des Materialisten vor dem bescheidenen Maß des menschlichen Wissens — doch in nichts Anderem Ruhe und volle Befriedigung finden, als in der Gottesanschauung, die uns zugleich das volle Bewußtsein einer Fortdauer nach dem Tode gewährt.

Böhner stellt in dem Abschnitt seines Werkes „Zeugniß der größten Forscher" die Thatsache hin, „daß Isaac Newton, Oerstedt, Kopernikus, Gaillei, Linné, Pascal, Kepler, Leibniz, Haller, die beiden Herschel, Franklin, Hufeland, Faraday, Cuvier, Buckland, Gauß, beide Humboldt, Bessel, Arago, Joh. v. Müller, Schubert, Heer, Schönlein, v. Liebig und viele andere Männer, die der Wissenschaft neue Bahnen geöffnet haben und allen Jahrhunderten eine Zierde sind, ja fast Alle, die in der Naturforschung etwas Erhebliches geleistet haben, von Bewunderung der Herrlichkeit des Ewigen in der Betrachtung seiner Werke überwältigt worden sind und in Demuth die Majestät des Schöpfers angebetet haben."

Dies bekräftigend, schließen wir mit einer Stelle aus einem trefflichen, populären Werke,*) das auf dem neuesten Standpunkte der wissenschaftlichen Forschung steht und dabei zugleich in seinen Darstellungen diejenige Richtung verfolgt, welche auch der klare, scharfe Materialist Meyer „als die allein richtige darstellt, so unwahrscheinlich dies auch Manchem erscheinen dürfte" — die idealistische Erkenntniß-Theorie nämlich: „Eng, sehr eng war noch vor kaum einem Jahrhundert der Kreis der Erkenntniß, über welchen kein Forscher hinauszugehen wagte, die Linien sind weiter und weiter gezogen worden. Soll es nun frevelhaft erscheinen, die Hand wissenschaftlich fühlend und prüfend an den Ursprung der Dinge, an die Entwickelung der organischen Welt zu legen? Dadurch rauben wir jenem unendlichen Urquell, zu dem wir doch schließlich zurückkehren müssen, als dem Anfange des Anfangs, der Ursache der Ursachen, Nichts; in diesem Urquell kommen ja alle Naturforscher, Philosophen und Theologen, wie sie ihn auch benennen mögen — in jenem Urgeist, in jener Weltseele, in dieser letzten Instanz kommen alle Menschen zusammen:

„Gefühl ist Alles;
Name ist Schall und Rauch
Umnebelnd Himmelsglut."

Sollte nach diesen Ausführungen und Beleuchtungen noch Jemand daran, daß diese populäre Naturdarstellung, wie sie Böhner und Hartwig in ihren Werken uns zeigen, ebenso lebenswahr und lebenskräftig, als wissenschaftlich gediegen sei, zweifeln — oder gar an ihrer Berechtigung rütteln wollen?

Karl Ruß.

*) „Das Pflanzenleben der Erde." Hannover, Carl Rümpler.

Frankreich.

Die öffentliche Preisvertheilung in der Sorbonne.

Von neuem hat der anonyme geistreiche Feuilletonist der „Kölnischen Blätter" uns durch ein Paar Bände „Lebende Bilder aus dem modernen Paris"*) erfreut. Sicherlich werden Viele die genußreichen Stunden, welche ihnen die im Jahre 1863 erschienenen ersten Bände bereitet haben, noch in freundlichem Andenken bewahren und mit freudiger Erwartung zu der dargebotenen Fortsetzung greifen. Und sie werden sich nicht getäuscht sehen. Denn ein reicher Stoff in anziehender Darstellung tritt ihnen entgegen und wird ihnen die behaglichste Unterhaltung gewähren. Wie dissolving views, läßt der Verf. in buntester Reihenfolge die verschiedenartigsten Bilder, Figuren und Scenen vor unserem geistigen Auge vorübergleiten. Jetzt macht er mit uns am schönen Maimorgen einen Ausflug in das Boulogner Gehölz, dann läßt er uns in den Palast des Jockei-Clubs eintreten. Darauf führt er uns in die Familie des kleinsten, doch nicht unbedeutendsten Generals der Erde, Herrn Tom Pouce, dessen zarten ehelichen Sprößling wir am liebsten in der Rocktasche entführen möchten. Weiter geht es zu Alexander dem Großen, Dumas père et seul, dem Abgott der Pariser, und zu dem „Napoleon der Journalistik," Herrn Emile de Girardin. Mr. Mangin, den großen Bleistiftritter, sehen wir auf dem Börsenplatze seine weitberühmte Vorstellung geben, schauen uns in Compiègne und bei den Festlichkeiten in den Tuilerien um und legen Todtenkränze auf die Gräber Gérards, des kühnen Löwentödters, und des edlen Lamoricière. Und so geht es weiter und weiter, ohne daß wir je ermüden, indem wir stets durch die neue Ueberschrift wieder erfrischt, angelockt und fortgezogen werden und der Reiz der Darstellung uns immer auf's neue fesselt. Denn diese ist durchweg vom Hauche der Grazie durchweht, deren Gunst dem Verf. in hohem Grade zu Theil geworden.

Im Uebrigen ist der Verfasser, wie es sich nach dem Standpunkt der „Kölnischen Blätter" schon voraussetzen läßt, ein guter Katholik, doch ohne je dadurch einem andersdenkenden Leser lästig zu werden. Auch der Politik, sowie allen brennenden Fragen und tieferen Erörterungen geht er geflissentlich aus dem Wege und zieht seinen Fuß rasch zurück, wo er einen heimlichen Minirer unter den Sohlen zu fühlen glaubt, oder der Boden ihm zu glühen scheint, denn er wünscht durch nichts den ruhigen, heitern Genuß seiner anspruchs- und harmlosen Schilderungen zu beeinträchtigen.

Wir entnehmen aus denselben eine kleine drastische Darstellung der alljährlich wiederkehrenden großen öffentlichen Preisvertheilung in der Sorbonne, die manchem redlichen deutschen Lehrer-Gewissen zu denken geben wird. Denn es zeigt sich darin, sagt mit vollkommenem Rechte der Verf., „wie schon frühe in der heranwachsenden Jugend jener Ehrgeiz nach äußerer Auszeichnung, jene maßlose Eigenliebe geweckt und genährt wird, die beide eine Hauptseite des französischen Nationalcharakters

*) Neue Folge. 2 Bde. Köln, J. P. Bachem, 1866.

bilden. Wie sie hier den Knaben zum Arbeiten und Lernen anspornen, treiben sie dort den Mann, dem Tode Trotz bietend, in die Schlachtreihen des Feindes — und zwar um die Militair-Medaille, oder das rothe Band der Ehrenlegion zu gewinnen, oder gar im Tagesbefehl des Generals genannt zu werden. Mit der großen Revolution trat diese Nationaleigenschaft zuerst in ihrer Allgemeinheit an's Licht, eigentlich erst unmittelbar nach derselben, unter dem Konsulat. Napoleon I. wußte vortrefflich davon Nutzen zu ziehen; denn die gewaltigen Kriegs- und Eroberungszüge des ersten Kaiserreichs hingen eng zusammen mit der individuellen Eitelkeit jedes einzelnen Soldaten bis herab auf den letzten Tambour. Der jetzige Kaiser, in Allem das getreue Seitenstück seines Oheims, giebt ihm auch in dieser Beziehung nichts nach; im Gegentheil, er ist noch weiter gegangen und hat die Eitelkeit und Ruhmesliebe seines Volkes dergestalt ausgebeutet, daß er darin die hauptsächlichste Stütze für seinen noch immer schwankenden Thron findet. Die Helena-Medaille und die übrigen Militair-Medaillen, die vielen neuen Titel und Würden, die wieder hervorgesuchten Costüme und Uniformen, dies Alles gehört dahin, bis auf die Schleppkleider und Hofmäntel der Damen und die gepuderten kurzen Perrücken der aristokratischen Kutscher und Bedienten." — Doch zur Sache!

„Es liegt ein magischer Klang in dem Worte „Ferien" und zwar für alle Welt, für Groß und Klein, für Vornehm und Gering; vollends in Frankreich, wo Alles, Alles nach einem großen Schematismus geregelt und eingetheilt ist, der aufgezogen wird wie ein Uhrwerk und abläuft wie ein solches. Und da nun wieder Paris, Dank dem Centralisations-Princip, der Mittelpunkt von Allem ist, das Centrum, von wo alle Radien nach nah und fern ausgehen, und nicht minder das Centrum, um das sich alles Uebrige nah und fern in concentrischen Kreisen bewegt, so ist das Bild der Hauptstadt ein Bild des Reiches, nur in erhöhter Potenz, und auch in dieser Beziehung, wie in jeder andern, gilt das Wort: wer Paris schildert, schildert Frankreich.

Diesmal hat die Jugend, d. h. die Schuljugend, den Vorrang: sie eröffnet den Reigen. Die Preisvertheilungen für die öffentlichen und Privatschulen der Hauptstadt beginnen alljährlich in den ersten Augusttagen. Die Pariser Universität hält in der Sorbonne den sogenannten concours général; in Deutschland würde man „Actus" sagen. Aber der concours général ist weit bedeutender als ein deutscher Actus, das versteht sich von selbst. Das Amphitheater der Sorbonne, groß wie ein Schauspielhaus, wird auf das Prächtigste dekorirt, mit rothen und grünen Sammet-Draperieen, mit Wappen und Fahnen und Inschriften. Der ganze innere Raum wird in einen Sitzungssaal verwandelt mit Sesseln, Stühlen, Bänken und einer erhöhten Estrade für die bedeutendsten Notabilitäten; auch ein wohlbesetztes Orchester mit Pauken und Trompeten darf nicht fehlen. Am großen Tage, der lange vorher durch die Zeitungen angekündigt worden, und zu welchem die Pariser Universität mehrere tausend Einladungen an die höhere Pariser Gesellschaft hat ergehen lassen, und auf den vorzüglich alle Staatsschulen mit ihren Lehrern und Schülern eifrigst, als gälte es einen Kampf auf Leben und Tod, sich vorbereiten ... am großen Tage füllen sich die Hallen der altehrwürdigen Sorbonne, zunächst mit den Schülern sämmtlicher Lyceen und Gymnasien, alle in vorgeschriebener Uniform und zwar en grande tenue. Der Militairstaat, denn ein solcher ist und bleibt Frankreich nun einmal par excellence, zeigt sich auch bei der Schuljugend. Ueberall tragen die einzelnen Schüler Abzeichen ihrer Würde: silberne oder goldene Achselbänder, Stickereien am Kragen, auch Chevrons auf den Aermeln in Roth und Gold, wie die Unteroffiziere. Sogar Medaillen und Ehrenkreuze (obwohl seltener, denn es sind die höchsten Belohnungen) sieht man vielfach, wenigstens an den Galatagen, wo Alles im höchsten Putze ist.

Schon ist das große Amphitheater dicht angefüllt, der innere Raum voll Uniformen und goldgestickter Röcke, überall Ordenssterne und bunte Bänder, Federbüsche und Epauletten. Das Orchester hat schon mehrere Stücke gespielt, Partant pour la Syrie unter lautem Applaus und ein anderes Kaiserlied von Auber, kurz die Versammlung ist in der besten offiziellen Stimmung. Manches junge Herz pocht und klopft gewaltig, und manches junge Antlitz wird blaß und roth bei dem bloßen Gedanken, hier laut seinen Namen ausrufen zu hören, als Sieger, freilich nicht auf dem Schlachtfelde, sondern in seiner Klasse und auch nicht mit dem Degen, sondern mit der Feder, aber doch als Sieger. Quel honneur! quelle gloire! das ist auf allen Gesichtern zu lesen.

Der Ehrenplatz auf dem erhöhten Präsidentenstuhl ist noch leer, desgleichen die sechs bis acht Sessel links und rechts. Auf der großen sammetüberzogenen Tafel in der Mitte stehen in langen glänzenden Reihen die Preise: kostbar eingebundene Bücher mit blitzendem Goldschnitt, oft Werke von 20 bis 30 Bänden, neben den Preisen grüne Lorbeerkronen, darunter sogar goldene der höchste Lohn.

Zwei Böllerschüsse unten im weiten Hofe der Sorbonne, der ebenfalls von vielen Tausend Menschen angefüllt ist, verkündigen die Ankunft des Unterrichts-Ministers und der übrigen hohen Herren. Berittene Jäger von der kaiserlichen Garde eröffnen und schließen den Zug. In der ersten Carrosse, die so prächtig aussieht, daß man meint, der Kaiser käme in Person angefahren, sitzt der Minister. Er trägt als Rector Magnificus (früher sagte man grand maître de l'université) eine purpurrothe, hermelinverbrämte Sammetrobe, darüber den breiten Cordon der Ehrenlegion und sonst noch eine Menge Sterne und Orden. Das goldene Schwert wird ihm vorangetragen, desgleichen das goldene Scepter; rauschende Musik empfängt ihn und lautes Vivatrufen. Die begleitenden Herren sind in der Regel einige Marschälle, auch wohl der Erzbischof von Paris, der Senatspräsident und einige berühmte Gelehrte des Instituts. Selbst der Prinz Napoleon oder sonst Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses haben schon oft dem concours général beigewohnt. Der Minister nimmt Platz und eröffnet die Feierlichkeit mit einer Rede, die neben sonstigen Mängeln auch noch den Fehler hat, daß sie sehr lang ist. Aber der Minister hat jedesmal viel zu sagen, was begreiflich ist, da er nur dies einemal im Jahre öffentlich als Redner auftritt. Bei jeder bedeutenderen Phrase, vorzüglich bei allen Anspielungen auf Frankreichs Glück und Größe unter den Napoleoniden (und diese Anspielungen wiederholen sich alle Augenblicke) giebt ein Professor im Hintergrunde ein Zeichen und die versammelte Jugend klatscht Beifall. Dies geschieht zehn-, zwanzigmal und ist so selbstverständlich, daß der Minister bei den betreffenden Stellen schon unwillkürlich inne hält und von seinem Papier aufschaut, gleichsam um den Applaus herauszufordern. Eine wahre Komödie, ach! wie so manches in dem großen, schönen Paris. Jeder weiß, daß es eine solche ist und sagt es auch leise seinem Nachbar in's Ohr, macht aber doch ein ernsthaftes Gesicht dazu. Der Minister schließt mit einem Hoch auf den Kaiser, das lauten Anklang findet und das schon deswegen von Herzen kommt, weil es eben den Schluß der Rede bezeichnet. Alsdann beginnt die Preisvertheilung. Alles ist theatralisch zugestutzt und alles hat tönende Namen.

Die sogenannten prix d'excellence und prix d'honneur giebt der Minister selbst. Ein Universitäts-Secretair, der aber wie ein mittelalterlicher Scholasticus gekleidet ist, ruft die Namen auf, das Orchester fällt jedesmal mit lautem Tusch ein, und der Glückliche nähert sich der Estrade: der Minister oder einer der andern hohen Herren setzt ihm den Kranz auf, überreicht ihm den Preis und umarmt ihn, so gut es gehen will. Es werden im Ganzen etwa gegen 1500 Preise ausgetheilt. Am Schlusse richtet der Dekan der Universität einige „tiefgefühlte“ Dankesworte an den Minister und läßt von neuem den Kaiser leben. Alsdann erhebt sich die ganze Versammlung und in feierlicher Stille wird das unvermeidliche Domine salvum fac Imperatorem angestimmt. Endlich ist alles vorbei und die Menge zieht heim: die Gekrönten und Bekränzten stolz wie siegreiche Cäsaren. Diejenigen aber, die leer ausgegangen sind, vertrösten sich auf das folgende Jahr und auf die goldene Gegenwart, denn — die Ferien haben begonnen.

Der Universität folgen alsdann alle übrigen Privatschulen, Erziehungs-Institute und Pensions-Anstalten, deren es eine Legion in Paris giebt. Während der ganzen ersten Hälfte des Augustmonats sieht man auf allen Boulevards die glücklichen Eltern, vorzüglich die Mütter, mit ihren noch glücklicheren Kindern: die Mädchen in Weiß mit weißen Rosenkränzen, und die Knaben, schon die Quartaner, mit der Cigarre, die sie durch ihre Lorbeern mit Recht verdient haben. Vater und Sohn gehen in's Café. Oft ist der Sohn, besonders wenn er aus der Provinz nach Paris gekommen ist, weit gewitzigter und mit dem Pariser Leben viel vertrauter, als sein kleinstädtischer Herr Papa; der Alte lächelt selbstzufrieden über die guten Manieren und die schnell erlangte Selbständigkeit seines Erben. Il n'y a plus d'enfants, — dies scherzhafte Wort, hinter dem sich eine traurige Wahrheit versteckt, gilt nirgends mehr, als in Paris.“



England.

Universitäts-Vereins-Parlamente in England.

(University-Union-Societies.)

Es würde in Deutschland wie ein Wunder erscheinen, wenn etwa ein hoher Staatsmann und Aristokrat eine politische Studenten-Verbindung durch eine Rede einweihete. Es ist noch nicht lange her, als sich die ganze Polizei- und Staatsgewalt gegen dergleichen Verbindungen vereinigte und sie zu unterdrücken suchte. Jetzt ist es allerdings besser geworden, und Verbindungen aller Art, wissenschaftliche und selbst politische Vereine auf unseren Universitäten scheinen wenigstens nicht mehr gestört zu werden; aber dessenungeachtet kann man sich ein Ereigniß, wie es im vorigen Herbst die Universität Cambridge erlebte, in Deutschland wohl kaum möglich denken. Lord Houghton besuchte das alte Universitäts-Kloster blos zu dem Zweck, um die neue Vereinshalle durch eine Rede einzuweihen. Diese Halle, ein glänzender großer Saal, ist blos für freie Discussionen und Debatten der Studenten über alle mögliche, auch politische Gegenstände, bestimmt. Auch in Oxford besteht ein ähnliches Universitäts-Vereins-Parlament. Damit ist ein neuer Geist in die alten exclusiven Klöster der Wissenschaft eingezogen, welche früher das frische Leben und besonders die Politik sorgfältig aus ihren alten Hallen auszuschließen für die heiligste Pflicht hielten.

Durch diese studentischen Vorparlamente haben sich die Gesichtskreise der jungen „Oxonianer“ und „Cantabs“ wesentlich erfrischt und erweitert, so daß sie sich mit allem jugendlichen Uebermuth dem frischen Leben um sie her hingeben. Man findet kein Thema zu schwer, zu hoch oder zu niedrig für die Debatten. Metaphysik, Volkserziehung, Staatswirthschaft, Politik, jeder Gegenstand, den die Himmel über uns, die Erde unter unseren Füßen, die Flüsse und Meere bieten, findet bald in diesem, bald in jenem Studenten einen begeisterten Vertheidiger oder tollkühnen Gegner. Man setzt dabei in dem Selbstvertrauen der Jugend voraus, daß die Studenten nicht nur genaue Kenntnisse über alle möglichen Fragen des ganzen Universums besitzen, sondern auch Kraft und Beruf haben, darüber zu entscheiden. Der Mangel an Kenntnissen, an Thatsachen und Begriffen thut dem Fluge ihrer Beredtsamkeit und Phantasie wenig Eintrag, denn „schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort“ und „grade wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein.“ Erhabene Verachtung für Thatsachen, wunderbare Leichtigkeit für allgemeine Schlüsse aus einer oder der anderen vereinzelten Thatsache und sonstige Schwingenkräfte des jugendlichen Geistes tragen wesentlich dazu bei, über Unreife des Urtheils, Mangel an Kenntnissen und an Geist, lustig wie der Vogel in der Luft hinwegzufliegen. Der eigenthümliche Stil der Beredtsamkeit, der sich innerhalb der Unionsmauern geltend macht, erinnert an die Jünglinge des alten Roms und wohl aller gebildeten Jugend überhaupt: es ist eine Beredtsamkeit des Angriffs und weniger der Vertheidigung. Es ist unendlich leichter und angenehmer, leidenschaftlichen Angriffen gegen bestehende Einrichtungen und Staatsmänner Worte zu geben, als sie zu vertheidigen. Wir halten dies für keine Schwäche der Jugend, sondern für einen Vorzug, da sie meist in beneidenswerthen Idealen und Illusionen leben und die feste Ueberzeugung hegen, daß die Welt aus ihren Angeln gerissen sei und der Redner, der grade sein Licht leuchten läßt, in seinen Reform-Vorschlägen das einzige Mittel entdeckt habe, sie wieder in Ordnung zu bringen. In diesem Geiste werden Regierungen vernichtet, politische Parteien und deren Häupter beinahe bis zum Galgen verdammt, und die Zustände der Gesellschaft mit erhabenem Spott denuncirt, ohne daß die alten Herren oder gar die Minister die geringste Furcht vor diesen begeisterten Feinden spüren. Es macht Letzteren so viel Vergnügen und Jenen thut es keinen Schaden. Dieses Vergnügen steigt, wenn eine befehdete Einrichtung oder eine angegriffene Person den unmittelbaren Interessen und Bestrebungen im Wege zu stehen scheint. Daher sind die Debatten in den Studenten-Parlamenten von Oxford und Cambridge die populärsten und gerathen durchweg auch am Besten.

An den Abenden, an welchen solche Privatverhältnisse der Universität zur Discussion angekündigt sind, füllen sich die Räume auch immer am dichtesten und auf den Gallerien rauscht die meiste Seide und blicken die dichtesten Reihen von jungen und alten Damen herab. Voller als je war es, als das Thema über Zulassung des profanen Cigarrenrauchens in den heiligen Hallen des Unions-Clubs angekündigt war, und sehr leer während der Entscheidung über die Frage, ob zehn oder fünf Pfund die rechten Gränzen für Ausdehnung des Wahlrechts seien. Die politischen Debatten der Studenten sind im Durchschnitt ziemlich langweilig und werden durchweg von zwei Klassen von Rednern geführt, denen, welche ihre Ideen und rednerischen Schmucksachen aus den Leitartikeln der Zeitungen picken, und denen, welche Solidität und Gelehrsamkeit vorziehen und mehr oder weniger wuchtige Blöcke von Lehren und Sprüchen während des Vormittags aus dicken, alten Büchern der Bibliothek excerpiren.

Man denke sich einen langen, hohen Saal, auf dessen beiden Seiten mehrere Reihen mit dunkelgrünem Leder überzogene Sitze sich hinziehen; in der Mitte ist ein leerer Raum und am Ende oben, einige Stufen hoch, eine Plattform mit einem großen, eichenen Tische in der Mitte, hinter welchem der Präsident in der vollen Glorie eines Ball-Costüms auf seinem Ehrensitze thront. Es wird neun Uhr Abends, und ein ziemlich dichter Strom von Studenten, größtentheils undergraduates, fließt herein. Gelegentlich vergißt dabei ein unglücklicher Fuchs, seine Kappe, mit einem schweren viereckigen Teller oben, abzunehmen, und wird durch vielfache Zeichen des Mißfallens erinnert, der Etiquette, auf die streng gehalten wird, Rechnung zu tragen. Oben ist auch eine Galerie, wo Musselin und Seide und manche alberne Kopfbedeckung weiblicher Mode sich mehr oder weniger deutlich bemerkbar machen. Die Debatte hat eben begonnen, und zwar über ein entschieden politisches Thema, vielleicht ein ähnliches, wie es vor kurzer Zeit einmal gestellt worden war, nämlich „daß Mr. Bright eine Schande für das Land sei, das ihn gebar", denn Superlative und Extreme sind sehr beliebt. Brown, der grade mitten im Redeflusse ist, gehört zu den leichten, wild ergreifenden polemischen Rednern und will heute Abend alle Toris und Radikalen, je nachdem es die Opposition erfordert, unbarmherzig niedermachen. Pfeilschnell schießt er durch eine Reihe von Gedanken und greift sie fast gleichzeitig von allen Seiten an. Dabei fehlt es ihm bald an ordentlichen Begründungen und Beweisen, und er verliert sich in eine nebelhafte Allgemeinheit, so daß er durch entrüstete oder spöttische Ermahnungen, wie: Explain! Try back! oder Nonsense! oder *Bosh!* und noch weniger schmeichelhafte Ausrufe unterbrochen wird. Aber Brown ist gesund, jung und voll Selbstvertrauen und ihm stehen große Reichthümer von Phrasen und Sätzen zu Gebote. Die Worte fließen geläufig von seiner Zunge, obgleich viel schwere und lange Vokabeln darunter sind, und nach einer langen und sehr superlativen Rede setzt er sich mit der Miene eines Mannes nieder, der seine Pflicht gegen sich selbst und das Land vollkommen erfüllt hat. Auch wird er durch etwas Beifall belohnt. Nach ihm erhebt sich Thomson, wohl bekannt durch seine Langweiligkeit, so daß ihn die Versammlung mit Mißfallen oder Zeichen ironischen Beifalls begrüßt, aber auch Thomson hat Selbstvertrauen und läßt sich darin nicht so leicht stören, so daß er in seiner einförmigen und gelehrt zugeschnittenen Weise zum Besten giebt, was er eben vor kurzer Zeit aus dicken Büchern politischer Autoritäten zusammengetragen haben mag, und die Versammlung, trotz ihrer stoeenden Zwischenrufe, verurtheilt wird, ihn bis zu Ende zu hören. Nach ihm treten noch mehrere Redner dafür und dagegen auf, bis endlich gegen zwölf Uhr der Präsident das Wort ergreift, die verschiedenen „Für" und „Wider" in zusammengedrängter Kürze wiederholt und durch Händeaufheben und Gegenprobe darüber abstimmen läßt, ob das Thema des Abends angenommen oder durchgefallen sei, ganz so, wie es die vielen Discussions-Clubs Londons, die sich um dieselbe Zeit in Parloes und Publikhäusern versammeln und zu ihren Reden Brandy und Water trinken und aus Thonpfeifen Birdseye rauchen, auch machen.

Aber, wie gesagt, die Lieblings-Themata in den Union-Clubs sind nicht politischer, sondern lokaler Natur, aus denen immer viel Spaß und Unterhaltung gezogen wird. Man debattirt unter allgemeiner Theilnahme über die schlechten Federn im öffentlichen Schreibsalon, über die mitgebrachten Hunde in der Bibliothek, über Mangel an warmem Wasser in dem Lavatorium und dergleichen Interessen, die dem Publikum draußen ziemlich gleichgiltig sind, hier aber oft mit solcher Energie bearbeitet werden, daß die Funken drum herum sprühen. So gleicht die Beredtsamkeit dieser undergraduates oft dem Rüssel der Elephanten, die mit derselben Geschicklichkeit die Kleinigkeit einer Nadel aufheben und den stärksten Baum einer großen, schwierigen Zeitfrage mit den Wurzeln ausreißen können. Sie sind scharfe und erbarmungslose Kritiker, diese Studenten, und haben scharfe und wohlklingende Worte und Sätze dafür. Gladstone hatte vielleicht Recht, als er einst sagte, daß die Redeübungen der Oxford Union die beste Vorbereitung für das Unterhaus des Parlaments seien. Dieselben Eigenschaften, welche einen undergraduate befähigen, einen Beamten der Universität wegen Nachlässigkeit in seinen Pflichten gegen Studenten spöttisch aufzuziehen oder ernstlich herunterzumachen, setzen ihn durch Uebung allmählich auch in den Stand, sich später im Parlamente mit Erfolg gegen Minister und Parteifeinde zu wenden. Man denkt durchaus nicht daran, sich auf Themata zu beschränken, welche man versteht, da auch die ungeschicktesten Discussionen über zu fern oder zu hoch liegende Dinge immer den Vortheil bieten, Rednergabe zu üben und zu kritisiren, über wirkliche Unwissenheit eine Art Bewußtsein hervorzurufen und zum ernstlichen Studium anzureizen. Nur Themata über religiöse und kirchliche Gegenstände sind streng verboten und ausgeschlossen.

Aber damit kann man feurige Redner nicht abhalten, in dieses Gebiet durch Anspielungen oder Citate hinüberzugreifen. Das ist namentlich in Oxford der Fall, wo das intellektuelle Zeitalter sich auch innerhalb der klösterlichen Mauern der Universität, so lange chinesische Mauern zum Schutze der Hochkirche gegen Wissenschaft und Kritik, unwiderstehlich geltend machte. Der Geist des Zweifels, der Untersuchung und Kritik springt unwillkürlich aus den Rednern hervor; alte Dogmen stürzen verrottet zusammen und jung Oxford ist von ehrlichem Zweifel besessen. Mit der größten Wonne bedienen sich die Redner jeder, auch bei den Haaren herbeigezogenen Gelegenheit, um der Orthodoxie auf eine schlaue Weise Seitenhiebe beizubringen, um so lieber, da die „tutors", die bestellten Wächter über den rechten Glauben, vor ihnen sitzen und es ruhig mit anhören müssen. Nur der Präsident hat das Recht, wegen Mißbrauch der Redefreiheit oder Abirrung vom Thema einen Ordnungsruf ergehen zu lassen. Davon macht er aber nur selten Gebrauch und die Redner werden bald schlau genug, durch Hiebe, Anspielungen oder blos Betonungen große Wirkungen hervorzurufen und in die stärksten Mauern der Orthodoxie Breschen zu schießen.

Diese Union-Debatten haben den Geist der Universitäten wesentlich geändert und gleichsam gegen die Welt aufgeschlossen. Es kommt den Studenten nicht mehr auf todte, gläubige Gelehrsamkeit an, sondern auf lebendige Beredtsamkeit über die verschiedensten Interessen des Lebens, die sie umgeben. Die Debatten und deren Redner sind fast immer die interessantesten Themata für ihre Conversation. Man streitet sich über gute, schlechte und mittelmäßige Redner und bemüht sich, selbst in der gewöhnlichen Unterhaltung durch Ton, Wendung und Haltung sich in den Tugenden der Beredtsamkeit zu vervollkommnen. Sie verwenden ihre ganze freie Zeit zu Vorbereitungen für ihre rednerischen Leistungen und denken und sprechen über alle möglichen Gegenstände, um aus ihnen die besten Themata für die nächsten Discussionen herauszufinden.

Als ein mit dieser Einrichtung verbundener Vortheil wird auch der Umstand bezeichnet, daß für die Mitglieder der auseinanderliegenden und sonst oft kleinlich geschiedenen colleges, in welche jede Universität zerfällt, ein Concentrationspunkt dadurch

gegeben ist. Sie haben eine reiche und sorgfältig ausgewählte Bibliothek, eine gemeinschaftliche große Lesehalle mit den besten Zeitungen und Zeitschriften des Tages und in den großen Discussions-Hallen einen gemeinschaftlichen Tummelplatz für die geistigen Turniere verschiedener Ansichten und Meinungen, die hier auf eine freie und spielende Weise gegen einander platzen und zu den ernsteren Kämpfen in dem parlamentarischen Leben außerhalb vorbereiten und stärken.

Rußland.

Das russische Papiergeld.

Es giebt Staaten, die stets Finanzkünstler, andere, die nur Finanzminister zur Leitung ihres Finanzwesens verwendet haben, und überall, wo das Staats-Budget, selbst in den friedlichsten Zeiten jährlich mit einem Deficit abschloß, wo stets auf reiche Quellen und auf unerschlossene Resourçen hingewiesen wurde, während die wirklichen Quellen des Nationalreichthums — der Fleiß, die Intelligenz, die Sparsamkeit unentwickelt blieben, in allen diesen Ländern finden wir die Finanzkünstelei, die mit Hilfe von National-Banken, der Notenpresse, Lotterieanleihen, Verpfänden von Staatsgütern, Verpachten von Zöllen und Staatsmonopolen u. s. w. der momentanen dringenden Noth abhilft, um bei der nachfolgenden neue Experimente zu erfinden.

Ist schon in Staaten, wie England und Frankreich, welche über wirklich erarbeitete Einnahmequellen gebieten können, das Schuldenmachen zum Zwecke alte Zinsreste mit neuen Anleihen zu bezahlen, jederzeit eine gefährliche Manipulation gewesen, um so mehr ist dies in Ländern, wie die Türkei, Oesterreich, Rußland, der Kirchenstaat und Spanien der Fall. Dort ist die Steuerkraft bereits überspannt, während die Steuerfähigkeit kaum halb entwickelt ist und die Staatsausgaben nicht durchgehends jenen reproduktiven Charakter haben, der dringend nöthig ist, ein Volk steuerfähig zu machen und auch zu erhalten.

In der „Petersburger Wochenschrift“ (Nr. 34 u. 35 v. J.) befand sich eine Abhandlung „zur Papiergeldfrage“, welche das russische Papiergeld und gleichzeitig die damit verbundenen russischen Finanzverhältnisse, auf Grund einer in Riga erschienenen, dieses Thema behandelnden Schrift, bespricht.*)

Für uns ist es ein erfreuliches Zeichen, daß in Rußland ein so wichtiges Thema, wie das der Staatsfinanzen und Staatsschulden, öffentlich besprochen wird. Hierin liegt schon der Anfang zu einer Besserung, denn es ist erwiesen, daß alle ökonomischen Wahrheiten und Grundprinzipien weit weniger Zeit zur Verständniß und zum Eindringen in die intelligenten Massen brauchen, als diejenigen von rein politischer Natur, besonders wenn es sich um den großen gewaltigen Geldbeutel „Staatsfinanz“ handelt.

Bereits im Jahre 1861 fing man an, in Rußland das Einnahme- und Ausgabe-Budget zu veröffentlichen; und wir finden, daß von 1812 bis 1861 — die Einnahmen 6,805,810,508 Rubel betragen haben, dagegen stehl diesen Einnahmen — ein Ausgabe-Etat von nicht weniger als 8,182,230,624 Rubel gegenüber, so daß innerhalb jener 49 Jahre ein Deficit von 1376½ Millionen verblieb. Diese Zahlen, welche wir hier anführen, sind in oben erwähnter Abhandlung der Petersburger Wochenschrift nicht erwähnt, ebensowenig die folgenden. Jenes enorme Deficit wurde während der 49 Jahre durchaus nicht durch irgend welchen Tilgungsfond ganz oder erheblich theilweise gelöscht, — nein, nur 90,883,479 Rubel wurden dem Betriebs-Kapital der Schuldentilgungs-Commission zugeschrieben, der Rest von 1285½ Millionen Rubel wurde folgendermaßen herbeigeschafft:

Ausländische Anleihen	228,384,910,
Innere Anleihen bei den Kredit-Anstalten	537,074,725,
Ausgabe von Kredit-Billets	407,067,000,
Ausgabe der Schatz-Billets	93,000,000.

Ob und wie die anderen fehlenden zwanzig Millionen Rubel verrechnet wurden, können wir aus den uns zugängig gewesenen Listen nicht ermitteln, wir haben aber durch diese Zahlen schon einen Anhaltspunkt gewonnen, indem durch die der Oeffentlichkeit übergebenen Budgets, wenn auch keine volle Klarheit, jedenfalls Licht genug zur Untersuchung gegeben ist.

Nicht die Staatsschulden überhaupt, so bedeutend sie sind, bilden jetzt eine schwer zu lösende Aufgabe für die russische Finanzwirthschaft; weit mehr Schwierigkeiten als dies bietet das Papiergeld und alle mit einer übermäßigen Noten-Emission verbundenen, sich täglich mehrenden, die Arbeit und den Erwerb lähmenden Nachtheile, welche in letzter Reihe die Steuerkraft des Volkes lähmen und dem Staate die Mittel unzugänglich machen, die er dringend zur Abtragung und Verzinsung der Staatsschuld bedarf.

Papiergeld ist kein Geld; die kleinen Muscheln (Kauris), welche an der Westküste von Afrika zum Theil die Stelle unserer geprägten Münzen vertreten, sind Geld, ebenso wie der kupferne Pfennig oder Kopek; aber eine Note oder Assignate, welche als Kassenschein vom Staate oder als Kredit-Billet einer Staats-Bank in Cirkulation gebracht wird, ist nur das Werthzeichen des Kredits und muß als solches sich doppelten Bedingungen unterwerfen, 1) der von Nachfrage und Angebot der Cirkulationsmittel überhaupt und 2) dem größeren oder geringeren Vertrauen, das der Markt zur Zahlungsfähigkeit des Staates oder der Bank hat. Alle Assignaten oder Noten-Emissionen haben sich bis zum heutigen Tage diesen beiden Bedingungen unterwerfen müssen, gleichviel ob der Convent der französischen Republik oder eine kaiserliche Regierung für die Einlösung einsteht.

Zur Zeit der Napoleonischen Kriege war die Menge des Papiergeldes, bis zum Jahre 1810 in Rußland auf 577 Millionen Rubel gestiegen. Daß diese Ziffer zu jener Zeit eine größere Werthsumme repräsentirte als heute, ist selbstverständlich, und ein Verschwinden der Münze, welches dem billigen Papiergelde gegenüber im Auslande bessere Verwerthung suchte — war die natürliche Folge. Wiederholte strenge Verbote, Gold und Silber, ja auch Kupfergeld (1809) auszuführen, halfen nicht; und nach den erlebten Beispielen zur Blüthezeit der französischen Assignaten-Wirthschaft war auch die mächtige russische Regierung nicht im Stande, dem naturgemäßen wirthschaftlichen Gang ihre Gesetze vorzuschreiben.

Die Entwerthung der Assignaten steigerte sich bis zu dem Grade, daß der Papierrubel (1820) nur den vierten Theil seines Nennwerthes behielt, bis dann im Jahre 1843 das Verhältniß des Bankorubels zum Silberrubel (3½ = 1) festgestellt wurde. Mit der Verwandlung von 596 Millionen Rubel Reichsbank-Assignaten in Reichskredit-Billets in dem Verhältniß von 3½

*) Das russische Papiergeld. Ein finanzgeschichtlicher Umriß mit besonderer Rücksicht auf die gegenwärtige Finanznoth Rußlands. Riga, Verlag von N. Kymmel's Buchhandlung, 1866.

zu 1, verringerte man die Summe bis auf 170 Millionen Rubel, und nachdem die Verluste verschmerzt waren, hatte das Geldsystem wieder eine Basis erhalten; die Agiotage hatte endlich ein Ende.

Anfangs wurde der Grundsatz „keine Vermehrung des Papiergeldes" festgehalten, ein Sechstel des Papiergeldes blieb durch einen Einlösungsfond gedeckt. Es schien auch, als ob dieses Verhältniß zwischen Papiergeld und Einlösungsfond für den Verkehr sowohl, wie für den Staatskredit genüge; da kamen die Zeiten des Krimkrieges, und das Papiergeld wurde bis auf 700 Millionen Rubel vermehrt. Die Einlösung wurde eingestellt und wiederum waren die früheren Nachtheile sichtbar: Sinken des Courses, Verschwinden der Münze, Steigen der Preise, Entwerthung des Papiergeldes.

Vermittelst einer Anleihe glaubte man, vom 1. Mai 1862 ab die Einlösung der Kredit-Billets bewerkstelligen zu können. Man nahm den damaligen Cours als Norm an und gegen 110½ Kopeken Papier wurde 1 Rubel in Silber gezahlt, gegen 570 Kopeken in Papier wurde ein Halbimperial ausgegeben. Eine gleitende Scala sollte bis zum Sommer 1863 immer günstigere Bedingungen der Einlösung in Aussicht stellen, bis dann endlich die Einlösung al pari erfolgen sollte.

Die Finanzoperation, vermittelst einer im Auslande abgeschlossenen Anleihe die Kredit-Billets gegen Gold und Silber einzulösen, mißlang. Das Resultat der Operation war, daß dieselbe 107 Millionen Rubel gekostet hatte, während nur 45 Millionen Rubel Papiergeld vernichtet worden waren, so daß die gesammte Reform nicht nur ihren ausdrücklichen Zweck einer Umgestaltung des Geldsystems gänzlich verfehlt, sondern sogar noch durch die gebrachten bedeutenden Opfer die allgemeine Finanzlage Rußlands verschlimmert hatte; dahingegen haben die Finanzen der Herren Baring Brothers, Hope u. Co., Mendelssohn u. Co. sich bei den russischen Anleihen stets sehr wohl befunden.

Am 1. November 1863 wurde die Einlösung der Noten gegen Silber eingestellt, und der Wechselcours gegen das Ausland war niedriger als zuvor; alles Gold und Silber war verschwunden, spekulirende Banquiers hatten durch die Coursschwankungen gewonnen, der Halbimperial stieg auf 8 Rubel, so daß der Papierrubel auf 64 Kopeken entwerthet erschien, und das arbeitende, schaffende und steuerzahlende Volk hat noch mehr Zinsen als früher für die vermehrte Staatsschuld anzuschaffen.

Natürlich müssen sich diese Uebel im Staatsbudget fühlbar machen. Die Steuererträge sind geringer, die Steuerrückstände häufiger, das Deficit wird chronisch, die Verlegenheiten im Staatshaushalte nehmen größere Dimensionen an, und es bleiben nur die beiden Alternativen, entweder Bankerott — oder gründliche Reformen.

Lassen wir die erste Alternative als völlig außer Frage gestellt — so bleibt demnach die zweite wegen der Reformen zu erörtern, und hierüber finden wir die nöthigen Andeutungen in der Petersburger Wochenschrift, mit denen wir aber uns vom Standpunkte einer gesunden Finanztheorie nicht ganz einverstanden erklären können.

Der Verfasser beantragt „die Devalvation der Kredit-Billets auf ⅔ des ursprünglichen Nominalwerthes; dieses Verhältniß erscheint ihm als das thatsächlich bestehende. Die Einlösung von 650 Millionen Rubel solcher Kredit-Billets, welche sich gegenwärtig im Umlaufe befinden, würde eine Summe von 433 Millionen Rubel ergeben. Diese Summe in Münze zu beschaffen meint der Verfasser, wäre nicht leicht. Er schlägt vor, die Hälfte dieser Summe, d. h. 215 Millionen Rubel, in Fonds zu verwandeln. Zur Deckung der anderen 215 Millionen Rubel wären außer der in der Umwechselungskasse der Reichsbank vorhandenen Summe von 60 Millionen Rubel noch 150 Millionen Rubel durch eine Anleihe zu beschaffen, deren Contrahirung seitdem theilweise, wenn auch zu anderem Zwecke, stattgefunden. Der Verf. berechnet, daß die Ausführung der Reform dem Staate an jährlicher Rente und Tilgung gegen 25 Millionen Rubel kosten würde, ein Opfer, das ihm in Anbetracht der segensreichen Wirkungen eines geordneten Geldsystems nicht zu groß erscheint, ein Opfer, das mehr als aufgewogen wird von den günstigen Verhältnissen des Courses, welche dem Staate natürlich viele Verluste ersparen müssen.

Obgleich nach Ausführung dieses Vorschlages, nach der Ansicht des Verfassers, die Edelmetalle bald wieder zum Vorschein kommen werden, so will er doch dem Bedenken, als ob nach Abschaffung des Papiergeldes nicht genügende Cirkulationsmittel vorhanden wären, Rechnung tragen, und er verlangt daher „eine Privatzettelbank", deren Noten unter üblicher Banksicherheit cirkuliren sollen und „stets einlösbar sein müßten."

Wir müssen bedauern, daß es so weit gekommen ist, wenn ein jedenfalls intelligenter und über sein Fach gründlich unterrichteter Mann, wie der Verfasser des Buches über „das russische Papiergeld" zu sein scheint, einen Vorschlag zur zwangsweisen Einlösung des Papiergeldes mit einem Verluste von 33⅓ Procent „diese vermittelnde Maßnahme sowohl die gerechteste als auch die den Verhältnissen entsprechendste" bezeichnet.

Worin die „Gerechtigkeit" liegen soll, wenn die Besitzer des Papiergeldes um ein Drittel des Werthes gekürzt und nicht etwa durchgehends in Silber, sondern zum Theil in neuen verzinslichen Obligationen bezahlt werden sollen — ist schwer zu definiren.

Ferner ist der Vorschlag, Schulden zu machen, um alte in neue zu verwandeln, nichts anderes als das längst abgenutzte Finanzkunststück, wie solches oft genug in Rußland und in Oesterreich gemacht wurde. Es hat stets mehr geschadet als genützt.

Endlich braucht der Verfasser um die Herbeischaffung der Cirkulationsmittel durchaus nicht besorgt zu sein. Wir haben durchaus nichts gegen Gründung von gut fundirten, ehrlich verwalteten und unter Kontrole gestellten Privatbanken, selbst mit der Befugniß einer mäßigen Noten-Emission gegen gute bankmäßige Sicherheit — ob es aber die Aufgabe einer oder vieler solcher Banken sei, sich mehr um die Nachfrage nach Cirkulationsmitteln zu bekümmern, als von ihnen überhaupt verlangt wird — ist eine abgeschlossene Sache und wird von der Wissenschaft wie von der Praxis ein für allemal mit „Nein" beantwortet.

Das Petersburger Wochenblatt hat sich bei Beurtheilung des genannten Buches in seiner Kritik ziemlich neutral verhalten und nur referirt. Wir wollen und können dies nicht; vielmehr glauben wir verpflichtet zu sein, alle finanzwirthschaftlichen Irrthümer, selbst wo sie in dem Kleide der Orts- und Sachkenntniß erscheinen, verwerfen zu müssen.

Deshalb geht unser Reform-Vorschlag dahin: daß die russische Regierung danach streben müsse, den einzig gerechten und einem großen Staate zustehenden sittlichen Weg einzuschlagen, den auch die amerikanische Regierung beschritten hat, das ist, einmal eingegangene Verpflichtungen pünktlich zu erfüllen. Die

Besitzer der zinstragenden Obligationen haben ihre Zinsen erhalten, die der unverzinslichen Kredit-Billets haben keinen Zins erhalten, dafür sollten sie nun ein Drittel von ihrer Forderung einbüßen, und das soll „gerecht" sein?

Wir rathen den einflußreichen Staats- und Finanzmännern in Rußland und allen denen, die es mit ihrem Vaterlande, dem großen zukunftsreichen russischen Reiche, gut meinen, dahin zu wirken, daß die russischen Gränzen gegen einen mäßigen Tarif, ungefähr wie der jetzige des Zollvereins, dem freieren Verkehr geöffnet werde. Die Zolleinnahmen werden steigen, bedeutende Zufuhren vom Auslande werden die Märkte mit allen Erzeugnissen anderer Länder füllen, und um diese Zufuhren bezahlen zu können, müssen und werden die Erzeugnisse Rußlands exportirt werden. Rußlands Export-Produkte bestehen nicht in Gold und Silber, sondern in den Erzeugnissen seiner Agrikultur und seiner Forsten, so lange man das Interesse der Mehrheit — das der Bodenbesitzer — dem Interesse der Minderheit, dem der Fabrikanten hintansetzt, werden, trotz aller Finanzkünsteleien, Wohlstand des Volkes und Einnahmen der Staatskasse sich nicht mehren. Den Monopolisten kommt der Zins und das Börsenspiel zu Gute, das arbeitende Volk, vom reichsten Grundbesitzer bis hinunter zum ärmsten Tagelöhner, muß diese erdrückende Zinsenlast aufbringen. Die Millionen Werthe, welche von England, Frankreich, Belgien, Deutschland und der Schweiz nach Rußland gehen werden, sobald der Gränzzoll ermäßigt wird, sind weit bessere Anleihen als alle die, welche bisher von den Firmen Stieglitz, Hope, Baring, Mendelssohn u. s. w. mit schweren Verlusten für die Steuerzahler in Rußland abgeschlossen wurden. Es ist für einen großen Staat eine gefährlichere Abhängigkeit, wenn dessen Bürger dem Auslande solidarisch für entliehenes Geld verschuldet, als wenn dieselben Bürger einzeln für aus dem Auslande bezogene Waaren verpflichtet sind.

Mit der Reform im Zollwesen muß die im Steuerwesen Hand in Hand gehen, und wir halten es für rathsam, anzudeuten, daß die Reform einer Finanzwirthschaft nicht darin besteht, alte Schulden mit neuen Anleihen zu bezahlen, sondern darin, daß sie endlich an die Abtragung der älteren Schuld Hand anzulegen hat. Es muß der Finanzminister, ebenso wie er die Zinsen der Obligationen als obligatorisch in seinem Budget ansetzt — den Betrag der Zinsen von der Summe der cirkulirenden Creditbillets jährlich als zu amortisiren festsetzen, es muß mindestens diese Summe Creditbillets für immer aus dem Verkehr gezogen werden; die Aufgabe des Finanzministers ist es, die nöthigen Ersparnisse in anderen Ressorts vorzunehmen, um durch das Mittel der jährlichen Verbrennung von mindestens 25 Millionen Creditbillets die Steuerkraft des Volkes und den Credit des Staates zu heben.

Wo Abgaben zu hoch gegriffen sind, müssen sie ermäßigt werden, damit sie das richtige Maaß einbringen können, und wo sie ungerecht vertheilt sind, müssen sie gerecht vertheilt werden. Es muß prinzipiell erstrebt werden, den Staatscredit durch Reformen im Zoll- und Steuerwesen zu Hilfe zu kommen, und bevor eine Verringerung der zinstragenden Schuld eintritt, muß eine Amortisirung der unverzinslichen Creditbillets damit beginnen, daß die kleinsten Billets zuerst aus dem Verkehr gezogen werden, die mittleren müssen dann successive in größere von 50 und 100 Rubel umgewandelt werden.

Bei der bevorstehenden Neugestaltung des deutschen Reiches kann es für uns nur erwünscht sein, wenn unser mächtiger Nachbarstaat im Osten sich von seinen inneren gedrückten Finanzverwickelungen recht bald befreit. Wir gehören nicht zu denen, welche den Satz „der Schaden meines Nachbars ist mein Vortheil" predigen oder gar auf diesen Schaden eine Zukunft bauen; vielmehr halten wir, trotz Zündnadelgewehr, gezogenen Kanonen und Panzerschiffen, an dem Glauben fest, daß das Wohlergehen einer großen oder kleinen Nation auch das aller anderen fördert, und deshalb können wir bei den sogenannten geistreichen Finanzoperationen durchaus keinen Vortheil erblicken, so lange die Finanzkünsteleien nur darin bestehen, die Schuldenlast des Volkes zu vermehren.

Mit jedem Rubel, den das russische Volk unter den jetzigen Verhältnissen im nächsten Jahre mehr an Zinsen zu zahlen hätte als in diesem, wird seine Productiv- und Steuerkraft geschwächt; die Russen haben dabei direkt, wir stets indirekt einen Nachtheil und das ist und kann nicht der Wunsch beider Völker sein. D. B.

Ungarn.

Lazarus Mészáros: Briefe aus der Verbannung.

II.

Scotch-Plains, 7. Febr. 1854.

. . . Mit Bezug auf den Inhalt Deines Briefes kann ich Dir für's Erste in der Angelegenheit unseres Freundes, Bischof Horváth,*) schreiben, daß, obwohl ich dieselbe durch zwei Wochen betrieben habe und durch Andere betreiben ließ, ich dennoch mit Bedauern melden muß, daß meine Bemühungen keinen Erfolg hatten, und zwar deshalb keinen, weil, so groß die Begeisterung war, während Kossuth hier war, der jetzige Rückschlag ebenso groß, wo nicht größer ist; man entsetzt sich schier, wenn sich irgendwo ein Ungar zeigt. Wäre dem aber auch nicht so, so hat der uns wohlgesinnte Verleger Harper durch die schreckliche Feuersbrunst 300,000 Dollars eingebüßt. Ein anderer großer Verleger gab zur Antwort, er habe eine, die ungarische Angelegenheit behandelnde Broschüre noch jetzt auf dem Lager, und wenn diese nicht abgeht, werde ein umfassendes wissenschaftliches Werk noch weniger abgehen. . . .

Für Deine Nachrichten Dank. Die Antwort des türkischen Gesandten habe ich mitgetheilt. Ich habe mich in meiner Auffassung der orientalischen Frage bis jetzt noch nicht geirrt, doch verhüte Gott, daß ich auch weiter Recht behalte und meine zu Anfang ausgesprochene Ansicht die richtige sei; denn dann würdet Ihr nichts gewinnen und das vorläufige „finis Hungariae" noch weiter bleiben. Ohne französische Republik mit propagandistischem Prinzip sehe ich kein Heil für die Völker; die Kaiser Napoleon, wenn sie den Völkern auch zu helfen scheinen, betrügen sie doch.

. . . Was zum Teufel wolltest Du in der Türkei, ohne Soldat zu sein? Amerika anlangend, antworte ich aber mit Dante:

Quelli che *muojon* nell ira di Dio,
Tutti convengon qui d'ogni paese.

Statt des unterstrichenen muojon setze vivon, so hast Du dem Versmaaß nicht geschadet und kannst die hiesige Lage nicht kürzer und treffender bezeichnen.

---

*) Der noch im Exil lebende ungarische Geschichtschreiber und gewesene revolutionäre Cultus-Minister Michael Horváth. Es handelte sich wahrscheinlich um die Herausgabe seiner Geschichte der ungarischen Revolution.

Scotch-Plains, 6. Mai 1854.

. . . Ich danke Dir für Deine politischen Mittheilungen, obwohl sie keine Hoffnungen erwecken und obwohl, außer den Völkern, sich Niemand um uns kümmert und Niemand uns zu helfen die Absicht hat. Wir können uns jedoch jetzt damit begnügen, daß Krieg ist und daß die Haupturheber ohne Selbsterniedrigung und ohne sich gemessen zu haben, nicht zurücktreten können. Wann sie, nachdem sie sich ineinander verbissen, der Sache müde werden, kann Niemand voraussagen; so lange aber herrscht Verwirrung, und wenn diese etwas langer dauert, kann immerhin irgend ein unvorhergesehener Fall eintreten, aus dem dann entsteht, was entstehen muß, wenn auch nicht gerade, was entstehen sollte, oder was wir wünschen.

Also aus der ungarischen Fusion ist nichts geworden? Kein Schade darum. Wohl wahr. Kossuth ist ein Mann der Welt, aber viel zu klein, als daß er etwas thun könnte, und wenn es ad fractionem panis kommt, wird er sicherlich nicht der erste Mann am Platz sein; ist er aber nicht der Erste, so wird er schwerlich anordnen können, außer es müßte der erste Mann am Platz, den wir noch nicht kennen, neben seinem Arm und Schwert nicht auch Geist besitzen u. s. w. Wann aber die Zeit kommt, wo Jemand wird zeigen können, was er weiß, ist ein mathematisches X und darum können wir ruhig in zwei oder mehr Parteien leben, wenn wir auch nicht extra dominium prozessiren.

Ich danke Dir fur Dein Versprechen und werde die Denkschrift mit Vergnügen lesen, obwohl sie eine vox in desertis war. Ludwig Napoleon und ein anderer Ludwig sind zwei Leute, die zu einander passen; für ihr eigenes Interesse sind sie viel zu thun im Stande, und der Erstere ist auch noch ein Mann der Tradition; weil nun aber sein großer Oheim für die Völker nichts gethan, so thut auch er nichts, höchstens, daß er ein Königreich Italien wird schaffen wollen; wenn er daher auch die Völker aufhetzt, wird er sie hinopfern, wenn sie ihm nicht zusagen. Indeß, tentare licuit, wenn das *Präteritum* erlaubt ist.

Scotch-Plains, 6. Okt. 1854.

. . . Du warst mindestens durch drei Monate so glücklich, Dich der erbärmlichen Zeitungs-Lektüre und somit auch der unnützen, Ekel erregenden, kläglichen Politik entziehen zu können, deren vor der Freiheit zitternde Furcht die unvernünftigsten und naturwidrigsten Schritte, oder richtiger Unthätigkeit sich zu Schulden kommen ließ und noch läßt, nur damit wir in jenen niederträchtigen Zustand gelangen, den sie Frieden zu nennen beliebt. — — — So wie die Dinge jetzt stehen, ist nur von einem langen Kriege etwas zu hoffen, in dem irgend ein unerwarteter Zufall den Wirrwarr vielleicht vermehrt und aus dem dann etwas herauswachsen kann. Die Franzosen schlafen; die revolutionäre Generation scheint aus den Kinderschuhen noch nicht herausgewachsen zu sein; die Italiäner sind schwach und ihr dirigirender Geist (der jetzt nahe daran war, für ewige Zeiten eingesteckt zu werden) ist ein Irrlicht; die Deutschen sind zu Dienern geschaffen und zu Professoren, welche lehren aber nichts lernen, und den Polen und Ungarn sitzen 500,000 Bewaffnete auf dem Nacken, die nicht so leicht abzuschütteln, was auch unsere Cassandra Kossuth sage.

Warum wunderst Du Dich darüber, daß Kossuth mit seinen Proklamationen nicht nachläßt; wozu wäre er der beste Bundesgenosse Mazzini's, der seit 1828 — wenn ich nicht irre — nur damit die Italiäner wach erhält? Du scheinst noch ehrliche Geradheit in der Politik zu suchen — hier würde man Dich einen „old foggy“ und in Italien einen „codino“ nennen. Gieb Acht, daß Du nicht ein revolutionärer und demokratischer Pecsovics*) wirst! Andere zu Hunderten und Tausenden von sicherem Orte aus in's Gefängniß, an den Galgen bringen, erhält die Völker wach und in Athem, und so thut er es. Was thun wir? Nichts, denn wir wollen die Regierungen überzeugen, wovon sie sich nicht wollen überzeugen lassen, da sie, mit noch anderen Parvenu-Regierungen, sich scheuen, einen neuen Boden zu betreten. Wir sind gewissenhaft und möchten auf gesetzlichem Wege das Verlorene zurückerlangen. Kossuth konspirirt. Wie weit er damit kommt, ist die Frage. Er ist jedoch mit seinem Freunde Mazzini eine Weltpersönlichkeit, und während wir ihn tadeln, behauptet selbst die „Times“, daß Kossuth Recht hatte, und erklärt ihn damit für einen großen Mann.

Wann die europäischen Völker sich ihre natürlichen und gesetzlichen Rechte erkämpfen werden, weiß ich nicht; daß aber Amerika ihnen mit der That nicht viel helfen wird und noch auf viele Jahre hinaus nicht — ist gewiß.... Unsere Politik und Diplomatie ist nicht um einen Kreuzer besser, ja vielleicht noch schlechter, als die europäische.

Scotch-Plains, 15. April 1855.

. . . Dies ist der letzte Brief, den ich Dir als unabhängiger Landwirth aus meiner Behausung nach Europa schreibe, obwohl ich mein Haus nicht mehr ganz mein eigenes nennen kann, da ich schon 100 Dollars Angeld darauf genommen habe und morgen aufbreche. Katona bleibt noch eine Woche, um das Besitzthum zu übergeben, ohne Dazwischenkunft irgend eines Domkapitels.**)

Von dem Tode unseres Freundes, des armen „kleinen Korporals“,***) hat Czernátoni die hiesige „Daily-News“ zuerst benachrichtigt; später schrieb Vámosi selbst, und so habe ich schon lange mit wahrhaftem Bedauern mein: „requiescant molliter ossa“ über ihn gesprochen. Sein Name wird in der Geschichte einen schönen Platz einnehmen, und wenn man einst die Geschichte unserer Heimat schreibt, wird die Zeit bis dahin seine Fehler in Vergessenheit gebracht haben, die mehr nur seinen Freunden unbequem waren, als daß sie Jemandem geschadet hätten. So drücken wir uns hübsch Einer nach dem Andern, und wenn einmal der tárogató†) zur Auferstehung unseres Vaterlandes geblasen wird, werden von den alten Acteurs gar wenige mehr erscheinen können.

Vom Krieg spreche ich nicht; es ist das eine traurige Geschichte, obwohl mir die Complikation jetzt besser zu gefallen anfängt. — — England hat sich ein großes ridicule bereitet, es geschieht ihm aber Recht. Weil in Europa Niemand, oder nur sehr Wenige sich in Sold nehmen lassen wollen, werben sie auch hier, und auch mich hat ein englischer Agent angegangen, er möchte mit mir sprechen; ich antwortete aber kurz, ich würde ihn empfangen, aber nicht zu ihm kommen, denn ich mißbillige das Kriegsprinzip seiner Regierung, die ohnehin für die Völker nichts thun zu wollen scheint. Mit der Anwerbung geht es aber auch hier schwach, denn das Neutralitätsgesetz ist ein großes Hinderniß, und bis jetzt hat sich noch kein Ungar anwerben lassen.

. . . Kossuth sendet auch hierher Briefe, und wie man von Homer gesagt: bonus nonnunquam dormitat; es ist viel Schönes und Gutes darin, aber auch Vieles, was nicht gut; er ist jedoch

---

*) Spitzname der reaktionären Regierungspartei in Ungarn.

**) Die Besitzurkunden wurden früher in Ungarn bei den Domkapiteln aufbewahrt.

***) Eugen Beöthy, der gewesene Führer der Opposition in Bihar, dem größten Komitat Ungarns.

†) Die Feldtrompete der alten Ungarn.

jetzt bei Euch eine Autorität und, seitdem die „Times" glimpflich mit ihm umgeht, ein großer Mann.

Flushing, 10. Febr. 1856.

. . . Ich bedaure sehr, Deine lieben Zeilen vom Juli v. J. nicht erhalten zu haben, wundere mich aber nicht über die unterbliebene Einsendung, denn der Hasenfuß Karász unter der Leitung des noch hasenherzigeren Chemikers Rendtwich (dem jungen Csernovics, als dem Sohn eines Compromittirten, mache ich keinen Vorwurf) wußte keinen anderen Grund dafür anzugeben, daß er mich nicht besucht, als daß ihre Zeit zu knapp bemessen war. Gott hab' ihn selig!

Der Weinhändler-Bischof Horváth*) scheint gleichfalls vergessen zu haben, daß und wo ich auf der Welt bin, dies um so mehr, weil wir Anhänger des Father Mathews sind und den spirits-dealers die Hauptschuld zur Last legen an der hier allgemein eingerissenen Trunksucht; — als Gegner seines Geschäfts wollte er uns daher mit keiner Zeile erfreuen, wohl wissend, daß die Wassertrinker Mäßigkeitsfreunde, als solche aber sparsam und in ihren Finanzen gut geordnet sind. Das ist übrigens kein so großes Unglück, weil die Gräfin Louis Batthyányi mich schon früher mit einem Schreiben erfreute und, noch bevor sie meine Antwort erhalten hatte, das Amt des Bischofs übernahm, indem sie mir 100 Dollars sandte, wofür sie der Himmel segne.

Deine Mittheilungen über die Personalien der Emigration waren mir sehr angenehm, denn ich wußte den Aufenthalt der Einzelnen nicht, obwohl Szemere mich im Allgemeinen benachrichtigte. _

Kossuth's Stern ist auch hier im Sinken; aus seinen 28—30 Briefen bin ich ebensowenig klug geworden, wie aus seinen früheren Gasconnaden. Allein obwohl die Zahl seiner Freunde schon zu einer „zwerghaften Minorität" eingeschrumpft ist, werden doch diejenigen, welche ihm geblieben, die Stützen in seiner Noth sein, wenn es wahr, was er hierher schrieb, daß er von Correspondenzen für Zeitungen lebt, was ihm schwer genug ankommt in der Niedergeschlagenheit, in der er sich wegen der Krankheit seiner liebwerthen Gattin befindet. Obwohl ich sein Freund nicht bin, bedaure ich ihn dennoch, da er wenig vorsorgliches Geschick an den Tag legt, die Sicherung seiner Rolle für Lebenszeit nicht zu versäumen.

Diejenigen aber muß ich weit mehr bedauern als beneiden, welche die Noth dazu treibt oder treiben wird, in englische Dienste zu treten; denn seit der schmählichen Sendung Türr's nach Bukarest, obwohl man sich bewußt war, ihn nicht schützen zu wollen, hat sich meine Vorliebe für England in Haß verwandelt, und erwarte ich von ihm alles Schlechte, aber nichts Gutes.

Den hiesigen Ungarn geht es den Einen gut, den Anderen schlecht, doch ist die Zahl der Letzteren die größere. — —

Was Du mir von unserem Vaterlande und seinen Söhnen schreibst, habe auch ich gehört und freue mich gleichfalls darüber, daß es ihnen nicht gelingt, den materiellen Fortschritt des Landes aufzuhalten. Den Einfluß des jetzigen Concordats fürchte ich nicht, wenn auch die Regierung sich noch einige Jahre halten sollte, nur verhüle der Himmel, daß es nicht ein Jahrzehend währt, denn das wäre ein großes Unglück. Von unseren dortigen Landsleuten will ich nicht viel reden; wie ich höre und sehe, gilt ihnen das Märtyrerthum für das Vaterland als lächerlich, und so halten sie es auch für überflüssig, die zu Märtyrern für das Vaterland gewordenen Flüchtlinge zu unterstützen.

*) Bezieht sich auf die Versuche Horváth's, den ungarischen Weinen Absatzquellen im Auslande, namentlich auch in Amerika zu eröffnen.

Kleine literarische Revue.

— **Der deutsche Nachdruck in Nord-Amerika.** Der sehr thätige, deutsche Buchhändler E. Steiger in New-York, dessen vortrefflich redigirte „Zeitschriften-Liste" wir kürzlich im „Magazin" angezeigt, hat zwei Aufsätze: „Der Nachdruck in Amerika" und „Mein Wirken als deutscher Buchhändler", zusammengestellt und als ein besonderes Büchlein drucken lassen, das er uns durch die Post übersandt hat. Es ist darin sehr viel Material zur Belehrung über die Verhältnisse des englischen und deutschen Buchhandels in Amerika, sowie über die gegenwärtigen Zustände des lesenden Publikums der Vereinigten Staaten, ferner sehr viel gesundes, praktisches Urtheil über die internationalen Beziehungen und wiewohl hier und da auch einige Reclame, doch jedenfalls eine berechtigte. Es ist ganz richtig, daß dem deutschen Nachdruck in Amerika, der mit Schiller und Göthe, Lessing und Zschocke, Heine und Börne begann und dann zu neueren Dichtungen, Romanen und anderen Schriften griff, das Verdienst gebührt, dort ein Publikum für deutsche Bücher, das bis dahin nicht existirt hatte, geschaffen zu haben, so daß erst in Folge dessen auf einen größeren Absatz für deutsche Werke in Amerika gerechnet werden kann. Es ist ferner ganz richtig, daß der Nachdruck dort, mit Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse, weder etwas Ungesetzliches, noch etwas Unsittliches ist, und daß es keinen Sinn hat, wenn unpraktische Verleger in Deutschland erklären, sie wollten mit amerikanischen Buchhändlern, welche Nachdruck verkaufen, nichts zu thun haben. Aber wenn Herr Steiger meint, daß zwischen England, resp. Deutschland und Nord-Amerika nicht auch ähnliche internationale Verträge über den Schutz des geistigen Eigenthums möglich seien, wie der zwischen England, resp. Frankreich und Deutschland, oder der zwischen Frankreich und Belgien, so ist das jedenfalls ein Irrthum. Mindestens beweisen die wiederholten Anträge fast sämmtlicher anglo-amerikanischen Autoren von Ruf, die einen solchen Vertrag zunächst zwischen Amerika und England nicht allein als wünschenswerth, sondern als ein dringendes Bedürfniß erklären, daß man auch drüben, trotz der bestehenden, den Nachdruck rechtfertigenden Verhältnisse, eine gesetzliche Regulirung der Sache für möglich hält. Daß übrigens auch unter der Herrschaft der internationalen Verträge ein gewisser Nachdruck, der jenen Verhältnissen eben Rechnung trägt, fortbestehen kann, beweisen die Copyright-Editions von Tauchnitz in Leipzig. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß, wenn einmal Amerika solche internationale Verträge mit England und Deutschland abschließt, dann auch jenseits des Atlantischen Meeres der Nachdruck unter gesetzlicher Form, der, wie der Tauchnitz'sche, den Bedürfnissen der Kultur und der Ideen-Ausbreitung entspricht, sanctionirt werden wird. Höchst interessant sind einige in dem Buche vorkommende Angaben, z. B. die, daß schon vor zwei Jahren 18,000 Exemplare des amerikanischen Nachdruckes von H. Heine's Werken verkauft waren, und zwar sollen davon 1500 nach Europa gegangen sein. Ferner bemerkt Herr Hermann Raster (der New-Yorker Korrespondent der Berliner „National-Zeitung") in einem Schreiben an Herrn Steiger: „Was wir, die Verfechter der deutschen Kultur in Amerika, schließlich einmal zu erreichen hoffen, ist, daß das literarische Bedürfniß der hiesigen Deutschen, das noch vor dreißig Jahren gleich Null war und seitdem erst vermittelst des Nachdrucks aus den rohesten Anfängen hat entwickelt werden müssen, in nicht allzuferner Zeit zu demselben Umfange, wie das literarische Bedürfniß der Anglo-

Amerikaner anwachse. Wenn das der Fall wäre, so würde das dann auf drei Millionen angewachsene deutschamerikanische Publikum von guten Büchern vollauf so viel consumiren, wie das aus 40 Millionen Köpfen bestehende deutsche. Denn in Deutschland kömmt ja kaum auf zehn Leser eines Buches (aus den Bibliotheken) ein Käufer (leider nur zu wahr!); hier kommen auf zwei Leser vielleicht drei Käufer.*) Und nachdem erst der Markt geregelt wäre, würde es amerikanischen Buchhändlern gar nicht mehr einfallen, Bücher nachzudrucken, die alsdann hoffentlich deutsche Verleger vernünftig genug sein würden, unter den für sie unumgänglichen Formen und Bedingungen hier zu debitiren."

— **C. F. Neumann's „Geschichte der Vereinigten Staaten" in russischer Sprache.** Die „Geschichte der Vereinigten Staaten" unseres Mitbürgers, Herrn Prof. C. F. Neumann, welcher die Ehre zu Theil geworden, in Amerika in's Englische übersetzt zu werden, hat in Rußland so viele Theilnahme gefunden, daß dort zwei verschiedene Uebersetzungen des Werkes veranstaltet wurden. Der durch seine Kritiken, wie durch seinen politischen Prozeß berühmte Tschernischewskij übersetzte nämlich im Jahre 1863 den ersten Band, wurde jedoch an der Fortsetzung dieser Arbeit durch seine in Folge jenes Prozesses erfolgte Deportation nach Sibirien gehindert. In neuerer Zeit haben nun die Herren Bazt und Popine in St. Petersburg, deren Verlag sehr viele werthvolle Werke der ausländischen Literatur umfaßt, eine neue russische Uebersetzung des Neumann'schen Geschichtswerkes publizirt, von welcher bereits zwei Bände ausgegeben sind und der Schlußband nächstens erwartet wird. Auch theilt man uns mit, daß eine serbische Uebersetzung desselben deutschen Werkes ebenfalls angekündigt ist.

— **Rosa Warrens: Skandinavische und germanische Volkslieder.****) Ueber dieses ziemlich umfangreiche Buch läßt sich mit Recht sagen, es ist das Erzeugniß großer dichterischer Begabung, gründlicher, umfassender Kenntniß der einschlagenden Sprachen und ihrer Literaturen, sowie erstaunlicher Ausdauer und emsigen Fleißes. Im Uebrigen wird sich das Urtheil über die Gedichte wohl nach dem verschiedenen Geschmacke der Leser richten, wodurch *jedoch* der Werth der Leistung nicht im Mindesten ange*fochten* werden kann. Wir für unser Theil haben uns nur an den Volksliedern der niederländischen, deutschen und schwedischen Vorzeit poetisch erbauen können, denn nur diese sind, nach unserer Meinung, im Stande, in deutscher Seele poetischen Widerklang zu wecken. Es mag dies ein Vorurtheil sein, welches Charakter-Eigenthümlichkeit einflößt, doch selbst Vorurtheile haben ihre Berechtigung, besonders wenn sie in nationaler Anschauung und Ueberlieferung wurzeln. Unsere Auffassung von der Stellung des Weibes, von Liebe, Treue, Haß und Rache ist nun einmal, Gottlob, selbst heutigen Tages noch so ziemlich dieselbe, wie die unserer Vorfahren, und diese war himmelweit

*) Es ist dem Herausgeber dieser Blätter schon sehr oft vorgekommen, daß wohlhabende Leute ihm in naiver Weise gestanden, sie läsen das von ihnen ungemein geschätzte „Magazin" jetzt im Journalzirkel, da sie in neuerer Zeit genöthigt seien, zu viel Geld für politische Blätter auszugeben. D. R.

**) Norwegische, isländische, färöische, niederländische, deutsche und schwedische Volkslieder der Vorzeit. In den Versmaßen der Originale übertragen von Rosa Warrens. Hamburg, Hoffmann u. Co.

verschieden von Jener der alten Skandinaven, die uns in den Warrens'schen vortrefflichen Uebersetzungen der norwegischen, isländischen und färöischen Volkslieder der Vorzeit vorliegen. Man kann wirklich die Vorsehung preisen, daß sie jene Stämme (die allerdings sprachlich mit uns verwandt sind) isolirt setzte, ihre Zahl einschränkte und verhinderte, daß sie so in die Entwickelung der Welt eingriffen, wie unsere Väter zur Zeit der Völkerwanderung. Es ist merkwürdig, wie sich die teutonische von der skandinavischen Race geistig unterschied, selbst wo sie materiell und örtlich denselben Bedingungen unterworfen war, wie diese, man sieht dies u. a. an dem Friesen-Liede von den Süd-Färörn (auf Suder-Eij wohnten Friesen), obwohl dies von den Skandinaven angenommen worden ist. Der belehrende Werth auch dieser altnordischen Gedichte ist jedoch unbestreitbar und wird noch erhöht durch den umfangreichen Anhang der Erläuterungen. In jedem Falle wäre es zu wünschen, daß man von den Warrens'schen Uebersetzungen, oder richtiger Umdichtungen, in gebildeten Kreisen mehr reden hörte, wie bisher.

— **Eine sächsische Trenck-Auffrischung.***) Die nachgerade sattsam und schier zum Ueberdruß von berufenen und unberufenen Federn illustrirte Geschichte des unglücklichen Freiherrn Friedrich von der Trenck hat neuerdings an dem gelehrten Bibliothekar des Königs von Sachsen, Herrn Hofrath J. Petzholdt in Dresden, einen sehr gründlichen Bearbeiter gefunden, der die für Sachsen so ernste Sommerzeit des vorigen Jahres zur Herausgabe von Trenck's Erzählung seiner Fluchtversuche aus Magdeburg, wie solche in der dem Könige Johann von Sachsen gehörenden Gefängniß-Bibel Trenck's eigenhändig vorliegt, zu benutzen sich gemüßigt gesehen. So sehr der Sammelfleiß des Herrn Petzholdt auch hier anzuerkennen, müssen wir doch lebhaft bedauern, daß er sich nicht auf einen besseren und geschichtlich dankbareren Gegenstand gewendet. Gerade vom Standpunkte des sächsischen Patriotismus hätte die gesunde Vernunft das Vermeiden aller kleinlichen und gehässigen Sticheleien auf Preußen erwarten lassen. Von ernsthaften, mit gediegener Gelehrsamkeit ausgestatteten Männern darf man verlangen, daß sie die schwere Krisis ihrer heimatlichen Zustände im Hinblick auf die Ziele des gesammten Deutschlands erfassen und daß sie für die von Preußen geförderte Macht, Ehre und Größe unseres Vaterlandes ein Herz haben. Weder die Wissenschaft noch die nationale Sache können von der Aufwärmung der Leidensgeschichte eines ziemlich unbedeutenden Abenteuerers einen sonderlichen Gewinn davontragen. T. v. B.

— **Erzbischof Anno,** geschichtliches Trauerspiel.**) Das Küchlein will sich nicht recht aus dem Ei schälen: dieses Trauerspiel kommt vor lauter Handlung nicht zum Spiel. In fünf Akten und einem Vorspiele bekommen wir ein Stück Geschichte aus der Zeit Kaiser Heinrichs des Vierten im elften Jahrhundert, aber von einer eigentlichen Tragödie, von dramatischen Konflikten, von heftig in's Getriebe eingreifenden Leidenschaften, die, wie der brausende Sturm, für den Augenblick Alles über-

*) Fr. von der Trenck's Erzählung seiner Fluchtversuche aus Magdeburg. Nach Trenck's eigenhändigen Aufzeichnungen wortgetreu herausgegeben von J. Petzholdt. Dresden, Schönfeld'sche Buchhandlung (Werner) 1866. XXVIII und 76 Seiten kl. 8.

**) Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1866.

wältigen, von Charakteren, die unser Interesse und unser Mitgefühl aufregen und fesseln, ist wenig zu verspüren. Der einzige in den Grundzügen gut angelegte Charakter, dessen Wesen uns sympathisch anspricht, ist der Kölner Patrizier Franko von der Hardfaust. Kaiser Heinrich selbst kömmt wenig in Betracht; ja der Auftritt zwischen ihm und dem Erzbischof könnte ohne allen Schaden wegbleiben. Erzbischof Anno (oder Hanno) war der Vormund und Erzieher Heinrichs IV. und ist der Held des berühmten, aus dem 11. Jahrhundert stammenden, „Anno-Liedes", des mittelhochdeutschen Gedichtes, in welchem eine Uebersicht der damals bekannten Weltgeschichte gegeben wird.

Literarischer Sprechsaal.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu Berlin vom 5. Januar sprach Herr Dr. Stamm über die Wichtigkeit der Geographie für die medizinische Wissenschaft, indem er die Nothwendigkeit nachwies, die ansteckenden epidemischen Krankheiten in ihrer geographischen Verbreitung zu verfolgen, um die Entstehungs-Herde zu ermitteln und dort die natürlichen Bedingungen zu erforschen, deren Ergebniß sie sind. Er hatte schon seit 1844 im Orient und namentlich in Aegypten Studien über die Pest gemacht. Das Auftreten und die Verbreitung dieser Krankheit erwies sich selbst in Aegypten an den verschiedenen Küstenplätzen als ein ganz verschiedenes. In Ober-Aegypten ist die trockene Hitze Assuans ihrer Verbreitung stets ein Hinderniß gewesen, und schon in Esneh sind Pestfälle stets nur vereinzelt vorgekommen. Die Oertlichkeit, wo jetzt Cairo liegt, in ihrer eingeschlossenen Lage, mit ihrer feuchten, verdorbenen Luft ergab sich als der Hauptentstehungs-Heerd der Krankheit. Die Menschen und die Natur hatten hier Verhältnisse geschaffen, die sich unter allen unter gleicher Isotherme gelegenen, ja unter allen auf dem Erdboden existirenden Orten als ein Unicum herausstellten. Hier fand sich eine Sumpfniederung bei gänzlich eingeschlossener Lage und ein Kanal, vom Nil künstlich eingeführt, allen Schmutz aufnehmend. Bei der Nil-Ueberschwemmung, die ohnehin Schlamm mit Verwesungsstoffen, todte Fische ꝛc. zurückläßt, wurden die nur oberflächlich in den Häusern verscharrten Leichen (diese Begräbnißweise war allgemeine Sitte geworden) massenhaft eingeweicht; man kann sich also bei der brütenden Sonne nach der Ueberschwemmung einen Begriff von dem Giftdunst machen. Seit diese Oertlichkeit wesentlich verändert worden, auf Mehemed Ali's Befehl Hügel abgetragen und in die Sümpfe geworfen sind, an deren Stelle sich nun Gärten finden, die Leichen nicht mehr oberflächlich verscharrt werden u. s. w., hat die Pest aufgehört.

Professor Friedr. Bodenstedt in München ist zum Intendanten der herzoglichen Hofbühne zu Meiningen unter glänzenden Bedingungen ernannt und wird sich im Mai d. J. dorthin begeben, um sein neues Amt anzutreten. Bodenstedt, zugleich Vorstands-Mitglied der deutschen Shakespeare-Gesellschaft in Weimar und Herausgeber ihres Jahrbuches, wird in seiner neuen Stellung dem großen englischen Dichter, von dessen Dramen er jetzt eine deutsche Uebersetzung bei F. A. Brockhaus in Leipzig herausgiebt, ein um so sorgfältigeres Studium widmen können.

Am 24. Januar verschied zu Petersburg in seinem achtzigsten Lebensjahre der bekannte russische Publicist Nikolaus Gretsch. Er hatte seine schriftstellerische Laufbahn vor mehr als sechzig Jahren begonnen, und zwar mit einer russischen Uebersetzung der berühmten Flugschrift „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung", welche den unglücklichen Palm das Leben kostete. Später wurde Gretsch namentlich durch die Herausgabe der „Nordischen Biene" bekannt, die lange Zeit für das Organ der russischen Regierung galt und welche durch die Wirksamkeit seines Mitredacteurs Bulgarin einen keinesweges beneidenswerthen Ruf erhielt, an dem Gretsch selbst am Wenigsten schuld war. Seine historischen und novellistischen Arbeiten sind jetzt vergessen; dagegen werden ihm seine Werke über russische Sprache und Literatur ein ehrenvolles Andenken erhalten. Einige Jahre vor seinem Ableben wurde ihm der in Rußland sehr angesehene Titel eines Geheimen Raths verliehen, und noch in hohem Alter vermählte er sich zum zweitenmal mit einem Fräulein Swetkewsky. Gretsch war aus einer böhmischen protestantischen Familie entsprossen, die sich wegen der Religions-Verfolgungen im 17. Jahrhundert nach Rußland gewandt hatte, und starb auch als Protestant.

Die deutsche „St. Petersburger Wochenschrift", die während des Jahres ihrer Existenz, treu ihrem Programme, eine Reihefolge werthvoller Artikel gebracht zur Orientirung der Deutschen in den Kulturfragen Rußlands und zur Orientirung der Russen in den Fragen, welche die zahlreichen Deutschen betreffen, die in der Hauptstadt und in den Provinzen des russischen Reiches ihren Wohnsitz haben, hat mit der letzten Nummer des Jahres 1866 zu erscheinen aufgehört. Wir bedauern dies um so mehr, als wir aus dem Abschiedsworte der Redaction ersehen, es könne ein, lediglich ernsten literarischen Bestrebungen gewidmetes Journal unter den Deutschen in St. Petersburg nicht auf eine solche Theilnahme zählen, daß dadurch die bedeutenden Herstellungskosten des Unternehmens gedeckt werden. „Das Programm aber zu ändern — fügt die Redaction hinzu — etwa in der Richtung der Unterhaltungs-Lectüre, sehen wir uns nicht veranlaßt." — Wir hoffen, daß der bewährte Herausgeber und Redacteur der deutschen „St. Petersburger Wochenschrift", Herr Dr. Ed. Dobbert, bald anderweitige Gelegenheit finden werde, seine literarischen Bestrebungen im Interesse der deutschen Kultur in Rußland zur Geltung zu bringen.

Die von Karl Andree seit fünf Jahren unter dem Titel „Globus" herausgegebene Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde ist seit dem Anfange dieses Jahres aus dem Verlage des bibliographischen Instituts in Hildburghausen in den von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig übergegangen. Die erste, uns vorliegende, im neuen Verlag erschienene Lieferung ist ebenso durch ihre typographische und illustrative, wie durch ihre redactionelle Ausstattung hervorragend. Die vergleichende Menschenkunde, die psychischen Erscheinungen im Völkerleben sind es hauptsächlich, die der geschätzte Herausgeber im Auge hat und durch deren Kenntniß er die wahre Humanität zu fördern bestrebt ist.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | Herausgegeben von Joseph Lehmann. | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] Berlin, den 16. Februar 1867. [№ 7.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

J. C. Lavater, Worte des Herzens.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.
Herausgegeben von C. W. Hufeland.
Achtzehnte bis zwanzigste Auflage.

Prachtausgabe. 1866. gr. 8. Mit einer biographischen Einleitung von A. Krummacher, mit Lavater's Bildniß in Stahlstich und Farbendrucktitel; in Leinwand mit Deckelpressung und Goldschnitt 1 Thlr. 10 Sgr.
Kabinetsausgabe. 1862. Mit Lavater's Bildniß in Stahlstich, Schriftbild und radirtem Widmungsblatt; in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.
Miniaturausgabe. 1865. In englischem Einband mit Goldschnitt 20 Sgr.

„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavaters vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann." Theolog. Repert. (100)

Als willkommene Gabe für den Weihnachtstisch erlauben wir uns zu empfehlen:

Harrwitz (D.), Lehrbuch des Schachspiels

enthaltend die Analyse der Eröffnungen und Endungen nebst Beispielen in wirklich gespielten Partien von *Anderssen, Boden, Horwitz, Kieseritzky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen,* dem Verfasser u. A.
21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (101)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Vor einigen Monaten erschien in einem dritten Abdruck:

Kirchhoff (G.), Untersuchungen über das Sonnenspectrum und die Spectren der chemischen Elemente.

Erster Theil. Besonderer Abdruck aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1861. Mit 3 Tafeln. gr. 4. cart. 1 Thlr. 10 Sgr.

Die hier niedergelegte Entdeckung, betreffend das Vorhandensein gewisser chemischer Elemente in der Sonnenatmosphäre, vermittelst der Spectralanalyse gewonnen, ist eine der wichtigsten in diesem Jahrhundert gemachten und allgemein als solche gewürdigt.

Der zweite Theil dieser wichtigen Abhandlung ist 1863 erschienen (mit 2 Tafeln gr. 4. cart.) und kostet 25 Sgr. (102)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien:

Zumpt (A. W.): Das Criminalrecht der römischen Republik.

Erster Band: Die Beamten- und Volksgerichte.
Zwei Abtheilungen. 58 Bogen. gr. 8. geh. 5 Thlr.

Das Literarische Centralblatt urtheilt von dem Werke u. a.:

„Es sei hier gleich von vornherein die Ansicht ausgesprochen, dass der Verfasser durch seine gründliche und umsichtige Erforschung dieses Gebietes sich schon jetzt den Dank der Wissenschaft in hohem Grade erworben hat, so dass mit gerechtem Zutrauen und der Erwartung weiterer Aufklärung dem zweiten Bande entgegengesehen werden kann. — Das Werk birgt einen grossen Reichthum tüchtiger Forschungen und sicherer Resultate; der genaue Anschluss an die Quellen hat zwar zu einzelnen Uebertreibungen, im Ganzen aber zu einer sehr anschaulichen und in vielen Punkten wohlbegründeten Darstellung geführt. Besonders in der Hauptsache, in der Darstellung der römischen Volksgerichte, hat das Werk entschiedene Vorzüge vor den bisherigen Bearbeitungen. — — — Dem Erscheinen des zweiten Bandes sehen wir, wie bemerkt, mit sehr grossem Interesse entgegen. (103)

Als Prämien empfehlen wir:

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.
Drei Theile. (68 Bogen.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

Das Literarische Centralblatt spricht sich über das Werk, wie folgt, aus:

„Mit Freuden schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.
Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66⅝ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben. (104)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In unserm Verlage ist erschienen:

Das weströmische Reich

besonders unter den Kaisern
Gratian, Valentinian II. und Maximus.
(375—388.)
Von (105)
Dr. Heinrich Richter.
44 Bogen gr. 8. geh. 1865. 3 Thlr. 20 Sgr.

„So hat uns Richter erheblich mehr gegeben als eine Geschichte Roms unter den auf dem Titel genannten Kaisern, denn ein reichliches Drittel des Buches befaßt sich mit der christlichen Kirche und den Germanen in Rom während der Zeit von Diocletian und Valens….. ….. Auch sind die hervorragenden Persönlichkeiten unter den Kaisern, wir heben namentlich Julian hervor (S. 136), wie unter den Geistlichen trefflich charakterisirt. Ohne uns hier auf Einzelnes einzulassen, können wir uns darauf beschränken noch hervorzuheben, daß Quellen und Literatur gründlich und erschöpfend verarbeitet erscheinen. Es ist dies um so beachtenswerther, da leider noch immer Gründlichkeit und Schönheit der Darstellung, die das Buch Richter's in hohem Grade auszeichnet, so selten vereinigt gefunden werden….. Namentlich erscheint seine Darstellung von dem thatsächlichen Einflusse der Germanen, seine Charakteristik der einzelnen bedeutenden germanischen Minister und Feldherren und deren Verhältniß zum Römerthume in hohem Grade gelungen." Literar. Centralbl.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Die Grenzboten. (106)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 7. Galizien und die polnische Frage. — Die europäischen Türken. — Der deutsche Buchhandel in den letzten Monaten. II. — Die Stuttgarter Conferenz. — Literatur.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.
Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Historische Zeitschrift (107)

herausgegeben von **Heinrich von Sybel.**
1866. VIII. Jahrgang. Heft 4.

J. O. Opel, Deutsche Finanznoth beim Beginn des dreißigjährigen Krieges. — R. L. Mezzi, Die Sendung Knesebeck's in das russische Hauptquartier Februar 1813. — K. Mendelssohn-Bartholdy, Die Hetärie. — Fr. v. Weech, Französische Zustände während der hundert Tage und der Occupation. — Literaturbericht.

Preis d. Jahrgangs von 4 Heften 7 Thlr.
Literarisch-artistische Anstalt in München.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Maria Theresia und Joseph II.

Ihr Briefwechsel und ihre Staatsgeheimnisse.*)

Oesterreich ist im Sommer 1866 zu einer Frage geworden. Man darf ebenso gut wie von der orientalischen auch von der österreichischen Frage sprechen. Nicht bloß die Türkei ist der „kranke Mann", um dessen Schicksal die mitleidige Diplomatie Europas besorgt ist; es giebt einen Nachbar der braven Muselmänner, der ebenfalls dem hohen Medicinal-Collegium dieses Welttheils zu schaffen macht. Früherhin freilich wußte der Kranke an der Donau durch sein anscheinend festes Auftreten, durch seine häufigen Spaziergänge in anderer Leute Gebiet, durch seine Heiratslust und sein unendlich geschäftiges Wesen bei den Uneingeweihten — und die allermeisten Erdenbürger waren uneingeweiht — den Glauben an seine Kraft und Gesundheit zu wecken und zu erhalten. Was am Staate der Habsburger und dann der Lothringer faul war, das hat erst das neunzehnte Jahrhundert allmählich an's Tageslicht gefördert, besonders, nachdem der sehr geschickte Schauspieler Metternich den Schauplatz österreichischer Glanzrollen verlassen. Mit den Glanzrollen scheint es eben aus. Allein dieses tragische Mißgeschick ist weder von heute noch von gestern. Schon vor Maria Theresiens Thronbesteigung unter Kaiser Karls VI. Regierung (mit welchem bekanntlich der Mannsstamm der Habsburger erlosch) waren die finanziellen Nothstände so weit gediehen, daß eine allgemeine Heeresreduction angeordnet ward, und diese Reduction wiederum hat Oesterreich den Besitz Schlesiens gekostet! Das sagt Joseph II. in einer Denkschrift, die er unter dem 3. April 1761, also noch während des siebenjährigen Krieges, an seine kaiserliche Mutter gerichtet. Der Ritter Alfred von Arneth, Reichsarchivar in Wien, hat uns die Denkschrift vor Kurzem durch die Herausgabe des Briefwechsels zwischen Maria Theresia und Joseph II., sowie zwischen Joseph und seinem jüngeren Bruder Leopold (dem damaligen Großherzog von Toscana) zugänglich gemacht. Sie ist ein ebenbürtiges Bestandstück dieser überaus interessanten Sammlung, welche, trotz ihrer offen bekannten Unvollständigkeit, bereits in dem vorliegenden ersten Bande, der mit Ende 1772 abschließt, einen ganzen Schatz von Einblicken in das österreichische Hof- und Staatsleben liefert. Mag man immerhin Herrn von Arneth vorwerfen, daß er durch seine archivalische Offenbarung dem Stolze des Kaiserhauses nur gar sehr mittelmäßig schmeichelt; es bleibt ihm unter allen Verhältnissen der schönere Ruhm, der objektiven Geschichtschreibung einen ansehnlichen Dienst geleistet zu haben, einen Dienst, den man in Preußen gewiß nicht minder würdigen wird, als in Oesterreich.

Arneth's Buch erinnert den Kenner der historischen Literatur an ein anderes merkwürdiges Buch, das unter dem Titel „Apocalypsis apocalyptica seu facies perturbatae reipublicae" ein gewisser Constantinus Orechovius anderthalb Jahrhunderte vor Polens erster Theilung in prophetischem Tone über den traurigen Verfall des unglückseligsten Staates geschrieben. Der polnische Patriot Constantin Orechovius hat ohne Zweifel gegen seinen innersten Herzenswunsch prophezeit. Der Oesterreicher Alfred Ritter v. Arneth, welchem das Haus Lothringen die Wahrung seiner Geheimnisse anvertraut, gehört gleicher Weise zu der Schaar der Propheten wider Willen, welchen das erbarmungslose Verhängniß den Beruf der Cassandra aufzwingt. Herr v. Arneth faßt seine Aufgabe mit deutscher Gründlichkeit an.*) Kaum haben die Julitage des Jahres 1866 von Oesterreichs tief begründetem Mißgeschick den Schleier gezogen, so hat der Wiener Reichs-Archivar nichts Eiligeres zu thun, als auch die Gründe der Mißgeschicke Maria Theresia's und Joseph's II. authentisch aufzudecken, damit männiglich kund werde, woher die Hochfluthen geflossen sind, welche das Staatsgebäude der Habsburger so schwer geschädigt haben und welch' eine verschuldete Erbschaft den Lothringern von ihren Ettichonischen Stammesbrüdern zu Theil ward.

Gleich die erste Urkunde ist jene vorerwähnte Denkschrift. Sie bringt sofort Stimmung in das Gemälde der Situation. Joseph II. schildert seiner Mutter mit schonungslosem Eifer die Gebrechen des österreichischen Staatswesens, das Warum der Niederlagen Friedrich II. gegenüber, er macht unumwunden auf die ganze Größe des preußischen Helden aufmerksam und sagt rund heraus, wie bescheidentlich für Oesterreich der Erfolg des Krieges sein wird. Seite 2 schreibt Joseph: „Wenn wir den König von Preußen nicht zwingen können, Sachsen zu verlassen, wie das den Anschein hat, da doch fünfmalhunderttausend Mann bereits fünf Jahre lang vergeblich daran arbeiten, welchen Frieden können wir alsdann hoffen? Der vortheilhafteste wird ohne Zweifel der sein, wenn er (der König) in dieselben Gränzen zurücktritt, in denen er sich vor dem Kriege befand." Das heißt die Nutzlosigkeit des jahrelangen Krieges recht offen bekennen. Sonst, meint Joseph, habe der bloße Wink der Großmächte (Frankreich, Rußland, Schweden, das „Reich" und Oesterreich) die übrigen Staaten im Zaum gehalten; jetzt habe der König von Preußen ganz Europa gezeigt, daß Er allein im Stande sei, nicht bloß ihren vereinten Kräften zu widerstehen, sondern sie sogar zu nöthigen, daß sie um einen ihnen unvortheilhaften Frieden nachsuchten. Die Furcht vor dem König von Preußen ist der rothe Faden, der sich durch den Briefwechsel Joseph's hindurchzieht. Eine bessere Ehrenerklärung hätte Friedrich II. von seinem Feinde niemals erwarten können. Auch Maria Theresien hatte der kühne Heros des Nordens aufrichtige Hochachtung eingeflößt. Selbst da, wo sie mit aller Wärme mütterlichen Zornes vor der Nachahmung der Gewohnheiten Friedrich's warnt, bricht diese Hochachtung mächtig hervor. Sie fragt ihren nach Friedrich's Vorbilde sarkastisch ironisirenden Sohn (S. 202): „Dieser Held, der so viel von sich reden macht, dieser Eroberer, hat er einen einzigen Freund? Muß er nicht Jedermann mißtrauen? Welch ein Leben, wo das Humane verbannt ist!"

Nach der Vorstellung seiner kaiserlichen Feindin, thronte Friedrich in einsamer Höhe, wie der Adler auf seinem Felsenhorst, unnahbar den Sorgen, welche die Brust des gemeinen Sterblichen bewegen. Diese Vorstellung war falsch, denn Friedrich war im höchsten Sinne des Worts Bürger seiner Zeit, Vater seines Volks, Mitstreiter an dem großen Lebenskampfe der Menschheit. Er war nicht so sehr Privatcharakter und nicht so liebenswürdiges Naturkind, wie seine gewaltige Gegnerin, aber er hat auch nicht in so ungeheuerem Grade die Kunst der Heuchelei verstanden, welche Maria Theresia mit der ungezwun-

*) Maria Theresia und Joseph II. Ihre Korrespondenz, sammt Briefen Joseph's an seinen Bruder Leopold, herausgegeben von Alfred Ritter von Arneth. Erster Band. 1761—1772. Wien, Carl Gerold's Sohn, 1867. XIV und 402 Seiten gr. 8.

*) Die sich aber nicht bis auf die Anmerkungen erstreckt! Denn S. 13 unten läßt Herr v. Arneth den preuß. General Finck bei Torgau (!), statt bei Maxen, gefangen genommen werden!

gensten Naturfrische zu vereinigen wußte. Joseph II. krankte an dem Fehler einer zu weit getriebenen Offenherzigkeit, die am Schluß der Rechnung meist als geistreiche Thorheit sich auswies und zu den haarscharfen Freiheiten der italiänisch geschulten Politik Oesterreichs in schlecht verhehltem Widerspruche stand. So ward Joseph allemal das Opfer seiner eigenen Anschläge; er hat ununterbrochen sich selbst gefoppt und sein Bestes, die Reform der innern Zustände des Kaiserstaates, auf den Sand gebaut. Von seiner Mutter ist er vollkommen richtig beurtheilt worden, und wenn die Arneth'sche Sammlung irgend einem Gliede des Kaiserhauses zum Vortheil gereicht, so ist es Maria Theresia, deren Charakterbild hierbei gewinnt. Indessen die Geschichte ist unbeugsam in ihrem eisernen Bestehen auf Wahrheit! Maria Theresia ist eine sehr bedeutende Frau, sie ist sogar eine *große Monarchin* gewesen, sie gehört zu den tröstlichsten Erscheinungen des 18. Jahrhunderts und doch —: tiefe Schatten verdüsteen die Züge der Heerscherin, deren männliches Walten nicht immer die Schwächen des Weibes und die Spitzfindigkeiten ihres Ministers Kaunitz zu überwinden vermochte.

Es ist weltbekannt, daß Maria Theresia den Reigen der Theilungen Polens eröffnet hat. Die Besetzung der Zipser Starostei durch österreichische Truppen und die Abneigung dieser Landschaft war das Signal zum Losbruch der Ländergier Katharina's und, nach der Anklage der Preußenfeinde, auch Friedrichs des Großen. Oesterreichische, russische, englische und französische Federn haben in einmüthigem Wetteifer dem Könige von Preußen die Hauptschuld an dem polnischen Drama aufgebürdet, Friedrich als den eigentlichen Urheber bezeichnet und wie auf gegenseitige Verabredung mit wunderbarer Consequenz und Ausdauer ihre Anklage aufrecht erhalten. Unglücklicherweise bleibt aber der erste Anlauf Oesterreichs, jene Einverleibung der Zipser Starostei, unbestreitbar. Und nicht weniger unbestreitbar ist die von den Anklägern beharrlich übersehene Thatsache, daß, die Zipser-Starostei ausgenommen, eigentlich das ganze Polen längst schon in russischen Händen war. Daß Friedrich den Koloß Rußland, der längst einen allmächtigen Einfluß auf Polen übte und mit Hilfe von 60,000 Bajonetten die Polen unter sich duldete, dem Reichstage Gesetze vorschrieb, mit seinem kleinen Preußen und dem eben erst gründlich geschlagenen Oesteereich *theilen* ließ, war ein Meisterstreich der preußischen Diplomatie und eine der staatsklugsten Handlungen Friedrichs. Denn wer den Verlauf des siebenjährigen Krieges nicht im Schlafe, sondern im wachen Zustande beobachtet hatte, mußte wahrnehmen, daß ein Staat, welcher, ohne eine Miene zu verziehen, Hunderttausenden von Fremdlingen auf seinem eigenen Boden die Kriegführung wider eine ihm befreundete Macht erlaubte — Polen war die Operationsbasis und die Kornkammer der Russen im siebenjährigen Kriege — ein solcher Staat bereits auf seine Selbständigkeit verzichtet hatte und es nur darauf ankam, wie sein jäh bevorstehender Untergang für die Interessen des preußischen Staatsbestandes unschädlich zu machen sei. Hiernach ist es allerdings wahr: der Theilungsplan als *solcher* ist formell von Preußen ausgegangen, materiell stand aber die Sache anders. Wer einen Blick hinter die Coulissen thun konnte, sah Preußen in der Stellung eines Vertheidigers seiner Integrität über Polens gesunkenen Leib die Waffe mit Rußland gekreuzt! Drängte sich Rußland an der untern Weichsel ein, so war der siebenjährige Krieg vergeblich gewesen, der preußische Staat barst auseinander! Preußen hatte also an der Wiedererwerbung des ihm einst gewaltsam geraubten Westpreußens das Interesse der Selbsterhaltung, weil es ohne diesen Erwerb sich keinen Tag mehr gegen Rußland behaupten konnte, Oesterreich hingegen ist bei dem Erwerbe Galiziens von *dem* Beweggrunde geleitet worden, der ihm die buntscheckigste Ländermasse, eine rudis indigestaque moles, zugeführt hat, von dem Beweggrunde der kopflosesten und übermüthigsten Ländergier.

Die vorliegende Korrespondenz zeigt, wie heißhungrig Joseph II. und Kaunitz an der preußischen Angelruthe hingen. Einer Meute gleich, stürzen sich die Oesterreicher auf die Salzwerke Galiziens, welche der leeren Schatzkammer des Kaiserstaates reiche fiskalische Hilfsquellen versprechen; ebenso nothwendig erscheinen dem Kaiser Joseph Krakau und Lemberg, ja auch Galizien allein ist keineswegs genügend, Oesteereichs Ansprüche versteigen sich über ganz Lodomerien hinaus; man möchte, wenn es irgend angeht, Sendomir, Lublin und ein Stück Wolhynien bis an den Prigetz gewinnen (Joseph an seinen Bruder Leopold, am 17. Juni 1772, S. 369, 370). Esterhazy war schon auf dem Marsche nach Lemberg, um den russischen Jagdgenossen, wo möglich, zuvorzukommen.

Mit diesem Theilungseifer stimmt die Angabe Friedrichs in seinen Memoiren über die Zeit von 1763—1775 (Oeuvres, Tom. VI pag. 37), Oesteereich habe ganz einfach den *dritten Theil Polens* gefordert! Die fromme Maria Theresia wollte gleich beim ersten Theilungsakte mit der armen Nachbar-Republik aufräumen. „Sie weinte und heulte, erzählt Friedrich, riß aber ein weit größeres Stück an sich, als abgemacht war." — Man muß in der That die Kunst der Verstellung bewundern, welche die gute Kaiserin bei Polens Untergang entfaltet hat. Sie ist, wie die Arneth'sche Sammlung (vergl. S. 342 den Brief Josephs an Leopold vom Mai 1771) beweist, eifrig bemüht gewesen, das Odium der Theilung mindestens von ihrer Person abzuwälzen, und während sie selbst gegen ihre Familie und gegen Kaunitz die Uneigennützige und die christlich dankbare Freundin der Polen spielte (siehe denselben Brief) war aus ihrem Cabinet der strengste Befehl gegeben, daß kein Mitglied ihrer Familie und keiner ihrer Beamten an auswärtige Mächte, vollends nicht an das befreundete Frankreich, das Geringste verrathen solle. Joseph wird nicht müde, in der polnischen Angelegenheit seinem Bruder Leopold das unverbrüchlichste Stillschweigen zu empfehlen. So noch in einem Briefe vom April 1772, wo zugleich angedeutet wird, wie leider die Franzosen (d. h. die damals mit Oesteereich so eng verbündeten Franzosen!) von der „Berliner Mine schon etwas Wind" hätten. Wenn dies wahr ist, was Niemand bezweifeln kann, so hat die französische Diplomatie die Interessen der Machtstellung ihres Vaterlandes noch weit unverantwortlicher preisgegeben, als dies ohnehin bisher anzunehmen war. Der haltlose Idealismus, der in den Köpfen von Vergennes, Breteuil und Andeen spukte, die politische Faselei und revolutionäre Unklarheit, der man zu Versailles sich zu überlassen anfing, umnebelten die Sinne der französischen Staatsmänner und ließen sie alles Mögliche vorbringen, nur keine mannhafte That. Als im Jahre 1763 der Gedanke an die Eventualität einer Zerstückelung Polens bei den Ministern Ludwigs XV. auftauchte, also volle neun Jahre vor dem ersten Theilungsakt, hatte man im Rathe des Königs die tiefe Einsicht gewonnen, daß Polens Untergang Frankreich gar nichts angehe! So geschah denn auch nichts, die Theilung zu hindern. Erst 1774, nachdem man über das fait accompli zwei Jahre hatte nachdenken können, schwang sich Graf Vergennes, dem Ludwig XVI. die auswärtigen Angelegenheiten übertragen, zu einer geharnischten Verurtheilung des Verfahrens der Ostmächte auf, er sparte in einer Denkschrift an seinen König die harten Ausdrücke nicht und schien glücklich zu

fein, daß er den „brigandage politique" tüchtig brandmarken durfte. Hiermit war man vollkommen zufrieden, bei den Redensarten der Entrüstung verblieb es. Weder die erste, noch die zweite, noch die dritte Theilung hat Frankreich verhindert, und obgleich Talleyrand im Januar 1807 in einem Bericht an Napoleon die Zulassung der ersten Theilung Polens den unverzeihlichsten Fehler des ancien régime genannt hatte, fiel es weder 1807 noch 1812 Napoleon ein, Polen wiederherzustellen. Gehetzt und geschürt hat man ohne Unterlaß, Tausende von polnischen Landeskindern in den Tod und in die Verbannung gejagt, aber einer großen politischen That hat Frankreich Polen niemals gewürdigt und wird sie auch niemals vollführen, denn es ist leider wahr: dem Franzosen geht das Verständniß der Dinge von Ost-Europa fast gänzlich ab! Die wenigen französischen Kenner slavischer Zustände sind immer vereinzelte Ausnahmen gewesen.

Doch kehren wir zu Maria Theresia zurück! Welch einen Aufwand von Beredtsamkeit hat nicht die brave Kaiserin entfaltet, um dem französischen Botschafter Breteuil zu beweisen, daß sie an der schon vollbrachten Theilung durchaus unschuldig war, daß sie mit allen Kräften ihrer Seele und ihres Geistes gegen den Plan angekämpft habe, daß Rußland und Preußen ihr Gewalt angethan und daß von allen österreichischen Staatsmännern gerade der Fürst Kaunitz am meisten der Theilung widerstrebt hätte! Wenn man es nicht sonst schon wüßte, so böte die vorliegende Korrespondenz hinlängliche Anhaltpunkte zu einem vernichtenden Urtheil über Maria Theresiens Aufrichtigkeit. Der Fürst Kaunitz hat so wenig widerstrebt, daß er vielmehr ein ganzes Register von Theilungsplänen ausgearbeitet hatte, Oesterreichs Zuwachs von Bitiz bis an die Gränzen der Moldau und Podoliens ausdehnen wollte und im Uebrigen über möglichst Viel! Vergl. S. 372, wo Joseph unterm 9. Juli 1772 seinem Bruder Leopold drei Projecte des Fürsten Kaunitz und deren successive Absendung erwähnt, sowie S. 375, wo unterm 20. Juli 1772 von dem Hauptplan des Ministers die Rede ist. Arme Maria Theresia, wie hat sie unter dieser Fluth böser Entwürfe leiden müssen, armer Kaunitz, welche Selbstüberwindung hat er nicht offenbart! Den kraffesten Eindruck machen diese Vorgänge aber dadurch, daß, neben den abenteuerlichsten Vergrößerungsplänen, die Joseph II. bald auf Kosten der Türkei bald auf Kosten Polens, bald selbst auf Kosten Preußens (dem er unterm 22. Januar 1772 in einem Briefe an Maria Theresia gern Glatz und Neisse wieder abgenommen sehen möchte) vor den Augen der Leser aufrollt, die Klage über die Verderbniß der inneren Zustände des Kaiserstaates unaufhörlich nebenherläuft und das in den stärksten und verzweifeltsten Tonarten. Bald ist Böhmen, bald ist Ungarn in Gährung, die Verwaltung aller Kronländer nach Josephs Ansicht stets in Verwirrung, die rechten Leute fehlen am Ruder, die Mittel zur Steuerung der Uebel, zur Hebung der Provinzen sind nicht ausreichend. Und ein so zerrütteter Staat dachte unablässig an neue Erwerbungen!

Sollte, was nicht ganz unwahrscheinlich ist, die vorliegende Briefsammlung ein Streich gegen Preußen sein, so darf man mit Recht sagen, daß er vollständig abgeprallt. Aus den Berichten Josephs II. über seine Zusammenkunft mit Friedrich dem Großen in Neisse (August 1769), so trocken diese Berichte auch sind, leuchtet unverkennbar die Thatsache hervor, daß Friedrich es mit Oesterreich sehr gut gemeint, denn Tag für Tag hat er in Neisse vor den slavischen Tendenzen Rußlands gewarnt, ein Beweis, wie tief er den Kern des österreichischen Unglücks durchschaute! Trauttwein von Belle.

Böhmen.

Deutsche und čechische Geschichtsschreibung und Kultur.

Die böhmische Geschichtsforschung hat sich bekanntlich sehr einseitig entwickelt und von den ältesten Reimchroniken, vom Dalimil bis auf das umfangreiche Werk Franz Palacky's herab herrscht darin eine Darstellung des deutschen Elementes in Böhmen, welche von Richtigkeit weit entfernt ist. Leider sind derartige Auffassungen auch in andere Geschichtswerke übergegangen, wie schon die übermäßige Glorificirung des Johann Hus beweist, der nur als Märtyrer der Reformation hingestellt wurde. Daß er vor allen Dingen nationaler Reformator und ein wüthender Feind der Deutschen war, diese Ansicht konnte erst vor wenigen Jahren zur Geltung gelangen, seit Constantin Höfler's ausgezeichnetes Werk über „Magister Johann Hus und der Abzug der deutschen Studenten aus Prag im Jahre 1409" erschien.

Die Deutschböhmen, welche dem Lande das Bürgerthum und Städtewesen brachten, welches die Čechen nimmermehr aus sich selbst heraus geschaffen hätten, so wenig wie dies bisher andere slavische Völker im größeren Maße thaten, fühlten, daß diesem Mangel abgeholfen werden müsse. Sie gründeten daher den deutschen Geschichtsverein, als dessen wichtigste Aufgabe die Publizirung einer Geschichte Böhmens im kulturgeschichtlichen, d. h. deutschen Sinne betrachtet werden muß. Dieser Arbeit unterzieht sich jetzt ein junger talentvoller Historiker, Dr. Ludwig Schlesinger aus Ober-Lautersdorf. Einzelne Abschnitte aus seinen Forschungen wurden bereits in den „Mittheilungen" des Vereins veröffentlicht, und so traf es sich denn sehr zeitgemäß, daß er vor kurzem, gleich nach dem Abzuge der siegreichen Preußen aus Böhmen, eine Abhandlung über die Vormundschafts-Regierung Otto's von Brandenburg im 13. Jahrhundert publizirte.

Von Seiten čechischer Geschichtsschreiber war derselbe als ein ausgemachtes Scheusal hingestellt worden, in dessen Gefolge eine fürchterliche Räuberbande das unglückliche Land brandschatzte. Das entsprach natürlich den nationalen Anschauungen und gab auch Anlaß zu einem Opernterte, der im čechischen Theater vor dem Kaiser von Oesterreich aufgeführt wurde, obgleich gerade diesem die Erinnerung an die Brandenburger in Böhmen eine keineswegs angenehme sein mußte.

Der deutsch-böhmische Historiker, der jedoch weder durch Voreingenommenheit, noch durch die neuesten Vorgänge in Böhmen verblendet war, legte an die čechischen Darstellungen die kritische Sonde und gab uns mit Hilfe eingehender und gewissenhafter Quellenforschung ein ganz anderes Bild der Regentschaft Otto's von Brandenburg. Dieser war, nachdem Přemysl Otakar II. 1278 auf dem Marchfelde gefallen war, von Rudolph von Habsburg zum Reichsverweser Böhmens eingesetzt worden. Mit ihm verband sich zunächst die deutsche Bürgerschaft, da er es nicht unterließ in echt freisinniger Weise ihre politischen Rechte gegenüber dem Feudal-Adel zu wahren und zu mehren. Unter seiner Regierung verstärkte sich das deutsche Element durch mächtigen Zuzug aus dem Mutterlande. Die Anzahl der Einwanderer schien die Anzahl der Mücken zu übertreffen, sagt der Chronist, und es nahm den Anschein, als ob damals das Land ganz deutsch werden sollte. Die Akte der Grausamkeit, welche von Seiten der Čechen Otto vorgeworfen wurden, weist Schlesinger glänzend zurück und zeigt, wie schon damals wie jetzt,

der Adel und die Čechen den blutigen Racenkampf gegen die „Fremden", das Salz und Mark des Landes, begannen.

Diese Darstellung fand natürlich den Beifall der Čechen nicht und die Art und Weise, wie dieselben die Polemik führten, wirft einen so charakteristischen Schatten auf den Kulturgrad dieses Volkes, daß sie verdient, hier näher bezeichnet zu werden. Wenn man den Deutschböhmen — wohl ungerechtfertigt — vorwirft, sie neigten zu Preußen hin, so könnte es im Laufe der Zeit nicht Wunder nehmen, wenn diese treuen Oesterreicher bei fortgesetzten Unterdrückungen und Quälereien von Seiten der Čechen sich in den großen Mutterschooß Germanias zurücksehnten und diesem auch wieder politisch angehören wollten, wie denn der Kultur-Zusammenhang niemals unterbrochen ist und auch durch die jüngsten Vorgänge schwerlich einen Stoß erhalten haben dürfte.

Doch die Sache hat noch eine andere Seite. Bekanntlich gilt jetzt unweigerlich der Grundsatz, daß der Kulturgrad eines Volkes danach bemessen werden kann, welche Stellung die Juden unter ihm einnehmen. Und legen wir diesen richtigen Maßstab an, so sinken die Čechen in der Völkerscala sehr tief. In Aller Gedächtniß sind noch die durch die čechische Presse heraufbeschworenen Judenhetzen aus dem Frühjahre 1866, die jetzt vor den Gerichten ihren Abschluß finden und bei denen merkwürdige Dinge zur Sprache kommen. „Nebesa jsou otevřena, die Himmel sind geöffnet; es geht auf die Juden los", hatte das Volk gerufen. Statt durch die Verachtung, welche hierdurch auf die Čechen verdientermaßen kam, gewitzigt zu sein, fahren sie in ihren Organen fort, das alte Lied zu singen. Die „Politik", eines ihrer Hauptblätter, ergeht sich in einer Polemik gegen den oben angezeigten Aufsatz des Dr. Schlesinger, und der bloße Klang seines Namens giebt ihr Anlaß, wieder in heftigster Weise über die Juden herzufallen. Nun ist freilich Dr. Schlesinger weder Jude noch jüdischer Abstammung, allein das thut nichts zur Sache und der Groll wird an den unschuldigen Juden ausgelassen, indem das Čechenblatt über den „exotischen Stamm" spricht, „der bis in's vorige Jahrhundert hinein in Deutschland unter dem Titel der Reichskammerknechte eine schmähliche Duldung genoß", der in Böhmen mit „infamen Lügen" aus „schmutzigen Ursachen" den „nationalen Hader anstachelt", und sein „schmutziges Ziel" mit dem „erborgten, um nicht zu sagen gestohlenen, Ehrenmantel des Deutschthums zu bedecken."

Man geräth zuweilen in die Versuchung, das wirklich Gute an den Čechen anzuerkennen, ihre wissenschaftlichen Leistungen zu beachten und zu glauben, daß sie sich im Laufe der Zeit vielleicht einmal auf den Kulturgrad der Deutschen hinaufzuschwingen vermöchten. Allein man wird diesen Anstrengungen gegenüber wieder irre, denn sie repräsentiren nicht die Stimme des Pöbels, sondern sind die tief eingewurzelte Meinung der čechischen Intelligenz.

Richard Andree.

Frankreich.

Die Aufgaben der Volkswirthschafts-Lehre, ein Wort der Gegenwart.

Nach Michel Chevalier.

Herr Michel Chevalier in Paris gehört anerkanntermaßen zu den ausgezeichnetsten Volkswirthschafts-Lehrern unserer Zeit. Er war der Erste unter den Staats-Oekonomisten Frankreichs, der die Richtigkeit des von Adam Smith aufgestellten Systems der Vermehrung des Nationalreichthums durch Befreiung der Arbeit von jedem sogenannten Schutze — möge dieser Schutz durch direkte oder indirekte Staats-Unterstützung, durch Monopole oder Zölle verliehen werden — erkannte und in seinen Lehrcursen, wie in seinen publizistischen Arbeiten nachwies. Seit dem Jahre 1840 Professor der Volkswirthschafts-Lehre am Collége de France, war er im Jahre 1848 einer der entschiedensten Gegner und Bekämpfer der damaligen socialistisch-communistischen Theorieen. Namentlich erklärte er sich gegen jede vom Staate reglementirte „Organisation der Arbeit", als dem Begriffe der Freiheit und der wahrhaft fruchtbringenden Production entgegen. Nicht minder trat er aber auch gegen die unter der zweiten Kaiserherrschaft in Frankreich wiedererwachten Eroberungsgelüste auf, in deren Befriedigung, wie er darlegte, das Land nicht blos seine Freiheit, sondern auch seine edelsten geistigen und materiellen Kräfte und Errungenschaften einbüßen würde.

Diese Lehren, die in Frankreich während der letzten fünfundzwanzig Jahre mehr und mehr Anhänger gefunden haben, sind es hauptsächlich, denen dort die Umwandlung der öffentlichen Meinung, sowohl hinsichtlich der Prohibitiv- und Schutzzölle und der Handelsverträge mit dem Auslande, als hinsichtlich der alten Napoleonischen Theorie von den natürlichen Gränzen Frankreichs zu verdanken ist. Wir sehen es demnach als ein gutes Augurium für den Fortschritt gesunder Ansichten des französischen Volkes und für die Erhaltung des Friedens unter den europäischen Nationen an, daß gerade in diesem Augenblicke die öffentlichen Vorlesungen Chevalier's, in welchen er von Neuem für jene Lehren des Völkerfriedens und der Wohlfahrt der Nationen auftritt, einen so allgemeinen Beifall sowohl im Publikum, als in den geachtetsten Organen der öffentlichen Meinung Frankreichs finden.*)

Wir geben nachstehend einen Auszug aus dem Vortrage, mit welchem Herr Chevalier seinen diesjährigen Cursus eröffnete. Der Redner entwickelte zunächst, daß seine Lehre im Grunde nichts Anderes sei, als die praktische Anwendung der Ideen von 1789 auf dem Gebiete des Volksfleißes, wonach die beiden mächtigsten Triebfedern der menschlichen Natur, die „Sociabilität" und die „Persönlichkeit", die nur in der Atmosphäre der Freiheit gedeihen könne, zu harmonischer, civilisatorischer Entwickelung gelangen. Herr Chevalier wies nach, daß in unseren Tagen der Fortschritt eines Landes nur auf dem Wege des friedlichen Wettkampfes der Wissenschaft und des Volksfleißes zu ermöglichen sei. „Die neue Generation, fügte er hinzu, scheint keine Vorliebe für die alte Kriegsglorie zu haben; sie ist nur insofern kriegerisch gestimmt, als sie den Wahlspruch hat: Krieg dem Elend, Krieg der Unwissenheit, Krieg endlich Allem, was die Production, die Arbeit und den internationalen Verkehr zu beeinträchtigen vermag!"

„Das Problem (fuhr Herr Chevalier fort), dessen Lösung unserer Zeit vorbehalten ist, erscheint beim ersten Anblick etwas paradox. Es soll nämlich die Masse der täglichen Production der menschlichen Arbeit, als ein Ganzes betrachtet, in bedeutendem Maße vermehrt werden, damit der durchschnittliche Gewinn jedes Einzelnen ein größerer werde. Gleichwohl aber handelt

*) Vgl. Journal des Débats vom 21. December 1866. Gleichzeitig mit diesem Cursus des Herrn Michel Chevalier findet ein anderer des Professors Baudrillart im Collége de France über die Geschichte der Volkswirthschafts-Lehre statt.

es sich nicht darum, die Menschen fortan noch angestrengter arbeiten zu lassen, als bisher; vielmehr ist es unerläßlich, daß die tägliche Dauer der Arbeitszeit abgekürzt werde, da, über ein gewisses Zeitmaaß hinaus, die materielle Arbeit den menschlichen Geist afficirt und erdrückt und ebenso auch die Muskelkraft weniger Intensität hat, sobald sie über ein gewisses Maaß hinaus angestrengt wird. Wer Gelegenheit hat, in dieser Beziehung Beobachtungen anzustellen, der wird bald finden, daß die ununterbrochene starke Anstrengung der Muskeln nicht minder, als die lange Dauer der Tages-Arbeit, eine Erschlaffung des Geistes herbeiführt und endlich bewirkt, daß der Mensch zum Lastthiere herabsinkt.

„Demnach stoßen wir auf den scheinbaren Widerspruch, daß bei verminderter Arbeitszeit und geringerer Muskel-Anstrengung eine stärkere Production erlangt wird. Das Eine scheint das Andere auszuschließen, aber das Gegentheil ist wirklich der Fall. Es liegt hier ein Mysterium vor, aber ein Mysterium, das seine rationelle Lösung hat. Kraft dieses Mysteriums tritt, ohne daß die physische Anstrengung des Arbeiters erhöht worden, ja sogar im Verhältnisse zu seiner Minder-Anstrengung, eine Vermehrung seiner Productivkraft und derjenigen der Gesellschaft ein, deren Productivkraft nach der Quantität der Erzeugnisse: Getraide, Wein, Fleisch, Eisen, Baumwolle, Wollen- und anderer Stoffe und solcher Dinge überhaupt gemessen wird, die aus der jährlichen Arbeit eines Jeden hervorgehen, je nachdem er sich dem einen oder dem anderen Zweige des Volksfleißes widmet.

„Der menschliche Geist ist es, durch dessen Vermittelung diese Art von Wunder bewirkt wird. Die vornehmste Kraft des Menschen ist eben sein Geist; diese hilft ihm mehr, als die Kraft seiner Muskeln, als die Gelenkigkeit seiner Glieder und als die Fertigkeit seiner Finger. Die Intelligenz ist ihm verliehen, damit er die materielle Welt beherrsche. Mit Hilfe dieser Intelligenz dringt er in die Gesetze der Natur und enthüllt er ihre Geheimnisse. Er spürt den Naturkräften nach, bemächtigt sich ihrer, unterwirft sie seinem Willen und läßt sie an seiner Stelle und nach seinem Belieben arbeiten. Auf diese Weise geschieht es, daß die Wissenschaft der Physik und Mechanik, die mit der Volkswirthschaft nichts gemein zu haben scheint, den ökonomischen Interessen der Gesellschaft dient und ihr eine solide Grundlage schaffen hilft.

„Um Ihnen jedoch zu zeigen, in welchem Maße der Mensch befähigt ist, sowohl seine individuelle, als die allgemeine Productivkraft derart zu vermehren, daß ein Ertrag derselben eine viel größere Anzahl von Erzeugnissen unter die Arbeiter vertheilt werden kann, will ich die Frage nach einer Seite hin erörtern, die vielleicht sehr einleuchtend ist. Im Leben begegnen uns sehr oft Menschen, die mit Nichts anfingen und durch Arbeit zu großem Vermögen gelangt sind. Dieses in ehrenwerther Weise erworbene Vermögen verleiht ihnen einen Anspruch auf die allgemeine Achtung. Wollen wir, statt dieser Individuen, eine Nation als Ganzes in's Auge fassen, so wird es uns auch nicht an Beispielen fehlen. In der Vergangenheit könnte ich auf das Beispiel jener glorreichen Stadt Venedig hinweisen, die eben, nachdem sie zwei Menschenalter hindurch in Sklaverei sich befand, ihre Freiheit wieder erlangt hat. Sümpfe waren die Wiege der Stadt, die durch ihre Arbeit die größte, gewaltigste Stadt Europa's geworden, so daß sie mit den mächtigsten Souveränen wie mit ihresgleichen verhandelte. Sie blieb so lange groß und wohlhabend, als sie ihren Arbeits- und Handels-Gewohnheiten von alter Zeit treu blieb. Ich könnte auch Holland nennen, dessen Anfänge noch mühevoller waren, denn während Venedig im Vollbesitze seiner Unabhängigkeit geboren ward, mußten die vereinigten Provinzen der Niederlande ihre Unabhängigkeit erst von einem Fürsten erobern, der zu seiner Zeit der mächtigste der Welt und noch grausamer als mächtig war, von Philipp II., dem der tapferste und zugleich blutgierigste Feldherr, Herzog von Alba, ihnen gegenüber zur Seite stand.

„Ich ziehe es jedoch vor, ein Beispiel zu citiren, das der Gegenwart entnommen ist und für Sie daher ein näheres Interesse hat: Jenseits des Atlantischen Meeres giebt es ein noch ganz junges Volk, dessen Heranwachsen und Fortschreiten für das alte Europa eine mindestens sehr beachtenswerthe Erscheinung ist. Die Productivkraft des Einzelnen ist dort im Durchschnitte stärker, nicht blos als bei uns in Frankreich, sondern auch als in England und Schottland, wo sie der unserigen sehr überlegen. Als das amerikanische Volk das große Werk seiner Unabhängigkeit vollführte, war es klein an Zahl, unbedeutend nach seiner Wohlhabenheit. Seitdem hat es in weniger als einem Jahrhundert, in welchem es sich selbst angehörte, eine stets wachsende Energie, eine unvergleichliche Thätigkeit und einen wunderbaren Scharfblick in allen seinen Unternehmungen entwickelt. Neben den von der christlichen Tradition überlieferten vier Evangelien, die es hochverehrt, besitzt es ein fünftes, das nicht von einem Kirchenvater herrührt, aber ihm nicht weniger, als jene, zur Richtschnur im praktischen Leben dient, welche er, wie es scheint, in jedem Momente in's Auge faßt: es ist dies eine Schrift, die einst ein einfacher Bürger, der gleich ausgezeichnet durch sein öffentliches, wie durch sein Privatleben war, ausdrücklich für das amerikanische Volk verfaßt hat: ich meine jenes Meisterstück der gesunden Vernunft und des praktischen Sinnes, das unter dem Titel „Die Weisheit des guten Richard" bekannte Buch, dessen Verfasser Benjamin Franklin ist, der so viel zur Erringung der Unabhängigkeit seines Vaterlandes beigetragen.

„Demzufolge haben die Amerikaner zuerst die Freiheit der Arbeit in ihrem Lande proklamirt; diese geht dort Hand in Hand mit den anderen bürgerlichen Freiheiten und mit dem Volksunterricht, der sich über alle Bevölkerungs-Klassen erstreckt und sogar obligatorisch ist. Demnächst haben die Amerikaner ihre Kredit-Institute vermehrt, ohne sich dabei stets darum zu kümmern, ob auch überall die besten Einrichtungen als Muster dienen. Sie haben ihr Land mit den für die betreffende Gegend geeignetsten Verbindungsstraßen bedeckt, welche — sowohl Kanäle als Chausseen und Eisenbahnen — mit großer, nicht genug zu rühmender und nachzuahmender Oekonomie der Kosten hergestellt wurden. Sie sehen als das vornehmste Ziel ihrer Thätigkeit, ihres Willens und ihrer Talente nicht den Kriegsruhm an, in welchem Europa sich so gerne sonnt, sondern den Ruhm, den die Künste des Friedens und die richtige Anwendung der Naturgesetze einem Volke verleihen. Sie halten dabei allerdings auch fest an dem Banner der mit ihrer berühmten Unabhängigkeits-Erklärung verbundenen politischen und socialen Grundsätze, welche im Wesentlichen dieselben sind, die wir unter dem Namen der Prinzipien von 1789 ehren. Dergestalt haben sie eine bürgerliche Gesellschaft begründet, deren gewaltige Entwickelung die Welt in Erstaunen setzt. Für den Volkswirth sowohl, als für den Staatsmann ist dieses Land ein Gegenstand unerschöpflicher Studien. Es ist die experimentale Volkswirthschaft in ihren umfassendsten Verhältnissen, die sich dort uns darbietet, und ich werde im Laufe meiner Vorlesungen sehr oft Gelegenheit haben, darauf als ein Muster für uns hinzuweisen.

„Es genügt nicht, daß wir die Naturgesetze jeder Art er-

kennen, die, gleich den Wasser-, Wind-, Dampf-, Elektricitäts- und chemischen Anziehungs-Kräften, der Mensch für sich auszunutzen vermag; es genügt sogar nicht, die Kapitalien zu haben, um die Maschinen und Apparate anzuschaffen, durch die jene Kräfte in Thätigkeit gesetzt werden, sondern wir müssen auch wissen, welches die besten Beziehungen sind, die zwischen den Menschen herzustellen, auf daß die Gesammtproductivkraft des Volkes zur möglichst vollständigen Anwendung gelange und insbesondere auch, daß die dergestalt erlangten Produkte in der angemessensten, gerechtesten Weise vertheilt werden. Der Volkswirthschafts-Lehre liegt es ob, diese Beziehungen zu erforschen und kundzumachen. Hiernach werden Sie begreifen, wie schwierig und wichtig die Aufgabe ist, welche heutzutage der Wissenschaft geworden, die uns hier versammelt hat."

Ostindien.

Fabeln des Hitopadésas.

I.

Der Klausner und die Maus.

(Buch IV. Fabel 6.)

Sanskrit-Text.*)

asti gautamasya maharshestapovane
mahâtapâ nâma muniḥ;
tenâśrama saṅnidhâna mûshikaśâvakaḥ
śyenamukhâd bhrashṭo dṛishṭaḥ.
paśchâd dayâlunâ muninâ
nîvârakaṇaiḥ sa pâlitaḥ. —
taṅ cha mûshikaṅ khâditaṅ yatnâd
anvishyan viḍâlo muninâ dṛishṭaḥ;
tatastena tapaḥprabhâvâd
mûshiko viḍâlaḥ kṛitaḥ.
sa cha kukkurâd vibheti, tato 'san
viḍâlaḥ kukkuraḥ kṛitaḥ; kukkurasya
aha vyâghrâd bhayaṅ mahat, tadanantaraṅ
sa kukkuro vyâghraḥ kṛitaḥ. —
atha vyâghramapi taṅ munir
mûshikanir viśeshaṇa paśyati.
taṅ cha muniṅ dṛishṭvâ sarva vadanti:
„anena muninâ mûshiko 'yaṅ
„vyâghrataṅ nîtaḥ!" atachśrutvâ sa vyâghraḥ
savyatho 'chintayat: „yâvadanena muninâ jîvitavyaṅ,

„tâvadidaṅ svarûpâkhyânaṅ mamâkîrtikaraṅ na
palâyishyate!"
ityâlochya muniṅ hantum udyataḥ. —
tato muninâ tajjnâtvâ:
„punar mûshiko bhava!" ityuktvâ mûshiko ava kṛitaḥ. —

ato 'haṅ bravîmi:
„nîchaḥ ślâghyapadaṅ prâpya
„svâminaṅ loptum ichchhati;
„mûshiko vyâghrataṅ prâpya
„muniṅ hantuṅ gato yathâ!"

Uebersetzung.

Im Büßerwald des Sehers Gautama
Da lebt ein Klausner fromm, Mahâtapâ;
Der sah einst dicht vor seine Siedelei
Ein Mäuschen aus des Geiers Schnabel fallen.
Alsbald voll Mitleid bracht' er Reis herbei
Und nährte es mit großem Wohlgefallen. —
Das Mäuschen zu verschlingen mit Begier
Sieht er die Katze schleichen im Revier;
Da hat er denn durch seiner Buße Macht*)
Zu einer Katze seine Maus gemacht.
Als die nun vor dem Hund sich fürchtet, wandelt er
Die Katze stracks in einen Hund; der fürchtet sehr
Sich vor dem Tiger; darum wiederum
Schafft er den Hund in einen Tiger um. —
Den Tiger sah natürlich unser Klausmann,
Wie früher, immer nur für seine Maus an;
Und alle die zur Klause kamen riefen aus:
„Schaut, durch den frommen Klausner ward die Maus
„Zu einem Tigerthier!" Das hört der Tiger an
Und denkt betrübt: „so lange noch der Klausner hier bleibt
leben,
Wird diese Mäuse-Herkunft auch als Schmutzfleck an mir
kleben!"
So sprechend war er nur auf dessen Tod bedacht. —
Da sprach der Klausner, der sein Sinnen sah:
„Sei wieder eine Maus!" und sieh, die Maus war da!

Darum sage ich:
„Ein Niedriger, zu hohem Amt gelangt,
„Mißgönnet seinem Herrn das Leben;
„Wie's jener Tigermaus danach verlangt
„Dem Klausner den Garaus zu geben!"

Aug. Boltz.

*) Aussprache: j = dsch; ch = tsch; sh = sch; ś, weich lispelnd.

*) Nach dem altindischen Volksglauben gewannen die Büßer durch ihre Kasteiungen eine zauberhafte Gewalt über die ganze Welt.

Italien.

Giacomo Leopardi's Gedichte,

übersetzt von Robert Hamerling.*)

Giacomo Leopardi, der Jeremias unter den italiänischen Poeten, dürfte, allein genommen, gerade in dem gegenwärtigen Augenblick nicht als ein geeigneter Vorwurf zur deutschen Bearbeitung, zum Behandeln überhaupt, zu empfehlen gewesen sein. Die Dichter der Klage finden eben jetzt, wo die Menschheit so gut wie der einzelne Mensch auf Thun und That aus ist, kein rechtes Gehör — befindet sich doch selbst Byron, in England wenigstens, vorübergehend außerhalb der Zeitströmung. Giacomo Leopardi allein übersetzt würde folglich ein Anachronismus sein; in einer Sammlung ausländischer Klassiker dagegen durfte er nicht fehlen, und wir haben uns daher nur mit der Art zu beschäftigen, auf welche Robert Hamerling seine Aufgabe gelöst hat.

Sie war nicht leicht: die italiänische Kunstpoesie läßt sich schwer wiedergeben, hauptsächlich im Deutschen, und Leopardi ist noch überdies individuell schwer zu umschreiben. Man muß ihm wo möglich Wort für Wort folgen, denn bei ihm sind Ausdruck und Wort eins, und verfehlt man den Ausdruck, so geht der Gedanke mit verloren. Erläutern wir das durch zwei Beispiele, welche wir aus dem dreißigsten Gedichte nehmen, aus dem, welches nach einem alten Basrelief das Scheiden der zum Tode bestimmten Jungfrau von den Ihrigen schildert. Hamerling sagt:

> Mit trocknem Aug' und muthiger Geberde
> Da stehst du sinnend still,

und unwillkürlich empfinden wir, daß man nicht zugleich „mit muthiger Geberde“ und „sinnend still“ dastehen kann. Das Original weiß aber auch Nichts davon, sondern lautet:

> Asciutto il ciglio ed animosa in atto,
> Ma pur mesta sei tu.
>
> (Die Wimper trocken, muthig von Geberde
> Und dennoch traurig bist du.)

Wenig weiter finden wir bei Hamerling:

> Der Tod ist's der dich ruft. Im Lebensmorgen
> Naht schon der letzte deiner Augenblicke.
> Woher du kommst, nie kehrst du mehr. Verborgen
> Bleibst du fortan dem Auge deiner trauten Erzeuger. Und der Wohnsitz,
> Wohin du gehst, er ist im nachtumgrauten Abgrund der Gruft, —
> Da weilst du nun für immer.

Und das Original sagt:

> Morte ti chiama; al cominciar del giorno
> L'ultimo istante. Al nido onde ti parti,
> Non tornerai. L'aspetto
> De' tuoi dolci parenti
> Lasci per sempre. Il loco
> A cui movi, è sotterra:
> Ivi fia d'ogni tempo il tuo soggiorno.
>
> (Es rufet dich der Tod, beim Tagesanfang
> Der letzte Augenblick. Zum Heim, von dem du scheidest,
> Kehrst nicht mehr du zurück. Den Anblick
> Der holden Anverwandten
> Giebst du für immer auf. Der Ort,
> Wohin du ziehst, ist unterhalb der Erde;
> Dort ist für alle Zeit dein Aufenthalt.)

Diese Stellen genügen, um anzudeuten, was an der Uebersetzung etwa zu bemäkeln wäre. Als freie Uebertragung dagegen liest Hamerling's Leopardi sich sehr gut, denn die Bearbeitung hat sowohl Schwung wie Leichtigkeit.

Ida von Düringsfeld.

*) Hildburghausen, Verlag des Bibliographischen Instituts, 1866.

Griechenland.

Die Insel Kreta.*)

Der nun schon seit Monaten auf dieser Insel stattfindende, verzweiflungsvolle Kampf der christlichen, nach Vereinigung mit ihren Brüdern im Königreich Griechenland und auf den stammverwandten Ionischen Inseln strebenden Bevölkerung und die Triumphe, deren sich von Zeit zu Zeit die asiatischen Unterdrücker über die europäische Kultur dort rühmen, haben von Neuem die Aufmerksamkeit der ganzen civilisirten Welt auf das unglückliche Kreta gerichtet. Wir benutzen ein soeben in Paris erschienenes Buch des Philhellenen George Perrot, um über die, selbst unseren gelehrten Geographen wenig bekannten ethnographischen und nationalökonomischen Verhältnisse der Insel unseren Lesern Etwas mitzutheilen.

Vorher wollen wir jedoch einen Blick auf die Stimmung werfen, die sich jetzt in Frankreich, wo die öffentliche Meinung über Griechenland und die Türkei stets ein maaßgebender Factor für die orientalische Politik der Regierung war, der Gemüther zu bemächtigen anfängt. Der Akademiker Beulé, bekannt durch seine gelehrten Forschungen in Griechenland und Rom, veröffentlicht in der Revue d. d. Mondes einen geharnischten Artikel gegen die in den letzten Jahren von den europäischen Regierungen, mit alleiniger Ausnahme Rußlands, in der türkisch-griechischen Frage beobachtete Politik. Am Schlusse dieses Artikels heißt es:

„Die Geschichte wird strenger, als man heutzutage denkt, die Stellung verurtheilen, welche die englische, die österreichische und auch die französische Regierung der Türkei gegenüber einnimmt. Aus eigenem Interesse haben sie sich zu Beschützern, Rathgebern und Helfern einer Race von Fanatikern und Barbaren gemacht, haben sie es sich angelegen sein lassen, Völkerschaften, die jener Race überlegen sind und die sie um jeden Preis hätten sollen befreien helfen, in der Sklaverei zu erhalten. Sie fürchten jeden Aufstand der Christen, sie bleiben taub gegen ihre Klagen, sie affektiren eine gewisse Verachtung gegen sie, während sie die Türken preisen, und, wenn einmal die öffentliche Meinung sie nöthigt, die Unterdrücker zu bekämpfen, beugen sie doch bald wieder die Unterdrückter unter das Joch, sobald nur einige sogenannte Bürgschaften, die im Grunde lächerlich sind, für dieselben erlangt worden sind. Furcht und Egoismus sind die geheimen Triebfedern dieser Handlungsweise. Wir werden dafür bestraft durch den immer mehr beschleunigten Verfall der Türkei, durch den wachsenden Einfluß Rußlands, durch jenes Etwas, das wir kaum mehr näher zu betrachten wagen, das wir aber verschuldet haben und das wir die orientalische Frage nennen.

*) L'ile de Créte. Souvenirs de voyage, par M. George Perrot, ancien membre de l'école française d'Athènes. Paris, Hachette.

„O, kehren wir doch endlich zu einer edelmüthigeren Politik zurück! Ueberlassen wir doch nicht den Russen allein die Ehre, das Christenthum und die Civilisation im Orient zu schützen! Die christlichen Stämme sind die einzigen lebensfähigen des Orients; ihnen gehört die Zukunft. Die Einheit Griechenlands ist von der Vorsehung ebenso bestimmt vorgezeichnet, wie die Einheit Italiens, wie die Einheit Deutschlands. Wir Franzosen wollen die offenen Beschützer so rechtmäßiger Nationalforderungen sein, auf daß wir dadurch das Recht gewinnen, ihnen auch die erforderliche Mäßigung zur Pflicht zu machen!"

Wir gehen nunmehr zu dem historischen, ethnographischen und politischen Bild über, das uns Herr George Perrot von der Insel Kreta liefert:

„Wenn man aus den Fluthen des Aegäischen Meeres den schmalen langen Küstenstrich aufsteigen sieht, der noch heut seinen antiken Namen Kreta beibehalten hat, so ist man nach dem ersten Ueberblick, dem ersten Gang am Ufer oder hinab in die Thäler durchdrungen von den Schwierigkeiten, die allein schon die Eigenartigkeit des Bodens der Bildung eines großen Staates, einer wahren politischen Einheit entgegengesetzt haben muß. Versenkt man sich darauf in die Geschichte des alten Kreta, so liest man nicht ohne gewisse innere Genugthuung die auffallendste Bestätigung dieser rein äußerlichen Beobachtung des ersten Augenblicks. An keinem anderen Orte hat die griechische Race, wie sie in ihrer ursprünglichen Freiheit vor der römischen Eroberung existirte, ein geeigneteres Terrain für ihre theuersten, tiefwurzelnden Instinkte gefunden, nirgends wie hier konnte sie in gefährlicherer Weise ihrer Neigung für Autonomie der Städte und isolirtes Gemeindewesen Rechnung tragen, nirgends treten aber auch die Nachtheile und Unzulänglichkeiten dieses Systems schärfer zu Tage. Gerade die Geschichte Kretas lehrt uns verstehen, warum Rom früher oder später über Griechenland triumphiren mußte.

Nicht aber den Verehrern des klassischen Alterthums allein bietet die Insel Kreta eine interessante Studie, nein, alle Freunde Griechenlands, seiner jetzigen Verfassung und seiner Zukunft finden in Charakter, Sitte und Sprache der gegenwärtigen Bevölkerung Kretas mancherlei Stoff zu Beobachtungen. In keinem anderen Theil des türkischen Reiches haben muselmännische Eroberung und drückende Gewalt auf der einen Seite und die der griechischen Race überall eigene Zähigkeit und Widerstandskraft andererseits in ihrer beständigen Verschmelzung und Reibung wunderbarere Erscheinungen hervorgebracht.

Nachdem Konstantinopel im Jahre 1453 in die Gewalt der osmanischen Türken gerathen war, bemühten sich Mohammed II. und seine Nachfolger, ihrem europäischen und asiatischen Continentalbesitz alle im östlichen Becken des Mittelmeeres gelegenen Inseln zuzufügen. Dies Unternehmen war ihnen im Ausgang des 12. Jahrhunderts so ziemlich geglückt; Rhodus war im Jahre 1522 den Johanniter-Rittern entrissen worden und Kreta hatte im Jahre 1669 kapitulirt, so daß den Venetianern nur die niemals ernstlich angegriffenen Ionischen Inseln blieben. Nichtsdestoweniger blieb die Bevölkerung auf fast allen Inseln exclusiv christlich, was wohl darin seine Erklärung findet, daß der Osmane, als Ackerbauer und Reiter ein Freund der Ebene und des fließenden Wassers, von einem ungleichen oft öden Boden, starren Felsen und Mangel an Quellen und frischem Grün nicht eben zur Ansiedelung verlockt wurde.

Die Türken beeilten sich, die reichen eroberten Länder zu organisiren, so weit sie dessen überhaupt fähig waren und theilten die Insel in vier Paschaliks oder Sandschaks, die sehr bald (nach der Unterdrückung von Sitia) auf drei reducirt wurden. Von den drei von einander fast unabhängigen Paschas residirte der eine in Khania (der wirkliche griechische Name der von den Venetianern Canea genannten Stadt), der zweite in Retymo und der dritte in Candia oder, wie es noch in Kreta heißt, in Megalo Kastro.

Eine rohe, vom Siege und Triumphe trunkene Soldaleska breitete sich von einem Ende der Insel bis zum anderen aus und erweiterte nach eigenem Belieben die von der Regierung bezeichneten Gränzen. Sie entrissen den Griechen mit Gewalt ihre Obstgärten und Felder, zwangen sie unter schweren Bedingungen zur Bebauung derselben und raubten ihnen ihre Töchter und Schwestern.

Verzweiflung packte die Griechen bei einer solchen Behandlung. Nicht einmal die Hoffnung auf Verbesserung ihres Looses durch einen Wechsel des Regiments verblieb ihnen, denn es war vorauszusehen, daß die Herren, zu deren Einsetzung sie mit beigetragen hatten, nicht sobald eine Eroberung fahren lassen würden, die sie so viel Geld und Blut gekostet hatte. Und nun wiederholte sich eine wunderbare Erscheinung, die schon im Mittelalter einmal in Kreta sich gezeigt hatte. Unter der Herrschaft der Sarazenen im 9. und 10. Jahrhundert war das Christenthum beinahe ganz und gar von der Insel verschwunden. Als Nicephorus Phocas sie den Ungläubigen entrissen hatte, mußten Missionäre nach Kreta geschickt werden, um die Griechen daselbst wieder zur Religion ihrer Väter zu belehren, die sie gegen den sonderbarsten Aberglauben und einen Ritus, in dem beide Religionen sich vermischten, aufgegeben hatten. An der Spitze dieser Missionäre stand der im Rufe der Heiligkeit stehende armenische Mönch Nico, dem es nur mit Mühe gelang, die christlichen Altäre wieder aufzurichten, die Kirche vom Mißbrauch zu reinigen, die Liturgie und die Geistlichkeit wieder einzuführen und die canonischen Heiligen, sowie strenge Kirchenzucht herzustellen. Gerade so war es nach der zweiten türkischen Eroberung; ganze Cantone wurden abtrünnig, wie uns alle Reisenden, die im Verlauf des auf die Eroberung folgenden Jahrhunderts Kreta bereisten, es bestätigen; so Chevalier, Tournefort und R. Pocoke. Tournefort, um nur diesen Einen zu citiren, sagt z. B., daß die meisten Türken auf der Insel entweder Renegaten oder Söhne von Renegaten wären. Trotzdem nun aber griechisches Blut in den Adern des größten Theils der sogenannten Türken floß, so waren doch nirgends die moslemitischen Herrscher den Christen gegenüber anmaßender und grausamer, als auf Kreta. Kein Christ war Herr seines Grundes und Bodens, seiner Frau oder seiner Tochter; die Laune eines Muselmannes konnte ihm Alles entreißen, was ihm das Leben werth und theuer machte.

Unter der zerschmetternden Wucht dieser Tyrannen wären die christlichen Bewohner am Ende Alle geflohen oder ganz und gar in dem fremden Glauben aufgegangen, wenn alle Raias demselben Joch unterworfen gewesen wären, wie die Bewohner der Stadt und des Tieflandes. In den Hochlanden, vorzüglich in den Weißen Bergen, die höher als der Psilo, breiter und gedrängter als der Ida und nach einem viel complicirteren Systeme aus secundären Bergketten, tiefen Thälern und unzugänglichen Plateaux gebildet sind, hatten die Christen glücklicherweise eine andere Stellung, eine würdigere Haltung bewahrt. Es waren dieselben Griechen aus den Weißen Bergen, die sich unter den Venetianern als beste Soldaten der Insel ausgezeichnet und ein bis zweimal des Jahres im Hauptort des Distriktes unter der Leitung italiänischer Offiziere manövrirt

hatten. Diese Bergbewohner hatten niemals den Gebrauch der Waffen verlernt und selbst im Frieden durch die Jagd Kraft und Geschicklichkeit zu stärken gewußt. Außerdem gaben ihnen ihre hoch gelegenen, leicht zu vertheidigenden Wohnplätze, die Nähe von Waldungen und unzugänglichen Höhlen, die im Fall des Kampfes sichere Zufluchtsorte boten, einen gewissen Schutz vor den bewaffneten Türken, die auch schon aus Furcht vor Repressalien und Ueberfällen, denen sie kaum zuvorkommen konnten, sich einiger Zurückhaltung befleißigten. Obgleich auch sie oft genug zu kämpfen und zu dulden hatten, so führten die Rhizioten, d. h. diejenigen, welche die südlichen Abhänge, die Basis der Weißen Berge bewohnten, also die Selinioten, die Sfakioten, im Ganzen, Dank ihrem eigenthümlichen Boden, ihren Schutzmauern aus Felsen und Schnee, ihren Flüssen und Höhlen, doch ein erträglicheres Leben, als die anderen Raias, und erhielten dadurch auf der Insel den Namen, die Traditionen und Hoffnungen der griechischen Race lebendig. —

.... Es wäre zu weitläufig, wollten wir hier all die militairischen Begebenheiten aufzählen, deren Schauplatz die Insel in den ungefähr neun Jahre dauernden Unabhängigkeits-Kämpfen gewesen; die Geschichte jenes Krieges hat sie verzeichnet. Auch bieten sie wenig Abwechselung, da der auf beiden Seiten entwickelte Muth kein entscheidendes Resultat zuließ und die kühnsten Unternehmungen stets aus Mangel an Einheit der Führung und regelmäßigen Verproviantirung und Artillerie scheiterten. In Kreta wie auf dem griechischen Continent waren gleiche Bedingungen für Erfolge oder Niederlagen vorhanden, glänzende Debüts, die nicht hielten, was sie versprachen, glückliche Handstreiche, die bei den unzureichenden Angriffsmitteln und der Eifersucht der christlichen Anführer resultatlos blieben. Dessenungeachtet waren die Türken im Jahre 1823 nicht länger im Stande, das Feld zu behaupten und gezwungen sich in die Festungen zurückzuziehen. Eine davon, Kissamo Kasteli hatte kapitulirt, nachdem fast alle mit ihren Familien dahin geflohenen Türken durch Hunger und Pest umgekommen waren. Selbst die Garnison von Megalo Kastro, dem festesten Platz der Insel, war willens sich zu ergeben, und hätte dann ohne Zweifel auch Khania und Retymo nach sich gezogen, so daß Kreta bald ganz in den Händen der Christen gewesen wäre. Der Sultan schien außer Stande, den Kampf fortzusetzen; an der Donau bedrohten ihn die Russen und in Griechenland verschwand und verging eine nach der anderen seiner schlecht kommandirten, hungernden, von Pest, Fieber und den Klephten durch selbstgeschaffene Wüsteneien verfolgten Armeen. Da rief der Sultan in seiner Noth seinen mächtigen Vasallen, den Pascha von Aegypten, zu Hilfe, und voll Eifer ergriff Mehemed Ali die Gelegenheit, die Bravour seiner Armee zu erproben und sich in den Augen des ganzen Orients in dieser kritischen Stunde als wahrer Hort und Vertheidiger des Islam zu erweisen. Ein Statthalter von Ibrahim Pascha landete alsbald in Kreta mit einer Flotte mit mehreren ägyptischen, streng in französischer Schule disciplinirten Regimentern, welche die Festungen einnahmen und die Sfakioten in die Berge zurückwarfen, wohin ihnen ein Theil der Insel-Bevölkerung folgte. Konnte auch der Feind nicht in das Thal Haghia Rumeli eindringen, so herrschte dafür Hungersnoth unter den dorthin geflohenen Familien. Sehr viele Kretenser wanderten aus, andere unterwarfen sich. Einige Versuche, den Kampf im Jahre 1825 und 26, als Ibrahim's beste Truppen in Morea beschäftigt waren, zu erneuen, hatten nur momentanen Erfolg, und Kreta war nachgerade ruhig geworden, als das Londoner Protokoll vom 2. Februar 1830 ohne Rücksicht auf die großen Opfer und Anstrengungen und die nur durch die ägyptische Bundesgenossenschaft wieder entrissenen Vortheile, die Insel ganz von dem neu gegründeten Königreich ausschloß und somit der türkischen Herrschaft anheimgab.

Trotz dieses traurigen Endresultates hatten die Kriegsereignisse doch im Ganzen einen wohlthätigen moralischen Einfluß auf die Kretenser geübt und ihnen ein Bewußtsein ihrer Kraft und Hoffnung auf die Zukunft verliehen. Der auf beiden Seiten hartnäckig geführte Kampf hinterließ die Insel in einem schrecklichen Zustande. Pest, Feuer und Sklavenhandel hatten im Wettkampf mit dem Schwert Städte und Dörfer entvölkert und ruinirt, den Arm der Kultur gelähmt. Endlose, ehemals reiche, blühende Landstriche lagen brach. Wo sonst die herrlichsten Oliven-Pflanzungen das Auge des Reisenden entzückten, sah man verbrannte Baumstumpfe, Trümmer und Asche. Die schrecklichste aller Geißeln, die Hungersnoth, schien die Leiden des Krieges verewigen und die Insel auch noch der wenigen ihr gebliebenen Bewohner berauben zu wollen. Der französische Reisende Olivier giebt im Jahre 1795 nach glaubwürdigen Quellen die Einwohnerzahl der Insel auf 240,000 Seelen an, die zu gleichen Theilen beiden Religionen angehörten. Im Jahre 1834 dagegen fand M. Pashley bei seinem Aufenthalte auf der Insel nach sorgfältigster, von ihm selbst betriebener Untersuchung ungefähr 129,000 Einwohner und darunter höchstens 40,000 Muhammedaner. Trotz aller erduldeten Widerwärtigkeiten hatte sich also das numerische Verhältniß zu Gunsten der Christen gestaltet, die, in diesem Kampfe scheinbar besiegt, zwei Drittheile der Total-Bevölkerung Kreta's ausmachen.

. . . .

Als wir in den letzten Tagen des Jahres 1857 nach beinahe dreimonatlichem Aufenthalt in Kreta die letzten hohen schneebedeckten Spitzen der Weißen Berge am Horizont verschwinden sahen, ergriff uns ein Gefühl der Wehmuth. Hier hatte die Natur uns ihre originellsten Züge gezeigt, hier eine großartige Vergangenheit in erhabenen Ruinen zu uns gesprochen. Mit Rührung dachten wir an manchen warmen Händedruck, an die vertrauensvoll gewechselten Worte und Wünsche. Wie oft hatte uns die stolze intelligente Bevölkerung ihre Trauer darüber geäußert, daß der Preis für so namenloses Elend, für so viele Opfer ihnen entrissen worden sei. Wir trugen die Ueberzeugung mit uns fort, daß, was die Zukunft mit den Griechen auf Kreta noch im Sinne habe, es im Vergleich mit der Vergangenheit nur Gutes sein könne.

Nur mit Lächeln können wir schließlich eines Vorschlages gedenken, den uns eines Abends diese braven Leute allen Ernstes in ihrer Treuherzigkeit machten. Wir hatten einige Stunden mit den Anführern der Sfakioten geplaudert und mit inniger Theilnahme ihren Erzählungen aus alter Zeit, ihren Kriegserlebnissen gelauscht, uns hineingelebt in ihre Schmerzen und Hoffnungen. Unsere Sympathie mußte sie gerührt haben, denn nach Tisch, nach leiser, sehr eifriger Conferenz mit einander setzte sich unser Wirth, der Aelteste der Gesellschaft, zu uns und vertraute uns an, daß sie zu einer projektirten Verschwörung Alles in Bereitschaft und Pulver und Waffendepots, die wir uns ansehen könnten, in Höhlen versteckt hätten. Wenn wir uns an ihre Spitze stellen wollten, würden sie lieber heut, als morgen gegen Veli Pascha ausrücken. Nach Verjagung der Türken wollten sie uns dann als Herrscher der Insel proklamiren und wir sollten uns über die Eintheilung verständigen. Frankreich würde gewiß nicht verfehlen, französische Fürsten anzuerkennen, welche seinen Einfluß und sein Protectorat auf eine

so schöne Insel ausdehnen würden. Wir dankten ihnen herzlich, hatten aber Mühe sie zu überzeugen, daß die Sache doch nicht so leicht wäre, als sie glaubten, und die Zeit für solche Abenteuer vorbei sei. — Und doch, wie schön wäre es gewesen, im Schatten des Idomeneus zu wandeln und Nachfolger des Minos zu sein, jenes Sterblichen, „der vertraulich mit dem großen Jupiter plauderte!"

Rußland.

Die Memoiren des Fürsten Peter Dolgorukov.*)

Die längst von ihm angekündigten und durch ein beigedrucktes testamentarisches Codicill jeder künftigen Verfügung seiner Erben entzogenen Memoiren des im Exil lebenden, russischen Fürsten Peter Dolgorukov sind nunmehr in einem stattlichen ersten Bande im Druck erschienen. Sie werden nicht blos des Fürsten eigene Lebensgeschichte, sondern auch die Denkwürdigkeiten seiner Vorfahren in vier oder fünf Generationen, sowie die Geschichte des russischen Kaiserhauses seit anderthalb Jahrhunderten umfassen. Was uns bisher vorliegt, ist ein allerdings grau in grau gemaltes, in die trüben Nebel der Verbannung gehülltes, historisches Nachtstück, aber es flößt uns Achtung vor dem Charakter des Mannes ein, der es entworfen hat. „Ich habe Vieles gesehen," sagt der Verf. in der Einleitung dieser Memoiren, „aber noch mehr gelernt. Ich nehme mir vor, sowohl von den Menschen, als von den Dingen, mit der vollständigsten Freiheit zu reden. Dieses Recht — das Recht, die Wahrheit zu sagen, habe ich mir durch meine freiwillige Expatriirung und durch unzählige Leiden erworben, Leiden, die man mir bereitete, in der Hoffnung, daß man dahin gelangen werde, mir Stillschweigen aufzuerlegen — eine durchaus eitele Hoffnung!"

Die vorliegenden Memoiren werden ebenso den ernsten Geschichtsforscher wie den neugierigen Leser befriedigen. Fürst Dolgorukov hat die literarische Taufe schon früher in Brüssel empfangen; er hat sich durch sein im Jahre 1862 daselbst veröffentlichtes Buch über Reformen in Rußland (Des réformes en Russie) einen Namen gemacht, und er nimmt jetzt neben Alexander Hertzen den Rang eines der vorgeschrittensten russischen Schriftsteller ein. Gegen einen Passus in den Memoiren des Letzteren, den der Fürst selbst „den berühmten russischen Flüchtling (l'illustre émigré russe)" nennt, verwahrt sich Herr v. Dolgorukov wegen einer Verwechselung mit seinem Verwandten. Hertzen war nämlich im Jahre 1833 in Perm verbannt. Daselbst lebte auch gleichzeitig der Fürst Michael Dolgorukov. Dieser lud eines Tages die Vornehmen dieser Stadt zu einem Gastmahl und traktirte sie da mit Hundefleisch, das er aus seiner ihm gehörigen und eigens zu diesem Zwecke abgeschlachteten Pudelhündin bereiten ließ. Diese von Hertzen erzählte Anekdote benutzten nun die Feinde des Fürsten Peter Dolgorukov, um auszustreuen, daß dieser die hündische Mahlzeit veranstaltet hat, wogegen aber unser Autor noch geltend macht, daß er nie in Perm gewesen und daß er aus politischen Gründen im Jahre 1843 in Wiatka verbannt war, nachdem Herr Hertzen diese Stadt bereits sechs Jahre verlassen hatte.

*) Mémoires du Prince Pierre Dolgoroukov. T. I. Génève, Cherbuliez, 1867.

Fürst Peter gefällt sich auch keineswegs in der Vertuschung der Fehler seiner Vorfahren und Verwandten, wie dies z. B. aus der nachfolgenden Schilderung des Zaren Peter II. ersichtlich ist. „Selten hat sich die Natur so verschwenderisch gezeigt in Bezug auf geistige und körperliche Eigenschaften, wie sie es gegen diesen jungen herrlichen Fürsten war. Groß von Statur, aufgeschossen, zierlich und mit schönen Augen, war er zugleich voll Geist, und die Schnelligkeit in der verständigen Auffassung übertraf jede Vorstellung. Im jugendlichsten Alter sprach und entschied er über Staatsangelegenheiten mit einer Klarheit, welche selbst die alten Minister, die in der furchtbar despotischen, aber doch mächtig anregenden Schule, in der Schule seines schrecklichen Großvaters Peter I. gebildet waren, in Erstaunen setzte. Kalt und ein wenig hochmüthig bei öffentlichen Anlässen, war Peter II. doch lebhaft, mittheilsam, wohlwollend und liebenswürdig im vertraulichen Kreise; er hatte ein gutes Herz, aber sein unglücklicher Stern stellte ihn beharrlich unter schädliche Einflüsse: zuerst die von Mentschikov, dann die von Iwan Dolgorukov."

Mit demselben klaren Blicke beurtheilt der Verfasser auch andere Perioden der russischen Geschichte, wie er denn überhaupt mehr Geschichte als unterhaltende Erzählungen schreibt und diesem Vorsatze getreu uns Personen und Begebenheiten aus den letzten zehn Regierungen vorführt, aus der Zeit von Peter II., Anna, Iwan VI., Elisabeth, Peter III., Katharina II., Paul, Alexander I., Nikolaus und Alexander II., also von 1727 bis auf unsere Tage, nahe an anderthalb Jahrhundert. Wir erfahren da, wer ehrlich oder unehrlich zu Macht, Vermögen und Titel kam, wer gerieben und wer vertrieben ist, wer agirt und wer conspirirt hat, wer glücklich verwegen und wer unterlegen ist, wer redlich gestritten und wer auf der Folter gelitten hat, wer mit Ehren bedacht und wer graulich umgebracht wurde, kurz, die ganze scheußliche despotische Geschichte, wie sie oft in asiatischen Staaten sich zugetragen und wie sie auch in Rußland sich abgespielt hat.

Ueber die Erhebung der Romanov's auf den russischen Thron berichtet Fürst Dolgorukov in folgender Weise: „Man hatte die Einschränkung der bis dahin unbegränzten Macht des Zaren als Regierungs-Grundsatz aufgestellt und man suchte daher nach einem Herrscher, von dessen schwachem Charakter keine Verletzung der Verfassung zu befürchten stand, die man dem Neugewählten vorschreiben wollte. Michael's Vater, Philaret Romanov, befand sich damals als Gefangener in Polen, und wäre er in Rußland gewesen, so wäre seine Familie nie gewählt worden, so sehr flößte Philaret's harter und gewaltsüchtiger Charakter Allen Furcht ein. Doch er war fern. Da producirte der mit der Fürstin Tscherkaski, einer Schwestertochter Philaret's, verheiratete Bojar Fedor Iwanowitsch Scheremetjew einen von seinem Onkel angeblich ausgehenden Brief, in welchem dieser den Reichsständen rieth, der souveränen Macht Beschränkungen aufzuerlegen. Dieser Brief — freilich später als apokryph erkannt — rief eine allgemeine Begeisterung hervor, und der junge Michael ward mit um so mehr Eifer gewählt, als seine zarte Jugend (er war erst 16 Jahre alt) und die anerkannte Schwäche seines kindlichen Charakters die Hoffnung gestatteten, ihn beeinflussen und lenken zu können. So kam das Haus Romanov auf den Thron auf demselben Wege, der unter anderen Verhältnissen zu Zwangsarbeiten führt, d. h. vermittelst eines Falsums."

Ueber solche Kabalen, Anzettelungen und Verschwörungen der Altrussen verbreitet der Verfasser mit seiner kritischen Fackel

ein bengalisches Licht und die dröhnenden Schläge der tyrannischen Herrschaft mit ihrem asiatischen Aufputz von goldstrotzenden Satrapen und mit ihrem Heer von kriechenden Sklaven und Leibeigenen erschrecken ihn nicht, noch betäuben oder blenden sie ihn. Er bemäntelt nicht die verabscheuungswürdigen und entsetzlichen Laster Peter's I., der ein Tiger war, wenn er gereizt wurde, und dem nichts heilig war, wenn er sich vorgenommen hatte, etwas durchzusetzen; aber er läßt seinem Genie, seiner ungeheuren Thatkraft und seinem Streben nach großartigen Zielen Gerechtigkeit widerfahren. „Ohne Peter den Ersten, sagt er, wären wie Barbaren geblieben, Asiaten und nichts mehr.“ Ebenso richtig und unparteiisch urtheilt er über Katharina II., von der wir eine denkwürdige Aeußerung hier wiedergeben wollen.

Der gewandte und vielgenannte Minister Artemius Petrowitsch Wolynski, bekannt auch durch seinen Haß gegen die Deutschen, wurde unter der Regierung der Kaiserin Anna auf die grausamste Art hingerichtet, indem man ihm zuerst die Zunge ausschnitt und ihn dann mit verstopftem Munde, triefend von Blut und halb erstickt auf's Schaffot schleppte. Die Kaiserin Katharina II. ließ sich später (1765) die Prozeß-Akten Wolynski's vorlegen, durchlas sie und schrieb in einem Anhang folgende treffende Bemerkungen nieder: „Ich rathe und verordne meinem Sohne und allen meinen Nachfolgern, die Prozeß-Akten Wolynski's von einem Ende bis zum anderen durchzulesen, damit sie sich vor einer so ungesetzlichen Verfahrungsweise hüten und in Acht nehmen...... Man wird da inne, wie wenig man den unter der Tortur ausgesprochenen Worten Glauben schenken darf, da alle diese Unglücklichen zuerst die Unschuld Wolynski's behaupteten, und als man sie der Tortur unterzog, gestanden sie Alles zu, was ihre Feinde ihnen einzuflüstern beliebten. Man kann nicht genug darüber erstaunen, wie die Menschen solchen in einem Anfall von hitzigem Fieber ausgestoßenen Worten mehr Glauben beimessen, als jenen, die mit kaltem Blute ausgesprochen werden. Jeder der Tortur unterworfene Mensch ist in einem solchen Momente von einem hitzigen Fieber befallen und ganz eingenommen. Ich frage jeden vernünftigen Menschen: Ist es mit gutem Gewissen erlaubt, den in der Folter gemachten Aussagen zu glauben und zu trauen?...... Jeder Souverän hat zu seiner Verfügung eine unberechenbare Zahl von Mitteln, um seine Unterthanen mit Sanftmuth in Respect zu halten....... Es ist immer der Fehler des Herrschers, wenn die Unterthanen mit ihm unzufrieden sind. Wendet diesen Grundsatz auf Euch selbst an, und sollte Einer von Euch, meine theuersten Nachkommen, diese Zeilen mit Geringschätzung lesen, so wäre es in Bezug auf ihn gerathener, mehr zu wünschen, als mit Grund zu hoffen, daß er in dieser Welt, besonders in Rußland, glücklich sein werde. — — — Katharina.“

Afrika.

Die alte Geographie Afrika's.*)

Die Fortschritte, welche die Kenntniß des Innern von Afrika in der jüngsten Zeit gemacht hat, sind ganz außerordentlich und mehren sich mit jedem Tage. Denn kaum sind Barth, Overweg, Vogel von der Bühne getreten, so haben sich alsbald auf's Neue Männer gefunden, die ihr Werk fortsetzen und trotz aller Beschwerden und Gefahren unermüdlich weiter arbeiten. Das was diese Männer und ihre Vorgänger zu Tage gefördert, ist ein bleibender Gewinn der Wissenschaft und harrt nur noch der Ausbeutung durch die ordnende und sichtende Gelehrsamkeit.

Der Verfasser der vorliegenden Arbeit hat sich der Aufgabe unterzogen, die gewonnenen Resultate im Interesse der alten Geographie zu verwerthen und uns eine Karte herzustellen, welche den Stand der Kenntnisse darstellen soll, wie derselbe zur Zeit des Ptolemäus (im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt) vorhanden war.

Wie derselbe im Vorwort angibt, ist er durch Forschungen über die Kulturgeschichte des alten Orients, namentlich Aegyptens, zu dieser Arbeit veranlaßt worden, da ihm die vorhandenen Karten nicht den nöthigen Aufschluß boten und ihn vielfach im Stiche ließen. Durch das reiche Kartenmaterial der genannten Verlagshandlung, die sich in seinem Wohnorte befindet, in Stand gesetzt, hat er die beigegebene sehr übersichtlich gehaltene und sauber gestochene Karte entworfen, zu welcher der Text die Erläuterung bildet.

Im ersten Abschnitte wird gezeigt, daß der berühmte große Strom, den die Alten als Niger kannten, in keinem Falle mit dem großen innerafrikanischen Flusse, dem Djoliba oder Kuara, der in neuerer Zeit das Ziel so vieler muthigen Reisenden gewesen ist, sein könne, und daß die alten Karten im Rechte sind, welche denselben nach den Angaben des Ptolemäus, Plinius &c. unmittelbar unter dem Atlas ansetzen. Der Niger ist vielmehr jener sehr bedeutende, aber nur zur Regenzeit mit Wasser angefüllte Strom, welcher in zwei Armen auf dem Atlas entspringt, durch den See Debia (Ptolemäus See Libye oder Dibye) fließt und zuletzt mit dem Sfakia vereinigt unter dem Namen Wed Draa (Darat oder Daradus der Alten) gegenüber den kanarischen Inseln in's Meer geht. Es wird gezeigt, daß Ptolemäus unter dem Darados nicht den Wed Draa, sondern den Sfakia, der von Süden kommt, versteht und deshalb von einer Mündung des Niger nichts weiß, obwohl er ausdrücklich angibt, daß ein Arm des Niger auf den Darados zugehe.

Sodann wird nachgewiesen, daß die alten Karten im Rechte sind, welche den zweiten großen Strom Afrika's, den Ptolemäus kennt, den Gir mit dem Wed Djedi im Biledulgerid identificiren. Die am Gir liegenden Städte Thykimat, Geua, Jscheri Tugeumuda sind die heutigen Städte Tadjimut, Aghuat, Boskura, Tuggurt in richtiger Ordnung im Gebiete des Djedi, das zum französischen Algerien gehört. Man hat diese sichere Grundlage verlassen und auf den Irrthum, in dem man hinsichtlich des Niger gerieth, den zweiten Irrthum gebaut und den Gir in das Innere von Afrika gesetzt, bald hierhin, bald dorthin. Der mit dem Gir zusammenhängende große See Nuba ist demnach auch nicht der Tschadsee, sondern der Schott el Kebir an der Syrte, den man ebenso fälschlich für den Tritonsee Herodots und der Alten überhaupt gehalten hat. In einem besonderen Abschnitte wird gezeigt, daß dieser berühmte Tritonsee die nach dem Meere zu offene Shebcha von Biban an der Syrte und der Fluß Triton die sogenannte Machada ist, welche Barth auf seiner Reise passirte.

Auch die berühmte Umschiffung Afrika's durch den Karthager Hanno wird ausführlicher besprochen und von einzelnen neuen Gesichtspunkten beleuchtet, namentlich ein bestimmter Unterschied zwischen der Translocation zahlreicher Auswanderer,

*) Der Niger der Alten und andere wichtige Fragen der alten Geographie Afrika's. Von A. Knötel. Mit einer Karte, das nordwestliche Afrika nach Ptolemäus darstellend. Glogau, C. Flemming, 1866.



die in altbekannte Orte ging, und der eigentlichen Entdeckungsreise gemacht, die erst an der Gränze der Sahara anfing. Interessant sind die Ergebnisse der Forschungen des Verfassers, welche diese Seefahrt ganz ungesucht mit den großen Weltereignissen jener Zeit in Verbindung bringen und endlich den Zeitpunkt jener Fahrt (in Uebereinstimmung mit den gewöhnlichen Angaben) fast bis auf's Jahr bestimmen. Hanno legte nämlich in der Nähe der Sahara mehrere Kolonien an, darunter eine den Namen Karikon Teichos (karische Festung) führt, während andere Namen, wie Arambys, Wanderer, Mandros, Mausoler (so sollen die Karer geheißen haben) eine karische Kolonie außer Zweifel stellen. Der Verfasser weist nun nach, daß diese Karer dieselben sind, welche vereint mit den Joniern Kleinasiens in den Jahren 502 und 501 v. Chr. den großen Aufstand gegen Darius gemacht, und endlich, als er mißglückte (wie Herodot erzählt), den Beschluß faßten, auf karthagisches Gebiet (Korsika) auszuwandern; er zeigt, daß diese afrikanischen, karischen Mausoler jedenfalls sich nach dem Vater ihres Anführers in der Empörung, Pixodaros von Idrias, genannt haben. Denn dieser hieß Mausolus. Daß die Karer damals Verbindungen mit dem westlichen Afrika unterhielten, beweist aber der Periplus des Skylax von Karyanda in Karien, jenes berühmten Seefahrers, der auf Befehl des Darius von Kaschmir (Kaspapyros) aus den Indus hinabfuhr und das ganze südwestliche Asien umschiffte. Skylax hatte auch die von Hanno kolonisirten Orte, namentlich die Insel Keone besucht, die erst damals als eine Faktorei zum Behufe des Tauschhandels mit den Leukäthiopen angelegt worden war.

Der Abschnitt über die Central-Sahara enthält viel Neues; er zeigt, daß die Alten dieselbe sehr genau gekannt haben. Die Grundlage der Beweisführung bildet der Nachweis, daß die drei von Ptolemäus im Innern Afrikas namhaft gemachten Gebirge Thala, Arankas und Arualtes den Haupterhebungen der Central-Sahara, dem Gebirge von Tidikelt, der Hochebene der Heggara und dem sehr bedeutenden Hochlande der Asgar entsprechen. Merkwürdig ist, daß nach den Angaben des Ptolemäus mehrere Völkernamen auf Gegenden fallen, wo wir heute genau dieselben Namen finden. — So sind Ptolemäus' Assakarä oder Assarakä die heutigen durch Barth genauer bekannt gewordenen Asgar, die Arokkä die Auragheu, die Derbikkä die heutigen Tademekka — lauter Berberstämme. Ueberhaupt fällt durch diese Arbeit auf die Verbreitung der Berberstämme im Alterthume ein bedeutendes Licht. Der Negerstamm der Ucholikker entspricht genau dem heutigen weit ausgedehnten Stamme der Tebu oder Teda, und ihre Hauptstadt, das Emporium Maris, erweist sich als das heutige Mar, die bedeutendste Stadt nordöstlich vom Tschadsee. Jedenfalls haben die Alten die Gegenden bis zum Konggebirge und zum Tschadsee mindestens ebenso gut gekannt als wir, die Gegenden zwischen dem Tschad und Nubien (Bagirmi, Wadai, Darfur u. s. w.) vielleicht besser, dagegen lassen sie den eigentlichen Sudan (Ptolemäus Agisymba) von ganz rohen und fabelhaften Negerstämmen bewohnt sein. Die einzige Spur von einer Kenntniß des Niger-Djoliba findet sich nur in der Erzählung des Herodot von den Nasamonen; dieselbe ist aber außer Zweifel. Daß Verbindungen zwischen der nordöstlichen Ecke des Djoliba und Aegypten vorhanden waren, hat schon Barth mit Gründen unterstützt; dieser Nachweis wird hier noch verstärkt; jedenfalls sind mehrere der wichtigsten Karavanenstraßen, wie die von Aegypten über die Oase Audjila, das Land der Garamanten, die Oase von Tuat und Tidikelt (wo Herodot's Ataranten zu suchen sind) nach Marokko und dem Draalande, so wie die Route von Marokko nach dem Konggebirge u. a. sicher gestellt. Von den braunen Fulbe, dem mächtigen, im Sudan siegreich vordringenden Volke, wird im Anschlusse an Barth's Forschungen nachgewiesen, daß sie füglich kein anderes Volk sein können, als die Leukäthiopen der Alten. Die geschichtliche Lücke zwischen Ptolemäus (etwa 150 n. Chr.) und den ersten Nachrichten über jene Fulbe, die wir durch Barth erhalten, ist gering; sie beträgt etwa 150 Jahre. Barth's Vermuthungen, daß dieses Volk vielleicht aus dem Osten, aus Asien, eingewandert, werden durch das, was der Verfasser über die Hesperier (Westländer, Uebersetzung von Macherâbî, Maghrebin), die Libyägypter in der westlichen Sahara, und die Nachrichten von alten Einwanderungen sagt, näher begründet. Es scheint, daß ein Boden gewonnen worden, auf dem weitere Forschungen gebaut werden können.

Kleine literarische Revue.

— **Preußens deutsche Politik.** Ein überaus interessantes, die Geschichte der vorjährigen glücklichen Wendung der Geschicke Deutschlands beleuchtendes Buch ist die soeben erschienene dritte, völlig umgearbeitete und bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage von Adolf Schmidt's „Preußens deutsche Politik".*) In der ersten, im Jahre 1850 erschienenen Auflage hatte der Verf. am Schlusse seiner damaligen Vorrede gesagt: „Deutschland in allen seinen Parteien kann nur Dem sich zuwenden, der nicht in Plänen, sondern in Thaten dem Ziele deutscher Einheit und Freiheit mit Kraft und Entschlossenheit zuschreitet." Er zeigt uns nunmehr in dieser dritten Auflage, daß Preußen, welches bereits in den Jahren 1785, 1806 und 1849 einen deutschen Bund ohne Oesterreich zum Heile Deutschlands im Auge gehabt, durch seine Thaten im Jahre 1866 dem großen Ziele deutscher Einheit und Freiheit zugeschritten sei und daß Deutschland dieses Ziel auch erreichen werde, wenn es treu zu Preußen stehe, welches nicht durch die Willkür oder den Eigenwillen Einzelner zu dem gemacht worden, was es ist, sondern durch die moralische Gewalt der Thatsachen zu der Rolle berufen wurde, die es in der deutschen Geschichte spielt. Der wichtigste Theil des vorliegenden Buches ist der neu hinzugekommene Abschnitt über den Norddeutschen Bund von 1866, da er augenscheinlich zum Theil nach Dokumenten gearbeitet, die bisher nicht gekannt waren und uns den großen Staatsmann, welcher in diesem Jahre die Politik Preußens geleitet, als einen würdigen Nachfolger der Politik Friedrich's des Großen zeigen. Nicht ein „Anbeter des Erfolges" ist der Historiker Adolf Schmidt, sondern seine Einsicht in das Wesen der Geschichte, in welcher nur derjenige mit Erfolg schreitet, der mit Bewußtsein den Willen der Geschichte vollzieht, bildet den Maaßstab seines Urtheils. „Und nicht in dem momentanen Erfolge, sondern in der Dauerhaftigkeit des Erfolges, nicht in dem Erringen an sich, sondern in dem Erhalten und Fortführen des Errungenen besteht die geschichtliche Größe."

Wir denken nächstens spezieller auf dieses treffliche Buch zurückzukommen.

*) Preußens deutsche Politik. 1785, 1806, 1849, 1866. Von Adolf Schmidt, ord. Professor der Geschichte an der Universität Jena. Dritte Auflage. Leipzig, Veit u. Co., 1867.

— **H. Kiepert's Hand-Atlas in zweiter Auflage.***) Wir freuen uns, daß dieses mit allgemeinem Beifall aufgenommene Werk des hochgeschätzten Kartographen der Berliner Universität, an dessen Berichtigung und Ergänzung er seit Abschließung der ersten Ausgabe fortdauernd gearbeitet, jetzt in einer vollständig berichtigten, neuen Auflage erscheint, deren beide erste Lieferungen, die Schweiz, Dänemark und Südschweden, Vorderindien, das nordwestliche Afrika, die pyrenäische Halbinsel, Großbritannien, die Nilländer, Mittel-Amerika und Westindien umfassend, uns vorliegen. Ein Mangel der ersten Auflage bestand darin, daß von den Ländern, die in der Gegenwart, sei es durch Kultur und Dichtigkeit der Bevölkerung, sei es durch historisches Interesse, in erster Linie stehen, nur die deutschen mit Einschluß der Schweiz, der Niederlande und Belgiens, in einem größeren, dem Bedürfniß entsprechenden Maaßstabe dargestellt waren, während das Kulturleben dem Lande der Engländer und dem östlichen Frankreich, politische und historische Interessen den Ländern der Italiäner und Griechen auch für uns Deutsche einen nahezu gleichen Anspruch verleihen. Diesem Mangel hat der Verleger durch Hinzufügung speziellerer Karten für die vier genannten Gebiete abgeholfen, und eine ebenfalls neue Karte eines Theiles von Südamerika wird von den wichtiger gewordenen Kolonisations-Gebieten im südlichen Brasilien, der Argentinischen Republik und in Chile ein genaueres Bild geben. Das planmäßige und energische Bestreben des Verfassers, durch seine Karten korrekte, geographische Anschauungen, sowohl der Physiognomie des Terrains, als der Dichtigkeit der Bevölkerung und ihrer Wohnplätze, hervorzurufen, tritt in den uns vorliegenden Blättern recht deutlich zu Tage. Die neue Auflage wird aus 45 Blättern (statt der früheren 40) bestehen, die in elf Lieferungen à 1⅙ Thlr., also zusammen zu dem im Verhältnisse der Größe der Blätter sehr niedrigen Preise von 12 Thlr. 25 Sgr., ausgegeben.

— **Der geographische Verlag des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen.** Die staatlichen Umwälzungen der letztvergangenen Zeit, die Regungen und Bewegungen im Orient und dergl. haben auch dem gebildeten Laien ein regeres Interesse für das Studium der Geographie abgewonnen. Deshalb machen wir gern unsere Leser auf die trefflichen und zahlreichen Karten des obigen Verlags aufmerksam. Meyer's „Großer Handatlas", in 100 Karten, der kleine in 30 Karten, beide redigirt von L. Ravenstein, haben bereits längst im Publikum, wie in der wissenschaftlichen Beurtheilung, Beifall und Anerkennung gefunden. Jetzt beginnt ein neuer Cyclus von Specialkarten, welcher nicht minder der Beachtung werth sein dürfte. Er besteht vorläufig aus zehn Karten in 33 Blättern, unter denen wir namentlich die Karten von Deutschland (auch Höhenschichten-Karte), Nord- und Südamerika, Türkei und Italien, sämmtlich der neuen politischen Gestaltung entsprechend, hervorheben wollen. Sämmtliche Karten sind Kupferstiche und dürften ebenso allen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechen, wie sie sich durch äußerste Klarheit und Schärfe auszeichnen.

Literarischer Sprechsaal.

Der Akademiker und Professor am Collége de France, Herr Salomon Munk, der am 6. Februar in Paris mit Tode abgegangen, gehörte zu der Elite deutscher Gelehrten im Auslande, auf welche Deutschland mit Recht stolz sein darf. Alles, was er in Frankreich an wissenschaftlichen Forschungen, an Resultaten seiner tiefen Studien des Alterthums und besonders der arabischen und jüdischen Philosophie des Mittelalters veröffentlichte, war, nach seinen Intentionen, stets auch an das mit Vorliebe von ihm im Auge behaltene, gelehrte Deutschland gerichtet. Noch wenige Wochen vor seinem Ableben, am 11. Januar 1867, richtete er ein von ihm seiner Tochter in die Feder diktirtes Schreiben an den Herausgeber dieser Blätter, worin er für die im „Magazin" (Nr. 1 von 1867) erfolgte Anzeige des von Munk in arabischer und französischer Sprache herausgegebenen, großen philosophischen Werkes des Maimonides seinen innigen, in den rührendsten Worten ausgedrückten Dank abstattete. Er schrieb in diesem Briefe: „Ihnen und Ihrem Magazin verdanke ich es besonders, wenn mein Name und meine mühsamen Leistungen einem größeren Publikum in Deutschland zur Kenntniß gebracht worden und wenn ich in meinem Vaterlande, an welches ich noch immer mit unaussprechlicher Liebe denke, nicht unbemerkt geblieben bin."

Salomon Munk war zu Glogau in Schlesien im J. 1805 geboren und hatte seine ersten, historisch-philologischen Studien in Berlin unter Bopp, Wilkens und Zunz gemacht. Seine Befreundung mit dem besonders gegen begabte, aber mittellose Glaubensgenossen sehr edelmüthigen Dichter Michael Beer hatte ihm die Mittel verschafft, zunächst in München und sodann in Paris seine orientalischen, speziell semitischen, persischen und Sanskrit-Studien fortzusetzen. Sylvestre de Sacy, Abel Rémusat und Eug. Burnouf waren seine Lehrer und Freunde. Im J. 1842 wurde er als Custos der orientalischen Handschriften an der K. Bibliothek in Paris angestellt, nachdem er sich vorher durch einige gründliche Untersuchungen und Denkschriften im Journal Asiatique und im Dictionnaire des sciences philosophiques bemerklich gemacht hatte. Leider zog ihm jedoch eine Reise, die er nach Aegypten und Syrien in der Angelegenheit der blutigen Verfolgung der Israeliten in Damascus unternommen hatte, eine Augenkrankheit zu, in Folge deren er, da er sich in seinen Studien durchaus nicht beschränken lassen wollte, vollständig erblindete. Den Functionen an der K. Bibliothek müßte er nunmehr entsagen, doch um so eifriger wandte er sich fortan seinen Lieblingsforschungen zu. Sein Werk über Palästina (Palestine, description géographique, historique et archéologique) erschien im J. 1845 und der erste Band des Maimonidischen Hauptwerkes: „Le guide des égarés", im J. 1856. Dazwischen publizirte er Erklärungen einiger phönicischen Inschriften auf Denkmälern, die sich in Marseille und auf einem Königs-Grabe des alten Sidon befinden, sowie Studien „über Abulwalid und einige andere hebräische Grammatiker des 10. und 11. Jahrhunderts." Bis zum J. 1864 hatte er gleichzeitig die Stelle eines Secretairs der Synagogen-Gemeinde von Paris bekleidet, die ihm durch das Wohlwollen seiner dortigen Glaubensgenossen und besonders des Herrn James v. Rothschild, welcher die kostspielige Herausgabe des „Maimonides" in edelmüthigster Weise förderte, erhalten worden war. In dem gedachten Jahre wurde er jedoch an Renan's Stelle auf den Lehrstuhl der semitischen Sprachen am Collége de France berufen, wo er seitdem unter der lebhaftesten Theilnahme von Zuhörern aus allen Glaubensbekenntnissen seinen auch in diesen Blättern mehrfach erwähnten Cursus vortrug.

In einem Berichte, welchen der Director der Sternwarte von Berlin, Herr Professor Förster, über das Sternschnup-

*) Berlin, Dietrich Reimer, 1866—1867—1868.

pen-Phänomen in der Nacht vom 13. zum 14. November liefert (Preuß. Staats-Anzeiger vom 8. Februar), heißt es am Schlusse:

„Zur Erkenntniß der Bahnen jener Weltkörper, welche uns beim Eintritt in die Atmosphäre als Sternschnuppen erscheinen, sind in den letzten Wochen zwei vielleicht sehr folgenreiche Beiträge hinzugefügt worden: Nachdem im December 1866 der Astronom Schiaparelli in Mailand, anknüpfend an frühere Untersuchungen des Prof. A. Erman in Berlin, für die Bahn der Sternschnuppen des August-Phänomens ein Resultat gefunden hatte, welches eine überraschende Aehnlichkeit mit der Bahn des hellen Kometen von 1862 zeigte, hat derselbe und nach ihm vor wenigen Tagen Le Verrier in Paris die Bahn der November-Schaar einer ähnlichen Untersuchung unterworfen und dabei ein Resultat gefunden, welches die bisherige Theorie der Form der November-Bahn ernstlich in Zweifel stellt, weil es ebenfalls eine überraschende Aehnlichkeit mit der Bahn eines rückläufigen Kometen und zwar eines im vorigen Jahre erschienenen zeigt, für welchen Oppolzer in Wien bereits eine Umlaufszeit von 33 Jahren, also nahe gleich der Wiederkehrzeit reicher November-Phänomene, gefunden hatte. Wir versagen uns, jetzt schon an dieser Stelle die höchst bedeutungsvollen Aussichten zu erörtern, welche die künftige Bestätigung dieser neuen Analogieen zwischen den Sternschnuppen-Schwärmen und den Kometen eröffnen würde und bemerken nur, daß die Theorie von Schiaparelli die bereits angedeutete größere Geschwindigkeit besser erklären würde, als des Amerikaners Newton bisher im Vordergrunde stehende Theorie von einer Ellipse von 354 Tagen Umlaufszeit."

Aus der Februar-Lieferung der in Brüssel erscheinenden „Toekomst," dieser vortrefflichen Tijdschrift voor opvoeding (Erziehung) en onderwijs, ersehen wir, daß, während die vlamische Sprache unserer Zeit sich fortdauernd bestrebt, ihren Wörterschatz aus der großen, gemeinsamen Quelle der germanischen Sprachen zu vermehren, die holländische Sprache — welche man, wie die Toekomst bemerkt, mit der niederländischen nicht verwechseln dürfe — selbst mit Einschluß des großen, neuen „Woordenboek der Nederlandsche taal," mehr und mehr Bastard-Wörter aufnimmt, so daß die alte gediegene Sprache der Vondel und der Hooft bald ebenso wenig wieder zu erkennen sein wird, wie das alte, tapfere Land- und Seevolk der Oranier, der Tromp und der de Ruyter. Besonders die Sprache der holländischen Kaufleute zeichnet sich durch ein Kauderwälsch aus, welches romanischen Ohren ebenso widerwärtig klingt, wie germanischen. Als Beispiel mag folgende Briefstelle dienen, welche besagen sollte: „Dieser Kaufmann ist ein Mann mit außerordentlichen Geldmitteln und voller Ehrenhaftigkeit," was aber der Holländer mit folgenden Worten ausdrückte: „Die negociant is een mensch van eene immense solvabiliteit en perfecte honorabiliteit." — Man braucht nur einmal einen Blick in die Zeitungen der holländischen Kaufleute zu werfen, z. B. in die „Nieuwe Amsterdamsche Courant," die sich täglich herausnimmt, über das Bestreben der neuen Deutschen, welche ein großes einiges Volk in einem großen, freien Staate werden wollen, zu spotten und die Sprache der Deutschen als eine „Bedienten-Sprache" zu kennzeichnen, um von dem jetzt so kleinlichen Wesen dieses einst so großen Volkes einen Begriff zu bekommen. Ja, kleinlich, mehr als kleinlich ist es, wenn die Holländer es nicht ertragen können und außer sich darüber gerathen, daß die Deutschen sich von ihnen auch auf dem Meere und im Welthandel emancipirt haben. Hamburg, Bremen und Lübeck allein besitzen jetzt eine viel größere Rhederei, als das gesammte Holland. Dazu kömmt nun das mächtige Preußen mit seiner zukunftsreichen, deutschen Flotte. Bereits im Jahre 1865 übertraf die norddeutsche Handelsmarine die jedes anderen Landes der Erde, mit alleiniger Ausnahme Großbritanniens und der Vereinigten Staaten. Das ertrage wer da will, rufen die Holländer, wir ertragen es nicht! Lieber werden wir wieder zwei Departements des französischen „Empire," als ein nordwestliches Anhängsel des deutschen Weltreiches! „ Ik doe liever den duivel als den moffen good!"

„Das Land", eine in Luxemburg erscheinende, deutsche, „politische, literarische und industrielle Zeitung für das Großherzogthum Luxemburg", findet sich in seiner Nummer vom 16. Jan. d. J. zur Widerlegung eines Artikels im „Magazin" vom 1. Sept. v. J. veranlaßt, worin über die systematische Zurücksetzung der deutschen Sprache im Großherzogthum, und zwar hauptsächlich durch die Beamten der Regierung, geklagt worden war. Es scheint diese Widerlegung von einem großherzoglichen Regierungs-Beamten herzurühren, da sie ganz in der büreaukratisch absprechenden Manier, die für das deutsche Wesen die höchste Gleichgültigkeit affectirt, geschrieben ist, welche diese Herren im deutschen, wie im belgischen Luxemburg kennzeichnet. Nur von der thatsächlichen Berichtigung nehmen wir Kenntniß: daß das deutsche Bundes-Kontingent des Großherzogthums nicht (wie wir irrthümlich sagten) französisch, sondern deutsch commandirt wird. Im Uebrigen wird zugegeben, daß die Regierungs-Beamten des Großherzogthums sich vorzugsweise der französischen Sprache bedienen, doch sei dies ihr gutes Recht, da es nach der luxemburgischen Verfassung Jedem freistehe, sich derjenigen der beiden Sprachen zu bedienen, die ihm am Meisten convenire. „Unser Münzfuß, fügt die Berichtigung hinzu, ist seit längerer Zeit der französische, natürlich also, daß die Aufschrift der Münzen ebenfalls französisch war." — Natürlich? Warum lautet denn die Aufschrift der Münzen im deutschen Theile der Schweiz und im Königreich Italien, wo ebenfalls der französische Münzfuß eingeführt ist, in den Landessprachen? „Wer klagt im Lande über den amtlichen Gebrauch der französischen Sprache?" fragt endlich dieses angeblich deutsche „Land". Nun, das scheint uns eben am meisten beklagenswerth, daß unter einer ausschließlich deutschen Bevölkerung nicht einmal eine Klage darüber laut wird, daß ihr französirtes Beamtenthum für die eigene Muttersprache keine Sympathie und keinen Sinn hat. Wir werden nächstens aus der Feder eines deutschen Luxemburgers einen weiteren Kommentar zu dieser sogenannten Berichtigung liefern.

Die soeben erschienenen Lieferungen 48 und 49 der fünften (Pracht-)Ausgabe vom „Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien"*) bilden den Abschluß des fünften Bandes dieses in seiner Art einzig dastehenden Werkes. Die beiden Hefte bringen die Abhandlung über „Harze, Lacke und Firnisse" zu Ende; ferner als neue Artikel: „Kautschuk und Gutta-Percha, Gerberei und Leim-Fabrikation; Bleicherei, Färberei und Zeugdruckerei, Tapeten- und Wachstuch-Fabrikation." In Auffassung und Darstellung reihen sich diese Arbeiten ihren Vorgängerinnen in angemessenster Weise an und sind da, wo das veranschaulichende Bild zu besserem Verständniß zu dienen vermag, auf's Reichhaltigste mit Illustrationen versehen. — Bei dieser Gelegenheit weisen wir darauf hin, daß in nächster Zeit schon die Vollendung des sechsten Bandes und somit des ganzen Werkes zu erwarten steht.

*) Leipzig, Otto Spamer.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — Berlin, den 23. Februar 1867. — [Nº 8.

Inhalt.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Deutschland in Deutsch-Luxemburg.

Ein Blick auf unsere bisherigen Mißgriffe daselbst.

Geehrter Herr Redacteur! Mit Freuden habe ich in Nr. 35 Ihres „Magazin" vom J. 1866 einen Aufsatz über Luxemburg gelesen, welcher mir beweist, daß dieses deutsche Land doch nicht ganz von Deutschland vergessen ist. Als geborenem Luxemburger, sind mir die dortigen Verhältnisse genau bekannt, und wenn ich auch seit längerer Zeit schon Preußen mein Vaterland nenne, so bin ich doch in Verbindung mit meiner Geburtsstadt geblieben: mein Herz aber hängt noch innig an dem Orte, in welchem ich eine glückliche Jugend verlebt habe. Dieses Gefühl, verbunden mit dem heißen Wunsche, alle Theile unseres herrlichen deutschen Gesammtvaterlandes zu einem großen starken Staate vereinigt zu sehen, veranlaßt mich, Ihnen einige Zusätze zu jenem Aufsatze zu schicken, in der Hoffnung, vielleicht etwas dazu beizutragen, daß die Organisation des Norddeutschen Bundes auch in Deutsch-Luxemburg das deutsche Nationalgefühl beleben und die bis jetzt leider wenig vorhandene Anhänglichkeit an das große gemeinsame Vaterland anfachen werde.

Was jener Aufsatz über die Sprachverhältnisse sagt, ist durchaus richtig. Die Bevorzugung, welche der französischen Sprache nicht blos im amtlichen Verkehr, sondern auch in den Gesellschaftszimmern zu Theil wird, gegenüber der rein deutschen Sprache des Volkes, ist eine Erscheinung, welche ihre Erklärung in den eigenthümlichen Verhältnissen findet. Durch besondere Umstände, sowie durch die frühere Vereinigung mit Burgund und den südlichen (katholischen) Niederlanden und die spätere mit Frankreich mag sich die französische Sprache als amtliche eingebürgert haben.*) Die leichtere Form des französischen Umgangs und der Beamtensprache stachen zu sehr gegen die Sprache der deutschen Büreaukratie ab, als daß sich der wenig ausgesprochene Charakter des Gränzvolkes nicht hätte mehr zu jener hingezogen fühlen sollen. Dazu kommt, daß von den Folgen der ersten französischen Revolution nur angenehme Erinnerungen zurückgeblieben sind, und daß der Luxemburger von Deutschland mehr als von Frankreich oder Belgien eine Beeinträchtigung seiner Nationalität und Selbstregierung fürchten zu müssen glaubt. Man bedenke ferner, daß durch die Abtretung des wallonischen Theils an Belgien eine Art von Band mit Belgien gebildet worden ist, während eine Verbindung mit dem übrigen Deutschland eigentlich nur durch den Zollverein angebahnt worden. Und da außerdem der Luxemburger fühlt, daß er wohl dem Belgier, nicht aber dem Deutschen an geistiger Bildung ebenbürtig ist, so zieht er im Allgemeinen die belgischen Universitäten oder Paris den deutschen vor. Kein Wunder daher, wenn er später in seinem Berufe sich nur der französischen Sprache bedient und zu seiner Entschuldigung sich selbst und Jedem, der es hören will, das Märchen erzählt, der Luxemburger habe zwei Muttersprachen! Als Umgangssprache habe ich die französische nur in den Salons, sowie in einigen Familien der Hauptstadt gefunden; das Volk und die Kinder unter sich sprechen, mit seltenen Ausnahmen, nur deutsch in einem eigenthümlichen Dialekte, der sehr allmählich in den der Eifel übergeht, auch mit dem in der Gegend von Montabour gesprochenen Aehnlichkeit hat.*) In der Hauptstadt ist derselbe sehr mit französischen Wörtern und Redewendungen untermischt, was wohl zum Theil in der Unbehülflichkeit des Dialektes seinen Grund hat. Im Norden des Landes dagegen wird noch auf die Reinheit der Sprache gehalten; es hat dort sogar eine Gesellschaft von jungen Leuten zu dem Zweck bestanden. Das Französisch der Unterhaltung ist im Accent und Satzbau nichts weniger als klassisch und wird häufig von Franzosen getadelt.

Ich habe mich nie des Eindrucks erwehren können, als bilde sich der Luxemburger ein, er spreche darum gut französisch, weil ihm die deutsche Schriftsprache Schwierigkeiten macht. Daß selbst die niederen Stände durchgängig im Stande sind, sich nothdürftig französisch auszudrücken, kommt ihnen beim Verkehre mit den Nachbarn sehr zu statten.

Ob wirklich der König-Großherzog an der Zurücksetzung der deutschen Sprache die Schuld in dem Maße trägt, wie sie in dem berührten Aufsatze angedeutet ist, dürfte schwer zu entscheiden sein, denn wenn auch die holländische Regierung ihre Antipathie gegen Deutschland nie verhehlt hat, wenn die Abstimmungen des luxemburger Bundestags-Gesandten, insofern sie überhaupt ausnahmsweise stattfanden, keine Theilnahme am Wohle

---

*) Ueber die Verwaltungssprache des Luxemburger Landes hat Gymnasiallehrer Wolff im Programme des Athenäums 1843 eine Uebersicht gegeben, aus welcher folgende auffallende Thatsachen in Betreff der von den jedesmaligen Herrschern ausgestellten Urkunden hervorgehen:

Die Sprache dieser Urkunden ist die lateinische bis zur Zeit der Gräfin Ermesinde 1236, von wo ab die französische die Oberhand gewinnt. Die erste deutsche Urkunde ist von Johanna der Blinden 1339, von wo ab einzelne deutsche Urkunden erscheinen; die meisten deutschen sind von Elisabeth, Herzogin von Görlitz und ihren Nachfolgern. Von der Vereinigung mit Burgund 1443 an wird die französische Sprache fast ausschließlich gebraucht, selbst von den Kaisern aus dem Hause Habsburg. Endlich ist die von Justus Gruner unterzeichnete am 9. März 1814 veröffentlichte Urkunde der Besitzergreifung von Seiten der verbündeten (deutschen) Mächte in deutscher und französischer Sprache verfaßt, und verheißt der französischen Sprache Gleichstellung mit der deutschen. Es erscheinen diese Sprachverhältnisse gewiß auffallend gegenüber der Thatsache, daß das jetzige Großherzogthum, also der östliche Theil des früheren Luxemburger Landes, seit etwa 160 n. Chr. von Germanen bewohnt wird, welche ihre Sprache erhalten haben; daß unter Karl dem Großen eine Verpflanzung von Sachsen nach Luxemburg stattgefunden habe, wie behauptet wird, ist mindestens sehr zweifelhaft, da sich sonst deutlichere Spuren der Niederdeutschen finden müßten. Jene Abnormität der amtlichen Sprache findet ihre Erklärung zum Theil in der früheren Ausbildung der französischen Sprache und deren Gebrauch in der Diplomatie, sowie in der Rücksicht auf die den westlichen (jetzt belgischen) Theil bewohnenden keltischen Stämme (Wallonen). Indessen mögen auch andere persönliche Gründe mitgewirkt haben. Ueber die innere Verwaltungssprache finde ich keine Notiz: da aber der Eid von Seiten der Luxemburger wiederholt in deutscher Sprache geleistet worden, so scheint jedenfalls diese Sprache bei amtlichen Verhandlungen wenigstens theilweise im Gebrauch gewesen zu sein. Nach Lostrennung des belgischen Theils des Landes dagegen ist nicht mehr die geringste Rechtfertigung des Französischen als amtlicher Sprache möglich. Mit Rücksicht auf die vorhandenen Personen müßte sie allerdings vorläufig noch geduldet, für künftige Zeiten aber auf den Aussterbe-Etat gesetzt werden. Um nur Eine Verkehrtheit zu erwähnen, mache ich auf die Briefmarken für den deutschen Postverein aufmerksam, welche die Aufschrift: „Un Silvergros" tragen.

*) Ueber den Luxemburger Dialekt, siehe „Klein, die Sprache der Luxemburger, 1855," ferner „Gangeler, Wörterbuch der Luxemburger Sprache." — Die letzten Jahrzehende haben viele Versuche gebracht, die Sprache als Schriftsprache, namentlich zu Gedichten, Schwänken zc. zu benutzen. Vorläufig ist sie noch sehr ungebildet und arm.

Deutschlands bekundeten, so ist doch wohl der größte Vorwurf jenen Männern zu machen, welche, dem König nahe stehend, ihre Vermittler-Rolle für ihre eigene Annehmlichkeit ausbeuteten, anstatt ihrem Großherzog die genau gekannten Verhältnisse ihres Landes klar und offen aufzudecken. Als einziges Beispiel will ich hier anführen, daß wir Gymnasiasten beim ersten Besuche Wilhelm's II. in Luxemburg von unserem Director zum französischen Rufe: Vive le roi! kommandirt wurden.

In Betreff der Schulen ist die Sache nicht so schlimm, wie sie gemacht wird. Daß schon in den Elementarschulen Französisch gelehrt wird, mag eine Ueberbürdung der Kinder sein, hat aber doch auch sein Gutes. Die Bevorzugung der französischen Sprache in den oberen Klassen des Gymnasiums ist zwar nicht zu rechtfertigen, hat aber wenig Nachtheile, da sie durch den deutschen Unterricht in den unteren Klassen und durch den Gebrauch der deutschen Sprache bei den Gesprächen der Schüler unter sich wieder neutralisirt wird. Dazu kommt, daß zu meiner Zeit der Unterricht in der französischen Sprache viel zu wünschen übrig ließ und daher im Gebrauch derselben als Unterrichtssprache eine sehr nöthige Ergänzung fand. Ich wenigstens habe es nie bedauert auf diese Weise einige Fertigkeit im Französischsprechen erlangt zu haben.

Daß Paris und Lüttich Landes-Universitäten sein sollen, weiß ich nicht; denn in meinem Abiturienten-Zeugniß von 1844 werde ich für fähig erklärt, „zu den akademischen Studien auf einer deutschen Universität oder irgend einer höheren Anstalt zugelassen zu werden". In der Wirklichkeit allerdings gingen die Meisten nach Lüttich, Gent, Brüssel, Paris. Ebenso bestand zu meiner Zeit auch das Gesetz, daß bei den Assisen die Verhandlung in deutscher Sprache geführt werden mußte. Freilich wurden die Advokaten häufig genug vom Gebrauche derselben dispensirt.

Mit der Sprache im engsten Zusammenhange steht die politische Gesinnung. Stolz auf seine Nationalität, eifersüchtig in der Bewachung derselben, ängstlich die geringste Beeinträchtigung derselben fürchtend, aber auch im eigenen Staate das Gefühl für persönliche Unabhängigkeit wahrend und im Allgemeinen der Schmeichelei und der unbedingten Unterwürfigkeit fremd: ist der Luxemburger gegen jeden Nichtluxemburger kalt und schwer zugänglich. Hat er aber zwischen einem Deutschen und einem Französischredenden zu wählen, so giebt er sicher dem Letzteren den Vorzug, ebenso wie er auch zu Belgien und Frankreich größere Zuneigung empfindet als zu Deutschland. Den Grund hiervon vermag er allerdings nicht anzugeben. Im Zusammenhange damit steht der Umstand, daß viele Luxemburger in Belgien einträgliche Stellen gefunden haben und noch finden. Jedenfalls ist der Zug nach Frankreich und Belgien eine Gefühlssache und durch Tradition vom Vater auf den Sohn vererbt, durch den Einfluß der maßgebenden Personen im Volke verbreitet. Ich zweifle daher auch nicht, daß, wenn von dem übrigen Deutschland die richtigen Maßregeln getroffen werden, das unbestimmte Gefühl einer besseren Einsicht weichen und der Luxemburger lernen wird, sich als Deutscher zu fühlen.

Einstweilen aber trifft Deutschland der Vorwurf, daß es zur Erreichung dieses Zieles wenig oder gar nichts gethan hat. Während von jeher Handelsverbindungen und andere Verbindungen mit Belgien und Frankreich bestanden und daher ein reger Verkehr mit diesen Ländern stattfand, lernte der Luxemburger Deutschland nur durch Hörensagen kennen. Deutschland und Preußen waren ihm Eins, und selbst von Preußen war ihm eigentlich nur die nächste Stadt, Trier, bekannt. Ob aber diese Stadt, abgesehen von der alten Eifersucht zwischen ihr und Luxemburg, geeignet ist, ein richtiges Bild von dem hohen Kulturleben Deutschlands zu geben, dürfte wohl zweifelhaft sein, trotz den mannigfachen Vorzügen, welche Trier aufzuweisen hat. Daß die preußische Garnison, trotz manchen tüchtigen Elementen nicht im Stande war, das Vorurtheil gegen Preußen zu besiegen, folgt schon aus den eigenthümlichen Verhältnissen einer Garnison, besonders im fremden Lande. Die Bundestruppen aber, aus Waldeckern u. A. bestehend, die einige Zeit lang in der Stadt lagen, haben keine glänzende Rolle gespielt. Und was that Deutschland? Da keine fremde Macht die Luxemburger unter ihr Joch zu beugen strebte, so erscholl kein Lied für den „verlassenen Bruderstamm", und er blieb verlassen. Für die Festung sorgte die Militair-Kommission des Bundestages, um die innere Verwaltung bekümmerte sich die Frankfurter Versammlung nur insofern, als sie den König-Großherzog zwang, die freisinnige Verfassung gemäß den Bundestagsbeschlüssen einem absolutern Regimente zu opfern, während man doch in dem Großherzogthum keine demokratischen Bewegungen zu fürchten hatte. Und wie unglücklich war man in der Wahl der Männer, welche durch ihre Stellung berufen waren, auf einen engeren Anschluß Luxemburgs an Deutschland hinzuarbeiten! Ich brauche nur die Namen Laurent und Hassenpflug zu nennen, um meinen Ausspruch zu beweisen. Der Erstere an der Spitze der Geistlichkeit, der Letztere als Chef der Civilverwaltung, waren gewiß eifrig bemüht, der deutschen Sprache die ihr gebührende Stellung zu verschaffen. Beide hatten die geistige Begabung und die Kraft des Willens, welche sie zur Ausführung ihrer Aufgabe befähigten, und doch mußten Beide nach kurzem Wirken das Land verlassen, in welchem sie sich durch ihr ganzes Auftreten unmöglich, wenn nicht verhaßt, gemacht hatten. Es würde mich zu weit führen, wollte ich das Wirken der beiden Männer schildern; es genüge die Bemerkung, daß, so wie es ihnen nicht gelang, sich Zuneigung und Achtung zu erwerben, sie auch nicht vermochten, dem deutschen Namen einen besseren Klang bei den Luxemburgern zu verleihen, sondern vielmehr redlich dazu beigetragen haben, die Macht der Gegner des Deutschthums zu verstärken. Von anderen Männern, die für das Deutschthum arbeiteten, will ich wegen des vorübergehenden Einflusses schweigen. Von wohlthuenden Folgen war dagegen die Heranziehung Friedemann's, der in Ihrem Berichte genannt, in seiner Stellung jedoch nicht richtig bezeichnet ist. Dieser Schulmann war damals Direktor des Gymnasiums zu Weilburg und wurde im Sommer 1837 (nicht 1841) vorübergehend zur Reorganisation des Schulwesens in's Großherzogthum berufen, nach deren Vollziehung auch sein Einfluß wieder aufhörte. Der Elementarschule stand er zu fern, um auch für diese Bedeutendes zu schaffen; das Gymnasium dagegen verdankt ihm unendlich viel. Er riß diese Anstalt (Athenäum) aus der geistigen Versumpfung und den Banden verkehrter Einrichtungen, in welche es durch die Entfremdung von Deutschland, durch den Eigensinn und die Launen des Direktors und durch die Fehler der Aufsichtsbehörden gerathen war, und brachte es, Dank seiner Einsicht und Energie und der ihm verliehenen Vollmachten, auf eine solche Stufe, daß es sich den Gymnasien Preußens gleichberechtigt fühlen konnte. Auch die Hinzufügung von Realklassen wurde damals geregelt. Leider! gingen in späteren Jahren die Errungenschaften allmählich wieder verloren, und wenn es auch dem Direktor mit seinen Freunden nicht gelingen wollte, die Spuren von Friedemann's Reformen auszutilgen, so zeigt doch ein Blick auf den jetzigen Stundenplan, wie weit man sich von der Ein-

richtung von 1837 und damit von der in ganz Deutschland als zweckmäßig anerkannten entfernt hat. Wer damals Friedemann kräftig zur Seite stand, wer dessen Wirksamkeit auf den Elementarschulen zu vermitteln strebte, wer vorher und nachher unermüdlich und mit Erfolg für deutsche Sprache und deutsches Wesen am Athenäum und im ganzen Lande sprach, handelte und kämpfte — das war ein Mann, dessen Wirken in seiner bescheidenen Stelle als Lehrer nicht so glänzend hervortrat, ein Mann, den ich mit Stolz meinen Vater nenne. Nicht blos als Sohn, auch als Luxemburger, als Deutscher, glaube ich nur eine heilige Pflicht zu erfüllen, indem ich der Erinnerung an seine Verdienste einige Zeilen widme, wenn ich auch auf eine ausführliche Darstellung seiner Wirksamkeit verzichten muß.

Heinrich Stammer, im Jahre 1785 zu Boppard am Rhein geboren, wurde, nachdem er verschiedene Erziehungs-Anstalten Deutschlands und Frankreichs aus persönlicher Anschauung kennen gelernt und selbst den verehrungswürdigen Pestalozzi in Yverdun aufgesucht, im Jahre 1817 als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur an's Athenäum zu Luxemburg berufen und erhielt einige Jahre später den Professortitel. Das gesammte Schulwesen fand er in einem so verwahrlosten Zustande, daß die Schilderung, die er uns später davon in Bruchstücken gab, kaum glaublich klingt. Thätig, wie er war, von dem uneigennützigen Streben, für das Wohl seiner Mitmenschen zu wirken, beseelt, begann er sogleich mit einem Aufwande von geistiger und körperlicher Kraft, an welche ich heute nur mit Staunen und Bewunderung denken kann, allen seinen Einfluß auf die Hebung des öffentlichen Unterrichts zu verwenden. Während er sich einerseits seiner Schüler im Allgemeinen und Einzelner im Besonderen mit wahrhaft väterlicher Liebe annahm und durch seine Verwendung allein Manchem die hohe Stellung erreichbar machte, die er heute einnimmt: kämpfte er nach Außen durch Schrift und Wort, mit Rath und That unermüdlich für das sich selbst gesteckte Ziel. Und nicht blos, weil er richtig erkannte, daß nur durch eine Beförderung des deutschen Wesens, nur durch Annäherung an die deutschen Schuleinrichtungen der Zweck erreicht werden könnte, sondern auch weil er als echter deutscher Mann die Pflicht fühlte, dem Deutschthum im deutschen Lande zu größerer Macht und Ehre zu verhelfen, verband sich bei ihm mit jenem Streben fast unbewußt auch der Kampf für unser großes Vaterland gegen den Einfluß der Französisch-Gesinnten. Zur Hebung des Elementar-Unterrichts gab er ein Erstes Lesebuch zum Lesenlernen heraus, welches im Großherzogthum und im Regierungsbezirk Trier eine so rasche Verbreitung fand, daß es im Laufe der Jahre 1830—50 über 50 Auflagen erlebte; nicht zufrieden damit, gab er persönlich den Elementarlehrern Anweisung in der damals noch unbekannten Lautirmethode, und noch in späteren Jahren habe ich Lehrer gesprochen, die sein Andenken segneten. Für das Athenäum verfaßte er eine Mustersammlung und eine Art Grammatik (Lese- und Sprachbuch); die Einführung des deutschen Kirchengesanges in den Schulen ist sein Werk, welches er durch die Herausgabe eines „katholischen Gesangbuches“ ebenso förderte, wie den deutschen Gesang durch sein „deutsches Liederbuch“. Die Melodien mußte er, bei Abwesenheit aller Hülfsmittel, selbst den Schülern vorsingen. Dem deutschen Unterrichte wußte er eine größere Stundenzahl und eine würdigere Stellung zu verschaffen, und sowie er seine Schüler im Gebrauche der deutschen Sprache heranbildete, so unterließ er auch außerhalb der Schule nichts, was zur Förderung des Deutschthums beitragen konnte. Daß er bei Allen, die aus irgend welchen Ursachen Gegner des Deutschen waren, daß er auch bei denen, welche jeder Besserung, jeder Verbreitung der Aufklärung sich feindlich entgegenstellten, auf einen unüberwindlich scheinenden Widerstand stoßen mußte, war zu erwarten. Hier war aber der Widerstand um so schwerer zu bewältigen, als Luxemburg damals in jeder Beziehung durch seine isolirte Stellung von einer Theilnahme am Fortschritt in der Kultur ferngehalten worden und als der kleinstaatliche Sinn der Luxemburger dem „Ausländer“ mit einem unglaublichen Vorurtheil gegenübertrat. Am Athenäum selbst war es der Direktor Müller, welcher auf jede erdenkbare Weise meines Vaters Wirken zu untergraben suchte und theils von persönlichem Uebelwollen gegen denselben, theils von seinem Hasse gegen das Deutschthum, welcher nur auf kurze Zeit in den dreißiger Jahren einem Liebäugeln mit Deutschland Platz machte,*) geleitet, nichts unversucht ließ, den deutschen Einfluß einzuschränken. Von dem zwischen beiden Männern geführten Kampfe spricht manches Schriftstück, welches zum Beweise für das Ringen meines Vaters als ein theures Andenken von der Familie verwahrt wird. Den vereinten Anstrengungen seiner Gegner hätte der edle Mann auch unterliegen müssen, wenn ihn nicht das Bewußtsein des guten Zweckes und eine kräftige Gesundheit aufrecht erhalten hätte, wenn ihm nicht einflußreiche Personen, zum Theil an der Spitze der Verwaltung stehend, ihren persönlichen Schutz hätten angedeihen lassen. So hat mein Vater gewirkt und gekämpft, bis ihn im Jahre 1850 die Rücksicht auf seine endlich angegriffene Gesundheit und das Gefühl, daß geänderte Verhältnisse sein Wirken beeinträchtigten, bewogen, um seinen Abschied einzukommen.

Daß meine Aufzeichnungen wahrheitsgetreu sind, kann ich nach meinen Erinnerungen und später eingezogenen Erkundigungen verbürgen: sie finden ihre Bestätigung in den oben angeführten Schriftstücken, sie finden sie aber auch in dem rührenden Andenken, in welchem mein Vater bei allen seinen Schülern steht. Daß das Streben des Mannes auch außerhalb seines Berufskreises erkannt worden, beweist unter Anderem ein Aufsatz in der Trierer Zeitung über die von meinem Vater verfaßte Programm-Abhandlung (1842) über Arminius, sowie der Nekrolog in derselben Zeitung 1859, welche beide Aufsätze von uns unbekannt gebliebener Hand herrühren. Endlich dürfte dafür auch der Rothe Adlerorden IV. Klasse sprechen, welchen ihm 1844 der König Friedrich Wilhelm IV. verlieh.

Indem ich wieder auf das Verhältniß Luxemburgs zu Deutschland zurückkomme, weiß ich nicht, ob ich dem Urtheile des Verf. jenes Aufsatzes in Ihrer Zeitschrift zustimmen kann, welcher ein Wachsen deutscher Bildung in den letzten 20 Jahren wahrgenommen haben will. Wenn ich auch gern zugebe, daß der Verkehr mit Deutschland nicht ohne Einfluß geblieben ist, so habe ich doch bei meinem Besuche in der Hauptstadt 1860 nach vieljähriger Abwesenheit keine wesentliche Veränderung gegen früher gefunden: auch Privatnachrichten, welche mir von dorther zukommen, lassen kein Ueberhandnehmen des deutschen Einflusses vermuthen. Und dennoch ist es nicht blos mein heißer Wunsch, es ist meine vollste Ueberzeugung: Luxemburg ist deutsch und muß deutsch bleiben! Ich wünsche es für das Land, weil das

*) Für das Schwanken des Direktors liegen viele Beweise vor. Man vergleiche nur die Programm-Abhandlung von 1837 (deutsch) mit den späteren von ihm geschriebenen; ebenso zeugen seine Schulreden dafür; die späteren drücken seinen Haß gegen die deutschen Einrichtungen nur zu deutlich aus, so unter anderem: Les élèves sont devenus raides dans ces vieilles bottes des postillons allemandes, il faut etc.

Volk in seinem ganzen Wesen und in seiner Sprache mehr deutsch als französisch ist, weil ich überzeugt bin, daß Deutschland mehr als ein anderer Staat für sein Wohl und sein Fortschreiten thun wird, weil ich nur von deutschem Einflusse Gutes erwarte. Und wenn auch jetzt vielleicht ein großer Theil der Einwohner sich dagegen sträubt, so vergesse man nicht, daß bei einem Gränzvolke, welches häufig von einem Staate zum anderen geworfen worden und daher wenig die Wohlthaten empfunden hat, welche die Zusammengehörigkeit mit einem großen Staate mit sich bringt, sich ein klarer Sinn für staatliche Verhältnisse und allgemeines Wohl nicht ausbilden konnte. Aber auch Deutschland hat die Pflicht, Luxemburg sich zu erhalten, nicht blos weil es eine Schande für Deutschland wäre, auch nur einen Fuß breit deutsches Land gutwillig aufzugeben, sondern auch weil Luxemburg es verdient, daß sich Deutschland darum kümmere. Ich spreche nicht von der Festung, deren Wichtigkeit in strategischer Beziehung trotz ihrer festen Lage stark bezweifelt wird: ich meine das Land und seine Bewohner. Schon die Hauptstadt wird ihrer schönen Lage wegen von allen Besuchern bewundert,*) das Land aber ist nicht nur theilweise sehr fruchtbar oder mit herrlichen Waldungen bedeckt, es ist, was ich aus eigener Anschauung weiß, ein schönes Stück deutscher Erde. Das Thal der Sauer kann sich an Naturschönheiten kühn mit den vielbesuchten Ahr- und Brohlthälern messen, die gebirgige Gegend ladet zu Fußreisen ein und die vielen, zum Theil großartigen Ruinen verleihen dem Ganzen einen romantischen Reiz und erinnern an jene Zeiten, wo der Luxemburger Adel reich an großen Namen war und selbst durch eine Reihe von deutschen Kaisern in die Geschicke Deutschlands mächtig eingriff. Das Volk aber ist in seinen Grundzügen, wenn auch noch wenig gebildet, so doch treu, bieder, geistig gesund und nicht ohne Anlagen und würde bei einer ihm angemessenen deutschen Verwaltung dem deutschen Namen Ehre machen.**) Diese Verwaltung ihm zu bringen, ist die Aufgabe des norddeutschen Bundes, denn daß Luxemburg zu diesem gehören muß, bedingt schon seine Lage, die es von allen deutschen Staaten, mit Ausnahme Preußens, trennt. Auch seinem innersten Wesen nach scheint mir das Volk mehr zu Nord- als zu Süddeutschland zu gehören. Möge daher das norddeutsche Parlament, möge die preußische Regierung, welche endlich die Geschicke und die Ehre Deutschlands in ihre starke Hand genommen und hoffentlich zur Verherrlichung unseres Gesammtvaterlandes weiter führen wird, sich auch des Luxemburger Ländchens annehmen und auch dort das Banner des Deutschthums so aufpflanzen,***) daß es böswillige Hände nicht wieder umreißen können und daß sich in seinem Schatten alle die guten Keime des Luxemburger Volkes zum eigenen und zu Deutschlands Wohl entfalten!"

*) S. unter Andern Göthe, Campagne in Frankreich, 15. und 16. Oktober 1792.

**) Die Nachrichten über das Land und seine Verhältnisse in den Lehebüchern der Geographie sind höchst mangelhaft und vielfach unrichtig. Die beste Auskunft ertheilen die Programm-Abhandlungen der Luxemburger Gymnasien and Mittelschulen, namentlich von 1840, 41, 43, 45. Auch die Geschichte ist noch wenig bebaut; denn die „Hauptthatsachen der Luxemburger Geschichte" von Paquet gewährt nur eine dürre Uebersicht. Spätere Versuche sind zum Theil nicht vollendet worden. Das Ländchen verdiente wirklich mehr bereist zu werden, zumal jetzt, da Eisenbahnen es nicht nur mit den Nachbarstaaten verbinden, sondern auch in's Innere führen. Leider! schreckt der niedrige Kulturzustand der Gasthöfe Manchen ab.

***) Soll eine deutsche Oberhoheit wirklich segensreich wirken und namentlich dem deutschen Einfluß Eingang verschaffen, so müßten vor Allem die Eigenheiten der Bevölkerung auf jede Weise geschont und alle Reformen nur allmählich eingeführt werden, da der Luxemburger Charakter sich gegen Alles, was von Außen kommt, auflehnt und daher leicht abgestoßen wird.

Frankreich.

Die Baronin Krüdener und Kaiser Alexander I.*)

Es ist kein Land der Welt so reich an berühmten Frauen wie Frankreich; sogar Ausländerinnen haben sich in der französischen Literatur berühmt gemacht. Frau v. Krüdener gehört zu denselben; ihr merkwürdiger Lebenslauf ist bereits viel besprochen, beschrieben und zu Romanen verarbeitet worden. Aber mit historischer Genauigkeit wird sie doch erst jetzt von Capefigue in seinem neuesten, in der Anmerkung vollständig genannten Werke behandelt. In diesem Buche ist die berühmte Frau und ihr Einfluß auf die europäischen Weltbegebenheiten eingehend dargestellt.

Es war allerdings verlockend, ihren Lebenslauf in Romanen zu benutzen, denn nicht bloß romantisch, sondern fast unglaublich ist es, wie eine junge, schöne Weltdame, die in Paris vor dem Ausbruche der Revolution wegen der Anmuth berühmt war, mit welcher sie den deutschen Walzer tanzte, sich plötzlich umwandelt und als Priesterin eines geheimnißvollen Cultus für die Bekehrung der größten Fürsten und Völker wirkt!

Frau v. Krüdener war die einzige Tochter des Freiherrn v. Vietinghoff; sie wurde geboren zu Riga im Jahre 1766. Sie selbst machte sich gern jünger und behauptete, erst 1769 geboren zu sein. Die Familie Vietinghoff gehört zu den ältesten in Kurland; das Wappenschild derselben zeigt seltsamerweise wie eine Vorbedeutung eine Sirene mit verbundenen Augen. Julie v. Vietinghoff wurde von ihrem Vater zu einer vollendeten Gelehrten erzogen; sie las schon im zehnten Jahre den Virgil in der Ursprache und träumte von den Mysterien der ägyptischen Priesterwelt. Die mystische Richtung, welche ihr Geist später nahm, hat höchst wahrscheinlich zunächst in dieser so unpassenden Lektüre des Kindesalters ihren Anfang genommen.

Zur Vollendung ihrer Erziehung ging Baron Vietinghoff mit seiner jugendlichen Tochter nach Paris und schwelgte dort in den Zirkeln berühmter Gelehrten und Schriftsteller, die damals eigentlich die Beherrscher der guten Gesellschaft waren. Wie wurde Voltaire gefeiert, und sogar Rousseau, der sich fortwährend beklagte über die Zurücksetzung der Welt; er hätte einen Hof von enthusiastischen Verehrern um sich haben können, wenn er nicht immer wieder in seine eingebildeten Leiden versunken wäre und die besten Absichten Anderer zurückgestoßen hätte.

Baron Vietinghoff befreundete sich besonders mit d'Alembert, Marmontel, Buffon. Letzterer sagte von Juliens Schönheit, sie sei halb die griechische Venus, halb die nordische Welleda. Jedoch haben sich ihre Bewunderer einer starken Uebertreibung schuldig gemacht; sie hatte durchaus keine regelmäßigen Züge, ein Stumpfnäschen, rosige Farbe, zarte Glieder und hübsche blaue Augen mit einem halb schwärmerischen, halb gefallsüchtigen

*) La baronne de Krudener et l'empereur Alexandre I. au congrès de Vienne et les traités de 1815. Par M. Capefigue. Paris, Amyot, 1866.

Blick, waren die Bestandtheile ihrer Reize, die durch den Zauber der Jugend allerdings einnehmend genug wirkten.

Mit funfzehn Jahren heiratete Julie Vietinghoff den Baron Alexis Constantin v. Krüdener, der damals sechsunddreißig Jahre zählte, also mehr als doppelt so alt war wie die Braut. Doch lag nicht in diesem Umstande allein die Dissonanz dieser Ehe; der Gemahl war ernst, verständig und von edelster Gesinnung, die junge Frau war eigentlich sehr weltlustig, höchst unvernünftig in allem Thun und Treiben, dabei überspannt, schwankend, ja geradezu unzuverlässig in ihren Grundsätzen.

Durch die Gesandtschafts-Reisen ihres Gemahls hatte die Baronin Krüdener vollauf Gelegenheit in der großen Welt zu glänzen; sie trieb eine unsinnige Verschwendung und knüpfte verschiedene Liebesverhältnisse an, wodurch ehelicher Zwist und schließlich eine Scheidung herbeigeführt wurde. Die Tochter blieb bei der Mutter und der Sohn folgte dem Vater, dessen diplomatische Laufbahn er auch später mit Anerkennung einschlug.

Frau v. Krüdener ging mit ihrer errungenen Freiheit wieder nach Paris, wohin sie wahrscheinlich die Erfolge ihrer ersten Jugend lockten; sie hatte große Lust, wieder als Venus und Velleda in Einer Person gefeiert zu werden. Die Revolution war unterdessen über Paris dahin gebraust und das Directorium hatte das Königthum ersetzt. Nach dem wahnsinnigen Blutvergießen war eine Vergnügungssucht eingetreten, die in der Lust Vergessenheit der eben vergangenen Schrecknisse suchte. Die Damen gingen halbnackt im griechischen Costüm einher und tanzten deutsche Walzer. Frau v. Krüdener zeichnete sich in Beidem aus, aber neben den Bällen der schönen Tallien, der anmuthigen Beauharnais, besuchte sie auch die mystischen Zusammenkünfte einer neuen religiösen Sekte, die von vornehmen Frauen begründet war. Die Herzogin von Bourbon, geb. Prinzessin von Condé, Mutter des Herzogs von Enghien, des unglücklichen Opfers Napoleonischer Politik, die Marquisen von Lusignan, von Chastelux, Bernardin de Saint-Pierre, Fürst Andreas Galitzin u. s. w. gehörten dazu. Als Haupt war Saint Martin, der sogenannte unbekannte Philosoph, anerkannt. Seine geistvollen Sinnsprüche sind in Deutschland durch Rahel Varnhagen bekannt geworden; in Frankreich gilt er für mystischer, als er war. Er hatte die Lehren Jakob Böhme's und Swedenborg's seinen Anhängern mitgetheilt, wodurch er dieselben zu manchem wunderlichen Geisterglauben veranlaßt haben mochte. Die Sekte versammelte sich im Palais des Fürsten Salm-Kirburg, worin Salons mit geheimnißvollen Symbolen, Purpurvorhängen und Altären ausgeschmückt waren. Mesmer's Lehren vom Magnetismus kamen daselbst häufig in Anwendung; es existirten Somnambulen und Prophezeihungen in aller Form. Die böse Welt behauptete damals, daß Frau v. Krüdener in ihrem Privat-Betsaal sich zuweilen als heidnische Göttin, nicht immer als mystische Priesterin zeigte. Jedenfalls ist Bewunderung der berühmten Frau vielfach zu Theil geworden. Daß sie der Eitelkeit der Welt durchaus nicht entsagt hatte, beweist allerdings ihr Roman „Valérie", der ihr einen Namen in der französischen Literatur erworben hat.

Der Ruhm der Frau v. Staël hatte den Ehrgeiz der Frau v. Krüdener entflammt; sehr bald nach dem Erscheinen des Romans „Delphine" schrieb sie ihre „Valérie", ein Buch, in dem die weibliche Eitelkeit sich in ihrer ganzen Blöße zeigt. Es wird jetzt nicht mehr gelesen, machte aber damals das größte Aufsehen. Der Kernpunkt ist eine verheiratete Frau, für die alle liebenswürdigen jungen Männer in leidenschaftlicher Liebe entbrennen, ohne jemals das kleinste Zeichen von Erwiederung zu erlangen. In Folge dessen grämen sie sich so sehr, daß sie alle an der Schwindsucht sterben.

Valérie war also eigentlich eine Verwandte von Werther; die hinreißende Gewalt, die Göthe in eine unerwiderte Liebe zu legen wußte, zitterte damals durch die ganze Literatur. Aber die koketten Damen vergaßen das Beispiel der guten natürlichen Lotte, die wahrlich keine Eitelkeits-Wonne bei Werther's Tode empfand; sie streuten sich und ihrer, meistens fingirten, Tugend ganz unmäßigen Weihrauch.

Zu derselben Zeit schrieb auch Frau v. Souza ihre berühmte „Adèle von Sénange" und Madame Cottin ihre „Mathilde", ihre „Clara d'Albe" u. s. w. Es wurde oft darüber gespöttelt, daß diese tugendhaften Frauen, die ein geräuschloses, vorwurfsfreies Leben führten, in ihren Romanen die Liebe meistens bis zur Vergessenheit der weiblichen Würde sinken ließen, während Frau v. Staël und Frau v. Krüdener die strengste Tugend von ihren Heldinnen üben ließen und sich, wie Maria Stuart, „Jegliches erlaubten."

Ueber den Werth des Romans „Valérie" sagte die Kritik jener Zeit, daß er besser sei als die meisten ähnlichen Werke, mit Ausnahme der „Delphine" und der „Corinna", die Frau v. Staël so berühmt gemacht hatten.

Frau v. Krüdener war in ihrer Valérie von einer bezaubernden Leidenschaftlichkeit und Wärme der Empfindung, wodurch die verbrauchten Motive neue Frische erhielten. Die melancholische Farbe und Einförmigkeit der Ereignisse erinnerte an die unbegränzten Ebenen Litthauens; mit künstlerischer Hand war die Nebelhaftigkeit und Farblosigkeit des Lebens der Heldin gemalt, ehe die Gluth der Liebe ihres verschmähten Freundes darin aufging und magisch alles beleuchtete. Es ist unzweifelhaft, daß Frau v. Krüdener die ersten Eindrücke ihrer Jugend in ihrer fernen nordischen Heimat darin geschildert hat.

Mit Meisterschaft hatte Frau v. Krüdener die französische Sprache in ihrem Roman behandelt; man war damals bereit, ihn unter die klassischen Werke derselben zu zählen. Der Salon der Verfasserin füllte sich mit Verehrern ihres Talents und auch mit Bewunderern ihrer Persönlichkeit. Benjamin Constant, André Chenier und der berühmteste Sänger damaliger Zeit, Garat, verdrängten fast die Anhänger ihrer mystischen Vereinigungen.

Garat sang und spielte Komödie mit Frau v. Krüdener deren theatralisches Talent ihren übrigen Begabungen gleichkam. Man behauptete von Garat, daß er seine Gönnerin zuweilen wie ein Günstling eine Katharina II. behandelt habe. Ob sie ein solches Verhältniß scheute und auflösen wollte, oder ob sonst ihrem Privatleben in Paris Hindernisse entgegentraten, ist nicht genau zu ermitteln. Wahrscheinlich haben aber auch Rücksichten auf den Geldpunkt, der bei ihrer sorglosen Lebensweise in der theuern französischen Hauptstadt seine Schwierigkeiten haben mochte, sie bestimmt, ihren Aufenthalt nach dem wohlfeileren Deutschland zu verlegen. Sie verließ Paris, wo mittlerweile das Kaiserreich ohnehin kein günstiger Boden für schriftstellernde und politisch bewegte Frauen geworden war und lebte abwechselnd in Dresden, Leipzig, Bamberg, Baden-Baden.

Deutschland seufzte damals unter dem Druck des französischen Eroberers; das allgemeine Leiden erweckte in Frau v. Krüdener eine enthusiastische Theilnahme. Der Tugendbund mit seinen weitverzweigten Bestrebungen und geheimen Agenten war ganz geschaffen, um die Triebe zu mystischen Einmischungen zu befördern, die dem unruhigen und leidenschaftlichen Geist der Frau v. Krüdener eigen waren. Sie warf sich mit ihrer ganzen

Thatkraft darauf und riß alle Menschen mit sich fort, die in ihre Nähe kamen. Sie schwang eine geistige Fackel, um den großen Brand zu schüren, der zu Deutschlands Befreiung von der Fremdherrschaft auflodern sollte. Mit allen Männern, die sich in dem damaligen Kampf einen Namen erwarben, stand sie in freundschaftlichen Beziehungen. Schenkendorf, Arndt, Jahn, die Deutschthümler vergaßen in ihrer Gesellschaft, daß sie die Verfasserin eines klassischen Romans in dem von ihnen so gehaßten Idiom war. Sie wußte sich die Geltung einer Prophetin zu verschaffen; ihre Weissagungen erfüllten alle deutschen Herzen mit Hoffen und Entzücken.

Sogar bis zur Königin Luise von Preußen drängte sie sich durch mit der Wärme einer Trösterin, und es ist wohl unzweifelhaft, daß die hohe Frau in ihrer Betrübniß den Zuspruch der neuen Prophetin gern gehört hat.

In Potsdam war es auch, wo Frau v. Krüdener zum ersten Mal den Kaiser Alexander I. sah, auf dessen Leben und Entschlüsse sie einen so großen Einfluß sich zu erringen wußte. Sie war damals bereits über vierzig Jahre alt und ihre Entsagung der Welt konnte sehr wohl eine aufrichtige sein; sie liebte es, Bilder von sich vertheilen zu lassen, auf denen sie im weißen Nonnengewande mit abgemagerten, gefalteten Händen dargestellt war. Boshafte Zeitgenossen erinnerten dabei an die Portraits ihrer Jugend, wo sie halb nackt im durchsichtigen Gewande mit koketten langen Locken und Liebesblicken gemalt worden war.

Frau v. Krüdener setzte den eigenen und fremden Vorwürfen über die Frivolität ihres früheren Weltlebens den Grundsatz des heiligen Augustin entgegen, dieses geistreichen Sünders, der die Poesie der Reue so verlockend zu malen wußte. Er stellte den Grundsatz auf, daß ein zerknirschtes Herz, noch glühend vom Höllenpfuhl der Sünde, dem Gott der Barmherzigkeit das liebste Opfer sei. Das Gleichniß vom verlorenen Sohn diente ihm vorzugsweise als Text seiner Bußpredigten.

Kaiser Alexander hatte eine poetisch erregbare Phantasie, die durch den welterschütternden Gang der Ereignisse seines Lebens in krankhaften Aufruhr gebracht war. Die mystischen Aussprüche der Frau v. Krüdener fanden ein offenes Ohr bei ihm; sie prophezeite ihm den Untergang des Engels der Finsterniß, wie sie Napoleon nannte. Sie ermahnte ihn, der verderbten Welt, den Fürsten wie den Völkern als Engel des Lichtes die Hand zur Besserung und Rettung zu reichen, die Tugend und die Religion auf seine Fahnen zu schreiben. Der mächtigste Monarch ließ sich von einer schwachen Frau geduldig Vorschriften für seine Handlungsweise machen; er stand mit ihr im lebhaftesten Briefwechsel, und es gab Zeitgenossen, die es für möglich hielten, daß er, wie Ludwig XIV., in Frau v. Krüdener eine Frau v. Maintenon erhalten würde. Der Kaiser Alexander war zwar elf Jahre jünger als Frau v. Krüdener, dabei schön und romantisch, aber es giebt Beispiele genug, daß geistreiche Frauen jüngere Männer beherrscht haben. Der berühmte englische Diplomat und Schriftsteller Horace Walpole hatte in der Blüthe seines Lebens eine förmliche Tyrannin in Madame Dudeffant gefunden, die achtzig Jahre alt war. Varnhagen liebte Rahel, die vierzehn Jahre älter war als er u. s. w.

Frau v. Krüdener verlor ihren Einfluß auf den Kaiser Alexander für eine Reihe von Jahren, in denen eine Herzensverbindung ihn lebhaft beschäftigte und die eingetretene politische Ruhe ihn für die Lieblingsideen der Prophetin unempfänglich machte. Indessen wußte sie genau den Augenblick abzuwarten, wo Beides aufhörte und er wieder zugänglicher für ihre Einwirkung werden mußte. Die schöne Narischkin belohnte die kaiserliche treue Zuneigung, die mehr als ein Jahrzehend dauerte, mit Untreue und heiratete einen schnurrbärtigen Adjutanten des Kaisers. Gleichzeitig tauchten im Innern des russischen Staates bedenkliche Symptome von Empörung und Gährung auf, die den Herrscher mit Schmerz und Sorge erfüllten. Um aber ganz den Sinn Alexanders für die Bußpredigten der Frau v. Krüdener zuzubereiten, trat noch ein Ereigniß ein, welches sein Herz mehr berührte als alles Andere; er verlor seine natürliche Tochter, an der er mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit gehangen hatte. Es war sein einziges Kind, nach der Untreue der Mutter ihm doppelt theuer. Wie ein Blüthenzweig verschönerte diese Tochter sein Leben, sonst so einsam auf dem größten Thron der Welt; sechszehn Jahre alt, eine glückliche, kindliche Braut, starb sie inmitten ihres reichen Hochzeitglanzes, kurz vor der Trauung.

Als dieser wahrhaft tragische Tod dem Kaiser gemeldet wurde, fuhr der stolze, schöne Mann mit der Hand nach dem Herzen und rief: „Das ist meine Strafe!"

Seitdem war er verwandelt und gebeugt, seine Seele sehnte sich nach Ruhe, nach Heiligung und Sündenvergebung. Er dachte ernstlich an seine Thronentsagung zu Gunsten seines jüngeren Bruders Nikolaus. Er ließ Frau v. Krüdener nach Rußland kommen und befolgte alle ihre Rathschläge. Daß auch sie es ernst nahm mit ihrem sittlichen Einfluß, geht daraus hervor, daß sie das so lange innerlich getrennte kaiserliche Ehepaar versöhnte. Die edle Kaiserin hatte wie eine gekrönte Märtyrerin bis dahin am Hofe von Petersburg gelebt. Vom Gemahl vernachlässigt, von ihrer Schwiegermutter fast mit Härte behandelt, von ihren jungen, schönen Schwägerinnen übersehen und überstrahlt, war ihr Leben in monotoner Traurigkeit dahingeschwunden. Wie sehr sie den Kaiser im Stillen geliebt hat, läßt sich aus der Thatsache entnehmen, daß sie oft Gelegenheit suchte, seine Tochter zu sehen; sie umarmte dann das Kind seiner Treulosigkeit mit Thränen und Küssen, in denen der Schmerz, kinderlos und liebeleer zu sein, sich in ergreifender Weise aussprach.

Alexanders gutes Herz bewährte sich in der liebevollen Rückkehr zu der vernachlässigten Gattin; das Verhältniß ward für Beide ebenso beglückend wie läuternd. Frau v. Krüdener hatte alle Ursache, an dieser letzten guten That ihres Lebens Freude zu empfinden. Die Freundschaft und Dankbarkeit des kaiserlichen Ehepaars verschönten ihr die leidensvollen Tage vor ihrem Tode. Sie hatte sich nach dem südlichen Rußland gewendet, um Genesung von einer langwierigen, bösartigen Krankheit zu suchen; trotz aller Pflege und Schonung erlag sie derselben im neunundfunfzigsten Lebensjahre.

Schon ein Jahr nach ihr starb Kaiser Alexander, ebenfalls in der Krim; seine trauernde Gemahlin schrieb nach Petersburg: „Unser Engel ist im Himmel!" und folgte ihm ebenfalls sehr bald nach.

Aus diesem historischen Stoff hat Capefigue eine pikante Zusammenstellung gemacht, die nach der jetzigen Moderichtung reich an novellistischen Wendungen und persönlichen Bemerkungen ist. Doch verdient diese Art, die Geschichte unterhaltend zu machen, immerhin den Vorzug vor den sogenannten historischen Romanen, welche die Geschichte verdrehen und nebenbei auch verwässern, so daß ein gebildeter Leser sich dabei langweilen muß.

Als Anhang giebt Capefigue einige biographische Auskunft über alle merkwürdigen Personen, die er im Laufe seiner Dar-

stellung erwähnt hat. Es kommen darin jedoch mehrfache Unrichtigkeiten vor. U. A. sind bekannte Namen völlig verdruckt, „Arbndt", heißt es, wo vom alten Arndt die Rede ist, und in Schaenhorst's Lebensbeschreibung wird von Steintrude, statt von Steinhude gesprochen. Ebenso wird der Vater der Frau v. Krüdener immer Graf genannt, während er Baron war; andere kleine Irrthümer nicht zu erwähnen. F. v. Hohenhausen.

Rußland.

Neue Erscheinungen der russischen Literatur.

I.

D. J. von Wisin.*)

Erfreulich ist es, daß die Russen in Ermangelung gegenwärtig lebender klassischer Schriftsteller eifrig bemüht sind, die älteren hervorragenden Autoren, welche ein bedeutendes Verdienst um die Entwickelung der russischen Literatur haben, der Gegenwart in neuen, vollständigen und correcten Ausgaben vorzuführen. Die Buchhandlung von J. J. Glasunov in St. Petersburg und Moskau erwirbt sich insbesondere den Dank aller Literaturfreunde durch die bereits erschienenen neuen Ausgaben von Nowikov's satyrischen Zeitschriften: „Die Hummer" und „Der Maler", sowie der genannten Schriften von Wisin's. Fürst Kantemir's und W. J. Maikov's Werke sind schon unter der Presse, und viele andere, wie die Schriften J. J. Dmitriew's, Sumarokov's, Baron Delwig's, Grlbojedov's, Kostoptschin's &c. werden in neuer, correcter Ausgabe zum Drucke vorbereitet.

Die vollständig revidirte, kritische Ausgabe der Schriften von Wisin's ist von Herrn P. Jefremov besorgt, mit einer Biographie von Wisin's, geschrieben von Pjätkowsky, seinem Portrait und bibliographischen Notizen versehen. Viele Briefe und Aufsätze sind hier ganz neu und zum erstenmal gedruckt, die schon früher herausgegebenen nach den Handschriften corrigirt und in Ordnung gebracht. Ehe wir diese Ausgabe jedoch näher besprechen, seien, namentlich für den ausländischen Leser, einige biographische Notizen über diesen geistreichen Humoristen des vorigen Jahrhunderts vorausgeschickt.

Von Wisin lebte in den Jahren 1745—1792 und gehört zu den ausgezeichnetsten Männern des Zeitalters Katharina's der Zweiten. In Moskau geboren, studirte er auf der dortigen Universität und diente später im auswärtigen Collegium (jetzt Ministerium des Auswärtigen). 1763 ging er zu dem Ressort des Ministers Grafen N. J. Panin über und erwarb sich dessen besonderes Vertrauen. Um diese Zeit schrieb er das Lustspiel: „Der Brigadier", welches jedoch weniger gelungen ist und als ein erster Versuch betrachtet werden muß. Der Ruf von seinen Talenten drang bis zur Kaiserin Katharina, welcher er mehrere seiner Schriften vorzulesen die Ehre hatte. Ein beißendes Wort zog ihm Verfolger zu; er wurde fortgeschickt und bereiste darauf einige Zeit Europa. Aus Paris schrieb er mehrere Briefe über Frankreich, in welchen man seinen beobachtenden und satyrischen Geist wahrzunehmen Gelegenheit hat. Von diesen Reisen zurückgekehrt, verfaßte er 1782 sein berühmtes Lustspiel „Das Muttersöhnchen", welches noch heutzutage mit großem Beifalle gegeben wird und die Sitten des kleinen Landadels, sowie die russische Pädagogik damaliger Zeit, mit sprudelndem Witze persiflirt. Das achtzehnjährige Muttersöhnchen hat noch drei Lehrer, einen seiner Dummheit wegen fortgejagten Seminaristen, einen verabschiedeten Soldaten und einen, früher Kutscher gewesenen Deutschen, Namens Wralmann, drei äußerst komische Original-Erscheinungen. Dazu kommt noch seine ehemalige Amme, welche sich darüber beklagt, daß sie von ihrer Herrschaft fünf Rubel jährlich und fünf Ohrfeigen täglich erhält. Als man dem Söhnchen beim Examen eine Frage aus der Geographie vorlegt, ist die Mutter entrüstet über diese neue Erfindung der Wissenschaft: „Geographie!" „Wozu braucht ein russischer Edelmann Geographie? er sagt dem Kutscher oder Fuhrmann: fahr' mich hier- oder dorthin; für Geld kommt man bis an's Ende der Welt. Das ist keine adlige Wissenschaft." Auf die Frage des Examinators aus der Grammatik, was „Thür" für eine Wortart sei, erkundigt sich das Söhnchen: „Welche Thür?" — Examinator: Nun diese. — Examinand: Diese Thür ist ein Beiwort. — Examinator: Weshalb denn? — Examinand: Weil sie der Wand beigelegt ist; in der Rumpelkammer aber haben wir noch eine alte Thür, die nicht benutzt wird, die ist ein Hauptwort. — Examinator: Also ist Dummkopf dann auch ein Beiwort, weil dieser Titel einem dummen Menschen beigelegt wird? — Examinand: „Ja, das versteht sich!" — Zuletzt wird das Muttersöhnchen ein Mann und ruft der Mutter entschlossen zu: „Nein, Mutter! jetzt will ich nicht mehr lernen, — jetzt will ich heirathen." (Für das Ausland ist darin freilich wenig Witz enthalten.)

Unter von Wisin's anderen Schriften sind besonders fein: „Versuch einer Hofgrammatik" und die in Versen verfaßte „Epistel an meine Diener Schumilov, Wanka und Petruschka" hervorzuheben, welche letztere sehr freisinnig geschrieben ist.

Von den, in der erwähnten Glasunov'schen Ausgabe erschienenen, früher ungedruckten Briefen zeichnen sich einige gleichfalls durch großen Humor aus, so z. B. die Briefe an seine Schwester, welcher er schreibt: „Während meiner Abwesenheit sind mehrere meiner Bekannten ganz andere Menschen geworden; die ich als Strohköpfe verlassen habe, sind in Kurzem nicht nur klug, sondern sogar weise geworden; doch gehörten diejenigen, welche jene zu Weisen gestempelt haben, früher ebenfalls zu den Einfältigen." „Und was die alten Narren wieder für neue Streiche begehen! So will sich z. B. Herr S. von seiner langjährigen Ehegattin einer Kleinigkeit wegen scheiden lassen, nämlich nur deshalb, weil sie ihn zur Feier des neuen Jahres am 1. Januar durchprügeln wollte." — „Den Grafen A. Bestuschew-Rjumin (den leichtsinnigen Sohn des berühmten Reichskanzlers) will man in ein Kloster stecken, weil er nicht nach den Regeln des gesunden Menschenverstandes gehandelt habe, obgleich man sich durchaus nicht erinnert, daß irgend welche Art von Verstand je den Kopf Sr. Erlaucht beschwert habe"; u. s. w. — Der geschmackvoll ausgestattete Octavband mit einem in Leipzig gestochenen Portrait von Wisin's ist 756 Seiten stark und kostet 2 Rubel Silber.

*) D. J. von Wisin's Werke, seine Briefe und Uebersetzungen, neu herausgegeben. St. Petersburg, 1866.

Brasilien.

Der Amazonas.

Bei dem Interesse, welches dieser mächtigste Strom der Erde, — „das fließende Meer", wie er gewöhnlich in der amerikanischen Presse genannt wird, — in neuester Zeit durch

seine vollständige Freigebung an die Kauffahrteischiffe aller Nationen, auf sich gezogen, — eine Concession der brasilianischen Regierung, welche fast der Entdeckung eines neuen Welttheiles gleichkommt, indem sie eines der an kostbaren Natur-Produkten reichsten Stromgebiete, fast von der Größe Europas, dem Welthandel, der Spekulation und der Ansiedelung erschließt, treten auch die literarischen Erscheinungen, welche sich mit diesem Wunderflusse beschäftigen, näher an die Aufmerksamkeit der politisch Gebildeten heran, denn es ist wohl keine Frage, daß der Amazonas schon nach wenigen Jahren der ungehinderten und uneingeschränkten Benutzung für den Weltverkehr, eine Wichtigkeit gewinnen wird, für die es bis jetzt noch an jedem Maßstabe fehlt, die aber England und besonders Nord-Amerika schon längst erkannt und weitaussehende Spekulationen darauf gegründet haben.

Wie der süd-amerikanische Continent überhaupt jetzt mehr wie je die Aufmerksamkeit nach allen Richtungen hin auf sich zieht, so besonders die jetzt durch Kaiserliches Decret vom 7. Dezember v. J. für den 7 September 1867 verheißene Oeffnung des Amazonasstromes, mit seinen Nebenflüssen bis an die Grenze von Peru, und des Saõ Francisco, dann aber die, nach dem Allianz-Traktate zwischen Brasilien, der argentinischen Conföderation und Uruguay (vom 1. Mai 1865) gegen Paraguay bevorstehende Freigebung der sämmtlichen Plata-Gewässer, wenn nämlich der gegenwärtig noch fortdauernde Krieg mit der Ueberwältigung des Diktators Lopez von Paraguay endet; um so mehr, als in dem letzteren Traktate auch der Uruguay-Fluß mit eingeschlossen ist.

Die Oeffnung der beiden ungeheuren Stromgebiete des Amazonas und des Plata werden binnen wenigen Jahren eine vollständige Umwälzung aller bis jetzt mit dort bestandenen Verkehrs-Verhältnisse herbeiführen, und es ist daher wohl gerathen, auch die deutsche Unternehmung und Rhederei mit allem Nachdruck auf diese neuerschlossenen Quellen und zugleich Abzugspunkte aufmerksam zu machen, weil Norddeutschland durch die preußische Flotte die deutsche Handels-Unternehmung auch im fernen Meere mit dem Schutze einer Kriegsflagge decken kann! Die wissenschaftlich sehr bedeutenden Berichte, welche Agassiz ganz neuerdings über seine Durchforschung des Amazonas-Gebietes erstattet, das Prachtwerk von Liais, „L'Espace céleste et la Nature tropicale," welches mehr von den Naturschönheiten und Schätzen Brasiliens, als von seinem eigentlichen Thema spricht, endlich Henry Walter Bates in seinem The Naturalist on the River Amazonas *), gewinnen unter diesen Umständen eine Bedeutung, welche sie über die selbstgesteckten Grenzen hinweghebt und sie auch weiteren Kreisen als dem Naturforscher, Astronomen und Geologen empfiehlt. In der That regen sämmtliche Beschreibungen des Amazonas die Phantasie in unglaublicher Weise und bis zur Sehnsucht an. Nun aber, nach dem unerwarteten Schritt, den Brasilien durch vollständige Freigebung seiner Beschiffung gethan, — ein Schritt, der in überraschender Weise die mancherlei Verdächtigungen widerlegt, daß Brasilien mit dem gegenwärtigen Kriege gegen Paraguay eigentlich nichts als die ausschließliche Herrschaft über die Plata-Gewässer beabsichtige, — tritt diese Bewunderung, dieses Staunen und diese Sehnsucht auch in den sehr prosaischen, aber pionierenden Bereich der Waarenballen, der Schiffsladungen und der Tratten; mit ihnen schlägt sich dann auch eine andere Brücke über den Ozean als bisher, wo eben nur der Regenbogen phantastischer Bilder die beiden Hemisphären verband.

*) London, Murray, 2 Bände.

Die Mündung des Amazonas wurde zwar schon 1500 von dem Spanier Pinzon entdeckt, der dieses immense Wasserbecken aber für eine tiefeinschneidende Meeresbucht hielt und keine Ahnung hatte, welche Masse von Flußwasser aus dem ganzen Norden Süd-Amerikas hier dem Meere zuströmte, daß die Schneemassen der höchsten Cordilleren, die Quellen der Wasserscheiden der ganzen Mitte des Continents, durch diese brausende und schäumende Wasserwüste in den atlantischen Ocean geführt werden. Vierzig Jahre sollte es dauern, bis man erfuhr, welch' ein Stromgebiet sich hier ausbreitet und zwar wurde es nicht von der Mündung, sondern von den peruanischen Gebirgen her entdeckt. Orellana, 1541 einer der Unterbefehlshaber Pizarro's, damals Gouverneur von Quito, machte mit diesem einen Entdeckungszug über die Andes-Gebirge nach Osten, um das fabelhafte Goldland El Dorado aufzufinden. Mit 300 spanischen Soldaten und 4000 Indianischen Trägern wurde das Gebirge überstiegen und man kam bis an einen der kleinen Nebenflüsse des Napo, wo Hunger und Krankheit aber unter den Indianern und Spaniern solche Verheerungen angerichtet hatten, daß man sich zur Rückkehr nach Quito entschließen mußte. Auch diese war ohne Vorräthe an Lebensmitteln nicht möglich, und so beauftragte Pizarro dann seinen Lieutenant Orellana mit nur 50 Mann auf engzusammengefügten Fahrzeugen den kleinen Fluß hinabzufahren, um Lebensmittel herbeizuschaffen. Orellana fand aber nur die Wildnisse des Urwaldes an diesem Flusse, und kam endlich bis in den Napo, der bald eine solche Ausdehnung und Gewalt annahm, daß Orellana den Entschluß faßte, nicht zurückzukehren, sondern sich diesem Strom hinabtreiben zu lassen, der doch irgend wo zum Meere führen mußte, um so vielleicht auf eigene Hand das so sehnlich erstrebte Dorado zu finden. So kam er in den Jabatinga und endlich in den Amazonas selbst! Seine Fahrt dauerte acht Monate, war natürlich voller Abenteuer mit den Indianern, und brachte die erste Kunde von diesen ungeheuren Wasserstraßen nach Europa. Aus jener Zeit stammen auch die Fabeln von einem weiblichen Kriegerstamme im Innern des Landes, die der Name des Flusses noch zu bestätigen schien. Amassonnas heißt aber in der Sprache der Pará-Indianer, welche damals die ganze Mündungsgegend bewohnten: „Zertrümmerer der Boote", ein Name, den das Delta des Amazonas, der bis 80 Meilen ins Land hinein noch Ebbe und Flut mitfühlt, nur zu sehr verdient, da dessen Wasser vom niedrigsten Wasserstand bis über 50 Fuß hoch steigen und das ganze Auland überfluthen. Kaum war dieser Erfolg, über Spanien nach Amerika zurückkommend, in Peru bekannt geworden, als ein Spanier in Cusco, Lopez Aquirre, eine zweite Expedition aber über den Ucayali, ebenfalls ein Seitenfluß des Amazonas, unternahm. Seinen Bericht an den König von Spanien hat Alexander von Humboldt in seiner Darstellung übersetzt. Eine Reihe anderer Versuche und Expeditionen folgte, unter denen die weitaus größte von Pedro Texeira, 1637—39, auf 45 Booten mit 900 Mann bis nach Quito hinauf, 2800 englische Meilen Fahrt unternommen wurde. Pará war schon 1615 gegründet worden. Die Festsetzungen der Gränzen zwischen den spanischen und portugiesischen Besitzungen erfolgten aber erst 1781—91. Die erste Beschiffung des Amazonas, welche auch ein wissenschaftliches Resultat hatte, war die von Condamire, französischen Astronomen, in den Jahren 1743—44. Die beste Darstellung der Wasser- und Landwunder des Amazonas-Gebietes bleibt die in „Spix und Martins Reisen",

die wenigstens bis jetzt noch nicht übertroffen, allerdings durch Bates, Llais und Agassiz aber wesentlich ergänzt worden ist. Martins machte seine Reise in den Jahren 1819 und 20; sein Werk erschien aber erst 1831.

Man braucht nur einen Blick auf die Karte zu werfen, um zu erkennen, was mit der für alle Nationen freien Schiffahrt auf diesen endlosen Wasserstraßen gewonnen und zu erreichen sein wird, denn es ist diese freie Schiffahrt nicht auf den eigentlichen Hauptstrom beschränkt, sondern auch der Tocantins, der Tapajoz und der Rio negro, welche auf weite Strecken bin vor ihrem Einfluß in den Amazonas ebenso bedeutende Wassermassen und ebensolche Bequemlichkeit für die Schiffahrt haben wie dieser, sind vom Herbst dieses Jahres an frei. Alle Reisende, welche von diesem Knäuel mächtiger Flüsse bisher erzählt, erklären sich vollständig unfähig, die Großartigkeit der Erscheinungen zu beschreiben, wie sie sich in diesem Wasser- und Inselmeere darstellen, wenigstens enthalten sie sich jedes Vergleiches, da doch keiner ausreichen würde. Ein Strom, der in seinem Delta Inseln von der Größe Siciliens hat, der auf hunderte von Meilen ins Land hinein, noch die Breite des Genfer See's hat, jährlich nach dem Hochwasser — Januar bis März — neue Kanäle und Verbindungen bildet und bis auf 40 Seemeilen vor seiner Mündung das Seewasser vor sich wegstößt, so daß sich nähernde Schiffe schon in dieser Entfernung an dem brackigen Geschmack des Wassers die Nähe des Amazonen-Deltas erkennen, läßt sich mit andern Strömen, auch den größten, nicht vergleichen! Fast durchgängig bis dicht an das Ufer mit Urwald bewachsen, reißen seine fallenden Wasser oft Meilen lange Stücke desselben in die Fluth, so daß die Riesenbäume nach und nach stürzen, kopfüber in dem Wasserschwall fortgerissen werden, und dadurch die Schiffahrt zu einer sehr gefährlichen machen. Das gilt besonders für die Mündung, wo das Meer mit der ganzen Gewalt seiner Fluth die endlosen Süßwasser-Massen zurückdrängt, und sie dann, um so schneller mit der Ebbe zurückstürzend, wieder in sich aufnimmt. Kommt dazu der Sturmwind, der in andern Theilen Süd-Amerika's unter dem Namen Temperal oder Pampero bekannt ist, im Amazonas-Delta aber Proroca heißt, so ist der Aufruhr der gegeneinander kämpfenden Naturkräfte so maßlos, daß er den heftigsten Seesturm überbietet. Bis zur Anwendung der Dampfkraft auf die Navigation, war der Amazonas so ziemlich ein verschlossenes Paradies, und die früheren portugiesischen Kolonialregierungen, so wie Kaiser Dom Pedro I. trugen alle mögliche Sorge dafür, seine Beschiffung und Ausbeutung zu erschweren, weil sie nicht im Stande waren, eine weiße Bevölkerung in genügendem Maaße dort anzusiedeln, die etwa eindringenden Fremden hätte widerstehen können. Was Alexander von Humboldt vom Amazonas ausgesprochen, daß er in wenigen Jahrhunderten das Centrum einer Welt-Civilisation sein werde, fühlt und weiß man auch in Brasilien, glaubte aber ebendeswegen in dem Verschließen des mächtigen Stromes das beste Mittel gegen fremde Gelüste zu haben, denn daß diese vorhanden sind und schon seit langer Zeit waren, davon liegt in dem Werke von Maury, „the Amazon and the Atlantic shores" (in Washington 1853 erschienen), ein nur zu deutlicher Beweis vor. Im Jahre 1850 hatte nämlich die nordamerikanische Union zwei unternehmende Männer Herndon und Gibbon veranlaßt, eine Exploration des Amazonas, natürlich unter ihren eigenen Namen, aber von der Regierung ausgerüstet und bezahlt, zu unternehmen. Sie verwandten zwei Jahre, bis 1852, auf ihre Amateur-Reise und ließen ihren Bericht darüber 1853 unter dem Titel: „Exploration of the Valley of the Amazons" erscheinen. In demselben Jahre schrieb aber auch der Marine-Offizier Maury sein Buch und faßte den Gegenstand von der real praktischen Seite auf, indem er erklärte, der Amazonas sei bei seiner unermeßlichen Größe und Ausdehnung gar kein Fluß, sondern eine nur etwas tiefer als gewöhnlich in das Land einschneidende Meeresbucht, es verstände sich daher auch ganz von selbst, daß jedes Seeschiff ihn ohne Weiteres so tief in's Land hinein, als die Wassertiefe den Kiel nur tragen wolle, befahren könne. Daß Brasilien als Territorialherr an seinen Ufern Zölle erhebe, sei ein Mißbrauch zufälliger Anwohnerschaft und um so anmaßender, als eine Kanonenkugel ja gar nicht über das meilenbreite Fahrwasser hinüber reiche, ja, wenn selbst Brasilien auf beiden Ufern Forts anlegen wolle, sich doch noch in der Mitte des Stroms Fahrwasser genug finden würde, bis wohin von rechts und links keine Kugel reicht. Die Theorie von der Herrschaft auf Kanonenschußweite sei also hier von Brasilien auf das Gewissenloseste verletzt und alle civilisirten Nationen müßten sich vereinigen, jene Zollstätten zu ignoriren oder sie zu beseitigen. Beherrschen könne man überhaupt einen Strom nur dann, wenn man die Mittel habe, ihn zu vertheidigen und dazu gehöre zunächst wieder eine Bevölkerung von Seiten der herrschenden Race, nicht blos weiße Colonisten, welche über eine Mehrzahl unterworfener Eingeborener das Regiment führen. In solchem Tone und mit solchen Argumenten deducirte Herr Maury weiter durch sein ganzes Buch, gab aber dabei eine so verlockende Schilderung der unermeßlichen Reichthümer an kostbaren Naturprodukten, schilderte Klima, Nahrungsmittel, Lebensweise, Verkehrsmöglichkeiten so reizend und vielversprechend, daß sein Buch einen wahren Schwindel in der ganzen Union hervorrief. In einer Zeit, wo man in New-Orleans und New-York ganz offen Aktien zu einem Flibustierzuge gegen Cuba und sämmtliche spanische Colonieen verkaufte, konnte es nicht fehlen, daß das Maury'sche Werk ähnliche Spekulationen auf Brasilien und zwar speziell auf den Amazonas hervorrief. Es wurden Meetings gehalten, in denen Zweck und Mittel einer solchen „Expedition" mit der größten Unbefangenheit besprochen wurden, als handle es sich dabei nur um einen „Trip" nach irgend einer wüsten Insel. Die Sache wurde auch in den Unions-Zeitungen als so durchaus „faisable" besprochen, daß man in Brasilien aufmerksam wurde und sich nichts Gutes von einem Hereinbrechen des sächsischen Elements in die Orthodoxie, die Abgeschlossenheit und damals eben beginnende Consolidirung der monarchischen Verhältnisse fürchtete. Nicht so heftig und unruhig wie Mr. Maury, aber eben so bestimmt und ernsthaft, nahm nicht allein die brasilianische Presse, sondern auch Monte-Video und Buenos-Ayres die Sache auf, denn die Folgerung lag nahe, daß ein Versuch, der sich auf diese Art gegen den Amazonas richte, auch gegen den La Plata gerichtet werden könne, bei welchem die von Hrn. Maury verfochtenen Kriterien nicht weniger paßten. So erschien denn in Monte-Video 1854 in der „Imprenta del Rio de la Plata" eine „Respuesta a una memoria de M. Maury" unter dem Titel: „de la navegacion del Amazonas" von de Angelis, dem berühmten Geographen, welche, spanisch geschrieben, mit dem Vatel, Hugo Grotius, Puffendorf, Wheaten und Bentham in der Tasche, dem nordamerikanischen Marine-Offizier dermaßen zu Leibe geht, daß selbst die entschiedensten Yankee-Blätter doch zugestanden, Maury sei geschlagen und die Flibustier-Expedition unterbliebe doch wohl besser. Das de Angelis'sche Buch ist das Muster einer ernst gehaltenen politischen Brochüre und fand als solche die allgemeinste Anerkennung; um so mehr, als es auch die Ueber-

treibungen und Fabeln des Gegners geißelt, der von „Diamanten und Edelsteinen im Amazonas spricht, über deren Lager Goldkörner hingerollt werden."

Die brasilianischen Staatsmänner hielten sich aber dessenungeachtet für gewarnt. Sie sahen ein, daß über lang oder kurz ähnliche Wünsche und Spekulationen wieder auftauchen würden, auftauchen müßten, wenn nicht von Brasilien selbst etwas geschähe, um etwaigem Drängen den Vorwand zu nehmen. So wurde der ganze westliche Theil der gigantisch zugeschnittenen Provinz Pará in eine besondere Provinz, Alta Amazonas, abgezweigt und der Anfang zu einer regelmäßigen Dampfschifffahrt bis zur Gränze von Peru gemacht, die Colonisation für Einwanderer erleichtert, und verhältnißmäßig viel für Bevölkerung und Belebung gethan. Bei so ungeheueren Ausdehnungen und bei durchgängig dünner Bevölkerung, konnten das aber nur Tropfen in's Meer sein. Zudem muß bei allen Schönheiten und Vorzügen des Amazonas doch nicht vergessen werden, daß er parallel mit dem Aequator läuft und daher für viele Einwanderer ein unmögliches Feld für Arbeit ist. Allerdings bedarf es dort weniger Arbeit als irgendwo, denn es wächst Alles in reichster Fülle, fast ohne Pflege, in Mund und Hand. Immer aber gehört doch klimatische Gewohnheit dazu, um nur das Ueberwüchsige auszujäten.

Kaiser Dom Pedro II. hatte schon längst die Ueberzeugung, daß Brasilien seine großen Ströme dem Weltverkehr öffnen müsse, wodurch allein die Möglichkeit geboten werde, die ganze Kraft fremder Unternehmung und fremden Capitals, unschädlich für das politische Staatsganze, in das Amazonas-Gebiet hineinzuziehen; aber die politischen Verhältnisse der letzten zehn Jahre gestatteten dem Kaiserreiche einen solchen Schritt nicht. Differenzen mit Peru, die zwischen Brasilien und Frankreich schwebende Frage wegen der Oyapol-Gränze, die selbst Kaiser Napoleon III. schon einigemale „à l'étude" genommen hatte, dann der fast drei Jahre dauernde Conflict mit England wegen der „practical jokes" einiger brittischen Marine-Offiziere, endlich die Differenz mit der nordamerikanischen Union wegen des Kampfes zwischen dem nordstaatlichen Kriegsdampfer Wassuchet mit dem südstaatlichen Kaper Florida, im Hafen von Bahia, machten es unmöglich, daß Brasilien die Freigebung des Amazonas früher aussprach, weil dieser große politische Akt dann nicht als ein freiwilliger angesehen haben würde, sondern wie ein pater peccavi oder eine Nachgiebigkeit hätte gedeutet werden können. Jetzt aber, wo alle diese Conflicte zu größter Ehre und Genugthuung Brasiliens beigelegt sind, wo Brasilien Uruguay besiegt und dieser Republik mit voller Achtung ihrer Unabhängigkeit und republikanischen Regierungsform den Frieden wiedergegeben, wo es die Triple-Allianz mit den beiden, ihnen sonst racenfeindlichen Staaten, der argentinischen Conföderation und Uruguay aufgerichtet, und eine Land- wie Seemacht entwickelt hat, wie sie Südamerika bisher nicht gekannt, trat der Kaiser plötzlich mit dieser Maßregel hervor ja er fügt sogar, um keinen Zweifel über seine Intentionen zu lassen, dem Amazonas auch noch den Saõ Francisco auf der Ostküste seines Reiches hinzu, der in gleicher Weise die Provinzen Bahia und Minasgeraes dem Weltverkehr öffnet.

Es giebt diese nach jeder Richtung hin merkwürdige Thatsache zugleich die Garantie, daß nach dem Siege der Triple-Allianz über Paraguay, auch das ganze Platabecken bis weit nach Bolivia hinauf, in allen seinen Wasserläufen der freien Schifffahrt geöffnet werden wird. Der Paraguay und der Paranna, aus deren Zusammenfluß der La Plata sich bildet, entspringen in brasilianischen Provinzen; ebenso der Uruguay. Ihre Beschiffung, also auch Zu- und Abfuhr des Inneren Brasiliens, war aber bis jetzt durch die offene Feindlichkeit Paraguays gehindert und brach gelegt. Darunter litt aber nicht allein Brasilien, sondern Paraguay selbst, die Uferstaaten Santa Fé, Corrientes, Entre Rios des La Plata, und die beiden großen Handels-Compagnien Buenos-Ayres und Monte-Video, die letzteren allerdings nicht in gleichem Maße, denn sie hatten die See. Dieses für Brasilien drückende und erniedrigende Verhältniß mußte aufhören und wenn es aufhört, so ist im Süd-Osten derselbe Eingang in das Innere Brasiliens gewonnen, wie durch den Amazonas im Norden.

In Bates „Naturalist on the river Amazonas" haben wir nun einen vortrefflichen Führer in dieses Wunderland erhalten, dessen tropische Vegetation Alles übertreffen soll, was die Aequatorial-Zone hervorbringt. Auch wenn man kein Zoologe, kein Entomologe und kein Botaniker ist, für welche Species der Forscher das Buch allerdings einen noch größeren Reiz und Werth haben muß, bietet es eine Fülle von interessantem Stoff, der überall den Charakter des geschilderten Landes selbst, den einer urwüchsigen Frische zeigt. Elf Jahre hat Mr. Bates am Amazonas zugebracht, ihn selbst und seine Zuflüsse wiederholt befahren und ist, wie er selbst zugesteht, fast zu einem Eingeborenen des Landes geworden; Reisebeschreibung, Abenteuer, politische Betrachtungen, Rückblicke in die Geschichte, wechseln in buntester Folge mit einer Schilderung des Haushalts und der Arbeit eines Ameisenhaufens, dem Treiben der Affen, Jagd auf Alligatoren und Schildkröten, entomologischen Sectionen langbeiniger Spinnen und prachtflügeliger Käfer ab. Die Eingeborenen nach ihren verschiedenen Stämmen, die portugiesischen Ansiedler, die aus Mischung entstandenen Racen, die Sklaven, die eingebürgerten europäischen Colonisten, Alle werden mit derselben Ehrlichkeit und wohlthuenden Freundlichkeit besprochen, welche uns die Geschilderten nicht allein vertraut, sondern auch achtungswerth macht. Dabei verlieren die Schlangen, Papageien, Affen, Spinnen und Ameisen nichts. Mr. Bates erwähnt am Schlusse seines Buches eines Sprichwortes der Bewohner von Pará, welches dem stolzen Andalusischen „Qui no ha visto Sevilla', no ha visto maravilla!" oder dem bekannten „Veder Napoli, e poi morire" wahrlich nichts nachgiebt. Es heißt: Quem vai pára pará, para, zu Deutsch etwa: Wer nach Para geht, bleibt auch da! Pára heißt nach, Pará die Provinz und para: bleibt, von parar bleiben. Der Paraense spricht es mit Stolz und Mr. Bates giebt zu, daß es sich bei ihm wenigstens 11 Jahre bewährt hat. Mit Sorge dachte er bei der Abfahrt aus der Mündung des Amazonas des Nebels, der trüben Tage, der Dampfschornsteine seiner Heimat England, welcher er doch seine reichen Sammlungen zuführen wollte. Die Literatur über Süd-Amerika wird immer zahlreicher und es ist wohl das beste Zeugniß für das Buch Mr. Bates, daß es so allgemeinen Beifall gefunden. Allerdings kommt ihm die neue politische Gestaltung der Dinge dort und vielleicht bald in ganz Süd-Amerika zu statten, denn wenn die letzten Zwecke der Triple-Allianz durchgeführt werden, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sich die trostlos unfruchtbare Aera der chronischen Revolutionen in Pronunciamento's auf lange hin schließt. Die Augsburger Allgemeine Zeitung brachte neulich einen Artikel aus London, in welchem offenbar von unterrichteter Hand darauf hingewiesen wurde, daß die eigentliche und über den gegenwärtigen Krieg gegen Paraguay weit hinausgreifende Absicht Brasiliens sei, durch die Triple-Allianz ruhige Nachbarn für das schwere aber unvermeidliche Experiment der Aufhebung

der Sklaverei zu gewinnen, die weder Lust noch auch die Kraft haben, das immerhin gewagte und erschütternde Werk zu stören. Ebenso unerwartet, wie mit der von keiner Seite erzwungenen, oder auch nur erbetenen Freilegung des Amazonas und San Francisco für die Flaggen aller Nationen, wird Kaiser Dom Pedro II. wahrscheinlich auch einst mit dem Dekret über Aufhebung der Sklaverei hervortreten. Schon jetzt zeigen einzelne Maßregeln, daß dies geschehen wird, und daß es sowohl beim Kaiser, als seinen Räthen, ja der ganzen brasilianischen Nation nur noch eine Frage der Opportunität ist. In Nord-Amerika giebt es noch einzelne Vertheidiger der Sklaverei. In Brasilien giebt es keine mehr.

Afrika.

Die Nil-Quellen.

Die Times vom 30. Juni 1865 brachte die Nachricht von der glücklichen Beendigung der Entdeckungsreise nach den Quellen des Nil's, welche ein englischer Privatmann Mr. Samuel White Baker mit seiner Gemahlin im Frühjahr 1861 angetreten hatte; das auswärtige Amt theilte an den Vorsitzenden der Geographischen Gesellschaft R. Murchison die Telegramme mit, welche von Alexandrien aus durch die Consuln nach Briefen aus Chartum gesendet waren.

Vor Kurzem ist die Beschreibung veröffentlicht worden und wir müssen die Aufmerksamkeit unserer Leser auf das schön ausgestattete zweibändige Werk lenken, welches sie enthält.*) Sie würde dieselbe schon durch die Größe des Zieles verdienen, das glücklich erreicht wurde, aber sie ist ihrer auch im höchsten Grade werth als Erzeugniß der Literatur durch die Klarheit, Einfachheit, Würde und Wärme der Darstellung. Das erkennt auch die englische Kritik einstimmig an, die in diesem Punkte durch eine Reihe schöner Leistungen — wir wollen nur an Palgrave's Arabische Reise (1862—1863) erinnern, deren Beschreibung eben jetzt in 3. Auflage erschien — zu hohen Ansprüchen berechtigt ist. Henry Kingsley nennt Baker's Werk eines der interessantesten und bestgeschriebenen Bücher seiner Art und setzt hinzu, daß es in dem romantischen Reize seines Inhalts fast alle anderen Reisewerke übertreffe. Wenn dasselbe eine Uebersetzung in's Deutsche erfährt, wie sicher zu erwarten ist, so wünschen wir lebhaft, daß sie der glücklichen Wiedergabe dieser Vorzüge der Darstellung besonderen Fleiß widme; denn der Autor hat durch sie den Erfolgen der vierjährigen heroischen Anstrengung seiner Kräfte die Krone aufgesetzt.

Uns liegt hier zunächst daran, die Stellung der Baker'schen Reise in der Reihe der Entdeckungen zu bezeichnen und anzugeben, in wieweit durch sie in Verbindung mit der unmittelbar vorhergehenden von Speke und Grant das alte Räthsel des Nillaufs als gelöst anzusehen ist. Mr. Baker sagt in der Vorrede seines Buches selbst: Burton erreichte die Quelle des Blauen Nils, Speke und Grant gewannen die Victoria-Quelle des großen Weißen Nils und mir ist geglückt, durch die Entdeckung des großen Reservoirs der Aequatorial-Wasser die Kenntniß der Nilquellen zu vervollständigen, des Albert N'Yanza, aus welchem der Fluß als der ganze Weiße Nil hervortritt. Man weiß, Speke und Grant waren von Sansibar aus in's Innere gedrungen und um die ganze Westseite des Victoria Nyanza herum bis zu seinem nördlichen, nahe unter dem Aequator liegenden Ufer gekommen, wo der Victoria Nile oder Sommerset River aus ihm hervorströmt; sie hatten diesen Fluß bis zu den Karuma-Fällen nördlich begleitet, ihn dann verlassen und 25 Meilen weiter nördlich der Einmündung des Asua den Nil erreicht, von wo sie dann nach Gondokoro gelangt waren.

Am 15. April 1861 hatte Baker Cairo verlassen und war auf dem Nil nach Korosko gefahren, wo der Nil nach Westen ausbiegt, hatte dort den Fluß verlassen, um mit Kameelen nach Abu Hamol zu gelangen und von da wieder stromauf nach Berber zu reisen. Hier hatte er beschlossen, vor der weiteren Untersuchung des Nils durch Erlernung der arabischen Sprache sich möglichst unabhängig von Interpreten zu machen und ein Jahr auf die Untersuchung der Zuflüsse zu verwenden, die der Nil aus Abyssinien empfängt; den Atbara hinauf bis zum Einfluß des Settite und diesem bis in die Gebirge, von da über die Flüsse Salaam und Angrab, zuletzt über den Atbara selbst nach Gellabat und an den Rahad und den Dinder, an diesen Flüssen aber hinab bis zu ihrer Vereinigung mit dem Blauen Nil, um diesem nach Chartum zu folgen. Die Niederschläge des abessinischen Hochlandes schwellen in der Regenzeit von Mitte Juni ab diese Flüsse zu stattlicher Fülle, die vorher sehr wasserarm sind; sie veranlassen dann die Nilüberschwemmung; die Klarheit ihres Wassers unterscheidet sie auffällig von dem Weißen Nil, dessen Wasser in Folge des Durchgangs durch Seen und durch weite Marschen niemals klar erscheint. Die Reise hatte gerade ein Jahr gedauert, und Baker wird vielleicht später darüber ausführlich berichten.

Vom 18. December 1862 bis zum 2. Februar 1863 dauerte dann die Reise nach Gondokoro aufwärts am Weißen Nil; dort konnte Baker am 15. Februar mit Hurrah für Alt-England! Speke — seinen alten Freund — und Grant begrüßen, die vom Victoria N'Yanza zurückkehrten. Er war ausgezogen, sie aufzusuchen und ihre Heimkehr zu unterstützen und betrachtete im ersten Augenblick seine Expedition als beendet; aber er erfuhr sofort von den beiden kühnen und glücklichen Entdeckern, daß eine wichtige Ergänzung ihrer Erforschungen noch übrig sei; sie hatten den vom Victoria-See nördlich fließenden Strom bei den Karuma-Fällen in 2° 17' N. Br. mit westlichem Laufe gekreuzt und ihn dann erst in 3° 32' N. Br. als von W.S.W. kommend wieder erreicht. Die Bewohner und der König von Unyoro hatten ihnen gesagt, daß der Nil von den Karuma-Fällen aus mehrere Tagereisen weit nach Westen fließe und dann in einen See falle, der Luta N'zige heiße und von S. her komme, daß aber der Nil dann aus seinem nördlichen Ende als ein schiffbarer Strom hervorgehe. Der Krieg zwischen dem König von Unyoro und den Stämmen im Westen hatte sie gehindert, diesen See zu erreichen und Baker beschloß, ihn zu untersuchen und damit die Erforschung des Nilbassins zu vervollständigen; er erhielt dazu die sorgfältigsten und freundlichsten Instructionen von den Heimkehrenden.

Er, mit herzlicher Freude an ihren Erfolgen und bereit, zu der Ergänzung ihrer Entdeckungen Alles zu wagen, sie ohne Neid und Mißgunst, daß ihnen nicht Alles gelungen und ihm ein Antheil an ihrem Lorbeer bleiben sollte — wahrhaftig, diese drei kühnen und tapferen Männer geben uns ein erhebendes Schauspiel. Die muthige Frau, die ein solches Unternehmen

*) The Albert N'Yanza, Great Bassin of the Nile, and Exploration of the Nile Sources. By Samuel White Baker, M. A., F. R. G. S. With Maps, Illustrations and Portraits. 2 vols. Macmillan and Co. 1866. 28 s.

wagte, um an der Seite ihres Gatten zu bleiben, tritt als Vierte zu der würdigen Gruppe — nein, sie ist die Krone derselben.

Die Reisenden sollten all' ihres Muthes und ihrer Entschlossenheit bedürfen, denn die Hindernisse, welche sich ihnen entgegenstellten, waren unerhört. Gleich im Beginn schienen die Schlechtigkeit der in Chartum gemietheten Leute und die Feindseligkeit der Eingeborenen jede Möglichkeit des Gelingens auszuschließen. „Kein Gesetz in diesen wilden Regionen, nur rohe Gewalt; Menschenleben ohne Werth, Morden ein Zeitvertreib, weil der Mörder aller Strafe leicht entgeht." So klagt Baker (I, 130) und schildert (I, 19) den sogenannten Elfenbeinhandel, der von hier mit dem Innern betrieben wird, als eine Organisation bewaffneter Räuberbanden, die den Eingeborenen ihre Weiber und Kinder rauben, um sie als Sklaven zu verkaufen und ihr Vieh stehlen, um es bei den Nachbarstämmen gegen Elephantenzähne auszutauschen.

Das Gemälde dieser Fährlichkeiten kann hier nicht wiedergegeben werden; man muß es in dem Werke selbst nachlesen, um so mehr, als die Anschaulichkeit und Lebendigkeit seiner Darstellung sich gerade darin besonders ausprägt. Nach der Meuterei der Leute ließen sich von 40 Bewaffneten 17 gewinnen, aber nur um nach Osten zu gehen, nicht nach Süden; ohne Führer und Dolmetscher — denn alle Eingeborenen waren zu abhängig von den Elfenbeinhändlern — folgte Baker einer nach Osten ziehenden Handelsabtheilung wider deren Willen, fand unterwegs durch Zufall Führer vom Stamme der Latuka und suchte den Ellyria-Stamm eher als die feindlichen Türken zu erreichen.

Die Schilderung der Ansicht des Thales von Ellyria bis zu den Blauen Bergen von Latooka (I, 167) ist ein Meisterstück; auf das Glücklichste stellt sich die Begegnung und das Zwiegespräch mit dem Führer der feindlichen Türken daneben, durch welches er diesen bestimmt, den Anschluß zur Reise nach Latooka nicht zu verwehren. Nicht ohne neue Meuterei ward sie vollendet. Die Schilderung von Land und Leuten in Latooka (I, 207 f.) bildet wieder einen Abschnitt vom höchsten Interesse. Die Frau des Häuptlings — um nur einen der kleinen lebendigen Charakterzüge zu erwähnen — schlägt Mrs. Baker als eine wesentliche Verschönerung ihrer Persönlichkeit vor, die vier untern Vorderzähne auszuziehen, das übliche Krystallstück in ihre Unterlippe zu befestigen und ihr Haar zu färben.

Von da ging es S.W. zu dem Stamme der Obbo (I, 304) auf der Wasserscheide (3674 F. Seehöhe) zwischen dem Osten und Westen; hier bei dem zauberkräftigen Häuptling mußten die Reisenden den größten Theil ihrer Sachen aus Mangel an Lastthieren zurücklassen und das Nämliche wiederholte sich in Shooa (II, 10) durch Desertion der Träger. Sie erreichten den Nil bei den Karuma-Fällen und überschritten ihn nach langer Verhandlung mit den Eingeborenen, ohne aber, wie es Baker's Wunsch war, seinem Laufe nach dem Luta N'zige folgen zu dürfen; sie wurden vielmehr nach Mrooli, der Residenz des Häuptlings Kamrasi transportirt, dessen Hof und Land schon in dem Reisebericht von Speke und Grant geschildert ist (daselbst S. 498 bis 568). Baker selbst erkrankte dort schwer und der schlaue und habgierige Kamrasi suchte ihn auf alle Weise festzuhalten; endlich bewilligte er ihm eine Eskorte — Baker nennt sie die satanische Eskorte (II, 81) und stellt sie bildlich dar — zur Reise nach dem See. Nach 18 Tagen einer schrecklichen Reise — Mrs. Baker ward unterwegs vom Sonnenstiche befallen und Fieber und Wachen hatten auch den kühnen Reisenden selbst erschöpft — erreichte man den See am 14. März 1864 in 1° 14' N. B. Ich eilte zum Gipfel hinauf. Da lag, wie ein Meer von Quecksilber, weit unten die mächtige Wasserfläche, eine gränzenlose Seefläche gegen S. und S.W., glitzernd in der Mittagssonne; und im Westen 50 oder 60 Meilen entfernt blaue Berge, die vom Ufer des See's zu einer Höhe von 7000' über seine Fläche aufsteigen."

Wir verweisen auf die begeisterte Schilderung des endlich glücklichen Entdeckers, Bd. II, 95; er nannte den See zu Ehren des verstorbenen Prinz Gemahl den Albert-See — der Victoria- und der Albert-See sind die beiden Quellen des Nils — das befriedigt sein loyales Herz. Er befuhr den See 13 Tage seiner Ostküste entlang viel behindert durch fast regelmäßige nachmittägliche Stürme aus S.W. bis nach Magungo in 2° 16' N. B., wo er sich nach N.W. wendet; seine Ausdehnung dorthin vermochte er ebenso wenig wie die nach S. zu erforschen, aber er sah von den hohen Gebirgen im Westen über die steilen Granit- und Gneisfelsen zwei große Wasserfälle herabstürzen und auf der Hälfte seiner Fahrt von Osten den Kaigiri hineinströmen. Bei Magungo strömt der Nil oder Sommerset-Fluß in den See; aber der Fluß, den die Reisenden bei den Karuma-Fällen reißend über Felsen hinbrausen sahen, kommt als todtes Wasser an den See, in einem eine halbe Meile breiten Kanal ohne den leichtesten Strom; erst 10 Meilen aufwärts war ein solcher merklich. Baker bereiste ihn aufwärts bis zu den Karuma-Fällen zurück und entdeckte ungefähr 25 Meilen von Magungo, nachdem er seit vielen Stunden schon das Getöse herabstürzender Wasser vernommen hatte, den großartigen Fall des Nils, den er den Murchison-Fall genannt hat; die Wasserbreite verringert sich in einer Granitspalte von gegen 600' auf 150' und der Fluß stürzt tobend mit einem Falle von 120' senkrecht in die Tiefe. Das Buch giebt (bei S. 143, II.) eine vortreffliche Abbildung der großartigen Stelle. Von da ging die Reise einen Theil des früher genommenen Weges zurück, von Shooa aber rein nördlich nach den Katarakten des Nils und an der Ostseite desselben nach Gondokoro; nicht ohne große Fährlichkeiten jedoch, denn der König Kamrasi hielt die Reisenden, nachdem Baker ihn vor räuberischen Elfenbeinhändlern geschützt, 12 Monate lang gefangen, und erst ein kriegerischer Einfall des Königs M'tesa von Uganda gab ihnen die gefährliche Freiheit, sich den rückkehrenden Handelsleuten anzuschließen, die sie ein Jahr vorher begleitet hatten; und auf der Reise nach Gondokoro wurden sie bei dem Bari-Stamme zweimal von den Eingeborenen mit vergifteten Pfeilen angegriffen.

Am Schlusse seines Werkes faßt Baker seine Entdeckung in einer Uebersicht zusammen, die sehr lehrreich ist. Das Sammelbecken des Nils erstreckt sich von 22° bis 39° Oest. L. und von 3° S. bis 18° N. B.; der Victoria- und der Albert-See sind seine großen Aequatorial-Reservoirs, sie nehmen alle Zuflüsse vom S. des Aequators auf, der Albert-See überdies die Zuflüsse von den Blauen Bergen, die nördlich desselben an seiner Westseite liegen. Der Albert-See ist das große Bassin des Nils, der Nil verläßt ihn (in 2° 40' N. B., 31° 25' Oest. L.) als der ganze große Weiße Nil; die zehnmonatliche Regenzeit erhebt das Niveau des Sees um mehr als 4' bei einer Fläche von 65 geogr. Meilen Länge und circa 15 Meilen mittlerer Breite. Endlich giebt Baker eine Darstellung der geologischen Bildung von Central-Afrika und verweilt bei der interessanten Uebereinstimmung seiner Erfahrungen mit den bis in's Jahr 1852 zurückdatirenden theoretischen Ergebnissen Murchison's, die dieser in der Adresse an die „Geogr. Society" vom 23. Mai 1864 erneuert ausgesprochen hat. Eine Zusammenstellung der Beobachtungen und Messungen Baker's schließt den Band. Von diesen müssen wir noch sagen,

daß sie seine Karte auf Positions-Bestimmungen und Winkelmessungen, sowie auf Höhenmessung mit dem Siedepunkts-Thermometer gründen und daß die Instrumente nach der Rückkehr sorgfältig verglichen worden sind. Seine Höhe von Gondokoro zeigt eine gute Uebereinstimmung mit der Bestimmung von Dovjak. Die Messung der Flußhöhe bei Mrooli fordert für den Victoria-See eine größere Höhe als Speke und Grant ihm beilegen, jedenfalls um 4000'; die Höhe des Albert-See ward zu 1448' Engl. gefunden.

Wir wollen mit ein Paar Notizen über die Zusammenstimmung schließen, welche die Entdeckungen von Speke, Grant und Baker mit gewissen Traditionen der alten Geographie bezüglich der Nil-Quellen darbieten, obwohl die Alten den Nil nur bis Syene genau kannten und für den ganzen südlicheren Lauf auf Berichte der Karavanen angewiesen waren. Nach Ptolemäus sollte der Nil aus zwei Seen kommen, die von den Schneewassern des Mondgebirges gespeist würden und unter 6° und 7° S. B. lägen und beide Ströme sich unter 2° N. B. vereinigen. Dem entspricht immerhin merkwürdig genug die Existenz der Hochebene Uniamwesi im S. des Victoria oder des Mondlandes, die wirklich bis zur Schneehöhe aufsteigende Gipfel zu tragen scheint. Die beiden Seen sind gefunden; ob der palus occidentalis der Victoria ist, kann freilich nicht besonders begründet werden; daß aber Ptolemäus' westlicher See mit dem Albert-See identisch sei, dafür giebt ein von Hudson in „Geographiae veteris Scriptores Graeci Minores" (Oxford 1712) mitgetheiltes Bruchstück einen überraschenden Anhalt; denn in demselben wird der östliche See als der See der Krokodile, der westliche aber in merkwürdiger Uebereinstimmung mit Baker's Beobachtung von den schönen Wasserfällen als der See der Katarakten bezeichnet. Die Geschichte von der Verdunkelung der alten Anschauung des Ptolemäus durch die arabischen Geographen und ihre Nachfolger wollen wir hier nicht berühren und nur erinnern, daß erst die Expedition Mehemed Ali's 1841 bis in die Nähe von Gondokoro vordrang. Daß in wenig mehr als zwei Jahrzehnden das Räthsel der Jahrtausende aufgehellt ward, verdankt die Welt der Thatkraft der Engländer, und es liegt darin fürwahr kein geringes Zeugniß für dieselbe. Vielleicht, daß die gegenwärtigen Streitigkeiten mit dem Tyrannen von Abessinien diese Thatkraft dazu anregen, in jene Regionen einen sichern Weg für Handel und Kultur zu eröffnen. Von Baker's Buch wird aber jeder Leser mit dankbarer Hochschätzung für den ebenso muthvollen und hochbegabten wie aufopferungsfähigen Verfasser scheiden; er hat die große goldene Medaille der „Royal Geographical Society" ruhmvoll verdient. Willer.

Kleine literarische Revue.

— „Zum Gedächtniß König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen. Aeltere und neuere Königslieder von Louise Gräfin zu Stolberg-Stolberg".*) Ihrer Majestät der Königin Elisabeth, zum sechsten Jahrestage des Heimganges ihres hohen Gemahls, hat die Dichterin diese Ausgabe ihrer Königslieder gewidmet. Sie begleitet darin die Regenten-Laufbahn des verblichenen Königs. Sie begrüßt den aufsteigenden Stern mit freudigem Stolze und schwärmerischer Verehrung; sie betrauert sein Sinken mit tiefrührender Klage und betet am Grabe des Heimgegangenen in frommer Ergebung. In der Zeit der politischen Kämpfe greift auch sie zu den Waffen, allerdings zu unblutigen; muthig stellt sie sich zur Vertheidigung ihres Königs, und namentlich ist es Georg Herwegh, mit dem sie einen Zweikampf auf Verse ausficht. In diesem Kampfe sind die Waffen ungleich: das politische Lied ist kein Schwert für Frauenhände. Desto reicher und duftiger erscheint uns der Liederkranz, den die Dichterin eigens dem Könige windet. Durch den hohen Schwung, mit dem sie ihrer Begeisterung für die glänzende Persönlichkeit des Monarchen Ausdruck giebt, und durch die fromme Ergebenheit, aus der heraus sie in Zeiten höchster Trübsal Trost zu finden und zu spenden sucht, fühlen wir uns ergriffen. Hier breitet sich vor uns der hochwogende Strom eines dichterischen Frauengemüths aus. Hier lauschen wir den Klängen einer überquellenden patriotischen Liebe, die in Bewunderung eines königlichen Charakters sich selbst vergißt und in heiligem Schmerze an der Gruft des unglücklichsten der preußischen Könige ihre Fackel löscht. „Als ein Wiederschein des von Ihm ausstrahlenden Lichtes, als ein Echo der Laute Seines Herzens, bieten diese Dichtungen treue und wahre Züge dar, für Sein künftiges Abbild in der Geschichte."

*) Berlin, Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker), 1867.

— Neue französische Bibel-Uebersetzung. Eine von einem Vereine französischer evangelischer Geistlichen augsburgischen und helvetischen Bekenntnisses herausgegebene französische Uebersetzung der Bibel erscheint jetzt in Paris bei Cherbuliez und Meyrueis in Lieferungen, von welchen bereits die Genesis, der Prophet Jesajas, Ruth, der Prediger Salomonis, das Evangelium St. Matthäi und die Epistel an die Römer ausgegeben sind. Herr Ernest Renan empfiehlt diese Bibel-Uebersetzung als die beste, die bis jetzt in französischer Sprache herausgekommen. Er sagt, daß alle bisher existirenden Arbeiten dieser Art, gleichviel ob sie von Protestanten, Katholiken oder Juden herrührten, sehr mangelhaft seien, und daß er schon oft in Verlegenheit gewesen, denjenigen, die ihn baten, ihnen eine allen Anforderungen entsprechende Uebersetzung zu nennen, eine solche zu empfehlen, falls sie nicht Deutsch verstanden, in welcher Sprache es allerdings Uebertragungen der Bibel gebe, die kaum etwas zu wünschen übrig lassen. Die Verfasser der neuen französischen Uebersetzung seien mit allen Grundsätzen einer guten Kritik, sowie mit der reichen Bibel-Exegese vertraut, welche in Deutschland und in Holland existire.

— Rougemont's Bronze-Zeitalter und die Semiten.*) Die Geschichte des Bronze-Zeitalters, das dem Stein-Zeitalter folgte, will das französische Buch feststellen, und zwar weist es den Semiten, namentlich den Pheresitern, Philistern und Phöniciern die Ehre zu, die Civilisation des Bronze-Zeitalters im Occident ausgebreitet zu haben. Das Zinn Britanniens und der Bernstein Skandinaviens und Preußens hat den Handel der Semiten nach jenen entlegenen Ländern gelockt, und durch die genannten Völker sind jene beiden Materialien und die daraus angefertigten Waffen und Schmucksachen den Völkern der Alpenländer und Galliens geliefert worden. Es ist dies ein dunkles und bisher wenig angebautes Feld der Geschichte, das für die kühnsten Hypothesen einen großen Spielraum läßt, den der Verfasser auch im weitesten Maße benutzt.

*) L'age de bronze, ou les Sémites en Occident. Par M. Frédéric de Rougemont. Paris, Didier.

Literarischer Sprechsaal.

Bei Gelegenheit der Feier des fünfzigjährigen Doctor-Jubiläums von Leopold Ranke, am 20. Februar 1867, kündigt die Verlagshandlung der Werke des berühmten Historikers*) eine neue, von ihm selbst durchgesehene und mit werthvollen Arbeiten vermehrte Ausgabe derselben an. Seine im J. 1827 erschienenen „Fürsten und Völker von Süd-Europa im 16. und 17. Jahrhundert" waren es, welche zuerst die Aufmerksamkeit Deutschlands und des Auslandes auf den jungen Historiker gelenkt hatten. Ein Hauptkennzeichen seiner späteren, mehr vollendeten Werke: gründliches Quellenstudium, Klarheit und Tiefe der Ideen bei gewandter, eleganter Form, zeichnete bereits diese erste größere Arbeit aus, die für ihn die Beförderung von einer Gymnasial-Professur in Frankfurt a. d. O. auf den historischen Lehrstuhl der Universität Berlin zur Folge hatte. Welcher Umschwung der historischen Studien und welche bedeutende Schule deutscher Geschichtschreibung von dem Auftreten Ranke's datirt, dessen jüngere Nachfolger jetzt im südlichen wie im nördlichen Deutschland lehren, braucht hier nicht in Erinnerung gebracht zu werden. Seine beiden geschätztesten Werke: „Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat" (3 Bde.) und die „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" (6 Bde.) erschienen in den Zeiträumen von 1834—1836 und 1839—1847 und sind in eine große Anzahl fremder Sprachen übersetzt. Sie haben jedoch hier und da das Schicksal gehabt, verballhornt zu werden. So hat Herr Alex. de St. Chéron die „römischen Päpste" gewissermaßen ultramontanisirt. Ranke war es, der zuerst die reichen Quellen, die sich in den diplomatischen Archiven der Republik Venedig finden, für die Geschichte nutzbar zu machen verstanden hat. Seine „Verschwörung gegen Venedig", seine „serbische Revolution" und seine „Osmanen" bilden überaus werthvolle Monographieen zum Studium des Mittelalters und der Geschichte der Levante. Ranke's „Französische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert" reiht sich jenen früheren, gewissermaßen südeuropäischen Forschungen an, und wird auch von den Historikern Frankreichs geschätzt und vielfach citirt, während seine „Neun Bücher Preußischer Geschichte" und seine sieben Bände Englischer Geschichte selbständige, neue Richtungen eingeschlagen und behauptet haben. In neuerer Zeit hat Ranke bekanntlich die vom Könige Max von Bayern veranlaßte und protegirte Herausgabe der „Jahrbücher des deutschen Reichs" geleitet.

Die in Paris erscheinende „Revue critique d'histoire et de littérature" vom 19. Januar enthält eine Anzeige der Dissertation des Grafen Paul York von Wartenburg über die Katharsis des Aristoteles**) und knüpft daran die Betrachtung, daß diese von der Ober-Examinations-Commission für die Prüfung zu den höheren Verwaltungs-Aemtern in Preußen veranlaßte Dissertation über Aristoteles und Sophokles — obwohl an der Ausführung Einiges wissenschaftlich auszusetzen sei — ein merkwürdiges Zeugniß für das Maaß der Bildung des preußischen Beamtenstandes abgiebt. Am Schlusse ihrer Anzeige sagt die „Revue": Dans cette dissertation tout est singulier pour nous, l'occasion, le rang de l'auteur, et aussi la manière dont l'éducation Allemande prépare à comprendre et à sentir les oeuvres d'art.

*) Duncker und Humblot, jetzt in Leipzig.
**) Berlin, W. Hertz, 1866.

Daß zwei deutsche Theater-Intendanten jetzt gleichzeitig deutsche Uebersetzungen der Dramen Shakspeare's herausgeben, und zwar jede mit Bearbeitungen aus tüchtigster Feder ausgestattet, ist jedenfalls ein die Vorliebe der Deutschen für den großen britischen Dichter kennzeichnendes Factum. Neben dem von F. A. Brockhaus in Leipzig angekündigten Bodenstedt'schen Shakspeare, der von bedeutenden Kräften, wie Nicolaus Delius, Otto Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, getragen wird, erscheint im Bibliographischen Institut von Hildburghausen der Dingelstedt'sche Shakspeare, unterstützt von Karl Simrock, Viehoff, Jordan, Seeger, Gelbcke u. A. Wir haben natürlich — obwohl wir durch Reclamen von beiden Seiten dazu aufgefordert sind — keine Veranlassung, eine der beiden Verlags-Unternehmungen vor der andern herauszustreichen und wollen vielmehr beide der Aufmerksamkeit und der Kauflust des deutschen Publikums empfehlen.

Wie populär der „Freischütz," von Carl Maria v. Weber, auch jetzt noch in Frankreich, beweist der Umstand, daß in Paris kürzlich ein nach der deutschen Biographie des Componisten bearbeitetes Buch zur Geschichte jener Oper erschienen ist.*) Verfasser dieses Buches ist Herr Eduard Neukomm, Mitredakteur des Pariser „Temps" und ein Enkel des deutschen Componisten Sigismund Neukomm, der, von Ludwig XVIII. in Frankreich nationalisirt, nachmals zum Hof-Compositeur des Kaisers Dom Pedro I von Brasilien ernannt wurde und den letzten Theil seines Lebens in London zubrachte. Die charakteristischen Momente zur Geschichte des Textes, wie der Musik des „Freischütz," die Max Maria v. Weber in der Biographie seines Vaters geliefert, hat Herr Ed. Neukomm zu einer geschickten Zusammenstellung benutzt, die den Franzosen einen belehrenden Ueberblick und ein befriedigendes Bild der deutschen Musikzustände der Epigonen von Gluck, Haydn und Mozart gewährt.

„Deutsche Rundschau," diesen Titel hat im Jahre 1867 das alle 32 Tage erscheinende, von Dr. Eduard Löwenthal herausgegebene Journal der „Cogitanten" angenommen, das jetzt in Dresden gedruckt wird. Es nennt sich ein „Centralblatt für Wissenschaft, Politik und sociales Leben", aber wie viel kann wohl auf jeden dieser drei großen Zweige der Publicistik jährlich kommen, wenn alle zweiunddreißig Tage ein Bogen von acht Seiten in 4. erscheint? Die „Deutsche Rundschau" ist, wie ihr Vorgänger, „Der Cogitant", in der Wissenschaft und in der Religion ein Ultra-Radikaler, eine Art Moniteur des Athées, wie ihn Karl Heinzen in Amerika redigirt, in der Politik dagegen gemäßigt liberal. Das Journal hat an Herrn Ed. Maria Oettinger, der jetzt einen Moniteur des Dates — das vollständigste historisch-biographische Lexikon der Welt — herausgiebt, einen guten Mitarbeiter gewonnen. Seine beste Feder bleibt jedoch die der Frau Jeanne Marie v. Gayette-Georgens, die in Nr. 1 der „Deutschen Rundschau" einen kulturgeschichtlich-satyrischen Roman unter dem Titel „Der Oberlehrer von Druntenheim" begonnen hat.

*) Histoire du Freischütz, par Edouard Neukomm. Paris, Achille Faure, 1867.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | Herausgegeben von Joseph Lehmann. | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] Berlin, den 2. März 1867. [No. 9.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

Für alle Verehrer Göthe's wichtig!

Vor Kurzem erschien in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin:

MICHAEL BERNAYS

Ueber Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes.

Velinpapier gr. 8. geh. 15 Sgr.

Diese kleine Schrift stellt an zahlreichen Beispielen unwiderleglich fest, wie manichfach verderbt der Text ist, den wir bisher in Goethe's Werken lasen. Sie weist zugleich nach, wie sich diese Verderbnisse in den Text eingeschlichen haben. (133)

Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

In allen hiesigen Sortimentsbuchhandlungen ist zu haben:

Stauf und Welf.

Ein historisches Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Albert Lindner.

Min.-Format. Eleg. broch. 24 Sgr.

Herrn Dr. Albert Lindner ist bekanntlich der 1859 gestiftete große Schillerpreis nebst Denkmünze für dramatische Werke von der dazu niedergesetzten Kommission in Berlin zuerkannt worden. Das vorstehende Schauspiel ist seinem preisgekrönten Trauerspiel „Brutus und Collatinus“ würdig an die Seite zu stellen und wurde auf dem Hoftheater von Weimar bereits mit großem Beifall aufgeführt.

Das Ideal und die Gegenwart.

Von

Adolph Bernhard Marx.

Octav-Format. Elegant broch. 1⅓ Thlr.

Das vorstehende Werk des berühmten **Theoretikers der Musik** und Biographen von Beethoven ꝛc. ist die letzte bedeutsame Arbeit, welche er kurz vor seinem schmerzlich empfundenen Heimgang vollendete. Es stellt die schwanken Begriffe von Idealität und Realität fest, beweist die Idealitätlosigkeit der Jetztzeit, in der Kunst besonders eingehend auf Richard Wagner und Meyerbeer, in der Wissenschaft auf die Materialisten, in der Religion auf Strauß, Renan und andere, die auf ganz materialistischem Boden stehen ꝛc. (134)

In der Verlagsbuchhandlung von Louis Gerschel in Berlin erschien im v. J.:

Zunz (Dr.), Literaturgeschichte der synagogalen Poesie.

Ein Band von XI und 666 S. gr. 8. geh. 4 Thlr.

Einer Empfehlung bedarf ein Werk von Zunz wohl kaum. Die beste Empfehlung für das vorliegende dürfte darin bestehen, dass der Herr Verfasser in der Vorrede zu demselben seine früheren Arbeiten auf diesem Gebiete als „Vorarbeiten des jetzigen Buches“ bezeichnet. (135)

Zur Unterhaltungs-Literatur.

Verlag von **Eduard Trewendt in Breslau.**

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Hamlet.

Roman

von (136)

A. E. Brachvogel.

Drei Bände. 8. Eleg. brosch. Preis 4⅓ Thlr.

Von demselben Verfasser erschien kürzlich in gleichem Verlage:

Neue Novellen.

Zwei Bände. 8. Eleg. brosch. Preis 3 Thlr.

Inhalt: Erster Band: Osburne, der Weberlehrling. — Marietta Manzini. — Die Grenzfeve. — Malcolm Sinclair. — Zweiter Band: Der Menschenfreund. — Frau Käthe von Schwarzburg. — Die bösen Schwestern.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena erschien, und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Deutsche Schützen-, Turner und Liederbrüder.

oder:

Was will das Volk?

Zeitgeschichtlicher Roman

vom

Verfasser der Romane: „Die Ritter der Industrie“, „Herren vom Kleeblatt“ ꝛc.

4 Bände. 8. Eleg. broch. 5 Thlr.

Ein gemeuchelter Dichter.

Komischer Roman

von

A. von Winterfeld.

4 Bände. 8. Eleg. broch. 6 Thlr.

Dieses neueste Produkt der komischen Muse Winterfelds läßt sich, in Bezug auf die Verschürzung der Intrigue, wohl noch über den vielgelesenen „Stillen Winkel“ stellen. Während letzterer Roman in ruhiger Behaglichkeit dahinfloß, hält der „gemeuchelte Dichter“ die Spannung bis zum letzten Moment rege, in welchem die überraschendsten Lösungen der urkomischsten Verwickelungen, gleichsam wie ein Feuerwerk, emporsprühen. (137)

In unserm Verlage erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Predigten von Dr. Michael Sachs.

Aus dessen schriftlichem Nachlaß herausgegeben von Dr. **David Rosin.**

Erster Band. (33 Bogen.) gr. 8. geh. 2 Thlr.

Kaum dürfte ein literarisches Unternehmen mehr berechtigt sein, die Theilnahme des jüdischen Publikums in Anspruch zu nehmen, als die Predigten des verewigten Dr. Sachs. Weit über den Kreis der Gemeinden, denen er als Prediger angehörte, ja über den seiner Glaubensgenossen hinaus war der Ruf der seltenen Beredsamkeit dieses Mannes gedrungen.

Wir zweifeln nicht, daß sehr Vielen die Vorträge des vielgeliebten und vielbetrauerten Predigers willkommen sein werden, und haben daher, um auch weniger bemittelten Familien die Anschaffung derselben zu erleichtern, den Preis auf **20 Silbergroschen** für die Lieferung von 10 Bogen gestellt. Die erste Lieferung enthält **„Festpredigten“** (10 an Zahl); die zweite und dritte enthalten Sabbatpredigten zum ersten und zweiten Buch Moses. Mit diesen drei Lieferungen ist der erste Band von 505 Seiten abgeschlossen, der zum Preise von 2 Thalern durch alle Buchhandlungen zu erhalten ist. (138)

Berlin Ende Februar 1867. **Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.**

Bei Joseph Jolowicz in Posen erschien so eben: (139)

Geschichte der Juden in Königsberg i. Pr.

Ein Beitrag zur Sittengeschichte des preußischen Staates.

Nach urkundlichen Quellen bearbeitet

von Dr. **H. Jolowicz.**

Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Novellen

von

Karl Aug. Heigel.

1866. 8. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt: Ihr Vater. — Der Schatten. — Das ewige Licht. — Herr von Flor.

„Die Vorwürfe, die der Dichter wählt, zeichnen sich durch ihre Originalität aus; er stellt sich schwierige Probleme, ihn reizen und locken die seltsamen Irrungen des Herzens, der Gedanken, eine Saite klingt in ihm wieder, die an den Amerikaner Poe erinnert. — — — In einer Erzählung tritt uns H.'s dichterisches Talent in seiner ganzen Kraft und Eigenthümlichkeit entgegen. . . . Das Ganze ist glücklich erfunden, gut durchgeführt, voll tragischer Herbheit und Größe, es erschüttert und läutert zugleich.“ (140)

Nationalzeitung.

Drei Treppen hoch.

Bilderbuch eines alten Junggesellen

von

Arnold Wellmer.

1865. 16. eleg. geb. 15 Sgr.

„Humoristische Schilderungen des Kleinlebens, bald im Tone Jean Paul's, bald in dem von Dickens. Einzelnes ist sehr gefällig und anschaulich. — Ein stilles, beschauliches Wesen spricht aus Allem.“

Nationalzeitung.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Die Grenzboten. (141)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 9. Zur Eröffnung des Reichstages. — Zustände und Aussichten in Oesterreich. 2. Die Czechen und der Föderalismus. Silhouetten aus dem vorigen tyroler Landtag. — Die Sage vom Mäusethurm. — Das Ministerium Derby und die Reform. — Hamburgs und Bremens Eintritt in die deutsche Zolllinie.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (142)

Nr. 8. O. Peschel, Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde. — H. Oesterley, Baital Pachisi oder die 25 Erzählungen eines Todtengespenstes. — Eine Verloosung von Ackerland in Victoria. — Die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. — Pulo Pinang (Malaca-Straße). — Eine Spahi-Hochzeit in der Smala — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Brutus und Collatinus.

Trauerspiel von Albert Lindner.*)

Einen anderen Weg nehmen die erzählende und die betrachtende Dichtung, als die dramatische. Es ist oft und mit Recht an den beiden ersten Gattungen entwickelt worden, daß sie den Spiegel des Kulturzustandes eines ganzen Volkes bilden und Hand in Hand mit dem Fortschritt geschichtlicher Abschnitte vorwärts eilen, eine gewisse Vollendung erreichen, Halt machen und einen neuen Entwickelungsgang beginnen. Das Schauspiel kennt solche Regeln nicht. Aeschylus und seine Nachfolger treten zu einer Zeit auf, in der sie das Drama als eine fast neue Erscheinung in der Literatur bieten, ihre geringen Vorläufer sind bald vergessen, ihre Werke stehen als ewige Muster der Schönheit da, und wenige Zeit später, als eine hochvollendete Aesthetik alle Regeln der Schönheit gefunden, gesammelt und geordnet hatte, als Aristoteles die ewigen Wahrheiten seiner Beobachtungen in ein treffliches System gebracht hatte, fand die griechische Muse schon nicht mehr die Kraft, Neues, das sich würdig dem Alten anschlösse, zu schaffen. — Als die römische Kultur in allen Zweigen menschlicher Thätigkeit kulminirte und Hand in Hand mit der Vollendung der Prosa eines Cicero, der historischen Darstellung eines Livius und Sallust, Dichter wie Ovid und Horaz eigene an Form und Inhalt gleich vorzügliche Werke hervorbrachten, erzeugte die Zeit keinen Dramatiker, diese Zeit so groß an geschichtlichem Effekt, an menschlicher Leidenschaft, an den Wunderwirkungen des Schicksals und der ewig waltenden Gerechtigkeit. Und wiederum in gänzlich verfallenen Zeiten, in der Zeit der spanischen Inquisition, als Philipp seine Lande regierte und „die Ruhe eines Kirchhofs" hergestellt hatte, ward Calderon geboren, und inmitten der französischen Maitressen-Wirthschaft, genährt vom Uebermuthe der verrufenen Ludwige, reiften die Aerndten Corneilles und Racines. Und die fruchtbare Mediceerzeit gebar keinen Dramatiker ersten Ranges. Aehnlich verhält es sich mit den deutschen Dichterheroen, deren Jugend in politisch ärmliche Zeiten fiel; freilich ward ihnen vergönnt, in reifstem Alter bessere Zeiten kommen zu sehen, oder zu erleben, die Zeiten der deutschen Erhebung, die Schiller mit geschaffen, Göthe aber noch mit erlebt hat. Shakespeare, in Allem eine Ausnahme, war ein Zeitgenosse der jungfräulichen Königin und ihres rastlos vorwärts strebenden Zeitalters. Noch in seiner Jugend war das Wort gerechtfertigt, das er sprach:

„O England! Vorbild deiner innern Größe —
Was könntest du nicht thun, was Ehre will,
Wär' jedes deiner Kinder gut und echt!"

Aber in reifen Jahren war er wohl berechtigt auszurufen, daß seinen Tagen

„Tausend und abertausend Segensfülle
Verheißen sei,"

und daß es von der Königin Elisabeth gelte:

„In ihren Tagen ißt in Frieden Jeder
Unter dem eignen Weinstock, was er pflanzte!"

Liegt es an der ewig gleichen Bühne, an dem seit Jahrtausenden fertigen Rahmen der Tragödie, daß sich so selten und so regellos ein großes Talent in ihr zur Vollendung durcharbeitet? Oder liegt es daran, daß es eine Prärogative der höchsten aller Künste ist, daß nur selten und wenig Auserwählte ihre Leier tönen zu lassen vermögen? Wir wollen dieser Untersuchung ein anderes Blatt widmen und uns fröhlich an die reifen Früchte des Augenblickes halten, den gesunden Winterapfel genießen und nicht daran denken, daß eine südlichere Sommergluth die kostbarere Ananas zur Reife treibt.

In denselben Tagen, als in so vielen Verhältnissen eine frischere Luft unsere lange politische Stagnation der fünfziger Jahre reinigte, feierten wir Deutsche den hundertsten Jahrestag von Schillers Geburtstag. In uns Allen war der Sinn rege, neben der vorübergehenden festlichen Erhebung, etwas dauernd Gutes zu stiften, und viele löbliche Ziele steckte sich der offene wohlgemuthe Sinn aller Festgenossen, die, wie damals gern gesagt wurde, durch ganz Deutschland in Schiller einig waren. In Berlin wurde ein alle drei Jahre zu vertheilender hoher Preis für das beste Drama gestiftet und eine Vereinigung erlesener Männer mit der Auswahl des zu belohnenden Werkes betraut. Den ersten Preis erhielt Hebbel für seine Nibelungen, damals schon dem Tode nahe, der letzte Repräsentant der vormärzlichen Fortschrittspartei in der Literatur, der einst stürmischen Gesellschaft des jungen Deutschland. Zum erstenmale ist ein jüngerer Mann und ein schnell erwachsenes Werk unserer Zeit prämiirt worden, Brutus und Collatinus von Albert Lindner, einem Thüringer dem Wohnsitze nach. Nach dem Vorangeschickten wollen wir nicht untersuchen, welchen Entwickelungsgang der schnell bekannt gewordene Dichter genommen, nicht die Stellung des Werkes zu andern abwägen, sondern die Sache selbst betrachten und nur erwähnen, daß sich Lindner in der Vorrede als ein Mann von redlichem Streben, als ein Feind der Katheder-Kritik vorstellt, gleich abhold dem modernen Rührstück und der Posse, und erfüllt von der Nothwendigkeit zweier Grundbedingungen der dramatischen Poesie, nämlich der Lebensfähigkeit des Stoffes und des Postulates, daß der Stoff auf dem Kulturwege des Volkes liege.

Die Befreiung Roms von den Tarquiniern ist eine glückliche Wahl. Der historische Hintergrund ist weltbekannt, die Motive rein menschlicher Natur und in jeder Epoche allgemein verständlich. Es gilt bloß, den historischen Stoff dem Rahmen der Bühne anzupassen. „Wer die Geschichte kennt, sagt Shakespeare, den bitte ich ziemlichst um Entschuldigung für Zeit und Zahl und rechten Lauf der Dinge, die hier in ihrem großen wahren Leben nicht darzustellen sind." Nicht die bloßen Helme von Azincourt, sagt der Altmeister, würde das Theater fassen, „Minuten müssen Stunden vorstellen, fünf zerhackte Klingen die Waffen eines Heeres." Es ist schon dankenswerth, daß der Verfasser der gekrönten Tragödie einen dieser großen Stoffe gewählt hat, die sich von den gewöhnlichen, leider jetzt dem Theater eigenen Vorwürfen unterscheiden, und wir wollen lieber das Haus zu klein finden im Verhältniß zum Stoffe, als das Umgekehrte. Im ersten Akte lernen wir die Personen und Verhältnisse kennen. Lucretius, alt und nur dem Landleben ergeben, fragt das Volk aus über seine Unzufriedenheit. Es will den Römern weder die Knechtsarbeit in den Sinn, welche die Tarquinier verlangen, noch daß der König fremde Arbeiter besoldet. Collatin, sein Schwiegersohn, von aristokratischer Natur und ein Heißsporn der Freiheit, verachtet das Gesindel, welches sich den Druck seiner hochmüthigen Vettern gefallen läßt; Junius Brutus, einst die Hoffnung Roms, der Stolz seiner Freunde scheint unter dem Druck der Tyrannei und nachdem seine ganze Fa-

*) Berlin, Georg Reimer, 1866.

mille von den Tyrannen ausgerottet ist, den Verstand verloren zu haben. Jammervoll, ein Narr, dem öffentlichen Spott preisgegeben, irrt er auf den Straßen umher und Niemand ahnt, daß unter dieser Maske der stahlgepanzerte Held der Freiheit gerüstet harrt, daß hinter seinen erloschenen Zügen eine energische Natur glüht und den Moment erspäht, die Brandfackel in den Zündstoff, der sich häuft, zu werfen. Trotzig widersteht Collatin der Anrede seiner aus dem Siege über Gabii, das sie durch Verrath gewonnen, heimkehrenden Vettern und ihrer Mutter Tullia. Diese ist die Seele des Bösen in ihrer verworfenen Familie, denn Superbus ist des Blutes satt und sehnt sich nach Ruhe, ja er hat für die Kinder des Brutus, die er in seinem Palast erzieht, eine Liebe gewonnen, die der Reue über die geschehenen Unthaten nahe kommt. — Der Bogen ist gespannt, wir sind erwartungsvoll zu sehen, wohin der Pfeil fliegen wird.

Einen wirkungsvollen Schluß bereitet dem Akte die Erscheinung der Cumäischen Sibylle, deren Bücher Tarquin zurückweist und die sie dem Brutus schenkt, der Rom zum zweitenmale gründen wird.

Der zweite Akt zeigt die Wette um weibliche Tugend; unter allen Frauen hat Sextus die Lucretia bei der Arbeit gefunden, und ihre Schönheit oder ihre Reinheit, vielleicht Beides schrecken ihn zurück, um seine Begierden später um so mehr zu reizen. Die Gesandtschaft, welche Tarquin nach Delphi gesendet, und welcher Brutus beigegeben war, ist zurückgekehrt. Tarquin, um die Echtheit von Brutus Blödsinn zu prüfen, besiehlt zum Scheine einen seiner Söhne zu tödten. Brutus hält die Probe aus, es ist, als kenne er den Knaben nicht.

Der folgende Akt versammelt die Quiriten um die der Lust des Sextus geopferte Lucretia. Brutus ist unter ihnen. Sie hören das Geständniß und sehen den Opfertod des Heldenweibes. Sie hatten der noch Lebenden Rache geschworen, der Todten schwört sie Brutus. „Er hat sich aus des Blödsinns Lumpen aufgeschwungen, wie ein Aar mit hellem Wächterrufe über Rom. Die Maske fiel, und der Tyrann muß nach." Brutus führt den Aufruhr, die Tarquinier fliehen, und Rom ist frei. Aber dem Collatin ist der Frevler Sextus entkommen, und des Brutus Kinder kennen ihren Vater nicht mehr, und verstehen nicht sein patriotisches Leid und nicht seinen Sieg. Die Freunde Brutus und Collatin haben sich wiedergefunden, sie haben Sieg errungen, Freiheit hergestellt, aber „sind beide Verlierer unter tausend Gewinnern. Rom sitzt am Festmahl und der Wirth verhungert."

Mit diesen Worten schließt der erste Theil der Handlung. Bis hierhin ist alles vortrefflich in jenem vorwärtsschreitenden Gange, dessen das Drama zu seiner Steigerung bedarf, jedes Wort gedrungen, jede Scene kräftig gespannt, und gleicherweise spannend. Viel, sehr viel ist noch des einzelnen Lobes werth, wie die Zurückhaltung des Dichters bei der Schilderung der Narrenmaske des Brutus, wie das jähe, aber adelig-schöne Wesen Collatins, auch die Anmuth, die jedes Wort Lucretiens athmet, endlich der düstere Unmuth des von schweren Gewissensängsten gepeinigten Königs. Zu tadeln ist wenig. Vielleicht hätte das Geständniß der dem Tode geweihten Römerin ausführlicher sein dürfen, um wahrscheinlicher zu werden. Die Schönheit des Livius ist bei Schilderung dieses Ereignisses unvergleichlich. Er erklärt, warum sie nicht gleich den Tod der Schande vorziehen konnte, und jedes seiner Worte ist dichterisch. Dramatiker haben oft mit Glück Chronisten und Historiker Wort für Wort benutzt, und was Tschudi für Schillers Tell war, konnte Livius wohl dem vorliegenden Trauerspiel sein. Indessen wollen wir nicht mit dem Dichter rechten, der vielleicht aus äußerlichen Rücksichten zurückhaltend sein mußte; er hat genug gegeben. Der Gedanke, die schöne Legende zu dramatisiren, ist allein eines Preises werth.

In den beiden letzten Akten sinkt das Trauerspiel von seiner Höhe herab. Durch zwanzig wirkungsvolle Scenen waren wir auf ein Ziel hingeführt worden, dem die ganze Handlung zueilte. Nun ist es erreicht. Schon an und für sich kann der Moment von Roms Befreiung nicht überholt, unsere Erhebung nicht mehr gesteigert werden. Aber was ist es, was in diesen letzten beiden Akten folgt? Eine zur Darstellung ungeeignete Reihe von geschichtlichen Begebenheiten, schön nur vom politischen, aber gar nicht vom ästhetischen Standpunkte aus. Weder die Verbannung des Helden Collatin, noch die Tödtung der eigenen Kinder kann uns für den dramatischen Brutus erwärmen. Es mag politisch wirksam gewesen sein, aber es war immer brutal und stößt uns ab, wie die mordende Medea jenen alten Dichter, den Lessing im Laokoon so schön citirt. Ebenso fehlt den einzelnen Begebenheiten der Zusammenhang, den das bis dahin unser durch das Streben nach der Freiheit Roms einig erhaltenes Drama gehabt hatte. Sie sind an einander gereiht, ohne verbunden zu sein. Und endlich mag hier eine oft angeführte Regel wiederholt werden: Nicht Alles, was geschehen ist, also nicht Alles, was wahr ist, ist zugleich wahrscheinlich. Aber nur das Wahrscheinliche ist das dichterisch Berechtigte, nur das von uns Miterlebte rührt und erhebt uns. Das Ungeheuerliche mag geschehen, aber es läßt uns fremd, da wir es nicht in uns sich vollziehen sehen, auch wenn wir es äußerlich sehen. Es ist ja viel menschlicher, viel rührender, wenn der Vater nicht vermag über die Kinder zu Gericht zu sitzen, als wenn er sie tödtet, wenn der Freund sich der Ausübung des Gesetzes entzieht, welches den Freund verbannt. Staatsmännische Regeln sind dies nicht, und der Konsul Brutus handelte für Rom, der Held der Dichtung aber, der so handelt, verläßt die Regel des Dichters, daß nämlich die Dichtung „auf dem Kulturwege des Volkes liegen müsse", denn diesen Theil des Weges hat eine mildere Sitte längst verschüttet und erneuert.

Der glückliche Griff, den der Dichter im Ganzen gethan, die Schönheit der Worte, die edle Haltung in der Handlung spannen unsere Erwartungen hoch, und wir begrüßen das Werk als einen Anfang einer Reihe schöner Nachfolger. In diesem Sinne ist es zweifellos, seiner durch den Richterspruch der Jury erlangten Achtung werth, und hätte die Prämiirung keinen anderen Werth, so wäre schon der Umstand allein lobenswerth, daß zwischen der Mittelmäßigkeit der zur Aufführung gelangenden Bühnen-Erscheinungen, und der Hand in Hand gehenden Gleichgiltigkeit des Publikums eine Darstellung sich uns aufdrängt, welche energisch unsere Theilnahme herausfordert, Anfechtung oder Beifall provozirt, und — das Ballet auf einige Abende aus unsern Theatern verdrängt. L. L.

Zur Statistik der Verletzungen und Erkrankungen im Kriege.

Die Zeitungen haben einen vorläufigen Bericht — der wohl offiziösen Quellen entstammt — über das Verhältniß der durch die Kugel im letzten Kriege bei der preußischen Armee Gefallenen zu den durch Krankheit Gestorbenen gebracht.

Es cirkuliren über dies Verhältniß andererseits Gerüchte, welche die Opfer, die die Cholera in der preußischen Armee gefordert hat, erheblich übertreiben; eine offizielle Zusammenstellung des statistischen Büreaus fehlt noch: aber die Zahlen, welche wir über die Mortalität von zwei Armee-Corps kennen, begründen die Ueberzeugung, daß die allgemeinen Zeitungsberichte mehr unter dem Eindruck des Schreckens gegeben worden sind als unter sachverständiger Erwägung der thatsächlichen Verhältnisse.

Es scheint daher von Interesse, um unseren Lesern überhaupt einen Maaßstab für die Morbilität und Mortalität im Kriege zu geben, aus einem mit außerordentlicher Sorgsamkeit zusammengestellten Werke über die Gesundheitsverhältnisse der preußischen Armee im schleswigschen Kriege 1864*) einige Daten anzuführen.

Die preußische Armee war im Anfang der Action (im Februar) 40,000 Köpfe stark; die Stärke stieg allmählich auf 63,500 Mann (Anfang Juli); später, als die Friedensverhandlungen schwebten, erfolgte eine Verminderung theils durch Zurückziehen einzelner Truppenkörper, theils durch Entlassung der älteren Reserve-Klassen; da aber die inzwischen ausgebildeten Rekruten den Feldtruppen überwiesen wurden, behielten diese bis zum Friedensschluß (30. October 1864) die Stärke von 46,000 Köpfen.

Die Feldarmee verlor:

1) in Folge von Verwundung durch Kriegswaffen (mit Einschluß der Gefallenen)	738 Mann,
2) in Folge anderer Beschädigungen (Unglücksfälle) und Krankheit (280)	310 „
Summa:	1048 Mann.

Dies ist ein Verlust von 1,6 pCt. ihrer höchsten Kopfstärke. Verwundet wurden überhaupt 163 Offiziere und 2289 Mann; es wurden also durch die feindliche Waffe 3,8 pCt. der höchsten Kopfstärke der Armee außer Kampf gesetzt.

Das Opfer an Menschenleben (Summe aller Todesfälle nach Verwundung) beträgt nur 1,2 pCt.

Sehr bemerkenswerth ist das Verhältniß, in welchem die Offiziere an den Verwundungen betheiligt sind. Das Zahlenverhältniß der Offiziere zur Mannschaft war in der Feldarmee ungefähr wie 1 : 50. Es stellt sich aber bei den Gefallenen heraus wie 1 : 18; bei den Verwundeten überhaupt wie 1 : 15.

Am 18. April (Tag des Sturmes auf die Düppeler Schanzen) verloren die Dänen etwa 1900 Todte und Verwundete, d. h. — da man die Kopfstärke der wirklich in's Gefecht gekommenen dänischen Truppen höchstens auf 12,000 veranschlagen kann — 16 pCt.

Preußischerseits kamen etwa 16,000 Mann ernstlich in's Gefecht; davon sind gefallen und verwundet 1157, also nur 7 pCt. — „Der Gesundheitsdienst darf sich indeß bei seinen Veranschlägen mit diesem Maaßstab nicht begnügen. Jede in's Feld rückende Armee muß auf den Sieg rechnen, eben deshalb aber vorbereitet sein, auch den Verwundeten des Feindes, welche in seine Hände fallen, Beistand und Pflege zu gewähren. Gewöhnlich veranschlagt man für ein ernstes Gefecht die Zahl der Hilfsbedürftigen auf 10 pCt. der eigenen Kopfstärke. Für den 18. April traf dies fast genau zu: es mußte für 1578 Verwundete (940 Preußen, 638 Dänen) unsererseits Sorge getragen werden.

„Am Tage von Alsen war die Differenz des Verlustes noch bedeutender; er betrug preußischerseits 359 Gefallene und Verwundete, d. h. von den 15,000 im Gefecht gewesenen Mann 2,3 pCt.; dänischerseits war das Verlustverhältniß viermal so groß."

„Durch Tod nach Krankheit oder zufällige Beschädigung verlor die preußische Armee in den neun Monaten von Februar bis October 1864 nur 0,5 pCt. ihrer höchsten Kopfstärke.

„Dieses Sterblichkeits-Verhältniß ist ein außerordentlich glückliches.

„Die französische Krim-Armee hatte neben 20,000 Todten in Folge von Verwundung mehr als 70,000 Todesfälle durch Krankheit.

„Die französische Feldarmee im italiänischen Kriege 1859 befand sich unter ähnlichen Verhältnissen wie die preußische in Schleswig 1864: auch sie wurde von ausgeprägten Seuchen nicht heimgesucht; der Krieg wurde vor den Thüren Frankreichs in einem fruchtbaren, mit den Befreiern sympathisirenden Lande unter den günstigsten Transport- und Verpflegungs-Verhältnissen geführt. Ueberdies währte die Actionszeit 1859 kaum halb so lange wie 1864 und der schwere Belagerungsdienst war der französischen Armee in Italien ganz erspart — die Franzosen verloren dennoch im Verhältniß zu ihrer Stärke noch einmal so viel Mannschaften durch Krankheit als die Preußen. Nicht ganz so günstig, wenn auch absolut noch günstig genug, zeigt sich das Erkrankungsverhältniß beider Armeen: bei den Franzosen erkrankten 56 pCt., bei den Preußen 42 pCt.

„Für die Leistungsfähigkeit des Soldaten ist das Alter desselben von hoher Bedeutung. Es war den dänischen Behörden von früher her bekannt, daß die Leute der arbeitenden Klasse vom Lande, welche 30 Jahre alt sind und darüber, sich nur selten noch zu Soldaten eignen; allein die Umstände zwangen dazu, auf jene Alterklasse zurückzugreifen. Die relative Jugend der preußischen Feld-Soldaten hat ihre Kriegstüchtigkeit erhöht.

Die entscheidende Waffe war in diesem Kriege — wie immer — die Schußwaffe: von 422 gefallenen Preußen starben 420 durch Schußverletzungen, 1 durch das Bajonnet, 1 durch den Säbel. Verwundet wurden 2021 Preußen und zwar durch Schußwaffen 1968, durch das Bajonnet 26, durch den Kolben 5, durch den Säbel 22. Von 1222 in preußische Gefangenschaft gerathenen dänischen Verwundeten zeigten Verletzungen durch Schußwaffen 1203, durch Bajonnet 8, durch den Kolben 6, durch den Säbel 5.

„Das Rundgeschoß aus glatten Läufen verschwindet immer mehr von den Kriegstheatern: es wird verdrängt durch das Langgeschoß aus gezogenem Rohr; das preußische Langblei kreuzte sich mit der dänischen Spitz- und Minié-Kugel; als Repräsentanten des Rundgeschosses werden vielleicht bald nur noch die Kugeln von Blei, Eisen oder Zink, welche die Kartätsch- und Shrapnell-Füllung bilden, übrig sein.

„Ob die Sprengstücke der großen Geschosse, die Granatsplitter, von einer Kugel oder von einem Cylinder-Kegel stammen, ist für die Wirkung auf den einzelnen Mann gleichbedeutend. In dem einen, wie in dem anderen Falle sind es bald kleinere Partikel, mitunter sogar so klein, daß sie nur oberflächlich ritzen, bald mehr oder weniger wuchtige und kantige Stücke, welche die entsetzlichsten Verstümmelungen anrichten.

„Der Charakter des Positions-Kampfes war 1864 so vorwiegend, daß die Kanone eine große Rolle spielte. Dennoch ist der Antheil an den Verwundungen, welcher auf die Kanonen-Wirkung kommt, verhältnißmäßig klein. Unter den 2355 Schuß-

*) Generalbericht über den Gesundheitsdienst im Feldzuge gegen Dänemark 1864; von Dr. Löffler, Generalarzt. Berlin, 1866, August Hirschwald.

verletzungen der Preußen rührten nur 487 vom schweren Geschütze her: somit hat sich die dänische Artillerie nur den fünften Theil unserer Schußwunden anzurechnen. Das Verhältniß variirt indeß nicht unbedeutend nach den verschiedenen Kämpfen. Es stellt sich für den Alsen-Tag nur auf 11 pCt., für den 2. Februar (Missunde) auf 20 pCt.

„Unter den Momenten, welche einen bestimmenden Einfluß auf Verlauf und Ausgang der Schußwunden haben, steht oben an der verletzte Körpertheil. Die nachstehende Tabelle von der Häufigkeit und Tödtlichkeit der Schußverletzungen umfaßt alle schußverletzten Preußen (auch die auf dem Kampfplatz sofort gefallenen).

Verletzter Körpertheil.	Zahl der Verletzten	Davon sind gefallen,	nicht gef.	Später gestorben	Summa der Todten
Kopf	468	196	272	25	221
Hals	48	8	40	4	12
Brust	254	117	137	57	174
Unterleib	147	44	103	59	103
Wirbelsäule u. Rücken	99	7	92	27	34
Obere Glieder . . .	610	2	608	53	55
Untere Glieder . . .	729	13	716	90	103

„Auf dem Schlachtfeld waren die Brustschüsse die tödtlichsten (es starben sofort 46 pCt. der Getroffenen; von den Kopfschüssen 42 pCt., von den Unterleibsschüssen 30 pCt., von den an sich numerisch überwiegenden Gliederschüssen nur 2 pCt.); auch an Gefahr für Diejenigen, welche lebend in die Lazarethe kommen, überbieten die Brustschüsse die meisten anderen, sogar die Kopfschüsse. Die Unterleibsschüsse stehen, was die sofortige Todesgefahr betrifft, jenen Kategorien zwar erheblich nach, überbieten dieselben jedoch schon innerhalb der ersten beiden Tage nach der Verwundung: sie sind von allen Schußverletzungen die tödtlichsten, glücklicherweise sind sie weniger häufigen."

* * *

Der Krieg von 1866 wurde unter wesentlich anderen Umständen geführt als der von 1864; die statistischen Angaben werden daher auch wesentlich verschieden sich herausstellen: die aus dem Löffler'schen Werke angeführten Daten geben jedoch bei der höchst sorgsamen Sammlung und Ordnung des Materials einen festen Rückhalt für das wahrscheinliche Ergebniß der zu erwartenden Berechnungen. Dr. P.

England.

Eine neue deutsche Studie über Shakespeare.*)

Des Dichters innere Entwickelung.

„Shakespeare für immer!" tönt es ohne Unterlaß durch den Musentempel der germanischen Welt, ein unerschöpfliches Gedicht hat der Sänger Alt-Englands gesungen und wir Deutschen sind unerschöpflich in unserer Bewunderung, unermüdlich in unserer Betrachtung. Wie Dante im Süden, so ist Shakespeare im Norden der gewaltige Prophet eines Zeitalters, der in dem funkelnden Rahmen der Dichtung das Leben der Menschheit zusammenfaßt, seine Größe, Schwäche und Sonderbarkeit, und der es durch alle Stadien der Entwickelung treulich begleitet. Vom Menschen kann man niemals genug erzählen hören, und so hat man an einem Dante, einem Shakespeare niemals genug. Fast ungerecht werden wir gegen die eigenen Dichterheroen, indem wir die beiden großen „Fremden" wie überirdische Geister anstaunen. Wir denken immer: es steht uns Alt-Englands Genius nahe und nirgends scheint er uns näher zu stehen, als in dem Wesen und Wirken seines begabtesten Verkünders. O die zahllosen Shakespeare-Erklärer unter den Deutschen! Sind sie nicht bei weitem zahlreicher, als die Göthe-Erklärer? Und kein Ende ist abzusehen! Trösten wir uns: auch die Schicksale der Menschheit sollen nach einigen Philosophen unendlich sein.

Der neueste Erklärer, Herr Prof. Sievers in Gotha, gehört zu der wackeren Schaar der ernsthaften Forscher, die nicht mit einer neuen Form der alten Auslegung zufrieden sind, vielmehr bei redlicher Verwerthung der Arbeiten ihrer Vorgänger eine selbständige Auffassung des Dichters und einen neuen Inhalt für dessen Würdigung erstreben. So nur kann eine höhere Stufe der Erkenntniß erreicht werden. Herr Sievers hat sich auf den Standpunkt von Shakespeare's Persönlichkeit zu stellen versucht, sein Ziel war die psychologische Entwickelung des Dichterlebens, die weltgeschichtliche Darstellung des Menschen Shakespeare. Welche Schwierigkeiten diese Aufgabe bot, wird Niemand verkennen, aber es war auch die zeitgemäße Aufgabe dem Dichtergeist gegenüber. Aus seinen Werken zu ihm selber dringen, heißt erst ihn wahrhaft begreifen. Das müssen wir dem Verfasser bereitwillig einräumen. Die Dichtung ist der eigenste Ausdruck der Persönlichkeit des Dichters; will man sein Schaffen lebendig vor Augen haben, so muß man inne geworden sein, wie seine Seelenkräfte wuchsen, blühten und erstarkten.

Allein bei Shakespeare sind die Schwierigkeiten verdoppelt. Von seinen äußeren Lebensumständen wissen wir sehr wenig, seine eigene Nation hat mitten in einer Glanzperiode ihrer Geschichte sein Andenken in Vergessenheit gerathen lassen, weil sie den Beruf der Bühne tief unterschätzte, eine häufig sehr unzuverlässige Sage hat die Lücken zwischen den Thatsachen ausgefüllt, diese selbst oft entstellt, es bedarf einer großen kritischen Sicherheit, um aus diesem Wirrsal heraus nur ein ungefähres Bild seines Lebens zu gewinnen. Was den einzigen festen Anhalt gewährt, sind neben ein paar Daten, dürren Reisern am Pfade des Lebenslaufs, die unsterblichen Werke seines Genius. Aus Shakespeare's Dramen und Sonetten muß sein Geschick sich enthüllen. Wenn sonst das Leben des Dichters die beste Auslegung seiner Schöpfungen ist, muß hier die Hervorbringung für das Schicksal des Dichters zeugen. In Folge davon bewegt sich die Betrachtung seines Werdens und Reifens in lauter Zirkelschlüssen von den Werken auf das Leben, von dem Leben auf die Werke hin und her. Nur die genaue Kenntniß der gesammten Epoche Shakespeare's, der politischen wie der Kulturgeschichte der Zeit, setzt diesem Schwanken einen Damm entgegen. So gräbt man sich mit äußerster Vorsicht in die Schachte der Vergangenheit ein und fördert allmählich das Kleinod eines mächtigen Daseins zu Tage. Sollte Herr Sievers nicht überall glücklich gewesen sein bei der Lösung dieses tausendfachen Räthsels, nun, so hat er die beste Entschuldigung an dessen Proteusnatur: wir dürfen aber alsbald hinzufügen, daß es in seltenen Fällen einer Entschuldigung bedarf. Prof. Sievers hat seinen Helden aus der Zeitgeschichte heraus begriffen, darum hat er

*) William Shakespeare. Sein Leben und Dichten, dargestellt von Dr. E. W. Sievers, Prof. am Gymnasium zu Gotha. Erster Band. Gotha, Rud. Besser, 1866. (XVI und 534 S.)

ihn verstanden, und weil er ihn verstanden, ist ihm die Entwickelung des Dichtergeistes gelungen, ja er hat auf dieser Bahn der Erkenntniß etwas Vorzügliches geleistet!

— Shakespeare, der Mensch, war Shakespeare, der Dichter; die Mauer der Reflexion war noch nicht erbaut worden im 16. Jahrhundert, das Wesen des Menschen wurde noch nicht in Stücke zerschnitten; aus dem Einen floß von selbst das Andere; der Mensch war Eins mit seiner Begabung. Ein Zeitalter, das frischen Muthes die Welt sein Eigen nennt und frei von der Fessel eines kräftig abgeschüttelten Vorurtheils, die Formen seiner Gesellschaft gestaltet, wirkt erwärmend auf die unbefangenen Geister des Volks und verbreitet Licht und Strebsamkeit nach allen Seiten. Kecker Jugendmuth, übersprudelnde Lebenskraft war der Typus des Zeitalters, das die Reformation geschaffen. Da lag sie hinter der freien Menschheit, die Aera des römischen Weltregiments; das geistliche Rom der Päpste war dem gleichen Geschick, wie das Rom der heidnischen Cäsaren anheimgefallen; der germanische Freiheitsdrang hatte beider Grundfesten zertrümmert. Indem das Individuum auf den Boden der freien Selbstverantwortung hinübertrat, hatte es das Erdreich unter seinen Füßen, auf welchem das wissenschaftliche Forschen und das dichterische Schaffen gedeihen konnten. Mit jugendlichem Ungestüm stürzt man sich in alle Strebungen des Geistes, die reformirten Engländer und Holländer und von den Deutschen der protestantische Theil gehen den übrigen Völkern mit dem guten Beispiele voran; Natur und Wirklichkeit kommen zu ihrem Rechte, die Vernunft zu einem achtbaren Spielraum, die Geschichte zu einem unbefangenen Verständniß. Der Mensch in seinem Verhältniß zur Gottheit und Menschheit war das große Problem der Zeit geworden, und so wurde die Schilderung des Menschen, des Seelischen an ihm, der Kampf seiner Freiheit mit seiner Leidenschaft das Problem der Dichtkunst. Hierin schon liegt der Schlüssel zu Shakespeare's Wesen. Herr Sievers stellt ihn ganz richtig als den dichterischen Vertreter der reformatorischen Idee vor unsere Augen; er überschätzt nicht die religiösen Motive seines Schaffens, aber vergißt sie auch nicht überall in Anschlag zu bringen, wie sie es bei einem Bürger des 16. Jahrhunderts verdienen! Und ist nicht der Dichter das eigenste Kind seiner Zeit? Shakespeare ist mit ihr zugleich emporgewachsen, wenige Dichter haben in gleichem Maaße wie Er alle Regungen des Zeitbewußtseins auf ihr Inneres einwirken lassen. Da ist das Spielende und Tändelnde seiner Jugendversuche, die Begeisterung für die Kunstformen der Romanen, die Verwerthung der sinnlichen Schönheit, der Drang nach Reproduction der antiken Klassicität, welcher das erste Stadium seines Schaffens ausfüllt. Diesen Ton hatte die Zeit selbst angestimmt, aber es war nur ein Uebergangston, der in stärkeren Accorden verklingen sollte. Nicht bloß an der Form, sondern gerade an dem Inhalte der menschlichen und dichterischen Freiheit wollte das Zeitalter seine Kraft messen. Es blieb nicht auf die Lieblingsneigungen der Schöngeister beschränkt, auf die Feinheit des Sonetts oder die Schärfe des Epigramms; das Leben machte seine gewaltigen Ansprüche geltend, dem Leben gehört die volksthümliche Kunst, das Leben weist dem Dichter den großen Schauplatz der Menschen- und Völkergeschicke an!

Shakespeare hat sich früh aus den Banden der Form herausgerungen; er hat in seinen Sonetten, in seinem „Venus und Adonis" die Meisterschaft des weltmännischen Schöngeistes bekundet, doch sein Genius hat ihn diese Stufe der Subjectivität alsbald überwinden heißen. Er war Schauspieler von Beruf und Dichter von Gottes Gnaden. Er fühlte eine Welt in sich und die Welt um ihn her faßte er mit warmer Empfänglichkeit. Aus einer Zeit heraus, deren ganzes Dasein der großartigste Kampf seelischer Freiheit war, mußte ein dramatischer Dichter erstehen und Shakespeare besaß die gestaltende Kraft der Handlung, die ihn neben der Vertrautheit mit praktischen Bedürfnissen der Bühne, zu den kühnsten Aufgaben derselben befähigte. Herr Sievers nennt ihn fein und scharfsinnig den „Baco der Bühne." Es liegt in der That eine wahre Verwandtschaft zwischen der Baconischen Naturbeobachtung und der Shakespeareschen Menschenbeobachtung. Shakespeare's unvergleichlicher Erfolg beruht auf dem praktischen Studium der Menschennatur, deren Kern Seele und Geist ist. Insofern ist Shakespeare dem Erfinder des Experiments an die Seite zu stellen, wenn auch des Dichters Experimental-Physik nur die Probe für die Richtigkeit seiner idealen Voraussicht war. Denn Shakespeare ist auf seinem Gebiet nicht bloß ein Genremaler gewesen. Er hat nicht bloß Situationen des Lebens geschildert voll herzinniger Unbefangenheit und unmittelbar ergreifender Wahrheit. Sein Streben ging höher. Eingeweiht in das Princip des dramatischen Schaffens, blickte er zu dem Ideal des wirklichen Lebens empor, und um dies in seinem Spiegel auffangen zu können, mußte er es in sich erleben! Das ist das Geheimniß seiner Kraft und seines Erfolges! Nichts giebt Shakespeare einen erhabenern Platz unter den Dichtern der Neuzeit, als die köstliche Thatsache, daß gerade die subjective Seite seines Schaffens deren objective Wahrheit verbürgt. Shakespeare's Objectivität ist eine selbsterlebte!

Man hat so viel von der Ursprünglichkeit (Originalität) Shakespeare's gesprochen. Seine Gestalten heimeln uns an, sie sind uns vertraute Freunde, sobald wir sie kennen gelernt, wir fühlen ihre Lebenswärme, wir schauen ihr leibhaftiges Dasein. Und warum? Weil Shakespeare's Gestalten Erlebnisse seiner Entwickelung sind, weil der Geist des Dichters auf der Bahn seiner Erkenntniß durch sie hindurchgegangen. Er hat sie mitten im Leben erlebt, nicht auf seinem Studirzimmer, bei dem Lampenlicht kritischer Forschung. Sie sind so herausgearbeitet aus der vorübergehenden Stimmung, daß sie ganz unabhängig von der Willkür dichterischer Erfindung scheinen; es haftet ihnen eine gewisse Naturnothwendigkeit an, die wir doch immer als die objective Freiheit des Geistes, als den höchsten Sieg dieser Freiheit anerkennen müssen. Da zeigt sich, daß an dem dichterischen Schaffen etwas Göttliches ist! Shakespeare war, so wenig wie irgend ein wahrer Dichter, der Apologet einer bestimmten Glaubensrichtung, das Werkzeug einer Secte, allein religiös und zwar protestantisch-religiös ist er gewesen; das neue Princip der modernen Religiosität hat er bekannt und in allen seinen Dramen mächtig verkörpert. Denn die Herrschaft des göttlichen Geistes im Leben und die Fähigkeit des Menschen, als sein Träger Welt und Schicksal zu beherrschen, spiegelt sich in all seinen Hervorbringungen ab; Shakespeare's Dramaturgie ist eine Ethik, eine Offenbarung der sittlichen Ordnung. Man betrachte einen Richard III., einen Romeo, einen Hamlet: wie sind sie anders, als ethisch zu begreifen? Wie will man den „Kaufmann von Venedig" erklären ohne die Harmonie von Gesetz und Freiheit? Es ist Weltgeschichte in Shakespeare's Werken, weil Ethik in ihnen ist. Das Ideal der Vergöttlichung des Lebens ist der treibende Impuls, der den Dichter zur greifbaren Gestaltung fortreißt. Dieses Ideal bestimmt die Epochen seines Wirkens. Herr Sievers hat sie trefflich geschieden. In der ersten Periode kommt das Ideal an und für sich zur Geltung; die

unmittelbare Hingabe an den göttlichen Gehalt des Lebens, die der Dichter begeistert ausstrahlen läßt, enthüllt uns die Immanenz Gottes und die auf sie gegründete Freiheit des Menschen; ihr Sieg stellt sich nach jedem Kampf von Neuem her, der Glaube des Dichters überwindet wie von selbst; der Charakter dieser Periode ist der des reinen Idealismus. Sie reicht ungefähr bis zum 36sten Lebensjahre Shakespeare's und umfaßt nebst den beiden erzählenden Gedichten („Venus und Adonis" und „Lucretia") den größten Theil der Lustspiele mit Einschluß von Viel Lärmen um Nichts, insbesondere die beiden Veroneser, die Komödie der Irrungen, den Sommernachtstraum, Verlorne Liebesmüh, die gezähmte Widerspenstige (welches Stück ursprünglich „gewonnene Liebesmüh" hieß), den Kaufmann von Venedig, Romeo und Julie und Hamlet. Auch die meisten Tragödien mittelalterlichen Stoffes will Herr Sievers in die erste Periode von Shakespeare's Thätigkeit setzen. Heinrich VI. und Richard III. stellt er sogar ganz an den Anfang dieser Periode, gleich hinter die noch dem italiänischen Kunststyl angehörigen Dichtungen: „Venus und Adonis" und „Lucretia".

Die zweite Periode ist ein gewichtiger Fortschritt über die erste hinaus; sie ist das Gegenstück derselben, indem sie die Anfechtungen des Ideals plastisch vor Augen führt. Hier verweist der Dichter den Menschengeist auf die Gränzen seiner Macht, auf die Schranken seiner Freiheit, er zieht den Schleier von dem vollen Bilde der Wirklichkeit und läßt die Welt der Thatsachen gegen die idealen Wünsche des Herzens anbranden, ohne daß das Ideal zertrümmert wird, ohne daß die Welt aus den Fugen geht. Dies ist diejenige Periode, in welcher Shakespeare am Gewaltigsten seinen Realismus bewährt hat; es ist die Periode seiner Mannesreife, die etwa bis in sein 44stes Lebensjahr dauert und außer fast allen eigentlichen Tragödien, Julius Cäsar, ein Paar vereinzelte Lustspiele und einige der großen Dramen, wie Maaß für Maaß u. s. w. hervorgebracht hat.

Die dritte Periode endlich feiert die Wiedervereinigung der Hauptmomente der beiden ersten: sie ist die Periode der Vollendung, des inneren und äußeren Abschlusses mit der Welt; sie trägt einen vorwiegend religiösen Charakter, die innere Läuterung des Selbst, die unbedingte Hingebung an Gott sind hier die zwingenden Forderungen des ethischen Bewußtseins; hier hat das Ideal triumphirt und sein schöner, doch nicht eben leichter Sieg verleiht dem Dichter „jene ernste Sammlung und verklärte Heiterkeit", welche die Welt mit ihren Freuden und Schmerzen, ihren Hoffnungen und Enttäuschungen, nicht mehr zu stören vermag. Diese dritte Periode umfaßt die letzten acht Jahre Shakespeare's; in ihr wurden die historische Komödie Troilus und Cressida, die römischen Historienbilder Coriolan und Antonius und Cleopatra, ferner Heinrich VIII. und die letzten großen Dramen: Das Wintermärchen, Cymbeline und der Sturm geschaffen.

Unser Gewährsmann hat Recht: es ist ein großartiges Schauspiel zu sehen, wie bei Shakespeare die logische und die zeitliche Aufeinanderfolge seiner Entwickelungsphasen genau übereinstimmen. Das Wachsthum seines Geistes war in der That ein Naturproceß; es war organischer Art, keine Stufe wird übersprungen, der Geist bleibt stets mit seinen frühesten und zartesten Regungen in lebendigem Zusammenhange. Er treibt noch Blüthen, während seine Tage hienieden schon gezählt sind. Denn Freiheit und Nothwendigkeit sind in ihm Eins! Ueberall steht das Ich des Dichters hinter seinem Werk und überall, allein etwa Titus Andronicus und den ersten Theil von Heinrich VI. ausgenommen, verdankt das Werk dem innersten Gestaltungsdrange des Meisters seinen Ursprung. Es ist das freieste Streben nach einem als unumstößlich nothwendig erkannten Ziele. Der Geist ringt nach Klarheit und Befriedigung seiner höchsten Ansprüche, aber er überstürzt sich nicht, er gelangt Schritt für Schritt auf die beherrschende Höhe. So vollendet sich dieses Streben und rundet sich ab, die Weltgeschichte wird zum Drama mit erfreulicher Lösung und großartiger Versöhnung, das Schicksal des Einzelnen ein Stück Weltgeschichte, das von den Geschicken der Millionen getragen und ausgeglichen wird. Bekannt ist das Geständniß des berühmten Herzogs von Marlborough, aus Shakespeare's Dramen habe er seine Kenntniß der englischen Staatsgeschichte geschöpft. Wenn je ein Dichter einen hohen Begriff von der Majestät des Staates gehabt hat, so war es Shakespeare. Aus ihm redet die Stimme einer großen Nation, die ihres weltgeschichtlichen Berufes inne geworden. Shakespeare ist keinesweges bloß ein Kapitel der Aesthetik, wie er auch noch Herrn Sievers erscheint. Er ist nicht minder ein Kapitel europäischer Staatsgeschichte, ein praktischer Lehrcursus in der hohen Politik, eine Schule der Staatsmänner, ein hoher Genuß des reiferen, die Welt und ihre Höhen und Tiefen kennenden Alters! Darin gerade ist Shakespeare das Kind der neuen Zeit, welche die Reformation gebar, daß er das Recht des Staates und der weltlichen Gemeinschaft vertritt, daß er die Religion über die Kirche setzt und die mittelalterliche Romantik nur als Staffage benutzt. Shakespeare ist auf politischem Felde seinem Zeitalter sogar vorangeschritten, der Standpunkt eines Jakobs I., der eines Karls I., der eines Cromwell andererseits liegen hinter ihm! Er hat den Fanatismus der Secte in sich ertödtet und jedweder Tyrannei ihr Urtheil gesprochen. Das ist der Sinn, der den zweiten Theil Heinrichs VI. und Richard III. schuf! Es ist der große Sinn für gesetzliche Freiheit. Sind Byron's Gedichte nach Göthe's Ausspruch „verhaltene Parlamentsreden" gewesen, so waren Shakespeare's Meisterwerke leibhaftige Parlaments-Debatten, im innersten Schooße des Volksgeistes gepflogen, ein Spiegel der Zukunft in dem Rahmen der Vergangenheit! Shakespeare war Engländer, so sehr man ihn unter uns zu einem Deutschen gestempelt hat. Im Hintergrunde seines Schaffens stand immerdar Englands Geschichte, der mächtig auf die Dichterbrust einwirkende Kampf berechtigter Parteien. Mag hier- oder dorthin die Entscheidung fallen: was den Kern der englischen Staatsentwickelung ausmacht, das bleibt auch im wildesten Strudel der Bürgerkriege. Das Palladium englischer Freiheit, Ehre und Macht ist gesichert! Auf solchem Boden erwuchs ein stählerner Volkscharakter und aus ihm heraus der Dichter der Charaktere: — Shakespeare! Trauttwein von Belle.

Frankreich.

Dr. Julius Meyer: Geschichte der modernen französischen Malerei.*)

„In dem goldenen Rahmen der Kunst die dem Jahrhundert eigenthümlichen Züge wiederfinden, ihre lebendige Wechselwirkung mit dessen durchgreifenden Kräften und Bestrebungen zu

*) I. Abtheilung: Von David bis zum Ausgang der romantischen Schule. Mit 14 Illustrationen. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann, 1866.

verfolgen, mit einem Worte in ihr einen Spiegel des ganzen Kulturlebens zu sehen, in dem als einem zwar kleineren aber klaren Bilde seine Strahlen sich sammeln: das scheint mir der Gesichtspunkt zu sein, von dem die Betrachtung der modernen Kunst vorab ausgehen muß." Mit diesen Worten seiner Vorrede bezeichnen wir den Standpunkt des Münchener Kunstgelehrten, der sich die dankbare Aufgabe gestellt hat, die Geschichte der modernen französischen Malerei zu schreiben. Vielleicht in keinem Abschnitt der ganzen Kunstgeschichte tritt die Richtigkeit dieser Auffassung einleuchtender zu Tage, in keinem sind die Zusammenhänge zwischen der Kunst und den anderen Erscheinungen des nationalen Geistes, namentlich dem politischen Leben, der Gesittung und der Literatur, so greifbar nachzuweisen, als in der Entwickelung, welche der französischen Malerei seit 1789 zu Theil geworden ist. In dem Reichthum ihrer Entfaltung wie in der Schärfe ihrer Gegensätze das getreue Abbild der wunderbaren Geschicke Frankreichs, ist diese Geschichte eines einzelnen Kunstzweiges von gleich hohem Interesse für den Kunstfreund und für jeden Gebildeten.

Kaum ist eine größere Kluft denkbar, als die, welche diese moderne französische Malerei von ihrer unmittelbaren Vorgängerin trennt. Die Malerei des 18. Jahrhunderts — man braucht nicht hinzuzusetzen die französische, denn wo hätte diese Malerei damals nicht geherrscht? — diese Malerei der frivolen Grazie, welche die Decken und Wände der Fürstensäle aller Länder mit ihren leichtfertigen Allegorien, die Kabinette der Kunstliebhaber mit ihren zierlich sinnlichen Schäferspielen erfüllte, und die ernsten trockenen wie aus Stein gemeißelten Gestalten, in denen David's Pinsel die Antike zu neuem Leben rufen wollte — welch ein Sprung! Und doch, wie in jenen Malern des 18. Jahrhunderts der Charakter und die Formen ihres Zeitalters, des Zeitalters von Ludwig dem Fünfzehnten, sich auf das allergetreulichste wiederspiegeln, so getreu, daß das zweite Kaiserreich wie für die Gesittung und die Tracht, so auch für die Kunst des Rococo eine sehr charakteristische Vorliebe beweist: so ist David im eminentesten Sinne der malerische Repräsentant seiner Zeit, und der Gegensatz, der zwischen seiner Kunst und der Malerei des 18. Jahrhunderts besteht, ist nur deshalb so riesig, weil er dem Gegensatze zwischen der Gesellschaft und der Gesittung dieses Jahrhunderts und der des Revolutions-Zeitalters genau entspricht.

Allerdings nicht blos in Frankreich und nicht zuerst dort war die gesammte Kunst am Ende des 18. Jahrhunderts in einem Umschwunge begriffen, der durch die Rückkehr zur Antike bezeichnet wird. Allenthalben begann der Geist zu wirken, dem die großen deutschen Erklärer der antiken Kunst, dem Winckelmann und Lessing die Wege bereitet hatten. Aber in Frankreich bedeutete diese antike Richtung, in der, so verschieden sie sonst sind, der Franzose David sich mit unserem Carstens berührt, doch noch etwas anderes. Was dem „Schwur der Horatier" von David die zündende Wirkung verlieh, war der republikanische Geist, der damals (1784) schon in dem jüngeren Geschlechte aller Gebildeten gährte. „Das Bild war wie der leuchtende Wetterschein des noch latenten, aber mit neuer Kraft sich regenden Lebens, zudem in der römischen Form, in welche sich dieses mit Vorliebe kleidete. Daher begann schon mit diesem Bilde die Rückwirkung der Kunst auf die Sitte und schon versuchten die Frauen, sich das Haar in der Weise zu ordnen, wie es die Schwestern der Horatier trugen."

Und wie bei ihrem ersten Auftreten, so sind auch in der ferneren Entwickelung der Malerei des Revolutions-Zeitalters die Wechselwirkungen zu dem politischen, gesellschaftlichen und literarischen Leben dieser ungeheuren Tage nicht zu verkennen. Dieselbe strenge römische Bürgertugend, die David und nach ihm eine ganze Reihe von Schülern und Nachahmern verherrlichten, erschien den Männern des Convents und der Ausschüsse als das höchste Ideal, zu dem die Menschheit um jeden Preis und auf dem gradesten Wege zurückgeführt werden müsse. Abstract wie die Maximen dieser Politiker sind die Gestalten dieser Maler: Robespierre und St. Just kannten nur öffentliche Menschen, die ohne jede Besonderheit die unterschiedslosen Glieder des Staates sein sollten; die David'sche Schule faßte den Menschen, was den Inhalt anlangt, nur mit dem Pathos eines öffentlichen Zweckes auf, was die Form betrifft, nur in der normalen Vollendung seines körperlichen Daseins. Und bei Beiden hatte das Pathos dieser Bürgertugend den gleichen declamatorischen Charakter, bei Beiden findet man hinter dem pathetischen, ja fanatischen Eifer nicht selten einen staunenerregenden Mangel an Empfindung, eine innere Kälte, die zu den bezeichnenden Signaturen dieser Zeit gehört. David selber, bekanntlich als Mitglied des Convents und des Sicherheits-Ausschusses ein begeisterter Anhänger Robespierre's, war in seiner herzlosen Schwärmerei für die Republik seiner Gesinnung nach der Grausamsten Einer; selbst für die Rettung von Freunden sich bei Robespierre zu verwenden, schlug er rundweg ab.

Nicht minder bedeutend sind die Berührungen dieser Malerei mit dem gesellschaftlichen Leben der Zeit. Die Kunst ging der Gesittung voran in dem Bestreben, die äußere Erscheinungsweise und die Gebräuche des Alterthums nachzuahmen. Die Tracht, das Hausgeräth, die öffentlichen Feste gestalteten sich nach Vorstellungen, die man dem Alterthum entnahm. Namentlich in der Tracht kam es, seitdem Talma, durch David's Rath unterstützt, die klassischen Rollen der französischen Tragödie in antikem Costüm zu spielen begann, zu direkten Nachbildungen griechischer und römischer Gewandungen. „Als man nach dem Sturz der Schreckensherrschaft wieder aufzuathmen und zu leben wagte, ordneten die Frauen ihr Haar nach griechischem Muster und gaben die falsche Scham der Reifröcke auf, um sich in einer der antiken nachgebildeten Tracht, welche die Körperformen mehr zeigte als verhüllte, mit offener Leichtfertigkeit zu büßen. Das Directorium decretirte für die Vertreter des Volkes eine Kleidung, die sich möglichst dem Schnitt der Alten nähern sollte, und seine fünf Mitglieder erließen ihre Beschlüsse von curulischen Sitzen aus, würdevoll in Togen gehüllt. Man sieht, wie hier Leben und Kunst ineinanderwirken und in dieser Verschmelzung die angeborene Neigung des Franzosen zum Schauspiel ihren Spuk treibt."

Um endlich die Beziehungen dieser Malerei zur Literatur ihrer Zeit zu kennzeichnen, genügt es, darauf hinzuweisen, daß damals der „neue Pindar", E. Lebrun, mit dem ernsten feierlichen Schwunge seiner Oden, der nicht ohne Wirkung ist, obwohl es ihm gleichfalls an innerer Empfindung gebricht, und im Drama J. Chénier mit den klangvollen Declamationen seines Gracchus die neue Freiheit feierten und begeisterte Triumphe errangen. „Man muß die Bühne entfesseln, so beschloß ein Erlaß des Wohlfahrtsausschusses, damit Melpomene fähig werde, die Sprache der Freiheit ertönen zu lassen."

Die Malerei des Revolutions-Zeitalters hat uns, obgleich die treffliche Ausführung des Verfassers nur in ihren Grundzügen hier wiedergegeben werden konnte, zu einer eingehenderen Betrachtung veranlaßt, als dies bei der Kunst der Napoleonischen Zeit und bei dem während der Restauration beginnenden Kampfe

zwischen den Klassikern und Romantikern möglich sein wird. Und in der That ist diese erste Phase der modernen französischen Malerei in mehr als Einer Hinsicht maßgebend auch für die folgende Entwickelung. Vor Allem sehen wir die sehr bemerkenswerthe Erscheinung, daß nicht die Literatur, sondern die Malerei beim Durchbruche einer neuen Richtung des geistigen Lebens der Nation tonangebend vorangeht, in Frankreich sich zu verschiedenen Malen wiederholen. Während in Deutschland, wenn überhaupt ein Zusammenhang zwischen den Werken unserer Maler und der gleichzeitigen Dichtung aufzufinden ist, die Malerei den von der Poesie eingeschlagenen Pfaden folgt, in dem von dieser entdeckten Gedankenkreise sich heimisch macht, die durch sie erfundenen Gestalten zur Anschauung der Sinne zu bringen sich bestrebt, ist es in Frankreich wiederholt die Malerei gewesen, die durch ein zündendes Werk den Beginn einer neuen geistigen Entwickelung auch für die Literatur eröffnet hat. Früher als in der Dichtkunst erhob in der Malerei die Schule von Lyon gegenüber dem abstrakten Klassicismus die Fahne der vaterländischen Vergangenheit; ihre Meister, Fleury-Richard und Révoil, die mit fast antiquarischem Interesse anekdotenhafte Züge aus dem historischen Kleinleben des französischen Mittelalters und der Renaissance malten, sind nicht nur in der Malerei die Vorgänger der historisch-romantischen Schule, die sich in den Gemälden eines Nic. Robert Fleury zu bedeutenden Leistungen aufschwang, sondern sie bezeichnen auch in der Literatur die Entstehung jener Mischung von Romantik und Geschichtsschreibung, zu der von Historikern der erst kürzlich hochbetagt verstorbene Barante und Michaud, von Dichtern Merimée und Vitet zu zählen sind. Wiederum gleichfalls im Gegensatze zum Klassicismus erhob sich abermals zuerst auf dem Gebiete der Malerei nach der Richtung des Realismus ein ebenbürtiger Gegner in Géricault, dessen berühmtes Gemälde, das „Bleckschiff Medusa," eben deshalb auch für die Literatur von epochemachender Bedeutung war. Endlich in jenem großen Kampfe der Klassiker und Romantiker, der während der zwanziger Jahre alle Gebiete der geistigen Production in Frankreich zu einem energischen Streben anregte, war es wiederum die bildende Kunst, die der dichtenden voraus ging: früher als Victor Hugo die Feldzeichen der Romantik unter dem begeisterten Beifall einer thatendürstenden Jugend aufgepflanzt hatte gegen die leblose Regelmäßigkeit der akademischen Poesie, hatte Delacroix sich mit seinem „Dante und Virgil" (1822) in offenen Kampf gegen die klassische Malerschule von David, Gros und Guérin gesetzt.

Dieser Vortritt der französischen Malerei, diese ihre Initiative in der geistigen Bewegung ist an sich in hohem Grade interessant für die Beurtheilung des französischen Kulturlebens in unserem Jahrhundert; sie beweist zugleich, daß in diesem Geistesleben die Malerei eine bedeutendere Stelle einnimmt, als dies bei uns der Fall ist. Diese Stellung kommt ihr aber auch nach dem Gehalte ihrer Schöpfungen zu. Stets in engster Wechselwirkung mit allen Factoren der ganzen nationalen Bewegung, durch ihre Hauptträger in den innigsten Beziehungen zur Literatur und zur Politik des Landes — wie David, so nahmen auch Delacroix, Ary Scheffer, Horace Vernet und andere hervorragende Meister den lebhaftesten Antheil an der Politik —: gelang es dieser Kunst mehrfach, in ihren Werken das Leben der Zeit in monumentaler und abschließender Vollendung zusammenzufassen. Bilder wie David's „Tod Marat's" und „Sabinerinnen", Gros' „Pestlazareth zu Jaffa" und „Schlachtfeld von Eylau", Géricault's schon erwähnte „Schiffbrüchige", Delacroix's Fresken im Salon du roi und manche andere Gemälde dieses unermüdlichen Meisters dürfen, soweit dies überhaupt von einem Kunstwerke dieser Gattung gesagt werden kann, als Repräsentanten des Genius ihrer Epoche bezeichnet werden. Hierin beruhen zugleich die Hauptvorzüge der modernen französischen Malerei vor der deutschen, und hierin liegt auch der Grund, warum man von einer Geschichte der modernen französischen Malerei, nicht aber der deutschen, sprechen kann.

Die uns vorliegende erste Hälfte des Meyer'schen Buches führt diese Geschichte, nach einer Einleitung, in welcher die Malerei des 18. Jahrhunderts skizzirt und die Stellung der Kunst im neunzehnten Jahrhundert überhaupt in sehr ansprechender Weise erörtert wird, von David bis auf den Ausgang der romantischen Schule. Wir haben uns in den vorstehenden Bemerkungen einer erschöpfenden Uebersicht des Inhalts enthalten, weil wir dazu beizutragen wünschen, daß unsere Leser das Buch selbst in die Hand nehmen möchten. Schon der Standpunkt des Verfassers ergiebt, daß das Interesse einer Arbeit sich keineswegs auf ausübende Künstler oder selbst auf Kunstfreunde beschränkt. Bei aller Bestimmtheit und Schärfe des ästhetischen Urtheils wird die Darstellung durch die durchgängige Berücksichtigung des sogenannten geistigen Lebens der Zeit jeden Gebildeten fesseln. Auch in der Ausstattung reiht sich das Werk den löblichen Veröffentlichungen an, durch welche sich die Verlagshandlung um die Ausbreitung der Kunstliteratur ein besonderes Verdienst erworben hat. Zahlreiche Abbildungen in gutem Holzschnitt setzen den Leser in den Stand, die Führer und die hervorragendsten Talente der verschiedenen Richtungen in ihren bezeichnenden Werken durch eigene Anschauung kennen zu lernen

P. D. Fischer.

Schweiz.

Zur Frage des litterarischen Eigenthums.

In Genf wurde kürzlich ein Doppelproceß erledigt, freilich nur in erster Instanz — welcher die Aufmerksamkeit der Rechtsgelehrten und Schriftsteller in hohen Grade erregte und die schweizerische sowie die französische Presse lebhaft beschäftigte. Am Anfang des vorigen Jahres druckte ein Genfer Blatt, die seitdem eingegangene und mit einem anderen Blatte verschmolzene „Nation Suisse", Organ des vielgenannten James Fazy, eine im Feuilleton des „Siècle" erschienene Novelle „Un homme qui ne croit à rien" von Henri Augu ab unter dem Titel „Un sceptique" ohne Angabe der Quelle und des Verfassers. Die Société des gens de lettres erhob deshalb Klage vor dem Genfer Civilgerichte. Fast zur selben Zeit kündigte der Direktor des städtischen Theaters in Genf die erste Aufführung des in Frankreich mit großem Beifall aufgenommenen Dramas „Héloise Paranguet" von Durantin an. Kurz vor Beginn der Vorstellung erschien ein Gerichtsbote und untersagte dem Direktor im Namen des Verfassers die Aufführung bis zur Entrichtung der Autor-Gebühren. Obgleich dieser Fall bis dahin nie eingetreten war und das Genfer Theater seit seinem Bestehen nie einen Heller für Tantièmen und dergl. bezahlt hatte, wollte der Direktor, ein Franzose, dem Verbote Folge leisten, wurde aber hieran gehindert durch ein Mitglied des städtischen Verwaltungsraths, welcher die Ansprüche unbegründet fand und alle Verantwortlichkeit auf sich nahm. In Folge dessen reichte der Verein der dramatischen Schriftsteller in Paris gleichfalls eine Klage beim

Genfer Civilgerichte ein. In beiden Fällen fungirten Genfer Advokaten, da die Cantonsregierung keinen französischen Rechtsanwalt zuließ. In der französischen Nachbarstadt St. Jullien war nämlich kurz zuvor ein Genfer Advokat von der französischen Regierung zurückgewiesen worden. Gleichwohl sandte die Société des gens de lettres ihren Präsidenten, den bekannten dramatischen und Roman-Schriftsteller Paul Féval ab, um wenigstens die theoretische Frage des literarischen Eigenthums zu verfechten.

Was das Princip betrifft, so wurden keine besonders erheblichen und jedenfalls keine neuen Argumente vorgebracht. Die Vertheidiger waren bemüht, das literarische Eigenthum als einen im Naturrecht nicht begründeten, rein conventionellen Anspruch hinzustellen. Sie deklamirten außerdem viel über Herabwürdigung der göttlichen Poesie und Kunst zum bloßen Handwerk. Weit interessanter und für die Zukunft wichtiger war die Diskussion über die zum Schutze des literarischen Eigenthums aufgestellten Gesetze und Verträge. Die Rechtsanwälte der Kläger stützten sich auf die französischen Gesetze vom Jahre 1791 und 1793 und auf einige Artikel des Code pénal. Als Genf mit Frankreich vereinigt wurde, dehnte man jene Gesetze auch auf das neuerworbene Gebiet aus, und als durch die Wiener Verträge Genf wieder losgetrennt wurde und als jüngster Canton in die schweizerische Eidgenossenschaft trat, erließ der gesetzgebende Körper der Republik im Jahre 1816 ein Gesetz, wonach jene Bestimmungen als auch fortan giltig sanctionirt wurden. Im Jahre 1858 schloß Genf mit Frankreich eine Convention auf 6 Jahre zum gegenseitigen Schutze des literarischen Eigenthums, welche aber nicht erneuert wurde, da von französischer Seite verschiedene Zusagen unerfüllt geblieben waren. Im Jahre 1866 schloß die Eidgenossenschaft 4 Verträge mit Frankreich ab, worunter einen „zum Schutze des literarischen, künstlerischen und industriellen Eigenthums. Dieser Vertrag beruht durchweg auf Gegenseitigkeit und sichert den französischen Werken den Rechtsschutz der schweizerischen Gesetze zu. Um die Ausführung des Vertrags zu erleichtern, legte die Bundesversammlung bei Revisien der Bundesverfassung dem schweizer Volke die Frage vor, ob es die Eidgenossenschaft ermächtige, Gesetze zum Schutze des literarischen Eigenthums zu erlassen. Wie die meisten anderen Punkte, wurde auch dieser von der Mehrheit der Abstimmenden verworfen, weil man in vielen Cantonen der Schweiz außerordentlich an der cantonalen Souveränetät hängt und jedes neue Zugeständniß an die Bundesgewalt für einen Schritt zur Centralisation hält.

Die Vertheidigung behauptete nun, jene angezogenen Gesetze seien schon längst verjährt, da sie in der Zwischenzeit nicht ein einzigesmal angewandt worden. Der Vertrag dagegen sei durch die Volksabstimmung entkräftet worden, da letztere ausdrücklich der Bundesbehörde die Competenz zur Abschließung des Vertrags abgesprochen habe. Außerdem hoben die Vertheidiger hervor, es bestehe durchaus keine Gegenseitigkeit, da die schweizerischen Blätter fast regelmäßig in Frankreich confiscirt werden, die Gründung von Zeitungen in letzterem Lande den Schweizern beinahe unmöglich gemacht worden u. s. w., während die Franzosen in dieser Hinsicht die vollste Freiheit in der Schweiz genießen.

Man war außerordentlich gespannt auf das Urtheil. Die Kläger verlangten von der Nation Suisse 2000 Franken Schadenersatz, vom Theaterdirector 500.

Es ist jedoch noch zu bemerken, daß sie unter der Hand erklärten, diese Forderung sei eine reine Formalität; sie würden auf das Geld verzichten, da ihnen nur an Feststellung des Princips gelegen sei.

Das Urtheil hat nach Form und Inhalt ziemlich überrascht. Im Processe der Société des gens de lettres umging das Civilgericht durchaus die Frage, ob das Gesetz und der Vertrag giltig seien und stützte sich einfach auf das Natur- und Völkerrecht. Es behauptete, der Autor habe ein ausschließliches Recht auf sein Produkt; die Arbeit sei die bewirkende Ursache dieses Rechtes, das Eigenthum der Preis seiner Arbeit; jenes werde durch die Veröffentlichung nicht beeinträchtigt, da das Publikum nur das Recht der Nutznießung erwerbe. Im Völkerrecht sei es angenommene Sache, daß jede Regierung sämmtlichen Rechtsobjekten, welche auf ihrem Gebiete sich vorfinden, Schutz angedeihen lassen müsse, ob jene Einheimischen oder Ausländern angehören. Bei der Geringfügigkeit des verursachten Schadens wird die „Nation Suisse" zu 50 Franken Buße und den Kosten verurtheilt. Der verantwortliche Drucker hat sofort appellirt. Man kann nicht leugnen, daß das Urtheil außerordentlich subjectiv gehalten ist und eher dem Gutachten einer Fakultät oder der Schlußfolgerung eines Kammerredners gleicht. Das Schweigen über die so wichtigen zwei Punkte, die bestehenden Gesetze und den internationalen Vertrag sind fast identisch mit einer Incompetenz-Erklärung.

Im zweiten Urtheil, das zum Theil fast wörtlich mit dem ersten übereinstimmt, geht das Civilgericht auf die beiden Fragen ein, indem es erklärt, die Gesetze vom Jahre 1791 bestätigen das Recht des literarischen Eigenthums und die Verträge (welche jedoch nicht näher bezeichnet werden) sichern den Franzosen denselben Rechtsschutz zu als den Schweizern. Der Beklagte wird gleichfalls zu 50 Franken Buße verurtheilt.

Man glaubt allgemein, der Appellationshof werde die beiden Urtheile cassiren. Jedenfalls kann der Rechtsstreit noch eine sehr wichtige Rolle in den internationalen Verhältnissen zwischen der Schweiz und Frankreich spielen. Die Sprache gewisser officiöser französischer Blätter ist ziemlich energisch. Der Vertrag bildet ein Ganzes mit 3 anderen, worunter der Handelsvertrag, und Nichtbeachtung oder Beanstandung des einen kann leicht Schwierigkeiten für Erfüllung der anderen nach sich ziehe".

Der Verfasser dieses Artikels hat es versucht, in ein französischen Broschüre seine Landsleute auf einige Punkte aufmerksam zu machen, welche im Verlaufe der Debatten ganz außer Acht gelassen wurden. Er weist namentlich mit Berufung auf den Wortlaut des Vertrages nach, daß das Argument, welches die „Gegenseitigkeit" bezweifelt, deshalb nicht am Platze sei, weil ein Paragraph des Vertrages ausdrücklich der französischen Regierung das Recht vorbehalten, auf gerichtlichem und polizeilichem Wege die Verbreitung sämmtlicher Preßerzeugnisse zu beaufsichtigen und Bücher und Blätter jeder Art nach Belieben zu confisciren. Er hebt ferner die Folgen hervor, welche Nichtanerkennung der Gesetze und Verträge für die schweizerische Literatur nach sich ziehen würde, da die schweizerischen Schriftsteller, wenn ihre Erzeugnisse im ganzen Lande für vogelfrei erkannt und des internationalen Rechtsschutzes in Frankreich beraubt würden, sich einfach nach Frankreich flüchten müßten, um ihre Werke unter den Schutz der dortigen Gesetze zu stellen. Der Einfluß dieser literarischen Auswanderung werde sich langsam aber sicher fühlbar machen.

Eugène Peschier.

Rußland.

Neue Erscheinungen der russischen Literatur.

II.

J. J. Dmitriew.

Wir kommen noch einmal auf die bereits in diesen Blättern kurz erwähnten Memoiren des Justizministers und Dichters Iwan Iwanowitsch Dmitriew zurück, welche vor einiger Zeit in Moskau von dem unlängst daselbst verstorbenen Neffen desselben, M. Dmitriew, herausgegeben worden sind. Dmitriew lebte in den Jahren 1760—1837, war ein treuer Freund Karamsins, und seine lyrischen Dichtungen werden noch jetzt geschätzt und mit Vergnügen gelesen. Der biedere, von Natur gutmüthige und sentimentale Iwan Iwanowitsch lebte am liebsten in einem ganz engen Kreise von auserwählten, gediegenen Freunden. So wenigstens zeigt er sich uns in seinen Memoiren, die in zwei Theile zerfallen. Der Erste besteht fast nur aus den literärischen Erinnerungen seiner Zeit und entwirft uns ein sehr lebhaftes Bild von dem ganzen Kreise der damaligen Literaten. Dieser Theil war dem Publikum bereits mehr oder weniger bekannt, da mehrmals schon Bruchstücke aus demselben in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht wurden. Der zweite Theil jedoch, welcher die Amtsthätigkeit Iwan Iwanowitsch's schildert, war bis jetzt noch fast gänzlich unbekannt.

Der Anfang der Dienstcarrière Dmitriew's ist sehr originell und fällt in die ersten Wochen der Regierung des Kaisers Paul I. Während er noch zu Lebzeiten Katharina's auf Urlaub seine Verwandten in der Heimat besucht, — denn Dmitriew diente damals im Militair, — erfährt er eines Tages den plötzlichen Tod der Kaiserin und eilt nach Petersburg, um seine Entlassung zu erbitten, damit er sich in dem Kreise seiner Freunde in Moskau erholen könne. Nachdem er dieselbe mit dem Range eines Oberst erhalten hatte, beabsichtigte Dmitriew erst einige Tage häuslich zu verbringen, dann aber sich dem Kaiser Paul vorzustellen und ihm seinen Dank bei der Wachtparade darzubringen. „Meine Vorstellung jedoch ereignete sich früher, als ich erwartete, erzählt Dmitriew, und zwar auf eine sehr ungewöhnliche Weise."

An dem Weihnachtstage nämlich erhielt er eine Aufforderung von dem Polizeimeister, zusammen mit seinem Dienst-Collegen, dem Stabscapitain Lichatschew, vor dem Kaiser zu erscheinen. In Gesellschaft des Polizeimeisters fuhren sie in's Palais. Dmitriew glaubte, man würde ihn durch die leeren Säle, an den Schildwachen vorüber, gerade in das Cabinet des Kaisers führen, aber bei den ersten Schritten in die inneren Gemächer, erzählt er, überraschte ihn ein unerwarteter Anblick:

„Ich erblicke in denselben die Vertreter der ganzen Stadt, alle Militair- und Civilbeamte, die höchsten Würdenträger und Hofleute beiderlei Geschlechtes, in vollem Glanze ihrer strahlenden Uniformen, und an der Spitze dieser Enfilade — den Kaiser selbst! Umgeben von seiner Generalität und den Oberoffizieren, erwartete er uns in dem Gemache, wo die Parole und die kaiserlichen Befehle ertheilt wurden. Bei unserem Eintritte in das Zimmer weist er uns unsern Platz ihm gegenüber an, und sich darauf an die Generalität wendend, erklärt er, daß ein unbekannter Mensch der dienstthuenden Schildwache einen Brief mit der Adresse des Kaisers eingehändigt habe, in welchem ihm mitgetheilt wird, daß der Oberst Dmitriew und Stabscapitain Lichatschew ihm nach dem Leben trachten. „Hören Sie", fuhr er fort, und las nun den Inhalt des Briefes, welcher in seinem Hute lag, der Versammlung laut vor. Nach Ablesung desselben, sagte der Kaiser: „Der Brief ist nicht unterzeichnet; doch habe ich den Kriegsgouverneur (N. P. Archarow) beauftragt, den Angeber ausfindig zu machen. Unterdessen, fuhr er, sich zu uns wendend, fort, überliefere ich Sie in die Hände des Gouverneurs. Obgleich ich hoffe, daß dieses eine Verleumdung ist, kann ich den Fall doch nicht ganz unbeachtet vorübergehen lassen. Uebrigens, fügte er, sich an die Versammlung wendend, hinzu, ich bin dessen vollkommen bewußt, daß der Kaiser ebenso ein Mensch ist, wie alle Anderen, daß auch er seine Schwächen und Fehler haben kann; ich regiere jedoch erst so kurze Zeit, daß es mir kaum hätte gelingen können, irgend Jemandem etwas zu Leide zu thun, wenn ich es auch gewollt hätte." Und nach einer kleinen Pause schloß er mit folgenden Worten: „Wenn man auch mich nicht will, so müßte doch ein Anderer an meiner Stelle sein, und meine Kinder sind noch gar zu jung zum Regieren." Bei diesen Worten bestürmten ihn die Großfürsten und der Thronfolger Cesarewitsch, ihm die Hände zu küssen. Alles kam in Aufregung und drängte sich zu dem Kaiser, die Generale und Offiziere strömten an ihm vorüber und küßten ihn, wo sie nur ankamen, entweder seine Hand, oder seine Schulter, oder auch nur den Saum seines Rockes.

„Als Alles wieder in die frühere Ruhe und Ordnung gekommen war, zog sich der Kaiser zurück. Archarow nickte uns mit dem Kopfe zu, daß wir ihm folgen sollten. In dem Vorzimmer überlieferte er uns dem Polizeimeister, welcher uns in das Haus des Kriegsgouverneurs führte."

Die Angeschuldigten verbrachten einige Tage unter Arrest in dem Hause des Kriegsgouverneurs Archarow. Sehr begreiflich war ihre geistige Verstimmtheit während dieser Zeit, obgleich Archarow mit ihnen überaus höflich umging und sie selbst zu seiner Tafel zog. Dank der Kühnheit und Erfahrenheit dieses Mannes in Polizei-Angelegenheiten, war der Angeber bald entdeckt. Es war der Diener Lichatschew's. In seiner Rocktasche wurde noch ein Brief gefunden, der an seinen Vater und seine Mutter im Dorfe adressirt war. In diesem Briefe berichtete er, daß allen Leibeigenen die Freiheit geschenkt werden solle; und wenn sich dieses nicht realisirt, war im Briefe gesagt, so hoffe er die Freiheit auf **anderem Wege** zu erlangen, d. h. durch Beschuldigung vollständig unschuldiger Männer. Der Kaiser befahl, den Angeber dem Kriminalgerichte zu übergeben, die Beschuldigten aber feierlich zu rechtfertigen. Nach einigen Tagen wurden sie wieder in's Palais beschieden.

„Wir machten uns abermals auf den Weg, erzählt Dmitriew, diesmal jedoch ohne den Polizeimeister. Ob uns Jemand entgegen kam, welche Treppe wie hinaufstiegen, dessen erinnere ich mich nicht mehr. Nur weiß ich, daß wir ungefähr eine Viertelstunde lang in einem kleinen Zimmer warten mußten, in Gesellschaft von zwei bis drei Lakalen, welche dort mit den herrschaftlichen Pelzen saßen. Hier sah ich zum erstenmal den beim früheren Hofe gewesenen Kammerjunker Th. W. Rastoptschin, nun in der General-Adjutanten-Uniform und mit der Würde eines Grafen bekleidet. Als er eilig an uns vorüberging, erkannte er mich und bezeugte mir seine Theilnahme in Hinsicht dieses Vorfalles. Bald trat auch der Polizeimeister ein und berief uns zum Kaiser.

„Der Kaiser empfing uns wieder in dem früher beschriebenen Gemache, umgeben von seiner Generalität und den Ober-Offizieren. Er sah uns mit freundlicher Miene an und sagte zur Versammlung, nachdem er uns unsern Platz angewiesen:

„Mit Vergnügen, meine Herren, erkläre ich Ihnen, daß sich der Oberst Dmitriew und Stabscapitain Lichatschew, wie ich es voraussetzte, als vollständig unschuldig erwiesen haben; die Verleumdung ist entdeckt und der Schuldige dem Gerichte übergeben. Treten Sie näher, fuhr er, sich zu uns wendend, fort, und lassen Sie sich küssen." Wir näherten uns ihm darauf zum Handkusse und er küßte uns die Wange. „Ihn kenne ich nicht, fügte er hinzu, auf Lichatschew deutend, aber Dein Name ist mir immer noch im Gedächtniß. Ich könnte, glaub' ich, ohne Fehler angeben, wie oft Du in der Admiralität zur Wache gewesen bist. Wenn ich den Rapport erhielt, war er fast immer: „Dmitriew oder Letzano" unterzeichnet.

„Darauf lud uns der Kaiser zur Mittagstafel und begab sich dann mit seiner ganzen Suite in die Hofkapelle zur Liturgie.

„So endete dieser für mich sehr außergewöhnliche Vorfall. Einige Worte über die Folgen seien noch hinzugefügt: so sehr ich auch im ersten Momente bestürzt war, plötzlich der ganzen Residenz als Gegenstand des Gespräches zu dienen, so kam doch nie der Gedanke in mir auf, dem Kaiser die Schuld daran zu geben; im Gegentheil fand ich sein Verfahren vollkommen ritterlich, offenherzig und von einer gewissen Achtung vor dem Staatsbürger zeugend. Ohne Zweifel hat er sich bemüht, zu zeigen, daß er in keinem Falle gleich einem asiatischen Despoten im Geheimen und eigenmächtig handle. Er wollte, daß die Ursache Allen bekannt würde, weshalb ihre Collegen und Mitbürger unter Arrest gesetzt und wieder befreit wurden. So urtheilte ich selbst wenigstens bei diesem Vorfalle und bewahrte mir daher auch während des Augenblickes der Prüfung meine vollkommene Seelenruhe."

Durch diesen Zufall machte Dmitriew Carrière: rasch erhielt er den Rang eines Staatsrathes und wurde zum Oberprocureur ernannt, obgleich er eigentlich Nichts davon erstrebt hatte. „Hier gefielen mir auch, erzählt er, weder der Beamten-Umgang noch die zuvorkommenden Schmeicheleien, mit denen ich beehrt wurde und welche meist auf Eigennutz und Berechnung hinauszielten; der Egoismus steht hier in voller Blüthe; die Art und Weise des Umganges regelt sich hier stets nach den augenblicklichen Verhältnissen eines Jeden. Die Collegen gleichen vollständig koketten Schönen, denn Jeder bemüht sich, seinen Chef ausschließlich für sich zu gewinnen, sei es auch auf Kosten seines Nächsten. Keine Aufrichtigkeit bei allen Antworten: stets fischt man im Trüben, ist nachtragend bei jeder Kleinigkeit und denuncirt das geringste unvorsichtig gesprochene Wort." Veranlaßt durch diese unangenehmen Berührungen, entschloß sich Dmitriew seinen Abschied zu nehmen, in welchem er sechs Jahre hindurch verblieb. 1806 ernannte ihn Kaiser Alexander I. zum Senator und bei Einführung der Reformen Speransky's zum Justiz-Minister.

In seinen Memoiren schenkt Dmitriew weder den großen Ereignissen seiner Zeit viel Aufmerksamkeit, noch den bedeutenden Persönlichkeiten, von deren Wirken und Schaffen er Augenzeuge war. Ueber den berühmten Grafen Speransky z. B. findet sich bei ihm fast Nichts, außer einem Gespräche mit dem Kaiser über diesen, nach seiner Entfernung vom Hofe. Dieses Gespräch ist auch in der bekannten Biographie Speransky's vom Baron Korf mitgetheilt. Der Kaiser erzählte Dmitriew, daß Speransky „es gewagt habe, zwei Zimmer von dem Cabinet des Kaisers entfernt, in Gegenwart von Vertrauensmännern des Hofes, politische Regierungsmaßregeln und die Entwickelung der inneren Angelegenheiten zu tadeln, sowie den Fall des Kaiserreichs zu prophezeien." Dmitriew beschäftigt ausschließlich seine eigene Welt und seine eigene Thätigkeit. Doch bietet diese durchaus kein allgemeines Interesse, da sie überhaupt nicht gar zu bewegt war. „Außer dem allgemein menschlichen Schicksale, gesteht Dmitriew selbst, — nämlich dem Verluste von Eltern, Brüdern, Schwestern und zwei Freunden, die meinem Herzen sehr nahe standen, habe ich in meinem ganzen 60jährigen Lebenslaufe keine anderen Unglücksfälle zu beklagen gehabt. Stets war ich mehr froh, als trübe gestimmt, obgleich ich im äußeren Wesen meist nachdenkend erschien."

Wie viel Menschen mag es wohl geben, die sich solcher Seelenruhe rühmen können? Natürlich können die Memoiren Dmitriew's bei so rein persönlicher Anschauungsweise einen historischen Werth durchaus nicht beanspruchen.

Fortschrittliches aus St. Petersburg.

Rußland ist als civilisirter Staat einer der jüngsten und schafft sich in seinem jugendlichen Eifer allerhand Civilisations-Bedürfnisse, Bildungsmittel und Luxusgegenstände aus der alten Welt in größeren Massen an, als man bei dessen finanziellen Verlegenheiten erwarten sollte. Aber die Jugend knausert nicht, und das junge Rußland legt dieses Geld im Wesentlichen sehr productiv an. Wir würden erstaunen, wenn wir hörten, daß Buch- und Kunsthändler Deutschlands, Frankreichs und Englands sich für viele Gegenstände der zahl- und zahlungsreichsten Kunden aus Rußland erfreuen. Beispielsweise erwähnen wir nur, daß die geographisch-artistische Anstalt von Ernst Schotte und Co. in Berlin von ihren fünfhundert praktischen Lehrapparaten und Anschauungsmitteln die meisten Riesen-Relief-Globen à zweihundertfünfzig und zweihundertfünfundsechzig Thaler, die meisten und besten Tellurien, physikalische und pneumatische Apparate, Anschauungsmittel für die Lehren der Mechanik, Statik und Dynamik, für optische Wissenschaften, Electricität u. s. w., gerade nach Rußland für Unterrichtsanstalten und Staatsbureaux abgesetzt hat und immer noch die meisten Bestellungen erhält. Und in Frankreich und Belgien arbeiten die großen Maschinenbau-Anstalten so massenhaft für russische Eisenbahnen, daß die Engländer darüber erschraken und ihre schlechten Geschäfte gerade in ihrer mächtigsten Industrie hauptsächlich der verlustig gewordenen russischen Kundschaft zuschrieben, welche sich speciell deshalb von England weggewandt habe, weil die immer wiederkehrenden Strikes die englischen Eisenmeister wieder und immer wieder genöthigt haben, ihr Wort zu brechen oder Bestellungen geradezu abzulehnen.

Mit welchen Anstrengungen und in wie großem Umfange die Russen an Verbesserung und Ausdehnung ihrer Kommunikationsmittel durch Eisenbahnen arbeiten, davon gab die deutsche St. Petersburger Zeitung in der ersten Nummer dieses Jahres durch Aufzählung aller in Angriff genommenen, während des Jahres vollendeten und weiter projectirten Schienenwege eine überraschend große Liste.

Während des verflossenen Jahres traten auch viele wohlthätige Verbesserungen in der Gesundheits- und Rechtspflege in's Leben. Besonders segensreich erwiesen sich die neuen Gerichts-Institutionen mit Friedensrichtern, die in St. Petersburg allein während der ersten sechs Monate beinahe fünfundvierzigtausend Klagen ohne Schwierigkeit und ohne Kosten befriedigend entschieden.

Auch machen sich Institutionen der Selbsthilfe und des selb-

government in dem polizeilich verschrienen Staate geltend: sechs **Consum-Vereine**, die ersten in Rußland, sind gesetzlich bestätigt worden. Außerdem traten viele Vereine zu gegenseitiger Unterstützung, gegenseitiger Versicherung und gegenseitiger Bildung in's Leben. Behufs Förderung der Wissenschaften und Künste sind die technische und russisch-historische Gesellschaft in Petersburg, der Künstlerverein, der landwirthschaftliche Verein und das Conservatorium in Moskau gegründet worden. Ohne uns auf weitere Einzelnheiten einzulassen, wollen wir nur sagen, daß während des Jahres viele bedeutungsvolle Werke des Friedens, der Bildung und Selbsthilfe nicht nur ohne Hindernisse durch Regierung oder Polizei, sondern auf deren Anregung und mit ihrer Unterstützung begonnen und begründet wurden.

Diese erhöhte Regsamkeit zeigt sich auch in der Zeitungsliteratur und Journalistik. Die Zeitung „Moskwa" erscheint seit diesem Jahre täglich; dazu kam die ganz neue, ebenfalls täglich erscheinende Zeitung: „Wolkstimme", redigirt von Jurkewitsch-Litwino, besonders als Organ der neuen Provinzial-Institutionen, in denen die Bürgschaft für die Stärke und Zukunft Rußlands begrüßt wird.

Auch zwei neue russische Mode-Zeitungen erscheinen seit Beginn des Jahres. Die eine: „Der neue russische Bazar," redigirt von Eisner und Henckel, zwei Deutschen, benutzt die Zeichnungen und Abbildungen des Berliner „Bazar" und wird, wie dieser, in Leipzig gedruckt, ebenso wie das Concurrenzblatt „Moden und Neuigkeiten" von Schloiomka.

Die deutsche Petersburger Zeitung hat ihren 141. Jahrgang unter Redaction des Hofraths Dr. F. **Meyer** mit neuen Vervollkommnungen begonnen. Erstens erscheint sie alle Tage ohne Ausnahme, und zwar mit einer Montagsnummer, welche sich besonders durch ihren literarischen Inhalt und ihr Feuilleton auszeichnet, und zweitens enthält jede Nummer eine sehr umfassende und klare Uebersicht der Zeitereignisse, die wahrscheinlich von dem verdienstvollsten Mitarbeiter, Herrn v. Stein, geschrieben wird. Außerdem tragen Original-Korrespondenzen und sociale Schilderungen von Mitarbeitern in Berlin, Wien, Paris, London und anderen Hauptstädten viel zu der Frische und Reichhaltigkeit des alten, berühmten Organs der Petersburger Akademie bei. Der jetzige Eigenthümer und Redacteur derselben, Dr. Meyer, hat kürzlich auch ein fünfaktiges sehr poetisches Drama drucken lassen, das in der Zeit des Prätendenten Karl Eduard spielt: „**Die Erbin von Glengary**."*) Wir versagen es uns nur ungern, aus diesem durch die Zeichnung der dramatischen Charaktere, wie durch seine poetische Form, gleich trefflichen Schauspiele des durch seine lyrischen Poesieen bereits rühmlichst bekannten Dichters hier Einiges mitzutheilen.

Kleine literarische Revue.

— **Heinrich Pröhle: Der Krieg.****) Der Dichter giebt uns hier ein kleines Idyll in elegischem Versmaß mit dem Motto aus Platen:

„Heil dem Schwert, das keck der entnervten Staatskunst
Netz entzweihaut, stürmende Helden waffnend."

*) Leipzig, F. A. Brockhaus.

**) Der Krieg 1866. Ein Gedicht von Heinrich Pröhle. Berlin, Schweigger, 1866. 24 S.

Das Ganze besteht aus zwei Theilen. In dem ersten, den der Verfasser „Einleitung" überschrieben hat, greift er in die alte Geschichte Italiens zurück, um die **Liebe zum Vaterlande** zu schildern. Diese Verse leiten uns hinüber zu dem zweiten Theil: „der Krieg." Der Verfasser unternimmt eine Reise auf das Land und lenkt seinen Wagen nach dem ihm wohlbekannten Pfarrhause. Der anhaltende Regen läßt nach, der blaue Himmel lockt die Gesellschaft in's Freie; unter dem Wallnußbaum, an dem Quadergesteine des Brunnens, nimmt man Platz; die Tochter des Pfarrers kommt:

„Hier aus dem Keller die Flasche, gespart patriotischen Festen,
Heute schon bring' ich, Papa, wegen des herrlichen Sieg's."

Der Pfarrer behandelt nun ausführlicher das Thema, wie auf dem Lande eine bange und gedrückte Stimmung vor dem Ausbruch des Krieges geherrscht habe, und wie der Landmann aus Furcht vor den Feinden seine mühsam gesparten Schätze zu bergen gesucht habe:

„Freilich! der Kriegsanfang war schwer! hinschwand das Vertrauen;
Blindlings herrschte die Furcht bis zur gewonnenen Schlacht."

Und das führt der alte Herr mit einem naturwüchsigen Humor durch, wie er eben nur noch bei Landpredigern alten Schlages hier und da anzutreffen ist. Darauf entwirft der Dichter ein Bild der tapferen Krieger, die fern von der Heimat für das Vaterland kämpfen, während die Ihrigen zu Hause in der gewohnten Weise leben und die Kinder des tapferen Vaters gedenken. Nachdem der Sieg glücklich errungen ist, verschwindet daheim die Furcht; ja die Feigen rühmen sich großer Thaten, sobald sie die Kanonen sehen, welche als Trophäen in die Hauptstadt gesendet werden, und hier bietet sich dem Verfasser eine Gelegenheit, in naturwüchsigem Humor mit dem alten Landpfarrer zu wetteifern. Nach dem Norden Deutschlands sind jetzt die Blicke gerichtet, denn im Norden wohnen die Sieger:

„Aber naht sich der Feind einst unseren Gränzen und Strömen —
Feindlicher Drusus, zurück! — Arminius, über den Sümpfen,
Die auflauern dem Feind, schwebe, unsterblicher Geist!"

— „**Kaiser Sigismund in Straßburg**,"*) ist der Titel eines historischen Singspiels in fünf Aufzügen, das der Archivar Herr **Ludwig Spach** zu Straßburg in **deutscher Sprache** verfaßt und im Juli vorigen Jahres in Druck gegeben hat. Dieses, übrigens in trefflichem Deutsch geschriebene und von dem drolligsten Humor diktirte Bühnenstück ist ein neuer trefflicher Beweis, daß die deutsche Literatur im Elsaß selbst für die Bretter nicht ausstirbt, sondern sich überall im Volke noch frisch und lebendig erhält. Auch ist es eine Erinnerung an das alte reichsstädtische Wesen Straßburgs, aus dessen Geschichte der Autor den kulturhistorisch merkwürdigen Aufenthalt Kaiser Sigismunds vom Jahre 1414 mit glücklichem Griff ausgewählt hat. Ludwig Spach hat nunmehr schon das **zweite deutsche** Bühnenstück an die Oeffentlichkeit gebracht. Seine 1865 herausgegebene Oper „**Der Münsterbau**", ist, von Victor Eibel componirt, mit großem Beifall aufgeführt worden. Die Lieder des Singspiels „Kaiser Sigismund" wurden von Herrn Kastner, Mitglied des Instituts von Frankreich, componirt und werden der Gestalt des einzigen Abgotts der Straßburger Frauenwelt (denn das ist Kaiser Sigismund, bis an's Burleske streifend, gewesen) gewiß die beste Aufnahme sichern helfen. T. v. B.

*) Straßburg, Druck von G. Silbermann, 1866. Ein Bändchen von 88 Seiten kl. 8.

— „Cornelia“, Zeitschrift für häusliche Erziehung.*) Unter den vielen pädagogischen Zeitschriften, welche wir besitzen, darf die „Cornelia“ jedenfalls einen hohen Rang beanspruchen. Sie hat mit Ehren sechs Halbjahrbände zurückgelegt und durch dieselben sich einen weiten Leserkreis erworben. Dennoch dürfen wir uns darüber wundern, daß sie noch bei weitem nicht die allgemeine Anerkennung und freundliche Aufnahme in den Familien gefunden hat, die ihr unstreitig gebührt. Ihre Vorzüge, die sie namentlich für denkende und gebildete Mütter von hohem Werthe erscheinen lassen, bestehen in Folgendem: Neben der sehr großen Mannigfaltigkeit, welche geradezu sämmtliche Gebiete der Häuslichkeit umfaßt oder doch berührt, verfolgt sie mit besonders lebendigem Interesse Alles, was der Erzieherin oder erziehenden Mutter praktischen Nutzen gewährt und bietet ihr hier in Fingerzeigen aus Beispielen eine reiche Quelle; klare, schlichte Darstellung, Ausschließung jedes trockenen Lehrton's und dagegen Belehrung in anmuthigen Erzählungen, denen man keine „Absicht anmerkt“, das sind noch die vornehmlich hervorzuhebenden Eigenschaften dieser Zeitschrift. Auch in dem vorliegenden ersten Hefte des VII. Bandes finden wir, in einem schönen Gedicht von Oskar v. Redwitz, Erzählungen von Dr. Curtmann und Amélie Lodin, anatomische Betrachtungen für Mütter, Wanderungen durch die bedeutendsten Pensionate Berlin's u. s. w., ebenso in den stehenden Rubriken: Pädagogische Umschau, Bücher- und Schriften-, Spielsachen- und Umschau, Literatur für das Haus u. dergl., alle diese Vorzüge wiederum bewahrheitet. Wir wünschen daher der „Cornelia“ Beachtung und möglichst weitreichenden Eingang in allen Familien nah und fern. K. R.

— „Lord Byron,“ romantische Skizzen aus einem vielbewegten Leben.**) Aber sagen Sie mir doch, Frau oder Fräulein Verfasserin, halten Sie denn unser Publikum für ein so geschmackloses, daß es aus allen möglichen Tagebüchern zusammengelesene, von Unwahrscheinlichkeiten strotzende biographische Fragmente für Bildungsmittel seines Unterhaltung suchenden Geistes in den Kauf nehmen soll? Wer zwei Bände hindurch nichts Anderes versteht, als den großen räthselhaften, von Dämonie und himmlischer Schönheit gefesselten Dichterkönig zu einer im Schmutze des Realismus sich herumwälzenden Alltagsnatur herabzudrücken, verdient mit kritischer Lauge gewaschen zu werden. Der ganze Stil in den „Romantischen Skizzen“ ist nachlässig, wie Alles, was Zianitzka schreibt. Rathen möchten wir ihr, mehr Sorgfalt auf die Form zu legen und nicht in's Blaue hineinzuschreiben — eine Art und Weise, in der ihr selbst der hyperreale Moritz Reichenbach in Hamburg nachsteht. O. Sp.

— Die letzten Thränen.***) Das Büchlein ist hübsch illustrirt, die Geschichte an und für sich von sehr dürftigem Inhalt. Aber immerhin unterhaltend genug, zu einmaliger Kurzweil für Pensionärinnen höherer Töchterschulen, für Eva's Kinder am Stickrahmen, die eine überflüssige Thräne haben. Für unsere Feinschmecker, die einen Spielhagen, Ludwig Habicht oder Gustav Freytag lesen, ist das Kessel'sche Werk der Muße (nicht Muse!) nicht. Der Stil ist sauber, die Ausstattung elegant. O. Sp.

*) Herausgegeben von Dr. Carl Pilz. Leipzig, Winter'sche Verlagshandlung.

**) Von K. Th. Zianitzka. 2 Thle. Mannheim, Schneider.

***) Roman von Karl v. Kessel. Leipzig, G. J. Purfürst.

— Am Hofe von Rom.*) Gewöhnliche Fabrikwaare ohne spannendes Interesse. Die historischen Personen in den drei Bänden sind nur dazu da, um trivialen Geschichten, Räuberschwindel und Liebesgram, einen Anstrich von Ansehen zu geben. Unsere Literatur ist doch so reich an gediegenen Kräften, daß die Verleger von „Albums“ besser thäten, ihren Eifer im Verlegen bloßen Lesefutters auf das geringste Maß zu beschränken. O. Sp.

Literarischer Sprechsaal.

Der wahre Communismus, ein Wort auf Anlaß des wieder auftauchenden falschen. Den wahren Communismus lehrt Christus in den wenigen Worten: Jeder Mensch habe von Gott ein mehr oder weniger großes Pfund empfangen, um damit als treuer Haushalter zu seinem und der Mitmenschen Besten zu wuchern. Diese tief-weise Lehre, wonach jeder Mensch sich nicht als Eigenthümer, sondern als Verwalter aller ihm gewordenen Anlagen und Gaben zu Gunsten der Gesammtheit zu betrachten, der Geistige für sie geistiger, der Reiche für sie reicher zu werden hat, ist leider fast 2000 Jahre nach dem großen Meister kaum mehr als ein todter Buchstabe geblieben, von Wenigen richtig erkannt, von noch Wenigeren richtig geübt. Und doch wäre ihre Bethätigung allein genügend, das Glück und Heil der Menschheit auf felsenfester Grundlage zu sichern. Angeborene Anlagen und verliehene äußere Gaben, sie sind das von Christus empfohlene Pfund. In jedem Menschen sind Erstere von Kindheit an dergestalt auszubilden, daß sie so vollkommen fähig und tüchtig als irgend möglich zur Anwendung gelangen können. Weisheit der Erzieher und Selbsterkenntniß der Erzogenen dienen hierzu, mehr oder weniger erleichtert durch verliehene äußere Gaben: wie gewissenhafte Eltern und Erzieher, günstige Lebensverhältnisse u. s. w. Wird die hiermit gewonnene Tüchtigkeit als das von Gott dem Menschen unmittelbar oder mittelbar verliehene Pfund betrachtet, und die von Christus gebotene Lehre, damit zu wuchern, geübt, dann sind Dünkel und Ueberhebung nicht minder unmöglich als der Glaube, die Tugend sei ein des Lohnes werthes Verdienst. Pflicht allein ist es, daß der geistig Reichbegabte mit reichen Blüthen und Früchten des Geistes seine Mitmenschen erfreue und veredle, Seelenkranke tröste und erquicke, der sachlich Reichbegabte dem um's tägliche Brod schwer ringenden Mitmenschen die Sorge erleichtere, dem eigener Hilfe zeitweis oder bleibend Unfähigen zeitweise oder bleibende Hilfe bringe.

Auch der Aermste an angeborenen Anlagen oder verliehenen Gaben entbehrt nicht ganz des von Gott ihm anvertrauten Pfundes, gerechterweise bevorzugt durch geringere Verantwortlichkeit gegen den reicher Begabten, weil diesen mit der höheren Begabung auch die höhere Verpflichtung trifft, wogegen allerdings mit der höheren Arbeit ihm auch höhere Erholung gebührt.

Alles dies liegt auf der Hand. Warum aber wird dieser von Christus gelehrte, ebenso sittlich reine als erschöpfend praktische Communismus, voll des unerschöpflichsten geistigen und sachlichen Segens, nicht verwirklicht, um der Menschheit zur Erlösung von betrübendster Verkümmerung und Bedrängniß,

*) Historischer Roman von A. v. L. (Album-Bibliothek deutscher Original-Romane.) Leipzig, Günther. 3 Bände.

nach dem Rechte ihres unübertrefflichen Erlösers, zu dienen? — Wesentlichst deshalb nicht, weil Christi Bekenner aus Streit und Zwiespalt um den von ihm verworfenen Buchstaben nicht zur Erkennung und Bethätigung des von ihm gebotenen Geistes, vor lauter Form nicht zum Wesen, vor lauter Glauben nicht zum Handeln kommen können. Fftr.

Amerikanische Blätter berichten über neue Spuren, die von der Expedition des unglücklichen Nordpolfahrers John Franklin unter den Eskimos aufgefunden worden. Daß glaubwürdige Aussagen von Indianern (Innuits) vorhanden, die vor etwa zehn Jahren mit drei Weißen verkehrten, in deren Beschreibung man Cap. Crozier, Lyon und Perry erkannte, haben wir bereits im vorigen Jahre (1866, Nr. 5) nach dem Tagebuche des amerikanischen Cap. C. F. Hall berichtet. Gegenwärtig sind von diesem noch immer unter den Eskimos weilenden Herrn Hall neue Nachrichten durch den Capitain eines Wallfischfahrers, Namens Morgan, eingegangen, der den Ersteren am 26. Juli 1866 am inneren Ende der Repulse-Bay angetroffen, wo dieser ihm versicherte, unter den Eskimos schriftliche Aufzeichnungen aufgefunden zu haben, die von Crozier's Hand herrührten. Auch noch andere Reliquien dieser Art sollen vorhanden sein, deren Spuren von Hall verfolgt werden. Die Eskimos erzählen, es sei auf dem Eise ein großes, umgeworfenes Boot gefunden worden, unter welchem 17 bis 25 weiße Männer gelegen, Alle mit abgehauenen Händen und Füßen, an welcher Verstümmelung jedoch die Eskimos selbst nicht schuld sein wollten. Drei von den Weißen seien am Leben geblieben; diese hätten, nachdem sie sich lange unter den Eskimos aufgehalten, versucht, bis zu den Ansiedelungen der Hudsonsbay vorzudringen, seien jedoch bei diesem Versuch ebenfalls umgekommen. Hall setzt mit Hilfe einiger anderen Wallfischfahrer, die noch in der Repulse-Bay verweilen, seine Nachforschungen fort.

Das deutsche „Wochenblatt des New-Yorker Journal" vom 26. Januar enthält einen Artikel zur Geschichte der Tribune, dieser viel verbreiteten New-Yorker englischen Zeitung. Als der Herausgeber derselben, der bekannte Publicist Horace Greeley, am 10. April 1841 die erste Nummer seines Blattes erscheinen ließ, hatte er sich dazu tausend Dollars geborgt, die auch für die erste Zeit ausreichten, um die Kosten zu decken. Die Gesammt-Ausgaben der ersten Woche betrugen nur 525 Dollars. Gegenwärtig betragen oft an einem einzigen Tage die Kosten der telegraphischen Depeschen allein, die das Blatt empfängt, 1500 Dollars. Im Jahre 1846 wurde die Tribune zu einem Actien-Unternehmen gemacht, indem hundert Actien zu tausend Dollars ausgegeben wurden, deren jede jetzt einen Werth von 6000—6500 Dollars hat. Im Jahre 1865 hat die Tribune eine Dividende von 165,000 Doll. auf ihre hundert Actien vertheilt. Die ausgezeichnetsten Schriftsteller Amerikas gehörten aber auch zu ihren Mitredactoren und Mitarbeitern, unter Anderen: Ch. A. Dana, George Ripley, W. H. Fry, Richard Hildreth, Bayard Taylor, Sam. Wilkinson, Margarethe Fuller-Ossoli u. A. Wie massenhaft die Leser und die Bücherkäufer in Amerika sind, wird man daraus schließen, daß von einer Schrift, welche Greeley über den American Conflict (den Streit mit den Südstaaten) herausgab, wobei er seine für die Tribune geschriebenen Leitartikel benutzte, mehr als 200,000 Exemplare abgesetzt wurden, die dem Verfasser ein Honorar von 50,000 Doll. eindrachten. Während der letzten zwei Jahre hat sich Greeley's Einkommen jährlich auf nahe an 40,000 Dollars belaufen. Dana und Bayard Taylor haben sich ganz ähnlicher kolossaler Einkünfte in Folge ihrer journalistischen und sonstigen schriftstellerischen Thätigkeit zu erfreuen. Von der Tribune erscheinen dreierlei Ausgaben: eine tägliche, eine halbwöchentliche und eine wöchentliche. Die Auflage der ersten Ausgabe beträgt 40—50,000 Exempl., die der zweiten etwa 30,000 und die der Wochen-Ausgabe 100,000 Exempl. In der letztgedachten Beziehung übertrifft sie sogar die Auflage des New York Herald, der sonst in allen anderen Ausgaben der Tribune überlegen ist.

Seit dem J. 1864 haben sich in Warschau die Gymnasien und Progymnasien für Knaben und Mädchen von 8 auf 21, darunter 16 polnische, 4 russische, 2 deutsche und 2 gemischte, vermehrt. In den drei ersten Kategorien gilt die nationale Sprache als Lehrsprache, also in 16 Gymnasien und Progymnasien in Warschau das Polnische, und der Unterricht im römisch-katholischen Glauben als Norm, ebenso wie in den russischen Lehranstalten die griechische und in den deutschen die evangelische Glaubenslehre als Basis dient. In den kürzlich in „gemischte" umgestalteten zwei Progymnasien wird bei russischer Vortragssprache polnisch, lateinisch und französisch gelehrt und für die Kinder israelitischen Glaubens Religionsunterricht von Rabbinern ertheilt. Auch haben sich die polnischen Mittel-Lehranstalten in den Provinzen des Königreichs mehr als verdoppelt.

Ueberzeugt, daß es das Bestreben der Redaktion war, in No. 7 dieses Blattes unter dem Titel „heutige Sprache und Denkweise in Holland" einige Züge aus dem holländischen Volke der Wahrheit gemäß mitzutheilen, erlaube ich mir dem Berichterstatter gegenüber eine kleine Berichtigung.

Daß die Redaktion des „Woordenboek der Nederlandsche taal" sich bemüht, alle mögliche Bastardwörter aus unserer Sprache zu entfernen, giebt nicht nur der Titel bereits an, sondern dafür bürgen uns auch die Namen der auch im Auslande rühmlichst bekannten Sprachforscher de Vries und te Winkel, welche die Herausgabe besorgen; es ist jedoch klar, daß von dem Einfluß dieses großartigen Unternehmens noch gar nicht die Rede sein kann, da erst vier Lieferungen davon erschienen sind und dasselbe noch nicht über den Buchstaben A hinaus fortgeschritten ist.

Was nun die Spottsucht und den Haß der Holländer gegen die Deutschen betrifft, so war der Verfasser auch hier nicht von guter Seite unterrichtet; davon zeugen die vielen Deutschen, welche in Holland leben, wie z. B. Amsterdam deren nicht weniger als über 60,000 unter seinen Einwohnern zählt, sowie die rege Theilnahme der Holländer an der deutschen Literatur, da kein fremdes Land verhältnißmäßig ein so großes Absatzfeld für die deutschen Verleger bietet, als gerade Holland, und die Uebersetzungen aus der deutschen Sprache 12 Procent der literarischen Erscheinungen Hollands ausmachen.

Allerdings ist durch die zunehmende Blüthe der großen Handelsstädte Deutschlands die Eifersucht — nicht mit Haß zu verwechseln — bei uns geweckt worden, und bietet Holland Alles auf, um nicht hinter Jenen zurückzubleiben; dies aber kann dem Volke vielmehr zur Ehre als zur Schande gerechnet werden, denn welches Volk, das nicht alle Energie verloren hat, könnte ein solches Ereigniß mit gleichgiltigen Augen ansehen?

Ein Holländer.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — Berlin, den 9. März 1867. — [Nº 10.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Harrwitz (D.), Lehrbuch des Schachspiels

enthaltend die Analyse der Eröffnungen und Endungen

nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen, Boden, Horwitz, Kieseritzky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen*, dem Verfasser u. A.

21¼ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (148)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Confirmationsgeschenk.

Als solches empfiehlt die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung:

Worte des Herzens von J. C. Lavater.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens. (149)

Herausgegeben von **C. W. Hufeland.**

Prachtausgabe (Zwanzigste Auflage. 1866) gr. 8. mit einer biographischen Einleitung von A. Kemmacher, mit L.'s Portrait in Stich; in engl. Einband m. Goldschn. 1 Thlr. 10 Sgr.

Kabinetsausgabe (Siebzehnte Auflage. 1862) mit L.'s Portrait in Stahlstich, Schriftbild und radirtem Widmungsblatt; in englischem Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Miniaturausgabe (Neunzehnte Auflage. 1865) in engl. Einband mit Goldschnitt 20 Sgr.

„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann." Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Von Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung in Berlin ist zu beziehen:

Bilder aus dem Thiergarten.

Nach der Natur photographirt von Dr. **H. Vogel.**

Preis des Albums von 10 Blättern in quer Fol. 8 Thlr., einzelner Blätter 1 Thlr. In eleganter Leinwand-Mappe 9 Thlr. 10 Sgr.

Verzeichniss der Blätter:

1. Hofjäger. 2. Löwenbrücke. 3. Schafgraben. 4. Königsdenkmal. 5. Brücke. 6. Rousseau-Insel. 7. Rendez-vous. 8. Sonnenblick. 9. Abend. 10. Gartenhaus.

Format 14½" : 17½". — Grösse der Photographie auf Tondruck 8" : 9".

Diese Ansichten, in einzelnen Probeblättern in einer hiesigen Kunst-Ausstellung dem Publikum vorgelegt, haben namentlich in Künstlerkreisen grosses Aufsehen gemacht. Ein sachkundiger Referent der Vossischen Zeitung sagt über dieselben:

„Hier hat bei der Auswahl der Parkmotive ein ungewöhnlich feiner künstlerischer Sinn für das Landschaftlich-Malerische, für Baumgruppirung, Beleuchtung und Standpunkt der Betrachtung gewaltet und, da sich damit eine vollkommene Herrschaft über die photographische Technik verbindet, so können sich diese Bilder sehr wohl den bis dahin unerreichten Bildern englischer Landschaften von Vernon Heath an die Seite stellen, die auf der internationalen photographischen Ausstellung die Bewunderung aller Techniker errangen."

Für Natur- und Kunstfreunde werden diese Blätter eine unerschöpfliche Quelle des Genusses, für Künstler ein Gegenstand des Studiums sein. (150)

Empfehlenswerthe Werke.

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.

Drei Theile. (68 Bogen.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

Das Literarische Centralblatt spricht sich über das Werk, wie folgt, aus:

„Mit Freuden schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.

Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben. (151)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Preisermäßigung.

Durch alle Buchhandlungen ist, soweit der vorhandene geringe Vorrath reicht, zu dem ermäßigten Preise von 1 Thlr. 10 Sgr. (Laden-Preis: 2 Thlr.) zu erhalten:

Voigt. — Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates. 1860. gr. 8.

Dieses Werk wurde von den kritischen und pädagogischen Blättern sehr beifällig beurtheilt und hat namentlich in den Kreisen der Schule eine so günstige Aufnahme gefunden, daß noch im Laufe der nächsten Monate eine neue erweiterte Auflage erscheinen wird. (152)

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Verzeichniß von älteren und neueren Büchern zu bedeutend ermäßigten Preisen.

Dasselbe enthält unter folgenden neun Rubriken I. Theologie und Erbauungsschriften. II. Rechts- und Staatswissenschaft. III. Medizin. IV. Naturgeschichte und Naturwissenschaft. V. Philosophie. VI. Philologie (klassische und neuere Sprachen Orientalia). VII. Geschichte und Geographie. VIII. Mathematik und Astronomie. IX. Literatur und Belletristik — eine Anzahl von mehr als 350 zum Theil werthvollen Schriften, deren Erwerbung durch die bedeutend ermäßigten Preise Bücherliebhabern erleichtert wird. (153)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Die Grenzboten. (154)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 10. Die Lage in Italien. — Der Nationalitätenkampf in Galizien. — Zwei deutsche Staatshandbücher. — Nordschleswig und die Wahlen. — Neue politische Flugschriften. — Kleine Chronik vom Reichstage. 1.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Revue moderne.

Mars 1867.

L. de Ronchaud, Ingres. — E. A. Bétant, Lettres à M. Edgar Quinet. — J. G. Prat, Tealdo. (Fin.) — A. Vallet de Viriville, Jeanne Darc. — Guyde Chaeuncé, Lettres de C. M. Weber (1e partie). — Les animaux architectes et ouvriers. — Varia. — Notices et critiques. — A. Kaempfen, Paris en feuilles volantes. — Ch. Dollfus, Chronique politique. — M. Block, Périodiques allemands. — Les grandes revues d'Angleterre et des Etats-Unis.

Preis des Jahrganges 14 Thlr. (155)

Das Ausland. (156)

Nr. 9. J. Messikommer, Die Form und Größe der Pfahlbütten. — H. Oesterley, Baital Pachisi oder die 25 Erzählungen eines Todtengespenstes. — Pflanzengeographie unserer Ziergärten. — F. Maurer, Die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. — Rechtsunsicherheit im Staate New York. — C. Schick, Reise in das Philisterland mit besonderer Berücksichtigung Askalons. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Preußens Lösung der deutschen Frage.

Die Deutschen, welche binnen nur Einem Jahrhundert aus dem kläglichsten Verfall ihrer Sprache und Literatur sich zu einer klassischen Epoche ihrer Bildung emporgerafft hatten, stehen in der Gegenwart vor der großen Aufgabe der Ausgestaltung ihres politischen Daseins. Man kann wohl sagen, daß ihnen die schönsten Hoffnungen zur Seite stehen. Denn wie damals die Bande der geistigen Fremdherrschaft gesprengt und die erhabensten Schöpfungen des nationalen Genius mit stolzer Kraft an's Licht geführt wurden, so sind am Anfang und in der Mitte dieses Jahrhunderts (1813 und 1866) die Bande der politischen Fremdherrschaft zerrissen worden und aus dem Schwunge des nationalen Freiheitsgefühls und aus dem Drange nach nationaler Selbständigkeit und machtvoller Eigenart ist das Werk der politischen Mündigung hervorgegangen, an dessen Vollendung, Sicherung und Krönung wie heute freudigen Herzens zu arbeiten entschlossen sind. Die Ideen eines rüstigen Mitarbeiters am deutschen Einigungswerk, des Professors Adolf Schmidt in Jena, wie sie in dem bereits (vergl. Nr. 7 des „Magazin") hier angezeigten Werke „Preußens deutsche Politik" niedergelegt sind, verdienen und erheischen es daher, daß wir ihnen eine nähere Betrachtung widmen.

Vier Episoden deutscher Geschichte bilden die vier Haupt-Akte von Preußens unmittelbarer Einwirkung auf Deutschlands Zukunft. Es ist ein leitender Faden, der sie mit einander verknüpft und der es ermöglicht, sie in Einem Bilde zusammenzufassen. Preußen konnte nur durch die Ueberwindung der von Oesterreich und seiner Clientel vertretenen Tendenzen, d. h. durch die Beseitigung des römischen Kaiserthums und der traditionellen Erbschaft der Habsburger, die Stelle erobern, die ihm in Deutschland gebührt und dessen Stärke begründen hilft. Friedrich der Große ist es gewesen, der auf der gemeinsamen Bahn der preußischen und der deutschen Interessen den ersten gewichtigen Schritt gethan hat. Das war, wie man weiß, die Stiftung des deutschen Fürstenbundes. Diesem Beispiele des großen Monarchen haben die Nachfolger desselben sich zu folgen bemüht; Friedrich Wilhelm III. im Sommer 1806 durch den ersten Versuch eines „norddeutschen Bundes", Friedrich Wilhelm IV., 1849, mit seinem so wohlgemeinten Unions-Project, Wilhelm I. endlich nach dem zerschmetternden Schlage von Königgrätz durch die Stiftung des norddeutschen Bundes mit National-Vertretung.

— Aller Anfang ist schwer! Die Losreißung von dem römisch-slavistischen Oesterreich und der Neubau des deutschen Reiches auf dem Grunde des germanisch-protestantischen Princips haben nicht an Einem Tage vollbracht werden können, die freie Germania ist nicht eine Minerva gewesen, die fertig und gewappnet aus der Stirn Jupiters entsprang. Die deutsche Geschichte hat viel zu traurige und niederbeugende Phasen durchschritten, und zwar wesentlich in Folge der unendlichen Mißgriffe Habsburgs, als daß der Uebergang aus der Verwirrung, der Schwäche und Zersplitterung zu selbstbewußtem, kernig geschlossenem Charakter nicht von tiefen Erschütterungen begleitet sein mußte. Was Friedrich II. von Preußen, ein Jahr vor seinem Hinscheiden, am 23. Juli 1785, in's Leben treten ließ, hatte freilich, obenhin betrachtet, durchaus kein revolutionäres Ansehen; es war dem Titel nach eine „Association zur Erhaltung des constitutionsmäßigen Reichssystems", von den drei evangelischen Kurhöfen: Brandenburg, Hannover und Sachsen ursprünglich vereinbart, später auf eine Menge evangelischer wie katholischer Reichsstände ausgedehnt, und schien durch den Beitritt des Kurfürsten und Reichserzkanzlers von Mainz, der schon am 18. October 1785 erfolgt war, die Bürgschaft der allerconservativsten Richtung zu empfangen. Allein dieses anscheinend so harmlose Bündniß, in den Augen der Welt ein geschickter Schachzug der preußischen Diplomatie, jedoch lediglich von momentaner Tragweite, war doch das entschiedenste Frontmachen wider Oesterreichs Eroberungsgelüste und Habsburgs Machtstellung überhaupt. Die Urkunden, welche Prof. Adolf Schmidt benutzt hat, erweisen es sonnenklar, daß Friedrich der Große nicht bloß Baiern aus den Fängen des Kaiser-Aars retten, nicht bloß dem schwindelhaften Ehrgeiz Josephs II. einen festen Damm vorschieben wollte, sondern daß der nordische Held mit viel größeren Gedanken umging und bleibende Ziele sich gesteckt hatte. Der „deutsche Fürstenbund" verfolgte den bleibenden Zweck der Entbindung der deutschen Reichsstände von Oesterreichs Obergewalt. Obwohl Preußen ausdrücklich auf jedwede äußere Macht-Erweiterung Verzicht leistete, ward es doch der herrschende Reichsstand, weil es die innerlich treibende Kraft des gesammten schwerfälligen Reichskörpers zu werden begann. Der preußischen Combination war durch die Betheiligung von Mainz die Mehrheit im Kurfürsten-Kollegium gesichert, das Interesse der kleineren und kleinsten Landesherrn drängte aber noch ungleich stärker zum Anschluß an Preußen. Indem Kur-Brandenburg ihnen die geliebte Selbstherrlichkeit verbürgte, ward es ihr Schutzherr, ward es der gewaltige Protector der Reichs-Conföderation. Und hiermit war es noch nicht genug. Die Spitze der nächsten Tendenz des Bundes war schon gegen die unaufhörliche Wiederwahl von Kaisern österreichischen Stammes gerichtet. Man war es müde, die Kaiserkrone bei den Habsburgern und Lothringern fast erblich werden zu sehen. Man sehnte sich nach dem Abschluß der „periodus austriaca", die dem Reiche so viele schöne Provinzen gekostet und die „Mehrer" des Reichs als recht eifrige Minderer desselben hatte erscheinen lassen. Der erste der drei geheimen Separat-Artikel verpflichtete die drei evangelischen Kurfürsten zu einträchtigem Zusammengehen bei der Kaiserwahl, der zweite desgleichen bei der Wahlkapitulation, der dritte bei der eventuellen Creation einer neuen Kurwürde. Joseph II. hatte den Reichsständen vor Oesterreichs Uebergriffen einen heilsamen Schrecken eingejagt. Der Fürstenbund lenkte unzweifelhaft die Aufmerksamkeit auf einen nichtösterreichischen Nachfolger des kühnen Joseph und überdies auf einen preußenfreundlichen Nachfolger. Dem Wortlaute nach, stellte der erste Separat-Artikel des Fürstenbundes sogar jedwede Neuwahl eines Kaisers in Frage, denn das „an" sowohl als das „quomodo" der Wahl sollte unter den drei Kurfürsten ausgemacht werden. Der Fürstenbund strebte folglich unmittelbar danach, sich an die Stelle des alten Reiches zu setzen! Der Bund sollte in Friedrichs Gedanken „zu etwas Fruchtbarem gedeihen" können. Auf der Grundlage des Fürstenbundes wünschte Friedrich die Auferstehung der deutschen Nation, die Neugestaltung des deutschen Staatskörpers. War aber die Fortdauer des Kaiserthrons fraglich, so war es noch mehr die Fortdauer der österreichischen Besitznahme desselben. Preußen bekam das Schicksal des Kaiserthrons in die Hand; es konnte der Kaiserwürde Erblichkeit geben, und wenn es vielleicht klug war, ihrer selbst zu entsagen, mindestens eine den preußischen Interessen folgsame Dynastie begründen. Adolf Schmidt setzt schon hierher die Idee

des preußischen Kaiserthums: gewiß ist, daß Preußens Hegemonie in Deutschland von dem Fürstenbunde hätte ausgehen können. Militair-Conventionen versuchte Friedrich in's Werk zu richten; die Annäherung der Reichsglieder an das preußische System wurde auf den verschiedensten Gebieten in Angriff genommen, der Eifer der leitenden Macht versprach für die Zukunft den großartigsten Erfolg: da starb Friedrich und mit seinem Heldenleichnam sank das hochragende Gerüst seiner verheißungsreichen Staatsklugheit zusammen.

Zwanzig Jahre lang, von 1786—1806, hat Preußens deutsche Politik Rast gehalten. Friedrich Wilhelm II., anfangs zwar den Rathschlägen des Grafen Hertzberg, Friedrichs bewährtem Minister, ein halbes Ohr leihend, fiel nach und nach fast gänzlich von den Kerngedanken des Bundes ab, an dessen „erster Idee" er doch selber Theil gehabt haben soll. Das schattenhafte Hinschleppen des Bundes hat bis zum Jahre 1790 gedauert, ja 1789 (am 1. Juli) hatte er noch den letzten Beitritt eines Staates, nämlich von Mecklenburg-Strelitz, erlebt; aber am 12. Januar 1791 ist das Grablied des Fürstenbundes gesungen worden, denn an diesem Tage zogen österreichische Truppen ohne Widerstand in die Residenz des Fürstbischofs von Lüttich ein und besetzten den am meisten westwärts vorgeschobenen Punkt der preußischen Machtsphäre. Erst das Jahr 1806 sah Preußen auf dem schmählich verlassenen Kampfplatze wieder — unter sehr veränderten Umständen! Der Hauptstoß war vom Auslande gegeben worden: Napoleon I. hatte um die Südstaaten Deutschlands die „trügliche Fessel" des Rheinbundes geschlungen und einen Monat darauf (6. August 1806) der Lothringer Franz II. die römisch-deutsche Kaiserkrone niedergelegt. Dem Auslande schuldete man die Befreiung von Oesterreichs Herrschaft, aber um den Preis eines vollen Drittheils der deutschen Lände! Norddeutschland allein war noch übrig; es galt, der französischen Habgier dieses Kleinod zu entreißen. Wenn nur energische Charaktere an der Spitze der preußischen Politik gestanden hätten! Der Plan war wie von selbst gegeben, die dringende Nothwendigkeit der festen Zusammenschließung aller Kräfte auch dem Blödesten augenfällig, Norddeutschland konnte und mußte der Kern und Sammelpunkt deutscher Geschicke werden. Von diesem Bollwerke aus mußte man dem französischen Adler Halt gebieten und muthvoll sich weiter ausbreiten. Die Zeit war allerdings karg zugemessen und die Hindernisse wahrlich in Hülle und Fülle vorhanden. Der dynastische Eigennutz kannte und kennt kein Vaterland. Während der Freiherr vom Stein bereits im Januar 1804 (in einem Schreiben an den Fürsten von Nassau-Usingen) das Aufgehen der Kleinstaaten in die großen Monarchien gefordert hatte, war doch, als die Stunde der bittersten Noth des Vaterlandes schlug, Niemand zu einem patriotischen Opfer willig, weder Kursachsen, noch Kurhessen, die nächstbetheiligten Staaten, noch gar die dem französischen Greifgeier ferner liegenden: Mecklenburg und Oldenburg. Letzteres hoffte lieber auf Rußland. Waldeck, Lippe-Detmold und Andere von den „Kleinen" ließen ihre Hinneigung zum Napoleonischen Rheinbunde offen hervorschauen. Die Verhandlungen, welche Preußen (leider unter Graf Haugwitz's Leitung) zum Abschluß des norddeutschen Bundes pflog, bieten ein trostloses Bild. Erst nachdem der neugebackene Kurfürst von Hessen dem Franzosen-Kaiser vergeblich seinen Beitritt zum Rheinbunde angetragen, überschlug er sich in patriotischen Versicherungen und erklärte, in seinen Wünschen liege ein enger norddeutscher Bund und für das Oberhaupt desselben, den König von Preußen, die Würde eines Kaisers von Norddeutschland.

Die Kaiserkrone auf dem Haupte des Königs von Preußen war kein kurhessischer Gedanke. Als Napoleon sich zum Kaiser gemacht, Franz II. demgegenüber den Titel eines Kaisers von Oesterreich angenommen (1805), lag es für den Inhaber des preußischen Thrones nahe, auch seinerseits den Kaisertitel sich beizulegen. Napoleon hatte Friedrich Wilhelm III. schon 1804 hierzu aufgemuntert, freilich in der Hoffnung auf ein Bündniß mit Preußen; damals war vom Könige eine höfliche Ablehnung erfolgt. Aber wenn ein blos preußisches Kaiserthum weniger passend schien, so stand doch die Sache anders, sobald der Kaisertitel eine Beziehung zu Deutschland erhielt. Napoleon erneuerte am 22. Juli 1806, gleich nach der Ratification der Rheinbund-Acte, seinen Vorschlag; der Plan, längst ein geheimer Wunsch, gewann jetzt eine festere Gestalt. Norddeutschland bot, wie man glaubte, dem Kaiserthum eine hinlänglich breite Basis dar und Frankreich hatte zu einem Bunde der norddeutschen Staaten im Voraus seine Zustimmung ertheilt. So war denn die hessische Bereitwilligkeit auf realem Boden erwachsen, so selbstsüchtig sie im Uebrigen war. Das neue Kurhessen, wie das alte Kursachsen, dachten lebhaft an die Erlangung der Königswürde, Hessen wollte zudem den Schiffbruch des deutschen Reiches gehörig ausnutzen; es dürstete nach „Mediatisirungen", und Sachsen, welches im siebenjährigen Kriege die kläglichste Rolle gespielt, nach einer „Machtsphäre seiner Politik". Das waren die Vorbedingungen des Zustandekommens der norddeutschen Union! Der Kurfürst von Hessen wurde wirklich durch die Aussicht auf bedeutende Erweiterungen seiner Landeshoheit (über Waldeck, beide Lippe rc.) dermaßen befriedigt, daß er am 20. August 1806 den Bundesvertrag mit Preußen vollzog. Sachsen hingegen, dessen Genehmigung vorbehalten war, rückte nun erst mit seiner ganzen Abneigung wider den preußischen „Kaiser von Norddeutschland" heraus; es genehmigte nicht, sondern betrieb einen Sonderbund mit den thüringischen Staaten unter kursächsischer Oberhoheit, weshalb es bei den weiteren Unterhandlungen mit Preußen, die es endlos hinschleppte, am eifrigsten die Eintheilung der norddeutschen Bundeslande in drei Kreise, den preußischen, sächsischen und hessischen empfahl. Der sächsische Gegenentwurf zum Bundesvertrag leistete Unglaubliches in der Anmaßung und Selbstüberschätzung. Principiell verlangte „Ihre kurfürstliche Durchlaucht von Sachsen das alleinige Directorium des Bundescongresses; nur aus persönlicher Rücksicht für Ihre Königl. Majestät von Preußen wollten Höchstdieselben darauf nicht bestehen, vielmehr zu einem dreifachen Directorium die Hand bieten, erachteten es jedoch der Billigkeit gemäß, daß wenigstens das Hauptdirectorium unter den drei Höfen (Preußen, Sachsen, Hessen!) von Jahr zu Jahr alternire", in der Art, daß Preußen den Anfang machen durfte! Welch' hohe Gnade „Ihrer kurfürstl. Durchlaucht von Sachsen"! Dieses selbige Kurhaus nährte bei den Ernestinischen Herzogen die lange Sorge vor preußischer Mediatisirungslust, und das zu derselben Zeit, in welcher, wie es wußte, der norddeutsche Bundesvertrag die herzoglich-sächsischen Häuser als vollberechtigte Mitglieder formell anerkannt hatte! Weiter konnten Uebelwollen und Doppelzüngigkeit kaum getrieben werden. Sie hatten aber die trübselige Folge, daß Hessens Widerstand nun ebenfalls wieder erwachte und jeder Theil von der Bereitwilligkeit des andern abzuhängen vorgab. Kurz, das Ende vom Liede war, daß Bundesvertrag und Allianzverträge wie Spreu zerstoben und, wenn auch Sachsen, trotz der Abwehr aller vertragsmäßigen Einigung, im October 1806 seine Truppen mit den preußischen marschiren ließ, dem Zusammenwirken jedweder innere

Halt fehlte und die Niederlage von Jena als eine gerechte Strafe über den Mangel an Festigkeit und Thatkraft hereinbrach. Hessen büßte sofort durch sein Verschwinden von der Karte Europa's; es wurde westfälisch. Sachsen's Kurfürst, der seinen Gesandten (den Grafen Senfft) nie von Paris abberufen hatte, schlug sich auf der Stelle zur Gegenpartei und ärntete für seinen Verrath an Deutschland die Königskrone und den Besitz Großpolens und Masoviens als eines Herzogthums Warschau. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Sachsen's und Hessen's Fürsten haben dermalen keinen Grund, über das Unrecht ihres Schicksals zu klagen.

Nur Deutschland hat fechzig Jahre lang zu klagen gehabt. Mit dem Scheitern des norddeutschen Bundes und Kaiserthums war den preußischen Staatsmännern die Lust zur Initiative in der deutschen Nationalsache vergangen, selbst die Austilgung der Schmach von Jena durch das Befreiungsjahr 1813, in welchem Preußen und in ihm Altpreußen vorausgeschritten, gab nicht den Muth zu selbstständigem Handeln und brachte nicht die Wiedergeburt des Reichs. Deutschland fiel, im schreiendsten Gegensatz zu seinen Erwartungen, mehr denn je der österreichischen Obmacht anheim; es mußte das Joch der Metternich'schen Politik auf sich nehmen, seine staatliche Größe, sein nationaler Aufschwung blieben Traum. Es ist in Aller Gedächtniß, wie kläglich das Jahr 1848 geendet, wie erfolglos die treuen Unionsbestrebungen König Friedrich Wilhelm's IV. gewesen sind. Uns blutet das Herz, gedenken wir aller Schmach jener Tage, der Olmützer Conferenz, der bayerischen Execution in Kurhessen, des Uebergangs der Oesterreicher bei Artlenburg, denen das preußische Garde-Pionier Bataillon die Elbbrücken schlagen mußte, der Wiedereinsetzung Dänemarks in Schleswig-Holstein, des Verkaufs der deutschen Kriegsflotte unter dem Hammer des Auctionators! Blüthen der Schande trieb der wieder aufgerichtete Bundestag. Oesterreichs Triumph trat Deutschlands Ehre mit Füßen.

Da weckte Gott den Rächer in dem Lager und unter den Führern einer Partei, die den mindesten Abscheu gegen die Werke der Reaction empfand, weil die sogenannte „Solidarität der conservativen Interessen" sie über die schnöden Absichten der Wiener Staatslenker verblendet hatte. Es war Herr v. Bismarck-Schönhausen. Als preußischer Gesandter am Bundestag hatte er das wahre Oesterreich kennen gelernt, in Frankfurt wurde er aus einem Bewunderer der entschiedenste Gegner von dessen Politik. 1859 stand er mit seinen Sympathien so rückhaltlos auf Seiten Italiens, daß die Vorsicht des Ministeriums der „neuen Aera" ihn von Frankfurt nach Petersburg versetzte. Privatbriefe Bismarcks von dort, welche Adolf Schmidt aus authentischer Quelle mittheilt, zeigen den preußischen Diplomaten in dem ehrenvollen Lichte einer durchaus selbständigen, nationaldeutschen Gesinnung. Mit zornsprühender Energie weist er (d. d. Petersburg, den 22. August 1860) die Rolle eines „zweiten Borries" ab: die Insinuation russisch-französischer Verbindungen sehr verfänglicher Art, zu deren Gunsten er die Abtretung der Rheinlande befürwortet haben sollte. Wie er gegen Preußens eventuelle Vertheidigung des österreichischen Besitzstandes in Italien war, so verdammte er (unterm 18. September 1861) ohne Umschweif das damalige Programm der preußischen Conservativen; er erklärte das System der Solidarität der conservativen Interessen aller Länder für eine „gefährliche Fiction"; er wollte den „ganz unhistorischen, gott- und rechtlosen Souveränetäts-Schwindel der deutschen Fürsten" nicht länger gehätschelt wissen und sprach sich, alle Vorurtheile der eigenen Partei bekämpfend, für eine straffere Consolidation der deutschen Wehrkraft, für eine neue und bildsamere Zolleinigung, gemeinsame Institutionen zum Schutz gegen die Folgen der „unnatürlichen Configuration der deutschen inneren Landesgränzen", für Volksvertretung am Bunde und für rechts und links dankenswerthe Concessionen auf dem nationalen Gebiete aus.

Diese Gesinnungen hat Graf Bismarck, nachdem er (am 24. September 1862) an die Spitze der Staatsgeschäfte getreten, in Preußens auswärtigem Amte bethätigt, so sehr auch der „innere Conflict", den er vorfand, seine tiefere Einsicht Lügen zu strafen schien. Oesterreich raffte sich ihm gegenüber zu den erbittertsten Schlägen wider die Nationalsache und Preußens Machtstellung empor; im Verein mit den treulich secundirenden Mittelstaaten wurde das trügerische „Delegirten-Project" beim Bunde beantragt, dann das Schauspiel des Fürstentages zu Frankfurt vom August 1863 in Scene gesetzt, hinter Preußens Rücken über Preußens und Deutschlands Geschick die Würfel geworfen. Damit war der Anstoß zur Auflösung des Bundes von Oesterreich gegeben! Schon war Krieg in Aussicht, als der Tod des Königs von Dänemark und die Sorge um Schleswig-Holsteins Zukunft einen plötzlichen Umschwung hervorriefen. Oesterreich wurde durch die Macht der Sachlage zu gemeinsamer Action an des verhaßten Preußens Seite fortgerissen, aus dem Kreise der Bundespolitik vollends hinausgedrängt, unter Bismarcks Aegide für national-deutsche Zwecke zu Schlachten und Siegen geführt. Schleswig-Holstein war Deutschland wiedergewonnen, das Recht des von ihm erwünschten Fürsten der Anerkennung nahe. Hätte Herzog Friedrich von Augustenburg in die Bedingungen Preußens vom 22. Februar 1865 gewilligt, Bedingungen, die das geringste Maaß der dem Bundesstaat und der militärischen Sicherstellung Deutschlands zu bringenden Opfer enthielten, so hätte der Herzog in Ruhe den Thron des neuen Staates Schleswig-Holstein besteigen können und es wäre viel Blut erspart worden. Der Augustenburger hat es nicht gewollt. Holstein ward der Zank-Apfel um die Suprematie in Deutschland und Oesterreich sammt den Mittelstaaten führten den letzten (hoffentlich letzten) und verhängnißvollsten Stoß auf Deutschlands Einheit, Größe, Ehre und Macht.

Die Kriegsthaten von 1866 sind in die Herzen der Preußen eingegraben. Sie haben das Nessusgewand Habsburgischer Staatsklugheit von Preußen und seinen Verbündeten abgestreift; es ist das Verdienst der preußischen Heere, ihrer Führer und Feldherrn, ihres Königs und seines leitenden Rathes. Ein neuer norddeutscher Bund ist im Werden und ein solcher, den der vaterländisch gesinnte Adolf Schmidt mit Recht als einen Kernbund bezeichnet. Je fester, stärker und freier er sich gestaltet, desto mehr Anziehungskraft wird er üben. Er kann und darf bei der Mainlinie nicht stehen bleiben, wenn Deutschland von Außen Gefahr droht. Norddeutschland ist ein Krystallisationskern, an welchen die vorläufig ausgeschlossenen Stücke allmählich wieder anschießen müssen. Und sie werden sich schon sammeln, geht man ihnen nordwärts vom Main mit thatkräftigem Beispiele voran. Es giebt in Süddeutschland bei Regierungen und Unterthanen Männer genug, welche die Nothwendigkeit der Erfolge von 1866 erkennen und der preußischen Hegemonie nicht abgeneigt sind.

Ein solcher Mann ist z. B. der treffliche A. L. Reyscher zu Kannstatt bei Stuttgart, ein deutscher Rechtsforscher und Germanist von patriotischer Ader. In seinem

Büchlein: „Die Ursachen des deutschen Krieges und seine Folgen*") das bereits vier Auflagen erlebte, stellt sich der schwäbische Jurist (früher Prof. in Tübingen) wesentlich auf den Standpunkt von Adolf Schmidt; er billigt die Politik des Grafen Bismarck, insofern sie Oesterreichs lähmenden Einfluß gebrochen hat und für die Zukunft die Ausdehnung des neuen Bundes über ganz Deutschland ermöglicht. Man darf es den süddeutschen Brüdern nicht eben verargen, daß sie es bitter empfinden, ausgeschlossen zu sein. Die Schuld trifft ihre Regierungen. Am Anfang und am Schluß seines Buches warnt Reyscher vor einer Dreitheilung Deutschlands. Nun wir denken, die Annahme des norddeutschen Bundesentwurfs, dessen letzter Artikel diese Gefahr beschwören will, ist die männlich entschiedene Antwort, die der norddeutsche Reichstag dem Auslande geben wird. Preußen hat an Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt das Richteramt der Weltgeschichte vollstreckt; es hat das stärkste Hinderniß der Einheit, die unselige Kleinstaaterei beseitigt; hoffen wir zu Gott, daß es die beste Lösung der deutschen Frage, kernige Einheit in innigster Verbindung alter Stämme mit gesetzlicher Freiheit gepaart, allmählich für die ganze deutsche Nation verwirklichen werde! Dies ist das Ziel!

Trauttwein von Belle.

Siebenbürgen.

Ein gefährdeter Vorposten des Deutschthums.

In den Tagen allgemeiner Bewegung im Völkerleben fällt der Blick nur selten auf einzelne Punkte desselben, die sonst wohl das Interesse des Beobachters in Anspruch nehmen. Ein solcher Punkt ist das Siebenbürger Sachsenvolk, dessen in diesen Blättern auch schon oft gedacht worden. Fern von dem Mutterlande, aber bisher durch eine Kette von deutschen Sprachinseln und durch die das Ungarland kreuzenden, zumeist von Deutschen bewohnten Verkehrsadern, mit ihm mittelbar verbunden, haben die Sachsen bekanntlich 700 Jahre hindurch ihr Eigenleben zu bewahren gewußt. In den Zeiten der alten ungarischen Selbstständigkeit, wo sie der heiligen Stephanskrone eng verpflichtet waren, konnten sie sich oftmals rühmen, Schooßkinder ungarischer Könige zu sein, aber auch später, unter einheimischen siebenbürgischen Fürsten, hatten sie sich, als mit Ungarn und Szeklern gleichberechtigter Landstand, noch besonderen Schutzes zu erfreuen. Als dann den Habsburgischen Fürsten das Land zufiel, schien ihrem Deutschthum gar keine Gefährdung mehr zu drohen, und so schwer wurde es ihnen in dieser Beziehung an eine Täuschung zu glauben, so schwer ihre, dem habsburgischen, politischen und religiösen Absolutismus entgegengesetzte bürgerliche und religiöse Freiheit, als ein Hinderniß der Befriedigung ihrer Hoffnungen zu betrachten, daß sie immer und immer wieder in treuester Hingebung an die Person des Kaisers Gut und Blut opferten.

Es liegt nicht in der Absicht dieses Aufsatzes, hier des Weiteren der Vergangenheit und der Eigenthümlichkeiten des deutschen Volksstammes in Siebenbürgen zu gedenken; wohl aber möchten wir mit wenigen Worten auf die Noth und die Sorgen hindeuten, denen er neuerdings seit dem Völkerfrühling von 1848 und in diesem Augenblick mehr denn je ausgesetzt ist. Die von Herrn von Beust, zufolge eines Ausdrucks der in lauter Anbetung vor dem Genie des eminenten Staatsmannes versunkenen hochoffiziösen „Leipziger Zeitung," mit zauberhafter Schnelle geschaffene Zweitheilung des Kaiserreiches giebt den Ungarn ihre seit Jahrhunderten entbehrte volle Selbständigkeit wieder zurück und sichert ihnen zugleich, vermöge der gegen den Willen von Sachsen und Rumänen durchgesetzten Union Ungarns mit Siebenbürgen, die volle Herrschaft auch über dieses Land zu. Der ungarische König tritt wieder in seine vollen selbständigen Rechte ein, die ihm jedoch nicht mehr, wie einst dem großen König Mathias Corvinus, eine Begünstigung der Sachsen gestattet. Denn die ungarische Volksvertretung von heute ist dem ungarischen Landtage von ehemals nicht zu vergleichen; ihr Wille ist das Gesetz, und dieser Wille ist zur Zeit mit eiserner Consequenz auf die Wahrung, Kräftigung und Verbreitung der ungarischen Nationalität gerichtet. Fern sei es von uns, den Ungarn aus dem Befolgen einer Art Gebotes der Nothwendigkeit einen Vorwurf zu machen, aber als Deutsche können wir es nur beklagen, daß die Dinge so und nicht anders gekommen sind; als Deutsche sehen wir keinen Zauberer vor uns, der zum Heile des Kaiserstaates und noch weniger zum Heile des Deutschthums, eine große und anerkennenswerthe That vollbracht. Im Gegentheil! Wir sehen nur den Minister eines deutschen Kleinstaates, der im raschen Wechsel des Geschicks das Steuerruder eines Großstaates zu lenken berufen, mit abenteuerlicher Hast in den Wirrwarr von österreichischen Nationalitäts-Ansprüchen hineingegriffen und, indem er zwei um sich selbst rotirende, dabei leider innerlich kranke Staatskörper geschaffen, beiden eine beliebige Bewegung, gleich den bekannten Kügelchen eines elektrischen Apparates, vorschreiben zu können glaubt.

Einst — noch diesseits Königgrätz — hielt man wohl dafür, daß der Kaiserstaat des Bindemittels deutscher Bildung und Gesittung zum Zusammenhalt seiner Einzeltheile nicht entbehren könne, doch der sächsische Freiherr von Beust, ein Mann aus einem deutschen Kernlande, hat es unternommen, die Nichtigkeit dieser Anschauung darzuthun. Die Deutschösterreicher mögen diesen gegen das Deutschthum gerichteten Schlag überdauern, die Deutschen in Ungarn, Siebenbürgen und Kroatien werden ihm unterliegen.

So denn auch die Siebenbürger Sachsen. Bis Anfang 1848 mit Ungarn und Szeklern allein berechtigter Landstand in Siebenbürgen, selbständig unter einem dem Kaiser unmittelbar verantwortlichen Nationsgrafen, büßten sie in den Jahren 1848/49 alle diese Gerechtsame ein, um nur kaiserlich österreichisch im absolutistischen Sinne zu werden. Ihrem Deutschthum zulieb und zuleide geschah damit nichts; doch wurde die deutsche Sprache wenigstens das Mittel zur Durchführung des absoluten Centralwillens der Wiener Regierung. Anders erging es der Freiheit der Sachsen. Während das Recht der Eroberung in Ungarn dem Absolutismus zum Deckmantel seiner Handlungsweise dienen mußte, wurde er den Sachsen ohne Weiteres zum schnöden Entgelt für ihre Treue auferlegt, und die ihnen ihre Freiheit zusichernden Versprechungen vom 22. Dezember 1848 und vom 19. Juli 1849, so wie die in der Reichsverfassung vom 4. März 1849 enthaltenen, gingen, wie so viele andere, weniger feierlich gegebenen, nicht in Erfüllung. Die Reihe von Verwaltungs-Experimenten, welche der Absolutismus in den Jahren 1849—1860 unternahm, blieb auch ihnen nicht erspart, aber während dann den Ungarn das Oktober-Diplom des letztgenannten Jahres das Ende dieser Zustände verhieß, war dasselbe für die

*) Stuttgart 1867, Verlag von A. Kröner, 178 S. 8o.

Sachsen nur gleichbedeutend mit neuer Verwirrung. Sie konnten nicht hoffen die früheren Gerechtsame einer alten Zeit wieder zu erlangen und von den neuen, mit der Union Ungarns mit Siebenbürgen in Aussicht gestellten hatten sie 1848/49 einen genügenden Vorgeschmack erhalten, um sich nicht weiter danach zu sehnen. Was Wunder, wenn sie also mit Freuden der Idee der Schmerling'schen Februar-Verfassung, welche ihnen ihre Nationalität und Freiheit leidlich sicherte, zustimmten und, als nach langem Harren ihnen endlich in den Jahren 1863 und 1864 ein selbständiger Landtag nach neuen, die politische Gleichberechtigung auch der Rumänen anerkennende Prinzipien, sowie die Theilnahme am allgemeinen österreichischen Reichsrath gewährt wurde, auch praktisch mit durchführen halfen. Es waren wirklich glückliche Augenblicke für die siebenbürger Sachsen, da ihre Vertreter auf dem Reichstage zu Wien, zum erstenmale ihre Stimme für das Wohl des ganzen Reiches mit erheben durften.

Waren indessen schon alle diese Uebergänge von einem staatlichen und gesellschaftlichen Zustande zum andern ebensovielen Angriffen auf die Festigkeit der alten deutschen Ansiedlung vergleichbar, so waren denn doch erst der zweideutige Föderalismus des Grafen Belcredi und der Dualismus des Freiherrn von Beust dazu bestimmt, sie auch des letzten, mit der Februar-Verfassung wiedergewonnenen Haltes zu berauben. Durch ein im Verfassungsleben der Staaten wohl einzig dastehendes Beispiel hatte Graf Belcredi, ohne auch nur der siebenbürger Landtage von 1863/64 zu erwähnen, die Zusammenberufung eines in ganz willkürlicher Weise zusammengesetzten Landtages, zu Ende des Jahres 1865 veranlaßt, dessen einziges Geschäft, die Erneuerung der Proklamirung der Union Ungarns mit Siebenbürgen, dem ungarischen Centralstaat die Wege ebenen half. Seitdem sitzen die Sachsen, statt im österreichischen Gesammtreichsrathe in den Klängen ihrer deutschen Muttersprache an der Berathung über das Wohl des Gesammtstaates theilzunehmen, wohl oder übel im ungarischen Reichsrathe und berathen in ungarischer Sprache über das Wohl des ungarischen Reiches, das leider im gewöhnlichen Verlauf der Dinge das Grab ihrer deutschen Nationalität werden muß.

Denn dieser ungarische Reichstag wird mit seinem Willen die Magyarisirungs-Tendenz des verantwortlichen ungarischen Ministeriums decken, eine Berufung an den Kaiser dagegen nichts helfen. Die Ungarn werden noch ausdrücklicher, denn bisher, vor der Welt ihre Schonung der anderen Nationalität betonen, aber, indem in ihren Augen sich Jeder zum Landesverräther stempelt, der nicht ausschließlich ungarisch fühlt und denkt, wird selbst im Falle einiger von ihnen geübter Rücksicht Licht und Schatten ihrer Gunst danach bemessen sein. Die Verkehrssprache zwischen den Municipien verschiedener Nationalitäten, ehemals lateinisch, später nach dem Absender und Empfänger sich richtend, wird fortan ungarisch sein müssen, und wenn nicht-ungarischen Gemeindebehörden auch die Führung ihrer Protokolle in ihrer Sprache zugestanden werden dürfte, wird die ungarische Uebersetzung beizufügen doch Bedingung werden. Dazu kommt noch, daß das leidige materielle Interesse der Magyarisirung der Einzelnen Vorschub leisten wird, und wie mächtig bestimmend das einwirkt, geht aus einem bei Otto Wigand in Leipzig erschienenen Schriftchen „Staat oder Nationalität? eine österreichische Studie von Prinz" hervor, nach welcher allein im Jahre der ungarischen Herrschaft 1848/49 nahezu 700 Personen ihre Namen magyarisirten. Ja, einer Bekanntmachung des ersten k. k. Militär- und Civilgouverneurs von Siebenbürgen, Feldmarschall-lieutenant von Wohlgemuth, aus dem Jahre 1849, zufolge, haben die Ungarn in einzelnen Fällen nicht Anstand genommen, auch Jemanden einen ungarischen Namen zu oktroyiren. Welchen Widerstand kann solchen Anforderungen ein vom deutschen Centralpunkte Wien verlassenes Deutschthum entgegensetzen?

Nur Ein Trost vermag uns aufrecht zu erhalten, der, daß weder des Herrn von Beust, noch des ungarischen Reiches politische Berechnungen die Gewähr ihrer Unfehlbarkeit in sich tragen. K. Badewitz.

Holland.

Die holländische Gulden-Edition.

De Keyser's Lebensformen.

Es ist gewiß ein verdienstliches Unternehmen, billige Ausgaben beliebter und anerkannter Schriften zu veranstalten und sie dadurch Vielen zugänglich zu machen, die sonst schwerlich dazu kommen würden sie zu lesen oder sich anzuschaffen; denn das Letztere bedingt das Erstere in den Gegenden, die noch nicht so mit Leihbibliotheken gesegnet sind, wie die großen Städte, in entlegenen Provinzen oder gar auf dem Lande. Weit seltener als in Deutschland findet man in Holland Gelegenheit, Bücher zu leihen, wo weniger Unterhaltungsschriften gelesen, aber verhältnißmäßig viel mehr gekauft werden, denn die große Anzahl derer, die einen Landsitz, ein „Buiten" haben, müssen sich Bücher anschaffen, wenn sie eine Stunde mit Lesen ausfüllen wollen. Es ist demnach recht dankenswerth, wenn der Erwerb solcher Schriften durch die sogenannte „Gulden-Edition" erleichtert wird, obgleich der Preis nach deutschem Maaßstabe immer noch nicht billig zu nennen ist.

Das Format, nicht zu groß, um wohl einmal in die Tasche gesteckt werden zu können, ist bequem, um so mehr, da der Druck deutlich und klar, wenn auch etwas eng und klein, und das Papier weiß und gut ist. Somit empfiehlt die äußere Ausstattung das Unternehmen der Buchhandlung (Thieme in Arnheim), das einen guten Fortgang hat, indem schon über ein halbes Hundert Bändchen in rascher Folge erschienen.

Und wie ist nun die Wahl des Inhaltes? Uns scheint sie ziemlich charakteristisch für den holländischen Geschmack zu sein. Natürlich hat man Werke gewählt, deren Autoren bekannt und beliebt sind; viele tragen die Bezeichnung zweite oder dritte Auflage, die wenigsten haben einen größeren Umfang, auf 50 Nummern kommen etwa 10 zwei- bis dreibändige Romane, die übrigen enthalten Novellen, Erzählungen, Lebensbilder, Skizzen, Erinnerungen und Herzensergüsse oder Reflectionen.

Wer, fragt man aber, wird einen ganzen Band Betrachtungen lesen wollen? O sehr Viele, und noch dazu mehr als einen. Wir sehen die „Briefe und Herzensergüsse des alten Herrn Smits" viermal wiederkehren; immer findet sich noch ein neuer Erguß seines Herzens, und wer sagt uns, daß der des 55sten Bändchens der letzte sei? und wenn dem auch so sein sollte, werden dann nicht Andere kommen, die den „Lebensbildern und Skizzen" von v. d. Hoeve, den „Blättern aus Nichte Susannens Skizzenbuch" von Louise, den „Bildern und Schatten" von Boudewyn, den „Erinnerungen" und „Lebensformen", den Skizzen und wieder Skizzen noch neue Betrachtungen hinzuzufügen haben?

Die niederländische Geistesrichtung ist so realer, praktischer Natur, daß wahres Interesse für Poesie und Kunst unmöglich

verbreitet sein kann; der Boden ist zu trocken, als daß diese herrlichen Pflanzen fröhlich darin gedeihen könnten. Natürlich sprechen wir nur von der Allgemeinheit. Wenige gebildete Leute finden Freude an einer Unterhaltung über solche Gegenstände; Politik, Staatsleben, Kolonien, Alles was damit in Verbindung steht oder darauf einwirkt, Religion, Schulen und Wissenschaften werden die Themata der Unterhaltung von Männern sein, während alles, was auf mehr spekulativem Grunde ruht, was sich der Philosophie, der Aesthetik nähert, keinen Anklang findet. Wie viel man auch deutsch liest, eine gründliche Kenntniß der größten deutschen Dichter ist selten, noch seltener ein richtiges Verständniß und das Vermögen oder Verlangen, eingehend oder anregend darüber zu sprechen; am Seltensten findet man es aber bei Damen, die in ihrer Unterhaltung äußerst genügsam sind und ebenso große Genügsamkeit in Anspruch nehmen. Leider ist die Schilderung auf unzählige junge Damen passend, die wir in den „Lebensfoemen" von de Keyser*) finden, wo es heißt:

„Nein, wir vergessen Euch nicht, Ihr lieben, anmuthigen, entzückenden Kinder der Unschuld, die Ihr uns so allerliebst naiv erzählt, daß Ihr von all der fatalen, dummen Gelehrsamkeit nichts begreift. Ihr habt immer Recht und deshalb auch gewiß dann, wenn Ihr mit einem Tone, der keine Gegenrede duldet, behauptet, ein Mädchen hätte nichts mit trockenen Wissenschaften zu schaffen. Wir wollen, bezaubert durch Eure schalkhaften Blicke und Euer engelhaftes Lächeln, uns nicht abfragen, ob Eure Unterhaltung über Ball und Toilette, über Thees und die letzte Oper, und über die kleinen Gebrechen Eurer abwesenden Freundin nicht dennoch ein wenig — ein ganz klein wenig — o, wohl sehr artig und allerliebst, so wie Alles an Euch sehr artig und allerliebst ist, aber denn doch ein klein wenig — nein dürftig durchaus nicht, aber doch .... weniger gehaltreich ist. Und wenn wir bedenken, daß ein Jüngling, der jetzt schmachtend zu Euren Füßen liegt, um einen einzigen gnädigen Blick zu erhalten, diesen Blick wird erhalten haben, und dann noch etwas, und nun nach einigen Jahren, wenn er kein feuriger Jüngling mehr ist, anfangen könnte zu zweifeln, ob Eure Unterhaltung nicht etwas oberflächlich wäre, und wenn er dann mit dem Ernste, der dem Manne geziemt, die Interessen des Vaterlandes oder die Pläne für seine eigene Zukunft mit Euch besprechen will, wenn er ein Verständniß für die hohen Gefühle sucht, die sein männliches Herz klopfen machen, wenn er dann den Ideen, die in seinem Geiste leben, Formen für Euch geben will — und Euch für jede wahre Erhebung zu schwach findet, für jedes edele Princip zu beschränkt und kleinlich, für jeden großen Gedanken zu kurzsichtig, und Ihr ihm dann nichts als Eure naive Unwissenheit zu bieten habt, die dann lange nicht mehr so reizend in seinem Auge sein wird, — sollten wir da nicht, mit einem Blicke auf diese Zukunft, Euch eine bescheidene Frage vorlegen dürfen? Erschrecket nicht; die Antwort erfordert keine nennenswerthe Anstrengung. Wir wollen nur einfach fragen, ob Ihr — nein, Ihr habt keine Schuld dabei, liebe Täubchen, aber ob sie, die Euch erzogen, nicht besser gethan hätten, weniger zu vergessen, daß die Frau auch zum Menschengeschlecht gehört und deshalb auch etwas von einem Verstand begabten Wesen haben sollte; ob sie nicht etwas allzu sehr aus dem Auge verloren, daß auch das lieblichste Gesichtchen auf die Dauer etwas eintönig wird, wenn kein Geist daraus spricht; ob sie nicht etwas weniger die Wahrheit vernachlässigen konnten, daß tüchtige Entwickelung des Verstandes bei sorgfältiger Bildung des Herzens, daß die Entwickelung des weiblichen Geistes ein Heirathsgut ist, dem kein anderer Brautschatz gleichkommt" &c. &c.

So wenig man sich nun aus den edelen Genüssen des Geistes, aus wahrer Poesie und Kunst macht, um so mehr liebt man gewisse trockene Reflectionen; man kömmt sich sehr klug, sehr geistreich vor, wenn man bogenlange Aufsätze über irgend einen gleichgültigen, moralischen Gegenstand schreibt oder liest, wenn man in Entzückung über die Betrachtungen geräth, welche eine Thierbude veranlaßt, das Spiel fröhlicher Knaben oder gar der Besuch einer Ausstellung. Was Wunder also, wenn wir sie in allen Gestalten wiederkehren finden?

J. P. de Keyser beginnt seine „Lebensfoemen" mit Reflectionen über das Lesen und schildert dann in der Einkleidung von Vorlesungen, die er halten wollte oder sollte und doch nicht hielt, verschiedene Laster, indem er sie wie Tugenden darstellt, die er auf ironische Weise zur Aneignung empfiehlt. Was er sagt, ist ganz wahr und gut, Niemand wird etwas dagegen einwenden können, aber es wird auch Niemand einen tieferen Sinn oder Gedanken darin finden können; zum Selbstdenken wird man nicht aufgefordert, man kann ohne alle Anstrengung des Geistes recht bequem fortblättern, und das ist eben erwünscht und mühelos. Die Ironie giebt einen gewissen schärferen Reiz, wenn sie nur nicht bei jedem Aufsatze in derselben Weise ihren Gegenstand behandelte. Wäre er das eine oder andere Mal ernst und etwas tiefer gefaßt, so würde der Werth des Buches nur gewinnen, aber — weniger Leser haben.*)

Daß er wahr schildert, beweist er, ohne es zu wollen, im letzten Aufsatze an sich selbst. Dieser, lebhafter als alle anderen, ist mit so leidenschaftlicher Erregung geschrieben, daß man darin deutlich die Furcht des Schwachen erkennt, der für die Selbständigkeit seines kleinen Vaterlandes einem mächtigen Deutschland gegenüber zittert und deshalb in bitterer Gereiztheit seine Augen vor einer großen bewegenden Idee schließt, die er nicht anerkennen will. Darum macht er die große Erhebung in einseitiger Eifersucht zu einem bloßen Eroberungs- und Unterdrückungszug, gegen den er scharfe, ja höhnische und unwürdige Seitenhiebe führt, wie sie nur die Leidenschaft eingeben kann, „die (wie er Seite 88 sagt) einseitig ist und den Verstand einseitig macht, den sie eine verkehrte Richtung giebt", und weiter: „die Leidenschaft macht den Verstand blind gegen Alles, was mit ihr im Streite ist". Wir brauchen wohl nicht erst zu bemerken, daß dieser Aufsatz ganz neu und von kürzestem Datum ist.

Wenn es bei der Wahl einer Form Haupterforderniß ist, daß sie mit dem Inhalte übereinstimme, so ist es doch auch nicht minder wichtig, daß sie festgehalten werde. Dieser Ansicht scheint indessen unser Autor nicht zu sein, denn er läßt sich im Postwagen von einer großen Stecknadel, einem sogenannten bakerspeld in der Halsbinde seines Gegenübers, ihre Geschichte erzählen. Sie theilt ihm mit, wie sie zu einem unehrlichen, scheinheiligen Kaufmann kam, dessen Heuchelei sie belauschte; wie sie mit einer anderen Nadel psychologische Erörterungen darüber anstellte, ob er ein Heuchler zu nennen sei oder nicht, und wie sie von jener über die Art und Weise unterrichtet wird, wie er es wurde. Dann wird sie verkauft und kömmt, durch mehrere Hände gehend, an das Bett eines armen, sterbenden Familienvaters. Hier schildert sie nicht nur die Scene, der sie beiwohnt, sondern alle Umstände, die dieser Scene vorausgehen und sie herbeiführten. Woher weiß sie dieselben? wie kömmt eine Stecknadel dazu, die Seelenzustände eines Menschen zu schildern und

*) 57. Bändchen der Gulden-Edition, 1866.

*) C'est tout comme chez nous. D. R.

moralische Betrachtungen darüber anzustellen? Jedenfalls bekundet sie ein gutes Gedächtniß, denn zuletzt erfahren wir noch das Gespräch einiger Zeitungsredacteure, das anzüglich genug ist, und dennoch findet das Buch großen Beifall und viele Bewunderer.

Indem wir schließen, können wir nicht umhin, uns zu freuen, daß diese Richtung nicht die des deutschen Geschmacks ist.

England.

Der socialwissenschaftliche Kongreß zu Manchester, 1866.

Auch im vorigen Jahre hielt der englische Verein zur Förderung der socialen Wissenschaften im Monat Oktober einen mehrere Tage währenden Kongreß ab, und zwar war die Reihe, die aus allen Theilen Englands zu diesem geistigen Turnier kommenden Gäste in seinen Mauern zu empfangen, diesmal an dem vom Rauch der Fabriken und dem Getöse der Maschinen erfüllten Manchester. War es die Lage des Ortes, wirkten andere Gründe socialer und politischer Natur mit, genug die Betheiligung an dem Kongreß im Allgemeinen, wie der Besuch desselben von hohen Gönnern war sehr stark, und die Zahl der gelösten Karten überstieg die der im vorigen Jahre in Sheffield ausgegebenen beinahe um das Doppelte. Außer England hatte auch Amerika ein beträchtliches Kontingent zu den Theilnehmern gestellt. Unter den zahlreich vertretenen Mitgliedern des weiblichen Geschlechts erregte Doctor Maria Walker aus New-York die allgemeine Aufmerksamkeit, nicht nur weil sie sich in sehr lebhafter und einsichtsvoller Weise an den Debatten betheiligte — sondern auch wegen ihrer Kleidung. Sie war nämlich in der Uniform erschienen, in welcher sie während des amerikanischen Krieges als Wundärztin der Unions-Armee fungirte.

Auch diesmal hat der Kongreß, wie es sich von der ganzen Organisation des Vereins auch nicht anders erwarten läßt, nur sehr wenig praktische Resultate aufzuweisen; trotzdem darf man seine Bedeutung und seine Tragweite keineswegs gering anschlagen. Der Kongreß trägt in jedem Jahre durch die Vereinigung zahlreicher Menschen aller Stände und aus allen Landestheilen wesentlich dazu bei, das Interesse an gemeinnützigen Angelegenheiten zu fördern und auch im populären Sinne des Wortes die Wissenschaft, d. h. die Kunde davon weiter zu verbreiten. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist auch der Namen des Vereins wohl gerechtfertigt, obgleich derselbe ihm so sehr zum Vorwurf gemacht wird, daß Lord Shaftesbury, welcher an Stelle des durch sein hohes Alter nicht mehr für ein so anstrengendes Amt geeigneten Lord Brougham den Vorsitz übernommen hatte, sich veranlaßt sah, in der Rede, mit welcher er die Verhandlungen des Kongresses einleitete und gewissermaßen eine Uebersicht derlauf demselben zu erwartenden Themata gab, diese gegen den Verein erhobenen Bedenken sogleich im Eingang zur Sprache zu bringen.

„Es wird uns vielfach zur Last gelegt," sagte Lord Shaftesbury, „daß wir, statt wie es der Name unseres Vereins andeutet, Förderer der socialen Wissenschaften zu sein, stets wieder auf die Behandlung längst dagewesener und erschöpfter Materien zurückkommen. Wir wiederholen, das kann und soll nicht geleugnet werden, aber wir wiederholen nicht an demselben Orte, nicht vor derselben Zuhörerschaft. Wir sprechen von Dingen, welche tief einschneiden in das Leben aller Menschen und die zu vernachlässigen gefährlich und verbrecherisch wäre. Freilich haben wir der Welt schon Bände von Berichten über unsere Verhandlungen geliefert und wir könnten uns füglich weitere Mühe sparen, wenn dieselben von der ganzen Bevölkerung gelesen würden, die darin niedergelegten Wahrheiten allgemeine Beherzigung fänden. Dem ist nicht so. Was in Schriften niedergelegt wird, ist todtes Kapital, das nur im fortwährenden Gebrauche immer wieder nutzbar gemacht werden kann. Jedes Zeitalter hat die Sucht nach Neuem besessen; das unsrige ist ganz besonders dadurch charakterisirt, und wir müssen diesem Hange Rechnung tragen, indem wir die alten Gedanken in ein neues Gewand kleiden, die alten Thatsachen in einem neuen Lichte erscheinen, die alten Wahrheiten von neuen Herolden verkünden lassen und so das Interesse daran fortdauernd lebendig erhalten."

Der Redner entwickelte hierauf, wie viel der Verein durch sein konsequentes Beharren auf der als richtig erkannten Bahn geleistet, wie große Verdienste er habe um viele Institutionen der Neuzeit, obgleich sein Wirken mehr im Schatten bleibe und er sich oft mit dem Bewußtsein genügen lassen müsse, das erste Reis zu einem nun kräftig emporgewachsenen Baume in den Boden gesenkt oder besser diesen zur Aufnahme desselben vorbereitet und willig gemacht zu haben. Namentlich dürfe sich der Verein auch rühmen, auf dem Gebiete der Gesundheitspflege wesentliche Verbesserungen bewirkt zu haben, und nicht zu kühn sei die Behauptung, daß es zum Theil seinen Bemühungen zuzuschreiben, daß die Epidemie, welche in diesem Jahre ganz Europa heimgesucht, in England verhältnißmäßig nur wenige Opfer gefordert habe. Die eingeschlagene Richtung verlassen, würde hinsichtlich der Wissenschaft das Bekenntniß einer Niederlage, hinsichtlich der Moral aber geradezu ein Unrecht sein, und er gestehe, daß er sich, obgleich dies von verschiedenen Seiten angeregt worden, nicht entschließen könne, dem Kongresse Fragen rein politischer Natur vorzulegen, da er finde, daß weit näher liegende Angelegenheiten noch in ausreichendem Maße vorhanden wären, um diesen, wie viele folgende Kongresse zu beschäftigen.

Nach dieser Einleitung wandte sich der Vorsitzende verschiedenen zur Erörterung beantragten Materien zu. Er begrüßte es mit Freuden, daß eine Abhandlung: „Welches sind die geeignetsten Mittel zur Verhütung des Kindermordes", von dem diesmaligen Kongreß veranlaßt werden solle, gestand aber ein, daß nach seiner Ansicht in einem Lande, wo nicht, wie in aufblühenden Kolonieen, das Leben jedes einzelnen Individuums von greifbarem, in die Augen springendem Vortheil sei, schwerlich Gesetze dem Umsichgreifen dieses traurigen Verbrechens steuern könnten. Ein ebenso geringes Vertrauen habe er zu der Abhilfe, welche durch die Einrichtung von Findelhäusern zu erwarten wäre.

Von diesem düsteren Bilde wandte sich Lord Shaftesbury zu einem erfreulicheren durch die Vergleichung des Zustandes der jetzigen jugendlichen Arbeiterbevölkerung in vielen Fabriken, Spinnereien, Kohlengruben u. s. w. gegen den früheren. In allen Etablissements, wo man den Forderungen der Menschlichkeit Gehör gegeben, die Arbeitszeit der Kinder abgekürzt und ihnen Gelegenheit zum Lernen gewährt habe, sei ein höchst erfreulicher Umschwung zu Tage getreten. Die Erfahrung habe gelehrt, daß eine weise Abwechselung zwischen körperlicher und geistiger Arbeit gleich wohlthätig auf den Körper, wie auf den Geist gewirkt habe, und er hätte sich aus eigener Anschauung überzeugt, wie überall, wo man diesem System huldige, an die

Stelle geistig verkommener, körperlich verkrüppelter Kinder, ein gesundes, intelligentes Geschlecht heranwachse. Sei aber viel gewonnen, so bleibe doch noch weit mehr zu erkämpfen. „Ich spreche zu Ihnen," rief der Redner, „noch im Namen von vierzehntausend Kindern, welche noch unter dem Drucke der grausamsten Sklaverei schmachten und bis zu dieser Stunde kein Gesetz zu ihrem Schutze anrufen können."

Ein ebenso strenges, als gerechtes Verdammungsurtheil erfuhr die das weibliche Geschlecht zur tiefsten Unwissenheit und Erniedrigung herabwürdigende Verwendung erwachsener Frauen, wie kleiner Mädchen, in Ziegeleien. Dann kam die Erziehung der Kinder in den ackerbautreibenden Distrikten zur Sprache und hieran schloß sich eine beredte Schilderung des jammervollen Zustandes der in den elendesten Spelunken zusammen gepferchten, mit schlechtem Wasser und elender, unzureichender Speise genährten armen Bevölkerung Londons. Sehr radikal und mit furchtbarer Ironie sah Lord Shaftesbury ein wirklich durchgreifendes Mittel gegen diesen socialen Krebsschaden nur in einer großen Feuersbrunst, welche jene Stadttheile in Asche legte und die besitzende Bevölkerung zwänge, so reichlich beizusteuern, daß aus den Schutthaufen gesunde, menschliche Wohnungen erstünden. Man habe Musterhäuser zur Aufnahme armer Familien erbaut, die sich als sehr segensreich erwiesen; aber wie weit könnten dieselben reichen, da der gegebenen Anregung nur in sehr beschränktem Maße Folge geleistet wäre. Bei derartigen Anlagen fände der Menschenfreund allerdings seine Rechnung, der Finanzmann rechne aber mit anderen Factoren und wisse mit seinen Kapitalien nutzbringender zu operiren. Da man nun aus diesen Gründen, wie auch veranlaßt durch die sich immer mehr steigernde Theuerung des Grundes und Bodens und des Materials, an die Ausführung einer der Bevölkerung Londons entsprechenden Anzahl von Neubauten nicht denken könne, habe man auf mancherlei Palliative gesonnen und eines derselben sei von einer Gesellschaft, welcher der Redner angehöre, mit gutem Erfolge angewendet worden — nämlich der Ausbau und die Ventilation vorhandener Lokalitäten. Plätze, welche notorisch als Brutstätten der Seuchen, als Schlupfwinkel des Lasters bekannt und gefürchtet waren, hätten sich auf diese Weise in gesunde, von einer ordentlichen, gesitteten Bevölkerung bewohnte Häuser verwandelt und es sei nicht nur zu beklagen, daß auch dieses Beispiel wenig Nachahmer finde, sondern auch sehr zu verwundern, da das in dieser Weise angelegte Kapital sich mit neun Procent verzinse.

Einer anderen Aufgabe des Kongresses sich zuwendend, war Lord Shaftesbury wahrhaft erschreckt durch die Wahrnehmung, daß auf allen Ausstellungen des In- und Auslandes verbesserte Kanonen und sonstige Feuergewehre den ersten Platz einnehmen und daß alle Erfindungen nur das eine Ziel zu verfolgen schienen, Instrumente zur Vernichtung der Menschheit zu konstruiren. Er sprach indeß die Ueberzeugung aus, der große Sieg, welchen Industrie und Wissenschaft durch die glückliche Legung des Atlantischen Kabels gefeiert, werde nicht ohne Einfluß auf den Geist der Zeit bleiben und ihm wieder eine friedlichere, glücklichere Richtung geben. Schließlich lenkte der Redner die Aufmerksamkeit der Versammlung noch auf einen Theil der Bevölkerung, gegen den man zwar nicht mit eigens dazu erfundenen Mordwerkzeugen wüthet, der aber auf eine noch weit grausamere, weil langsamere Weise zu Tode gemartert wird.

„Wenden Sie ihre Gedanken den Frauen zu," sagte er, „welche in England mit dem Kleider- und Putzmachen beschäftigt sind. Sie haben — es sind ihrer sechsmalhundert tausend — schon oft die lebhafteste Sympathie erregt, man hat Abhilfe ihrer Qualen, eine strenge Regelung ihrer Arbeitszeit verlangt. Wer kann dahin zielende Gesetze geben, wer, wenn sie gegeben sind, deren Durchführung erzwingen? Nichts als die größere Billigkeit, die größere Humanität des gesammten Publikums, nichts als eine tiefere praktische Beherzigung des Spruches: „Was Du nicht willst, das Dir die Anderen thun, das thue Du ihnen auch nicht", kann dem Jammer dieser armen Schlachtopfer steuern. Wenden Sie Ihre Aufmerksamkeit dieser Frage zu und erwägen Sie dieselbe wohl. Die furchtbaren Leiden, welche man einer solchen ungeheuren Anzahl armer Frauen und Mädchen auferlegt, haben ihren Ursprung zum großen Theil im Luxus — nicht in dem Luxus der Reichen allein, sondern dem jeder Klasse der Gesellschaft, vom Peer bis herab zum Bauer. Ich spreche dies nicht aus in der eitlen Hoffnung oder selbst nur mit dem Wunsche, die Neigungen unseres Zeitalters beschränken zu wollen; ich bitte Sie nur, in Augenblicken des Nachdenkens sich mit der Frage zu beschäftigen, in wie weit solche Dinge nothwendig sind und ob bei einer einsichtigen, vernünftigen Einrichtung nicht das Wohlsein der Producirenden besser gewahrt werden könnte, ohne daß die Annehmlichkeiten der Konsumenten dadurch eine Beschränkung zu erleiden brauchten."

Der zweite Tag des Kongresses, welcher der Erörterung juridischer Fragen gewidmet war, wurde von Lord Brougham durch eine Ansprache eingeleitet, in welcher er den seit Abhaltung der letzten Versammlung des Vereins verstorbenen Mitgliedern, namentlich Lord Glenelg und Sir Charles Hastings, ein ehrenvolles Andenken weihte. Hierauf erhob sich eine Discussion über das Gefängnißwesen, wobei mit besonderem Interesse die Mittheilungen entgegengenommen wurden über die von Privatpersonen gegründeten, aber vom Staate autorisirten Zufluchtsörter für weibliche Sträflinge — gewissermaßen ein Uebergangsstadium vom Kerker zum wiedergewonnenen freien Verkehr mit der Welt. Die durch diese Anstalten erzielten Erfolge wurden lobend anerkannt und die Nachricht mit Freuden aufgenommen, daß sich in London ein Verein gebildet habe, welcher sich die Vervielfältigung und Verbreitung solcher Institute zur besonderen Aufgabe mache.

Eine sehr lebhafte Debatte wurde hervorgerufen durch die von Mr. Trollope eingebrachte Denkschrift über die Nothwendigkeit eines zwischen England und Nordamerika abzuschließenden Vertrages zum Schutze des geistigen Eigenthums, d. h. gegen den Nachdruck. Der Antragsteller schilderte mit lebhaften Farben die Nachtheile, welche englischen, wie amerikanischen Schriftstellern durch den Mangel eines ihre Rechte wahrenden Vertrages erwachse und bemerkte, daß beiden Ländern in gleich hohem Grade um eine Abhilfe dieses Uebels zu thun sei, wenn auch der Verlust gegenwärtig auf Seiten Englands größer erscheine, da eine ungleich größere Anzahl von Schriftstellern in England, als in Amerika lebe, während die Leselust des Publikums jenseits des Oceans weit stärker, als die des diesseitigen sei. Mr. Trollope entwickelte noch in sehr sachgemäßer Weise die Verhältnisse des amerikanischen Buchhandels und führte dadurch den Beweis, daß nicht nur den Schriftstellern beider Nationen, sondern auch den Buchhändlern ein wesentlicher Dienst mit einem sie vor gegenseitigem Nachdruck schützenden Gesetze geleistet würde und daß aus dem Mangel desselben vielleicht Einzelnen ein Vortheil erwachse, ganz gewiß aber der Gesammtheit ein empfindlicher Schaden zugefügt werde. Der Kongreß faßte bald eine Resolution, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß endlich Ge-

setze und Verträge in Kraft treten, geeignet in Amerika wie in Europa einem Zustande der Willkür und der scheelendsten Ungerechtigkeit ein Ende zu machen und auch dem geistigen Arbeiter die Früchte seines Fleißes unverkümmert zu wahren.

Die weiteren Verhandlungen dieses Tages drehten sich hauptsächlich um die Frage, welche Maßregeln zu ergreifen sein dürften, wenn der sich von Jahr zu Jahr steigernde Verkehr Australiens eine fernere Deportation der auf Lebenszeit verurtheilten Verbrecher nach den dortigen Kolonien als unthunlich erscheinen lasse. Es wurden verschiedene mehr oder minder praktische Vorschläge gemacht, auch einige Resolutionen gefaßt, im Uebrigen blieb jedoch dieser Theil der Verhandlungen ziemlich resultatlos.

Von ungleich höherem Interesse und bei weitem zahlreicher besucht als die Verhandlungen dieses Tages waren die des folgenden, an welchem sociale Angelegenheiten zur Sprache kommen sollten. Die Stellung der Frauen war das Thema, welches vorzugsweise, ja beinahe ausschließlich behandelt ward.

Miß L. Menzies hielt einen Vortrag über die für Frauen der mittleren Klassen sich besonders eignenden Berufsarten. Sie schilderte die traurige Lage der Frau, welche durch die Verhältnisse auf Beschaffung ihrer Existenzmittel durch eigene Thätigkeit angewiesen sei, ohne daß man ihr eine darauf abzweckende, sie dazu befähigende Erziehung gegeben habe. Sie verlangte einen rationellen Unterricht für die Mädchen, damit sie in den Stand gesetzt würden, sich einen bestimmten Lebensplan vorzuzeichnen und ihn zu verfolgen. Frauen könnten ohne Zweifel sehr vortreffliche Lehrerinnen sein; es sei doch aber sehr unlogisch, weil einige sich gut für das Lehrfach eigneten, das ganze Geschlecht dafür tauglich zu halten und mit seinem Erwerb darauf hinzuweisen; angenommen aber, dies wäre selbst so, jede Frau, die auf eigenen Erwerb angewiesen, sei auch zum Lehramt befähigt, so würde dasselbe doch bei weitem nicht für Alle ausreichen. Es gäbe indeß nur wenig Berufsarten, bei denen der Vater sich nicht ebenso gut einen Beistand in seiner Tochter, wie in seinem Sohne erziehen könne, wenn er ihr nur die dazu nöthige Sorgfalt widme. Man befinde sich in einem schweren Irrthum, wenn man glaube, Frauen könnten kein Interesse für ernstere Lebensaufgaben fassen und füge ihnen ein großes Unrecht zu, indem man behaupte, ihre Wünsche gingen nur dahin, die Gefährtinnen der Mußestunden und der Vergnügungen des Mannes zu sein. Seit die Fortschritte der Industrie der Frau ihre ursprünglichen Geschäfte genommen, sei es für sie zur gebieterischen Nothwendigkeit geworden, andere Erwerbszweige zu suchen, um sich zu einem nützlichen und dadurch glücklichen Gliede der Gesellschaft zu machen.

Das Resultat der sich an diesen Vortrag knüpfenden Debatte war der Beschluß, auch in Manchester einen Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts zu gründen, wie deren in London und Dublin bereits bestehen.

In einer sehr energischen, allgemein mit großem Beifall aufgenommenen Rede trat hierauf Frau Barbara Bodichon für die politischen Rechte der Frauen in die Schranken, d. h. sie sprach, anknüpfend an die von Stuart Mill dem Parlamente überreichte und von uns schon mehrfach besprochene Petition für die Ertheilung des Wahlrechtes an unverheiratete Frauen und Wittwen, welche Grundbesitz haben oder selbständige Geschäfte von einem gewissen Umfange betreiben. Unter den in der Petition hervorgehobenen und sonst schon in der Presse geltend gemachten Argumenten für die Verleihung des Stimmrechts an Frauen brachte die Rednerin noch einige neue Punkte aufs Tapet, welche die ernsteste Erwägung verdienen. Es soll nämlich nicht selten vorkommen, daß Gutsbesitzer sich weigern, den Wittwen ihrer verstorbenen Pächter die Pachtungen zu verlängern, nur aus dem Grunde, weil die Frau kein Wahlrecht hat und sie mithin bei den Wahlen einer zuweilen schwer in's Gewicht fallenden Stimme verlustig gehen. Frau Bodichon wies ferner hin auf die aus der Nichtvertretung der Frauen erklärliche ungerechte Vertheilung öffentlicher Dotationen zwischen Erziehungs-Anstalten für Knaben und Mädchen, auf die Stärkung, welche dem Patriotismus und dem Gemeinsinn erwachsen müsse durch die politische Gleichstellung der Frauen mit den Männern und appellirte in Bezug auf die vorgebliche Unfähigkeit der Frauen, sich über die Verdienste von Kandidaten ein Urtheil zu bilden an die Erfahrung jedes Parlamentsmitgliedes im Kreise seiner Bekanntschaft. Schließlich erwähnte sie noch, daß die Maßregel, wenn sie, woran nicht zu zweifeln, beim Parlamente doch endlich durchgehen werde, durchaus nicht die erste und einzige in Europa sei. Bereits im Jahr 1864 habe ein kaiserliches Patent den unverheiratheten Frauen und Wittwen, welche in den Kronländern Oesterreichs begütert sind, Stimmrecht ertheilt, während 1848 ein ähnlich lautender Paragraph in die ungarische Verfassung übergegangen sei; wobei die Rednerin allerdings zugab, daß in Oesterreich der Erlaß und die Ausführung eines Gesetzes sehr weit von einander verschiedene Dinge seien und sie deshalb nicht mit Gewißheit angeben könne, in welchem Umfange das in Rede stehende in Kraft getreten wäre. Dagegen konnte sie mit aller Bestimmtheit versichern, daß durch die in Schweden beim Reichstage im December 1865 durchgegangenen Reformen allen unverheirateten Frauen und Wittwen, welche das gesetzliche Alter und ein bestimmtes Einkommen besitzen, das Stimmrecht gewährt worden sei.

In der sich an diesen Vortrag knüpfenden sehr lebhaften Debatte erklärten sich fast alle Redner für die von Frau Bodichon befürwortete Veränderung der Verfassung. Einer der Herren erklärte, es sei nicht mehr als billig, den unverheiratheten Frauen und Wittwen das Stimmrecht zu verleihen, da es die verheirateten thatsächlich schon besäßen, indem kein Mann gegen die Ansichten seiner Frau stimme. Doktor Maria Walker bemerkte sehr treffend, es sei eine Beleidigung der Beherrscherin Großbritanniens, daß man ihrem Geschlechte die gleichen Rechte mit den Männern vorenthalten wolle. Ein Mr. Noel theilte endlich noch mit, daß dem nächsten Parlament zwei dahin zielende Petitionen überreicht werden würden, deren eine lediglich solche Frauen unterzeichnen wollten, welche alle vom Gesetz für Erlangung des Stimmrechts vorgeschriebenen Bedingungen erfüllten und nur wegen ihres Geschlechts desselben beraubt wären.

An einem der folgenden Tage, dessen Tagesordnung Besprechungen über Gesundheitspflege bildeten, erregte Miß Elisabeth Garret, praktizirende Aerztin in London, besondere Aufmerksamkeit durch einen Vortrag über weibliche Krankenpflege in den Hospitälern.

Die allgemeine Aufmerksamkeit, sagte sie, sei, Dank der unschätzbaren Bemühungen der Miß Nightingale, auf die hohe Wichtigkeit einer tüchtigen rationellen Krankenpflege sowohl in Privathäusern, wie in Hospitälern gelenkt und Alle stimmten darin überein, daß dieselbe den Händen intelligenter, zuverlässiger Frauen anvertraut werden müsse. Wer indeß Gelegenheit gehabt habe, sich genauer mit den Licht- und Schattenseiten des gegenwärtigen Systems vertraut zu machen, dem habe sich die Ueberzeugung aufgedrängt, daß es noch der Reform bedürfe. In den meisten Hospitälern wären die oberen Wärterinnen gut, die unteren gut, schlecht oder gleichgiltig, je nachdem sie beauf-

sichtigt würden. Miß Garret ließ hierauf der christlichen Liebe und Barmherzigkeit derjenigen Damen der höheren Stände, welche sich, ohne Entschädigung zu beanspruchen, der Krankenpflege in den Hospitälern widmeten, volle Gerechtigkeit widerfahren, meinte aber, es scheine ihr kein Vortheil für die Gesammtheit, diese Dienste von Damen von Erziehung und Bildung anzunehmen, da sie erweislich von Frauen aus geringeren Ständen und von weniger hoher Bildung ebenso gut geleistet werden könnten. Sie machte deshalb den Vorschlag, eine Kombination der freiwilligen und bezahlten Krankenpflege in den Hospitälern eintreten zu lassen, dergestalt, daß die eigentliche Pflege von angemessen bezahlten, als tüchtig erprobten Frauen besorgt, die Oberaufsicht aber von Damen aus höheren Lebenssphären geführt werde. Wohl zulässig erschien es ihr auch, aus diesen Oberaufseherin-Stellen Erwerbszweige für Damen von höherer Erziehung und Bildung zu machen und sie angemessen zu dotiren; nur möchte sie nicht rathen, sie unter die Zahl der für Frauen sich eignenden Berufsarten zu rechnen, weil immer nur eine sehr kleine Anzahl in dieser Weise placirt werden könne.

Die meisten sich an der darauf folgenden Discussion betheiligenden Redner traten Miß Garret's Ansichten bei, und man faßte die Resolution, dahin zu wirken, daß eine bessere Krankheitspflege erzielt werde, indem man die sich derselben widmenden Frauen angemessen bezahle und nur bei Ausnahmefällen, wie Krieg und Epidemien die freiwillige Hilfe und Aufopferung mit Dank annehme.

Mit einer Rede des Vorsitzenden, worin er Miß Garret für ihre sachgemäße Behandlung des wichtigen Gegenstandes seinen Dank aussprach, schlossen die Verhandlungen dieses Tages und des Kongresses überhaupt. Die Theilnehmer, welche in überwiegender Mehrheit bis zu Ende desselben anwesend geblieben, verließen Manchester zum größten Theil am 11. Oktober.

Nord-Amerika.

Ein Deutscher in Washington über den Präsidenten Johnson und dessen Ankläger.

Die telegraphischen, wie die Zeitungs-Berichte, die uns aus Amerika über den Konflikt des Präsidenten mit dem Kongresse zugehen, sind in der Regel „radikal-republikanisch", oder, was in den Vereinigten Staaten dasselbe heißt, „antidemokratisch" gefärbt. Wir erinnern uns nicht, jemals andere, als aus diesem Lager kommende Berichte über Amerika gelesen zu haben. Deshalb glauben wir, daß es, ebenso wie uns selbst, unseren Lesern willkommen sein wird, auch einmal eine abweichende Stimme zu vernehmen; es ist die Stimme eines Deutschen in Washington, der an das deutsche New-Yorker Journal in einem Schreiben vom 20. Januar Nachstehendes berichtet:

„Es ist merkwürdig, daß nicht nur die große Masse des amerikanischen Volks, sondern auch die sonst aufgeweckten Führer desselben, die Gefährlichkeit der Situation nicht zu begreifen scheinen. Hier und da hört man bisweilen einen klaren, aber schwachen Warnungsruf, doch er verschwindet in dem Chaos der constitutionellen Phrasen-Duselei, und eine wahrhafte, richtige Auffassung der Verhältnisse wird dadurch unmöglich gemacht. Präsident Johnson sowohl wie die ganze nördliche Demokratie werden nicht im Stande sein die Republik zu retten, wenn sie ihren passiven Widerstand nicht in activen umwandeln. Doch was ist passiver Widerstand, wird so mancher fragen?

„Gesetzt den Fall, ein Junge von 12—13 Jahren, ein kleiner Taugenichts und Rowdy, insultirt einen erwachsenen, kräftigen und starken Mann, dessen geringste Körper-Anstrengung hinreichend ist, dem Jungen durch einen einzigen Stoß das Lebenslicht auszublasen. Der Junge, kühn gemacht, schlägt und stößt den Erwachsenen. Der Letztere beschränkt sich einfach darauf, den Ersteren daran zu erinnern, daß das unrecht und gegen die Gesetze sei. Der Junge kehrt sich aber nicht daran, und schließlich gelingt es ihm, den sich nicht wehrenden, sondern nur protestirenden Mann in eine solche Lage zu bringen, daß der Letztere wirklich dem Jungen gehorchen muß, weil er sich hat in eine Falle bringen lassen, wo er von seinen Kräften keinen Gebrauch mehr machen kann. So geht es gerade dem Präsidenten Johnson und der Demokratie. Die Radikalen, obgleich es noch im vorigen Frühjahr eine Kleinigkeit gewesen wäre, sie die Kraft der Regierung fühlen zu lassen, sind jetzt dem Anscheine noch dem Präsidenten sowohl wie der Demokratie über den Kopf gewachsen. Anstatt daß die Letzteren dieselben Mittel gebraucht und wieder geschlagen hätten, wo die Radikalen ihnen Püffe versetzten, haben sie sich einfach nur auf passiven Widerstand beschränkt und den Radikalen fortwährend mit Worten entgegengehalten, daß sie gegen die Constitution handelten. Doch was geht die Radikalen die Constitution an, wenn sie nur die Regierung in den Händen behalten!

„Wir sind jetzt in der Mitte einer Rebellion. Eine Minorität, nicht ganz ein Drittel des Volkes, durch die letzten kriegerischen Ereignisse an's Ruder gebracht, will partout die süß gewordene Herrschaft auch für die Zukunft behaupten. Es ist das der einzige Grund, weshalb die südlichen Staaten nicht zugelassen werden sollen. Wären die Bewohner derselben radikal, dann würden sie schon längst wieder im Kongreß vertreten sein, und hätten sie auch zehn Rebellionen mitgemacht. Man würde dann von ihnen nicht verlangen, dem Neger, den man nirgends mehr haßt, als in dem sogenannten „loyalen" Norden, das Stimmrecht zu geben. Ja, wüßten die Radikalen, daß die Wiederentsklavung des Negers ihnen die Herrschaft auf unbestimmte Zeit sichern würde, so würde der heidnische Afrikaner bald wieder seinen Titel als afrikanischer fellow citizen verlieren, und wer weiß, was noch geschehen kann! Vergesse man niemals, daß der puritanische Yankee, der den Neger aus Afrika nach dem Süden mit seinen Schiffen gebracht und sich durch den Sklavenhandel bereichert hat, jetzt so gut wie früher eine Stelle in der Bibel finden kann, womit er beweist, daß von Gott und Rechtswegen die Söhne Ham's nichts anderes als Sklaven sein sollten, namentlich wenn sich damit für den Yankee ein gutes Geschäft machen läßt.

„Die Constitution betrachten die Radikalen als nur für die Demokraten bestehend. Mit derselben halten sie die Letzteren im Zaume, während sie die Constitution bei jeder Gelegenheit, wenn sie ihnen in ihren revolutionären Maßregeln im Wege ist, als unbedeutend und werthlos ignoriren und verletzen. Es ist demnach unnütz und feig für die Demokraten, sich hinter eine Papierrolle zu stecken, die für ihre Gegner keinen Werth hat. Lieben die Demokraten die Constitution so sehr, daß sie ihnen über Alles geht, dann müssen sie nöthigerweise mit Gewalt die Radikalen zwingen, sie zu beobachten. Eine Constitution, welche nur für einen Theil des Volkes in Anwendung gebracht wird, ist keine Constitution. Fort demnach mit der Predigt vom passiven Widerstand! Laßt uns von den Radikalen lernen,

und, anstatt der Defensive, ergreifen wir die Offensive, wenn wir wirklich das Land und die Republik mit ihrer Freiheit retten wollen!

„Die Absicht der Radikalen ist, die jetzige Regierungsform so abzuändern, daß die jetzt regierende Fraktion noch lange Jahre am Ruder bleibt. Der Präsident wird demnach beseitigt werden; ebenso wird man die Supreme-Court, den höchsten Gerichtshof der Vereinigten Staaten, so umgestalten, daß er nicht mehr der Freiheit zu Hilfe kommen kann. Für den Süden wird man solche Gesetze machen, daß an eine Vertretung desselben nicht zu denken ist. Die Demokraten im Norden wird man durch Puritanismus, Sonntags- und Temperenz-Gesetze und nöthigenfalls durch Militair-Commissionen schon im Zaume halten.

„Die Staaten Maryland und Delaware werden eine „republikanische Regierungsform" erhalten, und das sind keine Utopien — man prüfe nur die Gesetzvorlagen im Kongreß, und man wird finden, daß die Vorarbeiten zu dem obigen Programme bereits gemacht sind. Nur noch ein halbes Jahr länger „passiver Widerstand", und Alles wird in Ordnung sein, d. h. „Order will reign in Warsaw."

„Wie Sie schon aus den Kongreß-Verhandlungen gesehen haben werden, so hat die „Distrikt-Committee" im Hause die Petition von deutschen Bürgern Washington's, daß der Einwanderer nach einem Aufenthalt von einem Jahre im Distrikt Columbia wie der Plantagen-Neger stimmen solle, auf den Tisch gelegt. Der rohe, ungebildete und besitzlose Afrikaner steht jetzt fünfmal höher als der weiße Einwanderer. Und doch giebt es noch immer Deutsche, welche in den radikalen Temperenz- und Sonntags-Muckern, die jetzt den Wohlstand des Landes und die constitutionellen Freiheiten des Volkes zerstören, Freunde des Deutschthums zu wittern glauben.

„Für uns, die wir so lange Jahre hier gelebt und die wir fortwährend gegen die wahnsinnigen politischen Hirngespinste der letzten zehn Jahre, wenn auch vergeblich, angekämpft haben, wird das Leben in den Vereinigten Staaten für die nächsten Jahre nicht viel Erquickliches bieten. Zu alt, um noch in Europa oder anderswo eine Carrière einzuschlagen und das Leben von vorne zu beginnen, werden wir hier alle Phasen eines Despotismus mit durchmachen müssen, dessenthalben wir vor vielen Jahren die alte Heimat verlassen haben. Doch vielleicht erleben wir es noch, daß „Columbia", die Göttin der Freiheit, dereinst wieder ihr Haupt unverschleiert ihren verirrten Kindern zeigen kann. Aber ehe das geschieht, müssen wir uns erst von dem „passiven Widerstand" befreien. Ist das vielleicht jetzt noch möglich?

„Ex-Präsident Jefferson Davis scheint wirklich zum Märtyrer gemacht werden zu sollen. Jahrelang persönlich mit ihm bekannt, habe ich den Mann doch niemals geliebt. Er hat große Fehler und die sind ihm selbst während seiner südlichen Präsidentschaft eigen geblieben. Doch als Gefangener, der nun bereits beinahe zwei Jahre lang täglich die „größte und freieste" Regierung der Welt vergeblich anfleht, ihm, einem alten kränklichen Mann, entweder einen Prozeß oder die Freiheit zu bewilligen, hat er meine vollständigste Sympathie. Gleichviel, ob er als politischer oder als militairischer Kriegsgefangener angesehen wird, in jedem andern Lande würde ihm entweder auf dem einen oder andern Wege schon längst Gerechtigkeit widerfahren sein. Es ist das ein ewiger Schimpf für das Land und ein schlechtes Beispiel für europäische Despoten. Wir haben vollkommen Ursache, uns mit unserer Freundschaft mit Rußland zu brüsten. Denn wir sind bereits so weit gekommen, daß wir verdienen, Russen zu sein.

„Die Anwälte von Jefferson Davis, Charles O'Conor und J. G. Shea, sind gegenwärtig hier. Ebenso befindet sich hier Horace Greeley. Der Letztere hatte sowohl mit genannten Advokaten als auch mit dem Präsidenten eine Unterredung, und man vermuthet deshalb, daß Präsident Davis vielleicht auf Ehrenwort entlassen werden solle. Ich habe nicht viel Vertrauen zu der Generosität der Republik, wie sie jetzt gehandhabt wird."

Frankreich.

Französische Klöster in unserer Zeit.

Ein englischer Schriftsteller, Algernon Taylor, veröffentlicht in einem Buche*) die Eindrücke, die er auf einer fünfjährigen Wanderung durch Frankreich gesammelt, bei welcher er besonders die Mönchsklöster besucht hat, die ihm irgend zugänglich waren. Er erzählt in unparteiischer Weise, wie er gefunden, daß die Mönche unserer Zeit ihre Tage hinbringen, und läßt die Sache für sich selber sprechen. Dem Zeitalter des Glaubens verdanken diese Institute ihre Entstehung, einem Zeitalter, das man ebensowohl als das des Raubes und Mordes bezeichnen könnte. Damals mögen sie anderen Zielen gedient haben; von allen Tugenden, die jetzt in den Klöstern ausgeübt oder angestrebt werden, nimmt keine in der Schätzung der Mönche selbst einen so hohen Rang ein, als die Demuth. Es wird so viel Werth auf eine vollkommene Selbstverleugnung, ja Selbstertödtung gelegt, daß wohl nirgend in der Welt der Stolz in jeder Gestalt und jedem Grade so vollständig abgeschworen wird, als in den Klöstern.

Ob diese Tugend sich auch im täglichen Verkehr mit der Welt beweisen und bewähren würde? Oder ob die guten Mönche, die von der Hand ihrer Obern schweigend jede Züchtigung hinnehmen, nicht vielmehr den Laien gegenüber sich ihrerseits schadlos halten würden, sobald die Gelegenheit dazu ihnen geboten würde?

Wohl darf man diese Frage aufwerfen, wenn man erfährt, daß der große Napoleon einst in der Schule eine Strafe zu dulden hatte, die über alle die verhängt wurde, bei denen eine Regung von Stolz sich blicken ließ, und die in Folgendem bestand: der Sträfling mußte sich während der Mittagszeit auf die Schwelle des Refektoriums legen, so daß alle zur Mahlzeit Kommenden über ihn hinwegschreiten mußten. Man denke sich den jungen vulkanischen Napoleon in dieser Lage und frage sich, ob sein Stolz durch dieses Mittel gebrochen werden konnte?

Der Autor berichtet von einer ähnlichen Demuths-Uebung, der er selber im Jahre 1863 in einem Kloster in der Provence beigewohnt, wo aus unbekannten Gründen einer der durch Wissen und Beredtsamkeit am meisten hervorragenden Mönche die Bedienung des ganzen Tisches übernehmen mußte und dies mit freudiger Willigkeit und Eifer vollbrachte, um am Nachmittage vor dem armenischen Patriarchen eine höchst beredte Rede zu halten.

Die interessanteste unter den gegebenen Beschreibungen ist die des Klosters Grande Chartreuse, obgleich dies nur noch den zehnten Theil der Bedeutung hat, die es einst besaß. Im letzten Jahrhundert gab es 172 Prioreien, die von der Grande Char-

*) Scenes in French Monasteries, by A. Taylor.

treuse und der Gerichtsbarkeit ihrer Großpriors abhängig waren, jetzt sind es deren nur noch etwa zwanzig.

Alles im Innern dieses Klosters ist großartig und schweigsam, und selbst der Gottesdienst wird ohne Orgel-Begleitung ausgeführt; aber bei einem Ausfluge, den sie allwöchentlich unternehmen, werfen die Mönche plötzlich alle Düsterkeit von sich, und kaum ist ein Paar nach dem andern in langsamem Schritte unter dem hohen Portale des Klosters durchgegangen, so beginnen sie eine leichte und fröhliche Unterhaltung, von Lächeln und freundlichen Blicken begleitet. Es müßte ein würdiger Gegenstand für einen Maler sein, befähigt, den wechselnden Gesichtsausdruck wiederzugeben, wenn er diese Gestalten darstellen wollte, die uns für ein paar Stunden sich ungezwungen ihrem Menschenthum überlassen, ohne fürchten zu müssen, daß sie mit jedem Lächeln oder Scherz eine Todsünde gegen die strengen Klosterregeln begehen. Da erblickt man den siebzigjährigen Greis neben dem Jüngling, den Mann von gelehrten Gewohnheiten neben dem, der ein stürmisches Leben hinter sich hat — Alle aber scheinen heiter und befriedigt.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Zur jüdischen Philosophie im Mittelalter.

„Don Chasdai Creskas' religionsphilosophische Lehren in ihrem geschichtlichen Einflusse"*) heißt eine neue werthvolle Schrift des Herrn Dr. M. Joël (Rabbiners der Synagogen-Gemeinde zu Breslau), die sich würdig den früheren Arbeiten und Forschungen desselben Verfassers („Die Religionsphilosophie des Maimonides. — Die Religionsphilosophie des Lewi ben Gerson. — Verhältniß Albert's des Großen zu Moses Maimonides.") anschließt. Don Chasdai Creskas, dessen Lebens- und Wirkenszeit in die zweite Hälfte des 14. und den Anfang des 15. Jahrhunderts fällt, stammt aus einer angesehenen jüdischen Familie in Barcelona; er war berühmt als Theologe, widmete aber auch seine Forschungen der Philosophie, worin ihm schon Maimonides ruhmvoll vorangegangen war. Allein während Letzterer noch in einer großen Voreingenommenheit für Aristoteles befangen war, so daß er, nicht immer mit glücklichem Erfolge, die biblische Lehre und Anschauung mit der des Aristoteles in eine gewisse Harmonie zu bringen versuchte, und die Schüler und Nachfolger des Maimonides oft zum Schaden der Lehre den Aristoteles für unfehlbar hielten, war Chasdai weit unbefangener, und durchdrungen von dem Gedanken, daß die biblische Lehre auf Wahrheit beruhe. Während die Wege, auf welchen Aristoteles in eigener Forschung die Wahrheit suchte, und die für bewiesen erachteten Sätze desselben nichts weniger als unfehlbar feststanden, machte Chasdai die Bibel von dem Joche frei, das gerade der mittelalterliche Freisinn ihr aufgehalst hatte. Sicher gehörte in der Zeit, in welcher Chasdai lebte, der Muth des klaren, freien Geistes dazu, gegen Aristoteles, den „unfehlbaren", alle Systeme absorbirenden und beherrschenden Denker, aufzutreten, und schon dies macht Chasdai's geschichtliche Bedeutung aus und stellt ihn hin als Vorläufer der Männer, welche die Schatten des Mittelalters durch eine neue Weltanschauung verscheucht haben und bringt ihn so, trotz seiner Orthodoxie, dem Giordano Bruno und dem Spinoza näher, als die sogenannten freisinnigen Denker seines Zeitalters. Er, der orthodoxe Jude, hatte als selbständiger Denker seine Zeit von einer andern Orthodoxie frei gemacht, von dem Glauben an die Unfehlbarkeit des Aristoteles. Die christliche Wissenschaft hat erst im Anfange des 16. Jahrhunderts noch mit großer Aengstlichkeit dasselbe Wagniß versucht, dem Aristoteles zu widersprechen.

Die Schrift, in welcher Chasdai seine Forschungen niedergelegt hat, führt den Titel: „Or Adonai" (Gottesfurcht) und bildet den ersten Theil einer Arbeit, der eine zweite: „Ner Elohim" (Gottesleuchte) folgen sollte. Trotz aller hohen Achtung, die der Verfasser vor den Forschungen eines Maimonides hatte, ward er doch nicht ein bloßer Nachbeter desselben; er erhielt sich den Blick frei und die Wahrheit ging ihm über Alles.

Es soll hier, ohne auf die Deductionen Chasdai's näher einzugehen, bloß auf die Schrift des Herrn Joël verwiesen werden; nur soviel sei bemerkt, daß, so sonderbar es klingen mag, Chasdai, der streng orthodoxe Jude und Denker, die Denkweise Spinoza's in vielfacher Beziehung geebnet hat; denn es steht fest, daß Spinoza die Schrift Chasdai's gekannt und, ohne ihn zu nennen, mannigfach benutzt hat. „Wir glauben uns keiner Ueberschätzung Chasdai's schuldig zu machen", so schließt Herr Joël die Darstellung der Schrift Chasdai's, „wenn wir sagen, daß das Mittelalter wohl nur sehr wenig Denker von solcher Originalität hervorgebracht habe. Ja gerade der Umstand, daß er in seiner Zeit und in den auf ihn folgenden Jahrhunderten mehr geschätzt und bewundert, als gelesen und verstanden wurde, beweist, daß er in den Gedankenkreis jener Zeit nicht mehr ganz hineinpaßte. Das Bewußtsein seiner Bedeutung (selbst als Gegner des Aristoteles) blieb freilich noch lange. — Was aber das Eingehen auf seine Gedanken betrifft, so blieb er ein „einsamer Denker", bis ein anderer „einsamer Denker" (Spinoza) ihn in sich aufnahm und mit größerer Geisteskraft die von Chasdai empfangenen Anregungen zu einem inhalt- und folgenreichen Systeme ausbildete." K.

*) Breslau, 1866. Schletter'sche Buchhandlung (H. Skutsch).

Aegypten.

Die altägyptische Religion.*)

Die Verehrung von Osiris und Isis bildet ohne Zweifel den Mittelpunkt der altägyptischen Religion, und es ist ein verdienstliches Unternehmen, dieselbe durch neue Forschungen aufzuhellen. Der Verfasser hat nicht ganz Unrecht, wenn er behauptet, daß trotz aller ägyptologischen Forschungen auf dem Gebiete der ägyptischen Religion noch großes Dunkel, (wenn auch nicht „die alte ägyptische Finsterniß") herrsche; indeß läßt sich über die Art und Weise, wie er dieselbe zu zerstreuen suche, doch noch einigermaßen rechten. Die vorliegende Arbeit ist fleißig gemacht; der Verfasser hat das hier einschlagende Material in bedeutendem Umfange zusammengetragen, und in seiner Weise erläutert und beleuchtet. Er geht hierbei vornehmlich von dem physikalischen Standpunkte aus, der bei der Deutung seine volle Berechtigung hat, aber doch nicht zum ausschließenden gemacht werden kann. Doch wie wollen hierüber nicht rech-

*) Isis und Osiris. Eine mythologische Abhandlung von Otto Engel. Nordhausen, Adolph Büchting, 1866.

ten. So ist z. B. nach dem Verfasser Zeus der Urgrund von Licht, Wärme, Electricität, die Verbindung des Aethers mit dem Wasser zu Wasserdunst, der Wasserdunst im Luftkreise, der Wolkenhimmel. Er unterscheidet dabei einen älteren irdischen Zeus und einen später erfundenen kosmischen Zeus, den Aether. Es ist ein Theil Wahrheit hierin, aber doch nicht die ganze; denn nicht den Blitz und Donner betete man an, sondern den Blitzwerfer und Donnerer. Ueberhaupt gehören diese Deutungen der alten Gottheiten als Luft, Aether, Licht, Schall u. s. w. nur einer bestimmten späteren Periode und einer bestimmten Philosophen-Sekte an, die wir heut unbedenklich mit dem Namen Materialisten bezeichnen würden. Solche Sekten haben ohne Zweifel nicht blos bei den Griechen, sondern auch bei den übrigen alten Völkern, Aegyptern, Babyloniern u. s. w. bestanden. Denn bei der Vermischung von Geistigem und Materiellem, die das ganze Heidenthum beherrscht, lagen dergleichen Erscheinungen sehr nahe. Wenn man das vorliegende Buch aus diesem Standpunkte betrachtet, so wird man es nicht ohne Nutzen in die Hand nehmen. Denn die Nachweise von Stellen, welche physikalisch mythische Deutungen und, was damit zusammenhängt, enthalten, sind umfangreich und nicht blos vom Boden des ägyptischen Alterthums herstammend, sondern überhaupt der alten Mythologie entlehnt. Eine Seite der Sache, die ziemlich stark ins Gewicht fällt — nämlich die historische, die ethisch-gesetzliche Gestaltung des Osirisdienst, seinen Charakter als Todten- und Ahnenkultus, an welchen sich die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele u. s. w. knüpft, hat der Verfasser, wie uns scheint, mit Unrecht außer Acht gelassen. Die Aegypter sahen Osiris und Isis als ihr ältestes Königspaar, als Einführer des Ackerbaues und vieler andern Künste, als erste Gesetzgeber an. Hier kommt man mit der physikalischen Theorie nicht ganz zu Stande.

Kleine literarische Revue.

— **Ein deutsches Werk über britische Finanzen.** „Es ist die Mission der Deutschen," schreibt die Saturday Review, „Bücher für andere Nationen zu schreiben, welche letztere für sich selbst hätten schreiben sollen. Ein schlagendes Beispiel ist das Werk des Herrn Vock über das britische Steuerwesen.*) Wenn es überhaupt einen Gegenstand von spezieller Wichtigkeit für England giebt, so sind es die Finanzen, aber so reich auch unsere Literatur an finanziellen Werken ist, so wüßten wir nicht, daß die Geschichte der britischen Finanzen jemals in systematischer und erschöpfender Weise behandelt worden wäre. Herr Vock hat die Lücke durch ein Werk ausgefüllt, das die Ehre einer Uebersetzung verdient. Er verfolgt den ganzen Lauf unserer finanziellen Gesetzgebung, von den ersten Versuchen des Parlaments, die Controle über die öffentlichen Gelder zu erlangen, bis zum Triumph des Freihandels. Jeder Zweig der Staatseinkünfte wird einzeln untersucht, die Grundsätze erläutert, nach welchen er verwaltet wurde oder noch wird, und die Schwankungen nachgewiesen, die zu verschiedenen Zeiten in der Ertragsfähigkeit desselben eintraten. Herrn Vock's Behandlung seines Thema's zeichnet sich durch ungewöhnliche Klarheit aus, und durch seinen Stil weiß er auch einem trockenen Gegenstande Interesse und Leben zu verleihen."

*) Geschichte der Steuern des britischen Reichs. Von W. Vock. Leipzig, Felix. London, Asher u. Co.

— **Graf Zriny.***) Wem ist nicht Körner's Tragödie Zriny bekannt? Ihr dichterischer Werth mag vielleicht bestritten werden, aber sie ist durch die Pietät geheiligt, welche wir dem in der Blüthe der Jugend gefallenen Heldensänger mit Recht widmen. Der geschichtliche Held Niklas Zriny verdient in nicht geringerem Grade unseren Dank und unsere Bewunderung. Er war kein Deutscher von Geburt, gleichwohl war er für unser Land mehr, als einst Leonidas für die Griechen. Seine heldenmüthige Vertheidigung von Sigeth hat Deutschland vor einem Einbruche der Türken bewahrt, der an Furchtbarkeit keinem der früheren und der späteren nachstand. Der furchtbare Sturm brach sich an den Maueen jener Festung. Dies erkannten auch die Zeitgenossen an; Zriny's Name war damals gefeiert, nicht nur in Ungarn und Deutschland, sondern in ganz Europa, und andererseits bis an den Euphrat und tief nach Asien hinein. Denn selbst die Türken konnten sich der Bewunderung solchen Heldenmuthes nicht entziehen, und ihre Schriftsteller haben seinen Namen nicht verschwiegen. Die Ereignisse des vorigen Jahres haben es veranlaßt, daß das dreihundertjährige Jubiläum dieser großen That unbeachtet vorübergegangen. Wer sollte es feiern?

Nikolaus Zriny, aus dem Geschlechte des Ritter Georg von Brebir, war Banus von Kroatien. Die Kroaten machen den tapferen Mann den Ungarn streitig. Er war der jüngste von drei Brüdern, von denen der älteste bei Mohatsch gefallen war, und hatte sich bereits früher große Verdienste um die Vertheidigung Kroatiens gegen die Türken erworben. Katholisch geboren und erzogen, trat er in reiferen Jahren zum Protestantismus über und beförderte dessen Ausbreitung in Kroatien. Derselbe hatte in Sigeth schon seit 1526 Platz gefaßt. Die Ursache des großen Feldzuges, den der alternde Soliman unternahm, war die Verweigerung des Tributs an die Türken, die Zriny und die Angesehensten des Landes beim Kaiser Maximilian, der kurz vorher (1564) den Thron bestiegen hatte, betrieben.

Die vorliegende Gedenkschrift enthält zuerst die Geschichts-Erzählung des Verfassers, dann einen Bericht über die Belagerung von Sigeth, der 1568 zu Wien gedruckt wurde (Histori von Urberung der ansehlichen Vesten Sigeth, welche der Turkisch Kaiser Solimanus im Jar 1566 den 7. Septembris eingenommen — aus dem „Crabatischen" eines Augenzeugen übersetzt), sodann ein deutsches Volkslied davon und zuletzt theilweise Uebersetzung und Inhaltsangabe eines ungarischen Epos, das einen jüngeren Grafen Niklas Zriny (lebte im 17. Jahrh.) zum Verfasser hat.

— **Th. M. Tolstoy's Schriften.****) Die Erzählungen und Skizzen von Th. Tolstoy (nicht zu verwechseln mit den Grafen Leon Nikol. und Alexei K. Tolstoy) sind kürzlich gesammelt herausgegeben worden, nachdem sie früher bereits im „Russischen Boten"

*) Ehrengedächtniß des Grafen Niklas Zriny von Sigeth. Ein Vortrag über Zriny's Heldentod, 7. September 1566, und dessen dichterische Verherrlichung. Von H. C. G. Stier. — Zum Besten bedürftiger evangelischer Gemeinden in Ungarn, insbesondere der in Sigeth. Colberg, C. F. Post, 1866.

**) Gesammelte Schriften von Th. M. Tolstoy. 2 Bände. St. Petersburg, 1866.

gedruckt waren. Die einzelnen Piècen sind benannt: „Krankheiten des Willens" (Skizzen); „Olga" (eine Erzählung); „Der blinzelnde Kapellmeister-Autodidact" (eine Erzählung); und „Der Stiefsohn" (ein Drama). Aus der Vorrede zum ersten Bande, welcher mit den „Krankheiten des Willens" beginnt, ersieht man, daß Tolstoy gerade diesen Skizzen eine besondere Bedeutung zuschreibt und daß er beabsichtigte, unter diesem allgemeinen Titel eine ganze Reihenfolge von Skizzen zu liefern, welche die oft unbedeutenden Seelenstimmungen, die eigentlichen, bald schwächer, bald stärker spannenden geheimen Federn des menschlichen Willens schildern sollten. „Die Gleichgültigkeit der Kritik beim Erscheinen dieser ersten Skizzen, fährt der Autor fort, veranlaßte mich jedoch, diese psychologischen Schilderungen, wenigstens für den Kreis unserer Belletristik, für verfrüht zu halten." Tolstoy meint, daß die russische Gesellschaft jetzt erst allmählich anfängt, sich für psychologische Analysen zu interessiren, wovon wir einen Beweis in der allgemein günstigen Aufnahme von Dostojewsky's Roman „Verbrechen und Strafe" haben.

Die übrigen Erzählungen sind gleichfalls nicht ohne Interesse und Freunden der modernen russischen Literatur aufs Beste zu empfehlen.

Literarischer Sprechsaal.

Zu dem Feste, welches die deutsche Wissenschaft der Geschichte zu Ehren Leopold Ranke's am 20. Februar in Berlin feierte, hatten sich Vertreter dieser Wissenschaft von den meisten Universitäten Deutschlands eingefunden, die dem Jubilar ihre Theilnahme in entsprechender Weise ausdrückten. Der Minister des öffentlichen Unterrichts, Herr Dr. v. Mühler, war der Dolmetscher der Anerkennung Sr. Maj. des Königs, während Ihre Majestät die Königin durch ein eigenhändiges Glückwunsch-Schreiben ihre Theilnahme ausgesprochen hatte. Der Veteran der historischen Wissenschaft, Friedrich v. Raumer, brachte mit der Frische und Jugendlichkeit des Geistes, die den sechsundachtzigjährigen Greis immer noch auszeichnet, bei dem Festmahle den Toast auf den Gefeierten aus, von welchem er, wie er sagte, obwohl er niemals seine Vorlesungen gehört, doch Vieles gelernt habe. Ranke, der im Laufe des Tages an jede der vielen Ehren-Deputationen, welche erschienen waren, ein geistvolles Wort gerichtet hatte, dankte dem greisen Collegen der Berliner Universität in besonders charakteristischen Worten, die wir hier möglichst vollständig wiedergeben:

„Es ist nicht meine Absicht, hier im Einzelnen zu wiederholen, was ich bereits heute Vormittag gesagt habe. Erlauben Sie mir vielmehr, als einem mehr als Siebzigjährigen, etwas Allgemeines zu sagen, gewissermaßen mein historisches Testament kund zu geben. Wenn ich unsere heutige deutsche Historiographie mit der fremden vergleiche, so finde ich, daß jene noch immer nicht unerhebliche Vorzüge habe. Die Italiäner, auch die heutigen, drücken sich rhetorischer aus, mit reicherer Fülle als wir; die Engländer beziehen Alles mehr auf den Moment, sie sind auch in ihrer Geschichtschreibung, ich möchte sagen, konstitutioneller; die Franzosen leben ganz in dem Moment, sie gehen in demselben auf, daher sind sie stets die unterrichtendsten und anziehendsten, wenn es darauf ankommt, einen unmittelbaren Einblick in den Moment selbst zu gewinnen. Man kann von ihnen und den Andern sagen, sie seien ganz national. Darin liegen ihre Vorzüge vor uns. Aber unzweifelhaft giebt es eine andere Seite, worin wir sie übertreffen. Fragen wir, wie es mit der Kenntniß des Stoffes stehe, so sind Jene zwar ganz zu Hause in ihren nationalen Geschichten, aber nur in sehr wenigen Gebieten der fremden, namentlich der unsern. So z. B. wissen wir von dem Mittelalter sehr viel mehr als die Engländer von dem ihrigen. Bei uns erwartet man schlechterdings von Jedermann, der über Geschichte sprechen will, daß er in der fremden ebenso zu Hause sei als in der heimischen. Und dies ist es, was uns in den größten Vortheil setzt. Unsere Studien sind vielseitiger und eingehender; es ergiebt sich daraus eine größere allgemeine Ansicht der Dinge, wir haben mehr Beziehungen, unser Blick ist weiter. Wir sind Jenen überlegen in der universalhistorischen Betrachtung des Ganzen. Dazu kommen bei uns die immer noch lebendigen und tiefen Beziehungen zum klassischen Alterthum; immer noch gelten uns jene großen Muster allgemeiner Bildung. Das Nationale der Historiographie liegt nun aber nicht im Stoffe allein, es liegt auch in der Auffassung desselben, und da kann man sagen, unsere nationale Auffassung ist die universalere, zu der jene erst kommen müssen. Was uns fehlt, ist die Kraft, die Fülle des Moments zu erfassen; aber wir werden auch das erreichen, wie es in Verbindung mit jener allgemeinen Richtung mir stets vorgeschwebt hat. Wenn ich nun sehe, mit welcher Kraft und Fleiß gerade jüngere Generationen diesen Weg betreten haben, und wie sie den Moment zu erfassen suchen, so möchte ich sagen, ich blicke wie Moses in das gelobte Land einer zukünftigen deutschen Historiographie, wenn ich es auch nicht sehen sollte, in der sich das vollenden wird, wonach ich zeitlebens gestrebt und was ich auf Andere zu übertragen gesucht habe. Somit schlage ich Ihnen denn ein Hoch vor auf die Zukunft der deutschen Historiographie."

Die unter den Auspizien der Munizipalität der Stadt Paris gegründete Polytechnische Gesellschaft, deren Präsident Herr Perdonnet ist, hat in diesem Winter und Frühjahr einen Cursus öffentlicher Vorlesungen über Volkswirthschaft veranlaßt, der allen anderen Städten, wo man öffentliche Vorträge für ein gemischtes Publikum halten läßt, mustergebend sein könnte. Namentlich **Berlin**, wo in diesem Winter die mannigfaltigsten Vereine die allerseltsamsten, unwissenschaftlichen Programme sogenannter wissenschaftlicher Vorträge zusammenstellten, könnte sich für die Zukunft das nachstehende Pariser Programm zum Muster nehmen:

17. Februar, Herr Courcelle Seneuil: Quellen des Nationalreichthums.
24. Febr. u. 3. März, Herr Fred. Passy: Eigenthum und Erbrecht.
10. März, Herr Horn: Theilung der Arbeit.
17. März, Herr Jos. Garnier: Konkurrenz.
24. u. 31. März, Herr Batby: Arbeits-Einstellung und Koalition.
7. April, Herr du Puynode: Handels-Freiheit.
14. u. 28. April, Herr Wolowski: Banken.
5. Mai, Herr Jules Duval: Bevölkerungs-Statistik.
12. Mai, Herr Baudrillart: Auswanderung des Landvolkes nach den Städten.
19. Mai, Herr Paul Coq: Sparkassen.
26. Mai, Herr E. Levasseur: Versicherungswesen.
2. Juni, Herr Audiganne: Welt-Ausstellungen.

Man hofft, daß im April, Mai und Juni auch sehr viele Fremde, die zur Ausstellung nach Paris kommen, bei diesen „Konferenzen" sich betheiligen werden.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — Berlin, den 16. März 1867. — [Nº 11.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (*Harrwitz und Gossmann*) in Berlin erscheint:

Ueber Künstler und Kunstwerke
von (157)
Herman Grimm.
Zweiter Jahrgang.

In Kurzem erscheint Doppelheft IX. X.
Dasselbe enthält namentlich:

Die Composition der Wandgemälde Raphael's im Vatican. Ein Vortrag von Dr. *Heinrich Brunn.* (Mit Photographieen.) — Albrecht Dürer's Einfluss auf die Entwickelung der deutschen Befestigungskunst, von *Colmar Freiherrn von der Goltz.* — Giotto's Berufung nach Avignon.

Der erste Jahrgang (15 Bogen) mit 5 photographischen Kunstbeilagen ist in einen Band zusammengeheftet zu erhalten. Preis 2 Thlr.

Zwölf Hefte m. photogr. Beilagen. Preis 2 Thlr.

Mit dem eben erschienenen Märzheft ist der dritte Jahrgang der Monatsschrift:

Photographische Mittheilungen.
Organ des Photographischen Vereins zu Berlin.
Herausgegeben
von Dr. **Hermann Vogel,**
Lehrer der Photographie
an der Königl. Gewerbe-Akademie in Berlin,

abgeschlossen. Derselbe enthält eine grössere Anzahl wichtiger Abhandlungen und kürzerer Mittheilungen, sowie die Verhandlungen des Photographischen Vereins. Zwei photographische und zwei photolithographische Kunstbeilagen geben interessante Proben.

Die trotz der ungünstigen Verhältnisse des vorigen Jahres fortwährend gestiegene Zahl der Abonnenten hat die vergrösserte Auflage bis auf eine kleine Zahl von Exemplaren absorbirt, die zum Preise von 2⅔ Thlr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind. (158)

Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Bei **George Westermann** in Braunschweig ist erschienen: (159)

Briefe von und an Klopstock.
Ein
Beitrag zur Literaturgeschichte
seiner Zeit.
Mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben
von
J. M. Lappenberg.
Mit Klopstock's Porträt.

gr. 8. Fein Velinp. geh. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Cultur und Rechtsleben
von
Wilhelm Arnold,
ord. Professor der Rechte an der Universität Marburg.

1865. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

„Die wirkliche Kultur, das Rechtsleben und das Staatsleben sind von einander untrennbare Phänomene, denen auch noch Sitte und Religion hinzuzufügen sind, und es ist das Verdienst der vorliegenden Schrift, diesen Zusammenhang, von dem der Titel nur einen Theil ausdrückt, mit Nachdruck betont, und nicht selten mit glücklicher Klarheit zur Anschauung gebracht zu haben u. s. w." (160)

Volkswirth. Vierteljahrsschrift. 1865. IV.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Neue Essays (161)
über Kunst und Literatur
von
Herman Grimm.

Velinpapier. gr. 8. 1865. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Bei **A. Desbarats** (Aue'sche Buchhandlung) in Dessau ist soeben erschienen:

Gerlach, Dr. **H.**, Oberlehrer in Parchim, **Lehrbuch der Mathematik**, für den Schul- und Selbstunterricht. 1. Theil. Erster Cursus der Arithmetik. 2. verm. und verb. Aufl. 8. 10 Sgr. (162)

— — 4 Theil. Stereometrie u. sphärische Trigonometrie. 2. Aufl. 8. 10 Sgr.

☛ Vom 2. und 3. Theil sind die neuen vermehrten, verbesserten und mit durchgehends **neuen** Figuren versehenen Auflagen unter der Presse und erscheinen zu Ostern **vor dem Anfang der Schulen.** Der 2. Theil enthält „Elemente der Planimetrie", der 3. Theil „Zweiter Cursus der Arithmetik" und „Elemente der ebenen Trigonometrie".

So eben ist erschienen: (163)

Holbein's Geburtsjahr.
Kritische Beleuchtung
der von den neuesten Biographen Holbein's gefundenen Resultate.
Von
Herman Grimm.

Velinpapier. gr. 8. geh. Preis 7½ Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wandkarte von Deutschland in seiner Neugestaltung. Von H. Kiepert. Zweite berichtigte Auflage. 1867. Massstab 1 : 750,000. 9 Blätter. Colorirt. In Umschlag 3½ Thlr.

Diese neue Auflage der Wandkarte von Deutschland ist durchweg einer eingehenden Revision unterworfen und bis auf die neueste Zeit ergänzt. Das Colorit fällt sehr in die Augen und ist so gewählt, dass sich die jetzige Gestaltung Deutschlands und namentlich des norddeutschen Bundes sofort klar und deutlich erkennen lässt.

Völker- und Sprachenkarte von Deutschland und den Nachbarländern im Jahre 1866 von H. Kiepert. Massstab 1 : 3,000,000. 1 Blatt. Flächendruck. In Umschlag geb. 12 Sgr.

Völker- und Sprachenkarte von Oesterreich und den Unter-Donau-Ländern zusammengestellt von H. Kiepert. Massstab 1 : 3,000,000. Flächendruck. In Umschlag geb. 12 Sgr.

Diese Karten sind sehr übersichtlich gemacht und nehmen in jetziger Zeit, in der die Nationalitätenfrage auf der Tagesordnung steht, besonderes Interesse in Anspruch.

Special-Karte von West-Deutschland, bearbeitet von H. Kiepert. **Zweite Auflage.** Mit neuem Colorit. 1867. Massstab 1 : 666,666. 2 Blätter. Zusammen in Umschlag geb. 24 Sgr.

Karte von Deutschland in seiner Neugestaltung. Von H. Kiepert. Dritte Auflage. 1867. Massstab 1 : 3,000.000. Colorirt. 5 Sgr.

Die Karte empfiehlt sich sehr durch ihre Deutlichkeit und Billigkeit.

Uebersichts-Karte von Mittel-Europa. Von H. Kiepert. **Neue berichtigte Ausgabe mit neuem Colorit.** Massstab 1 : 3,000,000. In Umschlag geh. 20 Sgr.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, als Fortsetzung der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. 1867. Zweiter Band, erstes Heft. Preis für 6 Hefte 2 Thlr 20 Sgr.

Erscheint in zweimonatlichen Heften von 5—6 Bogen mit Beigabe interessanter Karten. (164)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Aus dem Bremer Rathskeller.*)

Glücklich der Mann, der den Hafen erreicht hat
Und hinter sich ließ das Meer und die Stürme,
Und jetzo warm und ruhig sitzt
Im guten Rathskeller zu Bremen!

Mit diesem Verse Heine's begrüßen wir das neueste Buch unseres wackeren Reisenden J. G. Kohl, der, nachdem er manche Fahrt über Meer und Land gethan und beschrieben, jetzt daheim sitzt in seiner Vaterstadt Bremen und sich's angelegen sein läßt, uns mit ihren Eigenthümlichkeiten und altererbten Vorzügen bekannt zu machen. Wie vor wenigen Jahren die Geschichte des Bremischen und des Hansischen Seehandels in Kohl's Buche „Das Haus Seefahrt zu Bremen" einen charakteristischen Beitrag erhielt, so faßt die jetzige Schrift, auf die Urkunden des Bremer Staatsarchivs und auf Mittheilungen aus den Hauschroniken von Bremer Familien gestützt, vorzugsweise die kulturhistorische Bedeutung des berühmtesten von allen deutschen Rathskellern in's Auge.

In der That hat von den Weinkellern, welche anfangs die Domherren und Geistlichen, dann die wohlweisen Räthe in so vielen Städten Norddeutschlands angelegt und während des Mittelalters, oft bis in die neueste Zeit hinein, zu Nutz und Frommen gemeiner Bürgerschaft gehalten haben, keiner an Ruf, Umfang und Güte seiner Weine den Rathskeller zu Bremen erreicht. Im Volksmunde wie in der Literatur sind seine uralten edlen Weine lebendig geblieben; jeder deutsche Handwerksbursch kennt, wie das Heidelberger Faß, auch die Rose des Bremer Rathskellers; Dichter haben sich für sie begeistert und für „die zwölf Apostel, die heil'gen Stückfässer"; und wer von uns hätte nicht in seiner Jugend gejauchzt, da er zum ersten Male des zu früh verstorbenen Wilhelm Hauff „Phantasieen im Bremer Rathskeller" las? (Nebenbei gesagt, hätten wir wohl gewünscht, daß die Illustrationen, welche diesem immergrünen Herbstgeschenk für Freunde des Weines in der gleichfalls bei J. Kühtmann zu Bremen soeben erschienenen Einzel-Ausgabe beigegeben worden sind, dem sonst so wohl begründeten Rufe der Herren Braun und Schneider in München mehr entsprächen).

Die Geschichte des Bremer Rathskellers reicht bis in sehr frühe Zeiten hinauf. Seit Kaiser Karl am Rhein und an der Mosel die Weinberge wieder hergestellt, waren im Laufe der auf ihn folgenden Jahrhunderte, zumeist von Geistlichen, fast in allen Theilen des nördlichen Deutschlands bis nach Holstein, Mecklenburg, ja bis nach Danzig und Pommern hinauf Weinberge angepflanzt worden. Auch bei Bremen gab es solche geistliche Rebenpflanzungen. Innerhalb der Gehöfte der Domgebäude zog man, wie auch anderwärts, Wein für den Altargebrauch, und in der Mitte des zwölften Jahrhunderts legte nach dem Berichte Adam's von Bremen der berühmte Erzbischof Adalbert Weingärten bei der Stadt an. Bis in dieselbe Zeit reicht das Verzeichniß der Cellerarii (Kellermeister oder Kellerhauptleute) des Bremer Domcapitels. Denn wie der Weinbau, so waren auch Weinhandel und Weinschank in unseren Städten zuerst in den Händen der Geistlichen. Als allmählich die Städte reicher und unabhängiger wurden, und als die Oberaufsicht des Handels und der Märkte in die Gewalt der städtischen Räthe kam, bildeten sich bald besondere Vorrechte dieser Räthe in Bezug auf den Weinhandel aus, und es entstanden die privilegirten Stadt- oder Rathsweinkeller. Sie traten bald an die Stelle der Domschenken und wurden an den meisten Orten mit einem Monopol für den Ausschank der von außerhalb eingeführten Weine ausgestattet.

In Wien ist eine solche „Stadt-Taffern" (Taverne) schon im dreizehnten Jahrhundert nachweisbar; auch in Lübeck existirte schon in der Mitte dieses Jahrhunderts ein privilegirter Stadtkeller. Zu Bremen wird er zum ersten Male im Jahre 1342 als ein bereits bestehendes Institut ausdrücklich erwähnt; aus demselben Jahrhundert stammen die ältesten Weinordnungen, welche bereits das Gebot enthalten, daß kein Bürger rheinischen Wein laufen lassen (verzapfen) darf. Fremde Weinhändler, die ihren Wein nach Bremen brachten, waren verpflichtet, selbigen zuerst dem Stadtweinmeister anzubieten; erst nachdem der Stadtweinkeller versorgt war, stand es den Bürgern frei, von den fremden Händlern (Gästen) Wein, jedoch nur zu ihrem eigenen Gebrauch, zu erwerben. Nur sogenannte kurze Weine, unter denen alle nichtrheinischen verstanden wurden, durften die Bürger verzapfen. Das Monopol des Raths, auch Weinzwang genannt, gründete sich auf die im Weinhandel ganz besonders hervortretende Nothwendigkeit der Beaufsichtigung. Denn die Klagen über Weinfälschung (Weinschmier) sind so alt, wie der Weinhandel selbst.

Aus dem Weinzwang und dem darauf begründeten Handel flossen den Stadtkellern, auch dem Bremischen, die Haupteinnahmen. Doch gab es in Bremen auch andere Einkünfte, die zum Theil aus Abgaben: Bodengeld, Weinaccise, Weinkranzgeldern, zum Theil aus Strafgeldern, deren beim Weinhandel mancherlei festgesetzt waren, endlich aus der Lagermiethe für das oft erzwungene Lagern des fremden Weines herrührten. Die Verwaltung des Kellers, welcher lange Zeit eine Hauptquelle der Stadteinkünfte war, stand unter zwei Mitgliedern des Rathes, den Weinherren, denen der Ankauf der Weinvorräthe oblag und unter deren besonderer Obhut die kostbaren alten Weine, namentlich die der Rose und der Apostel, standen. Dafür hatten sie Jeder jährlich aus dem Keller ein Ohm Rheinwein, erhielten auch an bestimmten hohen Festtagen Wein und hatten jedesmal, wenn sie den Keller in Geschäften besuchten, „einen freien Trunk". Unter diesen jährlich wechselnden Beamten stand der eigentliche Kellermeister, Kellerhauptmann genannt. Die Pflichten dieses wichtigen Beamten waren nicht gering. Er soll sich, so heißt es in den alten Bestallungsbriefen, täglich fleißig im Weinkeller befinden lassen, auch auf alle und jede Stücke Weins gute Aufsicht haben und tragen und den Keller mit aller Nothdurft versorgen. Den Herren des Raths und anderen vornehmen Bürgern und Männern soll er persönlich aufwarten, sonst aber gute, verständige und so viel möglich treue und fleißige Knechte und Jungen halten, so nebenst ihm gute Aufsicht mithalten u. s. w. Zu dem „importantesten" Theile ihrer Funktion gehörten die Reisen an den Rheinstrom zum Ankaufe von Weinen. Zu diesen Reisen, welche von Zeit zu Zeit regelmäßig, mitunter auch in außerordentlichen Fällen zu machen waren, erhielt der Kellerhauptmann vom Senat jedesmal 30 Thlr. „zu einem Reisekleid", wovon er seine Ausrüstung zu bestreiten hatte. Dieselbe war, da die Reise zu Pferde gemacht ward, nicht gering, und hatte der Kellerhauptmann sich und seinen wohlgefüllten Mantelsack glücklich bis in's „Rynkow" (Rheingau) durchgebracht, so gab der Transport der Weine nach Bremen noch mehr Händel und Mühe. Der Wein pflegte auf der großen Heerstraße über Frank-

*) Der Rathsweinkeller zu Bremen. Von J. G. Kohl. Bremen, Verlag von J. Kühtmann 1866. VI u. 250 S. kl. 8o.

furt und Kassel nach Münden gebracht zu werden, von wo er auf der Weser nach Bremen ging. Diese Straße wird in Casseler Chroniken die große Weinstraße vom Rhein zur Elbe und Weser genannt. Die Passage auf dieser Weinstraße war so schwierig und gefährlich, namentlich durch Zollwiderwärtigkeiten aller Art, daß, wie am Ende des 17. Jahrhunderts ein Kellerbeamter aussagte, „den Predigern regelmäßig alljährlich drei Stübchen Wein im Namen des Weinkellers verehrt wurden, weil sie auf der Kanzel gebetet haben, daß die Reise wohl möchte succediren und die Weine glücklich in salvo kommen."

Kein Wein war im Bremer Rathskeller so stark vertreten, als der Rheinwein. Wie die alten Stadtweinlager in Hamburg, Lübeck und Leipzig, Braunschweig und Dresden, so ist auch der Bremer Rathskeller in der Hauptsache von Anfang an ein Rheinweinlager gewesen und bis auf den heutigen Tag geblieben. Ganz vorzüglich war es der nur wenige Quadrat-Meilen große Rheingau und von seinen gesegneten Reben wiederum vor allen die von Rüdesheim, welche von jeher die größte Rolle im Bremer Keller gespielt haben. Seit Jahrhunderten ist der Rüdesheimer in Quantität und Qualität dort so vorwiegend, daß man das ganze Lager geradezu als ein Lager von Rüdesheimer bezeichnen könnte. Er füllte die größten Fässer des Kellers; auch war und ist der berühmte Rosewein fast immer aus Rüdesheim gewesen. Die beiden ältesten Sorten des Kellers, eine von 1624 und eine von 1653, sind ebenfalls aus Rüdesheim. Ihm zunächst steht der Hochheimer, der, obwohl an den Mündungen des Maines wachsend, nach einer alten Gewohnheit zu den Weinen des Rheingaues gezählt wird. Auch er ist in zahlreichen Jahrgängen im Bremer Keller vertreten; die Apostelweine sind fast alle aus Hochheim, doch sind sie beinahe 100 Jahre jünger als die ältesten Roseweine.

Sehr interessant ist der geschichtliche Nachweis der ausländischen Weine, welche im Bremer Keller, je nach dem verschiedenen Geschmacke der Jahrhunderte, geführt worden sind. Da begegnen uns im 15. Jahrhundert der „Bordewein", der „Poythow" oder „Palow" (Poitou), die aber aus dem Bremer Rathskeller schon im 16. Jahrhundert völlig verschwunden sind; ferner aus Spanien der sehr häufig genannte „Rumenye" (englisch Romney, romanischer Wein überhaupt) und neben ihm der Malvasier oder „Malmesyem" (englisch Malmsey); sodann Bastard und Sect, die von Shakespeare und seinen Zeitgenossen so häufig erwähnt werden; Pedroximenes oder, wie ihn die Bremer Kellermeister gewöhnlich schrieben, „Petersimenis" u. a. Auch Würzweine, deren verschiedene, ursprünglich von Apothekern bereitet, im Mittelalter sehr beliebt waren, werden frühzeitig erwähnt, namentlich Claret oder Laulertrank, Hippokras und Alantwein.

Alle diese Weine, sowie Bier und Brantwein, die lange Zeit neben ihnen verzapft wurden, trank man aus großen Humpen oder Krügen, die für die Vornehmen aus Metall, Zinn, auch wohl Silber, sonst aber aus Holz gearbeitet waren und meist eine uns Epigonen unerfindliche Menge Weines, zwei, drei, auch vier Flaschen, in sich faßten. Gläser wurden erst im 17. Jahrhundert üblich und waren Anfangs ebenfalls von gewaltiger Größe. Nicht mindere Freude hatten unsere Altvordern an riesigen mit künstlichem Schnitzwerk verzierten Fässern. Einige dieser Meisterstücke der alten Bänderer hat man in Bremen „zum Splendeur des Kellers" conservirt, und es hat namentlich die Gruppe, welche aus ihnen im Hintergrunde des Börsenkellers um ein altes mit der Figur des Bacchus verziertes Riesenfaß gebildet worden ist, einen auch durch Hauff's Dichtung weit verbreiteten Ruf erlangt.

Kohl bringt eine reiche Sammlung von Belägen für die große Bedeutung, welche dem Bremer Rathskeller in dem ganzen bürgerlichen und öffentlichen Dasein der alten Hansestadt zukam. Nicht blos zum Vergnügen und zur Geselligkeit, sondern auch zu bürgerlichem Geschäft, ernster Berathung, ja oft zu wichtigen politischen Verhandlungen setzten sich unsere Vorfahren zu herzhaftem Trunke an den Weintisch. Die uralte deutsche Sitte, Käufe und andere Geschäfte beim Wein abzuschließen, wird uns in Bremen vielfach bezeugt; namentlich wurde der Kauf von Häusern und Grundstücken im Rathskeller abgemacht, wobei auch der Gerichtsschreiber den „Frede-Wein" zu trinken bekam, welcher in einem Viertel des besten Zapfweines bestand. Auch pflegten die Kaufleute mit ihren Schiffscapitänen die Schiffsrechnung im Rathskeller beim Weine abzumachen. Manche der alten Corporationen, die im Handel der Hanse eine große Rolle gespielt haben, wie die Bergefahrer, besaßen unter den „Logamentern" (Trinkstübchen) des Kellers ihre eigenen mit Wappen und Denksprüchen ausgestatteten Räume, in welchen auch ihre Jahresfeste und sonstigen Jubeltage begangen wurden. Auch der Rath der Stadt stellte nicht selten solche Feste im Keller an, namentlich wenn es galt, einen vornehmen Gast zu ehren oder auch wenn es darauf ankam, fremden Gesandten ihre Geheimnisse abzufragen. Noch Immanuel Kant erwähnt in seiner Anthropologie, daß es in früheren Zeiten sehr gerathen war, nicht blos nach Bremen, sondern auch an andere Mächte Leute mit einem starken Kopfe und „die viel trinken konnten, ohne sich zu betrinken", als Gesandte abzuschicken, weil an mehreren, namentlich an nordischen Höfen, lange Zeit die Sitte existirte, „die fremden Diplomaten betrunken zu machen, um sie auszuforschen oder zu bereden."

Nicht minder anziehend ist, was Kohl über die alte Sitte berichtet, den Wein des Bremer Rathskellers zum Einkommen der städtischen Beamten und zu Ehrengeschenken zu verwenden. Wie anderwärts, so haben auch zu Bremen vor Alters die Einkünfte der Rathsherren und Bürgermeister hauptsächlich aus Naturallieferungen bestanden. Im 11. Jahrhundert hatte sich der Gebrauch festgestellt, daß jeder Rathsherr aus dem Keller jährlich ein ganzes Ohm Wein beziehen konnte und jeder Bürgermeister zwei. Die würdigen Häupter der Stadt empfingen außerdem an zahlreichen Festtagen und auch, wenn sie das Präsidium im Rathe zu führen hatten, erkleckliche Stärkung in je 3 Stübchen Weins (12 Flaschen). Man betrachtete diese regelmäßigen jährlichen Weinlieferungen als pars salarii und bezeichnete sie gewöhnlich als „Weine, die den Herren vor ihren Ehrenstand gegeben wurden". Sehr mannigfaltig wurden neben diesen ordinarii Ehrenweinen die „extraordinarii Weine", die man bei Rechnungsabnahmen, Absendung und Empfang von Gesandten, Hinrichtungen und sonstigen Gelegenheiten zu geben pflegte.

Sehr freigiebig war der Rath in Sendung von Weingeschenken an befreundete hohe und mächtige Personen. Man sandte die edlen Weine gewöhnlich in Geleit eines oder mehrerer Lachse, auch Neunaugen, Quappen und neue Häringe wurden hierzu benutzt. Kohl hat einige Schreiben unseres großen Friedrich abgedruckt, in denen der König „denen Ehrenhaften, Hochgelahrten und Lieben" der guten Stadt Bremen gnädigst dankt für die „Attention", welche sie „in Uebersendung einiger dortiger Lachse", oder ein andermal durch ein „Present von altem Rhein wein marquiret" hatten. Man denkt in Bremen noch heute mit Schrecken daran, wie viel schönen alten Wein Napoleon's Marschälle und nach ihnen die preußischen, russischen und englischen Befreiungs-Generale aus dem Bremer Keller getrunken haben.

Die Franzosenzeit hätte dem Bremer Keller beinahe den Garaus gemacht. Nachdem er zu Anfang dieses Jahrhunderts die größte Höhe seines Umfangs und Reichthums erlangt hatte — im Jahre 1802 wurde ein Lager von 3040 Ohm und 22 Stübchen vorgefunden, und betrug das ganze Kapital des Kellers, der Wein nach alter Sitte nur zu 30 Thlr. per Ohm, also weit unter seinem Werthe angeschlagen, 270,788 Thlr. — gerieth er 1811 mit der Republik unter französische Herrschaft und sollte ebenso wie die Keller von Hamburg und Lübeck verauctionirt werden. Die Güte seiner Weine hat den Keller von dieser Gefahr gerettet. Denn man schob aus diesem Grunde und weil man die kostbaren Weine natürlich zu einem einigermaßen entsprechenden Preise anbringen wollte, die Termine zu der schon beschlossenen Auction mehrere Male hinaus. Auf diese Weise verging die Zeit, bis die Leipziger Schlacht den alten Rheinweinen Bremens gestattete, in den schattigen Hallen ihres Rathskellers friedlich weiter fortzualtern. P. D. Fischer.

Ein lateinisches Lehrgedicht aus neuester Zeit.*)

Das Buch, dessen Inhalt den Gegenstand unserer Besprechung bilden soll, ist eine so eigenthümliche und fremdartige Erscheinung, daß es einige Schwierigkeit kosten dürfte, unseren Lesern eine gewisse Vorstellung davon beizubringen. In unserer auf der Oberfläche lebenden, zerfahrenen, geschwätzigen, eisenbahnhastigen Zeit ein lateinisches Gedicht — und zwar ein Lehrgedicht — ein mystisch-didaktisches Lehrgedicht und in 25 Gesängen. Die Schale ist hart und will geknackt sein; es ist eine Stimme der Einsamkeit — vox clamantis in deserto, vielleicht die Stimme der Nachtigall im Gelärm der Spatzen (worunter man an die jetzt landesübliche Lyrik und sonstige Versindustrie denken mag). Procul profani! das Buch, die Frucht eines langen, ernsten, der Wissenschaft und der Weisheit gewidmeten Lebens, ist nur für die Stillen im Lande, für die Freunde des Tiefsinns und des heiligen Ernstes vorhanden. Der Verfasser ist ein würdiger Geistlicher in Niederschlesien, dessen Verdienste um die orientalischen Sprachen längst gebührend anerkannt sind.

Das Gedicht ist eine Art Argonautenfahrt durch das Meer der Zeiten, zu allen Völkern und Ländern, und der Dichter ein Jason, der das goldene Vließ der Weisheit sucht. Dies dürfte mit dem Titel desselben nicht in Widerspruch stehen. Ebenso ist er Prometheus, der unter dem Fluche, unter der Last und Mühsal des Lebens duldende Mensch. Der griechische Mythus dient als Ariadnefaden durch das Labyrinth der Geschichte, als eine der mannigfachsten Deutung und Erläuterung fähige Hieroglyphe.

Das erste Buch beginnt mit dem Pfade, der zur Weisheit führt — mit dem fünfjährigen Knaben, der zum erstenmale in die Schule geht.

Wird zur Schule geschickt das kaum fünfjährige Jünglein,
Lernt es zuerst mit Mühe den Sinn kadmeischer Zeichen,
Und wie es sie nachmals geschickt mit richtigem Zuge.
Ebenso muß er das, was Pythagoras als das Princip der
Welt hinstellt, um Zahl und Rechnung wohl zu gebrauchen,
Lernen; in sich muß er des heiligen Buches Geschichten
Nehmen im Kerne, sowie viel ernste, gewaltige Sprüche;
Auch im Gesetze des Sanges, der Kunst, die Saiten zu rühren,
Und mit dem Hauch holdseligen Ton der Flöte zu wecken,
Wird er geübt, und lernt Umriß der Gestalten zu bilden.

Alle vier Fakultäten mit ihrem Wissen, ihrem Scheinwissen und Nichtwissen treten vor uns auf. Die Achillesferse jeder Wissenschaft wird in kurzen Zügen aufgedeckt:

Wissenschaft — ein Ding von Nebel und Wolken verdunkelt!
Licht und Schatten bekämpften sich über der Tiefe des Meeres,
Während die Sonne aus heiteren Höhn ihr Strahlen versendet.
So wächst hier, wo vielleicht ein Versehen der Alten die Schuld trägt,
Wahn zur Riesengestalt und geht gigantischen Schrittes,
Und es prangen im Schmuck höchst läppisch erfundene Götter.
Schwer, traun, ist's vom Wahne das Wahre und Rechte zu sondern.

Von der Medicin heißt es:

Sag nur, die Kunst der Arznei steht auf unkräftiger Ferse,
Da sie rathlos schwankt inmitten feindlicher Pole.

Von den Juristen:

Der schlägt alte Gesetze sich nach, vergilbte Statuten,
Um mit Zeugen zu stützen, was wahrhaft sei und vernünftig;
Jener bewaffnet sich wohl mit Kaiserrecht, um damit, wie
Mit der Keule, Natur und schreiendes Recht zu erlegen.
Ihm ist nicht die Natur der erste Quell, die Vernunft nicht,
Nein Pandekten, Digesten und sonst, was früher Gesetz war.
Nicht umsonst war Moses Gesetz den Juden ihr Hauptruhm:
Denn das erstorbene Zeichen der Schrift ersetzte den Geist ja,
Und in gefeierten Schulen erzeugten sie nichts wie Gefasel.
Mit entsetzlicher Qual verbrannte man schuldige Hexen,
Die 's nie gab, wie Thomasius erst erkannte zu Leipzig:
Aus der berühmten Stadt drum zog er in die Verbannung.

Endlich hat der fleißige Jünger sein Ziel erreicht; er hat seinen Stand gewählt, er hat ein Amt — er glaubt, am Ende seiner Leiden angelangt zu sein; er malt sich eine goldene Zukunft — er denkt an die Wahl einer Lebensgefährtin — er möchte in Wohlstand leben, er denkt, ein reiches Mädchen zu heiraten.

Die Pandora mit einer neuen Fülle von Uebeln ist an der Thür. Alle möglichen Gattungen von Bräuten, die reiche, aber häßliche, dumme, zu alte, die titelsüchtige, kranke, zänkische u. s. w. werden geschildert. Die lateinische Sprache, die von Galanterie so gut wie nichts weiß, erlaubt, die Sache gründlich zu behandeln und Jedes beim richtigen Namen zu nennen. Der volle Ernst des Lebens, vor dem keine Flunkereien bestehen, kommt zu Worte.

Nachdem das Bild einer guten Gattin und einer glücklichen Ehe hingestellt ist, heißt es, daß dergleichen Beispiele allerdings nur sehr selten vorkommen.

„Unter Tausenden kaum nur Eine nicht zu verwerfen,
Wie einst Salomon sang nach tausendfacher Erfahrung."

Der Beweis dafür wird nun sehr gründlich geführt; die ganze Geschichte, die wahre, wie die poetische, muß herhalten, um ihn zu erhärten, so daß wir nur die ungeheure Gelehrsamkeit des Verfassers anstaunen können. Suleicha (nach arabischer Sage Potiphar's Weib), Dalila, die Geliebte des starken Simson, Bathseba, Uria's Gattin, Dejanira, die den Herakles tödtete, Medea, Helena, Klytämnestra, Olympias, Kleopatra, Judith, Herodias, Agrippina, Livilla (die Mörderin des Drusus), Zenobia, Poppäa Sabina ziehen in poetischer Revüe vorüber, und andere Schaaren bald hinterdrein. — Am Schlusse des Gesanges

*) Prometheus, carmen in quo disputatur de optima erudite vitae forma. Scripsit C. R. S. Peiper, Philos. Dr. Archidiaconus. Lipsiae vendit F. Fleischer. Hirschbergae impr. Krahn. MDCCCLXIV.

ist der Beweis geliefert, daß ein großer Theil der Uebel, an denen das Menschengeschlecht krankt, dem weiblichen Geschlechte zur Last falle, und daß die Männer häufig die Verschuldung ihrer Weiber büßen müssen.

Der zweite Gesang führt uns die leuchtenden Muster guter Frauen vor Augen: Eurydice, Penelope, Andromache, Lucretia, Sarah, Rebekka, Rahel, Artemisia (bei dieser Gelegenheit eine künstlerische Schilderung des Mausoleums), Hero, Calpurnia, Thisbe, Arrhia (Gemahlin des Paetus), Porcia (Gattin des Brutus), die Minyerinnen in Sparta, die ihre Männer retteten (die Geschichte wird erzählt), und viele Andere.

Hierauf geht der Dichter zu den heiligen und edlen Frauen des Christenthums über. Maria Magdalena bildet den Eingang. Ihre Reue wird geschildert; ihre Anwesenheit bei der Kreuzigung giebt Anlaß zur Erwähnung der übrigen heiligen Frauen, vor Allen der Mutter des Herrn. Andere Frauen der christlichen Urzeit folgen: Marcella, Paulla, Blasilla, Melania, Galla Placilla, die Tochter Theodosius des Großen und Gemahlin des gothischen Athaulf.

Das dritte Buch leitet die um Siegfried klagende Chriemhilde ein, wobei übersichtlich die Geschichte berührt wird. Die treue Liebe wird gepriesen, die barbarische Rache aus dem Geiste jener wilden Zeit erklärt. Die Schilderung der Hunnenzeit giebt Anlaß, die heilige Genovera zu erwähnen, welche bei Attila's Einfalle Paris gerettet haben soll. Die Ideenverbindung führt von dem Hunnenzuge auf den Einfall der Tataren und die heilige Hedwig.

Im Anfange des vierten Gesanges werden uns Laura und Petrarca vorgeführt, sodann Abälard und Heloise, Gisela, die ihrem Gatten, Konrad dem Salier, durch ihre Beredtsamkeit zum Kaiserthrone half, Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans.

Eine weitere Anzahl trefflicher Frauen folgt: Dorothea, eine fromme Polin, deren Gatte und sieben Kinder an der Pest gestorben, die Patronin Preußens; Isabella von Gonzaga, Katharina von Bora, die Gattin Luthers, die als Muster einer guten Hausfrau hingestellt und mit besonderer Ausführlichkeit geschildert wird; die verewigte Königin Luise:

Wir sind ihrer gedenk — denn wer vergißt sie wohl jemals?
Friedrich Wilhelms Gattin, die herrliche —

Ein sehr schöner tiefsinniger Excurs über Raphael als Madonnen-Maler ist gegen das Ende dieses Gesanges eingeflochten, wie überhaupt der Verfasser an verschiedenen Stellen des Buches umfängliches Studium der Kunstgeschichte und tiefes künstlerisches Verständniß verräth. Viele Gedanken sind hier in knappster Form ausgesprochen und jeder Ausdruck fordert das Nachdenken heraus.

Im fünften Gesange werden wir in den ältesten Orient zurückversetzt, nach Indien, und der Verfasser entfaltet hier seine sanskritische Gelehrsamkeit. Sita und Rama, Damajanti und Nala, Sakuntala und Duschmanta und viele andere treten vor uns auf. Im sechsten Buche wird dies fortgesetzt und dann zu den alten Baktrern und Persern übergegangen. Im siebenten kommen wir nach Arabien, und so durch alle Länder und Zeiten.

Wir müssen uns begnügen, einen oberflächlichen Ueberblick gegeben zu haben. — Den Kern des Buches scheint der Dichter Ges. XIX, V. 70 ausgesprochen zu haben:

Dies scheint ohne Bedenken die beste Gefährtin des Lebens,
Wer zum geliebten Weibe sich wählt wahrhaftige Weisheit.

Der lateinische Ausdruck erinnert mehr an Lucretius als an die gefeilten, eleganten Dichter des Augustäischen Zeitalters; er ist schmucklos, markig und geradezu auf den Gedanken losgehend. Die Einmischung moderner Namen und sonstige Freiheiten zeigen, daß Eleganz nicht gesucht worden. Der Versbau ist hin und wieder etwas schwerfällig. Verse, wie (IV, 64): Et dialectică acută scindit scissa pilorum u. a. beruhen wohl auf Versehen, da der Druck nicht ganz korrekt ist.

Jedenfalls haben wir ein tiefsinniges, gedankenreiches Gedicht vor uns. Die lateinische Hülle, in der es erscheint, ist wie ein Vorwurf für unsere Zeit. Procul profani! Und doch würde es eine Zierde unserer Literatur bilden. Auf eine Uebersetzung dürfen wir wohl nicht hoffen!

Schweiz.

Grundsätze schweizerischer Politik.*)

In 22 Vorlesungen werden diese „Grundsätze" entwickelt und vorerst sind 7 Vorlesungen im Druck erschienen, wovon die fünfte („die Aufgabe des Staates") und die sechste („die Aufgabe des Bundes") uns besonders interessiren. Es unterläuft da manches Falsche und Unrichtige mit dem Wahren, das in jedem Staate, im norddeutschen, im nordamerikanischen Bunde und in Preußen so gut wie in der Schweiz seinen Platz und seine Anwendung findet. Es ist richtig, daß der Bund „eine Vereinigung mehrerer staatlichen Gebilde zu gemeinsamem Wirken nach einem bestimmten Zwecke ist, und daß er daher als eine besondere Organisation eines und desselben Volkes zu einem Theil der politischen Aufgaben zu betrachten ist"; es ist weiter auch nichts dagegen einzuwenden, daß die Gesammtheit der einen Staat bildenden Menschen das Volk ist, daß der Staat demnach eine menschenfreundliche Vereinigung konkreter Wesen vorstellt, und daß diese Idee eine Errungenschaft des modernen Staatsrechts ist. Allein wie reimt sich damit wieder die Behauptung, daß das Volk „nicht der allein wirkende Faktor ist, sondern daß „die Staatsidee" wesentlich mitwirkt? Was ist eine „Staatsidee" ohne Volk? Es wird mit dem Worte „Staat" leider viel Unfug getrieben, wie es auch in bedauerlicher Weise mit dem Worte „Kirche" geschieht, und sowie dort einige Dynasten und Kasten den Staat für sich vindiziren und als ihre ausschließliche Domäne ansehen, so betrachten hier wieder die Magnaten und Prälaten die Kirche als ihr erbeigenthümliches Gut und geben ihr fiskalisches Interesse für das der Kirche aus.

Diese Erweiterung, oder vielmehr diese Usurpation der Rechte des Staates und der Kirche hat hier wie dort zum Absolutismus und zum Fanatismus geführt. Der Staat, wenn er seine Aufgaben gehörig erfassen und lösen soll, muß unter allen Umständen ein Rechtsstaat bleiben, und die subtile Unterscheidung zwischen „Staat" und „Gesellschaft" kann daran nichts ändern. Herr Kaiser bezeichnet selbst die Anschauung, welche den Staat als den Repräsentanten der Gesellschaft, als ein Produkt der Vielen betrachtet und ihm daher eine selbsteigene Thätigkeit nicht gestatten will, als „logisch" begründet; er gesteht (Seite 149), daß die in den Verfassungen aufgestellte Freiheit der Person, des Eigenthums und des Er-

*) Grundsätze schweizerischer Politik. Von Simon Kaiser. Solothurn, 1867. Scherer'sche Buchhandlung.

werbes in den Gesetzen (d. h. bei deren Ausführung) eine eigene Behandlung finden; daß „die hindernde Polizeigewalt und die Bevormundung des Staates ihre Ansprüche durchaus noch nicht aufgegeben haben“; daß die Befugnisse des Staates zu beschränken seien, sobald dieser blos einen beschränkten Theil der Gesellschaft repräsentirt — und dennoch will er dem Staate ein „eigenes Recht“ — gleichsam außerhalb der Gesellschaft — zusprechen: ein Staatsrecht (zur Organisation der Behörden und Beamten), ein Völkerrecht und ein Militärrecht, als ob der Staat alle diese Rechte außer der Gesellschaft, nicht für und durch sie ausführen könnte. Sind diese Rechte nicht wieder „eine selbsteigene Thätigkeit“, wenn man sie getrennt von der Gesellschaft auffaßt und einräumt? Der „Staat“ ist noch heute leider ein ungeheuerliches Abstraktum; noch heute besteht der Dualismus zwischen Staat und Gesellschaft, und Vieles, was im Namen des „Staates“ verordnet und vollzogen wird, liegt oft ganz und gar außer dem Willen und dem Interesse der Gesellschaft, oder widerstreitet diesen beiden geradezu. Darüber ließe sich sehr viel sagen, doch ist hier nicht der Raum dazu.

Speziell für die Schweiz sind diese Vorlesungen von unstreitigem Werth. Der Verfasser kennt Land und Leute genau, und er hat früher in einem ausführlichen Werke „Schweizerisches Staatsrecht“ (St. Gallen, 1858/60) seine Ansichten über die Verfassungen des Bundes und der Kantone, sowie über das kantonale Staatsrecht, niedergelegt. Nach ihm giebt die Einheit die Macht zur Erhaltung der Freiheit, „und gerade deshalb bildet der Bund den natürlichen Gravitationspunkt in der Entwickelung der Völkerschaften der Schweiz, während die Kantone die immer mehr zerfallenden Bruchstücke sind.“

Der Verfasser bestreitet es auch, daß die Aeußerungen der Presse in irgend welcher Weise eine besondere staatliche Intervention veranlassen können, und er will die Einwirkung des Staates nur so weit zugeben, als die Rechte Dritter verletzt würden. Die Gewissensfreiheit müsse in das Staatsrecht eingeführt werden, und indem gegen das staatliche Prinzip: cujus regio, ejus religio das individuelle geltend zu machen sei, habe die Religion als obligatorische Staatsaufgabe zu verschwinden. Solche geläuterte Grundsätze und treffliche Bemerkungen findet man da und dort in diese Vorlesungen eingestreut, und sie sind immerhin beachtenswerth, wenn man auch mit den Aufstellungen des Verfassers nicht überall einverstanden sein kann.

Schweden.

Der schwedische Dichter K. J. L. Almqvist.

Vor wenigen Monaten starb, fern von seiner Heimat, in Bremen dieser ebenso geniale als unglückliche Schriftsteller. Die blinde Vergötterung, welche ein Theil seiner Zeitgenossen ihm erwies, hat ganz aufgehört, aber auch Mißgunst und Schmähsucht sind es nun müde, sein Andenken zu besudeln; ein langes, fünfzehnjähriges Exil hat sein Verbrechen gebüßt und am Rande seiner Gruft ist fast nur die Stimme schonenden Mitleids gehört worden. Als Mensch verdunkelt Almqvist nicht ferner mit seiner Uebelthat die glänzenden Verdienste des Dichters, und als Dichter kann ihm nur die Nachwelt ein giltiges Urtheil sprechen.

Almqvist war im Jahre 1793 zu Stockholm geboren. Er kam 1808 auf die Universität Upsala und wurde 1815 Magister. Dann verweilte er mehrere Jahre in Stockholm, an der Kanzlei beschäftigt. Der Leichtsinn und die Oberflächlichkeit, welche damals die gebildeten Kreise Stockholms kennzeichneten, erregten seinen Abscheu. In Upsala hatten die sogenannten „Gothen“ ihren Sitz und beherrschten von da aus die Literatur. Diese Leute verwarfen Alles, was dem Ausland entstammte, im Leben wie in der Schriftstellerei, wollten reine Nationalität herstellen und schwärmten nur für alte skandinavische Zustände, kühne Wikinger, gewaltige Grundherren u. s. w. Eine große Anzahl junger Männer, zu denen auch Almqvist gehörte, wollten diese Ideen verwirklichen, und verzogen zu diesem Ende ins Innere Wermlands, wo sie ländliche Kolonisten wurden. Das Landleben schien aber der jugendlichen Phantasie poetischer, als es in der That war; dem glühenden Eifer entsprachen ihre Kräfte nicht, und Einer nach dem Anderen bekam die Idyllen der Wälder bald satt und eilte wieder nach Stockholm oder Upsala. Obschon dieses ganze Streben etwas Kindisches hatte, so that es doch der literarischen Entwickelung Almqvist's großen Vorschub, denn er lernte das schwedische Volksleben und die in armen Hütten sich bergenden poetischen Schätze kennen, welche Schätze er in zwei schönen Novellen: die „Kapelle“ und „die Kolonie Grimstahamm“ ausbeutete. Aus Wermland nach Stockholm zurückgekehrt, versuchte es Almqvist mit pädagogischer Thätigkeit, zuerst als Lehrer an der Kriegsakademie von Karlsberg, dann (1829) als Rector der neuen Elementarschule zu Stockholm. In diesem Berufe schrieb er historische, mathematische und grammatische Lehrbücher, die wenigstens von der Vielseitigkeit seiner Kenntnisse Zeugniß gaben. Am meisten widmete er sich jedoch der Poesie und schönen Literatur. Bereits in Upsala hatte er der romantischen Schule sich angeschlossen und in Almanachen allerlei poetische Versuche ans Licht gestellt, aber erst in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts erregten seine Schöpfungen die Aufmerksamkeit des großen Publikums, besonders die in der Sammlung „Wilde Rosen“ (Törnrosens bok) enthaltenen lyrischen, dramatischen und epischen Stücke. Ganz Schweden bewunderte die reiche Phantasie, plastische Kraft und Farbenpracht dieser Dichtungen, und man war nahe daran, Almqvist für den größten schwedischen Dichter zu erklären. Aber diese Ehre befriedigte seinen unruhigen Geist nicht; er wollte nicht bloß die Poesie, sondern auch das soziale Leben reformiren. Er schrieb seine berühmte Novelle Det går an, in welcher er die Rechte der „freien Liebe“ gegen kirchliches Ehebündniß in Schutz nimmt, und übernahm die Redaktion des „Abendblattes“ (Aftonbladet), welches Blatt die Freidenker damaliger Zeit zu einer wahren herrschenden Macht erhoben hatten. Aeußerlich war Almqvist's literarischer Standpunkt jetzt ein glänzender: seine literarischen Freunde bildeten eine große Partei, und seine sozialistischen Bestrebungen entzückten Viele; als Redacteur des „Abendblattes“ beherrschte er die Literatur. Aber auf der anderen Seite hatte sein Streben auch den Haß angeregt; sozialistische Widersacher verbündeten sich mit seinen poetischen Feinden; sie denuncirten die Gefährlichkeit seiner Lehren, beschuldigten seine Werke der Unchristlichkeit und Unsittlichkeit, und Mancher wollte des Verfassers eigne Moralität verdächtigen. Leider gab ihnen Almqvist selber beklagenswerthe Veranlassung zur Schadenfreude; denn es wurde ihm die Urheberschaft einer Wechselfälschung nachgewiesen, ja, er kam sogar in dringenden Verdacht einer Vergiftung. Um gerichtlicher Strafe zu entgehen, floh er (1851) heimlich nach Amerika, wo er bis 1865, als dem Jahre seiner

Uebersiedelung nach Bremen, verweilte. Genaue Kunde von dem Leben, das er in diesem Zeitraum geführt, hat man nicht erhalten, obschon die Zeitungen manchen Klatsch über ihn gebracht haben.

Almqvist war ein Mann von seltner Vielseitigkeit. Bei allen bedeutenden Bewegungen, die in unserem Jahrhunderte sein Vaterland auf literarischem Boden berührte, ist er betheiligt gewesen. Verwundern muß man sich aber, daß er es nie versuchte, eine vermittelnde Stellung zwischen den Parteien einzunehmen, da er doch in so vielen Punkten mit jeder Partei ging; ganz im Gegentheil hat er die Eigenthümlichkeiten aller fast immer auf die Spitze getrieben. Wie der Proteus der alten Mythe, ist er in vielerlei Gestalten erschienen und immer derselbe geblieben. Untersuchen wir genauer, was für geistige Triebfedern vornehmlich auf Geist und Form seiner Werke eingewirkt, so ergeben sich als die vornehmsten: deutsch-schwedische Romantik, französisch-schwedische Freidenkerei, und demokratisches Schwedenthum. Almqvist's romantische Dichtungen erwarben ihm vorzugsweise die Gunst des gewöhnlichen Publikums. Die Farbenpracht, der Blüthenduft dieser Poesien, ihre liebliche Weichheit und phantastische Seltsamkeit wirkten besonders auf jugendliche Herzen. Inhalt und Form sind hier den Träumen der Phantasie sklavisch unterthan, daher die Lyrik des Dichters viel eher musikalische als dichterische Wirkung hat. Zwei große Balladen „Schems-el-Nikar" und „Arthur's Jagd" machen hierin jedoch eine rühmliche Ausnahme: sie gehören zu den schönsten, die es in schwedischer Sprache giebt. In den romantischen Dramen Almqvist's offenbart sich sein Dichtergenius noch gewaltiger; fast in allen giebt es Stellen (gewöhnlich jedoch lyrische), die einem Göthe oder Shakespeare Ehre machen würden, aber vollkommen befriedigen uns auch die Dramen nicht, denn im Drama duldet man noch weniger als in der Lyrik schrankenlose Eigenmacht der Phantasie: wir wollen nicht allein das „Was", sondern auch das „Wozu" wissen und Almqvist läßt uns auch hier über sein punctum saliens im Dunkeln. Als die besten seiner Bühnenstücke darf man die „Schwanengrotte in Ipsara" und „Ramido Marinesco" betrachten.

In Almqvist hatte der phantastische Idealismus der romantischen Schule seinen mächtigsten Ausdruck gefunden; er deutet aber auch auf den Verfall dieses Idealismus hin. Aus Widerwillen gegen die flache, dürre, nivellirende Civilisation unserer Zeiten waren die Romantiker, wie weiland die irrenden Ritter, bis in die entlegensten Länder und Zeiten gewandert, um das verlorene Paradies der Poesie wieder zu erlangen; oft glaubten sie es schon gefunden zu haben, wenn ihre Einbildungskraft die schönsten Gespinnste vor ihren Augen schuf, allein es waren eben leider nur Gespinnste. Ermüdet kehrte Almqvist von dieser Irrfahrt zurück und sah die Poesie an der Wurzel seiner heimischen Fichte, in den Hütten seines eignen Volkes sitzen. Er wählte jetzt seine Stoffe aus dem Leben des niederen Volkes, suchte seine Eingebungen mit wärmerer Liebe in den Seelen gewöhnlicher Sterblichen, und es gelang ihm vortrefflich. Nicht bloß die „Kapelle" und die „Kolonie Grimstahamn", sondern auch „Aramintha May", der „Maler" (Målarin) u. A. sind eben so kunstvoll von Seiten ihrer Form als wahr von Seiten des Inhalts: Almqvist's sonstige Unklarheit ist verschwunden und seine Gestalten können klassisch heißen; er bleibt von eitlem Flitter ebenso fern wie von plumper Natürlichkeit. Obgleich aber diese Welt des Idylls poetisch verlockend ist, so wird sie doch mit der Zeit allzu beschränkt. Es ist lobenswerth, wenn man, als Gegensatz zu den Träumereien ungezügelter Phantasie, das alltägliche Volksleben darstellt, aber auch wahr, daß die höhere Poesie meistens Stoffe höherer Art verlangt, als diejenigen, welche den Inhalt der idyllischen Dichtung ausmachen. Kein Wunder also, wenn Almqvist zuweilen an die Lösung höherer poetischer Probleme ging. Er ließ schlichte natürliche Menschen aus niederen Kreisen mit sittenlosen aber äußerlich gleißenden Individuen der höheren Stände in Collision kommen; er wollte darthun, wie beschränkt der Menschen Gedanken über Gott, Liebe u. s. w. sind; er nahm volksthümliche Neuerungen in Schutz und predigte gegen die ausländischen Sympathien der Gebildeten. Es ist sehr wahr, daß Almqvist manche schmerzliche Wunde unserer Zeit berührt und manches gewichtige Wort über die Zustände Schwedens gesprochen hat, aber die beiden Hauptgebrechen seines Geistes, Unklarheit und Hang zum Uebertreiben, sind in seinen sozialistischen Tendenz-Poesien verderblicher als in denen von uninteressirter Art. Noch empfindlicher giebt sich dieser Mangel an philosophischer Schärfe da zu erkennen, wo Almqvist einen wissenschaftlichen Gegenstand behandelt. Nur Männer von wahrer Ueberzeugung beherrschen die irdischen Wechselfälle; der Zweifler wird auf dem mächtigen Strome des Lebens rathlos dahin getragen und Almqvist gehörte zu den skeptischsten Kindern eines skeptischen Zeitalters.

Wir haben schon angedeutet, daß Almqvist's Angriffe auf die heutige Gesellschaft zum Theil mit seiner demokratischen Gesinnung zu erklären sind, aber ausländische Bewegungen gaben doch auch zum großen wo nicht größeren Theile diesen Bestrebungen ihre Richtung. Jungdeutscher Schriftsteller Predigten zum Besten der „Rehabilitation des Fleisches", Disputationen französischer Sozialisten über die angebliche Widernatürlichkeit des Ehebundes, und Beider Behauptung, das Christenthum sei schon ein überwundener Standpunkt in der Weltgeschichte, hatten bald in Almqvist einen ihrer eifrigsten Parteigänger gefunden. In „Columbine" schildert er ein Freudenmädchen, das aus Liebe zu einem jungen Grafen „rein" und „unschuldig" wird: in dem Romane „Der Königin Juwelenschmuck" (Drottningens Juvelsmycke) steht ein heidnisches Naturkind, Tintomara, dem über-civilisirten Hofe Gustav's des Dritten in hellstem moralischem Glanze gegenüber; in den „Bühnenstücken „Isidorus von Tadmor" und „Marjam" werden die Apostel als geistig beschränkte Menschen dargestellt, Paulus ausgenommen, der dem Verfasser ein vollkommner Tollhäusler ist; das Urchristenthum erscheint ihm als ein Saint-Simonismus. Anderer Meinung waren allerdings die Herren vom Domkapitel zu Upsala; diese zogen seine Rechtgläubigkeit in Zweifel und schickten ihm zwei Mal sowohl Ermahnungen als Fragen, seine religiösen Ansichten betreffend (er hatte nämlich 1838 die geistlichen Weihen empfangen). Almqvist gelang es jedoch, sich mit Sophismen aus der Klemme zu helfen. Den größten Anstoß auf der einen und die größte Bewunderung auf der anderen Seite hat Det går an erregt. Obwohl aber an allen seinen letzten Werken viel zu tadeln ist, zeugen sie doch von ungeschwächter Dichterkraft.

Almqvist ist eine ähnliche Natur wie Byron, Heine, George Sand, gehört also zu den unerfreulichen Erscheinungen unseres Jahrhunderts, die, nur selten mit Gott und sich selber in Frieden lebend, gewöhnlich zwischen Uebermuth und Verzweiflung, Begeisterung für eine Idee und Verhöhnung derselben, phantastischem Spiritualismus und grobem Materialismus hin und her schwanken. Sie sind große Geister, und doch kann man ihre Namen nicht mit reiner Freude aussprechen, sie sind große Dichter, und doch wird nur der kleinste Theil ihrer Schöpfungen auf die Nachwelt

übergehen, denn es gebrach den Schöpfern wie ihren Werken eine der ersten Bedingungen des Lebens wie der Poesie — die Vollendung.

(Aus der finnischen Zeitschrift Kunkanslehti.)

England.

Zwei weibliche Doktoren auf dem Katheder.

Der sozial-wissenschaftliche Kongreß in Manchester beschäftigte sich nicht bloß mit der jetzt in England lebhaft diskutirten Frage der Frauen-Emancipation, sondern es traten auch mehrere Frauen in Wort und Schrift und zum Theil mit glänzendem Erfolge für die Sache ihres Geschlechtes in die Schranken. Dieser Umstand ist es, welcher von einem den Kongreß besuchenden Franzosen — oder, wie wir anzunehmen geneigt sind, einer Französin — in einem Artikel der „Liberté" ganz besonders hervorgehoben und zu einer vergleichenden Charakteristik der beiden hauptsächlichsten Rednerinnen benutzt wird. Dieselbe ist nach zwei Seiten hin interessant. Einmal wegen des Bildes, das wir von den Damen erhalten, dann aber auch wegen des Gesichtspunktes, von dem aus die Französin es entworfen. Um denselben möglichst klar erscheinen zu lassen, werden wir uns bemühen ihre Schilderung, so weit dies die Uebersetzung irgend zuläßt, mit ihren eigenen Worten wiederzugeben.

„Es war ein Vortrag angekündigt", schreibt sie, „von Miß Garrett, der berühmten Londoner Aerztin, und lange ehe die dafür festgesetzte Stunde geschlagen, waren der große Saal und die anstoßenden Räume überfüllt von einer großen Menschenmenge, die herbeigeströmt, den jungen weiblichen Doctor von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Der überwiegend größte Theil des Publikums gehörte dem Geschlecht der Miß Garrett an; die Damen schienen es für eine Ehrensache zu halten, durch ihre Anwesenheit die Kämpferin für ihr Geschlecht zu unterstützen. Der Wahrheit die Ehre, ich erkannte die kalten hochmüthigen Damen der früheren Kongreßtage nicht wieder. Die Erregung verlieh ihren Gesichtern Reize, deren die englischen Physiognomien sonst meistens entbehren, und ich glaube fast, der antike Glaube an die männliche Ueberlegenheit würde bei manchem Feinde der Frauen-Emancipation eine bedenkliche Erschütterung erlitten haben, hätte er diesen Kranz feiner und intelligenter Frauengesichter gesehen, wie sie anmuthig unter den kleinen, mit Spitzen und Federn geschmückten modernen Hüten und Barretten hervorblickten.

Eine kleine Viertelstunde nach der festgesetzten Zeit erschien Miß Garrett in Begleitung einer älteren Dame, wahrscheinlich ihrer Mutter. Die junge Dame zählt ungefähr vierundzwanzig Jahr; sie ist blond, hoch gewachsen und schlank, hat große, sehr ausdrucksvolle Augen und einen hübschen Mund, der nicht so weit geöffnet ist, wie man dies bei den Engländern gewöhnlich findet. Obgleich ganz schwarz gekleidet, zeigte ihr Kleid von schwerem Seidenstoff und elegantem Schnitt doch, daß man hier eine Frau vor sich habe, die noch nicht, gleich ihrer wilden amerikanischen Collegin, darauf verzichtet hat zu „gefallen." Miß Garrett's Stimme ist wohlklingend und biegsam. Ungeachtet der im Auditorium herrschenden feierlichen Stille, vermochte man die ersten Worte ihres Vortrages kaum zu vernehmen. Man fühlte das Klopfen ihres Herzens, sah ihre Erregung in der ihre Wangen überziehenden Feuergluth. Nach und nach gewann ihre Stimme Festigkeit und Sicherheit, ohne jedoch jene Schüchternheit zu verlieren, welche den Muth einer Frau ebenso anziehend, wie verdienstlich erscheinen läßt. Der zweite Theil ihrer Abhandlung wurde vorgetragen mit einer Präcision, Klarheit und Sorgfalt, die man nach meiner Ansicht nur bei einer Rednerin finden kann. Der Vortrag an und für sich handelte von den Diensten, welche Frauen in Hospitälern leisten können und war richtig gedacht und ansprechend geschrieben, mit Einem Worte eine verdienstvolle Arbeit.

Mit glühender Beredtsamkeit forderte Miß Garrett die Rechte ihres Geschlechtes nicht von der Barmherzigkeit, sondern von der Wissenschaft. Ueberzeugend setzte sie auseinander, welcher Gewinn für die gesammte Menschheit es sein würde, wenn man den Krankenpflegerinnen eine wissenschaftliche Ausbildung zu Theil werden ließe, und wie dieses Institut der Krankenwärterinnen sich vielleicht zu einer Pflanzstätte gestaltete, aus denen sich die Aerzte der Zukunft rekrutirten.

Die diesem Vortrage folgende Diskussion war belebt und geistreich; Miß Garrett wußte dabei in freier Improvisation das von ihr eroberte Terrain tapfer zu behaupten und wurde am Schlusse vom Präsidenten beglückwünscht und vom Publikum mit einem wahren Beifallssturm überschüttet."

Von Miß Garrett kommt der französische Bericht auf eine andere Engländerin, Frau Bodichon, welche durch ihre Heirat mit einem Dr. Bodichon aus Algier zum Theil Frankreich angehört. Sie habe sich nicht in eigener Person den Augen des Publikums aussetzen wollen — obgleich diese Person, wie hinzuzusetzen der Bericht nicht verfehlt, Alles besitze, um zu gefallen — sondern ihre mit vieler Objectivität, Klarheit und Ruhe geschriebene Arbeit vorlesen lassen. In derselben verlangt sie das Wahlrecht für alle unverheirateten Frauen, welche die Bedingungen erfüllen, die sie, falls sie Männer wären, dazu qualificiren würden, giebt aber zu, daß die Frau auf dieses Recht verzichte, sobald sie sich unter den Schutz des Mannes stellt.

„Während Frau Bodichon", fährt die Berichterstatterin fort, „lieber die Emancipation der Frau nicht in ihrer ganzen Ausdehnung anerkennen, als den Frieden der Familien gefährden will, kennt Mrs. Marie Walker aus New-York keinen Compromiß. Sie geht in ihren Forderungen viel weiter, verlangt in allen Verhältnissen vollständige Gleichstellung des Mannes und der Frau und ist empört darüber, daß man noch zögert, das weibliche Geschlecht aus einem Zustande so entwürdigender Abhängigkeit und Unterdrückung zu befreien.

„Die Beredtsamkeit der Amerikanerin war hinreißend, dennoch brachte sie nicht den Eindruck auf mich hervor, wie Miß Garrett. Denn bleibt eine Frau wirklich noch Frau, die durch ihre Kleidung an den Tag legt, daß sie darauf verzichtet, zu gefallen, die es ausspricht, sie habe den entsetzlichen Entschluß gefaßt, immer allein zu bleiben, einsam durch das Leben zu gehen, die ungerührt jede Huldigung von sich weist? Nur ein Herz von Stein kann seinen Stolz darin suchen und sagen: „Ich habe niemals geliebt und werde nie lieben, komme was da wolle." Die amerikanische Aerztin scheint mir ein Ueberbleibsel vom Amazonen-Stamme zu sein, denn nur eine solche konnte ein ihr gemachtes Kompliment über ihr sehr jugendliches Aussehen, das beiläufig gesagt auf Wahrheit beruht, mit dem Hinweis auf die vorzeitigen Runzeln ihrer Stirn ablehnen."

So weit die „Liberté". Wir müssen gestehen, das hier gefällte Urtheil scheint uns doch in gewisser Beziehung eine in-

seitiges, um nicht zu sagen, ein französisches, zu sein. Auch uns wäre im Ganzen Miß Garrett's Auftreten lieber, als Marie Walker's; auch wir erklären uns vollkommen einverstanden mit Frau Bodichon's Auslegung des Stimmrechts der Frauen; auch wir möchten eine Erweiterung der Rechte und Freiheiten des weiblichen Geschlechts nicht auf Kosten der Weiblichkeit und des Familienglücks, aber wir können einer Frau kein Verbrechen daraus machen, wenn sie „durch ihre Kleidung nicht das Bestreben zu gefallen" an den Tag legt. Das Bestreben zu gefallen, das unsern Frauen anerzogen wird, weil man in „dem Gefallen", d. h. „den Männern gefallen", eigentlich ihre Lebensaufgabe oder doch wenigstens das geeignetste Mittel zur Erreichung des für sie einzigen Ziels, „die Ehe", sieht, ist ein Krebsschaden unserer Zeit und keine sittliche und geistige Erhebung des weiblichen Geschlechts ist denkbar, ehe hier nicht eine Reform durchgreifender Art eingetreten ist. Daß man bei solchen Reformbestrebungen häufig in's Extreme geräth, ist eine bekannte Thatsache, die überall hervortritt und überwunden werden muß, und wohl mag auch Marie Walker von ihrem Eifer zu weit getrieben werden. Vermessen ist das Wort: „Sie habe nie geliebt und wolle nie lieben", und unwahr obendrein; aber eine Amazone ist sie nicht, sondern nur eine vernünftige, sich selbst achtende Frau, wenn sie eine fade Schmeichelei über ihr jugendliches Aussehen zurückweist durch eine Hindeutung auf die in ernster Arbeit ihrer Stirn frühzeitig eingegrabenen Runzeln. Der Artikel der Liberté liefert den Beweis, daß man Andere nur mit feinem Maße messen kann.

Nord-Amerika.

Margarethe Fuller-Ossoli.*)

Die Frau, in deren Lebensgeschichte wir durch das unten bezeichnete Buch eingeweiht werden, verdient unsere Bewunderung im Hinblick auf die wahrhaft edle Verwendung ihrer eminenten Geistesgaben, wie unsere innigste Theilnahme durch das traurige Schicksal, dem sie unterliegen mußte. Sie verdient unsere Beachtung auch insofern, als sie vor Jahrzehnden deutsche Literatur und Kunst in Amerika einheimisch zu machen eifrig bemüht gewesen ist. Im Uebrigen kann der Lebenslauf dieser Frau dazu beitragen, das auf europäischer Erziehungsweise, auf Gewohnheit und Ueberhebungslust beruhende Vorurtheil zu vernichten, daß die Frauen unfähig seien, mit den Männern in öffentlicher Thätigkeit zu konkurriren.

Margarethe Fuller war im Jahre 1810 zu Cambridge-Port, Massachusetts, geboren. Ihr Vater, ein scharfsinniger, energischer Rechtsgelehrter, leitete sorgfältig ihre erste Erziehung. Sehr amerikanisch gab diese Erziehung dem Geiste des Mädchens eine stark ausgeprägte realistische Richtung: Margarethe schwärmte mit zehn Jahren für die Römer, deren Sprache ihr geläufig war; und fast gleichzeitig erkor sie Shakespeare, Cervantes und — Molière zu ihren Lebensbegleitern. — Zur weiteren Fortbildung übergab der Vater sie der Erziehungsanstalt zu Groton, wo sie durch ihren phantasiereichen, von kindlichem Wesen weit entfernten, alle Konvenienz gewaltsam durchbrechenden Geist das größte Aufsehen erregte. Eine Pensions-Intrigue wurde für sie höchst bedeutungsvoll: sie nahm daraus Veranlassung zu dem Gelöbniß, stets wahrhaftig zu sein und nur in Liebe auf ihre Mitmenschen einzuwirken — ein heroischer Entschluß in dem Gemüthe eines vierzehnjährigen Mädchens, der heroisch bis zum letzten Athemzuge durchgeführt wurde.

In's Vaterhaus zurückgekehrt, wurde Margarethe von einer wahren Leidenschaft erfaßt, sich mit Kenntnissen aller Art zu bereichern. Der Umfang ihrer Lecture war damals wahrhaft kolossal. Sie warf sich mit Ungestüm insbesondere auf Sprachen, und als sie, etwa zwanzig Jahre alt, das Deutsche in ungefähr drei Monaten sich so weit angeeignet hatte, daß sie die Klassiker mit Verständniß las, wurde sie von einem glühenden Enthusiasmus für deutsche Literatur und Bildung ergriffen, der ihr auch bis an ihr Ende als tiefe Quelle selbständiger Gedankenschöpfung geblieben ist.

Daneben entwickelte sich in Margarethe jenes seltene Talent, mit welchem sie noch die großartigsten Erfolge erzielen sollte: das Talent, geistiges Leben anzuregen und zu fördern, stets auf das Beste und Höchste als einzig würdiges Ziel des Strebens hinzuweisen. Durch diese Gabe wurde sie bald der Mittelpunkt eines weiten Freundeskreises. Hier sah sie sich schnell zur Vertrauten Aller erhoben. Mit einer fast magischen Macht ausgestattet, Einfluß auf Jeden zu üben, weil sie jeden Charakter in seiner Wirklichkeit erkannte und behandelte, wirkte sie tiefgreifend und segensreich auf Männer und Frauen jenes Kreises ein; sie wußte aber auch in dem vielseitigsten Umgange bei aller Offenheit und Wahrheitsliebe dennoch die feinste Rücksichtsnahme zu beobachten und die Interessen der Einzelnen auf die zarteste Weise auseinander zu halten.

Das Magnetartige von Margarethe's Umgangsweise hat Emerson, der Essayist, auf das Treffendste geschildert. Er lernte Margarethe im Jahre 1835 kennen, nachdem er schon früher in ihre Studien geblickt und ihre Uebersetzung von Göthe's Tasso im Manuscript gelesen hatte. Margarethe war demnächst besuchsweise in seine Familie aufgenommen worden. Ihr erster Eindruck auf ihn war keineswegs günstig gewesen. „In dem lustigen Geplauder, zu dem sie mich anfangs verlockte, fand ich einen fast unwürdigen Zeitvertreib, viel Lärmen um Nichts! Aber Margarethe, die mich in ihrer Phantasie zum Philosophen erhöht hatte, war viel zu begierig, ein gutes Einvernehmen zwischen uns herbeizuführen, als daß sie irgend etwas unterlassen hätte, mich zu gewinnen. Mit feinem Takte sondirte sie meinen Geschmack, band mit mir auf alle Weise an, forderte Offenheit durch Offenheit heraus und verbarg nicht im mindesten die gute Meinung, die sie von mir hatte, noch den Wunsch, mir zu gefallen. Es war wirklich unmöglich, auf die Länge einem so wohl angelegten gewaltigen Angriffe zu widerstehen... Sie besaß eine fast unglaubliche Mannigfaltigkeit, den schnellsten, treffendsten Witz und Humor, doch auch den tiefsten Ernst zu gründlichem Gedanken-Austausch. Und die Augen, die anfangs so unbedeutend schienen, schwammen bald in Laune und Schalkheit, bald glänzten sie in der höchsten Fluth der Freude, der Begeisterung, des überströmenden Lebens... Alle Bestrebungen auf dem Gebiete des Gedankens, der Poesie in Neu-England schienen mit ihr verwandt zu sein. Und überall war sie ein willkommener Gast; die Häuser ihrer Freunde standen ihr offen; ihr Verweilen war eine Festzeit, während welcher alle Geschäfte ruhten, damit man diesem beleberden Wesen nahe sein konnte, welches Witz, Anekdoten, Liebesgeschichten, Tragödien und Orakel mit sich brachte... Personen waren ihr Wild, besonders wenn sie

*) Margarethe Fuller-Ossoli. Ein amerikanisches Frauenbild, von Ernestine Castell. Berlin, Reinhold Schlingmann, 1866.

sich durch Begabung, Charakter oder Wirksamkeit auszeichneten; an diese war sie gesandt; das Bewußtsein solcher Sendung gab ihr eine stolze Sicherheit, und der abgeschlossenste Einsiedler, das sprödeste Mädchen, der verdrießlichste Gelehrte leistete keinen Widerstand weiter, ergab sich auf Gnade und Ungnade und öffnete diesem hohen Weibe alle Pforten des inneren Lebens. Alles, was nur von Wille, Charakter, Geschick und Erfahrung da war, kam vor sie, und daher lebte sie immer in einer erhöhten Sphäre, denn das Alltägliche und Gemeine schwand wie von selbst aus ihrer Gegenwart. Kein Tag war lang genug, ihren überreichen Vorrath von Gedanken zu erschöpfen. Zehn Jahre lang habe ich sie genau gekannt, und fast nie sah ich sie, ohne durch ihre immer neuen Kräfte überrascht zu sein."

Selbstverständlich beruhte der Einfluß, den Margarethe durch Vergeistigung aller ihr erreichbaren menschlichen Zustände auf ihre Umgebung ausübte, nicht auf ihrer Naturbegabung allein; er war ebenso sehr das Ergebniß langer, schwerer Kämpfe, innerer Arbeit und Selbsterziehung, durch welche sich das witzige und hierin oft unnahbare junge Mädchen allmählich in jene geisterfüllte, geistausströmende priesterliche Frauengestalt verwandelte, in welcher Margarethe sich demnächst vor unser Auge stellt.

Inzwischen gab der Tod des Vaters (1835) ihrer Thätigkeit eine bestimmtere Richtung. Margarethe fühlte sich verpflichtet, sich der Erhaltung ihrer Familie zu widmen. Es lag nahe, ihre erworbenen Kenntnisse literarisch oder durch Unterrichten zu verwerthen. Nach beiden Seiten hin erhielt sie vortheilhafte Anerbieten. Für die „Amerikanische Monatsschrift" sollte sie über Tieck schreiben. In der That war sie von dem Wunsche beseelt, den Amerikanern die deutschen Autoren zu erklären; allein sie fürchtete, ihre Arbeiten durch den Rothstift von Journal-Redacteuren verkümmert zu sehen. Dies peinigte sie, und sie zog deshalb vor, zunächst Sprachunterricht zu ertheilen. Diese beschwerliche Thätigkeit war indeß nur der Uebergang zu einem Wirken, das ihren Gaben die freieste Entwickelung gestattete.

Im Jahre 1839 zog Margarethe mit ihrer Mutter in die Nähe von Boston. Der Mittelpunkt ihrer geselligen Beziehungen war Boston selbst. Hier beginnt die Zeit ihrer öffentlichen Thätigkeit. Schrift und Journal, das fühlte sie, waren nur ein unvollkommener Ausdruck ihrer selbst. Diesen Ausdruck fand sie voll und lebendig nur im gesprochenen Worte. Deshalb erfaßte sie mit der ganzen Energie ihres Geistes den Gedanken, eine „Damenklasse" für geistige Unterhaltung zu eröffnen. Sie wollte dadurch gebildeten Frauen einen Vereinigungspunkt schaffen, um gemeinschaftlich die Gebiete des Denkens und Wissens zu durchwandeln, Beides in richtige gegenseitige Beziehung zu bringen, dem Denken der Frauen die oft mangelnde Klarheit zu verleihen, endlich auszufinden, welche Beschäftigungen in unserer Zeit und unseren gesellschaftlichen Zuständen für die Frauen am Geeignetsten sein möchten und wie die Frauen am sichersten dahin gelangen könnten, das Leben des Gedankens auf dem der That zu erbauen. In dem Plane, welchen Margarethe den Frauen Bostons vorlegte, betonte sie mit Recht, daß jede Theilnehmerin selbst, um von der Unterhaltung Gewinn zu ziehen, ihren Gedanken über den gegebenen Gegenstand gut oder schlecht in Wort oder Schrift Gestalt geben müsse.

Der Plan wurde, was die amerikanischen Damen sehr günstig charakterisirt, nicht allein mit lebhaftem Beifall aufgenommen, sondern auch sechs Winter hindurch mit Erfolg ausgeführt. Im Winter 1839 fand die erste Versammlung in Boston statt. Fünfundzwanzig Damen, darunter die geistreichsten und anziehendsten aus Boston und Umgegend, betheiligten sich. Margarethe pflegte die Unterhaltungen, die zweimal wöchentlich angesetzt waren, mit einer Einleitung zu eröffnen. Diese Einleitungen waren durch den ernsten Ton, durch die Leichtigkeit und durch den Fluß der Rede wie durch die Anmuth bedeutsam, mit welcher die Sprecherin zuletzt auf ein Gebiet herniederstieg, auf das jede Andere ihr folgen konnte. Dann machte sie eine Pause und lud die Damen ein, nun selbst das Gespräch aufzunehmen. Sie selbst war dabei in ihrem eigensten Elemente. Sie erklärte, erörterte, sie verstand es, in den Versammelten Gedanken zu erwecken und dabei in der frauenhaftesten Bescheidenheit das Gespräch dem Ziele zuzuführen, das sie ihm gesteckt hatte.

„In dieser Gesellschaft von Matronen und Mädchen", schreibt Emerson darüber, „war manch zartes Gemüth in wunderbare Gährung versetzt worden. Ein neuer Tag hatte ihnen gedämmert, ein neuer Gedankenkreis sich ihnen erschlossen; das Geheimniß des Lebens war ihnen enthüllt. Sie konnten nicht wieder vergessen, was sie gehört, noch weniger, was sie zu ihrer eigenen Ueberraschung selbst gesagt hatten. Eine wahre Geistesbildung hatte in vielen ihr Werk begonnen. Die bis dahin Sklavinnen von allerhand Nichtigkeiten gewesen, gingen gedankenvoll und froh nach Hause; die Unterhaltung hatte ihnen eine gehobene Stimmung eingeflößt, die sie bisher aus eigener Erfahrung nicht kannten."

Dieser Eindruck war nachhaltig. Man war begeistert von diesem unterhaltenden Bildungsmittel, das auch für die Letzte der Damen wenigstens ein bildendes Unterhaltungsmittel war. Man sprach über Mythologie, Ethik, Erziehung, Poesie und vieles Andere; man deutete jede Beziehung, welche der Gegenstand zum Leben hat, unermüdlich aus und lernte leicht jedes Thema in seiner ganzen Tiefe erfassen.

Die Unterhaltungen wurden von Margarethe geleitet, bis sie im Jahre 1844 nach New-York ging. Der Schluß war für sie ebenso befriedigend, wie es der Anfang gewesen. Sie konnte im Hinblick auf das weite Feld, das sie bearbeitet und auf den Reichthum von Gedanken, den sie in der Seele der Theilnehmerinnen aufgestapelt hatte, in Bezug auf diese Thätigkeit mit Recht schreiben: „Das Leben ist doch wahrlich des Lebens werth!"

Nicht nur in demjenigen Elemente, das ihrer Frauen-Natur am Nächsten verwandt war, vermochte Margarethe so intensiv zu wirken. In ihrem Wesen lag so viel Kraft, daß sie ihre magische Kraft in jedem Kreise ausüben konnte. Dies zeigte sich namentlich in der Transcendentalisten-Bewegung, der sie ihrer ganzen Anlage nach nicht fern bleiben konnte. Hier suchte sie den Strom der Schwärmerei, der breiten Laufes in die Bewegung hereinzubrechen drohte, mit der Gewalt ihres scharfen, nüchternen Verstandes aufzuhalten. Sie fühlte sich hier, nach einer Schilderung Dr. Channing's, in geistiger Hinsicht Jedem ebenbürtig. Wenn in einer Versammlung der Transcendentalisten die Reihe zum Sprechen an sie kam, nahm sie den Gegenstand mit anmuthigem Uebergange da auf, wo frühere Redner ihn gelassen hatten, faßte in Kürze die Resultate der bisherigen Besprechung zusammen und begann nun ihre eigene Ansicht darzulegen. Ihr Anfang war bedächtig wie das Vorrücken einer massiven Macht, die dem entscheidenden Augenblicke entgegengeht; aber sobald sie ihren Weg kannte, erhob sich ihre Rede zu einem wahrhaft großartigen Schwunge. Ihr Styl war spruchreif, frei von Geziertheit, klar, mächtig und voller Lebenskraft. Durch Deutlichkeit, richtigen Nachdruck und wechselnde Betonung brachte sie äußerst zarte Schattirungen und leuchtende Punkte hervor, während sie durch rhythmische Ordnung der Worte jedem Ge-

danken eine vollendete Form gab. Sie verband in engster Vereinigung weibliche Empfänglichkeit und männliche Energie. Durch die lebhafte Intensität ihrer Ansichten rief sie in den Versammelten deren eigenes Bewußtsein hervor und weckte ihre schlummernden Kräfte durch die immer wache glühende Kraft ihres Geistes zur That. Andererseits lieh sie einer Wahrheit, deren Grundgedanken sie soeben von Anderen aufgenommen hatte, mit wunderbarer Schnelligkeit Gestalt und Hülle, nach ihrem Bilde geformt und durch ihr eigenes Dasein verschönt. Die Gegenwart gleichartiger Geister feuerte die verschwenderische Kraft ihrer Phantasie dergestalt an, daß sie selbst oft über die frische Schönheit neugeborener Gedanken so erstaunt war, als hätte sie dieselben aus fremdem Geiste emporsprießen sehen. Sie selbst erklärte, sie habe zuweilen das kränkelnde Gefühl, den Mirabeau unter ihren Freunden gemacht zu haben, und es gab Zeiten, wo sie wie Dieser unwiderstehlich war und vollständig der Vorstellung einer Sybille oder Prophetin entsprach."

Im Jahre 1844 ging Margarethe von Boston nach New-York. Die Anstrengungen der letzten Jahre hatten sie erschöpft und sie sehnte sich nach einem freieren Wirkungskreise. Sie nahm deshalb den Vorschlag an, Mitarbeiterin an der New-Yorker Trib[illegible] zu werden. Das bringt uns auf ihre literarische Thätigkeit überhaupt zurück, von welcher Manches nachzuholen ist.

Obwohl Margarethe mit einem gewissen Widerstreben an den Anfang jeder schriftstellerischen Arbeit zu gehen pflegte, so stand ihr doch, nachdem einmal der Anfang überwunden war, eine erstaunliche Leichtigkeit in Bewältigung der schwierigsten Aufgaben zu Gebote. Dieser Leichtigkeit kam höchstens der Muth gleich, mit dem sie Arbeiten übernahm, vor denen selbst alte Mitarbeiter der Presse zurückschreckten. Sie bearbeitete mit Vorliebe deutsche Gegenstände. 1839 übersetzte sie Eckermann's Gespräche mit Göthe, ebenso 1841 die Briefe der Günderode und Bettina's. Die Uebersetzung des „Tasso" folgte sodann. Bedeutender schon war die Herausgabe eines Journals: „Die Sonnenuhr", eines philosophischen Magazins von transcendentaler Richtung. Margarethe hatte für ihre Freunde nur die Aufsicht über das Blatt übernommen; ihr blieb aber fast die gesammte Arbeitslast, während der finanzielle Erfolg für sie sehr gering war. Dies hinderte sie aber nicht, mit voller Hingabe für das Werk zu arbeiten. Sie pflegte in der Sonnenuhr die ihr am meisten zusagenden Gegenstände zu besprechen. So erschienen da[illegible]bst Aufsätze über Göthe, Beethoven — dessen Symphonien ihrem starkbesaiteten Gemüthe musikalisch allein entsprachen — über den Rhein u. s. w. Später prüfte sie ihre Kraft als selbständige Schriftstellerin, indem sie neben kleineren Sachen in der Schrift „Das Weib des 19. Jahrhunderts" ihre Gedanken über die Bestimmung und die Stellung der Frauen in der Gesellschaft aussprach. An der Tribune arbeitete sie bis zu ihrer Abreise nach Europa mit emsigem Fleiße und bedeutendem Erfolge. In Europa selbst schrieb sie die Geschichte der Freiheitsbestrebungen in Italien nieder, deren Zeuge und Theilnehmerin zu werden sie bestimmt war. Das Manuscript, in welchem sie vermittelst ihrer genauen Verbindungen mit den Leitern der Bewegung unschätzbares geschichtliches Material gesammelt hatte, ist leider bei ihrem Tode verloren gegangen.

Es bleibt uns nur noch übrig, mit kurzen Worten Margarethe's Lebensschicksale in Europa zu berühren. Eine alte Sehnsucht, unsern Erdtheil zu besuchen, sollte befriedigt werden: im Jahre 1846 stieg sie in England auf europäischen Boden. Dort lernte sie bald Mazzini kennen und verehren, dagegen Carlyle's Autorität und Redseligkeit bespötteln. Von England reiste sie über Frankreich, wo sie mit George Sand zusammentraf, nach Italien. Hier ging sie in Rom eine innerlich glückliche, doch verhängnißvolle Ehe mit dem Marchese Ossoli ein, an dessen Seite sie bald in die bekannten Ereignisse der Jahre 1847 bis 1849 verwickelt wurde. Mit echt republikanischem Geiste und männlichem Muthe betheiligte sie sich an dem Werke der Freiheit, und als die Zeit des Kampfes kam, in welcher die junge römische Republik sich gegen Oudinot's Heer zu vertheidigen hatte, übte Margarethe weibliche Pflicht, indem sie unter dem Donner der Geschütze mit der liebevollsten Hingabe die verwundeten Patrioten pflegte, während quälende Sorge um den kämpfenden Gatten und um ihr fernes, fremder Pflege anvertrautes Kind an ihrer Seele nagte. Als Rom gefallen und die Familie wieder vereinigt war, schickte man sich an, Margarethe's Heimat aufzusuchen. Im Frühjahre 1850 ward die Reise auf der Bark „Elisabeth" angetreten. Doch nur wiedersehen sollte Margarethe ihr Vaterland. Die Bark litt vor New-York Schiffbruch, und im Angesichte der heimatlichen Küste wurde Margarethe mit Gatten und Kind von den Fluthen des Oceans verschlungen.

G. H.

Ostindien.

Das Buch indischer Gewebe.

Die Schätze Indiens sind sprüchwörtlich geworden. Die Engländer, welche noch die Pracht am Hofe Akbar's gesehen haben, seine Marmor-Paläste, in welchen Tausende von Zimmern mit prächtig gekleideten und von Edelsteinen strahlenden Schönheiten schwärmten, seine großen Empfangshallen, gedrängt voll aristokratischer Höflinge mit wehenden Reiherfedern auf den Köpfen und strahlend von Diamanten wie das Firmament, seine Zelte, eine englische Quadratmeile im Umfange und ummauert mit vergoldeten Steinen, Kugeln und Thurmspitzen und durchaus belegt mit den prachtvollsten Teppichen und drapirt mit goldenen Vorhängen, Perlen und kostbaren Edelgesteinen, diese erklärten einstimmig, daß eine solche Pracht kein Potentat der Erde nachahmen könne. Aber sie ward überstrahlt, als sich Schach Jahân am ersten Jahrestage seiner Thronbesteigung, ringsum strahlend von Juwelen, auf den Pfauenthron setzte, den kostbarsten Sitz, auf den sich je ein Sterblicher niederließ, und der alle Berechnungen mit der Entfaltung seiner Reichthümer verspottete. Diese Festlichkeit allein kostete 1,600,000 Pfund Sterling, welche unter das Volk verstreut, in Form grausamer Steuern alle zurückkamen. In einem der prachtvollen Höfe Akbar's war ein ungeheures Schachbrett von schwarzen und weißen Marmorquadraten mit zwei goldenen erhabenen Sitzen einander gegenüber, von denen aus die Spieler ihre kostbar gekleideten lebendigen Figuren, d. h. zweiunddreißig auserwählte weibliche Schönheiten, dirigirten. Wer gewann, bekam die sechzehn Damen des Gegners als Eigenthum, worauf der Schachmatte neue Figuren aus seinem Harem aufstellen ließ.

Nachher nahm Nâdir aus Delhi Juwelenschätze mit sich fort und sonstige Beute, die in Zahlen kaum auszudrücken sind, aber auch dieser Verlust wurde bald ersetzt. Indien ist zu reich an Produkten und Fabrikaten, als daß es so leicht erschöpft werden könnte, und die Höfe von Lahore, des Randschitsingh und von Lucknow unter der Aude-Dynastie haben bewiesen, daß es noch immer ungeheure Schätze in [illegible] Lande gebe, das einst von dem

Groß-Mogul Akbar regiert ward. Unter der englischen Regierung wird nicht so viel Gepränge damit getrieben; aber erst vor einigen Monaten sah man in der Stadt Akbarâbâd eine ziemlich kaiserliche Prachtentfaltung. Eine meilenlange, zweihundert Fuß breite Straße war mit Tausenden von Soldaten und einer Viertelmillion Zuschauern bedeckt, durch welche der Vicekönig mit Gefolge und die Gesandten von hundert fürstlichen Häusern Central-Indiens zu einem großen Kongreß ritten. Sie saßen zum Theil auf Elephanten, die man vor prachtvollen, goldgestickten Behängen kaum sehen konnte, und die Reiter glänzten in den wundervollsten Stickereien und Juwelen. Die Festlichkeit war nicht so prächtig, wie ähnliche Entfaltungen unter den Groß-Moguls, aber dafür werden jetzt doppelt so viel Millionen Steuern in den englisch-indischen Staatsschatz getrieben, als während der glänzendsten Zeiten Akbar's.

Ja, Indien ist nicht nur ungeheuer reich an Schätzen, sondern auch an Menschen. Die ganze Bevölkerung Rußlands, Deutschlands, Italiens, Frankreichs und Großbritanniens zusammengenommen erreicht noch nicht die Zahl der Bewohner Indiens. „Es ist also klar," sagt der Verfasser der Manufakturen Indiens Gewebe und damit des seltsamsten und seltensten Buches*), „daß solch ein Reich einer der besten Kunden zu werden verspricht; denn um nur ein Prozent dieser ungeheuren Bevölkerung zu kleiden, müßten die Webstühle von Lancashire verdoppelt werden. Obgleich ungeheure Massen kaum ihre Blöße bedecken, würde doch die größte industrielle Nation nicht im Stande sein, mit ihren jetzigen Mitteln nur diesem Bedürfniß zu genügen."

Warum ist aber dessenungeachtet der englische und europäische Absatz von gewebten Stoffen nach Indien bis jetzt so unbedeutend geblieben? Diese Frage wird zum ersten Male durch die prachtvollen Bände mit gewebten und gestickten Blättern von Dr. Watson genügend beantwortet. Sie liefern zugleich Anweisung, welche Mittel ergriffen werden müssen, um sich diesen fast unbeschränkten Markt des Absatzes in Indien und zugleich auch Persien und Central-Asien zu eröffnen. Diese fast zahllosen Millionen Asiens kleiden sich seit undenklichen Zeiten nach einer unwandelbaren Mode und mit einem unwandelbaren Geschmacke. Diese Moden und diesen Geschmack müssen englische und europäische Fabrikanten kennen lernen und zu befriedigen wissen, um eines beinahe unbeschränkten Absatzes sicher zu sein. Dies ist bis jetzt, trotz der langen Herrschaft der Engländer in Indien, gar nicht möglich gewesen, da es den meist aristokratischen Taugenichtsen und falschen Groß-Moguls, welche Indien regierten, meist nur darauf ankam, möglichst viel Steuern einzutreiben und sich privatim auf unverschämte Weise zu bereichern. Erst einem braven Manne und praktischen Gelehrten ist es gelungen, durch seine Bände Indien friedlich zu erobern. Er sagt den Engländern, wie sie sich auf eine anständige und praktische Weise mit den unterdrückten und feindlichen Indiern befreunden können und giebt ihnen die Mittel in die Hand, wie sie es machen sollen. „Wir müssen unsere Fabrikanten," sagt er, „erst erziehen und bilden, damit sie den meist feineren Geschmack und die wahren Bedürfnisse dieser östlichen Völker kennen und befriedigen lernen." Diese Mittel hat ihnen erst Dr. Watson gegeben; sie bestehen aus einem Prachtwerke in achtzehn großen Bänden, deren Seiten aus Originalmustern der wichtigsten Gewebe und textilen Künste Indiens bestehen. Dieses eigenthümliche Prachtwerk besteht blos aus zwanzig Exemplaren oder industriellen Museen. Von diesen sind sieben Exemplare nach Indien gesandt, die übrigen in Belfast, Bradford, Dublin, Edinburg, Glasgow, Halifax, Huddersfield, Liverpool, London (im Ostindien-Hause), Macclesfield, Manchester, Preston und Salford für jeden Interessenten ausgelegt und zugänglich gemacht worden. Der Verfasser sagt ausdrücklich, daß auch ausländische Fabrikanten mit gehöriger Empfehlung ohne Hindernisse zum Studium dieser Bände zugelassen werden sollen. Die Vortheile davon lassen sich kaum übersehen. Wir wollen blos einige hervorheben.

Zuerst lernt der Fabrikant, daß diese Muster gewebter indischer Stoffe meistentheils schon seit Jahrhunderten für bestimmte Klassen und Kasten unveränderlich Mode waren und blieben, so daß Niemand, der sie ordentlich nachmachen und etwas besser und wohlfeiler herstellen lernt, zu fürchten braucht, daß sie von der Mode, wie in Europa, das beinahe auf eine wahnsinnige Weise sich von verrückten Pariser Putzmacherinnen und unverschämten Heldinnen der Demi-monde tyrannisiren läßt, verdrängt werden würden. Indischer und europäischer Geschmack halten sich im strengsten Gegensatze, wie wie von dem Ausspruche Lutfullah's lernen können, der nach der ersten Begegnung mit Europäern schrieb: „Ich hörte sie untereinander sprechen und es klang sehr wild und hart für meine Ohren. Ihre Kleidung schloß sich fest an ihre Körper an, ohne Falten, um solche Theile hervorzuheben, welche bei uns das Gesetz der Bescheidenheit zu verstecken gebietet."

Demnächst ist es bemerkenswerth, daß die meisten Kleidungsstücke der Hindu's, auch der muhamedanischen, weder mit einer Scheere noch mit einer Nadel Bekanntschaft gemacht haben, sondern den Webstuhl fix und fertig als Shawls, Plaids und Binden verlassen. Diese bilden die Turbans, Lungins und Dhotis der Männer und die Saris für das weibliche Geschlecht. Der Turban ist ein langes, schmales Stück Zeug, das in künstlerischen Falten um den Kopf gewunden wird, der Lungin eine ähnliche aber größere Binde, die wie ein Plaid die Schultern und den oberen Theil des Körpers bedeckt, der Dhoti eine lange Schärpe, die nach verschiedenen Windungen um die Hüften und um die Schenkel herum wieder heraufgezogen und befestigt wird. Diese drei Stücke bilden die ganze Kleidung eines großen Theiles der unteren und ärmeren Klassen. Der Sari endlich ist ein Plaid für das weibliche Geschlecht und dient zugleich als Unterrock und Mantel, wobei die verschiedenen Windungen oft zur Entfaltung vieler Grazie Anlaß geben. Die Verschiedenheit der Farben, der Ausschmückung und eingewebten Besätze, sowie die Verschiedenheit der Windung und Umhüllung je nach Wetter, Wärme und Geschmack giebt diesen weichen, nachgiebigen Stoffen eine solche Mannigfaltigkeit an den menschlichen Gliedern, daß sie trotz ihrer Einfachheit und Unveränderlichkeit nie diese Langeweile der Uniformität aufkommen lassen, wozu die Europäer beiderlei Geschlechts nach den launenhaften Ukasen der Mode verurtheilt werden.

Ferner ist es charakteristisch, daß die Kleidungsstücke der Indier meist aus baumwollenen Stoffen bestehen und nur bestimmte Farben oder Abtönungen und Schattirungen derselben beliebt sind, daß Gold, und zwar ganz echte, reine Goldfäden, vielfach zur Auszierung der baumwollenen wie der seidenen Stoffe gebraucht wird und sich die Muster dieser Ausschmückungen genau nach den Zwecken richten, für welche jedes Stück bestimmt ist. Dies ist sehr wichtig für den europäischen Fabrikanten; er

*) The Textile Manufactures and the Costumes of the People of India. By J. Forbes Watson, M. A., M. D., Reporter on the Products of India to the Secretary of State for India in Council. (Printed for the India Office.)

muß genau wissen, wie jeder Theil dieser Kleidungsstücke getragen wird, denn die Theile, welche beim Tragen nicht sichtbar werden, bedürfen auch keiner Ausschmückung. Auch vermeidet man die lächerliche Kostspieligkeit von Behängen und Besätzen, die in Europa oft auf Kosten der Bequemlichkeit aus Renommage zur Schau getragen werden.

Die wichtigste Lection für europäische Fabrikanten aus dem Watson'schen Prachtwerke und seinem Kommentare dazu ist die, daß die Indier nur echt gefärbte Gewebe tragen, welche der oft wiederholten Wäsche widerstehen. Der eingeborne Färber und Kattundrucker besitzt ungemeine Geschicklichkeit in Fixirung der Farben. Man darf in Europa nie vergessen, daß die Kleidungsstücke der Hindu's zugleich Leibwäsche sind und sehr oft tüchtig gewaschen werden; Fabrikate, welche deshalb dort Käufer finden sollen, müssen nicht nur echt gefärbt, sondern auch meist weich, fein und fest sein, wie die berühmten Musseline von Dacca. Die indischen Kunden haben viel zu viel Sachkenntniß und feinen Geschmack, als daß sie sich durch die grobe, betrügerische Schwindelei und Appretur der Engländer und sonstiger europäischer Fabrikanten blenden ließen. Den Ansprüchen und dem Geschmacke der gebildeteren Klassen zu genügen, wird nach Watson kaum je den besten Fabrikanten in Europa gelingen; aber sie können die Hunderte von Millionen von den unteren Klassen als Kunden gewinnen, wenn sie die indischen Gewebe eben so solid, aber billiger liefern lernen. Bei aller Macht und Geschicklichkeit unserer Maschinen, bei aller unserer gerühmten Technik und unserem luxuriösen Modegeschmack werden wir wohl kaum je im Stande sein, dem delikaten Geschick der feinen Hände und Finger indischer Spinnerinnen und Weber bei der beinahe poetischen Production feiner und reich dekorirter indischer Gewebe Konkurrenz zu machen. Die echten Musseline von Dacca und die Shawls von Cashmir werden wohl indische Monopole bleiben. Watson hat mit ungeheurer Genauigkeit den Unterschied der besten europäischen und der indischen Musseline studirt und durch lithographische Abbildungen anschaulich gemacht. Das Ergebniß seiner Forschungen ist im Wesentlichen, daß in den Fäden europäischer Gewebe mehr Fasern vorhanden sind wie in indischen, und zwar im Verhältniß wie sieben zu vier, und daß die acht oder neun Fasern in einem Durchmesser von ·000803 und ·000719 in den beiden besten Dacca-Musselinen einen feineren und kleineren Faden geben, als die vierzehn und funfzehn Fasern in einem Durchmesser von ·0006427 und ·000529 in den beiden besten Sorten europäischer Musseline. Eine andere wichtige Thatsache, die Dr. Watson genau ermittelt hat, ist, daß die Zahl der Drehungen, welche jeder Zoll des Musselin-Garns beim Spinnen erhielt, in Europa blos 68·8 und 56·6, dagegen in Indien 110·1 und 80·7 beträgt. Darin liegt zugleich das Geheimniß der viel größeren Dauerhaftigkeit handgesponnener indischer Musseline im Vergleich zu den maschinengesponnenen Europa's. Es ist bekannt genug, daß diese unsere feinen Musseline weder besonders halten, noch weniger wiederholte Wäschen vertragen, während die feinsten Hauche der echten Dacca-Musseline sprüchwörtlich dauerhaft sind und ungeschwächt aus wiederholten Wäschen hervorgehen. Dieses indische Musselin-Garn wird so fein gesponnen, daß besondere günstige Bedingungen des Wetters und der Atmosphäre dazu gehören. Die Hindu-Mädchen können mit ihrem Rade nicht, wie bei uns früher die Bauernmädchen, Abends in die Spinnstube gehen, sondern müssen die thauige Frühe vor Sonnenaufgang zu ihrer Arbeit benutzen. So kann man wohl die Geschichte von dem persischen Gesandten glauben, der bei seiner Rückkehr aus Indien dem Schach einen Turban sechsundsechzig Ellen lang in einer Cocosnußschale von der Größe eines Straußen-Eies mitbrachte, oder die Geschichte von der Kuh, welche ein ungeheures Stück auf dem Grase ausgebreiteten Musselin aufleckte, weil sie es für Thau hielt. Aus diesem Grunde hat auch eine Klasse des Dacca-Musselins den Namen „Shabnam", d. h. Abendthau, erhalten.

Wir wünschten wohl, daß es auch deutschen Fabrikanten vergönnt wäre, ein Exemplar dieses originellsten und großartigsten aller literarischen Erzeugnisse mit Tausenden von gewebten und echt gold- und silbergestickten Seiten, die gedruckten Kommentare und Abbildungen dazu, für ihre textilen Künste zu Rathe zu ziehen. Wie die Exemplare dieses Werkes bis jetzt vertheilt sind, werden sie Schwierigkeiten und Kosten genug haben, um praktische Belehrung daraus zu schöpfen

Kleine literarische Revue.

— **Peter von Cornelius.** Wir wollen einstweilen nur mit wenigen Worten des kurz vor dem Schlusse unseres Blattes ausgegebenen, mit der Nachricht von dem Ableben des großen Meisters zusammentreffenden Werkes über Peter von Cornelius, von Alfred, Freiherrn v. Wolzogen, gedenken.*) Der Verfasser der geschätzten Arbeit über „Schinkel, als Architekt, Maler und Kunst-Philosoph" hat in gleicher Weise, wie die Werke des Baumeisters, von welchem die Steine in Berlin reden, auch die des ersten Malers der deutschen Renaissance im neunzehnten Jahrhundert behandelt, indem er an der Hand der Kritik die Ideen des Meisters entwickelt, seine Kunst uns aufzeigt und sein Jahrhundert charakterisirt. Abweichend jedoch von dem Resultate, zu welchem Hermann Riegel's Werk über „Cornelius den Meister der deutschen Malerei" gelangt, bestreitet Herr v. Wolzogen, daß — wie Riegel sagt — die drei hochverehrten Meister Thorwaldsen, Schinkel und Cornelius im neunzehnten Jahrhundert eine ähnliche Palingenesie der Künste hervorgerufen hätten, wie die Cinquecentisten im sechzehnten; vielmehr bezeichnet er sie als „einsame Idealisten", denen ihre Zeit nicht entgegenkam und die daher eine große, kulturhistorische Mission nicht erfüllen konnten.

— **Weber's Illustrirte Kriegs-Chronik.** Abermals sind drei Lieferungen der von der Verlagshandlung der Leipziger „Illustrirten Zeitung" herausgegebenen Kriegs-Chronik des Jahres 1866 erschienen. Die Lieferungen und Kapitel X und XI sind noch dem Feldzug in Oesterreich gewidmet und schließen mit den vier Abtheilungen: Prag, Tobitschau, Floridsdorf und Preßburg, während mit der Lieferung und dem Kapitel XII das zweite Buch der Kriegs-Chronik beginnt, welches dem Feldzug in Mittel- und Süd-Deutschland gewidmet ist und natürlich das Bildniß des tapfern Vogel von Falkenstein an der Spitze trägt. Zwei österreichische Generale, die Feldmarschall-Lieutenants v. Edelsheim und v. John, zieren die Lieferungen X und XI als charakteristische Brustbilder. Darin ist unter Anderem auch eine Schilderung des sonst wenig bekannten Parteigänger Krieges enthalten, den ein österreichischer Guerilla-Führer, Hauptmann Alfred v. Vivenot (auch als historischer Schriftsteller bekannt)

*) Berlin, Carl Duncker's Verlag.

im Rücken der preußischen Armee, in Böhmen und Mähren, geführt hat. Die Darstellung rührt augenscheinlich von einer österreichischen Feder her, ohne jedoch, wie sonst die militairischen Darstellungen in österreichischen Blättern, allzu übellaunig und preußenfeindlich zu sein. Die Schilderung des mittel- und süddeutschen Feldzuges, von welcher hier die Abtheilungen Langensalza und Kissingen vorliegen, ist möglichst objectiv gehalten, und wiewohl die Fehler, welche seitens der mittelstaatlichen Regierungen und ihrer Feldherren dabei begangen worden, nicht vertuscht sind, hat sich doch der Verfasser von allen Recriminationen fern gehalten. Die „Bilder-Chronik" mit ihren Illustrationen ist wiederum in allen drei Lieferungen sehr reich.

— **Ueber den Wein- und Obstbau im Kreise Grünberg** hat der Geh. Regierungs-Rath Jacobi, Departementsrath für gewerbliche ꝛc. Angelegenheiten bei der Regierung in Liegnitz, in den „Schlesischen Provinzialblättern" einen Aufsatz veröffentlicht, der demnächst als Broschüre auch im Buchhandel erschienen ist.*) Der Aufsatz bezweckt, einmal die arbeits- und einsichtsvolle Betriebsamkeit, welche sich in der Wein- und Obstkultur von Grünberg kundgiebt, zur gebührenden Anerkennung zu bringen, und ferner die schätzbaren Erzeugnisse dieser Industrie gegen das Vourtheil zu wahren, mit dem dieselben sonderbarer Weise noch immer zu kämpfen haben. Die wirthschaftliche Bedeutung dieser nördlichsten aller Weinkulturen wird man aus folgenden statistischen Zahlen anerkennen müssen. Von 61,122 Morgen, welche im Jahre 1864 im preußischen Staate dem Weinbau gewidmet waren, gehörten 5263 dem Kreise Grünberg an. Der Most-Ertrag hiervon stellt sich im Durchschnitt der Jahre 1819 bis 1864 auf ungefähr 20,000 Eimer, und erreichte im Jahre 1846 über 68,600 Eimer. In den Jahren 1855 bis 1864 kamen im Grünberger Weinbezirke beinahe 70,000 Thaler Moststeuer auf. Ein volles Weinjahr, wo der Morgen 10—15 Eimer Most bringt, kann dem Kreise Grünberg eine Einnahme von 6–800,000 Thalern gewähren, und im Durchschnitt ist der Ertrag dieser Weinkultur auf 2 - 300,000 Thaler zu veranschlagen. Gestehen wir, daß wir Alle, die wir dies lesen, zu diesen Summen beigesteuert haben, auch indem wie uns an den Erzeugnissen der Champagne, des Rheingaues, des Garonne-Thales oder des Ungarlandes zu erfreuen glaubten. Neben der zum Glück im Abnehmen begriffenen Abneigung, den Grünberger Wein unter seinem ehrlichen Namen zu trinken, geht merkwürdigerweise eine steigende Anerkennung der Grünberger Speise-Trauben einher, deren Export in den letzten Jahren 500,000 Pfund erreichte. Immer zahlreicher werden die industriellen Unternehmungen, die sich mit der Verwerthung von Erzeugnissen der dortigen Wein- und Obstgärten befassen. Mit Recht aber legt der Verfasser den größten Werth auf die ethische Bedeutung dieser Kultur. Der Grünberger Weinbauer steht in fortwährendem Kampfe mit einem an sich werthlosen, nur durch rastlose Arbeit tragfähig zu machenden Boden, und mit den Härten des Klimas unter dem 52. Grade n. Br. Der Hausvater und seine Angehörigen widmen dem Weingarten jede Mußestunde, und finden in der pflegenden Sorgfalt, welche sie der verheißungsvollen Rebe zuwenden, eine Erholung von den sonstigen Mühen des Tages. Mit der Arbeitsamkeit geht die Freude an dem reinen Naturgenuß Hand in Hand. Die Rebe giebt an Veredlung in reichlichem Maße zurück, was sie von ihren Pflegern empfängt, und gern stimmen wir dem Herrn Verfasser in dem Wunsche bei: Gott segne Grünberg's Reben!

*) Das Schlesische Weinland oder der Wein- und Obstbau im Kreise Grünberg und dessen schlesischer Nachbarschaft. Von L. Jacobi. Breslau, E. Trewendt, 1866.

— **Spanische Reiseblätter von Arthur Stahl.***) Wir haben im vorigen Jahrgange den ersten Theil dieser Touristen-Reise angezeigt. Jetzt liegt uns der zweite vor, den wir mit Interesse gelesen haben. Der Verfasser setzt seine Schilderungen von Sevilla fort und giebt namentlich ausführliche Berichte über die dort befindlichen Meisterwerke Murillo's, den man eben nur in Spanien selbst nach Gebühr schätzen lernen kann. Sevilla bildet einen bezaubernden Rest aus der glänzenden Zeit Spanien's, das, nach dem Verfasser, nirgends ein Land ist, welches auch nur entfernt den modernen Fortschritt repräsentirt. Von Sevilla reiste derselbe nach Cadiz und Gibraltar. Ersteres ist vorwiegend eine Handelsstadt. Der Ruf ihrer Schönheit ist, dem Verfasser zufolge, übertrieben. „Die Bewohner sind gastlich, beweglich, zuvorkommend gegen Fremde, die Gesellschaft ist materiell, brillant, mehr das Vergnügen bezweckend als die geistige Anregung." In Gibraltar, dessen Festungswerke besucht wurden, ist Old England zu Hause. Die Bevölkerung ist ein Gemisch aller möglichen Menschenarten, aber man ißt in der spanischen Fonda à l'anglaise. Die Beaffsteak-Esser nehmen ein Aergerniß daran, wenn sie sehen, daß ein Fremder Fisch mit Messer und Gabel zerlegt. — Sodann wurden Tanger, Malaga (ein schmutziger Ort), Granada (natürlich mit Schilderungen von dem Alhambra, dem Generalife u. s. w.) berührt. Ein guter Witz passirte hier dem Verfasser. Ein französisch sprechender Spanier erzählte ihm viel von den Herrlichkeiten des Palais des Harlequins (Hanswurst-Palast), und verwunderte sich darüber; als er aber hinkam, bemerkte er an den Wappenschilden u. s. w., daß der Spanier einen Palais de Charles-Quint gemeint habe. Ueber Madrid, Zaragoza, Barcellona, dann über die See, Nizza, Genua, Venedig gelangte der Reisende wieder in die Heimat.

— **Die Waldschnepfe.****) In dem schön ausgestatteten Buche liegt uns eines jener „Lebensbilder aus der Thierwelt" vor, welche dem gebildeten Leser, das ganze Wesen und Sein des behandelten Thieres erschöpfend, ein lebensvolles, nicht allein anmuthig anregendes, sondern auch zugleich praktisch nützliches Bild desselben gewähren sollen. Der Verfasser hat seinen schönen, liebenswürdigen und für den Naturhaushalt gleich nützlichen, wie für die Küche willkommenen Vogel mit besonderer Vorliebe behandelt, denn er widmet ihm 151 Seiten gr. 8. Dazu ist das Buch mit einem allerliebsten Titelbilde, die Waldschnepfe mit ihren Jungen darstellend, ausgestattet, und wir bedauern es fast, daß dasselbe nur ein so kleines Publikum — in den Jägern und Jagdliebhabern — besitzt. Ihnen muß es aber dafür auch desto willkommener sein; denn von der naturhistorischen Schilderung bis zu den Jagdarten, Lebensweise und Charakter-Eigenthümlichkeiten bis zum Anhang: die nordamerikanische Waldschnepfe, begegnen wir überall dem gediegenen und gewandten Darsteller, der nicht blos mit Liebe und waidmännischer Begeisterung, sondern auch ebenso mit umfassender Belesenheit aus praktisch-tüchtiger Erfahrung uns das Lebensbild der Waldschnepfe aufrollt. Wir empfehlen das Buch allen Jagdgenossen,

*) Zweiter Band. Leipzig, Otto Wigand. 1866.

**) Ein monographischer Beitrag zur Jagd-Zoologie, von Dr. Julius Hoffmann. Stuttgart, K. Thienemann

ebenso aber auch allen Thier- und Naturfreunden; den Ersteren mit dem zeitgemäßen Waldmannsgruß: „Okuli, da kommen sie!"

K. R.

Literarischer Sprechsaal.

Wir können unseren Lesern die angenehme Nachricht mittheilen, daß die der deutschen Wissenschaft drohende Gefahr, den berühmten Aegyptiologen, Dr. Heinrich Brugsch, seinem Vaterlande für immer entzogen zu sehen, glücklich abgewandt ist. Dem verdienstvollen Gelehrten, der sich im vorigen Jahrzehend, weil sich bei der Berliner Universität die Mittel nicht ausfindig machen ließen, ihn anzustellen, genöthigt sah, gesandtschaftliche und Consulats-Funktionen zuerst in Teheran und dann in Cairo zu übernehmen, wo ihn jedoch eine unüberwindliche Sehnsucht überkam, zu seinem wissenschaftlichen Berufe nach Europa zurückzukehren, zu welchem Zwecke die kaiserliche Regierung von Frankreich ihm eine Anstellung in Paris mit einem Gehalte von 12,000 Fr. anbieten ließ, ist jetzt auf Befehl Sr. Majestät des Königs eine feste wissenschaftliche Stellung in Berlin zugesichert worden. Hoffen wir, daß dem ägyptischen Zweige der Archäologie, dem in den letzten Jahrzehenden so wichtige, monumentale und kulturgeschichtliche Entdeckungen zu verdanken sind, auch noch weitere Concessionen im Ausgaben-Etat des preußischen Unterrichts-Ministeriums gemacht werden. Es genügt nicht, daß wir eine große wissenschaftliche Autorität auf diesem Gebiete, wie Lepsius, allein besitzen; diese Autorität muß nothwendig auch jüngere, rüstige Kräfte zur Seite haben. Daß wir aber in Deutschland dergleichen jüngere, rüstige Kräfte besitzen, beweist die in Leipzig*) erscheinende „Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde", deren Leistungen mehr noch in Frankreich, England und Italien, als in Deutschland selbst, gewürdigt und anerkannt werden, und beweisen die von dem wackeren jungen Aegyptiologen Johannes Dümichen angekündigten, neuen Publicationen über die an historischen Inschriften reichen Tempel-Ruinen von Edfu, wo der deutsche Forscher jahrelang unter den mühseligsten Opfern und Entbehrungen seine wissenschaftlichen Forschungen fortgesetzt hat.**)

In dem kürzlich erschienenen 21. Bande der Gesammtausgabe von Heinrich Heine's sämmtlichen Werken***), in welchem sich leider unter den Briefen an Julius Campe einige befinden, die besser ungedruckt geblieben wären, weil sie weder dem Schreiber, noch seinem Verleger, an den diese krankhaft erregten Aeußerungen des Dichters gerichtet waren, zum Ruhme gereichen, sind auch einige an Ferdinand Lassalle gerichtete Briefe abgedruckt, worin Heine dem Letzteren am 10. Februar 1846 schreibt: „Läge es mir nicht lastend auf der Seele, daß ich Ihnen unverzüglich danken muß für so viel Liebeseifer, so würde ich Ihnen heute noch nicht schreiben, denn ich bin seit drei Wochen leidender als je.... Heut beschränke ich mich darauf, Ihnen zu danken; noch nie hat Jemand so Viel für mich gethan. Auch habe ich noch bei Niemand so viel Passion und Verstandes-Klarheit vereinigt im Handeln gefunden. Wohl haben Sie das Recht — frech zu sein; wie Anderen usurpiren bloß dieses göttliche Recht, dieses himmlische Privilegium. In Vergleichung mit Ihnen, bin ich doch nur eine bescheidene Fliege."

In einem Briefe an Varnhagen von Ense, vom 3. Januar 1846, schreibt Heine über Lassalle: „Mein Freund, Herr Lassalle, der Ihnen diesen Brief bringt, ist ein junger Mann von den ausgezeichneitsten Geistesgaben: mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten Wissen, mit dem größten Scharfsinn, der mir je vorgekommen. Mit der reichsten Begabniß der Darstellung verbindet er eine Energie des Willens und eine Habilité im Handeln, die mich in Erstaunen setzen, und wenn seine Sympathie für mich nicht erlischt, so erwarte ich von ihm den thätigsten Vorschub. Jedenfalls war diese Vereinigung von Wissen und Können, von Talent und Charakter, für mich eine freudige Erscheinung, und Sie, bei Ihrer Vielseitigkeit im Anerkennen, werden gewiß ihr volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Herr Lassalle ist nun einmal ein so ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, die nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch in unserer Zeit hindurchgelungert und hindurchgefaselt. — Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demüthig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten, und waren doch vielleicht glücklicher als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegen gehen. Das tausendjährige Reich der Romantik hat ein Ende, und ich selbst war sein letzter und abgedankter Fabelkönig. Hätte ich nicht die Krone vom Haupte fortgeschmissen und den Kittel angezogen, sie hätten mich richtig geköpft."

Herr Hofrath Julius Petzhold in Dresden reklamirt in einem an uns gerichteten Schreiben vom 4. d. M. gegen eine Bemerkung, die wir bei Gelegenheit der Anzeige seiner Schrift über den von der historischen Kritik längst als durchaus lügenhaft bezeichneten Abenteurer Friedrich von der Trenck (Nr. 6 des Mag.) gemacht. Wir hatten nämlich gesagt, daß der Verf. „die für Sachsen so ernste Sommerzeit des vorigen Jahres" zur Wiederaufwärmung dieser Geschichte von Trenck's Fluchtversuchen aus Magdeburg benutzt habe, wogegen nun Herr Petzhold versichert, daß das Büchelchen bereits vor dem letzten Kriege fertig gewesen, jedoch wegen der inzwischen eingetretenen mißlichen Verhältnisse erst nach dem Kriege versandt worden sei. Wir bedauern, dies nicht früher gewußt zu haben; wenn Herr Petzhold aber jene irrthümliche Bemerkung, mit welcher eine wohlgemeinte Mahnung an den deutschen Patriotismus der sächsischen Partikularisten verbunden war, in seinem Schreiben als eine „Verdächtigung" bezeichnet, so haben wir wohl nicht nöthig, uns gegen einen so ungeziemenden Ausdruck zu verwahren, da unseren Lesern besser, als dem gelehrten Herrn Bibliothekar bekannt ist, daß in diesen Blättern noch niemals eine „Verdächtigung" gegen irgend Jemand ausgesprochen worden.

Von der Jubel-Ausgabe des Stieler'schen Hand-Atlas (1817—1867) sind wieder acht neue Lieferungen (4—11) ausgegeben worden, worin fast jedes Blatt von den Fortschritten Zeugniß giebt, welche die deutsche Kartographie in den letzten Jahren, seit Gründung der geographischen „Mittheilungen" im Jahre 1855, gemacht hat. In den vorliegenden Lieferungen sind es besonders die Südpolar-Karte, die Mond-Karte (bei voller Beleuchtung) und das Capland mit seinen neu emporgewachsenen, republikanischen Nachbarstaaten, die wir der Beachtung empfehlen.

---

*) Hinrichs'sche Buchhandlung.

**) Vgl. den Artikel über die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete des ägyptischen Alterthums in Nr. 41 des „Magazin" von 1866.

***) Hamburg, Hoffmann u. Campe.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] Berlin, den 23. März 1867. [Nº 12.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Mit der nächsten Nummer (13) endet das laufende Quartal dieser Zeitschrift. Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre geneigte Bestellung auf das nächste Quartal möglichst bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden. Die Verlagshandlung.

Literarische Anzeigen.

Neue Erscheinungen der englischen Literatur.

Meredith, G., Vittoria. 3 Vols. Post 8. 31 s. 6 d.

Modern Culture; its true aims and requirements: a series of addresses and arguments on the claims of scientific education, by Proff. Tyndall, Daubeny, Huxley, Paget etc. Edited by Edw. L. Youmans. 8. 8 s. 6 d.

More than a match: a novel. By the Author of „Recommended to mercy." 3 Vols. Post 8. 31 s. 6 d

My sister Dagmar: A tale. By C. A. M. W. 2 Vols. Post 8. 21 s.

Nichols, G. W., The sanctuary: a story of the civil war. Post 8. 7 s. 6 d.

Nina Balatka: The story of a maiden of Prague. 2 Vols. 12. 10 s. 6 d.

Peyton, J. L., The American Crisis; or, pages from the notebook of a state agent during the civil war. 2 vols. 8. 21 s.

Rembrandt. — The life and genius of Rembrandt: the most celebrated of Rembrandt's etchings — thirty photographs taken from the collections in the British Museum and in the possession of Mr. Seymour Haden, with descriptions and a discourse on the life and genius of Rembrandt by Dr. Scheltema. Edited by J. Cundall. 4. 42 s.

Rogers, J., Some account of the life and opinions of a fifth monarchy man. By Ed. Rogers. 4. 10 s.

Scharling, H., Noddebo parsonage: a story of country life in Denmark. 2 Vols. Post 8. 21 s.

Smith, Rev. I. Greg., Faith and philosophy: essays on some tendencies of the day. 8. 7 s. 6 d.

Stretton, H., The clives of Burcot. 3 Vols. Post 8. 31 s. 6 d.

Sullivan, Ed., The conquerors, warriors, and statesmen of India: an historical narrative of the principal events from the invasion of Mahmoud of Ghizni to that of Nadir Shah. With a sketch map of India. 8. 12 s.

Tennent, J. E., The wild elephant, and the method of capturing and taming it in Ceylon. Post 8. 3 s. 6 d.

Tennyson, A., Elaine. Illustrated by G. Doré. Folio. 21 s., 3 £ 3 s., and 5 £ 5 s.

Thomas, A., Played out: a novel. 2 Vols. Post 8. 24 s.

Thompson, S., Swiss scenery. Folio. 42 s.

Three Weeks on the West River of Canton. Compiled from the journals of Rev. Dr. Legge, Dr. Palmer, and Mr. Tsang-Kweihwan. 8. 5 s

Two Marriages. By author of „John Halifax, Gentleman". 2 Vols. Post 8. 21 s

Weld, Ch. R., Florence, the new capital of Italy. Post 8. 12 s. 6 d.

Westropp, H. M., Handbook of archaeology. Egyptian, Greek, Etruscan, Roman. 8. 15 s.

White, W., Emanuel Swedenborg. His life and writings. 2 Vols. 8. 24 s.

Wills, W. G., The love that kills: a novel. 3 Vols. Post 8. 31 s. 6 d.

Wood, Mrs. H., Lady Adelaide's oath. 3 Vols. Post 8. 31 s. 6 d.

Yates, E., The forlorn hope: a novel. 3 Vols. Post 8. 31 s. 6 d. (179)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Zur Geschichte Bayerns und Griechenlands unter Ludwig I. und Otto.

Aus Friedrich Thiersch's Leben.

Wir haben über den ersten Band von Thiersch's Leben, herausgegeben von Heinrich Thiersch, im „Magazin" 1866, Nr. 26 berichtet. Der zweite und letzte Band, der uns jetzt vorliegt, umfaßt den Zeitraum von 1830—1860. Trat in dem ersten Bande Thiersch's Wirken als Gelehrter und Pädagog besonders hervor, so bildet in diesem Bande die Darstellung der griechischen Angelegenheiten, in die Thiersch wider sein Erwarten hineingezogen wurde, der Wirren in Bayern während des Ministeriums Abel, wobei Thiersch als Vorkämpfer für die Freiheit der Wissenschaft und des Glaubens auftrat, und der verhängnißvollen Jahre 1847 und 1848, in welchen er durch seine vermittelnde Thätigkeit und durch die kluge Leitung der studirenden Jugend in München viel dazu beitrug, Bayern vor den Leiden einer Revolution zu bewahren, die Hauptabschnitte, die unser Interesse in Anspruch nehmen.

Thiersch trat im August 1831 seine Reise nach Griechenland an. Er fand Griechenland in dem Zustande der Anarchie, in den es die Verwaltung Kapodistrias' gebracht hatte. Ihm lag es besonders am Herzen, dem Sohne seines Königs, den die drei Schutzmächte zum künftigen Herrscher Griechenlands bestimmt hatten, ehe er den Boden seines neuen Reiches betrete, ein beruhigtes und einiges Land zu bereiten, und es gelang ihm, durch das Vertrauen, das er sich bei den Griechen erwarb, die politischen Parteien zu versöhnen und für ihren künftigen Herrscher zu gewinnen. Seine Bemühungen wurden in München verkannt. Der Bericht, den er am 25. Januar 1832 über den Zustand Griechenlands abstattete, wurde dem König Ludwig vorenthalten, und nach seiner Rückkehr schenkte man seinen Schilderungen und Rathschlägen nicht die gebührende Beachtung. Die Regentschaft, bestehend aus dem Grafen Armansperg, dem General von Heydeck, dem Staatsrath von Maurer und dem Legationsrath von Abel, trug von Anfang an die Uneinigkeit in ihrem Schoße. Armansperg und Maurer waren Männer von gemäßigt konstitutionellen Grundsätzen, indeß Herr von Heydeck zur russischen Partei hinneigte und Herr von Abel, der an Geist und Verstand Bedeutendste, in seinen Ansichten über Verwaltung Stockbayer war. Treffend charakterisirte Miaulis das Verfahren der Regentschaft: „Sie schneiden für unser Vaterland den Rock zu, ohne das Maaß genommen zu haben." Man wollte das Land, in welchem höchst primitive, theils mittelalterliche, theils orientalische Verhältnisse vorwalteten, in eine bayerische Uniform zwängen und einer Organisation unterwerfen, welche aus bayerischen Regierungsblättern der letzten 30 Jahre geschöpft war. Hatte Kapodistrias Griechenland in ein kleines Rußland umschaffen wollen, so gedachte die neue Regentschaft es wie einen neunten Kreis des Königreichs Bayern einzurichten. Es war hart für Thiersch, nichts mehr für sein geliebtes Griechenland thun zu können und dessen Schicksal den Händen derer anvertraut zu sehen, welche bei dem besten Willen nicht wissen konnten, was es zur Heilung seiner Uebel und zur Stillung seiner Leiden brauchte. Vermochte er auch persönlich nicht, auf die griechischen Angelegenheiten einzuwirken, so versuchte er es doch als Schriftsteller durch das Werk: De l'état actuel de la Grèce, welches vorzüglich für die Diplomaten bestimmt war, in deren Händen das Geschick Griechenlands lag. Die Schrift ist vielfach angegriffen worden, besonders von Freunden Kapodistrias' und seines Regierungssystems; die meisten Geschichtswerke über Griechenland enthalten jedoch eine übereinstimmende Bestätigung dessen, was Thiersch zuerst an's Licht gezogen hat.

In Griechenland gab es eine zu Recht bestehende Volksvertretung. Die Nationalversammlung von Nauplia war nicht aufgelöst, sie war nur durch den Präsidenten bis zur Ankunft der Regentschaft vertagt worden. Diese wurde jedoch, trotz der Versprechungen, welche die bayerische Regierung den Griechen gemacht hatte, daß es die erste Sorge der Regentschaft sein würde, die Nationalversammlung zum Empfange des Monarchen zu berufen und mit ihr die endgiltige Staatsverfassung zu vereinbaren, ignorirt, und die Regentschaft stand so auf ungesetzlichem Boden. Sie überhäufte das Land mit Gesetzen und Verordnungen, die weder für das Land, noch für die Bewohner paßten, indeß die großen materiellen Forderungen des Volkes, die Hebung des Ackerbaues, die Anlegung von Straßen und die Belebung des Handels unbeachtet blieben. Die neue Regierung war, mit der Kapodistrianischen verglichen, milde und redlich; doch war dies nicht die Freiheit, für die man gekämpft, nicht die Blüthe, die man gehofft hatte. Als der König Otto die Regierung angetreten hatte, blieb ihm eine Zeit lang Graf Armansperg noch zur Seite als Staatskanzler; nach seiner Vermählung mit der oldenburgischen Prinzessin Amalie übernahm Herr von Rudhart als Ministerpräsident die Leitung der Geschäfte. Rudhart's heilsame Wirksamkeit dauerte nicht ein Jahr. Eine radikale Heilung der Uebel ist auch durch ihn nicht erfolgt. Das System, wonach ein unumschränkter Thron hergestellt werden sollte, hat diesen Thron untergraben. Die Rechte, welche man den Griechen vorenthalten hatte, wurden durch die Revolution vom 15. Septbr. 1843 dem Könige abgenöthigt und dadurch das königliche Ansehen erniedrigt. Was noch Traurigeres am 23. Okt. 1862 geschah, hat Thiersch nicht mehr erlebt, doch ahnte er einen solchen Ausgang.

Nach seiner Rückkehr aus Griechenland lebte Thiersch wieder seinen Studien und seinem Lehrerberufe. Als der treffliche Fürst Ludwig von Oettingen-Wallerstein Minister des Innern und des Cultus geworden war, am 31. Decbr. 1831, erkannte er Thiersch's Bedeutung für das Unterrichtswesen und beauftragte ihn mit der Revision und Verbesserung des sehr in Verfall gerathenen Schulwesens in Rheinbayern. Thiersch wußte sich das Vertrauen nicht blos der Behörden und der Schulmänner, sondern auch der damals sehr revolutionär gesinnten Bevölkerung der Pfalz zu erwerben und gewann bald eine ähnliche Popularität, wie in Griechenland. Mit den Besuchen in der Pfalz verband er Ausflüge nach den angränzenden deutschen Staaten, nach Holland, Frankreich und Belgien, um im Auftrage des Ministers auch hier den Stand des öffentlichen Unterrichts zu beobachten und darüber zu berichten. Er hat die Ergebnisse seiner Reise in einem Werke: Ueber den Zustand des öffentlichen Unterrichtes in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien (3 Bände, 1838), mitgetheilt und durch seine freimüthige Darlegung mannigfacher Uebelstände vielfaches Mißvergnügen und lebhaften Widerspruch sich zugezogen. Das Werk ist eine Schutzschrift für die ideale Bildung überhaupt im Gegensatze zu der materiellen Richtung der Zeit. Kurz vorher (1837) fällt die Streitschrift zur Vertheidigung der deutschen Hochschulen gegen Diesterweg's Vorwurf, daß die Professoren die Schuld der politischen und sittlichen Verirrungen der Studirenden trügen, und dessen Vorschlag, die Universitäten

in eine Art von Seminaren zu verwandeln; gegen Jarcke, der die Abhilfe nur in der kirchlichen Einheit sah, und gegen einige ungenannte Staatsminister, die als Radicalmittel die Ablösung der philosophischen Facultät von der Hochschule, ihre Verbindung mit dem Gymnasium und die Umwandlung der anderen Fakultäten in Spezialschulen vorschlugen.

Den Bestrebungen der Regierungen, auf dem religiösen und politischen Gebiete die absolute Gewalt zu kräftigen und die freieren Regungen zu unterdrücken, trat Thiersch in Zeitblättern und in eigenen Schriften entgegen. Die unseligen Zustände, die das Ministerium Abel über Bayern brachte, regten ihn zu einer Opposition an, in der er bei aller Mäßigung mannhaft das politische Recht und die religiöse Freiheit des Volkes vertrat. Was ihn am Schmerzlichsten berührte, war die Veränderung, die der Minister auf dem Gebiete des Unterrichts und der Wissenschaft vornahm. Thiersch klagte in einem Briefe an Döderlein, vom 31. Dezember 1841: „Wir stehen bald wieder da, wo wir vor 30 Jahren gewesen sind." Einen Trost für die unerfreuliche Gegenwart und eine Hoffnung für die Zukunft fand Thiersch in dem Verkehr mit dem Kronprinzen Maximilian. Er lenkte die Aufmerksamkeit und das Vertrauen des trefflichen Prinzen auf Männer von gediegener Bildung und von unabhängiger Gesinnung; er suchte in ihm die Achtung für die Rechte und die begründeten Wünsche des Volkes und den Sinn für gesetzliche Schirmung der Freiheit zu wecken und zu erhalten und ihm das Gefahrvolle und Verwerfliche eines entgegengesetzten Strebens zum Bewußtsein zu bringen.

Das Ministerium Abel trat ab, weil es, den Einfluß, den die berüchtigte Lola Montez auf den König Ludwig übte, mißbilligend, sich weigerte, die Unterschrift zu der Urkunde, die der Fremden das Indigenat und den Titel einer Gräfin von Landsfeld zusprach, zu ertheilen. „Es war — bemerkt bei dieser Gelegenheit unser Verfasser — eine bittere Erfahrung, die der König Ludwig Abel und der Partei, die er vertrat, bereitete, und aus dieser Erfahrung dürften sich Männer ähnlicher Gesinnung und ähnlicher Tendenzen eine Lehre ziehen. Wenn man in der Absicht, kirchliche Institutionen durch königliche Macht zu festigen, den Fürsten die Lehre des Absolutismus einprägt, so arbeitet man für andere Zwecke, nicht für die Sache der Religion. Hat das süße Gift seine Wirkung gethan, so kann leicht ein Moment eintreten, wo sich der halsstarrig gewordene Wille mit Einem Male auch gegen die bis dahin begünstigte Partei und die von ihr vertretenen Interessen wendet; sie fällt dann selbst in die Grube, die sie Anderen gegraben hat. Ist den Fürsten erst beigebracht, sie dürften vermöge ihrer Machtfülle über die Rechte ihrer Unterthanen wegschreiten, so kann es um so eher dahin kommen, daß sie sich über das Sittengesetz selbst wegsetzen. Lernen sie nicht, in den besonderen geschichtlich begründeten Gesetzen einen höheren Willen ehren, so wird die Willkür sich schließlich auch gegen die ewigen Gebote Gottes wenden. Wer wird dann die religiösen und sittlichen Einrichtungen mit Nachdruck vertreten können? Jene schwerlich, die in dem Fürsten den Wahn, als sei er an Gesetze nicht gebunden, genährt haben. Diese Versuchung liegt ja ohnehin den Königen so nahe. So richtete einst ein wohlmeinender Fürst im Vertrauen die Frage an Thiersch, ob denn die Monarchen, die ja eine so außergewöhnliche Stellung einnehmen, nicht auch in Hinsicht auf das Moralgesetz eine Ausnahme bilden? Thiersch antwortete in sinniger und würdiger Weise: Als König Philippus von Macedonien dem Aristoteles auftrug, den jungen Alexander in der Mathematik zu unterrichten, und wünschte, daß dies nicht auf dem gewöhnlichen mühsamen Wege geschehe, erwiederte der Philosoph: In der Mathematik, o König, giebt es keine königliche Heerstraße."

Unter dem neuen Ministerium Maurer, das Abel's Anhänger rücksichtslos verfolgte, hatte die Universität München am Meisten zu leiden. Sie ward von einem ähnlichen Schlage betroffen, wie vor zehn Jahren die Universität Göttingen. Wie dort die Sieben dem Willen eines despotischen Königs zum Opfer fielen, so hier sechs Professoren und drei Docenten den Launen einer den König und die Minister bestimmenden unwürdigen Persönlichkeit. Schon am 20. November 1847 ward das neue Ministerium aufgelöst und Fürst Wallerstein trat wieder ein. In dieser verhängnißvollen Zeit ward Thiersch zum Rektor der Universität gewählt. Die Studenten-Unruhen, hervorgerufen durch die Gunst, die Lola Montez der ihr huldigenden Verbindung der Allemannen schenkte, erkannte Thiersch in ihren Beweggründen als berechtigt, und er wußte durch seinen persönlichen Einfluß den Strom in den Schranken der Ordnung zu erhalten. Indem er die Jugend mäßigte und ihrem Auftreten den gesetzlichen Charakter zu wahren wußte, leistete er dem Vaterlande, wie dem Könige einen wesentlichen Dienst. Der König selbst warf keinen Haß auf Thiersch. Es war eine seiner letzten Regierungs-Handlungen, daß er ihn, am 19. Februar 1848, zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften ernannte. Am 20. März legte König Ludwig die Regierung nieder; Maximilian II. trat an seine Stelle, und Thiersch hatte das Glück, einen großen Theil der schönen Hoffnungen, die er auf den neuen Herrscher gesetzt hatte, in Erfüllung gehen zu sehen.

An der deutschen Politik nahm Thiersch den lebhaftesten Antheil. Er sah mit tiefem Bedauern, wie die Reichsverfassung von preußischer Seite abgelehnt wurde, und wünschte, 1850, Preußens Unions-Entwurf möchte zu Stande kommen, nicht weil er an sich das Beste wäre, aber damit doch etwas Gedeihliches aus dem großen Kampfe hervorginge, nicht die einfache Rückkehr zum Bundestage. Wir glauben daher um so mehr, daß Thiersch die Wendung, die die deutschen Angelegenheiten in der Gegenwart genommen, als ein glückliches Ereigniß begrüßt, nicht aber, wie sein Biograph, die Auflösung des Bundestages als ein Unglück betrachtet haben würde. — Noch einmal bereiste Thiersch, im Jahre 1852, Griechenland. Er sah Athen wieder, das er nicht mehr, wie im Jahre 1831, als einen Trümmerhaufen, sondern als aufblühende europäische Stadt wiederfand. Die unverwüstliche Lebenskraft der griechischen Nation, an der er nie gezweifelt, hatte sich auch unter ungünstigen politischen Verhältnissen bewährt; nur war die gesammte Verwaltung seit der Vertreibung der Deutschen aus dem Staatsdienste mehr und mehr entartet. — Am 18. Juni 1856 feierte Thiersch sein Doctor-Jubiläum, und er hatte noch die Freude, die Säcularfeier der Münchener Akademie der Wissenschaften, am 28. März 1859, zu erleben. Die Festrede, die er entworfen hatte, zu halten, fühlte er sich jedoch nicht stark genug. Er starb am 25. Februar 1860.

„Friedrich Thiersch war ein in seltenem Maße harmonisch ausgerüsteter Mann. Drei Eigenschaften, die sonst gewöhnlich nur getrennt erscheinen, fand man in ihm vereinigt: griechische Idealität, römische Charakterstärke und christliche Milde. Sein ganzes Leben war getragen von Begeisterung für das Ideale; für das Niedrige hatte er keinen Sinn. Für die Güter der wahren Bildung, sie zu gewinnen, sie zu verbreiten, war ihm keine Anstrengung zu groß. Es fehlte ihm nicht an poetischem Sinn, nicht an Verständniß für die Philosophie der Alten, doch überwiegend war seine Begabung für die Beredsamkeit. Sein

Sinn für das Schöne war nicht die gefährliche Bewunderung der Form ohne Rücksicht auf Inhalt und höhere Weihe; er bewunderte das Schöne als Ausdruck des Guten und sittlich Erhabenen. An der Weisheit Plato's und der Seelengröße der Stoiker stärkte er seinen Charakter. In öffentlichen Angelegenheiten zeigte er eine Willenskraft und eine Entschlossenheit in der Durchführung dessen, was er für recht und heilsam erkannte, wie ein altrömischer Staatsmann. In Griechenland, in Deutschland trat er mehr als Einmal mit Heldenmuth und für die gerechte Sache auf. Mehrere Könige haben ihn hochgeschätzt, doch hat ihm keiner eine bleibende Stellung in seiner Nähe angewiesen, und auch dies gereicht ihm zur Ehre; denn der Grund war: man kannte die Unabhängigkeit seiner Gesinnung und die Unbestechlichkeit seiner Ueberzeugungen. Ruhm und Anerkennung suchte er nie auf anderem Wege, als auf dem der Pflichterfüllung und des wahren Verdienstes. So erworbenen Ruhm schätzte er hoch, und daß er hierauf Werth legte, leugnete er nicht. Sein Vertrauen und sein Wohlwollen, besonders für die heranwachsende Jugend, war unverwüstlich. Im schönsten Lichte zeigte sich sein Gemüth überall, wo es galt, Frieden zu stiften. Nicht mit Unrecht haben ihn deshalb die Griechen Irenäos genannt."

E. M.

Nationalitäts- und Sprachverhältnisse in Deutsch-Luxemburg.

Von der Gränze.

Geehrter Herr Redacteur! In den Nummern 35 von 1866 und 7 und 8 von 1867 Ihres geschätzten „Magazin" finden sich Bemerkungen und Aufsätze über die Stellung des Deutschthums in Luxemburg, die einiger Erläuterungen und Zusätze bedürfen, welche ich, der ich lange Zeit in Luxemburg gelebt und mit dem Großherzogthum in fortdauernder Verbindung bin, in Nachstehendem geben will:

Nach Jahrhunderten einer losen Verbindung, nicht mit Deutschland, sondern mit dem heiligen römischen Reich deutscher Nation überfluthete die große Revolution das Herzogthum Luxemburg, nahm mit sehr vielem Schlechten und Ueberlebten einzelnes Gute fort und legte den Grund zu heilsamen Institutionen und materiellem Aufschwung der Bevölkerungen. Durch die Verträge von 1815 wieder den nun selbständigen Niederlanden zugetheilt, lernte es in der nun beginnenden Periode von Deutschland wenig mehr kennen, als die reactionären Einflüsse des Bundestages, der in seiner Schwäche nicht einmal die Zerreißung des Landes durch die belgische Revolution verhindern konnte und eine preußische Garnison, mit der die Masse der Bevölkerung wegen der Verschiedenheit ihrer sozialen und religiösen Anschauungen nun einmal nicht harmoniren kann. Die deutschen Gränzgebiete an Saar und Mosel wurden nun, allen politischen und militairischen Rücksichten entgegen, zuerst mit Frankreich, viel später erst mit dem inneren Deutschland durch Eisenbahnen verbunden. So wurden die Handelsverbindungen mit den ohnedies näheren französischen Städten neu befestigt und erweitert und den Gränzbewohnern das Gefühl der Wehrlosigkeit gegen Frankreich um so tiefer eingeprägt.

Der deutsche Bund, der früher den französischen Rheinschifffahrts-Commissar aus militairischen Gründen veranlaßt hatte, seinen Wohnsitz aus der Bundesfestung Mainz nach Mannheim zu verlegen, und auf dessen Betreiben der französische Konsul für das Großherzogthum nicht in der Stadt, sondern in dem Dorfe Eich, ½ Stunde von L. residirt, erhob keinen Einspruch, als der französischen Ostbahn der Betrieb auf der Linie Thionville-Luxemburg-Diekirch, dann auch für die Strecke Luxemburg-Wasserbillig (preuß. Gränze) verpachtet wurde und ein zahlreiches, fast ausschließlich französisches Bau- und Betriebs-Personal, worunter viele alte Militairs, jenen Gründen zum Trotz, ihren Aufenthaltsort in L. nahmen. Dieser letztere Umstand öffnete dem französischen Elemente Thür und Thor, und es ist nicht zu verkennen, daß seit dieser Zeit Sprachkenntnisse und gute Aussprache des Französischen bedeutende Fortschritte gemacht haben, und auch das Land von den Bahnhöfen aus in ähnlicher Weise beeinflußt wird.

Betrachten wir den Zustand des Landes, so erblicken wir ein durch Ackerbau und Forstkultur, Berg- und Hüttenwesen blühendes Gränzgebiet, welches auf allen Seiten ausgiebige Absatzgebiete hat, nach denen vier Eisenbahnlinien führen. Seine reichen Erzlager an der französischen Gränze machen es der Eisen-Industrie des benachbarten Auslandes schwer entbehrlich; die Gewerbefreiheit hat einen sehr verbreiteten Wohlstand hervorrufen helfen. Sein Militairbudget ist unbedeutend, weil es, wie die Schweiz, in der gegenseitigen Eifersucht seiner Nachbarn einen sichereren Schutz seiner Existenz sieht, als in einer Aushebung nach drückenden Prozentsätzen. Sein souveraines Münzrecht übt es bescheidener Weise nur in Kupfer aus (2½, 5 und 10 Centimesstücke), indem es die Prägung der Silber- und Goldmünzen, an denen der Staat nichts profitiren kann, seinen Nachbarstaaten überläßt und sich im Verkehr preußischen, belgischen und französischen Geldes bedient. Auch an den höheren Gewerbeschulen (E. Centrale und E. Polytechnique, Paris) und Universitäten der Nachbarländer (Nancy, Lüttich, Heidelberg) studirt seine Jugend, ohne daß der Staat zu deren Unterhaltungskosten beiträge.

So lebt diese Gränzbevölkerung ihr kosmopolitisches Dasein, sich an Wenigem genügen lassend, in glücklicher Harmlosigkeit hin und findet diesen Zustand nicht nur bequem, sondern auch haltbar. Dies darf nicht befremden, wenn man die Pietät betrachtet, mit der auch in anderen deutschen Kleinstaaten Mißbräuche conservirt werden, und wenn man beherzigt, daß Luxemburg allerdings durch seine staatliche Unabhängigkeit ein Eisenbahnnetz und andere Vortheile erlangt hat, die ihm, als einer entlegenen Provinz eines der Nachbarstaaten, nie bescheert worden wären. Zahlreiche Familien-Verbindungen nach Frankreich und namentlich nach Belgien, wo alle zwischen 1830 und 1839 geborenen Luxemburger eo ipso das Indigenat haben, sichern den augenblicklichen Verhältnissen die dauernde Sympathie der jetzigen Generation. Sogar die preußische Garnison wird von der ultramontanen Zeitung „Luxemburger Wort", wie sie sagt, „jeder andern vorgezogen", unter andern auch, weil dieselbe durch Fortifikations-Bauten und Gehälter jährlich eine halbe Million Thaler in die Stadt bringt, deren durchgängiger Wohlstand in der Handwerkerklasse großentheils darauf basirt. So das Volk.

Was die Regierung betrifft, so hatte der König-Großherzog es freilich nur der preußischen Besatzung zu danken, daß ihm Stadt und Festung Luxemburg nebst dem ersten Kilometer-Rayon erhalten wurden, während das ganze Land 1830—1839 faktisch unter belgischer Herrschaft stand und daß er demnächst die Deutsch redende Osthälfte der Provinz wiedererhielt. In Anbetracht dessen aber, daß Dankbarkeit, namentlich in der Politik, eine seltene Tugend ist, und daß Holland fürchten mußte, die isolirte, weit entfernte und sprachlich jetzt ganz deutsche Provinz durch den seit der Gründung des Zollvereins stärkeren Einfluß der

deutschen Nachbargebiete seinen Händen ganz entwunden zu sehen, darf es wohl nicht Wunder nehmen, wenn unter dem absoluten Regiment einzelne Maßregeln von dieser Besorgniß zeugen, die aber wiederum reichlich compensirt wurden durch die Berufung Hassenpflug's, der durch sein rücksichtsloses Germanisiren sogar eine sprachliche Opposition wachrief. Seit eine im Jahre 1848 hergestellte bloße Personal-Union mit Holland den jeweiligen Staatsminister zum wirklichen Souverain gemacht hat und mit verstärkter Eifersucht über die Wahrung der Souverainetätsrechte gewacht, auch die Lösung aller an Deutschland fesselnden Bande, mit Ausnahme des vortheilhaften Zollvereins, angestrebt wird, seit dieser Zeit ist ein Rückschlag eingetreten und die Pflege des Deutschen wird sichtlich vernachlässigt. Der materielle Aufschwung der letzten Dezennien, der sich dem Lande von Frankreich und Belgien her mittheilte, bedingte mit der Pflege der Beziehungen zu diesen Ländern auch ein erweitertes Studium des Französischen und muß es als in der Billigkeit liegend betrachtet werden, daß beide Sprachen auch als Unterrichtssprachen gebraucht werden, um den jungen Leuten die zu ihrem Fortkommen nöthige Sicherheit im Französischen zu gewähren.

Diesen nach meiner Ansicht „berechtigten Eigenthümlichkeiten" gesellen sich manche unberechtigte zu. Dies ist zunächst ein ungemessener Dünkel, der fast jedes Individuum dieser Bevölkerung, die lange eine Sonderexistenz geführt und dadurch den Maßstab verloren hat, ähnlich wie in anderen kleinen Gemeinwesen, zu der Ueberzeugung führt, daß ihre Stadt und ihr Land einer der Brennpunkte europäischer Civilisation seien. Es entsteht hieraus ein exclusives Autochthonenthum, das sich den eingewanderten deutschen Kaufleuten gegenüber ebenso mißtrauisch und abwehrend verhält, wie zur Garnison. Die Bewohner Luxemburgs halten sich gern für eine besondere Nationalität und ihre Sprache für einen ganz isolirt dastehenden Dialekt, was für Jeden, der die Eifeler Dialekte und deren allmähliche Veränderung von Köln an bis zur französischen Gränze kennt, eine Absurdität ist. Ihre Sprache beweist vielmehr in Allem, daß sie ein in der Entwickelung stehen gebliebener deutscher Dialekt ist, indem sich hier noch manche alte Bedeutung der Worte und die alten Namen der jetzt französirten Städte erhalten haben. So sagt man z. B. noch für: ein leerer Sack — ein eitler Sack und man hört stets die Städtenamen Lützelburg, Arel, Nanzig, Diedenhofen, Pareis — für Luxemburg, Arlon, Nancy, Thionville, Paris. Die offiziell stets behauptete Gleichberechtigung der beiden Sprachen wird zum Nachtheil des Deutschen von Seiten des jetzigen Régimes nicht geachtet. Vor Allem versteht der jetzige Staatsminister kein Wort Deutsch, und unter den Justizbeamten ist dasselbe so wenig eingebürgert, daß die Assisen deshalb abgeschafft sind, weil die Geschworenen nun einmal kein Französisch verstehen und angeblich dadurch (!) keine allgemein verständliche Sprache besteht. Die Schilder mit den Ortsnamen auf den Eisenbahn-Stationen sind ausschließlich, die vor Post und anderen Bureaux fast überall französisch; die Werthe auf den Briefmarken und Münzen, sowie die anderen Inschriften sind ebenfalls nur in letzterer Sprache, obwohl man an der Schweiz ein Beispiel hat, wie man simultane Abkürzungen und Ausdrücke selbst für drei Sprachen auffinden kann.

Nach allem hier Gesagten stehen wir also einem Gränzvölkchen gegenüber, das, wie andere in seiner Lage, deren Vortheile ohne die Nachtheile zu erreichen strebt. Die lange Isolirung hat dasselbe uns, seinen alten Landsleuten, entfremdet und ihre Sympathien, zum größten Theil durch die Ungunst von Verhältnissen, deren wir nicht Herr werden konnten oder wollten, nach Süden und Westen geleitet, wie ja auch Belgien das Land ist, für welches sich die ganze Bevölkerung so gut wie einstimmig erklären würde, wenn ihre jetzige Unabhängigkeit nicht mehr aufrecht zu erhalten wäre.

Nachdem der große Krieg von 1866 unter vielen wichtigen Errungenschaften auch die Festung Mainz in Preußens Hände gegeben hat, in welcher es nunmehr einen zuverlässigen Stützpunkt für seine Operationen auf dem linken Rheinufer besitzt, können wir über die Luxemburger Frage um so unbefangener sprechen, als jetzt sogar das Aufgeben des Besatzungsrechtes preußischerseits wenige Bedenken mehr hat, sobald man ein passendes Aequivalent dafür erlangt. Denjenigen aber, die für das Deutsche in Luxemburg agitiren, muß man zu bedenken geben, daß der jetzige Zeitpunkt nicht opportun ist und seit dem Aufhören des deutschen Bundes kein berechtigtes Organ zu gesetzlichem Sprachschutz mehr existirt. Freilich duldete dieser ähnliche Unregelmäßigkeiten in Böhmen, Mähren und Wälschtyrol, im Hinweis worauf Holland allen Reklamationen leicht hätte begegnen können, um so mehr, als die Alliirten 1814 Schutz beider Sprachen versprochen hatten. Luxemburg darf durchaus nicht als ein früher deutsches und uns dann widerrechtlich entfremdetes Sprachgebiet angesehen werden, sondern es ist eine Bevölkerung mit besonderem Dialekt, bei der sich Französisch und Hochdeutsch allmählich in dem Maße einbürgern, als die Bewohner mit den Nachbarländern in Berührung kommen. Deutsche Kaufleute, die die Gründung des Zollvereins miterlebt, wo noch wenig junge Leute einen deutschen Geschäftsbrief zu schreiben wußten, constatiren mit Genugthuung einen totalen Umschwung seit dieser Zeit, und behaupten, daß mit der Kenntniß des Französischen auch die Uebung und der Gebrauch des Deutschen zugenommen habe und keineswegs von Ersterem überholt worden sei.

Indem wir dieses den Pessimisten zum Troste sagen, sprechen wir die Hoffnung und die bestimmte Erwartung aus, daß es der Vortrefflichkeit unserer kommerziellen und in Zukunft auch unserer bürgerlichen Institutionen gelingen möge, diese in ihrem Kern echt deutsche aber verbildete Gränzbevölkerung neu an Deutschland zu ketten, das bisher Versäumte nachzuholen und so einen tüchtigen Volksstamm von französischer Routine zu deutscher Kultur herüberzuführen.

Frankreich.

Adel und Volk in Frankreich, England und Deutschland.

Aus einer von dem berühmtesten französischen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts aufgeworfenen Frage nimmt ein jetzt lebender Gelehrter derselben Nation, Herr Alfred Maury, Veranlassung, eine vergleichende Rückschau auf die Gestaltung der Adels-Verhältnisse in Frankreich und England anzustellen, aus welcher wir das Nachstehende um so lieber mittheilen, als außer dem Interesse, welches die Nebeneinanderstellung der Hauptmomente in der Geschichte des Adels jener beiden wichtigen Kulturvölker in Anspruch nimmt, darin eine anregende Gelegenheit geboten wird, interessante Vergleichungspunkte mit dem Entwickelungsgang des deutschen Adels aufzustellen.

Voltaire frägt nämlich: Nachdem Frankreich und England lange Zeit nach denselben Prinzipien (oder vielmehr ohne jedes

Princip) und gleichem Usus reglert worden sind — woher kommt es, daß schließlich diese beiden Regierungen einander so unähnlich geworden sind, wie etwa das Kaiserthum Marocco und die Republik Venedig?

Maury findet die erste Ursache jener Verschiedenheit in der territorialen Gestalt beider Länder: In England ein durch die See ringsum begränztes Gebiet; keine jener ausgedehnten Lehnsherrschaften, welche den continentalen Adel so mächtig machten; keine Gebiets-Eroberungen zur Vergrößerung fürstlicher Macht. Der König hatte zwar Anfangs mit den großen Landherren, wie mit den Provinzen zu kämpfen, aber schließlich erreichte er, daß seine Autorität allgemein anerkannt wurde. Während in Frankreich das Verhältniß der Vasallen zum König, welcher früher ihresgleichen war, ein loses und unsicheres blieb, so hatte jenseits des Kanals die Eroberung des Normannen-Herzogs eine starke Oberherrschaft, ein vollständiges Vasallenthum geschaffen. Wilhelm der Eroberer wußte, wie es in Frankreich zuging, konnte also wenig geneigt sein, seinen Thron von der Macht großer souveräner Landheeren abhängig zu machen. Darum bestimmte er, daß alle Belehnungen von ihm ausgingen, daß alles Land ihm gehöre, so daß er, der König, der alleinige, der wirkliche Landesherr sei. Die englischen Barone konnten mitbin nie zu kleinen Souveränen werden. Sie besaßen u. A. kein Münzrecht, während dasselbe von den französischen Landherren bis zur Zeit Ludwigs des Heiligen unbeschränkt, von da ab mit Beschränkungen bis in's sechszehnte Jahrhundert ausgeübt wurde. Ebenso wenig hatte der englische Adel das Recht der Privat-Fehde, d. h. des Kriegführens unter einander und ohne königliche Erlaubniß. Dieses Recht war aber dem französischen Adel förmlich zuerkannt; Philipp der Schöne beschränkte es nur dahin, daß die Privatfehden ruhen mußten, so lange der König Krieg führte.

Was die Sitten und die Lebensweise der französischen und der englischen Barone des dreizehnten Jahrhunderts betrifft, so ist darin kaum ein Unterschied zu gewahren. Mathieu Paris, ihr gelehrter Zeitgenosse, findet sie in unruhigem, unbotmäßigem Sinn, in Gewaltthätigkeit und übermüthigen Ansprüchen vollkommen gleich. Der wesentliche Unterschied machte sich erst später, und immer stärker, bemerkbar. In England geboten die Barone einzeln nicht über eine Macht, welche der des Königs die Spitze bieten konnte; sie waren daher in Nothfällen auf eine möglichst große Vereinigung ihrer Standesgenossen angewiesen und — da, wegen der Verschiedenheit der Interessen, dem Könige immer ein Theil des Adels zugewandt blieb — mußte zur Verstärkung jener Vereinigung das Volk, d. h. die freien Bauern (freeholders) und die Bürger der Städte, herbeigezogen werden. Daher kam es, nicht allein, daß das Volk an den Rechten der dem Könige abgedrungenen magna charta Theil nahm, sondern daß es sich gewöhnte, in dem Adel nicht sowohl einen Gegner, als einen Verbündeten im Kampfe wider die Unterdrückung zu erblicken.

In Frankreich wurde die Isolirung der Barone, anfänglich ein Zeichen unabhängigen Sinnes, in der Folge eine Ursache ihrer Schwäche. Es gab dort nicht jenen conservativen Geist, jenen alles politische Bestreben beherrschenden Gedanken eines großen freien Gemeinwesens, welcher sich jenseits des Kanals entwickelte und die Schutzwehr der gesammten Volksrechte werden sollte. Das Capetingische Königthum konnte seine Feinde einzeln angreifen und Einen nach dem Andern überwinden, das anglonormannische Königthum fand die seinigen zu gemeinsamem Widerstande vereinigt. Die französischen Barone fühlten sich stark genug, um der Gemeinen entbehren zu können, welche sie als Hörige betrachteten; gewährten sie ihnen Freiheiten, so mein'ten sie damit nur um so mehr das Prinzip ihrer Oberherrlichkeit festgestellt zu haben. Diese „franchises" standen aber zu den englischen „rights" etwa in demselben Verhältniß wie die Communen in beiden Ländern zu deren Adel. Gegenüber der Vereinzelung in Frankreich finden wir also in England bei dem Adel unter sich, wie zwischen ihm und den Communen, einen Trieb zur Gemeinsamkeit, die Neigung, sich einander zu nähern, sich zu verbünden und in Ansprüchen gegenseitig nachzugeben. Während dieses Verhältniß nun auf der einen Seite dem dritten Stande einen größeren Einfluß gewährte und früher eine regelmäßige Vertretung der Gemeinden herbeiführte, sicherte es andererseits das Eigenthum der Barone in seinen verschiedenen Gestaltungen; die zweifelhaften wie die auf Zeit verliehenen Rechte erhielten, wie die Pflichten der Hörigen, nach und nach immer stärkere Garantien. Die wachsenden Ansprüche machten sich in gemeinschaftlichen Forderungen geltend, und hieraus erwuchsen allmählich die Vorrechte des Parlaments.

Man sieht, wie bei gleichen Ausgangspunkten die Wege des französischen und des englischen Adels verschieden werden. Im Jahre 1240 wurden von Ludwig dem Heiligen, im Jahre 1264 von Simon v. Leicester etliche Abgeordnete der Städte zu den Versammlungen berufen, in denen über die Landes-Interessen berathen wurde. Die Feudal-Aristokratie hatte damals — und das darf nicht verkannt werden — noch allein die Macht, Einsicht und Unabhängigkeit, um die Ausübung der königlichen Gewalt controliren zu können. Was jene Abgeordneten der Communen dabei zu thun hatten, war fast nicht mehr, als was durch das zufällige Bedürfniß des Augenblicks hervorgerufen war: es beschränkte sich auf die Bewilligung von Abgaben, im Uebrigen hatten sie nur eine berathende Stimme, von welcher sie auch nur selten Gebrauch machten; nichtsdestoweniger wird in England das Präcedens besser festgestellt und ist von größerer Bedeutung als in Frankreich. Auch ward die Constitution Leicester's von den Nachfolgern Heinrich's III. respektirt. In Frankreich — und dies, die Trennung zwischen Adel und Volk, ist der charakteristische Zug in der französischen Geschichte — haben die Barone wie die Communen ihre Versammlungen, bei denen sie Freiheiten und Rechte beanspruchen, aber das Volk nimmt keinen Theil an den Adelsversammlungen und der Adel zieht sich, wie dies bei der Ständeberufung Johann's des Guten geschah, von dem Volke zurück. Die Folge davon war, daß Beide, Adel und Volk, ihre gute Sache verdarben, dieses durch Uebertreibung, jener durch Anmaßung. Den Baronen mangelte die politische Einsicht, den Communen die Consequenz, Beiden der Sinn für ein großes freies Gemeinwesen. Die Grandseigneurs bekümmerten sich ausschließlich um ihre Feudal-Interessen, die Städte lediglich um Steuern und Local-Angelegenheiten, und wenn hin und wieder aus ihren beiderseitigen Beschlüssen ein dem Schutz der öffentlichen Freiheiten nützliches Gesetz hervorgeht, so wird dasselbe durch die Gleichgültigkeit der Nation für die Gegenwart wirkungslos, für die Zukunft kraftlos. Der Adel, welcher sich seit der Ständeversammlung von 1356 mißmuthig vom dritten Stande zurückgezogen hat, tritt später mit seinen, der Allgemeinheit des Gesetzes feindlichen Ansprüchen auf und insbesondere der Vertreterin desselben, der Magistratur, entgegen. Bekannt ist des Erbadels hochmüthige Verachtung der „Robe", ebenso wie die Abneigung und Geringschätzung, welche er bis zu seiner Demüthigung durch Richelieu gegen den inzwischen erstarkten und fortgeschrittenen dritten Stand hegte.

Fehlten nun dergestalt in Frankreich so viele Elemente zur Einigung des Adels unter sich und mit dem Volke, so trat derselben noch ein weiterer Grund entgegen.

In Frankreich wollte sich Niemand zu dem niederen Adel zählen lassen; „Gentilhommerie" war ein Ausdruck der Geringschätzung; alle Adligen hielten sich für hochadlig (nobles), zwischen ihnen und dem Volke gab es kein Mittelglied. Eine Unzahl von anspruchsvollen Edelleuten verlangte die erheblichsten Vorrechte vor dem übrigen Volke; indem sie sich solchergestalt von diesem absonderten, zogen sie sich dessen Haß und Mißgunst zu. So war es vor Jahrhunderten und so ist es bis in die neueste Zeit hinein gewesen. In England dagegen standen zwischen dem Volk und den großen Baronen, den Pairs, welche nach urgermanischem Brauch den Rath des Königs bilden, die kleinen Edelleute, die Ritter in den Grafschaften, welche die Communen vertraten, d. i. der niedere Adel, die „gentry", welche in Frankreich unbekannt war. Die reichen Barone sind die älteren, die Ritter (knights) die jüngeren Söhne einer großen Familie, in welcher die Ungleichheit des Ranges doch nicht die Gemeinschaftlichkeit des Ursprungs, noch das Bewußtsein derselben aufhob. So bildet die „gentry", deren Mitglieder oft den Spitzen des hohen Adels entsprossen sind, indem sie sich an das Bürgerthum, über welchem sie steht, anlehnt, für beide Klassen ein so natürliches und bindendes Mittelglied, daß dieselben nie zu völlig getrennten Kasten mit feindlichen Sonder-Interessen werden können. Außerdem ist die Zahl der Hochadligen nicht groß; sie glauben sich nicht zu übermäßigen Ansprüchen berechtigt und die Achtung, welche sie für die Rechte Anderer haben, bewahrt sie vor der Mißgunst und dem Haß, welche die Grandseigneurs in Frankreich auf sich zogen. Streng genommen besteht der hohe Adel in England nur aus den Mitgliedern des Oberhauses, weil deren Söhne im Hause der Gemeinen sitzen dürfen. Hieraus folgt, daß die bürgerlichen Klassen Mitglieder der aristokratischen Familien zu Leitern und Vertretern wählen, sowie daß die gesammte Nation (?) und zwar mit Talent und Geschicklichkeit, in einem konsequenten, traditionellen und gemäßigten Geiste vertreten wird.

Die dem niederen Adel eingeräumte Stellung kam dem Grundeigenthum zugute, indem dasselbe nun mit schützenden Rechten umgeben ward; die Copyholders, die Yeomen (Lehnguts-Besitzer, Freibauern) sahen ihre Rechte als Grundlagen der Landesfreiheiten anerkannt, die Städte hatten ihre Privilegien, kurz die ganze Nation schritt auf der Bahn gesetzlicher Unabhängigkeit voran.

In Frankreich gab es auch einen „hohen Rath des Königs", welcher aus Pairs gebildet war und die oberstrichterliche Gewalt hatte. Was wurde aber daraus? Mit der Zeit gaben die Großen, welche diesen Rath bildeten, theils aus Gleichgiltigkeit, theils aus Unfähigkeit ihr Vorrecht in die Hände des Königs zurück, und von der Eigenschaft eines obersten Richters blieb ihnen zuletzt nichts übrig als der Titel. Damit verschwand der politische Charakter dieses höchsten Gerichtshofes; er wurde zu einem bloßen königlichen Tribunal ohne Verbindung mit Adel und Volk.

In England bestand neben dem Hause der Lords, gleichsam als Appendix desselben, zwar abhängig, doch unterschieden von ihm, das hohe Gericht des Kanzleihofes (court of chancery), von welchem an das Oberhaus appellirt wurde. Es hat also unter den anfänglich komplizirten Attributen des Oberhauses, nicht wie es in Frankreich geschah, das juristische Element das politische verdrängt, sondern umgekehrt das letztere sich jenes untergeordnet, dergestalt daß — Dank dem zähen Festhalten der Engländer an der Ueberlieferung — der von dem Parlament der Nation abhängige höchste Gerichtshof nicht das Organ der königlichen Willensmeinung, sondern der Ausdruck der nationalen Ideen geworden und geblieben ist.

Was man in Frankreich das Parlament nannte, reduzirte sich auf einen einfachen Gerichtshof, nicht vergleichbar mit dem, was in England der Keim zur späteren allgemeinen Volksvertretung wurde. Die Autorität jenes sogenannten Parlaments sank um so mehr, als es nicht mit dem Character einer für das ganze Reich giltigen Institution bekleidet war. Denn anstatt Eines Parlaments gab es deren eins für jede der großen Provinzen; von 1302 bis herab auf 1713 haben nach und neben einander zwölf besondere Parlamente bestanden. Was die Einheit groß und kräftig gemacht haben würde, wurde durch die Vielheit zur Unbedeutenheit herabgedrückt und so sanken denn auch jene sogenannten Parlamente mit der Zeit zu gewöhnlichen Apellations-Gerichten herab.

Unter den Ursachen der glücklicheren politischen Zustände England's ist bereits der konservative Geist hervorgehoben worden, welcher dort so gewissenhaft über die Erhaltung der Reichstitel aller Freiheiten und allgemeinen wie besonderen Rechte wacht, während in Frankreich die Tradition nicht geachtet wird. In England, dem Lande der Tradition, wird nicht experimentirt, noch gemaßregelt wie in Frankreich, sondern Usus und Herkommen werden konsolidirt, zum Gesetze erhoben. So wurde z. B. noch in neuerer Zeit, als Georg III. durch seine Geistes-Krankheit unfähig zum Regieren ward, nicht etwa, wie das in Frankreich unfehlbar geschehen sein würde, eine Regentschaft votirt, sondern nachgeforscht, welches Verfahren früher in ähnlichen Fällen beobachtet worden war, und in der That fand man auch, wenn auch auf viertehalb Jahrhunderte zurückgegriffen werden mußte, die erforderlichen Präcedentien. In Frankreich wurden i. J. 1788, als die Etats généraux einberufen werden sollten und man eine Form dafür suchte, vergeblich die Archive durchwühlt und der Scharfsinn der Geschichtsforscher aufgeboten: man blieb an dem Bedenken hängen, welche unter vier verschiedenen, von 1483 bis 1576 angewandten Formen zu wählen sei und — verordnete schließlich eine neue.

Wenn man heutzutage in Frankreich neue Pairs zu kreiren hätte, so würde schwerlich Jemand daran denken, mehr als Eine Art zu schaffen: im englischen Oberhause sitzen Pairs von sechs verschiedenen, im Verlauf der Geschichte entstandenen Kategorien, ungerechnet die 11 weiblichen Pairs, von denen die älteste ihr Patent aus dem Jahre 1264 datirt. Das bunte Allerlei der gesetzlichen Institutionen und ungleichen Rechte wird nur allmählich durch das stetige Wirken eines höheren Rechtssinnes geklärt und ausgeglichen. In Eigenthumsfragen gilt die Verschiedenheit als Prinzip; in der Praxis bemüht man sich wohl, übereinstimmende Regeln zu finden, allein man opfert erworbene Rechte nicht jenem Fanatismus des Regularismus, welcher zwar Frankreich groß gemacht hat, aber auch seine schwache Seite bildet.

Dem niederen Adel in England, der gentry, insbesondere gebührt die Ehre, den Geist der Anhänglichkeit an das Herkommen, der Mäßigung und des Rechtssinnes bewahrt zu haben, welcher ihm die Achtung des Volks und dadurch die Zusammengehörigkeit mit demselben sicherte. Niemals strebte dort der Adel dahin, sich von den allgemeinen Lasten frei zu machen, auch war das Eigenthum stets unzertrennlich vom Rang. Daraus folgte einestheils, daß der Genuß politischer Vorrechte nicht, wie in Frankreich, das Bewußtsein der Gleichheit verletzte, und an-

derntheils, daß bei dem Adel niemals der auffallende Kontrast zwischen seinen Ansprüchen und den Mitteln sie geltend zu machen, — ein Kontrast, welcher in Frankreich, wie in anderen kontinentalen Staaten die Geltung des Land-Adels so sehr beeinträchtigte — hervortrat. Der englische Adel ist immer reich gewesen; die Eine bekannte Ausnahme des Herzogs von Bedford, welcher unter Eduard IV. wegen Armuth seines Ranges entkleidet wurde, bestätigt nur diese Regel. Die Pairswürde ist, trotz des radikalen Lärmens, in England hochgeachtet, und Vergehen gegen dieselbe werden streng geahndet. Vor Gericht brauchen die Pairs nur in Kriminalfällen einen Eid zu leisten; sie werden nur von ihresgleichen gerichtet und dürfen in Civilklagen nicht mit persönlicher Haft belegt werden. Während vermöge der Achtung, welcher er genoß, der Adel die Demagogie im Zaume hielt, verhinderte seine Verbindung mit dem Volk die Könige, die Nation mittelst Aufgebots stehender Heere zu unterdrücken.

Wie stand es dagegen in Frankreich? Der Adel isolirt, egoistisch, sich von den Communen trennend und auf seine Privilegien zurückziehend, zuletzt von dem Königthum an Macht, vom Volke in der Bildung überholt; die Gemeinden ihrerseits, von dem Adel verlassen und sich ohne Ueberlegung und Consequenz in gewaltsamen und erfolglosen Auflehnungs-Versuchen erschöpfend; endlich das Königthum, jenen verhängnißvollen Zwiespalt und dessen Folgen eifrig und mit Geschick benutzend. Daher war es auch nicht der Adel, sondern das Königthum, welches in diesem Kampfe siegte — zu seinem und Frankreichs Unglück; bis späterhin das Volk seine Rechte zurück eroberte. Als der Adel, welcher sich nur stark unter schwachen Königen, aber schwach unter starken Königen gezeigt hatte, allmählich zur Besinnung kam, war es zu spät, denn das Königthum hatte ihm bereits den Vorsprung abgewonnen.

Daß es in England ganz anders herging, lag neben den oben berührten Umständen auch mit an dem Verhalten des Klerus. Die angelsächsische Geistlichkeit besaß von jeher einen regen Drang nach Unabhängigkeit. Waren auch ihre Vereinigungen und Convocationen niemals von erheblichem Einfluß auf den Gang der englischen Geschichte, so stärkte sich doch in ihnen der national-unabhängige Geist, welcher es verschmähte, sich Rom und seinem Papste zu Füßen zu legen. Darum fand auch Heinrich's VIII. Reform einen so geringen Widerstand bei dem englischen Klerus, dessen Macht — bei dem Mangel reicher Einkünfte ohnehin sehr beschränkt — durch den Protestantismus gänzlich zerstört ward.

In Frankreich hat der Protestantismus den Klerus nicht zu besiegen vermocht, im Gegentheil hat dieser den Protestantismus niedergeworfen und damit eine Macht beseitigt, deren sich der Adel als eine wichtige Stütze bedient hatte. König und Geistlichkeit sind aus diesem Kampfe mit verstärkter Macht hervorgegangen.

In Deutschland hatte der Adel noch mehr Einfluß und Macht als in Frankreich; der Klerus, obwohl ihm in beiden nur wenig nachstehend, vermochte doch der vereinten Kraft des Adels und der nach religiöser Unabhängigkeit verlangenden öffentlichen Meinung nicht zu widerstehen; schließlich errang der Protestantismus im Verein mit dem Adel (den Fürsten) den Sieg. Schon während des großen Interregnums, von 1250 bis 1273, sagten sich Adel und Städte von der Autorität des Kaisers los. Das Ende der Hohenstaufischen Dynastie ist eine Zeit anarchischer Verwirrung, innerhalb welcher aber Republiken, freie Städte auf Grund königlicher Freibriefe entstehen, die bald nachher mit dem Adel gemeine Sache wider die Könige machen. Schon die Herrscher aus dem Fränkischen Hause hatten, um gegen den hohen Adel eine Stütze an den Bürgerschaften zu gewinnen, die Vermehrung der freien Städte begünstigt. Als im Jahre 1438 das Haus Oesterreich die kaiserliche Gewalt an sich riß, fehlte derselben die Macht. Der dreißigjährige Krieg war der letzte Versuch, und zwar ein erfolgloser, die kaiserliche Autorität in deutschen Landen herzustellen; das Band der Vasallenschaft war auf immer zerrissen, der Adel hatte schließlich das Königthum überwunden.

So sehen wir nun — schließt der Verfasser — als Ergebniß dieser gesammten Bewegung: in Frankreich die Begründung einer absoluten Monarchie, einen von dieser gedemüthigten, allerdings auch anmaßenden, jedoch für seine Verachtung des Volkes durch den Verlust der politischen Macht mit Recht bestraften, zum Hofdienst herabgekommenen Adel; in England, als Folge und Lohn eines beharrlichen und weisen Verhaltens, eine constitutionelle Monarchie, einen geachteten und patriotischen Adel. Und in Deutschland?

Hier tritt der Adel auf, angelehnt, ja sich anklammernd an das alte Stände-Gebäude, das ja nur noch in Bruchstücken vorhanden ist, die immer mehr Boden verlieren und im Absterben begriffene Kräfte sind. Fußend auf Reliquien des ehemaligen Ständewesens und seinen Privilegien, führt der deutsche Adel jenen Kampf gegen die moderne Gesellschaft, der an den des Ritters von der traurigen Gestalt lebhaft erinnert.

Und nun werfe man einen Blick auf den Gegner, welchen der deutsche Adel zu bekämpfen sucht. Dieser Gegner ist der gesammte Liberalismus, der auf der breiten Basis des Bürgerthums ruht. Man erkennt, der Kampf ist ein ungleicher; das Mißverhältniß der Kräfte des Adels im Vergleich zu denen des Bürgerstandes ist zu auffallend und dazu die Tactik des Erstern noch so ungeschickt, so einseitig und kurzsichtig, daß sie den Gegnern in die Hände arbeitet. Wenn der Tod und die Zeit die alten Kämpen des Adels lichten, so ist das zu bedauern. Man denkt dabei an jenen französischen Feldherrn im italiänischen Kriege von 1859, der um Alles in der Welt nicht haben wollte, daß seine Leute auf die österreichischen Officiere schießen sollten, weil diese ja lebendig durch ihre bornirte Tactik dem Feinde mehr nützten, als wenn eine Kugel ihrer Wirksamkeit ein Ziel gesetzt.

Es ist eine Kurzsichtigkeit, wenn die Radikalen behaupten, die moderne Gesellschaft bedürfe keiner Aristokratie; es ist aber andererseits eine noch größere Kurzsichtigkeit, wenn die Aristokratie in der Gestalt des heutigen Adels die moderne Gesellschaft bis zur Vernichtung zu bekämpfen sucht, anstatt ihre Interessen in die Hand zu nehmen und zu leiten. Die Aristokratie im wahren Sinne des Worts besitzt Vorzüge, welche ihr stets die größere Wahrscheinlichkeit der Führerschaft garantiren. Die moderne Gesellschaft, als deren sociale Bestandtheile im Wesentlichen der Mittelstand angesehen werden muß, d. h. die gelehrten und industriellen Klassen, sowie ein großer Theil des Arbeiterstandes — die moderne Gesellschaft bedarf der Führerschaft noch in derselben Weise wie vor Jahrhunderten: denn unter den industriellen und arbeitenden Klassen herrscht Egoismus und vorwiegend Materialismus und unter den gelehrten Klassen das kritische Raisonnement — folglich im Allgemeinen große Zerfahrenheit. Es ist wahr, der moderne Bildungsgang hat an die Stelle der vornehmen Bildung Einzelner die vermehrte Tüchtigkeit Vieler gesetzt, und Niemand wird die Fortschritte leugnen wollen, welche das Bürgerthum in den letzten funfzig Jahren gemacht hat. Aber mit Recht sagt Gustav Freytag:

„Die Tüchtigkeit, welche das Volk in Erwerb und Verkehr entwickelt, ist zu selten verbunden mit sicherem Selbstgefühl, ja auch selten mit der festbegründeten, unabhängigen Stellung, deren eine politische Kraft bedarf. Zu häufig ist das Schwanken zwischen unzufriedenem Trotz und übergroßer Fügsamkeit; hoch steigt die Begehrlichkeit, zu klein ist der Opfermuth. Ueberall hat der Wohlstand zugenommen, aber nicht in demselben Maße das Verständniß für die höchsten Angelegenheiten der Nation oder selbst der Gemeinde."

Wo daher der Adel, statt sich an seine ständischen Privilegien zu klammern, vorurtheilsfrei und in richtiger Erkenntniß der faktischen Verhältnisse sich auf die Basis des allgemeinen Staatsbürgerthums und die Höhe der heutigen Bildung gestellt hat — da sind ihm die Zügel wie von selbst in die Hände gekommen. Aber dies ist ein Standpunkt, von dem der deutsche Adel im Allgemeinen leider keine Idee hat. y

---

Schweden.

Gustav III. und der Reichstag von 1789.*)

Ein Bericht über den Reichstag von 1789 gleicht in Wahrheit mehr einem an spannenden Situationen und außerordentlichen Effekten reichen Drama als einem Stücke trockener und ernster Geschichte. Es ist ein Kampf zwischen Volksfreiheit und Despotismus, unter den eigenthümlichen Verhältnissen, daß die Aristokratie hier die Freiheit vertheidigt, während das eigentliche Volk, oder besser gesagt, dessen Vertreter dem Despoten helfen, die Freiheit zu untergraben. In diesem Umstande, in dieser Rollen-Verwechslung liegt die Erklärung dafür, daß in demselben Jahre, in welchem die Freiheit durch die französische Revolution den großen endgültigen Sieg errang, sie bei uns der verlierende Theil war. Der Adel hatte nicht mehr, wie in der Freiheitszeit und noch auf dem Reichstage von 1786 die übrigen Stände hinter sich; er war vollkommen isolirt. Ein gefährlicher, verhängnißvoller Mißgriff hatte die ganze Nation auf des Königs Seite hinüber getrieben und der Verdacht der Theilhaftigkeit am Complott mit dem Feinde lastete schwer auf Schuldigen und Unschuldigen. Mit Meisterschaft benutzte der König die Isolirung des Adels und wandte rücksichtslos Mittel, der Florentinischen Staatsmänner würdig, an, seine Zwecke zu erreichen. Schlag auf Schlag folgte ein Staatsstreich dem andern, eine Gewaltmaßregel auf die andere. Die Führer der Adelspartei wurden verhaftet, ein neues Grundgesetz ohne Zustimmung des Adels für angenommen erklärt, wenn auch, zur Wahrung des Scheins, nur auf unbestimmte Zeit.

In diesem ungleichen Kampfe können wir, ungeachtet vieler und großer Fehler, unsere Sympathieen, unsere Bewunderung jener Anzahl unerschrockener Männer nicht entziehen, welche, bis zum letzten Augenblicke dem Despotismus die Spitze bietend, noch groß sind in ihrem Fall. Das Ritterhaus war zu dieser Zeit ein wirres Ganzes, in welchem wilde und rohe Kräfte gährten; die Reichstags-Annalen haben von Auftritten zu erzählen, welche sich in stürmischer Heftigkeit mit den berüchtigten polnischen Reichstagen messen können. Aber es gab überlegene Geister, welche diese wilden Elemente zu bezwingen und zu beherrschen vermochten. Da war zuerst, alle Anderen um Kopfeslänge überragend, Fredrik Axel Fersen's Römergestalt. Die Staatsumwälzung von 1772 und die seitdem veränderte Lage der Dinge waren nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben, und das früher so stolze Haupt der „Hutpartei", welches mit Adolf Fredrik um den Scepter wetteiferte, war nun in der Schule der Erfahrung ein weiser und gemäßigter Staatsmann geworden, der sich vortrefflich zur Vermittlung zwischen den streitenden Parteien geeignet hätte, wenn eine Vermittlung möglich oder auch nur gewünscht worden wäre. Zu gleicher Zeit unerschrocken, ruhig und Hofmann, trat er mit einer Würde auf, welche nicht nur seinem Stande, sondern selbst dem Könige imponirte, welcher, nach eigner Aeußerung, in ihm mehr einen Rivalen als einen Unterthan sah. Bis zu welchem Grade Fersen sich und seine Standesgenossen beherrschte, leuchtet am besten ein durch die berühmte Scene am 17. Febeuar, als, nach der königlichen Strafrede und der schimpflichen Verweisung aus dem Saale, der Adel sich fest entschlossen zeigte, zu bleiben; mit einem einzigen Worte vermochte er es, sie umzustimmen und er selbst war der Erste, welcher den Saal verließ. Gemeinschaftlich mit de Frietzky und einer zahlreichen Schaar von Männern zweiten und dritten Ranges kämpfte er unablässig gegen die stets sich wiederholenden Versuche, das freie Beschließungsrecht zu unterdrücken, und nur durch willkürliche Verhaftung gelang es dem Despotismus, diese furchtlosen Stimmen zum Schweigen zu bringen.

Die drei anderen Stände spielten während dieses Streites um die theuersten Rechte der Nation eine erbärmliche Rolle. Allerdings erhoben sich auch hier einzelne Stimmen, aber sie waren schwach und wurden nicht unterstützt. Die ganze übrige Masse war ein Werkzeug in den Händen einiger geschickter Ränkeschmiede, welche sie zur Disposition des Königs hielten; für Privilegien verkauften die einzelnen Stände des Volkes Freiheit; mit Standesprivilegien kaufte Gustav III. 1789 die Alleinherrschaft.

Und Gustav selbst? Tham schildert ihn in ruhiger, aller Einseitigkeit fremder Darstellung, als ein an Hülfsmitteln unerschöpfliches Genie, unerschrocken bis zur Verwegenheit, im entscheidenden Augenblicke zu einer imponirenden Kraft sich erhebend; zugleich aber als einen der rücksichtslosesten Staatsmänner, welche jemals Machiavell's Lehren zum Muster gehabt. Diese Behauptung zu beweisen, könnten Thatsachen in Menge angeführt werden. Wir nehmen aus der Menge nur eine.

Als er im Reichssaale am 17. Febeuar nach Entfernung des Adels zu den anderen Ständen sprach, betheuerte er bei Allem, was ihm heilig, daß er nicht im Entferntesten den Gedanken an Alleinherrschaft hege. Und doch lag in demselben Augenblicke in seinem Arbeitszimmer ein Papier, welches den Entwurf einer „Vereinigungs- und Sicherheitsakte" enthielt (förenings-och säkerhetsakt) und welches er noch am Nachmittage desselben Tages seinem Vertrauten, dem Bischof Wallqvist, zeigte. Schon zwei Tage später war der Staatsstreich geschehen.

Tham's Werk zeichnet sich durch sorgfältiges Quellen-Studium und ruhig prüfende vorurtheilslose Unbefangenheit aus, so daß wir uns seiner Führung ganz anvertrauen können auf diesem schlüpfrigen Felde. Mit Sehnsucht sehen wir der Fortsetzung und dem Schluß dieses spannenden Reichstags-Drama entgegen.

---

*) Konung Gustav III. och Rikets Ständer vid 1789 års riksdag. Efter tryckta och otryckta källor af Wilh. Tham. Stockholm, 1866.

England.

Der Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit der Frauen in Manchester.

Nach dem Vorgange von London und Dublin hat sich nun auch in Manchester ein Verein aus Männern und Frauen gebildet, der, wie es in seinen Statuten heißt, sich die Aufgabe gestellt hat, „die Einführung der Frauen in für sie passende Berufszweige und Beschäftigungen zu befördern und zu erleichtern.“

Die Bildung eines derartigen Vereins in Manchester, der Metropole der Fabrikthätigkeit, ist ein Ereigniß, welches von großer Tragweite für die Lösung der so vielfach diskutirten Arbeitsfrage der Frauen ist, indem die dortigen Verhältnisse so recht geeignet sind, mannigfache Versuche anzustellen, sich mit dortigen Fabrikbesitzern in Verbindung zu setzen und zu constatiren, welche der angestrebten Neuerungen in der Praxis ausführbar sein dürften, welche man als nicht durchführbar aufgeben muß.

Der Verein in Manchester hat beschlossen, seine Wirksamkeit vorzugsweise nach zwei Seiten zu entfalten: er wird erstens die Ausmittelung sich eignender Gewerbe für Frauen in die Hand nehmen und deren Einführung darin zu fördern suchen, und zweitens eine Vermittelung zwischen Arbeitnehmerinnen und Arbeitgebern durch ein Nachweisungs-Büreau bewerkstelligen.

Nach den bereits durch den Londoner Verein gemachten Erfahrungen, hat es sich nicht als praktisch erwiesen, den jungen Mädchen die Unterweisung in den verschiedenen Gewerben, für welche sie sich entschieden, in besonderen Schulen ertheilen zu lassen, einmal, weil die Anzahl der für Frauen sich eignenden Gewerbe zu groß ist, um die für die gründliche Erlernung jedes einzelnen nöthigen Anstalten treffen zu können, dann aber auch weil es schwer hält, Gewerbetreibende zu finden, die sich willig zeigen, in einer solchen Schule zu unterrichten, während viele bereit sind, in ihrem eigenen Etablissement die gewünschte Anleitung zu geben. Außerdem fällt noch der Umstand in's Gewicht, daß die jungen Mädchen in dem Hause, wo sie gelernt haben, auch später gewöhnlich dauernde Beschäftigung erhalten. Der Verein in Manchester wird nun auch die Ausmittelung solcher Lehrgelegenheiten für Mädchen der mittleren und höheren Stände bedacht sein und zugleich einen Theil seiner Mittel dazu verwenden, um für Waisen oder Töchter von Wittwen das Lehrgeld ganz oder theilweise zu bezahlen.

Bei der Vermittelung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmerinnen wird der Verein bemüht sein, die Besitzer von Fabriken, welche Arbeiterinnen aus den niederen Klassen beschäftigen, zu vermögen, Frauen aus den besseren Ständen als Aufseherinnen und in ähnlichen Aemtern anzustellen. Die sich hieraus ergebenden Resultate dürften höchst interessant und nicht nur für England, sondern auch für Deutschland von maßgebenden Folgen sein. Im Uebrigen hat sich während der kurzen Zeit, daß der Verein in Manchester sein Nachweisungs-Büreau eröffnet, bereits die Wahrnehmung herausgestellt, daß die Zahl der Arbeitgeber die der Arbeitsuchenden übersteigt, während in London das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Eine innige Wechselbeziehung beider Vereine wird also hier ein nach beiden Seiten befriedigendes Gleichgewicht herbeiführen. Schon dieser Eine Umstand lehrt deutlich, wie ersprießlich es für die gute Sache ist, wenn sich in recht vielen Orten Köpfe und Herzen finden, bereit sich durch ein das gemeinschaftliche Ziel verfolgendes Streben zu ergänzen und zu unterstützen. Deutschland kann auch in dieser Beziehung von England eine Lehre empfangen. Gerade weil jede Stadt eigenartige, nur vom Mittelpunkte derselben zu übersehende Verhältnisse besitzt, wäre es nothwendig, daß sich in jeder als Gliedee einer Kette ein Zweigverein bildete, der die Erfahrungen des Berliner Vereins benutzend, seine eigenen Einrichtungen träfe und sich mit und durch denselben ergänzte und förderte.

Ein Schriftchen über den Thau.

Vor Kurzem ist in England eine Schrift neu herausgegeben worden, welche um ein halbes Säculum zurückreicht in der Geschichte der physikalischen Wissenschaften und doch noch lebenskräftig ist. Wir meinen W. Ch. Wells: An Essay on Dew, and several Appearances connected with it.*)

Wells war ein Londoner Arzt und publizirte 1818 in diesem Essay die richtige Theorie des Thaues und damit ein sehr gutes Beispiel der experimentalen Methode und der echt induktiven Denkweise. Ist der Thau eine Ausdünstung der Erde oder ist er ein feiner Regen vom Himmel? fragte man vor ihm. Keines von beiden, antwortete die Erfahrung, denn er bildet sich am reichlichsten in den klarsten Nächten und reichlicher auf einem an den vier Ecken auf niedrigen Stützen ruhenden Brette als auf der Erde unter demselben. Sie zeigte, und das Thermometer bestimmte dann näher, daß mit der reichlichsten Thaubildung die stärkste Temperatur-Erniedrigung eintrat. In klaree Nacht im Grase sank das Thermometer um 8° C. tiefer als vier Fuß über dem Boden aufgehängt; Wolken im Zenith brachten es alsbald zum Steigen &c.; darum ist der Thau ein Ergebniß der Abkühlung durch Strahlung, nämlich Wasserdampf aus der Atmosphäre durch Körper an ihrer Oberfläche kondensirt, welche durch Strahlung abgekühlt worden sind; die stärkste Ausstrahlung erzeugt den reichlichsten Thau.

Die Erklärung ist richtig und hat durch alle Fortschritte der letzten 50 Jahre nicht wesentlich verbessert werden können, obwohl das ganze Gebiet der Wärmelehre einer neuen beherrschenden Theorie unterworfen worden ist.

Wells war bereits krank, als er seine Untersuchungen beendete und seine Schrift war seine letzte Arbeit; aber obwohl ihr Gegenstand scheinbar klein ist, wird sie seinen Namen auf die Nachwelt bringen.

Die neue Ausgabe ist durch zweckmäßige Noten noch mehr dem Standpunkt der Gegenwart nahe gerückt, und der Anhang enthält Mittheilungen von neueren Untersuchungen über Sonnenstrahlung und terrestrische Strahlung, über die Wirkung des Wasserdampfes auf strahlende Wärme und das Spektrum des Wasserdampfes. Daß wir des Werkchens aber hier gedenken, wird die Betrachtung rechtfertigen, daß ein 50jähriges Jubiläum in dem Gebiete nicht so häufig ist, dem es angehört, und daß es gerecht ist, eines Mannes in Ehren zu gedenken, dem der Tod die Gelegenheit zu weiterer Bethätigung seines induktiven Geistes dahinnahm. W.

*) With Annotations by Casella, and an Appendix by Strachan. London, Longmans, 1866. (Berlin, Asher.)

Littauen.

Eine ethnographische Skizze aus Samogitien.

Einer der merkwürdigsten Völkerstämme Europa's sind die Littauer. Auf eine kleine Landfläche, welche sie wesentlich noch heute bewohnen, beschränkt, tauchen sie in der Geschichte erst im 13. Jahrhundert als die wilden Stammverwandten der alten Preußen in ihren blutigen Kämpfen und Raubzügen nach den Deutsch-Ordensländern und Masovien auf. Obschon in ihrer Heimat von den Ordensrittern schwer bedrängt, dehnen sie dennoch gleichzeitig ihre Macht bis zu den Karpathen, dem Asowschen Meer und Smolensk aus und brechen die Macht der Tataren. Durch ihren hinterlistigen, aber kühnen und verschlagenen Großfürsten Jagello zugleich dem Christenthume zugeführt und mit Polen vereinigt, verlieren sie rasch alle politische Bedeutung, und indem sich ihr Adel vollständig polonisirt, versinkt die Masse des Stammes in dasselbe Elend der Leibeigenschaft, welches in dem ganzen polnischen Reiche geherrscht hat. Dieses plötzliche Aufflammen der Volkskraft und ihr ebenso schnelles Verlöschen hat etwas Räthselhaftes, welches den Völker-Psychologen zum Nachdenken anreizt. Eine Literatur haben die Littauer in ihren Stammsitzen nicht hervorgebracht; nur in Ostpreußen, wo in einer Mischung von Altpreußen und Einwanderern das littauische Element das maßgebende geworden ist, hat der Prediger Donaleites in dieser Sprache Dichtwerke von großem Werthe geschaffen.

Das Littauische wird in zwei Mundarten gesprochen, welche in Preußen der Niemen scheidet, während in Russisch-Littauen eine Verlängerung dieser Linie die Gränze derselben bildet. Südlich davon wird die Mundart littauisch im engeren Sinne, nördlich samogitisch, szamaitiska Kalba (niedere Sprache), oder niederlittauisch genannt. Die Landschaft, in welcher dasselbe auf russischem Boden herrscht, heißt deshalb Schamaiten oder Samogitien und fällt ungefähr mit dem Gouvernement Kauen zusammen. Es gab eine Zeit, in welcher auch in diesem zwischen die deutschen Provinzen Kurland und Ostpreußen getriebene Keil deutsche Kultur wirksam war; wir meinen weniger die kurze Zeit, in welcher der deutsche Orden hier die Herrschaft übte, bis zur Schlacht bei Tannenberg, als die längere, in welcher es auch dort einen deutschen Bürgerstand in den Städten gab. Seit dem 17. Jahrhundert verhallte aber auch dort, wie in dem größten Theile Polens das deutsche Wort. Die wenigen ländlichen Ansiedelungen von Deutschen stammen aus späterer Zeit. Wesentlich wird jetzt in Samogitien neben dem Littauischen nur noch Polnisch und Jüdisch-Deutsch gesprochen.

In der „Baltischen Monatsschrift“ von 1866 wurden die Träger dieser Sprachen nach den neuesten Beobachtungen geschildert. Der Littauer Bauer, eben erst durch den Kaiser mit der Freiheit und mit einem kleinen Grundstück, welches er bisher von seinem betreffenden Grundherrn in Nießbrauch gehabt hatte, beschenkt, weiß sich danach in seine neue Lage noch nicht zu finden. „Fürs Erste überwältigt ihn der Gedanke vollständig, keinen Herrn mehr über sich zu haben. Daß er aber statt dem Herrn, jetzt dem Gesetz unterthänig ist, hat er noch nicht recht gefaßt, und so taumelt er vorläufig zwischen gewohnter Demuth und bäuerischer Insolenz hin und her, weil er die Gränzen seiner neuen Ansprüche noch nicht finden kann.“ „Der große Einfluß des Katholizismus auf seine Anhänger zeigt sich, wie überall, so auch hier. Den Diener der Kirche umgiebt in den Augen der Littauer ein Nimbus, der es nie wagen läßt, sein Lehren und Handeln einer Prüfung zu unterwerfen. Unendliche Indolenz ist ein Hauptzug des Volkscharakters. Der Littauer schreitet langsam und ruhig mitten über ein keimendes Saatfeld, um einen kleinen Umweg zu ersparen; seine Heerde überläßt er gern dem eigenen Freiheitssinn, unbekümmert um den Schaden, den die Thiere anrichten. Warum auch nicht? Haben's doch Väter und Vorväter nicht anders gehalten und ist ihnen doch Brod genug aufgewachsen, und er arbeitet just wie's die Väter thaten, wirthschaftet auch ohne sich umzusehen, wie's besser sein könnte, und läßt so ziemlich Alles gehen, wie's eben geht.“ „Die Littauer stehlen gern, mit Schlauheit und Umsicht, und können Alles brauchen, was ihr Auge erschaut. Sehr umfassend wird jedes Zugeständniß aufgefaßt, nach der Maxime: Giebst du den kleinen Finger, so greife ich nach der Hand. Wenn der Littauer etwas schenkt, bittet er sich regelmäßig etwas dagegen aus, und die Gegenbitte übersteigt gewöhnlich weit den Werth des Geschenkten. Seine Kinder sieht er so ziemlich wie die Blumen des Feldes an, die ungekleidet und ungewaschen doch so herrlich blühen. Winter und Sommer verändern in deren Kleidung nichts; im Hemdchen, mit bloßen Füßen laufen sie im Winter umher, unglaublich abgehärtet.“

Die Gränze von Kurland, wo lutherische Letten die Masse der Landbevölkerung bilden, ist keine natürliche, jetzt auch keine politische, sondern nur eine der Verwaltung. Es ist daher begreiflich, daß viele Leute dieses Stammes nach Samogitien herüber ziehen. Unser Beobachter findet, daß sich diese „scharf und zum großen Theil vortheilhaft gegen die Littauer abzeichnen, wenn auch beide Nationen manches gemein haben.“ Die wohlhabenderen Letten pachten polnischen Adligen, die im Auslande oder doch in der Ferne leben, die Güter ab. Die meisten sind Arbeiter und als solche tüchtiger als die Littauer, „weil bei ihnen die vielen katholischen Feiertage wegfallen und sie daher an gleichmäßigere Thätigkeit gewöhnt sind. Dazu schwächen die häufigen und langen Fasten die Littauer, die auch ungewöhnlich früh altern. Der Charakter des Letten ist wahrer, offener; er ist plumper, aber zuverlässiger. Beide sehen sehr auf einander herab, die Einen als auf Ketzer und Eindringlinge, die Andern als auf Leute, denen noch viel von ihrer Erkenntniß und Tüchtigkeit fehlt.“ So ist der Lette dem Littauer gegenüber eine Art Kulturträger; doch theilt er mit ihm noch viel Aberglauben und Gespensterfurcht. „Beide haben auch noch immer große Scheu vor ärztlicher Behandlung; dagegen wimmelt es hier von alten wunderthätigen Weibern und Winkeldoktoren. Vielfach werden auch Hausmittel gebraucht, als Terpentin mit Lichtputz, pulverisirte Maulwürfe gegen Fieber, feingeschnittene Schweineborsten gegen Schreck u. dergl. m.“

„Abweichend von beiden Nationalitäten sind die Polen. Leichtsinnig, oberflächlich, leidenschaftlich, bewahrt auch die niedere Volksklasse eine nicht zu verkennende Noblesse und der ärmste szlachcic zeigt ritterlichen Sinn; muß er auch selbst sein Feld bebauen, so ist er doch gleich von jedem anderen Ackerbauer zu unterscheiden. Natürlich kann hier nur von dem niederen polnischen Adel die Rede sein; dieser eben bewohnt aber den größten Theil der zahllosen kleinen Herrengüter, an denen Littauen so reich ist. An Rohheit und Unbildung kommt ihm in den Ostsee-Provinzen kein Stand gleich, und es ist geradezu ein Räthsel, wie sich diese Menschen so uncivilisirt erhalten konnten.“

Der Jude ist hier derselbe, wie im ganzen deutschen und slavischen Osten, „immer geschäftig zu Allem bereit, unterthänig und gefällig, weiß er Alle zu beschwatzen und ist geriebener als

Alle. Er zieht als Hausirer durch's Land, macht den Wirth in den Krügen, ist Schneider, Schuhmacher u. s. w. Er läßt sich auf jeden Handel ein und weiß es stets so einzurichten, daß der Bauer im Vortheil zu sein glaubt. Mit größter Beredsamkeit macht er der Bäuerin klar, daß es ihm ganz gleichgiltig sein könne, ob sie ihm sein Tuch mit einem Huhn oder einer Gans bezahlt oder mit einer Mütze voll Eier, die Mütze als treffliches Maß anpreisend."

Die Russen sind jetzt eifrig dabei, dem Lande ihre Nationalität aufzuprägen, was natürlich durch russische Mittel, Gewalt, Zwang und Schrecken geschieht und manche kleine Ansätze von Kultur wieder zerstört. So muß nun durchaus die russische Sprache erlernt werden, welche in dem Lande bisher noch gar keinen Boden besitzt, und das Littauische darf nur mit cyrillischer Schrift gedruckt werden, wodurch die bisher vorhandenen Schriften mit lateinischen Lettern für das Volk verloren gehen und eine lange Pause eintreten wird, ehe sie durch andere mit der neuen Schrift ersetzt und diese dem gemeinen Mann zugänglich geworden sein werden. Der Beobachter der „Baltischen Monatsschrift" wünscht anstatt der Russifizirung lieber „bessere Posteinrichtungen und bessere Wege — das wären die ersten augenfälligen Anzeichen eines wirklichen Kulturfortschritts in diesem Lande, das so sehr gegen die preußische und auch schon gegen die kurländische Nachbarschaft absticht."

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Talmudische Real-Encyklopädie.*)

„Die immer größere Ausdehnung der Kunst und Wissenschaft, der rasche Umschwung der Ideen auf allen ihren Gebieten und der täglich sich erweiternde Gesichtskreis des Forschers, diese freudigen Erscheinungen der Neuzeit gegenüber dem regen Verkehre des Lebens und den Anforderungen der Gegenwart, wo Kenntnisse aus fernen Kreisen oft vorausgesetzt werden, machen „Encyklopädische Wörterbücher" zur raschen Orientirung über fremde Gegenstände zu einem unabweisbaren Bedürfniß. Ist dieses bei der weltlichen Literatur schon der Fall, so erscheint es viel nothwendiger auf dem Gebiete des Wissenswürdigen in Bibel und Talmud. Die Bücher sind in einer todten Sprache, die darin niedergelegten Ideen, Sitten und Anschauungen gehören Zeiten und Ländern an, denen wir fremd geworden, so daß es eines lebenslänglichen Studiums bedarf, um mit allen ihren Erzeugnissen vertraut zu werden — und doch ist die Berührung des Judenthums mit der Außenwelt eine so häufige und lebhafte, daß Fragen über die Lehren seiner Religion zur öffentlichen Besprechung kommen, deren richtige Beurtheilung von nicht unbedeutender Wichtigkeit ist; — und dabei ist es beklagenswerth, welchen irrigen Vorstellungen über Judenthum man selbst in den gebildeten Kreisen begegnet."

Mit diesen Worten führt Dr. J. Hamburger (Landrabbiner zu Strelitz in Mecklenburg) sein Werk: „Real-Encyklopädie für Bibel und Talmud" selbst in das Publikum ein, und wir dürfen, nachdem wir die Arbeit mit prüfendem Auge durchforscht haben, wohl von ihr sagen, daß sie eine ebenso gründliche, als die Kenntniß und Wissenschaft der Bibel und des Talmuds fördernde sei — Bei der Verbreitung, welche die Bibel durch die ganze Welt, und bei der Kenntniß, die sie bei allen Menschen gefunden, bei dem Einflusse, den sie auf die Kultur geübt, und dem Interesse daran, dem sich Keiner völlig entziehen kann, muß ein Buch, wie das angezeigte, welches auch die talmudischen Quellen herangezogen hat, welche ja dem weit größten Theile jener Leser, welche selbst die Bibel kennen, wie ein siebenfach versiegeltes Buch erscheinen, Jedem erwünscht sein, weil es reichlich Belehrung über gar Vieles bietet, was theils anderwärts nur kurz und ungenügend, theils in manchen Fachwerken bald einseitig, bald zu ausführlich besprochen ist, und das hier in gedrängter und doch genügend belehrender Weise gesammelt und zusammengestellt ist, so daß man erwarten darf, daß jeder Leser, der hier Aufschluß und Belehrung sucht, sich befriedigt findet. — Wir glauben deshalb auch das Werk nicht besser empfehlen zu können, als mit den Worten, die der verewigte Munk in Paris, sicher einer der kompetentesten Richter in dieser Beziehung, in einem Schreiben an den Verfasser selbst gerichtet: „Endlich bin ich dazu gekommen, mir die Hauptartikel der ersten Lieferung vorlesen zu lassen. Es ist ein großartiger Entwurf, und ich bewundere in der That, welche Gelehrsamkeit Sie in dieser Riesenarbeit gezeigt haben, die, wie ich gern hoffe, zu einem glücklichen Ende geführt werden wird. Es ist eine Arbeit, wofür mehrere Mitarbeiter nicht zuviel wären, und da Sie dieselbe allein unternommen haben, beweisen Sie einen großen Muth. Die verschiedenen Gegenstände sind mit großer Sorgfalt behandelt und die Angabe der Quellen setzt den gelehrten Leser in den Stand, sich selbst von der Genauigkeit der angeführten Fakten zu überzeugen."

Der Hauptvorzug, welchen dieses Werk vor andern biblischen Handbüchern und Real-Encyklopädien hat, ist die Herbeiziehung des reichen, belehrenden Schatzes aus den Talmuden und Midraschim, die bisher den meisten Arbeiten dieser Art fehlte, so namentlich denen Renan's, Lange's u. A. Mit einer ausgebreiteten Kenntniß und Belesenheit verbindet der Verfasser ein besonderes Geschick in der Zusammenstellung des hierher Gehörigen, das vielfach zerstreut in den berührten Werken aufgesucht werden muß. Mit besonderer Gründlichkeit und einer gewissen Vorliebe hat der Verfasser die ethischen, dogmatischen und juristischen Gegenstände nach ihrer geschichtlichen Entwickelung behandelt, und gerade in diesen Gegenständen, über welche noch so viel unklare und irrthümliche Vorstellungen selbst in gebildeten Kreisen herrschen, viel Licht verbreitet. Wir verweisen beispielsweise auf die Artikel: Ab (Abba), Vater, wie Bibel, Talmud und spätere Liturgie Gott als Vater darstellt; „denn diese Bezeichnung Gottes als Vater in ihrem ganzen sittlichen Gehalt macht den Grundzug des biblischen und nachbiblischen Judenthums aus;" ferner ist der Artikel: Adonai (als vulgäre, uneigentliche Benennung des Gottesnamens Jehova) nach seiner sprachlichen und sachlichen Bedeutung gründlich erläutert; bei dem Artikel: Almosen (hebr. Zedakah, eigentlich Wohlthätigkeit) bemerkt der Verfasser: „Almosen, als die dem zudringlich Bittenden zu reichende Gabe, kennt die Bibel nicht (wohl aber freiwillig zuvorkommende Geschenke an Dürftige), wie sie auch keinen Ausdruck für „Bettler" und „Betteln" hat, aber nicht, weil sie diesen Wohlthätigkeitsakt nicht mag, sondern weil derselbe bei den trefflichen Gesetzen über Armenpflege

*) Real-Encyklopädie für Bibel und Talmud. Biblisch-talmudisches Wörterbuch zum Handgebrauch für Theologen, Juristen, Gemeinde- und Schulvorsteher, Lehrer und andere Bibelfreunde. Bearbeitet von Dr. Hamburger, Landrabbiner. Heft I und II von A bis Jakob. Strelitz, im Selbstverlag des Verfassers, 1866—67.

entbehrlich schien, oder sie ihn nicht nach der erniedrigenden Bedeutung des Wortes „Almosen" geübt wissen wollte. Zedakah, dieses in der nachbiblischen Zeit für „Almosen" gebrauchte Wort hat eine viel umfangreichere Bedeutung; es heißt: Wohlthätigkeit, auch Gerechthandeln, Rechtthun, oder beides zugleich: etwa ein Handeln aus Billigkeit und drückt jede zwischen „Recht und Liebe" vollführte That aus. Von diesem höheren Gesichtspunkte aus, als eine zwischen „Recht und Liebe" die Mitte haltende Handlung, wird die Gabe an den Armen betrachtet und geboten." — Ueber die Beweggründe zum Almosengeben bemerkt der Verfasser unter Anderm: „Nicht der niedrige Eigennutz, die zu hoffende Gegenleistung, sondern der tiefe Aufblick zu Gott und die veredelnde Erhebung des Menschen werden als Beweggründe der Almosenspendung im engeren Sinne und der Wohlthätigkeit im weiteren angegeben. Der Hinweis auf Gott als Vater der Verlassenen, das Gebot der Nächstenliebe, die Benennung der Armen als Brüder, wie die Erinnerung: Gott höre den Armen, so er zu ihm aufschreit, denn er ist gnädig — sind die das Gebot der Almosen begleitenden Mahnungen." Im Talmud finden diese Lehren ihre weitere Erörterung. — Die Almosenspendung in dem weiteren Sinne der Wohlthätigkeit wird als Liebesdienst gegen Gott, Erhebung des Menschen zu Werken der Gottähnlichkeit empfohlen. „Groß ist die Wohlthätigkeit (heißt es im Talmud); denn durch sie wird Gott geheiligt;" — „dem Ewigen, euerem Gotte sollet ihr nachfolgen;" auf welche Weise? wie er barmherzig, gnädig und langmüthig ist, so sei auch du. Wie Gott die Nackten bekleidet, bei den Kranken ist, die Trauernden tröstet u. s. w., so thue auch du;" — „es giebt keine Aussaat als nur die des Wohlthuns;" — „wer wohlthätig ist, erfüllt die Welt mit der göttlichen Gnade;" — „in der Stadt, wo nicht für die Armen gesorgt wird, soll kein Gebildeter wohnen." — Diese und ähnliche Sprüche waren die öfteren Mahnstimmen des sich verjüngenden Judenthums. Einen schönen Wiederhall dieser Lehre giebt folgende Erzählung: Monobaz, ein zum Judenthum übergetretener Fürst, ließ in einer Hungersnoth seine Privatschätze und die seiner Väter unter das Volk vertheilen. Darüber machten ihm seine Brüder Vorwürfe. „Deine Väter, sprachen sie, mehrten die Schätze, aber du legst nichts hinzu und verschwendest noch dieselben!" Darauf entgegnete er: „Auch ich sammle Schätze, doch mit dem Unterschiede: sie sammelten sie unten, ich oben; sie legten sie auf unsichere Stätte, aber ich berge sie, wohin keine Menschenhand reicht; was sie sammelten, trug ihnen keine Früchte, was ich sammle, trägt vielfältige; sie retteten Geld und Silber, ich Menschenleben; sie häuften Schätze für diese Welt, ich für jene." — Wir verweisen ferner auf die Artikel: „Einheit Gottes, Dasein Gottes, Allgegenwart Gottes, Engel," — welche alle mit vieler Sachkenntniß und unter geschickter Benutzung der Arbeiten Anderer behandelt wurden. Von Wichtigkeit für die Dogmatik selbst der christlichen Lehre sind die Darstellungen über Auferstehung, Erlösung u. dgl. m., die mit guter Sachkenntniß abgefaßt sind. Bei den geschichtlichen und geographischen Artikeln sind die älteren und neuesten Forschungen kritisch benützt. — Hoffen wir, daß der Verfasser seine umfassende Arbeit mit gleicher Liebe, wie er sie begonnen, auch fortsetzen und bald beenden, und daß er beim Publikum die Unterstützung und Anerkennung finden möge, die sie in hohem Maße verdient. K.

Kleine literarische Revue.

— **Parlaments-Tagebuch.** Die in allen Theilen Deutschlands (mit Einschluß von München und Stuttgart) sich kundgebende, lebhafte Theilnahme für die Verhandlungen des Norddeutschen Parlaments liefert den Beweis, daß, trotz der unverkennbaren Lücken und Mängel der Verfassungs-Entwurfes für den Norddeutschen Bund, doch darin ein Keim deutscher Größe, Macht und Freiheit erblickt wird, der einer glücklichen Entwickelung fähig ist. Wir begrüßen darum auch die zahlreich in Berlin, Leipzig und anderwärts erscheinenden, periodischen Publicationen über das Parlament mit wahrhafter Freude. Je mehr die Theilnahme an demselben und an seiner ruhigen, organischen Weiterentwickelung geweckt wird, um so rascher auch wird sich der norddeutsche Bund zu einem allgemeinen deutschen gestalten und wird sich die mit materiellen Sicherungen der Regierungs-Macht reich ausgestattete, neue Bundes-Verfassung in eine auch die Freiheit des Volkes verbürgende Bill of Rights verwandeln. — Das vorliegende „Parlaments-Tagebuch" erscheint in zwanglosen Heften*) und bringt neben den Illustrationen aller namhaften Mitglieder des Reichstages eine fortlaufende Chronik desselben.

— **Paris, von Julius Rodenberg.** Es wird allen denjenigen, die sich zur bevorstehenden Völkerwanderung nach Paris rüsten, gewiß angenehm sein, zu vernehmen, daß einer unserer gewandtesten Schriftsteller, Herr Dr. Julius Rodenberg, dem wir bei Gelegenheit der letzten Londoner Weltausstellung so interessante Fingerzeige zur Beurtheilung des Lebens an der Themse verdankten, jetzt auch, und zwar in Verbindung mit Männern, wie H. B. Oppenheim, Alfred Woltmann, Rudolf Gottschall, William Reymond, Arthur Levysohn u. A. die französische Hauptstadt zum Gegenstande einer vielseitigen, sozialen, artistischen und touristischen, für Fremde außerordentlich belehrenden Darstellung gemacht hat. „Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht", heißt das im Verlage von F. A. Brockhaus angekündigte „Skizzenbuch zur Weltausstellung", worin das gelehrte, wie das industrielle, das glänzende, wie das schauerige Paris geschildert ist. Es wird deutschen Besuchern dieser Hauptstadt nur willkommen sein, daß sie sich von ihren eigenen Landsleuten und nicht von einem französischen, ihren Ideen zum Theil fernliegenden Standpunkte über Alles können unterrichten lassen, was ihnen dort neu und merkwürdig ist.

— **Der deutsche Humanismus des 15. und 16. Jahrhunderts.** Seit David Strauß sein „Leben Huttens" herausgegeben, ist der hoch interessanten Epoche des Humanismus am Wendepunkt des 15. Jahrhunderts eine neue und berechtigte Aufmerksamkeit von den Forschern zugewendet worden. Nicht allein daß der gedachte Zeitabschnitt voller Leben war, so daß Ulrich von Hutten ausrufen konnte: „O Jahrhundert! die Studien blühen! Die Geister erwachen! es ist eine Lust zu leben!"; nicht allein, daß wir den Humanisten die Wiedererweckung der klassischen Wissenschaften verdanken, daß sie die der Welt entflohene Schönheit ihr wieder zurückführten, daß sie für halb Europa die Freiheit des Bekenntnisses anbahnten — das sind Alles hohe und treff-

*) Leipzig, Quandt u. Händel. Preis jeder Lieferung 2½ Sgr.

liche Dinge, aber das Hauptinteresse für unsere Tage bildet das dem heutigen so ähnliche damalige Vorwärtsstreben der Geister, und es lockt unwiderstehlich zu Vergleichungen. Damals herrschte die Kirche in Staats-, Glaubens- und Rechtsverhältnissen, in der Wissenschaft, in der Gliederung der Stände und im gesellschaftlichen Verkehr; heutzutage herrscht das Staatsrecht oder, wie es vulgär heißt, die politische Anschauung bei allen Fragen, die sich auf Recht und Glauben, Wissen und sociale Dinge beziehen. Das Studium der Humanisten kann also auch unseren Politikern eine Vorschule bilden, jedenfalls gewährt es uns einen hohen Genuß! Mit Freude wird daher jede Arbeit auf diesem Gebiet begrüßt, und dies mag auch Herrn Dr. Paul von Wiskowatoff auf den Gedanken geführt haben, dem alten Schlettstädter Jakob Wimpheling ein Denkmal zu setzen*). — Wimpheling war 1450 geboren und hat ein sehr hohes Alter erreicht; sein Lehrer war ein Schüler des Thomas von Kempen, und als er starb, waren die Bauernkriege bereits beendigt. Er hat also die ganze Zeit, vom Wiedererwachen der Künste und von Erfindung der Buchdruckerkunst ab bis über die Reformation hinaus, erlebt; er hatte, wie Reuchlin mit den Dominikanern, seinerseits mit den Augustinern eine gelehrte Fehde zu überstehen; er gilt durch seinen „Isidoneus" als der Lehrer der ganzen damaligen gelehrten Jugend. Gleichwohl gehört er nicht den Fortschritts-Männern im eigentlichen Sinne an. Er besaß, wie sein Biograph sagt, mehr Kühnheit des Charakters, als des Blickes und erkannte die Ziele seiner Zeit nicht so lebhaft, als die jüngeren Zeitgenossen. Er zitterte zuletzt vor dem Geist, den er selbst mit heraufbeschworen, eine Erscheinung, die sich oft wiederholt hat, damals am Ende auch bei Reuchlin und Erasmus, bei Niemand aber mehr als bei Crotus Rubianus (Jäger). Mit allen seinen gelehrten Zeitgenossen im lebhaftesten Verkehr, bietet uns trotzdem Wimpheling ein volles und lehrreiches Bild der großen Zeit der Reformation.

— **J. J. Ampère's „Römisches Reich in Rom".** L'empire romain à Rome, ist der Titel eines von dem hochverdienten französischen Gelehrten J. J. Ampère hinterlassenen zweibändigen Werkes**), welches die Geschichte Roms während der Kaiserzeit zum Gegenstand hat und eine Fortsetzung seiner auf die Bauwerke und Monumente der ewigen Stadt sich stützenden älteren Geschichte Rom's zur Zeit der Tarquinier und der Republik (Histoire romaine à Rome, 4 vol.) bildet. Gleich das erste Kapitel des neuen Werkes, welches „César maitre absolu" überschrieben ist, hat für die Franzosen ein lebhaftes, und zwar ein zwiefaches Interesse, denn es schildert einerseits die mit den Triumphen Cäsar's verbunden gewesenen, für den Stolz des römischen Volkes so demüthigenden Uebergriffe des cäsarischen Despotismus und bildet andererseits eine beredte Widerlegung des Napoleonischen Geschichte Julius Cäsars, obwohl dieselbe mit keinem Worte darin erwähnt ist. Die folgenden drei Kapitel des ersten Bandes sind überschrieben: „Das Triumvirat", „Regierung August's" und „Die Familie und die Zeitgenossen August's" (Virgil, Horaz, Tibull, Properz rc.). Nur diese vier ersten Kapitel des Werkes sind von dem verewigten Verfasser vollständig ausgearbeitet, während die Kapitel des zweiten Bandes, welche die Geschichte der Stadt Rom von Tiberius bis zum Ende des Kaiserreiches zum Gegenstand haben, nur skizzenhaft behandelt sind, in welcher Gestalt sie vor einigen Jahren in der Revue des deux Mondes veröffentlicht wurden. Der Herausgeber, Herr G. Seevois, hat diese Skizzen zwar möglichst retouchirt und dem ersten Theile anpassend zu machen gesucht, doch ist der Unterschied immerhin sehr merklich geblieben.

— **Prof. Friedländer's Römische Sitten von der Zeit des Augustus bis zu der der Antonine***).** Herr Ch. Vogel, der den Franzosen bereits mehrere treffliche deutsche Werke durch seine französische Bearbeitung zugeführt, hat auch die höchst interessante Darstellung altrömischer Sitten und Gebräuche im öffentlichen, wie im häuslichen Leben, die wir der Feder des Herrn Prof Friedländer in Königsberg verdanken, sehr geschickt übertragen. Das Buch bildet gewissermaßen eine Ergänzung der vorerwähnten Arbeit Ampère's, und die Uebersetzung wird, wie es scheint, in Frankreich mehr gekauft und gelesen, als das Original in dem leider mit jedem Jahre für die Anschaffung guter Bücher gleichgiltiger werdenden Deutschland.

— **Zur Kirchengeschichte Schwedens.****) Dieses zu den wichtigsten wissenschaftlichen Arbeiten gehörende Werk schließt sich als Fortsetzung an desselben Verfassers Geschichte der schwedischen Kirchenreformation. Wir hoffen, daß eine Fortsetzung bis zu späteren Zeiten, enthaltend das in vielen Beziehungen epochemachende und an kirchlichen Bewegungen reiche 18. Jahrhundert nicht zu lange auf sich wird warten lassen, besonders da die Quellen für Schilderungen dieser Zeit reichlicher fließen als für die vorhergehenden.

Literarischer Sprechsaal.

In der Berliner „Juristischen Gesellschaft", deren Versammlung am 16. März Se. K. Hoheit der Kronprinz von Preußen und zahlreiche Mitglieder des Norddeutschen Parlaments als Gäste beehrt hatten, hielt der Director des „Statistischen Bureau", Herr Geheimerath Dr. Engel, einen ebenso anziehenden als belehrenden Vortrag über die in England auf Grund der Commandit-Genossenschafts-Akte (Partnership Amendment Act) vom Jahre 1865 gegründeten, neuen Associationen zwischen Kohlen- und Hüttenwerk-Besitzern und Fabrik-Unternehmern einerseits und ihren Arbeitern andererseits, welche Letzteren durch die neuen Verträge zu stillen Theilnehmern und zu Actionairen des Geschäfts erhoben werden und in Folge dessen mit ihrem eigenen Vortheil auch den des Unternehmens in einer solchen Weise fördern, daß dadurch die höchste Production erzielt und die sogenannte Arbeiterfrage ihrer Lösung sehr nahe gebracht wird.***) Anknüpfend an seinen frühern, im „Wissenschaftlichen Verein" gehaltenen Vortrag über Wesen und

*) Jakob Wimpheling, sein Leben und seine Schriften, von Dr. Paul von Wiskewatoff. Berlin, Mitscher und Röstell, 1867.

**) Paris, Michel Levy frères. (Berlin, B. Behr, 1867.)

*) Moeurs romains, du regne d'Auguste à la fin des Antonins, par M. Friedländer, professeur á l'université de Königsberg. 2 vol. Paris, C. Reinwald, 1867.

**) Svenska kyrkans historia ifrån Upsala möte år 1593 till slutet af 17. århundradet. (Geschichte der Schwedischen Kirche von dem Concil zu Upsala 1593 bis Ende des 17. Jahrhunderts) von L. A. Anjou. Stockholm, 1866.

***) Vgl. Nr. 8 des „Magazin" von 1867, wo wir die Grundzüge eines solchen Cooperativ-Arbeits-Vertrages der Hüttenwerks-Besitzer Fox Head u. Co. in Newport und ihrer Arbeiter mitgetheilt haben. D. R.

Selbstkosten der Arbeit*), worin dargethan worden war, daß die Lösung der Arbeiterfrage vor Allem darin bestehe, daß Staat und Gesellschaft die Mittel finden, der Arbeit einen Lohn (Preis) zu sichern, welcher ihren Selbstkosten entspricht, deren Höhe in den verschiedenen Lebensaltern und Lebensberufen (je nachdem skilled labour oder common labour betrieben wird) der Verfasser berechnet hatte, theilte Herr Engel die ihm aus England zugegangenen Berichte mit über die dort seit anderthalb Jahren gemachten Versuche, durch partnership der Arbeiter das große, soziale Problem zu lösen — Versuche, die dort auf den verschiedensten Arbeits-Gebieten bereits überaus merkwürdige Erfolge gehabt haben. In Folge dessen wird das in England gegebene Beispiel auch in Deutschland bald Nachahmung finden. Namentlich ist der Besitzer eines großen Messingwerkes in Berlin im Begriff, sein industrielles Unternehmen in eine Actien-Commandit-Gesellschaft umzuwandeln, bei welcher sich seine Arbeiter durch kleine Antheile — vorläufig bis zur Höhe des fünften Theiles des auf einen Kapitalwerth von 300,000 Thaler abgeschätzten Geschäftes — als Actionaire, denen, außer dem Arbeitslohn, auch ein verhältnißmäßiger Antheil am Reingewinne zufließt, betheiligen können. Die übrigen vier Fünftel der Antheile behält der bisherige Besitzer selbst, doch erklärt er sich bereit, auch noch ein zweites Fünftel seinen Arbeitern zu überlassen, wenn dieselben durch den glücklichen Fortgang des Unternehmens in den Stand gesetzt werden sollten, ihre Ueberschüsse in so großem Umfang anzulegen.

Der Praeceptor praeceptorum Germaniae, August Böckh in Berlin, geb. 1785, feierte am 15. März den Tag, an welchem er vor sechzig Jahren den Doctor-Grad erwarb. Wir nennen ihn den Lehrer der Lehrer Deutschlands, weil Böckh es war, der zuerst der deutschen Philologie den bis dahin engen, am Buchstaben haftenden Gesichtskreis erweiterte und sie zu einer kulturhistorischen Wissenschaft erhob, deren Aufgabe es ist, das gesammte soziale und politische Leben der alten Kulturvölker, nach seiner geistigen wie nach seiner praktischen Seite, aufzuzeigen. Unter seinen zahlreichen, größtentheils in alle gebildeten Sprachen übersetzten Werken haben besonders folgende fünf einen hohen, man kann wohl sagen: unvergänglichen Werth:

1) Die Staats-Haushaltung der Athener;
2) Corpus inscriptionum graecarum auctoritate et impensis Academiae Regiae Borussiae;
3) Metrologische Untersuchungen über Gewichte, Münzfuß und Maße des Alterthums;
4) Urkunden über das Seewesen des attischen Staates;
5) Pindar, Griechischer Text und lateinische Uebersetzung, mit allen Scholien und Varianten, einem fortlaufenden Commentar und einer Abhandlung über die Versmaße des Pindaros.

Vor zehn Jahren, bei Gelegenheit von Böckh's funfzigjährigem Doctor-Jubiläum, wurde ihm eine Votivtafel überreicht, auf der ein großer Theil seiner Schüler, die in allen Theilen Deutschlands und im Ausland als Lehrer wirkten, verzeichnet ist. Es fehlt darunter fast kein irgend berühmter Name eines neueren deutschen auf der Höhe der Zeit stehenden Philologen, von Otfried Müller bis Heinrich Brugsch. Mit doppeltem Rechte dürfen wir daher Böckh den Praeceptor praeceptorum Germaniae nennen.

*) Der Preis der Arbeit. Zwei Vorlesungen von Dr. Engel. (Bildet Heft 20 und 21 der von Virchow und v. Holtzendorff herausgegebenen Vorträge.) Berlin, C. G. Lüderitz, 1866.

Die „Baltische Monatsschrift" bringt einen gut geschriebenen Artikel von W. G. Rößler über die „deutsche Arbeiter-Bewegung", der mit folgenden Worten schließt: „Lassalle hat diese Bewegung in regen Fluß versetzt und darin erhalten, sie vor Stagnation und Einseitigkeit bewahrt, die Nation aus dem in der Reaktions-Periode wieder eingetretenen ökonomischen Schlafe geweckt, die Diskussion wirthschaftlicher Fragen in weitesten Kreisen veranlaßt, die Gesellschaft zum Nachdenken über sich selbst und die heutigen Zustände in ihrer Mitte angeregt.*) Dies ist sein Hauptverdienst, und die Nation hat allen Grund, ihm dafür dankbar zu bleiben. Von dem Vorwurfe, die eine Klasse der Gesellschaft gegen die andere aufgereizt zu haben, ist er, trotz seiner siegreichen Vertheidigungsrede vor den preußischen Gerichten, nicht ganz los zu sprechen. Wider seinen Willen und indirekt der Reaktion in die Hände zu arbeiten, hätte seine fortgesetzte und auf seine Weise fortgesetzte Agitation kaum vermeiden können. Die Arbeiter-Bewegung mußte auf die Dauer kompromittirt, den reaktionären Regierungen als Vorläufer der rothen Republik denuncirt werden. Die lange und schmerzlich gewünschte Handhabe zum Einschreiten wäre glücklich gefunden gewesen. Mit dem Tode des Agitators ist sie dieser drohenden Gefahr entgangen, worüber wir uns in Hinsicht auf die unermeßliche soziale Bedeutung des Gedeihens derselben nur von Herzen freuen können. Möge sie auf dem Wege der Selbsthilfe zur Vollendung fortschreiten. Möge auf das von ihr errichtete soziale Zukunftsgebäude die Nation einst mit demselben Stolze blicken können, wie auf ihre Literatur, damit Schiller's Ausspruch: „Selbst erschuf er sich den Werth" auch hier von dem Deutschen gelte!"

Ein Russe, der General Graf Araktschejew, gestorben 1833, hat bei der kaiserlichen Bank ein Kapital von 50,000 Rubeln deponirt, welches bis zum Jahre 1925, gerade hundert Jahre nach dem Tode des Kaisers Alexander I., mit Zinseszinsen anwachsen, und dann demjenigen zufallen soll, der zur angegebenen Zeit die vollständigste und beste Geschichte des genannten Souveräns geschrieben hat. Die kaiserlich russische Akademie wird über die Preiswürdigkeit der Werke entscheiden; der Preis selbst wird 1,920,000 Rubel betragen. Doch soll ein Theil der Summe für die Uebersetzung des preisgekrönten Werkes in alle Sprachen und Veröffentlichung desselben in allen Journalen Europa's verwendet werden. (Slav. Centralbl.)

*) Dies ist nicht ganz richtig. Viel früher, als Lassalle, hatte Schulze-Delitzsch im vorigen Jahrzehend die Arbeiterfrage und das Verhältniß der Arbeit zum Kapital zu Gegenständen allgemeiner Erörterung und thatsächlicher Reform gemacht. Auch dem „Volkswirthschaftlichen Kongreß" gebührt mehr als Lassalle das Verdienst, in Deutschland die Theilnahme für solche Fragen geweckt zu haben D. R.

Berichtigung. In Nr. 6 des „Magazin", S. 84, ist in dem Artikel über Nikolaus Gretsch gesagt, daß die von ihm in's Russische übersetzte Schrift: „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung", dem unglücklichen „Polen" das Leben gekostet; das ist natürlich ein Druckfehler für „Palm", was der kundige Leser gewiß schon von selbst verbessert hat.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] Berlin, den 30. März 1867. [Nr. 13.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Mit dieser Nummer (13) endet das laufende Quartal dieser Zeitschrift. Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre geneigte Bestellung auf das nächste Quartal möglichst bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden. Die Verlagshandlung.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin ist erschienen:

Jacob Grimm, Ueber den Ursprung der Sprache.

Aus den Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851. Sechste Auflage. 1866. 8. geh. 10 Sgr. (195)

Bei **Wilh. Schultze (Wohlgemuths Buchhandlung, Berlin, Scharrenstr. 11)** ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (196)

Mushacke, Dr. Ed., Schulkalender für 1867 für Lehrer an Gymnasien, Lyceen, Pädagogien, Progymnasien, Real- und höheren Bürgerschulen, Bau- und Berg-Akademien, polytechnischen Instituten, Gewerbe- und Handelsschulen, Schullehrer-Seminarien, Taubstummen- u. Blinden-Anstalten, höheren Töchterschulen, Turnlehrer-Bildungsanstalten, Kadetten-Corps &c., nebst astronomischem Kalender. XVI. Jahrgang.

Derselbe enthält über 1200 preußische und 320 norddeutsche Schulanstalten, die verläßlichsten Notizen über Klassen und Schülerzahl, Höhe des Schulgeldes, Lehrerbesoldungen, Geschichte der Anstalten, über die Abhandlungen der Programme und alphabetisches Register aller im Text angeführten Namen. Preis: gebunden und durchschossen 1 Thlr., gebunden 25 Sgr., broschirt 20 Sgr.

Beim Semesterwechsel empfehle ich aus meinem Schulbücher-Verlage: (197)

Baskerville, Dr. A., Praktisches Lehrbuch der englischen Sprache, in welchem die wichtigsten Regeln der Grammatik durch eine große Menge von Beispielen erklärt werden und wobei zugleich eine strenge Stufenfolge vom Leichten zum Schwereren beobachtet worden ist. **Erster Theil. II. Auflage.** gr. 8. geh. 12½ Sgr. geb. 15 Sgr.

Baskerville, Praktisches Lehrbuch der englischen Sprache. Zweiter Theil. geh. 12½ Sgr.

Baskerville, Englisches Lesebuch für Anfänger. Mit Erläuterungen und einem vollständigen **Wörterbuche**, worin die Aussprache durch deutsche Buchstaben genau angegeben wird. 3. Aufl. 8. geh. 10 Sgr.

Koenig, Dr. R., Blüten aus dem zarten Kindesalter. Gedichtsammlung für kleine Kinder. 2. Auflage. geh. 5 Sgr.

Stacke, Dr. L., Erzählungen aus der alten Geschichte in biographischer Form. 2 Theile. 6. Auflage. à 15 Sgr.

Stacke, Erzählungen aus der mittleren und neuen Geschichte in biographischer Form. 2 Theile. — I. Theil 6. Auflage. 18 Sgr. II. Theil 4. Auflage. 28 Sgr.

Gerhard Stalling, Oldenburg.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben: (198)

Unter den Penchuenchen.

Chilenischer Roman

von

Friedrich Gerstäcker.

3 Bände. 8. eleg. broch. 4½ Thlr.

Eleazar.

Eine Erzählung

aus der Zeit des großen jüdischen Kriegs

von

Friedrich von Uechtritz,

Verfasser von „Der Bruder der Braut".

3 Bände. 8. eleg. brochirt. 4 Thlr.

Eine lebendige Vergegenwärtigung der Zustände und des Zeitalters verbindet sich mit einem Reichthum an spannenden Situationen und der erschütternden Darstellung einer der ungeheuersten und denkwürdigsten Katastrophen der Weltgeschichte. Das Interesse des christlichen und des jüdischen Publikums wird sich in gleicher Stärke durch das Werk angeregt fühlen.

Preisermäßigung.

Durch alle Buchhandlungen ist, soweit der vorhandene geringe Vorrath reicht, zu dem ermäßigten Preise von 1 Thlr. 10 Sgr. (Laden-Preis: 2 Thlr.) zu erhalten:

Voigt. — Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates. 1860. gr. 8.

Dieses Werk wurde von den kritischen und pädagogischen Blättern sehr beifällig beurtheilt und hat namentlich in den Kreisen der Schule eine so günstige Aufnahme gefunden, daß noch im Laufe der nächsten Monate eine neue erweiterte Auflage erscheinen wird. (199)

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Voigt (Fr.), Grundriß der brandenburgisch-preußischen Geschichte in Verbindung mit der deutschen. Dritte Auflage. 1864. 5½ Bogen. 8. 6 Sgr. (200)

„Die Vorzüge, die wir an dem größeren Werke (Brandenburg.-preuß. Geschichte 1860) rühmten: knappe, kernige Darstellung, Klarheit und Uebersichtlichkeit, sind auch diesem kleineren Buche eigen. — — Als besonders praktisch arrangirt, möchten wir schließlich noch die drei Tabellen hervorheben, die Prof. Voigt seinem Buche als Anhang beigegeben hat. — — Wir zweifeln nicht, daß sich, wie das Buch überhaupt, so auch dieser Anhang in der Praxis bewähren wird." Schulbl. f. d. Prov. Brandenb.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin erschien im v. J.: (202)

Streifzüge Preußischer Verwaltung durch Böhmen.

Von

G. Steinmann.

gr. 8. geh. Preis: 10 Sgr.

Der Verfasser war bekanntlich im vorigen Jahre als Civilkommissarius der Preußischen Regierung in Prag.

Baltische Monatsschrift. (203)

1867. Januar.

A. Wagner, Die russische Papierwährung. — Vor dem russischen Friedensrichter. — H. v. Holst, Ein Tag in Algier.

Preis für den Jahrgang 8 Thlr.

Riga, Nicolai Kymmel's Buchhandlung.

Das Ausland. (204)

Nr. 12. F. Zirkel, Physiographische Skizzen aus den Pyrenäen. — Ein Herbstausflug in die Tyroleralpen. — Richard Owens vergleichende Anatomie der Wirbelthiere. — J. G. Kohl, Gewerbtreibende Frauen in den Vereinigten Staaten. — Erlebnisse unter den Manzandscha-Negern in Südafrika. — Die Stadt Turkistan in Turkistan. — Die vulkanischen Erscheinungen vom Jahre 1866 im Meerbusen der griechischen Insel Santorin. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Mittheilungen aus Justus Perthes' geographischer Anstalt. 1867. IV. (205)

Gallottiana. — C. Schick, Studien über Strassen und Eisenbahn-Anlagen zwischen Jaffa und Jerusalem. — C. Vogel, Die vormals Kurfürstlich Hessischen Staatsforste der Herrschaft Schmalkalden. — J. Haast, Die Goldfelder der Provinz Canterbury (Neu-Seeland). — E. v. Sydow, Der kartographische Standpunkt Europa's in den Jahren 1865 und 1866. — Geographische Notizen. — Geographische Literatur. — Karten: Tafel 5. C. Schick, Originalkarte des Theiles von Palästina zwischen Jaffa und Jerusalem.

Preis des Jahrgangs von 12 Heften 4 Thlr.

Die Grenzboten. (206)

Nr. 12. Das allgemeine und geheime Stimmrecht vor dem Reichstage. — G. Th. Stichling, Ein politischer Prophet des funfzehnten Jahrhunderts. — Bei Cornelius Tode. — Ein Wort an Herrn Dr. Roth, Bürgermeister in Trautenau. — Kleine Chronik vom Reichstage. 3.

Nr. 13. Die freie Kirche im freien Staat. — Neueste Lebenszeichen des Skandinavismus. — Aus Schwaben. — Zustände und Aussichten in Oesterreich. 3. Der Ausgleich mit Ungarn. — August Boeckh's sechzigjähriges Doctorjubiläum. — Aus Goethe's Briefwechsel mit Sternberg.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Dieser Nummer liegen bei zwei Prospecte über **Bernhard Tauchnitz, Griechische und Römische Klassiker.** 1) Octav-(Schul-) Ausgaben und Pracht-Ausgaben. 2) Taschen-Ausgaben. (207. 8.)

Confirmationsgeschenk.

Als solches empfiehlt die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung:

Worte des Herzens von J. C. Lavater.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens. (201)

Herausgegeben von **C. W. Hufeland.**

Prachtausgabe (Zwanzigste Auflage. 1866) gr. 8. mit einer biographischen Einleitung von A. Krummacher, mit L.'s Portrait in Stich; in engl. Einband m. Goldschn. 1 Thlr. 10 Sgr.

Kabinetsausgabe (Siebzehnte Auflage. 1862) mit L.'s Portrait in Stahlstich, Schriftbild und radirtem Widmungsblatt; in englischem Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Miniaturausgabe (Neunzehnte Auflage. 1865) in engl. Einband mit Goldschnitt 20 Sgr.

„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann." Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Ludwig Uhland und die deutsche Dichtkunst im 15. und 16. Jahrhundert.*)

Ebenso erklärlich als billig ist es, daß die deutsche Literatur-Geschichtschreibung sich vorzugsweise mit den beiden sogenannten klassischen Perioden der deutschen Literatur beschäftigt hat. Wenn sie freilich daneben einzelne Zeitabschnitte für aller Poesie bar erklärt hat, ist sie viel zu weit gegangen. Es giebt noch jetzt Literatur-Historiker, welche die Literatur z. B. der sogenannten schlesischen Dichterschulen für poesielos halten, und doch wird, wer von dem der Zeit entsprechenden Gewande abzusehen vermag und sich liebevoll in den Geist auch dieser Reste deutscher Literatur versenken will, oft überrascht sein von dem wahrhaft poetischen Gehalte, der ihm da entgegentritt. Am meisten als von aller Poesie verlassen verschrieen sind das fünfzehnte und sechszehnte Jahrhundert. Bouterwek in seiner sehr verdienstvollen Geschichte deutscher Poesie und Beredtsamkeit bemerkt einmal ausdrücklich, die deutsche Nation sei im sechszehnten Jahrhundert so poesielos geblieben, wie sie es im fünfzehnten geworden war. Von derartigen Vorurtheilen erfüllt, würde man eine Geschichte der deutschen Dichtkunst jener Jahrhunderte für ein kühnes und gleichzeitig vergebliches Unternehmen halten. Für noch kühner aber würde man den Versuch eines Professors halten, die feurige, nach echter Poesie dürstende Jugend der Hörsäle für die Poesie jenes Zeitraumes erwärmen zu wollen.

Und doch ist dieser Versuch gemacht worden! Nicht in unseren Tagen, in denen es Manchen geben würde, der den Versuch gar nicht für so kühn halten würde, sondern in Tagen, seit denen für die deutsche Literaturgeschichte überhaupt und für die des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts im Besonderen durch Herausgabe wie durch Verarbeitung der Quellen unendlich viel gethan worden ist. Uhland war es, der 1831 in seinen Vorlesungen eine Ehrenrettung der beiden vielgeschmähten Jahrhunderte unternahm, und jetzt werden uns diese Vorlesungen, herausgegeben durch Prof. Holland in Tübingen, im zweiten Bande von Uhland's nachgelassenen Schriften (Seite 193—592) geboten.

Ehe wir uns des Weiteren zu dem Inhalte dieser Vorlesungen wenden, sei nur noch der Inhalt der ersten 192 Seiten dieses Bandes angezeigt. Dieselben enthalten den Schluß der Vorlesungen über deutsche Poesie im Mittelalter und besprechen, wenn auch nicht so eingehend wie die Heldensage im ersten Bande behandelt, doch in eigenthümlich geistvoller Weise die Heiligensagen (Bearbeitungen apokryphischer Schriften, Marienlegenden u. s. w.), die Rittergedichte (das Karolingische Epos, die Bearbeitungen griechischer und römischer Fabeln, König Artus, die Graisagen) und die Zeit- und Lehrgedichte (Fabeln, Beispiele, Zeitlieder, Kreuzlieder, didaktische Gedichte), während der Abschnitt über den Minnesang weggelassen ist, weil es in einer späteren, weiter ausgearbeiteten Umarbeitung Uhland's vorhanden ist, welche in einem der späteren Bände an die Schrift über Walther von der Vogelweide angereiht werden wird.

Daß gerade Uhland sich von der Aufgabe angezogen fühlte, die Geschichte der deutschen Dichtung im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert zu behandeln, ist leicht erklärlich aus dem Wesen und Geiste dieser Dichtung. Uhland, der Mann aus dem Volke und für das Volk, mußte mit Vergnügen den vielfachen Aeußerungen des Volksgeistes nachspüren, an denen grade die Literatur der genannten Jahrhunderte so reich ist, wenn sie auch nicht eine Fülle dichterischer Schöpfungen von hochbegabteren, feineren Geistern aufzuweisen vermag. Uhland, der Dichter, war der rechte Mann, das wahrhaft Poetische auch in der oft ungewandten Darstellung dieser Jahrhunderte aufzusuchen; insbesondere aber mußte das volksthümliche Element, das in dieser Periode sich besonders geltend macht und in dem weltlichen Volksliede seine schönste Blüthe treibt, durch Uhland, den sinnigen und gelehrten Freund des Volksliedes, zu seinem Rechte kommen.

Es müßte ein Leichtes sein, an Uhland's Darstellung der erwähnten Literatur-Periode dieses oder jenes auszusetzen, diese oder jene Lücke nachzuweisen. Ob es aber gerecht wäre? Gewiß nicht! Wenn wir die jetzt gedruckt vorliegenden Vorlesungen gerecht beurtheilen wollen, so müssen wir vielmehr bewundernd staunen über die Gründlichkeit, mit der Uhland ohne die Hilfsmittel, die uns jetzt zu Gebote stehen, seine Untersuchungen führt, über die Gewissenhaftigkeit, mit der er aus den fernliegendsten handschriftlichen Quellen schöpft. Wahrhaft rührend ist in dieser Beziehung der Bericht, den Uhland Seite 203 über sein Quellenmaterial bietet. Und dabei hat er doch in diesen Vorlesungen so manche wichtige Frage schon zum Abschluß gebracht, die später — weil der Bescheidene, der in seinen Arbeiten sich selbst nie genug thun konnte, seine gewonnenen Resultate zurückhielt — von der Wissenschaft auf's Neue untersucht werden mußte, wobei Uhland's Resultate, wie wir jetzt vergleichen können, glänzende Bestätigung gefunden haben. Wir erinnern in dieser Beziehung nur an Uhland's interessante Untersuchungen über den Theuerdank, die fünf Jahre später durch die sorgfältigsten Forschungen von Haltaus bestätigt worden sind, ohne daß die Wissenschaft von ihnen etwas wußte.

Ohne uns in weitläuftige Erörterungen über Uhland's Weise einzulassen, versuchen wir, die Hauptpunkte festzustellen, die sich aus seinen Untersuchungen für die genannte Literatur-Periode ergeben, und man wird schon daraus zu erkennen vermögen, daß wir ein Werk vor uns haben, das trotz seines Alters noch nicht veraltet ist, so leicht auch nicht veralten wird.

Zunächst begränzt Uhland den zu behandelnden Zeitraum nach vor- und rückwärts. Er bezeichnet das funfzehnte und sechzehnte Jahrhundert hinsichtlich ihrer geistigen Richtungen einfach und sprechend als die Reformations-Periode. Der Umschwung in Glaubenssachen, sowie alle anderen bedeutenderen Bewegungen jener Zeit, die mit ihm aus gemeinsamer Quelle flossen, drücken ihr Gepräge auch der Dichtkunst jener Jahrhunderte auf. Nicht als ob aller dichterische Betrieb, freundlich oder feindlich, sich auf das Reformationswerk selbst bezogen hätte. Das Bezeichnende für die Poesie der Reformationsperiode liegt vielmehr darin, daß dieselben Organe und Kräfte, welche die religiöse und kirchliche Neuerung gefördert oder bekämpft haben, auch in der Dichtung vorherrschten.

Ein neuer Geist, der des Forschens und Prüfens, war erwacht. Die Phantasie, die belebende Kraft der Dichtung in den vorhergegangenen Jahrhunderten, mußte dem Verstande, dem Gedanken das Feld räumen und in dem Reiche des Gedankens konnte die Dichtkunst nur eine untergeordnete Stelle einnehmen. Der Verstand trug seine Nüchternheit auch auf die ihm pflichtige Dichtkunst über. War in früheren Jahrhunderten selbst die Wirklichkeit von ahnungsvollem Duft umwoben, so spielte jetzt

*) Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Bd. II. Stuttgart, Cotta, 1866.

wie in den theatralischen Vorstellungen dieser Zeit, auch die Poesie überall am hellen Mittage. Der volkskräftige Bildungstrieb, welcher die großen Sagenkreise der germanischen Heldenwelt mit ihren mannigfachen, mächtigen Charakteren gestaltet hatte, war erloschen; der Sinn für die romantischen Abenteuer der Rittergedichte war bei dem verwilderten Adel entweder ganz verloren gegangen oder doch nicht mehr fähig, Neues von Belang hervorzubringen, während den Bürgern dieses Gebiet noch ferner lag; der ritterliche Minnesang wurde von gleicher Ungunst der Zeitverhältnisse betroffen, die christliche Mythenwelt, die wunderreiche Heiligensage, konnte den Reinigern des Glaubens und deren Anhängern nur in gehässigem Lichte erscheinen. So hat von dem ganzen poetischen Reichthum des Mittelalters nichts wahrhaft lebendig und fruchtbar in unserem Zeitraume fortgedauert, als die lehrhafte und satyrische Dichtung, also gerade diejenige, der man in der poetischen Himmelsstadt nur das Pfahlbürgerrecht einzuräumen pflegt. Ueberhaupt aber zeigt sich der durchgreifende Unterschied: im Mittelalter ist die Poesie um ihrer selbst willen da, sie ist die Gebieterin und selbst andersartige Zwecke, der Belehrung, der geschichtlichen Darstellung, müssen sich mittelst der poetischen Form geltend machen; im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert dagegen ist die Poesie Mittel der Lehre, der Erbauung, der religiösen und politischen Polemik, und wie dort eine herrschende, so ist sie hier eine dienende.

Nicht verkannt kann dabei werden, daß diese Poesie als Werkzeug ein kräftig bewegtes, eine klingende, funkenschlagende Waffe ist. Die Angelegenheiten, denen sie diente, waren in lebhafter Schwingung, in heftigem Kampfe begriffen, und so erscheint auch sie kampfgerüstet und schlagfertig. Sie ist oft mehr eine Fechtkunst, als eine Redekunst; oder sie ist die Rede eines Predigers im Feldlager, der Gesang eines Landsknechts. Ohne Zartheit und Anmuth, ist sie oft derb bis zur Rohheit, ungeschliffen, wenn sie nicht Schärfe hätte; wo sie kunstreich sein will, wird sie steif und trocken; will sie sich zierlich geberden, so wird sie ungelenk; hat sie Frieden, so wird sie langweilig. Aber auf dem Kampfplatz oder auf der Bühne frischer Volkslust offenbart sie ihre eigenthümlichen Tugenden: Kraft im Ernst und im Scherze, tüchtigen Witz, gesunden Welt- und Hausverstand. Man muß sich nach Uhland's treffendem Ausdrucke zu den Streitgedichten jener Zeit immer den Mann und seine Kampfstellung hinzudenken, dann wird das starre Rüstzeug sich klirrend bewegen.

Treffend ist auch, was Uhland über die Folgen dieser poetischen Richtung, über die Weiterentwicklung der deutschen Poesie sagt, wobei er in den kürzesten Worten bis zu unserer Zeit vorschreitet und der Poesie dieser ihre Aufgabe bezeichnet. Wir geben seine Worte: „Die Sammlung der noch ungeschiedenen Geisteskräfte im vollen Leben der Poesie, wie solche das Mittelalter hindurch unbewußt oder vielmehr im Gesammtbewußtsein des ungetrennten Geistes gewirkt und geschaffen hatte, war aufgelöst. Der Verstand hatte sich die übrigen, wesentlich zur Poesie wirkenden Kräfte untergeordnet und ihnen ihre bestimmte, praktische Richtung angewiesen, offenbar aber brauchten sie in dieser Dienstleistung ihr eigenthümliches Leben auf, und das Beispiel der deutschen Dichtkunst im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, welche hinter den Leistungen anderer Nationen des neueren Europa's so auffallend zurückblieb, beweist, daß, wenn auch die Poesie aus der Zeitgeschichte ihre Nahrung zieht und von großen Weltbewegungen neuen Schwung erlangt, sie doch, wenn sie sich unbedingt den jezeitig herrschenden Interessen hingiebt, in ihrem eigensten Berufe verkümmert werde. In den genannten Jahrhunderten war sie bei uns an die Scholle gebunden, im siebzehnten ward sie heimatlos. Die noch nicht zum tieferen Verständniß durchgedrungene Bekanntschaft mit dem klassischen Alterthum, der Einfluß der schon bis zur Verbildung entwickelten schönen Literatur mancher neueren Völker gegen die deutsche Dichtkunst in ein bodenloses Kunstgebiet, und sie, die kaum noch an der Erde geklebt hatte, wehte jetzt wie ein fliegender Sommer in der Luft. Auf gelehrtem Wege zugebildet, suchte sie weiterhin ihren Anhalt in der Theorie. War sie nun aber auch allzusehr in's Schweben gerathen, so war sie doch der allzu materiellen Gebundenheit erledigt; war sie allzu gelehrt und theoretisch geworden, so gewann sie doch zugleich auch ihren Antheil an den Früchten der vorgeschrittenen wissenschaftlichen Bildung. Die erkältende Isolirung selbst mußte mehr und mehr das Bedürfniß fühlbar machen, der Idealität unbeschadet, natürliche und nationale Bande wieder anzuknüpfen; und da man, nachdem einmal vom Baume der Erkenntniß gekostet war, nicht zu der unbefangenen Unschuld der älteren Zeit zurückkehren konnte, und da die entbundene Denkkraft viel zu selbständig ihre Bahnen verfolgt hat, um wieder lediglich in der Poesie aufzugehen, so scheint die Aufgabe der neueren Dichtkunst die zu sein, daß sie ihrerseits auch die bewußte Idee zur Schönheit läutere und ihr nur dann die Herrschaft einräume, wenn die Idee erst selbst zur poetischen geworden ist."

Am Schlusse dieses Einleitungs-Abschnittes faßt Uhland den poetischen Charakter unseres Zeitraumes zusammen in das Bild des nordischen Göttersohnes Helgi, der einst, um sich vor seinen Feinden zu retten, die Kleider einer Magd anzog und die Handmühle trieb. „Aber scharf leuchteten seine Augen, die Steine brachen, die Mühle zersprang. So werden wir das Götterkind, die Poesie, auch noch in ihrer Dienstbarkeit, am leuchtenden Auge und der angestammten Kraft erkennen und zuweilen wird sie, die Verhüllung abwerfend, in ungetrübtem Glanze vor uns stehen."

Die Anordnung und Eintheilung nach den Zwecken, denen die Poesie in unserem Zeitraume dient, rechtfertigt Uhland mit dem Verhältniß der Dienstpflicht, in dem die Poesie während dieser Zeit steht. Eine Anordnung nach den Verfassern ist vermieden, weil von einer vollen Würdigung der allerdings auftretenden, scharf ausgeprägten Schriftsteller-Charaktere doch nicht die Rede sein kann, wenn sich die Aufgabe nicht über die gesammte Zeitgeschichte, sondern nur über die Geschichte der Dichtkunst erstrecken soll. Es ergeben sich demnach folgende Abschnitte: die letzten Anstrengungen der ritterlichen Dichtung, der Meistergesang, die historischen Lieder (die nach den Jahrhunderten in zwei verschiedenen Abtheilungen besprochen werden), das Kirchenlied, die Reformations-Polemik, die größeren und allgemeineren Straf-, Spott- und Lehrgedichte, Schwänke und andere erzählende Dichtungen, Festspiele und endlich die nichthistorischen Volkslieder. Man sieht schon aus dieser Uebersicht, daß weder die chronologische Rücksicht überhaupt, noch der Unterschied der beiden Jahrhunderte, des vorbereitenden und des ausführenden, aus den Augen gesetzt wird.

Den Ausführungen der einzelnen Abschnitte sind in der Regel vortrefflich gewählte Proben und Belegstellen aus den alten Dichtern beigegeben und nur wo dieselben einen allzu großen Raum beansprucht haben würden, mußte sich der Herausgeber mit der Verweisung auf dieselben begnügen; so z. B. bei den Volksliedern, für die auf Uhland's eigene Sammlung verwiesen werden konnte.

Wenden wir uns nun zu den Hauptpunkten, die sich aus den einzelnen Abschnitten der Uhlandschen Darstellung ergeben. Der Minnesang, sonst die Blüthe ritterlicher Bildung, war in unserem Zeitraume dem Ritterstande verleidet und verlernt, der Gemeinheit fiel er immer mehr und mehr anheim. Bettelhafte Hände schlugen das abgegriffene Saitenspiel, das einst Kaiser und Könige gerührt hatten. Dennoch blieb die Poesie des Ritterstandes auch in diesem Zeitraume nicht gänzlich ohne Nachwirkung. Abgesehen von den Nachklängen jener älteren Lyrik, die auch im bürgerlichen Gesange noch sich hörbar machte und abgesehen von den Bemühungen, die Rittermären früherer Jahrhunderte zu erhalten und, wenn auch in veränderter Form, zu verbreiten, machte sich auch im Ritterstande selbst eine poetische Thätigkeit geltend, welche unmittelbar an die frühere Ritterdichtung sich anschloß. Während namentlich Hugo, Graf von Montfort und Oswald von Wolkenstein der Pflege des Minnesanges sich widmeten, knüpften die Bestrebungen eines Hermann von Sachsenheim und Kaiser Maximilian an die ritterliche Epik an, natürlich nicht ohne daß der Einfluß der Zeit bei ihnen Allen sich geltend gemacht hätte. Wie bei den beiden Erstgenannten neben der frischen Unbefangenheit auch das Kunstgeschick des Minnesangs der bessern Zeit zu vermissen ist, wie ernste und fromme Betrachtungen überall, auch wo sie nicht recht am Orte sind, sich einmischen, so verflüchtigen sich in den epischen Dichtungen der Letztgenannten (Mörin und Theuerdank) selbst die Gestalten der älteren Ritterdichtung und Sagenwelt zu allegorischen Wesen, denen man eine lehrhafte Tendenz schon von weitem ansieht.

Der Ritterschaft gegenüber und im Kampfe mit ihr, wuchs kräftig der Bürgerstand heran. Trotzdem eröffnete sich in den aufblühenden Städten keineswegs auch der Poesie ein neues, fruchtbares Gebiet. Der Meistergesang, der freilich nicht ausschließlich unseren beiden Jahrhunderten angehört, entsprach seinem poetischen Werthe nach durchaus nicht den massenhaften Leistungen desselben. Es ist in ihm kein fortschreitendes Wachsthum der Poesie zu entdecken. Zwar ist er von vornherein geistig belebter, dem Inhalte nach mannigfaltiger, der Form nach beweglicher, als im weiteren Verlaufe der Zeit; in poetischer Hinsicht aber ist er in stetiger Abnahme begriffen. Er ist nicht als eine selbständige Entwickelung, sondern nur als das Erstarren und Hinwelken der Liederkunst des Mittelalters zu betrachten.

Der Abschnitt, in dem Uhland über Entstehung, Ausbreitung, Zweck und Einrichtung der Singschulen, sowie über deren Leistungen während der in Rede stehenden Jahrhunderte handelt, wird neben Grimm's Abhandlung über den gleichen Gegenstand fortwährend seinen Werth behalten; von ganz besonderem Interesse und Werthe aber ist die gleichsam als Anhang beigefügte feinsinnige Untersuchung über die Poesie, welche die Handwerke in ihre Zunftgebräuche und in ihre Arbeiten selbst gelegt haben, über die Ceremonien einzelner Gewerke, die auch auf den eigentlichen Meistergesang einzelne Streiflichter werfen.

Ebensowenig wie in dem Meistergesange, kam die Poesie zu ihrem Rechte in den sogenannten historischen Volksliedern unserer beiden Jahrhunderte. Die Poesie schritt in diesem Zeitraume hart an der Seite der That. Das Aufstreben des Bürger- und Bauerstandes gab dem Volksgesange neues Feld und neuen Schwung. Die Schrift und der Druck waren bereite Mittel, das Lied, so wie es aus dem Ereigniß hervorgegangen war, festzuhalten, wogegen in Zeiten der bloß mündlichen Ueberlieferung die Geschichte, wenn sie nachwirkend fortdauern sollte, sich völlig in Poesie auflösen mußte. Unter solchen Verhältnissen erklärt sich nicht nur der reiche Vorrath von Liedern dieser Art, sondern auch ihr unverarbeitet geschichtlicher Charakter und der weitere Umstand, daß wir großentheils mit den Namen der Dichter bekannt sind, die sonst im Volksliede gänzlich verschwinden. Je weiter wir in den beiden Jahrhunderten herab die historischen Lieder verfolgen, um so mehr macht sich eine Abnahme der dichterischen Belebtheit bemerkbar. Während z. B. in dem Liede auf die Sempacher Schlacht (1386) sich noch der Geist des alten Heldenliedes regt, nähert sich das auf die Einnahme der ungarischen Festung Erlau (1596) schon ganz dem Tone von Prinz Eugenius, dem edlen Ritter. Zwischenhin erhebt sich dennoch da und dort ein frischerer Klang, z. B. in den Kriegsliedern der Dithmarschen, und, vom eigentlich poetischen Anspruch abgesehen, zeigt sich in dieser ganzen Liederdichtung viel tüchtige Gesinnung und rüstige Kraft. Dieses fortwährende Auffassen aller Zeitbewegungen im Gesange, dieses Verkünden und Verbreiten alles Geschehenen durch den Mund des Liedes, diese beständige Kampfübung in Sang und Gegensang zwischen den Parteien hat aber auch an sich schon eine poetische Geltung und man darf auch hier nicht vergessen, daß, wo die Gegenstände des Liedes sich nicht durch die Dichtkunst geläutert haben, doch mittelst der Tonweise und des Vortrags im Gesange das tiefere Gemüth bewegt wurde, wie denn auch manche der Singweisen selbständig fortlebten und neue Ereignisse in sich aufnahmen.

Als Periode der Reformation charakterisiren sich die genannten Jahrhunderte insbesondere durch das Aufblühen des evangelischen Kirchenliedes, sowie durch die auch auf das Gebiet der deutschen Dichtung hinübergetragene Polemik. Von bloßer Verneinung ist niemals eine geistige Bewegung von der Art und Tragweite der Reformation ausgegangen. Es muß eine mächtige, innere Ueberzeugung sein, die solchen Kämpfen furchtlos entgegenschreitet, ein tiefes Gefühl für das Heilige, das mit solchem Unwillen den Mißbrauch und die Entwürdigung desselben angreift, eine Geistesflamme, die so viele und so viel edle Geister entzündet. Diese Glaubensstärke, diese religiöse Gefühlskraft, dieses Geistesfeuer müssen im Innersten der neuen Kirche ihren lebendigen Ursprung haben; in der Polemik, in den äußeren Kämpfen jeder Art sehen wir nur ihre Wirkungen und mannigfach getrübten Ausflüsse. Die Stimme des eben bezeichneten inneren Kirchenlebens aber, sofern es sich in der Kunst ausspricht, ist das deutsche Kirchenlied. Bis dahin hatte auch im Gesange die lateinische Kirchensprache geherrscht; je mehr aber das Streben der Reformation ihrem Wesen nach ein populäres war, je näher legt sich ihr auch das volksmäßige Mittel des Gottesdienstes in der Landessprache. Das Kirchenlied, nur in dieser gesungen, trat eben damit auch über den Kreis der kirchlichen Ceremonie hinaus, oder vielmehr es erstreckte seine Wirksamkeit auf die geistige Kirche, in der auch der häusliche Gottesdienst und jede besondere Andacht begriffen ist. Den größten Einfluß aber mußte dem geistlichen Gesang, als Werkzeug der Verbreitung und Befestigung der neuen Lehre, der Umstand verschaffen, daß der Stifter und Held dieser Glaubenslehre selbst als Dichter und Tonsetzer zugleich dem neuen, evangelischen Kirchenliede die Bahn eröffnete.

Das Kirchenlied wurde zu einer Macht, sein Kampf aber war ein innerer. Je mächtiger und gewaltsamer jedoch der Widerstand war, der der neuen Lehre entgegengesetzt wurde, um so mehr mußte auch der Kampf ein äußerer werden. Zwischen der inneren Glaubensläuterung aber und dem eigentlichen Religionskriege bewegt sich die Polemik des Wortes und der Schrift, die bald durch Gründe der Ueberzeugung siegen will, bald, wo diese

nicht mehr auszureichen scheinen, ungestüm zur That hindrängt. Aeußere, in die Sinnen fallende Mißbräuche und Verderbnisse waren es, die auf die Prüfung der kirchlichen Lehre selbst führten, in der eine solche Verdorbenheit wurzeln konnte. Die Polemik hatte sonach theils mit den Dogmen, theils mit den äußeren kirchlichen Erscheinungen es zu thun. Diese in mehrfachen Richtungen und Ausdrucksweisen eifrig betriebene Polemik schlägt nun auch in das Gebiet der Dichtkunst ein, sofern sie in poetisch lebendiger, besonders satyrischer Darstellung sich äußerte, oder doch der Form von Reimsprüchen und Liedern sich bediente. Hier ist die Stelle, wo die von Uhland schon in der Einleitung gemachte Bemerkung, daß die Poesie dieses Zeitraumes eine dienende sei, am Meisten zur Geltung gelangt. Der polemische Eifer kümmert sich nicht um die Schönheit, sondern um die schlagendste Wirkung seiner Produkte. Eine derbe Faust finden wir bei allen diesen Streitern. Daß diese Polemik aber vorwiegend als eine protestantische erscheint, ist sehr natürlich. Die Reformation hatte das Uebergewicht der äußern Macht gegen sich, darum mußte sie vornehmlich regsam sein, sich mit geistigen Waffen Bahn zu brechen und so reichen denn die katholischen Polemiker Emser, Murner, Cochläus und Nas nicht entfernt an Hutten oder Fischart. Der Letztere ist unstreitig der poetisch reichste, witzigste und der deutschen Sprache mächtigste. Sehr treffend ist, was Uhland über Fischart's Polemik im Vergleich zu der eines Hutten und Hans Sachs sagt. Die Polemik dieses hat mehr lebendige Frische und thatkräftigen Ernst, bei Fischart erscheint der Streit schon als ein verhärteter und wenig fruchtbarer. Hutten in weiterem, Hans Sachs in beschränkterem Kreise konnten hoffen, den Ueberzeugungen, die mit der vollen Macht der Neuheit in ihnen selbst wirksam waren, fortschreitend Bahn zu brechen; zu Fischart's Zeit standen die Parteien sich nach langwierigem Kampfe unverrückt gegenüber, man ereiferte sich, man neckte und ärgerte einander gegenseitig, ohne Hoffnung eines Sieges; nicht der Erfolg, nur die Polemik selbst konnte hier Befriedigung geben und da hatte denn auch die Satyre freien Spielraum.

Die noch übrigen Abschnitte der Uhland'schen Darstellung halten sich mehr, als die bis hierher besprochenen in kürzeren Umrissen. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir nicht eine für den Druck vollendete literaturhistorische Monographie, sondern Vorlesungen vor uns haben, bei denen der Semesterschluß sehr oft eine gedrängtere Darstellung der letzten Abschnitte erheischt. Der siebente Abschnitt behandelt die Lehr- und Strafgedichte, die sich vom Sprüchwort und kurzen Sinnspruch an zu Priemeln und endlich zu ausgeführteren Charakterbildern erweitern, in denen meist satyrische Schilderungen einzelner Stände, z. B. der Landsknechte, gegeben werden, während größere Dichtwerke, z. B. das „Narrenschiff" von Brand oder die „Schelmenzunft" von Murner, eine Gesammtauffassung der sittlichen Zustände, ein Ganzes der Lebensweisheit im Spiegel menschlicher Verkehrtheit bezwecken.

Noch kürzer ist der achte Abschnitt, welcher die Fabeln, Schwänke (Eulenspiegel, Schildbürger, Klaus Narr, Pfaff vom Kalenberg, Peter Leu) und Romane (Gargantua) behandelt. Im neunten Abschnitte, der über Schießsprüche bei den sogenannten Freischießen, sowie über Fastnachtspiele handelt, sind besonders die Mittheilungen über die ersteren von Interesse.

Hatte sich die Poesie des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, die schon oben eine dienende genannt wurde, in den erzählenden und dramatischen Dichtungen bisweilen zur Selbständigkeit einer etwas freieren Darstellung erhoben, so zeigt sie sich doch am meisten in ihrem eigenen Elemente in den volksmäßigen Gesängen, denen der letzte Abschnitt des Buches gewidmet ist, in den Volksliedern, die zwar auch wie die historischen Lieder aus der Mitte des Volks gesungen, die aber nicht wie jene lediglich in den Interessen und Bewegungen der Zeit befangen, sondern aus freier Lust, aus allgemein menschlicher Empfindung hervorgegangen sind. Die Poesie, die wir bis jetzt in mannichfachem Tagewerke, in Wort- und Waffenkampf, zuletzt noch im Festgetümmel sich abarbeiten sahen, hält jetzt ihren Feierabend; durch die stille, sternhelle Nacht vernimmt man bald die schwermüthige Weise eines alten Sagenliedes, bald den fröhlichen Gesang verspäteter Zecher, bald wieder die schmelzenden Töne zärtlicher Liebesklage.

Es ist zu bedauern, daß gerade dieser Abschnitt auf nur sieben Seiten seine Erledigung finden mußte; was aber auf diesen sieben Seiten geboten wird, macht um so begieriger auf die Abhandlungen zur Geschichte des Volksliedes, die einer der nächsten Bände aus Uhland's Nachlaß bringen soll.

Albert Richter.

Geheimnisse des Glücks.*)

Gewiß ein anziehender Titel, denn er macht die Erwartung rege, in den ihn an ihrer Stirn tragenden vier Bänden finde sich die Lösung eines Räthsels, welches zu allen Zeiten die gesammte Menschheit von der Wiege bis zum Grabe beschäftigte, die Achse ist, um welche sich stets die große und die kleine Welt gedreht. Ob es ein „Glück" wäre, wenn die Geheimnisse des Glückes bei einer Lectüre in der Sopha-Ecke mühelos erworben werden könnten, müssen wir bezweifeln, haben uns aber bei einer näheren Bekanntschaft mit den vorliegenden vier Bänden die beruhigende Ueberzeugung verschafft, daß von ihnen die Gefahr einer tiefeingreifenden sozialen Umwälzung noch nicht zu befürchten sei. Diejenigen, welche das Buch in die Hand nehmen in der Hoffnung, mystische, das Glück bannende Beschwörungsformeln oder auch praktische, auf Erfahrung gestützte Rathschläge zur Erlangung und Bewahrung desselben zu finden, werden sich getäuscht sehen — sie erfahren nichts Neues, sondern die alte, in unzähligen Liedern, Romanen, Komödien u. s. w. variirte, vom wirklichen Leben leider nicht in allen Fällen bestätigte Behauptung, das Glück bestehe in der Vereinigung der beiden getrennten, in steter Sehnsucht nach einander schmachtenden Hälften der Menschheit, mit Einem Worte in der ehelichen Verbindung zweier harmonisch gestimmter Seelen, von denen die eine in dem Körper eines Mannes, die andere in dem eines Weibes wohne.

Der Roman ist nach unserer Ansicht eine Kunstform, welche wie jede andere ihre bestimmten Regeln hat. Wird gerade auf diesem Gebiete hierbei am meisten willkürlich geschaltet, so kann dies durchaus für Keinen, welcher gegen die bestehenden Gesetze sündigt, als Rechtfertigung geltend gemacht werden; vielmehr hat die Kritik die ernste Pflicht, jeden einzelnen Fall zu besprechen und zu rügen. Ein arger Verstoß gegen die Kunstform scheint uns aber vom Verfasser dadurch begangen, daß er in einzelnen Sätzen und noch öfter in langen, mehrere Seiten umfassenden Abhandlungen uns seine Gedanken, Ansichten und Folgerungen mittheilt, wie etwa in der Fabel die Nutzanwen-

*) Roman in vier Bänden von Gustav vom See (G. v. Struensee). Berlin, Otto Janke, 1867.

dung. Die Nutzanwendung zu machen muß der Romanschreiber seinem Leser überlassen. Seine Gestalten müssen die verkörperten Träger seiner Ideen sein, ausgestattet mit Mark und Fleisch und Blut, aus deren Thun und Leiden dem Leser die Wahrheiten klar werden, welche der Schriftsteller in seinem Werke aufstellen und beweisen will. Er lege, was er zu sagen hat, seinen Helden und Heldinnen in den Mund, jedoch so, daß jedes Wort, was gesprochen wird, als Nothwendigkeit, nicht gemacht, nicht mit Absicht herbeigezogen scheine, aber nie stelle er sich das Armuthszeugniß aus, daß seine Darstellung nicht zum Verständniß genüge und er selbst redend auftreten und des Breiteren auseinandersetzen müsse, was er eigentlich ausdrücken, wovon er überzeugen gewollt hat.

Eine zweite Forderung, die wir an den Roman stellen, ist, daß sämmtliche darin vorkommende Episoden, Schilderungen und Beschreibungen nicht ihrer selbst willen da sind, sondern einen von der innersten Nothwendigkeit bedingten, unentfernbaren Stein im Bau des Gesammtwerkes bilden. Der Schriftsteller hat das Recht, jede ihn interessirende Begebenheit, die Schilderung von Gegenden, Gebäuden, Sitten, Gebräuchen ꝛc. seinem Werke einzuflechten, aber er hat auch zugleich die Pflicht, dies in einer Weise zu thun, daß Alles harmonisch aus der Anlage hervorgewachsen, nichts willkürlich hineingetragen erscheine. Solcher unverarbeiteter Momente giebt es nun aber in dem in Rede stehenden Buche eine Menge.

Treffen die bisher gemachten Ausstellungen die Novelle und den Roman gemeinsam, so müssen wir uns nun zu einem Punkte wenden, den wir in der Novelle hingehen ließen, der uns aber im Roman unzulässig erscheint. Die Novelle kann auf einen kleinen Kreis beschränkt bleiben, einen einfachen, sogar einen unbedeutenden Stoff behandeln; der Roman muß auf breiterer Grundlage ausgeführt, eine ernste Gedanken-Arbeit sein, er muß wichtige, die gesammte Menschheit oder wenigstens das Wohl einzelner Völker, Länder oder Städte betreffende Fragen in dichterischer Form zur Erörterung und zum Austrag bringen. Was aber ist die Fabel dieses sogenannten Romans? Sie ist mit wenigen Worten erzählt: Edmund, der Sohn des reichen Banquiers Saarburg, heiratet Leonie, die Tochter des Stadtraths Dornbach, der als Banqueretteur sein Leben durch Selbstmord geendet, während sein Freund, der Doctor Bernhard Werden, ein armer Arzt, die einzige Tochter des Obersten und Rittergutsbesitzers Baron von Bartenstein heimführt. Beide junge Männer thun dies übrigens in direktem Widerspruch mit ihren Grundsätzen, denn Edmund hat in einer langen Auseinandersetzung dargethan, daß er, vermöge seiner Lebensstellung, Ansichten und Gewohnheiten, nie eine arme Frau heiraten könne, und Bernhard in vielen sehr schön und edel klingenden Phrasen versichert, seine Begriffe von Ehre würden ihm stets verbieten, um ein reiches Mädchen zu werben. Zu dieser Inconsequenz bringt Beide natürlich die Macht der Liebe, auf welcher ja das Geheimniß des Glückes, mithin das ganze Buch beruht; wir möchten uns deshalb, wenn auch etwas zögernd, in das Unvermeidliche fügen, wenn es nur bei dieser Einen Inconsequenz bliebe.

Die einzigen consequent durchgeführten Charaktere des Buches sind Oberst von Bartenstein und der Thalmüller, trotz oder vielleicht wegen seiner schnell vorübergehenden Erscheinung; aber wir müssen zum Schluß noch die Frage aufwerfen, weshalb der Banquier und sein Sohn in den beiden ersten Bänden Saarburg, in den beiden letzten Saalfeld heißen? Der Fehler mag auf Seiten der Correctors sein; immerhin fällt er mit auf den Schriftsteller zurück, indem er der Arbeit das Gepräge einer den Leser verletzenden und ihn zerstreuenden Nachlässigkeit ausdrückt.

Trotz aller gerügten Mängel, glauben wir indeß, daß das Buch ein größeres Publikum finden werde, denn es hat, die ermüdenden moralisirenden Stellen, welche sich ja überschlagen lassen, abgerechnet, Einen Vorzug — es unterhält.

J. H.

Brasilien.

J. J. von Tschudi in Brasilien.*)

I.

Das Diamantenland.

Der erste Band von Tschudi's Reisen in Südamerika ist zur Zeit in diesen Blättern besprochen worden. Jetzt liegt uns der zweite Band vor. Ueber den Werth des Tschudischen Buches brauchen wir uns nicht näher auszusprechen, da er hinreichend anerkannt worden ist und es unserer Empfehlung nicht bedarf.

Wir heben hier vornehmlich nur Einiges heraus, was für einen größeren Leserkreis Interesse haben kann, und wollen zunächst von dem Diamanten-Lande sprechen, das der Verfasser besucht hat und in diesem Bande ausführlich schildert. Die von ihm beschriebene Route ging von Ouro-Preto, einer etwas nordöstlich von Rio-Janeiro gelegenen Stadt, nach Diamantina, von da nach dem durch Avé-Lallemant's Schilderungen berüchtigt gewordenen Mucury, nach Philadelphia und wieder nach der Hauptstadt des Landes zurück — eine Route, die, trotzdem sie auf der Karte nicht sehr bedeutend aussieht und nur einen kleinen Theil jenes ungeheuren Reiches durchmaß, doch großen Muth erforderte und mit den ungeheuersten Strapazen verbunden war. Der amerikanische Urwald mit seinem tropischen Klima ist für den nordischen Fremdling kein angenehmer Aufenthalt, und die Verkehrsmittel stehen dort vielfach noch auf dem Standpunkte urthümlichster Einfachheit.

Diamantina, die Stadt des Edelstein-Distriktes, trägt einen von allen anderen brasilischen Städten abweichenden Charakter. Die Bauart der Häuser, die Anlage des Ganzen mag ziemlich dieselbe sein, aber das hier herrschende Leben ist gründlich verschieden.

Es ist nicht genau zu ermitteln, wann Diamantina gegründet wurde. Man nimmt an, daß es ungefähr um das Jahr 1715 geschehen sei, indem sich einige Begleiter von Sebastiâo Lema do Prado, der bis an den Rio Manso vordrang, dort niedergelassen haben mögen. Der genannte Goldsucher fand die ersten Diamanten, ohne ihren Werth zu kennen, und bediente sich der glänzenden Steinchen jahrelang als Spielmarken. Mehrere davon kamen nach Lissabon, und dort soll sie der holländische Konsul, der sie zufällig sah, als Diamanten erkannt haben. Doch giebt es auch andere Versionen hierüber. So viel ist sicher, daß das Vorkommen von Diamanten in Minas gerade um das Jahr 1728 oder 1729 dem Hofe von Lissabon bekannt wurde. Am 8. Februar 1730 erging ein königlicher Befehl an den Gouverneur der Minen-Distrikte, die gemachte Entdeckung möglichst für die Krone auszubeuten. Demnächst wurde von dem Letzteren eine

*) Reisen durch Südamerika, von J. J. v. Tschudi. II. Bd. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1866.

Abgabe von 5 Milreis für jeden Diamanten waschenden Sklaven festgesetzt. Da der Steine immer mehr gefunden wurden, so stieg diese Steuer schon im nächsten Jahre auf 20 Milreis, 1733 auf 25, 1734 auf 40, 1739 sogar auf 230 Milreis. Außer andern strengen Maßregeln, die man traf, wurde verordnet, jeden Diamanten über 20 Karat Gewicht an die Krone abzuliefern. Die Gränzen des Distriktes wurden (1733) genau bestimmt und daraus alle freien Neger, Mulatten und liederlichen Weiber verbannt. Ohne Erlaubniß der obersten Behörde war es Niemandem gestattet, denselben zu betreten. Mit schwerer Strafe war es verpönt, anderswo als im Arrayal de Tejuco (1734), dem Wohnsitze des Intendanten, Diamanten zu kaufen. Aus dem Dorfe Tejuco erwuchs die spätere Stadt Diamantina. Die übermäßige Kopfsteuer für steinesuchende Neger vom Jahre 1739 drohte der ganzen Industrie ein Ende zu machen, da unter diesen Umständen Niemand mehr graben lassen wollte. Daher entschloß sich die Regierung, die ganze Diamanten-Gewinnung in Pacht zu geben. Eine dreißigjährige Erfahrung belehrte sie, daß sie von jedem Pächter betrogen und bestohlen wurde; sie nahm deshalb 1771 den Bergbau in eigenen Betrieb und regelte ihn durch ein Reglement, unterzeichnet vom Könige José I. und seinem Minister Pombal. Es enthält 54 Artikel und ist in einem Geiste verfaßt, den man als „einen türkischen" bezeichnet hat. Es ist Pombal's Werk. Die raffinirteste Habsucht, die vor keiner Härte und Ungerechtigkeit zurückschreckt, spricht daraus.

Mit der Unabhängigkeits-Erklärung Brasiliens hörte natürlich dieses königliche Privilegium auf, welches den Intendanten jenes Bezirkes zum Pascha gemacht und Leben und Eigenthum aller Einwohner in seine Hand gegeben hatte. Durch die nicht nur gestatteten, sondern sogar gebotenen Denunciationen mußte die Moral der Bevölkerung ganz untergraben werden. Sie waren das beste Mittel, um persönlichen Haß und Rache zu befriedigen. Der redlichste Mann konnte auf diese Weise in's tiefste Unglück gestürzt werden. Gewöhnlich wurden die unglücklichen Opfer der Verleumdung nach der fieberreichen Westküste von Afrika deportirt. Es kamen empörende Scheußlichkeiten vor und doch wurde der Zweck nicht erreicht; die Contrebande mit Edelsteinen bestand dennoch; Unschuldige wurden in's Verderben gestürzt, während die wirklichen Schleichhändler durch raffinirte List meist unbestraft davon kamen.

Gegenwärtig kann Jeder Diamanten suchen, der Zeit, Lust und Geld dazu hat. Die Abgabe, die der Diamantenwäscher zu zahlen hat, ist gering; von den außer Landes gesandten Diamanten wird nur ½ Procent des Werthes Exportzoll erhoben.

Den Ort, wo man Diamanten sucht, nennt man Lavra (Mine) oder Serviço, und man unterscheidet Lavras do Rio (in noch rinnenden Flußbetten), Lavras do Campo (in früheren Flußbetten, die jetzt trocken liegen). Im Falle man in einem Rinnsale Diamanten vermuthet, leitet man das Wasser entweder ganz in ein anderes Flußbett oder dämmt es in der erforderlichen Strecke der Länge nach in der Mitte ab. Hierauf wird das taube Geschiebe (Cascalho bravo) abgeräumt, bis man auf die darunter liegenden Gesteinlager aus verwittertem Schiefergestein kommt. Denn harte Felsarten finden sich hier nicht. Hierunter liegt der Cascalho virgem, das Diamant führende Gestein, welches größtentheils aus rundlichem oder flachem, glattgeschliffenem Geschiebe, aus Rollsteinen, besteht. Manchmal trifft man auf diese Schicht bereits in der Tiefe von wenigen Fuß, öfters aber muß man wohl 20—25 Fuß tief gehen, was bedeutenden Aufwand von Geld, Zeit und Arbeit erfordert. Um das eindringende Wasser zu entfernen, muß man sich vielfach der Pumpen bedienen und kann dabei fast nur die trockene Jahreszeit zum Ausgraben des Cascalho virgem benutzen. Als Arbeiter bei diesem Geschäft werden fast ausschließlich Neger verwandt. Sie fassen das genannte Gestein in eigene hölzerne Gefäße (carombés) und tragen es an den Ort seiner Bestimmung, wo es in Haufen geschlagen und während der Regenzeit gewaschen wird.

Die Formationen, in denen man den Diamanten findet, sind dabei auch goldhaltig, aber nach den verschiedenen Fundorten verschieden. Vornehmlich sind es Schmirgelarten (Esmeril), Thonarten, Quarzschiefer u. s. w. Zugleich findet man darin zahlreiche Halbedelsteine, wie Anatas, Cyanit, Chrysolith, Jaspis, Chalcedon, Turmalin, ferner Quarzkieselschiefer, Eisenglanz, Brauneisenstein; namentlich ist letzterer fast der unzertrennliche Begleiter des Diamanten.

Auf der ganzen Chapada von Diamantina nach San João sind an unzähligen Stellen kleinere und größere Diamantenlager gefunden und zur Zeit der portugiesischen Herrschaft beträchtliche Quantitäten dieser Edelsteine gewonnen werden. Die Bearbeitung derselben geschieht durch Eröffnen von Laufgräben, genau, wie dies auf den Lavra's der Taboleiras, d. h. in den Ufer-Niederungen geschieht, wo man kein Wasser abzudämmen oder abzuleiten hat. Große Arbeiten werden auf dieser Strecke nur an wenigen Stellen ausgeführt. Das Gewinnen der Diamanten in diesem Terrain ist fast ausschließlich in den Händen der Faiscadores. So nennt man die ärmeren Diamantensucher, die mit geringen Kräften, meist nur mit ihren Familien, dies Geschäft treiben. Es ist hierfür ein Schein von jährlich 2 Milreis zu lösen, wobei gestattet wird, auch mit Negern zu arbeiten.

Die Faiscadores führen in der Regel ein höchst armseliges Leben und plagen sich gewaltig für eine ziemlich armselige Ausbeute. Manchmal wird Einer durch einen guten Fund für mehrere Jahre Mühe entschädigt; solche Fälle sind aber selten. Die größte Schwierigkeit, mit welcher diese armen Leute zu kämpfen haben, ist der Mangel an Wasser für's Auswaschen der Steine. Man fängt gewöhnlich das Wasser der Regenzeit in Teichen auf; aber trockene Jahre stören häufig die Arbeit und zwingen, bis zur nächsten Regenzeit zu warten.

Das ergiebigste Diamantenlager ist in jetziger Zeit das einzig in seiner Art dastehende von São João do Barro, welches Herr v. Tschudi sehr ausführlich schildert. Auch wird eine Abbildung davon gegeben. Es waren damals 120 Neger darin beschäftigt, die im Dienste einer zur Ausbeutung gebildeten Gesellschaft stehen. Die Neger verrichten diese überaus beschwerliche Arbeit aus zwei Gründen gern, erstens, weil sie dabei Gelegenheit haben, Diamanten zu stehlen, zweitens, weil es ihnen an Sonn- und Festtagen gestattet ist, für sich selbst zu suchen — freilich nur an Stellen, die keinen Besitzer haben. Natürlich gelten alle gestohlenen Diamanten als Sonntagsfund. Die Neger kennen die Preise der Steine ziemlich genau und sind keineswegs geneigt, dieselben leichthin wegzugeben; indessen sparen sie nur in seltenen Fällen das gelöste Geld, um sich später frei zu kaufen, sondern jagen es lieber in der Form von Cachaza durch die Gurgel. Harte Züchtigungen wegen Diebstahl oder Trunkenheit sind an der Tagesordnung. Fluchtversuche müssen durch strenge Ueberwachung gehindert werden. Dabei macht die Gesellschaft keineswegs ein glänzendes Geschäft; der Gewinn des Producenten ist gering, desto größer der des Händlers, der meist ein steinreicher Mann wird. Wäre die Sache besser organisirt, wäre die technische Leitung besser und hätte man zweckmäßige Hülfsmaschinen, so könnten bedeutende Ersparnisse und andere Vortheile errungen werden.

Die Zusammenstellung der Ansichten, die man über die Entstehung der Diamanten gehegt hat und noch hegt, wird man mit Interesse lesen. Daß er vorwiegend aus Kohlenstoff besteht, ist so gut wie gewiß. Man entscheidet sich immer mehr dafür, daß dieser Stein einen vegetabilischen Ursprung habe. Petzold will in den schwarzen Flecken im Inneren mancher Diamanten organische Gewebe, Pflanzenzellen erkannt haben; Liebig hält ihn für ein Zersetzungsprodukt vegetablischer Substanzen, deren chemische Grundlagen Kohlenstoff und Wasser sind; ähnlich urtheilen Wilson, Jameson und andere Chemiker.

Uebrigens wird auch Betrug getrieben. Das Nachmachen alter Statuen, Münzen, Gemmen in den Kulturländern der alten Welt hat hier ein Gegenstück gefunden. So haben z. B. Diamanten, die in Itacolumit eingewachsen sind, einen bedeutenden Werth für naturwissenschaftliche Sammlungen und werden solche Stücke theuer bezahlt. In Diamantina giebt es einen gescheidten Kopf, der dafür sorgt, daß diese Formation nicht verloren gehe. Er nimmt Itacolumit-Stücke, feilt an der passenden Stelle ein Loch und setzt mit Beihilfe einer Art Leimes einen Diamanten so geschickt ein, daß er völlig festsitzt und daß kaum ein geübter Kenner den Betrug entdecken kann. Mehrere russische Sammlungen (vielleicht auch andere) sind mit solchen Probestücken beglückt, die ein schönes Stück Geld gekostet haben.

In früherer Zeit machte fast Jedermann in Diamantina Geschäfte mit Diamanten, sogar die Damen, welche dieses Geschäft mit großer Vorliebe betrieben. Zwei große Handelskrisen, die 1853 und 1857 eingetreten, haben den Eifer bedeutend gekühlt, aber doch nicht ausgelöscht. Gegenwärtig betreiben die jungen Leute besserer Familien noch immer diesen Handel, und bei den Dandies ist er eine Leidenschaft, wie bei ihren europäischen Genossen Moden, Hunde oder Pferde. Ihre Brieftasche ist stets mit Diamanten versehen. Die herumziehenden Aufkäufer, welche die Minen bereisen, nennt man Capangueiros. Sie treiben das Geschäft auf eigene Rechnung und Gefahr oder im Auftrage von Großhändlern. Oft machen sie einen bedeutenden Gewinn; nicht selten aber haben sie bei dem sehr schwankenden Course der Diamanten-Preise bedeutende Einbuße. Denn die Bestimmung derselben ist natürlich von vielen Zufälligkeiten abhängig.

Italien.

Aus der Geschichte von Florenz, nach Massimo d'Azeglio.*)

Die bei Brockhaus in Leipzig erscheinende', namentlich mit Autoren der romanischen Sprachen reich ausgestattete Bibliothek ausländischer Klassiker hat im Laufe des vergangenen Jahres mehrere ältere Werke italiänischer Dichter neu aufgelegt, von denen besonders Eines durch Inhalt, wie durch Form wohl berechtigt ist, den besten Werken der neueren italiänischen Literatur beigezählt zu werden, und daher gewiß auch in Deutschland mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden wird. Es ist dies der Roman Massimo d'Azeglio's: „Niccolò de' Lapi."

Der leider vor einem Jahre verstorbene bedeutende Staatsmann Italiens, dessen Memoiren („Ricordi") kürzlich in Florenz erschienen, giebt uns im vorliegenden historischen Roman ein Stück Geschichte der Stadt Florenz, der Stadt, die in dem von jeher von Parteikämpfen zerrissenen Lande auch in dieser Hinsicht die erste Stelle einnimmt.

Das Haus der Mediceer, das sich trotz seiner sprüchwörtlich gewordenen Kunst- und Prachtliebe durch den Druck seines Uebermuthes dem Volke verhaßt gemacht hatte, konnte sich in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nur noch durch die Hilfe des Papstes in Florenz erhalten. Als aber dessen Einfluß in den Kriegen zwischen Franz I. und Karl V. gebrochen war, als die von Karl von Bourbon geleitete gräßliche Zerstörung Roms, (die mit den lebendigsten Farben im Buche geschildert wird) Clemens VII. 1527 zum Gefangenen in der Engelsburg machte, da benutzten die Florentiner dieses Ereigniß, um die verhaßten Mediceer zu vertreiben.

Drei Jahre später, als der Friede zu Cambray zwischen Kaiser Karl V. und dem Papst wieder Freundschaft hergestellt hatte, vereinigten sich diese Beiden auch sofort, um die Herrschaft der Mediceer den Florentinern wieder aufzuzwingen. Erst nach zehnmonatlicher Belagerung durch deutsche, spanische und — italiänische Soldtruppen gelang es, und zwar hauptsächlich durch den Verrath Malatesta's, den tapfern Widerstand der unglücklichen Stadt zu brechen.

Die Geschichte dieser Belagerung ist es, die Massimo d'Azeglio uns giebt, indem er an den Geschicken der Familie Niccolò de' Lapi's, eines hochgeachteten Kaufmannes und Hauptes der Volkspartei, das Schicksal der übrigen Florentiner ahnen läßt. Viel, unwiederbringlich viel ging zu Grunde bei diesem Siege des Papstes, denn mit ihm siegte sein ganzes System, das System der Unfreiheit und des Gewissenszwanges, während in Savanarola, dem Haupte der Widerstandspartei, ein Vorkämpfer des Protestantismus im eminenten Sinne und aller fortgeschrittneren Ideen zu Grunde ging. — Savanarola selbst war zur Zeit der Belagerung zwar schon todt, aber in Niccolò de' Lapi hatte er einen würdigen Nachfolger und sein Geist war noch lebendig im Volke. Auf welcher Seite d'Azeglio mit dem Herzen steht, das fühlt man schon der kurzen Schilderung der beiden Parteien an, die dem Buche seinen zweiten Titel gegeben haben.

„Diejenigen unter den Bürgern, die sich im Schatten des Hauses Medici bereichert hatten oder zu Aemtern und Würden gelangt, waren meist Lebemänner, dem Vergnügen und dem Scherze zugethan, und auch Viele unter den Volksleuten, Arbeiter, denen die großen Ausgaben der Familie Medici Gewinn gebracht, hatten ihre Vertreibung mit Schmerz gesehen, und ergriffen eifrig die Gelegenheit, ihre Rückkehr zu begünstigen. Ihre Partei nannte sich von dem Wappen der Medici (sechs rothe Kugeln im goldenen Felde) die Palleschi.*) Diese kümmerten sich wenig um Freiheit; sie liebten ein heiteres Leben und die Ungebundenheit der Sitten, die sie unter der Mediceischen Herrschaft genossen hatten.

„Ihre Gegner, Schüler und Anhänger Fra Girolamo Savanarola's und seiner strengen Lehre, predigten und übten die höchste Sittenreinheit, zeigten Abscheu selbst gegen Späße und manche erlaubte Vergnügungen und begünstigten die Demokratie im ausgedehntesten Sinne des Wortes. Die Gewohnheit, immer Maximen der Moral und Lehren der Enthaltsamkeit im Munde zu führen und beständig die Ausschweifungen des weltlichen Lebens zu beklagen, war die Ursache, daß sie die Pragnoni genannt wurden.**)

*) Massimo d'Azeglio: Niccolò de' Lapi, o i Pragnoni e i Palleschi. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1866.

*) Kugler; von palla = die Kugel.

**) Von pragnere, klagen, winseln, also eigentlich: Winseler. Viele Züge dieser Sekte erinnern an die Puritaner. Im heutigen England

„Ob der Eifer für Religion und Freiheit in Jedem ganz aufrichtig war, oder ob er nicht Manchem dazu diente, gewaltsame und ehrgeizige Pläne zu bemänteln, wer möchte das behaupten wollen? Haben doch zu jeder Zeit die Parteihäupter auf ihre Fahne geschrieben: „Wir wollen Religion, Freiheit und Gerechtigkeit für Alle!" Und so haben sie Anhänger gefunden, während, wenn sie das geschrieben hätten, was in vielen Fällen die Wahrheit war: „Wir wollen Religion, die uns nütze, Freiheit für uns allein und Gerechtigkeit nach unserer Weise," sie keine Anhänger gefunden haben würden." —

Eine wahrhaft erhabene Greisengestalt, steht dieser fast neunzigjährige Niccolò de' Lapi vor uns, voll begeisterter Gluth reinster Vaterlandsliebe, eine Mahnung zur Buße mitten in der leichtfertigen Welt, die ihn umgiebt. Schlag auf Schlag sehen wir die Unglücksfälle auf ihn niederschmettern. Seine Söhne fallen, Einer nach dem Anderen, in den blutigen Kämpfen, Lisa, seine jüngste Tochter, wird von einem vornehmen Wüstling aus den Reihen der Palleschi entehrt und hintergangen und endlich, nachdem er die Niederlage der Stadt erblickt, für deren Befreiung er Gut und Blut eingesetzt hat, geräth er selbst in die Gefangenschaft seiner Feinde, wird auf die Folter gespannt und zuletzt noch hingerichtet. Aber bis zur letzten Minute triumphirt der Geist über das schwache Gefäß, weil es eben ein wahrhaft heiliger Geist ist, der den edlen Greis erfüllt und über das Leben mit seinen Kämpfen und Mängeln hinweghebt.

Auch die anderen Figuren des Buches nehmen unser ganzes Interesse in Anspruch, besonders der Liebhaber, der noch ein solcher im vollen Sinne ist, denn d'Azeglio glaubt noch an seine Helden und ihre Empfindungen, was man in so mancher neueren Erzählung ganz vermißt. Lamberto ist ein junger Kaufmann, der im Seidengeschäft Lapi's angestellt ist, von dem er auch erzogen worden.

„Wenn sich der Leser das Bild Lamberto's vergegenwärtigen will, so stelle er sich einen Jungling vor, hoch von Wuchs und durch das vollkommenste Ebenmaaß aller Glieder zu Allem befähigt, was ein Mensch von Geschick und Kraft zu leisten im Stande ist. Dies genüge für das Physische. Was das Moralische betrifft, so hatte die Natur ihn mit einer Gabe ausgestattet, die sie ihren Günstlingen mitgiebt, denjenigen, welche sie ohne Rücksicht auf Stand oder Vermögen zu großen Unternehmungen bestimmt hat, einer Gabe, die man als die Liebe, ja die Leidenschaft zur Vervollkommnung bezeichnen kann, den fruchtbaren Samen zu schönen Handlungen und großen Tugenden, zu jeder Erhabenheit menschlichen Handelns. Diese Gabe ist zugleich ein strenger Richter aller unserer Handlungen, ein Sporn, der uns beständig antreibt — diese Gabe ist eine Qual der Seele und des Lebens und doch eine Quelle so vieler Wonne! Ist sie vielleicht die Spur jenes göttlichen Hauches, mittelst dessen Gott den Menschen aus dem Nichts gerufen hat?" — In diesem Sinne ist die ganze Schilderung des jugendlichen Helden durchgeführt und keine seiner Handlungen widerspricht dem edlen Grundzuge seines Wesens. — Auch seine Geliebte, Laudomia, die älteste Tochter Niccolò's, hat der Dichter in anziehendster Weise zu schildern gewußt. Ihre jungfräuliche Zartheit und Reinheit, ihre hingebende Liebe und Treue und die großartige Selbstverleugnung, die sie aus Liebe beweist, ihr stilles, segensreiches Wirken im Hause, Alles ist mit großer Liebe dargestellt! Auch einzelne komische Figuren, wie z. B. Fansella, der schon in dem früheren Romane d'Azeglio's, Ettore Fieramosca, eine Rolle spielte, sowie ein deutscher Landsknecht, sind mit Leben und Wärme geschildert.

Was die Darstellung betrifft, so schließt sich d'Azeglio ganz der Schule Manzoni's an, dessen Schwiegersohn er übrigens war. Wie allen Dichtern dieser Schule, ist auch ihm eine gewisse Weichheit und Keuschheit eigen; seine Dichtungen athmen die stille Sehnsucht eines gottinnigen Gemüthes nach dem ewigen Frieden, ein sanfter Wehmuthshauch ist darüber ausgegossen. Letzterer hauptsächlich wohl bedingt durch die politische Lage des Vaterlandes, für welches d'Azeglio, wie seine Gesinnungsgenossen, eine leidenschaftliche Liebe hegte.

Dieses Buch ward zu einer Zeit geschrieben, da es den Besten des italiänischen Volkes nur vergönnt war, in Liedern, in Kunstwerken, und auch da nur verhüllt, ihre Vaterlandsliebe auszusprechen, wo alle Kraft im Volke zurückgedrängt lebte und nur Sicherheitsventile eine Explosion verzögerten. — Wohl denen, die da mit Tasso sagen konnten:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide!"

Was d'Azeglio's Schilderungen außerdem so besonders anziehend macht, ist die malerische Deutlichkeit, mit der er Menschen wie Gegenden, Geräthe, Rüstungen, Gebäude vor uns hinzustellen weiß. — Der bedeutende Staatsmann war nämlich zu gleicher Zeit einer der bedeutendsten Maler des neuen Italiens, ja er ist der, welcher zuerst die „historische Landschaft" in Italien heimisch machte.

Ein deutscher Gelehrter, Karl Witte, erzählt, daß auf einer Ausstellung, die in den dreißiger Jahren in Mailand stattfand, ein Bild seine Aufmerksamkeit in hohem Grade fesselte durch seines Verständniß und glänzendste Wirkung ohne alle Effekthascherei. „In einer abgelegenen Bergschlucht, unter umschattenden Bäumen, trifft ein glänzender Lichtstrahl eine malerische Gruppe. Einen schwerverwundeten Krieger, den Rüstung und Abzeichen als einen der Ersten eines Kreuzfahrerheeres erkennen lassen, umstehen trauernd die Besten der Schaar, die ihm in das gelobte Land gefolgt sind. In der Tiefe ein Bergstrom, dessen Schlucht ein anderer, anscheinend versprengter Heerhaufe mit dem Kreuzespanier durcheilt. Das Ganze einleuchtend, glänzend, so zu sagen Theilnahme erzwingend." — Zu seiner Ueberraschung erfuhr Witte einige Tage später von d'Azeglio selbst, daß er der Autor jenes Bildes sei. Damals die Kunst nur als Dilettant betreibend, lehnte d'Azeglio jedes Lob bescheiden ab. — In die politischen Kämpfe seiner Vaterstadt eng verwickelt, bekleidete d'Azeglio, nachdem er in den Kriegen der Jahre 48 und 49 sich ausgezeichnet hatte und schwer verwundet worden war, das Amt eines Gouverneurs von Mailand. Durch seine Mäßigkeit und Besonnenheit den extremen Parteien gegenüber hatte er die Möglichkeit besserer Tage gerettet. — Nachdem er auch hiervon sich zurückgezogen, ergriff er Pinsel und Palette wieder, nicht nur um die wiedergewonnene Muße würdig auszufüllen, sondern auch um mit der Arbeit seiner Hände zu den Kosten des Hausstandes einen Beitrag zu liefern.

Schmerzlich bleibt der Gedanke, daß er, wie so manche andere Helden des italiänischen Befreiungskampfes, nicht mehr die Erfüllung seiner heißesten Wünsche begrüßen durfte.

---

werden die sittenstrengen Methodisten spottweise Ranters genannt, was mit piagnoni ungefähr dieselbe Bedeutung hat.

Frankreich.

Soll man Voltaire ein Denkmal setzen?

Bekanntlich hat man vor Kurzem in Paris die Idee angeregt, eine Subscription zu eröffnen, um Voltaire ein Ehrendenkmal zu errichten. Diese dem Verfasser des Dictionnaire philosophique zugedachte Auszeichnung hat in verschiedenen französischen Blättern einen solchen Sturm erregt, daß ein Berichterstatter im Journal des Débats mit Recht die Frage aufwirft, was wohl das Ausland sagen werde, wenn es sehe, wie die Franzosen ihre berühmten Männer mißachten und mißhandeln. Es ist hier mit der Vertheidigung Voltaire's zugleich die Züchtigung der heuchlerischen Gegner desselben auf eine so feine Weise verbunden, daß wir glauben, es werde Folgendes, das wir daraus entnehmen, auch in Deutschland mit Interesse gelesen werden.

Voltaire hat sein Sündenregister, worin der Unwille der Parteien, die das Unglück hatten, auf einen so schrecklichen Gegner zu stoßen, alle Anklagen, welche der Haß und die Rache nur auffinden konnten, sorgfältig verzeichnet hat. Auch Molière hat ein solches Register, die gerechte Strafe für sein Verbrechen, daß er den Tartuffe und den Don Juan geschrieben. Jedesmal, wenn bei irgend einer Gelegenheit die Rede auf einen dieser Männer kommt, schlägt man ihr Sündenregister auf und wiederholt immer dieselben Geschichtchen. Das Sündenregister Voltaire's ist unstreitig das reichere. Es enthält von Allem etwas: ein wenig Wahrheit, viele Lügen und noch viel mehr Dummheiten. Es ist ein heiliges Pfand, das von Hand zu Hand wandert und das jede Generation mit neuen Beiträgen zu vermehren sucht, ganz entgegengesetzt der Vorschrift des Dichters, der empfiehlt, wenig hinzuzufügen und viel auszustreichen. Man hat zu unserer Zeit kaum etwas gestrichen, als die Anekdote, die noch vor einigen Jahren ziemlich allgemein erzählt wurde, von dem in einem Anfalle von Wuth sterbenden Voltaire. Dafür hat sich in den letzten acht Tagen das Register um einen Auszug aus dem Ami du peuple vermehrt, worin Voltaire von Marat als Aristokrat behandelt wird, und um einige Citate, welche beweisen, daß der Verfasser des Candide nicht verstanden habe, Französisch zu schreiben. Die Mißachtung Marat's giebt Voltaire den Gnadenstoß. Einmal durch den Ami du peuple unter die Aristokraten versetzt — welcher Schriftsteller würde nicht für immer die Achtung der ehrlichen Leute verscherzt haben?

Faßt man die verschiedenen Vorwürfe vereint zusammen, so folgt daraus, daß Voltaire durchaus nicht vollkommen gewesen ist. Und, aufrichtig gesagt, wir sind ganz mit diesem Resultat einverstanden, um so mehr, als es weder unser Geschmack, noch unsere Gewohnheit ist, die Leute heilig zu sprechen. Voltaire lebte in einer Zeit, in welcher man nicht ohne Gefahr die Wahrheit sagen durfte. Er wurde zweimal in die Bastille gesetzt, und da er, wie er selbst sagt, es nicht gern hatte, daß der Staat sich um seine Wohnung bemühe, und er doch auch nicht das Schreiben aufgeben wollte, so erkaufte er sich durch einige Schmeicheleien den Schutz der Mächtigen des Tages. Das war in der That ein Unrecht; aber seine Zeit glich nicht der unserigen. Man weiß, daß es heute keine feilen Federn und Charaktere mehr giebt und daß das vitam impendere vero die Devise des Jahrhunderts geworden ist. Freuen wir uns unseres moralischen Fortschrittes, aber ohne Stolz, und zeigen wir für die Schwächen einer anderen Zeit die Nachsicht, welche die Strenge der Tugend mildert.

Voltaire hat ferner ein Gedicht verfaßt, das er besser hätte ungeschrieben lassen sollen, und ich habe durchaus nicht die Neigung, ihn deshalb zu rechtfertigen. Aber wenn er Jeanne d'Arc verhöhnt hat, wer hat sie verbrannt? Ich überlasse es den frommen Journalen, auf diese Frage zu antworten. Es ist endlich wahr, daß, wenn man in gewissen Korrespondenzen Voltaire's, die durchaus nicht für den Druck bestimmt waren, nachsucht, man viele übertriebene Darstellungen, voreilige Urtheile, paradoxe Behauptungen und freie Aeußerungen findet, die um so natürlicher bei einem so reizbaren und lebhaften Geiste sind, als er glaubte, sich rücksichtslos gegen Freunde aussprechen zu dürfen. Heute, das versteht sich von selbst, kommt dergleichen nicht mehr vor. Wir verstehen es, uns überall zu mäßigen; Unwille oder üble Laune reißen uns nicht mehr hin. Jeder kann ganz laut vor dem versammelten Volke das wiederholen, was er den Tag vorher an seinen intimsten Freund geschrieben oder in einer vertrauten Gesellschaft gesprochen hat. Das ist auch ein Fortschritt unserer Zeit, daß wir uns zur Warnung dienen lassen, was einst jener berühmte Richter sagte: er brauche nur zehn beliebige Zeilen, die ein Mensch geschrieben, um ihn an den Galgen zu bringen.

Allein, wenn man uns auch zeigt, daß Voltaire, wie Jedermann, seine Schwächen und Unvollkommenheiten hatte; wenn man auch seine spöttischen Bemerkungen citirt, seine Schmeicheleien an die Pompadour und an Friedrich II. anführt: was hat man damit bewiesen? Daß er in seinen Fehlern dem großen Haufen geglichen. Aber nicht seine Fehler, sondern seine guten Eigenschaften und Vorzüge drücken ihm den besonderen Stempel auf, geben ihm seine eigenthümliche Physiognomie und machen ihn zu einer Persönlichkeit, die in der Geschichte der Menschheit einen eigenen Platz einnimmt. Sprecht Ihr mir von einem Voltaire, der seine Mängel und Untugenden hatte, so sprecht Ihr mir von einem gewöhnlichen Menschen, der mich durchaus nicht interessirt. Ich kenne nur einen Voltaire, der durch seinen wunderbaren Verstand einzig dasteht. Sagt Ihr mir, es habe einen Mann gegeben, dessen Einfluß auf seine Zeit so groß war, daß man ihn ohne Uebertreibung den König des 18. Jahrhunderts nennen könnte, so weiß ich gleich, wen Ihr meint. Fügt Ihr noch hinzu, daß dieser Mann derjenige gewesen, in welchem sich der französische Geist am glänzendsten verkörpert hat, so wird Niemand in Zweifel sein, von wem Ihr sprecht. Sagt Ihr noch, daß Keiner mehr dazu beigetragen habe, die Ideen der Gleichheit, der Gerechtigkeit und der Duldung zu verbreiten, daß er diesem undankbaren Geschäfte sein langes Leben gewidmet, daß er in seinem edlen Herzen die Leiden der Unterdrückten tief empfunden und seinen Unwillen ohne Furcht laut geäußert, daß er in dem unversöhnlichen Kampfe, den er gegen die Mißbräuche, die Laster und die Barbarei der alten Gesellschaft führte, wechselweise den einschneidendsten Spott und die lebendigste Beredtsamkeit entfaltet habe — sagt Ihr alles dieses, so wird Jeder gleich, ohne zu zögern, unter ein solches Bild den richtigen Namen setzen. Selbst die geringsten Züge haben einen zu eigenthümlichen Charakter, als daß sich Jemand irren könnte.

Das ist der Voltaire der Geschichte, der wirklich existirt hat, der Europa mit dem Ruhme seiner Werke und seines Namens erfüllt hat. Was den anderen betrifft, von dem man uns von Zeit zu Zeit ein Zerrbild giebt, so ist er ebenso wenig Voltaire, wie der erste beste Vorübergehende, dessen Züge uns bald verschwinden. Was kann man Charakteristisches entnehmen aus einer alten abgegriffenen Münze, die man uns vor Augen hält?

Man hat nichts Neues gefunden, wenn man beweist, daß der Riese ebenso mit seinen Füßen auf der Erde steht, wie die Zwerge. Das hindert ihn doch nicht, groß zu sein, und das, was Jedem sogleich an ihm auffällt, ist, daß er sich über das gewöhnliche Maß erhebt. Wenn ihr einen Berg erblickt, so richten sich Eure Augen auf den Gipfel, der sich in die Wolken verliert. Der Berg ist darum nicht minder hoch, wenn er auch seine Basis in der Ebene hat.

England.

Universitäts-Prüfung für Frauen.

Schon seit einer Reihe von Jahren hat man in England die Einrichtung getroffen, daß die Universitäten Oxford und Cambridge alljährlich Prüfungen veranstalten für solche Schüler höherer und mittlerer Schulen, welche keine Universität besuchen wollen, denen es aber darum zu thun ist, mit einem Zeugniß wissenschaftlicher Tüchtigkeit ausgestattet in die Welt zu treten. Die Prüfungen zerfallen in zwei Arten, eine höheren Grades für Schüler von sechzehn bis achtzehn Jahren, die zweite niederen Grades für solche Knaben, welche das sechzehnte Jahr noch nicht überschritten haben. Bei der letzteren Prüfung hat jeder Kandidat zuerst ein ihm vorgelegtes Lesestück in englischer Sprache zu lesen, dann ein Dictat zu schreiben und ein einfaches Examen in der englischen Grammatik, Geschichte und Geographie, sowie im Rechnen zu bestehen. Hierauf steht ihm die Wahl frei, sich noch einer Prüfung zu unterziehen in englischer Sprache, Latein, Griechisch, Französisch, Deutsch, Religion, Mathematik, Chemie, Zoologie, Botanik und Geometrie, von welchen Wissenschaften er nicht mehr als sechs getrieben zu haben braucht, während er, um bestanden zu haben, in zwei derselben die Examinatoren zufrieden stellen muß. Wer es wünscht, kann außerdem noch zu einem Examen in der Musik und im Zeichnen zugelassen werden. Die Prüfung höheren Grades umfaßt alle vorerwähnten Wissenschaften; dem Kandidaten ist jedoch nur gestattet, sich in fünf derselben prüfen zu lassen, wobei verlangt wird, daß er in drei völlig besteht. Selbstverständlich sind die Anforderungen der Examinatoren bei diesem höheren Grade weit bedeutender, als bei dem niederen und ein durch diese Prüfung erlangtes Zeugniß von größerem Werthe, als das durch erstere erzielte. Die ganze Einrichtung hat sich aber als eine sehr segensreiche, den Fleiß und Eifer der Lehrer wie der Schüler wirksam anspornende bewiesen, und es wurden daher von vielen Seiten Stimmen laut, welche verlangten, daß auch für Mädchen derartige Universitäts-Prüfungen veranstaltet werden möchten.

Wann wäre aber je eine solche auf Verbesserung der gesellschaftlichen Stellung der Frauen abzweckende Forderung gestellt worden, ohne einen Sturm der Entrüstung, einen panischen Schrecken vor den das häusliche und Familienleben bedrohenden Emancipationsgelüsten hervorzurufen? Auch dieses Verlangen erregte die erbittertste Polemik, den heftigsten Widerstand; man wollte keine Doktorinnen und Magisterinnen haben. Aber den englischen Frauen war es auch nicht um die Erlangung solcher Titel zu thun, was ja schon daraus hervorgeht, daß sie nur eine gleiche Prüfung für die Mädchenschulen, wie die bereits für Knabenschulen bestehenden, begehrten; auch sie wollten nur mit einem Zeugniß der Reife ausgestattet in's Leben und zu einem Berufe gelangen und hatten zu diesem Wunsche womöglich noch viel triftigere innere und äußere Gründe, als diejenigen, welche für die Prüfung der Knaben maßgebend geworden. Die Töchter der englischen Familien werden meistens im Hause von Erzieherinnen und Lehrerinnen unterrichtet; es fehlt mithin jeder eigentliche Maßstab für ihr Wissen, welchen bei uns die Prüfungen der höheren Töchterschulen und der damit verbundenen oder für sich bestehenden Lehrerinnen-Seminare bieten. Es ist somit für eine Frau, welche sich dem Lehrfache oder einem andern, geistige Ausbildung bedingenden Berufe widmen will, von hoher Wichtigkeit, durch das vermöge der Universitäts-Prüfung erlangte Zeugniß sich ausweisen zu können. Von der andern Seite fehlt den Mädchen, wenn nicht ein unwiderstehlicher Lerntrieb sie beseelt, jeder äußere Sporn, der dem Knaben durch den Hinblick auf seinen künftigen Beruf, durch die innigen Beziehungen, welche für ihn Wissenschaft und Leben nach jeder Richtung hin erhalten, in den mannigfachsten Gestalten gegeben ist. Für die Frau war bisher der Eintritt in das Leben gleichbedeutend mit dem Aufhören der Beschäftigung mit wissenschaftlichen Gegenständen, und je näher sie diesem von manchem jungen Mädchen so sehnlichst herbeigewünschten Zeitpunkt kamen, um desto bedenklicher ließen Viele in ihrem Lerneifer nach. Die ihrer auf der Schwelle zum Eintritt in's Leben wartende Universitäts-Prüfung ändert diesen Stand der Dinge und dürfte geeignet sein, sie zu einem Fleiße zu vermögen, der, wenn auch vielleicht durch äußere Rücksichten gestachelt, doch von entschiedenem Einflusse auf ihr ganzes künftiges Leben sein muß.

Der Ausdauer und unermüdlichen Zähigkeit, mit welcher man in England dergleichen dem Gemeinwohl nützende Neuerungen zu betreiben und immer wieder auf das Tapet zu bringen pflegt, ward denn auch endlich der gebührende Lohn. Schüchtern und vorsichtig gab zuerst im Jahre 1863 die Universität Cambridge den wiederholt an sie ergangenen Anforderungen Folge. Weihnachten 1863 wurde die erste Universitäts-Prüfung für Frauen veranstaltet, bei welcher von 91 Kandidatinnen 57 den an sie gestellten Anforderungen nicht zu genügen vermochten.

Dieses Resultat, welches den Gegnern der neuen Einrichtung eine willkommene Handhabe zur Verunglimpfung derselben bot, entmuthigte aber das Comité, welches sich zur Verfolgung des gedachten Zweckes aus Männern und Frauen gebildet hatte, keineswegs, sondern war ihm nur ein neuer Beleg für die Nothwendigkeit des von ihm Erstrebten und der Erfolg zeigte die Richtigkeit dieses Schlusses. Schon im Jahre 1865 meldeten sich 130 Kandidatinnen zur Prüfung und unter ihnen 78 zur Prüfung höheren Grades, von denen nur 28 durchfielen.

Mit jedem Jahre hat seitdem die Zahl der sich zur Prüfung meldenden Kandidatinnen zugenommen, die Zahl derer, welche das Examen nicht zu bestehen vermochten, sich vermindert, und die Examinatoren geben jetzt den Mädchen fast durchschnittlich das Zeugniß eines höheren Ernstes und gründlicheren Wissens, als sie bei Knaben desselben Alters gemeinhin vorfinden. Neuerdings ist auch Edinburg dem Beispiele von Cambridge gefolgt und hat Frauen zu Universitäts-Prüfungen zugelassen. Es steht zu hoffen, daß auch Oxford nicht lange mehr hinter den beiden Schwester-Universitäten zurückbleiben werde.

Frauen und Zeitungen.

Ein englisches Journal macht folgende treffende Bemerkungen über die Nothwendigkeit des Zeitungslesens für Frauen:

„Das Lesen der Zeitungen scheint uns, so paradox der Satz auch auf den ersten Blick klingen mag, noch weit wichtiger für Frauen, als für Männer. Diese mögen Zeitungen lesen oder nicht, sie bleiben doch immer unterrichtet über die Weltereignisse, denn sie kommen täglich in Berührung mit dem öffentlichen Leben und erfahren was vorgeht, mögen sie sich darum bemühen oder nicht. Lesen sie selbst keine Zeitungen, so wird ihnen deren Inhalt ohne ihr Zuthun, ja selbst ohne ihren Willen zugetragen durch die sich darüber in Kaffeehäusern und anderen öffentlichen Versammlungsorten entspinnende Unterhaltung, durch die Bemerkungen ihrer Geschäftsfreunde, ihrer Amtsgenossen u. s. w. Der Mann lebt in der Welt, aus welcher die Zeitungen einen großen Theil ihres Stoffes schöpfen, die Frau aber in ihrem eng begrenzten häuslichen Kreise, verlebt oft Wochen, ohne daß eine Kunde von den Ereignissen der Außenwelt zu ihr dringt und das Wenige, was sie erfährt, ist meistens nicht geeignet ihr Interesse dafür zu erwecken und ihr ein klares Verständniß der Weltlage zu ermöglichen. Dieser Zustand erscheint uns als sehr beklagenswerth. Das Leben der Frau wird dadurch beengt und gedrückt, und was noch mehr ist, dasselbe wird des Glückes beraubt, welcher ihm durch den lebhaften geistigen Verkehr, durch den Gedankenaustausch mit den männlichen Familiengliedern, mit Vater, Bruder oder Gatten erwachsen würden.

Häufig scheinen Mann und Frau in zwei verschiedenen Sphären zu leben, liegt eine nahezu unausfüllbare Kluft zwischen ihren Gedanken und Interessen, hat die eine Hälfte des zu einem „harmonischen Ganzen“ verbundenen Paares keine Ahnung von den die Brust des Andern durchwogenden Gefühlen, kein Verständniß keine Sympathie für die Ideen, für welche er sich begeistern und opfern kann. Man hat es dem Mangel an Mittheilsamkeit im männlichen Charakter zugeschrieben, daß Männer in ihrem Hause stundenlang schweigsam sitzen können, ein Zeitungsblatt verschlingend, ohne nur mit einer Sylbe sich über die dadurch erhaltenen Nachrichten zu äußern. Der angegebene Grund mag zutreffend sein, als einzig und allein ausreichend können wir ihn jedoch nicht ansehen und glauben die Wurzeln dieser Erscheinung bei Vielen doch tiefer suchen zu müssen. Die Verschlossenheit oder besser die Trägheit zum Sprechen, der viele Männer in ihrem Hause sich hingeben, hat ihren Grund darin, daß ihre Gattinnen nicht erzogen sind, um Theil zu nehmen an dem, was sie interessirt, daß sie unfähig sind, die Mittheilungen zu verstehen, welche die Zeitungen aus allen Theilen der Erde bringen.

Es kann und soll hier nicht geleugnet werden, daß auch die Männer dem Hange zur Bequemlichkeit nicht so viel nachgeben, daß sie sich bemühen sollten, ihre Frauen zu bilden und zu belehren und ebensowenig ist in Abrede zu stellen, daß dadurch gewiß recht günstige Resultate erzielt werden dürften. Indeß man vergesse nicht, daß Männer aus anstrengenden Berufsarbeiten zur Ruhe in ihr Haus zurückkehren, daß sie gewohnt sind, ihre Ansichten und Urtheile über öffentliche Angelegenheiten kurz, knapp und bestimmt gegeneinander auszusprechen, daß Manchem die Lust, Manchem aber auch das Geschick zu eingehenden Erklärungen und systematischen Auseinandersetzungen fehlt. Deshalb sollten sich die Frauen davon nicht abhängig machen, sondern was ihnen die Erziehung nicht mitgegeben, das Leben nicht bieten kann, durch Selbststudium zu ersetzen suchen, und dazu finden sie ein reiches Material in der Lectüre der Zeitungen, vorausgesetzt, daß sie es recht benutzen.

Die meisten Frauen, welche Zeitungen lesen, beginnen auf der letzten Seite und suchen eifrig nach den Rubriken, welche nicht das geringste Interesse für den Mann haben. Politik macht ihnen Langeweile, geographische, ethnographische Berichte u. s. w. könnten ebenso gut griechisch für sie gedruckt sein. Wir wünschten hier eine durchgreifende Veränderung, wünschten jede Frau läse eine gute Zeitung, nicht zum Ausfüllen einer müßigen halben Stunde, nicht der Familien-Nachrichten, der Stadtneuigkeiten und der Modenberichte wegen, sondern mit der ernsten Absicht, sich ein offenes Auge und einen empfänglichen Geist zu schaffen, für die ihr Vaterland und die Welt bewegenden Ereignisse, um ihrem Manne auch auf diesem Gebiete eine ebenbürtige Gefährtin zu sein.

Holland.

Stadt und Dorf, Erzählungen von Kremer.

Wenn ein einfaches Lied durch eine anspruchsvolle Komposition zu einer Arie oder dramatischen Scene umgewandelt wird, so ist dies ungefähr dasselbe, als wenn man eine kurze Erzählung durch eine lange Einleitung oder durch weitläuftige Beschreibungen verunstaltet. Da werden Erwartungen geweckt, die nicht erfüllt werden können, die Aufmerksamkeit wird auf Nebendinge gelenkt, die schließlich zu nichts führen und die an sich ganz guten und vielleicht interessanten Begebenheiten schrumpfen in dem weiten Raume zu nichts ein und verlieren die Bedeutung, auf die sie Anspruch machen sollten und könnten, wenn sie nicht mit so vieler Prätension verarbeitet wären.

Von diesem, jetzt leider so häufigen Fehler finden wir nichts in diesen Erzählungen, die sich einfach und in ruhiger Folge vor dem Leser entwickeln. Die Charaktere der handelnden Personen sind bestimmt genug gezeichnet, um sogleich aus ihren eigenen Worten und Handlungen erkannt zu werden und das Interesse des Lesers für sich in Anspruch zu nehmen. Und wenn wir sagen, daß sich ein frommer Sinn in den Erzählungen ausspricht, so meinen wir damit durchaus nicht etwas Gewolltes, Absichtliches, sondern ganz einfach die Richtung des Verfassers. Wie ein heiteres Gemüth Allem einen gewissen heiteren Abglanz seines eigenen Wesens leihen wird, so auch ein religiöses Gemüth. Man fühlt ohne Worte die Grundlage, auf welcher Alles ruht, und hier ist diese Grundlage mit einer gewissen Heiterkeit gemischt, die sich zum Beispiel in der kleinen Geschichte des jungen Mannes recht gut macht, der sich in der Residenz um eine Stelle bewerben will und durch die Adresse eines Freundes dessen Koffer er geliehen hat, für einen Lieutenant gehalten wird, was seine ländliche Blödigkeit nur steigert, die ihn in vielfache Verlegenheiten bringt, bis ihn das Interesse für ein junges Mädchen zu einem muthigen Entschluß verhilft und ihn seine Blödigkeit vergessen macht.

Der gleichmüthige, ruhige Scheweninger Fischer, der, sein Söhnchen auf dem Arme, das Keifen seines neidischen Weibes so unbewegt anhört wie das Rauschen der Meereswellen, und, wenn es ihm zu viel wird, nur in eine Schenke geht, ohne sich zu ärgern, wenn sie seinen vernünftigen Worten auch nicht das geringste Gehör schenkt, ist so lebenswahr und treu geschildert, wie der Müller, der es als zum Handwerk gehörend rechnet, wenn er Andere ein wenig übervortheilt und deshalb seinen Müllerburschen, der es einmal wagte, ihm eine leise Vorstellung zu machen, für einen Verklatscher und Heuchler hält, der ihm

die Untersuchung zugezogen hat, an die sonst Niemand gedacht haben würde. Nein, einen solchen Menschen kann er nicht brauchen, der muß fort, ob er sich auch sonst als treu und redlich erwiesen hat, ob er auch dadurch in Noth geräth und seine alte Mutter, die schwache Wittwe des plötzlich vor Jahren gestorbenen Nachtwächters nicht mehr erhalten kann; ob auch der Bursche, ja selbst die alte Frau, und zuletzt gar seine eigene Tochter ihn bitten, Wouter zu behalten, — es geht nicht, eben darum geht es nicht, weil sein eigenes Kind mit jenem gemeinsame Sache gegen ihn macht. Das Recht ist auf seiner Seite, er ist ein geachteter, ein wohlhabender Mann, er geht in die Kirche, er liebt seine Kinder, darum soll die Tochter einen reichen Mann haben, er hat seinen alten wahnsinnigen Vater bei sich, dem es an nichts fehlt und den die Enkelin verpflegen kann, so gut sie nur will, und dabei nimmt er Keinem mehr ab, als eben Sitte ist. Der alte Vater, ja der mag es wohl anders getrieben haben, als er noch die Mühle hatte, denn der wird durch Gewissens-Vorwürfe geplagt, das merkt man wohl, obgleich er es nicht ausspricht, dazu ist er zu wirr im Kopfe, aber die zehnte Stunde, die muß etwas damit zu thun haben, denn die fürchtet der Wahnsinnige so sehr.

Und als nun der Neujahrsabend kömmt und der Müller, aus der Kirche heimkehrend, den Vater schwer erkrankt findet, da läßt er den Arzt holen, aber er selbst geht nicht mit zum Kranken; da ist es so seltsam, so schaurig, er wartet im Wohnzimmer und lauscht auf jedes Geräusch. Es ist unverantwortlich von seiner Tochter, daß sie forteilte und ihn allein ließ! Wo sie nur ist und bleibt. Da rasselt ein Wagen, unsichere Schritte nahen sich, es ist die alte Mutter Wouter's, von ihm und seiner eigenen Tochter geführt, die sie eilig im Wagen geholt hat und sie nun zum Sterbenden führt, der bei klarem Bewußtsein nach ihr so sehnsüchtig verlangt hat, daß der Arzt sie zu holen befahl. Davor und angesichts des Todes muß der Zorn des Müllers verstummen, aber er will die Herenkünste nicht mit ansehen, die da im Zimmer des Sterbenden vorgenommen werden sollen, und dennoch zieht es ihn den Anderen nach. Und wie er nun eintritt in die stille Kammer des Todes, da sitzt die alte, bleiche Frau am Bette des Sterbenden, der einzelne, nur ihr verständliche Worte der Reue ausstößt, denn sie weiß, daß er es war, der ihrem Manne den tödtlichen Schlag versetzte. Jetzt bricht sie ihr, dem Entschlafenen gelobtes Schweigen, über eine nicht beabsichtigte, aber doch verbrecherische That, um dem Reumüthigen zu sagen, was auch jetzt nicht ohne inneren Kampf geschieht, daß sie ihm vergebe. „Vergebung, Frieden, Licht", stammelt er und stirbt.

Der Müller wußte davon nichts! Der Tod des Vaters, — diese Stunde, — wird für ihn der Anfang eines anderen Lebens, nicht eines vollkommenen, aber nach und nach besseren, darum heißt auch der Titel der Erzählung „Der Anfang."

Sie ist die bedeutendste des Bändchens und wir bedauern nur, daß in ihr hin und wieder ein kleiner Anflug von Sentimentalität nicht des Gefühls, sondern des Ausdrucks vorkömmt und diesen schwächt. Wir finden dies in keiner der drei andern Erzählungen, dafür aber wird das Verständniß derselben durch den darin gar zu häufig angewendeten Fischer- oder Bauer-Dialekt sehr erschwert. Sonst ist es nur erfreulich, daß Hildebrand in der Gunst des Publikums einen Nachfolger wie Kremer gefunden hat.

Kleine literarische Revue.

— **Der Berliner Stadt-Kalender für 1867.***) Mit diesem Jahrbuche ist ein Unternehmen begonnen, das, allem Anscheine nach, eine lange Zukunft vor sich hat und der großen, an kulturhistorischer, wissenschaftlicher und gewerbfleißiger Bedeutung mit jedem Jahre wachsenden Stadt, der es gewidmet, würdig ist. Nicht bloß für die Bewohner derselben, sondern für ganz Deutschland, ja für die gesammte civilisatorische Welt hat es ein naheliegendes Interesse, die Bewegungen und Fortschritte zu beobachten, welche Bevölkerung und Gemeinde-Verwaltung, Straßen- und Häuserbau, Gesundheits- und Unterrichts-Zustände, Künste und Wissenschaften von Jahr zu Jahr in einem solchen Mittelpunkte der Kultur machen, wie Berlin ist. Der mit der Redaction dieses Jahrbuches beauftragte Director des statistischen Bureaus der Stadt, Dr. Hermann Schwabe, hat, wie aus diesem ersten Jahrgang ersichtlich, den Plan des Berliner Stadt-Kalenders zweckmäßig angelegt und durchgeführt. Dem gewöhnlichen Kalender (mit Calendarium, genealogischen, Geschäfts- und Auskunfts-Notizen) folgt eine vollständige Uebersicht der Gemeinde-Verwaltung von Berlin (mit Nachweisung aller allgemeinen und Bezirks-Behörden und namentlicher Aufführung aller Gemeinde-Beamten). Es schließen sich daran Abhandlungen: 1) über die Witterungsverhältnisse von Berlin, von 1719 bis 1865, von Professor Dove; 2) über ein Reform-Princip für Sparkassen, zur Abhilfe der Hypotheken-Kredit-Noth, von Dr. E. Engel; 3) Statistik von Berlin (Stadtgebiet, Grundeigenthum, Bevölkerung, Wohnungs-Verhältnisse, Handel und Industrie, öffentliches Fuhrwesen, Schifffahrt, Fremden-Verkehr, Versicherungswesen, Consumtion, soziale Selbsthilfe, Armen-, Polizei- und Gefängnißwesen, Kirche und Gottesdienst, Schulen und Unterricht, städtische Abgaben und Finanzen) von Dr. H. Schwabe; 4) Quellen des Wachsthums großer Städte, von demselben; 5) die Cholera-Epidemie von 1866 in Berlin, von Professor Aug. Hirsch (begleitet von einer Karte über die Verbreitung der Cholera daselbst) und endlich 6) eine Chronik der Ereignisse von Berlin im J. 1866. — Es wird hoffentlich diese Inhalts-Angabe genügen, um in weiten Kreisen, auch außerhalb Berlins, die Anschaffung des interessanten und belehrenden Jahrbuches zu fördern.

— **Karl Gutzkow's neuer historischer Roman.****) Mit Freuden begrüßen wir dieses Buch als eine Ankündigung des Dichters, daß er, mit frischer Kraft ausgerüstet, ein neues poetisches Leben begonnen hat. „Roman und Geschichte", nennt Gutzkow sein „Hohenschwangau", das uns die Geschichte dieses jetzt königlich bayerischen Lustschlosses zu jener Zeit, da es von seinen alten Besitzern, den Freiherren von Schwangau, an die Patrizier-Familie der Paumgarten in Augsburg überlassen werden mußte, in romantischem Gewande erzählt. Daß wir hier nicht einen der quasi-historischen Romane zu erwarten haben, die das Lesefutter des Leihbibliotheken-Publikums bilden, geht schon aus der Anlage der Erzählung in dem vorliegenden ersten Bande hervor. Es ist die Zeit der Kirchenverbesserung durch Luther, der bei

---

*) Berliner Stadt- und Gemeinde-Kalender und Städtisches Jahrbuch für 1867. Erster Jahrgang. Herausgegeben vom statistischen Büreau der Stadt. Berlin, J. Guttentag.

**) Hohenschwangau. Roman und Geschichte. 1536—1567. Von Karl Gutzkow. Erster Band. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1867.

seiner Rückkehr vom Augsburger Reichstage in Schloß Hohenschwangau eine Zufluchtsstätte gefunden, die uns Gutzkow mit allen großen Ideen und Kämpfen jener Zeit, mit ihren letzten Rittern des deutschen Mittelalters und mit ihren ersten Rittern des deutschen Geistes schildert. Gutzkow ist sich auch des wichtigen Momentes der deutschen Gegenwart bewußt, in welchem er diese Darstellung eines großen Momentes der deutschen Vergangenheit liefert. „Immer weitere Verbreitung und Ausdehnung", sagt er in den erläuternden Noten des Anhanges zu diesem ersten Bande, „gewinnt in unserer Volksbildung der Sinn für historische Wahrheit. Die Geschichts-Darstellung selbst hat eine Vollendung erreicht, die den Wettkampf mit dem Dichter herausfordert, jedenfalls ihm in seinen Freiheiten Abbruch thut. Denn des Dichters Zauberstab, der ein vergangenes Leben wieder heraufzubeschwören vermag, wird schon seit lange von den Meistern der historischen Kunst selbst geschwungen." Und weiterhin sagt er: „Die veränderten Geschicke unseres Volkes werden auch die Standpunkte der Geschichtsschreibung ändern.... Als ein Merkmal dieser veränderten Geschichtsschreibung kann man auch das Heraustreten der Special- gegen die bisher gewaltsam aufrecht erhaltene Generalgeschichte, der kleinen Chronik gegen die umfassende Relation, der Episode gegen die summarische Begebenheit bezeichnen. Aus den Archiven, aus den Studien unserer historischen Vereine wird immer mehr und mehr die gäng und gebe Historiographie verändert, ergänzt und modifizirt werden: die Note zum Text erhoben, Text zur Note heruntergedrückt — das entspricht dem Werdeprozeß, der nicht bloß im Bereiche der Geschichtschreibung, sondern auch in vielen anderen Dingen noch: im Glauben und Wissen, im Herrschen und Gehorchen für unser Volk zum Gesetze des Jahrhunderts zu gehören scheint."

— **Neue Sammlung der lateinischen Kirchenväter.***) Die Wiener Akademie der Wissenschaften ist gegenwärtig mit dem preiswerthen Unternehmen einer neuen Ausgabe der lateinischen Kirchenschriftsteller (Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum) beschäftigt, welche mit Hilfe ausgezeichneter philologischer Kräfte diesen Theil der Literatur über den Standpunkt der einst von dem Benedictiner-Orden so großartig geförderten Studien hinausheben soll. Daß die Arbeiten der Benedictiner dem heutigen Stande der Wissenschaft nicht mehr entsprechen, ist allerdings eine große Wahrheit, die schon der oberflächliche Beobachter erproben kann: es handelt sich jetzt um praktische Verwerthung unserer neueren Fortschritte in der Handschriftenkunde und der Texteskritik auch auf einem lange Zeit vernachlässigten Felde. Das uns vorliegende erste Specimen der Wiener Ausgabe giebt die Werke des Kirchenvaters Sulpicius Severus, von der Meisterhand des Münchener Hof- und Staatsbibliothekars Professors Karl Halm bearbeitet. Unter dem Text lesen wir einen kritischen Commentar, der die Lesarten der verschiedenen Handschriften übersichtlich mittheilt und die von Halm für den Text gewählte mit kurzen Worten sachlich rechtfertigt. Jede überflüssige Weitschweifigkeit der Auseinandersetzung ist vermieden, so daß die Wiener Sammlung, insofern sie ihrem Programm treu bleibt, sich vortrefflich zum Handgebrauch eignet. Wie wir aus der Ankündigung des akademischen Buchhändlers C. Gerold Sohn in Wien entnehmen, wird Herr Karl Halm noch Minucius Felix und Firmicus Maternus liefern, ebenso den Lactantius und den Tertullianus, Herr Dr. August Reifferscheid in Bonn des Hieronymus Briefe und Streitschriften, Herr Hartel den Cyprianus, Herr Em. Hoffmann von des Augustinus Werken das Buch De civitate Dei, wogegen dessen Epistolae und Sermones Herr Dombart und des Augustinus Retractationes et Confessiones Herr Vahlen übernommen hat; der Letztere wird auch den Arnobius herausgeben und Bücheler eine Sammlung der christlichen Dichter veranstalten. Wir wünschen zu Nutz und Frommen der historischen Forschung dem Unternehmen den besten und ununterbrochenen Fortgang! T. v. B.

*) Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum editum consilio et impensis Academiae Litterarum Caesareae Vindobonensis. Vol. I. Sulpicii Severi opera ex recens. C. Halmii. Vindobonae, apud C. Geroldi filium, bibliopolam Academiae, MDCCCLXVI. XIV u. 278 S. gr. 8.

— **Giuseppe Giusti's Poesien.***) Giusti, dessen Gedichte hier dem deutschen Publikum dargeboten werden, gehört zu den Jungverstorbenen. 1809 in Monsummano geboren, starb er schon 1850 in Florenz. Sein Leben, das Giovanni Frassi uns in der Einleitung zu den Gedichten erzählt, enthält nicht viel Bemerkenswerthes. Von jeher kränklich, konnte er sich keinem Studium, ja, keiner Beschäftigung mit großem Eifer hingeben, und so ist dieser Band kleiner Gedichte Alles, was von seinen Leistungen ihn überlebt hat. Sie enthalten manches Anmuthige, und ob wirklich, wie es seine Grabschrift besagt, „er aus der Anmuth des italiänischen Idioms ganz neue Formen gebildet habe", das zu beurtheilen, müssen wir den Italiänern selber überlassen. Die meisten seiner Gedichte behandeln politische Motive, und sein Biograph ist eifrigst bemüht, ihn als den italiänischen Béranger darzustellen; ja, er sucht die Aehnlichkeit der beiden Dichter bis in die äußerlichsten Dinge hinein nachzuweisen; doch fehlt ihnen grade das Volksmäßige, das für Béranger so charakteristisch ist: man kann sie nicht singen. Sie sind mit Einem Worte: gemacht, manche davon hübsch und geistreich, einige auch recht innig empfunden, wie z. B. das Sonett Fiducia in Dio, das auf eine Statue von Bartolini gedichtet wurde.

Literarischer Sprechsaal.

Die Stadt Leipzig fährt fort, die Gedenkfeste deutscher Dichter und Denker zu feiern und hat sich darin auch nicht durch die politischen Ereignisse des vorigen Jahres stören lassen, von welchen so Viele in — wie sich aus dem neuesten Gang der Dinge ergiebt — völlig unbegründeter Weise eine heillose Spaltung der deutschen Nation und ihrer gemeinsamen Kulturgeschichte befürchteten. Am 27. v. M. wurde in Leipzig eine Feier zum Gedächtnisse Friedrich Rückert's begangen, und die bei dieser Gelegenheit von Herrn Director Dr. Paul Möbius gehaltene Festrede liegt jetzt gedruckt uns vor.**) Es ist diese Rede ein neuer, schöner Beweis von dem unter den wahrhaft gebildeten Männern sächsischen Stammes unerschüttert gebliebenen Vertrauen auf die große Zukunft des deutschen Landes und Volkes. Der Redner ist, wie er sich ausdrückt, weder so verzagt, noch so engherzig, wie die Particularisten; er betrachtet vielmehr die neu gewährte „selbständige Theilnahme (vorläufig jedes Nord-

*) Le Poesie di Giuseppe Giusti. Precedute della vita dell' autore. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1866.

**) Friedrich Rückert als deutscher Dichter. Leipzig, J. J. Weber.

deutschen) an der Bestimmung der vaterländischen Interessen" als „die höchste Ehre und den schönsten Schmuck der Bürger eines freien Staates." Er mahnt an den gedanken- und sprachgewaltigen Friedrich Rückert, der unter allen großen politischen Bewegungen Deutschlands „das Panier des Glaubens und der Hoffnung" hoch gehalten und der es um so mehr heutzutage thun würde, „wo die Ideen des Rechtes, der Freiheit und der Einigkeit des gesammten deutschen Vaterlandes einen so unleugbaren, gewaltigen Fortschritt gemacht haben, daß sie sich auf die Dauer durch kein Mittel aus dem Herzen unseres Volkes wieder herausreißen lassen."

In Wien hat am 17. Februar Herr Dr. Jellinek, Prediger der dortigen israelitischen Gemeinde, eine Rede zum Gedächtnisse des am 6. Februar in Paris verstorbenen Professor S. Munk gehalten und dem Druck übergeben.*) In ähnlicher Weise, wie vor einigen Jahren Herr Jellinek seinen Zuhörern bei der Berufung des Herrn Munk auf den Lehrstuhl von Quatremère und Renan im Collège de France die Bedeutung des, an einen Gelehrten jüdischer Religion ergangenen Rufes, den göttlichen Ursprung der monotheistischen Idee an der alten französischen Universität darzuthun, hervorhob, so wies er jetzt auch darauf hin, wie der große deutsche Gelehrte jüdischen Stammes den Franzosen dargethan, daß die jüdische Wissenschaft keine dem Christenthum feindselige Tendenzen kenne. Im Uebrigen war die Rede den großen Verdiensten gewidmet, die der im Laufe seiner fleißigsten Forschungen erblindete Gelehrte sich um die Kenntniß der jüdisch arabischen Philosophie des Mittelalters erworben hat.

Der in Stuttgart jetzt lebende Verfasser der „Gespräche des Ladienus", Professor A. Rogeard, veröffentlicht in süddeutschen Blättern einen Protest gegen seine Autorschaft des bei dem Leipziger Buchhändler G. J. Purfürst erschienenen Machwerkes: „Paris im Beichtstuhl" von Rogeard. Herr Purfürst hatte, als Erwiederung auf eine an ihn gerichtete Reclamation des Herrn Rogeard, die Naivetät, diesem zu schreiben, daß er sich wundere, wie ein Mann, der in Deutschland bloß durch eine „kleine Broschüre" bekannt sei, eine Verwechslung befürchten könne mit dem Verfasser eines großen Romanes, wie „Paris im Beichtstuhl." Daß dieses Buch aber „der pure Schund ist und unter dem Zeichen des Krebses zur Welt kam", wird in süddeutschen Blättern von Sachkennern versichert.

Der am 16. Februar seinem Wirkungskreise entrissene ordentliche Professor der slavischen Sprachen und Literaturen an der Breslauer Universität, Dr. Adalbert Cybulski, wurde am 10. April 1808 in Konin im Großherzogthum Posen geboren, wo sein Vater, Franz Cybulski, Güterverwalter war. Gegen Ende des Jahres 1830 entrissen ihn die politischen Ereignisse seinen Studien; er ging von Berlin nach Warschau und trat in die Reihen der Vertheidiger der Unabhängigkeit Polens gegen Rußland. In diesem Kampfe war er in russische Gefangenschaft gerathen, in welcher er drei Jahre gehalten wurde. Diese traurige Zeit gab ihm wenigstens die Gelegenheit, die russische Sprache zu erlernen und einen Theil ihrer Schriftwerke kennen zu lernen, welcher Umstand nicht ohne Einfluß auf seine künftigen Studien blieb. In der zweiten Hälfte des Jahres 1834 in seine Heimat zurückgekehrt, wurde er für den Uebertritt nach Polen zu einer halbjährigen Festungsstrafe verurtheilt, die er in Schweidnitz abbüßte. Ostern 1836 traf er wieder in Berlin ein und ließ sich auf's Neue immatrikuliren. Nach gründlicher und allseitiger Vorbildung begann er seinem Plane, sich zum Docenten der slavischen Sprachen und Literaturen auszubilden, unmittelbar und praktisch näher zu treten; er unternahm eine ausgedehnte Studienreise in die österreichisch-slavischen Länder; zwei Jahre brachte er dort zu; ein volles Jahr davon verweilte er in Prag, wo es ihm gelang, unter Schafarik's, des berühmten Slavisten, Anleitung, seinen Zielen nahe zu kommen. Nicht minder gefördert fand er sich in Wien, namentlich durch den Umgang mit dem auf diesem Gebiete der Wissenschaft gleichfalls hervorragenden Kopitar; auch Agram, Pest, Krakau boten ihm anziehende und förderliche Stationspunkte. Gegen das Ende des Jahres 1840 kam er nach Berlin zurück. Da man um diese Zeit an maßgebender Stelle damit umging, Lehrstühle für slavische Sprachen und Literaturen an den Universitäten zu Berlin und Breslau zu errichten, so habilitirte er sich zunächst im Jahre 1841 an der ersteren. Fortan hielt er hier Vorträge über die bezeichneten Fächer; zu gleicher Zeit aber wurde er auch Lehrer der polnischen Sprache an der Kriegsschule und vereideter Translator der slavischen Sprachen am Kammergericht. An den Strömungen des geistigen wie des politischen Lebens nahm er dabei lebhaften Antheil; das Jahr 1848 fand ihn an der Spitze seiner Landsleute in Berlin. Im J. 1849 wurde er von ihnen zum Abgeordneten für die zweite Kammer gewählt, in welcher er sich der polnischen Fraktion anschloß. Ende des Jahres 1859 wurde er zu der Stellung an der Breslauer Universität berufen, die er im Sommer 1860 antrat und bis zu seinem Tode bekleidete.

(Centralbl. f. Slav. Lit.)

Die Lieferungen XI und XII des deutschen Don Quijote mit den Illustrationen von Gustav Doré*) umfassen das 13. Kapitel des dritten und das erste Kapitel des vierten Buches mit den Abenteuern des Pfarrers und des Barbiers im Gebirge. Wir finden darin wieder einige der köstlichsten Zeichnungen des französischen Künstlers, namentlich die Illustration der Frage des Sancho Pansa, ob es denn auch eine Vorschrift der alten herrlichen Rittergesetze sei, ohne Weg und Steg in den Bergen umherzuziehen, lediglich um etwas Unsinniges zu erreichen; ferner des Momentes, wo der vor seinen aufgehängten Schilden und Waffen einen Purzelbaum schlagende Don Quijote der Rosinante Sancho's einen solchen Schrecken einflößt, daß sie umkehrt. Auch einige ernste, tragische Scenen sind in diesen Kapiteln, in welchen der tapfere Hidalgo die Galeerensklaven befreit, die hernach den Pfarrer und den Barbier berauben, mit großer Meisterschaft dargestellt.

Das Pariser Central-Comité für den internationalen medicinischen Kongreß, welcher dort am 16. August, zur Zeit der Weltausstellung eröffnet werden soll, hat für Preußen die Herren H. W. Berend, Frerichs, Griesinger, Göschen, Liman, M. Meyer, Posner und Virchow in Berlin zu seinen bevollmächtigten Korrespondenten ernannt.

*) Gedächtnißrede auf den verewigten Herrn Salomon Munk, Professor am Collège de France. Von Dr. Ad. Jellinek. Wien, Herzfeld und Bauer.

*) Berlin, Verlag von A. Sacco Nachfolger (A. E. Glücksberg. M. Bahn.).

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] Berlin, den 6. April 1867. [№ 14.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

Bekanntmachung.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Kronprinzessin hat in thätiger Fürsorge für die von Ihrem erhabenen Gemahl in's Leben gerufene Victoria-National-Invaliden-Stiftung beschlossen, derselben Ihre Theilnahme von Neuem durch die Veranstaltung eines Bazars zu erweisen der Anfangs April d. J. zum Besten der Stiftung in Höchstihrem Palais eröffnet werden soll.

Dies Unternehmen beruht in Uebereinstimmung mit dem Aufrufe unseres hohen Protektors vom 8. August v. J., und dem von Sr. Majestät dem Könige genehmigten Grundgesetze der Stiftung auf dem Gedanken, daß das Land selbst, wir Alle, in freier Vereinigung und in eigener Wirksamkeit berufen seien, den schmerzlichen Opfern des Krieges, so weit menschliche Hülfe reicht, durch die That den Dank abzutragen, den jeder Einzelne ihnen schuldet.

In diesem Sinne soll neben den Geldspenden jetzt auch durch Beisteuern anderer Art zur Betheiligung an dem Liebeswerke in den weitesten Kreisen und im ausgedehntesten Maße Allen die Gelegenheit geboten werden.

Indem wir, hierzu ermächtigt, diese huldreiche Absicht der erlauchten Fürstin zur allgemeinen Kunde bringen, sprechen wir die Bitte aus, durch zahlreiche Gaben den Bazar auszustatten. Die Abgabe der für denselben bestimmten Geschenke kann im Palais jeder Zeit erfolgen.

Für die Provinzen ist die Bildung von Comités zur Förderung der Intentionen Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin in Königsberg, Danzig, Posen, Breslau, Stettin, Magdeburg, Münster und Cöln eingeleitet, und werden die betreffenden Provinzialzeitungen die näheren Mittheilungen über Aufgabe und Wirksamkeit dieser Comités demnächst zur Kenntniß des Publikums bringen.

Berlin, den 6. März 1867.

Der geschäftsführende Ausschuß der Victoria-National-Invaliden-Stiftung.

v. Prittwitz. (219)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

I.

Der norddeutsche Bund und die Zünfte im Mittelalter.*)

Wir haben die ersten vier Bände der „Rügensch-Pommerschen Geschichten" von Otto Fock der Reihe nach ausführlicher besprochen. Denselben reiht sich nun ein fünfter Band an, der, ebenso wie die früheren, höchst wichtige und interessante Beiträge zur Geschichte des deutschen Mittelalters enthält, und mit großem Fleiße und erstaunlicher Liebe zur Sache gearbeitet ist. Er behandelt die Zeit vom Ende des dreizehnten bis zum fünfzehnten Jahrhundert, jene wichtige Periode, welche den Uebergang vom Mittelalter in die neue Zeit bildet.

Zu jener Zeit war das Städtewesen in Deutschland, nach dem Vorgang Italiens, mächtig emporgeblüht. Das Unwesen des Raubritterthums hatte die friedsamen Bürger genöthigt, sich zu gegenseitigem Schutz ihres Gewerbfleißes in den Städten zu vereinigen. Die Städte selbst schlossen dann Bündnisse unter einander, von denen der Hanse-Bund in Norddeutschland und der fränkisch-schwäbisch-rheinische Städtebund in Süddeutschland die berühmtesten und mächtigsten waren. Aus der Geschichte des Letzteren werden wir in unserem nächsten Artikel eine Episode mittheilen.

Der im dreizehnten Jahrhundert entstandene Hansebund (ursprünglich zwischen Hamburg, Lübeck und Braunschweig) umfaßte nach und nach 85 Städte von den Mündungen des Rheins und der Schelde bis zu den deutschen Kolonieen in Liv- und Esthland. Abgesehen von diesen Ausläufen des Bundes in den baltischen Provinzen und in den Niederlanden, umfaßte der norddeutsche Städtebund im Mittelalter ganz dieselben deutschen Gebiete, die in unseren Tagen der „Norddeutsche Bund" umfaßt. Nur etwa funfzehn von jenen 85 Städten der Hanse waren Seestädte, die übrigen aber Binnenlands-Städte, welche mit Hilfe des Hansebundes am Seehandel Theil nahmen.**)

Die Hanse war in vier große Kreise getheilt, deren vier Vororte Quartier-Städte hießen. Lübeck war der Vorort der wendischen oder überwendischen Städte; dort wurden gewöhnlich die Bundestage der Hanse abgehalten und die Bundes-Aemter verwaltet. Lübeck war das für den Hansebund, was in unserer Zeit Frankfurt a. M. für den deutschen Bund war. Danzig war die Quartierstadt der preußischen und livländischen Städte, Braunschweig die der sächsischen und der brandenburgischen und endlich Köln die der rheinischen, westfälischen und niederländischen Städte.

Berlin war zwar auch eine der 85 Städte des Bundes, doch gehörte es, vermöge seiner damaligen Unbedeutenheit, zu den letzten Städten der Hanse. Bedeutender waren im vierzehnten Jahrhundert durch ihren Handel die märkischen Hansestädte Brandenburg an der Havel und Frankfurt a. O.

Der norddeutsche Städtebund unterhielt zu seinen Zwecken Kriegsschiffe und Mannschaften, zu welchem Dienste auch die Binnenstädte Matrikular-Beiträge durch Bundessteuern aufzubringen hatten. Der Hansebund übte eine eigene Justiz und that die Unfolgsamen in „Verruf". Auf den im Auslande errichteten Comtoiren des Bundes, in London, Brügge, Antwerpen, Kopenhagen, Bergen, Nowgorod, Moskau und vielen anderen Handelsstädten des Nordens und Ostens von Europa herrschte eine fast klösterliche Zucht, die sogar soweit ging, daß die Anziani (Gildemeister) ehelos bleiben mußten.

Die Würde eines Bundes-Protektors war dem Großmeister des deutschen Ordens in Preußen übertragen, ohne daß ihm jedoch eine eigentliche Obergewalt über den Bund zustand. Namentlich hatte er weder über die mächtige Flotte der Hanse zu gebieten, noch das Recht, im Namen des Bundes den Krieg zu erklären oder Bündnisse abzuschließen.

Die Hanse, welche im Mittelalter den Sund gegen alle andere Schiffe, als ihre eigenen, verschlossen hielt, beherrschte den ganzen Handel der drei skandinavischen Reiche, sowie Polens und Rußlands, und wußte es sogar in Frankreich durchzusetzen, daß dort den Engländern der Küsten-Handel verboten wurde.

Im funfzehnten Jahrhundert hatte die Macht des norddeutschen Städtebundes ihren Höhepunkt erreicht. In diesem Jahrhundert, in welchem der Seeweg nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung gefunden und Amerika entdeckt wurde, hatte das Seehandels-Monopol der Hanse ein Ende. Zuerst wurde dasselbe in den Niederlanden, wo Amsterdam, Gröningen und andere Städte zur Hanse gehörten, durch die Herzoge von Burgund beschränkt. Alsdann schritten die russischen Zaren und die polnische Republik gegen ihre Besitzungen und Handels-Factoreien im Norden und Osten ein. Demnächst führte der von Kaiser Maximilian I. durchgesetzte ewige Landfrieden in Deutschland eine größere Sicherheit des Handels herbei, der nunmehr des Schutzes der Hanse nicht mehr bedurfte, und endlich gab Kaiser Karl V. im J. 1536 den Ostsee-Handel frei, während die Selbstregierung der Hansestädte von den Fürsten in jeder Weise beschränkt wurde. Holland und England traten allmählich an die Stelle der deutschen Hanse und bemächtigten sich des Seehandels, sowie durch die Gründung von Kolonien der Herrschaft auf dem Meere.

Der letzte Bundestag der Hanse wurde im J. 1630 nach Lübeck ausgeschrieben, wo sich fast sämmtliche Städte feierlich von ihr lossagten. Nur Lübeck, Bremen und Hamburg blieben endlich als Hansestädte noch übrig und haben sich bekanntlich diesen jetzt ganz bedeutungslosen Namen bis zum heutigen Tage erhalten.

Der Verfasser der „Rügensch-Pommerschen Geschichten" schildert in seinem Buche das Zunft- und Corporations-Wesen in den Hansestädten des Mittelalters. Das Zunftwesen bezeichnet die Schulzeit der neueren Industrie. Der pädagogische Zwang, den das Zunft- und Corporationswesen des Mittelalters auf

---

*) Rügensch-Pommersche Geschichten aus sieben Jahrhunderten. V. Innerer Zwist und blutige Fehden. Von Otto Fock. Leipzig, Veit u. Co. 1866.

**) Die Ableitung des Wortes „Hanse" von „an See" ist schon darum unrichtig, weil die große Mehrzahl der Hansestädte nicht an der See lag. Nicht minder unloglich, wie ungeschichtlich, ist die Ableitung von „Hans", mit welchem Namen angeblich der Begriff eines Altgesellen verbunden war. Der Zusammenhang mit dem gothischen Hansa (Schaar) ist historisch nicht nachzuweisen. Dagegen hat das Wort vermuthlich einen italiänischen Ursprung, wie so viele andere technische Wörter in Handel und Verkehr, die im Mittelalter von den Venezianern, Lombarden und Genuesern in Europa verbreitet wurden. Als die norddeutschen Handels- und Gewerbe-Gilden in London ihr erstes Comptoir errichteten, fanden sie dort bereits ein von den Lombarden eingerichtetes, ähnliches Kaufhaus, dessen Directoren Anziani, Anzistati, Anziati, Anzi (Gilden-Aelteste, Vorgesetzte) genannt wurden, welche Benennung sie ebenfalls erhielten, woraus dann Anseati, Unio Anseatica, Urbes Ansaticae, Ansa, Hansa wurde. D. R.

alle Thätigkeits-Zweige der damaligen Gesellschaft übte, war ein der ganzen jugendlichen Entwickelungs-Periode jener Zeit angemessener. Alles nahm damals die Form der Corporation an: Handwerk, Industrie, Handel, Religion, Kunst, Wissenschaft. Die corporative Abgeschlossenheit des Innungslebens in den deutschen Städten führte bei dem unentwickelten und rohen Zustande der damaligen gewerblichen und industriellen Beziehungen auf der einen Seite viele unleugbare Vortheile für die Gesammtheit mit sich. Es herrschte eine große Ehrenhaftigkeit in diesen Beziehungen; bei Begründung und Concessionirung der Genossenschaften ging erklärtermaßen das Hauptbestreben dahin, daß dem Käufer gute und preiswürdige Waaren geliefert wurden. Der aufzunehmende Meister mußte ein Meisterstück liefern als Probe seiner Befähigung; die Altermänner hatten die ausgedehntesten Befugnisse zur Ausübung der Controle. Sie waren verpflichtet zu regelmäßigen Inspectionen der Werkstätten und Kramläden, und wo sie schlechte Arbeit oder Waare fanden, schritten sie ein mit Verweisen, Geldbußen, in Wiederholungsfällen mit Ausstoßung aus der Zunft. Die Theilung der Arbeit war sehr weit durchgeführt. Handwerk, Kleinhandel, Großhandel waren streng geschieden, ebenso die einzelnen Handwerke unter sich. Jeder konnte in seinem engbegränzten Fache Bedeutendes leisten, und das ist auch im Allgemeinen der Fall gewesen.

Natürlich entwickelten sich hieraus auch mit der Zeit bedeutende Uebelstände. Die Zunft wurde zur Partei-Clique gegenüber dem Gemeinwohle der Stadt, Meisterprüfung und Inspection leerer Formalismus; die Abgränzung der Arbeitsbefugnisse führte zu vielfachem Streit und Hader zwischen den zunächst verwandten Zünften. Auf diesem Boden erwuchs jene beständige Furcht vor Concurrenz, welche das Innungswesen bis in neuere Zeiten hinein gekennzeichnet hat. Die Verfolgung von „Bönhasen*)", von Pfuschern, von fremden Händlern und Handwerkern dauerte unaufhörlich; jede Zunft suchte für ihren Arbeitskreis das Monopol zu erringen.

So war das Recht zur Anfertigung oder Ausbesserung der Fußbekleidung an die drei Innungen der Schuster, Pantoffelmacher und Altflicker vertheilt; wo war hier die Gränze zwischen Schuh und Pantoffel, zwischen Neuem und Altem zu finden? Natürlich hörte der Konflikt nicht auf. Aehnlich ging es mit den Häutekäufern, den Pelzern und den Buntmachern (Kürschnern), den Roth- und den Weißgerbern, den Riemenschneidern, den Beutel- und Sattelmachern, den Harnischmachern und den Plattenschlägern, den Kannen- und den Grapen- (Topf- und Glocken-) gießern; den Grob- und den Kleinschmieden, den Stahlmengern und den Schwertfegern; den Holz- und den Eisen-Leuchtermachern; den Bäckern und den Freibäckern, den Fest- und den Kuchenbäckern; den Knochenhauern, den Garbratern (Köchen), Wendschlächtern (wendischen Schlächtern) und Haken; den Alt- und Neuschneidern; den Lakenbereitern, Wollenwebern und Gewandschneidern; den Leinwand-Verkäufern und Leinewebern; den Kuntor- und Paneienmachern (Tischlern), Kistenmachern, Zimmerleuten, Böttichern, Reifern, Becher- und Büttenmachern u. s. w.

Die krankhafte Furcht vor der Concurrenz äußerte sich aber nicht nur in der subtilen Trennung der einzelnen Innungen, sondern auch in den Festsetzungen, welche dieselben für ihre eigenen Mitglieder entwarfen. In vielen Fällen war die höchste Zahl der Meister bestimmt. So war nach 1370 in Lübeck das Maximum bei den Goldschmieden 22, bei den Nadlern 14, bei den Armbrustmachern 16, bei den Pantoffelmachern 10 u. s. w. Die Zunft hatte das Recht, die Zulassung zu versagen, die Zahl der Gesellen und Lehrburschen war bestimmt, ebenso die Arbeitszeit, selbst die Menge der Arbeit, die der einzelne Meister binnen eines gewissen Zeitraums beschaffen durfte. Die Lohgerber in Lübeck z. B. durften in einem Jahre nicht mehr gerben als 42 Decher*) Rindshäute, 52 Decher Kalbfelle und 30 Decher Ziegenfelle u. s. w. Qualität, Größe, Gewicht der zu liefernden Waare war genau bestimmt, ebenso der Preis der Arbeit und der Gesellen-Lohn.

Die Kämpfe der Zünfte mit den patrizischen Geschlechtern nahmen seit dem vierzehnten Jahrhundert, namentlich in der zweiten Hälfte, einen allgemeinen und epidemischen Charakter an. Dieselben Ursachen hatten dieselben Wirkungen. Auf welche Seite sich zuletzt der Sieg neigte, hing von mannigfachen Umständen ab. Im Großen und Ganzen kann man sagen, daß in Süd- und Westdeutschland die Demokratie im Uebergewichte war, während in Norddeutschland, namentlich in den Hansestädten, in letzter Instanz der Sieg der aristokratischen Rathspartei verblieb.

Schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts hatten an einzelnen Orten, z. B. in Rostock und Stralsund, die Zünfte eine Mitbetheiligung am Regimente errungen, aber sie wieder verloren. Da brach der große Hansekrieg mit König Waldemar von Dänemark aus und gab Anlaß zu großen inneren Störungen, welche die Macht der Patrizier erschütterten. Den Anfang machte Bremen mit einem blutigen Aufstande. Die Zünfte im Bunde mit dem Erzbischofe Albrecht vertrieben die Rathspartei aus der Stadt; diese kehrte aber mit Unterstützung des Grafen von Oldenburg zurück und machte mit der demokratischen Verfassung Bremens einen ebenso kurzen Proceß, als mit den Köpfen ihrer Gegner (1365—1366).

Vier Jahre später explodirte der revolutionäre Zündstoff in der altberühmten rheinischen Quartierstadt des Hansebundes, in Köln. Die Zünfte, an ihrer Spitze die mächtige und reiche Zunft der Wollenweber, bemächtigten sich der Regierung; doch gelang es 1371 den Patriziern, die übrigen Zünfte auf ihre Seite zu ziehen. Ein mehrtägiger Straßenkampf stürzte die Herrschaft der Wollenweber, und Schaffot, Confiscation und Verbannung thaten ihr Werk. Bis 1399 erfreute sich die patrizische Partei der wieder errungenen Herrschaft; dann erfolgte ein neuer Aufstand, und die Demokratie errang hier einen dauernden Sieg.

Von Köln sprang der zündende Funken nach der mit jener Stadt in engen Beziehungen stehenden obersächsischen Quartierstadt des Hansebundes, Braunschweig. Die Unzufriedenheit mit der Finanzverwaltung des Rathes brachte die Sache zum Ausbruch. Die Schuhmacher und Gerber voran, rottete sich das Volk zusammen, brannte und plünderte die Häuser einiger der angesehensten Patrizier. Die Rathspartei verlor den Kopf und wurde gesprengt und vertrieben; der Bürgermeister sogar hingerichtet. Ein neuer Rath wurde eingesetzt, der sich sogleich bemüßigt fand, Briefe an andere Städte ergehen zu lassen, in welchen der Aufstand gerechtfertigt werden sollte. Der Druck des Rathes, hieß es darin, sei unerträglich gewesen. Die braun-

*) Bönhase, ein nicht zur Zunft gehörender Handwerker, stammt, nach Grimm's Deutschem Wörterbuche, von Bodenhase und bedeutete namentlich einen Schneider, der kein Meister ist, heimlich unter dem Dache, auf dem Boden arbeitet wie ein gejagter Hase auf den Boden flüchten muß. D. R.

*) „Decher" (von Decuria) soviel wie zehn Stück, geradeso wie „Dutzend" für zwölf Stück. D. R.

schweigsichen Herzoge bewiesen als Landesherren nur laue Theilnahme für die Vertriebenen; deshalb wandten diese sich an die mächtige Hanse. Sie schritt von Bundeswegen ein. Auf dem Hansetage zu Stralsund, Jacobi 1374, wurde der Verruf — damals in den Städten mehr gefürchtet als Reichsacht und päpstlicher Bann — über Braunschweig ausgesprochen. Nach sechsjährigem Trotze beugte sich die Stadt den harten Bedingungen der Hanse (1380). Zwei Bürgermeister und acht Bürger von Braunschweig mußten auf dem Hansetage zu Lübeck barhaupt und barfuß vor den Sendboten der Städte Abbitte thun; der neue Rath sollte entsetzt, die Aufrührer hingerichtet, die Vertriebenen zurückgerufen und nebst den Nachkommen der Ermordeten oder Hingerichteten in ihre Rechte wieder eingesetzt und entschädigt, dazu eine Strafsumme gezahlt und eine Kapelle zur Sühne der blutigen That erbaut werden. Die Leiter der Hanse verfolgten bei solcher Strenge wohl den Nebenzweck der Einschüchterung; denn das Volk von Braunschweig hatte ein schlechtes Beispiel gegeben und schon hatten sich auch in mehreren anderen Bundesstädten revolutionäre Regungen unter den Zünften gezeigt.

Schon im J. 1376 hatte sich in Hamburg die Mehrzahl der Zünfte, mit Ausnahme der Krämer, Böttcher, Kerzengießer und Häringswäscher, zusammengethan, um vom Rathe Herabsetzung der Abgaben (auf die Hälfte) zu ertrotzen; nur die Vermittelung der reichen und hochangesehenen Kaufmannsgilde hatte den Sturm vorläufig beschwichtigt.

Im selben Jahre wurde auch Lübeck, der mächtige Vorort der Hanse, von der Bewegung ergriffen. Gesteigertes Geldbedürfniß des Rathes und demgemäß eine den Zünften aufgelegte Steuererhöhung erweckten, wie eine damalige Chronik sich ausdrückt, „die erste Mißbehaglichkeit und Wrank"*). Eine Demonstration schüchterte den Rath ein, und er ließ die Steuer fallen; aber schon vier Jahre später kam es zu ernsteren Mißhelligkeiten. Der Rath überwarf sich mit dem zahlreichen und starken Amte der Knochenhauer wegen Aenderung der Verkaufsstellen und anderer Punkte; andere Aemter schlossen sich an, und verlangten schriftliche Feststellung ihrer Rechte. Der Rath war zu Concessionen geneigt, wollte aber nicht den ganzen Umfang der Forderungen zugestehen; da bewaffneten sich die verbündeten Aemter, um denselben Nachdruck zu geben. Aber auch die Rathspartei griff zum Schwert; die patrizischen Junker stellten ein Elite-Corps von 400 Bewaffneten, und die Kaufleute, die anfangs hatten vermitteln wollen und dann sich auf die Seite des Raths geschlagen, stellten einige tausend Mann unter die Waffen. Die Lage war bedenklich, aber zum guten Glücke kam in der letzten Stunde noch ein Vergleich zu Stande, bei welchem der Rath in der Hauptsache noch im Vortheile blieb.

Abermals dauerte es vier Jahre, während welcher die Gährung nur im Stillen fortwucherte; dann kam es 1384 zu einer Explosion, die nahe daran war, die alte Verfassung Lübeck's über den Haufen zu werfen. Eine große Verschwörung gegen den Rath hatte sich gebildet, an deren Spitze ein Paternostermacher (Rosenkranz-Drechsler), zwei Knochenhauer, zwei Bäcker und ein Buntfutterer in Verbindung mit einer Anzahl in der Nachbarschaft wohnender Edelleute standen. Die Stadt sollte nächtlicher Weile von den Edelleuten überrumpelt, der Rath überfallen und ermordet, seine Anhänger geplündert und vertrieben und ein neuer Rath eingesetzt werden. Der wohlvorbereitete Plan aber wurde dem Rathe kurz vor der Ausführung verrathen. Sofort wurden wirksame Gegenanstalten getroffen, und die Rädelsführer in der Stadt verhaftet. Nur zwei derselben entkamen. Heinrich Paternostermaker ward von den Stadtdienern, die ihn festgenommen, mit solcher Wuth in den Diebskeller hinabgestoßen, daß er in Folge dessen bald nachher den Geist aufgab. Seine Genossen gestanden unter der Folter oder aus Furcht vor derselben. Der Proceß war ein sehr kurzer und summarischer. Neun der Hauptverschworenen wurden aus der Stadt geschleift, gerädert und geviertheilt, darunter auch der todte Paternostermaker. Neun andere wurden geschleift, enthauptet und dann auf das Rad geflochten, oder einfach geköpft. Eine noch größere Zahl wurde als flüchtig geächtet oder mit Weib und Kind aus der Stadt verwiesen. Die Güter der Verurtheilten zog man ein, die Mobilien wurden auf öffentlichem Markte versteigert, die Grundstücke gelegentlich verkauft. Viele der Verschworenen waren reiche Leute gewesen und hatten ein oder mehrere Häuser besessen, Heinrich Paternostermaker deren sogar sechs, dazu Aecker, Wiesen und Höfe. Diese Confiscation brachte der Stadt ungefähr 10,000 Thaler unseres Geldes (3654 Mark Lübisch) ein. Alle Aemter mußten, jedes für sich, dem Rath und der Stadt abermals Treue schwören und aller Arglist entsagen. Die schon längst schlecht angeschriebene Zunft der Knochenhauer, die am stärksten compromittirt war, wurde ganz aufgelöst und dann neu organisirt, wobei namentlich auf die Auswahl rathsfreundlicher Zunftmeister gesehen wurde. So wurde in Lübeck die Opposition der Innungen durch den Schrecken gedämpft, die Herrschaft der Patrizier war auf's Neue befestigt, ihre „Herren und Junker" fanden in dem um diese Zeit aufblühenden Zirkel-Club einen exclusiven Vereinigungspunkt, und mehr als zwanzig Jahre dauerte es, bis die Zünfte sich zu einem neuen erfolgreichen Anlauf ermannten.

Die Schilderungen, die uns von dem inneren Leben der damaligen Hanse-Städte in dem vorliegenden Buche gemacht werden, sind sehr interessant. Der Luxus in den Patrizier-Häusern war außerordentlich groß, namentlich bei Festen, Gelagen, Hochzeiten u. s. w. Reiche Patrizier ließen wohl, wenn sie eine Hochzeit ausrichteten, den Weg vom Hause bis zur Kirche mit dem feinsten englischen Tuche belegen.

Die Tracht war mehr als luxuriös. Die goldene Jugend der Hansestadt Stralsund, die patrizische Junkerschaft, stolzirte einher in der Modetracht der Zeit, in engen, kurzen, jackenartigen Wämsern, deren Schöße kaum bis auf die Lenden reichten, während die langen Aermel beinahe die Straße fegten, und in eng anliegenden, tricotartigen Hosen, während die Füße in langen, spitzen Schnabelschuhen steckten, deren ausgestopfte Spitzen, sollten sie das Gehen nicht verhindern, nach oben hin aufgebunden werden mußten. Denken wir uns dazu ein kurzes Mäntelchen, eine phantastische Kappe oder Kogel, Alles in lebhaften, bunten Farben, vom feinsten Tuch, wo nicht von Sammet und gewirktem Damast, die reich angebrachten Schnippen, Spitzen und Zacken mit Seiden- oder gar Silber- und Goldborden besetzt, dazu allerlei glänzende Senkel, Schnallen und Spangen, endlich zahlreich angebrachte klingende Glöckchen und Knöpfe, die das Kommen von Weitem ankündigten, an der Seite endlich ein langes Schwert mit reich verziertem Griffe: — das war das Bild eines modischen Junkers von Stralsund, wenn er stolz auf dem Gange zur Kirche oder zum Festschmaus durch die Straßen schritt.

Die Damenwelt jener Zeit verwandte zu ihren Kleidern

*) Wrank, oder Rank, ein altdeutsches Wort, dessen ungefähre Bedeutung nur noch in dem hochdeutschen Plural „Ränke" sich erhalten hat. D. R.

und Mantillen, welche Letzteren „Hocken" genannt wurden und auch eine über den Kopf zu ziehende Kapuze umfaßten, kostbare Gewebe von Seide und andern feinen Stoffen mit Gold- und Silberwirkerei, erhabener Arbeit und hinein gestickten Perlen. Den Besatz bildete häufig das feinste Pelzwerk. Im Haar trug man goldene und silberne Nadeln, um den Hals Kragen mit Seide, Perlen, Gold und Silber garnirt, goldene und silberne Spangen, Broschen und anderes Geschmeide an Mantel, Kleid und Gürtel, dazu, wie die männliche Stutzerwelt, kleine hellklingende Knöpfe und Glöckchen. Nervenschwach können diese Damen nicht gewesen sein, wenn diese Unzahl Schellen zu der wahrscheinlich nicht sehr zarten Ballmusik von Wedelpfeifen, Bassunen, Rottenflügeln oder Harfen erklang.

England.

Baugenossenschaften in England und Deutschland.

„Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser", sagt schon Jesus Sirach; aber wenn auf und in den Häusern selbst kein Segen ruht, so ist es besser, der Herr Papa kauft für sich und seine Kinder amerikanische Staatspapiere und lebt mit ihnen von deren hohen Zinsen. Ja es ist so weit gekommen, daß viele Väter, welche sich Häuser bauen oder kaufen, wenigstens in Berlin und anderen großen Städten, mehr Fluch auf sich und ihre Kinder laden, als Segen und die Differenz mit dem Verluste ihres Vermögens und des Erbtheils ihrer Kinder bezahlen müssen.

Aber wie geht das zu? Weder in wirthschaftlicher noch in sittlicher Beziehung können wir uns und unseren Kindern eine größere Wohlthat erweisen, als Erwerbung und Sicherung eines eigenen Hauses und Herdes. Das Schlimme dabei ist nur, daß wir die Mittel dazu theils von Staatswegen nicht anwenden dürfen oder sie zu theuer bezahlen müssen, theils sie selbst nicht wirthschaftlich anzuwenden verstehen. Nach der Abschätzung des Geheimrath Dr. Engel, des berühmten Statistikers, der es nicht liebt, mit Zahlen leicht um sich zu werfen, mußte der Grundbesitz Preußens, noch ehe er sich zu dem jetzigen Umfange vergrößert hatte, bei einem Werthe von sechstausend Millionen Thalern, in seiner Hypothekennoth den künstlich beschränkten und vertheuerten Grundkredit mit funfzehn Millionen Thaler Verlust erkaufen; dabei nahm Engel an, daß nur der vierte Theil dieses Grundbesitzes mit Hypothekennoth zu kämpfen hatte. Für ganz Deutschland betrug, nach dieser Annahme, der jährliche Verlust nicht weniger als dreißig Millionen Thaler. Diese Summe muß jährlich auf dem Herde der mangelhaften Grundkredit-Organisation verbrannt, das heißt den Molochsgöttern unserer eigenen Unbeholfenheit und der künstlich staatlichen Beschränkung im Kreditwesen geopfert werden. Diese furchtbaren Opfer, welche jährlich aus dem Fleiße und Schweiße des Volks erneuert werden müssen, waren schon zur Zeit der damaligen Berechnung viel größer und sind seitdem stets gestiegen. Nicht nur der Berliner Grundbesitz, sondern auch der vieler anderen Städte und der ländlichen Wirthschaften sind nicht zu einem Viertel, sondern bis zu vier Fünfteln verschuldet, so daß diese Art von Eigenthum mit der Seligkeit der Besitzenden gar nichts mehr gemein hat, sondern zu einer Lüge, zu einem Fluche geworden ist.

Man hat sich seit Jahren mit zunehmender Verzweiflung abgequält, Mittel zu finden und auszuführen, um aus diesem kostspieligen verwüstenden Elende herauszukommen; aber nur Schulze-Delitzsch hat für den kleineren Theil des Volkes durch Handwerker-Genossenschaften und ihre Spar- und Vorschußkassen die Kredit-Institutionen begründet, wobei Gott hilft, weil sich die Leute selbst helfen. Für den städtischen und nichtritterlichen Grundbesitz fehlen diese Mittel der Selbsthilfe. Diese können nur in Einrichtungen bestehen, wodurch der Kredit der einzelnen Grundbesitzer künstlich auf wirthschaftliche Weise gesteigert wird. Diese Steigerung ist nur möglich durch Organisation und Vereinigung der einzelnen Kreditkräfte. Die massenhaftesten und segensreichsten Beispiele dafür finden wir in England in den Kredit-Erzeugungs- und Münzungs-Anstalten, welche zugleich Tilgungs-Genossenschaften sind, die den Kredit der Einzelnen, d. h. deren Schulden, gleichsam ohne daß sie es merken, abtragen und ihnen den sittlichen und wirthschaftlichen Segen schuldenfreien Grundeigenthums wie wahrhafte zärtliche Väter hinterlassen. Diese Building-Societies oder Baugesellschaften sind auf wahrhaft wirthschaftliche Weise des Vaters Segen, der den Kindern Häuser baut und speziell für das häuserverschuldete Berlin das wahre Mittel, theils diese Miethskasernen zu retten, theils aus ihnen heraus in ein eigenes, gesundes, schuldenfreies Haus zu kommen. Sowohl „Westend", obgleich es sich auf englische Häuser beruft, als die Herren, welche die Kreuzberg-Gegend mit stattlichen Villa's bebauen wollen, haben entweder an dieses einzige wahre Mittel nicht gedacht oder vielleicht gefürchtet, daß es für sie persönlich nicht genug Gewinn ergeben würde. Dies ist, beiläufig gesagt, ein Vorurtheil, an welchem bei uns unzählige industrielle Unternehmungen kranken, weil die Herren Speculanten glauben, daß der Vortheil oder Gewinn ihrer Kunden von ihren eigenen hundert Procenten Gewinn abgezogen werden müsse, während erfahrungsmäßig und arithmetisch nichts ausgemachter ist, als daß in allem Handel und Wandel nur der Vortheil und Gewinn der Kunden und Konsumenten die reichlichste und unversiegbare Quelle eines guten Geschäfts für die Producenten und Fabrikanten werden kann. Doch zu unseren Baugenossenschaften. Sie bestehen nach der Definition des Geheimrath Engel wesentlich darin, daß mehrere Personen sich zu Mitgliedern einer Genossenschaft vereinigen, um sich gegenseitig als Kreditgeber und als Kreditnehmer in ihren Interessen zu fördern. Zu diesem Zweck bestimmen sie eine Summe, die sie nach und nach in bestimmten Terminen einzuzahlen sich verpflichten. Die so eingehenden Gelder werden den Kreditnehmern immer sofort gegen bestimmte Zinsen geliehen. Die Zinsen werden zum Kapital geschlagen und ebenfalls wieder verborgt. Das Kapital muß von den Kreditnehmern in Jahresraten, deren Höhe sich nach der Dauer richtet, für welche das Darlehen genommen ward, zurückgezahlt werden. Die Kredit*geber* dagegen erhalten nach Ablauf der festgestellten Zeit das Kapital mit Zins auf Zins zurück, also nach vierzehn, funfzehn Jahren schon für je hundert Thaler mindestens zweihundert Thaler und sogar mehr, wie wir sehen werden, so daß sich diese Kapitalsanlagen, welche durch die Macht der Vereinigung und deren Productivität sicherer ist, als jede andere, gewiß als sehr vortheilhaft empfehlen und es auch den Kreditnehmern nie an Geld und deren vortheilhaftester Verwendung fehlen kann. Gläubiger und Schuldner, die in unseren künstlich lüderlichen Verhältnissen so oft in Feindschaft leben, werden durch solche Genossenschaften zur höchsten Förderung ihrer gegenseitigen Interessen verbunden.

Und welcher sittliche und wirthschaftliche Segen liegt darin!

Auf der einen Seite werden sparsame und fleißige Männer dadurch veranlaßt, auch ihre kleinsten Ersparnisse immer sofort im höchsten Grade fruchtbar anzulegen, indem sie dieselben der Genossenschaft übergeben, deren Leiter sich die zweckmäßigste und sicherste Anlage dieser Einzahlungen angelegen sein lassen während auf der anderen Seite das dargeliehene Geld andere Mitglieder der Genossenschaft befähigt, sich nach ihrem Geschmack und Bedürfniß Häuser zu bauen oder anderen Grundbesitz zu erwerben und das Darlehen durch kleine Abzahlungen oder Annuitäten zurückzuzahlen, ohne von der Furcht vorzeitiger Kündigung oder willkürlicher Erhöhung des Zinsfußes gequält zu werden. Diese Zurückzahlungen auf Häuser, welche ihnen die Gesellschaft auf das Billigste und Beste mit baaren Mitteln und mit geschäftlicher Routine baut, nehmen die Form von Miethe an, aber die angenehmste Form, von der wir in Deutschland kaum eine Ahnung haben, da diese Miethe zugleich als Abzahlung des dargeliehenen Kapitals angerechnet wird, so daß jeder solcher Miether, gleichsam ohne daß er's merkt und ehe sein ältestes Kind die Schule verläßt, schuldenfreier Eigenthümer eines eigenen Hauses mit Vor- und Hintergarten wird.

Dieses Kredit steigernde und Schulden tilgende Genossenschaftswesen ist eine Schöpfung von Dorfbewohnern in Schottland, wo das ausgebildelste Bankwesen alles Geld und allen Kredit stets im fruchtbarsten Blutumlaufe durch alle Grade der Gesellschaft treibt. In einem schottischen Dorfe entstand 1815 die erste Baugesellschaft, und am dreißigsten September 1850 wurden schon über zweitausend solche Gesellschaften registrirt, welche alle Theile Englands mit ihrem frischen Leben durchdrangen. Viele davon haben als terminating Societies (auf eine bestimmte Zeit geschlossene) ihr Ziel erreicht, während die permanenten noch immer fortfahren, immer neue Mitglieder aufzunehmen und sie zu schuldenfreien Hausbesitzern zu machen. Von den letzteren existiren jetzt etwa anderthalbtausend mit einem Gesammteinkommen von zwanzig Millionen Thalern, welche von den Mitgliedern, Handwerkern, Arbeitern, kleinen Farmers, Commis u. s. w. jährlich zu dem Zwecke eingezahlt werden, um sich schuldenfreie Häuser zu erwerben. Die durchschnittliche Dauer einer solchen Gesellschaft, auf zwölf Jahre angenommen, ergiebt für alle eine Summe von etwa zweihundert Millionen Thalern, also bedeutend mehr als der Werth der sämmtlichen in Preußen emittirten Pfandbriefe.

Trotz der ungeheuren Menge dieser Genossenschaften, giebt es doch manche, in deren Kasse jährlich bis je eine halbe Million Thaler eingezahlt werden, welche, mit vier Procent verzinst und mit fünf immer sofort wieder ausgeliehen, schon vom gewöhnlichen Standpunkte des Geschäfts aus sich als sehr gewinnreich erweisen. Rechnungsfehler, falscher Betrieb und Unredlichkeit sind dabei so gut wie unmöglich, da sich die englische Regierung derselben durch einen besonderen General-Secretair annimmt, nicht etwa, um sie zu überwachen, sondern sie bei der Begründung und geschäftlichen Führung mit den besten mathematischen Grundlagen und erprobtesten Statuten zu versehen.

Wir wollen hierbei nur beiläufig einen Vortheil erwähnen, den diese Gesellschaften ihren Mitgliedern auf ihren Wunsch gewähren; dies ist die Verbindung ihrer Schuldentilgung mit der Lebensversicherung. Die meisten Kredit nehmenden Mitglieder haben nämlich nur eine einzige Einnahmequelle von einem einzigen Kapital, ihrem gesunden, arbeitenden Leben. Mit dem Tode ist dieses Kapital verschwunden. Um dieses für die Hinterbliebenen zu retten, wenn der Ernährer vor Ablauf der Tilgungsfrist sterben sollte, bringt man es mit einer Lebensversicherung in Verbindung und zwar so, daß das betreffende Haus oder Grundstück sofort schuldenfrei wird, wenn der Inhaber zu irgend einer Zeit vor Ablauf der Tilgungsfrist sterben sollte. Dieser Vortheil muß natürlich besonders bezahlt werden, aber mit verhältnißmäßig geringen Prämien, die sich mit jedem Jahre verringern und nicht selten auch durch Rückgewähr-Dividenden bedeutend vermindert werden. Aber auch ohne diese besondere Versicherung kann das betreffende Mitglied zu jeder Zeit vor Ablauf der Tilgungsfrist sterben, ohne daß den Seinigen der durch Einzahlungen erworbene Vortheil entgeht. Jede Genossenschafts-Aktie hat stets einen genau berechneten Zeitwerth, wofür es besondere gedruckte Tabellen giebt, aus denen man die Werthe solcher Aktien für jeden Tag ersehen kann, so daß die betreffende Aktie zu jeder Zeit für diesen genau bestimmten Werth veräußert und an einen neuen Erwerber verkauft werden kann. In einem Todesfalle haben also die Hinterbliebenen darin ein bestimmtes Kapital, welches sie sofort zu baarem Gelde machen können.

Wir haben diesen englischen Genossenschaften für Kreditsteigerung, Schuldentilgung, Eigenthums-Erwerbung und sonstige Ausprägung materieller und sittlicher Vortheile durchaus nichts an die Seite zu stellen. Diese Millionen, welche drüben in England unermüdlich belebend und befruchtend durch unzählige Tausende von Händen fließen, liegen bei uns todt unter den Füßen, begraben in schwerfälligen und kostspieligen Hypothekenbüchern, verrottend in unserer eigenen Unbeholfenheit. In Stuttgart giebt es zwar eine Lebensversicherungs- und Ersparnißbank in Verbindung mit dem würtembergischen Kapitalisten-Verein, aber ihr fehlt der wesentliche Charakter der englischen Gesellschaften, nämlich der freie, sich selbst regierende genossenschaftliche Geist. Auch die Sparkassen-Versicherungen, welche mit den meisten deutschen Lebensversicherungen verbunden sind, haben nur eine sehr entfernte Aehnlichkeit damit und bieten nur eine sehr geringe Menge von deren allseitigen Vortheilen.

Etwas näher kommt ihnen die sächsische Hypotheken-Versicherungsgesellschaft mit einer auf Gegenseitigkeit beruhenden Hypotheken-Tilgungskasse; aber auch sie bietet durchaus nicht die freie Bewegung und den häuserbauenden Segen der englischen permanenten Baugesellschaft. Ganz von deren Geist erfüllt, schuf und begründete vor etwa einem Vierteljahrhundert der k. Bau-Inspector, Herr C. W. Hoffmann, die gemeinnützige Baugesellschaft in Berlin, und ich erinnere mich noch heute der vielen schönen Stunden, die ich mit ihm in seinem Hause, einem der geschmackvollsten und nobelsten Privathäuser Berlins, als Genosse seiner Begeisterung und Mitarbeiter an dieser, in ihrer Anlage praktischen und schönen Schöpfung verlebt habe. Sie wurde ihm aber freilich durch büreaukratische Kollegen des Comité's, die allerhand unwirthschaftliche Nebenzwecke damit zu verbinden suchten, so gründlich verleidet, daß ihm nichts Anderes übrig blieb als auszuscheiden. Die gemeinnützige Baugesellschaft und deren einzige, sehr magere Tochter, noch ledigen Standes, die Alexandra-Stiftung, können wohl nur noch als Ruinen der gemeinnützigen Baulust jener Hoffmann'schen und hoffnungsvollen Tage angesehen werden.

Das ungeheure Feld für diese Art von fruchtbarer, Kredit erzeugender und Schulden tilgender Vergesellschaftung liegt in Deutschland noch wüst und leer und dessen materielle und sittliche Schätze harren noch der fleißigen Hände, es für das Gemeinwohl und das Gedeihen der Einzelnen zu bebauen. Es gilt hier, sich für die Befreiung von Schuldenlasten wirthschaftlich zu vereinigen und dadurch auf die wirksamste Weise den Kredit zu erhöhen und durch Stetigkeit und Sicherheit von sei-

nen Schwächen und Schwankungen zu befreien. Durch Bezahlung von Schulden verbessert man stets seine Finanzen. Diese Tilgungsvereine und gleichzeitig Spargenossenschaften, welche jederzeit Einzahlungen annehmen und immer sofort fruchtbar anlegen, sind die geeignetsten Mittel dazu. Sie zahlen den Einlegern vier Procent Zinsen und nehmen von den borgenden Mitgliedern fünf. Die Einlagen werden auf eine bestimmte Reihe von Jahren gemacht und endlich mit Zins auf Zins zurückgezahlt. Dadurch werden beispielsweise bei vierteljährlicher Zinsenberechnung zehn Thaler, die Jemand jährlich einzahlt und selbst bei beschränkten Einkünften und einiger Wirthschaftlichkeit mit Bequemlichkeit zahlen kann, schon nach fünf Jahren zu sechsundfunfzig Thalern zehn Silbergroschen, nach zehn Jahren zu hundertundvierundzwanzig Thalern sechsundzwanzig Silbergroschen, fünf Jahre später zu zweihundertacht Thalern sieben und einen halben Silbergroschen, nach zwanzig Jahren zu dreihundertneun Thalern zwanzig Silbergroschen und nach fünfundzwanzig Jahren zu dem kleinen Kapital von vierhundertdreiunddreißig Thalern drei Silbergroschen. Man erwirbt also schon durch das vielleicht geringste Maß von Ersparung für das Alter und die Familie durch jährliche Einlegung von zehn Thalern nach einem Vierteljahrhundert über hundertundachtzig Thaler und kann leicht berechnen, was größere Einlagen in der Reihe von Jahren an reinem Gewinn in der Genossenschaftskasse erzeugen, demnächst sich auch leicht erklären, wie es möglich ist, daß uns die Genossenschaft ein entsprechendes eigenes Haus auf Kredit bauen, übergeben und nach einer Reihe von Jahren, je nach der Höhe der Miethezahlung, als schuldenfreies Eigenthum überlassen kann. Die baulichen und finanziellen Operationen dabei schildern wir wohl ein andermal.

Die Kredit nehmenden Mitglieder bezahlen ihre Schulden, resp. Häuser mit fünf Procent in Annuitäten und zwar beispielsweise tausend geliehene Thaler, wenn sie nach zwanzig Jahren getilgt sein sollen, mit etwa jährlich achtzig Thalern. Da man nun mit baarem Gelde und in der wirthschaftlichen Weise einer Genossenschaft ein hübsches, bequemes, gesundes Haus mit Gärtchen für eine schon ziemlich zahlreiche Familie mit dreitausend Thalern bauen kann, so wohnt der künftige Eigenthümer dieses Hauses für eine jährliche Miethe von etwa zweihundertfunfzig Thalern, wofür er in Berlin kaum drei Treppen hoch in einer Miethskaserne alle Quälereien und Chicanen der Eigenthumslosigkeit und Willkür und der verschiedensten Bildungs- und Roheitsgrade der Mitbewohner erdulden muß, frei, gesund und sicher in eigenen vier Pfählen, die ihm und den Seinigen immer lieber werden, je schuldenfreier und heimischer der eigene Herd wird. Selbst in Unglücksfällen, wo er dieses Eigenthum nicht halten kann, wird ihm sein Antheilsrecht gut bezahlt; aber diese werden bei dem fleißigen und ordentlichen Ernährer nur selten eintreten und können selbst im verfrühten Todesfalle den Hinterbliebenen zu einem kleinen Kapital verhelfen und durch die angedeutete Verbindung mit einer Lebensversicherung zu einem sofort freien Grundbesitze. Auch der Hausbesitzer im gewöhnlichen Sinne Berlins, der beispielsweise zwanzigtausend Thaler Schulden auf sein Haus für vierzigtausend Thaler hat, kann als Mitglied einer solchen Gesellschaft auf eine leichte Weise mit der Zeit schuldenfreier Eigenthümer werden. Unter gewöhnlichen Verhältnissen muß er jährlich tausend Thaler Zinsen zahlen, so daß er nach zwanzig Jahren das Kapital zurückgezahlt und immer noch zwanzigtausend Thaler Schulden hat. Als Schuldner der Baugesellschaft wird er diese Schuld binnen zwanzig Jahren für zwölftausend Thaler los, spart also bei der Schuldentilgung jährlich vierhundert und während der zwanzig Jahre achttausend Thaler, welche ihm kein anderer Gläubiger schenken wird. Dabei fallen beiden Klassen von Mitgliedern noch besondere Vortheile zu, die im gewöhnlichen Geldverkehr gar nicht zur Entwickelung kommen. Namentlich ist es für die Kapitalisten eine große Lockung, daß der ziemlich bedeutende Gewinn, der aus der Zinsendifferenz für Gläubiger und Schuldner erwächst, den Ersteren extra außer den Zinsen jährlich in der Form einer Dividende ausgezahlt wird, so daß es kaum eine sicherere und vortheilhaftere Kapitals-Anlage giebt, als die Kassen dieser Baugesellschaften.

Die reichen Erfahrungen und Früchte, welche diese Vereine für gegenseitige Selbsthilfe in England gemacht haben, bieten für Deutschland ebenfalls einen guten Baugrund, welcher von dem Bedürfniß unzähliger Familien und dem Reize für Kapitalisten bald mit schönen Blüthentrauben reizender Vorstädte bedeckt werden würde, wenn man erst verstände, damit wirklichen ehrlichen Ernst zu machen. Dies ist gar nicht so schwer, als es unseren trüben, feigen Augen erscheint. Ich will hier wieder die Autorität Dr. Engel's citiren.

„Eine Zahl von Bürgern, Grundbesitzern und solchen, die es werden wollen (so lauten seine Worte), tritt zusammen und bildet eine Genossenschaft mit dem Zwecke, sich durch gegenseitige Selbsthilfe nicht bloß den ihnen erforderlichen Grundkredit zu verschaffen, sondern auch den, welchen sie bereits genießen, binnen einer gewissen Zeit zu tilgen. Gesetzt, es seien dazu eine halbe Million Thaler erforderlich. Sie vertheilen diese Summe auf eine bestimmte Zahl von Antheilen auf die Namen der einzelnen Mitglieder und bestimmen die Zeit, binnen welcher die Tilgung vollendet sein soll. Danach werden die monatlichen Einzahlungen bemessen, die in eine von der Genossenschaft selbst verwaltete Kasse fließen. Der Betrag der Einzahlungen wird den Mitgliedern der Genossenschaft hypothekarisch und gegen festen Zins, unkündbar bis zur Zeit der Tilgung, dargeliehen. Weil sich Anfangs sehr viele Mitglieder zu Vorschüssen drängen werden, muß die Reihenfolge derselben irgendwie festgestellt werden. Jederzeit können neue Mitglieder zutreten und neue Antheile erwerben. Der Austritt ist von bestimmten Bedingungen abhängig zu machen, namentlich in Bezug auf Orts- oder Besitzwechsel oder Tod."

Doch das sind Sachen der Ausführung, die den einmal richtig gefaßten Gedanken keine Schwierigkeiten bereiten. Ich habe ihn schon schriftlich und mündlich vielfach angeregt und in den Zeiten meiner gesunden Tage das lebhafteste Interesse, sogar Begeisterung unter den verschiedensten gebildeten Klassen dafür gefunden, so daß ich an dessen gedeihlicher Ausführbarkeit unter tüchtiger Leitung durchaus nicht zweifle. Auch die Herren des Westendes haben sich zum Theil auf meine Anregungen bezogen aber den genossenschaftlichen Charakter der Selbsthilfe für Erwerbung schuldenfreien Grundeigenthums ganz fallen lassen. Ich bin jedoch überzeugt, daß sowohl sie als die Herren der Kreuzberg-Villas nur zu ihrem eigenen Vortheil ihn noch aufnehmen und ausführen würden. Dies hindert Andere durchaus nicht, Baugesellschaften im englischen Sinne zu gründen, Blüthentrauben von ländlich verschönerten Vorstädten emporzuzaubern und in der Stadt selbst Häuser mit kleinen Wohnungen, à sechzig bis hundert Thaler (sie kosten selbst in London nicht mehr), entweder einzurichten oder zu bauen und für schuldenfreie Erwerbung zu vermiethen. Für gedeihliches Leben in den ländlichen Vorstädten der Baugesellschaft ist es durchaus unerläßlich, daß, wie in England, der Tag nicht mehr durch ein sogenanntes Mittagsessen zerschnitten

werde, sondern man in Großgeschäften und Staatsbüreaus die Tagesarbeit immer von zehn bis fünf Uhr hintereinander abmache. Auch dieser Vorschlag ist schon vielfach für praktisch gehalten worden und kann im Geiste wahrer Wirthschaftlichkeit nicht mehr lange unverwirklicht bleiben. H. Beta.

Italien.

Das Eigenthum als Grundlage politischer Rechte.*)

Aus Salerno ging uns ein Buch zu, das, wenngleich sein Inhalt wesentlich dem gelehrten Urtheil der Historiker und Nationalökonomen von Fach anheim zu stellen ist, doch auch dem größeren allgemein gebildeten Kreise, welcher der Literatur des Auslandes mit einer nicht gerade auf Erzeugnisse der Bellettristik beschränkten Theilnahme folgt, in mannigfacher Hinsicht Interesse gewährt. Schon an und für sich ist es anziehend, dem Namen eines so altehrwürdigen Musensitzes wie Salerno auf dem Titel eines stattlichen neuen Buchs zu begegnen. Die Zeiten sind lange vorbei, da ihre Universität in aller Welt des unbestrittenen Primats der Heilkunde sich erfreute und Lernbegierige zu Tausenden und Zehntausenden zu den Füßen ihrer großen Aerzte saßen. Der Spanier und der Bourbon, die ihre Herren wurden, als das Mittelalter sich neigte und die Naturwissenschaften ihren großen Aufschwung nahmen, waren schlechte Pfleger ihrer Akademie: wo auf kirchliches Machtgebot die Erde still stehen soll, wird auch der Kreislauf des Blutes, werden die Wunden des menschlichen Körpers mit Argwohn betrachtet. So sank Salerno in Vergessenheit; mit ihrer romantischen Normannenburg und mit dem Dome in welchem der Gewaltigste von allen Nachfolgern Petri, der siebente Gregor, die letzte Ruhe gefunden hat, liegt sie am Winkel ihres sonnigen Golfs, eine jener halb verklungenen Kulturstätten der Vergangenheit, wie deren die Küsten des Mittelmeeres so manche aufzuweisen haben. Ein Zeichen frischen Lebens aus einer solchen Stadt darf bei Allen, die ein Pietätsgefühl für die Ahnherren der heutigen Civilisation besitzen, einigen Antheil beanspruchen.

In noch höherem Maße knüpft sich an den Verfasser ein persönliches Interesse. Eugenio de Riso gehört zu den Männern, deren unermüdeter Patriotismus in der Geistesarbeit eines Menschenalters die Grundlagen der italiänischen Einheit legten und so das staunenswerthe Werk des Staatsmannes und des Kriegers von Italien in unsern Tagen möglich machte. Wie nicht Wenige seiner Genossen dem Adel seines Landes angehörig, hatte er von Jugend auf sich in den Dienst der nationalen und der liberalen Idee gestellt und für ihre Verbreitung in seiner abgelegenen kalabresischen Heimat mit Eifer gewirkt. Als Haupt der Liberalen seiner Provinz ward er der Regierung Ferdinands II. verdächtig. Die Flucht entzog ihn der Verhaftung, und als im Januar 1848 der König sich aus Furcht vor der Revolution zu konstitutionellen Verheißungen bequemte, sandte ihn seine Vaterstadt Catanzaro in's neapolitanische Parlament. Durch den brutalen Staatsstreich des 15. Mai ward diese Versammlung bekanntlich vor dem Beginne der Sitzungen gesprengt. De Riso rief seine Provinz zu bewaffnetem Widerstand gegen die eidbrüchigen Monarchen auf; er selbst stellte sich an die Spitze der kalabrischen Schaaren, aber Unentschlossenheit und Uneinigkeit unter den Führern lähmten jegliche Unternehmung und lichteten die Reihen, so daß er sich mit einigen Freunden zur Flucht genöthigt sah. Das nahe Corfu bot eine Zuflucht und unser de Riso benutzte dies Exil um Griechenland zu bereisen. Ein Versuch aus suliotischen und albanesischen Kriegern eine Legion zur Landung in Calabrien zu errichten, schlug fehl, und Riso begab sich nach Rom, wo damals, kurz nach der Ermordung des Ministers Rossi, die Wogen der Erregung am Höchsten gingen. Er erlebte die Flucht des Papstes, die Landung der Franzosen, und nahm, nachdem sein eindringlicher und einsichtiger Rath, den Kriegsschauplatz in die Bergschluchten des Südens zu verlegen, verworfen worden war, den tapfersten Antheil an der denkwürdigen Vertheidigung der ewigen Stadt. Nach ihrem Fall war ihm Italien verschlossen, seine Güter waren confiscirt, und ihm fiel das Loos zu, in der Fremde sich durch die eigene Kraft eine Position zu erringen. Einige Jahre verbrachte er in Paris, und als ihm die kaiserliche Luft zu schwer ward, ging er nach England. Der feine und tüchtige Mann erwarb sich bald Achtung und Erfolge; seine Lectionen in der Sprache und der Literatur seines Vaterlandes verschafften ihm Anstellungen am Gymnasium in Eton und an der Londoner Universität, und er hatte die Freude, durch Vorlesungen, auch auf Rundreisen in den Provinzialstädten, für die nationale Sache Italiens wirken zu können. Aber sein Körper war solchen Anstrengungen nicht gewachsen. Ein Brustleiden ergriff ihn; es hinderte ihn 1859 in den Reihen seines alten Waffengefährten Garibaldi nochmals für die Erhebung Italiens zu fechten, und als er im Herbst England verließ, waren seine Tage gezählt. Es war ihm noch beschieden, den Sturz des Bourbonen-Throns zu erleben; doch seine Heimat sah er nur wieder, um in den Armen seiner alten Mutter zu sterben, glücklich, den Traum seiner Jugend und das Ziel seiner Mannesjahre verwirklicht zu sehen.

Das Buch, das aus dem Nachlasse dieses edlen und tapferen Mannes von seinen Freunden veröffentlicht worden ist, war unvollendet geblieben. Es ist in der Pariser Zeit seines Exils entstanden, unter dem Eindruck der gewaltigen Revolution deren Niederwerfung in Italien und in Frankreich er als Augenzeuge mit durchgemacht hatte, und unter dem sicheren Vorgefühle der baldigen Wiedererhebung. Wie das Werk jetzt vorliegt, trägt es die Spuren jener aufgeregten Tage deutlich an sich.

Das Schicksal der beiden großen romanischen Nationen, die er nach den furchtbaren Convulsionen der letzten Jahre sich unwillig unter das alte Joch beugen sah, lenkten das Nachdenken Riso's auf die Ursachen der Revolution und ihres Mißlingens. Deutlich erkannte er, wie in Frankreich die Ueberspannung des Nationalgefühls jene Centralisation erzeugt hat, die jede bürgerliche Freiheit tödtet, und durch welche die Revolution in Permanenz erklärt ist, während Italien durch den Sondergeist seiner Bewohner die Nationalität eingebüßt hat und immer auf's Neue in fremde Knechtschaft geräth. Indem er so in der Revolution nur eine Entwickelungsphase des Lebens dieser großen Völker erblickte, erschienen ihm die Aussprüche, mit denen von ihrem entgegengesetzten Standpunkt aus die historische und die philosophische Schule die große Umwälzung von 1789 verdammten oder lobpriesen, gleich einseitig. Die praktischen Versuche zur Abhilfe, die von den Wortführern des Socialismus 1848 in Scene gesetzt wurden, sind jämmerlich mißlungen: auf's Deut-

*) Del Diritto di Proprietà qual diritto di cittadino di città Romana. Studi storico-politici sull' Italia, considerata nelle due epoche, la Romana e la feudale, per Eugenio de Riso. Salerno, Rafaello Migliaccio, 1863 (XVI e 380 p. gr. 8.)

lichste hat es sich dargethan, daß die verschiedenen Systeme, die sie aufstellten, Communismus und Fourierismus, Organisation der Arbeit und Saint-Simonismus, allgemeine Association und Collectiv-Eigenthum, insgesammt zur drückendsten Centralisation und zur Unfreiheit führen.

Das Unzulängliche in der Methode der historischen wie der philosophischen Schule tritt für Riso am Klarsten zu Tage in ihrer Auffassung des Eigenthums. Während die historische Schule sich mit der geschichtlichen Thatsache dieser wichtigsten Grundlage unserer Civilisation begnügt und sie in jeder Gestalt, in welcher sie uns überliefert ist, gegen die Veränderungen und Reformen der Neueren vertheidigt, faßt die philosophische Schule, von einem idealen Begriff des menschlichen Zustandes ausgehend, überwiegend die Mängel der gegebenen Verhältnisse in's Auge und zieht die Berechtigung ihrer Existenz in Zweifel. Jene thut der Gegenwart Unrecht, indem sie ihre Bedürfnisse erkennt und ihr gerechtes Streben nach Verbesserung verneint; diese mißachtet die Vergangenheit und beraubt sich dadurch der Anknüpfungspunkte für die Verwirklichung ihrer Ideale. Beide Fehler können nur dadurch vermieden werden, daß man das Eigenthum im Zusammenhange mit der gesammten nationalen Entwickelung des Volkes erfaßt. Nur so ist es möglich, den positiven Einrichtungen des bestehenden Rechtszustandes und den Anforderungen der fortschreitenden Civilisation gleichmäßig gerecht zu werden.

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, stellte sich Riso die Aufgabe, das Eigenthum in Italien während der verschiedenen großen weltgeschichtlichen Epochen des Landes als die Grundlage der politischen Rechte nachzuweisen. In dem von ihm hinterlassenen Werke ist diese Arbeit nicht vollständig zur Ausführung gelangt, denn es umfaßt nur die römische Zeit und die feudale Periode des Mittelalters, und auch diese Abschnitte lassen den Mangel der Ueberarbeitung und Vollendung deutlich erkennen.

Im Gegensatz zu der mosaischen und anderen Gesetzgebungen des Orients, in welchen das Eigenthum sich auf die Religion, auf die Familie, die Gesammtheit begründet, vielfachen Beschränkungen unterworfen ist und überwiegend dem öffentlichen Rechte angehört, war das römische Eigenthum von Anfang an ein privates, unumschränktes und ausschließliches Herrschaftsrecht. Seine Entstehung fällt mit der Gründung der Stadt zusammen; es ist die älteste Grundlage des Bürgerrechts und mit ihm identisch, so lange sich der römische Staat auf den Mauerring der Stadt beschränkte. Während nun jene Attribute des römischen Eigenthums, Freiheit, Unumschränktheit und Ausschließlichkeit, durch alle Wandelungen der Zeit hindurch bis auf den heutigen Tag unverrückbar geblieben sind, concentrirt sich in dem Streben der Nichtbürger, der Plebs, dieses Rechts theilhaftig zu werden, und in dem Widerstande der Vollbürger, der Patricier, die politische Geschichte Roms. Dieser Kampf der Patricier und Plebejer dauert aber nach Riso's Auffassung viel länger, als man gewöhnlich annimmt. Er wird weder durch die Gesetzgebung der zwölf Tafeln, noch durch die Ertheilung des Connubiums und Commerciums, noch durch die Erlangung des Consulats und der übrigen Aemter beendet; unter neuen Namen, aber dem Wesen nach unverändert, setzt er sich fort in den Gegensätzen der Nobilität und des Proletariats, der cives optimi iuris und non optimi iuris, der Bürger von Rom und der Lateiner, Bundesgenossen und Unterworfenen. In den Revolutionen der Gracchischen Zeit, in dem Bundesgenossen- wie in dem Bürgerkriege erblickt Riso nichts als Episoden eben dieses Kampfes um das volle römische Eigenthum, der erst in der völligen Ausgleichung des Gegensatzes zwischen Römern und Nichtrömern, in der Austheilung des römischen Bürgerrechts an den gesammten, der römischen Herrschaft unterthanen orbis terrarum durch den Kaiser Caracalla seinen Abschluß findet.

Und wie mit der Ausbreitung des römischen Eigenthums durch die Colonien und Municipien sich die römische Herrschaft zum Weltreich erweitert hat, so prägt sich die Erniedrigung und Entwerthung, die das Eigenthum durch die Bedrückungen der späteren Kaiserzeit erfährt, in dem Verfalle und in dem Untergang des römischen Reiches aus. Durch immer steigende Militärlast und Dienstbarkeiten wie durch willkürlichen Steuerdruck geriethen die Grundeigenthümer des ungefügen Reichs nach und nach in die übelste Lage. Bald waren sie nur noch als Pächter des Staates anzusehen; ungeheure Strecken Landes fielen in Uncultur, weil die Grundbesitzer selbst durch Strafandrohungen nicht mehr zur Bebauung ihres Bodens angehalten werden konnten; eine völlig verkehrte Gesetzgebung bürdete die auf diesen wüsten Aeckern liegenden Steuern dem noch steuerfähigen Theile der Gemeinden auf. Es kamen die Zeiten, in denen "nach dem schlagenden Ausdruck eines Zeitgenossen „der Grundbesitz durch die Last der Abgaben wie von Räuberhand erdrosselt ward."

Dieser Verfall der römischen Gesellschaft ward durch die Maßregeln, durch welche die Kaiser dem sinkenden Reiche neue Stützen zu schaffen versuchten, nur noch beschleunigt. Durch die Aufhebung der Gerichtsverfassung und durch die Gleichförmigkeit und Centralisation der Verwaltung gelangte das Erbübel alternder Staaten, die Büreaukratie zu immer üppigerem Wachsthum, bald überwucherte und erstickte sie die letzten Reste der Freiheit und Unabhängigkeit in allen Gebieten des Reichs. Die Municipal-Verfassung, weit entfernt, dem absterbenden Bürgersinne ein Bollwerk zu bieten, ward zur bloßen Handhabe des immer gleichmäßigeren Verwaltungs-Mechanismus. Durch lastende Privilegien und durch den Apparat der städtischen Aemter fesselte dies System den Bürger mit unauflöslicher Bande an seine Stadt: nicht durch Veräußerung, nicht durch Verzicht, ja nicht einmal durch Eintritt in den Klerus durfte der geplagte Curiale sich dem städtischen Dienst entziehen, der ihn erdrückte; wie aus der Sklaverei flohen die Menschen aus den Städten, dieser Knechtschaft zu entrinnen. Und wie man in den Städten durch Strafgesetze den Bürger an die Curie zu binden suchte, so strebte — gleich vergeblich — auf dem Lande die Einrichtung des Colonats der mehr und mehr einbrechenden Entvölkerung durch Zwangsmittel Einhalt zu thun. Der Colonat, der den Landbewohner für immer an die Scholle band, ja ihn gleich den Bäumen zu einem Zubehör des Bodens machte, konnte natürlich die steigende Entwerthung des Grundeigenthums dadurch, daß er eine neue und schlimmere Sklaverei errichtete, nicht hemmen. Der Gewerbefleiß endlich, der, soweit er nicht mit städtischem Grundbesitz zusammenfiel oder in den Händen der Sklaven lag, in verhältnißmäßig günstiger Lage sich befunden hätte, wurde durch die Einrichtung der Handwerker-Collegien und Corporationen, die ihn schützen und befördern sollten, geradezu erstickt; das unveräußerlichste und unverletzlichste Recht des Menschen, die Arbeit selbst, ging unter in einem Wust von Reglements und Rescripten, welche dem Sohn das Gewerbe des Vaters auferlegten und jede freie Bewegung unmöglich machten.

So bietet die Kaiserzeit nach allen Richtungen der menschlichen Industrie, für städtischen und für ländlichen Grundbesitz, für Gewerbe und Landbau die glänzendsten Erfahrungen für

das unsägliche Unheil, das mit innerer Nothwendigkeit aus jedem Versuche, die Arbeit von Staatswegen zu organisiren, entspringt. War's ein Wunder, daß dies kaiserliche Rom, das die Städte zu Gefängnissen für die Curialen, das Land zu Arbeitshäusern für die Colonen, die Corporationen zu Zwangsarbeit für die Gewerbtreibenden umgewandelt hatte, die Beute der Barbaren ward?

Indem Riso sich zur Betrachtung des Eigenthums im Mittelalter wendet, weist er mit Recht auf die Schwierigkeit der Darstellung einer Zeit hin, „in welcher wir jeden Kirchthurm um seine Geschichte befragen müssen;" er betont nicht minder, daß man, um mit den Vertretern der historischen Schule im Mittelalter eine schöpferische Periode zu erblicken, das Auge von den hohen streitenden Kaisern und Päpsten auf die Schichten des gährenden Volkes zu wenden habe. Daher sind ihm, wie vielen seiner Landsleute, die Communen der Cardinalpunkt der italiänischen Geschichte, und er unternimmt es, an ihrer Entstehung wie an ihrer gesammten Entwickelung den Grundgedanken seines Buches, daß das Eigenthum die Quelle der politischen Rechte und der politischen Freiheit ist, auch für das Mittelalter nachzuweisen.

Durch die germanische Eroberung gingen die römischen Ordnungen, in sich längst zerbröckelt, vollends zu Grunde. Aber wie die Ansicht derer, welche aus der Beibehaltung vereinzelter Gebräuche und Bezeichnungen eine Fortdauer des römischen Rechts auch unter der Herrschaft der Eroberer folgern, durch den Gang der Rechtsgeschichte klar widerlegt wird, so befinden sich die Vertheidiger der entgegengesetzten Meinung, welche die gesammte spätere Entwickelung auf germanische Grundlagen zurückführen wollen, in einem nicht geringeren Irrthum. Für die Sieger wie für die Besiegten ergab sich aus der Eroberung ein völlig neuer Zustand: die germanischen Stämme, bisher an die Markenverfassung mit ihren gemeinsamen Wiesen, Aeckern und Waldungen gewöhnt, lernten auf dem alten Culturboden der römischen Welt ein freies und unbeschränktes Eigenthum des Einzelnen kennen; die Romanen sahen sich in die auf persönliches Vertrauen begründeten Verhältnisse des Beneficial- und Lehnswesens versetzt. „Der Kampf des Feudalismus, des auf der Persönlichkeit beruhenden Rechts, mit dem nach Objectivität und Dringlichkeit strebenden römischen Recht ist die Geschichte des Mittelalters in Italien."

Von diesem Standpunkt aus erblickt Riso in der Aufhebung der Communen wider den Feudal-Adel und das feudale Priesterthum die beginnende Wiederaufstehung des römischen Eigenthumsrecht, in dem Kampfe der lombardischen Städte mit dem Kaiser, als dem Oberhaupte der feudalen Welt, das Fortschreiten der römischen Rechtsidee, und in den Siegen der Städte den Uebergang aus dem Mittelalter zur neueren Civilisation. Die Auffassung, welche in den Städten die Verbündeten des Papstthums in seinem Riesenkampfe mit den deutschen Kaisern erblickt, bekämpft er energisch: das Papstthum als Haupt der Hierarchie gehört ebenfalls in die feudale Weltordnung, zu welcher die Communen in einem unversöhnlichen Gegensatz der Principien stehen, und die Verbindung zwischen ihnen und dem Papst beruht lediglich auf einem zufälligen Uebereintreffen ihrer Interessen.

Indem wir uns begnügen, die Grundzüge von Riso's Werk hier in ihren allgemeinsten Umrissen wiederzugeben, brauchen wir kaum auf die Bedenken aufmerksam zu machen, welche sich gegen den Hauptgedanken des Verfassers von selbst ergeben. So unleugbar die innigen Zusammenhänge sind, in denen das Eigenthum, sei es nach seiner rechtlichen Seite betrachtet, sei es nach der wirthschaftlichen, mit dem gesammten Entwickelungsgange der Nation steht, so verfehlt ist es, diese oder irgend eine andere Seite des Volkslebens zum Schlüssel seiner Geschichte zu machen. Die Betrachtungsweise des Verfassers, der in der politischen Entwickelung nur das Resultat der Veränderungen des Eigenthums erblickt, stellt die Dinge einfach auf den Kopf, denn sie erhebt zur Ursache, was selbst nur eine Wirkung, nur ein Erzeugniß des Volkslebens und des politischen Lebens ist. Aber noch mehr: sie schließt die Augen vor der unendlichen Fülle sich kreuzender Beziehungen und Wechselwirkungen, in denen sich das Leben der Nation darstellt, um sich mit voller Einseitigkeit auf eine, wenn gleich an sich bedeutsame, aber den Volksgeist und seine Wandelungen nicht annähernd erschöpfende Erscheinung dieses Lebens zu beschränken. So verschwendet sie allen Fleiß und alle Gelehrsamkeit, um statt eines dem Leben und der Wirklichkeit entsprechenden Bildes eine hohle Formel herauszurechnen, in deren Zwang der geschichtliche Werdegang einer Nation, geschweige denn eines Zeitalters, nimmermehr zu bannen ist. F.

Rußland.

St. Petersburg in seiner Vergangenheit und Gegenwart*).

Große Städte bieten wie die großen Staaten eine lehrreiche Geschichte ihrer Entstehung, ihres Wachsthums und ihrer Entwickelung, und wenn dies schon von den vorzüglichsten Residenzstädten Europas gilt, wenn die Geschichte der Hauptstadt mit der Geschichte ihres Landes und des Volkes eng verflochten ist, so weckt Rußlands Metropole, diese Herzkammer des riesigen Staatskörpers, unsere Neugierde und unsern Forschertrieb in besonderem Grade. Petersburg ist ja so eigentlich der Anfang der russischen Monarchie, in Petersburg hat sich der Ansatz zu dem mächtigen Staatswesen gebildet, in Petersburg hat der Kaiser Peter I. den Grund zu seiner europäischen Herrschaft und zu seinem gewaltigen Zarenreiche gelegt; deswegen ist die geschichtliche Darstellung der Kindheit und des Aufschwunges dieser Residenzstadt der Kernpunkt der Reichsgeschichte, und deswegen übertrifft die vorliegende Beschreibung den Werth einer lokal begränzten Stadtchronik.

Der Verfasser hat aber auch zur Erhöhung dieses Werthes sein Theil redlich beigetragen, denn die historischen Daten sind gut gewählt, die Begebenheiten sind geschickt geordnet und übersichtlich aneinander gereiht, und die Sprache bewegt sich gewandt im klaren Fluß. In die Vergangenheit greift Herr Hafferberg bis vor ungefähr 160 Jahren zurück; damals breitete sich noch ein feuchter, dumpfiger Morast an der Stelle des heutigen Petersburg aus. Am Pfingstfeste, den 16. Mai des Jahres 1703, wurde das erste Gebäude und mit ihm die künftige Stadt gegründet. Es war eine Citadelle, die unter Mühseligkeiten und unglaublichen Drangsalen, ohne Spaten und Karren angelegt und aufgebaut wurde. Peter I. legte mit eigenen Händen den ersten Stein zu der Bastion, und herbeigezogene Arbeiter aus

*) Ein Handbuch für Reisende, von Hugo Hafferberg. St. Petersburg, 1866, F. Aßmann.



allen Gegenden des Kaiserreichs, Russen, Kosaken, Tataren, Kalmücken, Schweden, Finnländer und Ingermannländer mußten das Werk weiter führen und vollenden. Die Arbeiter starben bei den furchtbaren Anstrengungen, bei den Ausdünstungen des morastigen Bodens und bei dem Proviantmangel wie die Fliegen dahin, und doch war nach fünf Monaten das Innere der Festung fertig. Noch mitten im Baue dieser Citadelle hatte Peter die Idee zur Erbauung einer Stadt gefaßt, die er nach dem Apostel Petrus Sanct Petersburg benennen wollte, und eine ganze Armee von 40,000 Mann wurde unter den Befehlen von Peter, Mentschikov, Golovkin, Sotov, dem Fürsten Trubetzkoi und Kirill Naritschkin zur Arbeit commandirt.

Alle diese Arbeiten aber mußten theuer und blutig bezahlt und unter stetem Kampfe mit den Schweden erfochten werden. Am Ende des Jahres 1703 waren auch wirklich einige Hütten, das Wohngebäude des Günstlings Mentschikov und die zusammengezimmerte Wohnung des Herrschers — Alles aus Holz — der Inbegriff der „Stadt" Petersburg mit Ausnahme der Citadelle. Allein schon im Jahre 1705 zeigt sich die Stadt im größeren Umfange; man fand da schon eine Menge Häuser, in denen Künstler, Handwerker, See- und Kaufleute mit vielen Familien ihr Unterkommen suchten und ihre Künste oder ihre Gewerbe betrieden. Der gestampfte Erdboden wurde mit Steinpflaster belegt, steinerne Kasernen beherbergten die Garnison und wieder waren gegen 30,000 Arbeiter herbeigerufen, um weitere Bauten aufzuführen. Im Jahre 1711 hatte Petersburg schon zwei getrennte Stadttheile: die Petersburger Insel auf dem rechten Ufer der Newa und die Admiralitäts-Insel auf dem linken. Auf dieser Admiralitäts-Insel wurde um dieses Jahr erst ein aus Ziegelsteinen gebautes, jedoch einstöckiges und bescheidenes Haus als Residenz für den Zaren errichtet, und in drei Jahren darauf zählte man bereits einige „kaiserliche Paläste", 60 bis 80 dem Adel gehörende steinerne Häuser und etwa 35,000 andere „Häuser" in der Zarenstadt, wie einige Chronisten angeben. Wieder drei Jahre darauf, 1717, lief aus Petersburg das erste russische Schiff aus, beladen mit verschiedenen Erzeugnissen des Landes, worunter 260 Tonnen Kaviar, und im Jahre 1718 — man höre! — faßte Peter den Gedanken — eine Akademie der Wissenschaften dort zu gründen. Er erließ einen Ukas vom 11. Januar 1718, worin er befahl: „Man gründe eine Akademie und suche unter den Russen diejenigen aus, die unterrichtet sind oder wenigstens Neigung zum Studium der Wissenschaften besitzen u. s. w." Dieses „Man gründe" erhielt erst am 20. Januar 1724 durch das damalige Manifest die Befolgung und Verwirklichung nach den Gedanken und Eingebungen, wie sie Leibnitz in Berlin bei einer Unterredung auf den Zaren übertrug. Die ganze „Akademie" hatte zehn Mitglieder, die sich in drei Klassen für Mathematik, Physik und Geschichte theilten.

Das ist der kurze Abriß der Geschichte Petersburgs und seines merkwürdigen Schöpfers und Gründers. Den weiteren Verlauf der Entwickelung dieser Kaiserstadt wolle der Leser in dem hier besprochenen und zur Lecture empfohlenen Buche selbst verfolgen.

Finnland.

Finnische Dichtungen, in's Deutsche übertragen von Herman Paul.*)

Von den also benannten Dichtungen, welche der deutsche nach Finnland übergesiedelte Uebersetzer in wohlgelungener Verdeutschung uns bietet, sind die siebzehn ersten nur insofern „finnische", als sie Finnländer, namentlich den berühmten Runeberg, Cygnaeus, Topelius und Nervander zu Verfassern haben, denn diese alle dichten (resp. dichteten) in schwedischer Zunge, ihrer wahren Muttersprache. Anders verhält sich's mit den dreizehn übrigen Poesie-Proben; von diesen sind die Originale wirklich finnisch, d. h. in der Suomi-Sprache gedichtet, die dem ganzen arischen (indo-slavo-germanischen) Gebiete fremd ist. Drei derselben hat Professor Ahlqvist, der Reisende und Sprachforscher, als „Funken" seines Geistes sprühen lassen;**) die übrigen aber sind Lieder aus der schätzbaren Sammlung Kanteletar.

Von den drei Ahlqvist'schen Dichtungen erinnern zwei nicht bloß ihrer Form, sondern auch ihrem Charakter nach an das echte Volkslied. Es folge hier eines derselben:

Wann soll Tuoni mir sich nahen,***)
Wann soll mich der Tod erreichen?
Dann mag Tuoni mir sich nahen,
Mich der sanfte Tod erreichen,
Wann des Liebchens Mund mich küßte.

Dann mag Tuoni mir sich nahen,
Mich der harte Tod erreichen,
Wann mir der Gesang ersterben,
Wann mein Liederquell versiegt.

Dann mag Tuoni mir sich nahen
Mich der schöne Tod erreichen,
Wann ich Dich, mein Suomi, sehe
Aus der Ohnmacht sich erheben,
Wann ich Deine Sprache, Suomi,
Auch vom ganzen Volke höre.†)

Die Stücke aus Kanteletar gehören zu den lieblichsten Blüthen des Volksgeistes. Hier eines derselben:

Die drei Freier.

Wahrheit sprach einst meine Mutter,
Sang zu mir, zu ihrem Kinde,
Sagte, daß auch ich ein Liebchen,
Schön und jung, einst finden würde,
Dunkellockig, stolz von Haltung,
Sagte, daß es bald geschähe,
Wann ich funfzehn Jahr erreichte.

Funfzehn Jahre sind vergangen;
Jahre flogen, Tage rollten,
Meine Jugendzeit verdblühte;
Frohe Stunden sind verflossen,
Wonnig ist die Zeit geschwunden.

*) Helsingfors, 1866.

**) Sie gehören nämlich zu dessen von uns schon früher im „Magazin" angezeigten Säkeniä, d. i. „Funken."

***) Tuoni hieß der heidnischen Finnen Todesgott. Die Ueberschrift lautet im Texte: Silloin saisi Tuoni tulla, d. h. „Dann mag T. kommen."

†) Suomi heißt sowohl Finnland selbst, als seine Sprache.



Kamen endlich drei Bewerber,
Wie die Mutter mir gesungen:
Sorge steckte mir den Ring an,
Thränen brachten mir das Brauttuch,
Bald nahl auch der Tod als Dritter,
Um sein Liebchen heimzuführen.

Mit Recht hat der Verf. die Alliteration, welche für unsere Sprachen bloße Künstelei ist, nicht nachgeahmt. Das letzte der ausgewählten Volkslieder, „Des Mädchens Klage" (neion valitus), gehört schon einer späteren, mehr reflektirenden Zeit an, und es fehlt ihm bei all seinen unleugbaren Schönheiten, die köstliche Naivetät der meisten übrigen. Hin und wieder zeigt sich sogar Manierirtheit des Ausdrucks. In welchem alten Runo käme z. B. eine Construction vor wie diese:

Eikä onni oksapuleu
Asu mustan varjon alla

neque fortuna *arborum degit* sub *umbra* nigra)?*) Hier ist nicht bloß Ueberschreitung (enjambement) des Verses, sondern auch Einschiebung eines Verbums zwischen Worte, die zu einander im Genitiv-Verhältnisse stehen.

In den Uebertragungen aus dem Schwedischen verleitet der leidige Reim hin und wieder zu einiger Untreue. Als Beispiel diene die erste Strophe des Cygnaeus'schen Gedichtes: „Die Siebzig bei Demmin":

Till häst den store Gustaf Adolf steg
Och blickar gladligt på sin krigarskara:
Hvart han vill rida nu, hans mun förteg,
Men pannan tycks ej ana till att fara
Kan möta öppet eller i försåt.

Herr Paul übersetzt:

Der große Gustav Adolf steigt zu Roß,
Und blickt so freudig auf die Kriegerschaaren,
Nicht weiß, wohin er reilen will, der Troß,
Nicht scheint die Stirn zu ahnen, daß Gefahren
Ihm drohen können, offen und durch List.

Die unglückliche Wahl des, zu lebhaft an „Bagage" erinnernden Wortes „Troß" hat noch den anderen Uebelstand nach sich gezogen, daß auf diesen „Troß" bezogen wird, was vom Könige gesagt ist.

Treuer, aber freilich auch steifer, würde man so übersetzen:

Zu Roß der große Gustav Adolf steigt
Und blickt vergnügt auf seine Kriegerschaar:
Wohin er ziehen will, sein Mund verschweigt,
Doch seine Stirne ahnt nicht, daß Gefahr
Ihm drohen könne, offen und durch List.**)

Sch.

*) Bei Herrn Paul:
Aus der Bäume dunklen Schatten
Ist die Wonne hingeschwunden.

**) Die dritte Strophe läßt der Uebersetzer ganz unpassend mit „und" anfangen, obschon der Text men, d. h. „doch" hat, und des Königs Antwort auf die Vorstellungen des alten Kriegers dieses „doch" durchaus verlangt.

Brasilien.

J. J. von Tschudi in Brasilien.

II.

Botokuden und Chinesen.

Auf der Reise von Diamantina nach dem Mucury machte Herr v. Tschudi mit den Botokuden nähere Bekanntschaft; er giebt über diese Reste der Eingeborenen sehr umfangreiche Mittheilungen. Es wiederholt sich hier dieselbe traurige Geschichte, die überall von Gegenden erzählt wird, wo der weiße Mann mit seinen Feuerwaffen, Branntwein und andern Errungenschaften einer höheren Civilisation mit rohen Naturvölkern zusammentrifft. In früheren Zeiten rottete man die Indianer mit eigens dazu abgerichteten Bluthunden aus, man verkaufte oder schenkte ihnen Kleider von Personen, die an Blattern oder Scharlach gestorben, und die feigen Niederträchtigkeiten, die sich in dieser Beziehung die Portugiesen erlaubt, lassen die Spanier und Engländer fast im Lichte der Humanität erscheinen. Die jetzige Verfassung Brasiliens ist sehr schön und human, aber das hindert nicht, daß der Vernichtungskampf fortdauert. Noch giebt es, wie in Nordamerika, Leute, welche die Indianerjagd als noble Passion treiben und zu diesem Zwecke Schweiß- und Spürhunde pflegen. Vor nicht langer Zeit hat selbst ein Militair-Commandant einen Rachezug gegen Indianer unternommen, von dem er als Trophäe dreihundert Ohren abgeschlachteter Wilden mitbrachte. Und doch scheinen diese Botokuden und andere Stämme ein sehr harmloses Völkchen zu sein, das in Ruhe und Frieden mit den Weißen verkehrt und selbst der Civilisation gewonnen werden könnte, wenn man sich nur die Mühe geben wollte. Gut behandelt schließen sie sich leicht und mit Vertrauen den Weißen an und sind nicht ohne Intelligenz. Theilweise haben sie sich zum Ackerbau bequemt; sie wohnen in sogenannten Aldeas oder Aldeamentos und bauen Mais und Maniok. Ein indianischer Soldat, den unser Reisende befragte, war ein trefflicher Kenner mehrerer Indianer-Sprachen und gab vortreffliche philologische und geschichtliche Auskunft auf die gestellten Fragen; unter ihren Häuptlingen giebt es treffliche und verständige Leute. Freilich stehen sie im Ganzen auf einer sehr tiefen Stufe der Kultur und es wird nicht in Abrede gestellt, daß sie unter Umständen Menschenfleisch fressen. Die Möglichkeit der Civilisirung ist vorhanden; die säßig gewordenen Botokuden schließen sich an die Weißen an und betrachten sie als Verbündete gegen die wilden Wald-Indianer, aber doch steht in Aussicht, daß der bei weitem größere Theil dem Aussterben verfallen ist. Merkwürdigerweise verliert ein Stamm, der einmal, sei es durch die Weißen, sei es durch Kämpfe mit seinen Stammgenossen, gründlich geschwächt worden, die Regenerirungskraft. Er siecht dahin, die Fruchtbarkeit der Weiber erlischt.

Die Botokuden nennen sich selber Engeräkmung. Ihren portugiesischen Namen Botocudos haben sie ohne Zweifel dem großen Pfropfen (botoque) zu verdanken, den sie in der Unterlippe und in den Ohren tragen — eine Sitte, die indeß immer mehr und mehr abgekommen ist. Sie sind im Ganzen kräftige Gestalten von mittlerer Größe. Einzelne sind groß zu nennen. Ihr Oberkörper ist muskulös und stark entwickelt, der Unterleib der Weiber hat etwas Unförmliches. Die Extremitäten bei bei den Geschlechtern sind fast überschlank, Hände und Füße zierlich. Das Haar ist rabenschwarz, schlicht und stramm, die Stirn meist

niedrig, die Backenknochen stark entwickelt und vorspringend, die Augen lebhaft, eher klein als groß und immer etwas schief geschlitzt. Ihre Nasen zeigen stets weite Flügel, sind aber sonst von abweichender Gestalt. Man findet gerade, sanft gebogene, kalmückenartig eingesattelte. Ihr Mund ist im Allgemeinen breit, ihre Lippen mehr oder minder wulstig. Ihre Physiognomie ist dabei so verschieden, daß sich ein Racentypus gar nicht aufstellen läßt. Manche haben, mit Ausnahme der etwas schiefen Augen, eine durchaus kaukasische Gesichtsbildung.

„Aeußerst interessant war es mir hier, Botokuden und Chinesen (Kuli's) zu vergleichen, und ich war im höchsten Grade von der physiognomischen Aehnlichkeit dieser beiden Racen erstaunt, wie ich es schon 1858 hervorhob. Ich habe Chinesen gesehen, die ich auf den ersten Anblick für Botokuden gehalten hätte, wenn nicht ihr Kopfputz und ihre Kleidung ihren Ursprung verrathen hätten, und wiederum beobachtete ich einige Naknenuks, die vollkommen den Typus der Kuli's trugen.

„Da mir diese Thatsache außerordentlich wichtig war, so widmete ich ihr ganz besondere Aufmerksamkeit und suchte mit der größten Sorgfalt nach Racen-Verschiedenheiten. Bei einzelnen Individuen reducirten sie sich auf ein Minimum; selbst im Ganzen kann ich sie als unwesentlich in Folgendem bezeichnen. Die Hautfarbe der Chinesen ist mehr gelblich, die der Botokuden mehr braun. Die Augen der Chinesen stehen kaum merklich schiefer als die der Botokuden und sind etwas kleiner; bei jenen sind die Backenknochen etwas hervorstehender, der Mund etwas feiner als bei diesen. Aber ich wiederhole ausdrücklich, diese Unterschiede verschwinden bei einzelnen Individuen ganz. Größer sind die Verschiedenheiten im Körperbau. Der Chinese hat einen kleineren Kopf und ein feineres Knochengerüst als der Botokude, er ist schwächlicher und zarter, was auch leicht begreiflich ist, da sich der Eine fast ausschließlich von vegetabilischer, der Andere von halbroher Fleischkost nährt.

„Durch die genaue Vergleichung dieser typischen Formen zweier Hauptracen hat sich mir die Ueberzeugung befestigt, daß die indianische oder amerikanische Race von der mongolischen nicht getrennt werden darf. .....

„Schon im Jahre 1840 hatte ich bei Vergleichung des chinesischen Koches einer mir befreundeten Familie in Lima mit peruanischen Indianern ein gleiches Resultat gefunden; ich legte damals weniger Werth darauf, weil es nur eine vereinzelte Beobachtung war. Durch meine archäologisch-philologischen Studien bezüglich der Bewohner des Incareiches wurde ich zu dem Schlusse geführt, daß das Stammland dieser sogenannten Autochthonen Peru's im fernen Westen über dem stillen Ocean zu suchen sei. Aber erst durch die angeführten Vergleichungen in Philadelphia wurde, für mich wenigstens, diese Vermuthung zur Gewißheit."

In Philadelphia (dem brasilischen) hatte nämlich der Reisende Gelegenheit, fast immer vier der genannten Hauptracen, die kaukasische (Deutsche und Portugiesen), die mongolische, die äthiopische und die amerikanische, und dabei ihre verschiedensten Kreuzungen, auf engstem Raume neben einander zu sehen.

Kleine literarische Revue.

— **Kiepert's Sprachenkarte von Deutschland** *). In dem Augenblicke der politischen Neugestaltung des alten deutschen Reichs, dessen nord- und süddeutsche Glieder, trotz aller Kriege und Friedensschlüsse, unauflöslich mit einander verbunden bleiben, wird diese Sprachenkarte gewiß Vielen willkommen sein. Vom Monte Rosa an der italiänisch-französischen Gränze bis nach Memel an der Nordspitze des kurischen Haff, von Dünkirchen am französisch-englischen Kanal bis nach Raab erstreckt sich auf der uns vorliegenden Karte das Gebiet, auf welchem die hoch- und die niederdeutsche, die platt- und die oberdeutsche, Zunge klingt. Wie ein Keil schiebt sich zwischen Schlesien und Nieder-Oesterreich das bis nach Mitteldeutschland reichende Sprachgebiet der Čechen ein, das keine Macht der Welt dem geistigen Einflusse und der politischen Machtsphäre des deutschen Sprach-Elements zu entziehen vermag, welchem allerdings die deutschen Sprach-Inseln im südöstlichen Ungarn und in Siebenbürgen zu entlegen sind. Nicht minder entzieht sich das vom Kartographen durch eine etwas verblaßte Farbe nüancirte niederdeutsche Sprachgebiet der Holländer und Belgier dem vom Herzen Deutschlands ausgehenden, geistigen und politischen Impuls, in dessen Bereich dagegen Deutsch-Luxemburg vollständig liegt. In Belgisch-Luxemburg scheint uns der Kartograph die Sprachgränze etwas zu eng gezogen zu haben, indem sie noch weit über Arlon hinausgeht. Nur der Schwäche des deutschen Bundestages, welcher es bei seinem schlechten politischen Gewissen in dem Jahrzehend, das der Juli-Revolution folgte, nicht gewagt hat, dem frischen und fröhlichen Aufschwunge des Nationalbewußtseins in Frankreich und Belgien irgend einen nationalen, von der öffentlichen Meinung Deutschlands getragenen Widerstand zu leisten, ist es zuzuschreiben, daß wir damals einen von Deutschen bewohnten, von jeher zu Deutschland gehörenden Landstrich haben opfern müssen. Hoffentlich wird uns der Genius Deutschlands und Preußens davor bewahren, daß wir einen in nationaler, politischer und volkswirthschaftlicher Hinsicht noch viel schmerzhafteren Verlust dort wieder erleiden.

— **Kiepert's Sprachenkarte von Oesterreich.** Durch dieses Blatt wird die Sprachkarte von Deutschland bis tief in die Türkei hinein und bis an's Schwarze Meer fortgesetzt, so daß wir das ganze Gebiet der Südslaven bis Odessa überschauen und zugleich das verhältnißmäßig gar nicht unbedeutende rumänische Sprachgebiet, zu welchem auch ein Theil des Banats, Siebenbürgens und Bessarabiens gehören, mit dem sprachlich überdies sehr gespaltenen südslavischen Gebiet vergleichen können. Interessant ist ferner die demonstratio ad oculos, daß die Nordslaven in Böhmen und Polen von den Südslaven in Illyrien, Slavonien und Bulgarien durch kompakte Massen-Gliederungen der Deutschen und Magyaren vollständig getrennt sind. Auch diese Karte dürfte sich bei ihrem sehr billigen Preise (12 Sgr.) einer großen Verbreitung zu erfreuen haben.

— **Norddeutschland in seiner Neugestaltung.** **) Diese Schrift von Fr. Ed. Keller enthält eine kurze Darstellung der natür-

*) Völker- und Sprachenkarte von Deutschland und den Nachbarländern im Jahre 1866, zusammengestellt von H. Kiepert. Maßstab 1:300000. Berlin, Dietrich Reimer, 1867. (Pr. 12 Sgr.)

**) Minden, Aug. Volkening, 1867.

lichen, sozialen, politischen und topographischen Verhältnisse innerhalb der Gränzen des Norddeutschen Bundes; sie faßt das Gebiet des Bundes als ein Ganzes auf, giebt aber auch einen Abriß von der Geschichte der einzelnen zum Bunde gehörigen Länder, macht den Leser mit der Verfassung derselben bekannt und verbreitet sich dann über den Zustand der geistigen und materiellen Kultur. Das Buch hat sich offenbar ein wenig zu früh an die Oeffentlichkeit gewagt: der Norddeutsche Bund ist erst im Begriff, ein Staatskörper zu werden; täglich entwickelt sich diese neueste politische Schöpfung zu immer festerer Gestalt; täglich steigt sie aus dem Zustande des Unfertigen höher empor, und ihr Bild von gestern ist heute schon veraltet. So ist denn das Keller'sche Werkchen bei der Verfassung des Bundes nicht über das preußische Wahlgesetz zum Reichstage vom 15. Oktober 1866 hinaus gekommen. Seitdem sind wir bedeutend vorwärts geschritten. Dennoch hat die Schrift ihren Werth; sie ist praktisch angelegt und klar geschrieben. Die Mängel lassen sich in einer späteren Auflage ergänzen, deren Titel dann hoffentlich lauten wird: Deutschland in seiner Neugestaltung!

— **Schiller's Don Carlos, von Verdi in Musik gesetzt.** Wir berichteten kürzlich über die wunderliche Idee eines polnischen Schriftstellers, Schiller's Don Carlos als Theaterstück für Kinder zu bearbeiten; fast ebenso wunderlich erscheint die Idee der Herren Méry und Camille du Locle, zweier jungen französischen Schriftsteller, das philosophisch-politische Drama des deutschen Dichters zu einem Operntext zu verarbeiten, der demnächst von Signor Verdi komponirt und am 15. März d. J., als kosmopolitische spanisch-deutsch-italiänisch-französische große Oper im kaiserlichen Opernhause von Paris zur Aufführung gebracht worden ist. Natürlich haben die Operntext-Dichter alles Didaktische und Philosophische aus ihrem Werke beseitigt und nur die wirklich dramatischen, ergreifenden Scenen des Originales beibehalten. Auch haben sie allerlei neue Episoden erfunden, um den Gang der Handlung effektvoller zu machen und endlich einen unerwarteten anderen Ausgang derselben herbeigeführt, als das Drama Schiller's hat. In der Schluß-Scene nämlich, als der Infant eben, auf Befehl seines Vaters, von der heiligen Hermandad und dem Groß-Inquisitor zum Autodafé abgeführt werden soll, öffnen sich die Grabgewölbe des Klosters von St. Juste, und heraustritt die majestätische Greisen-Gestalt des Kaisers Karl V., der der Welt, wie der Krone, längst entsagt hat, aber noch unter den Lebenden weilt, die ihn seit Jahren schon als todt betrauert haben. Er entreißt seinen Enkel den Händen der heiligen Hermandad und nimmt ihn fort mit sich in die Gefilde des Friedens, über welche schließlich der Vorhang fällt. Im Uebrigen sind die Scenen und die Katastrophen des Schiller'schen Drama's, sowie die Rollen und Charaktere desselben ziemlich beibehalten. Philipp II., die Königin, Prinzessin Eboli, Posa (der auf der Scene durch einen Schuß getödtet wird) und Don Carlos selbst sind die treuen Ebenbilder ihrer deutschen Originale. Verdi's Musik soll sich von der seiner italiänischen Opern wesentlich unterscheiden, indem sie sich dem Style Meyerbeer's nähert, doch immer noch weit hinter demselben zurückgeblieben ist.

— **„Wenn Jemand eine Reise thut."** *) Unter diesem Titel hat Herr Theater-Direktor Franz Wallner das Tagebuch einer Reise herausgegeben, die er im vorigen Sommer von Berlin nach Rom und Neapel gemacht. Entsprechend diesem Titel, sind auch die Reise-Erlebnisse im Volkston erzählt, ohne andere Ansprüche, als auf einige Stunden zu unterhalten und anderen Flüchtigreisenden Fingerzeige für ihre Ausflüge nach Italien und für die Aufsuchung der dortigen Sehenswürdigkeiten zu geben. Wir glauben, daß dieser Zweck des Buches vollkommen erreicht werden wird. Der letzte Abschnitt der Reise ist dem Aufenthalt in der Schweiz, speziell in Genf und Lausanne, gewidmet. Angehängt ist die Schilderung eines Besuches in den Wiener Katakomben, die seit dem J. 1775 nicht mehr für die Beisetzung von Leichen benutzt werden und nur in sehr seltenen Fällen Besuchern geöffnet sind, so daß dem größten Theile der Wiener nicht einmal ihre Existenz bekannt ist. Es befinden sich diese Katakomben unter der Stephans-Kirche, von wo sie sich unterhalb der benachbarten Plätze und Straßen bis zu dem entfernten Postgebäude, unter die „Wollzeile", hinziehen. Drei Etagen hoch sind hier die Leichenwohnungen der alten Wiener, die Alle in unmittelbarer Nähe des heiligen Stephan ruhen wollten. Die unterste dieser Etagen ist bisher noch ganz unerforscht und dürfte vielleicht einmal noch manche Alterthümer zu Tage fördern. Gegenwärtig bieten die Wiener Katakomben einen höchst traurigen Anblick dar. Es ist Alles darin der unbarmherzigen Zerstörung der Zeit und der speculativen Menschenhand preisgegeben. Endlich theilt der Verfasser unter dem Titel: „Eine Reise durch meine Wohnung", Anekdoten aus seinem Theaterleben mit, wobei die pikante Schilderung einiger Schauspieler und Dichter, sowie die Geschichte der Entstehung des Wallner-Theaters in Berlin, ein besonderes Interesse erregt.

*) Flüchtige Reiseskizzen von der Spree bis zur Tiber, von der Tiber bis zum Belno. Von Franz Wallner. Berlin, Springersche Buchhandlung (Max Winckelmann).

Literarischer Sprechsaal.

In einem Artikel der Revue d. d. Mondes über die von dem Grafen v. Vitzthum unmittelbar vor dem Ausbruche des Krieges von 1866 herausgegebene Schrift „Die Geheimnisse des sächsischen Kabinets" bezeichnet Hr. St. René Taillandier diese Schrift als eine ungeschickte Recrimination des sächsischen Particularismus. Der französische Kritiker sagt unter Anderm, daß, wenn auch bewiesen werde, Friedrich der Große habe gewaltsam den siebenjährigen Krieg provocirt und sei gegen Sachsen mit der größten Ungerechtigkeit vorgegangen, es doch im J. 1756, wie im J. 1866, für Preußen, um dessen Existenz es sich beidemale gehandelt habe, unbedingt geboten gewesen sei, rücksichtslos gegen Sachsen vorzugehen, da dieses 1756 wie 1866 eine höchst zweideutige Rolle gespielt und, ungeachtet der gleichen kulturhistorischen und religiösen Traditionen des sächsischen und des preußischen Volkes, doch immer Stellung gegen das protestantische Preußen und Norddeutschland genommen habe. Die sächsische Politik des Herrn v. Beust habe in dieser Beziehung die größte Aehnlichkeit mit der des Grafen v. Brühl gehabt; sie sei superklug, aber Gegnern, wie Friedrich der Große und Graf v. Bismarck, gegenüber mehr als ungeschickt gewesen. Das Buch des Herrn v. Vitzthum habe diese Analogie der beiden Epochen noch viel schlagender gezeigt, als man sie sich bisher gedacht. „Das alte Sachsen" fügt Hr. Taillandier hinzu, „mag immerhin gerechten Grund gehabt haben, die politische Thätigkeit seines nördlichen Nachbarn zu fürchten; wir wundern uns nicht darüber, aber — die Furcht und der Haß sind oft sehr

schlechte Rathgeber: sie hindern uns, die Dinge unbefangen zu betrachten. Und einen schlechtern Standpunkt zur Bekämpfung unserer Feinde giebt es gewiß nicht, als den der Ignorirung ihrer Macht und ihres Einflusses. Wenn wir von der Gegenwart uns abwenden, um über alte Geschichten der Vergangenheit zu brüten, weil diese uns bequeme Stützen für unsere Anschauungen bieten, so setzen wir uns dadurch den ärgsten Enttäuschungen aus. Das war genau der Irrthum des Grafen von Vitzthum, und das ist auch der vom Hof in Dresden seit etwa zwanzig Jahren begangene Fehler, als er eigensinnig die Gegenwart Preußens mit seiner Vergangenheit zusammenwarf."

Das Leipziger „Parlaments-Tagebuch"*), dessen zweites Heft wir empfangen haben, fährt fort, eine objektiv gehaltene, treue Uebersicht der Verhandlungen zu geben, die hier den nicht schon mit der Sache vertrauten Lesern verständlicher und abgerundeter erscheinen, als in den oft sehr eilfertig redigirten täglichen Zeitungen. Das zweite Heft ist mit den Charakterköpfen des Reichstags-Präsidenten Dr. Simson, des ersten Vice-Präsidenten Herzogs von Ujest und des Abgeordneten Dr. Braun von Wiesbaden geziert. Auch die neueste Nummer der Leipziger Illustrirten Zeitung bringt ein vortreffliches Konterfei des Präsidenten-Kleeblatts (mit Einschluß von Rudolf v. Bennigsen), bei welcher Gelegenheit wir gern constatiren, daß diese Zeitung einen vortrefflichen Artikel enthält, zur Erwiederung auf die im „Gesetzgebenden Körper" von Paris ausgesprochenen Phrasen über die Nothwendigkeit einer Compensation Frankreichs für seine Zulassung eines einigen, mächtigen Deutschlands. „Wir vernahmen aus diesen Verhandlungen", sagt das genannte Blatt unter Anderem, „daß die große Nation sich immer noch zum internationalen Despotismus bekennt und auf keinen seiner Behelfe verzichten will. Die Parole: „Frankreich ist ruhig, wenn es befriedigt ist", lautet zwar höchst bescheiden; es ist aber nur bedauerlich, daß dieser Sättigungs-Punkt noch niemals vorher zu bestimmen war, oder daß er bei jedem vermeintlichen Eintritt immer mehr hinauf rückte."

Der Präfekt des Seine-Departements — den man ungefähr auch den Oberbürgermeister von Paris nennen könnte — Herr Haußmann, hatte beim Schlusse des Jahres 1866 in seiner an die Munizipalität von Paris gerichteten, gewöhnlichen Jahres-Ansprache die Ueberzeugung ausgesprochen, daß es, um die Balance der Einnahmen und Ausgaben der Hauptstadt herzustellen, nothwendig sei, auch die in der Bannmeile von Paris (die seit einigen Jahren mit der Hauptstadt annektirt ist) zahlreich gelegenen Fabriken in gleicher Weise wie die städtischen zu besteuern, so daß sie nunmehr auch die bedeutend zu erhöhenden, städtischen Abgaben auf Steinkohlen zu entrichten haben würden. Selbst wenn — so meinte der Präfekt — die vorgeschlagene Erhöhung auf 7 Fr. 20 C. pro Tonne den Kohlenverbrauch in Paris etwas verminderte, werde dies doch kein Nachtheil, sondern vielmehr ein Gewinn für die Atmosphäre der Hauptstadt sein, die durch den Kohlendampf täglich mehr eingeräuchert und bald so widerwärtig werden würde, wie die Atmosphäre der englischen Haupt- und Fabrikstädte. Diese, mitten in der Freihandels-Bewegung im Gefolge der seit dem Jahre 1860 von der französischen Regierung mit dem Ausland abgeschlossenen liberalen Handelsverträge, vom Seine-Präfekten erlassene Encyklika gegen das wichtigste und unentbehrlichste Element der heutigen gewerblichen Production hat unter den Volkswirthen Frankreichs einen allgemeinen Aufschrei und die tiefste Indignation erregt. Während die Regierung alle möglichen Anstrengungen macht, um dem Lande von Preußen und Belgien den wohlfeilsten Bezug von Steinkohlen zu sichern, will die Stadt Paris — die sich dabei allerdings auf das unvolkswirthschaftliche Beispiel der preußischen Stadt Breslau berufen könnte — ihre Einnahmen dadurch erhöhen, daß sie den Preis dieses großen Kraft- und Productions-Mehrers auf das Doppelte erhöht. Eine Folge davon würde natürlich sein, daß die jetzt so zahlreichen, großen Fabrikbesitzer von Paris die Hauptstadt verlassen und ihre Industrie mit ihren Dampfmaschinen nach den Provinzen, oder an die deutschen und belgischen Landesgränzen verlegen würden. Aber auch hierin erkennt ja der Seine-Präfekt kein Unglück: es würde dadurch der doppelte Uebelgeruch der Steinkohlen und des Fabriken-Proletariats von der Hauptstadt entfernt! Herr Michel Chevalier knüpft an diese Politik des Herrn Haußmann die Bemerkung, daß die großen Prinzipien von 1789 — die Prinzipien der freien Selbstbestimmung und der freien Arbeit — nachdem sie den Umzug durch die Welt (le tour du monde) gemacht, jetzt in der Hauptstadt desjenigen Volkes, welches stolz darauf sei, sie zuerst proklamirt zu haben, geradezu verleugnet und perhorrescirt werden.

Der Verein zur Förderung der Erwerbsthätigkeit der Frauen in New-York (Working Women's Union) hielt am 1. März seine Jahres-Versammlung im Cooper-Institut daselbst. Ein Bericht darüber besagt: Die lebhafte Sympathie, welche diesem edlen Streben hier zu Theil wird, zeigte sich in der Anwesenheit mehrerer politischer Koryphäen. Die über die Wirksamkeit des Vereins gelieferten Aufschlüsse waren zwar ehrenvoll für die Leiter desselben, jedoch im Uebrigen nicht sehr ermuthigend. Nur dem vierten Theil derjenigen, welche im Laufe des verflossenen Jahres um Arbeit nachsuchten, konnte solche verschafft werden, und sind dabei Wittwen vorzugsweise berücksichtigt worden. Im Allgemeinen ist für weibliche Arbeit ein so niedriger Lohn bezahlt worden, daß derselbe den Leistungen durchaus nicht entsprechend gewesen ist, obwohl die Lage der Arbeiterinnen hier im Vergleich zu der ihrer Genossinnen in England, Frankreich oder Deutschland noch immer eine überaus günstige zu nennen ist. Der Fall, daß hier ein Mädchen aus Noth dem Laster in die Arme getrieben wird, kann nicht leicht eintreten; wenn auch in industriellen Beschäftigungen ein Ueberfluß weiblicher Arbeitskraft vorhanden, so ist doch ein desto größerer Mangel daran für die Verrichtungen des Haushalts, und junge Frauenzimmer, die für hohe Bezahlung, gute Kost und Behandlung sich derselben nicht unterziehen wollen, weil sie darin eine Beeinträchtigung ihrer Selbständigkeit und Beschränkung ihrer persönlichen Freiheit erblicken, giebt es leider sehr viele hier. Wenn dieses thörichte Vorurtheil erst überwunden sein wird, kann von Arbeitsnoth des weiblichen Geschlechts in Newyork nicht mehr die Rede sein.

In der Neumann-Hartmann'schen Buchhandlung in Elbing ist eine von C. E. Rhode gezeichnete Schulkarte von Deutschland in seiner Neugestaltung erschienen, die sich durch ihre Wohlfeilheit (1½ Sgr., in Partieen noch billiger) zur Anschaffung in allen Volksschulen empfiehlt.

---

*) Leipzig, Quandt und Händel.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] **Berlin, den 13. April 1867.** [Nº 15.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Harrwitz (D.), Lehrbuch des Schachspiels

enthaltend die Analyse der Eröffnungen und Endungen
nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen, Boden, Horwitz, Kieseritzky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen*, dem Verfasser u. A.
21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (231)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Vollständig sind nunmehr erschienen:
die ersten beiden Bände der

Geschichte Julius Cäsars

von (232)

Kaiser Napoleon dem Dritten.

Autorisirte deutsche Uebersetzung.

Billige Ausgabe.
Band I. in 5 Lieferungen à 8 Sgr. vollständig.
Band II. in 7 Lieferungen à 8 Sgr. vollständig.

Die vorliegende billige Ausgabe des mit so großer Spannung erwarteten Werkes ist in Groß-Oktav-Format mit großer Schrift gedruckt und tadellos ausgestattet.

Carl Gerold's Sohn in Wien.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Bei George Westermann in Braunschweig ist erschienen: (233)

Dr. H. Schellen:

Das atlantische Kabel,

seine Fabrication,
seine Legung und seine Sprechweise
Mit 69 Illustrationen in Holzschnitt.
Gr. 8. Fein Velinpap. Geh. Preis 1 Thlr.

Dies, besonders dem physikalischen und telegraphischen, überhaupt dem polytechnischen Publikum höchst interessante Werkchen behandelt den hochwichtigen Gegenstand zum ersten Male erschöpfend und mit tiefer Sachkenntniß. — Alle Besitzer von desselben Verfassers Werke: „Der electromagnetische Telegraph" werden dies Buch gleichsam als einen ergänzenden Anhang sicher willkommen heißen.

Von Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung in Berlin ist zu beziehen:

Bilder aus dem Thiergarten.

Nach der Natur photographirt von Dr. **H. Vogel.**
Preis des Albums von 10 Blättern in quer Fol. 8 Thlr., einzelner Blätter 1 Thlr.
In eleganter Leinwand-Mappe 9 Thlr. 10 Sgr.

Verzeichniss der Blätter:
1. Hofjäger. 2. Löwenbrücke. 3. Schafgraben. 4. Königsdenkmal. 5. Brücke. 6. Rousseau-Insel. 7. Rendez-vous. 8. Sonnenblick. 9. Abend. 10. Gartenhaus.
Format 14½" : 17½". — Grösse der Photographie auf Tondruck 8" : 9".

Diese Ansichten, in einzelnen Probeblättern in einer hiesigen Kunst-Ausstellung dem Publikum vorgelegt, haben namentlich in Künstlerkreisen grosses Aufsehen gemacht. Ein sachkundiger Referent der Vossischen Zeitung sagt über dieselben:

„Hier hat bei der Auswahl der Parkmotive ein ungewöhnlich feiner künstlerischer Sinn für das Landschaftlich-Malerische, für Baumgruppirung, Beleuchtung und Standpunkt der Betrachtung gewaltet und, da sich damit eine vollkommene Herrschaft über die photographische Technik verbindet, so können sich diese Bilder sehr wohl den bis dahin unerreichten Bildern englischer Landschaften von Vernon Heath an die Seite stellen, die auf der internationalen photographischen Ausstellung die Bewunderung aller Techniker errangen."

Für Natur- und Kunstfreunde werden diese Blätter eine unerschöpfliche Quelle des Genusses, für Künstler ein Gegenstand des Studiums sein. (234)

Empfehlenswerthe Werke.

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.
Drei Theile. (68 Bogen.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

Das Literarische Centralblatt spricht sich über das Werk, wie folgt, aus:

„Mit Freuden schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.
Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben. (235)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Voigt (Fr.), Grundriß der brandenburgisch-preußischen Geschichte in Verbindung mit der deutschen. Dritte Auflage. 1864. 5½ Bogen. 8. 6 Sgr.

„Die Vorzüge, die wir an dem größeren Werke (Brandenburg. preuß. Geschichte 1860) rühmten: knappe, kernige Darstellung, Klarheit und Uebersichtlichkeit, sind auch diesem kleineren Buche eigen. — — Als besonders praktisch arrangirt, möchten wir schließlich noch die drei Tabellen hervorheben, die Prof. Voigt seinem Buche als Anhang beigegeben hat. — — Wir zweifeln nicht, daß sich, wie das Buch überhaupt, so auch dieser Anhang in der Praxis bewähren wird." Schulbl. f. d. Prov. Brandenb.

Voigt (Fr.), Grundriß der alten Geschichte.
1862. 4½ Bogen. 8. 5 Sgr.

Der Verf. hat den vorliegenden Grundriß auf den Wunsch bewährter Schulmänner und in eben der Weise entworfen, nach welcher der vorstehende von ihm 1861 herausgegebene und mit so großem Beifall von den Fachblättern wie von den Herren Lehrern aufgenommene bearbeitet ist. (236)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Die Grenzboten. (237)

Nr. 15. Das englische Bußgerrecht. — Der germanische Lloyd. — Zustände im Fürstenthum Waldeck. — Der deutsche Buchhandel der letzten Monate. 3. — Aus Prag. — Kleine Chronik vom Reichstage. 5. — Vermischte Literatur.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.
Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Revue moderne.

Avril 1867.

E. Havet, Le christianisme et ses origines (1e partie). — A. Cournet, Hû-Kedern. — E. Véron, Des emprunts de guerre. — L'Afrique centrale. — G. Bertrand, Les nationalités musicales. — Ch. Dollfus, Les propositions de M. Thiers. — W. Bürger, Du sentiment de la nature et de la beauté. — A. Arnould, Théophile Gautier. — J. Petit-Senn, Croquis à la plume. — Varia. — Ch. Dollfus, Nécrologie. — A. Kaempfen, Paris en feuilles volantes. — L. de Ronchaud, Chronique politique. — Périodiques allemands. — Périodiques anglais.

Preis des Jahrganges 14 Thlr. (238)

Das Ausland. (239)

Uebersicht der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 14. Fr. Spiegel, Semiten und Indogermanen. — W. J. Pritchard's Beobachtungen und Erlebnisse unter den Südsee-Insulanern. — Ferd. Zirkel, Physiographische Skizzen aus den Pyrenäen. — Die Wasserpest. — Warnung vor Auswanderung nach Neu-Süd-Wales. — J. Messikommer, Die Schieferkohle der Schweiz. — Die zerstörten Städte Argostoli und Lixuri auf Cephalonia. — Preußische Erdmessungen und topographische Arbeiten. — Muster eines öffentlichen wissenschaftlichen Vortrags eines Hindu-Gelehrten. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

II.

Der süddeutsche Städtebund und die Hohenzollern.*)

Unser erstes Bild aus der deutschen Vergangenheit war dem norddeutschen Hansebund gewidmet; das gegenwärtige hat den süddeutschen, speziell den fränkisch-schwäbischen Städtebund zum Gegenstand, dessen Haupt um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts das stolze Nürnberg war. Wir benutzen dazu eine kürzlich von Herrn Professor Otto Franklin in Greifswald herausgegebene Schrift, die Darstellung einer Episode aus der hohenzollernsch-fränkischen Geschichte — ein Stück Mittelalter in historischer Detailmalerei und deshalb besonders anschaulich und belehrend über die Verhältnisse und Zustände jenes Zeitalters, wo sich Fürstenmacht und Städtewesen feindlich gegenüber standen.

Im J. 1427 hatte der Ahnherr des preußischen Königshauses, der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, welcher 16 Jahre vorher die Mark Brandenburg vom Kaiser Sigismund als erbliches Lehen und bald darauf den Kurfürsten-Hut erhalten hatte, die feste Burg Nürnberg selbst an die Bürger dieser freien Reichsstadt verkauft, seinem Hause aber den Besitz der an die Burg gränzenden fränkischen Gebiete vorbehalten. Kaiser Rudolph I. hatte im 14. Jahrhundert auch das Besatzungsrecht des an der Burg gelegenen Stadtthores den Burggrafen verliehen, die an diesem Thore zugleich einen Zoll von den in Nürnberg ein- und ausgehenden Landes- und Fabrik-Erzeugnissen, sowie ein Geleit von allen Reisenden, erhoben. Darob waren nun fortdauernde Fehden zwischen den Burggrafen und den Bürgern der damals mächtig emporblühenden Reichs- und Handelsstadt entstanden.

Nürnberg war, bevor der europäische Handel durch Entdeckung des Seeweges um das Vorgebirge der Guten Hoffnung nach Ostindien eine neue Richtung erhielt, einer der ersten Handelsplätze und Fabrikorte Europa's geworden, indem es die von Italien ihm zugeführten Waaren nach dem Norden und dagegen die eigenen und die nordischen Erzeugnisse über Venedig und Genua nach der Levante, nach Klein-Asien, Persien und Ostindien vertrieb. Die reiche Bürgerschaft wollte sich das vom Kaiser den Burggrafen verliehene Recht der Steuer-Erhebung und der theilweisen Gerichtsbarkeit nicht mehr gefallen lassen. Und als sie nun vom Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg die feste Burg ihrer Stadt erworben hatte, da verweigerte sie seinem Sohne und Nachfolger in der Markgrafschaft Onolzbach, Albrecht-Achilles, der nachmals (im J. 1469) auch seinem Bruder Friedrich II., Eisenzahn, in der Kurwürde der Mark Brandenburg folgte, die fernere Zahlung von Geleitzöllen, das Schutzrecht über die sogenannten Pfahlbürger, d. h. derjenigen Einwohner in den Vorstädten und nahen Dörfern, die das Nürnberger Bürgerrecht nicht besaßen, aber innerhalb der Gerichtspfähle der Burggrafen den Schutz derselben genossen, und endlich die Ausübung aller Jurisdiction im Stadtgebiete.

Albrecht, der tapfere Ahnherr des großen Kurfürsten und Friedrichs des Großen, war nicht der Mann dazu, sich die Schmälerung wohlerworbener Rechte ruhig gefallen zu lassen. Ebenso scharfsinnig, als kriegskundig, weshalb er auch von seinen deutschen Zeitgenossen nicht bloß Achilles, sondern auch Ulysses genannt wurde, protestirte er zunächst in aller Form Rechtens, und als dies nichts fruchtete, vielmehr im J. 1446 Nürnberg mit dreißig anderen fränkischen und schwäbischen Städten ein Schutz- und Trutzbündniß wider die Fürsten abschloß, veranlaßte Albrecht die Letzteren zu einem Gegenbündniß, an dessen Spitze er sich stellte.

Ein gewisser Konrad von Heideck, Schloßherr im Gebiete des Markgrafen Albrecht und früher auch Ritter in der Heeresfolge desselben, war im J. 1445 in Folge eines Abkommens mit dem Rathe von Nürnberg für ein Jahrgeld von 400 Goldgulden in den Dienst der Stadt, und zwar auf zehn Jahre, eingetreten. Er wollte wie es in dem Abkommen hieß, dem Rathe helfen nicht nur mit „sein selbs leip" und seinen Dienern, sondern auch mit seiner Herrschaft und Mannschaft, mit Schloß und Stadt Heideck. Nicht mit Unrecht sah Albrecht dieses Bündniß als gegen sich gerichtet an. Er entschloß sich rasch, dasselbe zu bekämpfen und den Nürnbergern seine Macht zu zeigen. Als diplomatische Verhandlungen nicht zum Ziele führten, griff er zum Schwerte, obwohl er, als der kriegskundigste, dabei aber keineswegs mächtigste Fürst in Franken, die kriegerische Stärke der Stadt schwerlich unterschätzen konnte. Ihrerseits gab die Stadt in Güte nicht nach, theils weil sie sich mächtig genug fühlte, theils weil sie in ihrer Sache die Sache aller Städte gewonnen oder verloren sah. Mit Gewalt ließ sie den Ritter Konrad von Heideck sich nicht abringen, um so weniger, als sie sich dabei auf das Reichsrecht und das Herkommen berufen konnte.

Gegen den Heideck hatte der Markgraf außerdem aber noch mancherlei Klagen, er sah ihn, was wohl begründet sein mag, als seinen persönlichen Feind an. Natürlich genug, daß er die Nürnberger, als Heger und Pfleger desselben, einer ähnlichen Feindseligkeit beschuldigte. Ein dem Heideck gehöriges, aber auf markgräflichem Gebiete gelegenes Bergwerk, das die Nürnberger ausnutzten, spielt in diesen Streitigkeiten die Hauptrolle. Richterliche Entscheidung des kaiserlichen Hofes und Vermittelungs-Versuche desselben erwiesen sich als machtlos, und so kam es denn zum Kriege. Am 29. Juni 1449 sandte der Markgraf der Stadt den Fehdebrief. Mit ihm traf zugleich der Absagebrief des Landgrafen Ludwig von Hessen und bald noch eine Unzahl anderer ein. Während der Dauer des Krieges sollen insgesammt 7000 Fürsten, Herren, Edle, Ritter und Knechte der Stadt Fehde angekündigt haben. — Die Namen derselben wurden alsbald den städtischen Heerführern bekannt gemacht und auf Tafeln öffentlich ausgehängt zur Kenntnißnahme für die Bürgerschaft. Bis aus Pommern, Böhmen und Kärnthen — die Mark Brandenburg versteht sich von selbst — kamen diese Fehdebriefe her, die natürlich zum größten Theile bloß Demonstrationen im Dienste der gemeinschaftlichen Sache der Fürsten waren. Auch einzelne von den Fürsten bereits besiegte Städte, wie Bamberg, Eichstädt, Pegnitz, waren darunter.

Andererseits traten die übrigen dreißig Bundesstädte den Nürnbergern bei und schickten dem Markgrafen Albrecht an einem und demselben Tage ihre Absagebriefe. Nach so furchtbaren Anstalten, hätte man glauben sollen, würde der furchtbarste Krieg entbrannt sein — ein Krieg, um ganz Deutschland in Brand zu versetzen und mit ungeheuren Heeren zu bedecken. Indeß, wie das im heiligen römischen Reiche stets der Fall war, der Wille war besser, als die That, der Mund größer als der Arm lang. Was man, nach alter Sitte, im Rausche beschlossen,

*) Albrecht Achilles und die Nürnberger, 1449—1453. Ein akademischer Festvortrag von Dr. Otto Franklin, ord. Prof. der Rechte zu Greifswald. Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 1866.

berieth man am folgenden Tage mit großer Nüchternheit. Die Fürsten rückten säumig, hübsch Einer nach dem Andern, Manche sogar erst gegen das Ende des Krieges in's Feld. Die Ersten waren die Pfalzgrafen von Württemberg, Erzbischof Dietrich von Mainz, Heinrich von Meissen, Albrecht von Oesterreich und der böhmische Bund, aber sie brauchten doch zehn Monate, um beisammen zu sein. Kurz die Sache verzettelte sich, und das furchtbare Heer der Fürsten bestand im J. 1450 aus höchstens 5500 Mann Fußvolk, 900 Pferden und 120 Wagen.

Das Heer der Nürnberger war kaum bedeutender, und die schwäbisch-fränkischen Städte setzten sich ihrer Bundesgenossen wegen noch weniger in Kosten, als Fürsten und Adel. Auf kurze Zeit sandten sie vierhundert Reisige. Nürnberg war somit auf sich selbst angewiesen. Es macht der Stadt alle Ehre, sich so tapfer gewehrt zu haben; denn sie war keineswegs so groß und stark bevölkert, als man, gestützt auf die glänzenden Schilderungen von der Macht und dem Reichthum Nürnbergs, gewöhnlich annimmt. Reich waren die Nürnberger zwar, aber die Einwohnerzahl betrug Anfangs 1450 an ständiger Bevölkerung wenig über 20,000 Seelen, worunter etwa 5200 Bürger und Bürgerknechte. Wer von diesen waffenfähig war, wurde zum Dienste eingestellt, ebenso die Bauern und Bauerknechte, die von Haus und Hof flüchtig sich in großer Zahl in der Stadt befanden. Sie zogen als Freiwillige „auf ihr abentewer“ mit den regelmäßigen Truppen, die aus „Gereisigen“ (Cavallerie) und „Fußgengeln“ (Infanterie) bestanden, und nahmen vorzüglich gern an Raub- und Plünderungszügen theil. Ueber die Stärke des Heeres ist man nicht vollständig berichtet. Nach dem Anschlage des Rathes, sollten von der Stadt 500 Berittene gestellt und ebenso viele Söldner angeworben werden. Außerdem stellte die Stadt 1200 Büchsen- und Armbrust-Schützen, während der größere Theil der Fußgänger Spieß und Hellebarde trug. Aus Böhmen kamen 100 geworbene Trabanten, aus der Schweiz im April des zweiten Kriegsjahres 100 Söldner der Stadt zu Hilfe. Hierzu stießen gegen das Ende des Krieges 750 „Gereisige“, die man von den böhmischen Rittern erlangt hatte. Fernere 2000 Söldner wurden noch aus der Schweiz erwartet, doch trafen diese erst nach dem Friedensschluß ein.

Das Heer der Nürnberger war kleiner, als das der Fürsten, aber besser concentrirt und zu rascheren Schlägen verwendbar, auch demselben an Geschütz bedeutend überlegen. Dazu kam, daß die Stadt selbst als Festung zu benutzen war. Die noch vorhandenen Kriegsordnungen zeigen, daß für Vertheidigungswesen, Verpflegung der Stadt und des Heeres, Kriegssteuer, Feldpolizei u. s. w. gute Sorge getroffen war. Die Bauern brachten ihre beste Habe in die wohlbefestigte Stadt. Barrikaden, d. h. Verhaue aus den Wäldern, Schranken (Landwehren, Schlagbäume auf den zur Stadt führenden Straßen (sogenannte Reiden) wurden errichtet; der Wachtdienst auf Thürmen und an den Thoren, der Verkehr nach Außen, die Fremden-Polizei wurde streng geregelt. Die Oberleitung führten fünf Kriegsherren, vier aus dem Rathe, Einer aus der Gemeinde, oft der ganze Rath selbst. Oberste Feldhauptleute waren Heinrich der Jüngere von Reuß als Anführer der berittenen Edlen; ihm zur Seite standen von Seiten des Rathes als Hauptleute zuerst Georg Haller, dann Jost Tetzel. Der spätere Prinzenräuber Kunz von Kauffungen befehligte die Armbrust-Schützen, ein von Kottwitz die Spießer. Die Schweizer und Bundesgenossen hatten ihre eigenen Befehlshaber. Die Montur war sehr buntscheckig, deshalb trugen, um vom Feinde kenntlich zu sein, die Gereisigen farbige Feldbinden (zu Zeiten verändert, damit der Feind sie nicht nachahme), die Fußknechte weiße Kreuze auf Brust und Rücken. Die Schweizer unter Heinrich Schlosser von Bern galten in Bezug auf Kleidung und Bewaffnung als Vorbilder. An Artillerie besaßen die Nürnberger Wagen- und Karrenbüchsen für Steingeschosse, Darrasbüchsen, Schirm- und Hakenbüchsen, auch Handbüchsen für Bleigeschosse, wohlgeordnet, mit Angabe des Kalibers versehen. Es gab Steinkugeln, Bleikugeln, Feuerpfeile, Feuerkugeln, die mit „Stabslingen“ (Schleudern) geworfen wurden, Hauspfeile für die Armbrust u. s. w. Besondere Büchsenmeister sorgten für Geschoß, Pulver und Dienst. Auf die Wagenburg, die unter zwei Wagenburgmeistern stand, wurde große Sorgfalt verwandt. Gegen 60 Wagen standen täglich bereit; wenn es nöthig war, konnte der Rath auch 2—300 in's Feld schicken. Die Nürnberger thaten sich nicht wenig auf ihre Wagenburg zu Gut, wenn sie, von einer bedeutenden Truppenmasse begleitet, in's Feld rückte, und Hans Rosenpluet, der Barbier und Dichter, der diesen Krieg beschrieben, vergleicht die Wagenburg einem „grausamlichen und gefährlichen Thiere“.

Wie jede Abtheilung der Wagenburg durch Abzeichen kenntlich gemacht war, so hatte auch jede Truppengattung besondere Fähnlein, mit Armbrust, Büchse oder Hellebarde geziert; die Schweizer hielten sich abgesondert von den übrigen Truppen und marschirten unter der Stadt Fähnlein, roth und weiß. Auch rückten allerlei Werkleute mit in's Feld: ein Marschall (Marstall-Intendant), ein Küchenmeister, Kellner, Köche, Schenken, Futtermeister, Wagner, Schmiede, Zimmerleute, Maurer, Feld-Chirurgen und mehrere Feldgeistliche.

Große Sorgfalt verwandte man auf das Kundschafterwesen. Der Feind verständigte sich durch Feuerzeichen, die Stadt aber erhielt theils durch Vorposten, theils durch Zeichen-Telegraphen, für welche auf entfernten Thürmen Stationen errichtet waren, Kunde von den Bewegungen der Gegner. Der Rath bestellte auch Deputirte, welche die Spione aussandten, verhörten und im feindlichen Gebiet neue anwarben. Hauptsächlich Frauen und Juden wurden mit diesem gefährlichen Dienst beauftragt. Uebrigens verschafften sich auch die Markgräflichen genaue Kunde über die Zustände in der Stadt, wo sie zahlreiche gute Freunde hatten. Auf Wagen, in Fässern, Krügen, ausgehöhlten Broden wurde ihnen Pulver und Munition zugeführt, und der Rath mußte ernste Maßregeln ergreifen, diesem Unfug zu steuern.

Von der Kriegstüchtigkeit der Truppen wird nicht viel berichtet. Den Kern derselben bildeten die als keck und muthig gerühmten Böhmen, und die Schweizer, denen der Rath als strengen, redlichen, unerschrockenen Leuten sein Wohlgefallen bezeugen ließ. Sonst wird viel über die Zucht geklagt; die Gereisigen ritten ohne Befehl in kleineren Truppen aus und ein, die Leute an den Büchsen verpufften unnütz viel Pulver, und die „Fußgengel“ plünderten beide, Freund und Feind, und waren schwer beisammen zu halten. An harten Strafen fehlte es nicht; ausgezeichnete Tapferkeit belohnte der Rath mit Geschenken.

Den Verlauf des Krieges zu schildern, würde hier zu weit führen. Die Nürnberger begannen ihn damit, daß sie das Schloß Malmsbach, einem abtrünnigen, zum Markgrafen haltenden Bürger, Ulrich Rummel, gehörig, abbrennen und zerstören ließen am 3. Juli 1449. Am folgenden Tage antwortete der Markgraf damit, daß er eine Anzahl Nürnberger Orte in Flammen aufgehen ließ. Genau ein Jahr später endeten diese Kämpfe, und das schöne, blühende Land war in eine Einöde verwandelt.

Es war ein Krieg jener Art, wie man ihn damals eben für einen richtigen Krieg hielt. Von Mord, Brand, Raub und

Plünderung melden die Kriegsberichte täglich, von eigentlichen Waffenthaten selten. Man kämpft beiderseits mit Erbitterung. Markgraf Albrecht war ein ausgezeichneter Heerführer, aber auch Heinrich von Plauen bewährte sich als gewandter Kriegsmann. Zu offenen Feldschlachten kam es nicht, wohl aber zu häufigen Scharmützeln, die sich oft genug bis vor die Mauern der Stadt ausdehnten. Diese letztere anzugreifen wagte der Markgraf nicht; die vielen Geschütze auf den Mauern flößten ihm Achtung ein. Das Waffenglück wechselte; bisweilen rühmten sich beide Theile des Erfolges, und den Siegesberichten der einen Partei folgte eine Gegenschrift der anderen. Nach Aeneas Sylvius, der diesen Krieg beschrieben, hätte der Markgraf in acht Gefechten gesiegt, und sei nur in einem unterlegen; die Nürnberger behaupten es anders; das bedeutendste Gefecht im ganzen Kriege, die Schlacht am Weiher 11. März 1450 (bei dem damals bereits eingegangenen Nonnenkloster Pillenreuth zwischen Nürnberg und Schwabach) verlor der Markgraf.

Aeneas Sylvius schildert die Gräuel und Verwüstungen mit den lebhaftesten Farben; die Kriegsberichte der Nürnberger zeichnen sich dagegen durch eine trockene Einfalt aus, die den Charakter unserer Vorfahren im Mittelalter charakterisirt.

„Item an sant Maria Magdalena obent zu nacht zugen hie ane bei 300 fussgengel und an irm tag früe brenten sie ab daz dorf unter dem Hilpoltstain und das dorf bei Duesprunn und etliche doerfer und mül und brachten ein grossen raub von küe, ros und schaffen, bei 1150 haubt vihs. Und auf denselbigen tag brennten auch die unsern gereisigen ab daz dorf Kerspach und süst andare doerfer. Item an demselben tag zu nacht zugen zu Nürnberg aus bei 200 fussgengel und brenten am nechsten tag darnach ab daz dorf Pirpaum und brachten ain grossen raub von plündern und bei 250 haubt viehe, eitel küe und pferd. Item an sant jacobs tag u. s. w."

Es ist eine rührende Litanei von Item's, was die Nürnberger Alles im Laufe einer einzigen Woche zusammen „gebrennt" und geplündert haben. Wenn der Markgraf, wie nicht zu zweifeln ist, das Brennen ebensogut verstanden hat, so wundert man sich nur, wie das Ländchen sich ein ganzes Jahr hat erhalten können, ohne bis zur letzten Scheuer „ausgebrennt" zu sein.

Wurden doch auf einem einzigen Zuge im November mehr denn 70 große Dörfer und Mühlen zerstört. Man muß diese schönen Berichte im Detail lesen, um sich eine würdige Vorstellung zu machen. Und bei diesem Brennen und Plündern fungirten vereidete Beutemeister. Am schlimmsten erging es natürlich den armen Bauern. Man schleppte sie in die Stadt und übergab sie den Stockmeistern, bis sie ein angemessenes Lösegeld zahlten. Wer sich weigerte, die Höhe seines Vermögens anzugeben, wurde „geschaczt in dem stock mit aufgebunden henden, daz sie mit dem leib swebten." Vertheidigten sie ihre Habe, so wurden sie niedergemacht. „etwa vil" wurden erschlagen. Flüchteten sie in die Kirchen, so räucherte man sie aus. In der That scheinen die Nürnberger an roher Grausamkeit die Markgräflichen übertroffen zu haben; schlimmer können es Jene keinesfalls getrieben haben.

Der tapfere Albrecht Achilles empfand selbst ein Grauen über diesen Krieg. Er äußerte: „Nu hab ich auch ein sele und weiss nit, wie lang ich lebe und hätt die sache vor mir, dass ich die land in rawe und guten sache frid bringen wolt, damit ich der übeln des kriegs, so ich zugericht habe, ein widerlegung tuo wolt; halt das gar vil mer wert fur mein sele, dann das ich gen Rom ritt."

Der gute schwache Kaiser Friedrich III. sagte beim Ausbruche des Krieges: „Lasset sie kämpfen und sich zu Grunde richten; den Frieden, den sie verschmähen nun, da ihre Länder noch in Blüthe stehen, werden sie gern suchen, wenn ihr Besitz verheert und zerstreut sein wird." — Freilich, daß der Kaiser sagen muß „Lasset sie kämpfen" — enthüllt uns den ganzen Jammer seiner Regierung, den Jammer des heiligen römischen Reiches.

Durch Vermittelung des Kaisers kam endlich nach jahrelangen Verhandlungen ein Vergleich zu Stande (27. April 1453). Denn beide Parteien waren mürbe gemacht worden und zur Nachgiebigkeit bereit. Die Stadt blieb bei allen Rechten und Besitzungen, welche ihr Albrecht bestritten hatte, zahlte ihm aber eine Entschädigung von 25,000 Gulden und verpflichtete sich zur Entrichtung eines nicht unbedeutenden Leibgedinges an denselben. Seine Absicht die Stadt zu demüthigen, hatte der tapfere Fürst nicht erreicht. Sie hatte mit Ausdauer und Opferwilligkeit gekämpft, und konnte sich rühmen, ihr Recht und ihre Macht unversehrt erhalten zu haben.

Die deutsche Mundart in Luxemburg.

Im März-Hefte der zu Brüssel in vlamischer Sprache erscheinenden pädagogischen Zeitschrift „De Toekomst" befindet sich eine von Herrn C. J. Hansen in Antwerpen verfaßte Abhandlung über die deutsche Mundart in Luxemburg, namentlich in ihren sprachlichen Beziehungen zum Vlamischen. Der Verfasser hat seiner Abhandlung eine zu Brüssel im Jahre 1845 in deutscher Sprache erschienene Schrift zum Grunde gelegt, welche den Titel führt: „Luxemburgische Gedichte und Fabeln, von A. Meyer, nebst einer grammatischen Einleitung und einer Worterklärung der dem Dialekte mehr oder weniger eigenartigen Ausdrücke, von Gloden."

Herr Hansen ist der Ansicht, daß der Luxemburgische Dialekt mehr eigenartige Ausdrücke, als irgend eine andere deutsche Mundart besitze, und daß darunter manche Wörter sind, für welche sich außerhalb der engen Sprachgränzen des Luxemburgischen keinerlei Analogien finden, während einige dieser Wörter sich nur durch ähnliche Wortformen entfernter nordischer Sprachen erklären lassen.

Nachstehendes sind die luxemburgischen Zahlwörter: ènt, zwè, drei, véer, fönf, sechs, siven, àcht, neng, zeng, èlef, zwielef, dreizeng — zwanzeg, honnert, dausent.

Herr Hansen findet es ganz in der Ordnung, daß die Luxemburger nicht ihren Dialekt, sondern das Hochdeutsche ausschließlich als Schriftsprache gebrauchen und spricht den Wunsch aus, daß auch die noch sehr zahlreichen Deutschen in Belgisch-Luxemburg ihrer Muttersprache mehr Sorgfalt widmen mögen, damit sie nicht bald ganz und gar „verwälscht" werden, wie es sich die belgischen Regierungs-Beamten in Arel (Arlon) zur Aufgabe machen.

Wir theilen nachstehend eine Probe des luxemburgischen Dialekts mit, die der oben erwähnten Schrift: „Luxemburgische Gedichte und Fabeln, von A. Meyer," entlehnt ist und der wir eine möglichst treue, hochdeutsche Uebertragung folgen lassen:

D Wareng.

Et treppelt a snöffelt am Keller do d Maus
Om d Fal, a si hätt da Speck so gier d'raus;
A wutscht se den an, a fresst s'en, o we!
Dan' ass se verluer, a si mumelt net meh!
O fleh, o fleh,
Wenn de Lockvull peift!

De Fescher setzt d'Angel mat Würmerchen drun,
De Feschchen ömschwänzelt an naschelt derun,
Hen nabbelt n schnabbelt, an hnet hen é, wo!
Dan' ass he gefangen a schwänzelt net meh!
O fleh, o fleh,
Wann de Lockvull paift.

De Vullar setzt Rudde mat Kirschen derun,
De Vällcha fleth dröm, n wöllt se gier hun,
A kömt hen dan' näher, n fresst hen s', o we!
Dan' ass he gefangen, da schloeht hen net meh!
O fleh, o fleh,
Wann de Lockvull peift.

Du joppelts durch t Lieve, o Mädche so froh,
Et lackelt, et peift der bal bei n bal do,
Los lackla, los peifan, n se ob der Hut,
An denk un de Fesch, un de Vällchen doch gud!
O fleh, o fleh,
Wann de Lockvull peift!

Die Warnung.

Es trippelt und schnüffelt am Keller da die Maus
Um die Fall', als hätt' sie den Speck so gern draus.
Und schlüpft sie heran und frißt ihn, o weh!
Dann ist sie verloren und mummelt (laut) nicht mehr.
O flieh, o flieh,
Wenn der Lockvogel pfeift.

Der Fischer setzt die Angel mit Würmerchen dran,
Das Fischchen umschwänzelt (sie) und knebbert daran,
Es nebbert und knebbert, es schluckt sie, o weh!
Nun ist es gefangen und schwänzelt nicht mehr.
O flieh, o flieh,
Wenn der Lockvogel pfeift.

Der Vogler setzt Ruthen mit Kirschen daran,
Das Vögelchen fliegt herum, und wollt sie gern ha'n,
Und kommt es dann näher und frißt es, o weh!
Dann ist es gefangen, dann schlägt es nicht mehr.
O flieh, o flieh,
Wenn der Lockvogel pfeift.

Du hüpfst durch das Leben, o Mädchen, so froh,
Es lächelt, es pfeift dir bald hier und bald da,
Laß lächeln, laß pfeifen und sei auf der Hut
Und denk an den Fisch, an das Vögelchen gut.
O flieh, o flieh,
Wenn der Lockvogel pfeift.

England.

Die Tauchnitz'sche Ausgabe von Percy's Reliques.*)

In der mit Copyright for Continental Circulation ausgestatteten Tauchnitz'schen Sammlung britischer Schriftsteller erscheinen von Zeit zu Zeit auch ältere klassische Werke, die in England selbst kein Copyright mehr besitzen, aber der Ehre der „continentalen Circulation" um so würdiger sind. Ein solches klassisches, auch in Deutschland längst Ehrenbürger-Rechte besitzendes Werk sind die „Reliques of Ancient English Poetry", die der Bischof Thomas Percy vor mehr als hundert Jahren (1765) gesammelt und herausgegeben hat.

Von diesem Buche erschien bereits in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Deutschland ein theilweiser Abdruck, der, bei der großen Vorliebe für englische Dichter, welche zuerst Lessing geweckt und sodann Herder durch seine „Stimmen der Völker", worin er besonders auf jene britischen „Reliquien" hinwies, angefacht hatte, nicht blos eine weite Verbreitung fand, sondern auch einen vielfach nachweisbaren Einfluß auf die junge deutsche Poesie, namentlich auf die Dichter des Hainbundes, auf Bürger, Hölty, Voß und Stolberg, übte. Percy's Reliques haben daher auch ein deutsches, literargeschichtliches Interesse. So ist es z. B. anziehend, Bürgers Ballade „Der Kaiser und der Abt" mit ihrem altenglischen Vorbilde „King John and the Abbot" (Percy vol. II. p. 256) zu vergleichen. Das Versmaaß und den Volkston der englischen Ballade hat die deutsche vortrefflich wiederzugeben gewußt, wie z. B. in den folgenden beiden Versen, worin die drei Fragen enthalten sind, die der englische König seinem Abt von Canterbury stellt:

And first, quo'the king, when I am in this stead,
With my crowne of golde so faire on my head,
Among all my liege-men so noble of birthe
Thou must tell me to one penny what I am worthe?

Secondlye, tell me, without any doubt,
How soone I may ride the whole world about?
And at the third question thou must not shrink,
But tell me here truly: what I do think?

Und nun die Antworten des Schäfers darauf:

„For thirty pence our Saviour was sold
Amonge the false Jewes, as I have bin told;
And twenty-nine is the worth of thee,
For I thinke, thou art one penny worser than hee."

. . . .

You must rise with the sun, and ride with the same;
Until the next morning he rises againe;
And then your grace need not make any doubt,
But in twenty-four hours you'll ride it about."

. . . .

„Yea, that shall I do, and make your grace merry:
You thinke, I am the abbot of Canterbury;
But I am his poor shepheard, as plain you may see
That am come to beg pardon for him and for mee."

King John and the Abbot stammt übrigens aus einer sehr alten Zeit und hieß noch zur Zeit der Königin Elisabeth „King John and the Bishop of Canterbury." Wahrscheinlich aus Respekt vor dem Primas der Anglikanischen Kirche hat man jedoch unter König Jakob I. aus dem Bischof einen Abt gemacht.

Einen sehr interessanten Theil der Reliques bilden die Ballads that illustrate Shakespeare, welche Abtheilung Bischof Percy mit einem Essay über den Ursprung der englischen Schaubühne und speciell über Shakespeare's historische Dramen ausgestattet, wie denn überhaupt die historischen Essays, die er jeder Abtheilung seines Werkes und die Erläuterungen, die er jeder einzelnen Dichtung voranschickt, sehr viel Belehrendes enthalten.

Die alte schottische Ballade Edward, Edward: „Quhy dois zour brand sae drop wi' bluid?" (Wie ist dein Schwert von Blut so roth? Edward, Edward!), die in Deutschland durch Herder eingeführt wurde, und die Heine als Motiv zu seiner Tragödie

*) Reliques of Ancient English Poetry: consisting of Old Heroic Ballads, Songs and other Pieces of our Earlier Poets. By Thomas Percy, Lord Bishop of Dromore. 3 vls. Leipsig, Tauchnitz, 1866.

„William Ratcliffe“ benutzt hat, ist zuerst durch Percy, der sie einer uralten schottischen Handschrift entlehnt hatte, bekannt worden.

Zu den ältesten Balladen der Sammlung gehören übrigens die Ancient Ballad of Chevy-Chase und die Spott-Ballade auf Richard, Grafen von Cornwall, Bruder Heinrich's III., der in dem deutschen Zwischenreiche, das dem Erlöschen der Hohenstaufen folgte (1256—73), zum König der Deutschen gewählt wurde, und der abwechselnd in England und in Deutschland mit den meuterischen Baronen und Rittern kämpfte. Das Spottlied ist nach der Schlacht von Lewes (1264) gedichtet, in welcher Simon von Monfort, Graf von Leicester, den Kiog Richard of Almaigne schlug und gefangen nahm. Der erste Vers dieses Spottliedes lautet:

> Sitteth alle stille, and herkneth to me,
> The king of Alemaigne bi mi leaute,
> Thritti thousent pound askede he
> For the make the pees (peace) in the countre
> Ant so he dude more.
> Richard, thah thou be ever trichard (treacher),
> Tricthen (trick) shalt thou never more!

Die beiden letzten Zeilen werden als Kehrreim am Schluß jeder der sieben folgenden Strophen wiederholt.

Aus der Reformations-Zeit sind ebenfalls einige Volksdichtungen mitgetheilt. Die Ballade Luther and the Pope führt den deutschen Reformator dramatisch ein, und zwar läßt sie ihn mit einer solchen hinreißenden Beredtsamkeit und Kraft dem Papste gegenüber auftreten, daß dieser mit seinen römischen Kardinälen nur sehr schwach sich zu vertheidigen vermag. Von der Königin Elisabeth werden einige Verse, die sie als Gefangene in Schloß Woodstock geschrieben haben soll, sowie ein Sonett mitgetheilt.

Die neue Tauchnitz'sche Ausgabe hat nicht blos alle Nachträge benützt, die der jüngere Thomas Percy, ein Neffe des Bischofs, im J. 1794 hat drucken lassen, sondern auch alle neueren mit Anmerkungen ausgestatteten Ausgaben der Reliques. In neuester Zeit hat zwar die Early English Text-Society eine Ausgabe von Percy's Reliques angekündigt, die angeblich nach einem Folio-Manuscript veranstaltet wird, das bisher in der Familie des Bischofs verborgen gehalten worden; aber der jüngere Thomas Percy erwähnt bereits in der Vorrede zu seiner Ausgabe von 1794 dieses Folio-Manuscripts, nach welchem er nicht bloß zahlreiche Stücke der neuen Sammlung hinzugefügt, sondern auch die meisten Verbesserungen und Varianten seiner Ausgabe aufgenommen habe. Herr Percy erzählt zugleich, daß das Folio-Manuscript lange verborgen gehalten und erst in neuerer Zeit (1794) wieder aufgefunden worden sei. Die jetzige Ankündigung jener Text Society ist daher sehr räthselhaft. Jedenfalls aber bildet unsere Tauchnitz-Edition eines der schätzenswerthesten Werke der großen „Collection of British Authors“. J. L.

Eine vergessene Uebersetzung des Spectator.

Bei der Ankündigung einer neuen Uebersetzung des englischen „Zuschauers“ wird jetzt in mehreren Journalen behauptet, es sei seit der Uebersetzung der Gottschedin keine Uebertragung in's Deutsche erschienen. Dies beruht jedoch auf einem Irrthum. Im Jahre 1782 erschienen bei Christian Friedrich Himburg in Berlin zur Ostermesse die vier ersten Bände in kl. 8. (mit Addison's Portrait) von einem „Auszug des Englischen Zuschauers nach einer neuen Uebersetzung“; zwei weitere Bände folgten noch in demselben Jahre, Band 7 und 8 im nächsten. Auf den Titelblättern steht kein Uebersetzer, im Meßkatalog aber ist dem Titel hinzugefügt: „von Ramler und Benzler.“ Vor dem ersten Theil steht ein „Vorbericht des Verlegers“, in welchem er der 30 Jahre früher erschienenen Uebersetzung (nicht mit Unrecht) „Steifigkeit und Mattigkeit“, sowie eine Fülle von großen und kleinen Fehlern vorwirft, aus der günstigen Aufnahme aber, welche dieselbe trotzdem gefunden habe, einen „Beweis von der Vortrefflichkeit des Originals“ herleitet.

Ramler hat nach diesem Vorbericht die Auswahl getroffen, „Herr Postmeister Benzler, der bereits der gelehrten Welt durch mehrere vortreffliche Uebersetzungen bekannt ist“, dieselbe gebilligt und die Uebersetzung übernommen, jedoch „schrieb er dem Herrn Ramler, daß er sich dieser weitläuftigen Arbeit nur unter der Bedingung unterziehen würde, wenn derselbe die Uebersetzung der poetischen Stellen des Werks über sich nehmen wollte: eine Forderung, die ihm dieser große Verehrer Addison's ohne Bedenken zugestand.“ Ramler, einmal betheiligt, wird mit seiner „Feile“ auch dem prosaischen Theil der Uebersetzung nicht ferngeblieben sein, und dieselbe ist noch heute formell ganz lesbar. Was den Inhalt anbetrifft, so wird manches lange Stück gewiß einen heutigen Bewunderer sur parole bedeutend abkühlen. Das Hesiodische Motto: „Thoren, die nicht wissen, daß die Hälfte oft mehr als das Ganze“, steht auf den Titelblättern, aber auch von dem Ausgewählten ist noch bei Weitem mehr als die Hälfte überflüssig.*)

„Was die weggelassenen Stücke betrifft“, sagt der Vorbericht, „so sind solche zum Theil den heutigen Engländern selbst unverständlich und den klügsten Lesern überhaupt ganz und gar unbedeutend.“ Es hatte sich also beim besten Willen nichts hineingeheimnissen lassen, und auch Uebertragungen in andere Sprachen hatten „manches dieser allzueilfertigen Stücke des guten Steele“ fallen lassen. „Der neunte Band, der nach langer Zeit zu den acht ersten Bänden hinzukam, und den man nicht versäumt hatte, sehr eilfertig in's Deutsche zu übersetzen, ist eine offenbar unechte Fortsetzung des Werks, die ungefähr eben so schlecht ist, wie die Fortsetzung der Geschichte des Tomas Jones, und ist also völlig verworfen worden.“ Die Bearbeiter (oder der wortführende Verleger) verhehlen sich nicht, daß sie trotzdem noch vielen unnützen Ballast mitschleppen, aber sie sagen, obgleich „man sonst nach eigener Meinung vielleicht noch strenger gewählt haben würde“, so sei doch, „um es jedem, so viel als möglich, Recht zu machen“, Alles aufgenommen, „was für irgend eine Klasse von Lesern unterhaltend und lehrreich sein kann.“

Jedenfalls würde kaum mehr als einen von den acht Bänden (zu ca. 400 Seiten) alles das füllen, was heute noch irgend ein anderes Interesse haben kann, als das kultur- und literarhistorische, für welches gespreizte Richtigkeit, wasserhelle Nüchternheit und glatte Langweiligkeit ja unter Umständen ebenso wichtige Momente sind, wie die sprudelndste Fülle echtesten Witzes und das gediegenste Gold wissenschaftlicher Bergmanns-Arbeit.

F. H.

*) Es ist aber nicht in Abrede zu stellen, daß gerade diese Uebersetzung des englischen „Zuschauers“ und die nicht lange nachher erschienenen Archenholtz'schen Skizzen von „England und Italien“ gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sehr viel dazu beigetragen haben, in Deutschland eine gewisse Vorliebe für die englische Literatur, sowie eine allgemeine Kenntniß der englischen sozialen Zustände, zu verbreiten. D. R.

Brasilien.

J. J. von Tschudi in Brasilien.

III.

Die deutschen Kolonieen am Mucury.*)

Herr v. Tschudi besuchte natürlich auch die deutschen Kolonieen am Mucury. Wir erinnern hierbei an die traurige Berühmtheit, die dieser Name in der deutschen Presse erlangt hat, nachdem Dr. Avé-Lallemant durch seine Schriften über das unglückliche Loos der Auswanderer, die nach Brasilien gingen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Gegenden gelenkt hatte. Wir haben damals selbst diese Schriften vor uns gehabt und in diesen Blättern besprochen. Was nun diese „Mördergrube am Mucury" betrifft, so finden wir hier Schilderungen und Auseinandersetzungen, welche dem, was jener oben genannte Arzt vor die Oeffentlichkeit gebracht, fast im ganzen Umfange widersprechen. Namentlich wird hier jener Ottoni, der Director der Compagnie, den Dr. Lallemant als einen Tyrannen und herzlosen Wütherich schilderte, als ein vollkommener Ehrenmann hingestellt. Wir sind nicht in der Lage zu entscheiden und müssen jeden namhaften Autor, so lange nicht das Gegentheil bewiesen ist, für einen Freund der Wahrheit halten; hier aber wissen wir wirklich nicht, woran wir sind; wir wissen nicht, ob wir Dr. Lallemant's oder Herrn v. Tschudi's Partei ergreifen sollen. So viel ist sicher, die beiderseitigen Auffassungen sind himmelweit von einander verschieden; so viel ist nicht minder gewiß: Persönlichkeiten, Freundschaften und Feindschaften spielen hier eine ungemein bedeutende Rolle, und die Wahrheit wird in einer Mitte liegen, deren genauer Stand nur schwer zu ermitteln sein dürfte. Herr v. Tschudi ergreift Ottoni's Partei und giebt uns eine ausführliche Darlegung von Dr. Lallemant's Auftreten, Reisen und Bestrebungen in Brasilien, welche auf eine völlige Diskreditirung desselben hinausläuft. Wir sind weit entfernt, uns in diesen Streit einmischen und etwa den Schiedsrichter machen zu wollen; aber es will uns scheinen, daß die Sache wichtig genug ist, um möglichst unparteiisch beleuchtet zu werden. Das vorliegende Material setzt uns hinreichend in den Stand, einen annähernden mittleren Durchschnitt zu ziehen. Der Streit zwischen den beiden Herren für und gegen Ottoni ist uns die große Nebensache; Hauptsache dagegen die Frage, wie dort in der Wirklichkeit die Verhältnisse der deutschen Kolonieen beschaffen sind, und welches Loos den fleißigen und thätigen Arbeiter dort erwartet. Herr v. Tschudi steht auf der Seite der Mucury-Compagnie und der brasilianischen Beamten; es ist eine Frage, ob dieser Standpunkt überall der richtige ist; denn es liegt auf der Hand, daß diese Herren ein Interesse daran haben, die Anschuldigungen Lallemant's ganz zurückzuweisen oder wenigstens theilweise zu entkräften.

Herr v. Tschudi erzählt uns, daß Dr. Lallemant eine Reihe von Jahren hindurch praktischer Arzt in Rio de Janeiro gewesen, dann nach Europa zurückgekehrt sich als Schiffsarzt für die Weltumsegelung der Novara habe anwerben lassen. In Folge von Mißhelligkeiten sei er bei der Ankunft der Novara in Rio Janeiro (unfreiwillig?) ausgeschifft worden und habe nun bei der brasilianischen Regierung um eine Geldunterstützung petirt, um mehrere Kolonieen des Reiches zu besuchen und dem Ministerium darüber Rapport zu erstatten. „Herr Dr. Lallemant erhielt nun zwar eine monatliche Besoldung von der kaiserlichen Regierung, aber weder eine bestimmte Anstellung noch Vollmachten. Er hat sich auch auf seiner Reise öfters als Regierungs-Commissär ausgegeben; der damalige Minister, sowie der General-Director der öffentlichen Ländereien in Rio de Janeiro haben mir jedoch auf das bestimmteste versichert, daß ihm durchaus kein offizieller Charakter weder offen, noch im geheimen ertheilt worden sei."

Wir fragen, was man nach dem, was vorgegangen, auf die Versicherungen der brasilianischen Herren für ein Gewicht legen will? Welche Munificenz der brasilianischen Regierung, die einem Manne, von dem sie so ziemlich nichts verlangt, das Geld zu einer Vergnügungsreise im Lande giebt! Daß Dr. Lallemant die Kolonieen wirklich in den gräßlichsten Verhältnissen gefunden hat, wird unter allerlei Abschwächungen und Verklausulirungen zugegeben, und Dr. Lallemant's Verbrechen läuft darauf hinaus, daß er minder starke Nerven hatte als andere Leute und ein wirkliches Mitgefühl mit den Leidenden besaß.

„Hätte sich Dr. Lallemant nur darauf beschränkt, rathend und helfend, allein oder in Verbindung mit dem Leiter der Kolonie (Ottoni) oder im Falle dies nicht möglich gewesen wäre, durch Hülfe der kaiserlichen Regierung dieses Elend zu mildern, so hätte er eine hohe und lohnende Aufgabe erfüllt. Er ist aber weiter gegangen." .... Er hat nämlich den Leuten versprochen, sie von ihren Ansiedelungen wegnehmen und durch die kaiserliche Regierung nach gesünderen Provinzen bringen zu lassen. Dadurch hat er die Leute unzufrieden und mißmuthig gemacht. ..... Das Letztere mag der Fall gewesen sein, aber früher waren sie das doch wohl auch. Daß sich diese Kolonie, deren Bande durch Dr. Lallemant gelockert worden sein sollen (jedenfalls Ottoni's Autorität), sich ziemlich in dem Zustande eines Pest-Lazarethes befand, wird indirekt zugegeben; Dr. Lallemant's Verbrechen besteht also darin, das einzige Mittel, welches zahlreiche Menschenleben retten konnte, ergriffen zu haben. Warum schickte denn die brasilianische Regierung in der That auf Lallemant's Bericht, einen Kriegsdampfer nach São José, um die Kranken nach Rio de Janeiro zu bringen, wenn derselbe wirklich eine so obscure, autoritätslose Persönlichkeit war, wie er uns oben dargestellt wurde?

„Herr Dr. Lallemant begleitete sie. Statt aber, wie es die Menschlichkeit erfordert hätte, dieselben vom Kriegsdampfer in gedeckten Kähnen nach dem Spitale der Misericordia zu transportiren, ließ sie Dr. Lallemant nach der Rua directa bringen, wo sie in die brennende Sonnenhitze auf's Pflaster gelegt wurden. Einer starb während des Ausschiffens. Der inhumane Theatercoup gelang vollständig. In der belebtesten Straße Rio de Janeiro's versammelten sich sogleich Tausende um die Unglücklichen; es wurde gelärmt, geschrieen, geschimpft, verwünscht; gewisse Schlagwörter unterstützten die Agitation. Der Skandal, die Aufregung, die hervorgerufen werden sollten, standen in schönster Blüthe." .....

Wir glauben recht gern, daß es den betheiligten Personen und der Mucury-Compagnie lieber gewesen wäre, wenn man aus Humanität (für sie) die Kranken in gedeckten Kähnen in's genannte Spital gebracht hätte; aber wir meinen, man muß dem Dr. Lallemant Dank wissen, daß er diesen gescheidten Einfall hatte und die böse Blatter tapfer aufstach. Er hat sich dadurch zwar kein Verdienst um die Mucury-Compagnie, wohl aber um

*) Von den deutschen Ansiedelungen in der Provinz Santa Catharina in Brasilien ist soeben (Hamburg, Robert Kittler) eine von H. Keeplin gezeichnete und von Dr. Hermann Blumenau ergänzte Uebersichts-Karte erschienen. D. R.

die gesammte Auswanderung erworben, indem er, wenn nicht die Niederträchtigkeiten, so doch wenigstens die Pfuschereien der Kolonisations-Direction schonungslos aufdeckte.

„Setzen wir einmal voraus, ein brasilianischer Arzt besuche, absichtlich oder zufällig, das Erzgebirge während einer der unglücklichen Perioden des Hungertyphus und wandere von Hütte zu Hütte, um das namenlose Elend zu sehen"…. folgen mehrere andere Beispiele, deren Anwendung auf den vorliegenden Fall begreiflich sein wird. Diese Beispiele passen doch aber wohl nur sehr bedingt. Hier haben wir es mit lauter altbewohnten Ländern zu thun, dort mit Kolonieen, für deren Erhaltung und Förderung die brasilianische Regierung ebenso aufzukommen hat, wie die Regierungen jener Länder für die Linderung der Landesnoth. Thun die Beamten der letzteren ihre Pflicht nicht, so wird man sie ebenfalls angreifen können, wie Dr. Lallemant den Herrn Ottoni. Was würde den eben angenommenen brasilianischen Arzt, der das Erzgebirge bereiste, moralisch hindern, den sächsischen Oberbeamten, wenn er sich grobe Vernachlässigung zu Schulden kommen ließe, in energischer Weise seiner Regierung zu denunciren?

Man wird den Brasilianern sehr gern glauben, daß eine große Anzahl der betreffenden Kolonisten ganz ungeeignete Leute gewesen sind; aber nicht alle waren es. Die Sache bleibt dieselbe, wenn die Thatsache bleibt, daß zahllose Auswanderer an Hunger, Seuche und Verzweiflung untergegangen sind; es kann einem fühlenden Menschen nicht verdacht werden, wenn er dringend und selbst mit grellen Farben von der Auswanderung nach Brasilien abmahnt; denn schwache Schilderungen machen eben keinen Eindruck. Das gewissenlose Verfahren der Auswanderungs-Agenten ist hinreichend gekennzeichnet und wird auch hier im vollsten Umfange eingestanden. Die brasilianische Regierung mag hieran zum Theil unschuldig sein, aber nach den Schilderungen, die Herr v. Tschudi selbst entwirft, dürfte sie nicht hinreichende Gewähr für Ausführung der bestgemeinten Maßregeln bieten; denn offenbar ist sie nichts weniger als gut consolidirt und mit guten Werkzeugen für das Werk der Kolonisation versehen. Was Ottoni betrifft, so mag er immerhin ein Ehrenmann sein; aber es ist ein Unterschied, ob man mit einem Manne als Freund und Gesellschafter oder ob man mit ihm als hilfloser Untergebener zu thun hat; es ist sogar möglich, daß man aus Rathlosigkeit und Verzweiflung Tyrann wird. Ob sich Dr. Lallemant vielleicht mehr oder minder in das brasilianische Parteigetriebe eingelassen hat, das ist eine Frage für sich, die man füglich auf sich beruhen lassen darf.

Rußland.

Die körperlichen Züchtigungen in den Schulen.

Wir haben im „Magazin" 1865 Nr. 39 und 1866 Nr. 26 Proben von der rühmenswürdigen Thätigkeit der russischen Regierung für die gesammte Jugendbildung gegeben. Uns diente dabei als Quelle die von E. Woldemar auf Veranlassung des Ministeriums der Volksaufklärung herausgegebene Schrift: „Beiträge zur Geschichte und Statistik der Gelehrten- und Schulanstalten des kaiserlich russischen Ministeriums der Volksaufklärung; 2 Bde, St. Petersburg 1865." Von dieser liegt uns jetzt der dritte und letzte Band vor, enthaltend „den Wortlaut und die Erläuterung der neuesten Statuten und Etats der unter dem Ministerium der Volksaufklärung stehenden Universitäten und Gymnasien, so wie eines Reglements über die Volksschulen" *). Auch hier ist ein reiches Material zusammengetragen, das nicht blos Zeugniß ablegt, mit welchem Ernste und welcher Einsicht die russische Regierung die Reorganisation des gesammten Schulwesens betreibt, sondern das in vieler Hinsicht auch für Pädagogen und Freunde der Jugendbildung von nicht geringem Interesse ist. Wir heben von dem Vielen, das einer Mittheilung würdig wäre, nur einen Gegenstand hervor, die Frage über die Zulassung körperlicher Züchtigung in den mittleren und niederen Schulen. Schon in einem früheren Artikel über das russische Schulwesen (Magazin 1863. Nr. 45.) haben wir es bedauert, daß gerade deutsche Pädagogen den Körperstrafen das Wort reden; hören wir, wie die Schulbehörden und die Schulmänner in Rußland darüber denken.

Unser Berichterstatter macht bei Gelegenheit, wo er von dem Disciplinarsystem in den Schulen spricht, die Bemerkung, daß fast in allen von germanischen Volksstämmen bewohnten Ländern die körperlichen Züchtigungen eine wichtige Rolle in der Schuldisciplin spielen. Nicht Eine der deutschen Regierungen verbietet die Anwendung der Prügel in den Schulen, und die Mehrzahl der deutschen Pädagogen ist der festen Ueberzeugung, daß es ohne Prügel unmöglich sei, gehörige Ordnung in der Schule zu erhalten. In fast allen deutschen Handbüchern der Pädagogik werden auch jetzt noch körperliche Züchtigungen zugelassen, wenn gleich als eine Maßregel, die mit großer Vorsicht, nur in äußersten Fällen und auch dann nur hinsichtlich der Kinder, die nicht älter sind als 13 Jahre, anzuwenden sei. Es ist daher kein Wunder, daß einige deutsche Pädagogen, welche ihre Bemerkungen über den ihnen im Jahre 1862 mitgetheilten Statuten-Entwurf für die russischen Bildungsanstalten einsandten, darin die beabsichtigte Abschaffung der Körperstrafen für eine sehr kühne Maßregel hielten. Von 21 Pädagogen bezweifelten 11 den Nutzen der beabsichtigten Abschaffung, 8 enthielten sich jeder Bemerkung hierüber und nur zwei sprachen sich gegen die Prügelstrafe aus: der Eine, Diesterweg, indirect in der Bemerkung, daß in keinem deutschen Staate die körperliche Züchtigung in der Schule durch das Gesetz untersagt sei, was offenbar zum Vorwurf der deutschen Schulstatuten, nicht aber des russischen Statuten-Entwurfs gesagt ist; der Andere, Rosenkranz in Königsberg, direct, indem er unter Anderem sagt: „Es ist ein pädagogisches Vorurtheil, wenn man durch Körperstrafen in der Schule auf die Erziehung einzuwirken vermeint. Freilich erfordert der Unterricht in der Volksschule taugliche Lehrer, deren Autorität nicht angezweifelt werden darf, aber bei Unfähigkeit der Lehrer führt das Schlagen zu nichts. Der charakterlose Lehrer bedeckt damit seine Schwäche; der dumme will wenigstens mit Hilfe des Stockes seinen Vorzug vor den Zöglingen beweisen, und der Tyrann findet Vergnügen an Executionen. Alle drei verlieren das Zutrauen und die Liebe ihrer Zöglinge." — Eine gleich humane Ueberzeugung hat schon längst einer der größten Denker Deutschlands, Schleiermacher, ausgesprochen, indem er bemerkte, daß die Körperstrafe aus allen Lehranstalten, die Volksschule nicht ausgenommen, entfernt werden müsse: die Abschaffung der Körperstrafe, ohne daß dadurch der Schulordnung Eintrag geschehe, diene als der beste Maßstab für die moralische Vollkommenheit der Schule.

Eine gleiche Ansicht, oder richtiger, ein gleiches Vorurtheil

*) St. Petersburg, Röttger und Schneider, 1866.

herrscht hinsichtlich der Nothwendigkeit und des Nutzens der körperlichen Züchtigungen in England, wo nicht blos die Schüler von Volks- und Privatschulen, sondern sogar die Zöglinge solcher aristokratischer Lehr- und Erziehungs-Anstalten, wie die Schulen in Eton und Westminster, Körperstrafen unterworfen sind. Noch im Jahre 1860 wurde Europa durch den Entsetzen erregenden Proceß gegen den Schulhalter in Eastbourn, Thomas Hopley, einen Mann von Bildung und Pädagogen von gutem Rufe in Aufregung versetzt. Derselbe hatte einen 15jährigen Schüler dermaßen hart bestraft, daß dieser unter dem Stocke starb. Bemerkenswerth ist, daß Hopley von dem Gerichte der unvorsätzlichen Tödtung für schuldig befunden und für dieses gräßliche Verbrechen statt zum Galgen blos zur vierjährigen Zwangsarbeit verurtheilt wurde, und zwar aus dem Grunde, weil er von dem Vater des getödteten Schülers die Erlaubniß erhalten hatte, diesen körperlich zu bestrafen.

Völlig davon verschiedene Ansichten herrschen über diese Frage in der Mehrzahl der Länder, welche von romanischen Volksstämmen bewohnt sind. In Frankreich werden Körperstrafen schon seit langer Zeit nicht mehr in Anwendung gebracht und erregen einen allgemeinen Unwillen; auch mündliche Verweise werden nur mit großer Vorsicht und Würde ertheilt. Indeß wird Niemand behaupten, daß es mit der Disciplin und Schulordnung in den französischen Lyceen und Volksschulen schlechter bestellt sei, als in den deutschen und englischen Lehranstalten. Wenn die französischen Schulen viele wesentliche Mängel haben und überhaupt den deutschen und englischen nachstehen, so rührt das von ganz anderen Ursachen, als von der Nichtanwendung der Körperstrafe her. Im Gegentheil ist alles Gute in den französischen Schulen, wie die Entwickelung des Ehrgefühls, die strenge, mit Bewußtsein befolgte Ordnung, der höfliche Umgang der Lehrer mit den Schülern und letzterer unter einander, die directe Folge der Beseitigung körperlicher Züchtigungen. Dasselbe sehen wir in Belgien, Italien und zum Theil auch in der Schweiz, und Niemand, so viel uns bekannt, mit Ausnahme vielleicht der Jesuiten, denkt in diesen Ländern daran, daß es nöthig sei, körperliche Züchtigungen in den Schulen einzuführen.

Die russische Erziehung in älterer Zeit zeichnete sich durch ihren rauhen Charakter aus. In der Familie sowohl als in den öffentlichen Schulen wurde und wird leider noch heute die Körperstrafe als ein unumgängliches Erziehungsmittel betrachtet. Der erste Schritt zur Begränzung und sogar zur völligen Beseitigung der Körperstrafen in den öffentlichen Schulen wurde unter der Kaiserin Katharina II. gemacht. Die im Jahre 1782 niedergesetzte Commission für Volksschulen veröffentlichte eine Sammlung von Schulregeln unter dem Titel: „Leitfaden für Lehrer der ersten und zweiten Classe von Volksschulen in Rußland", worin alle körperlichen Bestrafungen, welcher Art sie auch sein mögen, untersagt wurden. Diese Bestimmung nahm auch das Schulstatut für Gymnasien von 1804 auf. In der Praxis wurde jedoch das Gesetz vielfach übertreten; daher in einem späteren Statut vom 4. Juni 1820 hinsichtlich der Verhängung von Körperstrafen bestimmt wurde, daß sie nur dann zuzulassen seien, wenn leichtere Strafen unwirksam bleiben und zwar mit folgenden Beschränkungen: Keinem Lehrer ist es gestattet, den Schüler zu schlagen, zu stoßen oder sonst körperlich zu bestrafen; in einem solchen Falle kann ihm auch seine Reizbarkeit nicht zur Entschuldigung dienen; körperliche Bestrafungen werden nur auf Beschluß des Directors und der Conferenz zuerkannt. Das Statut von 1828 dehnte diese Maßregel auch auf die Kronschulen aus. Aber auch diese durch das Gesetz geordnete Zulassung von Körperstrafen konnte nicht hindern, daß persönliche Willkür nur allzuhäufig zu Tage trat. Die Erklärung einer solchen Erscheinung muß in dem Mangel an lebendigem Interesse für rein pädagogische Fragen von Seiten des damaligen Lehrerstandes gesucht werden. Den ersten Schritt zur Beseitigung dieser Willkür machte der vormalige Curator des Kijewer Lehrbezirks, N. J. Pirogov, durch Veröffentlichung von Strafmaßregeln, im Jahre 1859. Hier finden sich interessante Materialien, welche zeigen, bis zu welchem Grade die Schulvorstände mit den körperlichen Züchtigungen, sogar noch am Ende der fünfziger Jahre, Mißbrauch trieben. Im Jahre 1857 zählte das Gymnasium in Tschernigov 231 Schüler, an denen 320 Executionen vollzogen wurden, und in allen 11 Gymnasien des Kijewer Lehrbezirks unterlagen im Jahre 1858 von 4109 Schülern 551 oder 13 % der Ruthenstrafe. Diese Ordnung der Dinge änderte sich nach Veröffentlichung der Strafregeln durch Pirogov vollständig. Im Jahre 1859—60 wurden von den 4310 Schülern derselben Gymnasien nur 27 oder $\frac{5}{8}$ % körperlich gestraft, und in dem Gymnasium zu Tschernigov, in welchem im Jahre 1857 durchschnittlich ein oder zwei Schüler täglich bestraft wurden, fand im Jahre 1859—60 nicht Eine körperliche Bestrafung statt. Jetzt werden in vielen mittleren und niederen Lehranstalten nach dem Beispiele des Kijewer Lehrbezirks Körperstrafen gar nicht mehr in Anwendung gebracht, und doch hat dies Verfahren der Aufführung und den Fortschritten der Schüler keinen Nachtheil gebracht.

Die Stimmen der russischen Schulcollegien und einzelner Pädagogen, die das Ministerium gesammelt hat, erklären sich in bedeutender Majorität für die absolute Abschaffung der Körperstrafen in allen Lehranstalten. Allein, wie unser Berichterstatter richtig bemerkt, die Lösung einer solchen Frage durch Stimmenmehrheit wäre keine ganz gerechte. Wenn unter den tausend Meinungen auch nur Eine, jedoch auf unumstößliche Beweise und die Erfahrung gestützte, für die Beibehaltung der Körperstrafe eintritt, so muß auch sie das Uebergewicht über alle übrigen unbegründeten und durch keine Beweise belegten Meinungen erhalten. Es ist deshalb nothwendig, alle zur Vertheidigung der Körperstrafen angeführten Gründe und Belege zu prüfen.

Es ist zunächst das Bedenken erhoben worden, daß die Sicherheit vor der Körperstrafe unfehlbar solche Unordnungen erzeugt, die bei dem Gedanken an die möglicher Weise darauf folgende körperliche Züchtigung nicht stattfänden. Dagegen ist anzuführen, daß die Erfahrung selbst diese Ansicht nicht unterstützt und daß in denjenigen Anstalten, in denen keine Körperstrafen angewendet werden, nicht geringere Disciplin herrscht als in den anderen, weil die bessere oder schlechtere Disciplin von den pädagogischen Fähigkeiten der Lehrer abhängt. — Viele namentlich deutsche Pädagogen, behaupten, daß dem Lehrer das Recht, die Kinder körperlich zu bestrafen, deshalb vorbehalten werden müsse, weil er die Stelle der Eltern vertrete. Diese Behauptung ist eine bloße Phrase, die jeder Begründung entbehrt und nur das richtige Verständniß der Frage trübt. Die Familien- und die Schulsphäre sind zwei gänzlich von einander verschiedene. Die Familienbeziehungen gründen sich auf die natürliche Liebe. Zu verlangen, daß sich zwischen dem Lehrer einer öffentlichen Schule und seinen Schülern dieselben auf Liebe basirten Beziehungen bilden, welche zwischen dem Vater und seinen Kindern bestehen, hieße etwas Unmögliches fordern und der öffentlichen Erziehung ein für sie unerreichbares Ziel setzen. Das von der väterlichen Hand gezüchtigte Kind sieht aus angeborener Kindesliebe in der Bestrafung keine Härte und Tyrannei, sondern ein

nothwendiges Correctionsmittel; ein völlig davon verschiedenes Gefühl hegt es zu einer es bestrafenden fremden Person. Die väterliche Züchtigung, auf die vielleicht unmittelbar tausend Beweise unbegränzter väterlicher Liebe folgen, erbittern und verstocken das Kind nicht und erzeugen in ihm nicht Haß und Grimm, wie es nicht selten nach einer Körperstrafe des Kindes in einer Schule der Fall ist. Die im geschlossenen Familienkreise stattfindende elterliche Züchtigung ist nicht mit einer solchen Schande verknüpft, wie eine öffentliche Bestrafung in der Schule, die oft alle besseren moralischen Eigenschaften des Kindes ertödtet. Kann ein öffentlicher Lehrer, der mehrere hundert Schüler unter seiner Leitung hat, bis zu dem Grade den Charakter und die moralische Stimmung eines jeden derselben kennen lernen, wie es dem Vater möglich ist? Und doch gestehen alle, sogar die eifrigsten Vertheidiger der Leibesstrafen, zu, daß diese nur der Individualität eines jeden Schülers entsprechend anzuwenden seien. Einige Pädagogen behaupten, daß, wenn auch die Anwendung der Prügel einem wenige Schüler unterrichtenden Erzieher untersagt werden könne, sie in einer zahlreich besuchten Anstalt mit 3—400 Schülern nicht ohne Nachtheil der Disciplin zu verbieten sei. Wäre es nicht richtiger, das gerade Gegentheil anzunehmen, daß nämlich die Körperstrafe am Nachtheiligsten in einer zahlreich besuchten Anstalt wirke, weil bei der großen Masse es unmöglich ist, die Individualität eines jeden Schülers kennen zu lernen und es daher sehr leicht geschehen kann, daß die Strafe diejenigen Schüler trifft, für die sie am nachtheiligsten ist?

Einige behaupten, man könne die Körperstrafen in den Schulen nicht abschaffen, so lange sie in Folge der rauhen Sitten beständig und ohne Unterschied in der Familie angewendet werden. Mit größerem Rechte kann man jedoch behaupten, daß mit den Körperstrafen so lange in den Familien Mißbrauch getrieben werden wird, bis sie in der Schule nicht außer Brauch kommen. Fragen wir: wer soll die Initiative in Sachen der Vervollkommnung der Sitten und Erziehung ergreifen? Die rohe, in Vorurtheilen befangene Familiensphäre, oder die öffentliche Schule? Was anderes ist die Hauptaufgabe der Schule, wenn nicht die Milderung der Sitten und die Verbesserung der häuslichen Erziehung in der Familie? Die Erfahrung hat dargethan, daß Leute, die ohne Prügel erzogen worden sind, auch selbst weder in der Familie, noch in ihrem öffentlichen Wirkungskreise zu ihr greifen, während diejenigen, welche in der Schule Prügel erhielten, meistens auch selbst dem Gebrauche der Körperstrafe nicht entsagen wollen. Gerade deshalb muß man die körperliche Züchtigung in der Schule abschaffen, weil sie in der Familie gemißbraucht wird.

Noch Andere sagen, daß in vielen Fällen alle anderen Correctionsmittel, außer den körperlichen Züchtigungen, unwirksam bleiben und daß nur durch sie verderbte Schüler gebessert werden können. Allein die Erfahrung hat es erwiesen, daß auch dieses äußerste Mittel gewöhnlich eben so wenig fruchtet, als alle übrigen. Die Körperstrafe besitzt nicht die Eigenschaft, in die Tiefe der Seele einzudringen, die schlechte Seite des Vergehens darzuthun, den Willen zu ändern, zu überzeugen; sie veranlaßt nicht, das Böse zu meiden, sondern sich nur vor der Entdeckung und Ueberführung einer schlechten Handlung in Acht zu nehmen, und führt die Kinder zur Verschlossenheit, Verstellung und Heuchelei. Ein Schüler, dem die Prügelstrafe droht, ist nicht selten sogar zu einem niedrigeren Vergehen bereit, um sich von dieser Strafe zu befreien. Es sind Fälle vorgekommen, wo die schuldigen Schüler, denen die körperliche Züchtigung bevorstand, aus der Anstalt entflohen, oder gar einen Anschlag auf ihr Leben machten. Man sagt, daß die Nothwendigkeit, sich der schlechten Handlungen, wenn auch nur aus Furcht vor körperlicher Bestrafung, zu enthalten, endlich zur Gewohnheit werde. Dies könnte jedoch nur der Fall sein, wenn sich der Schüler unter der fortwährenden Aufsicht des Lehrers befände. Ist aber eine solche Beaufsichtigung in einer öffentlichen Anstalt möglich? Wenn endlich in einigen Fällen die Prügelstrafe nützliche Resultate liefert, so kann man überzeugt sein, daß sie in der bei weitem größten Zahl der Fälle nachtheilig wirkt. Niemand zweifelt daran, daß die Ruthe als Correctionsmittel nur einem guten Pädagogen gestattet werden könne; aber der gute Pädagoge reicht ohne sie aus; in der Hand des schlechten hat aber die Ruthe ohne Zweifel nur üble Wirkungen zur Folge.

Die Mehrzahl der Pädagogen, welche den Gebrauch der Leibesstrafen vertheidigen, sagen, daß, falls man dieselben verbiete, es bei der Unwirksamkeit anderer Correctionsmittel nothwendig würde, den Schüler aus der Anstalt auszuschließen, daß hierdurch sich die Anstalten als unzulänglich erwiesen, indem sie statt den Schüler zu erziehen und zu bessern, ihm die Erziehungs- und Besserungsmittel gänzlich entzögen, und daß endlich die Bestrafung durch Ausschluß statt den schuldigen Schüler die unschuldigen Eltern treffe. Die so urtheilen, scheinen die Bedeutung und den Zweck der öffentlichen Schule nicht vollständig begriffen zu haben. Die Schule ist keine Besserungs-, sondern eine Erziehungs- und Bildungsanstalt. Ihre directe Aufgabe ist nicht etwa, die schon verderbten Kinder zu bessern, sondern sittliche und intellectuelle Bildung im Volke auszubreiten. Zwar bildet auch die Besserung der sittlich verderbten Kinder einen Gegenstand der Aufgabe der Schule, jedoch nur insofern es ohne Beeinträchtigung des Hauptzweckes derselben geschehen kann. Will die Schule auf jede Gefahr hin den verderbten Schüler behalten, um ihn vielleicht durch körperliche Züchtigung zu bessern, so verfährt sie sehr unrationell. Der demoralisirte Schüler wird sich kaum bessern, wohl aber andere Schüler anstecken und eine Sittenverderbniß in der Schule bewirken. In einem solchen Falle ist das einzige vernünftige Mittel, den verderbten Schüler aus der Anstalt zu entfernen und die Besserung den Eltern zu überlassen, die sich über ein Unrecht, das ihnen dadurch geschehe, nicht beklagen können; denn wenn der Schüler bis zu einem solchen Grade verderbt in die Schule eintrat, daß alle in ihr zulässigen Bildungsmittel unwirksam bleiben, wer anders außer den Eltern trägt daran die Schuld? Es kommen freilich Fälle vor, daß der Schüler in der Anstalt selbst verdorben wird; ist aber die Anstalt dermaßen schlecht, daß sie die Corruption eines gut erzogenen Knaben zuließ, so wird sie offenbar weder durch Prügel noch durch andere Mittel ihn zu bessern verstehen.

Die körperlichen Züchtigungen bringen unzweifelhaft der Erziehung Nachtheil. Indem sie das moralische Gefühl erniedrigen und das freie Bewußtsein in den Schuldigen durch slavische Furcht nebst den gewöhnlichen Begleitern derselben, der Lüge, List und Heuchelei, ersetzen, zerreißen sie völlig das moralische Band zwischen dem Erzieher und seinen Zöglingen. Auch auf den Charakter und die Würde des Erziehers üben sie einen nachtheiligen Einfluß: der Erzieher, welcher das Unglück hatte, zum Prügeln seine Zuflucht zu nehmen, verläßt sich gewöhnlich bald zu sehr darauf und will aus Gewohnheit und Bequemlichkeit von anderen wirksameren und wahrhaft pädagogischen Mitteln nichts wissen.

Die russische Regierung, die in ihrem Schulentwurfe die ab-

solute Abschaffung der Körperstrafen beabsichtigte, hat in ihrem neuen Schulstatut aus triftigen Gründen die Zusammenstellung der Disciplinar-Maßregeln überhaupt, also auch die Zulassung oder Verwerfung körperlicher Züchtigung, den örtlichen pädagogischen Collegien überlassen. Unser Berichterstatter giebt sich der wohlberechtigten Hoffnung hin, daß diese die Körperstrafen völlig in den Lehranstalten beseitigen werden.

Referent hat die Frage, die jetzt die russische Schulwelt beschäftigt, absichtlich mit einiger Ausführlichkeit vorgeführt, weil es ihn, der selbst Schulmann war, schmerzlich berührt hat, daß es gerade deutsche Pädagogen sind, die der Körperstrafe in der Schule das Wort reden und auf die sich die Vertheidiger der Prügel in fremden Ländern berufen. Er hält es für eine Ehrensache deutscher Schulmänner, dagegen zu protestiren, daß die deutsche Jugend nicht anders, als durch sklavische Zuchtmittel erzogen werden könne. E. M.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Aus dem Divan des Rabbi Jehuda Halevi.

Eine der letzten Arbeiten des verewigten Luzzato in Padua war die Herausgabe der hebräischen Gesänge Jehuda Halevi's. Leider ist der geistreiche und gelehrte italiänische Herausgeber mitten in seiner Arbeit vom Tode überrascht worden, und so harrt der übrige Theil der noch nicht edirten und nicht geordneten Gedichte Jehuda Halevi's noch immer der Hand, die sie wohlausgestattet dem Publikum übergebe. Doch sie werden wohl noch lange warten müssen die übrigen Gesänge; konnte doch nur ein Luzzato so sichten und ordnen, ein Geist, so innig vertraut mit der jüdischen Poesie des Mittelalters, ein so gewandter Sprachkenner mit dem geübten Auge und dem feinen Gefühl. Doch freuen wir uns jedenfalls dessen, was wir besitzen, und danken wir es dem leider Frühverstorbenen, daß er uns durch seine Geistesarbeit die tief verborgenen Schätze der Poesie eines Jehuda Halevi erschlossen hat.

Jehuda Halevi, Du von Deinem Gotte begeisterter Dichter mit dem ewig jugendlich glühenden Herzen, wer könnte an Dir vorübergehen, ohne von dem Zauber Deiner Lippen gefesselt, ohne von Deinem Flammengeiste ergriffen zu sein? Diese Gluth des Glaubens, diese rührende Sehnsucht nach der Wiege der jüdischen Geschichte, dem Hoffnungsstern der jüdischen Zukunft, nach Jerusalem — ist der Grundzug des größten Theils seiner Gesänge, ohne daß dieselben an ermüdender Einförmigkeit leiden. In tausendfach verschiedenen Farben, in dem mannigfachsten Wechsel der Gestalten verflecht Jehuda Halevi das eine Thema von der Hoffnung Israels zu besingen.

Es ist ein glücklicher Gedanke Heine's, wenn er Jehuda Halevi zum Sänger der Minne macht, dessen Herzensdame „war ein traurig armes Liebchen, der Zerstörung Jammerbildniß, und sie hieß Jerusalem."

Heine, der niemals freigebig ist mit Lob und Verehrung und nicht leicht die Pfeile seines Spottes zurückhalten kann — hat vor Jehuda Halevi nicht den leisesten Anflug des Spöttelns; diese hohe, ernste Dichtergestalt aus dem Mittelalter entzückt ihn zu den himmlisch reinen, herrlichen Worten:

„Rein und wahrhaft, sonder Makel
War sein Lied wie seine Seele —
Als der Schöpfer sie erschaffen,
Diese Seele, selbstzufrieden
Küßte er die schöne Seele,
Und des Kusses holder Nachklang
Bebt in jedem Lied des Dichters,
Das geweiht durch diese Gnade."*)

Die Sehnsucht nach Jerusalem, die in Jehuda's Dichterbrust lebte, wurde immer mächtiger und mächtiger, so daß der Entschluß in ihm reifte, Spanien zu verlassen und gen Jerusalem zu ziehen. Im Jahre 1140, ein hoher Funfziger, verließ er seinen Wirkungskreis Toledo, reiste durch Afrika und scheint auch Jerusalem betreten zu haben. Der Ort wie das Jahr seines Todes sind unbekannt geblieben. Die Sage läßt ihn von einem Saracenen durchbohrt werden, während er auf den Trümmern Jerusalems sitzend seine herrliche Zionide dichtet.

Aus der vorliegenden Gedichtsammlung wollen wir nun einige in metrischer Uebersetzung wiederzugeben versuchen, um den Dichter in weiteren Kreisen bekannt zu machen. Wo der Sinn zweifelhaft ist, haben wir uns gewöhnlich an die Emendationen und schätzbaren Bemerkungen Luzzato's gehalten, die der Edition als willkommene Zugabe beigefügt sind.

Tief ergreift uns das Gedicht, in welchem Jehuda seiner Sehnsucht nach dem geliebten Lande Ausdruck giebt:

7. An das heilige Land!

Mein Herz im fernen Osten
Und ich im Abendland,
Wie soll mir da wohl munden
Des leckern Mahles Tand?
Wie zahl' ich die Gelübde
Und alle Schwüre mein,
Wenn Zion Edom's Sklavin,
Ich in Arab muß sein?
Mehr als das schöne Spanien
Mit aller seiner Pracht,
Gilt theuer mir der Anblick,
Der Tempeltrümmer Nacht!

Jehuda Halevi lebte in Toledo, das, obgleich schon von Alfons erobert, dem christlichen Spanien angehörend, doch noch immer Arab genannt wird. Daß dieses Gedicht nach der Eroberung Jerusalems durch Gottfried v. Bouillon verfaßt ist, ist durch die Bezeichnung Zions als „Edom's (der Christenheit) Sklavin" bewiesen.

Seine Seereise nach Palästina begeistert ihn zu schönen Seelleben, von denen wir hier einige folgen lassen.

Mitten auf dem tobenden Meere, abgeschnitten von allem Leben, vergleicht er sein Schiff mit der Arche Noah's auf den Wogen der Sündfluth; jedoch trotz aller Gefahren bewahrt er sich den frischen, frohen Muth, da das Schiff ihn der Stadt seiner Sehnsucht stets näher bringt.

3. Auf dem Schiffe.

Tobt schon wieder jene Fluth,
Die das Erdrund einst zerstörte?
Starrt mir doch vor Angst das Blut,
Nirgends schau' ich trockne Erde.
Nirgends Mensch noch Thier auch nicht bunt Gefieder in den Lüften —
Ist denn alles schon dahin, alles schon in tiefen Grüften?

*) Heine hatte dem (kürzlich ebenfalls verstorbenen) Prof. Salomon Munk in Paris, mit dem er persönlich befreundet war, die nähere Kenntniß der Poesieen Jehuda Halevi's verdankt. Das deutsche Publikum wurde zuerst durch Moses Mendelssohn's Uebertragung der „Elegie an die Burg Zion" (Mendelssohn's gesammelte Schriften, Bd. VI. S. 429. Leipzig, Brockhaus) mit den Poesieen Jehuda Halevi's bekannt, dessen Jerusalem demnächst auch in Michael Sachs (Relig. Poesieen der Juden in Spanien) einen ebenbürtigen Dollmetscher fand. D. R.

Säh' ich einen Berg, ein Thal,
O, wie süß wär' mir der Anblick!
Ja, gelindert wär' die Qual,
Träf' ich auch nur dürres Felsstück!
Schau ich aus doch, ob wohl Wanderer zeigen sich bei meinem Spähen —
Nichts als Wasser, Himmel, Arche ist vor meinem Aug' zu sehen.

In die Tiefen taucht der Hai,
Die ihm sind des Antheils Loos; —
Ob jetzt Alles wär' vorbei,
Sinkt das Schiff in Meeresschooß!
Wellen steigen auf, es tobt laut das Meer in seinem Grimme,
Doch ich, nähernd mich dem Tempel, jauchze auf mit lauter Stimme.

4. Auf dem Schiffe.

Führe mich nach Zoans Stätte,*)
Dann in's Schilfmeer, zum Berg Horeb,
Will mich wenden dann nach Schiloh
Und Tel Debirs öden Trümmern.**)

Will dann wandeln jene Straßen,
Die betrat die Gotteslade,
Will fortwandern bis ich küsse
Den Staub, der die Tafeln birgt.***)

Bis ich schaue jene Lande,
Die da gleichen jenem Reste,
Dessen Täubchen fortgescheuchet,
Eine Stätte ward der Raben.

9. Auf dem Schiffe.

Meine Seele, mag sie stark sein
Oder in Gefahren wanken,
Sie hört nicht auf, Dich zu preisen,
Sie hört nicht auf, Dir zu danken.
Mag das Schiff geblähten Segels
Ruhig mich auf Wellen tragen,
Mag das Weltmeer sturmbewegt sein
Wie des Herzens banges Zagen,
Aufgewühlt der Meeresgrund,
Wogen häuserhoch sich thürmen,
Wie in tiefer Menschenbrust
Wildbewegt Gefühle stürmen;
Mögen im Philister-Meere†)
Segel der Piraten wehen,
Oder Haie schiffumlagernd
Aus nach Menschenspeise spähen;
Würd' auch Speis' und Trank mir fehlen,
Denk ich Dein! wie könnt' ich wanken?
Nie hört' auf ich, Dich zu preisen,
Nie hört' auf ich, Dir zu danken!
Gut und Habe dort geblieben —
Sollte dies mich traurig lassen?
Ließ ich doch zurück die Tochter,
Einz'ge mir, und muß mich fassen —
Tochter mit dem einz'gen Söhnlein,
Pfeilgleich in mir festgesessen —
Kann denn wohl den Enkel Juda

*) Tanis in Unterägypten.
**) Das bibl. Kirjath Sefer in der Nähe von Jerusalem.
***) Nach dem Talmud (Schekalim VI, 2.) ist die Bundeslade mit den Gesetzestafeln im Tempelberge vergraben worden.
†) Der südöstliche Theil des Mittelländischen Meeres.

Vater Juda je vergessen?*)
Doch gering schien mir dies Alles,
Habe Trennung nicht geachtet,
Da ich, Zion, Dich so liebe.
Nur nach Dir mein Herze schmachtet!
Will in Deinen Mauern weilen,
Mein Herz Dir zum Opfer bringen,
Daß ich ruh' einst in dem Staube,
Von dem meine Lieder singen!

8. Wanderlied.

Als die Sehnsucht in mich kam nach des Tempels Hallen,
Da ergriff mich auch die Furcht vor dem weiten Wallen.
Doch der Herr, der groß im Trost, stärkt mit Muth mich Armen,
In ihm find' ich Halt und Trost, hoff' auf sein Erbarmen.
Darum zoll' ich ihm den Dank, wo er mich auch leite.
Preise ihn für jeden Schritt, den ich weiter schreite.

47. Auf dem Nil.

Ein jedes Geschlecht sich deine Wunder erzählt,
Deine Thaten der Vater dem Sohn nicht verhehlt,
Sie bezeugt der Jôor,**) der verwandelt in Blut
Durch Mose und Ahron, die du dir erwählt.
So war's auch nicht Zauber und heimliche Kunst,
Daß Mosis Stab wurde als Schlange beseelt.
Ja schauen die Stätte deiner Wunder steh' bei
Dem, der auf dich nur allein, o Gott, zählt!

Wir lassen hier jetzt andere Lieder verschiedenen Inhalts folgen.

5. An die Seele.

Herrliche, da meine Seele, in die Ruhe kehre ein,
All dein Streben, all dein Wirken soll in Gottes Nähe sein.
Alles, was die Erde bietet, Glanz und Throne, wirf sie hin;
Auf, erklimm' die Gotteshöhe, dies sei deiner Kraft Gewinn.
Vor dem Schöpfer wirf dich nieder, dem die Macht von ewig war,
Und in seinen Engelschören bringe ihm dein Loblied dar!

Während Jehuda Halevi in Spanien lebte, drang von Osten zu ihm herüber das falsche Gerücht, daß den Juden ein Messias entstanden sei. Durchglüht von dem Gedanken der einstigen Erlösung Israels, nahm er diese Nachricht hocherfreut auf und gab seinen Gefühlen in folgendem Liede Ausdruck.

6. An Israel!

Taube, da ferne, jetzt jubele laut,
Antworte dem, der rufet dir traut!
Gott ist's, er rufet, eile herbei,
Betend sink nieder, zeig' dich ihm treu.
Hin zu dem Nest dein, der Zionsstadt hin! —
Denkstein stets blieb sie dem gläubigen Sinn —
Der dich ließ wandern in Elend und Noth
Wird dich erlösen aus Jammer und Tod.
Auf! und zurück in's herrliche Land!
Arab und Edom verschmähe als Tand!
Haß und Verderben werden vergehn,
Liebe, die du pflegst, sie wird bestehn!

*) Jehuda Halevi ließ eine Tochter zurück, deren Sohn nach seinem Großvater Jehuda hieß.
**) Bezeichnung für den Nilstrom.



An Denjenigen, der stets für die Fehler Anderer ein offenes Auge hat und freigebig mit Ermahnungen ist, während er selbst in seinen Handlungen weit hinter seinen Ermahnungen zurückbleibt, ist folgendes witzige Gedicht gerichtet:

41. Schnell entrollet das Zeitrad in unbezähmbarem Sturz,
Viel der Arbeit des Menschen, während der Tag nur so kurz.
Einer ermahnet den Andern: Sündige, sündige nicht,
Bösem Triebe nicht folge, wenn süße Worte er spricht!
Doch wenn selbst er nun sündigt, er entschuldigend gleich sagt:
Konnt' ich anders? Mein Wollen steht ja in höherer Macht!

48. Reichthum.

Herz, du begehrest Reichthum und Fülle,
Haschest nach eiteln Dingen der Welt?
Sieh, wer zu lange trägt seinen Mantel,
Ueber die eig'ne Schleppe noch fällt.
Kennst du ja doch das Uebel der Zeiten,
Weshalb willst du stets mehr noch erbeuten?
Suche nicht mehr!
Was soll dein Begehr?

50. Freiheit.

Diener der Zeit sind Knechte der Knechte,
Gottes Diener allein ist frei!
Fodert ein Jeder daher seine Rechte,
Sage ich: Mein Antheil ist Adonai!

Frankfurt a. M. Dr. A. Sulzbach.

Kleine literarische Revue.

— **Die Rechte des Adels in Frankreich.***) Ungeachtet der Aufhebung aller Adelsvorrechte in der Revolution von 1789, besteht doch der Adel in Frankreich noch als politische Institution, welche sowohl der erste Napoleon, als die Restaurationen und Napoleon III. wieder hergestellt und mit neuen Bestimmungen umgeben hat. In letzterer Beziehung sind namentlich zwei kaiserliche Dekrete von 1858 und 1859 maßgebend, durch welche die Uebertragung von Adelstiteln im Falle von Adoptirungen, oder des Erlöschens der diese Titel führenden Familien, sowie die Strafbestimmungen gegen Anmaaßung des Adels, festgestellt werden. Die französischen Gerichtshöfe kommen so häufig in den Fall, über Fragen zu entscheiden, die in den Bereich der eben gedachten Bestimmungen fallen und die, in Ermangelung eines positiven neueren Gesetzes über die Rechte des Adels, oft einander sehr widersprechenden Entscheidungen unterliegen, weshalb der Verfasser der vorliegenden Schrift, welcher Advokat am kaiserlichen Gerichtshof in Paris ist, die französische Gesetzgebung auffordert, die Lücke auszufüllen, die sich in dieser Beziehung noch im Code civil findet. Herr L. Alloury macht im Journal des Débats auf den inneren Widerspruch aufmerksam, der in diesem Verlangen liegt: In Frankreich, wo der Adelstitel nur noch ein historisches Denkmal, wenn auch ein sehr achtungswerthes, ist, wo de facto, wie de jure, keinerlei Vorrechte damit verbunden sind, würde ein sogenanntes organisches Statut, welches den Adel wieder in der gesellschaftlichen Hierarchie als einen Stand mit besonderen Rechten herstellte, ein Anachronismus der Kulturgeschichte sein.

*) Du droit nobiliaire français au dix-neuvième siècle, par Alfred Lévesque. Paris, Henri Plon, 1867.

— **Gefängnißschulen.** Der General-Inspector der Gefängnisse in Frankreich, Herr Léon Vidal, von dessen Schriften über das Gefängnißwesen das „Magazin" schon früher Notiz genommen hat, veröffentlicht jetzt eine Studie über die Gefängnißschulen.*) Dieselbe verbreitet sich vergleichend über alle in der Strafrechtspflege hervorragenden Staaten. Mit einem Freimuthe, die allen amtlichen Dünkel ausschließt, bekennt der Verfasser, daß in Frankreich in Bezug auf das wichtige Erziehungsmittel der Gefängnißschulen Vieles zu wünschen übrig ist. Es herrschte dort bis zum Jahre 1866 der Grundsatz, daß Sträflinge nur dann zur Schule zugelassen werden dürften, wenn sie sich dessen als einer Belohnung durch ausgezeichnete Führung würdig gemacht hätten. Es war das in Frankreich so beliebte Prämiirungssystem, nach welchem man den Ehrgeiz als Hebel zu gewissen Zwecken anzusetzen pflegt: hier in Anwendung auf Sträflinge, da in Anwendung auf Dichter wie Lamartine! Außerdem waren von den Wohlthaten der Schule diejenigen Gefangenen ausgeschlossen, von welchen man annahm, daß sie darin — im Lernen von Lesen, Schreiben und Rechnen! — nur Mittel zu neuer Verworfenheit finden würden. Bei solchen beschränkten Grundsätzen darf es nicht Wunder nehmen, daß von ca. 10,000 am 31. December 1865 in den französischen Gefängnissen (Central-Anstalten) befindlichen Personen, welche weder lesen und schreiben konnten, nur etwa 1500 zur Schule zugelassen worden waren. Die übrigen, obwohl der Theilnahme an der Schule bedürftig, hatte man aus den angeführten Gründen ausgeschlossen. Erst im vorigen Jahre ist die französische Regierung dahinter gekommen, daß in der Erwerbung von Schulkenntnissen ein wesentliches Besserungsmittel für Verurtheilte liegt, und durch Cirkular vom 11. Januar 1866 hat der Minister des Innern Einleitungen dahin getroffen, daß, so weit möglich, alle Sträflinge in den Gefängnissen nach Bedürfniß Elementar-Unterricht erhalten sollen — ein Ziel, das in England und Preußen, wie der Verfasser lobend hervorhebt, schon lange erreicht ist.

— **Missions-Atlas, von Dr. Grundemann.****) Obwohl zunächst nur für diejenigen bestimmt, die sich für die christlichen Missionen in der außereuropäischen Welt interessiren, dürfte dieses kartographische Unternehmen doch auch vielen Freunden der allgemeinen Erdkunde eine willkommene Erscheinung sein. Mit dem Missionair im alten Asien, im dunkeln Afrika, in Amerika und Australien geht in der Regel eine detaillirtere, häuslichere und humanere Kenntniß des fernen Landes und Volkes Hand in Hand, als Seefahrer und selbst wissenschaftliche Reisende und Forscher zu verschaffen im Stande sind. Herr Prediger Grundemann, der Herausgeber des Missions-Atlas, von welchem die erste Lieferung, Westafrika in acht Blättern umfassend, uns vorliegt, hat dazu die langen Reihen vieljähriger älterer Missionsberichte, ferner die ihm von deutschen und eng-

*) Les écoles dans les prisons. Notice sur l'organisation de l'enseignement primaire dans les prisons de la France, de l'Angleterre, de l'Allemagne, de l'Italie etc. Par Léon Vidal. Paris, 1866.

**) Allgemeiner Missions-Atlas. Nach Original-Quellen bearbeitet von Dr. R. Grundemann, Prediger. Erste Abtheilung. Lfg. I. Gotha Justus Perthes, 1867.

lichen Missionairen zugegangenen neueren Mittheilungen über ihren längeren Aufenthalt auf entfernten Stationen und endlich auch die in den geschätztesten geographischen Werken enthaltenen Belehrungen benutzt. Jeder Karte ist ein erläuternder Text beigefügt, der sowohl über die Arbeiten und Erfolge der Missionaire in den betreffenden Gegenden, als über die geographischen Verhältnisse des Landes nähere Auskunft giebt. Der ganze Atlas wird aus 36 einfachen und 42 Doppelblättern bestehen, von denen auf Afrika 20 Blätter, auf Asien 27, auf Australien und Polynesien 16 und auf Amerika 15 Blätter fallen. Der Preis der ersten Abtheilung (Afrika mit 20 Blättern) beträgt 2⅓ Thaler.

— **Eine französische Studie über Felix Mendelssohn.** Als solche kündigt sich eine soeben in Paris erschienene Schrift über deutsche Musik, von Camill Selden, an*). Es sind die Briefe Mendelssohn's, die dieser Studie hauptsächlich zum Grunde gelegt sind. — „Von allen Musikern des neuern Deutschland", sagt der Verfasser, „vertritt Mendelssohn unstreitig am Besten den modernen, musikalischen Geist seines Landes. Er vertritt ihn sowohl als ausübender Musiker, wie als Komponist, und sein Leben, wie es in seinen Briefen sich darstellt, kann uns nach beiden Richtungen hin eine Leuchte sein."

— **Petsch's Erinnerungen an den Krieg.****) Von dem durch seine populären Dichtungen während des schleswig-holsteinischen Krieges bekannt gewordenen Lehrer und Unteroffizier Wilhelm Petsch im „Vogtlande" von Berlin sind kürzlich auch Erinnerungen in Versen und Prosa an den Krieg von 1866 erschienen. Schon aus den Feldlagern in Böhmen, Mähren und Nieder-Oesterreich hatte der Unteroffizier Petsch den Inhalt dieser Schrift an das Berliner „Fremdenblatt" als Korrespondenz-Berichte geliefert, die nachmals der alte „Soldatenfreund" in gesichteter Form für sein militairisches Publikum von neuem mittheilte. Gegenwärtig sind sie nun auch als Volksbuch zu einem verhältnißmäßig sehr niedrigen Preise publizirt, und wünschen wir von Herzen, daß das patriotisch abgefaßte Büchlein zahlreiche Käufer finden und somit auch dem wackern Verfasser recht einträglich sein möge.

— **Blumen und Lieder.*****) Gar wundervolle Gaben sind es, die dort uns sich bieten — wo Natur und Kunst vereint darin wetteifern, etwas Schönes zu schaffen. Doch kaum minder herrlich dünken uns auch diejenigen, in denen die letztere sich bemüht, die erstere nachzuahmen, und in denen sie dies lebenswahr und lebensschön ausgeführt. Ein solches Kunstwerk haben wir in dem sehr geschmackvoll und prächtig ausgestalteten Album „Blumen und Lieder, Photographieen nach der Natur und Gedichte", herausgegeben von Ernst Leistner und Oscar Heese, vor uns. Zwölf reizende Bilder finden wir auf den Blättern, die uns zunächst gerade dadurch sehr werthvoll erscheinen, daß sie die Blumen-Lieblinge des Volkslebens: Rose, Veilchen, Epheu, Stiefmütterchen, Nelken u. s. w. uns vorführen. Und in welcher Weise spenden sie uns diese holden Kinder Flora's. Eben in der naturgemäßesten Darstellung, denn die Blumen sind photographirt und dann mit Anilinfarben in treuester und überraschend schöner Weise kolorirt.

Verse zu den Blumen von Eichendorf, Hoffmann von Fallersleben, Geibel, Göthe, Lenau, Platen und Roquette, sind mit Geschmack ausgewählt; allein ganz entschieden ist es zu rügen, daß die größte Mehrzahl der Lieder von dem Mitherausgeber Leistner herrührt, denn, abgesehen von dem bloßen Reimgeklingel, läßt auch dort, wo die Gedanken ansprechend sind, die Form viel zu wünschen übrig. Eine sorgfältige Durchsicht von Bratranek's „Aesthetik der Pflanzenwelt"*) oder der soeben erschienenen sechsten Auflage von Gottschall's „Blüthenkranz deutscher Dichtung"**), in welchem letzteren dem Naturbild und der Naturempfindung namentlich eine umfassende Aufmerksamkeit gewidmet ist, würde gezeigt haben, daß man fast keiner einzigen dieser Blumen wegen in Verlegenheit zu sein brauchte — daß schöne Verse fast für alle vorhanden sind. K. N.

— **Vaterlos**, eine kleine Erzählung in Versen,***) die zumeist nur Reime sind und die auch nicht überall durch Wohlklang wenigstens des Gehörssinn für sich einnehmen. Der Verfasser möchte sich gern aufschwingen, kann aber nicht recht flügge werden; er thäte besser, vorerst in guter verständlicher Prosa zu schreiben — wenn er überhaupt schreiben muß — und darauf zu sehen, daß seine Geisteskinder nicht wie vaterlos unbeachtet herumirren.

Literarischer Sprechsaal.

François Ponsard, der französische Akademiker, hat kürzlich ein neues dramatisches W rk zur Aufführung bringen lassen, dessen Held Galilëi ist und das den Kampf des Lichtes mit der Finsterniß, der Wissenschaft mit der Inquisition zum Gegenstande hat. Ernest Renan hat sich über dieses neueste Werk Ponsard's folgendermaßen in einem an den erkrankten Dichter gerichteten Schreiben ausgesprochen:

„Paris, 15. März 1867.

Theuerer, ruhmvoller Kollege! Ich habe bisher unterlassen, Ihnen das Entzücken zu erkennen zu geben, das mir die erste Vorstellung des „Galilëi" verursachte, weil ich gehofft, daß ich Gelegenheit finden würde, Ihnen durch einen Freund meine Bewunderung ausdrücken zu lassen. Sie haben ein wahrhaftes Poem der Wissenschaft unserer Zeit gedichtet; Sie haben dem Symbol unseres philosophischen Glaubens den vollen Ausdruck der Kraft und der Schönheit geliehen. Ihr Drama ist ein Ereigniß in der Kulturgeschichte unserer Zeit. Uns, die wir die Wahrheit lieben und suchen, uns haben Sie eine genußreiche Stunde verschafft. Sehen wir unsere Ideen in so erhabener Sprache gekleidet, fühlen wir uns mehr und mehr darin gestärkt und befestigt. Der Monolog im zweiten Akt und die Scene zwischen dem Inquisitor und Galilëi sind das Erhabenste

*) La musique en Allemagne, étude sur Mendelssohn, par Camille Selden.

**) 1866. Aus dem Feld-Tagebuche eines preußischen Unteroffiziers. Von Wilhelm Petsch. Berlin, Selbstverlag des Verf. (Brunnenstr. 109). 1867. Pr. 9 Sgr.

***) Verlag von Kunzmann u. Co. Berlin, 1867.

*) Leipzig, Brockhaus.

**) Breslau, Trewendt.

***) Vaterlos, von A. Traberz. Mannheim, J. Schneider, 1867.

dieser Art, was es giebt. Aber auch Ihr Pedant im ersten Akt ist mit vollendeter Naturtreue gezeichnet. Haben Sie Dank, theurer Dichter, der Sie unsere Ehre und unser Stolz sind. Schenke Ihnen der Himmel baldige Genesung und gebe Sie denjenigen zurück, welche Sie lieben! Glauben Sie an meine innigen, treuen Gefühle für Sie. E. Renan."

Ponsard's Drama hat in Frankreich die alte streitige Frage, was eigentlich das Motiv zu dem römischen Prozesse gegen Galilëi war, wieder auf das Tapet gebracht. Prof. Trouessart, von der Fakultät in Poitiers, hat über den Gegenstand zwei Vorträge gehalten, worin er den Vorwurf der Unsittlichkeit, der dem berühmten Gelehrten von gewisser Seite gemacht worden, siegreich zurückweist. Gleichzeitig bemerkt er, daß die Werke Galilëi's, die am 23. August 1633 auf den römischen Index gesetzt worden, auch jetzt noch, gleichwie das Copernicanische Weltsystem, in Rom verboten seien.

In der letzten Sitzung der Berliner geographischen Gesellschaft besprach Herr Professor Dove die Witterung des vorjährigen Winters und die großen Stürme während desselben, welche einen ungewöhnlichen Verlust an Schiffen zur Folge gehabt haben. Im Jahre 1863 waren an den englischen Küsten etwa 2000 Schiffe (1619 unter englischer Flagge fahrend) zu Grunde gegangen, wobei 620 Menschen umkamen. Die in England seit einigen Jahren bestehende Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger hat in den letzten Jahren sehr viel dazu beigetragen, daß, ungeachtet der zunehmenden Zahl von Schiffbrüchen, doch die Zahl der umkommenden Menschen sich sehr vermindert hat. Die aus Privatfonds unterhaltenen 100 Rettungsböte haben an jenen Küsten 5096 Menschen das Leben erhalten. — Das Centrum der Winterkälte liegt seit einigen Jahren nicht mehr in Sibirien, sondern in Grönland, dessen beide Winter von 1861—1863 von einer Strenge ohne Gleichen gewesen. Die Stürme, von denen der am 15. November 1866 großen Schaden an den Telegraphen anrichtete, entstehen so, daß nach dauerndem SW. rechtwinklig ein NO. einbricht, wobei das Barometer schnell steigt und häufig Winter-Gewitter eintreten. In solchen Momenten sind stets die schleswig-holsteinschen Westküsten in großer Gefahr, weil das Zusammentreffen der beiden um Großbritannien sich herumbewegenden Fluthwellen mehr im östlichen Theile der Nordsee stattfindet, und dann ein NW. die Fluth gefahrbringend erhöht. Ganz ähnliche Verhältnisse zeigen sich bei Stürmen im südlichen Deutschland, z. B. bei dem zu Anfang März 1866, wo in den herrschenden Föhn ein NW. plötzlich einbrach, der Sturm von Pola bis Ischl und Klagenfurt wüthete und das Barometer in ganz Deutschland stieg.

Eine junge Dame in Paris, die sich dem Studium der Arzneiwissenschaft gewidmet und ihre Examina glänzend bestanden hat ist von der Regierung zur Praxis zugelassen, und zwar ist ihr der Auftrag ertheilt worden, ihre medizinische Laufbahn in Algerien zu beginnen. Man verspricht sich einen sehr günstigen Erfolg von ihrer Wirksamkeit, da sie als ein rettender Engel der arabischen Bevölkerung erscheinen wird, deren Frauen und Kinder in Krankheitsfällen der ungeschicktesten, auf den krassesten Aberglauben beruhenden Behandlung eingeborner Quacksalberinnen preisgegeben sind, da kein männlicher Arzt in das Innere ihrer Zelte und Harems dringen darf. Zu den vielen Gründen, welche für die Ausbildung der Frauen in der Heilkunde sprechen, gesellt sich also hier noch ein neuer, der allerdings für unsere europäischen Zustände nicht maßgebend sein kann, immerhin aber in's Gewicht fallen dürfte für diejenigen Länder, welche in einer engeren Verbindung mit einer von Muhammedanern bewohnten Kolonie stehen.

Von dem „Heiligen Edikte", welchem Herr Arendt in Nr. 50. des „Magazin" von 1866 einen Artikel gewidmet, hat bereits im Jahre 1778 Leontjev eine unvollständige russische, der Engländer Milne aber im Jahre 1817 zu London eine vollständige englische Uebersetzung herausgegeben. Die letztere ist betitelt: „The Sacred Edict, containing sixteen maxims of the Emperor Kang-hee, amplified by his son, the Emperor Joong-ching; together with a paraphrase on the whole by a Mandarin." Auch von dem verdienstvollen G. Th. Staunton ist das „Heilige Edikt", jedoch nur theilweise, übertragen in dessen Miscellaneous Notices relating to China (London, 1822). Die K. Bibliothek zu Berlin besitzt verschiedene chinesische Ausgaben mit sehr weitläufigen Erläuterungen, desgleichen den Text mit zwischenzeiliger mandschuischer Uebersetzung. Aus einer (1830 zu Peking gedruckten) mongolischen Bearbeitung zum Besten der gränzhütenden Mongolen-Stämme hat der Pole Kowalewski umfassende Auszüge seiner mongolischen Chrestomathie (Kasan, 1836 bis 1837) einverleibt und gute Anmerkungen in russischer Sprache hinzugefügt. S.

Aus Leipzig wird über ein neues, sowohl sprachwissenschaftlich wie kulturhistorisch interessantes Unternehmen berichtet. Aus dem dort bestehenden Germanisten-Klub, d. h. einem Vereine von Studirenden und Lehrern der Sprachforschung, der unter der Leitung Hildebrandt's, des rastlosen Arbeiters am Grimm'schen Wörterbuche, und unter Theilnahme Zarncke's, des Prof. Pfeiffer in Wien u. A., die sich mit mittelhochdeutschen Studien, den Poeten der Hohenstaufen-Zeit und älteren Epikern beschäftigt, ist der Plan aufgetaucht, eine „jüdisch-deutsche Bibliothek", die bis ins 14. Jahrhundert zurück reichen soll, herauszugeben. Die Hauptträger des Gedankens sind Hildebrandt, und der als Translator in Leipzig thätige Dr. Lotze, ein deutscher Mezzofanti, der eine reiche Sammlung des einschlägigen Materials besitzt. Die Herausgeber glauben durch ein solches Werk nachweisen zu können, wie eng in sprachlicher Beziehung noch das heutige Judendeutsch sich dem Mittelhochdeutsch anschließt und wie vielfach deutsche Sage und Dichtung übergegangen sind in die jüdische Volks-Phantasie, die sie dann nach ihrer Art und Eigenheit sich umgewandelt. Gelingt diese Darlegung, so ist in ihr zugleich ein sehr starker, culturhistorisch wichtiger Beweis gegen das Vorurtheil von der vermeintlichen Starrheit und Unverschmelzbarkeit des jüdischen Nationalitäts-Charakters gegeben; sie lehrt dann, daß der deutsche Jude allerdings ebenfalls sein deutsches Vaterland hat, daß die deutsche Erde ihm ebensogut Luft und Licht giebt, wie dem Germanen. Und diese Gemeinsamkeit geistiger Bildungselemente ist dann das unanfechtbarste Fundament für die Gleichberechtigung.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — Berlin, den 20. April 1867. — [Nº 16.

Inhalt.

Dieser Nummer liegen bei drei Prospekte: 1) Ueber **William Shakespeare's Dramatische Werke,** herausgegeben von **Fr. Bodenstedt.** Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig.** 2) **Staatengeschichte der neueren Zeit.** Verlag von **S. Hirzel in Leipzig.** 3) **Leopold Ranke's Sämmtliche Werke.** Verlag von **Duncker & Humblot in Leipzig.** (258, 59, 60)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Die Kriegskunst der nächsten Zukunft.*)

Das vorliegende Buch ist eine Frucht des Jahres 1866. Es werden darin die Erfahrungen des vorjährigen Krieges zur gehörigen Nutzanwendung verwerthet und Lehren abstrahirt, welche der künftigen norddeutschen Bundesarmee zu Gute kommen sollen Der praktisch und theoretisch zu einer solchen Arbeit wohlbefähigte Verfasser hat es sich angelegen sein lassen, damit einen Ueberblick über das gesammte Kriegswesen und die Geschichte der Kriegskunst zu verbinden. Er thut dies in klarer und durchsichtiger Sprache, ohne allen technischen Formalismus, und wenn er sein Buch für denkende Offiziere, Staatsmänner und Landtags-Abgeordnete bestimmt hat, so scheint er doch vorzüglich die Letzteren nicht ohne einen Anflug von Ironie im Auge gehabt zu haben. In der That hat die Geschichte des vorigen Jahres in Bezug auf gewisse Lieblingsideen der neueren Zeit eine große Umwälzung bewirkt. Das Volksheer nach dem Zuschnitt der Schaaren Garibaldi's, das Volksheer nach der Theorie Rüstow's, für das sich ein großer Theil des liberalen Deutschlands begeisterte, ist durch den böhmischen und bairischen Feldzug in Mißkredit gerathen, und man hat wieder begreifen gelernt, daß militärische Zucht und stramme einheitliche Organisation doch sehr wichtige Dinge sind, die man nicht so leicht in Kauf geben darf. Was man nicht Alles aus der Erfahrung lernt, und wie klug sie die Menschen macht! Auch die Schwärmerei für die Freischaaren, für Jugendwehren, Milizen u. s. w. war auf Grund der Erfahrung entstanden. Der allgemeine demokratische Zug unserer Zeit that ein Uebriges. Man staunte selbst Dinge an, die gar nicht erstaunlich waren, wie z. B. den großen Bürgerkrieg in Amerika, der in kriegstechnischer Hinsicht doch die ärgste Pfuscher-Arbeit ist, die man sich denken kann. Wir machen den Amerikanern durchaus keinen Vorwurf daraus, daß sie, bis dahin das friedlichste Volk, bei dem Mangel aller Vorbedingungen ihr abscheuliches Schlachthandwerk so schlecht verstanden; aber gewundert haben wir uns — das müssen wir sagen — über viele Leute in Europa, welche diese halbe oder dreiviertel indianische Kriegführung höchlichst bewunderten und danach bei uns reformiren wollten. Der vorjährige Krieg hat die Kunst der Schlachten wieder zu Ehren gebracht. Waren schon die Düppler Schanzen (nach dem Ausspruche einer hervorragenden Person in der Kammer) mit Eleganz erstürmt worden, so zeigte sich diese Eleganz, diese Reinlichkeit der Kriegführung in dem österreichischen Feldzuge noch weit glänzender. Alles ging wie am Schnürchen, wie ein Rechenexempel; nach acht Tagen war der Feind über den Haufen gerannt und der Weg nach seiner Hauptstadt frei. Das ist es vornehmlich, was die Augen der Welt mit Bewunderung erfüllt und selbst die Amerikaner verblüfft hat, welche ziemlich aus jedem ihrer Generale, so lange er einige Vortheile erfocht, allermindestens einen Napoleon machten. Sie müssen nun wohl zugeben, daß sie in dieser Kunst nur Naturalisten und Anfänger gewesen sind.

Man sieht, welche große Gottheit der Erfolg ist. Bei einiger Kenntniß der menschlichen Verhältnisse wird man sich einige Mäßigung auflegen und sich hüten, aus den vorliegenden Erfahrungen zu weit gehende Folgerungen zu ziehen. Die allgemeine Wehrpflicht wird die Tour um die Welt machen, das Zündnadelgewehr wird für lange Zeit die Phantasie aller Büchsenmacher und Scharfschützen lebhaft beschäftigen; aber man kann darauf wetten, daß über kurz oder lang die allzuscharfe Spitze umbiegen wird. Vor der Hand steht so viel fest, daß die Friedensbotschaft Elihu Burrits, die vor zehn und mehr Jahren noch so bereitwillige Hörer und Gläubige fand, auf Weiteres vertagt ist, daß die Phantasie der Völker kriegerisch erregt ist, und daß man eher an große Kriege und Völkerfeindschaften glaubt, als an den ewigen Frieden. Möge dies keine böse Ahnung sein!

Die Kriegskunst ist die Kunst, Siege zu erfechten. Ein Fürst, ein Volk will mächtiger sein, will siegen, will sich von fremdem Einflusse befreien. Gescheidte Leute denken auf Mittel, die natürlichen Streitkräfte zu vermehren und wirksamer zu machen. Die Intelligenz spielt neben der Thatkraft in der Kriegskunst die Hauptrolle. Der Läßigere, der Dümmere wird gewöhnlich geschlagen, selbst wenn er an materieller Kraft der Stärkere ist; der Klügere, Regsamere, Thatkräftigere erringt den Sieg und behauptet ihn so lange, als er diese Tugenden bewahrt und weiter ausbildet, bis endlich auch über ihn wieder ein Klügerer, Stärkerer und Thatkräftigerer kommt. Auf diesem Gesetze beruht auch die Fortentwickelung der Kriegskunst. Das geht von der ältesten Zeit an bis auf die Gegenwart; Erfindung auf Erfindung ist gemacht worden von der Keule und dem Wurfspieße an bis zum Schießgewehr und dem Panzerschiff, von dem heerdenartigen Massen-Angriff bis zum geregelten Rottenfeuer, und in vielen Fällen ist man nach Perioden großer Künstlichkeit und Verfeinerung wieder zu dem rohesten und einfachsten Mittel zurückgekehrt. Denn die Hauptelemente bleiben dieselben. Ein Reiter ist ein Mann auf einem Pferde; zwischen einem Reiter aus den Heeren des Cyrus oder Alexander's des Großen und einem modernen Husaren oder Ulanen ist kein wesentlicher Unterschied. Nur die furchtbare Gewalt, die das Schießpulver den zerstörenden Kräften gegeben hat, statuirt einen Unterschied zwischen alter und neuer Kriegskunst.

Eine sehr bestimmte Periode der neueren Kriegskunst fängt mit Friedrich dem Großen an; auf seinen Grundsätzen baute Napoleon weiter, von Napoleon haben wieder die Neueren gelernt; die beste Lehrschule aber bilden die Kriege selbst und mehr noch die begangenen Fehler, als die großen Leistungen. Vom Fehler lernt man stets, wie man es nicht machen soll, von der Leistung nicht immer das, was man machen soll, vorausgesetzt, daß man es machen und nachahmen kann.

Uebrigens gilt im Kriege selbst die Praxis stets mehr, als die beste Theorie. Friedrich der Große gewann seine Schlachten meist durch sehr einfache Mittel. Die Infanterie war seine Hauptwaffe. Der Grundzug derselben war bis an sein Lebensende eine feste Geschlossenheit und strenge Ordnung, die fortwährend mit aufmerksamster Strenge eingeschult wurde. Die preußische Infanterie rückte wie auf dem Paradeplatze bis in die nächste Schußweite gegen die feindlichen Linien vor, und unterhielt nun ein unausgesetztes Schnellfeuer. War hierdurch der Feind, der dies nicht nachmachen konnte, hinreichend erschüttert, so wurde er durch die Cavallerie vollends auseinander gesprengt. Diese Schlachten waren daher meist sehr blutig. Friedrich erfand bekanntlich auch die reitende Artillerie. Bis dahin hatte man die bewegliche Feldartillerie kaum gekannt; denn die Feldgeschütze waren früher fast durchgängig Positionsgeschütze gewesen.

*) Die Heeres-Organisation und Kriegführung nach den Berechtigungen der Gegenwart. Für denkende Offiziere, Staatsmänner und Landtagsabgeordnete bearbeitet von Julius von Wickede, großherzogl. mecklenburgischem Rittmeister a. D. Jena, Hermann Costenoble, 1867.

Die französische Revolution brachte auch in der Kriegskunst eine Umwälzung hervor. Wie das geschah, ist tausendmal auseinandergesetzt worden. Napoleon I. war der große Werkmeister, der die entfesselten Kräfte in Rand und Band legte und den modernen französischen Soldaten schuf, der von dem alten Söldner der früheren Zeit ein ganz verschiedenes Wesen war. Der Angriff des Revolutionsheeres auf die wohldisciplinirten Truppen Oesterreichs und Preußens erfolgte in Form eines Bienenschwarms; ohne Ordnung und Gliederung schoß jeder Mann auf sein Bestes, lief vor und rückwärts, je nachdem es ihm Furcht oder Hoffnung gebot. Diese Fechtart erwies sich als zweckdienlich. Napoleon regelte sie und machte ein System daraus. Heute ist das Tirailliren, das den französischen Heeren damals ein so großes Uebergewicht über andere verschaffte, wohl ziemlich in allen Armeen eingeführt. Napoleon machte ferner die bis dahin immer noch nebensächliche Artillerie zu einer Hauptwaffe und benutzte sie auf ganz neue, bis dahin ungewöhnliche Weise.

Napoleon wurde geschlagen, als seine Gegner ihm die neuen Künste abgelernt hatten und gegen seine Zwingherrschaft den Patriotismus der Völker unter die Waffen riefen. Der Geist der Revolution hatte Feuer und wilde Begeisterung in die französischen Schlachthaufen gebracht; die Disciplin des Kaisers machte den Franzosen zum ersten Soldaten der Welt. Sein Stolz artete in Taumel und Uebermuth aus, und der Fall ließ nicht lange auf sich warten. Die Noth hatte in Preußen in der Zwischenzeit Wunder gewirkt und ein neues Volk geschaffen. Die allgemeine Wehrpflicht war erfunden worden und mit ihr ein neues Princip in die Welt getreten, das dem Kriege und der Kriegskunst ganz neue Gesichtspunkte giebt. Das Heer ist fortan die Nation selbst, die Nation in Waffen.

Der Krim-Krieg war nach einer längeren Periode verhältnißmäßiger Ruhe wieder der erste Krieg von wirklich großartigem Umfange. Er war in seinem Verlaufe und in seinen einzelnen Chancen reich an Belehrung. Das Heer Rußlands, obgleich stets mit dem äußersten Heldenmuth kämpfend, unterlag vollständig und gewann in offener Feldschlacht keinen einzigen Sieg. Das System der mechanischen Dressur, das Kaiser Nikolaus bis auf die Spitze getrieben, litt vollständigen Schiffbruch. Ebenso kam der Verfall, in welchem sich das Heerwesen der Engländer befand, offen an den Tag. Die Engländer waren auf den Lorbeeren von Waterloo eingeschlafen. An Tapferkeit und Körperkraft fehlte es weder den Offizieren noch den Soldaten, aber Alles, was Bewaffnung, sonstige Ausrüstung, Anwerbung, Ausbildung der Soldaten, das System der Offizier-Beförderung betraf, befand sich in einem kläglichen Zustande. Selbst die Türken fochten in mancher Hinsicht ungleich gewandter, als die Engländer, und ihre Offiziere zeigten sich kriegskundiger und ausgebildeter, als ihre Kameraden von der stolzen englischen Garde. Was wäre ohne die Hilfe der gewandten und praktischen Franzosen aus den Engländern vor Sebastopol geworden? sie wären elend zu Grunde gegangen. Umgekehrt feierte die französische Armee hohe Triumphe; sie bewies, daß sie unter Napoleon III. wieder ungemeine Fortschritte gemacht hatte, und das kriegerische Prestige Frankreichs stieg seitdem in dem Maße, als das Prestige Englands abnahm.

Es war ein Glück für Preußen, daß das starre russische System durch das subjektive französische so gründlich besiegt wurde. Die Anhänger, die das erstere zählte, mußten ihren Widerstand gegen das letztere aufgeben, und die oberste preußische Heeresleitung machte sich die neuen Erfahrungen im weitesten Umfange zu Nutz. Seit 1855 wurde in der preußischen Armee ungleich mehr tiraillirt, geschossen, geturnt, geschwommen, Dauerlauf geübt, als früher der Fall war. „Dies hat seine Frucht getragen. In Oesterreich reformirte man zwar auch, aber nicht im Kern, und gewisse Uebelstände, die nun einmal unausrottbar erscheinen, verhinderten das Gedeihen solcher Reformen. Sie sind zu wohl bekannt, als daß man sie näher auseinander zu setzen brauchte".

Der vorjährige Feldzug der Preußen gegen Oesterreich war — man kann das schon jetzt unbedenklich sagen — eine klassische Leistung. Der Krieg ist etwas Schreckliches, aber, wenn einmal Krieg sein soll und muß, dann ist es gut, wenn er auf diese Weise rasch und kurz beendigt wird. Im Laufe einer Woche war die Hauptsache abgemacht. — Wir haben Alle wohl mehr oder minder diese furchtbare Kriegsmaschine arbeiten sehen; wir haben sie gesehen, diese Schaaren von Menschen, diese rastlosen Eisenbahnzüge, die Einkleidung, die Dirigirung der Truppen, die Verpflegungs-Anstalten, die Verladung der Munition u. s. w. Welche Massen, welches Durcheinander, welche bunte Mannigfaltigkeit — und doch welche Ordnung, welche rasche Orientirung! Hierin liegt es: einheitliche Organisation heißt dieses Geheimniß, Anwendung, Concentrirung aller Kräfte auf Einen Fleck. Man wird kaum in der Geschichte einen Zeitpunkt auffinden, wo etwas Aehnliches dagewesen; wenigstens ist ein Krieg mit solchen riesigen Streitmassen noch niemals in so kurzer Zeit beendet worden, und man kann sich diese Energie der leitenden Kräfte eben nur aus dem klaren Bewußtsein erklären, welches die Leiter von der Gefahr der Lage hatten. Allerdings stand die Existenz des preußischen Staates, als einer geschichtlichen Macht, auf dem Spiele.

Eine große Merkwürdigkeit an diesem Kriege ist ferner die, daß er ganz gegen die landläufigen Vorstellungen, an die man sich seit den Freiheitskriegen gewöhnt, eigentlich ohne Aufregung, ohne Begeisterung, ohne Fanatismus, wenn man will, geführt wurde. Mag in Oesterreich, in Süddeutschland Haß und Erbitterung geherrscht haben, — wir haben das aus den Zeitungen erfahren, — in Preußen selbst war unter dem Volke keine Spur vorhanden. Wir haben uns selbst darüber gewundert. Die Stimmung war kühl, und als der Sieg erfochten war, herrschte große Freude, große Befriedigung, aber eigentlich nichts, was dem Jubel von 1813 glich. Wir haben auch bei den wiederkehrenden Truppen nichts bemerkt, was auf ein übertriebenes Siegergefühl hindeutete. Gemeine, Unteroffiziere, Offiziere reden der Reihe nach von ihren Erlebnissen in Böhmen, Oesterreich, Baiern mit einer Kühle und prosaischen Nüchternheit, daß es dem, der noch die Erzählungen der Krieger von 1813, 1814 und 1815 gehört hat, auffallen muß.

Es ist ein rein technischer Krieg gewesen. Der Zweck ist erreicht, es ist bewiesen, daß zu großartigen Leistungen eine feste Organisation, einheitliche Oberleitung und das richtige Material gehört. Damit ist eine wichtige Belehrung gewonnen. Die Träume von einem nach dem Muster schweizerischer Milizen oder Garibaldischer Freischaaren gebildeten Volksheere, die namentlich in Süddeutschland spukten, sind abgethan, und es ist gut, wenn man sich dergleichen Ideen aus dem Kopfe schlägt. Der Verfasser unseres Buches spricht sich über Freischaaren und Freicorps nicht gerade günstig aus.

Weiterhin werden von ihm umfassende Vorschläge für die Gründung des norddeutschen Bundesheeres gemacht und dabei vor Allem auf strenge Concentration und einheitliche Organisation gedrungen.

Ein Markt im Fürstenschloß.

Unter den prachtvollen Festen und Banketen, welche in den Palästen und Lustschlössern unserer Könige und Fürsten gefeiert wurden, waren namentlich im vorigen Jahrhundert sehr beliebt die sogenannten „Wirthschaften“, wo die fürstlichen Gastgeber in der Tracht von Wirth und Wirthin die unter allerlei Verkleidungen erscheinenden Gäste empfingen, wo Quacksalber und Tabuletkrämer, Wahrsager und Marktschreier aller Art auftraten, wo man an Buden kaufte und verkaufte, kurz den ergötzlichsten Mummenschanz trieb. Aber es war eben nur Mummenschanz, wie er etwas verfeinerter in unseren heutigen Maskeraden fortgesetzt wird. Die Maske war angelegt, um sich zu vergnügen, darunter oder eigentlich darüber ward aber die Etikette in ihren starrsten Formen festgehalten und selbst die gewechselten, natürlich sein sollenden Reden waren bombastische, vom Hof-Poeten vorgeschriebene und eingeübte Reime. Wie ganz anders in seinem Ursprung, seiner Absicht, seiner Ausführung ist der Jahrmarkt, den der Kronprinz und die Kronprinzessin von Preußen am 8. April in ihrem Palais eröffnet und eine Woche hindurch abgehalten haben! Er ist ein Ereigniß, wie es wohl noch in keinem Fürstenschloß stattgefunden hat. Kein Mummenschanz wird hier bereitet, sondern die reinste Humanität hat sich zur Trägerin und Hüterin des im Herzen des gesammten Volkes glühenden Feuers der Dankbarkeit gemacht, der Dankbarkeit gegen Preußens Helden; keine auserwählte Gesellschaft ist hier versammelt, sondern das ganze Volk ist gerufen und geladen, Theil zu nehmen an einem Werke, durch welches Preußen seine Schuld abtragen will Denen, die verstümmelt aus dem glorreichen Kampfe des vergangenen Jahres heimgekehrt, den Hinterbliebenen Derer, welche die Ehre und Größe des Vaterlandes mit ihrem Blute erkauft haben.

Der im kronprinzlichen Palais zu Berlin abgehaltene Markt, oder, um ihn bei seinem offiziellen Namen zu nennen, „der Bazar“, ist veranstaltet von der Frau Kronprinzessin und einem von ihr gewählten Damen-Comité, um der Victoria-National-Invaliden-Stiftung einen recht reichen Geldstrom zuzuführen. Die ergangene Aufforderung hat zur Folge gehabt, daß aus allen Theilen des Landes, aus allen Kreisen der Bevölkerung reiche Spenden eingegangen sind. Künstler und Gewerbtreibende, Arme, wie Reiche, haben sich beeifert, ihr Scherflein auf den Altar nationaler Dankbarkeit niederzulegen. Die Gedenkhalle des kronprinzlichen Palais ist zum Bazar eingerichtet und zwar dergestalt, daß in dem unmittelbar vor derselben gelegenen Saale ein Büffet errichtet ist, an dem Damen des Hofes gegen Bezahlung Erfrischungen verabreichen, während in der eigentlichen Gedenkhalle sich Bude an Bude reiht, in denen auf der linken Seite Gegenstände der Industrie, auf der rechten Gegenstände der Kunst von schönen, vornehmen und eleganten Verkäuferinnen feilgeboten werden. Die auf diese Weise gebildete Marktstraße führt zum Kuppelsaal, den die Frau Kronprinzessin mit den von ihr gewidmeten Geschenken, einer reichen Auswahl der elegantesten Kinder-Garderobe und Kinderkörben nach englischen Mustern, Puppen, kurz Allem, was zur Freude und Bequemlichkeit der Kleinen dient, ausgestattet hat, und wo sie, unterstützt von einigen Damen ihrer nächsten Umgebung, die Kaufenden empfängt und bedient. Soll ich den Eindruck, welchen der Bazar in seiner Gesammtausstattung auf mich machte, beschreiben, so muß ich gestehen, es fiel mir dabei eine Schilderung ein, der ich in meiner Kindheit begierig gelauscht, die Schilderung von Auerbach's Hof in Leipzig zur Zeit der Messe, wo Alles zu haben sei. Ich weiß nicht, ob das „Alles“, welches damals einen so überwältigenden Zauber auf mich ausübte, wohl jemals buchstäblich zu nehmen war und weiß sehr gut, daß es auf den Bazar in keinem Falle buchstäblich anzuwenden ist; wohl aber wird man zu der Annahme verleitet, wenn man Damenputz, Confection und Manufacturwaaren, Stickereien, Tapisserie-Arbeiten, Leder- und Buchbinderwaaren, Bronzen und Lampen, Uhren, Gold- und Silberwaaren, Holzschnitzereien, Holz- und Korbmöbel, Glas- und Porzellansachen in reichster Mannigfaltigkeit vor sich ausgebreitet sieht, wenn man an einer Bude türkische, an der andern chinesische Waaren findet, wenn der Liebhaber von Singvögeln, wie der Kenner und Verehrer einer guten Cigarre, seine Wünsche befriedigt findet, wenn selbst die Erzeugnisse der Kunstfertigkeit der kleinen Zöglinge der Kindergärten eine ganze Bude füllen, wenn die Kunst in Werken der Skulptur und Oelmalerei, in Kupferstichen, Aquarellen, Zeichnungen, Photographien und prachtvollen illustrirten Werken vertreten ist, und wenn die seltensten und schönsten Exemplare der Kunstgärtnerei zu prächtigen Sträußen gewunden das Auge entzücken. Unter dieser Menge viel des Einzelnen besonders zu erwähnen, ist gänzlich unmöglich, deshalb finde nur Einiges seinen Platz. Die Oelmalerei bietet außer zwei ganz vortrefflich gemalten Frauenköpfen von der Hand der Frau Kronprinzessin sehr schätzbare Arbeiten von Begas, W. Meyerheim, Steffeck, dem Grafen Harrach u. A. Die Photographie zeichnet sich aus durch Portraits der kronprinzlichen Familie, jedes mit der eigenhändigen Unterschrift des Dargestellten versehen, ferner durch eine äußerst gelungene Nachbildung sämmtlicher Werke der Ravené-Galerie, sowie durch ein von Gustav zu Putlitz gesammeltes Album lebender Dichter und Schriftsteller, jedes Portrait begleitet von einem eigenhändig geschriebenen und unterzeichneten Verse oder Satze des Betreffenden. Interessant sind außerdem noch zwei Vasen und ein Album von Malachit, Geschenke des Kaisers von Rußland, zwei Shawls, welche die Königin von England von einem indischen Fürsten erhalten und dem Bazar als Beisteuer gesandt hat, eine Schwarzwälder Uhr von der Großherzogin von Baden, ein alle Einrichtungen des Barackensystems mit der größten Genauigkeit darstellendes Lazareth en miniature u. s. w.

Das sich im Bazar entfaltende Leben ist ein sehr buntes, wechselndes, mannigfaltiges. Der König, die Prinzen und Prinzessinnen, die Aristokratie und Diplomatie kommen zu kaufen und zu schauen; nicht minder sind aber die Räume gefüllt von einem schau- und kauflustigen Publikum aus allen Schichten der Gesellschaft. Und alle Gäste werden vom Kronprinzen und der Kronprinzessin mit gewinnender Freundlichkeit willkommen geheißen, alle nehmen den Eindruck mit sich, einem nie dagewesenen, unvergeßlichen Schauspiele beigewohnt zu haben, Allen drängt sich die Ueberzeugung auf, daß die Victoria-National-Invaliden-Stiftung durch dieses schöne Fest eine recht kräftige Förderung erfahren haben müsse.

J. H.

Nord-Amerika.

Lessing in den Vereinigten Staaten.

Type of the perfect Man He came,
Of highest Truth the peerless Knight
— Himself her image, pure as light —
And freedoms Champion void of blame.

Mit diesen Huldigungsworten begrüßt jetzt das freie Amerika unseren großen Lessing. Vor kurzem erschien nämlich zu Boston eine von dem Professor der neueren Sprachen und Literaturen an der Universität von Michigan, Dr. E. P. Evans, veranstaltete Uebersetzung von Adolf Stahr's „Gotthold Ephraim Lessing", der darin mit jenen schönen, poetischen Worten eingeführt wird, als „Typus menschlicher Vollkommenheit, als der höchsten Wahrheit — deren Abbild er selbst, rein wie das Licht — Ritter ohne Gleichen, als der Freiheit Vorkämpfer ohne Furcht und Tadel". Es ist ein schönes Zeugniß, das das literarische Amerika seinem Verständniß des Edeln und des Schönen giebt, indem es so unbedingt der Humanität, dem mit dem edelsten Herzen verbundenen Genius Lessing's huldigt.

Zwei der achtbarsten, literarischen Organe der Vereinigten Staaten, das in New-York erscheinende politisch-literarische Wochenblatt The Nation (vom 24. Januar d. J.) und das Boston'er Atlantic Monthly (vom März d. J.) stimmen bei Besprechung des von Prof. Evans trefflich bearbeiteten Werkes von Stahr in diese Huldigung Lessings Namens ihrer Landsleute ein. „Lessing," sagt die Nation, „war zu jener Zeit, in welcher die Deutschen von ihren Fürsten gleich dem Vieh verkauft wurden, um in Amerika als Kanonenfutter im Kampfe gegen die Freiheit zu dienen, ein Liberaler und ein Philanthrop, und zu jener Zeit, wo den Juden das einfachste Menschenrecht, das Recht, in den Städten der Civilisation zu leben und sich rechtschaffen zu ernähren, versagt wurde, war Lessing ein politischer Emancipator. Ja, Lessing war ein Christ nach dem Vorbilde des Stifters der christlichen Religion, während die hochmüthige, kirchliche Welt, in welcher er lebte, innerhalb der engsten Gränzen der Bigotterie und des Aberglaubens sich bewegte."

Und im Atlantic Monthly lesen wir: „Zu jener Zeit, als Dr. Samuel Johnson in England in seiner Apologie Shakspeare's von diesem Dichter sagte, „daß er zwar im Lustspiel, nicht aber auch in der Tragödie, Großes geleistet", „daß weder die Männer noch die Frauen Shakspeare's mit Zartheit ausgestattet seien", und als Hume die kritische Bemerkung machte, „daß Shakspeare das heutige, gebildete, intelligente Publikum nicht zu befriedigen vermöge" — zu jener Zeit hat der Ausländer hat der Deutsche Lessing seinen Landsleuten zugerufen, daß Shakspeare nicht bloß Corneille und Racine unendlich überrage, sondern in der dramatischen Dichtkunst einen gleich hohen Rang, wie Homer in der epischen, einnehme. .... Aber während Samuel Johnson, der den deutschen Lessing um zwei oder drei Jahr überlebte, der der einflußreichste, gefürchtetste Kritiker seiner Zeit war, der von der englischen Regierung einen Jahrgehalt für seine Verdienste um die Literatur bezog, der vom Hofe, wie von allen Leuten der großen Welt aufgesucht und bekomplimentirt und der nach seinem Tode mit fürstlichen Ehren in der Westminster-Abtei beigesetzt wurde, fast vergessen ist — ist der Ruhm Lessing's — des Mannes, den seine Zeitgenossen und Landsleute darben und in der Einsamkeit sterben ließen — jetzt über die ganze gebildete Welt verbreitet."

Italien.

Was ist Nationalität?

Che cosa è nazione?

In Nr. 35 des vorigen Jahrganges unserer Zeitschrift haben wir unsere Leser auf eine Schrift aufmerksam gemacht, in welcher der Nachweis gegeben ist, daß die Volkssprache das echte Kennzeichen des Vorhandenseins einer Nation und der Zugehörigkeit des Einzelnen zu einem nationalen Verbande bilde. Dem Verfasser der dort besprochenen Schrift, Herrn Regierungsrath Böckh, ist vor kurzem von dem Professor an der Universität Turin, Herrn Vegezzi-Ruscalla, eine Broschüre zugegangen und uns zur Besprechung übergeben worden, in welcher derselbe Gegenstand einer Erörterung unterworfen ist, und die Frage, um welche es sich handelt, obwohl meist von anderen Gesichtspunkten aus betrachtet — da die Studienkreise der beiden Verfasser, wie namentlich aus den zahlreichen Citaten hervorgeht, durchaus verschiedene sind —, doch im Wesentlichen in gleicher Weise gelöst ist. Eine gleiche Auffassung findet sich namentlich in den ersten negirenden Abschnitten beider Arbeiten; — natürlich, denn hierin appelliren Beide eigentlich nur an den gesunden Menschenverstand und ein bischen historische Kenntniß. Aber auch in den folgenden positiven Abschnitten stimmen beide Arbeiten darin überein, daß die Sprache das wirkliche Kennzeichen der Nationalität bilde, — in dieser Beziehung geht Vegezzi-Ruscalla insofern weiter, als er die bei Böckh absichtlich offengelassene Frage, ob Individuen verschiedener Raſſe durch den Gebrauch derselben Sprache zu einer Nation werden, entschieden bejaht, wogegen andererseits der bei B. erörterte Gegensatz der National- oder Volkssprache und der Schrift- und Landessprache, der für die deutsche, die skandinavische und andere Nationen von großer, für die Italiäner aber von gar keiner Wichtigkeit ist, bei V. R. nicht vorkommt, begreiflicher Weise, da der Aufsatz desselben, obwohl „den Vorkämpfern jeder unterdrückten Nation" gewidmet, doch in der That ebenso sehr italiänisch gedacht und für die Italiäner geschrieben ist, wie der B'sche Aufsatz vorzüglich für deutsche Leser bestimmt ist.

Je klarer es von Jahr zu Jahre wird, welche ungemeine Einwirkung auf die Entwickelung unserer Zeit das Nationalitäts-Princip auszuüben bestimmt ist, — deutlicher noch als die Worte seiner Vertreter, zeigen dies die Angriffe seiner Gegner, und der Ausruf „il n'y a plus une seule faute à commettre" ist das beste Zeichen der Gebrechlichkeit ihrer Kartenhäuser gegenüber den Gedanken einer neuen Zeit —, um so dringender tritt gegenwärtig an die Männer der Wissenschaft die Anforderung heran, das Wesen der Nationalität von allen Seiten her gründlich zu erörtern und in demselben diejenigen geistigen Gesetze aufzufinden, deren wahrhafter Inhalt, wie in andern Fällen die Geschichte gelehrt hat, sich auch hier vielleicht langsam, aber doch sicher verwirklichen wird. In diesem Sinne stand unsere Zeitschrift den Nationalitäts-Bestrebungen niemals fern; sie hat immer in der Literatur der verschiedenen Völker den wertbvollsten Ausdruck ihres nationalen Geistes erblickt, und jedes neue literarische Produkt, welches das innige Verwachsensein der Sprache mit dem gesammten nationalen Leben darlegt, wird von uns mit Freude entgegengenommen, da auch nach unserer Ueberzeugung in dem zunehmenden Einflusse der geistigen Gliederung der Menschheit ein Fortschritt der humanen Bildung liegt.

Die vorliegende Schrift des Professors Vegezzi-Ruscalla: „Was ist Nation?" (Che Cosa è Nazione? Ragionamento di G. V.-R. Torino, 1854. Tipogr. Fratelli Steffenone), nur anderthalb Bogen stark, muß um so ausführlicher von uns besprochen werden, je weniger unsere Leser in der Lage sind, von ihrem Inhalte ohne Vermittelung eines deutschen Organes selbst Kenntniß zu erhalten. Sie beginnt mit einer Zusammenstellung der Begriffs-Bestimmungen für das Wort „Nation" aus lexikalischen, sprachwissenschaftlichen, diplomatischen, staats- und völkerrechtlichen Werken, einer sonderbaren Blumenlese, die in unerquicklicher Weise das vorangeschickte Motto zu bethätigen scheint: „Il n'y a guère de mot plus difficile à définir." Der Verfasser widerlegt dann in den Abschnitten 2 bis 6 die Anwendbarkeit der von Andern bezeichneten Kriterien der Nationalität, insbesondere der staatlichen Gemeinschaft, der natürlichen Gränzen, der gemeinsamen Abstammung, des gleichen Religionsbekenntnisses, der nationalen Gebräuche (costumanze) und ganz richtig auch des National-Bewußtseins.

„Rimane la lingua," fährt er im siebenten Abschnitte fort: „Diese wollte ich zuletzt untersuchen, da ich überzeugt bin und diese Ueberzeugung meinen wohlwollenden Lesern mitzutheilen hoffe, daß die Gemeinschaft der Sprache das erste, wahre und einzige Element der Nationalität ist, oder, um es mit andern Worten zu sagen, daß Sprache und Nation identisch sind.

„Wenn die Nation eine Gemeinschaft von Personen, eine Gesammtheit von Individuen ist, so würde diese Gemeinschaft, diese Gesammtheit nur einer Viehheerde gleichen, wenn sie der gegenseitigen Mittheilung durch die Rede entbehrte. Wie wären aber, wenn die Sprachen verschieden wären, solche Mittheilungen möglich? Erzählt uns nicht die biblische Geschichte, daß auf die Verwirrung der Sprachen die Zerstreuung der Völker folgte — und folgen mußte? Die soziale und geistige Einheit der Völker hängt daher nothwendig ab von der Identität der Sprache, oder mit andern Worten, die sittliche und geistige Einheit besteht in der Einheit der Sprache. Gebt verschiedenen Völkern dieselben Gesetze, aber damit sie solche kennen lernen, müssen sie in der Sprache gegeben werden, die sie verstehen. In den preußischen Rheinprovinzen gilt noch jetzt der Code Napoléon; wie hätte man die Anwendung desselben ermöglicht, wäre er nicht in's Deutsche übersetzt worden?

„Die Sprache, bemerkt treffend der unsterbliche Humboldt, bildet einen integrirenden Theil der Naturkunde des Geistes, und wenn der geistige Mensch weit über dem thierischen Menschen steht, d. h. über dem Menschen vom zoologischen Gesichtspunkte aus betrachtet, so folgt daraus, daß die Sprache ein wichtigeres Kennzeichen ist, um die verschiedenen Arten desselben zu unterscheiden, als die physischen Eigenschaften, wie die Farbe der Haut und der Iris, die Beschaffenheit der Haare, die Form des Schädels. Eine gewisse Sprache und nicht eine andere zu haben, steht nicht im Belieben des Einzelnen: er erhält sie als Kind von der Mutter, oder er wechselt sie in früher Jugend durch das dauernde Zusammenleben mit Personen, welche eine andere Sprache reden. Nur Wenigen — im Vergleich mit der unermeßlichen Zahl aller Menschen — ist es gegeben, außer der eigenen noch andere Sprachen zu sprechen; aber, wie Schleicher bemerkt, der Mensch denkt nur in einer einzigen Sprache."

Der Verfasser führt nun aus, wie die Kulturgeschichte eines Volkes sich selbst in den Veränderungen seiner Sprache spiegle, er zeigt, daß die Sprache als unterscheidendes Kennzeichen der Nationen viel dauernder ist als die staatliche Zusammengehörigkeit und die Gemeinschaft der Gebräuche, daß die Sprache fast immer ein Wahrzeichen der Abstammung ist, und daß sie sogar fast immer (?) die territoriale Begränzung der Nationen bezeichne.

„Und dann" fährt er fort, „liegt ein starker unwiderleglicher Beweis dafür, daß die Sprache die einzige Grundlage der Nationalität ist, in der Thatsache, daß mit dem Erlöschen der Sprache die Nation gestorben ist. Das soll nicht heißen, daß das Erlöschen einer Sprache die Folge davon sei, daß das Volk ausgestorben ist, welches dieselbe redete: es kann dies auch lediglich die Folge einer Umbildung und Veränderung sein, und selbst wenn dieselben welche die umgebildete und veränderte Sprache reden, von denjenigen abstammen, welche die alte Sprache gebrauchten, so macht doch die neue Sprache, daß sie von diesen verschieden sind und erzeugt in ihnen die neuen Richtungen, neuen Neigungen und neuen Anlagen, welche ihrer angenommenen Nationalität eigen sind. So wurden die Normannen, welche nach Frankreich gekommen waren, dadurch daß sie ihre normännische Sprache bei der Berührung mit der Bevölkerung des Landes aufgaben, zu einer andern Nation. So haben die Cornwalliser im letzten Jahrhundert, indem sie ihren kymrischen Dialect gegen die englische Sprache umtauschten, die Eigenschaften der englischen Nation angenommen, und sind den walliser Kymren und denen der französischen Bretagne fremd geworden. Die Bulgaren, indem sie die slavische, die Baschkiren, indem sie die türkische Sprache angenommen haben, haben ihre Brüderschaft mit den Ostiaken, Sirjänen und den übrigen finnisch-uralischen Völkerschaften abgebrochen. Die Aegypter, indem sie das Koptische, die Israeliten in Palästina, indem sie das Ebräische mit einem arabischen Dialecte vertauschten, machten sich damit zu Theilen der arabischen Nation, anstatt für sich besondere Nationen zu bleiben. Man setze den Fall, daß die Italiäner ihre Sprache gegen die verwandte der Franzosen vertauschten: sobald sie alle das Französische als gemeinschaftliche Sprache angenommen hätten, so würde an demselben Tage die italiänische Nation erloschen sein. Eine Nation, welche ihre Sprache verändert, ohne dazu durch tyrannische Gewalt gezwungen zu sein, begeht einen Selbstmord, ein Ausspruch, der mit dem Plutarch's zusammentrifft: daß es eine größere Schmach für ein Volk ist, seine Sprache, als seine Freiheit zu verlieren.

„Die Nationalität beruht auf der Sprache; sie ist ganz unabhängig von der Art und der Gemeinsamkeit der Regierung, da sie, ihrem wahrhaften Wesen nach, nur die sittliche und geistige Einheit ist. Die Franzosen waren in weniger als einem halben Jahrhundert Constitutionelle, Republikaner, Absolutisten, und das hat nicht ihre Nationalität geändert. Deutschland ist — abgesehen von der Schweiz — in 36 Staaten vertheilt, und doch sind die Bewohner von Preußen, Bayern, Hannover, Baden u. s. w. alle gleichmäßig Deutsche. Die Türken, welche dem Sultan unterthan, sind Mitnationale derer, die dem Zar unterworfen sind. Die Nation besteht sogar, wenn ihr die staatliche Unabhängigkeit fehlt. Es bestand eine griechische Nation, als ganz Griechenland dem Sultan unterthan war, sowie es jetzt noch eine polnische Nation giebt, obwohl gedrittheilt und unterworfen von den Russen und den österreichischen und preußischen Deutschen. Und Theile der italiänischen Nation sind die Lombardo-Venetier, sowie noch immer die eingeborene Bevölkerung von Algier, die Aegypter und die eigentlichen Araber der arabischen Nation angehören, obwohl sie alle nicht mehr autonom sind. Treffend richtig sagt daher Hegel, daß mehrere Nationen oder vielmehr Völker ein langes Leben geführt haben, ohne einen Staat zu bilden und demungeachtet auch einen gewissen Grad von Ausbil-

dung erlangt haben, eine Thatsache, welche man noch heute wahrnehmen kann.

„Auch die Religion ist nicht im Stande eine andere Nationalität zu geben; die Protestanten und Katholiken in England wie in Deutschland gehören die Einen wie die Anderen zur englischen und zur deutschen Nation. Die griechisch-orthodoxen und die muhamedanischen Bulgaren haben dieselbe Nationalität, nämlich die, welche in ihrer Sprache sich zeigt und auf diese sich gründet.

„Wenn außer der Gemeinschaft der Sprache noch alle die anderen Elemente zur Herstellung einer Nation erforderlich wären, die der Cav. Mancini angiebt, so wage ich zu sagen, daß etwa mit Ausnahme von irgend einer wilden Völkerschaft, die seit undenklichen Zeiten auf einer Insel wohnt, es auf der Erde keine Nation geben würde, und vielleicht überhaupt gar keine, da einem solchen Volksstamm das sociale Bewußtsein fehlen würde."

Die Schlüsse aus diesen Erörterungen zieht der Verfasser im folgenden, achten Abschnitt, dem eigentlichen Haupttheile seiner Arbeit: „Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Nationalität unabhängig ist vom Staat, vom Bekenntniß, vom Territorium und von den Gebräuchen.

„Nehmen wir z. B. an, es handle sich um einen aus der Stadt Zara Gebürtigen, wo viele italiänische Familien seit Jahrhunderten wohnhaft sind und ihre Sprache festhalten, so würde dieser sein: 1. nach der Unterthänigkeit — österreichisch, 2. nach der Religion — lateinisch-katholisch, 3. nach dem Vaterlande — illyrisch, 4. nach der Nationalität — italiänisch. Die Einwohner von Alagna, Formazza oder Macugnana, Landschaften im Sesia- und Osola-Thal, welche seit einer historisch nicht nachgewiesenen Zeit von deutschen Colonisten bewohnt werden, sind: 1. nach der Unterthänigkeit — sardinisch, 2. nach der Religion — lateinisch-katholisch, 3. nach dem Vaterlande — italiänisch, 4. nach der Nationalität — deutsch. Ebensowenig brauchen sich ferner die Bewohner der sieben Communen im Venetianischen und der dreizehn Communen im Veronesischen als Italiäner zu betrachten, noch die Tyroler jenseit Bregenz" — jedenfalls ein Schreib- oder Druckfehler, der Verfasser meint vermuthlich Branzoll, einen deutsch-italiänisch gemischten Ort an der Straße von Trient nach Botzen — „sowie die jenseit der Alpen: alle diese sind Deutsche; Illyrier sind die Bewohner des gebirgigen Theils von Istrien, und Albanesen die in 59 Communen der entferntesten Provinzen des Königreichs Neapel und in zwei Gemeinden auf Sicilien zerstreuten. Die Griechen belegen mit dem Namen Italioten ihre Mitnationalen, welche in Sicilien und Großgriechenland wohnten. Vielleicht sollte man diesen Namen für alle Volksstämme mit fremder Sprache gebrauchen, welche innerhalb der natürlichen Gränzen Italiens, das heißt diesseit der Alpen wohnen, indem man den Namen Italiäner denjenigen vorbehielte, welche die italiänische Sprache, oder einen ihrer Dialekte reden.

„Der gemeine Menschenverstand bezeichnet oft die Dinge sehr viel besser als die Gelehrten; fragt in Kronstadt, wem jene Paläste gehören, man wird euch antworten: den Szekler-Magnaten; wem jene wohlgehaltenen Bürgerhäuser: den Sachsen; wem jene erbärmlichen Hütten: den Rumänen, welche zwar die zahlreichste und älteste Bevölkerung des Landes sind, aber ihr Vaterland nicht gegen den fremden Eroberer zu vertheidigen wußten; dafür zahlen sie seit Jahrhunderten die Strafe.

„Ueberall fühlt das Volk im Innersten seiner Seele, daß die Sprache das Wesen seiner Nationalität ist. Blickt nach Belgien: Dort haben sich freiwillig aber unvorsichtig Vlamen und Wallonen vereinigt, getrieben durch Machinationen der Geistlichkeit, um einen von Holland getrennten Staat zu bilden. Aber Jene hegen jetzt Groll wider die Andern, mißvergnügt über den Vorrang, den die Regierung dem Französischen über das Vlamische einräumt, da sie fühlen, daß die Erhebung des fremden von der Minderheit der Bevölkerung gesprochenen Idioms zum officiellen Organe ein Zeichen der Dienstbarkeit der Majorität ist. Ein anderes Beispiel hat in neuester Zeit die Schweiz gegeben, in dem Zorn, welcher in allen Kantonen französischer Zunge gegen die Errichtung einer deutschen polytechnischen Bundes-Schule in Zürich entstanden ist. Diese wollen die Suprematie des deutschen Idioms nicht dulden, weil sie die Herrschaft der deutschen Nationalität bezeichnet. Um solche Beschwerden zu vermeiden, hatte man auf die neuen schweizer Münzen in lateinischer Sprache: Helvetia geschrieben, und der todten lateinischen Sprache die Eigenschaft einer neutralen Nationalität geblieben ist, wie sie es auch in dem mehrsprachigen Ungarn war. Hat nicht das sardinische Parlament im Jahre 1854 selbst die Klagen der savoyer Deputirten gehört, welche die Errichtung einer französischen Universität zu Chambery verlangten? und die dem Minister Cavour nicht ergebenen Söhne Savoyens, haben sie nicht hundertmal wiederholt, die Savoyarden seien mit den Piemontesen nur durch den Staatsverband und nicht durch die Nationalität verbunden? Ein solcher Gegensatz besteht auch in Schottland, unerachtet der mehr als hundertjährigen Vereinigung, indem die gaelischen und die breitschottischen einander immer noch als Fremde betrachten." Der Verfasser führt nun weiter die Türkei, Oesterreich und Großbritannien als Staaten an, in welchen die unterworfenen Nationen sich von der herrschenden zu emancipiren bestrebt seien. „Die Entwickelung dieses Ethos oder Nationalgeistes", fährt er fort, „muß nothwendigerweise zur Ethnarchie führen, und daher kommt es, daß sich Regierungen bemühen, die Sprache der unterworfenen Völker zu vertilgen und sie durch die der Hauptstadt zu ersetzen; aber das ist ein schweres Unternehmen. Man kann mit dem Strang oder mit Pulver und Blei den Wahnsinnigen tödten, welcher in Warschau, Korfu oder Venedig die Fahne mit den Nationalfarben zu entfalten wagt, aber man kann nicht jeden hängen und todtschießen, der polnisch, italiänisch oder griechisch spricht oder schreibt, weil es auch für den mächtigsten Herrscher außer dem Bereich der Möglichkeit liegt, die Sprache einer Nation zu vertilgen" — man versucht dies doch auch jetzt an mehreren Stellen!

„Die Sprache ist also, ich sage dies mit einem vlaamischen Dichter, die Fahne der Nationen: De Tael is als de Vlag der onderscheidene Volkea: Wie geene Taelbezit, bezit geen Vaderland, — und ich füge hinzu, sie ist eine Kokarde, die kein Gewaltherrscher verbieten kann und mit der doch jeder Einzelne seine eigene Nationalität bekundet. Alle diejenigen, welche dazu beitragen, den Gebrauch der Nationalsprache zu verbreiten, sei es durch den Unterricht, sei es indem sie ihr literarisches Erbtheil dadurch bereichern, daß sie rein in ihr schreiben, alle diese wirken mit, die Nationalität zu erhalten und das Gefühl derselben zu erhöhen.

„Das äußerste Streben des Nationalgefühls, das Endziel dieser Bestrebungen ist natürlich die Erreichung der Autonomie einer Nation. Wenn der soziale Fortschritt ein Gesetz der Humanität ist, so dürfen wir vertrauen, daß die Vorsehung für die erduldeten Verluste und für die dargebrachten Opfer einen Ersatz geben werde in der Erhebung des Dogmas der Nationalität zum politischen Glaubensartikel, zur Grundlage des künftigen Völkerrechts. Eine solche Grundlage würde nicht Revolutionen den Weg bahnen; im Gegentheil würde sie Kriege

und Eroberungen unmöglich machen; und wenn das Reich der Gerechtigkeit seinen Anfang nehmen kann, so ist es nur auf diese und auf keine andere Weise.

„Ich schließe daher mit der Erklärung, daß das Wort Nation" bedeutet: die Gesammtheit der Individuen, welche dieselbe Sprache gebrauchen."

Im neunten und zehnten Abschnitt behandelt B. N. den Gegensatz von Sprache und Dialekt, im elften das Verhältniß der nationalen Verschiedenheit zur anthropologischen Gliederung der Menschen. „Ho io raggiunto il mio intento?" fragt er dann seine Leser, und wir mit ihm: — „ho io persuaso i lettori della identità tra la lingua e la nazione? — Ne ho fiducia."

Frankreich.

Die Jungfrau von Orleans in Rouen.

Bei der in jüngster Zeit in Frankreich gemachten Entdeckung von der „deutschen Eroberungssucht", hat man vielleicht auch herausgefunden, daß vor mehr als einem halben Jahrhundert ein Deutscher, Namens Schiller, einen unerhörten Raub an der „großen Nation" begangen, indem er einen Schatz, den diese nicht zu heben verstand, für Deutschland eroberte. Keinem der großen Tragöden Frankreichs war es in den Sinn gekommen, Jeanne d'Arc, oder vielmehr Darc, wie man jetzt den altlothringischen Namen schreibt, die wunderbare Lichterscheinung des funfzehnten Jahrhunderts, in einem ihrer Dramen zu verherrlichen. Voltaire wußte mit der „pucelle" nichts anzufangen, als sie in einem seiner frivolsten Werke zu verarbeiten; erst dem Deutschen war es aufbehalten, eine Gestalt, die allerdings auch nur vom deutschen Gemüthe gefaßt und wiedergegeben werden konnte, in ihrer ganzen Reinheit und Schönheit aus der Asche des Holzstoßes erstehen zu lassen, sie zum Eigenthum seiner Nation und zugleich zum Eigenthum der Gebildeten aller Völker zu machen. Möglich, daß ein literarischer „Thiers" auch noch für die „Jungfrau von Orleans" „Compensation" fordert — wohlan er nehme sie, wo er sie findet, die Literatur kann nur dabei gewinnen — möglich, daß man allen Ernstes daran geht, das Verlorene zurückzuerobern; gewiß ist es aber, daß die Geschichte der Jeanne Darc in neuerer Zeit ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit für die Historiker und Schriftsteller Frankreichs geworden ist und daß man sich in verdienstlicher Weise bemüht, sie nicht zu „retten" — sondern ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Nach dem reizenden und romantischen Gemälde, das der französische Historiker Michelet von der Hirtin von Dom Remy entworfen, nach der gelehrten, gründlichen Arbeit, welche Quicherat über die Heldin von Orleans veröffentlichte, gewinnt Herr O'Reilly ihrer Geschichte eine neue interessante Seite ab durch eine Zusammenstellung aller Punkte des letzten Prozesses der Märtyrerin. Wir folgen im Nachstehenden einer Beurtheilung des O'Reilly'schen Buches im Journal des Débats:

„Herr O'Reilly ist Rath beim kaiserlichen Gerichtshof zu Rouen, und wenn wir von der einen Seite überzeugt waren, daß ihm, als solchem, alle Quellen für seine Arbeit reichlich zu Gebote standen, so fürchteten wir doch von der andern Seite, eben sein Rang und seine Stellung möchte ihn gegen sein Wissen und Wollen verleiten, in seiner Darstellung nicht ganz unpartheiisch zu sein. Es giebt im Richterstande einen gewissen esprit de corps, der instinctiv und unwillkürlich in jedem Richter die Ansicht hervorruft, ein Richter irre sich niemals und dürfe sich niemals irren und wir besorgten, die Arbeit des Herrn O'Reilly einigermaßen davon gefärbt zu finden. Wir bekennen mit großer Freude, in dieser Voraussetzung uns vollständig getäuscht zu haben, das Buch ist mit der größten Unparteilichkeit geschrieben und bietet einen neuen eklatanten Beweis, welch großer Unterschied zwischen Gesetz und Gerechtigkeit sein kann.

Und nichts ist natürlicher als dies. Das Gesetz repräsentirt das Hergebrachte; es ist die starre unbewegliche Form, an die zu rütteln Strafe heischt, wenn auch Gerechtigkeit und Moralität sich laut dagegen erheben. Die heidnischen Gesetze unter den römischen Kaisern bestanden zu Recht, wie die jüdischen zur Zeit Jesu Christi; Jesus zerstörte seiner Sendung gemäß die alten Gesetze, die bestehende Gesellschaft und diese wehrte sich dagegen. Nicht die Ausleger des Gesetzes, sondern das Gesetz selbst trug die Hauptschuld an seinem Morde; der Richter ließ dem Gesetze freien Lauf und wusch sich die Hände.

Der einzige Vorwurf, den wir Herrn O'Reilly zu machen hätten, ist der, etwas zu „partikularistisch" zu sein. Er giebt sich das Ansehen, als nehme er den Scheiterhaufen der Jungfrau als einen besonderen Ruhm für Rouen in Anspruch. Domremy, sagt er, gehöre sie durch ihre Geburt, Orleans durch ihren Sieg, Paris durch den an ihr geübten Verrath und Rouen durch ihren Prozeß und Märtyrertod.

„Möge sich unsere Stadt ihren Antheil nicht streitig machen lassen!" ermahnt O. Reilly. Nach unserem Dafürhalten hat Rouen gar keine Ursache, sich dieses Antheils besonders zu rühmen. Die Famosität, um uns eines lateinischen Wortes zu bedienen, ist nicht unter allen Umständen verknüpft mit der Ehre. Rouen schuldet der Jungfrau ein Monument der Buße: ganz Frankreich schuldet es ihr, denn in der Wirklichkeit sind nicht die Engländer ihre Henker, sondern ihre eigenen Landsleute; das geht wieder so recht unwiderleglich aus dem in Rede stehenden Buche hervor. Ihre Richter und Mörder waren die Universität und die Geistlichkeit, welche damals nicht so getrennte Begriffe bildeten, wie in unseren Tagen. Die Engländer spielten bei dem Prozesse nur eine passive Rolle. „Ihrem schlau angelegten Plane gemäß", sagt O'Reilly, „verschwiegen sie sorgfältig ihren Haß gegen Jeanne, erhoben nichts gegen sie, als religiöse Bedenken, die sie anscheinend sogar noch beschwichtigten, gaben ihr als Richter Franzosen, als Tribunal die Kirche und ließen sie durch ein öffentliches Verfahren verurtheilen, bei dem sich Alles vereinigte, dem Richterspruche eine souveraine, universelle Autorität zu verleihen: die Form, der Charakter, die Gelehrsamkeit der Richter, ja Gott selbst, in dessen Namen diese Richter sprachen, mußte dem Urtheil die Sanction ertheilen. Was zu bewundern bleibt, ist, daß sich zur Ausführung des Planes Franzosen in so großer Menge fanden, daß die Engländer in Verlegenheit geriethen, eine Auswahl unter denjenigen Leuten zu treffen, welche befähigt waren, die Angelegenheit dahin zu bringen, wohin sie gebracht werden sollte. Drei französische Autoritäten machten sich die Jungfrau streitig: ein Bischof, die Universität von Paris und die Inquisition."

Die Engländer mochten den Vorwurf des Mordes nicht auf sich laden, und in einem an alle Fürsten der Christenheit gerichteten Briefe erklärt der König Heinrich der Sechste von England: „Es hatte sich eine Frau von großem Eigendünkel erhoben, welche die Anmaßung hatte, sich eine Gottgesandte zu nennen." „Endlich hat Gott Erbarmen gehabt mit unserem Volke und die Elende in unsere Hände fallen lassen. Trotz des Unheils,

das sie unserem Reiche zugefügt, haben wir sie nicht dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit überliefert. Der Prälat der Diöcese, in welcher sie gefangen ward, hat sie in Empfang genommen, damit sie gerichtet werde für ihre schweren, verabscheuungswürdigen Sünden gegen die Religion und die Rechtgläubigkeit..... Die Kirche hat sie der weltlichen Gerechtigkeit überantwortet und diese hat bestimmt, daß sie verbrannt werde..... Dies war das Ende der falschen Prophetin."

Die Richter hatten selbst das Bewußtsein ihrer Schuld und fürchteten deren Folgen; deshalb ließen sie sich ein königliches Schreiben ausfertigen, in welchem Heinrich der Sechste sich folgendermaßen vernehmen läßt: „Wir, als Beschützer des heiligen katholischen Glaubens, wollen die Richter beschützen und vertheidigen in Allem, was sie in diesem Prozesse gesagt und gesprochen..... Wir sind berichtet, daß dieser Prozeß reiflich und kanonisch, heilig und gerecht geführt worden ist nach den Erwägungen unserer lieben und geliebten Tochter, der Universität von Paris."

Falsche Prophetin! Dies war der eigentliche Kernpunkt der Anklagen gegen Jeanne! Man sucht bei ihrem Prozesse vergeblich nach Fragen der Politik; man findet nur Fragen der Theologie. Der große Gedanke des Vaterlandes war in jener Zeit noch nicht vorhanden; sie schuf ihn und bezahlte ihr Werk mit ihrem Leben. Nicht als Französin verbrannte man die Jungfrau, sondern als Visionairin, als Ketzerin, als Freidenkerin. Jeanne war eine Inspirirte, sie hatte ohne die Vermittelung der Kirche Unterredungen mit Gott, und dies durfte die Kirche nicht dulden. Wunder, auf eigene Hand verrichtet, stören die Ordnung. Als man Jeanne drohte, sie der Messe zu berauben, antwortete sie: „Gott wird sie mich ohne Euch hören lassen." Diese Worte dienten dazu, ihr den Scheiterhaufen zu entzünden. Jeanne betrachtete ihre Eingebungen als direkte Befehle Gottes, denen sie vor den Geboten der Kirche Gehorsam schuldig sei, und sie sagte: „Wenn die Kirche die mir zu Theil werdenden Enthüllungen als Trugbilder, Aberglaube, Teufelsspuk und noch Schlimmeres bezeichnet, so werde ich mich nicht auf die Kirche verlassen.... Was ich ausgesagt habe, ist mir durch Gottes Gnade gekommen. Ich gehorche der Kirche, zuvor aber gehorche ich Gott. Ich antworte nichts aus meinem eigenen Kopfe; was ich antworte ist das Gebot meiner Stimme. Ich will Euch gehorchen, zuvor aber unserem Herrn dienen."

Solche Worte stimmen freilich wenig überein mit der vor noch gar nicht langer Zeit von einem Kirchenfürsten vertheidigten Doctrin, man dürfe selbst nicht an das Evangelium glauben, wenn die Kirche es verbiete. Selbst noch in den auf Befehl des Papstes Calixtus des Dritten erlassenen Rehabilitations-Akten findet man diese Frage mit der der Kirche eigenthümlichen Klugheit und Zurückhaltung behandelt. „In Anbetracht", heißt es darin, „daß die Ansicht der neuerdings befragten Doctoren dahin geht, daß sie die Thaten der Jeanne als der Bewunderung würdig erachten, sich dabei jedoch enthalten, irgend etwas über den Ursprung der ihr gewordenen Eingebungen festzustellen, da selbst St. Paulus erklärt hat, er wisse nicht, ob sie ihm vom Fleische oder vom Geiste kommen, man müsse dies Gott anheimstellen.... erklären die Richter die beiden Urtheilssprüche als Werke der Verleumdung, der Unredlichkeit, des Irrthums und des Betruges und verordnen, daß zum ewigen Andenken an das Opfer und dessen Rehabilitation ein Kreuz aufgerichtet werde in loco ubi Johanna crudeli et horrenda crematione suffocata est."

Auf dem Platze, wo Jeanne den Märtyrertod erlitt, soll jetzt ein neues versöhnendes Monument aufgerichtet werden."

England.

Das britische Unterhaus im Jahre 1867.

Dem unter dem Titel „The House of Commons" erscheinenden englischen Parlaments-Almanach entlehnen wir einige Data über die Zusammensetzung des gegenwärtigen Unterhauses, die schon deshalb Beachtung verdienen, weil dieses Parlament wahrscheinlich das letzte sein wird, das nach dem Wahlsystem von 1832 gewählt wurde, und die auch zu interessanten Vergleichen mit dem Norddeutschen Reichstage Anlaß geben könnten.

Von den 658 Mitgliedern des Unterhauses empfingen resp. 169 und 81 ihre Bildung in den hoch-aristokratischen Anstalten von Eton und Harrow, 32 zu Rugby, 29 in der Westminster-Schule, 18 zu Winchester, 11 in der Charterhouse-, 2 in Merchant Tailors- und 1 in der St. Pauls-Schule, 19 in militärischen oder nautischen Instituten, 7 im Kings College und 4 im University College in London, 42 wurden zu Hause und die übrigen in Privatschulen erzogen. Promovirt haben 169 in Oxford, 124 in Cambridge, 28 in Dublin, 15 in Edinburg, 4 in Glasgow, 1 in St. Andrews und 7 in der Londoner Universität. Der Juristenstand ist durch 128 Mitglieder vertreten, von denen 95 zum englischen, 18 zum irischen und 6 zum schottischen Barreau gehören, und wovon 5 Sergeants at law (Barrister's höherer Klasse) und 30 Queen's counsel (königliche Räthe) sind, 9 aber als Attorneys (eine besondere, nicht im besten Rufe stehende Advokaten-Klasse) praktiziren.

Offiziere in der Armee sind oder waren 112, in der Marine 13, in der Yeomanry (Art ländlicher Bürgerwehr) 65, bei den Freiwilligen 68 und in der Miliz 60. Funfzig Volksvertreter sind Mitglieder des Geheimen Staatsraths (Privy Councilors), 3 sind irische Pairs, 70 Baronets, 10 Ritter (knights), 16 Lord-Lieutenants von Grafschaften; 38 sind die ältesten und 65 jüngere Söhne von Pairs, 9 die ältesten und 15 jüngere Söhne von Baronets, wozu noch 11 präsumtive Erben von Pairieen und 2 von Baronets-Titeln kommen. Im Staatsdienste sind oder waren 97; 81 sind Schriftsteller oder Verleger, 128 Directoren von öffentlichen Gesellschaften, 109 Banquiers, Fabrikanten, Kaufleute und Gewerbtreibende, 3 Aerzte; 93 haben das Amt eines Ober-Sheriff bekleidet, 487 sind Friedensrichter, 363 Vice-Lieutenants von Grafschaften (eine bloße Ehrenwürde), 117 haben verschiedene Wahlkörper vertreten und 40 ihren Namen geändert (was nämlich in England eben so häufig vorkommt, wie es in Deutschland ungewöhnlich ist).

Das älteste Mitglied des Hauses, Sir William Verner, ist 85, das jüngste, Lord Newport, 22 Jahre alt. Dreiundfunfzig Mitglieder wurden im vorigen Jahrhundert und fünfundzwanzig seit dem Jahr 1840 geboren. Der gegenwärtige Führer der ministeriellen Partei, Disraeli, ist 1805, der der Opposition, Gladstone, 1809 geboren, und durch eine seltsame Anomalie ist gerade das Haupt der Liberalen ein Alumnus von Eton und Oxford, während der Vorkämpfer des Aristokratismus eine ganz bürgerliche Erziehung genossen zu haben scheint. Von den jetzigen und früheren Cabinetsministern, die im Unterhause sitzen, sind die ältesten resp. Sir John Pakington, geb. 1799, und Henley, geb. 1793, die jüngsten Lord Stanley, geb. 1826, und Marquis von Hartington, geb. 1833. Endlich hat der Sprecher oder Präsident des Hauses, Mr. Evelyn Denison, ein Alter von 67 Jahren erreicht und versieht schon seit zehn Jahren sein mühseliges Amt, das ihm nicht, wie anderwärts, durch Gehilfen erleichtert,

aber allerdings durch den Genuß eines Gehalts von 6000 Pfd. Sterl. mit einer prachtvollen Amtswohnung und die Aussicht auf eine Pairie und eine Pension von 4000 Pfd. für sich und seinen nächsten Erben versüßt wird.

Die Nothwendigkeit der Einrichtung einer weiblichen Bildungsanstalt für Geburtshilfe.

Unter diesem Titel veröffentlicht das Victoria-Magazine — das Organ des Londoner Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts, dem wir bereits einige Aufsätze entlehnten, — einen Artikel, der auch für deutsche Leser Interesse haben dürfte. Er enthält manche wichtige Wahrheit, welche, wenn auch zunächst für England ausgesprochen, doch für die gesammte civilisirte Welt Giltigkeit hat. Wir lassen den Artikel, der auch über die medizinischen Einrichtungen Englands manche interessante Aufschlüsse enthält, in möglichst getreuer Uebersetzung folgen.

In der Geschichte der Heilkunde tritt uns die höchst auffallende Erscheinung entgegen, daß während die einzelnen Zweige derselben bemüht gewesen sind, jeder für sich möglichst viel Privilegien und Rechte zu erlangen, alle darin einig waren, das Studium der Geburtshilfe mit der größten Geringschätzung zu behandeln und es in wahrhaft empörender Weise zu vernachlässigen. Sehen wir uns indeß die im Medizinalfache herrschenden Verhältnisse und deren stufenweise Entwickelung etwas genauer an.

Bis zum sechzehnten Jahrhundert durfte in England Jeder, dem es nur irgend beliebte, als Arzt für äußere, wie für innere Krankheiten auftreten. Allerdings verliehen die Universitäten auch medizinische Grade; es knüpfte sich aber an den Besitz derselben keinerlei vom Gesetz geschützte Berechtigung, so daß der Titel „Doktor der Medizin" nichts war, als eine ehrenvolle Auszeichnung. Erst durch die Bemühungen des Dr. Linacre, eines hervorragenden Mitgliedes der Universität, wurde im Jahre 1518 durch ein Gesetz Heinrich's VIII. ein besonderes, von der Universität unabhängiges Collegium in's Leben gerufen, mit der Bedingung, daß fortan in London und 7 Meilen in dessen Umkreise nur Diejenigen als Aerzte prakticiren dürften, welche von diesem Collegium geprüft und als tauglich befunden worden wären. Der Begriff „Arzt" umfaßte in diesem Edikt nicht nur die Mediziner und Chirurgen, sondern auch die Augen- und Zahnärzte. Das Collegium, „College of Physicians" genannt, betrachtete sich, trotz der ausdrücklich erklärten Unabhängigkeit von der Universität, nichtsdestoweniger als einen Theil derselben, und bestand darauf, daß diejenigen, welche sich bei ihm zur Prüfung meldeten, zuvor die Doctorwürde erlangt hätten, sei dies in Oxford oder Cambridge, sei es auf einer auswärtigen Universität, wie Leyden, Utrecht, Bologna, Padua. Viele Kandidaten zogen es vor, der gestellten Bedingung im Auslande zu genügen, wo ihnen der Titel „Doctor" mit viel weniger Schwierigkeiten, als in der Heimat zu Theil ward; indeß sollte dieser Ausweg der Bequemlichkeit nicht für alle Zeiten geöffnet bleiben. Unter der Regierung Karl's II. wurde der Leibarzt der Königin, Sir George Wakeman, von Titus Oates beschuldigt, er trachte den König durch Gift ums Leben zu bringen. Der Angeklagte hatte seiner Zeit die Doctorwürde auf einer auswärtigen Universität erworben, und dies bestimmte das College of Physicians — wie uns scheint, nicht gerade sehr logisch — zu dem Beschlusse, hinfort nur noch diejenigen Candidaten zur Praxis zuzulassen, welche auf den Universitäten Oxford oder Cambridge promovirt hatten.

Länger als 150 Jahre wurde dieses Gesetz mit der größten Strenge aufrecht erhalten; natürlich mußte dadurch die Zahl der Aerzte sehr beschränkt werden. Außerdem wandte das College of Physicians, obgleich, wie wir gesehen haben, seine Befugniß sich über die gesammte ärztliche und wundärztliche Praxis erstreckte, seine Aufmerksamkeit doch hauptsächlich der inneren Heilkunde zu. Auf Chirurgie und Pharmacie wurde mit Geringschätzung herabgesehen, und was die Geburtshilfe anbetrifft, schien es recht eigentlich darauf abgesehen, Jeden von ihrer Ausübung zurückzuschrecken. Ein Arzt, der sich mit diesem Zweige der Heilkunde beschäftigte, durfte, so geschickt er auch sonst immer sein mochte, nicht Mitglied der Prüfungscommission sein; ja noch mehr, man verweigerte ihm die Bezeichnung „Arzt" und wollte ihn nur Geburtshelfer (man midwife) genannt wissen.

Dieser Stand der Dinge währte bis in's achtzehnte Jahrhundert. Da legten endlich die Chirurgen Hand an's Werk, die von dem College of Physicians immer mehr vernachlässigte Wundarzneikunde aus unwürdigen Fesseln zu befreien und ihr den Platz anzuweisen, den sie im Interesse der Menschheit einnehmen muß. Es gelang ihnen, sich von der Gilde der Barbiere, mit der sie bis dahin vereinigt gewesen waren, zu trennen und im Jahre 1708 eine eigene Corporation zu bilden unter dem Namen „College of Surgeons". Dieses Collegium nahm fortan die Prüfung derer in die Hand, welche sich der Ausübung des wundärztlichen Berufes widmen wollten. Freilich reichte seine Macht nicht so weit, einem von ihm als untauglich befundenen Individuum die Praxis zu verbieten; dennoch wirkte es sehr segensreich durch seinen moralischen Einfluß, indem das Publikum jetzt wenigstens belehrt ward, welchem Wundarzt es sich anvertrauen dürfe und welcher unzuverlässig sei. Bedeutende Männer, wie Cheselden, Hunter, Clive, Abernethy, welche Mitglieder der Körperschaft wurden, verschafften derselben nach und nach die höchste Achtung und Bedeutung. Das College of Surgeons ward eine festbegründete, Gesetze vorschreibende Macht; aber es erstreckte, seinen Prinzipien gemäß, seine Wirksamkeit nur auf die Chirurgie. Die innere Heilkunde blieb dem College of Physicians überlassen, die Pharmacie der inzwischen gebildeten Korporation der Apotheker — und die Geburtshilfe ihrem eigenen Schicksal.

Gleich den Aerzten betrachteten auch die Chirurgen die Geburtshilfe als keinen Zweig ihrer Wissenschaft, gestatteten keine Prüfung in derselben und ließen keinen, der sich mit der Geburtshilfe beschäftigte, als Mitglied ihrer Prüfungskommission zu. Dieser, für das Wohl der gesammten Menschheit so hochwichtige Theil der Heilkunde ruhte gänzlich in den Händen von Frauen, die keinen Unterricht darin empfangen, keine Prüfung ihrer Geschicklichkeit bestanden hatten und mit der gröbsten Unwissenheit oft noch die niedrigsten Sitten verbanden.

Endlich erregte dieser für die öffentliche Wohlfahrt immer bedrohlicher werdende Zustand der Dinge die Aufmerksamkeit der „Gesellschaft der Apotheker" und sie beschloß, die Sache in die Hand zu nehmen. Im Jahre 1815 wurde ihr das Recht der Prüfung für Candidaten der ärztlichen Praxis zugestanden, und bei dieser Gelegenheit wurde ihr auf ihr Ansuchen die Ueberwachung derer übertragen, welche sich der Geburtshilfe zuwenden wollten. Die von diesem Kollegium geprüften und befähigt erklärten Personen durften fortan als Aerzte für innere Krankheiten, Geburtshelfer und Apotheker fungiren, und es be-

durfte nur noch der Erlangung des Diploms vom College of Surgeons, um sie der Zahl der „general practitioners" zuzugesellen.

Diese Herren verdrängten nach und nach, was unter den obwaltenden Verhältnissen allerdings ein Glück zu nennen war, die sich mit der Geburtshilfe beschäftigenden Frauen, so daß dieselbe jetzt in England hauptsächlich in ihren Händen ruht. Man würde indeß sehr irren, wollte man aus dieser Sachlage schließen, daß das Publikum mit diesem Zustande der Dinge völlig zufrieden wäre. Man hat eben aus der Noth eine Tugend gemacht, dabei aber keinen Augenblick vergessen, daß es anders sein könnte und anders sein müßte. Während die Wissenschaft die Geburtshilfe in unerhörter Weise vernachlässigte, Jedem, der sie zu einem eingehenden, gründlichen Studium machen wollte, in recht geflissentlicher Weise alle Wege dazu abschnitt, wurde von anderer Seite diese tief eingreifende Frage in richtiger Weise gewürdigt und es fehlte nicht an Versuchen und Anstrengungen, sie auf eine befriedigende Weise zu lösen. Das „City of London Hospital" wurde eigens zu dem Zwecke gegründet, darin Frauen durch Frauen in ihrer schweren Stunde Hilfe angedeihen zu lassen; zu gleichem Zwecke erbaute die Gemahlin Georg's III. das nach ihr genannte „Queen Charlotte Hospital", dem in neuerer Zeit noch die Great Maternity of Charity und das Middlesex Hospital gefolgt sind.

So gut und richtig die Motive sind, welche der Schöpfung aller dieser Institute zu Grunde liegen und so heilsam sie auch nach einer Seite hin wirken mögen, kranken sie doch sämmtlich an einem großen Fehler: sie bieten den Frauen ganz vortreffliche Gelegenheit zur Ausübung der Praxis, tragen aber keine Sorge, ihnen die nothwendige Vorbildung in gründlicher, wissenschaftlicher Weise zu verschaffen. Alle Bemühungen des Publikums, sich tüchtige, zuverlässige Geburtshelferinnen zu erziehen, müssen fehlschlagen, so lange es kein geeignetes Institut zu ihrer Ausbildung giebt, kein Collegium sich mit ihrer Prüfung befaßt. Von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage ist es dem Belieben jeder Frau, gleichviel ob Obsthändlerin, Fischfrau oder Gräfin, anheimgegeben, sich mit der Ausübung der Geburtshilfe zu beschäftigen. Kein Mensch verlangt ein Zeugniß ihrer Fähigkeit, kein Gesetz beschränkt die Unfähigen, schützt die Fähigen, und die natürliche Folge ist das gerechte Mißtrauen des Publikums gegen Geburtshelferinnen und die Folge dieses Mißtrauens wiederum, daß keine Frau von Bildung und Intelligenz sich der Kaste dieser verachteten, meist der Hefe des Volkes angehörenden Weiber zugesellen will.

Die seit Jahrhunderten in diesem Bereiche begangenen Fehler und Sünden wieder gut zu machen, ist die Aufgabe der seit einigen Jahren in London bestehenden Female Medical Society. Sie will Frauen, welche sich der Ausübung der Geburtshilfe widmen wollen, eine nach allen Seiten genügende gründliche, wissenschaftliche Ausbildung in diesem Berufe ermöglichen, will Prüfungen der Candidatinnen veranstallen und denen, welche dieselbe bestanden, ein Diplom ertheilen, damit man künftig die geschulte Geburtshelferin von der Ignorantin unterscheiden könne, und keiner Frau die Praxis gestatte, wenn sie nicht genügende Zeugnisse ihrer Befähigung dafür beibringt.

Die Female Medical Society verfolgt hierbei einen doppelten Zweck der Humanität, indem sie erstens den der Hilfe bedürftigen Frauen die Möglichkeit bieten will, sich in der Stunde der Gefahr vertrauensvoll an Personen ihres eigenen Geschlechtes wenden zu können und zweitens einem großen Theil intelligenter und gebildeter Frauen einen ihnen bisher widerrechtlich entzogenen Berufs- und Erwerbszweig öffnen will. Wir sehen in Frankreich Frauen mit dem besten Erfolge in kaufmännischen Geschäften verwendet werden, sehen sie in England nicht nur in der Bellettristik, sondern selbst in den strengen Fachwissenschaften Bedeutendes leisten — wir erinnern nur an Miß Harriet Martineau und Miß Somerville. Es hat sich ein Verein gebildet, welcher Frauen die Ausbildung als Telegraphinnen, Gerichtsschreiberinnen, Photographinnen u. s. w. ermöglicht hat; überall bewähren sie sich als geschickt zur Uebernahme der verschiedensten Beschäftigungen; weshalb sollten sie auf einem ihnen der Natur der Sache nach viel näher liegenden Felde nicht ebenso Ersprießliches leisten können?

Von allen Pflichten, denen sich die Frau unterzieht, werden die der Mütterlichkeit immer obenan stehen. Alles, was damit zusammenhängt, hat für sie ein tieferes persönlicheres Interesse, als alle andern öffentlichen Beschäftigungen, und hat sie ihre Bedeutendheit darin dokumentirt, so ist kein Zweifel, sie werde hierin excelliren, sobald man ihr nur die nöthige Anregung zu einem gründlichen Studium der dahin zielenden Wissenschaften giebt und ihr, wenn sie dieselben absolvirt und die Prüfung vorschriftsmäßig bestanden hat, auch dieselben Rechte und Privilegien wie den Aerzten, Wundärzten und Apothekern verleiht.

Die Geschicklichkeit einer Geburtshelferin war bisher Sache des Zufalls oder eines angeborenen Talentes, auf das sich in allen Fällen zu verlassen doch immer sehr mißlich war. Dank dem Impuls, welchen Miß Nightingales's edles Wirken gegeben, haben öffentliche Einrichtungen die weibliche Krankenpflege für Hospitäler, wie für Privathäuser, zu einer durch die Wissenschaft geordneten und geleiteten Kunst, zu einem geachteten, segensreichen Berufe gemacht. Ganz ebenso und noch in viel höherem Maße wird dies der Fall sein, wenn man Frauen Gelegenheit giebt, die Geburtshilfe und Frauenkrankheiten nach allen Regeln der Wissenschaft zu studiren.

Frankreich bietet uns in einer Madame La Chapelle, in einer Madame Boivin Beispiele, was Frauen auf dem Felde der Geburtshilfe und der Frauenkrankheiten geleistet haben, warum sollten Engländerinnen, die doch in andern Fächern glänzende Beweise ihrer Tüchtigkeit abgelegt, nicht auch hierin mit ihren Nachbarinnen jenseits des Kanals rivalisiren können?

Alles, was wir bisher gesagt, macht es zu einer ebenso heiligen, als dringenden Pflicht, den gebildeten, intelligenten Frauen diesen für sie so geeigneten Berufszweig zugänglich zu machen. Die Bemühungen der Female Medical Society verdienen daher die höchste Anerkennung und Unterstützung, und es steht zu hoffen, daß die Königin der Angelegenheit ihre Aufmerksamkeit schenken und durch ein Gesetz feststellen werde, daß gründlich und wissenschaftlich ausgebildete Frauen nach bestandener Prüfung ein Diplom erhalten können und in ihrer Stellung als privilegirte Geburtshelferinnen gegen unberufene Pfuscherinnen geschützt würden. Damit würde dem gesammten Publikum eine große Wohlthat erwiesen und der bisher so untergeordnete Stand der Geburtshelferin plötzlich gehoben und veredelt werden.

So weit der englische Aufsatz, dem wir allerdings mit Freuden entnehmen, daß es bei uns in dieser Beziehung viel, viel besser ist, bei dessen Lesung wir uns aber doch dem Wunsche nicht verschließen können, das Gesagte möge auch in Deutschland auf guten Boden fallen und zu Einrichtungen veranlassen, welche gebildeten Frauen das wissenschaftliche Studium der Geburtshilfe, wie der Frauen- und Kinderkrankheiten, ermögliche.

Spanien.

Spanische Liebesgeschichten.*)

Unter dem Titel: „Amor y Llanto" („Liebe und Thränen") finden wir hier eine Reihe historischer Original-Novellen von Maria del Pilar Sinués de Marco: „Die Blutkrone" (La Corona de Sangre), „Das Perlendiadem" (La Diadema de Perlas), „Luna" (Luz de Luna), „Die Prinzessin von Caspien" (La Princesa de los Caspios), „Die Schwester von Velasquez" (La Hermana de Velasquez) sind die Titel dieser Novellen.

Alle sind in jenem präzisen, fließenden Spanisch geschrieben, welches uns seit dem berühmten Verfasser des Gil Blas de Santillana in vielen spanischen Autoren entgegentritt.

Wir müssen uns hier mit Andeutungen über die erste dieser Novellen, „Die Blutkrone", begnügen. Der die Sammlung zusammenfassende Haupttitel „Liebe und Thränen" spiegelt sich im Inhalt dieser Novelle reichlich wieder: „Liebe bringt Thränen."

Die Novelle führt uns nach Asturien und Galizien im achten Jahrhundert. Hier regierte Fruela I., Sohn von Alphons, dem Katholischen. Fruela, von wildem tyrannischem Charakter, verliebte sich in einen Engel der Unschuld und Seelen-Erhabenheit, Namens Munia, die in einem Kloster erzogen worden war. Munia wurde seine Gattin. Bald aber hatte er sie überdrüssig und faßte eine glühende Leidenschaft für Sancha, die Schwester des Grafen von Cangas, ein fabelhaft schönes, aber herzloses und ehrgeiziges Weib. Don Fruela hat drei Geschwister: Bimarano, Aurelio und Adosinda.

Bimarano, von tadelloser Körperbildung, Gemüthsreinheit und Sanftmuth, verliebt sich nun in Sancha. Der König will diese Liebe hindern. Jene aber sahen sich heimlich, da auch Sancha in ihrer herzlosen Sinnlichkeit durch die Körper-Vollendung des Bimarano sich leicht hinreißen ließ, und als Frucht dieser heimlichen Liebe wird ihnen ein Sohn geboren. Don Fruela in wilder Wuth will diesen Sohn tödten lassen und Bimarano soll, fälschlich der Verschwörung von seinem Bruder angeklagt, ins Gefängniß geworfen werden. Aber die edle Munia rettet das Kind der Liebe und zeigt dem Bimarano, wo der König die Sancha gefangen hält.

Bimarano eilt hin, will mit Sancha fliehen, wird jedoch auf der Flucht gefangen, da Sancha absichtlich zögert und sich ohnmächtig stellt, weil sie weiß, daß sie vom König geliebt wird.

Nun wird Bimarano ins tiefste Gefängniß geworfen. Sancha soll ihn hier heimlich besuchen, verräth aber zuvor selbst das Project dem Könige, ebenso, daß Munia, das Weib des Königs, und seine Schwester Adosinda sie zu dieser Zusammenkunft mit Bimarano überredet hätten.

Die falsche Sancha, die den König schon ganz in das Netz ihrer Reize gefangen hatte, geht nun, begleitet von Munia und Adosinda, ins Gefängniß. Hier erklärt sie dem Bimarano, daß sie ihn nie geliebt habe und während dieser Scene stürzt der König ins Gefängniß und tödtet seinen Bruder Bimarano mit Dolchstichen.

Munia wird hierdurch so sehr ergriffen, daß sie sich dem Schein nach durch Gift tödtet, sich aber in der That mit einem treuen Bergbewohner in eine Wald-Eremitage zu einem Büßerleben zurückzieht, wo sie bald in Kummer und Kasteiungen ihre Seele aushaucht, nachdem ihr zuvor ihr zehnjähriger Sohn schwören mußte, nie ein Weib zu berühren, da die Liebe nur Thränen bringe. Das Gelübde soll er auch gehalten haben. Es ist der spätere König Alphons der Keusche.

Aurelio, der noch lebende Bruder des Königs Fruela, hatte seit Jahren heimlich eine glühende Liebe für Munia gefühlt, ohne daß diese selbst oder irgend Jemand, mit Ausnahme des ermordeten Bimarano, davon gewußt hatten. Er beschließt, den Tod Munia's und seines Bruders zu rächen und tödtet den König. Sancha, die doch in ihrer Weise Liebe für den König gefühlt hatte, wird darauf wahnsinnig und irrt mit ihrem weißen Mantel als Gespenst und Närrin in den Wäldern umher. Aurelio, vielfach von Gewissensbissen und von diesem Gespenst geplagt, wird König und ihm folgt schon nach sechs Jahren Munia's und Fruela's Sohn Alfonso II., der Keusche. Katholische Frömmigkeit und die katholische Religion spielen in dieser Novelle vielfach die Hauptrolle.

Wir haben den Inhalt dieser Novelle skizzirt, da schon hieraus der Leser ersehen kann, daß die graziöse Sprache dasjenige ist, was am Meisten anzieht, aber auch dermaßen anzieht, daß Liebhaber der spanischen Literatur Amor y Llanto gewiß nicht ohne Vergnügen lesen werden.

*) Amor y Llanto, por Maria Sinués de Marco (Bildet einen Band der Coleccion de Autores Españoles, in der Bibliothek ausländischer Autoren in den Original-Sprachen.) Leipzig, Brockhaus, 1867.

Arabien.

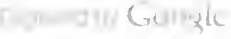
Der alte arabische Himmels-Globus in Dresden.*)

Die vorliegenden Schriften, die in splendider Ausstattung an's Licht getreten sind, enthalten die ausführliche Beschreibung und Erläuterung des zu Dresden im mathematischen Museum aufbewahrten arabischen Himmelsglobus. Wie bekannt, ist die Astronomie und Astrologie eine der Hauptstärken der arabischen Wissenschaft gewesen, so daß sie hierin sogar die Meisterin der europäischen Völker geworden ist. Der erste Antrieb zu diesen Studien ging in der Mitte des 8. Jahrhunderts von der Dynastie der Abassiden in Bagdad aus, und zeitig wurden die astronomischen Werke der Griechen, namentlich des Ptolemäus, in's Arabische übersetzt. Harun al Raschid, der Karl dem Großen eine astronomische Uhr zum Geschenke machte, war der Mäcenas, der die Uebersetzung des Almagest veranlaßte. Ein Beweis, daß damals bereits die Mechanik der Astronomie zu Hilfe kommen konnte.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Araber zeitig genug auch schon Himmelsgloben zu verfertigen suchten, wozu ihnen der Globus des Ptolemäus als Vorbild dienen konnte, der noch im Jahre 1043 in der öffentlichen Bibliothek zu Kahira aufbewahrt wurde. Von diesen Globen sind nur wenige auf unsere Zeit gekommen. Der älteste davon (vom Jahre 1225)

*) Globus coelestis arabicus qui Dresdae in regio Museo mathematico asservatur a Carolo H. Schier Dresdensi illustratus. Lipsiae typ. Teubner. 1865.

Ciel et Enfer ou description du globe céleste arabe qui est conservé au Musée mathématique royal de Dresde (en latin et en allemand) suivie d'un supplément des commentaires sur la Divine Comédie de Dante Alighieri (en français) par Charles H. Schier. Dresde et Leipsic, typographie de B. G. Teubner 1866.



findet sich im Museum des Cardinals Borgia zu Velletri, der zweite (vom Jahre 1275) im Besitz der königl. asiatischen Gesellschaft von Großbritannien und Irland; der dritte zu Paris in der kaiserlichen Bibliothek, von ungewissem Alter; endlich der vierte, der hier ausführlich beschrieben wird, in Dresden.

Dieser Dresdener Globus enthält keine Jahreszahl, aber doch läßt sich die Zeit seiner Verfertigung hinreichend fest bestimmen. Eine Inschrift auf der nördlichen Hemisphäre (zwischen dem Fuhrmann und dem großen Bären) besagt in deutlichen kufischen Schriftzügen, daß Mohammed Ibn Mewojjad Alarabhi der Künstler desselben gewesen; Mewajjad aber, der Vater desselben, wird unter den berühmten Mathematikern des Mongolen-Fürsten Holago zu Maraga erwähnt, der im Jahre 1264 starb. — Aus astronomischen Gründen, zu denen die Stellung der Aequinoktialpunkte auf dem Globus Anhalt bietet, läßt sich annehmen, daß derselbe im Jahre 1289 verfertigt sei.

Er ist aus Bronze gearbeitet und hat 144 Millimeter im Durchmesser. Die nördliche und südliche Halbkugel waren wahrscheinlich anfangs zusammengelöthet, können aber jetzt auseinandergenommen werden. Sternbilder, Aequator, Ekliptik, die zwölf Breitenkreise zu Anfang jedes Sternbildes im Thierkreise sind zum Theil mit Gold und Silber ausgelegt. Die Namen der Sterne sind eingegraben; die Schrift ist die kufische. Auf dem Horizonte, der gleichfalls aus Bronze ist, sind die 360 Grade vermerkt — doch wir müssen hier mit der weiteren Beschreibung abbrechen und auf das Buch selbst verweisen, welches ausführlich von den arabischen Namen der Sternbilder, Sterne u. s. w. handelt, und sie in gelehrter Weise commentirt.

Die französisch abgefaßte Schrift, welche den Manen Dante's gewidmet und dem Dante-Verein in Dresden dedicirt ist, schließt sich in natürlicher Weise an das Obige an, da bekanntlich Dante's Vorstellungen von Hölle, Fegefeuer und Himmel nicht ohne die gleichzeitige, damals vorzugsweise in arabischen Händen befindliche Astronomie und Kosmologie zu verstehen ist. Der Dichter selbst verräth einige Bekanntschaft mit dem Arabischen. Er läßt den höllischen Nimrod sich selbst, als er am Arme Virgils in das Reich der Giganten eintritt, die Worte zurufen:

Rafel mai amec zabi almi!

Was heißt das?

Hr. v. Ammon übersetzt: „Wie dreist, ihr Wässer des Abgrunds, tritt der irdische Knabe ein?" G. Flügel liest: rafe lmái amèc izábi almi: „Genommen hat meinen Glanz die Tiefe — siehe da meine Welt!" Hr. Schier: Raf elmai amech zabi aalmi: „summa mea in fundum cecidit vis gloria mundus".

Den Verehrern Dante's wird dieser Beitrag zur Deutung ohne Zweifel willkommen sein.

Kleine literarische Revue.

— **Friedrich der Zweite von Hohenstaufen.***) Die Ereignisse des vorigen Jahres haben mächtig die Erinnerung an die Hohenstaufischen Kaiser aufgerüttelt; auch in der Literatur, wovon das historische Trauerspiel ein Beweis ist, dessen Titel wir diesen Zeilen vorangestellt haben. Des Verfassers wackeres Streben war, ein national-deutsches Drama zu schreiben. Indem er die Kämpfe und das Schicksal des größten der Hohenstaufen — allerdings mit wenig historischer Treue — schilderte, wollte er darauf hindeuten, daß die Hohenzollern die Erbschaft der Hohenstaufen aufgenommen haben und daß in ihrer kräftigen Hand Deutschlands gewaltiges Gebäude zum Abschluß kommen werde. Das Drama ist Sr. K. Hoheit dem Prinzen Friedrich Karl von Preußen gewidmet, der die Widmung angenommen hat. Der Verfasser ist dort verstanden worden, und wir wünschen ihm, daß sich dieses Verständniß in die weitesten Kreise erstrecken möge. Insofern aber in diesem Drama wieder die Hohenstaufen den Hohenzollern als Vorbild hingehalten werden, erscheint es Pflicht, den allzulebhaften Hohenstaufen-Traum zu stören. Auch die Hohenstaufen haben ihr schweres Theil Verantwortung für den Verfall des deutschen Reiches zu tragen. Träger der deutschen Krone, trieben sie Alles — nur nicht deutsch-nationale Politik. In dieser Hinsicht stehen sie nicht als Vorbild, sondern als Warnungstafel für die Hohenzollern da!

*) Historisches Trauerspiel von Dr. A. Teichmann. Breslau, J. U. Kern.

— **Pariser deutsche Ausstellungs-Zeitung.***) Die in Paris seit dem 1. d. M. dreimal wöchentlich erscheinende „Deutsche Ausstellungs-Zeitung", herausgegeben von dem Bureau des Vereins deutscher Eisenbahn-Ingenieurs (Redacteur: E. Kesseler-Greifswald), liegt in ihren ersten fünf Nummern vor uns, denen wir gern das Zeugniß geben, daß sie sowohl durch ihr Aeußeres, als durch ihren Inhalt einen günstigen Eindruck machen. Natürlich sind in den ersten Nummern noch keine eingehenden Beurtheilungen der Ausstellung, die überdies noch lange nicht in fertigem Zustande ist, enthalten. In allen Blättern befindet sich jedoch sehr viel Material zur Orientirung über den Plan der Ausstellung, die Organisation der Gruppen und ihrer verschiedenen Commissionen, mit besonderer Rücksicht auf den deutschen Theil der Völkerschau. Geklagt wird über die verfrühte Eröffnung der Ausstellung, wodurch viele Verwirrung und Nachtheile herbeigeführt worden. Noch in der zweiten Woche des April waren Maurer und andere Bauarbeiter mit Herstellung der Räume beschäftigt, so daß viele bereits aufgestellte Gegenstände mit Staub und Schmutz bedeckt wurden. Und mitten in diesem Chaos erhielten viele Aussteller von der Prüfungs-Jury die Aufforderung, ihre (zum Theil noch gar nicht ausgepackten) Erzeugnisse zur sofortigen Prüfung bereit zu halten, da sie sonst von der Concurrenz bei der Prämiirung ganz ausgeschlossen würden!

— **Zur Wissenschaft der Logik.****) Diejenige Wissenschaft, welche man die Grundwissenschaft unseres Denkens oder die „Logik" genannt hat, sehen wir noch immer trotz der ungeheuersten Anstrengungen der modernen Philosophie in ihrem Begriff und ihrer Aufgabe schwanken, was wohl geeignet ist, die Schwierigkeit dieses Stoffes zu vermehren. Denn ehe man ein System der Logik entwickelt, muß man die Frage nach dem Cardinal-Problem derselben erörtern, nämlich die, ob die Logik den Zusammenhang der Gedanken unter sich bestimmt, oder die Verknüpfung unserer Gedanken mit dem Sein der Dinge? Das Zweite hat am Folgerechtesten Hegel gethan und solchergestalt

*) Paris, Haar und Steinert.

**) Essai de logique scientifique. Prolégomènes suivies d'une étude sur la question du mouvement considérée dans ses rapports avec le principe de contradiction, par J. Delboeuf, prof. à l'université de Gand. Liège, 1865. XLIV et 286 pag.

den Umkreis der Logik dermaßen erweitert, daß er selbst eine Unterscheidung dieses Wissensgebietes von dem der Metaphysik nicht mehr aufrecht erhalten konnte. Aber von den Ergebnissen seiner Forschung, welche die Welt zu absorbiren drohte, haben die übrigen Sterblichen gemeint, was das französische Sprichwort aussagt: Qui trop embrasse, mal étreint! Die andere Seite ist die der sogenannten formalen Logik. Ihre Bemühungen haben stets an einer auffallenden Unfruchtbarkeit gelitten; man ist mit der inneren Verkettung der Gedanken nie recht vorwärts gekommen, und was das Schlimmste war, wenn man vorgerückt zu sein glaubte, stürzten die Anfänge des Weges wieder zusammen. Man bewegte sich meist in einem unaufhörlichen Zirkel, so daß die Ungeduldigen zuletzt ausriefen: „Die Logik ist eine verzweifelte Wissenschaft!" Das ist, so weit es die unmittelbare Sachlage kennzeichnet, auch die Ansicht des neuesten Bearbeiters, Herrn J. Delboeuf, Professors an der Universität Gent. Indessen hält der Verf. nichtsdestoweniger die Aufgabe nicht für verloren. Er geht in seinem Essai de logique scientifique an eine kritische Untersuchung des status quo der logischen Probleme und richtet, während er eine genaue und selbständige Kenntniß der deutschen Philosophie an den Tag legt, die gesunkenen Bausteine wieder auf. Dabei kann er sich freilich nicht verhehlen, daß das bisherige Verfahren keineswegs streng wissenschaftlich war. Er verlangt, daß die gesammte Tragweite der Logik aus ihrer ersten Begriffsbestimmung sich ergebe und er giebt eine solche, welche die Frucht sachlicher Kritik und eines ernsthaften, die hohe Wichtigkeit des Gegenstandes ermessenden Nachdenkens ist. Ueber jene voraussetzungslose Logik des absoluten Idealismus wird der Stab gebrochen und indem auf die Schärfe der Definitionen unnachsichtig geachtet wird, das Feld des logischen Wissens auf seine eigensten Gränzen zurückgeführt. T. v. P.

— **Hehn's Italien.***) Außer einer geistvollen Abhandlung über den allmählichen Uebergang des Lateinischen in die romanischen Mundarten und über die Entwickelung des heutigen Italiänischen giebt Herr v. Hehn, der gelehrte Verfasser dieses Buches, welcher Oberbibliothekar der kaiserlichen Bibliothek in St. Petersburg ist, eine Reihe sehr lebendiger und treffender Schilderungen der Bodenformation, der Thier- und Pflanzenwelt, der Architektur und Hortikultur der apenninischen Halbinsel und weist bei jeder seiner Darstellungen auf die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit analoger Verhältnisse anderer Länder hin. Die Bilder gewinnen dadurch an Naturtreue und Farbe, und man würde das Werk mit großem Vergnügen lesen, wenn der Herr Verfasser durch seinen allzuheftigen Enthusiasmus für Italien nicht selbst den guten Eindruck störte, den seine „Ansichten" hervorrufen. Aber wie die Deutschen im Allgemeinen leider nur gar zu leicht in den Fehler verfallen, alles Fremde zu bewundern, und alles Heimische zu verachten, so ist namentlich Herr v. Hehn so schwärmerisch von Italien eingenommen, daß er keine Gelegenheit verabsäumt, Italien auf Kosten Deutschlands zu erheben, und daß er eigentlich Nichts gelten läßt, was nicht geschieht, wie dort.

Nun können wir zwar allerdings nicht aus Erfahrung darüber urtheilen, ob es den Todten angenehmer ist, „in der Mauer an der Straße der noch im Leben Wandelnden zu ruhen", wie im Campo santo von Bologna, oder „im faulenden schwarzen Bretterkasten tief in den sumpfigen Erdboden verscharrt zu werden", aber wenn es dem italiänischen Bauer gewissermaßen zum Verdienst angerechnet wird, daß er und seine Frau sich „Nachts nicht in und unter die fürchterlichen Gänsefeder-Betten begraben, in denen die Ausdünstung stockt", und wenn den Handwerkern zum Lobe gesagt wird: „sie nähren ihr Blut nicht mit der verdorbenen Luft hinter blinden Scheiben in der Ofenhitze oder gar in Kellerwohnungen, wie so oft der unglückliche deutsche Zünftler", so müssen wir dem Herrn Verfasser doch entgegnen, daß bei einem nordischen Winter auch der italiänische Schneider es unterlassen würde, im Freien zu arbeiten, und daß auch der italiänische Bauer bei einer Kälte von 20 Grad sich schwerlich unter dem leinenen Betttuch, als einziger Decke, behaglich fühlen würde. Das Klima macht eben einen Unterschied zwischen Deutschland und Italien, und zwingt den Nordländer, anders zu leben, als den Südländer. Je nach der Individualität wird uns immer ein Land mehr zusagen, als das andere, und Italien besonders wird auf den vorurtheilsfreien Reisenden stets einen eigenthümlichen fesselnden Reiz ausüben; aber darum Alles geringschätzen, was es außerhalb Italiens giebt, ist gerade ein Kennzeichen des „deutschen Philisteriums", gegen welches der Verfasser mit Eifer zu Felde zieht. v. R. D.

— **„Mettlerkamp,** der Führer der am deutschen Freiheitskriege theilnehmenden Hamburger Bürgerwehr."*) In echt patriotischem Sinne geschrieben — voll interessanter Daten, unbekannter Anekdoten aus Bernadotte's und hanseatischer Senatoren Leben! In Mettlerkamp selbst führt uns der Verfasser einen alten Bürgerhelden vor, wie sie nur große Ereignisse erzeugen und die in unseren Tagen zu raren Erscheinungen werden. Der Mann war Handwerker, und doch hatte er den Geist und die Befähigung, eine Schaar Hamburger Patrioten zu commandiren und sie in den Kampf wider den Unterdrücker Deutschlands zu führen. Was die Begeisterung für das Vaterland thun kann, sehen wir aus Mettlerkamp's Wirken. Sein Eifer und seine rastlose Thätigkeit, durch Proklamationen und andere Hülfsmittel Männer für den Freiheitskampf zu entflammen, erregte selbst die Bewunderung Bernadotte's und des russischen General Tettenborn. Die eigene Vaterstadt belohnte ihn schlecht, er starb in zerrütteten Verhältnissen. Erst bei der 50jährigen Feier der Franzosen-Vertreibung, am 18. März 1863, fühlte man, wie wenig die Verdienste des Mannes anerkannt worden. Aber er war todt — das alte Lied: „die Nachwelt wird großen Männern erst gerecht" wiederholte sich auch bei ihm. Herr Wille hat seine Aufgabe gut gelöst, nur ist er uns ein wenig zu malitiös, wenn er auf den Senat zu sprechen kömmt. Wir sind ihm sehr dankbar für seine Schrift — aber dem Verleger nicht für seine schauderhaften Druckfehler, von denen das Buch wimmelt. O. Sp.

Literarischer Sprechsaal.

Der Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts zu Berlin hielt am 27. März seine zweite Generalversammlung. Der Vorsitzende, Herr Präsident Lette, eröffnete dieselbe durch eine kurze Ansprache und

*) Italien. Ansichten und Streiflichter von V. Hehn. St. Petersburg, H. Schmitzdorff, 1866.

*) Von Fr. Wille. Hamburg, Otto Meißner, 1866.

ertheilte dann das Wort dem Professor v. Holtzendorff zur Erstattung des Geschäftsberichts, dem wir entnehmen, daß die Zahl der Mitglieder jetzt etwa 400 bis 450 beträgt. Der Berichterstatter, zu den einzelnen Zweigen der Vereins-Thätigkeit übergehend, begann mit dem von demselben geübten Patrocinium über das Clément'sche und Lohff'sche Unterrichts-Institut. Beide Anstalten machen einander keine Konkurrenz, indem erstere die volle gewerbswissenschaftliche und wirthschaftliche Wirksamkeit der Frau anstrebt, während letztere durch schnelle praktische Unterweisung dem Bedürfnisse des Augenblicks abhelfen will. Gegenwärtig errichtet Professor Clément auch eine Real-Töchterschule, der eine recht schnelle günstige Entwickelung dringend zu wünschen ist. — Das Arbeits-Nachweisungs-Büreau hat von 400 Stellen, resp. Beschäftigung suchenden etwa 140, also dem dritten Theile, zeitweise oder dauernde Stellen und Beschäftigung nachweisen können; als ein günstiges Zeichen für die Entwickelung des Instituts darf es aber gelten, daß sich in letzterer Zeit die Nachfrage Seitens der Arbeitgeber bedeutend gesteigert hat. Im Ganzen nur geringe Resultate hat die Kommission für Anbahnung neuer Erwerbszweige. Ihr tritt das Vorurtheil noch in seiner stärksten Macht entgegen; noch fürchten die Frauen einen gewissen Rang in der Gesellschaft zu verlieren, wenn sie sich einer gewerblichen Beschäftigung widmen. Erst die Zeit und das immer mehr wachsende Verständniß kann diese Vorurtheile besiegen. Von allen Zweigen der Vereinsthätigkeit die günstigsten Resultate hat der Victoria-Bazar, so daß jetzt schon eine Erweiterung seiner Räume nothwendig geworden ist. Das Institut ist gegenwärtig von Herrn Karl Weiß, der es bisher geleitet, auf eigene Rechnung und Gefahr übernommen worden, jedoch mit genauer Zugrundelegung des bisher geltend gewesenen Systems: möglichst hohe Verwerthung der Frauenarbeit, Bekämpfung der Bedrückung und Ausnutzung der weiblichen Arbeitskraft. Dem Verein ist die umfassendste Controle über die Geschäftsführung vorbehalten. — Der Vortragende schloß mit den Worten: „Haben wir auch viele Hoffnungen und Ansprüche unerfüllt lassen müssen, können wir auch mit unseren statistischen Angaben gerade nicht prunken, so hat doch das erste Jahr unseres Bestehens die Nothwendigkeit unseres Daseins bewiesen, und gerade in unserem langsamen Fortschreiten liegt die beste Gewähr für die Zukunft, denn es ist das Wesen der Wahrheit, daß sie langsam wachse." — Der Vorsitzende, Herr Lette, sprach schließlich, nachdem auch noch Herr Weiß über den Geschäftsverkehr des „Victoria-Bazar" berichtet hatte, der hohen Protectorin des Vereins, Ihrer K. Hoheit der Frau Kronprinzessin von Preußen, für ihre unermüdliche, thätige Theilnahme an den Bestrebungen desselben den ehrerbietigen, von allen Mitgliedern getheilten Dank des Vereines aus.

Mitten in dem Tohuwabohu, welches jetzt wieder in der französischen Presse herrscht, die mit Berserkerwuth über die Politik Preußens herfällt, gewährt die Haltung solcher Journale, wie des moralisch einflußreichen Journal des Débats, den Trost, daß man hin und wieder doch in Frankreich seit einem halben Jahrhundert Etwas gelernt habe und daß in Folge dessen viele einsichtige Franzosen mit den Zuständen der Deutschen nicht mehr so völlig unbekannt sind, wie es Herr Thiers stets war und jetzt noch ist. Die Publication der zwischen Preußen und den süddeutschen Staaten abgeschlossenen Schutz- und Trutz-Bündnisse gab dem Journal des Débats Anlaß, den Franzosen darzuthun, daß die Einheits-Idee in Deutschland mächtiger sei, als alle Politik und Diplomatie, die sich bisher in dem Wahne befunden, der Partikularismus der deutschen Regierungen einerseits und der Radicalismus einiger deutschen Wortführer andererseits werde es dort niemals zu einer wirklichen Einigung kommen lassen. Ebenso giebt das rasche Zustandekommen der Verfassung des Norddeutschen Bundes dem genannten Journal Gelegenheit, darzuthun, daß die Parteien in Deutschland, die liberalen sowohl als die conservativen, ihre alten Antipathieen in den Hintergrund geschoben und unter dem Eindrucke der von Außen drohenden Gefahren eine Verfassung angenommen, die, wie mangelhaft auch immer nach der Seite der Volksfreiheit, doch dem politischen Leben Spielraum genug zur Erweiterung dieser Freiheit gewähre und vor Allem dem bisher so zerklüftet gewesenen deutschen Volke die Möglichkeit darbiete, sich unter dem Banner des gemeinsamen Vaterlandes als ein großes Ganzes zu schaaren.

Einer englischen Korrespondenz der Zeitung „Die Zukunft" entlehnen wir die nachstehenden treffenden Bemerkungen über das Verhältniß der Engländer zu Irland und seinen Bewohnern:

„Jeder Engländer hat den Grundsatz mit der Muttermilch eingesogen, daß der Besitz von Irland für Englands Unabhängigkeit unerläßlich ist. Aber nur das Land will er, nicht dessen Bewohner. Er betrachtet Irland nicht als ein Glied der Union, das Beschwerde führt gegen seine Mit-Glieder. Er betrachtet es nicht als eine Dependenz, welche das Recht ihrer Existenz verficht gegen den Eroberer. Er betrachtet die irische Nation als eine Sträflings-Kolonie, in welcher eine fortwährende Schlägerei um Suppen- und Kartoffel-Portionen vor sich geht. Er wiederholt den Ausspruch, der vor noch nicht siebzig Jahren im Parlament erklungen ist: daß es zu wünschen sei, daß Irland auf 24 Stunden ins Meer versinke, um sich nachher, radikal purificirt, wieder daraus zu erheben — und dann ist er fertig mit Irland. Es giebt keine Broschüren-Literatur über Irland, wie sie in Deutschland über Schleswig-Holstein existirt. Gerade jetzt werden massenhaft Broschüren über die Reform des Parlaments publicirt, aber nicht Eine über Irland habe ich gesehen. Die irischen Parlaments-Mitglieder selbst, selbst O'Connor und O'Donoghue, scheinen irischen Angelegenheiten nur ein laues Interesse zu widmen — die stockenglische Gesellschaft wirkt betäubend auf den irischen Patriotismus. Die Irländer, welche in die Fabrikstädte Englands übersiedeln, werden von den Arbeitern englischen Ursprungs mit Verachtung und Haß angesehen. Aeußerst genügsam in Bezug auf Kleidung, Nahrung und Wohnung verdingt der Ire bei dem leichten Sinn seiner Nation seine Dienste billig, weil die Kartoffeln wenig kosten und er das Schätzesammeln im Lichte des Evangeliums betrachtet. Kommt er also mit dem englischen Arbeiter in Concurrenz, so wird er ihn im Preise schlagen, die Qualität aber der Arbeit leidet gewöhnlich dabei, und so wird der Ire nicht nur von seinem Standesgenossen, sondern auch von dem Arbeitgeber schlecht behandelt. Dabei verdrießt den stumpfen Angelsachsen das aufgeweckte Wesen des Iren, sein unerschöpflicher Redefluß. Noch jetzt würde jedes englische Mädchen fragen, wie die himmlische Sophia des Tom Jones: „Aber, Nichte, wie konntest Du denn auch einen Irländer heiraten?"

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] Berlin, den 27. April 1867. [Nº 17.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

Für die Christenfamilien aus Candia.

Viele Hunderte griechischer Christenfamilien auf der Insel Candia haben sich infolge des gegenwärtigen Krieges vor den Türken auf die nächsten Inseln und das Festland des Königreichs Griechenland flüchten müssen. Für Dieselben bildete sich in Athen sofort ein Centralhilfscomité, die κεντρικὴ ἐπιτροπὴ ὑπὲρ τῶν Κρητῶν. Die Unterstützung jener Unglücklichen ist aber, abgesehen vom politischen Standpunkte, Sache der ganzen Christenheit, also auch mit die unsrige. Leipzig als Handels- und Universitätsstadt ist wegen seiner zahlreichen und Jahrhunderte alten Beziehungen zum Orient besonders dazu berufen, sein Interesse für jene griechischen Christenfamilien an den Tag zu legen. Die Unterzeichneten fordern daher hiedurch mit Genehmigung des K. S. Ministeriums des Innern zu milden Beiträgen für jenen Zweck auf, und ist der mitunterzeichnete **F. Werder** (Klostergasse 15 hier) bereit, solche in Empfang zu nehmen, seiner Zeit zu verrechnen und an das Comité in Athen abzuführen. (267)

Leipzig, 5. Januar 1867.

Andronikos Demetrakopulos, Archimandrit der orthodox-griechischen Gemeinde. Dr. jur. **Th. Kind**, Justizrath. Dr. phil. **R. Klotz**, ord. Professor der classischen Philologie. **F. Werder**, Kaufmann. Dr. phil. **C. W. Whistling**, Schriftsteller.

In **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung** (Harrwitz und Goßmann) in **Berlin** erscheint:

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Herausgegeben von Professor Dr. **M. Lazarus** und Professor Dr. **H. Steinthal.**

Die bis jetzt erschienenen Bände (Bd. I. bis IV.) dieser Zeitschrift enthalten u. a.:

Lazarus und Steinthal: Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie. — Paul Heyse: Ueber italiänische Volkspoesie. — v. Eckstein: Der Sitz der Cultur in der Urwelt. — Steinthal: Zur Charakteristik der semitischen Völker. — Lazarus: Ueber den Ursprung der Sitten. — H. v. Blomberg: Das Theatralische in Art und Kunst der Franzosen.

Steinthal: Die ursprüngliche Form der Sage von Prometheus. — Lazarus: Verdichtung des Denkens in der Geschichte. — Steinthal: Ueber den Aberglauben. — Fr. Müller: Rede zweier Maori an den Kaiser von Oesterreich. — L. Tobler: Ueber die dichterische Behandlung der Thiere. — Steinthal: Die Sage von Simson. — W. Lübke: Der gothische Styl und die Nationalitäten. — Steinthal: Der Durchbruch der subjectiven Persönlichkeit bei den Griechen. — Lazarus: Ueber das Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit.

Lazarus: Einige synthetische Gedanken zur Völkerpsychologie. — Ludwig Rüdiger: Ueber Nationalität. — Paul Laband: Die rechtliche Stellung der Frauen im altrömischen und germanischen Recht. — L. Tobler: Das Wort in der Geschichte der Religion. — Berthold Delbrück: Die Entstehung des Mythos bei den indogermanischen Völkern. — H. Steinthal: Die Zählmethode der Mandenga-Neger. — Lazarus: Ueber die Ideen in der Geschichte. — B. Delbrück: Ueber das Verhältniß zwischen Religion und Mythologie.

Emil Wohlwill, Die Entdeckung des Isomorphismus. — G. Arendt, Darstellung einiger interessanten Eigenthümlichkeiten der ungarischen Sprache. — W. Radloff, Ueber die Formen der gebundenen Rede bei den altaischen Tartaren. — Adolf Tobler, Ueber das volksthümliche Epos der Franzosen. — H. Steinthal, Lotze's Mikrokosmus. 2. Artikel. Die Geschichte als Erziehung des Menschengeschlechts. — Richard Böckh, Die statistische Bedeutung der Volkssprache als Kennzeichen der Nationalität. — Hermann Cohen: Die platonische Ideenlehre psychologisch entwickelt. — H. Steinthal: Zur Stylistik. — M. Lazarus: Zur Geschichte der Naturwissenschaften. — L. Tobler: Geflügelte Worte.

Preis des Bandes von 4 Heften (zu je 7—8 Bogen) 3 Thlr. (268)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien:

Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues

von Prof. Dr. **H. Steinthal**,

Zweite Bearbeitung seiner „Classification der Sprachen". 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Nach dem Muster von W. v. Humboldt's individueller Sprachforschung werden neun der hauptsächlichsten bisher bekannten Sprachtypen ausführlich charakterisirt, so dass auch der mit diesen Sprachen völlig Unbekannte sich ein Bild von den fremdartigen Redeweisen machen kann. Es werden namentlich dargestellt: das Chinesische, die hinterindischen Sprachen (das Siamesische und Barmanische), polynesische Sprachen (Malayisch), die altaischen Sprachen (Jakutisch), amerikanische Sprachen (Mexikanisch und Grönländisch), Aegyptisch, die semitischen Sprachen (Arabisch) und die indogermanischen Sprachen (namentlich Griechisch).

Vorangeschickt ist eine Kritik der bisherigen Classificationen und besonders der Humboldt'schen Sprachbetrachtung. (269)

Photographische Mittheilungen.

Organ des Deutschen Photographen-Vereins.

Herausgegeben von Dr. **Hermann Vogel**,

Lehrer der Photographie an der Königlichen Gewerbe-Akademie in Berlin.

Vierter Jahrgang.

Jährlich 12 Hefte von 1½-2 Bogen gr. 8. Velinpapier. Mit photogr. Beilagen. 2 Thlr. 20 Sgr.

Diese Monatsschrift, Organ des grössten photographischen Vereins, erfreut sich eines europäischen Rufes. Die **Sitzungsberichte** stellen den Werth aller neu auftauchenden Erscheinungen in der Photographie fest. Die **Mittheilungen aus dem photographischen Atelier der Königl. Gewerbe-Akademie** berichten über Untersuchungen, angestellt zur Prüfung neuer Entdeckungen. — **Originalartikel** und **Correspondenzen**, letztere namentlich aus England und Amerika, belehren in verständlicher Sprache über alle Gebiete der Photographie.

Keine andere photographische Zeitschrift erfreut sich so grossartiger Hülfsmittel wie die unsrige.

Ueber die photographische Abtheilung der Pariser Internationalen Ausstellung berichtet unser Chef-Redacteur in monatlichen Briefen.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung in Berlin. (270)

Vollständig sind nunmehr erschienen:

die ersten beiden Bände der

Geschichte Julius Cäsars

von (271)

Kaiser Napoleon dem Dritten.

Autorisirte deutsche Uebersetzung.

Billige Ausgabe.

Band I. in 5 Lieferungen à 8 Sgr. vollständig.
Band II. in 7 Lieferungen à 8 Sgr. vollständig.

Die vorliegende billige Ausgabe des mit so großer Spannung erwarteten Werkes ist in Groß-Oktav-Format mit großer Schrift gedruckt und tadellos ausgestattet.

Carl Gerold's Sohn in Wien.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Novellen

von

Karl Aug. Heigel.

1866. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt: Ihr Vater. — Der Schatten. — Das ewige Licht. — Herr von Flor.

„Die Vorwürfe, die der Dichter wählt, zeichnen sich durch ihre Originalität aus; er stellt sich schwierige Probleme, ihn reizen und locken die seltsamen Irrungen des Herzens, der Gedanken, eine Saite klingt in ihm wieder, die an den Amerikaner Poe erinnert. — — — In einer Erzählung tritt uns H.'s dichterisches Talent in seiner ganzen Kraft und Eigenthümlichkeit entgegen. . . . Das Ganze ist glücklich erfunden, gut durchgeführt, voll tragischer Herbheit und Größe, es erschüttert und läutert zugleich." (272)

Nationalzeitung.

Drei Treppen hoch.

Bilderbuch eines alten Junggesellen

von

Arnold Wellmer.

1865. 16. eleg. geh. 15 Sgr.

„Humoristische Schilderungen des Kleinlebens, halb im Tone Jean Paul's, halb in dem von Dickens. Einzelnes ist sehr gefällig und anschaulich. — Ein stilles, beschauliches Wesen spricht aus Allem."

Nationalzeitung.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Das Ausland. (273)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 16. Die natürlichen Pflanzenfamilien. — Natur und Völker des äquatorialen Westafrika nach Du Chaillu's Schilderungen. — Ungebetene Gäste der Theetische in Indien. — Die schöne Norandini, eine Legende der Fidschi-Insulaner. — Ueber die periodische Rückkehr der Sündfluthen und Eiszeiten. — Aufzucht und Sterblichkeit der Pariser Kinder. — Eine Bemerkung über die Thiernamen. — Letzte Nachrichten von Livingstone. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51

Deutschland und das Ausland.

A. Fr. v. Schack's Gedichte.*)

Nachdem A. Fr. v. Schack in seiner Uebersetzung des Firduſi ein wahrhaft großartiges Denkmal von deutschem Fleiße und deutscher Kunst uns übergeben, tritt er mit einem Bande eigener Poesieen vor uns hin, um seines eigenen Herzens und Geistes Blüthen uns darzureichen. Und sie duften und werden duften und durch die Schönheit und Reinheit ihrer Form Alle erfreuen, die an Hoheit des Gedankens, Wärme und Wahrheit der Empfindung, an Melodie und klangvoller Fülle der Sprache inniges Wohlgefallen haben, und werden ein theures Vermächtniß bleiben für Alle, die das große Lebenswerk des hochverdienten Mannes würdigen gelernt haben und ihm dankbar geworden sind.

Seine Gedichte sind zum großen Theil die Zeugen seines vielbewegten Lebens.

Seinen ersten Jugendtraum träumte er

„Am hochumrauschten Strand, dem klippenvollen,
Um den, wenn sturmgepeitscht die Wogen rollen,
Die wilde Nordsee wallt und schäumt.

Wie oft auf meinem sturmgewohnten Kahne
Fuhr ich hinaus, umwirbelt vom Orkane,
Wenn über's Meer der Nord die Geißel schwang

Und bald mich auf empörter Wellen Nacken
Entgegenschleuderte den Klippenzacken,
Bald abwärts in die Tiefe schlang."

Traurige Schicksale, über deren Natur wir nur schwache Andeutungen sub rosa erfahren, treiben ihn frühe hinweg, und wir sehen ihn auf großen Reisen durch die Schweiz, Italien, Sicilien, Spanien, Griechenland, Klein-Asien, Aegypten begriffen, wobei die Bilder der Natur, wie die Erinnerung an die große Vergangenheit, seiner Leier die wechselvollsten Töne entlocken. Offenbar lag bei diesem Theile seiner Poesieen die Gefahr nahe, der Reflexion ein mehr als billiges Uebergewicht zu gestatten und das lyrische Moment darüber zu verlieren. Sein echt dichterischer Geist aber schützte ihn davor und ließ ihn nie den lyrischen Grundton vergessen. Die Natur der Gegend, der Charakter der geschichtlichen Bilder, die ihm vor die Seele treten, hauchen ihm die entsprechende Grundstimmung ein, geben ihm die Tonart seines Gesanges an; es entspringt die homogene, tief empfundene, stets besondere metrische Form, die wie der Arm der Muse fest und sicher auf dem richtigen Wege den Dichter zum Ziele führt. So bleiben auch die mehr reflectirenden Ergüsse vom Anfang bis zum Ende stets von der einheitlichen, besonderen Stimmung beseelt und athmen vollendete Schönheit. Wir wünschten, mit dem Buche in der Hand, vor unseren Lesern zu stehen, um die Wahrheit des Gesagten ihnen von Blatt zu Blatt nachzuweisen. Mögen statt dessen wenigstens folgende zwei Proben ihren Eindruck nicht verfehlen.

Die Jungfrau.

Halbdunkel schon über den Thälern;
Wolken, in schwerem Zuge
Von Klippe zu Klippe sich wälzend;
Um mich zerrissene Schluchten
Und Meere von Stein, deren Wogen
Seit dem letzten Weltorkan nicht mehr branden.
Hinschweift mein Blick
Ueber Oeden, nur von Adlern bewohnt,
Empor zu den Felsensteilen,
Wo die Riesentannen,
Gleich Giganten der Vorzeit
Hoch und höher im Himmelsstürme klimmend,
Sich im wallenden Dunste verlieren.

Doch sieh! zu wirbeln, zu wogen
Beginnt das Gewölk,
Die Nebeldecke zerreißt,
Und durch die stäubenden Flocken
Fern in der blauen Unendlichkeit
Welcher Silberglanz,
Das Auge mit Strahlenschimmer blendend!
Sie ist es, sie ist's, der Berge hohe Königin,
Auf ihrem Gletscherthrone,
Hoch über die Erde den mächtigen Scheitel erhebend,
Die riesigen Glieder
Von Schneegewanden umwallt.

Schon schweigend zu ihren Füßen
Lagert die Nacht,
Doch weithin im Strahle der sinkenden Sonne
Blitzt auf ihrem Haupt die Demantenkrone,
Und, in Nebel zerflatternd, enthüllt
Der Schleier das majestätische Antlitz.
Ueber die Stirn ihr gleitet
Bleich und gelben und roth
Ein wechselnder Schimmer.
Plötzlich erblassend
Vor den gähnenden Tiefen des Alls,
In die der Blick ihr hinunterstarrt,
Scheint sie zurückzubeben;
Dann wieder umfliegt
Ein rosiger Glanz ihr die Züge,
Wie Wiederschein von Gedanken und Träumen,
Die ihr durch die Seele ziehen.

Giebt sie mit Geistern anderer Welten
Sich Flammenzeichen,
Oder erblickt sie jenseits der Erde
Ungeahnte Geheimnisse,
Daß süßes Erschrecken
Die Wangen ihr röthet?

Doch der Schimmer erlischt,
Höher empor auf den Nebeln fluthet die Nacht,
Und, den sterblichen Blicken entrückt,
Mit den Sternen dort oben,
Hält die Königin Zwiegespräch.

La Cava.

Mit ihren Heerden kehren heim die Hirten,
Indessen langsam sich die Sonne senkt
Und Wald und Flur und das Gebüsch der Myrthen
Mit ihrem Strahlenregen tränkt.

Schon liegt der Schatten auf den Rebgeländen
Und in den Schluchten, wo der Bergstrom rollt,
Die schlanken Pinien an den Felsenwänden
Nur schimmern noch im Sonnengold.

Auf Berg und Thal welch märchenhaftes Schweigen!
Kaum daß der Abendwind die Schwinge regt
Und aus den Mandel-, den Granatenzweigen
Die heißen Düfte weiter trägt.

*) Gedichte von A. Fr. v. Schack. Berlin, With. Hertz, 1867.

Und dennoch durch die allgeheime Stille
Schleicht, kaum vernehmbar, ein gedämpftes Ach!
Und schluchzt durch Schmelz und Duft und Blüthenfülle
Hernieder mit dem Silberbach.

Und laut und lauter klagt es, wie im Westen
Des Lichtes letzter matter Schein verfliegt
Und sanft der Nachtwind in den Lorbeerästen
Die Nachtigall in Schlummer wiegt.

O große Mutter, das ist deine Trauer!
Weg scherzt des Tages bunter Glanz sie nur,
Nachts aber weinst in dichter Haine Schauer
Du deine Schmerzen aus, Natur!

Noch schöner aber ist es, wenn er die griechische Welt leibhaftig erstehen, sie die Städte, Häfen und Theater erfüllen läßt und die Bühne mit ihren alten Gestalten belebt. Dann entstehen ihm Gedichte, denen wir in dieser Gattung den ersten Preis zuerkennen möchten.

Unter den Balladen müssen wir als die vollendetsten hervorheben: „Evadne" und „Stesichoros", dann „Malcolm's Mörder" und „Metella."

Dazwischen tönen Lieder der Liebe und Sehnsucht hindurch, des Glückes und der Trauer, aus denen wir eine große Reihe von entzückendstem Wohllaute aufzuführen vermöchten.

Zu begeistertem Sange aber schwingt sich der Dichter auf wenn er Amerika's glorreichen Sieg über die Barbarei preiset, wenn er die Morgenröthe eines neuen Jahrhunderts der edelsten Entwickelung für die Menschheit verkündet und er auf dem Aetna stehend bei dem Heraufsteigen der Sonne, von deren Strahlen er Land, Meer und Inseln in Purpur erglühen sieht, der großen Geistersonne gedenkt, die bald des Chaos Dunkel lichten werde:

„Dann flammt, wie Fackel sich an Fackel zündet,
Von Herz zu Herzen Eine heil'ge Gluth;
Der Born der Liebe, der, noch unergründet,
Verborgen in der Wesen Tiefe ruht,
Quillt hoch empor, und brüderlich verbündet
Taucht Volk auf Volk sich in die lautre Fluth,
Nach Schuld und Elend, dem jahrtausendlangen,
Des reinern Daseins Weihe zu empfangen.

Komm denn, nicht du, die aus Siciliens Meere
Dort leuchtend steigt in jugendlicher Pracht,
Komm, große Geistersonne, in der Hehre,
Wie du zuerst zertheilt des Chaos Nacht!
Mit deinem Licht jedwedes Dunkel kläre!
Laß es hinab zum tiefsten Erdenschacht
Und in der Seelen tiefern Abgrund dringen,
Daß sie erlöst zu dir empor sich schwingen!"

Nicht umhin können wir, hierbei tief zu bedauern, daß der vorliegende Band sicherlich schon längst sich unter der Presse befand, als im unvergeßlichen Sommer des vorigen Jahres Deutschland endlich einmal seine alte Schmach und Schande von sich abzuwerfen begann und der Genius unseres Volkes plötzlich aus den zu lange verhüllenden Wolken leuchtend hervortrat. Sicherlich hätte unser Dichter einen Sang hinzugefügt, der unserer inneren Begeisterung volltönenden Meister-Ausdruck gegeben hätte.

Und hiermit schließen wir unsere Anzeige. Die Kraft und den Adel des Gedankens, den Wohllaut und die Fülle der Sprache, die vollendetste Meisterschaft und makelloseste Reinheit und Schönheit der Form wird jeder, der diese Poesieen liest, mit uns rühmen müssen. S.

Mephisto als Pudel und Student.

In keiner der bekannten Quellen, welche Göthe zum „Faust" benutzt hat, befindet sich meines Wissens eine Andeutung über die Gestalten, unter welchen Mephisto im Göthe'schen Trauerspiel bei seiner ersten Begegnung mit Faust erscheint. Im Volksbuch „Historia von Dr. Johann Faustus" erscheint der Teufel zuerst als Greif, dann als feurige Kugel, aus der sich ein feuriger Mann und schließlich ein Mönch bildet; unter ähnlichen mehr oder minder phantastischen Gestalten führt sich der Teufel in den andern zahlreichen Faust-Werken bei dem Schwarzkünstler ein, aber, soweit meine Kenntniß reicht, findet sich der Pudel und der Student nur in dem Göthe'schen Trauerspiel. Um so interessanter war es mir — die gelehrten Kenner der umfangreichen Faust-Literatur werden entscheiden, ob ich eine literarische Entdeckung gemacht habe — in einem alten Folianten die Beschreibung eines „merkwürdigen Casus" aufzufinden, der, unser großer Dichter möglicherweise die Idee, Mephisto als Pudel und dann als fahrenden Schüler auftreten zu lassen, entlehnt hat.

Der vollständige Titel des Buches, von dem ich spreche lautet also:

„**Theatri Europaei continuati** Zwölffter Theil, Das ist: Abermalige Außführliche Fortsetzung Denck- und Merckwürdigster **Geschichten**, Welche, ihrer gewöhnlichen Eintheilung nach, an verschiedenen Orten durch EUROPA; Wie auch in denen übrigen Welt-Theilen, vom Jahr 1679. an biß 1687. sich begeben und zugetragen. Insgesambt auß der Sachen, und dero warhafften umbständlichen Verlauff, vermittelst von hohen orten gesuchten, und Communicirten Actis und Urkunden zusammengezogen. Auch mit vielen darzu nöthigen Kupfer-Stücken und Bildnüssen Ausgezieret, und Verlegt. Durch Matthäi Merians Sel. Erben. Franckfurt am Mäyn, Gedruckt bey Johann Görlin. Im Jahr M DC XCI."

Der Titel ist ausführlich genug; das zu Göthe's Zeiten noch viel gelesene, jetzt seltener gewordene Buch ist eben ein politischer Almanach mit allen möglichen eingestreuten Schnurren „schröcklicher Mordthaten", die ohne Kritik, aber mit einem wahren Bienenfleiße zusammengestellt sind. Ganz am Schlusse des Buches, nach der eigentlichen (politischen) Geschichte sind „Einige sonderbare, denckwürdige Begebenheiten" (die Kunst, das Seewasser süß zu machen, die Geburt von Fünflingen ꝛc. ꝛc.) aufgeführt und unter ihnen findet sich unter der General-Ueberschrift: „Einige Mord-Schand- und Lasterthaten" auf Seite 1143 Folgendes:

„Merckwürdiger casus zu Coppenhagen.

„1. Am Neuen-Jahrs Abend (1686 — also fünf Jahre vor dem Erscheinen des Buches) hat sich zu Coppenhagen ein sonderlicher und merckwürdiger Casus zugetragen, womit es sich also verhält: Es sind bereits zwey Jahre verflossen, als der böse Geist in Gestalt eines Englischen Hundes zu einem See-Soldaten, der sonst, dem Ansehen nach, ein stiller Mensch war, auß dem Holm gekommen, und als er zu Nachts, zwischen 11. und 12. Uhr, daselbst Schildwacht gestanden, ihn mit feuerspeyendem Rachen angefallen, welches sich aber der Soldat nicht anfechten lassen,

sondern solches Ungeheuer mit der Musqueten von sich gestossen, und vom Leib gehalten; worauff es sich in einen Studenten mit schwarzem Mantel und Ueberschlag angethan, verwandelt, und zu diesem Soldaten gesagt: Ich weiß wol, was dir fehlet, du wilt Geld haben; wie viel begehrest du? der Soldat antwortet: Ich verlange vier tausend Thaler, und drey Jahr Bedenck-Zeit, nach deren Verfliessung wil ich dir meine endliche Resolution und Meynung sagen. So bald nun das Jahr darauff zu End gelauffen, kam dieser betrügliche Satans-Student wieder zu ihm, warff ihn zu Nachts auß dem Bett, und begehrte von ihm Resolution: worauff dieser Soldat wieder geantwortet, es wäre ja die abgeredete Zeit noch nicht da, er hätte es ja gesagt, wann er seine Resolution von sich zu geben versprochen, möchte ihn deßwegen unmolestirt lassen. Diesem allen ungeachtet, kam er in besagtem Neu-Jahrs-Tag Abend wider zu ihm, und dringe abermahlen auff eine Resolution, ihme anbey viel Geldes versprechende, wann er die Tochter im Hauß, allwo er im Quartier gelegen, (welches ein fromm und Gottsfürchtiges Mägdlein war) umbringen würde, versichreie ihn darneben, daß ihm diesertwegen nichts widerfahren solte. Worauff endlich der Soldat, auff Antrieb dieses höllischen Feindes, gleichsam desperat dieses Mägdlein bey der Gurgel ergriffen, Vorhabens, die grausame Mordthat zu verüben. Weil aber das Mägdlein sehr geschryen, als sind die Leuthe zugelauffen, welche dieses abscheuliche Vorhaben verhindert."

So das „Theatrum europaeum." Ich habe, wie ich schon oben bemerkte, keine Kenntniß davon, ob diese Quelle den Faust-Gelehrten bereits bekannt ist; möglicherweise ist es mir ergangen, wie einem vielverspotteten Astronomen des Auslandes, der die „Entdeckung" längst bekannter Kometen zu einer Specialität ausgebildet hat. Ich habe von diesem „sonderlichen Casus" bisher nichts vernommen; daß derselbe aber identisch ist mit dem „Casus", der Faust lachen macht, scheint mir kaum einem Zweifel zu unterliegen.

Der böse Geist erscheint dem „dappern Landsoldaten" „in Gestalt eines englischen Hundes" „mit feuerspeyendem Rachen" — bei Göthe als Pudel

„Und irr' ich nicht, so zieht ein Feuerstrudel
„Auf seinen Pfaden hinterdrein."

Faust wendet, um das Ungeheuer zu beschwören, „die stärkste von seinen Künsten" an; der Soldat greift zu der stärksten seiner Waffen, zur „Musqueten", mit der er das Thier „von sich gestossen" — worauf der Teufel, im deutschen Drama wie in der dänischen Geschichte, die Gestalt des fahrenden Schülers „mit schwarzem Mantel und Ueberschlag" annimmt.

Auf weitere Parallelen verzichte ich; es genügt mir, einige Vergleichspunkte aufgeführt und die wunderbare Geschichte, welche das „Theatrum europaeum" berichtet, im Wortlaute mitgetheilt zu haben. P. L.

England.

Zur Geschichte Englands im Mittelalter.

I. Geoffrey Chaucer im Haushaltsbuch einer Fürstin.

Auf den ersten Blättern seiner Geschichte Englands zeichnet Macaulay mit meisterlicher Feder die glänzende Herrschergestalt, mit welcher im 14. Jahrhundert das englische Volk zuerst seinen Platz unter den Völkern der Erde einnahm, das sich aus der Verbindung dreier Zweige der großen deutschen Familie untereinander und mit den ursprünglichen Bewohnern des Landes gebildet hatte; er schildert jene stolzen Sieger von Creffy, Poitiers und Azincourt, welche Frankreich zu einer Provinz Englands machten — aber er verhehlt sich nicht, daß die Wechselfälle, welche schließlich alle Hoffnungen auf Gründung eines großen continentalen Reiches vernichteten, Segnungen waren in der Gestalt von Unglücksfällen. Die Pflege der Künste des Friedens, die England verschönerte und bereicherte, während Frankreich verwüstet ward, die Bildung der kraftvollen Sprache, die nun das gemeinschaftliche Eigenthum der Aristokratie und des Volkes wurde und der würdige Gebrauch, den bald das Genie von Dichtern und Denkern, wie Chaucer und Wycliffe, von diesem bewundernswerthen Werkzeug machte, trugen unvergänglichere Früchte. Und daß die Sklaverei und die Uebel, die sich allenthalben im Gefolge derselben zeigen, schnell verschwanden, war eine Veränderung von unendlich größerer Bedeutung, als die Erwerbung oder der Verlust einer Provinz; sie ward in der Stille und unbemerkbar vollzogen und von den Zeitgenossen wie auch von späteren Geschichtschreibern nicht nach ihrer Wichtigkeit gewürdigt, aber die Gegenwart erkennt in ihr das größte Ereigniß der Geschichte Englands im 14. Jahrhundert. Sie setzt in England bedeutende Mittel und Kräfte in Bewegung, um die auf uns gekommenen Urkunden jener Zeit der Forschung zu erschließen; man weiß, daß die Historiker Deutschlands mit der sorgfältigsten Durchforschung und Kritik der Quellen die Bahn gebrochen und das Meisterrecht erworben haben; aber es ist hier nicht der Ort und stünde mir nicht zu, mit dem durch ihre Leistungen gewonnenen Maßstabe jene zu messen. Ich will nur auf eine besondere Gruppe der an das Licht geförderten Quellen und auf einige interessante Resultate derselben das allgemeine Interesse lenken.

Am Schlusse des IV. Bandes seiner Geschichte von England hob Reinhold Pauli, der im Auftrage der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin ausgedehnte Studien in den englischen Archiven, besonders in den Sammlungen des Tower gemacht hatte, den großen Werth hervor, den die sogenannten Wardrobe Account Books oder Haushaltsbücher der Könige für sein Unternehmen besaßen. Ursprünglich auf Kleidung und Kronschatz beschränkt, umfassen sie später die ganze Hofhaltung in allen ihren Zweigen und geben unter Eduard I. schon für Sitte und Lebensart der Zeit und über die persönliche Geschichte des Fürsten die reichsten Nachweise; aus einem solchen konnte Pauli die Geschichte der Reise Eduard's III. zur Uebernahme des Generalvikariats des deutschen Reiches Tag für Tag zusammenstellen.

Ein gerettetes Bruchstück aus einem solchen Haushaltsbuche einer fürstlichen Dame unter der Regierung Eduard's III. hat neuestens einige schätzbare Data für das Leben des Dichters der Epoche und des Vaters der englischen Dichtung überhaupt, Geoffrey Chaucer, geliefert. (Man vergl. Nr. 31 von Lewes Fortnightly Review.) Ich will sie mittheilen. Es ist ein Bruchstück, und man darf wohl für jene ferne Zeit nur auf solche glückliche Funde im Kleinen aus den Archiven des Adels rechnen, denn die langdauernden schrecklichen Parteikämpfe der beiden Rosen ließen nur wenige große Familien des alten Adels übrig, und die heutige alte Aristokratie Englands datirt zumeist aus den Tagen Heinrich's VIII.

Aber die Archivräume der Pfarreien, der Kathedralen und der Colleges der alten Universitäten vermögen noch viele reiche Ausbeute zu liefern. Sie führen bis in das 13. Jahrhundert

zurück und geben statistische Evidenz in manchen wichtigen Beziehungen. Zwei Arbeiten aus ihrem Gebiete sollen hier hervorgehoben werden, die in besonderem Bezuge zu dem großen Vorgang der Befreiung der Leibeigenen im 14. Jahrhundert stehen und einander in der Hauptsache ergänzen. Sie sind von sehr ungleichem Umfange, entsprechend den verschiedenen Zielpunkten ihrer Urheber; die eine Specialuntersuchung über die Pest von 1348 und ihre Bedeutung für die Geschichte Englands (F. Seebohm in Nr. 8 der Fortnightly Review); die andere der Anfang eines umfassenden Werkes des National-Oekonomen der Universität Oxford, James E. Therold Rogers, History of Agriculture and Prices in England from 1259 to 1793. Vol. I & II. 1259—1400 die unser nächster Artikel besprechen wird.

Zwei Pergamentstücke, die seit drei oder vier Jahrhunderten zum Einband einer alten Handschrift (British Museum, Addit. M. S. 1863.) gehören und beim Binden zerschnitten worden sind, zeigten sich als einem Haushaltsbuch einer Gräfin von hohem Range angehörig, die in Hatfield in Yorkshire residirte, Verbindungen nach Irland hatte und deren Gemahl in naher Beziehung zum königlichen Hause stand. Die Jahre 30 bis 33 der Regierung Eduard's III. (1356—1359), auf welche sich die erhaltenen Notizen beziehen, der Umstand, daß die Dame wiederholt Campsey in Suffolk besuchte und daß sie eine Tochter Philippa hatte, die noch im zarten Alter (sie war noch unter der Leitung ihrer Amme) verlobt ward, lassen sie als Elisabeth, die in Irland reich begüterte Tochter und Erbin von William de Burgh, letztem Earl von Ulster dieses Namens, seit 1352 Gemahlin des Sohnes von Eduard III., des Prinzen Lionel, erkennen. Unter ihren Ahnen mütterlicherseits war Eduard's I. Tochter Joan of Acre; ihre Mutter Maud, Schwester Heinrich's I., ersten Herzogs von Lancaster, war Nonne in Campsey Priory. Ihre Tochter Philippa ward 1358 mit Edmund Mortimer, Graf von March, verlobt, auch sie selbst war mit 6 Jahren (1341) dem Prinzen ihrem Gemahl verlobt worden. Die Pergamentstreifen scheinen aus dem Kloster Amesbury zu stammen, welches eine Tante der Gräfin von Ulster unter seinen Aebtissinnen nachweist; die Notizen derselben reichen vom Frühling 1356 bis zu dem von 1359; sie erlauben uns, der Gräfin von London im Sommer 1356 nach der königlichen Residenz in Reading, im Herbst nach Stratford le Bow zu folgen, während sie den Winter etwa in Hatfield zubrachte. Wir finden sie dann im April 1357 in London zu Einkäufen für ihre Garderobe zum Osterfest und für einen Hofbesuch im Windsorschlosse; unter diesen Einkäufen nun steht ein vollständiger Anzug für Geoffrey Chaucer; derselbe war also wohl bei dem St. Georgs-Fest im April 1357 zugegen, das durch die Anwesenheit der Königin Isabelle und der Königinnen von Frankreich, von Schottland und von Cypern glänzte. Am 20. Mai findet sich nochmals der Ankauf eines Kleidungsstückes für ihn in London verzeichnet. Im Herbst ist die Gräfin in Hatfield und im December führt das Haushaltsbuch eine Weihnachtsgabe an von 3½ Shll. für Chaucer für „necessaries"; im April 1358 wiederholen sich die großen Ausgaben für die Garderobe der Gräfin aus Anlaß des St. Georgs-Festes in Windsor; den August verbringt sie in Anglesey in Trauer um Königin Isabelle, ꝛc.

Der Name Chaucer, der dem Bruchstücke seinen hohen Werth verleiht, kommt nicht zum vierten Male vor. Daß es der Dichter war und nicht ein Anderer seines Namens, erscheint unzweifelhaft, denn er selbst bestätigt in einem zur Feier der Verbindung des John von Gent mit Blanche von Lancaster (Mai 1359 in Reading) geschriebenen Gedichte seine Verbindung mit einem Zweige des königlichen Hofes. Die Notizen der Pergamentstücke lassen ihn als im Hofdienste des Prinzen oder der Gräfin, seiner Gemahlin, stehend erscheinen. Nach der Angabe einer Inschrift aus der Mitte des 16. Jahrhunderts wäre er im Jahre 1328 geboren und also zur Zeit der Berichte nahe 30 Jahre alt gewesen; aber der Preis seines Anzuges für die Visite in Windsor und der geringe Betrag seines Weihnachtsgeschenkes lassen ihn als einen Pagen der Gräfin etwa erscheinen und M. Bond macht es durch einige Anführungen sehr annehmbar, daß 1340 sein Geburtsjahr sei. Damit wären in der früheren Periode seines Lebens, über die am wenigsten bekannt ist und in der doch die Wurzeln seiner poetischen Kraft liegen müssen, drei Jahre gewonnen; zugleich aber der Nachweis, daß er von früh an in der höchsten Gesellschaft heimisch war, in der Umgebung eines jungen und geistvollen Fürsten, in welcher seine Phantasie durch die Antheilnahme an den glänzenden Festen genährt ward. So wurde er der erste Mann von Welt unter den Poeten.

Nord-Amerika.

Theodor Parker, der Unitarier und Sklavenfreund.*)

Das vorliegende Buch entstand aus einer Reihe von Aufsätzen, die der Verfasser zuerst 1861 in der Revue des deux Mondes über Th. Parker veröffentlichte, und die schon damals die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen ausgezeichneten Mann lenkten. Das Material zur ausführlichen Darstellung seines Lebens, sowie zur Beurtheilung seines Charakters hat sich seitdem bedeutend vermehrt, und so hat der Verfasser jener Artikel uns in vorliegendem Buche ein anziehendes und ergreifendes Bild des Mannes und seiner Kämpfe gegeben, das in Herrn P. Deussen einen sehr geschickten Uebersetzer gefunden hat.

Parker sollte, wie so mancher Andere, nicht mehr die Früchte sehen, an deren Gewinnung er sein ganzes Leben und Streben gesetzt hatte. Er starb, nachdem kaum die Dämmerung des neuen Tages sich gezeigt hatte, dessen voller Glanz den Epigonen zu Theil wird, die ihn nicht heraufführen halfen. Jeder Befreiungskampf, vor allen auch der italiänische, hat solche Helden aufzuweisen.

In Lexington, im Staate Massachusetts 1810 geboren, verbrachte Parker, der Sohn eines thatkräftigen, aber ziemlich unbegüterten Landmannes, eine entbehrungsvolle Jugend. Sein Vater war einer von jenen kaltblütigen starken Menschen von tiefstem Ehrgefühle, die niemals zwischen Pflicht und Neigung schwanken, und deren Andenken noch ein Segen für ihre Kinder bleibt, wenn sie an ihrer Statt in den Kampf des Lebens eintreten. Die Mutter vertrat daneben das poetische Element in der Familie, die übrigens durchaus einig, friedlich und zufrieden lebte, und in der Alles Ehrbarkeit, Anstand und Selbstachtung athmete. — Für die Ausbildung der Charakter-Eigenschaften des Knaben war diese Umgebung äußerst günstig. Man lehrte ihn frühzeitig sein eigenes religiöses und sittliches Gefühl zu Rathe ziehen. „Der Geist des Forschens", sagt er selbst, „war auf jede Weise in mir angeregt." Eine deutliche Vorstellung von dieser

*) Theodor Parker. Sein Leben und Wirken. Ein Kapitel aus der Geschichte der Aufhebung der Sklaverei in den Verein. Staaten von Albert Réville, übersetzt von Paul Deussen. Paris, C. Reinwald, Leipzig, B. Herrmann, 1867.

einfachen, starken Erziehung giebt seine Bemerkung: „Während meiner ganzen Kindheit hörte ich von meinen Eltern nicht ein einziges Wort, das unreligiös oder abergläubisch gewesen wäre!" Mit letzterem bezeichnet er wohl die hyper-orthodoxe Richtung.

Der brennende Wissensdurst, der in dem frühreifen Knaben erwacht war, konnte durch die spärlichen Hilfsquellen, die ihm zu Gebote standen, nur gesteigert, nicht gestillt werden, und da die Mittel des Vaters diesem nicht erlaubten, den Sohn ein Studium ergreifen zu lassen, so blieb dem Jüngling nichts anders übrig, als sich die Mittel dazu selber zu verschaffen. Er ging nach Boston, und mit einer Energie und Selbstverleugnung, die ihresgleichen suchen, widmete er seine Nächte dem Studium, während er tagüber Stunden gab, um die Mittel zum Unterhalt zu gewinnen. Daß auf diese Weise seine Gesundheit ernstlich zu leiden begann, ist natürlich; er entschloß sich also, Boston zu verlassen, siedelte nach Watertown über und eröffnete dort, ohne einen Heller Geld, ohne einen Zögling, auf eigene Rechnung eine Schule. Mit zwei Schülern fing er an, bald hatte er mehr als fünfzig; denn die Kinder machten unter seiner Leitung wunderbare Fortschritte, besonders in Folge der außerordentlichen Zuneigung, die ihnen der Lehrer einzuflößen verstand. Er begann also, sich mit seinem Schicksale auszusöhnen. Der einzige Schatten in diesem Gemälde war der Druck, den die Eltern seiner Schulkinder auf ihn ausübten, damit er ein kleines Mulatten-Mädchen, das ihm anvertraut war, wieder wegschicke. Nie hat er sich im spätern Leben diesen Schritt ganz vergeben, ob gleich damals das Bestreben seiner eben begonnenen Schule davon abhing; man weiß, wie mächtig in dieser Hinsicht das Vorurtheil in den Vereinigten Staaten war — und noch ist.

Durch anhaltende Sparsamkeit und eine fast grausame Härte gegen sich selbst sammelte er groschenweise das Geld, das ihm die Möglichkeit verschaffen sollte, zu studiren. Der unitarische Prediger des Ortes, ein einsichtiger und gelehrter Mann, öffnete ihm um diese Zeit sein Haus und seine Bibliothek, und hier wurde Parker, der in Boston Deutsch gelernt hatte, zuerst mit der deutschen Literatur und Theologie vertraut, Dinge, die damals in Amerika so gut wie unbekannt waren.

Von Jugend auf war, wie schon erwähnt, im jungen Parker der Geist des Forschens durch seine Erziehung wie durch seine Natur mächtig angeregt worden. Seine Eltern waren Unitarier, diese Sekte, welche die Trinität, und damit die Göttlichkeit der Person Christi leugnet, steht ungefähr auf dem Standpunkte, den man in Deutschland als den freigemeindlichen bezeichnen würde. Durch das große Gewicht, das er auf sittliche Tüchtigkeit, auf Freiheit der Entwickelung nach jeder Richtung hin legt, hat sich der amerikanische Unitarismus in Amerika eine geachtete Stellung erobert, während seine Anhänger in England kaum zu den gebildeten gerechnet werden können, und den Orthodoxen ein wahrer Greuel sind.

Der Unitarismus, wie Parker ihn vorfand, erkannte noch die Bibel als alleinige Quelle seiner Ueberlieferung an, und war bemüht, Alles, was ihm nicht mit seinen freieren Ansichten verträglich erschien, heraus zu erklären, und dafür hinein zu deuteln, was eben mit diesen Grundsätzen übereinstimmte. Nachdem aber Parker durch seine Bekanntschaft mit deutscher Forschung auch mit einer strengen Kritik des Bibeltextes vertraut worden war, ging er so weit, die Bibel als heiliges, inspirirtes Buch zu verwerfen, und ihr nicht mehr Autorität in Glaubenssachen beizumessen, als jedem andern Werke menschlicher Autoren, sofern diese Wahrheit und Sittlichkeit zum einzigen Zwecke ihrer Darstellung gemacht hatten. „Ich glaube, daß es drei Zeugnisse von Gott in der Schöpfung giebt," sagt er selber in einem Briefe, „1) die Werke der Natur..... 2) das Wort von unsers Gleichen; ich verstehe darunter die ganze Weisheit der Vergangenheit mit Einschluß der Schrift. In dieser giebt es Partieen, die weit an Rang, nicht aber in ihrer Art von andern Schriften verschieden sind; 3) die unendlichen Empfindungen jeder einzelnen Seele."

Darauf hin bildete er eine Gemeinschaft, die man aber kaum mehr als eine religiöse wird bezeichnen können, denn der in jeder Religion vollkommen berechtigte Mysticismus befindet sich in dieser, wie Réville selbst es ausdrückt, „in der unangenehmen Lage eines Engels mit abgeschnittenen Flügeln." — Eine Religion ohne alle Symbole, ohne eigentliche Ueberlieferung oder Offenbarung entbehrt jedes eigentlichen Bandes, und kann daher auch keinen Halt für jugendliche Gemüther bieten; ein solches System mag fertigen Menschen Genüge thun, was aber soll dies nüchterne Nützlichkeitsgebäude den Kindern, dem heranwachsenden Geschlechte, dem Volke bieten, das in gewissem Sinne immer Kind bleibt? und in denen allen ein tief eingewurzeltes religiöses Bedürfniß lebt, und auch nach äußerlicher Bethätigung verlangt?

Nachdem Parker mit unermüdlichem Fleiße alte und neue theologische Wissenschaft durchstudirt hatte, und zu jenem Standpunkte gelangt war, den wir oben angedeutet, trat er 1836 als Candidat und Reiseprediger auf. Zugleich übersetzte er die „Einleitung in das alte Testament" von de Wette ins Englische, berichtigte das Werk hier und da, und bereicherte es mit einer Menge von Noten. In hohem Maße besaß er die Gabe, seine Zuhörer unter allen Umständen durch den Schwung seiner Gedanken, die Klarheit und Schärfe seiner Deductionen so wie durch seinen gesunden Humor zu fesseln, welcher letztere einem Prediger in Amerika sehr wohl gestattet ist. Bald verschafften ihm seine Predigten Ruf, und im J. 1837 wurde er als unitarischer Geistlicher an die kleine Gemeinde von West-Roxbury berufen, ganz nahe bei Boston.

Hier konnte er in entzückender Zurückgezogenheit mit einer geliebten Gattin schöne Tage genießen, da seine Pflichten ihm auch noch für die Ausübung edler Neigungen Muße genug übrig ließen.

Durch die Zustimmung der ihm gleichgesinnten kleinen Gemeinde von etwa 60 Familien kühn gemacht, wagte er von der Kanzel herab Dinge über die Bibel zu sagen, die wohl auch außerhalb Amerika's Kopfschütteln erregt haben würden. Außerdem hatte er das Leben Jesu von Strauß übersetzt und commentirt, und nun brach der Sturm gegen ihn los. — Zuerst verschlossen sich ihm die aristokratischen Kreise von Boston, und man heuchelte Mitleid mit dem „armen Ungläubigen". Dann erklärte eine Anzahl seiner Amtsgenossen, daß sie ihm ihre Kanzel nicht mehr überlassen würden.

In Amerika, wo vor dem Gesetze alle Confessionen gleich sind, übt die öffentliche Meinung einen Terrorismus aus, weit schrecklicher, als je ein Gesetz ihn ausüben könnte! Der einzige Mann, der Parker gegen den allgemeinen Sturm hätte in Schutz nehmen können, der ehrwürdige Channing, der zwar in seinen religiösen Neuerungen keineswegs so weit ging als Parker, der aber dessen tief ernste, heilige und auf's Beste gerichtete Natur und seine ganze, dem entsprechende Handlungsweise zu würdigen wußte, dieser starb grade da Parker seiner am meisten bedurft hätte, und so mußte der junge Prediger ganz allein den Angriffen Stand halten, die von allen Seiten auf ihn eindrangen „Er wurde öffentlich beschimpft, von Menschen, die sich unlängst

seiner Freundschaft gerühmt hatten. Man betete in manchen religiösen Vereinen ganz offen dafür, daß er entweder bekehrt oder von oben herab gestraft werden möchte. Man weigerte sich, und dies ist für die amerikanischen Sitten bezeichnend, mit ihm auf Einem Sofa, an Einem Tische zu sitzen, oder in demselben Omnibus zu fahren. Man behandelte ihn als Aussätzigen der Kirche und der Gesellschaft."

Eine Reise nach Europa, die er 1843 unternahm, auf der er England, Italien, Frankreich und Deutschland besuchte und mit den bedeutendsten Menschen dieser Länder in Verbindung trat, befreite ihn wenigstens zeitweise von den peinlichen Eindrücken und bereicherte seinen Ideen- und Anschauungskreis in ungeahntem Maße. In Berlin hörte er noch den damals siebzigjährigen Schelling.

Im Herbst 1844 kehrte Theodor Parker zur größten Freude seiner Pfarrkinder wieder in sein bescheidenes Pfarrhaus zurück. Allein sofort begann der Streit von neuem, und mehr als je wurde er von der unitarischen wie der orthodoxen Gesellschaft in den Bann gethan. In demselben Maße aber wuchs auch die Zahl seiner Anhänger. Er predigte wöchentlich einmal im Melodeon zu Boston, einem der größten Säle dieser Stadt. Bald aber wurde trotz des Anathemas der Saal zu klein, um das täglich wachsende Auditorium zu fassen. „Neben dem eminenten Prediger Henry Ward Beecher, dem Bruder der Verfasserin von Onkel Tom's Hütte, ist Parker bis zu seinem Tode der gehörteste Prediger in Amerika gewesen. So stehen in diesem merkwürdigen Lande die schärfsten Contraste hart neben einander.

Gestützt auf die völlige religiöse Freiheit, die in Amerika herrscht, und von dem stets wachsenden Erfolge bestimmt, organisirten sich die Freunde Parker's als besondere Gemeinde, und luden ihn ein, sich als Pastor an ihre Spitze zu stellen. Er mußte deswegen die amtlichen Bande lösen, die ihn noch an die Unitarier Neu-Englands knüpften (so nennt man bekanntlich die sechs Nordstaaten). Uebrigens blieb er mit ihnen befreundet; er selbst wenigstens betrachtete sich immer noch als einen mehr fortgeschrittenen unitarischen Geistlichen. Seine Gemeinde gab sich daher auch keinen besondern Namen, sondern nannte sich einfach die acht und zwanzigste Congregation von Boston.

Im Oktober 1848 schreibt er an eine Freundin: „Je mehr ich die Natur des Menschen und seines Fortschreitens studiere, um so mehr werde ich mit Bewunderung für das Genie Jesu von Nazareth, mit brennender Liebe für seinen herrlichen Charakter und sein edles Leben erfüllt..... Man berechne die Folgen des Christenthums und man wird finden, daß es die größte That der Geschichte ist. Aber ich sehe in Allem, was bisher geschehen ist, nur den Frühling der Religion, die ersten warmen Märztage, die den Schnee auf den wildesten Abhängen der Hügel schmelzen und nur erst Veilchen und Rosen versprechen. Der eigentliche Sommer und der Herbst des Christenthums sind, wie ich meine, noch weit entfernt. Aber sie werden kommen, und jeder gute Mensch, jede gute Handlung, jeder gute Gedanke, jedes gute Gefühl beschleunigen ihre Ankunft." — In diesen Ueberzeugungen glücklich, genoß er trotz der größten äußern Anfeindungen den wunderbarsten Seelenfrieden. Freilich trafen die Pfeile der Beleidigung zuweilen eine verwundbare Stelle seiner weichen Seele.

„Manchmal möchte ich, daß der Tod käme, und mich mit dem Rauschen seiner Fittige einschläferte!"

Trotz dieses Stoßseufzers nach Ruhe, sehen wir ihn in den nächsten Jahren eine wirklich staunenswerthe Thätigkeit nach jeder Richtung hin entwickeln. Als Prediger und Seelsorger im wahrsten Sinne des Worts, als Rathgeber, Freund, Redakteur (er gab die Massachusetts Quarterly Review lange Zeit fast ganz allein heraus), war seine Zeit oft über die Maßen in Anspruch genommen. Da trat noch ein neues Moment hinzu, an sich mächtig genug, ein Menschenleben auszufüllen.

Die Anti-Sklaverei-Bewegung fing an, die Gemüther zu erregen, und sofort trat Parker mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft der Ueberzeugung auf Seiten der Unterdrückten. Es war dies für ihn eine einfache Consequenz seiner religiösen Ueberzeugung, die bei ihm so in Fleisch und Blut übergegangen war, daß er von sich sagen konnte: Mein Haupt ist meinem Leibe nicht natürlicher, als meine religiöse Ueberzeugung es meinem Geiste ist. — Den religiösen, socialen und sittlichen Fortschritt der Menschheit zu fördern, der Unwissenheit, Knechtschaft, und den Verderbnissen, die ihn in diesem dreifachen Streben hemmten, den Krieg zu erklären, war seine große Aufgabe. Den amerikanischen Sitten und Verhältnissen gemäß konnte und mußte er diesen Kampf hauptsächlich dadurch unternehmen, daß er so oft als möglich öffentliche Vorlesungen hielt, in denen er seine Grundsätze mit Schärfe und Klarheit darlegte, und das schreckliche Uebel der Sklaverei, das er zu bekämpfen hatte, schonungslos nach allen Seiten hin bloslegte.

Wie er diese Aufgabe durchgeführt, sagt er selbst. „Seit 1848 habe ich 80—100 Vorlesungen in jedem Jahre gehalten in allen Nordstaaten östlich vom Mississipi, einmal auch in einem Sklavenstaate und zwar über Sklaverei selbst. Acht bis zehn Jahre lang habe ich durchschnittlich zu 60—100,000 Personen gesprochen in jedem Jahre. Ich brachte den Stoff in sehr mannigfaltige Formen, denn jedes Auditorium besteht aus verschieden befähigten Capacitäten."

Den großen Kampf, dessen Ende er nicht mehr erleben sollte, sah er deutlich näher und näher rücken, und konnte über seinen endlichen Ausgang kaum im Zweifel sein. — Trotz seiner unglaublichen Thätigkeit und einem Aufwande von Intelligenz, Feuereifer und Beredtsamkeit, wie sie nur je an eine große Sache gesetzt wurden, sind die Resultate seines Wirkens unsichtbar und ungreifbar, und daher für Manche vielleicht gleich Null. Dennoch kann man sagen, daß der endliche Sieg der Sache der Union dem Erwachen des wahrhaft liberalen und sittlichen Geistes zu verdanken ist, den herbeizuführen und zu verbreiten, Theodor Parker mit am meisten beigetragen hat. „Vielleicht ist Alles wohl erwogen, unter den beherzten Männern, denen die Union ihr Heil verdankt, er derjenige gewesen, welcher am meisten dazu gethan hat, das Volk mit dem edlen Eifer zu erfüllen, der ihm zum Siege verholfen hat."

Der Raum (oder vielmehr der Mangel desselben) verbietet, hier seine dornenvolle und doch so segensreiche Bahn weiter zu verfolgen. Daß die Kämpfe, die seiner bei dieser neuen Bestrebung harrten, noch weit härter waren, als die, welche er durch seine Neuerung auf religiösem Gebiete hervorgerufen, ist natürlich. Man hielt Meetings über seine Person, in denen man ganz offen um seine Bekehrung oder seinen Tod betete. Das Blatt, welches ihn am heftigsten angriff, war der Courier von Charleston. Er erwiderte diesen Angriff einfach dadurch, daß er die Auktions- und Verkaufsanzeigen derselben Nummer veröffentlichte. Da bot man hier „gesunde und schöne, starke und lebhafte Neger" aus, dort Kinder von neun, vier Jahren, von sechs Monaten! weiterhin eine „intelligente Brünette". In derselben Spalte las man Stiere und Hengste, ein Büffelkalb nebst Geschirr zu verkaufen und wieder einen guten Koch in the prime of life! — Die Antwort genügte.

Aber nicht blos durch das Wort hatte er für die Sache seines Herzens zu kämpfen. 1850 setzten die Pflanzer des Südens das berüchtigte Gesetz: „Von den flüchtigen Sklaven" durch, welches den Ersten, Besten ermächtigte, jeden farbigen Einwohner der Freistaaten zu „kidnappen" (To Kidnap, eigentlich ein Kind entwenden, wegpraktiziren), d. h. ihn mit List oder Gewalt wegzufangen, ihn vor ein Bundesgericht zu stellen, um sich dann seine Beute durch die bewaffnete Macht wieder ausliefern zu lassen.

Ganz unbeschreiblich und für einen Europäer kaum begreiflich ist die Aufregung, die dieses „Gesetz" im Norden hervorrief; auch Parkers Thätigkeit begann von nun an brennend zu werden. Er hatte mehrmals Gelegenheit, verfolgten Sklaven zur Flucht zu verhelfen; einmal beherbergte er sogar ein verfolgtes Negerpaar acht Tage lang in seinem Hause, und schaffte sie dann, nachdem er sie getraut, glücklich nach England hinüber, wo sie zur Zeit der großen Ausstellung 1851 anlangten, und als allerdings in seiner Art einziges Produkt Amerika's angestaunt wurden. Mit welchen Aufregungen diese Art der Thätigkeit verbunden war, läßt sich denken; auch daß er von seinen wissenschaftlichen Arbeiten ganz zurückgehalten wurde, war ihm ein beständiger Schmerz. All dies zusammen mußte seine ohnehin schwankende Gesundheit — er trug den Keim eines Brustleidens in sich — völlig untergraben. Nachdem er mehrmals die westindischen Inseln besucht, um sich durch Klimawechsel herzustellen, ging er 1859 abermals nach Europa, hielt sich erst in Rom, dann in Florenz längere Zeit auf und starb hier, am 10. Mai 1860, noch nicht funfzig Jahre alt, einer der edelsten und begeistertsten Kämpfer für die große Idee einer Veredlung der Menschheit, der er sein Herzblut zum Opfer gebracht.

Das Buch A. Réville's ist mit so viel Wärme geschrieben, so anziehend durch seine ganze Behandlung, so fesselnd von Anfang bis zu Ende, daß Parker kein schöneres Denkmal werden konnte!

M. St.

Holland.

Spinoza's neuentdeckter Traktat von Gott, dem Menschen und dessen Glückseligkeit.*)

Hatte man früher schon unbestimmte Nachrichten, daß von Spinoza noch Schriften existiren, die nicht edirt worden sind, so namentlich eine Ethik in holländischer Sprache, aber nicht nach der mathematischen Methode dargestellt, so gelang es im Jahre 1851 einem deutschen Gelehrten, Dr. Ed. Böhmer, in einem Exemplare der Biographie Spinoza's von Colerus, das im Besitze des Buchhändlers Friedrich Müller in Amsterdam war, einen angehefteten holländisch geschriebenen Auszug von 11 Oktav-Seiten dieser Abhandlung aufzufinden. Er trägt den Titel: Korte Schets der Verhandeling van Benedictus de Spinoza: over God, den Mensch, en deszels welstand (Kurze Skizze der Abhandlung B. Spinoza's: Ueber Gott, den Menschen und desselben Glückseligkeit). Böhmer edirte diesen Auszug im Jahre 1852 und gab zugleich eine gründliche Erörterung über das Verhältniß der ihm zu Grunde liegenden Schrift zu Spinoza's Briefen und zur Ethik. Der Buchhändler Müller, bei dem der erste Fund gemacht war, erstand darauf in einer Auction ein holländisches Manuscript, das einer Uebersetzung von Spinoza's Principia philosophiae Cartesianae angeheftet war, und sich bald als jene Abhandlung auswies, deren kurze Skizze Böhmer gegeben hatte. Kurze Zeit darauf fand sich ein zweites Exemplar derselben Abhandlung, gleichfalls in holländischer Sprache, mit einer Bemerkung auf dem Titel, wonach es eine spätere Uebersetzung eines ursprünglich von Spinoza für seine Schüler lateinisch verfaßten Traktates sein sollte. Daß der Traktat nur für Schüler, und zwar für vertraute Schüler bestimmt war, sagt Spinoza selbst am Schlusse, wo er die Freunde, für die er schreibt, an den Geist der Zeit erinnert, in der sie leben, und die weitere Mittheilung der Schrift zwar nicht ausdrücklich verbietet, aber ihnen die größte Vorsicht empfiehlt. Daraus erklärt sich wohl auch, warum der Traktat auch nach Spinoza's Tode nicht zum Vorschein kam und dann allmählich vergessen wurde. Im Jahre 1862 wurde diese Reliquie mit verschiedenen anderen Sachen, wie unedirte oder nicht vollständig edirte Briefe, Notizen über Spinoza's Leben u. dergl., durch einen holländischen Gelehrten, van Vloten, unter dem Titel: Ad Benedicti de Spinoza opera quae supersunt omnia supplementum, herausgegeben. Der holländischen Abhandlung ist eine lateinische Uebersetzung beigefügt.

Der neuaufgefundene Traktat ist für das Verständniß der Spinozistischen Philosophie im Ganzen, wie im Einzelnen von der größten Wichtigkeit. Die Würdigung desselben hat sich die in der Anmerkung genannte Schrift zur Aufgabe gemacht. Sie versucht, den Charakter des Traktats in seinen Hauptzügen zu zeichnen, die eigenthümlichen Gedanken hervorzuheben, den Unterschied desselben von der Spinoza'schen Ethik und seine vorbereitende Stellung zu dieser zu bestimmen und anzudeuten, welche Schlüsse auf den inneren Entwickelungsgang des Philosophen daraus gezogen werden können. Der Traktat läßt die Abhängigkeit Spinoza's von Cartesius stärker hervortreten, als die später geschriebenen Werke. Wenn jedoch auch viele Lehren aus Cartesius aufgenommen und die wichtigsten Begriffe von ihm entlehnt sind, so ist doch die Grundidee eine ganz verschiedene. Die stark hervortretende ethisch-religiöse Tendenz, die Lehre von der dreifachen Erkenntniß, die Betonung der Einheit und Unendlichkeit der Natur, die allgemeine Beseelung, die Immanenz Gottes, die Lehre von der Liebe Gottes und dem Genusse Gottes, der aus seiner unmittelbaren Selbstoffenbarung entspringt, jene ganze theistische Mystik des holländischen Einsiedlers ist so sehr das reine Widerspiel der verstandesklaren, nüchtern raisonnirenden Weise des französischen Cavaliers, daß es schlechterdings undenkbar ist, wie nur aus Cartesius die Lehre des Spinoza hervorgegangen sein sollte. Schon die Darstellung der Ethik, in der jene Mystik, wie sie im Traktat erscheint, sehr abgeschwächt und durch die scharfe Logik der mathematischen Methode zersetzt ist, hat auf die Vermuthung geführt, daß orientalische Ideen durch Vermittelung der kabbalistischen Literatur auf Spinoza eingewirkt haben. Daß er mit ihr vertraut gewesen, spricht er selber in seinem theologisch-politischen Traktat aus. Man hat daher bald nach seinem Tode und noch später seine Philosophie auf die jüdischen Kabbalisten zurückzuführen versucht. Wenn auch nicht zu bestreiten ist, daß auf Spinoza's Richtung und Lehre Eindrücke aus kabbalistischen Schriften mitbestimmend gewesen sind, so verweist doch der neu aufgefundene Traktat auf eine andere verwandte Quelle, auf den Platonismus des 15. und 16. Jahrhunderts, aus der Spinoza's Mystik ebenso gut oder noch besser geflossen sein kann. Allein seine

*) Erläutert und in seiner Bedeutung für das Verständniß des Spinozismus untersucht von Dr. Christoph Sigwart. Gotha, Verlag von Rud. Besser, 1866.

Lehre von der Natur, von Gott als der Substanz, in der die Attribute des Denkens und der Ausdehnung Eins sind, scheinen von den Platonischen Philosophemen wieder weg und auf die Aristotelischen Physiker des 16. Jahrhunderts hinzuweisen. Diese eigenthümliche Verbindung Platonischer Ethik und naturalistischer Physik führt um so bestimmter auf den Philosophen, der räumlich und zeitlich am nächsten liegt, auf Giordano Bruno. Unser Verfasser weist die Uebereinstimmung vieler Sätze des Traktats mit Stellen aus den Schriften Bruno's nach, die oft so vollständig ist, daß man versucht ist, an Reminiscenzen zu denken. So viel ist jedenfalls unzweifelhaft, daß die Ideen des Neuplatonismus der Reformationszeit auf Spinoza eingewirkt und die früheste Form seiner Lehre, vor Allem im Gebiete der Ethik, bestimmt haben.

Steht dieses fest, so läßt sich die innere Entwickelung, die er durchgemacht hat, aus der tiefen Verschiedenheit der Anregungen erklären, die er theils von dort, theils aus der cartesianischen Philosophie empfing. Sie stellt sich dar als ein Proceß, in dem er die heterogenen Elemente in einander zu verschmelzen suchte; nicht so, als ob er sie äußerlich vermittelt hätte: seine Originalität bestand darin, daß er im Begriffe der absoluten Substanz den Punkt fand, von dem aus in consequenter Verfolgung ihrer Bestimmungen sowohl die mechanische Physik des Cartesius, als die idealistische Ethik des Platonismus sich ableiten ließ. Diese Gegensätze einer idealistischen Auffassung Gottes, nach der er der Urquell der Ideen und durch sie der Beweger der Welt ist, und der naturalistischen, die ihn vor Allem als Natur-Nothwendigkeit faßt, die nur Objekt, nicht Erzeugniß des Denkens ist, — diese Gegensätze mußten für Spinoza versöhnt werden, und der Fortschritt vom Traktat zur Ethik und damit die charakteristische Eigenthümlichkeit seiner Geistesrichtung besteht in der Art und Weise, wie er diese Versöhnung vollzogen hat. Der Klarheit und Deutlichkeit zu Liebe wurde der Idealismus geopfert. Alle jene zwar erhebenden und erwärmenden, aber nicht klaren und deutlichen, einem mehr poetischen, als streng logischen Geiste entsprungenen Ideen von Vereinigung mit Gott, Genuß Gottes als Folge innerer Erleuchtung, wie sie uns im Traktat begegnen, wurden in der späteren Ethik durch die fortschreitende begriffliche Bearbeitung und durch das Bedürfniß strenger Deduktion zurückgedrängt, und darin liegt der Hauptunterschied der beiden Ethiken Spinoza's. E. M.

Belgien.

Ein neues vlamisches Drama.*)

Die Reihe der ersten Vlamingen, der Schriftsteller, welche zuerst mit Wort und That für die vergessene und vernachlässigte vlamische Sprache in die Schranken traten, lichtet sich mehr und mehr. Im Laufe von zwanzig Jahren schieden Willems, Ledeganck, Theodor van Ryswyck, Zetternam, van Kerckhoven, van Duyse und van Peene, und im Jahre 1866 starb Ludwig Vleeschhouwer, der geistvolle Antwerpner, früher Redacteur des Roßkamm, in den letzten Jahren des „Reinaert de Vos",**) für Deutschland besonders bedeutend durch seine klassische Uebersetzung von Göthe's „Faust". Man sieht, Vlamisch-Belgien hat viele Todtenkreuze zu setzen gehabt.

Um so dringender ist die Pflicht, sich mit den noch Lebenden und noch Wirkenden zu beschäftigen. Unter ihnen behauptet nach wie vor Dominikus Sleeckx, früher in seiner Vaterstadt Antwerpen Redacteur des Précurseur, jetzt an der Stelle von Jan van Beers Professor des Vlamischen am Gymnasium zu Hier, durch Talent und Thätigkeit eine hervorragende Stelle. Wir haben drei neue Werke von ihm erhalten: zwei Novellen-Sammlungen: Op 't Eksterlaar und In de Vakancie und ein Drama in vier Aufzügen, „Zannekin", mit welchem wir uns etwas näher beschäftigen wollen.

Die Vlamingen haben, gleich allen Niederländern, oder um die neugewordene Benennung zu gebrauchen: gleich allen Dietschen, ihre eigene Art, geschichtliche Dramen zu machen. Sie dramatisiren die Geschichte, wie ihre Maler sie malen. Einfach, gewissenhaft, nationell — man weiß, daß sie hauptsächlich vaterländische Stoffe wählen, die sie, um so zu sagen, mit sohnlicher Pietät behandeln — verschwenderisch in den Einzelheiten, durch welche sie die volksmäßige Eigenthümlichkeit zur Anschauung bringen, dagegen äußerst sparsam mit allem romantischen Beiwerk, weil die eigentliche Romantik nicht im Charakter des Volkes liegt — so ist die Gesammtrichtung der niederländischen und folglich auch der vlamischen Maler, eine Richtung, für deren recht eigentlichen Repräsentanten Pauwels in Weimar gelten kann, während Gallait eine Ausnahme von derselben ist. Und so wird von Vondel und Hooft an bis auf den heutigen Tag dort unten „von der Schelde bis zur Maas" die ernst dramatische Literatur ausgeübt, und so im echt deutschen Sinne hat auch Sleeckx seinen „Zannekin" geschrieben.

Wodurch den Vlamingen diese Einfachheit in der historischen Tragödie so leicht gemacht wird, das ist die Sympathie, welche sie unter ihren Zuhörern für die politischen Gefühle finden. Wenn ein Vlaming von Klauwaerts und Leliaerts deklamirt, so versteht ihn sein Publikum. Es setzt nur an die Stelle dieser mittelalterlichen Namen die modernen von Vlaminganten und Fransquillons, und die Zustände sind, wenigstens seiner Empfindung nach, noch heute unverändert dieselben, wie sie vor fünfhundert Jahren gewesen sind. Ueberall, wo es zwei Nationalitäten giebt, eine herrschende und eine, die unterdrückt ist oder sich unterdrückt glaubt, hat der dramatische Dichter mit einem vaterländischen Drama von vornherein gewonnenes Spiel, sobald er sich an die letztere dieser beiden Nationalitäten wendet, und Sleeckx ist zu klug, als daß er diesen Vortheil nicht wahrgenommen hätte.

So sehen wir uns denn im Vorspiel, 1323, zu Veurne, wo die Leliaerts, d. h. die Französischgesinnten, die aus Adel und Clerus bestehen, für den Augenblick die Oberhand haben. Der Graf selbst, Louis von Nevers, später als Louis von Crecy bekannt, der Enkel Roberts von Bethune, aber zugleich der Gemahl Margarethens von Frankreich, ist mehr Franzose, als Vlaming. So hat Ser Halewyn, der vornehmste Leliaert, das große Wort und die freie Herrschaft in Veurne. Nur Ein Mann stört ihn, hindert und hemmt ihn: Nikolaus Zannekin, der Bürger, der Kaufmann, der Volksfreund. Ser Halewyn haßt ihn, wie man ein lebendiges Hinderniß haßt, und dieser Haß ist nicht jung mehr. Zwölf Jahre sind es bereits, daß Ser Halewyn dem verabscheuten Gegner den dreijährigen Sohn entführen ließ. Zannekin hat bisher umsonst sein Kind gesucht; sein persönliches Leid machte ihn gleichgültiger gegen das Wohl der Vaterstadt

*) Zannekin, drama in vier bedryven, met een voorspel, door Sleeckx. Antwerpen, 1865.

**) Reinaert de Vos (Reinecke Fuchs) hieß die vlamische Wochenschrift à la Kladderadatsch, die er seit einigen Jahren redigirte.

und ohne ihn war das Volk nicht energisch genug, dem wachsenden Einfluß der Heliaerts zu widerstehen. Sie wollen jetzt ganz unumschränkt herrschen — Zannekin soll verbannt werden. „Sie wollen", sagt er, „mir die Stätte unter dem Dach meiner Väter rauben, mich wie einen Buben aus der Stadt jagen, wo ich als Kind und als Jüngling, als Mann und als Vater gejauchzt und geweint habe; sie wollen mir die Stelle entziehen, wo ich geboren bin und wo ich zu sterben hoffte." Es geschieht, seine Feinde sind zu stark, seine Freunde zu muthlos und schlaff, aber Segher Jansone, der Brügger Klauwaert, der sich zum Glück eben in Veurne befindet, bietet dem Verbannten das Bürgerrecht der durchlauchtigen Stadt Brügge an und Zannekin hat eine neue Heimat.

Der erste Aufzug beginnt vier Jahre später. Der Aufruhr gegen die Edeln und die Geistlichen ist in vollem Gange. Die freien Bürger und Landbauer, die Poorters und die Karels, haben sich vereinigt. Einen Augenblick scheint ein Zwiespalt zu drohen: die Wahl eines Oberhauptes ist nöthig geworden, die Poorters von Brügge möchten Robrecht von Cassel, den Oheim des Grafen, wählen, die Karels verwerfen ihn — Jansone schlägt Zannekin vor und an die Spitze der wilden Bewegung tritt der Leiter.

Im zweiten Aufzug befinden wir uns auf einem Schlosse Ser Halewyns in der Nähe von Veurne. Zannekins Sohn ist da. Sein Vater sucht ihn als Hendrik; im Haushalt des Feindes heißt er Norbrecht der Sprecher. Von einem alten Verwandten Ser Halewyns gemeinschaftlich mit Adelheid, der einzigen Tochter seines Räubers, erzogen, kann er nicht anders als sie lieben. Ebenfalls unwiderstehlich hingezogen fühlt er sich zu den Klauwaerts, den Gesinnungsgenossen seines Vaters, von dem man ihm gesagt hat, es sei ein Karel von Veurne gewesen. Er hat sogar versucht, sich mit den Aufständischen in Verbindung zu setzen; die Grausamkeit, mit der sie den Kampf gegen Frauen und wehrlose Mönche führen, hat ihn zurückgeschreckt. Von nun an benutzt er die Beziehungen, in denen er mit Einem unter ihnen geblieben ist, um ihre Anschläge zu erfahren und durch Warnungen, die er den Heliaerts zukommen läßt, zu vereiteln. Sein Herr haßt ihn, mißtraut ihm, benutzt ihn jedoch und gedenkt sogar es noch mehr zu thun: er stellt ihm Adelheids Hand in Aussicht, wenn er Zannekin verrätherisch in die Gewalt Ser Halewyns locken will. Noch ehe Norbrecht antworten kann, wird das Schloß überfallen, Ser Halewyn heißt ihn, Adelheid und seinen und ihren alten Erzieher in Sicherheit zu bringen. Die drei fliehen, die Klauwaerts dringen ein, Ser Halewyn wird von seinen Leuten verlassen, er und Zannekin stehen sich einmal mehr gegenüber. Zannekin bietet dem Ritter Leben und sogar Freiheit, nur von seinem Sohn soll er ihm sagen, ob er noch lebt. „Er lebt", sagt Ser Halewyn. Zannekin preist Gott, Ser Halewyn höhnt und lacht. „Ihr wollt wissen, wer Euer Sohn ist? Horcht!" Er zählt die Anschläge her, welche den Aufständischen mißglückten. Wer hat sie verrathen? „Niemand anders als euer Sohn, immer euer Sohn." Zannekin: Mein Sohn? Aber dann ist er ja ... — Ser Halewyn: „Ein Heliaert, der sich hinter einem Klauwaert verbirgt. Ein Karel, der seine Freunde, der euch selbst verräth. Das ist er, das hab' ich aus ihm gemacht." Zannekin will den Höhnenden seiner Bande preisgeben, Ser Halewyn hat ein Fenster erreicht, schwingt sich hinaus und entkommt.

Im dritten Aufzug, 1328, ist Philipp von Valois mit dem Grafen von Flandern gekommen und die Franzosen lagern vor Cassel. Zannekin schleicht verkleidet in's Lager, um die Stellung des Feindes auszuforschen, Norbrecht erkennt und rettet ihn und geht zu den Klauwaerts über.

Den vierten Aufzug füllt die Schlacht von Cassel, in welcher die Klauwaerts Alles verloren, was sie in der Sporenschlacht bei Kortryk gewonnen hatten. Ser Halewyn, Zannekin und Norbrecht sind unter denen, die fallen, die Erkennung zwischen Vater und Sohn geht natürlich dem Tode des Letzteren voraus. Zannekin lebt noch, als Philipp von Valois nach der Schlacht auftritt und sagt: „Noch ist unser Sieg unvollkommen: Zannekin fiel nicht. Seht Ihr ihn das Schlachtfeld verlassen, Herr von Cassel?" — Robert von Cassel (auf Zannekin deutend): Seht hier Zannekin. Philipp (zu Louis von Nevers): Dann habt ihr nichts mehr zu fürchten, Graf."

Mit diesen Worten wäre, unserer Meinung nach, das Stück am besten abgeschlossen gewesen, aber, leider, bekommen wir noch eine lange Rede des sterbenden Zannekin zu lesen, welche zuletzt gar auf ein Visionstableau hinausläuft, worin Zannekin den Genter Artevelde erblickt, um, ihn apostrophirend, enden zu können. Das ist entschieden der schwächste Punkt des Stückes. Ein anderer Fehler besteht darin, daß Philipp von Valois und Louis von Nevers bloße parademäßige Figuren sind, während sie sehr leicht zu Personen werden konnten, wenn der Verfasser einige von den schauerlichen Erzählungen der Aufruhrsgreuel zu einem Gespräch zwischen Beiden verwandt hätte. Es wäre dann auch erklärt worden, warum sie mit einer solchen Heeresmacht ankommen, und nebenbei wäre für den Grafen eine gewisse Berechtigung erschienen, seine Lande mit fremder Hilfe beruhigen zu wollen. Wenn Burgen zerstört, Klöster der Erde gleich gemacht, Edelleute in Stücke gehauen und Mönche verbrannt werden, so hat der Landesherr nicht nur das Recht, sondern sogar gewissermaßen die Verpflichtung, solchen Zuständen ein Ende zu machen, sei es selbst mit dem Beistand des Königs von Frankreich. Daß schon damals die Vorgänge von verschiedenen Standpunkten betrachtet wurden, geht aus den Worten eines Chronisten hervor, welcher den Aufstand schildert. „Diese Pest", sagt er, „währte zwei Jahre hindurch und war so schlimm, daß die Menschen es müde waren, zu leben." Wünschen wir also, daß Sleeckx sich in einem neuen Vaterlands-Drama dichterisch unparteiischer zeigen möge.

Ida von Düringsfeld.

Frankreich.

Die Volks- und die kirchlichen Feste.

Auch in Frankreich hat man in neuerer Zeit angefangen, den Volksüberlieferungen eine größere Bedeutung beizulegen, und hat die Nothwendigkeit eingesehen, zu sammeln, was von Sagen, Sitten und Gebräuchen noch übrig ist. Wir besitzen bereits werthvolle Beiträge aus der Bourgogne, der Bretagne, der Champagne, der Franche-Comté, der Gascogne, dem Languedoc, dem Lyonnais, der Normandie, der Provence und dem Norden von Frankreich, und viele wichtige Abhandlungen über besondere Feste und Gewohnheiten sind in den Zeitschriften und Mémoires der verschiedenen historischen und archäologischen Gesellschaften in den Provinzen, in den Annuaires und Kalendern einzelner Städte und in kleinen Monographieen veröffentlicht worden, welche nur an Ort und Stelle zu finden sind und deshalb dem Ausland unbekannt bleiben.

Es wäre daher ein wahrhaft nützliches Unternehmen, dieses zerstreut liegende Material zu sammeln, zu ordnen und in einem umfassenden Werke zusammenzustellen, aber leider ist der erste Versuch dieser Art ein wenig gelungener zu nennen. Eugène Cortet, der Verfasser eines Essai sur les Fêtes religieuses et les traditions populaires qui s' y rattachent*), sagt zwar in der Vorrede: „Um diesem Bedürfniß zu entsprechen (d. h. „alle Volksgebräuche, die man beobachtet hat und noch gegenwärtig bemerkt, um die Feste des Jahres zu gruppiren"), behandeln wir heute die, wenn nicht vollständige, so doch wenigstens möglichst umfassende Reihenfolge solcher Gebräuche seit der ältesten Zeit bis auf unsere Tage", indessen die von ihm gegebene Reihenfolge besteht eigentlich nur aus Lücken. Denn obwohl er seinen Lesern verheißt: „Um unser Unternehmen glücklich durchzuführen, werden wir aus allen Quellen schöpfen, und uns bemühen etwas Licht in dieses Chaos von einzelnen Arbeiten zu bringen, in denen eine Unzahl verschiedener Meinungen herrscht," so hat er seine Forschungen doch meist auf die Artikel beschränkt, die er in Unterhaltungsblättern, wie l'Illustration, le Magasin pittoresque, le Musée des familles u. a. in Reisebeschreibungen und Romanen gefunden. Wirklich große Quellenwerke, wie „Les fêtes de la Belgique et du nord de la France" von Mad. Clément, „Le Plain-chant" vom Abbé Migne, und ähnliche scheinen ihm gänzlich fremd geblieben zu sein, und selbst im Ausland wohlgekannte Feste, wie la fête des Caritachs in Béziers, die Feier des Todtenfestes in der Provence u. a. sind nicht einmal erwähnt. Dagegen hat der Verf. nicht blos die Festlichkeiten in den mit Frankreich gränzenden Ländern, sondern sogar die Feste außereuropäischer Völker in den Bereich seiner Vergleiche gezogen, und anstatt sein Buch ausschließlich zu einer Fundgrube zuverlässiger Notizen über die Sitten und Gebräuche Frankreichs zu machen, führt er fast in jedem Kapitel Gewohnheiten anderer Länder an, die entweder gänzlich entstellt, oder an falscher Stelle mitgetheilt sind.

So sollen in ganz Deutschland die Kinder am „glückseligen Abend", wie sie nach der Angabe des Herrn Cortet den Weihnachtsabend nennen, ihre Einbescheerung von der „Tante Arie" empfangen, welche auf einem Esel durch die Lüfte reitet. Nun kennen wir zwar das Beiwort „glückselig" als Bezeichnung des Neujahrstages in den Niederlanden, und wissen auch, daß der hl. Martin und der hl. Nikolaus an den Vorabenden ihrer Feste die Gewohnheit haben, hier und da auf einem Pferde oder Esel durch die Luft zu reiten, um Geschenke durch die Schornsteine herabzuwerfen, aber eine „Tante Arie", die noch dazu reitet, hat sich bisher noch nicht in Deutschland sehen lassen, und wir wären dem Hrn. Cortet wahrhaft dankbar, wenn er uns den Aufenthaltsort dieser lustigen Tante näher bezeichnet hätte.

Die allgemein bekannte englische Sitte, sich am St. Valentinstag (14. Februar) gegenseitig anonyme Briefe, Gedichte und Liebeserklärungen zu schicken, welche „Valentine" genannt werden, soll nach unserem Verfasser am 1. Fastensonntag stattfinden, weil an diesem Tage früher eine ähnliche Gewohnheit in Epinal üblich war, und das sogenannte Heben (heaving oder lifting) in mehreren Grafschaften Englands geschieht nicht, wie Hr. Cortet glaubt, am Ostertage des Morgens oder des Abends, sondern am Ostermontag von den Männern und Tags darauf von den Frauen.

Auch mit dem Vorrecht der Osterzeit in Durham, einen Schuh ausziehen zu dürfen, verhält es sich anders, als S. 145 des vorliegenden Buches angegeben ist. Diese Gewohnheit ist nämlich nicht auf die Ehemänner und den Ostermontag beschränkt, sondern besteht darin, daß am Sonntag Nachmittag ganze Schaaren von Jungen truppweis die Straßen durchziehen, jedes weibliche Wesen mit den Worten anhalten: „Pay for your shoes if you please!" (Zahlen Sie gefälligst für Ihre Schuhe!) und wenn sie nicht sogleich Etwas erhalten, einen Schuh mit Gewalt ausziehen und damit fortlaufen. Die Mädchen thun am Ostermontag dasselbe bei allen Personen männlichen Geschlechtes, nur nehmen sie statt der Stiefeln die Hüte*).

Die vielen in Deutschland und bei den Slaven üblichen Osterbräuche sind natürlich von unserem Verf. unerwähnt geblieben. Dagegen theilt er eine vier Seiten lange Beschreibung des Festes des „Señor de los tremblores" (wahrscheinlich temblores?), des Herrn der Erdbeben, in Cuzco in Peru mit, die er der illustrirten Zeitschrift „Le Tour du Monde" entnommen.

Ebenso finden wir beim „Neujahrstag" eine ausführliche Schilderung des Neujahrsfestes in China und Persien aus dem „Journal pour tous" und suchen vergebens nach den mancherlei Neujahrsbräuchen in Deutschland, Vlämisch-Belgien und dem Elsaß. Selbst der Umzug der Kinder im mittleren Frankreich mit ihrem historischen Refrain: „l'au-guy-l'an-neuf!" der noch aus den Zeiten der Druiden herrührt, ist kaum gedacht, und von den 18 Seiten, welche die Feier des Neujahrstages enthalten, sind den in Frankreich üblichen Volksgebräuchen zusammengenommen höchstens zwei gewidmet.

In ganz gleicher Weise, d. h. nicht minder lückenhaft und unzuverlässig sind Epiphania, der Carneval, die Fastenzeit, Mitfasten, der Palmsonntag, die Charwoche, Ostern, der Monat Mai, die Rogationen, Pfingsten, St. Medardus, Johanni, Allerheiligen und Allerseelen und Weihnachten behandelt. Der Himmelfahrtstag, sowie die Marienfeste sind ganz weggelassen, und man kann sich daher nicht wundern, daß Hr. E. Cortet es möglich gemacht hat, seine Geschichte der kirchlichen Feste, zu denen er, wie man sieht, den Monat Mai mitrechnet, mit sämmtlichen Volksüberlieferungen, die sich daran knüpfen, in einen Band zusammenzudrängen, der nicht einmal genügen würde, um eines dieser Feste mit den Gebräuchen bei den christlichen Völkern Europa's gründlich bearbeitet wiederzugeben. Die gediegene Monographie über das Weihnachtsfest vom Professor P. Cassel ist der sprechendste Beweis dafür, und wenn Zeit und Umstände es uns erlauben, wollen wir wenigstens das von uns gesammelte äußerst reichhaltige Material über die Sitten und Gewohnheiten Frankreichs in einem ähnlichen Werke veröffentlichen, wie wir dies im „Calendrier belge" über Belgien und im „Festkalender aus Böhmen" über Böhmen bereits gethan haben.

Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Die Memoiren des Grafen Beugnot.**)

Wir müssen uns vorderhand auf eine aus der Revue Moderne geschöpfte Analyse dieser Memoiren beschränken, da sie zur Zeit uns noch nicht vorliegen. Bruchstücke derselben wurden zwar schon im Jahre 1838/39 in der Revue Française und in den Jahren 1852/54 in der Revue Contemporaine veröffentlicht, und

*) Paris, 1867.

*) S. Das festliche Jahr. Leipzig 1863. pag. 117.

**) Mémoires du comte Beugnot, ancien ministre 1783—1815. Paris, Dentu, 1866.

sie fesselten schon damals zahlreiche Leser dieser Zeitschriften; ihre geschlossene Herausgabe hat sich jedoch bis jetzt aus literarischen Gewissenszweifeln, welche die Familie in Bezug auf die der Oeffentlichkeit schuldigen Rücksichten zu hegen glaubte, verzögert, da Graf Beugnot (Sohn) „es nicht für angemessen erachtete, die Erinnerungen ganz zu veröffentlichen, welche der Verfasser zu überlesen keine Zeit hatte, da er durch den Tod überrascht wurde", wie es der Enkel, Albert Beugnot, als Herausgeber der Memoiren seines Großvaters, anzeigt. Sehr wahrscheinlich, daß auch noch Bedenken anderer Art auf die Wage gelegt wurden, denn der Autor hat einen fast vertrauten Umgang mit den außerordentlichen Persönlichkeiten gepflogen und er hat gelebt im Mittelpunkte der denkwürdigen Begebenheiten, die uns noch so nahe sind, nämlich während der ersten französischen Revolution und des ersten Kaiserreichs, von 1783 bis 1815.

Deswegen wohnt auch diesen Memoiren ein eigener Reiz inne; es ist der jetzt in aller Welt so verbreitete Reiz der pikanten Geschichten und der spannenden Erzählungsweise, die der Verfasser so vortrefflich zu handhaben weiß. Ein echter Franzose und geboren gerade in der Zeit, wo man mit derlei Werken zu glänzen verstand, schreibt er achthundert Seiten leicht, gewandt, lebendig, geistreich und unterhaltend. Feuer, Klarheit, nationale Witz- und Schlagfertigkeit, gutmüthige Laune, zierliche Beweglichkeit und Spötterei: das sind die Vorzüge eines Werkes, in welchem der Verfasser diese französischen Eigenschaften mit dem Schmelzglas seiner eigenen Anlagen überzieht und worin er seinen oder seine Monarchen bald bewundert und bald tadelt. Aber den strengen Maßstab eines Geschichtsforschers darf man daran nicht legen; nützliche und wahrgetreue Dokumente für den Wißbegierigen, der sich über die zweite Hälfte der Herrschaft Napoleons I. und über die erste Zeit der Restauration unterrichten will, findet man da nicht oder nur ungenügend und in sehr spärlicher Zahl; ebenso wenig darf man darin moralische oder hochpolitische Aufstellungen von überdauernder Kraft und weitgreifender Bedeutung suchen. Gleichwohl darf man dem Erscheinen dieser denkschriftlichen Aufzeichnungen des ehemaligen Ministers mit großer Neugierde und Interesse entgegensehen.

Der erste Band beginnt ohne Umstände mit einem freimüthigen und geschickt ausgeführten Bericht über die berühmte Halsband-Geschichte und giebt weiter eine Schilderung der Gräfin Lamotte. Das Ding stellt sich vorerst als ein gelungener Roman des achtzehnten Jahrhunderts dar. Aber der Roman hört bald auf und macht einem gewaltigen Drama Platz: zuerst als Prologus ein Bild der Wahlvorgänge von 1789, dann in rascher Aufeinanderfolge die Anfänge und die Ereignisse der Revolution, die Erinnerungen von 1793 bis 1794. Von da, von 1794, macht der Verfasser einen Sprung auf 1808, und wir springen mit ihm von Frankreich in das Großherzogthum Berg, von Paris nach Düsseldorf. Da zeigt uns Herr Beugnot die Regierungsweise Napoleon's, seine Persönlichkeit und seine Manier gegenüber seinen Beamten, zumal wenn er mit ihnen eine finanzielle Auseinandersetzung hatte. Das Alles ist gezeichnet mit einer unterrichtenden und unterhaltenden Ursprünglichkeit, und ist namentlich der Abschnitt, der „die Vorboten der Unglücksfälle im russischen Feldzug" als Ueberschrift trägt, eine farbenreiche und erschütternde Darstellung. Der Styl ist jedoch in diesem Bande sehr verschieden und weicht im ersten Theile, wo die bewegliche, fließende und spöttische Sprache aus der Zeit Voltaire's vorherrscht, von dem zweiten ab, wo wieder die Strategie und die dargelegte Verwaltung den Vortrag gemessen macht, ohne daß jedoch auch hier der Schriftsteller den Maler ganz abgedankt hätte.

Der zweite Band schildert uns die letzten Tage des Kaiserreichs. Herr Beugnot spielt da schon seine eigene Rolle und tritt aktiv auf. Geschickt nach Lille, um da das Departement du Nord zur Zeit, als der Sturz Napoleons bereits offenkundig war, zu verwalten, wurde er alsbald von Talleyrand zurück- und in das Ministerium des Innern berufen, und Graf Beugnot stand durchaus nicht an, den Dienst und die Herrschaft zu wechseln. Kann man ihm daraus einen Vorwurf machen, ihm allein zu einer Zeit, wo das ganze Land eine Veränderung und Jedermann eine Wandlung durchmachte? — Nach der Rückkehr Ludwig's XVIII. war Herr Beugnot Mitglied der Commission, welche die Charte von 1814 auszuarbeiten und vorzulegen hatte, und er ergeht sich ganz ausführlich in der Beschreibung dieser seiner Thätigkeit. Nach der zweiten Restauration war Graf B. General-Postdirektor, von welcher Stelle er unerwartet abgesetzt wurde, und hier reißt auch der Faden seiner Erzählung plötzlich ab.

Polen.

Oekonomische Studien von Dr. M. E. v. Trepka.*)

Wir können nicht umhin, dem unter obigem Titel erschienenen Werke ein frohes Willkommen zuzurufen. Hat es doch das Wohl der unbemittelten und arbeitenden Volksklassen in Polen zum Gegenstand.

Bisher ist dort zu Lande auf diesem Felde wenig geschrieben und leider! noch weniger gethan worden, und zwar theils in Folge des herrschenden volkswirthschaftlichen Systems, theils aus Mangel an Theilnahme von Seiten der großen Menge.

Angesichts dieser Schwierigkeiten verzagten bisher auch die National-Oekonomen von Fach an dem Versuche der Einführung wohlthätiger Reformen; unser Autor dagegen bestrebt sich, zu beweisen, wie, ohne auf die Initiative von Oben zu warten, privatim viel Heilsames zur Verbesserung der Lage der Handwerker und Ackerbauer geleistet werden könne. Daß aber die Zeit noch nicht nahe ist, wo die Pflanze, welche unser Autor zu pflegen sich entschlossen, Keime, Blüthen und Früchte treiben wird in Polen, ist sicherlich ihm selbst nicht zweifelhaft, so energisch er auch die Hand an's Werk legt.

Seine Ansichten unterstützt Herr v. Trepka nicht nur durch Beispiele wie Erfolge gekrönter Unternehmungen auf diesem Gebiete, sondern er führt auch Fälle an, wo trotz geringerer Ungunst der Verhältnisse, als in Polen, der bedeutendsten National-Oekonomen Pläne scheiterten, wobei durch die Klarheit der Darstellung selbst dem Laien die Ursachen des Mißlingens so klar werden, wie auch das ganze Buch dem großen Publikum vollständig zugänglich ist. Die Skizzenform, mittelst welcher der Geist wechselnde Eindrücke empfängt und der Ermüdung entgeht, die eine regelrechte Folge staatswirthschaftlicher Vorlesungen für Uneingeweihte mit sich bringen könnte, trägt wesentlich dazu bei und verräth die ganze Feinheit unseres Verfassers.

Der erste Abschnitt des Werkes behandelt die Wirksamkeit staatswirthschaftlicher Agitatoren in England, Frankreich und Deutschland.

*) Warschau, 1867.

Zuerst führt der Autor dem polnischen Leser die bekannte Geschichte der Bewegung gegen das Getraidegesetz in England, an deren Spitze Richard Cobden stand, vor, und dessen übermenschliche Anstrengungen durch Einführung der Handelsfreiheit billigere Brodpreise für das Volk zu erringen. Cobden, der durch seine beispiellose Ausdauer und gestützt auf die Liebe des Volkes, welches er vertrat, als Sieger aus dem Parteien-Kampfe hervorging und zugleich mit der Frucht seines Strebens die Dankbarkeit seiner Landsleute erwarb, ist sehr wohl geeignet als ermuthigendes Exempel zur Nachahmung, den Reigen der Gestalten zu eröffnen, in denen sich einzelne staatswirthschaftliche Wahrheiten verkörpert finden.

Für Frankreich strebt gleichzeitig Fr. Bastiat die Wohlthaten des freien Handelssystems an, allein der Mangel nachdrücklicher Theilnahme und Unterstützung von Seiten der französischen Nation hinderten ihn an der Erreichung seines Zieles. Jedoch bahnte seine Wirksamkeit dem Handelstraktat mit England den Weg, wie denn überhaupt das Samenkorn seiner Ideen nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen ist. Jedenfalls sind auf dem theoretischen Gebiete der Staatswirthschaft Bastiat's Verdienste nicht zu leugnen, und eingehend schildert auch unser Verfasser, wie Bastiat sich der Polemik zuwendet und die gebrechlichen Ideale des Socialismus und Kommunismus in ihrer ganzen Nichtigkeit darstellt.

Hierauf wendet sich Herr v. Trepka dem stillen, aber redlichen und erfolgreichen Wirken des Herrn Schulze-Delitzsch zu und schildert, mit stetem Hinweis auf die Anwendbarkeit ähnlicher Einrichtungen für Polen, auf das Eingehendste die innere Organisation der Sparkassen zu Gunsten der armen Bevölkerung, deren Schulze-Delitzsch so viele in's Leben rief. Besonders betont er hierbei die Nothwendigkeit, bei dem kürzlich erfolgten Umsturz der bisherigen Lage des Bauernstandes, demselben eine Kreditquelle zu eröffnen. Dem deutschen Leser ist die Wohlthätigkeit der Associationen, der Sparkassen und Kreditvereine u. s. w. zu sehr bekannt, als daß wir unseren polnischen Autor auszuschreiben brauchten; nur sei uns gestattet, der Klarheit in der Darstellungsweise, verbunden mit bewundernswerthem, praktischem Sinne, hiermit unsere Anerkennung auszusprechen, da diese Eigenschaften uns zugleich eine Gewährleistung schöner Erfolge seines Strebens für die Zukunft sind.

Die Schilderung der Anstalten Gustav Werner's, deren Aufschwunges und momentanen Schwankens, die Auseinandersetzung der Ursachen zu Letzterem, sowie die der Mittel und Wege zu dessen Vermeidung, schließen sich den vorhergehenden Abschnitten würdig an. Darauf folgen Abhandlungen in Briefform streng wissenschaftlichen Inhaltes: Ueber das posthume Werk Proudhon's: De la capacité des classes ouvrières; über Lagrand-Dumonceau's finanzielle Unternehmungen; über die Bedeutung Carey's als Gelehrter.

Die Beurtheilung der Ansichten dieser Männer, ihrer Wirksamkeit und ihres Einflusses auf die menschliche Gesellschaft, zugleich mit der Hervorhebung ihrer Fehlgriffe und Irrthümer, bilden die Aufgabe unseres Autors, welche er mit der ihm eigenen Gewandtheit löst. So überlassen wir denn diesen Gegenstand ihm und anderen Fachmännern dieser Wissenschaft und gehen selbst zum letzten Abschnitte des Werkes über, welcher die Vereine zu gegenseitiger Unterstützung in Frankreich und England bespricht.

Die Materialien zu diesem Aufsatz lieferten die Werke von Emil Laurent: Le paupérisme et les associations de prévoyance, Paris 1863, und von Charles Hardwik: History, present Position and social Importance of Friendly Societies. London, 1859.

Unser Autor stellt den staatswirthschaftlichen Satz auf, daß einer Schicht der menschlichen Gesellschaft zugefügtes Uebel, an allen Schichten derselben eine Reflexbewegung verursacht; daß das Elend eines Theiles dem Ganzen fühlbar werde. Sollte wohl diese Behauptung nicht auf das Nachdrücklichste zur Stiftung von Vereinen gegenseitiger Hilfsleistung anregen, um das Volk dadurch aus dem Zauberkreise des Mangels zu erlösen?

Zugleich finden wir dieser Associationen ungeheuren Aufschwung in Frankreich und England statistisch bewiesen und dadurch die ganze Tragweite ähnlicher Anstalten in's rechte Licht gesetzt.

Zwar verkennt der Verfasser die überwiegende Nützlichkeit der durch Schulze-Delitzsch in Deutschland eingeführten Kredit-Anstalten keineswegs, doch wagt er seinen Landsleuten nur die erste Stufe auf der unermeßlichen Leiter der Associationen, d. h. eben die Errichtung von Hilfsvereinen, anzurathen, nicht nur weil letztere geringere Schwierigkeiten und Wagnisse darbietet, sondern auch da die Regierung bei dieser Art von Verbindungen politische Zwecke nicht fürchten könne und daher dieselben zu gestatten sich vielleicht geneigt finden würde.

Diese Bemerkung fällt um so wichtiger in die Wagschaale, als sie eine Möglichkeit der Ausführung jener humanen Unternehmungen hoffen läßt. Zu diesem Werke aber bedarf es ja auch keiner persönlichen Opfer, nur praktischen Verstand und allgemeine Menschenliebe, und wen diese beseelt, seien es Männer des anregenden Wortes oder Männer der That, der trägt den schönsten Lohn in sich selbst — wir aber scheiden von dem Büchlein mit einem bedeutsamen Glück auf! ....ski.

Kleine literarische Revue.

— **Schleswig-Holstein.***) In dem Vorworte zur vorliegenden Broschüre sagt der Verfasser, daß ihn nicht innerer und eigener Aneied bewogen habe, die Feder zur Hand zu nehmen, sondern daß er von außen her dazu aufgefordert worden sei. Er habe den Ereignissen in seinem Vaterlande fern gestanden, und, weil dabei nicht so unmittelbar interessirt, glaube er weniger befangen in seinem Urtheile zu sein. Seine nicht maßgebenden Vorschläge biete er nur als Andeutungen, wie etwa die Sache anzufangen sei, um die alten Verhältnisse in die neuen hinüber zu leiten. Mit andern Worten, der nicht genannte Verfasser hat dem Parteiwesen in Schleswig-Holstein, namentlich dem Augustenburgerthume fern gestanden, und sucht nun seine Landsleute über die neue Stellung aufzuklären, die sie in dem größeren Staatswesen einnehmen werden. Er spricht ihnen Muth ein. Auf seine einzelnen Vorschläge können wir aus nahe liegenden Gründen nicht näher eingehen; es handelt sich um die Reformen, die in der Gesetzgebung, im Privatrechte, in der Kriminal- und Polizei-Verwaltung, in den kirchlichen Einrichtungen, im Schulwesen, im Wegebau u. s. w. vorzunehmen sein werden. Allem Anschein nach, wird hier trotz der Schonung der „berechtigten Eigenthümlichkeiten" ein starkes Stück Arbeit zu leisten sein; denn augenscheinlich herrscht in der neuen Provinz alles Mögliche, nur nicht das, was man in den alten Provinzen

*) Schleswig-Holstein's Verbindung mit dem Preußischen Staate. Kiel, Schwers'sche Buchhandlung, 1867.

Preußens seit Langem gewohnt ist, nämlich Ordnung und Einfachheit der Grundsätze. Alles hat hier den Charakter des Altherkömmlichen und des Lokalbeschränkten, und bildet eine Art Urwald, der mit wilden Schlingpflanzen durchwachsen ist. „Blozes Ausbessern und Flicken, heißt es gegen das Ende zu, hilft nicht mehr; zu viel des Veralteten und Zerfallenen ist vorhanden, als daß sich's noch länger zusammenhalten und anschließen ließe als Theil an das Ganze, dem es zugefallen ist." — Was wird von den „berechtigten Eigenthümlichkeiten" übrig bleiben? Wir glauben, die Sache wird sich machen, wenn sie nur erst einmal angefangen ist.

— **Weber's Illustrirte Kriegs-Chronik.** Von diesem „Gedenkbuch an den Feldzug von 1866 in Deutschland und Italien" sind die Schluß-Kapitel XIII bis XVI erschienen, so daß das ganze, von der Verlagshandlung der „Illustrirten Zeitung" trefflich ausgestattete Werk nunmehr vollendet vor uns liegt. Kap. XIII und XIV sind dem Feldzug in Mittel- und Süd-Deutschland (Frankfurt a. M., Würzburg, Nürnberg), Kap. XV und XVI dem Feldzuge in Italien (Festungs-Viereck, Garda See, Custoza, Lissa, Venedig) gewidmet. Bei aller Anerkennung, die wir der Ausführung des Ganzen nicht versagen können, dürfen wir doch auch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß diese Schlußlieferungen wieder, ebenso wie einige der ersten Kapitel, den Gedanken erwecken, daß die Redaction vor lauter Unparteilichkeit, die sie sich bei den verschiedenen Darstellungen zu wahren sucht, parteiisch nach allen Seiten hin erscheint und sich in Folge dessen nirgends recht beliebt machen wird. Etwas entschiedenere, eine weniger partikularistische Nüance habende, deutsch-nationale Färbung würde dieser Kriegs-Bildergalerie im heutigen Deutschland sicher ein dankbareres Publikum zugeführt haben.

— **Die politische Presse in der Türkei.** Sogar in der Türkei, dem letzten Asyl des Stabilismus, fängt die Presse jetzt an, eine Macht zu werden, die das Volk aus seiner fatalistischen Erstarrung aufweckt und es neuen Ideen, neuen Anschauungen zugänglich macht. Die Bewegung, welche die christliche und nunmehr auch die muselmännische Bevölkerung ergriffen hat, wird durch die „unabhängige" türkische Presse geschürt, die sich namentlich die Aufgabe stellt, in ihren Leitartikeln zu beweisen, daß die verlangte Nationalvertretung mit den Satzungen des Koran nicht im Widerspruch ist. Das türkische Reich, meint sie, könne nur durch eine gründliche Reform gerettet werden, und eine solche Reform könne nur unter Zuziehung des Volkes stattfinden. Uebrigens ist von allgemeinem Stimmrecht noch nicht die Rede; es sollen in jeder Provinz die angesehensten Einwohner berufen werden, die ihrerseits Abgeordnete zur Generalversammlung in Konstantinopel wählen. „Diese Ideen," heißt es in einer Mittheilung aus Konstantinopel, „haben bei der jungen Türkei mächtigen Anklang gefunden; die alte Türkei, d. h. die gegenwärtige Regierung, ist leider allen aufrichtigen Reformen abhold und zeigt ihre Abneigung durch die Verfolgung der Journale, welche sie befürworten. Der Muhbir ist unterdrückt und dessen Redacteur, Ali Effendi, ohne Prozeß nach Kostambul in Asien verbannt worden, und der Teskir ist in ähnlicher Weise bedroht. In dieser Noth hat man sich an die ausländischen Gesandten gewendet, und um dem Schicksal Ali Effendi's zu entgehen, nehmen türkische Herausgeber türkischer Zeitungen die Hilfe der Ungläubigen in Anspruch."

— **Ein deutsches Gedicht des funfzehnten Jahrhunderts*).** Jemehr die deutsche Literaturgeschichte die Glanzepochen der deutschen Literatur berücksichtigt, je seltener eingehende und liebevolle Beschäftigung mit den freilich weniger anziehenden, darum aber nicht minder wichtigen Uebergangsperioden ist, um so freudiger müssen wir ein Werk aufnehmen, das wie das unten angezeigte ein helles Licht wirft auf das bis jetzt fast am meisten vernachlässigte funfzehnte Jahrhundert. Das 8259 Reimzeilen lange Gedicht hat Hans von Büheler, einen Diener des Erzbischofs von Köln, Friedrich von Sarwerden, (Anfang des funfzehnten Jahrhunderts) zum Verfasser und behandelt einen im Mittelalter sehr beliebten Stoff, der in Deutschland durch das Volksbuch von der geduldigen Helena am bekanntesten geworden ist, außerdem aber im Mittelalter auch in französischen, englischen, spanischen, holländischen, schwedischen und dänischen Bearbeitungen vorhanden war. Die sehr eingehende Untersuchung, die in der Einleitung des angezeigten Werkes über alle diese Bearbeitungen angestellt wird, liefert einen werthvollen Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte. Dem Abdrucke des Gedichts liegt, da eine Handschrift sich nicht erhalten hat, der älteste Druck (Straßburg 1500) zu Grunde. Ein näheres Eingehen auf die dabei befolgten Grundsätze müssen wir uns hier versagen, doch wollen wir nicht unterlassen, der Regelung der bei allen literarischen Erzeugnissen des funfzehnten Jahrhunderts sehr willkürlichen Orthographie und den — leider nur zu sparsam beigegebenen — sprachlichen Anmerkungen gebührendes Lob zu zollen. A. N.

— **Hebel und Simrock französisch.** Unter dem Titel: „Contes allemands**)" hat Herr N. Martin, einer der beliebtesten französischen Novellisten und Dichter, eine Anzahl jener Erzählungen in's Französische übertragen, durch welche sich Hebel und Simrock ein so großes Verdienst um die deutsche Volksliteratur erworben haben. Wir freuen uns dieses Umstandes in zweifacher Hinsicht: einmal wegen der Anerkennung, welche unseren Dichtern und ihren Schriften in Frankreich zu Theil wird, und zweitens wegen des glücklichen Ungefährs, das gerade Herrn Martin bewog, unsere Landsleute den französischen Freunden reiner Volksschriften zu empfehlen. In dem Vorwort, mit welchem er die Contes allemands einführt, giebt Herr Martin über die Persönlichkeiten, den literarischen Standpunkt und das Wirken der beiden Dichter in kurzer Weise die zum Verständniß erforderlichen Nachrichten, deren Fassung uns beweist, wie innig er sich mit dem Wesen deutscher Volksliteratur und dem Streben ihrer Vertreter vertraut gemacht hat. Die Contes allemands selbst, aus Hebel's „Schatzkästlein" und Simrock's „Deutschen Erzählungen" ausgewählt, sind in aller der Anmuth, sowie mit dem schlagenden Witze, der feinen Ironie und der gewinnenden Einfachheit wiedergegeben, die in Verbindung mit dem durchleuchtenden didaktischen Hintergrunde um die Originale einen nie versagenden Zauberring bilden. Verbindlich sagt Herr Martin, die Arbeit der Uebertragung sei ihm keine Mühe, sondern Genuß gewesen. Das fühlt man in der That beim Lesen dieser „Nachahmungen" auch ohne besondere Versicherung heraus, und

*) Des Bühelers Königstochter von Frankreich. Mit Erzählungen ähnlichen Inhalts verglichen und herausgegeben von Dr. Theod. Merzdorf. Oldenburg, Schulze, 1867.

**) Contes allemands, imités de Hebel et de Karl Simrock, par N. Martin et illustrés de 27 vignettes par Bertall. Paris, L. Hachette et Cie. 1867

wir zweifeln nicht, daß sich unsere Landsleute mit Hilfe eines solchen Mediums bei unseren Nachbarn jenseits des Rheins dauernd einbürgern werden, worüber wir Herrn Martin, wie diejenigen, für die er geschrieben, nur beglückwünschen könnten.

Literarischer Sprechsaal.

In dem trefflichen Vortrage über Schinkel, den am 13. März d. J. Herr Herman Grimm, zur Feier des Geburtstages des großen deutschen Künstlers, in der Festversammlung des Berliner Architekten-Vereins gehalten*), wies der Redner darauf hin, daß der deutschen Kunst zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, bei dem Mangel an jedem ästhetischen, wie politischen Centrum, nichts übrig blieb, als eigene Wege zu gehen und in Betreff des Inhalts ihrer Werke sich an die herrschende Literatur anzulehnen. Die deutsche Dichtung, bis dahin der Entwickelung rein menschlicher Gefühle geweiht, erhielt mit den Befreiungskriegen plötzlich eine neue Richtung. „Nicht die Gefühle, die wir theilten mit anderen Völkern, sondern die uns eigenthümlichen, uns allein verständlichen wurden hervorgehoben. Das allgemein Menschliche erschien zu farblos, das individuell Nationale ergreifender, lebendiger, farbiger. Deutsches Alterthum war die Fahne, unter der die jüngere Generation sich vereinigte, und als dann die französische Unterdrückung eintrat und der Haß des Volkes sich gegen wälsches und fränkisches Wesen in jeder Gestalt richtete, wuchs die Idee, deutsch sein zu wollen, vor allem Andern zu der Macht an, mit deren Hilfe zumeist dann die Freiheit wieder erobert ward. Damals träumte man von den alten verlorenen Zeiten des Kaiserthums, und Schinkel versuchte sich das Gothische anzueignen, das ein Theil der großen Parole „Deutsch“ war. Seine Zeichnungen und Entwürfe sind bekannt, die hierauf hinweisen. Sein Siegesdenkmal auf dem Kreuzberge ist ein ausgeführtes Denkmal dieser Richtung. So eingewurzelt war der Gedanke: deutsche Geschichte sei monumental nur in gothischer Baukunst auszudrücken, daß Widerspruch als sämmtliche Ketzerei gebrandmarkt, und diese durch französische Vermittelung einst uns zugekommene byzantinische Mode als unzertrennlich von der Idee deutscher Herrlichkeit angenommen wurde. Schinkel's Festhalten daran, seine vergeblichen Versuche: klassisch horizontale Fügungen in gothisch anstrebende Konstruktionsweise hineinzudringen, würden ohne diesen äußerlichen politischen Zwang gar nicht zu erklären sein. Aber nicht allein in deutsches Alterthum sehen wir Schinkel sich vertiefen. In allen nur möglichen Stylen, ich darf nicht sagen „baut er“, sondern „dichtet er“, denn das meiste, was er schuf in dieser Weise, ist eben nur auf das Papier hingeschrieben. Und auch dafür ist die Erklärung den literarischen Zuständen zu entnehmen, die, nach Beendigung der Freiheitskriege, im vollsten Maße wieder die Gedanken der deutschen Völker erst zu beruhigen, dann zu befriedigen und endlich, als das nicht gelang, zu entschädigen trachteten.“

Schon seit längerer Zeit ist es eine Aufgabe der Schifffahrtskunde gewesen, Mittel zu finden, durch welche der bis jetzt mit großen Schwierigkeiten verknüpfte Austausch der Signale zwischen zwei Schiffen oder zwischen einem Schiffe und der Küste erleichtert und ermöglicht werde, und zahlreiche Vorschläge und Versuche sind gemacht worden, um diese wichtige Operation mit der erforderlichen Schnelligkeit, Einfachheit und Deutlichkeit auszuführen. Die französische Regierung hat sich jetzt zur Annahme eines von Mrs. Martha Coston in Washington erfundenen Systems entschlossen, dessen Vortrefflichkeit im letzten amerikanischen Kriege sich bewährt hat und das jetzt bei allen Schiffen der Vereinigten Staaten eingeführt ist. Mit Hilfe dieser Signale wurde der Angriff auf Fort Fisher geleitet; mit Hilfe dieser Signale wurde beim Untergang des ersten Monitors ein großer Theil seiner Bemannung gerettet. Das kaiserliche Arsenal zu Toulon ist mit der Anfertigung einer großen Anzahl dieser Signale beschäftigt, deren System sich ganz besonders durch seine Einfachheit und Bequemlichkeit auszeichnet. Auf einem von einem Matrosen getragenen Stiel wird eine aus Staniol gefertigte Kapsel befestigt, die mit einer Komposition gefüllt ist, welche, sobald man sie anzündet, mit einem glänzenden, mehrere Farben werfenden Lichte verbrennt, während das Staniol langsam schmilzt. Dies ist die Herstellung des Signals und seine einfache Uebermittlung, die dadurch zu gebenden verschiedenen Mittheilungen werden nun in folgender Weise ausgeführt: Zuerst wird eine Kapsel verbrannt, um die Aufmerksamkeit zu erregen, dann kommt z. B. eine, welche ein grünes, hierauf eine die zuerst ein weißes, dann ein grünes Licht verbreitet, und endlich eine, die mit einem rothen und grünen Licht verbrennt. Das einfache grüne Licht bedeutet 7, das grüne und weiße 2, das roth und grüne 6, so daß dadurch die Zahl 726 entsteht; in dieser Weise kann jede Zahl hergestellt werden, und jede Zahl bedeutet wiederum in der für die Signale entworfenen Liste einen besonderen Fall, der mithin sehr schnell zu entziffern ist.

Mehrere Anzeichen sprechen dafür, daß im französischen Volke die Schwärmerei für die sogenannte „Gloire“ sehr nachgelassen hat. Bekannt sind die außerordentlichen Erfolge der Novellen von Erkmann-Chatrian, die es sich zur Aufgabe gemacht, das glänzende Elend des Soldaten, die unsäglichen Leiden, die der Krieg in seinem Gefolge hat, zu schildern. Auch in den Theatern und selbst im Circus von Paris wollen die alten Zugstücke, in denen der kleine Caporal, der Tambour Legrand und andere Helden dieser Art gefeiert werden, nicht mehr recht ziehen. Dagegen findet jetzt ein Vaudeville der Herren Meilhac und Halévy, worin die militairische Ruhmsucht persiflirt wird, so außerordentlichen Beifall, daß es Abend für Abend wiederholt werden muß. Es ist allerdings die militairische Ruhmsucht des Großherzogthums Gérolstein, die in diesem Stücke persiflirt wird, aber Niemand zweifelt, daß dies nicht die eigentlich gemeinte Fiema sei. La Grande-Duchesse de Gérolstein heißt das Stück, dessen Helden zwei Offiziere sind: ein älterer, der bei jedem Geräusch, das er hört, den Feind sieht und „Voila l'ennemi!“ ruft, und ein jüngerer, dem die Großherzogin von Gérolstein aus Bewunderung der Schnelligkeit, mit welcher er strategische Pläne entwirft, Schlachten auf dem Papier gewinnt ꝛc., den Oberbefehl über ihre Truppen ertheilt.

---

*) Rede auf Schinkel. Von Herman Grimm. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1867.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — Berlin, den 4. Mai 1867. — [Nr. 18.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

An die deutsche Nation.

Für **Ferdinand Freiligrath**, für den edlen Dichter eines großen Volkes, ertönt unser Ruf. Sein Name ist bekannt, so weit die deutsche Zunge klingt, denn seine Lieder leben im Herzen unseres Volkes.

Sein Lebenslauf ist kein froher und sorgenfreier gewesen. Nach den Jahren der Bewegung, die auch ihn aus dem Stillleben herausrissen, die seinen regen Geist mächtig erfaßten, war er gezwungen, das Brod der Verbannung zu essen. Ein bitteres Loos für einen deutschen Dichter! Auf englischem Boden gelandet, belastet mit der Sorge um eine zahlreiche Familie, begann sein Kampf um die Existenz. Er hat ihn tapfer durchgeführt. Indem er sich seinem Berufe, seinen Pflichten gegen Weib und Kind ausschließlich widmen mußte, lehnte er seine Leyer an die Seite und nur selten noch entlockte er ihr Töne, die dann aber hinüberklangen über den Canal und Wiederhall fanden im deutschen Lande.

So hat er die Herzen unserer Jugend entflammt, so hat er in unser Aller Brust zu erhalten gewußt die Frische und Begeisterung für das Gute, Edle und Schöne, ohne welche der Genius unseres Volkes das hohe Ziel der Größe unseres Vaterlandes, welches heute nicht allein mehr in unseren Hoffnungen lebt, niemals erreichen würde.

Das Ziel, nach dem er unter angestrengter Arbeit strebte, hat er nicht erreicht. Nach fast zwanzigjährigen Mühen und Sorgen auf fremder Erde, am Abend seines Lebens stehend, schaut er in eine ungewisse, unsichere Zukunft.

Da wenden wir uns an die deutsche Nation. Ihre Pflicht ist es dem ergrauten Dichter die Lebenssorgen zu erleichtern und ihm dadurch den Dank und die Anerkennung seines Vaterlandes darzubringen.

Wie oft ist unserem Volke vorgeworfen worden, daß es die Todten zu feiern, den Lebenden nicht zu huldigen weiß. —

Die eigenen Worte Freiligrath's rufen wir ihm zu:

„O lieb', so lang' Du lieben kannst!
O lieb', so lang' Du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo Du an Gräbern stehst und klagst!"

Es sei ein Weck- und Mahnruf!

Die Unterzeichneten, persönliche Freunde des Dichters aus dem Wupperthal, in welchem er einige Jahre seines Lebens verbrachte, sind zunächst zusammen getreten, um die Initiative zu einem National-Geschenke für Freiligrath zu ergreifen. Sie fordern die Freunde und Verehrer des Dichters auf, in allen Städten Special-Comité's zu gleichem Zwecke zu bilden, oder sich dem hiesigen Comité anzuschließen. Zugleich ersuchen wir alle Zeitungs-Redactionen um gütigen Abdruck dieses Aufrufs und um Entgegennahme von Beiträgen.

Wir hoffen somit in den Stand gesetzt zu werden, dem verdienten Manne zu seinem Geburtstage im Sommer oder spätestens zu Weihnachten einen ansehnlichen Fond übergeben zu können — im Auftrage der Geber und im Namen des deutschen Volkes.

Barmen, im April 1867. (282)

F. A. Boelling. Ludwig Elbers. Ernst von Eynern. Reinh. Neuhaus. Emil Rittershaus. Ed. Schink. Karl Siebel.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Koberstein's deutsche Literaturgeschichte.*)

Noch immer trägt das unten näher bezeichnete Werk den bescheidenen Titel „Grundriß", obgleich es in der nun vollendet vorliegenden vierten Auflage zu einem Umfange von mehr als 3400 Seiten herangewachsen ist. Man ist nachgerade daran gewöhnt worden, unter einem Grundriß der deutschen Literaturgeschichte ein dürres, saft- und gehaltloses Compendium zu verstehen. In diesem Sinne ist das Werk freilich nicht ein Grundriß, um so mehr aber in dem besten Sinne, den man mit dem Worte „Grundriß" verbinden kann. Sofern nämlich ein Grundriß die Aufgabe hat, das eigentlich Erlernbare, das Thatsächliche der Literaturgeschichte mitzutheilen, ist das vorliegende Werk einzig und unübertrefflich. Wir finden hier nirgends ein mit Maßstäben der Neuzeit an das Alte herantretende Raisonniren und Kritisiren, nirgends ein nach vorgefaßten Meinungen bestimmtes lobendes oder absprechendes Urtheil über irgend eine literarische Erscheinung. Jedes Literatur-Erzeugniß wird nur betrachtet als ein Erzeugniß und Zeichen seiner Zeit und dabei wird zugleich auf das Eingehendste berichtet über die Aufnahme, die es in seiner Zeit fand. Es ist dies eine für die Geschichte der Kultur, für die Beurtheilung eines Zeitalters so wichtiger Umstand, daß wir wohl behaupten dürfen, der Verfasser habe sich dadurch, daß er durch sein Werk eine solche wahrheitsgetreue Beurtheilung möglich und zugleich leicht gemacht, ein unsterbliches Verdienst erworben.

Wir sagen, jene Beurtheilung der literarischen Production sei durch das vorliegende Werk möglich und leicht gemacht. Das Wörtchen „leicht" wolle man nicht übersehen. Es könnte zwar jeder ohne das Koberstein'sche Werk ebenfalls eine wahrheitsgetreue Beurtheilung liefern; er müßte aber dann erst die Riesenarbeit, die hier fertig vorliegt, noch einmal machen. Und das ist nicht jedermanns Sache. Wie die Zustände unserer Wissenschaft jetzt sind, wäre es auch nicht einmal wohl ausführbar. Wir sind auch im Gebiete der Wissenschaft auf Theilung der Arbeit angewiesen. Einer schafft das werthvolle Material zu Tage, der Andere verarbeitet es. Und in der That — werthvolles Material ist in dem vorliegenden Werke genug zu Tage geschafft worden. Die Anmerkungen, die den Text begleiten, enthalten dessen so viel, daß wir nur wünschen müssen, es möchten sich nun auch Arbeiter genug finden, die daraus das machten, was aus ihnen werden kann. Fast jede Seite des Werkes bietet den Stoff zu einer literaturgeschichtlichen Monographie, und wie nöthig uns diese sind, das ist an andern Orten zur Genüge bewiesen und von allen Einsichtigen anerkannt. Man hat zuweilen gerade die Anmerkungen des Werkes getadelt; aus keinem andern Grunde freilich, als weil sie Anmerkungen sind. Man hat behauptet, einem Franzosen würde es unmöglich gewesen sein, ein so unpraktisches Werk zu liefern, in dem der Text unter den Anmerkungen erstickte. Wir geben gern zu, daß die Franzosen ein so gestaltetes Werk über ihre Literatur noch nicht haben; sie haben aber auch keins, in dem ihre Literatur in so gründlicher und objectiver Weise erforscht ist, wie die deutsche in dem vorliegenden. Wann werden wir Deutschen aufhören, nur für die Vorzüge Fremder Augen zu haben, für unsere eigenen aber blind zu sein! Wir geben ferner gern zu, daß die massenhaften Anmerkungen im vorliegenden Werke den Gebrauch des Buches erschweren, daß es in Folge derselben nicht leicht ist, sich in dem Buche zu orientiren — aber wenn wir gerecht sein wollen, müssen wir dem Verfasser doch immer noch dafür danken.

Als Koberstein im Jahre 1847 die Ausarbeitung der neuen Auflage begann, dachte er noch nicht daran, uns solche Reichthümer zu bieten, wie er sie uns nun in der That geboten hat. Der erste Band des Grundrisses findet daher auch vor den Augen jener Kritiker, denen eine glatte Form über Alles geht, die meiste Gnade. Hier finden wir noch nicht die massenhaften Anmerkungen; die gegebenen sind meist nur biographischer oder bibliographischer Natur. Deshalb liest sich auch der erste Band am leichtesten und bequemsten. In der Vorrede zum zweiten Bande, datirt vom August 1856, hoffte der Verfasser den dritten Band als den kürzesten binnen Jahresfrist folgen lassen zu können. Aus einem Jahre sind zehn geworden und aus dem schwächsten Bande der stärkste. Wollten wir nun etwa lieber, der Verfasser hätte sein 1856 gegebenes Wort gehalten, nur damit wir das Studium des dritten Bandes etwas bequemer hätten? Wollten wir das viele Treffliche, das uns der Riesenfleiß und die gründliche Sorgfalt des Verfassers geboten hat, um diesen Preis missen? Der Verfasser hat selbst gefühlt, daß das Bestreben, der ganzen Anlage des Werkes auch in den spätern Theilen treu zu bleiben, zu etwas unbequemer Form führte. Er hat dem, so viel es noch in seinen Kräften stand, abzuhelfen gesucht, durch die mit der musterhaftesten Sorgfalt ausgearbeiteten Register. Wir wollen hier nur mittheilen, daß die Register der drei Bände mehr als 220 Seiten umfassen; Beweis genug, daß wir hier das beste Nachschlagewerk für Literaturgeschichte für uns haben. Was den Inhalt der Anmerkungen betrifft, so finden wir außer biographischen und bibliographischen namentlich Mittheilungen, in denen uns die Literatur-Erzeugnisse im Lichte ihrer Zeit entgegentreten. Dieselben entstammen entweder den Briefwechseln und anderen persönlichen Aeußerungen der Autoren und lassen uns so einen Blick thun in die geheimen Werkstätten des poetischen Schaffens, oder sie sind Journalen, Recensionen u. dgl. entnommen und gewähren dann ein treues Bild der Aufnahme, welche die Dichterwerke in ihrer Zeit fanden. Die Vollständigkeit und Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Verfasser derartige Notizen in seinem Werke mittheilt, macht das langsame Erscheinen (1847—1866) begreiflich. Mit diesem langsamen Erscheinen hängt es auch zusammen, daß in dem ersten Bande manches durch die nimmer rastende Forschung überholt worden ist. Dafür bietet gerade dieser erste Theil wieder in den vortrefflichen Abschnitten über Sprache und Verskunst jeder Periode reichlichen Ersatz. Gerade Koberstein ist es gewesen, der die Berücksichtigung dieser Fragen in der Literaturgeschichte erst eingeführt hat und seinen Untersuchungen verdankt die Wissenschaft die tiefeingreifendsten Resultate.

Und so sagen wir denn im Namen des deutschen Volkes, das den Fleiß und die Gründlichkeit deutscher Wissenschaft stets zu ehren wußte, dem Verfasser Dank für dieses Denkmal, das er sich selbst gesetzt, aere perennius. A. R.

---

*) Grundriß der Geschichte der deutschen National-Literatur von Aug. Koberstein. 4. Aufl. Leipzig, F. C. W. Vogel. (Zu beziehen in 6 Halbbänden, compl. 10 Thlr.)

Slavisches in Deutschland.*)

In neuerer Zeit sind in Deutschland und anderwärts eine große Anzahl von zum Theil allerdings werthlosen Schriften erschienen, die sich mit der etymologischen Deutung der Orts- und Geschlechtsnamen dieser oder jener Gegend beschäftigen — ein mühsames, aber für den besonnenen Forscher interessantes und fruchtbares Studium. Die neue festere Begründung der sprachlichen Ableitung durch die vergleichende Sprachwissenschaft, das geweckte Interesse an ethnographischer Forschung sind hierbei vorzüglich anregend gewesen; die Liebe zum heimischen Boden thut das Uebrige.

Unser Deutschland gehört seit uralter Zeit dem großen arischen Stamme, welchen wir als das deutsche Volk bezeichnen; indessen würde man sehr irren, wenn man glaubte, daß derselbe stets im unbestrittenen Besitze desselben geblieben wäre. Trotz der Geschichte, trotz der Thatsachen, die offenkundig vorliegen, existiren in dieser Hinsicht so viele Irrthümer, daß man sich darüber wundern könnte, wenn man eben nicht die Quelle derselben wüßte. Die nationale Eitelkeit, der Wunsch, einem möglichst reinen unvermischten Volke anzugehören, die Marotte, seinen Stamm als den besseren hinzustellen, fesseln selbst den Gelehrten und hindern ihn die klare Wahrheit zu sagen; in der Zeit der Aufregung aber bildet in unserem gemüthlichen Deutschland die Abkunft dieses oder jenes Stammes Anlaß zu den allerschönsten Schimpfereien und Anzüglichkeiten, die man sich denken kann. Wir erfreuen uns der besten Gemüthsruhe und sind weit davon entfernt, irgend einen verjetzten Grimm aufrühren zu wollen; aber wir glauben, es könne nicht schaden, wenn man einmal diesen faulen Fleck etwas anrühet und die Stelle zeigt, wo ein langer, dicker Zopf abzuschneiden ist.

Der deutsche Boden ist zu wiederholten Malen stark von fremden Elementen in Beschlag genommen worden, so zwar, daß etwa mit Ausnahme des nordwestlichen Theiles keine Gegend darauf Anspruch machen kann, durchaus unvermischte Autochthonen zu haben. Von der räthselhaften Urbevölkerung, die man an den brachycephalischen Schädeln erkennen will, werden wir natürlich nicht sprechen und uns nur auf die geschichtlichen Zeiten beschränken. Wir können hier vornehmlich drei Raçen unterscheiden, die in Deutschland größere oder kleinere Striche inne gehabt und sich mit der einheimischen Bevölkerung gemischt haben: die Kelten, die Römer und die Slaven. Wie weit Kelten im Norden Deutschlands gewohnt haben, ist eine schwer zu beantwortende Frage, auf welche die sehr zweifelhafte Etymologie von Ortsnamen nur ein schwankendes Licht wirft. Ist ja doch die altkeltische Sprache selbst nur sehr unvollkommen bekannt und nur auf künstliche Weise (durch Dieffenbach, Zeuß) ermittelt. Daß in Mitteldeutschland, und namentlich in Böhmen, schon hoch in vorchristlicher Zeit keltische Eroberer eingedrungen waren, ist ziemlich gewiß; von den Gegenden südwärts der Donau, von dem Zehentlande (einem bedeutenden Theile von Schwaben und Baden) und der Schweiz wissen wir, daß daselbst bis in die ersten Jahrhunderte urdeutsche, wahrscheinlich meist keltische Stämme saßen. In Oberschlesien wurde keltisch und pannonisch gesprochen, und es ist die Frage, ob der ganze Osten der alten Germania magna, der bis an die Weichsel reichte, eine ungemischte, rein svevische Bevölkerung (Vandalen, Lygier, Burgunden u. s. w.) gehabt hat. Das überrheinische Gebiet ist jedenfalls stark mit keltischem und römischem Blute legirt worden. In der Völkerwanderung entleerte sich das große Land namentlich im Osten seiner größten und streitbarsten Stämme: Vandalen, Burgunden, Silingen, Buren, Longobarden, kurzum das alte Svevenvolk zerstreute sich in alle Winde, nach Ungarn, Italien, Gallien, Spanien, Afrika, und nur einzelne derselben blieben dem gemeinsamen Vaterlande erhalten, indem sie sich in der Nähe niederließen. Die heutigen Schwaben sind die Reste der alten Sveven, welche sich in dem Zehentlande und der Umgegend niederließen und mit der gallischen Kolonisten-Bevölkerung vermischten, wenn sie dieselbe nicht etwa vertrieben oder ausgerottet haben; die Bayern (Bajuvari — d. i. Beserleute) sind, aller Wahrscheinlichkeit nach, die aus Böhmen ausgezogenen Reste des mit Markomannen und andern Stämmen vermischten und germanisirten Beservolkes, das dem Andrange der slavischen Tschechen wich. Die Hunnen und Alanen hatten wohl nur vorübergehenden Einfluß, obwohl das deutsche Mutterland schwer genug gelitten haben mag. Deutschland war eine Zeitlang eine hunnische Provinz, und die deutschen Fürsten leisteten dem wilden Attila eine treue Heerfolge, wie noch, abgesehen von der Geschichte, aus unserem Nibelungenliede zu erkennen ist. Dänen, Thüringer, Gothen umstanden den Thron des Königs und kämpften an der Seite zahlloser Stämme Asien's und Osteuropa's.

Die Völkerwanderung hatte eine furchtbare Schwächung des Volkes im Mutterlande zur Folge; mindestens zwei Drittel des alten Gebietes waren an einen ganz neuen, fremden Stamm verloren gegangen, der sich allem Anscheine nach unter dem Schutze des Hunnenreiches verbreitet hatte. Aus Osteuropa, vielleicht theilweise aus Asien, wanderten die zahlreichen Stämme der Slaven ein und verbreiteten sich in geschlossenen Gebieten bis an die Elbe, in zerstreuter Weise bis weit über dieselbe, im Maingebiet, bis an die Fulda, im Norden bis in's Oldenburg'sche. Selbst in Schwaben gab es noch zur Zeit der fränkischen Kaiser eine ganze Anzahl slavischer Ansiedelungen, wie Stenzel in seiner Geschichte dieser Kaiser berichtet. Oesterreich gehörte den Avaren, Steiermark, Kärnthen, Krain, selbst ein Theil Tirol's den Wenden. Karl der Große, den wir gewohnt sind, als das Ideal eines echten Germanen zu betrachten, vermehrte diesen Uebelstand. Um die Sachsen zu zwingen, verband er sich mit den Slaven und förderte ihr weiteres Vordringen von Osten aus. Andererseits machte er sich freilich um das Deutschthum verdient, indem er die Avaren unterwarf und die Ostmark Oesterreich anlegte, welche eine Kolonie der Baiern ist. Im Norden begann die Neubegründung Deutschlands durch die sächsischen Kaiser und wurde vollendet durch die großartige Kolonisation des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, welche den ganzen Nordosten dem alten Stamme zurückgegeben hat.

Das ganze nordöstliche Deutschland ist also reines Kolonialland und selbst in den Gegenden, wo die deutsche Sprache seit mehreren Jahrhunderten gesprochen wird, erinnern den einigermaßen Kundigen zahlreiche Orts- und Familiennamen daran, daß hier einst eine andere Sprache heimisch war. Freilich ist der fremde Ursprung in vielen sehr verwischt und durch die Aussprache so verschliffen worden, daß er nicht mehr besonders auffällt und oft nur aus gewissen stehenden Formen (wie die zahllosen Dörfernamen auf witz, itz, au, ow) erkennbar wird.

Der Unkundige hält daher viele Namen, die unzweifelhaft slavischen Ursprungs sind, für gut deutsch, und umgekehrt ist es gelehrten Leuten passirt, daß sie etwas verschliffene deutsche Namen für slavisch angesehen haben. Dagegen ist die heutige

*) Die slavischen Ortsnamen im Erzgebirge. Von Robert Immisch. Oberlehrer an der Realschule in Annaberg. Bautzen. In Commission von Schmaler und Pech. 1866.

Sprache des Landvolkes (abgesehen vom Hochdeutschen) in den meisten dieser Striche so gut und alterthümlich deutsch, und oft besser erhalten, als im Westen. Entlehnte slavische Wörter (wie etwa Nusche — altes Messer, Lusche: Pfütze, Kretscham u. s. w.) finden sich nur in verschwindend geringer Zahl; ebenso haben Aberglaube und Volkssage fast ausnahmslos den deutschen Zuschnitt. Es ist ganz ohne Zweifel, daß die Bevölkerung dieser großen, weiten Gebiete, welche den Kern der heutigen preußischen Monarchie, namentlich in militärischer Beziehung, ausmacht, eine Mischbevölkerung ist, eine Mischung, bestehend aus allen älteren deutschen Stämmen, vorwiegend aber aus der niedersächsischen und fränkisch-thüringischen und der slavischen Vorbevölkerung; indessen ist es jedenfalls ein großer Irrthum, wenn man in der letzteren den Hauptbestandtheil sehen will und verächtlich von germanisirten Slaven spricht. Die Slaven sind ein sehr zäher Stamm und geben Sprache und Nationalität nicht so leicht auf, als man denkt; die Thatsache ist, daß sie im zwölften und dreizehnten Jahrhundert vor der deutschen Einwanderung nicht bloß durch die höhere Gesittung derselben, sondern auch physisch erdrückt worden sind. In jenen Zeiten hat die Germanisirung im Laufe von hundert Jahren mehr Fortschritte gemacht, als seitdem in fünfhundert. Was die körperliche und geistige Begabung der heutigen deutschen Bevölkerung in diesen Ländern betrifft, so braucht darüber erst kein Wort verloren zu werden.

Die Ortsnamen slavischen Ursprungs sind trotz der Umgestaltung, die sie durch Anbequemung an die deutsche Aussprache erlitten haben, weit weniger schwer zu deuten, als z. B. die keltischen. Denn einestheils ist ihre älteste Form in sehr vielen Fällen dokumentarisch nachweisbar; anderntheils sind die Sprachen, aus denen die Deutung hergenommen wird, vollkommen bekannt; drittens ist in den Ortsnamen der echt slavisch gebliebenen Länder ein Anhalt geboten, aus dem sich ein festes Princip der Namengebung ableiten läßt. Wer darin einige Kenntniß und Erfahrung hat, wird in vielen Fällen sich sofort den germanischen Klang in die echte Form zurücksetzen können. Wie heißt dieses Dorf? Jeseritz — dies ist unzweifelhaft Jeserice, Jesiorice Seedorf — Briesnitz — Bresnice Birkendorf, Dubrau — Dubrawa Eichenwald u. s. w.

Die Slavenstämme, welche von Osten her auf norddeutschem Gebiet vordrangen, zerfielen in drei Hauptstämme: 1.) die Obotriten, seßhaft zwischen Ostsee und Elbe in Holstein und Mecklenburg, und später bis nach Oldenburg vorgedrungen. Reste sind die germanisirten Wenden des hannoverschen Wendlandes. Zu ihnen gehörten wohl auch die Polaben d. i. Elbanwohner (po bei, Laba Elbe). 2.) Die Lutitzen oder Weleten (Wilzen), von der Oder bis zur Mittelelbe und von der Ostsee bis zum südlichen Theile der Alt- und Mittelmark wohnend. Zu ihnen gehörten die Pomorani (Pommern), die Meeranwohner (von po bei und more Meer). 3.) Die Serben oder Sorben (serb Sichel) zwischen Oder, Elbe und Saale bis zum Erz- und Fichtelgebirge hin. Zu ihnen gehör[t]en die Milzener in der Oberlausitz, die Lusitzer in der Niederlausitz und die eigentlichen Sorben oder Sorbenwenden. Sie sind nahe Verwandte der Tschechen in Böhmen und der slavischen Stämme Schlesiens, welche nach der Stiftung des großpolnischen Reiches eine Zeitlang den Namen Polen annahmen, ohne es zu sein. Die Slasani, Slensani, Silezi werden, wie auch ihr Land, mehrfach von den Polen unterschieden, die Oberschlesier [gehören] ihrem Stamme nach Balochrobaten „weiße Kroaten."

Es folgt nun eine alphabetische Aufzählung und Besprechung der Ortsnamen im Erzgebirge, die sich aus dem Slavischen deuten lassen. Da sie zu speciell einem beschränkten Gebiete gehört, so wollen wie hier nicht näher eingehen, und nur Einiges, das von allgemeinem Interesse sein dürfte, hervorheben. Ein oder das andere Mal dürfte der Verfasser etwas zu weit gehen, und gute deutsche Namen für slavische angesehen haben. So z. B. ist bei Krottendorf weder an den sehr problematischen Götzen Krodo, noch an bród, grod Burg (bródni-dorf), wobei eine ehemalige Burg in Vermuthung kommt, und eine lange Abhandlung gegeben wird, zu denken, sondern einfach an das gute deutsche Wort: Krote, Krotte, Kröte — Krötendorf. Auch ist es ein Irrthum, wenn der Herr Verfasser behauptet, wo in ehemals slavischen Ländern das Wort Thal (Rosenthal, Klausthal, Ruhethal, Thalheim u. s. w.) vorkomme, liege nicht das deutsche Wort Thal (altd. tal, dal), sondern fast durchgängig das genau entsprechende slavische dal oder dol zu Grunde. Dies ist eine jener Annahmen, die auf Idiosynkrasie beruhen. Manche deutsche Forscher leiten gut deutsche Wörter, wenn sie dem genannten Gebiete angehören, bisweilen aus lauter Gerechtigkeitsliebe und Vorurtheilslosigkeit aus dem Slavischen ab, und slavische und slavisirende Gelehrte thun es, um dem deutschen Einfluß so wenig Concessionen als möglich zu machen. Der Deutsche liebt das Wort Thal sehr, weil es in ihm friedliche, gemüthliche Gefühle erweckt, er setzt gern damit Ortsnamen zusammen. „Thalheim" ist wohl nicht aus slavischem dalem entstanden. Bei Dahlen, Döhlen (dolina), Delitz, Deblitz, Delitzsch ist das eine andere Sache. Da wird man das slavische dol oder dale, daloki (weit, entfernt, griech. τῆλε) sehr gerne zugeben.

Am Interessantesten ist die am Ende gegebene Zusammenstellung der Gesichtspunkte, nach welchen die Sorben und die Slaven überhaupt die Orte und Oertlichkeiten benannt haben. Eine eigenthümliche Erscheinung tritt dabei zu Tage. Fast alle Berge im Erzgebirge und auch anderwärts (im Riesengebirge, den Sudeten) tragen deutsche Namen, und nur einzelne geben sich in der großen Zahl derselben als slavische kund. Der Slave scheint also die Berge weniger zu lieben und in der That hat er, wo es irgend anging, der Ebene den Vorzug gegeben. Dies mag daher kommen, daß er seine früheren Sitze in der großen osteuropäischen Ebene hatte, und mit Vorliebe den Ackerbau trieb, der im Gebirge weit beschwerlicher und weniger lohnend war. Umgekehrt haben die deutschen Ansiedler sich mehr für das Gebirge entschieden, den Urwald gelichtet und die wildesten Thäler angebaut. Daher kommt es, daß z. B. die Gebirgsbewohner aller der hier in Betracht kommenden Striche, des Erzgebirges, des Riesengebirges, der Sudeten, des Böhmer Waldes ganz unverhältnißmäßig weniger mit Slaven gemischt sind, als die Bewohner der weiten Ebenen. Dort sind die deutschen Namen die Regel, und die slavischen die Ausnahme. Aus diesem Grunde tragen also auch die Berge fast durchgängig deutsche Namen: Fichtel-, Lerchen-, Hasel-, Buch-, Birken-, Standen-, Haide-, Heidel-, Kahlen-, Frei-, Dürr-, Geiers-, Falken-, Finken-, Raben-, Hirsch-, Fuchs-, Hasen-, Ziegen-, Kuhberge, Bärenstein, Katzenbuckel, Ziegenrücken, Scharfen-, Hohenstein, Hundsknochen, Teppenberge u. s. w. giebt es da in Menge.

Slavische Ausdrücke für Berg und Anhöhe, die überall vorkommen, sind: hora, poln. góra, Berg, (Sanskrit giri z. B. Davala-giri, griech. ὄρος, ὄρος), wjereh Gipfel, Scheitel (vertex) chlum, Kulm, Berg, kupa, Kopf, Kuppe, wysoki hoch. Namen, wie Ossek, Weissagk, Hohenwussen, Woseck, kommen davon her. Für Niederung: dol Thal, niski niedrig, ostrow Insel.

Eigenschaften, wie běly weiß, černy schwarz, zeleny grün, červeny roth, dobry gut, suchi trocken, kluchi taub, diwy wild dienen wie im Deutschen zur näheren Bezeichnung von Oertlich-

keiten. Von błuchi (dem mit dem gewöhnlichen Wechsel von l und r, das deutsche rauh, rauch, alt hrah, hrawi entspricht, ist z. B. Glauchau genannt. Von dobry kommt Dobra, Dobrau, Döbra, Döbrau (oder von dubrawa Eichwald?). Häufig wird auch verwendet: kamjeń Stein (kamenice steinerne Burg, Kamenz, Chemnitz), hlina Lehm (Gleina, Glien, Gleinitz), ruda rothe Erde, Eisenerz (Ruda, Reuden, Rudow, Rauden), łuh Sumpf, łuka Wiese, trawa Gras, jězor See, błoto Sumpf, Morast, bahno dasselbe (Blotto, Blottitz, Plottnitz, Sablat, Bahn), stołp Säule, Pfahl (bei Pfahlbauten), z. B. Stolpen, Stolpe, Stolpsee. Von mokro naß, kommen Namen wie Mokro, Möckern, Mockwitz (Naßdorf), Muckern.

Von den menschlichen Bauten sind eine Menge Orte genannt. Zu Grunde liegen die Wörter wjes das Dorf (Sanskrit veças, griechisch οἶκος, lateinisch vicus, altdeutsch vik, wik, wie Brunswik — Braunschweig — Osterwik). Dieses Wort ist die Mutter aller jener zahllosen ...witze, die in Deutschland vorkommen. Sydło heißt soviel als Siedelung, Sitz, dialektisch auch sedlo, lateinisch sedes. Dieses Wort entspricht dem deutschen saß, seß, wie in Waldsaßen, Neuseß, Holtsaten (Holstein), siedel, sattel (Altsattel, Neusiedel, Einsiedel), und vielgenannte Namen, wie Zettlitz, Zedlitz, Sedlitz, Seidlitz, stammen davon her. Die Hütte heißt buda, genau das deutsche Bude (von dem gemeinsamen Stamme bu, bauen, wohnen), wovon Budin, Budissin oder Bautzen; Pfahlbauten koł, kolnja, wovon Kölln (das Berlinische). Die Kirche heißt cyrkej und kościoł. Ein interessanter Punkt. Das erstere Wort ist ohne Zweifel mit der Bekehrung der Slaven durch Cyrillus und Methodius aus Griechenland gekommen, das andere ist lateinischen Ursprungs. In Polen stehen sich die russisch-griechische cirkiew und die polnische kościoła wie Todtfeinde gegenüber. Hierbei bemerke ich, daß die sehr gewöhnliche, aber doch bereits angezweifelte Ableitung des Wortes „Kirche" von dem Griechischen κυριακή (domus dominica) sehr wahrscheinlich falsch ist, weil es eine weit bessere giebt. Noch heute hat der Neugrieche ein sehr solennes Wort für Predigt und Prediger, das altgriechische κήρυγμα (bereits bei St. Paulus) Heroldung, und κῆρυξ Herold. κηρυγία, gesprochen Kirichia, die Heroldbotschaft, die Predigt, ist das Wort, woron man das altdeutsche kirchhi, chirihhi, schottisch kirk, englisch church u. s. w. abzuleiten hat. Das andere Wort, dessen sich die Slaven zur Bezeichnung des Gotteshauses bedienen, ist, wie das böhmische Kostel, Kostelrz u. s. w. ganz deutlich zeigt, nichts als das lateinische Wort castellum. Dies ist natürlich genug, denn den Kirchen und Pfarreien wurden in der deutschen Zeit ursprünglich in die festen Burgen und Kastelle verlegt, welche das platte Land im Zaume hielten. Wenn der Slave also in die Kirche ging, so ging er in das Kastell und beide Begriffe waren miteinander verbunden, bis endlich das Wort an der Kirche haften blieb. Das Schloß, die Burg heißt hród, grad, gród, davon: Stargard (d. i. altes Schloß, alte Stadt), Belgrad, Belgard, und die vielen Gratz, Grätz, Grödiz.

Viele slavische Orte haben erst in christlicher Zeit ihre Namen erhalten, wie die vielen christlichen Personennamen beweisen, mit denen sie zusammengesetzt sind. Besonders beliebt sind jan Johann, tomaš oder domaš Thomas, pótr, jakub oder bloß kub, pawol Paul. Man findet zahlreiche Jannowitz, Jänisch, Jänkendorf, Domsdorf (wohl deutsch), Domslau, Peterwitz, Paulwitz, Kubschütz, Kuditz, Kauditz u. s. w.

Auch an unterscheidenden Beiwörtern mangelt es nicht: nowy neu und stary alt: Naugardt und Stargard, Nowosedl und Staryssedlo. Dołgi (griechisch δόλιχος u. s. w.) lang: Dolge, Dolgensee (Langensee), Dolgemost (Langenbrück), Dolzig, Dolzen. Wulki und mały, małky groß und klein, dale und blisko fern und nah, němski und serbski deutsch und wendisch, z. B. Niemptsch, Niemitzsch, Nemitz, Zerbst.

Man wird aus dieser kleinen Blumenlese ersehen haben, daß das Studium der slavischen Ueberreste in den deutsch gewordenen Gegenden unseres Vaterlandes nicht ohne Interesse ist und hübsche Einblicke in die alte Sprachverwandtschaft der Arier, sowie der Deutschen und Slaven insbesondere gewährt. Dieser Zweig der Forschung ist ein Feld, auf dem wir mit den Slaven in gutem Frieden zusammenkommen können. Vielleicht kommt eine Zeit, wo die alten Feindschaften erlöschen, und sie wird kommen, wenn die Verständigen alte Geschichten vergessen und die Völker sich nicht mehr in einen selbstsüchtigen Hochmuth, oder, wie man es nennen will, verpuppen, sondern einander freundlich entgegenkommen und das Gute, das eines jeden besonderes Erbtheil ist, friedlich austauschen.

Holland.

Die holländische Literatur im Jahre 1866.

Unsere germanischen Stiefbrüder, die Holländer, haben in neuester Zeit in der politischen Welt sehr viel von sich reden gemacht — allerdings nicht im Sinne ihrer kultur- und nationalgeschichtlichen Antecedentien, die uns von einem ehrlich thätigen, intelligenten, tapfern und freien niederdeutschen Volksstamme erzählen, sondern vielmehr im Sinne eines exklusiven, von dem naturgemäßen Leben seines gesunden Urstammes sich abwendenden Zweigdaseins. Wir wollen uns jedoch dadurch nicht irre machen lassen, und vielmehr, wie wir dies in früheren Jahren schon gethan, auf die geistige Thätigkeit unserer alten Stammesbrüder in einer jüngstverflossenen Jahresperiode wieder einmal einen kurzen Rückblick werfen:

Wenn ein Fachmann besonders berufen ist, die moderne holländische Literatur auszubeuten, so ist es — der Theologe; diesem zunächst macht der Rechtsgelehrte die ergiebigste Aerndte. Jedoch wollen wir weder vom Standpunkte des ersteren, noch von dem des zweiten, die geistigen Produkte der Niederlande im verflossenen Jahre betrachten. Vielmehr wenden wir uns sofort einer edlern Seite ihrer Thätigkeit zu. Vermag noch ein Moment, das weder mit dogmatischen Streitigkeiten, noch mit juridischen Spitzfindigkeiten, noch endlich mit krämerhaften Interessen etwas gemein hat, in der Brust des Holländers sich eine Stätte zu wahren, so ist es die Liebe zu seinem Vaterlande, — zu seiner Sprache — zu seiner Literatur. Den Erzeugnissen seiner modernen, der Pflege seiner klassischen Literatur wollen wir daher hier unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Es ist die Ansicht vielfach verbreitet, daß mit dem Tode Isaac da Costa's († 1860) die niederländische Muse abermals einzuschlummern begonnen habe; wir vermögen nicht diese Ansicht zu theilen. Wir finden es so unerklärlich nicht, daß die Reihe der großen Talente zeitweilig eine Unterbrechung erleide. Beispiele wie jenes der förmlichen Ineinanderschmelzung eines ausgezeichneten Geistes wie Bilderdijk's und eines nicht minder großen, wie da Costa, gehören nicht bloß in der holländischen Literatur — gehören in allen Literaturen zu den vereinzelten.

Muß aber auch zugegeben werden, daß Beets nur selten begeistert in die Saiten schlägt, daß Männer wie Bogaers, ten Kate, Wap, Alberdingk Thijm, Heije nur leise ihre Lieder ertönen lassen, so sind doch eben diese Namen die Bürgen, daß das echte Dichterfeuer in den Niederlanden nicht erloschen ist und hoffentlich den zündenden Funken auf die Nachwelt übertragen wird. Mit Vergnügen begegneten wir im Vorjahr einer neuen Sammlung von des letztgenannten Dichters Volksliedern. Welche Verdienste J. P. Heije[1]) um die Verbesserung des niederländischen Volksliedes sich erworben, darüber käme unser Urtheil zu spät; die modernen Literär-Historiker haben es bereits gefällt, und Heije hat gewiß keinen Grund, damit unzufrieden zu sein; uns macht ihn als Kunstdichter seine sinnige Verwendung der holländischen Farben im „Flaggenlied" (Vlaggelied) und seine innig gefühlte Beschreibung des Morgenroths am Strande (Dagerood aan Zee) unvergeßlich. Auch Wap[2]), der bereits alternde Wap, der schon vor vierzig Jahren (1826) ebenso kräftig als begeistert den „Leeuw van Waterloo" (Löwe von Waterloo) sang, hat einen Rückblick geworfen auf die letzten fünfundzwanzig Jahre seiner poetischen Thätigkeit, — und uns in hundert ausgewählten Stücken das Vorzüglichste seiner dichterischen Schöpfungen geboten.

Die niederländische Muse ist männlich ernst, tief, keusch, gottesfürchtig und von echtem Patriotismus begeistert; am liebsten bewegt sie sich in den Gränzen ihres Landes oder auf biblischem Gebiete; die letztere Richtung vertritt sie auch wieder in dem neuesten (3ten) Band[3]) der „Guldens-editie" (Abtheilung „Poëzie"), in welchem die Apostel und Propheten von den hervorragendsten modernen niederländischen Dichtern besungen werden. Wir nennen hier als die vorzüglichsten Mitarbeiter: Nicolaas Beets, dessen Name als Novellist nicht minder geachtet ist denn als Dichter, A. J. de Bull, den sprachgewandten, als Uebersetzer der „Gerusalemma liberata" rühmlich bekannten ten Kate, — ferner J. P. Hasebroek, den im Drama und Roman gleich verdienstvollen H. J. Schimmel, den vielgenannten Verfasser von „Klaasje Zevenster" J. van Lennep u. A. Js. da Costa ist der einzige bereits verstorbene Schriftsteller, von dem sich einige Stücke (David, Ezechiël) in dem erwähnten Bande finden.

Nachdem wir uns durch Anführung der Dichter-Namen: Scharff, Greb und van Buuren unserer Verpflichtungen gegenüber der neuesten Erscheinungen der holländischen Lyrik entledigt zu haben glauben, fügen wir nur noch hinzu, daß der wohlthuende Einfluß, welchen Pieter Aug. de Génestet auf dieselbe übte, noch keineswegs in Vergessenheit gerathen ist. Wer könnte auch so bald sein reizendes „Haantjen van den toren" oder sein scherzhaftes „Morgen is mijn dichter jarig" vergessen? Génestet war ein Dichter voll inniger Gefühle, der das Gemüth zu rühren, ja nicht selten eine Thräne in das Auge seines Lesers zu locken verstand; und doch barg seine Muse einen feinen Humor, der oft die wirksamsten Kontraste zu Tage förderte. Seine Dichtungen wurden sehr geschätzt; seine Sprache war sauber, seine Form schön, seine Bilder überraschend, und seine Phantasie unerschöpflich. Viel gab er nicht; dazu war sein Leben zu kurz, denn er erreichte kaum das 32ste Jahr (gest. 2. Juli 1861); allein er gab genug, um als Dichter und als Mensch in gleichem Maße die Liebe und die Achtung seiner Nation sich zu erwerben. Die drei Sammlungen seiner Gedichte heißen: „Eerste gedichten" (1851), „Leekedichtjens" (1860) — und „Laatste der eerste" (1861); — von dieser letzten Sammlung[4]) erschien im Vorjahre die fünfte Auflage.

Wir können nicht von der neuholländischen Lyrik scheiden, ohne zuvor noch einer Erscheinung gedacht zu haben, welche, obgleich anthologischer Natur und sogar zum Theil in ihrer Form nicht ganz neu, — in ihrer gegenwärtigen Gestalt doch unsere Aufmerksamkeit verdient; es ist dies eine in dem äußerst thätigen Verlage von H. A. M. Roelants in Schiedam, der sich durch die Herausgabe des „Klassiek letterkundig Pantheon" bereits ein außerordentliches Verdienst um die vaterländische Literatur erworben hat, erschienene Blumenlese aus holländischen Dichtern des neunzehnten Jahrhunderts.[5]) Wir würden bei jeder anderen Nation eine solche Sammlung mit Stillschweigen übergeben; wenn wir ein Gleiches hier nicht thun, so glauben wir eine Berechtigung hierzu zu haben. Uns scheint diese mit ebenso viel Umsicht als Vollständigkeit gearbeitete Anthologie nicht ungeeignet, ihren Weg auch über die Gränzen der Niederlande hinaus zu nehmen und vielleicht der Vermittler holländischen Poesiesinnes im Auslande, — ja, sagen wir es ohne Rückhalt, — in Deutschland zu werden. Denn es bleibt ein Räthsel für unsere Alles ergründende Zeit, daß zwei Nachbar-Nationen, wie die deutsche und die holländische, die aus einer Wurzel entsprossen sind und ihrem tiefen inneren Wesen zufolge als eng verschwistert erscheinen müssen, sich dennoch so unendlich fern bleiben und beiderseits keine Schritte thun, sich näher kennen zu lernen. Dieser Vorwurf trifft jedoch schärfer das reich begünstigte deutsche, als das niederländische Volk, welch letzteres sich nur durch Kälte gegen ein Verkennen rächt, dessen Grund ihm unbegreiflich bleibt. In neuester Zeit jedoch scheinen die Deutschen einen Theil ihres Unrechtes einzusehen und Sprache und Literatur ihres Nachbar-Volkes einiger Aufmerksamkeit zu würdigen; wir erwähnen hier beispielsweise nur der vor wenigen Monaten bei Vieweg in Braunschweig erschienenen „Niederländischen Novellen"[6]), welche den Redacteur der „Westermann'schen Monatshefte" Adolf Glaser zum Uebersetzer, oder, wie er selbst sagt, zum „Nacherzähler" haben, und worin wir Deutsche mit vier der originellsten und launigsten Produkte der holländischen Novellistik (zwei von Nicolaas Beets und zwei von Jacob Jan Cremer, geb. 1. Sept. 1827) vertraut gemacht werden. Den deutschen Philologen stünde zunächst die Aufgabe zu, die Schätze einer Literatur an das „große Tageslicht" zu fördern, an welcher ihr eigenes Land einen Antheil besitzt; denn wenn wir es auch nicht gern in einem zu beschränkten Sinn aufgefaßt sehen möchten, so müssen wir gleichwohl zugeben, daß Deutschland nicht ohne Einwirkung auf die Entwickelung der niederländischen Literatur geblieben ist, so wie seiner Zeit, — im siebzehnten Jahrhundert, — dem damals allein in Europa blühenden Holland der Einfluß auf unsere deutsche nur schwer streitig gemacht werden konnte. In einer Zeit also, wo einige Geneigtheit zu Tage tritt, den Standpunkt der Gleichgiltigkeit zu verlassen, auf welchem die Deutschen bisher den Holländern gegenüber gestanden, gewinnt eine Erscheinung wie

[1]) Al de volksdichten. 2 Bde. Amsterdam.

[2]) Bloemlezing uit de poëzij mijner laatste vijf- en twintig jaren. 's Hertogenbosch.

[3]) Apostelen en profeten. Gedichten. Arnhem.

[4]) Laatste der eerste. Verspreide gedichten. 5. druk. Amsterdam.

[5]) Bloemlezing uit de werken van nederlandsche dichters der negentiende eeuw. Schiedam.

[6]) Niederländische Novellen. Den Originalien nacherzählt von Adolf Glaser. Braunschweig, Vieweg, 1866. 8. (Bespr. Magaz. f. d. Lit. d. Ausl. Jahrg. 1866. Nr. 51 S. 716.)

die oberwähnte an Bedeutung, welche in sorgfältiger Auswahl die bedeutendsten Dichtertalente der Niederländer vorführt, und Dank der — für Kenner des Mittelhochdeutschen doppelt — leichten Verständlichkeit der Sprache, den Sinn für die Dichtkunst jenes Landes im Allgemeinen anzuregen befähigt wäre. — Eine ähnliche, im selben Verlag erschienene Blumenlese [7]), — aber aus belgischen Dichtern, — in welcher ebenfalls die hervorragendsten Namen der vlamischen Literatur vertreten sind, liegt außerhalb des Horizonts unserer Rundschau. [8]) Hingegen erwähnen wir noch kurz der von L. Th. Zeegers [9]) herausgegebenen, welche sich auf Musterstücke aus den fünf Dichtern des goldenen Zeitalters — P. C. Hooft, Const. Huygens, G. A. Bredero, Joost van den Vondel und Jacob Cats — beschränkt, und welcher ein höchst verdienstlicher Ueberblick der holländischen Literatur jener Periode unter dem Titel: „Eene bladzijde uit de geschiedenis der letteren in het begin des 17. eeuw", vorausgeschickt ist.

Von einzelnen Punkten oder Persönlichkeiten der einheimischen Literaturgeschichte, welche im Vorjahre eine spezielle Bearbeitung fanden, ist bloß Frederik van Heilo und Ada van Holland zu nennen; die erstere, übrigens ziemlich umfangreiche Monographie hat J. C. Pool[10]) — die zweite „historisch-literarische" Studie, den als Novellisten geachteten, früheren Mitarbeiter des „Gids", C. Busken Huet[11]) zum Verfasser. — Franz Hemsterhuis, einer der berühmtesten Männer des 17. Jahrhunderts, der sowohl als Philosoph wie als Philolog einen unsterblichen Ruf errang und einem Ruhnkenius, Wyttenbach, Spinoza würdig an die Seite gestellt zu werden verdient, — fand an dem Ausländer Emile Grucker[12]) einen ebenso scharfsinnigen, als gewissenhaften Biographen.

Wenden wir uns der modernen Novellistik zu, so finden wir im verflossenen Jahr nur wenig Erwähnungswürdiges; die „Guldens-editie", eine bei D. A. Thieme in Arnheim erscheinende, ebenso billige (jeder Band kostet 1 Gulden — daher der Name) als reichhaltige Sammlung, welche im Jahre 1866, nach zehnjährigem Bestehen, bis zu ihrem 64ten Bande gedieh, brachte allerdings mehrere neue Erzeugnisse auf diesem Gebiete, und zwar von den geachtetsten Schriftstellern, als von Dr. J. ten Brink, Frau A. L. G. Bosboom-Toussaint, P. F. Brunings und dem als Einführer des Genre der Dorf-Novellistik in die holländische Literatur bekannten C. van Schaik; da jedoch keine der sämmtlichen Erzählungen im Heimatlande, vielmehr die meisten außerhalb des europäischen Continentes spielen, so glauben wir dieselben hier nicht näher berühren zu müssen. — J. J. Cremer, der seinen Ruf durch seine Bauern-Novellen („Boeren-Novellen") begründet hat, gab den allgemein mit Beifall aufgenommenen „Maler von Wolfhezen" [13]) heraus. — Auf dem Gebiete des Romans bildet van Lennep's „Klaasje Zevenster" [14]) noch immer das Ereigniß des Jahres, obgleich dessen Anfang noch in's Jahr 1865 fällt; da es aber besonders der dritte Theil desselben ist, der die holländische Presse in solche Aufregung versetzte, so participirt das Vorjahr doch zum weitaus größeren Theil an dem durch diesen Roman erregten Aufsehen. Was uns anbetrifft, so glauben wir hier weder in eine Kritik, noch auch nur in eine Anzeige dieses Lennep'schen Romans eingehen zu dürfen, ohne den Rahmen unseres übersichtlichen Gemäldes weit zu überschreiten; wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß nach unserer Meinung wohl kein holländischer Schriftsteller mehr befähigt gewesen wäre, das Prostitutionswesen im Haag zu schildern, als eben Lennep, über dessen sittlichen Halt wohl Niemand sich einer Täuschung hinzugeben vermöchte, der den Verfasser der „Roos van Dekema" nur einigermaßen näher kennt. Daß ein so Epoche machender Roman wie „Klaasje Zevenster" nicht vorübergehen konnte, ohne manche Stimme des Tadels wachzurufen, wird jedermann begreiflich finden; ja er rief förmlich eine eigene Literatur in's Leben, — eine Streitliteratur nämlich, an der sich angesehene Namen, wie Cd. Busken Huet, A. van Bruffel, Henry van Meerbeke, H. J. Polak, u. A. m. theils für, theils gegen Herrn Lennep betheiligten. — Deutschland hat vorläufig dieser wichtigen niederländischen Erscheinung dahin Rechnung getragen, daß die Westermann'schen Monatshefte eine kurze deutsche Bearbeitung derselben veröffentlichen, welche späterhin separat im Verlage von Westermann erscheinen wird.

Beinahe ein ganzes Jahrhundert der niederländischen Literatur verkörpert sich in der Gestalt Willem Bilderdijk's (1756—1831). Sein Name wird hinsichtlich der Literatur der dankbaren vaterländischen Nachwelt sein und bleiben, was Hugo Grotius für die Rechtsgelehrsamkeit seinem Vaterlande war. Unglaublich ist es, wie viel jener eine Mann auf den verschiedenartigsten Gebieten der Wissenschaft und der Kunst geleistet, der nicht nur in allen Fächern der Poesie, das Trauerspiel abgerechnet, Meisterstücke lieferte, sondern sich auch als Rechtsgelehrter, Theolog, Arzt, kritischer Geschichts- und Sprachforscher, Astronom, Archäolog und Kupferstecher auszeichnete. Und doch hat Bilderdijk in seinem langen Leben stets nur die herbsten Leiden erfahren. War schon sein Kampf gegen unaufhörliche physische Schmerzen ein großer, so war doch jener gegen Neid und Mißgunst ein noch weit größerer. Verkannt, verschrieen, verfolgt, hat Bilderdijk buchstäblich Hunger gelitten, und mußte, aus seiner Heimat verwiesen, sein dürftiges Fortkommen in der Fremde suchen. Kein Wunder, daß sich hierdurch bei ihm eine gewisse Bitterkeit des Charakters entwickelte, und der Riese herausfordernd den Kampf aufnahm gegen die ganze Welt. Rührend ist es jedoch, zu sehen, wie tief sich dieser kühne, unbezwingbare Geist in aufrichtiger Gottesfurcht vor dem Lenker der Schicksale beugt; sich unter allen Verhältnissen seinem Gott mit unbedingtem Glauben hinzugeben, ist ein Zug, der ihn sein ganzes Leben hindurch charakterisirt. Jetzt, nachdem er seit vielen Jahren seine irdische Laufbahn vollendet hat, giebt es wohl Niemanden, der ihm nicht Gerechtigkeit widerfahren ließe, und manche Thräne der Bewunderung, des Mitleids und der Dankbarkeit wird seiner Erinnerung geweiht. Das Leben dieses interessanten Mannes ist ein so vielseitiges, sein Umgang mit den verschiedensten Persönlichkeiten der socialen und literarischen Welt ein so mannigfaltiger, daß aus seinem brieflichen Verkehr mit den letzteren, die werthvollsten Beiträge zur Schilderung seiner Zeitverhältnisse nach beiden Richtungen hin gewonnen werden können. Herr

[7]) Bloemlezing uit de werken van zuid-nederlandsche dichters van onzen tijd. Schiedam.

[8]) Vlamische Sprache und Literatur scheinen sich jedoch täglich mehr mit der holländischen zu identificiren. D. R.

[9]) Het gouden tijdperk der nederlandsche letteren. Bloemlezing uit de werken der voornaamste schrijvers uit het begin der XVII. eeuw. Amsterdam.

[10]) Frederik van Heilo en zijne schriften. Amsterdam.

[11]) Ada van Holland. Eene histor. litterarische studie. Leyden.

[12]) François Hemsterhuis. Sa vie et ses oeuvres. Paris, Durand.

[13]) Fred. Hendr. Hendriks, de schilder van Wolfhezen. Amsterdam.

[14]) De lotgevallen van Klaasje Zevenster. 's Gravenhage, Leiden en Arnhem. Bd. 2—5.

H. W. T. Tijdeman[15]) hat es sich zur Aufgabe gemacht, uns in die wissenschaftliche Correspondenz Bilderdijk's mit den beiden Professoren M. und H. W. Tijdeman, einen Einblick zu verschaffen, und gewiß werden wir daraus manchen interessanten Beitrag zur Geschichte der Wissenschaft und der Literatur, speziell zu jener der Philologie in Holland am Anfang dieses Jahrhunderts schöpfen; ja vielleicht wird sogar manchem politischem Verhältniß in den Niederlanden zur Zeit der Napoleonischen Zwingherrschaft, unter welcher Bilderdijk später so bitter seufzte, eine neue Beleuchtung zu Theil, denn die erwähnte Correspondenz beginnt bereits mit dem Jahre 1807 und soll bis zu Bilderdijk's Todesjahre (1831) reichen; vorläufig ist jedoch blos der erste allerdings sehr umfangreiche Band erschienen. Wir bedauern übrigens, nichts Näheres über den Inhalt dieses interessanten Werkes berichten zu können, da uns dasselbe leider nicht aus eigener Anschauung bekannt ist. Zur Unterstützung unserer zuletzt ausgesprochenen Vermuthung, fügen wir hinzu, daß Bilderdijk zu den vertrautesten Freunden und Rathgebern des Bonapartischen Königs Ludwig zählte. Daß er schon zu jener Zeit eine Rolle in Holland spielte, geht aus dem Umstand hervor, daß, als Kaiser Napoleon nach Amsterdam kam, Bilderdijk ihm vorgestellt wurde. Auf die damals gewöhnliche Weise des Talma, welcher eine ganze Phrase schnell hervorstieß und den Ton auf die letzte männliche Silbe legte, fragte ihn Napoleon:

Êtes-vous connu dans la république des lettres?

Innerlich empört über diese Ansprache, antwortete Bilderdijk schlagfertig und mit derselben Betonung:

Au moins j'ai fait ce que j'ai dû pour l'être,

worauf der Kaiser ihn verwundert ansah, jedoch nicht wußte, wie er es mit dem Dichter zu halten habe.

Wir sind unbemerkt aus der Gegenwart um ein halbes Jahrhundert zurückgeschritten; sollen wir darin, daß wir jetzt länger bei dem jüngsten Classiker Hollands verweilten, einen Fingerzeig erblicken, daß es Zeit sei, uns den Classikern der niederländischen Literatur zuzuwenden? Viel ist jedoch in dieser Richtung nicht zu berichten, sobald wir gesagt haben, daß die bekannten Prachtausgaben der Werke Vondel's von J. van Lennep, und jener des allzeit beliebten Vater Cats († 1660) von J. van Vloten einen gewünschten Fortgang nahmen; außerdem trat blos das mit Schluß 1866 bis zu seinem 90ten Band gediehene „klassiek letterkundig Panthéon“ (bei Roelants in Schiedam) im Interesse der Verbreitung der älteren holländischen Classiker auf; wir haben darin eine von dem schon durch seine „Verstrooiingen“ (Deventer 1844) als Dichter bekannten A. L. Lesturgeon besorgte Ausgabe der Gedichte Johann Vollenhove's (geb. 1631, gest. 1708) zu verzeichnen, — sodann eine Auswahl Gedichte Hubert Corneliß Pooi's (geb. 1689, gest. 1733), von dem mehrgenannten Cd. Busken Huet, während der thätige Dr. J. van Vloten in zwei Bänden nicht nur ausgewählte Gedichte, sondern auch Prosaisches und Briefe der trefflichen Schriftstellerin Elisabeth Wolff-Bekker (geb. 1738, gest. 1804) herausgab, welche mit ihrer Freundin Agatha Deken, zuerst in der niederl. Literatur das Feld der Romanlit betrat, und deren „Sara Burgerhart“, „Willem Leewend“, „Cornelia Wildschut“ u. a., wenn auch stellenweise zu breit, durch ihre genaue Schilderung von heimischen Sitten und Gewohnheiten doch einen bleibenden Werth besitzen. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß jede Nation ein dem klassiek letterkundig Panthéon ähnliches Unternehmen besäße, welches eine so reichhaltige, so sorgfältige und dabei so billige Auswahl der vorzüglichsten Erzeugnisse ihrer Literatur böte!

Zum Schlusse unseres Ueberblicks über die Thätigkeit der Holländer auf dem Gebiete ihrer einheimischen Literatur und Sprache sei es uns gestattet, noch eines Unternehmens zu gedenken, welches, zwar lexikalischer Natur, aber von tüchtigen Männern und mit Berücksichtigung der neuesten Anforderungen an ein derartiges Werk, durchgeführt, — einem lange empfundenen dringenden Bedürfniß Abhilfe zu schaffen berufen scheint. Wir meinen nicht etwa die vortrefflichen Leistungen der Professoren de Vries und te Winkel, welche bereits an vielen anderen Orten eingehende Besprechung und Würdigung fanden, so daß wir uns hier jeder Anpreisung enthalten zu können glauben; vor uns liegen die 3 ersten Lieferungen eines neuen deutsch-holländischen und holländisch-deutschen Wörterbuches, wovon der erste Theil den Lehrer am Leydener Gymnasium Dr. C. A. X. G. F. Sicherer[16]), — der zweite, A. C. Akveld zu Yselstein zum Verfasser hat. — Ist gleichwohl der letztere derjenige, welcher für uns Deutsche von größerem Nutzen sich erweisen dürfte, so müssen wir uns doch noch eine gute Weile gedulden, da zuerst der deutsch-holländische Theil erscheint, und jeder der beiden Bände auf beiläufig 16—20 Lieferungen berechnet ist; wir wünschen übrigens nur, daß jener Theil dem gegenwärtigen in Gründlichkeit und Anlage entspreche, denn Dr. Sicherer hat, — so weit die bisherigen Lieferungen zu urtheilen erlauben — ganz trefflich den Mittelweg zwischen allzugroßer Ausführlichkeit und übermäßiger Kürze einzuhalten verstanden. Die Auswahl der holländischen Uebersetzungen ist, wo es angeht, eine reichliche, — auf die gebräuchlichsten Redensarten ist überall Rücksicht genommen worden; fahren daher die Verfasser nach dem bisherigen Plane fort, so werden sie ein Lexikon schaffen, welches den Anforderungen der Praxis ebenso, wie jenen der Wissenschaft genügen und vom großen Publikum sowohl, wie vom engen Kreis der Fachmänner mit Beifall aufgenommen werden wird.

Haben wir bisher die Wirksamkeit der Holländer im abgelaufenen Jahr nur mit Rücksicht auf ihr Heimatland betrachtet, so erübrigt uns noch einen, wenn auch flüchtigeren Blick auf ihre Verdienste um die Literatur und Literaturgeschichte anderer Völker zu werfen.

Auf dem Gebiete der klassischen Literaturen machten sich besonders A. H. G. P. van den Es und J. G. Schlimmer, Ersterer durch eine Geschichte der griechischen und römischen Literatur[17]), Letzterer durch ein Handbuch der römischen Alterthümer, namentlich aus den Zeiten der Republik[18]), verdient, — während C. A. Abbing die Jünglingsjahre Cicero's zum Gegenstand einer ziemlich umfangreichen Monographie[19]) wählte. — Von den drei großen modernen Literaturen, war die französische im Vorjahr die gepflegteste: während blos S. Wagenaar eine „Selection“ aus englischen Novellisten des gegenwärtigen Jahrhunderts[20]), übrigens selbst in englischer Sprache, herausgab, — ließ J. H. Meyer den zweiten Band seiner ausgezeichneten

[15]) Briefwisseling van Mr. W. Bilderdijk met de hoogleeraren en Mrs. M. en H. W. Tijdeman, gedurende de jaren 1807 tot 1831.

[16]) Hoogduitsch-nederlandsch en nederlandsch-hoogduitsch woordenboek. Leiden. Lfg. 1—3. (S. 1—144) A—Ausstr.

[17]) Geschiedenis der Grieksche en Romeinsche letterkunde. Groningen.

[18]) Handboek der Romeinsche antiquiteiten, voornamelijk uit den tijd der Romeinsche republik. Doesburgh.

[19]) Letterkundig leven van Marcus Tullius Cicero in zijne kindschheid en eerste jongelingsjaren. Hoorn.

[20]) A Selection from the English Novelists of our Century. Assen.

Geschichte der franz. Literatur seit der Bildung der Sprache bis auf die neueste Zeit[21]) erscheinen, und beschenkte uns Paul Delinotte unter dem Titel: „Soirées littéraires"[22]) mit einer, nach recht gutem Plane redigirten Geschichte der französischen Schriftsteller, welche nebst zahlreichen Anekdoten und Episoden, recht schätzenswerthe literarische Betrachtungen und kritische Beurtheilungen enthält, — und in vier Lieferungen komplet zu werden verspricht; bis jetzt sind deren erst zwei, — zusammen 280 Seiten — erschienen. Auch die französische Philosophie erfreute sich einiger Beachtung in Holland, und sowohl Auguste Comte's Methode der positiven Philosophie, als das im Jahre 1865 zu Paris erschienene Werk „La nature humaine" von Nourrisson, gab Anlaß zu Erörterungen und Betrachtungen: die erstere — dem Herrn J. L'Ange Huet[23]), das zweite — Herrn A. J. Sandberg.[24]) — Wenn wir noch hinzusetzen, daß F. A. Hartsen unseren deutschen Fichte als Anthropologen und als Psychologen in den Hauptumrissen zu skizziren versuchte[25]), so haben wir uns nicht allein der Philosophie gegenüber unserer Aufgabe entledigt, sondern zugleich über Alles berichtet, was über deutsche Literatur und deren Vertreter im Einzelnen im Jahre 1866 in Holland das Licht sah, denn das vorzügliche und umfassende Werk über Göthe und dessen Zeit, welches A. Hédouin[26]) zum Verfasser hat, ist in belgischem Verlag erschienen.

Für uns Deutsche dürfte es vielleicht nicht uninteressant sein, zu bemerken, daß in neuerer Zeit unsere Classiker sich einer wachsenden Beliebtheit in den Niederlanden erfreuen; so war man auch im Vorjahr wieder in dieser Richtung thätig, und zwar haben wir, außer einer zweiten vermehrten Auflage der Frylink'schen Uebersetzung von Göthe's Faust[27]), eine metrische Uebertragung von Schiller's Maria Stuart, durch den als Uebersetzer bekannten J. J. L. ten Kate[28]), und eine außerordentlich gelungene Nachbildung der Makamen und Ghaselen Rückert's[29]) zu verzeichnen, welche den als Dichter vielversprechenden jungen Jan Ferguut (van Droogenbeeck?) zum Verfasser hat.

Wir können diesen aphoristischen Ueberblick der Erscheinungen in Holland auf dem Gebiete der Literatur und der Literärgeschichte im weitesten Sinne, im Laufe des Jahres 1866, nicht abschließen, ohne nochmals dem Wunsche Ausdruck zu geben: wir Deutsche möchten doch in Zukunft den geistigen Erzeugnissen eines Volkes mehr Aufmerksamkeit zuwenden, welches, durchaus nicht exklusiv, das geistige Leben fast aller anderen Nationen in den Kreis seiner Thätigkeit zieht, und einzelne Erscheinungen zu Tage fördert, welche jeder Literatur zur Ehre gereichen würden.

Ferd. von Hellwald.

[21]) Résumé de l'histoire de la littérature française depuis la formation de la langue jusqu' à nos jours. Deventer.

[22]) Soirées littéraires. Histoire anecdotique des auteurs français avec des appréciations littéraires. Tiel.

[23]) De methode der positieve filosofie volgens Auguste Comte.

[24]) Examen critique et supplétoire de la nature humaine, ouvrage couronné de Nourrisson. Utrecht.

[25]) Immanuel Hermann Fichte als anthropoloog en psycholog in hoofdtrekken geschetst. Zalt-Bommel.

[26]) Goethe, sa vie et ses oeuvres, son époque et ses contemporains. Bruxelles.

[27]) Faust. Dramatisch dichtstuk. Nagevolgd door H. Frylink. 2. herz. en verm. uitg. Amsterdam.

[28]) Marie Stuart; een treurspel. Het hoogduitsch metrisch gevolgd door J. J. L. ten Kate. Zutphen.

[29]) Makamen en ghazelen. Proeven oosterscher poezie door Jan Ferguut. Gent. (Besprochen: „Mag. f. d. Lit. d. Ausl." 1866. Nr. 19.)

Die chinesische Politik der Holländer.

Die luxemburgische Frage ist leider — abgesehen von dem was 1866 geschehen — seit länger als einem Menschenalter schon keine innere deutsche Frage mehr. Seitdem der Bundestag, das damalige politische Organ Deutschlands, ruhig zusah, als die Belgier die größere Hälfte des Großherzogthums vom deutschen Staatenbund abrissen und unter Sanctionirung der Londoner Konferenz mit ihrem Lande politisch vereinigten — seitdem ist Luxemburg kein bloß deutsches Objekt mehr. Eine europäische Konferenz wird folgerichtig daher auch ebenso den zweiten, wie früher den ersten Theil der luxemburgischen Frage schlichten. Höchst naiv erscheint es, daß die Holländer diese Frage, die sie im Grunde gar nichts angeht, in ihrem partikularen Interesse haben ausbeuten wollen. In ihrer eingebildeten Furcht vor Preußen und Deutschland haben sie die Absicht gehabt, Luxemburg zur Bestechung Frankreichs zu verwenden.

Wir würden es für unmöglich halten, daß das Vaterland der Hugo Grotius und der Jan de Witt eine so chinesische Politik treiben könne, wenn uns nicht der Beweis dafür im Journ. des Débats vorläge. Dasselbe berichtet nämlich, daß eine im April in Amsterdam unter dem Titel „La Prusse et les Pays-Bas" erschienene Flugschrift, die den niederländischen Geschichtsforscher, Herrn Groen van Prinsterer, zum Verfasser habe, die Behauptung aufstelle, daß man von Berlin aus in allen preußischen Provinzen und norddeutschen Ländern Schriften (écrits) verbreite, worin die Holländer als Feinde Preußens dargestellt werden, die von Letzterem die Vernichtung ihres Handels fürchteten. In diesen Schriften werden angeblich alle Leidenschaften der Deutschen gegen die Holländer erregt. Letztere aber gewarnt, ihre Antipathieen gegen Preußen zu weit zu treiben, da diese ihnen sonst theuer zu stehen kommen würden. „Holland", so soll schließlich in diesen „Schriften" von Berlin erklärt werden, „könne das, was ihm noch Werthvolles von seinem alten National-Erbe verblieben sei, nur durch den engsten Anschluß an Preußen retten." Diese „Schriften", deren erste Publicationen bis zu Anfang des Monats Februar zurückreichten, haben, wie das Journal des Débats hinzufügt, im Haag und in Amsterdam, wo man ihnen einen quasi-offiziellen Ursprung beigemessen, die größte Unruhe erregt, und zunächst zu ihrer Widerlegung hat der holländische Gelehrte das französische Pamphlet „an seine Freunde in Berlin" gerichtet.

Wir fragen nun zunächst: wer hat in Berlin diese „Schriften" gesehen, von denen Herr Groen van Prinsterer so viel Aufhebens macht und die, wie man ebenfalls zuglebt, den ersten Gedanken zu dem „Luxemburger Handel" geweckt haben, von welchem sich Holland — wie Herr Groen andeutet — durch Gewinnung des französischen Schutzes größere Sicherheit gegen die begehrlichen Eingriffe der Deutschen versprach? Existiren diese „Schriften" noch irgendwo anders, als in der Einbildung des Herrn Groen? Wir und unsere Freunde, so Viele wir auch gefragt, haben wenigstens bisher noch keine dieser angeblich seit Anfangs Februar in Deutschland verbreiteten „Schriften" gesehen.

Wer aber, fragen wir sodann, sind die „Freunde in Berlin", an welche Herr Groen seine Erwiederung richtet? Man sagt uns, daß nach dem politischen Standpunkte und nach den Neigungen des holländischen Gelehrten zu schließen, dies niemand anders sein könne, als die Männer der „Kreuzzeitung". Ist dies aber wirklich der Fall, sind wirklich nur einige von Herrn Groen in der „Kreuzzeitung" gelesene, in Deutschland selbst unbemerkt gebliebene Artikel jene angeblich

in ganz Norddeutschland mit einem „quasi-offiziellen Charakter" verbreiteten „Schriften", dann fragen wir mit Entrüstung: Wie konnte der holländische Historiker sich so weit vergessen, darauf die schmachvolle Anklage gegen Preußen zu erheben, daß es begehrliche Blicke auf das freie Niederland werfe und daß das Volk der Niederländer, dessen religiöse und Kultur-Geschichte jedem rechtschaffenen, denkenden Deutschen heilig ist, partikularistischen Zwecken Nord-Deutschlands dienstbar gemacht werden solle? Wie konnten er und seine Landsleute auf solche hypochondrische, lediglich auf Selbsttäuschung beruhende Gedanken hin die französische Regierung und (man vergl. das Journal des Débats vom 14. und 21. April) das französische Volk um Beistand gegen die Annexionsgelüste der Deutschen angehen?

„Mit der Flugschrift des Herrn Groen van Prinsterer", sagt das Journal des Débats vom 14. April, „haben wir zugleich aus verschiedenen Städten Hollands Briefe erhalten, worin man uns von den Besorgnissen schreibt, welche „die wohlbekannten Projekte Preußens" erregen, die von der preußischen Regierung nicht mehr verhehlt werden, deren Motive sogar in Noten und Denkschriften enthüllt sein sollen, welche, obwohl ohne offiziellen Charakter, doch einen authentischen Ursprung haben. Diese Motive sind, nach Versicherung unserer holländischen Korrespondenten, fast identisch mit denjenigen Motiven, die Herr von Bismarck vor einem Jahre geltend machte, um die preußische Annectirung der Elb-Herzogthümer als Nothwendigkeit erscheinen zu lassen, sowie um die Dringlichkeit einer Reorganisirung Deutschlands zu beweisen, in Folge deren Preußen in den Stand gesetzt werde, seine ihm von der Vorsehung ertheilte Mission zu erfüllen und Deutschland zu einer großen Seemacht erhoben werde, welche zugleich die Ost- und Nordsee beherrsche und dort alle rivalisirenden Einflüsse beseitige."

Giebt es wohl etwas Chinesischeres, als diese Erfindungen der Holländer, die lediglich den Zweck verfolgten, in Frankreich und England Sympathieen zu erwecken, durch welche sich diese Kranken in der Einbildung von dem Uebel, das sie quält, zu befreien hofften? Wahrlich, wenn die alte vereinigte Kraft und geistige Energie der Holländer bis zu solcher Schwäche und Unwahrheit in Thaten wie in Worten heruntergekommen sein sollte, dann wäre allerdings die Besorgniß für ihre Zukunft nicht ganz unbegründet!

J. L.

England.

Zur Geschichte Englands im Mittelalter.

II. Die Pest von 1348 und die Befreiung der Leibeigenen.

Zwei Jahre nach der Schlacht von Cressy zog der schwarze Tod durch Europa, so daß die Geschichten des halben Welttheils von seiner entvölkernden Wuth zu erzählen wissen; von Italien durch Frankreich und Deutschland kam die Seuche nach England und verheerte bald die ganze Insel. In Italien hatte sie Boccaccio's Decamerone hervorgerufen, in England gab dieses Anlaß zu Chaucer's unsterblicher Dichtung „Canterbury Tales".

Der sociale Einfluß ihrer gewaltigen Verwüstung kann nur gebührend gewürdigt werden, wenn man über die Zahl der gefallenen Opfer und über das Verhältniß derselben zur Gesammtbevölkerung begründete Annahmen aufzustellen vermag. So unwahrscheinlich dies heute nach mehr als fünf Jahrhunderten erschien, so hat doch Mr. Seebohm*) sehr befriedigende Anhaltspunkte für das Resultat gegeben, daß die Hälfte aller Bewohner des Landes der Pest zum Opfer fiel, und Mr. Rogers seinerseits ist zu dem gleichen Ergebniß geführt worden.**) In den Kirchenregistern jener fernen Periode hat der Erstere die nöthigen statistischen Anhaltspunkte gefunden; die aus den verschiedensten Theilen des Landes erhaltenen Register dieser Art zeigen, daß für jedes der 8000 bis 9000 Kirchspiele vom Vorstand seiner Diöcese alle Neubesetzungen unter den Pfründnern sammt der Ursache jeder einzelnen Vacanz eingetragen wurden. Die Durchsicht aller solchen Register, wenn sie möglich wäre — die von London und die der Diöcese von Winchester sind z. B. verloren gegangen — würde für die gesammte Pfarrgeistlichkeit Englands feststellen lassen, wie viele die Pestjahre 1348—49 überlebten. Aus den zahlreich vorhandenen, z. B. in der Bibliothek von York Minster, hat M. Seebohm die als solche geradezu aufgeführten Todesfälle während des Pestjahres zusammengestellt und damit natürlich eine Zahl und ein Verhältniß erhalten, die unter den wahren sein müssen. Im westlichen Bezirke von Yorkshire starben aber danach an der Pest mehr als zwei Drittel aller Pfarrgeistlichen und im Ostbezirk nahe so viel, in Nottinghamshire mehr als die Hälfte, ebenso in Hertfordshire. In der Diöcese von Norwich mit nur 1500 Pfarreien war es ebenso; im Jahre 1348 waren 863 Einsetzungen nöthig, und der Bischof von Norwich erhielt auf sein Ansuchen ausdrücklich die päpstliche Erlaubniß, Jünglinge von 21 Jahren zu Pastoren 2c. zu ernennen, die eben nur die Weihen erhalten hatten. Es war nothwendig, damit nicht der Gottesdienst ganz unterbrochen werde, denn trotz solchen Vorgehens blieben nicht weniger als 1000 Pfarrkirchen ohne Inhaber.

Wenn man nun fragt, ob die Sterblichkeits-Verhältnisse der Pfarrgeistlichen ein Maß geben können für die der Gesammtbevölkerung, so erhellt einerseits, daß der geistliche Beruf allerdings seine Vertreter in der Pestzeit besonders gefährden konnte durch die Pflicht des Krankenbesuchs; andererseits aber auch, daß eine besser situirte Klasse bösartigen Krankheiten immer und überall in geringerem Maße tributär ist, als die Millionen des Volks. Und es fällt das Letztere in diesem Falle um so mehr in's Gewicht, als historisch bekannt ist, daß es die Bettelmönche waren, die in der schrecklichen Pestzeit durch ihre aufopfernde Krankenpflege und Seelsorge die Herzen des Volkes für sich gewannen. Man darf also schließen, daß der schwarze Tod in den östlichen Grafschaften zwei Drittel und überhaupt eher mehr als weniger denn die Hälfte der Gesammtbevölkerung hinweggerafft habe.

Wenn auf Grund dessen die Erträge der Kopfsteuer von 1377 für dieselben östlichen Grafschaften und für die Zeit vor der Pest eine Bevölkerungszahl liefern, die der von 1830 gleichkommt, ja sie übersteigt, so ist das so unmöglich nicht, als man denken möchte; denn in der Zeit vor der großen Pest hatte sich die Bevölkerungszahl Englands nicht nur durch den Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle, sondern durch Einwanderung vermehrt und für die Energie derselben ist Zeuge, daß die keltischen Ureinwohner ganz ebenso wie in unserer Zeit die nordamerikanischen Indianerstämme überall zurückgedrängt wurden bis in die natürlichen Festungen des Westens und Nordens

*) Fortnightly Review. 1866, No. 8.

**) History of Agriculture and Prices in England, from 1259 to 1793.

Die großen Ströme der sächsischen, normannischen und vlamischen Einwanderer folgten auf einander; und die Letzteren vorzugsweise fügten zu dem Fleiße des Landbauers den Geist des Handels und der industriellen Betriebsamkeit, welche dann in der Wollenweberei z. B. mit jener in den nützlichsten Bund trat; alle zusammen Quellen eines Wohlstandes, der schon damals England vor allen anderen Ländern Europas auszeichnete und der schließlich allein z. B. die glanzvolle, ebenso kriegerische, als prächtige Regierung Eduard's III. möglich machte, welche freilich nach fünfzigjähriger Dauer düster genug zu Ende kam. Die Annalen von Norwich, Bristol, Oxford, London ꝛc. geben Beweise für die große Blüthe des Landes und die Höhe der Bevölkerungszahl vor der großen Pest und für die schreckliche Reduction in der letzteren, welche dieselbe herbeiführte.

Kein Zweifel, daß eine solch' ungeheure und plötzliche Verminderung der Menschenzahl die einschneidendsten Veränderungen in allen Gebieten der Volkswirthschaft hervorrufen mußte und kein Wunder also, daß sie mit einer socialen Revolution von solcher Bedeutung im Zusammenhang erscheint, wie die Befreiung der Leibeigenen. Diese ward dadurch vollendet und die Art, in welcher sie schließlich ausging, ist durch die Verheerungen der Pestzeit bedingt. Als im Juni 1349 der Rath des Königs zur Wiederaufnahme der legislativen Arbeiten zusammentrat, welche durch die Pest unterbrochen waren, war die Beseitigung oder Einschränkung der aus der Entvölkerung drohenden Uebel seine erste Sorge; von überall lag die Klage vor, daß nach dem großen Sterben durch die erschreckliche Verminderung der Zahl arbeitender Hände nur gegen übermächtige Löhne Arbeiter zu finden seien und der Rath befahl, daß alle arbeitsfähigen Dienstleute, freie sowohl als leibeigene, unter 60 Jahren, ihren Herren, oder falls von diesen nicht in Anspruch genommen, Andern, die ihre Arbeit begehrten, um dieselben Löhne dienen sollten, wie sie vor der Pest üblich waren — bei Gefahr der Einsperrung! Den Herren und allen Staatsangehörigen ward gleichzeitig vorgeschrieben, höhere Löhne nicht zu geben und verboten, die „kühnen Bettler“ irgendwie zu begünstigen oder zu unterstützen. Man fand aber bald, daß überall trotz der Strafandrohungen die höheren Löhne gezahlt werden mußten und daß auf Seite der Arbeiter ausgedehnte Vereinigungen zu ihrer Sicherung im Kampfe bestanden; selbst der Versuch mißlang, durch Ueberweisung der „gesetzwidrig“ gezahlten höheren Lohnbeträge an die Communen, die Städte in's Interesse an der Durchführung der Erlässe zu ziehen. Es war ein Strike nach moderner Bezeichnung, die leibeigenen und freien Arbeiter waren im Bunde und einig, nicht zu arbeiten außer gegen Bewilligung der geforderten höheren Löhne. Selbst das gemeinschaftliche Einstehen für den Unterhalt der im Strike Befindlichen scheint nicht gefehlt zu haben. Die Parlamente der nächsten Jahre haben schwere Arbeit mit den Versuchen, den Strike zu bewältigen; Lohnscalen wurden festgestellt, Geldstrafen auf ihre Verletzung gelegt und Strafen ausgesprochen gegen die Arbeiter, welche ihren Heimatsdistrikt verlassen würden, — im Jahre 1357 ward dem Herrn das Recht zugesprochen, dem wieder eingefangenen flüchtigen Arbeiter mit heißem Eisen den Buchstaben F auf die Stirn zu brennen! — das Uebel ward nur ärger. Im Jahre 1362 und später wird beklagt, daß die Priester überall mehr verlangen als was ihnen gebührt, daß die widerspenstigen Arbeiter sich durch Eidschwüre verbunden, daß sie gemeinschaftliche Kassen angelegt haben ꝛc.; es sei unmöglich, die zu der Bestellung der Landgüter unentbehrlichen Arbeitskräfte zu erlangen, so daß das Getraide auf dem Felde ungeschnitten verderbe. Man wiederholte noch 1378 die strengen und erfolglosen Gesetze, denen gewiß auch im ganzen Lande der Opfer viele gefallen sind; aber man konnte sich wohl kaum mehr darüber täuschen, daß es unmöglich sein werde, das Volk, das frei sein wollte, in Knechtschaft zu erhalten. Die Gesetze der Volkswirthschaft waren durch Decrete nicht unwirksam zu machen. Die unablässigen, trotz der Pest fortgeführten Eroberungskriege in Frankreich, die Kämpfe in Schottland, die beide den Wohlstand und die Arbeitskraft des Landes arg decimirten, mußten die Wirkungen derselben nur rascher und eindringlicher machen. Schon lange war ein Theil der Strafgelder, welche die erlassenen Gesetze auflegten, zur Bestreitung der Auslagen für den Krieg in Frankreich verwandt worden; jetzt nachdem der Strike der arbeitenden Klassen an die 40 Jahre bereits gedauert hatte, brach gegen die Erhebung der Kopfsteuer, die so eben für die Weiterführung des Krieges bewilligt worden war, die Aufregung des Volkes in offenen Widerstand aus (1381). Ein in seiner Tochter verletzter Mann, Wat Tyler, erschlug den Steuereinnehmer in Kent und ein allgemeiner Ausbruch in Kent und Norfolk war das Echo der Volks-Sympathie; das Einverständniß breitete sich rasch über andere Theile des Landes aus; im Juni zogen die Empörer in großer Macht unter Tyler, Ball und Straw (zwei Priestern) vor London und verlangten, daß der junge König Richard — Eduard war 1377 gestorben — ihre Beschwerden und Forderungen anhöre und Abhilfe schaffe; die wühlerische Predigt über den Text: „Als Adam grub und Eva spann, wer war da ein Edelmann?“ bezeichnete die Richtung ihrer sich steigernden Leidenschaft. Der König wagte vergeblich in Mileend den Besuch, die Aufgeregten durch Unterredung zu beschwichtigen, es wurde ihnen die Befreiung aller Leibeigenen, die Oeffnung aller Märkte, niedriger Pachtpreis und Amnestie zugesagt; aber am andern Tage stürmten sie und plünderten den Tower, mordeten den greisen Erzbischof und wütheten gegen Leben und Eigenthum der flandrischen Kaufleute. Am Tage darauf stieß der König mit dem Mayor von London, dem tapfern Walworth, in Smithfield auf Tyler und seine Bande, und als dieser frech den König insultirte, tödtete ihn Walworth durch einen Dolchstich in die Kehle; der Muth der Empörer schwand plötzlich, sie wurden zu Paaren getrieben, soweit sie nicht eiligst nach Hause flohen. Hunderte der Empörer erlitten überall die Strafe der Verräther; die Befreiungsbriefe widerrief das Parlament, aber die Befreiung selbst war nicht mehr aufzuhalten. Die Empörung war zu ihrer Vollendung nicht mehr nöthig, sie war wohl auch kaum zu ihrer Erkämpfung entstanden. Sie erklärt sich aus der ganzen Lage der Zeit. Trotz aller Siege, kam der französische Krieg nicht zu Ende, das erwachte Nationalgefühl eines großen Volkes war durch keinen Sieg zu unterdrücken; aber Wohlstand und Blut düngten noch immer die französischen Felder. Da endigte die Regierung Eduard's III., die an Siegen und an Pracht so reich gewesen, in der traurigsten Weise; vor dem Vater (1376) starb sein heldenhafter Sohn, der Stolz des Landes, der schwarze Prinz, und der neunjährige Knabe Richard wurde zum Erben der Krone bestimmt; König Eduard aber hatte sich schon seit dem Tode seiner trefflichen Gemahlin Philippa (1369) dem Einflusse einer unwürdigen Courtisane hingegeben und ging in demselben unter; 1377 starb er verlassen und elend. Anderseits war das Volk in allen Schichten seit lange gegen die Prasserei und Herrschsucht der hohen Geistlichkeit, gegen die Geldfängerei des Papstes und der Cardinäle aufgebracht, zahllose Vorstellungen der Parlamente waren dagegen ergangen,

die Priester selbst waren unzufrieden und hofften nicht auf Besserung von oben; die Wanderprediger, welche das Land durchzogen, waren ohne Zweifel die Hauptvermittler des Einverständnisses unter den Unzufriedenen. Die Ball und Straw zeigen uns die Kehrseite des Bildes, das von der edlen reformatorischen Gestalt Wycliffe's beherrscht wird. Wiiler.

Italien.

Abbate Galiani, ein neapolitanischer Philosoph des vorigen Jahrhunderts.

Der Einfluß der französischen Kultur auf die Bürger des 18. Jahrhunderts tritt naturgemäß am klarsten an den französirenden Ausländern hervor, welche in den Tagen des sinkenden ancien régime den Lichtkreis der Pariser Bildung unverdrossen umschwärmt haben. Das Ergebniß dieser Anziehungskraft war die „französische Literatur außerhalb Frankreichs", jener unerschöpfliche Stoff des Literar-Historikers A. Sayous, dessen „Le 18e siècle à l'étranger" nach dem ähnlichen Werk über das 17. Jahrhundert die Glanzperioden des französischen Einflusses mit ebenso viel Geist als Gründlichkeit schildert. Auch Italien hat dem Zauber des alten Frankreichs nicht widerstehen können: unter den Freunden von Preußens großem Friedrich, also in dem geistigen Hauptquartier des außerfranzösischen Frankreichs, erblicken wir den kenntnißreichen und feinen Marchese Algarotti, welcher an Tiefe und sittlichem Ernst viele der Koryphäen jener Zeit überragte. Eine andere, wenngleich ebenfalls bedeutende Natur war der Abbé Galiani. Dieser geistreiche Denker und Volkswirth hat dem französischen Genius noch näher gestanden, als Algarotti. Man findet bei Galiani den sprudelnden Neapolitaner und das Mitglied der Pariser bureaux d'esprit vereinigt. Der Freund und langjährige Korrespondent der Madame d'Epinay hatte nicht bloß an dem Schaum der Pariser Gesellschaft genippt; er ist mit der seiner Nation eigenen Regsamkeit in den Kerngehalt dieser sonderbaren Welt eingedrungen, einer Welt, die kurz vor ihrem Tode warmblütigee und lebensfrischer war, als unsere heutigen so anmaßend einherstolzirenden „Richtungen" mit ihrer Scheinheiligkeit und ihrem schlecht verhüllten Materialismus.

Es ist ein achtbares literarhistorisches Verdienst, welches der fleißige Schriftsteller Paul Ristelhuber in Straßburg (auch Uebersetzer von Schiller's „Maria Stuart"*) und von Heine's „Intermezzo") sich erwarb, indem er 1866 unter dem Titel: Un Napolitain du dernier siècle: Contes, lettres et pensées de l'Abbé Galiani, avec introduction et notes. (Paris, librairie centrale) eine Auswahl aus den besten Geisteserzeugnissen Galiani's veranstaltet hat. Die Briefe an seine Pariser Freundin, Frau von Epinay, nehmen hier mit Recht einen hervorragenden Platz ein, denn sie verkörpern das innere wie das äußere Band, welches den neapolitanischen Volkswirth, Münzkenner, Archäologen und Sprachforscher mit dem Centrum des französischen Geistes verknüpfte. Diese Briefe sind ein kleiner Spiegel des Zeitalters, eine kulturhistorische Merkwürdigkeit, voll treffender Spitzen, tief begründeter Urtheile, blitzender Schlaglichter, die über das Dunkel der Zustände daherfahren. Das „après nous le déluge" bildet den steten tragischen Hintergrund der heiteren Komik. Wenn Galiani unterm 23. April 1774 über Voltaire's Commentar zum Corneille sich verbreitet, so ist dies Anlaß genug, um dem klugen Abbé einen schmerzlichen Zweifel an der Fortdauer der Gesellschaft abzupressen. Ob das zeitgenössische Geschlecht eine Nachkommenschaft haben wird und nicht etwa eine „allgemeine Sündfluth" (déluge universel) hereinbricht, erscheint ihm fraglich. Mit Bangigkeit begrüßt er (Brief an Madame d'Epinay vom 4. Juni 1774) die Thronbesteigung Ludwigs XVI. Die Laster des alten Frankreichs hält er für untrennbare Eigenschaften des gesellschaftlichen Zustandes dort und in ganz Europa. Das sei sehr sonderbar, aber sehr wahr: „Sehen wie darum nichts voraus! Das ist der sicherste und am wenigsten traurige Entschluß, den wir fassen können!"

Und wenige Tage später wird Galiani selbst der Aufforderung untreu; er schreibt am 8. Juli 1774 an seine Freundin einen ganzen Brief über das Verhängniß (le destin); er erinnert an das „agnosco fatum Carthaginis", das Hannibal bei der Nachricht vom Tode seines Bruders Hasdrubal ausrief. Der Tod des spanischen Ministers Mora schneidet ihm alle Hoffnungen auf Reformen in Spanien ab; ebenso, meint er, werde es in Frankreich ergehen, die Macht des Verhängnisses werde hindern, daß Herr v. Sartine auf den fanatischen Saint-Florentin folge und Breteuil von Herrn v. Vergennes überflügelt werde. „Ihr waret, Franzosen, fährt er fort, und täuschet euch nicht darüber! Ihr werdet sehen, wartet nur, mit welcher Geschicklichkeit, mit welcher bewunderungswürdigen Verkettung das Verhängniß, dieses Wesen, welches ein langes Gedächtniß hat, dem bestmöglichen, dem bestgesinnten Könige alle seine Pläne vereiteln, alle seine guten Absichten von ihrer Richtung ablenken und ihn thun lassen wird, was das Verhängniß will und was wir nicht wollen würden."

Die Grundstimmung der Briefe Galiani's und seiner scharfsinnigen „Pensées" (S. 77—139) ist der Pessimismus! Dieser ist keineswegs ein bloßes Aushängeschild, Galiani meint es ehrlich mit ihm. Er ist sehr wenig erbaut von Demjenigen, was alle Welt in die Wolken erhob; der radikale Zweifel erscheint ihm wie eine Art Seiltanz, den Jeder bewundert und kein anständiger Mensch nachahmt und das Système de la Nature des Baron Holbach findet er zu lang, zu hitzig und gerade so geschrieben, als fühle der Autor mehr das Bedürfniß, sich selbst, als Andere zu überzeugen. Auch verwirft er den Fatalismus, weil wir gar nicht wissen, von wieviel Rädern die Weltmaschine in Bewegung gesetzt wird. Doch bei alledem ist er ein echter Bürger seiner Zeit, spöttisch, philosophisch, freigeisterisch und frivol. An Galiani hat die Denkfreiheit einen aufrichtigen Bekenner gehabt.

Ueber gewisse Bücher sagt er: „Ein Buch, welches nicht gelesen wird, ist ein Buch, das nicht geschrieben ward, und ein Buch, das nicht geschrieben ward, darf nicht verfolgt werden." Die Steuern nennt er den ewigen Schnupfen des modernen Staates. Und wenn er die Taschenspielereien der französischen Finanzminister schildert, so klingt auch hier der Refrain: „après nous le déluge!" Trauttwein von Belle.

*) Eine vorzügliche Uebertragung dieses Schiller'schen Werkes lieferte jüngst der geniale Uebersetzer aller Dramen Schiller's, Herr Th. Braun, Ober-Consistorial-Präsident der lutherischen Kirche Frankreichs.

Rußland.

Geistesprodukte der süd-sibirischen Türkenstämme.

Herr Wilhelm Radloff aus Berlin, der kühne und unermüdete Wanderer im Altai und im Süden desselben bis zum „Himmelsgebirge", hat im vorigen Jahre die zwei ersten ansehnlichen Bände seiner „Proben der Volks-Literatur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens" zu Petersburg an's Licht treten lassen. Der eine Band enthält türkische Texte in russischer Schrift, die ihm von Individuen der verschiedenen Stämme entweder diktirt oder (zum kleineren Theile) schriftlich mitgetheilt sind, der andere seine eigene deutsche Uebertragung derselben. Dem letzteren Bande ist ein interessantes „Vorwort" des Akademikers Schiefner, in deutscher, dem ersteren des Herausgebers eigenes „Vorwort" in russischer und deutscher Sprache vorangestellt. Noch mehrere Bände ähnlichen Inhalts werden folgen und Grammatik nebst Wörterbuch der verschiedenen türkischen Dialekte, in welchen diese „Proben" abgefaßt sind, den Beschluß machen.

Mit Recht sagt Herr R. (Vorwort S. XIII): die Idiome Süd-Sibiriens und der dsungarischen Steppe seien um so wichtiger für die Sprachwissenschaft, da sie sich frei erhalten haben von dem entstellenden Einflusse des Islam (was hier so viel sagen will als: vom Einfluß der arabischen und persischen Sprache); denn die meisten dieser Völkchen hängen jetzt noch dem uralten Geisterdienste (sogenannten Schamanen-Glauben) an und sind nie mit Muhammedanern in engere Berührung gekommen.

Die beiden veröffentlichten Bände sind, da sie gleiche Texte enthalten, insofern nur als Einer zu rechnen, und der Verf. verspricht noch zwei solcher Doppel-Bände folgen zu lassen, ehe die grammatisch-lexikalische Abtheilung an die Reihe kommt. Der vorliegende erste Doppelband also umfaßt Geistes-Erzeugnisse der eigentlichen Altaier, der Teleuten, Lebed-Tataren, Schoren und Sojonen. Der ganze Stoff zerfällt in Sprichwörter, Märchen, sagenhafte oder historische Gesänge, einfache, zum Theil improvisirte Lieder u. dgl. Das Meiste hat eine Art Rhythmus, der sich den Singweisen anschmiegt. Alles Lyrische trägt den Stempel einer zügellos ausschweifenden und doch ziemlich dürftigen Steppen-Phantasie, sehr ähnlich den Proben, die im Anhang zu Castrén's koibalischer und karagassischer Sprachlehre mitgetheilt sind. Von ästhetischem Werthe kann hier kaum die Rede sein; höher anzuschlagen ist der Werth des so reichlich Mitgetheilten für die Kenntniß des Seelenlebens der betreffenden Völkchen, und am höchsten die linguistische Fundgrube, welche diese Proben dem Forscher eröffnen. Das meiste Interesse wird man wohl, ganz abgesehen von sprachlichen Besonderheiten, der ausführlichen Selbstbiographie eines zum Christenthum bekehrten Teleuten zuwenden.

Herrn Schiefner's Vorwort hebt besondere Quellen dieser Volkspoesie des Altai hervor, auf Berührungspunkte mit Sagen und Märchen tschudischer, mongolischer, arischer Völker hindeutend. „Was die Spuren fremden Einflusses betrifft — sagt der Verf. — so ist auf asiatischem Wege zuerst das alt-iranische Element, dann das mongolische mit buddhistischem Kultus, von europäischer Seite aber das Russische mit dem griechisch-christlichen Kultus des Abendlandes wirksam gewesen." Merkwürdig verwebt zeigen sich diese Elemente in den Schöpfungs-Mythen.

Wir bemerken noch, daß einige der kürzeren oder längeren Stücke schon in Erman's „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland" zu lesen sind, wohin Herr R. eine Reihe Reisebriefe aus dem Altai u. s. w. seiner Zeit lieferte, z. B. das Lied von Myrat Pi (Murad Bey) im 20sten Bande (S. 594 ff.), das (auch bei Finnen, Polen u. s. w. sich vorfindende) Märchen vom Frosche als Braut (Band 21, S. 211 ff.), die Sage vom Helden Ak Köbök und die vom „Jüngling" (Bd. 23, S. 25 ff., S. 45 ff.), und manches Andere.

Kleine literarische Revue.

— **Van Praët's historische Essays.** Der gelehrte Staatssecretair des verewigten Königs der Belgier, Leopold's I., Herr Julius van Praët, hat soeben ein Werk zur Kulturgeschichte der Niederlande herausgegeben, das man in Deutschland, wo man zu allen Zeiten Theilnahme für die Kultur-Bestrebungen und Kämpfe des Gebietes gehabt, welches der Ausläufer und der Begegnungspunkt der germanischen und der romanischen Bildung ist, gewiß mit Interesse lesen wird. Der Titel des Buches: Essais sur l'histoire politique des derniers siècles, ist dem speciellen Inhalt desselben gegenüber etwas zu universell; das Buch behandelt allerdings die Geschichte der Jahrhunderte von Kaiser Karl V. bis zum Tode Wilhelm's III., Gemahls der Königin Marie von Großbritannien, jedoch lediglich im Rahmen des niederländischen Kulturlebens, das wiederum hauptsächlich in den Schilderungen einzelner, historischer Charaktere sich abspiegelt. Karl V., Philipp II., Granvella, Alba, Don Juan d'Austria, Wilhelm von Oranien (Taciturnus), Moritz von Nassau, Egmont, Wilhelm III., Jan de Witt u. A. werden in großen, nach tiefen geschichtlichen Forschungen aufgenommenen Zügen dargestellt. Es ist dies eine historische Bildergalerie, wie sie ein anderes Land und eine andere Zeit nicht leicht zu liefern vermögen. Allerdings ist die Zeit der großen Alles beherrschenden und bewältigenden Individualitäten in jedem Lande der Welt vorüber; gleichwohl können die treuen historischen Spiegelbilder solcher Männer, wie der von Herrn van Praët mit so eingehendem Studium behandelten, auch heutzutage noch vielfach zur Aufmunterung einerseits und zur Warnung andererseits dienen.

— **Wilhelm von Oranien, der Befreier der Niederlande***) Wir knüpfen an das Vorstehende die Anzeige eines Vortrages, der den großen „Schweigsamen" zum Gegenstand hat und im abgelaufenen Winter sowohl in Berlin als in Stettin mit Theilnahme und Beifall gehört wurde, da man in Deutschland nicht aufhört, trotz der politischen Schwäche und Böswilligkeit der heutigen Holländer, lebhafte Bewunderung für ihre Freiheitsliebe und ihre Geschichte überhaupt zu hegen. Unter Oranien's, des deutschen Fürsten, Einwirkung, ist am 23. Januar 1579 zu Utrecht der Freistaat der vereinigten Niederlande auf ewige Zeiten begründet worden. Einheit und Selbständigkeit der Provinzen, Freiheit des Glaubens, Gemeinsamkeit der großen politischen Interessen, bei voller Selbstverwaltung der Körperschaften, bildeten das Programm dieser gewaltigen Stiftung, die im Wesentlichen noch heutzutage besteht, obwohl das Ober-

*) Von E. Trautwein v. Belle, Dr. jur. In der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und v. Holtzendorff (Ser. II., Heft 26). Berlin, C. G. Lüderitz, 1867.

haupt derselben nicht mehr den Titel eines Statthalters, sondern den eines Königs hat. Die von Wilhelm von Oranien verfaßte „Apologie" der Freiheit mit dem Schlußworte: „Je maintiendrai!", eine Erwiederung auf das inquisitorische Manifest, welches der spanische Henkerkönig im J. 1580 gegen die Niederlande geschleudert hatte, ist als der eigentliche Scheidebrief der freien, nördlichen Niederlande von dem knechtenden Regimente der Spanier zu betrachten. Es folgte darauf am 26. Juli 1581 die von den im Haag versammelten Generalstaaten ausgesprochene Unabhängigkeits-Erklärung der sieben nördlichen Provinzen Brabant, Geldern, Zütphen, Holland, Seeland, Friesland und Over-Yssel, denen sich auch noch die beiden südlichen Provinzen Flandern und Mecheln angeschlossen hatten. Am 10. Juli 1584 ward Wilhelm im Prinzen-Hofe zu Delft von einem gedungenen Meuchelmörder erschossen. Sein letzter Gedanke, sein letztes Wort hatte dem Volke gehört, dessen Freund und Führer, dessen Vater er in bitterster Trübsal gewesen. Noch heutzutage lebt das von seinem tapfern Freunde Philip Marnix von St. Aldegonde gedichtete vlamische „Wilhelmus-Lied", das den Oranier zugleich als deutschen Fürsten feiert, im Munde des Volkes. Es wurde zuerst als Trostlied nach dem Tode des Helden gesungen und später als Kriegslied zur Begeisterung des niederländischen Volkes. Emanuel Hiel, der poetische Herausgeber der Nederduitsch Tijdschrift, theilt in einem der letzten Hefte derselben (als Anhang zu einer von ihm gedichteten vlamischen Cantate „de Schelde") den vollständigen Text des alten Wilhelmus-Liedes mit. Wir geben hier die erste und fünfte Strophe des Liedes in seiner alt-vlamischen Schreibart wieder:

Wilhelmus van Nassouwe
Ben ick, van Duytschen bloet,
Den vaderlant ghetrouwe
Blijf ick tot in den doedt,
Een prince van Orangien
Ben ick, vrij, onverveert,
Den coninck van Hispangien
Heb ick altijd gheërt.

Edel en Hooch geboren,
Van keyserlicken stam,
Een vorst des Rijks vercoren,
Als een vroom christenman,
Voor Godes woort ghepreesen
Heb ick, vrij, onversaecht,
Als een helt sonder vreesen,
Mijn edel bloet ghewaecht.

— **Preußens Geschichte und sein deutscher Beruf.***) In vielen der neuen Angehörigen, die der preußische Staat jüngst gewonnen hat, wird der berechtigte Wunsch sich regen, mit der Geschichte desselben in einer Weise bekannter zu werden, der weder schulgerechte Compendien, noch fachgelehrte Quellenwerke entsprechen. Für solches Bedürfniß besonders dürfte sich die neueste Geschichte des preußischen Staates empfehlen, deren Verf. in der an Fritz Reuter gerichteten Vorrede sagt: „Ohne auf historische Gelehrsamkeit Anspruch zu machen, war ich bemüht, die in so vieler Beziehung unvergleichliche Geschichte unseres (auch Reuter's? Mecklenburg ist doch noch nicht annectirt) Vaterlandes schlicht und einfach zu erzählen. Es werden sich noch gar Viele an einer solchen Aufgabe versuchen müssen, bis dieselbe in genügender Weise gelöst wird." Die Art, in der hier die Lösung versucht wird, steht offenbar ihr Vorbild in der Macaulay'schen Darstellung, doch zeigt sich Verf. auch wesentlich von Carlyle's Heroen-Theorie beeinflußt, aus der es sich z. B. erklärt, daß er ursprünglich beabsichtigte, die Darstellung der Geschichte des preußischen Staats mit dem großen Kurfürsten zu beginnen. Ueber Details, die Wahl des Gegebenen und des Uebergangenen, besonders in der Einleitung, und Anderes, ließe sich mehrfach rechten, doch muß dem Verf. seine männliche Ehrlichkeit lobend angerechnet werden, die ihn vor Schönfärberei bewahrt, obgleich er Preußens Beruf aus den höchsten Gesichtspunkten mit patriotischer Zuversicht betrachtet, und der historische Sinn, mit dem er bei entschiedener Freisinnigkeit sich nicht hinreißen läßt, Personen und Verhältnisse vergangener Jahrhunderte nach dem Maßstabe moderner Principien ungerecht zu verurtheilen.

F. H.

*) Geschichte des preußischen Staats von Dr. Felix Eberty, Prof. in Breslau. Erste Abtheilung. Bis zum Regierungs-Antritt Friedrichs des Großen. 2 Bde. (Bd. 1 von 1411—1688, Bd. 2 von 1688—1740.) Breslau, Eduard Trewendt, 1867.

— **Ueber die Strukturverhältnisse der Steinkohle.** Unter den wissenschaftlichen Sammlungen, welche aus Deutschland zur Pariser Welt-Ausstellung gesandt worden, erscheint jedenfalls als eine der interessantesten und zugleich nicht am mindesten wichtigen, die des Professors Dr. Göppert, Directors des botanischen Gartens in Breslau. Sie besteht in 24 Exemplaren und Photographieen, nebst einer Anzahl durch Schieferthon ausgefüllter Sigillarien, aus der 12,000 Nummern fossiler Pflanzen enthaltenden Privat-Sammlung Göppert's, welche die gesammten Forschungs-Ergebnisse auf diesem Gebiete veranschaulichen und erläutern. Gerade Göppert hat bekanntlich zu den bedeutsamen Forschungen über die Entstehung der Steinkohle außerordentlich wichtige Beiträge geliefert und ihm steht es daher wohl zu, der wissenschaftlichen, wie der gebildeten Welt überhaupt, hier gleichsam ad oculos zu demonstriren: was bis jetzt darüber erforscht und festgestellt worden und worin die Beweise für die Behauptungen der Wissenschaft bestehen. Als sehr interessante Beigabe zu dieser Ausstellung hat Herr Geheimerath Göppert eine kurz gefaßte Abhandlung unter dem obigen Titel erscheinen lassen, welche, von der ersten Begründung der Mineralogie als Wissenschaft (durch Agricola 1544) beginnend, in gedrängter Uebersicht die Hypothesen, Erforschungen und deren Begründungen über die Entstehung und Zusammensetzung der Steinkohle verfolgt und beleuchtet. — Mit diesen Hinweisen müssen wir uns begnügen, da uns ein tieferes Eingehen auf die kleine Schrift zu weit führen würde. Es wird jedoch auch des Weiteren gar nicht bedürfen, um die Besucher der Ausstellung auf Göppert's Sammlung und andere, für diesen Zweig der Mineralogie sich Interessirende auf die anziehende kleine Schrift aufmerksam zu machen.

— **Mineralien-Sammlungen für Schulen.** Der Eifer, mit dem alle Gebiete der Natur erforscht werden, ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Um die Liebe zu den Naturwissenschaften auch im Volke zu wecken, muß die Schule nicht nur durch Unterricht, sondern auch durch instructive Anschauungsmittel thätig sein. Für die Belebung des Unterrichts in der Mineralogie fehlte es bis in die neuere Zeit an guten und billigen Mineralien-Sammlungen. Herr E. Leisner, Lehrer zu Waldenburg in Schlesien, hat nun diesem Uebelstande abgeholfen. Durch langjähriges Studium der Mineralogie, viele Reisen und Verbindungen in den meisten

Ländern Europas ist es ihm möglich geworden, Mineralien-Sammlungen für die verschiedensten Schulen: Volks-, Real, Gewerbeschulen, Gymnasien und Universitäten preiswürdig und instructiv zu liefern. Auf der Pariser Weltausstellung ist in der preußischen Abtheilung eine der Leisner'schen Sammlungen unter anderen als zweckmäßig erkannten Lehrmitteln mit aufgestellt worden. Wir glauben, diese Zusammenstellungen Schulen und Privatpersonen zur Anschaffung empfehlen zu dürfen. Eine Sammlung von hundert Mineralien, deren Vollständigkeit nach der Seite der Oryktognosie, wie nach der der Geognosie, nichts zu wünschen übrig läßt, kostet in Verbindung mit dem entsprechenden Fächer-Kasten nicht mehr als 6⅔ Thaler.

Literarischer Sprechsaal.

Die bei Gelegenheit der Feier des Shakspeare-Trecentenariums am 23. April 1864 in Weimar gegründete Deutsche Shakspeare-Gesellschaft hielt am 23. April d. J. in Berlin ihre General-Versammlung. Die Zahl der Mitglieder ist allerdings in diesen drei Jahren nicht sehr gewachsen, aber unter ihren Namen vermißt man kaum Einen von Denen, die sich in Deutschland jetzt lehrend, kommentirend oder übersetzend mit dem britischen Dichter beschäftigen. Einer der geschätztesten derselben, Professor Ulrici aus Halle, führte den Vorsitz und hielt den Präsidial-Vortrag, der sich mit den sogenannten Mängeln und Fehlern Shakspeare's beschäftigte, welche in geistreicher Weise charakterisirt und gewissermaßen als Sonnenflecke bezeichnet wurden, die, auf einem tieferen Hintergrunde ruhend, nur dazu beitrügen, die Phantasie zu beschäftigen und die Bewunderung des großen Ganzen zu erhöhen. Ueberraschend für die Versammlung waren die Aufschlüsse, welche sie über die im Schoße des Vorstandes herrschenden Widersprüche über die von der Gesellschaft beschlossene Herausgabe eines neuen deutschen Shakspeare erhielt. Während die Majorität des Vorstandes und mit ihr auch die Majorität der Gesellschaft die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung als die klassische Grundlage anerkannt hatte, an welche die literarischen, die Verbreitung der Werke des Dichters im Deutschen Volke fördernden Arbeiten der Shakspeare-Gesellschaft geknüpft werden sollten, haben die beiden ersten Vorstandsmitglieder derselben, die Herren Dingelstedt und Bodenstedt, Jeder auf eigene Hand, sich an die Spitze von Concurrenz-Unternehmungen gestellt, die um die Gunst des Publikums werben, und von denen das Eine, die im „Bibliographischen Institut" von Hildburghausen erscheinende Shakspeare-Uebersetzung, schon ein halb fertiges Werk war, als Herr Dingelstedt die Leitung desselben übernahm. Man kann diese Concurrenz dreier gleichzeitig bei drei verschiedenen Verlegern erscheinenden Uebersetzungen nur bedauern, die, wenn auch nicht für das Publikum, doch jedenfalls für die deutsche Shakspeare-Gesellschaft keine ersprießlichen Folgen haben kann.

Der geistvolle Verfasser der „problematischen Naturen", Herr Friedrich Spielhagen, hatte am 26. April seine Berliner Freunde zu einer Vorlesung über den englischen Novellisten Thackeray eingeladen — was natürlich für viele mit beiden Schriftstellern vertraute Frauen und Männer verlockend genug war. Es ist jedenfalls ein interessanter Einblick in die Werkstätte der Romandichtung, den uns ein Cicerone verschafft, der selbst ein so feiner Beobachter der Gesellschaft und des Menschenherzens ist. Und in der That war es eine künstlerische Studie des humoristischen Romans im heutigen England, die uns Herr Spielhagen im Laufe einer rasch vorübergegangenen Stunde bot. Das heutige England, das England der „Snobs" und der „Lordolatrie", ist nicht mehr, wie das England Fieldings und Oliver Goldsmith's, der klassische Boden des Humors, der mit lachendem Munde die Wahrheit sagt und mit thränendem Auge auf die Kontraste des Lebens und des Ideals hinweist. Weder die Snobs noch die Lords vertragen heutzutage die Wahrheit, und der Humorist, der die moderne englische Welt schildert und von ihr gelesen sein will, kann nicht die volle, sondern darf nur die halbe Wahrheit sagen. Diese Welt der „Menschen erster Klasse", wofür sie Alle gelten wollen, hat Thackeray allerdings in seinem „Eitelkeits-Markt" und in den meisten seiner übrigen Werke, besonders in den Snob Papers und im „Pendennis", mit Grazie und mit großem bewunderswerthem Talente skizzirt, aber eben weil er nicht die volle Wahrheit zu sagen gewagt, weil seine Figuren in gewissen, einmal von den „obersten Zehntausend" als zulässig erklärten Typen stets wiederkehren, werden dieselben bald vergessen sein, während Tom Jones, Tristram Shandy und der Landpfarrer von Wakefield noch lange in der Erinnerung des dankbaren englischen Volkes fortleben werden.

Von Gutzkow's neuem Roman „Hohenschwangau" erschien soeben in Leipzig (Brockhaus) der zweite Band. Gleichzeitig wird uns von dort berichtet, daß von dem vor Monatsfrist ausgegebenen ersten Bande bereits eine zweite Auflage nöthig geworden, da überall in Deutschland für das neue Werk des Verfassers der „Ritter vom Geiste" ein lebhaftes Interesse sich zeigt. In Berlin soll eine einzige Sortiments-Handlung, die zugleich eine Leihbibliothek besitzt, hundert Exemplare und in Wien eine Buchhandlung achtzig Exemplare bestellt haben.

Die Regierung von Costarica hat einer Gesellschaft, die in New-York ihren Sitz hat, das Recht verliehen, westlich von der Panama-Bahn eine Eisenbahn zur kürzesten Verbindung des Atlantischen und des Stillen Meeres zu erbauen. Zwei deutsche Namen sind auf dem betreffenden Vertrag unterzeichnet: Franz Kurtze, als Agent der Regierung von Costarica, und Wilh. Aufermann, als Secretair der Gesellschaft.

Wir machen auf den im Inseraten-Theil unseres Blattes befindlichen Aufruf aufmerksam, den ein Verein deutscher Männer in Barmen zu Gunsten des in England in nicht erfreulichen Verhältnissen lebenden Dichters Ferd. Freiligrath erläßt. Es handelt sich hier nicht um eine politische Demonstration, die jetzt auch, wo der Parteienkampf in Deutschland ruht, nicht an der Zeit sein würde, sondern lediglich um das Aufbringen einer Ehrengabe des deutschen Volkes, das seine Dichter zu schätzen weiß.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — Berlin, den 11. Mai 1867. — [N° 19.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Harrwitz (D.), Lehrbuch des Schachspiels

enthaltend die Analyse der Eröffnungen und Endungen

nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen, Boden, Harrwitz, Kieseritsky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen,* dem Verfasser u. A.

$21\frac{1}{4}$ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (297)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin ist zu beziehen:

Etymologische Untersuchungen über geographische Namen

von **Dr. C. A. F. Mahn.**

Lieferung 1–4. 1862. 8. zu je 5 Sgr. Lieferung 5–7. 1863. 15 Sgr.

Inhalt: 1. Einleitung, Bedeutung des Flussnamens Spree. — 2. Havel, Elbe, Tiber, Rhein. — 3. Braunschweig, die Oker und der Klint, Paris und Lutetia Parisiorum, Walchsel, Hamburg. — 4. Madrid, Rostock, Wittstock, Bialystock, Chimborazzo, Andes, die Pichelsberge, Potsdam. — 5–7. Berlin, Köln an der Spree, Spandau, der Müggelsee und die Müggelberge, Köpenick, Stolp, Stolpe, der Schlachtensee.

Diese Abhandlungen wenden sich an den wissenschaftlichen Leser überhaupt, der für geschichtliche Untersuchungen Interesse hat; denn etymologische und geographische Namen sind meist das einzige Denkmal der vorgeschichtlichen Völkerwanderungen. Der Werth dieser Arbeiten wird nicht blos durch andere gelegentliche Etymologieen, sondern auch dadurch erhöht, dass der Act der Namengebung an Völker und Städte nach allen Möglichkeiten dargelegt wird und dadurch für alle hierher gehörende Untersuchungen anregende Fingerzeige gegeben werden. (298)

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Heigel (Karl August), Novellen.

1866. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt: Ihr Vater. — Der Schatten. — Das ewige Licht. — Herr von Flor.

„Die Vorwürfe, die der Dichter wählt, zeichnen sich durch ihre Originalität aus; er stellt sich schwierige Probleme, ihn reizen und locken die seltsamen Irrungen des Herzens, der Gedanken, eine Saite klingt in ihm wieder, die an den Amerikaner Poe erinnert. Diese Flucht aus dem gewohnten Kreise und der Alltäglichkeit, in der weitaus die meisten deutschen Novellen sich bewegen, zeugt von dem eigenartigen Talent, von dem grüblerischen, tief angelegten Wesen Heigels u. s. w. — — — In einer Erzählung (Das ewige Licht) tritt uns H.'s dichterisches Talent in seiner ganzen Kraft und Eigenthümlichkeit entgegen. Vielleicht ist auch hier die Schilderung der Landschaft, des Zuständlichen für den psychologischen Prozeß zu breit, aber das Ganze ist glücklich erfunden, gut durchgeführt, voll tragischer Herbheit und Größe, es erschüttert und läutert zugleich." (299)

Karl Frenzel in der Nationalzeitung.

Berlin. Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.

Demnächst erscheint in unserm Verlage:

Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates

von

F. Voigt,

Professor an der Königl. Realschule und Mitglied des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg zu Berlin.

Zweite verbesserte Auflage.

In zwei Theilen. 8.

Der erste Theil verläßt so eben die Presse und kostet 1 Thlr. Der zweite von gleichem Umfange und Preise erscheint in Kurzem.

Das Schulblatt für die Provinz Brandenburg hat die erste Auflage wie folgt beurtheilt:

„Der durch seine geographischen Arbeiten rühmlichst bekannte Professor F. Voigt hat nunmehr auch ein Geschichtsbuch folgen lassen, das sich durch gewissenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, sowie durch knappe, kernige und namentlich unpretentiöse Darstellung in gleichem Maße auszeichnet. Ueberall fühlt man, daß es dem Verfasser um die Sache und nicht um seine Person zu thun gewesen ist: die Wahrheit über die Eitelkeit!" (300)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Von **Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung** in **Berlin** ist zu beziehen:

Bilder aus dem Thiergarten.

Nach der Natur photographirt von Dr. **H. Vogel.**

Preis des Albums von 10 Blättern in quer Fol. 8 Thlr., einzelner Blätter 1 Thlr.

In eleganter Leinwand-Mappe 9 Thlr. 10 Sgr.

Verzeichniss der Blätter:

1. Hofjäger. 2. Löwenbrücke. 3. Schafgraben. 4. Königsdenkmal. 5. Brücke. 6. Rousseau-Insel. 7. Rendez-vous. 8. Sonnenblick. 9. Abend. 10. Gartenhaus.

Format $14\frac{1}{2}$" : $17\frac{1}{2}$". — Grösse der Photographie auf Tondruck 8" : 9".

Diese Ansichten, in einzelnen Probeblättern in einer hiesigen Kunst-Ausstellung dem Publikum vorgelegt, haben namentlich in Künstlerkreisen grosses Aufsehen gemacht. Ein sachkundiger Referent der Vossischen Zeitung sagt über dieselben:

„Hier hat bei der Auswahl der Parkmotive ein ungewöhnlich feiner künstlerischer Sinn für das Landschaftlich-Malerische, für Baumgruppirung, Beleuchtung und Standpunkt der Betrachtung gewaltet und, da sich damit eine vollkommene Herrschaft über die photographische Technik verbindet, so können sich diese Bilder sehr wohl den bis dahin unerreichten Bildern englischer Landschaften von Vernon Heath an die Seite stellen, die auf der internationalen photographischen Ausstellung die Bewunderung aller Techniker errangen."

Für Natur- und Kunstfreunde werden diese Blätter eine unerschöpfliche Quelle des Genusses, für Künstler ein Gegenstand des Studiums sein. (301)

So eben erschien in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin:

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft,

herausgegeben von Prof. Dr. **M. Lazarus** und Prof. Dr. **H. Steinthal.**

Fünfter Band. Erstes Heft.

Dasselbe enthält u. a.: (302)

H. Steinthal, Das Epos. — Felix Liebrecht, Hottentottische Märchen. — H. Steinthal, Zum Ursprung der Sprache. — Miscellen.

Preis des Bandes von 4 Heften 3 Thlr.

Die Grenzboten. (303)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 19. Die französische Armee im Jahre 1867. — Aus Schwaben. — Aus alter Zeit. Burkhart Zink. — Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. — Luxemburg und die Mainlinie. — Literarisches.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Revue moderne.

Mai 1867.

Ch. Dollfuss, La réorganisation de l'armée. — E. Havet, Le christianisme et ses origines (2e partie). — A. Cournet, Hû-Kadaru (fin). — C. Royer, La tristesse dans l'art. — F. de Lasteyrie, Une quarantaine aux bouches du Mississippi. — L. Bamberger, Les Allemands à Paris. — J. Ivanovitch, L'exposition, lettres d'un Russe. — V. Chauffour-Kestner, L'armée et la révolution par Ch. L. Chassin. — L. de Ronchaud, L'oeuvre d'Ingres. — Varia. — A. Kaempfen, Paris en feuilles volantes. — L. de Ronchaud, Chronique politique. — M. Block, Périodiques allemands. — Périodiques anglais et américains.

Preis des Jahrganges 14 Thlr. (304)

Das Ausland. (305)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 17. Haye's Reise nach dem amerikanischen Polarmeer 1860–61. — M. Wagner, Ueber die örtliche Verbreitung, den Zweck und das Alter der Pfahlbauten. — Ueber den Zustand wilder Völker. — Akendu Mbani, eine Fabel der Akhira-Neger. — J. Nöggerath, Die Technik der antiken geschnittenen Gemmen. — Abnagungen an der Küste von Norfolk. — Frankreichs Streitkräfte. — Ueber die italienischen Handelsplätze am Schwarzen Meer. — Verschiedenes.

Nr. 18. M. J. Schleiden, Ueber die Geschöpfe des Meeres. — D. v. Schütz, Abenteuer eines Goldsuchers am obern Amazonenstrom. — M. Wagner, Ueber die örtliche Verbreitung, den Zweck und das Alter der Pfahlbauten. — Sorgen der modernen Gesellschaft. — Die Todesstrafe. — Elisée Reclus, Ueber die Exodus der Basken und das Verschwinden ihrer Sprache. — Ueber Wärmewechsel und Temperaturverhältnisse während des Wachsthums der Bäume. — Neue Ausgrabungen in Pompeji. — Petermann's Wandkarte von Deutschland. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit $1\frac{1}{2}$ Sgr berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Der heilige Augustinus.*)

Wir haben die vorliegende neue Uebersetzung von dem Buche des großen Kirchenlehrers mit Interesse näher in Augenschein genommen — ganz gelesen können wir nicht sagen. Die Uebersetzung ist gut — sprachgewandt, fließend und voll Verständniß, was etwas sagen will; ja, unparteiisch gesprochen, sie liest sich besser als das lateinische Original. Dies scheint ziemlich stark, aber ist doch leicht erklärlich. Wir sind fern davon, die afrikanische Latinität des heiligen Augustinus zu tadeln; für seinen Geist und seine Gemüthsverfassung hat er offenbar den richtigsten, passendsten Ausdruck gewählt; seine Gedanken, seine Geisteswelt waren eben ganz andere, als die Cicero's; für sein glühendes, überschwengliches Gemüthsleben war die trockene, abgezirkelte Volubilität der alten Sprache bei Weitem nicht ausreichend; aber man merkt es eben seiner Sprache an, daß man in der Zwischenzeit der Sprache Cicero's vielfach die Knochen zerbrochen hat, um ihr mehr Gelenke zu machen.

Um nur eine einzige Vokabel anzuführen: man mache sich klar, welchen Sinn und Sinnesinhalt das Wörtchen cor (Herz) dem trocknen, altrömischen Patron, und welchen es dem glühenden christlichen Asceten hatte. In der That ist Augustinus seinem Gefühlsausdrucke nach schon völlig modern, oder besser gesagt, wir Modernen haben diese Kunst, das Gefühl reden zu lassen, ihm und dem Christenthume überhaupt zu danken; die deutsche Sprache ist in dieser Schule erzogen worden, und dies ist der Grund, weshalb Augustinus eigentlich besser deutsch spricht als lateinisch.

Es ist doch in der That ein wahrhaft colossales Buch, dieses Buch, das, wie kein anderes, auf die kirchliche Lehre von der Rechtfertigung Einfluß gehabt hat. Augustinus war der Stifter der Augustiner, jenes Ordens, der den deutschen Reformator zu seinen Jüngern zählte. Confessiones heißt es, Bekenntnisse — besser gesagt: eine Beichte vor Gott und Menschen, ein unbarmherziges Insgerichtgehen mit sich selbst, ein Durchleuchten jedes verborgenen Winkels im eigenen Herzen, in jedem Gedanken, in jeder geistigen Kraft, um dort aufzuspüren und zu entdecken, was unrecht und tadelhaft ist. Die Augustinische Lehre von der Rechtfertigung ist nur das trockne, scholastische Facit von dieser lebendigen Praxis derselben. Augustinus hat gar nicht den Willen, sich zu rechtfertigen, er rechtfertigt sich, indem er sich anklagt, indem er mit unübertroffenem Scharfsinne die geheimsten Fibern seines Herzens durchforscht, seine Gedanken, seine Gefühle, Regungen und Beweggründe secirt, und so betrachtet, als wäre er der sich selbst fremdeste Mensch, der einem scharfen Gerichte verfallen. Welche Fülle scharfsinnigster, psychologischer Bemerkungen und philosophischer Ideen, die man hier bereits klar ausgesprochen findet, während sie alle Welt den neueren Denkern zuschreibt: so z. B. die Kant'sche Lehre von Zeit und Raum. Freilich hat sie Augustinus nicht systematisch ausgeführt, aber der Gedanke, daß sie bloße Anschauungen, hohle Abstraktionen der Sinnlichkeit sind, ist vollkommen klar da. Man lese z. B. die Ergüsse, die er im 10. Buche über die Kraft des Gedächtnisses u. s. w. macht, und ich frage jeden urtheilsfähigen Denker, ob daraus nicht ganze Philosophien zu schnitzen sind? Den Schüler der Philosophen, den Mystiker, der vergeblich im Manichäismus Aufschluß und Trost für seinen Glaubens- und Wissensdurst suchte, den gründlichen Gelehrten und gewandten Rhetoriker hört man aus jeder Zeile heraus.

.....l.

*) Aurelius Augustinus' Bekenntnisse. Aus dem Lateinischen übersetzt von Dr. Friedrich Merschmann. Frankfurt a. M., Heyden und Zimmer, 1866.

Die luxemburgische Frage und die deutsch-französischen Gränzen.*)

Nach Jahr und Tag stehen wir schon wieder vor der drohenden Gefahr eines europäischen Völkerkrieges! Unser deutsches Vaterland, dessen dringendstes Interesse die Befestigung seiner neu zu ordnenden Zustände ist, hegt keine Wünsche für die Erschütterung des Weltfriedens; sehr im Gegentheil alle Strebungen seiner Intelligenz wie seiner Thatkraft leiten es darauf hin, Europa einen dauernden Frieden zu sichern! Jede deutsche Konföderation, ist ihrer Natur nach, ein Vertheidigungs-Bündniß; die Politik der „natürlichen Gränzen" ist nicht von Deutschland erfunden worden, sondern von seinem Nachbar Frankreich; niemals ist der Besitz der Champagne oder der Picardie dem deutschen Reiche als eine strategische Nothwendigkeit erschienen; niemals hat das deutsche Reich seine Selbsterhaltung von der Schwächung und Zerrüttung seines westlichen Nachbars abhängig gemacht. Die Erweiterung der Gränzen Frankreichs über das französische Sprachgebiet hinaus ist die unglückselige Erbschaft der Bourbons, welche unter ihren Rechtsnachfolgern am gewaltigsten der erste Napoleon auszubeuten versucht hat. Diese entsetzliche Politik hat schon einmal den ganzen Erdtheil in Blut und Thränen gestürzt, erst Deutschland, dann Frankreich an den Rand des Verderbens gebracht; sie ist die Erbfeindin aller Verbesserungen im Innern der Staaten und folglich eines der furchtbarsten Hemmnisse des modernen Fortschritts. — Frankreich, das 1867 eine Weltausstellung des Gewerbfleißes von Europa und Amerika eröffnet, steht um dieselbe Zeit in Waffen da, weil es ein Ländchen, das 52 Jahre hindurch der friedliche Besitz Deutschlands gewesen, auf Grund der Neugestaltung der deutschen Verhältnisse für sich beansprucht. Eine Festung, welche Europa zur Sicherung des Weltfriedens vor einem halben Jahrhundert dem Schutze Preußens anvertraut hat, soll heute französisch werden, damit die Neutralität Belgiens zum Schattenbilde herabsinke und der Marsch eines französischen Heeres die Mosel hinab auf Koblenz und Köln durch eine Felsenfestung ersten Ranges gedeckt sei. Ist ein derartiger Anspruch eine Vertheidigungs-Maßregel Frankreichs oder der Versuch eines Angriffs auf die Ruhe und die Machtstellung der großen deutschen Nation? Im letzteren Sinne wird Frankreichs Anspruch auch in Baiern und Würtemberg, selbst in Oesterreich aufgefaßt; so kann er überhaupt auf deutscher Seite nur aufgefaßt werden. Es gilt aber solch ein Angriff nicht bloß Deutschland, er gilt in erster Linie der Unabhängigkeit Belgiens, dessen Neutralität vernichtet werden muß, will Frank-

*) Als dieser Artikel geschrieben ward, glaubte man in Deutschland noch, Frankreich bestehe auf die Ausführung seines projektirt gewesenen Vertrages mit Holland über die Abtretung von Luxemburg. Durch seine Verzichtleistung darauf ist allerdings die Möglichkeit angebahnt, daß die Mächte Europa's eine Vermittelung herbeiführen, welche das deutsche Nationalgefühl nicht verletzt und der Welt die Wohlthaten des Friedens erhält. D. R.

reich den Niederrhein als Gränze erwerben. Wird Europa dieses Attentat auf die belgische Völkerscheide gutwillig zugeben? Wir wollen dies abwarten, soviel jedoch ist sicher, daß Frankreich auf dem eingeschlagenen Wege eine Kriegsflamme von europäischer Tragweite entzünden würde und daß jeder aufrichtige französische Patriot den Zusammenstoß seiner Landsleute mit dem Rechte der Selbsterhaltung aller übrigen Staaten auf's Ernstlichste vermieden sehen müßte.

Preußen verdankt die Einräumung Luxemburgs einer europäischen Kombination, welche die nach bitteren Erfahrungen sehr wohl berechtigte Besorgniß vor der französischen Vergrößerungssucht hervorgerufen hatte. Die Verträge von 1815 waren allerdings ein Mißtrauens-Votum gegenüber dieser Richtung der Politik Frankreichs, aber von Frankreich selbst hing es am Ersten ab, durch die unzweideutigste Haltung darzuthun, daß es von nun an förmlich und feierlich allen Ansprüchen auf Nachbarländer entsage. Als 1830 Belgien, nicht ohne Unterstützung französischen Einflusses, von Holland sich trennte und somit die Gefahr des Bruches der Stipulationen von 1814 und 1815 nahe gerückt schien, wurde aus demselben Motiv das neue Königreich Belgien für neutral erklärt, während das Besatzungsrecht, welches Preußen in der Festung Luxemburg übte, nicht angetastet ward. Man war 1830 so fern von der Beruhigung über Frankreichs Gelüste, daß im Gegentheil eine dreifache Bürgschaft: Hollands Territorial-Interesse, Belgiens Neutralität und Preußens Besatzungsrecht in dem holländischen Luxemburg einen Wall gegen Frankreich aufwerfen sollte. Auch die Erhebung des Großherzogthums Luxemburg zum selbständigen Staate in Folge der Ereignisse von 1848 hat an dem preußischen Besatzungsrecht nichts geändert; es ist auch nach Verkündung der luxemburgischen Constitution vom 9. Juli 1848 noch achtzehn volle Jahre unbehelligt geübt worden. Die militairische Beherrschung der Festung Luxemburg durch Preußen war und ist eine Angelegenheit Europa's; der Rechtsgrund dieses preußischen Besitzstandes ist nicht erst durch die deutsche Bundes-Akte in die Welt gesetzt worden, sondern er liegt tiefer, er war ein Ergebniß derjenigen Vereinbarungen, welche ihrerseits die Stiftung des deutschen Bundes herbeigeführt haben. Deutschland ist 1815 unter europäischer Garantie constituirt worden, nicht, um ihm die freie Selbstbestimmung zu nehmen, nicht, um ihm die zunächst gewählte Form föderativer Einigung als ewig unabänderliches Gesetz vorzuschreiben, sondern, um seinen Bestand nach Außen hin sicher zu stellen: vor dem rheinbegierigen Frankreich sollten Deutschlands Gränzen bewahrt und bewacht sein! Das war der Grund, weshalb man die deutsche Bundes-Akte in die Wiener Kongreß-Akte vom 9. Juni 1815 ihrem ganzen Inhalte nach aufnahm; das war insbesondere aber auch der Grund, weshalb das Pariser Protokoll vom 3. November 1815 im Art. 1 die Plätze Mainz, Luxemburg und Landau unbeschadet der Souverainetätsrechte der Territorial-Herren zu deutschen Bundesfestungen machte und derselbe Art. 1 sodann fortfuhr:

„Ihre Majestäten der Kaiser von Oesterreich, der Kaiser aller Reußen und der König von Großbritannien werden Alles aufbieten, damit Se. Maj. der König von Preußen das Besatzungsrecht der Festung Luxemburg mit Sr. Maj. dem Könige der Niederlande erhalte, sowie das Recht, den Gouverneur dieser Festung zu ernennen. .... Die Mächte sind übereingekommen, von der zur Verstärkung der Befestigungslinie der Gränzstaaten (Frankreichs) bestimmten französischen Contribution (die Kriegsentschädigung der Verbündeten wurde durch den zweiten Pariser Frieden vom 20. November 1815 auf die Summe von 700 Millionen Francs festgesetzt) für das Vertheidigungssystem Deutschlands die Summe von 60 Millionen (Francs) aufzuwenden; dieser Betrag wird in folgender Weise vertheilt:

„Se. Maj. der König von Preußen erhält 20 Millionen für die Festungen des Niederrheins; 20 Millionen werden für den Bau einer vierten Bundesfestung am Oberrhein reservirt; Se. Maj. der König von Baiern (oder ein anderer Souverain der Gränzländer Frankreichs zwischen dem Rhein und dem preußischen Staat) erhält 15 Millionen und 5 Millionen sind zur Beendigung der Arbeiten von Mainz zu verwenden" u. s. w.

Unterzeichnet war dieses Protokoll von den Vertretern aller verbündeten Großmächte, nämlich von: Wellington, Metternich, Hardenberg, Castlereagh, Rasumoffski, Capodistrias, Humboldt und Wessenberg.

Nach Maßgabe desselben und des zweiten Pariser Friedens erfolgte unterm 8. November 1816 zu Frankfurt a. M. der Abschluß einer Militair-Convention zwischen Preußen und den Niederlanden, wobei letztere durch den Freiherrn Hans v. Gagern, ersteres durch Wilhelm v. Humboldt vertreten war. In besagter Militair-Convention, mit welcher der König der Niederlande, als Großherzog von Luxemburg, der Pflicht des Beitritts zu dem von den Mächten für Deutschland verfügten Vertheidigungssysteme nachkam, wurde seitens der Niederlande dem Könige von Preußen das Besatzungsrecht in Luxemburg nochmals feierlich zugestanden, außerdem aber das ausschließliche Ernennungsrecht des Gouverneurs, des Kommandanten, des Artillerie- und des Genie-Directors der Festung; von der gesammten Truppenzahl der Besatzung sollte Preußen drei Viertheile von jeder Waffe, die Niederlande ein Viertheil stellen, dem preußischen Gouverneur des Platzes wurde in allen dessen militairische Sicherheit betreffenden Punkten eine unbedingte Autorität eingeräumt, überhaupt überall da, wo die Rücksicht der Vertheidigung irgend in Frage kommen könne; für die niederländisch-luxemburgische Besatzungsquote resp. deren Verstärkung im Kriegsfall sollte der im Großherzogthum befehligende niederländische General den Requisitionen des preußischen Gouverneurs jederzeit unterworfen sein, wie alle preußischen und außerpreußischen Theile der Besatzung und auch die Bürgergarde; wenn die Niederlande oder wenn Preußen mit Krieg bedroht würden (Art. 6 der Convention) und die Festung in Belagerungszustand erklärt werden müsse, sollten die Vollmachten des preußischen Gouverneurs unumschränkt und nur durch die Klugheit, den Kriegsgebrauch und das Völkerrecht begränzt sein. — Die Militair-Convention enthielt gleichzeitig auch (Art. 1) die Gränzregulirung zwischen Preußen und dem Großherzogthum Luxemburg, wodurch ein Streifen desselben, das Land östlich der Oure, Sauer und Mosel an Preußen abgetreten wurde, und die Ordnung aller beiden Ländern gemeinsamen Beziehungen. Der General-Receß der Frankfurter Territorial-Commission vom 20. Juli 1819, welcher die Artikel 1, 4, 5 und 6 der Militair-Convention wörtlich wiederholte, war lediglich eine ausdrückliche Bestätigung der in dieser Uebereinkunft geordneten Rechte und Pflichten, nachdem schon der Frankfurter Territorial-Vertrag vom 12. März 1817, den die Höfe von Wien, Berlin, Petersburg und London mit dem Könige der Niederlande abgeschlossen, die preußisch-niederländischen Verabredungen vom 8. November 1816 in allen Hauptpunkten bekräftigt hatte.

Was die Mitbesetzung Luxemburgs durch einheimische oder

niederländische Truppen betrifft, so ist dieses Stück der Vereinbarung ein todter Buchstabe geblieben: Luxemburg hat bis auf die Zeit der belgischen Revolution, wo lippesche und waldeckische Bundes-Kontingente neben 6000 Preußen die Besatzung verstärkten, ausschließlich preußische Besatzung gehabt. Auch während jener Sturm- und Drangperiode hat sich Holland seiner Mitbesetzungspflicht zu entziehen gewußt. Preußen andererseits unterschätzte nie die Bedeutung des Platzes; die Sicherung dieses felsenfesten Vorpostens der deutschen Nation war ihm Ehrensache; es hat sein Wächteramt an Deutschlands Gränze schon 1815 angetreten und den endgiltigen Abschluß der deutschen Bundes-Verhältnisse nicht erst abgewartet. Das würde speziell in Betreff Luxemburgs auch sehr viel Geduld erfordert haben! Denn zwölf Jahre schon stand preußische Besatzung in Luxemburg, bevor (am 13. März 1826) die förmliche Uebernahme der Festung seitens des deutschen Bundes erfolgte! Wenn hier nicht eine europäische Vertrags-Combination Preußens Ansprüchen zu Hilfe kam, so blieb die Vertheidigung der deutschen Westgränze vorläufig ein frommer Wunsch. Von dem Gutdünken des hohen Bundestages ist weder Preußens Recht, noch seine nationale Pflichterfüllung, einen Moment abhängig gewesen.

Wie stiefmütterlich der Bundestag für Luxemburg gesorgt hat, beweist unter Anderem, daß er nicht einmal ein Festungs-Reglement dem Platze angedeihen ließ. Erst 1832 wurde für Mainz ein solches zu Stande gebracht und in subsidium, d. h. soweit die Ortsverhältnisse es gestatten würden, auch auf Luxemburg ausgedehnt. Indessen dieses Mainzer Regulativ war so allgemein gehalten, daß die preußischen Rayon-Gesetze nach wie vor in beiden Festungen aushelfen mußten und im Grunde genommen für Luxemburg das preußische Rayon-Regulativ vom 10. September 1838 die Hauptrichtschnur bildet.

Es wäre eben nicht zeitgemäß, wollte man angesichts der französischen Neugier eine genaue Beschreibung der Festung Luxemburg liefern. Man darf es der preußischen Militairverwaltung nicht im Geringsten verargen, daß sie dergleichen niemals gewünscht hat. Vor Preußen und vor ganz Deutschland trägt sie die Last einer schweren Verantwortung; sie steht als der Hüter von Deutschlands Ehre, Macht und Sicherheit da; indem sie die Einrichtungen und Reglements der Festung Luxemburg mit dem Schleier des Geheimnisses umgiebt, thut sie nichts weiter, als im strengsten Sinne ihre Pflicht erfüllen! Der große Kriegstechniker Carnot nannte Luxemburg „die stärkste Festung Europa's nach Gibraltar"; es ist vermöge seiner Lage auf und an steilen Felswänden eine Naturfestung ersten Ranges, welche selbst nach der Schleifung ihrer jetzigen Erd- und Mauerwerke immer noch einen militairischen Stützpunkt von sehr bedeutender Wichtigkeit abgeben würde. Da Trier nicht befestigt ist und dessen Befestigung wegen der in ziemlich weitem Kreise herumliegenden Anhöhen den Bau eines großen verschanzten Lagers an beiden Mosel-Ufern veranlassen würde, so hat Preußen und mit ihm Deutschland ein unmittelbares Interesse an der ferneren Aufrechthaltung des Besitzstandes in Luxemburg, wenn man überhaupt geneigt wäre, 200,000 Einwohner deutschen Stammes, welche zu 98 Procent die deutsche Sprache reden, dem romanischen Auslande zu opfern. Die bombenfesten Kasematten der Werke von Luxemburg sind in den Felsen eingesprengt, namentlich die zuerst 1744 und 1745 ausgehöhlten Kasematten des sog. „Bock" (Bonc), eines fortificatorischen Riesenkunststückes von mehreren Stockwerken, welches im Jahre 1842 von dem preußischen Ingenieur-Major v. Mühlbach durch Anlage eines zweiten Haupteingangs, Sprengung neuer Verbindungsgänge zwischen den Wohnungsräumen und durch Glättung der Felswände und Scharten ansehnlich vervollkommnet ward. Mit zwei starken Batterien bestreicht der „Bock" auf der einen Seite die zu seinen Füßen sich hinziehende Vorstadt Pfaffenthal, auf der anderen den etwas weiter abliegenden „Grund", ebenfalls eine Vorstadt Luxemburgs, die sich wie das Pfaffenthal innerhalb der Enceinte befindet. Luxemburg ist ohne Zweifel sehr schwer zu erobern; das haben die Franzosen unter Créqui's und Vauban's Leitung 1684 und unter Moreau 1795 erfahren. Beide Male ist die Festung erst nach großen Anstrengungen des Feindes bezwungen worden.

Daß sie 1684 vom Reiche preisgegeben ward, ist eine Schmach der deutschen Geschichte. Möge Deutschland nie wieder Verhandlungen erleben, denen gleich, die angesichts der höhnischen Anmaßungen Ludwigs XIV. in Betreff der Wichtigkeit Luxemburgs am Reichstage zu Regensburg gepflogen wurden. In jenen Tagen der deutschen Erniedrigung hatten die Kurfürsten von der Pfalz und von Mainz zu behaupten gewagt: weil die Franzosen auch ohne den Besitz Luxemburgs in Deutschland eingedrungen wären, so habe folglich diese Festung für die Sicherheit des Reiches nur geringe Bedeutung! Damals hat man die Rathschläge der Feigheit befolgt und es hat der Katastrophe Ludwigs XIV. im spanischen Successionskriege bedurft, um Luxemburg an das Haus Habsburg und an das Reich zurückzubringen. Wie unsagbar wenig die Habsburger für Hebung der deutschen Sprache, Sitte und Bildung in Luxemburg gethan, lehrt die politische und Rechtsgeschichte des Landes. Daß diese schuldhaften Versäumnisse der Vergangenheit keine bösen Vorzeichen seien! Sonst meldet Klio bereinst die aufsteigende Skala deutscher Schande: „Elsaß, Lothringen, Luxemburg!"

Trauttwein von Belle.

Hamlet, ein Shakspeare-Roman von A. E. Brachvogel.*)

Das neueste Werk des Verfassers des „Narziß" ist inmitten der Kämpfe entstanden, welche für Deutschland die Geburt einer neuen, hochwichtigen und bedeutungsreichen Zeit kennzeichnen. Nicht unwahrscheinlich dünkt es uns daher, ja wir finden uns in der Vermuthung durch verschiedene Stellen des Buches bestärkt, daß die äußeren mächtig und unabweisbar an den Dichter herantretenden Ereignisse auch einen entscheidenden Einfluß auf sein Schaffen geübt und ihn veranlaßt, wo nicht gar gezwungen haben, den Boden und Schauplatz seines Romanes eingehender und detaillirter zu behandeln, als dies ursprünglich in seinem Plane gelegen haben mag und daran anknüpfend auch den handelnden Personen eine veränderte Stellung anzuweisen. Es konnte dies fast nicht anders sein, denn die Analogie zwischen der Zeit, aus der zu schöpfen er unternommen, und der, welche um ihn kreiste und gährte, war zu sehr in's Auge springend. Wie Deutsche gegen Deutsche kämpften, weil sie im Grunde ganz dasselbe — die deutsche Einheit — wollten, so vollzogen sich auch unter dem Scepter der jungfräulichen Königin jene Reformen, welche späterhin durch Sturm und Blut gefestigt und gekräftigt werden mußten, welche Essex, wie Elisabeth erstrebten und an denen er durch sie und sie an ihm zu Grunde gehen mußte. Was aber der Fall der „Armada" für England, das war die

*) Breslau, Eduard Trewendt, 1867.

Schlacht bei Königgrätz für Deutschland: eine überwältigende Erscheinung, Feuerstrahlen, welche bis dahin in tiefer Nacht verborgene Zustände mit furchtbarer Klarheit beleuchteten und weittragende, die Geschicke der Länder und Völker umgestaltende Wirkungen ausübten.

Haben wir uns auf diese Weise die Situation des Dichters klar gemacht und uns auf den Standpunkt gestellt, der uns für die richtige Beurtheilung seiner Arbeit der geeignetste scheint, geben wir ihm gern und willig das Zeugniß, daß er redlich bemüht gewesen ist, die Aufgabe, die er sich gestellt, würdig zu lösen und daß er viele Schwierigkeiten recht glücklich besiegt hat, so bedauern wir doch, daß er, wenn anders unsere Vermuthung richtig ist, von seinem ursprünglichen Plane abgegangen ist und Shakspeare nicht zum eigentlichen Helden und Träger des Romans gemacht hat. Wir bedauern dies um so mehr, als Brachvogel in der Charakter-Anlage des großen Briten eine große Meisterschaft zeigt. Leider ist Shakspeare kein Gemälde geworden, sondern eine allerdings mit großer Liebe behandelte Zeichnung geblieben. An seine Stelle ist getreten: Graf Essex, Elisabeth's vielgefeierter und vielbeweinter Günstling, der, wie Brachvogel sagt: „das Höchste wollte, beim Höchsten zauderte und blutig durch sich selber unterging." Ein Hamlet war Essex, ein Hamlet die ganze wildbewegte Zeit, in der er lebte, im Hamlet schilderte Shakspeare das tragische Geschick des Freundes, im Hamlet suchte er sich zu lösen von der Beklemmung und dem Grauen, welche das Reden und Thun des philosophischen Cavaliers, des grübelnden Recken ihm verursachten, Hamlet war das Mausoleum, das er über dem Grabe des von der Mit- und Nachwelt Betrauerten aufrichtete. Daß nun aber Graf Essex und nicht Shakspeare die Hauptperson des Romans geworden, drängt den Dichter in jenen Zustand der Unfreiheit, der in historischen Romanen immer eintritt, sobald Personen von einer ganz ausgeprägten geschichtlichen Bedeutung, von einem so allbekannten Schicksale, daß daran nicht zu rütteln und zu ändern ist, zu Hauptfiguren gemacht werden. Wie geistreich, wie fesselnd, wie sorgsam der Charakter auch behandelt wird, der Dichter weiß, daß er ihn eine vorher bezeichnete Bahn führen muß, und weil er das weiß, wird seine Herrschaft über ihn eine bedingte, er ist unfrei in seinem Schaffen, wie es der an ein unabänderliches Fatum glaubende Mensch in seinen Thaten und seiner ganzen Entwickelung ist. Dieser Umstand ist, wie bereits bemerkt, mehr oder minder eine gefährliche Klippe für alle historischen Romane, die allbekannte geschichtliche Charaktere an ihre Spitze stellen. Wenn wir dieselbe aber hier noch ganz besonders hervorheben, so geschieht dies, weil sie, nach unserer Ansicht, geschickt hätte umschifft werden können, indem Shakspeare mehr in den Vordergrund gestellt worden und noch schärfer der wunderbar schöne Plan herausgearbeitet wäre, ihn die meisten Stoffe und Anregungen zu seinen Meisterwerken aus den Kreisen und Erlebnissen seiner liebsten Freunde schöpfen zu lassen, seine Sonnette, wie seine Dramen im Göthe'schen Sinne zu „Gelegenheitsgedichten" zu machen.

Sehen wir indeß ab von dem, was wir, vielleicht individuell, gewünscht hätten, so bleibt in dem, was geleistet worden ist, immer noch viel des Interessanten und Anerkennenswerthen. Der Dichter hat ein grandioses Drama mit kräftigen, lebenswahren Zügen vor uns aufgerollt, die Behandlung seiner Charaktere, selbst in den unbedeutendsten Nebenfiguren bekundet, daß er sich mit Ernst und Hingebung in seine Aufgabe vertieft hat. Ganz vortrefflich gezeichnet ist das wunderbare Gemisch antiker Heldengröße und kleinlichster weiblicher Schwäche in der Tochter Heinrichs VIII., die Essex „die alte rothe Katze" nennt und der ein William Shakspeare doch mit vollem Rechte nachrufen darf:

„O nein! Ich weiß kein früheres Jahrhundert
Hat, was sich Dir vergleichen mag, bewundert."

Elisabeth gegenüber steht in wirksamem Kontraste ihre ihr so ähnliche und doch so unähnliche Cousine, Lätitia Dudley, Essex schuldbeladene Mutter, die, wie sie die Gatten gemordet, auch den Sohn dem Verderben weiht — Shakspeare's Urbild zweier grauenhaften Frauengestalten, der Mutter Hamlet's und der Lady Macbeth. Nicht ganz so gelungen scheint uns Essex selbst, dessen Bild wir trotz seiner Hamlet-Natur doch etwas klarer gewünscht hätten; ein gleiches gilt von dem Charakter der Felicia, die Elisabeth zwei Gatten zum Opfer bringen muß. Frisch und anmuthend ist dagegen die Gestalt von Essex Schwester Gilliana, ihres Gatten, des durch seine Freundschaft für Shakspeare unsterblich gewordenen Herzogs von Southampton, wie der ganzen Familie Pembroke; große Anerkennung verdient endlich die Zeichnung der Gruppe der Essex-Feinde, der Cecil, Raleigh, Howard und der in seiner Geschichte eine so furchtbare Rolle spielenden Maria Howard, Gräfin von Nottingham.

Was in dem ganzen Romane wohlthuend berührt, ist das schöne Maß, dessen der Dichter sich überall befleißigt. Er steht in Wahrheit auf der Zinne der Parteien, wägt jeden Charakter auf der Wage der Gerechtigkeit, läßt sich nicht bestimmen durch Liebe oder Haß, nicht fortreißen von der Sucht nach effektvollen Scenen, wie wir es ihm z. B. hoch anrechnen, daß er die Hinrichtung des Grafen Essex dem Leser in einen dichten Schleier hüllt. Die Sprache des Romans ist seinem Inhalte vollständig angepaßt, ein Verdienst, das wir an Brachvogel als einen Beweis großer Ursprünglichkeit und Elasticität ganz besonders hervorheben möchten. In „Friedemann Bach", wie in „Schubart" hören wir die Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts, im „Beaumarchais" klingt die ganze Leichtigkeit und Leichtfertigkeit des Zeitalters einer Pompadour und du Barry; im „Hamlet" dagegen befinden wir uns am Hofe der jungfräulichen Königin, wo Liebe und Heirat zu todeswürdigen Verbrechen werden können, und wo doch die ritterliche Tugend, wo die Dichtkunst blüht in den süßen Gesängen eines Spencer, eines Philipp, einer Maria Sidney und endlich in dem Dichter aller Dichter, William Shakspeare. J. H.

Geschichte des Weins und der Trinkgelage.*)

Es ist dies eine schätzenswerthe Monographie, die nicht bloß für die Winzer und Weintrinker geschrieben ist, sondern die jeder Gebildete, auch der Mäßigkeits-Apostel und selbst der Türke mit Vergnügen lesen wird. Es zeigt dies wieder einmal, mit welchem Fleiß und mit welcher Gründlichkeit der Deutsche einen Gegenstand studirt, erforscht, behandelt und bearbeitet, und wo Ausländer gar nicht auf den Gedanken kommen oder das Thema geringschätzend beiseite lassen oder es mit einigen Daten und hingeworfenen Bemerkungen abthun, da entdeckt der Germane ein Brachfeld oder einen noch verborgenen Stoff im gepflügten und ausgenützten Acker, greift den Fund auf, besieht und betastet den Stoff von allen Seiten, gewinnt

*) Für das deutsche Volk bearbeitet von Dr. Rudolf Schultze. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung, 1867.

ihm die eigenschaftliche und spröde Kraft ab, stellt ihn in's Licht der Oeffentlichkeit, reiht daran die lehrreichsten Betrachtungen und weist auf das allgemein Nützliche.

Der Wein war schon vor Jahrtausenden wie heute ein Pflanzenprodukt, das den mühebeladenen Erdensohn zu den höchsten Anstrengungen des Körpers und Geistes befähigte und auch von Kummer und Sorgen befreite, ja zuweilen ihn in einen tiefen Schlaf einlullte. Den Alten galt der Wein für ein Geschenk der Unsterblichen; wie Ceres das Getraide spendete, so Bacchus den Wein; Isis und Osiris schützten den Weinbau der Aegypter; nach der asiatischen Mythe priesen die Chaldäer als wohlthätigen Weingott den Xeisuthros und die Inder ihren Prithu oder Man-Setti-Wrata. Die Pflege der Rebe und die Bereitung des Weins beginnen also weit vor aller historischen Zeit, wie überhaupt der Anbau der Kulturgewächse nicht weniger als die Zähmung der Hausthiere jenseits der Gränzen der Geschichte aller Völker liegt, selbst der Chinesen und Japaner. Die Weinkultur schreitet jeder anderen Pflanzenkultur voraus. Alle Bekenntnisse huldigen in Verehrung dem Bacchus und im Weinkultus sind alle Nationen vertreten: die Chinesen, die Araber, die Perser, die Aegypter, die Hebräer, die Griechen, die Römer, die Franzosen, die Engländer und die Deutschen. Im Lande der Pharaonen war Psammetich (654—616 v. Chr.) der erste König, welcher sich emancipirte und gegohrenen Wein trank. Ptolemäus XI. führte sogar den Kultus des Weintrinkens so gründlich durch, daß er zu gewissen Zeiten die Nüchternheit seiner Unterthanen streng bestrafte. So weit ging man allerdings in Hellas nicht, aber wie uns Plutarch und Diogenes von Laërte berichten, nahmen auch die Gesetzgeber Drako und Solon (624 und 594 v. Chr.) den Obst- und Weinbau gegen alle Verletzungen durch geordnete, sogar bis zur Strafe der Tempelräuber und Mörder geschärfte Gesetze in ihren besonderen Schutz. Im heroischen Zeitalter goß man den Heldenkindern schon früh sprudelnden Wein in den Rachen, damit sie rasch zu Helden erstarkten, und die Iliade (IX, 490.) erzählt uns, daß Odysseus, als er vor Troja die Theilnahme des Achilles am Kampfe erbat, zu diesem sprach:

> Oftmals hast du das Kleid mir vorn am Busen befeuchtet,
> Wein aus dem Munde verschüttend in unbehülflicher Kindheit.

Plato und Xenophon haben uns auch höchst anziehende Schilderungen von den Symposien der Griechen hinterlassen und uns von den Gelagen unterrichtet, die nach der den Göttern gespendeten Libation anfingen und andauerten. In Rom war zwar zur Zeit der Könige der Wein noch keineswegs ein allgemeines Getränk, aber Aeneas, als er nach der Zerstörung Trojas (1184 v. Chr.) nach Italien kam, fand da die Rebe schon vor, und Plinius berichtet, daß in Kampanien sie mit der Pappel sich vermählt „in einem Grade, daß sie nicht von ihr losgerissen werden kann, und sie umkleidet mit ihren Ranken ganze Güter und Landhäuser. In den Spaziergängen der Livia zu Rom hält eine einzige Rebe die Sonnenstrahlen ab durch ihre schattigen Laubdecken und trägt zugleich 12 Eimer Most."

Wie steht es nun aber mit den Teutonen? wie ist es bei den Deutschen? Der Verfasser widmet seinen Landsleuten nicht weniger als 19 Abschnitte und mehr als die Hälfte des Buches. Er erkennt ihre Tapferkeit und ihre sonstigen Tugenden an, aber er vertuscht auch nicht ihre Laster und ihre Fehler. Schon Tacitus tadelt ihre angeborne Trinklust und meint, daß wenn man derselben nachgäbe und ihnen so viel Getränk darreichte als sie begehrten, so würden sie durch ihr eigenes Laster weit leichter als durch fremde Waffen besiegt werden. Während Tacitus also diese Ausschweifung verdammt und von den Germanen sagt, daß sie wohl Hunger, Frost und Hitze, aber keinen Durst ertragen konnten und daß kein Volk sich ausgelassener den Gelagen hingab, lobt er aber auch, daß kein Volk strenger in seinen ehelichen Sitten war.

Der Verfasser stellt es als wahrscheinlich auf, daß schon lange vor Kaiser Probus, der den fremden Legionen den Weinbau am Rhein erlaubte (281 nach Chr.), der Weinbau den Deutschen vom benachbarten Gallien her bekannt war, und daß Probus nur der Wiederbegründer, während Domitian der Vernichter der Weinkultur gewesen sei. „Den sprechendsten Beweis, daß die Römer auch im Weinbau die Lehrer der Deutschen waren, liefert der Umstand, daß fast alle beim Weinbau und der Weinbereitung vorkommenden Ausdrücke römischen Ursprungs sind, als: Wein vinum (welches Wort übrigens durch die ganze arische oder indo-germanische Sprachfamilie geht), Most mustum, Hefe faeces, Lauer lora, Maß (schwäbisch Mohs) mosa, Eimer (im Heilbronner Dialekt: Amer) amphora, Faß vas, Kufe cupa, Kübel cupella, Kelter calcatorium, Keller cella, Pfahl palus u. s. w." Interessant ist, was wir da über die Entstehung des Ausdrucks „Kneipe" erfahren. Nach dem Verfasser der „Naturgeschichte des deutschen Studenten", der sich Plinius den Jüngsten nennt, ist jenes Wort dadurch entstanden, daß so viele Leute durch das Kneipen gekneipt werden. Erstlich wird der Wirth gekneipt, wenn studiosus das Kneipen nicht bezahlt; sodann wird der Vater des stud. gekneipt, wenn er für seinen Sohn das Kneipen bezahlen muß. Ferner wird der Professor gekneipt, wenn stud. die Kollegiengelder verkneipt und sich Stundung bis zum jüngsten Gericht ausbittet; sogar alle Philister werden gekneipt, deren Hoffnungen auf den Wechsel des stud. in der Kneipe wie Seifenblasen platzen; und endlich kneipt dem stud. selbst die Erinnerung an die Kneipe oft noch in späten Jahren das Herz und den Geldbeutel zusammen.

Außer solchen kulturgeschichtlichen Daten in reichhaltiger Auswahl weiß Herr Dr. R. Schultze noch manche andere treffliche Bemerkung über soziale und andere Gebresten einzuflechten, und wir wollen einige zur Bedachtnahme anführen. — „Beim Wein darfst du denken, lieber Leser, was du willst, und sagen, was du denkst; der Platz eines Gelags ist der freieste und aufgeklärteste der Welt; daher haben Despoten und Hierarchen, welche die Völker in Schlaf und Dummheit erhalten wollen, den Wein verboten." — — — „Die Geschichte zeigt hinlänglich, daß die größten Unsitten und Irrthümer sich Jahrhunderte hindurch erhalten, so daß die Nachwelt oft kaum zu begreifen vermag, wie eine Sache, die sie selbst als absolut schwarz ansieht, von zwanzig vorausgegangenen Generationen allgemein als weiß anerkannt werden konnte." — — — „Der englische Gastwirth ist nicht, wie so mancher deutsche, der mürrische Tyrann derer, die seine Schwelle überschreiten, sondern deren gehorsamer Diener." — Diese letztere Bemerkung möchten wir zur besonderen Beherzigung empfehlen.

Wie wir hören, will Bacchus dem Verfasser und der Nicolai'schen Verlagshandlung für die prachtvolle Ausstattung seinen Dank mit strotzenden Reben und mit einem fürtrefflichen Weinhumpen abstatten. Wir rathen den Herren, hübsch nüchtern zu bleiben.

H. L. B.

Rußland.

Die Mission der Deutschen in Rußland und ihre moskowitischen Feinde.

Es liegt heute nicht in unserer Absicht von den politischen Verhältnissen Deutschlands zu Rußland und von der Eifersucht der Russen, ebenso wie der Franzosen auf eine staatliche Einigung Deutschlands unter Preußens Banner zu sprechen, — das sei der Polemik der politischen Tagesblätter überlassen. Unser Wunsch ist nur hier, den Einfluß des deutschen Elementes, deutscher Civilisation, wie überhaupt deutschen Geistes auf die socialen und volksthümlichen Verhältnisse des großen Slavenreiches näher zu beleuchten, und die Grundzüge des in den letzten Jahren besonders charakteristisch und hartnäckig hervorgetretenen Kampfes zwischen den sogenannten Moskowitern, oder Slawänophiten, und den in Rußland so wohlthätig wirkenden Deutschen zu erörtern.

Die wichtigsten Fragen in dieser Angelegenheit wären folgende: 1) Worin bestand insbesondere der deutsche Einfluß in Rußland seit Peter dem Großen? 2) Inwiefern wirkt der deutsche Geist noch gegenwärtig in Rußland, und ist derselbe dem Reiche schädlich? und 3) Auf welche Weise allein könnte Rußland sich von dieser Bevormundung, von diesem ihm widerwärtigen Einflusse mit der Zeit befreien?

Nahe an tausend Jahr hatte das russische Reich schon in einförmiger, fruchtloser Stagnation bestanden und war der civilisirten Welt mit ihren Bewegungen eben so fremd und unzugänglich, wie gegenwärtig noch China und Japan. Es bestand weder Verkehr oder Austausch mit den andern Staaten Europa's, noch war das geistige Leben im inneren Rußland selbst irgend merklich oder von irgend welchen Erfolgen begleitet. Die wenigen, unbedeutenden Spuren von Bildung, welche wir in früheren Jahrhunderten bemerken, kamen entweder aus Skandinavien, Byzanz oder vom Westen her. Peter der Große war der erste russische Herrscher, welcher den Werth der geistigen Bildung, die Macht der Civilisation vollkommen begriff und sich bemühte, auch Rußland zu dem Range eines civilisirten Staates zu erheben. In Deutschland, Holland und Frankreich hatte er die Errungenschaften des menschlichen Geistes und den unerschöpflichen Born der Civilisation an den Quellen selbst studirt, und wollte nun auch Rußland an den Resultaten und Wohlthaten derselben participiren lassen. Die Geschichte erzählt es uns, mit welcher Opposition und welchem hartnäckigen Kampfe von Seiten seiner Unterthanen er es zu thun hatte. Vor Allem waren es das Heer und die Flotte, welche er nach ausländischem Muster reformirte; dann sind es Handel, Industrie und Gewerbe, auf welche er sein Augenmerk richtet, und zu diesem Zwecke gründet er die neue Hauptstadt an der Newa. Dann kommen Wissenschaft und Literatur an die Reihe, welche er zu fördern und zu heben sucht, indem er die Petersburger Akademie der Wissenschaften projectirt und den Russen volksthümliche Schriftzeichen in dem noch jetzt gebräuchlichen russischen Alphabete giebt. Zuletzt sind es die socialen Verhältnisse und der gesellige Verkehr, welche er durch Einführung der Frauen in die Gesellschaft zu beleben und sittlich zu heben bestrebt ist.

Und woher sollte sich Peter der Große die Hebel der Civilisation anders holen, als aus Deutschland, Holland und Frankreich, wo das geistige Leben schon blühte? So wie diese Staaten die Errungenschaften der alten Welt, Griechenlands und Roms, sich zu Nutze gemacht und die Resultate der geistigen Bildung weiter verfolgt und fortgesetzt hatten, so ist es natürlich, daß ein zurückgebliebener Staat sich erst die Früchte der Civilisation früherer Jahrhunderte aneignen muß, ehe er selbständig und erfolgreich an dem hohen Berufe der Menschheit mitarbeiten kann, ehe er wirksame, neue Resultate schöpferischen Geistes hervorzubringen im Stande ist. Die Moskowiter machen es dem großen Reformator Rußlands zum Vorwurfe, daß er die nationale Entwickelung des Reiches gehemmt, wenigstens nicht in volksthümlichem Geiste ausgebildet habe. Und doch hatte die fast tausendjährige Existenz den geistigen Schlaf in Rußland, wie in China, fast verknöchert und wäre dieser Staat noch heute vielleicht auf demselben Standpunkt, wenn Peter nicht mit mächtiger Hand den trägen Antagonismus bekämpft und zu neuem Leben aufgerüttelt hätte. Holländische, deutsche und englische Kaufleute und Industrielle wurden nach Petersburg hingezogen und behaupten noch heute ihren dominirenden Einfluß an der Petersburger und Moskauer Börse; deutsche und französische Gelehrte, Lehrer und Gouvernanten wurden in Schaaren nach Rußland berufen und wirken noch jetzt segensreich an Akademieen und Universitäten, in Schulen und Familien.

Und dennoch sträubt man sich gewaltig gegen diesen Einfluß von Außen her; man verwünscht die so nothwendigen Ausländer, ja man haßt die vielen, so wohlthätig wirkenden Deutschen in Rußland! — Beispielsweise seien hier einige Namen aus der Vergangenheit und Gegenwart vorgeführt.

Der Akademiker Vater war der erste Grammatiker, der sich mit der Bearbeitung der russischen Sprache beschäftigte und den Russen die erste Anleitung über den systematischen Bau und die Ausbildung ihrer Muttersprache beibrachte. Vor 2 Jahren ungefähr starb in St. Petersburg der Akademiker und verdienstvolle russische Grammatiker Wostokov und wurde aus der deutschen St. Petrikirche beerdigt. Alle Welt wunderte sich, da man jetzt erst erfuhr, sein eigentlicher Name sei Osten-Eck und er selbst ein echter, gelehrter Deutscher, der nur unter russischem Namen für die Ausbildung und systematische Bearbeitung der russischen Sprache gewirkt hatte. Den 24/12 Januar d. J. verstarb gleichfalls in Petersburg ein bedeutender Grammatiker der Russen, der bekannte Geheimrath Nikolai Gretsch und wurde ebenfalls aus der deutschen Kirche zu Grabe getragen. Pawlowsky, der frühere Professor in Dorpat, auch ein verdienstvoller russischer Grammatiker, ist ebenfalls ein Deutscher und hat seine grammatikalischen Werke hauptsächlich für Deutsche bearbeitet. Seit Peter des Großen Zeit ist der vielseitig wirkende Lomonossov der einzige Russe gewesen, der grammatikalische Studien gemacht hat, wenn dieselben auch nicht seine Specialität waren und daher auch ohne bedeutendere Erfolge blieben. Seitdem haben nur die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg mit ihren berühmten, deutschen Gelehrten, wie Vater und Osten-Eck, und die Deutschen Gretsch, Pawlowsky, Professor Schmidt in Leipzig ꝛc. die russische Sprache gründlich und systematisch bearbeitet. Alle Schulen des ganzen russischen Kaiserreiches haben nach den Handbüchern dieser Deutschen die russische Sprache gelehrt und der russischen Jugend die regelrechte Handhabung ihrer Muttersprache beigebracht.

Die Mission der Deutschen in Rußland ist eine heilige Sache, und wir wollen die reine Wahrheit hier aufrichtig bekennen, ohne Scheu vor der Oeffentlichkeit, wollen auch die traurigen und schädlichen Dinge, die Deutsche in Rußland verübt, nicht unerwähnt lassen, — obgleich der Impuls zu dem Uebel meist nicht aus Deutschland mitgebracht, sondern erst in Rußland selbst durch die socialen Verhältnisse hervorgerufen wurde.

Derselbe Nikolai Gretsch, dessen Verdienste als Grammatiker um die russische Sprache so bedeutend sind, derselbe Mann hat der öffentlichen Moral als Journalist während der dreißiger und vierziger Jahre auch sehr bedeutend geschadet. In Deutschland ist Gretsch durch seine Polemik mit Heinrich König, dem Herausgeber der „literärischen Bilder aus Rußland" hinlänglich bekannt. Bei seinem Tode, im vergangenen Monat Januar, schwieg die ganze russische Presse über diesen Mann und zeigte blos in kurzen Worten seinen Tod an, obgleich er während seines langjährigen Lebens und seiner großen Thätigkeit sehr vielseitig gewirkt hatte. De mortuis nil nisi bene, sagt das alte Sprüchwort und hat auch in Rußland leider gar zu sehr seine Geltung. Ueber die 30jährige Thätigkeit eines solchen Mannes, sei es zum Heile oder zum Uebel des Landes, sollte die Presse nicht schweigend hinweggehen. Dasselbe geschah, als Graf Nesselrode, der Reichskanzler Rußlands, vor 4 oder 5 Jahren in Petersburg verstarb. Die russische Journalistik brachte damals nur kurze Notizen von seinem Tode, die kaum ein Nekrolog zu nennen waren. Auf eine Anfrage bei dem Redakteur des Journal de St. Petersbourg, des Organes des Ministerium des Aeußeren, ob dieses Blatt denn nicht wenigstens eine ausführliche Biographie dieses bedeutenden Mannes bringen würde, bekam man zur Antwort: „Was sollen wir von Nesselrode sagen? Die Tendenz und Prinzipien seiner autokratischen Politik à la Metternich dürfen wir einer aufrichtigen, strengen Kritik doch nicht unterwerfen, und den servilen Diener des Despotismus zu loben und hoch zu erheben, ist natürlich gegen unsere Ueberzeugung und auch gegen den Charakter jedes ehrlichen Mannes. Die Geschichte wird ihrer Zeit schon ihr unerbittliches Urtheil fällen. Also schweigen wir lieber." Das ist der alte Krebsschaden, an dem Rußland noch immer leidet, die Unfreiheit der Presse; denn ungeachtet die gesetzlichen Bestimmungen für die Presse unter der Regierung Alexander's II. viel libraler geworden sind, werden doch die geringsten freieren Regungen der periodischen Schriften mit zahllosen Verwarnungen, Verboten und Preßprocessen verfolgt, so daß jeder wahrhafte Fortschritt von dieser Seite unmöglich ist.

Unbeschadet der Verdienste Gretsch's als Fachgelehrter, als Philologe und russischer Grammatiker, müssen wir, ebenso wie Heinrich König, seinen mit Bulgarin gemeinschaftlich ausgeübten verderblichen Einfluß als Journalist durchaus verdammen. Bekanntlich gründete Gretsch 1812 die Wochenschrift „Der Sohn des Vaterlandes", welche er bis 1818 redigirte und gab seit 1825 mit Bulgarin zusammen bis in die fünfziger Jahre hinein die allgemein bekannte „Nordische Biene" heraus, die als Organ des Ministeriums des Innern überall in Europa in großem Ansehen stand. Von welchen Principien sich aber Gretsch und Bulgarin bei ihrer weit verbreiteten journalistischen Thätigkeit leiten ließen, ist ebenfalls überall in Europa bekannt und das getreue Spiegelbild der damaligen, verderblichen, in Rußland herrschenden Regierungs-Principien. Wie bei allen Maßregeln der Ministerien jener Zeit Käuflichkeit und Bestechlichkeit an der Tagesordnung waren, so haben auch Gretsch und Bulgarin das ihr Mögliches geleistet. Für Geld waren sie zu Allem fähig; das Gute zu verdammen und das Schlechte bis in den Himmel zu erheben, kostete ihnen ja nur Feder und Dinte. Das Papier war geduldig und die Regierung duldete alles Uebrige, wenn man nur ihre Maßregeln fleißig lobte und ihre Vertreter mit strahlendem Lichte umgab. Diese öffentliche moralische Verderbtheit, deren giftige Spuren noch heute nicht aus den socialen Verhältnissen Rußlands geschwunden sind, führte ihr Wesen bis zum Ende der Regierung Nikolaus' I. mit eiserner Consequenz durch, — und die Zeitungsfabrik Gretsch's und Bulgarin's florirte auch grade ebenso lange, als jene autokratischen Maßregeln der damaligen Regierung. Bestechlichkeit und Käuflichkeit ist in jeder Sache, sei es bei Beamten oder irgend welchen Vertretern der Allgemeinheit, ein überaus gefährliches, Unheil bringendes Laster, bei Journalisten aber und Volkslehrern, die die öffentliche Meinung der Menge führen, leiten und vertreten sollen, deren Ansichten und Lehren nicht allein von Tausenden, sondern von Millionen Individuen eingesogen und zur Richtschnur genommen werden, hundertfältig lasterhaft und Verderben bringend. Der Fluch der damaligen Grundsätze und Principien wird noch lange als Krebsschaden an dem Herzen der russischen Nation nagen.*)

In Rußland selbst ist man schon längst zu dieser Einsicht gekommen, und giebt es auch hier jetzt wackere Männer genug, die gegen dieses Unwesen der öffentlichen Moral gepredigt und gewirkt haben. Mit dem Tode Nikolaus' I. und dem Regierungsantritte Alexanders II. änderte die Regierung gänzlich ihre Politik und die Grundsätze ihrer Handlungsweise. Und dennoch tauchen die alten Principien jener Zeit immer wieder auf und erschrecken Rußland mit dem früheren Phantome.

Ist es unter solchen Verhältnissen der gegenwärtigen russischen Presse zu verwundern, wenn es bis jetzt noch nicht möglich ist in Rußland die Wahrheit frei und offen zu bekennen, wenn jeder aufrichtige, rechtliche Mann, sobald er streng nach den Mahnungen seines Gewissens handelt und schreibt, um seine und seiner Familie Existenz besorgt sein muß? Wie könnte wohl Nesselrode's Politik und sein System in Rußland frei und offen einer strengen, gerechten Kritik unterzogen werden, wenn jedes gut gemeinte, offene und ehrliche Wort, besonders wenn es von Deutschen herrührt, denunzirt und verfolgt wird?

„Wo die Freiheit der Meinung und des Ausdrucks in Banden liegt, da wird auch Clio mit ihrer gelehrten Dienerschaar unter Curatel gestellt," bemerkt ganz richtig die Nr. 47 des „Magazins für die Literatur des Auslandes".

Haben nun auch einzelne Deutsche, als servile Diener des Absolutismus, wie z. B. Nesselrode, oder Nikolai Gretsch, der russischen Nation einen wirklichen, factischen Schaden an Seele und Geist beigebracht, — so ist doch der Impuls und das schädliche Gift durch sie nicht aus Deutschland importirt, sondern diesen Creaturen erst in Rußland eingeimpft worden, nachdem sie sogenannte Deutsch-Russen oder verrußte Deutsche geworden waren, deren Ruf bekanntlich sehr schlecht ist. Unbeschadet dieser Ausnahmen bleibt aber das hundert- und tausendfältige Verdienst der Deutschen um die Bildung und Aufklärung Rußlands ungeschmälert, ein unumstößliches; ja ohne das Zuthun des deutschen Elementes wäre Rußland noch gar nicht im Stande, sich in Wahrheit als einen vollkommen civilisirten Staat zu repräsentiren.

Betrachten wir jetzt näher die positiven Resultate und factischen Erfolge des deutschen Einflusses, der deutschen Mission in Rußland.

Der Einfluß der deutschen klassischen Literatur des vorigen und gegenwärtigen Jahrhunderts auf die Ausbildung und die geistige Richtung der russischen Literatur, insbesondere des vergangenen Säculums, ist eine bekannte Thatsache, die nicht be-

*) Möchten sich doch gewisse Herren der Presse in Wien, wo dieses Unwesen jetzt mehr noch als früher in St. Petersburg eingerissen zu sein scheint, hieran ein Beispiel nehmen. D. R.

wiesen zu werden braucht. Lomonossow, Karamsin, Jukowsky und noch unzählige andere russische Fortschrittsmänner und Schriftsteller wurden zum Theil in Deutschland ausgebildet, oder wenn auch nicht vollkommen in Deutschland erzogen, so doch an den Brüsten deutscher Gelehrsamkeit ernährt. Die classischen Schriften eines Schiller und Göthe sind der russischen Nation bereits vollständig zu eigen geworden, wovon die treuen und gelungenen Uebersetzungen sämmtlicher Werke Schillers und eines großen Theiles der Werke Göthes das beste Zeugniß ablegen. Es bliebe nur zu wünschen, daß die hocherhabenen Werke dieser unsterblichen Weltweisen noch tiefer in Herz und Geist der russischen Nation eindringen und die großen, moralischen Lehren, welche diese Dichterfürsten mit ihrer Weltpoesie der Menschheit gegeben, auch von den Russen mehr erfaßt und zum Muster genommen werden möchten.

Neben diesem indirecten Einfluß der deutschen Literatur sind es aber vorzüglich die deutschen Gelehrten der St. Petersburger Akademie der Wissenschaft und der Universität Dorpat, welche direct gewirkt und sich unvergängliche Lorbeeren um die Erforschung und geistige Bildung Rußlands erworben haben. Die großen Verdienste der berühmten Akademiker um die Wissenschaft selbst, wie um Rußland insbesondere, sind in ganz Europa hinlänglich bekannt und brauchen wir daher nur die Namen eines Gmelin, Euler, Richmann, Stählin, Braun, Schlözer, Müller, Krug, Pallas, Struve, Parrot, Schilling von Cannstadt, Baer, Middendorf, Fischer, Schiefner, Böthlingk, Lenz, Jakobi, Kupfer u. a. m. zu nennen, um Jedermann von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen. Ebenso bedeutend und segensreich hat die Universität Dorpat während dieses Jahrhunderts gewirkt, an welcher die Professoren Bunge, Ewers, Reutz, Madai, Bidder, Mädler, Walter, Kämptz, Schleiden, Osenbrüggen u. s. w. als Lehrer thätig waren und zum Theil es noch jetzt sind; welche Pflanzstätte der Wissenschaft auch tüchtige, russische Lehrer und Professoren gebildet hat, wie Kutorga, Mikezewicz, Krjukow, Walicki, Gorlow, Tschiwilew u. A. Bedeutender aber noch ist der Einfluß der Dorpater Universität in Hinsicht auf die sittliche und wissenschaftlich-humanistische Kultur Rußlands gewesen, denn wenn die Liv-, Esth- und Curländer eine starke Seite haben, so ist es das Talent für die Anwendung des Gelernten auf das wirkliche Leben, das Geschick auch unter schwierigen Verhältnissen und mit bescheidenen Mitteln unter den Mitbürgern gut und wohlthätig zu wirken. Dorpats Hauptverdienst besteht daher darin, für Rußlands wirkliche Welt einen tüchtigen Mittelschlag groß gezogen zu haben, den es mit einer patriotischen, unabhängigen Gesinnung für die Kämpfe des Lebens ausgestattet hat. Denn die Aufgabe der Universität beschränkt sich nicht allein darauf, die größtmöglichste Zahl von Gelehrten zu erziehen; sie soll ihren Jüngern, neben der wissenschaftlichen auch eine sittliche Bildung geben, den Charakter ebenso läutern und kräftigen, als den Geist. Darin liegt insbesondere der Schwerpunkt, den diese Hochschule vor den anderen, russischen Universitäten voraus hat, und Tausende von Zöglingen Dorpats haben seit 60 Jahren als Aerzte, Prediger, Richter und Beamte, Professoren und Lehrer, Apotheker 2c. wohlthätig und segensreich in Rußland gewirkt. Was hauptsächlich die Aerzte und Apotheker Rußlands betrifft, so besteht noch heute die größte Zahl derselben bis nach Sibirien hinein, ausschließlich aus Deutschen. Und woher das Vorwiegen der Deutschen in diesen Ständen, die doch hauptsächlich von dem öffentlichen Vertrauen und der Wahl des Publikums abhängig sind? Aus dem einfachen Grunde, daß der deutsche Charakter in diesen verantwortlichen Stellungen sich als rechtlicher, gewissenhafter und zuverläßiger erweist.

Doch nicht allein die deutschen Gelehrten behaupten mit Recht ihren mächtigen Einfluß auf alle Sphären der bürgerlichen Gesellschaft in Rußland; in neuerer Zeit hat man es vollkommen begriffen, daß die Wissenschaften und großen Fragen der Zeit hier zu Lande nur wirksam fortschreiten können, wenn man sich die bedeutenden Resultate der Deutschen auf diesem Felde vollständig zu eigen macht. Wir brauchen nur einen Blick auf die langen Annoncen russischer Buchhändler zu werfen, um uns zu überzeugen, daß jedes bedeutende Werk deutscher Gelehrten sogleich ohne Weiteres ins Russische übersetzt und in Rußland wo möglich noch billiger verkauft wird, als in Deutschland selbst. Als dergleichen übersetzte deutsche Werke führen wir beispielsweise nur einige an, wie: Kuno Fischer, Geschichte der Philosophie; Hettner, Allgemeine Literärgeschichte; Virchow, Pathologie; Kühne, physiologische Chemie; Schweigger, Vorlesungen über Ophtalmeskopie; die Werke von Bock, Schleiden, Roßmäßler, Brehm, Ule, Kienke, Moleschott, Büchner, Vogt, Traube, Helmholtz, A. W. Hofmann, Carus Rindfleisch, Harthausen, Schlosser, Gervinus und unzähligen Anderen. Die Bedeutung der großartigen Resultate deutschen Fleißes erkennen die Russen nur zu wohl und suchen sich dieselben auch anzueignen; ihren Dank dafür offenbaren sie aber in Schimpfreden und Schmähungen gegen die Ueberlegenheit deutschen Geistes.

In allen Ministerien und Verwaltungszweigen der russischen Staatsmaschine finden wir seit Peter des Großen Zeit viele Spitzen von Behörden und Administrationen mit Deutschen besetzt. In allen Fächern und Branchen, sei es Militär oder Flotte, Finanzen und Diplomatie, Bauten und Ingenieurwesen, Handel und Industrie, Kunst und Wissenschaft, überall und in jedem Zweige sind es Deutsche und wieder Deutsche, die sich unbestreitbare Verdienste, ja Ruhm und Lorbeeren um die Verherrlichung Rußlands erworben haben. Nehmen wir z. B. nur die 6—7 Decennien dieses Jahrhunderts, so begegnen wir in Heer und Flotte den berühmten deutschen Namen: Fürst Barclai de Tolly, Graf Toll, Graf Berg, Wittgenstein, Kotzebue, Rüdiger, Lüders, Todleben, Baumgarten, Gardner, Tideböhl, Krusenstern, Lütke 2c. Kronstadt ist mit Krupp'schen Geschützen armirt, und daß alle Staaten Europa's jetzt die preußischen Hinterladungsgewehre für ihre Armeen entlehnen, ist weltbekannt. Im Finanzwesen sind die Namen: Kankrin, Hagemeister, Reutern 2c. noch Allen im Gedächtniß; ebenso in der Diplomatie: Brunnoff, Nesselrode, Budberg, Oubril, Westmann, Stakelberg, die Fürstin Lieven, Medem, Pahlen, Hahn, von der Recke 2c.; im Ministerium der Volksaufklärung Fürst Lieven und Graf Siewers; bei Bauten und Telegraphie: Kleinmichel, Gerstfeldt, Gerhard, Lüders, Lampe, Siemens und Halske 2c.; in Malerei und Architektur die Familien von Klod und Brüloff, Stakenschneider, Bosse, Krakau 2c.; als Banquiers und Großhändler sind zu nennen: Stieglitz, Fehleisen, Wyneken, Capherr, Rall, Brandts, Hauff, Schlüsser, Klementz 2c., — und so geht es noch weiter fast durch alle Branchen und Specialitäten, wo etwas Gutes, Heilsames und Progressives für Rußland gewirkt wird.

Und hier sind nur die Namen der weithin berühmten Deutschen in Rußland genannt; die Tausende, ja Hunderttausende von Deutschen, die in allen Mittelständen, in allen Fächern und Geschäftskreisen noch gegenwärtig segensreich und wohlthätig wirken, sind Jedermann bekannt, der nur einigermaßen mit Rußland und seinen Verhältnissen vertraut ist.

Und diesen deutschen Einfluß, diese unermeßlichen Wohl-

thaten, die Deutsche sich um Rußland erworben haben, entblöden sich die Russen nicht als einen nachtheiligen und schädlichen für Rußland darzustellen; die Moskauer Zeitung und ihre Parteikämpfer Katkov und Leontjew schämen sich nicht, den erbittertsten Krieg gegen die deutschen Ostseeprovinzen und gegen die Deutschen Rußlands überhaupt zu führen, ja in ihrer Verblendung und in ihrem Hasse gegen das Dominiren der Deutschen in Rußland, wären diese Panslawisten fast im Stande einen Kreuzzug gegen die Deutschen zu predigen! — Undank ist der Welt Lohn: und das ist auch der Lohn der wackern, braven und rastlos thätigen deutschen Missionäre für Intelligenz und Humanität in Rußland.

Wenden wir uns jetzt zur dritten Frage: Auf welche Weise allein könnte Rußland sich von dieser Bevormundung, von diesem ihm widerwärtigen Einflusse der Deutschen mit der Zeit befreien? — Moral, Bildung und Thätigkeit, das sind die drei Factoren, die Rußland allein nur mit der Zeit zu einem wahrhaft civilisirten Staate emporheben können und ohne dieselben bleiben die russischen Zustände stets faul. So lange in allen Geschäftskreisen, in allen Verhältnissen der Russen unter einander Lug, Trug, Bestechlichkeit, Untreue u. s. w. zu Hause sind und so lange die Russen unter einander sich nicht trauen, wird jeder ehrliche Deutsche und sei er den Russen auch noch so verhaßt, dennoch eine unentbehrliche Nothwendigkeit sein. Moral ist es vor Allem, was Rußland emancipiren kann, denn Tugend und Seelenadel sind es insbesondere, die wir bei den Russen so wenig finden, so selten antreffen. Die 400 Kirchen mit ihren Heiligen und Bildern an allen Straßenecken machen Moskau gewiß nicht zu einer frommen Stadt und 50 jeden Tag geschlagene Kreuze machen den verschmitzten Moskowiter wahrhaftig nicht zu einem Ehrenmanne; Treu und Glaube, sowie Ehrenhaftigkeit in den Handlungen der Russen, das sind die gewichtigen Hebel, die Rußland allmählich von dem großen Einflusse der Deutschen befreien können, denn dieser Punkt ist es hauptsächlich, der mehr noch als alles Andere den deutschen Einfluß in Rußland so sehr überwiegen und dominiren macht.

Aber auch Bildung und Thätigkeit sind Beweggründe, welche bei jeder Concurrenz den Deutschen über die eingeborenen Russen den Sieg erringen lassen, denn bei Besetzung jedes Amtes, jeder Stelle zieht man natürlich den gebildeteren, fleißigeren, gewissenhafteren Deutschen den ungebildeten, unzuverlässigen Russen vor. Seit vielen Jahrzehnden schon macht die Regierung löbliche Anstrengungen, die Volks- und Schulbildung zu heben, doch immer noch sind die Früchte derselben ziemlich unmerklich.

Wir wiederholen es also noch einmal: Moral, Bildung und Thätigkeit sind die mächtigen Hebel, durch welche die Deutschen Humanität und Civilisation in Rußland verbreiten; darin hat die Mission der Deutschen Rußlands seit Peter dem Großen schon bestanden und vermöge dieser Basis wird der deutsche Geist noch viele Jahrzehnde in Rußland dominiren.

Frankreich.

Die Kinder des Paters Loriquet.*)

„Das sind die Kleinen von den Kleinen."
Mephistopheles.

So eben lese ich in der katholisch-legitimistischen, zu Blois erscheinenden „France centrale" die Ankündigung einer neuen historischen Zeitschrift, die als ein Kuriosum bekannt zu werden verdient. Die Zeitschrift „Bibliothèque de l'Ecole des chartes" erscheint dem Berichterstatter zu gründlich, sie ist voll Gelehrsamkeit, aber befaßt sich mit zu specialen Gegenständen, um „der guten Sache", der Wiederbelebung des katholisch-feudalen Mittelalters kräftige Dienste zu leisten. Eine andere, von ähnlichem guten Eifer beseelte Zeitschrift, die von Bonnetty redigirten Annales de philosophie chrétienne, war dem Herrn zu philosophisch, um dem weniger an's Denken gewöhnten Publikum zuzusagen. Von andern gutgesinnten Revuen, an denen es doch die heilige Ligue von Adel und Clerus nicht fehlen läßt und unter denen der Correspondant es den Halbgebildeten ziemlich mundgerecht macht, schweigt der Herr, um nur eine ungeheure Lücke zu bezeichnen, die endlich — freue dich, Loyola's Schatten! freuet euch Alle, ihr nächtigen Schatten des Mittelalters und rauscht entzückt mit euren Fledermaus-Flügeln! — von Spitzen der historischen Wissenschaft und Schülern der Ecole des chartes ausgefüllt sei. Nebenbei bitte ich, nicht aus der Zusammenstellung zu schließen, als ob die Ecole des chartes für die Ansichten des genannten Herrn verantwortlich sei; diese von Gelehrten ersten Ranges geleitete Anstalt bildet vorzüglich Archivare für die Departements. Daß indessen die Kenntniß der mittelalterlichen Kunst- und Rechtsalterthümer für die pfäffische Jugend großen Reiz hat, ist natürlich, und so findet sich denn auch unter den jungen Leuten, die diese Hochschule besuchen, mancher Schwärmer für die verrotteten Ideen, die in der neuen Zeitschrift vertreten werden.

Diese letztere, um endlich zur Sache zu kommen, heißt die Revue des questions historiques; sie erscheint alle drei Monate bei Victor Palmé in Paris und kostet jährlich 20 Francs; zwei Hefte sind schon im vorigen Jahre erschienen. „Sie bietet alle Bürgschaften für Gelehrsamkeit und Unparteilichkeit, wie man sie nur von einer ernsthaften Zeitschrift erwarten kann. Eine Phalanx junger Benedictiner (ich citire wörtlich) hat sich unter Leitung des Herrn du Fresne de Beaucourt gebildet, welch Letzterer schon durch eine Polemik gegen Henri Martin bekannt ist. Der Erfolg dieser Zeitschrift ist gewiß, denn sie bewegt sich außerhalb jeder Coterie, mit erhobener Stirn (und mit welcher Stirn!) geht sie auf die Entdeckung der Wahrheit aus, auf die Entdeckung aller historischen Lügen. (Hat man doch den wahrhaftigsten aller Historiker, Herodot, einen Lügenvater genannt! Eg.). Alle wissenschaftlichen Größen und Antecedentien sind für sie nichts. (Packt ein, wie ihr auch heißen mögt, Tacitus oder Jurieu, Schlosser oder Michelet. packt ein, die jungen Leutchen wissen Alles besser, der Beichtstuhl ist der heilige Dreifuß, wo sie erleuchtet werden. Eg.) Eine strenge Richterin der Vergangenheit, befragt sie die Geschichte und cassirt ohne Gewissensbisse (das glauben wir unbeschworen. Eg.) die von der Leidenschaft dictirten Urtheilssprüche. Wird sie beim ersten An-

*) Ein Zufall hat die Absendung dieses bereits vor zwei Monaten in Frankreich geschriebenen Artikels verspätet.

lauf siegen? Ich glaube nicht. (Das wundert uns; mit einer solchen Stirn muß man Thüren und Pfosten einrennen können. Sg.) Es giebt Menschen, die das Licht blendet. (Der Teufel auch! eure Scheiterhaufen sind auch gar zu stark geheizt. Sg.) Diese werden die Kämpen der Wahrheit verfluchen. Es war so bequem, in populären Ausgaben ungerechte Verleumdungen der Kirche in's Angesicht zu schleudern. (Warum hat sie uns auch die Arbeit so bequem gemacht? Sg.) Trug sie nicht die Schuld des Gemetzels der h. Bartholomäusnacht, der Verfolgung der Albigenser, von Papst Liberius und den falschen Decretalen noch zu geschweigen?"

Das war des Pudels Kern: Mephistopheles. Roch's nicht schon obrn nach den Scheiterhaufen der Inquisition?

„Prüfen wir nun aufmerksam die Arbeiten, die in der Revue erschienen sind." Prüfen wir sie! Ich will Herrn Gabriel de Chaulnes, den Berichterstatter, selbst sprechen lassen.

„Alle Franzosen, welche die Geschichte studirt haben, kennen das Gemetzel der Bartholomäusnacht (sic!) und die Katholiken sind die Ersten, die diesen gehässigen, tückischen Ueberfall (odieux guet-apens) tadeln, dessen ganze Verantwortlichkeit auf Katharinen von Medici und Karl X. fällt; aber niemals ist dieses Urtheil von der rationalistischen Schule angenommen worden. (Will's glauben. Wenn die Katholiken ihn so „tadelhaft" finden, warum haben sie ihn denn nicht gehindert? warum haben sie im päpstlichen Rom selbst die Nachricht davon mit Freudenfesten gefeiert? Ja, hinterher tadelt ihr ihn — mit Worten, aber die Früchte des Verbrechens steckt ihr ein und behaltet sie. Wißt, der Hehler ist so gut wie der Stehler. Sg.) Die ganze freidenkerische Coterie hat sich nun einmal das Wort gegrben, den Einfluß des Katholicismus in diesem Verbrechen zu bestätigen. Herr Georges Gandy ist in die Schranken getreten, um gegen dieses Vorurtheil zu protestiren. Sein forschender Blick hat alle Zeugnisse durchmustert, alle Quellen geprüft, alle Correspondenzen durchwühlt, und, Dank dieser ungeheuern Arbeit, diese abscheuliche Lüge widerlegt. Folgendes ist sein Schluß:

„„Die unreligiöse, aufrührerische und antisociale Bewegung (action) des Protestantismus, gestärkt durch die Schwäche Katharinen's und Karls des Neunten, bereitete die Sanct-Barthélémy vor."" (prépara, sagt der Herr. Aber qui l'exécuta? Wer führte sie aus? wer mordete? Das ist die Frage. Und darauf bleibt uns Herr Gandy die Antwort schuldig. Sg.).

Ein anderes Bild!

„Der Jurist Dupin erfand in einem Anfall adelsfeindlicher Laune das berufene Herrenrecht, le droit du Seigneur, und alle unwissenden Leser sprangen entsetzt auf, als sie erfuhren, daß im Mittelalter ein als Gesetz betrachteter Brauch geherrscht habe, der die Frau eines Leibeigenen verpflichtete, die erste Nacht ihrer Ehe bei ihrem Grundherrn zuzubringen. Unglücklicherweise für Herrn Dupin und glücklicherweise für die Sache der Wahrheit witterte Herr Veuillot, unterstützt von dem gelehrten Archivar Murcien, eine Verleumdung; der Publicist bewies in einem ebenso geistreichen als gelehrten Buche, daß die Behauptung des französischen Juristen eine ungeheure Ente sei. Herr Anatole de Barthélémy hat den Handschuh wieder aufnehmen wollen, indem er einige neue Details hinzufügte, und wir wünschen ihm Glück dazu. (Brav, der Herr kann's brauchen. Sg.) Aber warum wirft er dem Redacteur des Univers seine beißende Laune vor? Es giebt Fälle, wo die Entrüstung ausbricht, und wie hätte sie den Extravaganzen gegenüber nicht ausbrechen sollen, die der Siècle bei dieser Gelegenheit gedruckt hatte?"

Ja, warum, Herr Anatole de Barthélémy? Fressen sich die Wölfe unter einander? Oder verletzt die Lauge des Plebejer-Witzes Ihren aristokratischen Geschmack? Denn wir wissen ja, daß schon Herr von Falloux, sowie der auf Eleganz Anspruch machende Bischof Dupanloup gegen den brutalen Kämpen Veuillot protestirten. Aber uns gefällt er grade deshalb. Der Mann sagt seine Gedanken rund heraus, wir wissen woran wir sind und halten uns bei seinem „Pariser odeur" die Nase zu. Sie, meine Herren, überzuckern den Teufelsdreck, um ihn besser hinunterschlucken zu lassen. Mephistopheles ist ein Cavalier wie andere Cavaliere geworden.

„Noch ein Gläschen, Herr Just," sagt der Wirth in Lessing's Lustspiel, „aller guten Dinge sind drei." Citiren wir ein Drittes.

„Nicht zufrieden, durch Wühlereien die Zerstörung der weltlichen Regierung der Päpste vorzubereiten, prüft die rationalistische Schule die Thaten aller Stellvertreter Jesu Christi in den geringsten Details, um auch ihre geistliche Regierung auf dem Unrecht zu ertappen. Eines Tags, gestützt auf apokryphische Briefe, griffen einige Chronisten die geistliche Führung von St. Liberius an. Die Unbesonnenen hatten ihre Rechnung ohne Herrn Eduard Dumont gemacht. Mit nicht genug zu lobender Gelehrsamkeit rächte derselbe in den Annales de philosophie chrétienne das Andenken des h. Papstes. Die Revue des questions historiques druckt diese Abhandlung wieder ab, die durchaus kein unnützes Beiwerk ist, denn nicht oft genug kann man den Triumph der Wahrheit über den Irrthum verkünden. Dieser Gedanke hat den unermüdeten Professor der Geschichte angetrieben, jene bekannten Decretalen zu studiren, deren für apokryphisch erkannte Form die Ungläubigen in solche Freude versetzte, deren Grundlehren aber sich in früheren oder zeitgenössischen Documenten von unzweifelhafter Echtheit wiederfinden."

Recht so, der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig. Nur die Form ist falsch, aber der Inhalt echt. Wenn Fiesko's Mohr die Herren gekannt hätte! Sie hätten ihm die spitzigsten Räthsel aufgelöst. Uns aber mögen sie ihre Waare preisen wie sie wollen, wir bleiben starrköpfig wie Just und antworten (ohne Beschränkung): „Wahrheit ist auch gut Ding." Sie sind nichts als kleine Loriquet's.

Auf ein vernünftiges Wort, das sich in diese Revue verirrt hat und den Heiligenschein um Agnes Sorel's Haupt vernichtet, werde ich an anderm Orte zurückkommen. Es ist dasselbe übrigens nichts Neues, und ich selbst habe schon vor einigen Jahren in Oppenheim's „Jahrbüchern für Literatur und Politik" dasselbe gesagt. Auch hat es sich in die genannte Revue nur verirrt; denn Niemanden kommt es weniger zu, die Geschichte jener Epoche zu entrollen, als den Legitimisten.

Der Aufsatz schließt mit den charakteristischen Worten: „Von nun an könnte der berühmte Graf de Maistre, wenn er zurückkäme, nicht mehr den Ausspruch der Verzweiflung thun: Die Geschichte ist eine Verschwörung gegen die Wahrheit." Ganz gewiß nicht.

Nur bilden sich die Herren von der Revue zu viel ein, wenn sie meinen, das Gespenst de Maistre habe auf sie warten müssen, um zur Ruhe zu gehen. Der Pater Loriquet hat das Alles schon geleistet, sie sind nur seine Jünger. Und sie mögen sich auch nicht einbilden, daß das Werk ihres Herrn und Meisters verschollen gewesen sei. In den meisten, vielleicht allen echtkatholischen Erziehungsanstalten Frankreichs giebt man die historischen Berichtigungsmaschinen „in majorem Dei gloriam" den Zöglingen in die Hände mit dem offenen Bekenntniß: „Das Werk ist vom Pater Loriquet." Die Büchelchen enthalten köst-

liche Schnurrpfeifereien, ich möchte sagen: Kindereien, und ich stehe daher an, Ihnen dieselben mitzutheilen. Da indessen Tausende von Hausfrauen in Frankreich diesen Unsinn im Kloster, wo sie erzogen werden, noch auswendig lernen müssen, so lohnt es doch der Mühe. Uebrigens, nach Tische, beim Kaffee, kann die Lectüre durch Erschütterung des Zwerchfells zur Verdauung dienen. Nur will ich rasch zur Ehre des gesunden Menschenverstandes hinzufügen, daß die Schüler und Schülerinnen, denen diese Ungereimtheiten eingetrichtert werden, sie schnell vergessen, sobald sie die frische Luft des Lebens athmen.

Herman Semmig.

England.

Das Institut der Königin in Dublin.

Im Anschluß an unsere Mittheilungen über die Resultate der einjährigen Wirksamkeit des Berliner Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes, theilen wir heute die Erfolge ähnlicher Bestrebungen mit durch einen Auszug aus dem kürzlich ausgegebenen fünften Jahresbericht des vom Dubliner Verein im Jahre 1861 gegründeten „Instituts der Königin Victoria“. Eine Vergleichung des verschiedenen Stadiums derselben Frage in den beiden Ländern, der Schwierigkeiten, welche sich hier, wie dort ihrer Lösung entgegenstellen, der Mittel und Kräfte, welche man zu diesem Zwecke in Bewegung gesetzt, dürfte für Alle, welche sich für die Angelegenheit interessiren, anregend und belehrend sein.

Das „Institut der Königin“ in Dublin, so beginnt der Jahresbericht, darf am Schlusse des fünften Jahres seiner Wirksamkeit wohl das Prädikat einer wahrhaft nutzenbringenden Anstalt für sich in Anspruch nehmen. Die in den verschiedenen Abtheilungen erzielten Resultate sind durchweg als befriedigend zu bezeichnen. Das Institut hat sich namentlich bei den mittleren Klassen der Gesellschaft einen hohen Grad von Achtung erworben, und der Besuch desselben wird als geeignetes Mittel angesehen, durch welches die Zukunft junger Mädchen sicher gestellt werden kann. Die Schülerinnen haben den Ernst der hier zu verfolgenden Ziele auch richtig erkannt und sich ihrer Aufgabe mit anerkennenswerthem Fleiße und Eifer gewidmet; frühere Schülerinnen haben der Anstalt vielfach rührende Beweise der Anhänglichkeit und Dankbarkeit zu Theil werden lassen.

Die Klasse der Maschinen-Näherinnen, in welcher Alles, was zur Damen- und Kinder-Garderobe gehört, zugeschnitten und gefertigt wird, leistete unter einer tüchtigen Leitung sehr Anerkennenswerthes. Während des letzten Jahres ist mit ihr noch die Unterweisung im systematischen Zuschneiden verbunden worden, wovon ungefähr sechzehn junge Mädchen profitirt haben. Viele Schülerinnen haben klüglicherweise die ursprünglich festgesetzte Lehrzeit verlängert, um Zeugnisse der Reife, gewissermaßen Meisterbriefe, zu erlangen, da es Thatsache ist, daß derartige Zeugnisse in kürzester Zeit zu einträglicher, dauernder Arbeit verhelfen. Während des letzten Jahres haben sich vier Schülerinnen Maschinen gekauft, um damit auszuwandern und jenseits des Oceans sich eine Selbständigkeit zu gründen.

Die Klasse zur Erwerbung kaufmännischer Vorbildung hat mehrere Buchhalterinnen und Correspondentinnen entlassen, welche sofort Stellen erhalten haben. Im Anschlusse daran ist noch eine Klasse zur Erlernung der neueren Sprachen eingerichtet worden, in der Absicht sowohl denen, welche sich dem kaufmännischen Beruf widmen, Gelegenheit zu einer umfassenderen Ausbildung und dadurch zur Erlangung lukrativerer Stellen zu bieten, als auch um die Copistinnen in den Stand zu setzen, ihre Thätigkeit auch auf das Uebersetzen, sei es für das Geschäftsleben, sei es für die Literatur ausdehnen zu können.

Die Abtheilung der Copistinnen und Gerichtsschreiberinnen hat im vergangenen Jahre ungewöhnlich gute Erfolge gehabt. Neunundzwanzig Damen wurden in verschiedenen Branchen beschäftigt und zwar Einige fortdauernd und lohnend. Adressen und Visitenkarten, bei deren Herstellung es ganz besonders auf Schönheit der Ausführung ankam und die mit Initialen, Wappen, Kronen u. s. w. in Wasserfarben verziert werden mußten, sind aus dieser Abtheilung hervorgegangen. Ebenso hat das Coloriren von Photographien eine Anzahl von Schülerinnen gehabt und reichlich Beschäftigung erhalten, wie auch Aktenschreiben und andere Copirarbeiten und auf der anderen Seite Schablonen- und Buchstaben-Zeichnen vielfach verlangt ward.

Die Klasse für Lithographinnen wird jetzt von dem ersten Künstler dieses Faches in Dublin geleitet und macht reißende Fortschritte; drei der Schülerinnen haben schon gelegentlich außerhalb des Instituts Beschäftigung gefunden. Die Klasse für Holzschneiderinnen arbeitet ebenfalls mit günstigem Erfolge und die entlassenen Schülerinnen finden in xylographischen Ateliers gern Aufnahme.

Was die Klasse für Telegraphinnen betrifft, so behauptet sie ihren seit Jahren bewährten Ruf. Fünfundvierzig durch dieses Institut ausgebildete Damen sind in den Dienst der „Magnetic Telegraph Company“ getreten, ihre Leistungen haben sich durchweg als befriedigend erwiesen und Mehrere sind schon in Anerkennung ihrer Geschicklichkeit und ihres Wohlverhaltens zu höheren Aemtern befördert worden.

Trotzdem die Wirksamkeit des Institutes sich immer noch auf ein sehr enges Gebiet beschränkt, ist es ihm doch gelungen, zweiundfünfzig Damen fortdauernde Arbeit zu verschaffen.

Die im vergangenen Jahre erst errichtete Niederlage oder das Ausstellungs-Lokal hat in Verbindung mit der Abtheilung für Nähmaschinen-Arbeit die verschiedensten Erzeugnisse weiblichen Kunstfleißes aufzuweisen gehabt und giebt Vielen Gelegenheit, bessere Früchte für ihre Mühen zu ärnten, als es sonst alleinstehenden Frauen möglich ist. Neben diesem bessern Erwerb heben wir gern hervor, daß alle dort gelieferten Gegenstände zu gewöhnlichen Ladenpreisen abgegeben werden.

Während der fünf Jahre seines Bestehens hat das Institut 782 Schülerinnen unterrichtet und 438 meist den besseren Ständen angehörigen Frauen Arbeit vermittelt; unter den Schülerinnen befanden sich Viele, denen der Unterricht unentgeltlich ertheilt ward. Der Vorstand des Instituts ist stets von dem Grundsatze geleitet worden, daß man zur Erreichung eines guten Zweckes nur die besten Mittel wählen müsse; er hat es sich daher angelegen sein lassen, immer die vorzüglichsten Lehrkräfte zu gewinnen. Da solche aber angemessen bezahlt werden müßten und man ihnen nicht zumuthen könne, wie bisher nur im Interesse der Sache ihre Zeit und ihre Geschicklichkeit aufzuwenden, so habe man eine Erhöhung der Remunerationen eintreten lassen, obgleich das Institut noch lange nicht in der Lage sei, wirklich angemessene Gehälter zu zahlen und selbst zu der jetzt eingetretenen Erhöhung der Unterstützung von Außen bedürfe.

Der Bericht theilt darauf noch mit, es sei im Werke, die Summe von 400 Pfd. in Antheilscheinen von je 50 Pfd. auf

das Haus aufzunehmen und mit 6 Prozent zu verzinsen, um auf diese Weise dem Institute die Mittel zu verschaffen, seine weiteren Pläne ruhig und unbehindert auszuführen. Er schließt mit dem Wunsche, daß, wenn Frauen dermalen fähig gemacht sind, verantwortliche Stellungen würdig auszufüllen, man ihnen auch den dafür gebührenden Lohn nicht vorenthalten möge; denn nur indem man sie im Geschäftsleben auf gleiche Rechtsstufe mit dem Manne stelle, könne man ihnen das Gefühl der Pflicht und Verantwortlichkeit einflößen. Gleiche Rechte, gleiche Pflichten, müsse das Loosungswort sein; die Frauen sollen ihren Vätern und Brüdern nicht, wie so oft gefürchtet wird, Concurrenz machen, sondern ihre Mitarbeiter werden. So lange die Mädchen in den Lehrjahren seien, dürfen sie nicht beanspruchen, mehr für ihre Arbeit zu erhalten, als dieselbe werth sei; dafür sei es aber nur billig, daß man sie, zur Meisterschaft gelangt, die Früchte ihrer Kunstfertigkeit, nur nach dieser bemessen, ohne andere Rücksichten zu Theil werden lasse.

Nord-Amerika.

Vorhistorische Menschen-Spuren in Canada.

In einer vor kurzem stattgehabten Sitzung der „Anthropologischen Gesellschaft" in Manchester wurde über einige interessante Denkmäler einer untergegangenen Menschenrace berichtet, die man im westlichen Canada aufgefunden hat. Diese Gegenstände sind aus dem Boden der in der letzten Zeit urbar gemachten und von den Waldungen gereinigten Länder zu Tage gefördert worden, und zwar im Frühjahr, wo der Schnee schmilzt und das von ihm bedeckte Erdreich auflockert. Ein bemerkenswerther Umstand ist, daß dieselben hauptsächlich im Bereich der alten Terrassen oder Strandlinien angetroffen werden, die sich etwa 600 Fuß über dem Meeresniveau rings um die großen canadischen Seen und überhaupt um das ganze Hochland des St. Lorenz-Bassins ziehen. Man unterscheidet die Terrassen oder Abstufungen, welche sich zu den gegenwärtigen Ufern der großen Seen hinuntersenken. Die höchste Terrasse ist die älteste, und wurde allem Anschein nach in einer sehr entlegenen Periode gebildet, wo an der Stelle, die jetzt von den großen Süßwassern eingenommen wird, sich eine Meeresbucht befand, die durch einen breiten Kanal mit dem Atlantischen Meer verbunden und der Wirkung des Gletscher-Eises von der Küste, so wie dem Eindringen der Eisberge durch die von Nordosten kommende Strömung, unterworfen war. Die hohe Terrasse ist mithin von neptunischem Ursprung und die aus ihrem Schooße ans Licht gebrachten Gegenstände geben Zeugniß von einem Menschenschlage, dessen Sitten und Lebensweise mit dem physischen Charakter des Landes und der See im Einklang waren — einem Geschlecht von kühnen Fischern und Jägern, die sich vom Walfisch, vom Walroß, vom Hai, daneben aber auch vom Rennthier und anderen arktischen Landthieren nährten. Seit jener Urzeit hat sich das ganze Land um die Seen herum langsam und ebenmäßig bis auf 600—1000 Fuß über der Meeresfläche gehoben, indem es diese Bewegung zweimal lange genug unterbrach, um zwei untere Terrassen zu bilden; eine vierte entsteht gegenwärtig an den sich allmählich senkenden Strandlinien der Seen.

Die aufgefundenen Dinge bestehen aus einer Anzahl irdener Gefäße von roher Arbeit, aus Pfeilspitzen von Quarz, Beilen und Aexten von schwarzem Stein, scharfen Fischbeinspitzen und Nadeln, endlich aus Pfeifenköpfen und Stielen von etwa sechs Zoll Länge. Diese letzteren, durch welche sich die auf dem amerikanischen Continent gemachten Funde von denen der alten Welt auszeichnen, sind von besonderem Interesse, indem sie den Beweis liefern, daß die Leidenschaft für das Rauchen irgend welcher narkotischen Pflanze unser Geschlecht von den entlegensten Zeiten an beherrscht hat, welche die Geologie den Ueberresten der vorhistorischen Menschen überhaupt anweist — der Zeit, welche unmittelbar auf die Gletscher-Periode folgte.

Kleine literarische Revue.

— **König Dietrich von Bern und seine Genossen.***) Die Sagen von dem großen Gothenkönige Theodorich, die von dem deutschen Volke in alten Zeiten viel gesagt und gesungen worden sind, die nach Mittheilungen alter Chroniken auch „bei den Bauern" sich großer Beliebtheit erfreuten, die aber nicht, wie die burgundisch-niederrheinischen Sagen im Nibelungenliede, zu einem einzigen großen deutschen Gedichte zusammengefaßt worden sind, fanden ihren Sammler und Erzähler in einem Irländer des dreizehnten Jahrhunderts, der, theils nach mündlichen Berichten von Männern aus Münster, Bremen und Soest, theils nach schriftlichen Vorlagen seine Dietrichssage schuf. In ihr webt frischer, kecker Heldenmuth und Heldentrotz, eine ursprüngliche Naturwüchsigkeit, die ihren niederdeutschen Ursprung charakterisirt. Die vorliegende hochdeutsche Bearbeitung dieser Sage, eine willkommene Ergänzung der in gleichem Verlage erschienenen Osterwaldschen „Erzählungen aus der alten deutschen Welt", wird nicht nur der Jugend, für die sie zunächst bestimmt, und um deretwillen Etliches ausgeschieden ist, sondern auch jedem erwachsenen Freunde deutscher Vorzeit und deutscher Volksdichtung von Interesse sein; dies um so mehr, als der Bearbeitung volles Lob gezollt werden muß. Der Stil hält sich mit Recht an die kurzen Sätze und an die kraftvolle Ausdrucksweise des Originals und auch die kleinen Abänderungen, die der Bearbeiter sich erlaubte, um möglichsten Einklang mit den uns erhaltenen mittelhochdeutschen Dichtungen aus dem Sagenkreise Dietrichs herzustellen, müssen vollkommen gebilligt werden. A. R.

— **Der Suluh-Archipel.** Die „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin"**) bringt in ihrem zweiten Hefte von 1867 eine von dem Herausgeber, Herrn Prof. Koner, verfaßte, von einer Karte begleitete, Abhandlung über den in den ostasiatischen Gewässern, von Borneo bis zu den Philippinen sich erstreckenden, mehr als 200 kleine Inseln umfassenden Suluh-Archipel, dessen Sultan gegen Ende des Jahres 1866 durch Vermittelung eines preußischen Schiffscapitains, sowie des preußischen Consulats in Canton, ein Schreiben an den König von Preußen gerichtet, wonach er sich und sein Reich der Oberhoheit Sr. Majestät unterwerfen will und gleichzeitig bereit sein soll, einen Theil der zu diesem Reiche gehörenden Nordostküste Borneo's behufs einer preußischen Colonisation abzutreten. Herr

*) Nach der Thidrekssage erzählt von Ernst Martin. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1867.

**) Berlin, Dietrich Reimer.

Koner hat mit Benutzung einer großen Anzahl von älteren und neueren englischen, französischen, holländischen und spanischen Quellen ein geographisches Essay hergestellt, durch welches, so viel uns bekannt, die erste vollständige Uebersicht des Suluh-Archipels geliefert wird. Und was die Preußen angebotene Oberhoheit betrifft, so äußert sich der Verf. folgendermaßen darüber:

„Das Protectorat über eine allen Verträgen hohnsprechende Nation, die Gründung einer Colonie inmitten einer seit Jahrhunderten als Seeräuber verrufenen Bevölkerung würde einen Aufwand von Streitkräften und Geld erheischen, der keinesweges durch die zu hoffenden Vortheile aufgewogen werden dürfte; geschweige denn, daß Conflicte mit den Spaniern, Holländern und Engländern, als den durch die Seeräubereien an ihrem Eigenthum am Meisten geschädigten Mächten, die aber gleichzeitig die Gründung einer neuen Niederlassung in unmittelbarer Nähe ihrer eigenen Colonien mit scheelen Augen ansehen würden, wohl kaum zu vermeiden wären. Nicht etwa, daß der reumüthige Entschluß eines im Seeräuber-Handwerk ergrauten Volkes, mit seiner Vergangenheit zu brechen, uns einen neuen Bundesgenossen zuführt; es ist vielmehr das Verlangen, der strafenden Hand der Spanier sich zu entziehen, welches den Sultan des Suluh-Archipels nöthigt, ein Freundschaftsbündniß mit Preußen nachzusuchen, um dann vielleicht unter dem Schutze einer europäischen Flagge sein früheres Treiben ungestört fortsetzen zu können. Es ist ein Anerbieten, wie es von derselben Nation bereits in früheren Zeiten, aber stets erfolglos, den Franzosen und Engländern gemacht worden ist."

— **Pariser Führer.** Der neue Paris Guide, dessen Erscheinen um die Mitte Mai's die internationale Buchhandlung von Lacroix Verdoekhoven u. Co. in Paris ankündigt, scheint ein großartiges, vielumfassendes Werk zu werden. In zwei Bänden soll darin von den geschätztesten französischen Schriftstellern Paris nach allen Richtungen hin, in sozialer, wie in wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht, dargestellt werden. Wir nennen hier bloß einige Mitarbeiter dieses neuen Livre des Cent et Un: Victor Hugo (der die Einleitung des Buches verfaßt hat); Renan (das Institut de France); Sainte Beuve (die Académie Française); Berthelot und Littré (die astronomische, physikalische und medizinische Wissenschaft in Paris); J. Michelet (das Collège de France); Louis Blanc (das alte Paris); Peyronnet (die polytechnische Schule); Perdonnet und Laboulaye (das Central-Gewerbe-Institut und die Kunst- und Gewerbeschule); Vacherot (die Sorbonne); Hauréau (die kaiserliche Bibliothek); Theophile Gautier (das Louvre); Edgar Quinet (das Pantheon); Viollet le Duc (die Kirchen); A. Dumas und E. Augier (die Theater); Taine (die Kunst); Firmin Didot (die Buchdruckereien); J. Janin (Bücherverkäufer); E. de Girardin (die Zeitungen); George Sand (Sentimentales in Paris); Daniel Stern (das Faubourg St. Germain); Paul de Kock (die Boulevards); Jules Simon (die Gefängnisse); Berryer und Jules Favre (die Gerichte und Advokaten); Nélaton (die Hospitäler); Noriac (die Begräbnißplätze); L. Bamberger (die deutsche Kolonie in Paris) rc. rc. Das Ganze wird von 102 Illustrationen der ersten Künstler von Paris begleitet sein und nicht mehr als zehn Francs kosten.

— **„Deutscher Volkswirth."** Unter diesem Titel erscheint jetzt in Hamburg eine dem Gesammtgebiete der Volkswirthschaft, also dem Handel und Transport-Verkehr, dem Gewerbfleiß und dem Landbau, gewidmete Wochenschrift, die, nach den ersten uns vorliegenden drei Nummern zu schließen, sich der Aufgabe, ein der größten deutschen Handelsstadt würdiges Organ zu repräsentiren, sehr wohl bewußt ist. Hamburg hat seit zehn Jahren außerordentliche Fortschritte gemacht, und zwar nicht bloß Fortschritte des materiellen Verkehrs und Reichthums, sondern auch in deutscher Gesinnung, in den Ideen einer nicht exklusiven bürgerlichen Freiheit und der nothwendigen Unterordnung des „Vaterstädtischen" unter das „Vaterländische." Wenn nunmehr Herr Dr. Bruno Mertelmeyer in dem von ihm gegründeten und redigirten Journale diesem fortgeschrittenen Hamburg auch in der Volkswirthschaft einen entsprechenden Ausdruck geben will, so wird er dafür sicher ein empfängliches Publikum finden, und zwar nicht bloß in der großen Handelsstadt selbst, sondern in ganz Deutschland, mit Einschluß von Deutsch-Oesterreich, in welchem letztern seit den Tagen der Reaction gegen die Prinzipien der Handelsfreiheit auf dem famosen Münchener Handelstag ein außerordentlicher Umschwung der Ideen stattgefunden zu haben scheint. Schon in den ersten Blättern des „Deutschen Volkswirth" finden wir Deutsch-Oesterreich durch seinen berühmten Staats-Oekonomen, Freiherrn v. Hock, vertreten, der sich unbedingt dem volkswirthschaftlichen Votum für die Einheit der Welt-Handels-Valuta, und zwar der Goldwährung, anschließt. Bekanntlich ist Oesterreich nicht abgeneigt, dem kürzlich zwischen Frankreich, Italien und der Schweiz abgeschlossenen Vertrage über Münz-, Maaß- und Gewichts-Einheit beizutreten. Auch das englische Parlament und die Vereinigten Staaten von Amerika haben entschiedene Theilnahme für die projektirte Welt-Handelsvaluta ausgesprochen. In Deutschland müßte natürlich erst die noch aus der Zeit der Kindheit des Weltverkehrs herstammende Mannigfaltigkeit der Thaler-, Conventionsgulden-, Reichsgulden- und Mark-Währung beseitigt werden, bevor in dieser Beziehung der vollständige Anschluß an die gesammte übrige Verkehrswelt stattfinden kann.

— **Das Leben der Hausthiere.***) Es ist eine eigenthümliche Erscheinung unserer Zeit, daß so zahlreiche Schriften publizirt werden, in denen das seelische, wie körperliche Leben der Thiere in mannigfachen Variationen gemalt wird. Von dem Riesenwerk „Illustrirtes Thierleben" (Brehm) bis zu dem kürzlich hier besprochenen Büchlein „Die Waldschnepfe", von dem höchst interessanten und beachtenswerthen „Seelenleben der Thiere" (Perty) bis zu dem vorliegenden Buche — welche Fülle und Mannigfaltigkeit derartiger, doch unter sich außerordentlich verschiedener populär-zoologischer Schriften.

Greifen wir nur einmal eine davon — also das Hausthier-Leben — heraus und beleuchten, gleichsam von ihr aus reflektirend, das Ziel und Streben dieser gesammten Literatur. Pösche hat in der Vorrede das Motto von Scheitlin's Worten gewählt: „Man kann die Thiere verachten und hochschätzen, hassen und lieben. Unwissenheit und Hochmuth lehren uns das erste, Kenntniß und Demuth das zweite" — und sagt dann: „Ich wollte in den nachfolgenden Hausthier-Biographien Bilder zeichnen, die nach dreifacher Beziehung, nach der theoretischen, praktischen

*) Von Hermann Pösche; Glogau, Verlag von Carl Flemming. (Eine zweite Auflage dieses Buches ist unter der Presse.)

und ästhetischen, ein harmonisches Ganze darstellen sollen; ich wollte dem Leser Nahrung bieten, für Kopf, Herz und Hand." Im Allgemeinen ist dies nun aber der Zweck aller Schriften. Denn ja nur das kann man recht lieben, schätzen und am vortheilhaftesten ausnutzen, was man ganz genau und nach allen Seiten hin kennt. Daß aber alle diese Thier-Lebensbilder eine so regsame Aufnahme im Publikum finden, das ist unseres Erachtens nicht nur ein gutes Zeichen für das immer allgemeiner werdende Verständniß unserer praktisch-wissenschaftlichen Zeitrichtung, sondern auch für den Fortschritt aller dieser Leser in edler Humanität — die ihre menschlich milde und sie selbst adelnde Theilnahme auch auf unsere Nebengeschöpfe erstreckt. Pösche hat den Stoff aller seiner Thier-Lebensbilder mit größter Emsigkeit zusammengetragen und wir möchten das Werk daher namentlich als Hilfsbuch für Lehrer empfehlen. K. R.

Literarischer Sprechsaal.

Der kürzlich erschienene zweite Band der Edinburgh-Review von 1867 enthält einen sehr eingehenden Artikel über den preußischen Feldzug von 1866, dessen Verfasser von vornherein erklärt, daß er einen andern Standpunkt einnehme, als Lieutenant Hozier, der Berichterstatter der Times über jenen Feldzug, durch welchen, wie der Reviewer behauptet, manche irrthümliche Auffassung des Details im englischen, für kriegswissenschaftliche Darstellungen sich interessirenden Publikum verbreitet worden sei. Herr Hozier befand sich im Hauptquartier der unter dem Befehle des Prinzen Friedrich Karl stehenden ersten Armee und soll darum über die Armee des Kronprinzen nicht so vollständig unterrichtet gewesen sein. Der Reviewer scheint dagegen seine Darstellung hauptsächlich aus der in der Ueberschrift seines Artikels genannten Schrift des Majors von Verdy über „die Theilnahme der zweiten Armee unter dem Oberkommando Sr. K. H. des Kronprinzen von Preußen am Feldzuge von 1866" geschöpft zu haben. Außer diesem Berichte sind in der Ueberschrift des Artikels auch die betreffenden Darstellungen von Rüstow und C. v. Winterfeld, sowie ein Artikel der „Grenzboten", genannt.

Derselbe Band der Edinburgh-Review enthält eine Anzeige des in der Kunstwelt mit großer Theilnahme begrüßten Werkes von Alfred Woltmann über das Leben und die Werke von Franz Holbein, dessen künstlerische Wirksamkeit in England auch in einem gleichzeitig erschienenen englischen Werke von Wornum, Custos der Nationalgalerie in London, behandelt worden ist.

Als Hittorff, der berühmte Pariser Architekt, der Erbauer der edeln, den Namen des h. Vincenz von Paula tragenden Basilika, des großartigen Nordbahnhofes und vieler anderer glänzender Monumente der Hauptstadt — auch der „Concordien-Platz" und das umgestaltete Bois de Boulogne sind seine Werke — kürzlich seiner letzten Ruhestätte übergeben wurde, hielt der treffliche Maler Heinrich Lehmann, Vice-Präsident der Académie des beaux-arts, vor den am Grabe auf dem Montmartre versammelten ersten Notabilitäten der Kunst und der Wissenschaft Frankreichs die Denkrede, die uns gedruckt vorliegt. Beide Deutsche, sowohl der Verstorbene, als sein Denkredner. Jacob Ignaz Hittorff war zu Köln im J. 1792 geboren, und Heinrich Lehmann ist der Sohn eines geschätzten Malers in Hamburg wo er im J. 1814 geboren wurde. Wunderbar genug, fand sich der Redner jedoch nicht veranlaßt, daran zu erinnern, daß der berühmte Verstorbene, ebenso wie er selbst, durch Geburt und Jugendbildung der deutschen Nationalität angehört habe. Allerdings zählte Hittorff leider zu den glücklicherweise jetzt immer seltener werdenden Deutschen, die im Auslande, je berühmter sie dort werden, um so eifriger ihren Ursprung vergessen zu machen suchen. In dem mit Kunst- und geschichtlichen Erinnerungen aller Art geschmückten Palast, den sich der reiche Architekt erbaut hatte, war die Schönheit des klassischen Alterthums, des wiedergeborenen Italiens, des modernen Frankreichs in glänzender Fülle vertreten, aber nichts — gar nichts mahnte dort an das Vaterland des Künstlers und an den schönen, heitern und vor Allem deutschen Rhein, an welchem er geboren war. Hittorff ging, 17 Jahr alt, im J. 1809 von Köln, wo ihn sein Vater, der ebenfalls Baumeister war, selbst unterrichtet hatte, nach Paris. Damals war freilich das deutsche Volksthum ein leerer Schall geworden. Zuerst durch ihre eigenen Fürsten und dann durch die Knechtung der Franzosen war den Deutschen jeder Begriff von nationaler Würde und Eigenartigkeit abhanden gekommen. Erst durch die Läuterung im Feuer der Befreiungskriege ist der Stahl des deutschen Volksthums wieder gehärtet und im Gegensatze zu dem mehr und mehr unfrei werdenden Volksthume der Franzosen widerstandsfähiger geworden.

In der Sitzung der Berliner geographischen Gesellschaft vom 13. April berichtete Herr Fritsch über seine dreijährigen Reisen in Süd-Afrika, welche ihn vom Cap nach dem Orange-Fluß, weiter bis 22½ Grad südl. Br., dann nach Natal und wieder nach dem Cap zurückführten. Er stellte ethnologische und zoologische Forschungen an, machte meteorologische Beobachtungen und sammelte Schädel und Skelette. Zur Feststellung der gewonnenen Resultate bediente er sich besonders der Photographie und fertigte zahlreiche Abbildungen der Eingeborenen an, namentlich um die Kopfbildung zu zeigen, und legte dieselben, in Form von Portrait-Albums zusammengestellt, der Gesellschaft vor. Was den heutigen Zustand der Eingeborenen betrifft, so gehen sämmtliche Stämme, vorzugsweise aber die der Hottentotten, einem baldigen Untergange entgegen, weil sie nicht im Stande sind, die Civilisation zu ertragen. Unvermischte (ungebrochene) Hottentotten-Stämme sind beinahe nicht mehr vorhanden, und die Bauern (Boers) dringen immer weiter vor. Die Buschmänner sind wie wilde Thiere verfolgt und fast gänzlich ausgerottet worden. Außerdem tragen blutige Kriege unter den Eingeborenen selbst und häufige Raubzüge zu ihrer Vernichtung bei. — Herr Joseph Lehmann überreichte vier Abhandlungen des Dr. Julius Oppert in Paris über das alte Babylon, seine Ruinen und Inschriften, und hielt mit Zugrundelegung derselben einen Vortrag über die merkwürdige Stadt und ihre wieder aufgefundenen Reste. Ueber diese Reste berichtet Herr Oppert aus eigener Anschauung, da er der von der französischen Regierung im Jahre 1852 nach Mesopotamien ausgesendeten Expedition beigesellt war, was ihn zugleich in den Stand setzte, sich an der Entzifferung der Keil-Inschriften zu betheiligen. Mit Nachdruck verweilte der Vortrag bei der merkwürdigen, von Herrn Oppert in vollständiger Uebersetzung gegebenen Inschrift, welche in Babylon gefunden und aus 619 Zeilen bestehend, den König Nabuchodonosor als den Wiederhersteller der kolossalen Bauwerke jener Wunderstadt verherrlicht.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] —— Berlin, den 18. Mai 1867. —— [Nº 20.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

So eben erschien in unserem Verlage:

REDE AUF SCHINKEL

gehalten (306)

vor der Festversammlung des Architekten-Vereins zu Berlin am 13 März 1867 von **Herman Grimm.**

Velinpapier. gr. 8. geh. 7½ Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Neue Erscheinungen der Dänischen Literatur.

Engelhardt, Kragehul Mosefund (1781-1865). Et Overgangsfund mellem den ældre Jernalder og Mellem-Jernalderen. Med 4 Pl. og Afbild. i Texten. Udgivet med Understøttelse af det kgl. nordiske Oldskriftselskab. 4. 1 Rd. 48 sk.

Paijkull, C. W., En Sommer i Island. Reeseskildring. 2. H. 8. 60 sk.

Riant, P., Skandinavernes Reiser til Palaestina under Korstogene. 2 H. 8. 48 sk.

Weilbach, P., Kortfattet Litterat.-lexicon indeholdende Fortegnelse over de vigtigste Forfattere i Danmark og et Udvalg of deres Skrifter. 8. 1 Rd. (307)

Neue Erscheinungen der italienischen Literatur.

Albanese, Fr., La guerra nel Tirolo; memorie storiche del 1866. 16. L. 1. 00.

De-Castro, Prof. V., Storia della letteratura latina aggiuntovi un parallelo fra le lettere greche e latine. 16. L. 2. 00.

Foglietta, U., La repubblica di Genova: due relazioni dello stato di Genova nel secolo 16. 16. L. 2. 00.

Franceschi, Dr. B., Amelia e Leandro: racconto storico dal 1859 al 1863. 16. L. 2. 00.

Guicciardini, Fr., Opere inedite, illustrate da G. Canestrini e pubbl. per cura dei Conti P. e L. Guicciardini. Vol. 10: Ricordi autobiografici e di famiglia e scritti vari. gr. 8. L. 9. 50. (308)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann) in Berlin ist erschienen:

Erzbischof Anno.

Ein geschichtliches Trauerspiel in fünf Akten nebst einem Vorspiel.

8. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr. (309)

In **J. Heuberger's Verlag** in Bern ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (310)

Reimfragen zur Repetition in der Geographie

von **Conrad Menzel.**

Vom Fichtelgebirge bis zum Rhein
Macht viele Windungen der —?

8. Eleg. broch. Preis 12 Ngr. = 42 Kr. rh

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschienen: (311)

Ueber die Ideen in der Geschichte.

Rectoratsrede am 14. November 1863 in der Aula der Hochschule zu Bern gehalten von Prof. Dr. **M. Lazarus.**

Abdruck aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

1865. 6¼ Bgn. Velinpapier. gr. 8. Preis: 20 Sgr.

Ueber den Ursprung der Sitten.

Antrittsvorlesung, gehalten am 23. März 1860 in der Aula der Hochschule zu Bern von Prof. Dr. **M. Lazarus.**

Zweite Auflage.

(Erscheint demnächst.)

3 Bogen. gr. 8. geh. 8 Sgr.

Im Verlage von **H. Koelling** in Wittenberg erschien soeben:

Dr. Ewald Rudolf Stier. Versuch einer Darstellung seines **Lebens** und **Wirkens** von **G. Stier,** Direktor des Domgymnasiums zu Colberg, in Verbindung mit **F. Stier,** Diakonus zu St. Nicolai in Eisleben. Erste Hälfte, die Zeit von 1800 bis 1825 umfassend. Mit einem photogr. Brustbilde. 23 Bogen in 8º. Preis: geb. 1 Thlr. 5 Sgr. Eleg. in Leinwand gebunden 1 Thlr. 12 Sgr.

Der zweite Band von gleicher Stärke folgt bald nach. (312)

In C. Muquardt's Verl.-Exp. Brüssel, Gent & Leipzig und in allen Buchhandlungen zu haben:

REVUE LIBÉRALE

POLITIQUE, (313)

Littéraire, Scientifique et Financière.

Jährlich 24 Nummern von 10 Bogen in gr. 8º.

		Thlr.	Ngr.
Pränumerationspreis für	1 Jahr . .	12.	—.
„ „	6 Monate	6.	10.
„ „	3 Monate	3.	20.
Inserate pro Zeile		—.	3.

Diese, von den bedeutendsten Schriftstellern redigirte Revue, ist eine freie, für alle grossen Ideen der Neuzeit offene Tribüne. In kurzer Zeit wird sie die erste französische Revue werden und appellirt an die Unterstützung aller freien Männer der Welt.

Neue Erscheinungen der englischen Literatur.

Ada Moore's story. A novel. 3 Vols. Post 8. 31 s. 6 d.

Arnold, I. N., The history of Abraham Lincoln and the overthrow of slavery. 8. 20 s.

Duthie, W., Counting the cost. 3 Vols. Post 8. 31 s. 6 d.

Engelhardt, C., Denmark in the early iron age. Illustrated by recent discoveries in the peat-mosses of Slesvig. Many hundred illustrations. Royal 4. 31 s. 6 d.

Esquiros, A., Religious life in England. Post 8. 9 s.

Fergusson, J., History of the modern styles of architecture. 8. 31 s. 6 d.

Fleming, Will., A manual of moral philosophy. 8. 7 s. 6 d.

Froude, J. A., Short studies on great subjects 2 Vols Post 8. 18 s.

Gretton, G., A chip of the old block: a novel. 2 Vols. Post 8. 21 s.

Harwood, J., Miss Jane, the bishop's daughter. 3 Vols. Post 8. 31 s. 6 d.

Hayes, J. J., The open Polar Sea. Illustrated. 8. 14 s.

Hazlitt, W. C., Handbook to the popular poetical and dramatic literature of Great Britain, from the invention of printing to the restoration. Part. 1. 8. 2 s. 6 d.

Johns, B. G., Blind people, their works and ways; with sketches of the lives of some famous blind men. Post 8. 6 s. 6 d.

Keightley, Th., The Shakespeare Expositor: an aid to the perfect understanding of Shakespeare's plays. 12. 7 s. 6 d.

Lamont, E. H., Wild life among the Pacific Islanders. 8 18 s.

Lorne, Marq. of, A trip to the tropics and home through America. 8. 15 s.

Lost at the Winning Post. By H. L. H. 2 Vols. Post 8. 21 s.

Macquoid, K. S., Elinor Dryden's probation. 3 Vols. Post 8. 31 s. 6 d.

Moreland, H., Raymond: a novel, in 3 vols. An exceptional biography. Post 8. 31 s. 6 d.

Quiet, a nook in the Jura. By the author of „Doctor Antonio". Post 8. 7 s. 6 d.

Raymond's Heroine. 3 Vols. Post 8. 31 s 6 d.

Stallard, J. H., London pauperism amongst Jews and Christians. 8. 12 s.

Stevens, G. T., Three years in the sixth corps. Illustrated. 8. 15 s.

Trollope, A., The last chronicle of Barset. Vol. 1. 8. 10 s.

Vincent, F., Sir Hubert Marston: a novel. 3 Vols. Post 8. 31 s. 6 d.

Vizetelly, H., The story of the diamond necklace told in detail. 2 Vols. 8. 25 s.

Wellington, Duke of, Despatches, correspondence, and memoranda. Edited by his son. Vol. 1. 8. 20 s.

Yates, E., Black sheep: a novel. 3 Vols. Post 8. 31 s. 6 d. (314)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Post-anstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreizeilige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86. Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Ueber die Gründung preußisch-deutscher Kolonieen.*)

Schon längst haben alle Kulturländer das Bedürfniß nach Kolonieen gefühlt und dieses theilweise befriedigt, oder wenigstens zu befriedigen gesucht: Deutschland allein ist durch den Gang seiner politischen Entwickelung in dieser Richtung zurückgeblieben. Wenn nun auch die deutsche Kolonisationsfrage oft in abstracto behandelt worden ist, so hat man doch bis jetzt noch keinen durchgreifenden Versuch gemacht, derselben eine bestimmte Richtung zu geben.

Ein Versuch dieser Art ist die Arbeit, von welcher wir sprechen wollen. Der Verfasser bleibt nicht dabei stehen, theoretisch die Vortheile der Kolonisation überhaupt und speziell der deutschen hervorzuheben, sondern er begiebt sich behufs ihrer praktischen Anwendung auf ein bestimmtes Feld. Ein bedeutendes Material, eine genaue Kenntniß, sowohl der produktiven Kräfte, wie der staatlichen und Bevölkerungs-Verhältnisse und aller Details über die Zustände der Insel Formosa und ihrer Bewohner (auf deren Kolonisation schon die Aufmerksamkeit Preußens gerichtet ist) sind in dem vorliegenden Werke zu finden. Die ausführlichsten Angaben, Gründung, Erweiterung, Verwaltung betreffend, sind mitgetheilt.

Wir wollen nicht in das Werk eingreifende, spezielle Punkte hervorheben: die Fülle des Materials ist zu umfassend, um resumirt zu werden. Wenn wir die leitenden Ideen des Werkes aufstellen wollen, so müssen wir als die Grundidee „die Schaffung eines Marktes zum Absatz deutscher Manufakte und von Bezugsquellen der Rohstoffe der tropischen Zone" bezeichnen. Der Verf. behauptet, die Thatsache feststellen zu können, daß die Nachfrage nach den Produkten der warmen Zone etwa in „geometrischem", das Angebot etwa in „arithmetischem" Verhältnisse wachse, und sieht darin den deutlichen Hinweis auf die nothwendige Gründung tropischer Handels- und Pflanzungs-Kolonieen für Preußen und Deutschland. Es ist zu bedauern, daß der Verfasser, dem es sonst an Gründlichkeit nicht mangelt, gerade einen Satz, dessen Bestätigung von der äußersten Wichtigkeit für die Wissenschaft wäre, nicht genauer untersucht und ein Gesetz, bei welchem die statistische Genauigkeit unentbehrlich ist, allein auf die Thatsachen einer in den unteren Volksklassen wachsenden Consumtion von Kaffee, Thee &c. und anderen Kolonialwaaren zu begründen sucht (S. 140).

Endlich weist der Verf. auf die Nothwendigkeit für jeden Staat hin, welcher eine Großmacht-Stellung einzunehmen sucht, sich in den Besitz einer mächtigen Handels- und Kriegsflotte zu setzen und ist der Ueberzeugung, daß der Natur der Marine gemäß und ihrer durch die Geschichte der anderen Staaten bewiesenen Entwickelung, dies nur mit Hilfe einer umfassenden Kolonial-Wirthschaft geschehen könne.

Die Richtigkeit dieser für die deutsche Kolonisation nothwendig reformatorischen Idee ist nicht zu leugnen — aber keine Rose ohne Dornen! Wenden wir uns zu den Reformen, welche der Verf. für seine Kolonie auf humanem Gebiete vorschlägt, so müssen wir bedauern, in vieler Hinsicht von seinen wohl veralteten Ansichten abzuweichen; z. B. in der Aeußerung über die religiöse Ausbildung (S. 122): „Es ist von Amtswegen darauf zu halten, daß möglichst alle heidnische Eingeborene im Worte Gottes unterwiesen, die Bekehrten belohnt und bevorzugt, keine Heiden zu Vorgesetzten von Neophyten gemacht werden" u. s. w. (Es ist zu bedauern, daß wir zu diesem u. s. w. keinen näheren Excurs haben, um diese Ansicht über religiöse Freiheit im 19. Jahrhundert vervollständigt zu sehen.) Zwangsweise Bekehrung Erwachsener darf aber — abweichend vom spanischen System — niemals stattfinden. „Sämmtliche Kinder müssen getauft und als Christen erzogen werden."

Auch auf ökonomischem Gebiete verfällt der Verf. zuweilen in Irrthümer, welche es verdienten, eine schärfere und ausführlichere Widerlegung zu finden, als es unser Zweck in diesen Zeilen gestattet. Besonders wollen wir darauf hinweisen, wie er das Privateigenthum durch das Recht der Eroberung zu Gunsten des Staatseigenthums zu vernichten denkt (S. 124), ohne daran zu denken, wie er dadurch die erste Bedingung des staatlichen Fortschrittes, welchen er gerade zu entwickeln sucht, im Keime erstickt.

Schließlich sei jedoch bemerkt, daß das Werk, trotz den zuletzt bezeichneten Mängeln, durch sein ausgedehntes Material von großem Interesse ist, nicht nur für Politiker und National-Oekonomen sondern für Jeden, welcher an der wissenschaftlichen Behandlung der „materiellen Interessen" der Gegenwart Theil nimmt und daß es wünschenswerth erscheint, daß man alle ähnlichen Fragen mit gleicher Kenntniß behandle.

Berlin. Baron N. v. Wr....ll.

Populär-naturwissenschaftliche Schriften.

„Das Meer", von M. J. Schleiden.[1])

Wenn Rudolf Gottschall in seiner Literaturgeschichte der gediegenen populär-naturwissenschaftlichen Darstellung auch in literarischer Hinsicht eine nicht unwichtige Bedeutung zuspricht, so stimmt ihm jeder Einsichtige darin wohl aus vollster Ueberzeugung bei. Sein Ausspruch aber: daß in nicht unferner Zeit wohl „ein aus den Tiefen schöpfender Dichtergenius" auch auf diesem Gebiete erscheinen dürfte, „um eine großartige Naturpoesie zu schaffen, welche die Concurrenz der heutigen halb-poetischen Naturgemälde siegreich aus dem Felde schlage" — hat sich seitdem bekanntlich noch keineswegs bewahrheitet.

Jene Werke, Naturgemälde[2]) Naturschilderungen, Thierlebensbilder, Schilderungen aus der Pflanzenwelt und populär-naturwissenschaftliche Darstellungen der mannigfaltigsten Art, in denen „das Bestreben, das Nützliche mit dem Angenehmen, Belehrung mit Unterhaltung zu vereinigen und dem staatswissenschaftlichen Grundsatz: „Zeit ist Geld" auch hierin zu huldigen, keine flores aus amoenitates der Nebenstunden mehr zu dulden, welche sich nicht zugleich nutzbar verwerthen lassen", zur vollen Geltung kommt, sind bis jetzt, mit Ausnahme geringer, kaum in Betracht zu ziehender anderweitiger Versuche, noch immer die Gaben dieser Literatur. So reich und mannigfaltig sich diese

*) Die Gründung preußisch-deutscher Kolonieen im Indischen und Großen Ocean, mit besonderer Rücksicht auf das östliche Asien. Von Ernst Friedel. Berlin, Eichhoff, 1867.

1) Berlin, A. Sacco Nachfolger (A. E. Glücksberg und M. Bahn). Eine russische Uebersetzung des Schleiden'schen Werkes, von P. Olchin, ist soeben in St. Petersburg erschienen. D. R.

2) Siehe Gottschall „Die deutsche National-Literatur in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts"; Zweite Auflage, Breslau 1861. Ed. Trewendt.

aber auch, namentlich im letzten Jahrzehend, gestaltet hat, die alten bewährten Namen stehen noch immer obenan. Doch giebt es gerade unter den neuesten Erscheinungen dieser Art eine Anzahl, die, theils von den schon bekannten, theils von neu aufgetauchten Verfassern herrührend, werth und bedeutend genug erscheinen, um einmal hervorgehoben zu werden.

An rastloser Thätigkeit fast allen Andern voran steht A. E. Brehm (der Schöpfer und bis vor Kurzem Direktor des zoologischen Gartens in Hamburg). Sein „Illustrirtes Thierleben"[3], eine allgemeine Kunde des Thierreichs, ist in drei stattlichen Bänden vollendet und bis zum 70. Heft erschienen. In den beiden ersten Bänden, die Säugethiere, dem dritten und vierten, die Vögel, und einem sich anschließenden fünften die niederen Thiere umfassend, trefflich und reich illustrirt von Robert Kretschmer, ist es unzweifelhaft als ein epochemachendes Werk zu erachten. Denn, abgesehen davon, daß es durchaus volksthümlich zu uns spricht, vereinigt es die Vorzüge einer guten Naturgeschichte mit einer neuen Richtung: der poetisch-lebendigen und doch durchaus lebenswahren Schilderung des ganzen Lebens, also auch der geistigen Regsamkeit der Thiere. Wir wünschen, daß das kostbare Werk auch in einer billigen Volksausgabe den weitesten Kreisen zugänglich gemacht werden möge!

Brehm's unübertreffliche Vogelbibel „Das Leben der Vögel"[4], eine der reichhaltigsten (denn es birgt ja auch die viele Jahre langen Erfahrungen und Beobachtungen seines Vaters, des alten Pastors Brehm) und gediegensten, zugleich aber auch poetisch-schwungvollsten Schöpfungen dieser Literatur, erscheint binnen einigen Tagen in zweiter Auflage.

Im Verein mit Brehm hat die bewährte Kraft Roßmäßler's ein Werk geschaffen, das in einem Cyclus von drei, jedoch einzeln für sich bestehenden Bänden zum Abschluß gekommen. Roßmäßler's „Der Wald", ist als ein Volksbuch im edelsten Sinne zu erachten, denn es vereinigt alle Vorzüge der bekannten trefflichen Darstellung des alten Meisters unserer populär-naturwissenschaftlichen Literatur. Ihm schließen sich „Die Thiere des Waldes", I. Band: „Die Wirbelthiere" und II. Band: „Die wirbellosen Thiere des Waldes"[5] an, von denen den ersten Brehm und den zweiten Roßmäßler verfaßt hat. Rühmenswerth und entsprechend wie die Darstellung, ist auch bei ihnen namentlich zugleich die geschmackvolle Ausstattung.

Von den sich hier anschließenden botanischen Werken sei vorzugsweise auf das „Pflanzenleben der Erde"[6] von dem unglücklichen Kabsch, herausgegeben von Berlepsch, ferner auf B. Auerswald's „Botanische Unterhaltungen"[7], und Wagner's „Malerische Botanik"[8] hingewiesen, wie überhaupt auch andere Schöpfungen Wagner's nicht unbeachtet bleiben dürfen.

Unter anderweitigen können wir noch Pösche's „Leben der Hausthiere"[9] erwähnen; Hartwig's sämmtliche Werke, sowie Böhner's „Kosmos" haben hier kürzlich ihre Beleuchtung gefunden. Als Specialschriften auf dem populär-naturwissenschaftlichen Gebiete hervorragend, sind noch zu erwähnen: Taschenbergs „Naturgeschichte der wirbellosen Thiere"[10], welche einen bedeutenden landwirthschaftlichen Preis gewonnen, und dann auch namentlich noch Winckel-Tschudi's „Handbuch für Jäger"[11], welches, in prächtiger Ausstattung, nicht blos einen praktisch-technischen, sondern auch populär-naturgeschichtlich hohen Werth beanspruchen darf, zumal die Erfahrungen und Anschauungen des ursprünglichen Verfassers jetzt durch eine junge Kraft geläutert und dem neuesten Standpunkt der wissenschaftlichen Forschung gemäß bearbeitet worden.

Selbstverständlich konnten wir unmöglich hier eine völlig erschöpfende Uebersicht aller Erscheinungen dieser Literatur geben, sondern mußten uns auf diejenigen beschränken, welche uns als die bemerkenswerthesten erschienen. Wir schließen mit der Bitte, auch unser „In der freien Natur"[12], als hier erwähnenswerth mitzählen zu dürfen. —

Diesen Ueberblick der populären und vorzugsweise in poetisch gehobener Darstellung vor uns tretenden naturwissenschaftlichen Literatur der allerneuesten Zeit wolle man freundlichst mit in den Kauf nehmen, als Einleitung gleichsam, zu der Beleuchtung des überschriftlich genannten Werkes von Schleiden. Wir begrüßen in dem „Meer" ein prächtiges, populäres Buch, prächtig dem Aeußeren, der Gesammt-Ausstattung nach, gediegen in seinem Inhalte — und wünschen ihm aufrichtig einen eben solchen Erfolg in der gebildeten Welt, als ihn „Die Pflanzen und ihr Leben" gehabt. Wohlverstanden aber sagen wir „in der gebildeten Welt" — denn ja nur an eine solche wendet sich der Verfasser.

Unsere Ansicht von dem Begriffe populär ist allerdings eine entschieden andere, als die des Verfassers. Er will, nach seinen eigenen Worten: „populär sein im edleren Sinne des Wortes, d. h. zugänglich und verständlich für Jeden, der die gewöhnlichen Kenntnisse des Gebildeten hinzubringt." Von vornherein protestiren wir aber ganz ernstlich gegen einen Begriff populär im etwaigen unedlen Sinne des Wortes. (Es sei denn, daß man damit jene seichten, unsittlichen und leider doch viel gelesenen Romane der Leihbibliotheken darunter verstehen wolle.) Gern gestehen wir Herrn Schleiden für seine Schriften die Bezeichnung: „populär im engern Sinne" zu, während wir für andere, wahrhaft populäre, d. h. durchaus volksthümlich geschriebene, aber die Bezeichnung: „im edelsten, wirklichen Sinne populär" ohne alle Bedingung in Anspruch nehmen müssen.

Hierher gehören alle jene Schriften, welche Kenntnisse (gleichviel welcher Art) unter allen Schichten des Volkes zu verbreiten suchen, deren Verfasser also Volkslehrer im wahren Sinne des Wortes sein wollen und es in der That auch sind. Zu diesen Volkslehrern rechnet sich zwar der Verfasser des vorliegenden Werkes sicherlich auch und stellt sich zweifelsohne nicht gerade hintenan in der Reihe derselben. Wenigstens zeigt uns der Gedanke im Vorworte: „der nach Verständniß der Wissenschaft suchende Laie solle fühlen lernen, welche Achtung, welche Theilnahme er den Männern der Wissenschaft schuldig ist, die ihr Leben der Bearbeitung dieses Feldes gewidmet haben" — daß er keineswegs gesonnen ist, seine Bescheidenheit zu weit zu treiben. Und in der That hat Schleiden das auch keineswegs nöthig, denn im Gegentheil, wir werden am Schlusse dieser Besprechung noch die Gelegenheit finden, sein großes Verdienst um die populär-naturwissenschaftliche Literatur überhaupt hervorzuheben.

[3]) Hildburghausen, Bibliographisches Institut.
[4]) Glogau. Carl Flemming.
[5]) Alle drei in der Winter'schen Verlagshandlung, Leipzig und Heidelberg.
[6]) Hannover. Carl Rümpler.
[7]) Leipzig, Hermann Mendelssohn.
[8]) Leipzig, Otto Spamer.
[9]) Glogau, Carl Flemming.
[10]) Leipzig, Eduard Kummer.
[11]) Leipzig, F. A. Brockhaus.
[12]) Berlin, Max Böttcher.

Es wäre aber höchst traurig, wenn populär im edleren Sinne des Wortes wirklich nur zugänglich und verständlich für Jeden, „der die gewöhnlichen Kenntnisse eines Gebildeten hinzubringt", bedeutete. Damit würden alle diejenigen Männer, welche es versucht haben, in die tieferen und weiteren und doch wahrlich weit massenhafteren Kreise des Volkes hinabzusteigen, um Bildung und Kenntnisse hier auszustreuen, also nicht edel-populär geschrieben haben —? Es würde uns leider hier zu weit führen, unsere Ansichten hierüber weitläufig zu entwickeln; mag sich jedoch Jeder selbst sagen, welche Lebensaufgabe die höhere, edlere ist: die, den bereits Gebildeten Weisheit zu predigen oder den Ungebildeten? Mag sich aber namentlich Jeder einmal ernstlich fragen: was wohl schwieriger ist, ein belehrendes Buch für Diejenigen zu schreiben, welche, als Gebildete, mit einer gewissen Summe von Kenntnissen ihm entgegen kommen, oder für Diejenigen, bei denen selbst dieser Urboden erst durch das Werk geschaffen werden muß —? Wahrlich, die Männer, welche das Letzte unternahmen, mit Glück und Erfolg unternahmen — im wahrsten und edelsten Sinne des Wortes populär schrieben — sie sind bis jetzt noch immer an den Fingern aufzuzählen.

Nach dieser Abschweifung, die hier aber wohl einmal so recht am Orte sein dürfte, wenden wir uns nun eingehend zu dem Werke selber. Es zerfällt zunächst in drei große Abschnitte: Das Meer für sich, das Leben im Meere, das Meer und der Mensch.

Der erste Abschnitt behandelt die geographischen und physikalischen Verhältnisse des Meeres. Wenn wir selbstverständlich darin auch nichts außergewöhnliches Neues suchen dürfen, so finden wir doch in erschöpfender Weise alles Belehrende und Wissenswerthe zusammengetragen; glänzende Diction, spannende Darstellung, mit geistreichen Streiflichtern, ganz wie wir es an der „Pflanze" und andern Arbeiten Schleiden's gewohnt sind, erscheinen als die übrigen Vorzüge.

Im zweiten Abschnitte kommt die unterseeische Pflanzenwelt eigentlich etwas kurz fort; die Thierwelt ist dafür aber desto reicher ausgestattet. Und dies war ja auch der Hauptgedanke bei der Ausarbeitung des Werkes: Schleiden wollte für die Thierwelt und ihre wissenschaftliche Betrachtung etwas Aehnliches hinstellen, als er es für die Pflanzenwelt in der „Pflanze und ihr Leben" mit so außerordentlichem Erfolge gethan. Dazu bot aber das Meer die beste Handhabe, denn es birgt ja in seinem Schooße Vertreter aus allen größeren Gruppen des Thierreichs. In streng systematischer Folge beginnt der Verfasser mit den niedrigsten Thieren und steigt so allmählich bis zu den höchsten hinauf. Dies erscheint uns namentlich hier als der allerrichtigste Weg. Der Leser, der ja die Thierwelt meistens in der Weise zu betrachten pflegt, daß er, von seinem eigenen Körper ausgehend, gewissermaßen immer nur praktisch vergleichende Anatomie treibt, sieht hier, wie bei jeder höheren Stufe in der Entwickelung die Organe nach und nach an Zahl und Mannigfaltigkeit zunehmen müssen, und bekommt auf diese Weise eine wohl unbedingt klarere und bessere Einsicht in die geheimnißvolle Werkstatt der Natur, in das Geheimniß eines einheitlichen Schöpfungsplanes.

Nach einer kurzen Uebersicht über einen ganzen Thierkreis führt der Verf. jedesmal eine oder mehrere der interessantesten Gruppen daraus insbesondere uns vor. Die Uebersichten können allerdings nur stets ein nothdürftiges Bild gewähren, allein sie sind niemals im trockenen Lehrton oder in systematischer Kürze, womöglich gespickt mit für den Laien unverständlichen, naturwissenschaftlichen Fremdnamen, ausgeführt. Wo es sich ohne systematisches Schema nicht gut thun ließ, ist dies auch am rechten Orte angewandt; ebenso sind die wissenschaftlichen Namen unter dem Texte angeführt, damit jede Irrung vermieden werde. Die weitere Ausführung bietet dann des Interessanten eine außerordentliche Fülle. Namentlich hervorzuheben sind die Schilderungen über das Leuchten des Meeres, die Korallen und ihre wunderbaren Bauten, die Perlen und der „Purpur der Alten", die Wanderung der Fische, Fisch- und Vogelfang, Guano u. s. w. Und insbesondere ist alles Das hervorgehoben und in's rechte Licht gesetzt, was für den Haushalt des Menschen das Meer Nothwendiges, Nützliches und Angenehmes zu liefern hat. Daß auch die „Wunderthiere", die ja zum größten Theile nur in den Köpfen der Schiffer und Matrosen spuken, ihre Würdigung finden, ist selbstverständlich, natürlich aber in der richtigen Beschränkung des Maßes. Wir können in dieser Beziehung dem Verfasser nur darin zustimmen: daß man beim richtigen Gange der Betrachtung gar nicht auf Irrwege kommen kann und einsehen muß, daß die Wissenschaft nur die Aufgabe haben kann, den rechten Weg zu weisen, nicht aber alle Dummheiten zu widerlegen, welche Bornirtheit, Unwissenheit ausgeheckt haben.

Schleiden weiß, wie selten einer den Leser zu packen, durch geistreiche Bemerkungen, glänzende Vergleiche das Interesse festzuhalten; auch fehlen die bekannten wuchtigen Seitenhiebe gegen „rigorose Orthodoxie", „krassen Materialismus" u. s. w. keineswegs. Ja, wir meinen, an solchen pikanten, prickelnden Aussprüchen thue er eher zu viel, als zu wenig. Wenn er z. B. sagt: „Wo sind die schönen Zeiten, da wir in Schulen und auf Universitäten auswendig lernten: „Fische sind Thiere mit rothem, kalten Blut, die durch Kiemen und nicht durch Lungen athmen"—? Diese Zeiten sind noch gar nicht lange entschwunden — denn noch vor 25 Jahren wurde dasselbe von Blumenbach wiederholt ja es paradirt wohl noch jetzt in mancher Volksnaturgeschichte — und schon ist nichts mehr von jener Charakteristik der Fische wahr" — — — so muß uns hier ein solcher Ausspruch mindestens gewagt erscheinen. Möge der „Schuppenmolch" — Lepidosiren — auch von den meisten Forschern jetzt als Fisch betrachtet werden, so findet die Ansicht, daß die Schwimmblase hier ein zweites Respirationsorgan sei und mit den sackförmigen Lungen einiger Reptilien übereinstimme, doch schon in dem Laufe der Blutgefäße hinreichende Widerlegung, da sie wohl in diesem Falle venöses und nicht arterielles Blut enthalten würde. Ueberhaupt ist dies Kapitel ja noch keineswegs zum Abschlusse gediehen — und jene Definition „paradirt" daher nicht allein jetzt noch in mancher Volksnaturgeschichte, sondern auch noch in zoologischen Lehrbüchern von bedeutendem Rufe. Und wir behaupten: mit vollem Rechte; denn was nützt dort das Einreißen, wo man doch noch nicht wieder aufzubauen vermag —? Der Leser wird sich nach einer richtigeren Definition in Schleiden's Buche vergeblich umsehen.

Das sind im Allgemeinen aber doch nur Kleinigkeiten, über die wir uns den Genuß, den das Buch zu bieten vermag, wahrlich nicht verkümmern zu lassen brauchen. — Daß der letzte wichtige Abschnitt, den Menschen in seinen vielfachen Beziehungen zum Meere darstellend, in gleicher Weise einen würdigen Abschluß des ganzen Aufbaues bildet, dürfen wir wohl nicht erst besonders hervorheben. Dagegen müssen wir, nothwendiger Weise, noch einige Worte über die Ausstattung hinzufügen. Mit 23 Stahlstichen in Farbendruck, 216 Holzschnitten und einer vortrefflichen Meereskarte versehen, sowie in jeder andern Hinsicht, Papier, Druck höchst geschmackvoll, im prächtigsten Einband, mit Goldpressungen, erscheint das Werk nicht blos als ein gei-

stiger Schatz, sondern auch als ein materieller Schmuck einer Bibliothek. Die Farbenstahlstiche sind zum Theil französischen Ursprungs (nach Gudin u. A.); wir freuen uns aber, ganz bestimmt die Behauptung aufstellen zu dürfen: daß die deutschen Originale in jeder Hinsicht einen entschiedenen Vorzug verdienen.

Da Schleiden sich (man lese namentlich Seite 111) als Anhänger der Darwin'schen Theorie zu erkennen giebt, so führt uns dies zu einer nochmaligen Abschweifung, welche die Leser in freundlicher Geduld, — doch mit möglichster Beachtung hinnehmen wollen. Wir fühlen uns nämlich gedrängt, bei dieser Gelegenheit die Priorität der deutschen Forscher, dem fremden (Darwin) gegenüber, in Betreff dieser Theorie ganz energisch in Anspruch zu nehmen. Bereits an dieser Stelle[13]) hat der Herr Herausgeber es nachgewiesen, daß der bekannte, hochgeschätzte deutsche Forscher Dr. Karl Ernst v. Baer schon im Jahre 1833 die Grundzüge dieser „Theorie" noch viel bestimmter und zugleich geisteswürdiger als Darwin ausgesprochen. Außerdem weisen wir auf Roßmäßler's „Ikonographie der Land- und Süßwasser-Mollusken[14]) II. Band, 6. Heft hin, wo man Seite 3 und 4, ebenso wie in seiner „Anleitung zum Studium der Thierwelt", „der Mensch im Spiegel der Natur" und anderen seiner Werke bereits in mehr oder minder scharfen Umrissen den „Darwinismus" vollständig vor sich haben wird. Außerdem sind unstreitig auch Göthe, Leopold von Buch („Beschreibung der Canarischen Inseln"), Lamark, De Candolle, ferner Carl Vogt, Jäger, Bernhard von Cotta und Ferd. von Hochstetter unzweifelhaft als Vorgänger Darwin's anzusehen. Als der Erste, welcher diese Idee bereits in klaren Umrissen aussprach, ist unseres Wissens Dr. Wells anzuerkennen. Uebrigens dürfen wir zugleich mittheilen, daß ein namhafter deutscher Forscher und Schriftsteller soeben damit beschäftigt ist, das Erstlingsrecht der Deutschen, namentlich Roßmäßler's an dieser Idee durch schlagende Nachweise außer Frage zu stellen und demnächst dieselben zu veröffentlichen. Man mag nun Anhänger Darwin's sein oder nicht, immerhin wird man dies Beginnen, im Interesse deutschen Verdienstes als sehr wichtig ansehen müssen.

Irren wir nicht, so hat auch Schleiden in seinen — vor einer Reihe von Jahren — in Berlin gehaltenen populären Vorträgen diese Grundsätze in verschiedenen Variationen dargelegt. Mindestens haben aber jene Vorträge eine andere wichtige Bedeutung zu beanspruchen. Sie müssen nämlich mit als einer jener Hebel gelten, welche so bald ausreichend, so überraschend und mit so außerordentlichen Erfolgen der populären Naturwissenschaft die Bahn brachen und ihr die Thore öffneten, um so recht in das innerste Herz des gesammten Volkes zu dringen — und doch auch lebendig zu werden zu einer lodernden Flamme, welche bald die ganze civilisirte Menschheit mehr und mehr entflammen sollte —: zu hohem, edlem, humanem Streben, auf dem Boden des lebendigen, praktischen Wissens.

Nur ein wesentliches Hinderniß hat diese wohlthätige Popularisirung der Naturwissenschaft noch immer gehabt. Dies ist das durch die bekannten Regulative gehemmte Eindringen bei Denen, die ja die gesammte geistige Volkswohlfahrt auf ihren Schultern tragen, bei den Volksschulmeistern. Hoffen wir, daß in nicht gar zu ferner Zeit, Werke wie Humboldt's „Kosmos" und „Ansichten der Natur", Liebig's „Chemische Briefe", Burmeister's „Geschichte der Schöpfung", sowie alle besseren Arbeiten ihrer Nachfolger: die trefflichen „Vier Jahreszeiten" und übrigen bereits genannten Bücher Roßmäßler's, Schleiden's, Brehm's, Masius, Tschudi's u. A. — nicht blos in den Händen aller gebildeten Menschen, in denen der Lehrer an höheren Schulanstalten, sondern auch namentlich in denen der, dann auch wohl bald verständnißfähigen und verständnißreichen Volksschullehrer sich befinden mögen. Von letzteren, auch beim jetzigen (durch die leidigen Regulative beschränkten) Bildungsgrade lebensvoll verstanden zu werden — das sollte jeder populäre Schriftsteller als seine edelste und würdigste Aufgabe betrachten.

Karl Ruß.

13) Vergl. „Magazin f. d. L. d. A." Nr 47 v. J.

14) Leipzig, Costenoble.

Mesopotamien.

Babylon, Nebukadnezar und die Kultur der Chaldäer.

Nach den Keil-Inschriften, gelesen von Julius Oppert.

Im J. 1840 hat bekanntlich der französische Konsul in Mösul, Herr Paul Emil Botta, in der Nähe von Khorsabad und dem Punkte, wo der Tigris den aus Kurdistan kommenden Fluß Zab-Ala, d. h. den oberen Zab, aufnimmt, die ersten Nachgrabungen nach der alten assyrischen Hauptstadt Ninive, die vor etwa 2500 Jahren von den Babyloniern (Chaldäern) zerstört worden, vornehmen lassen. Es glückte ihm, einen ganzen, mit Skulpturen bedeckten Saal aufzufinden, und dieser unerwartete Erfolg bewog die französische Regierung — damals König Ludwig Philipp — im J. 1843 den Architekten Eugen Flaudin, mit hinreichenden Geld- und anderen Mitteln ausgerüstet, nach Mesopotamien zur Unterstützung des Konsuls Botta zu senden. Die nunmehr mit voller Kraft geleiteten und auch von der Pforte nach langen Unterhandlungen endlich gestatteten Ausgrabungen in größerem Umfange führten bereits nach einem halben Jahre zur Bloßlegung eines glänzenden Königs-Palastes mit 15 Sälen, die nicht weniger als 22,000 Quadrat-Meter im Umfang hatten. Die dabei zu Tage gekommenen assyrischen Alterthümer: namentlich Götter- und Heroen-Bilder, Skulpturen von Siegeszügen, Vasen und Geräthschaften von Kupfer, Eisenbein, Marmor und Glas, sowie zahlreiche Keil-Inschriften, erregten in der gelehrten Welt, welcher ein bis dahin ganz verschlossen gewesener Theil des semitischen Alterthums dadurch eröffnet wurde, das größte Aufsehen.

Die Engländer vindicirten sich die Priorität dieser Entdeckung, und zwar mit Recht. Botta war nämlich erst durch den englischen Archäologen Rich, der im J. 1820 die Hügel bei Khorsabad untersucht hatte und dessen Bericht über seine Auffindung von alten Trümmerresten und von Ziegeln mit Keilschrift nach seinem Tode im J. 1836 zu London publizirt wurde, auf die Spuren Ninive's aufmerksam gemacht worden. Eifersüchtig auf den von den Franzosen davongetragenen Ruhm des ersten größeren Erfolges, sandten nun die Engländer ihrerseits eine Expedition nach dem Tigris, an deren Spitze Rawlinson und Layard standen, denen es im J. 1845 gelungen ist, unter dem sogenannten „Nimrods-Hügel", am linken Ufer des Tigris, die reiche Ausbeute assyrischer Alterthümer aufzufinden, die im Jahre der ersten großen Weltausstellung, 1851, nach London kam und damals in den unteren Räumen des British Museum aufgestellt wurde, wo sie zu den interessanten Lesungen der Keil-Inschriften durch Oberst Rawlinson, englischen Generalkonsul in Bagdad, der auch die altpersische Inschrift von Behistun zuerst gelesen hatte, und den Irländer Hincks geführt haben.

Diese britischen Erfolge, die in Europa einen noch größeren Wiederhall der Bewunderung fanden, als die früheren der Herren Botta und Flandin, haben nun wieder die Franzosen zu neuen Unternehmungen auf jenem Gebiete angespornt. Im J. 1852 beauftragte die kaiserliche Regierung den Akademiker Fulgence Fresnel mit der Leitung einer wissenschaftlichen Expedition, und zwar nicht bloß nach den Ufern des Tigris zu neuen Nachgrabungen nach Ninive, sondern auch nach den Ufern des Euphrat, nach Hillah, einer Stadt von 10,000 Einwohnern, in deren Umgebungen sich die von hohen Schutthügeln bedeckten Ruinen von Babylon befinden. Daß die Franzosen auch dieses zweite Ziel verfolgten, ist damals aus Eifersucht auf die Konkurrenz der Engländer nicht hervorgehoben und später erst als vollendete Thatsache bekannt worden.

Herr Dr. Julius Oppert, unser deutscher Landsmann, der gegenwärtig Professor des Sanskrit an der kaiserlichen Bibliothek in Paris ist, ein Schüler Bopp's, Lassen's und Freytag's (in Bonn), war als Kenner der orientalischen Sprachen, namentlich des Alt- und des Neu-Persischen, sowie des Alt- und des Neu-Arabischen, der Expedition adjungirt, und als im J. 1853 der Tod Fresnels, sowie mehrerer anderer französischer Mitglieder derselben erfolgt war, wurde der deutsche Gelehrte mit der oberen Leitung der linguistischen Abtheilung, neben der sich noch eine naturwissenschaftliche und eine artistische Section befanden, betraut. Einige Zeit nach seiner 1854 erfolgten Rückkehr, veröffentlichte Herr Oppert seinen an das französische „Institut“ erstatteten Bericht, der seitdem, auf Kosten der Regierung gedruckt und mit zahlreichen Abbildungen ausgestattet, im Buchhandel erschienen ist. Zugleich publizirte er seine „Assyrischen Studien“, worin er in Uebereinstimmung mit Rawlinson und Hincks die Keilschriften erklärte, gleichzeitig aber auch über die Doppellaut-Bedeutung zahlreicher Schriftzeichen, sowie über die verschiedenen Sprachen, denen sie angehören, interessante neue Aufschlüsse gab.

Wir haben hier nur denjenigen Theil seiner Studien im Auge, der die Denkmäler und die höchst interessanten, von Herrn Oppert zum erstenmale gelesenen Keil-Inschriften von Babylon betrifft.

Was wir bisher durch die Literatur der Griechen und Römer von Babylon wußten, war mehr märchenhaft, als historisch. — Die Nachrichten über eine mindestens zweitausend Jahre lang währende, reiche Geschichts-Entwickelung lassen sich in ein mäßiges, ja in ein kleines Büchlein zusammenfassen; dabei sind diese Nachrichten vielfach aus der richtigen Ordnung gerissen, entstellt und sich gegenseitig widersprechend. Ueber Aegypten, über seine Religion, Geschichte, Sitten und Naturzustände, abgesehen von der Entzifferung der Hieroglyphenschrift, die sich immer mehr und mehr zur festen Wissenschaft gestaltet und die reichste Ausbeute gewährt, hatten wir längst weit bessere und reichhaltigere Nachrichten. Jetzt aber ist endlich auch an das, nach den Zeugnissen der Bibel, älteste Land der Kulturgeschichte, an Chaldäa, die Reihe gekommen, wissenschaftlich vor unser Auge geführt zu werden. Das Leben der Assyrer und der mit ihnen verwandten Babylonier tritt in größerer Klarheit vor unseren Blick. Durch die Entdeckung einer Masse von schriftlichen Aufzeichnungen, die in Keilschrift abgefaßt sind, ist uns die Möglichkeit gegeben, auch in die Sprachen und in das geistige Leben jener alten Völker tiefer einzudringen. Es gilt hier, eine ganze versunkene Welt zu Tage zu fördern.

Wir haben vorhin bereits erwähnt, daß die Entzifferung der Keilschriften theilweise gelungen ist — vornehmlich die der persischen, neben der es aber eine ziemliche Anzahl verschiedener Schriftarten, die man alle mit dem gemeinsamen Namen Keilschrift bezeichnet, weil ihr einfachstes Element eine Art Keil, Pfeil oder Schwalbenschwanz bildet. Der gemeinsame Ursprung dieser verschiedenen Schriftarten steht außer Zweifel, und auch so viel ist ausgemacht, daß hier geschichtliche Entwickelungen nach verschiedenen Seiten hin, sowie Anpassungen an verschiedene Sprachen, vorliegen. Dem fortschreitenden Eindringen in dieselbe stellten sich bald eigenthümliche Schwierigkeiten in den sogenannten Monogrammen und deren Uebertragungen entgegen; es scheint aber, daß man mit Geduld und strenger Methode derselben in nicht zu langer Zeit Herr geworden sein wird.

In neuester Zeit hat Herr Oppert mehrere Abhandlungen veröffentlicht, welche sämmtlich die Ruinen Babylon's und deren Backstein-Inschriften zum Gegenstande haben und deren Titel wie folgt, lauten:*)

I. Babylone et les Babyloniens par Mr. Jules Oppert. (Separatabdruck aus der Encyclopédie du XIX. siècle.)
II. Inscription de Nabuchodonosor sur les merveilles de Babylone. Communication faite à l'Académie impériale de Reims**).
III. Un traité Babylonien sur brique. (Separatabdruck aus der Revue Archéologique.)
IV. Les inscriptions commerciales en caractères cunéiformes.***)

Nach diesen Schriften, vornehmlich nach der ersten und dritten, sind die folgenden Mittheilungen abgefaßt:

Die riesige Weltstadt Babylon ist in ihrer größten Ausdehnung und Vollendung das Werk jenes großen Weltstürmers Nabuchodonosor wie ihn die Septuaginta, oder Nebuchadnezar, wie ihn die hebräische Bibel nennt, welcher von 604—561 v. Chr. regierte und, so zu sagen, der Napoleon seiner Zeit war.†)

Nebukadnezar umgab, wie von dem alten römisch-jüdischen Geschichtschreiber Josephus, sowie von den Inschriften selbst bezeugt wird, die Stadt mit einem doppelten Systeme von sechs Einschlußmauern. Die größte von allen, die, von der Herodot zuerst geredet hat, bildete ein Viereck von je 120 Stadien (drei deutschen Meilen) die Seite. Sie erstreckte sich nördlich am heutigen „muselmännischen Kanal“ entlang und schloß auf ihrer Südseite (südwestlich) die ganze Stadt Borsippa ein, wo der berühmte Thurm von Babel stand. Diese ungeheure Fläche, welche der Euphrat in zwei beinahe dreieckige Hälften theilte, war umschlossen von der Mauer Imgur-Bel, in einer Ausdehnung von 513 Quadrat-Kilometern. Der Flächeninhalt, den sie einschloß, übertraf den des ganzen Seine-Departements und war vierundeinhalb Mal so groß als der des jetzigen London. Diese Angabe ist keineswegs übertrieben. Schon Aristoteles (Polit. III, 8), welcher beweisen will, daß eine Mauer allein keine Stadt bilde, da sonst der Peloponnes, von einer Mauer umschlossen, auch eine Stadt sein müßte, führt Babylon zum Belege an, welches, wie er bei dieser Gelegenheit sagt, mehr ein Land als eine Stadt sei.

Wenn man die Angaben der Alten kritisch vergleicht, so

*) Wir haben diese vier Schriften kürzlich der Bibliothek der Berliner geographischen Gesellschaft übergeben. D. R.

**) Reims, P. Dubois, 1866.

***) Paris, Challamel aîné, 1866.

†) Die hebräische Schreibung dieses Namens lautet an zahlreichen Stellen der Bibel auch Nebuchadrezar, womit Berosus übereinstimmt. In diesem Namen weist zunächst Nebu auf Gott, den Sonnengott der Chaldäer, hin, während Chadrezar, nach Fürst's hebräisch-chaldäischem Handwörterbuch, soviel als „selbstherrschendes Oberhaupt“ bedeutet. D. R.

stellt sich heraus, daß die Mauer 90 Ellen (coudées) Höhe bei 50 Ellen Breite hatte, während die Thürme sich bis zu 200 Ellen (105 Meter) erhoben. Ihre beiden Seiten waren von einem Graben umgeben, und dieser letztere Umstand hat wahrscheinlich dazu beigetragen, daß jede Spur dieses wunderbaren Baues vertilgt wurde. Dem Herodot zufolge, führten hundert Thore durch die Mauer, aber die Thorflügel wurden von Cyrus und Darius ausgehoben, welcher Letztere die Mauer theilweise zerstörte. Die vollständige Zerstörung scheint unter Xerxes und Artaxerxes stattgefunden zu haben, worauf nichts übrig blieb, als die zweite Mauer Herodots.

Diese zweite, sehr starke Einschlußmauer (Herodot I, 181) war natürlich weniger umfangreich. Sie wird in den Inschriften „Nivit-Bel" genannt. Sie hatte 360 Stadien (68 Kilometer, etwa 9 Meilen) im Umfang, wahrscheinlich 50 Ellen Höhe und 18 Ellen Breite. Ihre Thürme erhoben sich bis zu 110 Ellen. Man ersieht hieraus, daß auch die Breite dieser zweiten Mauer noch beträchtlich genug war, daß zwei Wagen zu gleicher Zeit innerhalb der Thore umwenden konnten. Außerhalb dieser zweiten Umwallung, die eine Fläche von 290 Quadrat-Kilometern umfaßte, lag im Süden die Stadt Borsippa, welcher die Zerstörung der großen Mauer ihre frühere Besonderheit zurückgab. Die Begleiter Alexanders des Großen sahen nur diese zweite Mauer „Nivit-Bel", und so erklärt sich die Abweichung der Zahlen Herodots von denen der jüngeren griechischen Schriftsteller, namentlich Strabo's.

Jene ungeheure Fläche war, wie Quintus Curtius angiebt, zum guten Theile Ackerbau-Land. Sein Zeugniß wird bestätigt durch die Spurlosigkeit aller Ruinen auf einer Ausdehnung von 150 Quadrat-Kilometern in der Südosthälfte des inneren Vierecks.

Die alte eigentliche Stadt Babylon war eingeschlossen in die Mauern der königlichen Stadt, im Nordosten der inneren Mauer. Diese hatte sich südlich bis in die Entfernung einer Meile von dem heutigen Hillah erstreckt, das fast genau in der Mitte des ungeheueren Vierecks liegt.

Es ist schwer, diese Gränzen nach Süden zu bestimmen; aber es ist außer Zweifel, daß die heutige Stadt Hillah auf der Stätte des alten Babylon angelegt worden ist. Die Ausdehnung der eigentlichen Stadt Babylon mag etwa die des heutigen London gewesen sein; aber diese ganze Fläche war von dem Uebrigen durch weite Zwischenräume getrennt. Die Straßen der Stadt waren, wie Herodot berichtet (I, 180) im Allgemeinen gerade und durchschnitten einander rechtwinkelig; die Häuser waren drei- bis vierstöckig. Einige erstreckten sich am Euphrat entlang oder parallel mit ihm, andere endeten in Gäßchen, welche zum Flusse hinabführten, und dort mit bronzenen Thoren in gleicher Zahl wie die Gassen geschlossen waren.

Der chaldäische Geschichtschreiber Berosus, von dem, wie von dem phönicischen Sanchuniathon, einige Bruchstücke in griechischer Uebersetzung erhalten sind, erzählt, daß von dem nördlichen Ende der Mauer Babylons bis zu dem Punkte, wo der Euphrat das babylonische Viereck verläßt, d. h. also in einer Ausdehnung von 4½ Meilen, eine von Nabonidos (dem biblischen Belsazar) gebaute Mauer sich befand, von der man in der That noch die Ziegel am Euphrat selbst, in der Gegend des Hügels Amran-ibn-Ali findet. Dieser mit gemauerten Höhlungen versehene Bau sollte, jenem alten Autor zufolge, die Unterstadt vor Ueberschwemmungen zu schützen. Wenn das Wasser eine gewisse Höhe erreicht hatte, ergoß es sich in jene unterirdischen Behälter. Nach der Beschreibung Herodot's, bildete der aus Erdpech und Backsteinen aufgeführte, mit Inschriften versehene Uferbau eine Art Bollwerk am Euphrat, und hätten die Babylonier bei der Belagerung der Stadt durch die Perser von dieser Mauer aus sehr leicht die Flußthore vertheidigen und die Feinde, die im trocknen Flußbette vordrangen, wie in einem Netze fangen können.

Die Regelmäßigkeit der Straßen deutet auf die Ausführung eines festen Planes, und zu gleicher Zeit auf die verhältnißmäßig neuere Erbauung dieses Stadt-Theiles. Vor der Zeit der Königin Nitokris, welcher Herodot irrthümlich die großen Bauten Nebukadnezar's vindizirt, gab es keine Verbindung zwischen beiden Theilen der Stadt. Die Königin beschloß also, wie der Vater der Geschichte angiebt, eine Brücke auf Steinpfeilern, die mit Eisen und Blei befestigt waren, zu erbauen. Der Boden derselben bestand aus Planken, die man jeden Abend entfernte, damit die Brücke nicht der Schauplatz nächtlicher Räubereien würde. Die Stelle dieser Brücke, die nach Herodot sich beinahe in der Mitte der Stadt befand, muß also in der Nähe von Hillah oder an diesem Orte selbst gesucht werden, wo sich in der That, nach der Lage der Stadt, der frequenteste Theil Babylons befinden mußte, und wo auch gegenwärtig eine Schiffbrücke über den breiten Strom führt.

Die neue Stadt selbst war reich an Denkmälern und besonders an Tempeln; sie enthielt, nach den Inschriften, die Tempel des Merodach (des Zeitgottes), des Nebo (des Sonnengottes), des Sin (des Mondgottes), und der Mylitta, der Himmelskönigin „Natur". Die Oertlichkeiten von zweien dieser Tempel können noch mit Sicherheit festgestellt werden. Auf der einen erhebt sich die Moschee, welche den unfrommen Namen „Moschee der Sonne" führt, etwas nördlich von Hillah, auf dem rechten westlichen Ufer; die andere befindet sich auf der östlichen Seite, nahe am Wege von Hillah nach dem Kasr, 20 Minuten nördlich von der Stadt. Es ist ein Viereck, das dem Kult der Mylitta, d. h. der „Gebärenden", der Natur, geweiht war.

Die größte Anzahl von Bauresten befindet sich an zwei Hauptstellen: in der alten königlichen Stadt und zu Borsippa. Die königliche Stadt, das eigentliche Babylon, enthielt erstens den großen Palast (Kasr), den die Araber Mudjelibe (Ruine) nennen. Sein Erbauer war Nebukadnezar, der ihn, wie Berosus berichtet, in 15 Tagen erbaut haben soll. Auch die Inschriften bestätigen diese funfzehn Tage. Der Palast war äußerst prachtvoll und sehr groß. Die Ruinen des Kasr bedecken etwa 13 Hektaren.

Im Norden, am Ende der königlichen Stadt, befand sich die berühmte große Pyramide, das Grab des Belos. Sie wird durch den beträchtlichen Hügel bezeichnet, der heute den Namen Babil führt. Diese Ruine stellt eine ungeheure Masse von 180 Meter Länge und 40 Meter Höhe dar. Nach den Beschreibungen bildete dieselbe einst eine an der Basis viereckige, aus Backsteinen erbaute Pyramide. Xerxes zerstörte sie, nachdem er den Leichnam des darin ruhenden Belus herausgenommen. Alexander hatte die Absicht, sie wieder aufzubauen; aber sein Tod verhinderte die Ausführung dieses Planes.

Die berühmten, sogenannten hängenden Gärten befanden sich im Süden der Burg Nebukadnezars in der Entfernung eines Kilometers. Der Trümmerhügel Amran-ibn-Ali bezeichnet diese Stelle. Er nimmt eine Fläche von ungefähr funfzehn Hektaren ein und befindet sich dicht am Flusse. Die französische Expedition fand zahlreiche Gräber aus macedonischer Zeit darin. In einigen Gräbern fanden sich Kronen von Gold mit Edelsteinen. Strabo hat diese hängenden Gärten ausführlich beschrieben. Sie bestanden aus einem großartigen Terrassenbau,

der Stockwerk über Stockwerk gethürmt, auf großen Säulen und darüber angebrachten Gewölben ruhte. Auf den Terrassen befanden sich parkähnliche Anlagen. Nebukadnezar soll diesen Bau unternommen haben, um seiner Gemahlin, einer medischen Prinzessin, dadurch einigermaßen die Berge der Heimat zu ersetzen.

Der alte Palast, in welchem Alexander der Große erkrankte, stand auf der entgegengesetzten Seite des Flusses (westlich). Nach einer Nachricht bei Philostrat, soll ein Tunnel, der unter dem Flusse hindurchging, beide Paläste mit einander verbunden haben. Bei der Riesenhaftigkeit aller Bauwerke Babylons ist dies keineswegs unwahrscheinlich; auch sollen die Keilinschriften ganz deutlich von einem solchen Gange sprechen. Genug, die Idee existirte, woraus zu ersehen, daß der Bau-Unternehmungs-Geist unserer Zeit kaum die Höhe desjenigen der Babylonier erreicht hat. Ein solcher Tunnel unter dem Euphrat ist offenbar zu jener Zeit ein noch kühneres Unternehmen gewesen, als der Tunnel unter der Themse in London.

Im Südwesten des großen Quadrates, zwischen dessen beiden Mauern, lag die Chaldäer-Stadt Borsippa. Dieser Name scheint „Thurm der Sprachen" zu bedeuten. Die Ruinen von Borsippa, welche den Namen „Birs-Nimrud", d. i. Nimrods-Thurm führen, liegen in einer Entfernung von anderthalb Meilen südwestlich von Hillah*). Beim Austritt aus dieser Stadt kann man bereits die Hauptruine, die Reste des berühmten babylonischen Thurmes, an den sich die biblische Kunde von der Sprachen-Verwirrung knüpft, wie einen Berg vor sich sehen, den man stets nahe glaubt und der sich stets entfernt hält. Die Wirkung ist imposant, wenn der Himmel etwas bedeckt ist; dann gewahrt man auf einem anderthalb Stunden langen Wege keinen Höhepunkt, bis plötzlich jene kolossale Masse dem Wanderer in's Auge fällt. Neben dem Birs-Nimrud befindet sich eine ungeheure Ruinen-Gruppe, welche den Namen „Ibrahim-el-Khalil" führt. Eine Kubeh, oder heilige Kuppel, erhebt sich an der Stelle, wo einst, nach arabischer Sage, Abraham von Nimrod in den glühenden Feuerofen geworfen wurde.

Dieser Thurm hat gegenwärtig noch 46 Meter Höhe. Er besteht aus einem Hügel, auf dem sich riesige Mauertrümmer erheben. Von der Nordseite betritt man die Ruine durch eine aufwärts steigende Wasserschlucht und kommt dann auf eine 25 Meter breite und 78 Meter lange Plattform. Sie ist von allen Seiten eingeschlossen. Unten erhebt sich aus derselben ein Kegel aus Backsteinen 12 Meter hoch, worauf man an den Fuß der Mauertrümmer selbst kommt. Oben findet man ungeheure Blöcke von Backstein, welche durch das Feuer des Himmels verglast sind. Die oft beschriebene und abgezeichnete Ruine hat 700 Meter im Umfang.

Der Birs-Nimrud ist die Ruine des alten Stufenthurmes, der auch „Thurm der Inschriften" und „Tempel der sieben Lichter des Himmels" (der sieben Planeten) heißt. Dieser Tempel wurde von Nebukadnezar auf den Ruinen des alten Gebäudes errichtet, an den sich die Tradition von der Verwirrung der Sprachen knüpft.

Auch der Talmud erklärt Borsif (Borsippa) durch bulsif, Verwirrung der Sprachen, und sagt, daß die Luft dieser Gegend vergeßlich mache. Nach der Erklärung der „Genesis", soll auch

*) Bei dem Namen „Nimrod", der sowohl in der Umgegend von Niniveh, als in der von Babylon, wiederholt vorkommt, ist vielleicht weniger an den von der Bibel genannten König Nimrod, als an die Radix dieses Namens: Mrod, zu denken: d. h. Gott, oder Merodach, der Chaldäer Zeitgott (Saturn); nach Fürst's hebräisch-chaldäischem Wörterbuch, ist Mrod ihr Kriegsgott (Mars) gewesen. D. R.

der Name Babylon (Babel) von balal, „verwirren" herkommen. Herr Oppert sagt jedoch, daß, den Keil-Inschriften zufolge, Babel, assyrisch: Bab-Ilu, „Pforte Gottes" heiße, was es auch im heutigen Arabisch noch bedeutet.

Auf der noch erhaltenen Plattform, die einst 75 Fuß hoch und 600 Fuß breit war, erhob sich ein Thurm in sieben Stockwerken, deren jedes einem Planeten-Gotte geweiht und durch eine besondere, der entsprechenden Gottheit heilige Farbe unterschieden war. Man hat noch die Spuren dieser verschiedenfarbigen Glasuren gefunden. Im Unterbaue befand sich ein Tempel des Sin, des Mondgottes und Schutzherren der Sternkunde. Man stieg von außen auf Treppen hinauf, die an den Mauern selbst ausgespart waren, bis man auf die Spitze kam, wo sich das Heiligthum des Merodach, des Gottes der Sternenheere und der Weltharmonie, befand. Jedenfalls war dieser ganze Bau zu astronomischen Zwecken bestimmt und der Hauptsitz jener sternkundigen Priesterschaft der Chaldäer, deren astronomische Kenntnisse im Alterthume nicht ihres Gleichen fanden.

Diese riesige Wunderstadt Babylon war, wie gesagt, hauptsächlich eine Schöpfung Nebukadnezar's, der nach Verlauf einer Periode von minderem Glanz regierte und dem es nach dem Sturze von Niniveh gelang, seine Stadt für eine Zeitlang wieder zur Gebieterin Asiens zu machen. Ein zu Babylon gefundener schwarzer Basaltquader, welcher sich jetzt im Museum der Ostindischen Compagnie in London befindet, enthält eine 619 Zeilen lange Keil-Inschrift, die über die von Nebukadnezar ausgeführten Bauten genaue Auskunft ertheilt. Herr Oppert giebt hier zum ersten Male eine vollständige Uebersetzung davon, aus der wir das Folgende mittheilen:

„Nebukadnezar, König von Babylon, der erhabene Gebieter, der Erwählte Merodach's, der höchste Herr, der Anbeter Nebo's, er, der die geheimnißvollen Orakel ausführt, der den Dienst dieser Gottheiten und die Verehrung ihrer erhabenen Wesenheiten hergestellt; der König und Statthalter, der ohne Ungerechtigkeit richtet, der Tag und Nacht an die Wiederherstellung der Pyramide und des Thurmes gedacht und den Ruhm Babylon's und Borsippa's gemehrt hat; der Diener der Götter, der Weise, welcher auf die Götter vertraut; der Wiederhersteller der Pyramide und des Thurmes, der älteste Sohn Nadopallassar's, König von Babylon, Ich.

„Er selbst hat mich geschaffen, der Gott, der mich gezeugt, der den Keim in den Schooß meiner Mutter gelegt.

„Ich sage: ich bin geboren, zu herrschen; ich habe hergestellt die Heiligthümer des Gottes, ich habe verbreitet den Dienst des Gottes; denn Merodach ist der große Gott, der mich geschaffen, und ich habe verherrlicht alle seine großen Werke. Nebo, sein wirklicher Sohn, stützt meine Herrschaft; ich habe auch stets den Kult seiner hohen Gottheit erhöht. Im Innern meiner Familie habe ich selbst den Dienst ihrer Herrschaft geübt.

„In der Frömmigkeit gegen ihn haben die fernen Länder, die hohen Berge vom obern Meere bis zum untern Meere, den Pfad des Gehorsams und den Steig der Unterwerfung nicht verlassen. Sie haben nicht verkannt die Bedingungen der Besiegung und die Pflicht, Steuern an mich zu zahlen.

„Ich habe unzugängliche Höhen in fahrbare Straßen umgeschaffen.

„Ich habe die Bösewichter bestraft, ich habe die Anschläge der Landesfeinde zunichte gemacht und habe mich ihrer in großer Zahl bemächtigt. Ich habe unter die Menschen Sachen und Vieh vertheilt. Ich habe dem Gotte in meiner Stadt Babylon dargebracht: Silber, Gold, kostbare Metalle, Email, Ma-

tirholz, Hölzer aller Namen und aller Werthe, eine kostbare Fülle von Erzen der Berge, Steinen des Meeres, einen ungeheuren Schatz, einen Stachel der Begehrlichkeit.

„Ich habe in Angriff genommen in der Pyramide den großen Tempel seiner Herrlichkeit, die Wiederherstellung der Orakelzelle, wo der Herr der Götter, Merodach, ruht. Ich habe in die Luft steigen lassen, wie eine Blume, die Kuppel, ich habe den Grund mit ciselirtem Golde bekleidet, so daß er glänzt wie der Tag, und mit Stein, Kupfer und Blei die Firste des Tempels ausgestattet.

„Auf dem hohen Hügel, wo die Orakel verkündet wurden, befand sich innerhalb unserer Stadt der Altar der Schicksale. Man stellte ihn in der Pyramide auf....

„Dieser Altar, der Altar der Majestät des erhabenen Herrn der Götter, Merodach's, war von einem früheren Könige aus Silber verfertigt worden. Ich habe ihn überziehen lassen mit reinem Gold in beträchtlichem Gewicht. Ich habe überziehen lassen mit ciselirtem Gold die heiligen Geräthe der Pyramide, und mit Glas und Stein auslegen lassen das mystische Heiligthum Merodach's, so daß es darstellt die Sterne des Himmels. Das Wunder Babylons, ich habe es neu erbaut und wiederhergestellt. Das ist der Tempel der Grundfesten des Himmels und der Erde; ich habe seine Zinne erhoben in Backstein und Kupfer. Denn der Gott hat meinen Geist gerichtet auf die Wiederherstellung der Pyramide. Ich habe das Haupt geneigt vor dieser Eingebung.......

„Borsippa ist die Stadt derer, die Gott preisen; ich habe sie verziert. In ihrer Mitte habe ich den Thurm, das ewige Haus, hergestellt. Ich habe seine Pracht vermehrt mit Gold, Silber und andern Metallen, mit Steinen, glasirten Ziegeln, Mastirholz, Zedernholz. Ich habe mit Gold das Zimmerwerk des Ortes der Ruhe von Nebo ausgestattet. Die Pfosten der Pforte der Orakel sind mit reinem Silber bekleidet.

„Ich habe mit Elfenbein den Säulengang der Pforte des Ruheortes, die Schwelle, die Eingänge ausgestattet......... Ich habe mit Silber die Säulen der Pforte des Mädchenhofes bedeckt. Um in Staunen zu setzen die Menschen, habe ich hergestellt und erneuert das Wunder von Borsippa, welches ist der Tempel der sieben Sphären des Himmels und der Erde. Ich habe hoch erhoben die Zinne in Backsteinen, die ich mit Kupfer bedeckt. Ich habe abwechselnd mit Reihen von Marmor und andern Steinen das mystische Heiligthum Nebo's, den Wagen seines Königthums, das Heiligthum bekleidet, welches den Glanz bildet bei den Festen von Babylon."

Es folgt nun die Aufzählung einer großen Menge von Tempeln und öffentlichen Gebäuden, zuletzt der beiden großen Umfassungsmauern Babylons, welche, der Inschrift zufolge, schon Nabopolassar zu bauen angefangen. Im Ganzen ist also dieses großartige, wunderreiche Babylon eine Schöpfung Nebukadnezar's. Ohne Zweifel war dieser König ein Mann von hoher Begabung und eherner Willenskraft, aber gewiß ebenso von einem Stolze und einem Hochmuthe besessen, der in der Geschichte kaum seines Gleichen findet. Dieses Babylon ist aus dem Raube von ganz Vorderasien aufgebaut. Welche Unsummen von Gold, welche Unzahl von Menschenkräften war nöthig, um diese Bauten aufzuführen! Welch ein bevölkertes Land muß damals Babylonien gewesen sein; wie hoch müssen Kunst und Wissenschaft gestanden haben! Diese riesigen Welt-Städte Ninive und Babylon, sie hängen mit der Idee der Weltherrschaft der alten Eroberer zusammen. Die Kunst, große Staaten durch Verwaltungs-Maßnahmen und gesetzliche Einrichtungen beisammenzuhalten, verstand das alte Morgenland nicht; es kannte nur unterjochte Völker, Vasallen und Tributzahler; die Kriege waren Raub- und Beutezüge; jene Städte aber bildeten riesige Festungen und Heerlager, in denen der Zwingherr inmitten seiner Kriegsheere wie ein Löwe auf der Lauer lag. Alle Kunst und Wissenschaft wurde darauf verwendet, diese Zwingburgen uneinnehmbar zu machen, und als das große Ninive, welches 690 Jahre in dieser Weise der Schrecken Asiens und Afrika's gewesen, den vereinigten Anstrengungen der Meder und Babylonier erlegen war, suchten Nabopolassar und Nebukadnezar Ninive's Größe zu überbieten und schufen das Größte, was Menschenkräften in dieser Hinsicht möglich war, am Euphrat. Aber auch die Riesenstadt Babylon fiel, und zwar den Persern zur Beute. Diese gaben das alte Prinzip auf: Fortan war es mit jenen Riesenstädten zu Ende.

England.

Karl Simrock's Uebersetzung von Shakespeare's Gedichten.

Karl Simrock, der Veteran aus der Zeit der Dichtergenossenschaft von Heine, Immermann, Chamisso, Uechtritz, Maltitz u. A., hat seine noch immer frische Thätigkeit der Uebersetzung von Shakespeare's Gedichten gewidmet. Die jüngere Generation, wie Bodenstedt, Böttiger, Jordan, ist ihm theilweise darin zuvorgekommen, aber er hat ihre Nebenbuhlerschaft nicht zu scheuen, denn er ist ein Meister der Form, ein Beherrscher der Sprache wie kein Anderer. Seine langjährigen Arbeiten im Schacht der altdeutschen Poesie sind ein hinlänglicher Beweis für seinen Beruf zur Umgestaltung eines fremden Idioms in die schöne reiche Sprache der Deutschen, die er bis zu ihrem Uequell studirt hat.

Shakespeare's Gedichte sind beinahe unbekannt geblieben; erst durch Bodenstedt's vortreffliche Uebersetzung ist neuerdings die Theilnahme der gebildeten Lesewelt dafür geweckt worden. Vor ungefähr zwanzig Jahren hat Freiligrath theilweise „Venus und Adonis" mit formgewandter Hand übertragen; der höchst gelungene Versuch wurde jedoch vom großen Publikum fast gar nicht beachtet. Er erschien im zweiten Jahrgang des „Rheinischen Taschenbuchs", von Kinkel herausgegeben — eine ephemere Stätte, wo er bald vergessen ward. Freiligrath hatte nur die ersten dreißig Stanzen übersetzt; Simrock giebt zuerst das ganze Gedicht.

Das Interesse für Shakespeare's Sonette ist nicht durch ihren Kunstwerth allein jetzt lebendiger geworden, sondern durch die neuerdings hervorgetretene Hypothese, daß in ihnen ein Theil der Herzensgeschichte des Dichters enthalten sei. Zwar bestreiten dies die bewährtesten Forscher und Kenner des historischen Shakespeare, namentlich Nicolaus Delius, auch Bodenstedt und jetzt auch Simrock, aber der Lesewelt wird es nicht so leicht wieder auszureden sein, und es ist allerdings kein überzeugender Grund vorhanden, warum sie es nicht glauben sollte.

Alle Beweise, die dagegen angeführt werden, sind wenigstens ebenso unhaltbar wie die romantische Hypothese selbst. Die Mehrzahl der Sonette reden mit der kühnen natürlichen Sprache der Wirklichkeit von des Dichters Leidenschaft für einen Freund und eine Geliebte:

Zwei Wesen lieb ich mir zu Trost und Qual,
Die mir zuflüstern, zweien Geistern gleich,

Ein Weib mein böser Engel, arg und fahl,
Ein Mann, mein guter, schön und wonnereich.

Mit diesen wenigen Worten ist die ganze reichhaltige Herzensgeschichte angedeutet. Shakespeare hatte in dem jungen, schönen, ritterlichen Lord Southampton einen glühenden Verehrer seiner Poesie gefunden; hingerissen von dem lebhaften Gefühl für die Kunst, vereinigten sich die Herzen der beiden Männer zu einer wahrhaft idealen Freundschaft, die in ihrem Cultus sogar den Aeußerungen der Liebe glich. Der männliche Geist Shakespeare's fand in der anbetenden Hingebung des viel jüngeren Lords gewissermaßen das weibliche Element, welches die Mutter der Liebe genannt werden kann. Er vergöttert die Schönheit und Anmuth des Jünglings in seinen Sonetten als wäre von einem geliebten Mädchen die Rede. Die Zeitgenossen stimmen darin überein, daß Lord Southampton in der That mit den seltensten Gaben des Geistes und des Körpers geschmückt gewesen sei. Der junge Lord nahm seinen Antheil von Männlichkeit übrigens auch vollauf in Anspruch in diesem Herzensbunde. Er beschirmte den Freund, er half ihm zu äußerem Ansehen, er führte ihn bei seinen vornehmen Standesgenossen ein. Durch ihn wurde Shakespeare mit Graf Pembroke bekannt und gelangte zu der Ehre, der Königin Elisabeth vorgestellt zu werden.

Zu einer Zeit, wo der Stand des Schauspielers beinahe für ehrlos galt, mußte der junge Lord echten Mannesmuth beweisen, um seinen Freund in die vornehme Welt zu bringen. Derselbe erkennt seine Niedrigkeit fast zu sehr an, indem er singt:

Drum ist mein Name wie mit Schmach gebrannt,
Mein ganzes Wesen schwärzte mein Beginnen
Wie ja das Handwerk schwärzt des Färbers Hand,
Mitleidig hilf mir neues Sein gewinnen!

Die Widmungsbriefe, welche Shakespeare an seinen hochgestellten Freund bei Uebersendung von „Venus und Adonis", sowie einiger anderer Dichtungen, richtete, geben auch ein rührendes Zeugniß, wie sich sein stolzer Geist zu demüthigenden Formen bequemen mußte. Der Enthusiasmus seiner Liebe für den Freund, der ihn ganz zu sich emporhob und seinem Stolz die Schonung der zartesten Rücksicht angedeihen ließ, wird dadurch hinreichend motivirt.

Die Reinheit der Empfindung zwischen beiden Freunden wurde, nach Ausweis der Sonette, durch den „bösen Engel", die Frau getrübt, die mehr häßliche als schöne Eigenschaften besitzen mußte, nach des Dichters Schilderung. Sie ward ihm untreu um des jungen Lords willen und Shakespeare beklagt fast noch mehr als ihre Untreue, ihre Macht, denselben zu verderben. Er hat den Freund und die Geliebte verloren, denn Ersterer schämt sich zu sehr, um noch mit ihm verkehren zu können, obwohl die gemeine Seele der Frau nur zu deutlich beweist, daß sie allein die Schuld der Verführung trägt. Wie es möglich war, daß Shakespeare, der Dichter edler, reiner Weiblichkeit, eine so niedrige Kokette jemals lieben konnte, bleibt eins der vielen psychologischen Räthsel, die nicht zu lösen sind.

Alle englischen Biographen Shakespeare's erklären sich für die Wahrscheinlichkeit der Lebensgeschichte, welche die Sonette andeuten, doch giebt es allerdings keinen unumstößlichen Beweis dafür, und man hat sogar eine Zeitlang in England es für möglich gehalten, daß unter der Maske des hochgefeierten Freundes, die Königin Elisabeth besungen sei, eine Hypothese, die den Sonetten fast allen Reiz nehmen würde, weil sich dann, was jetzt als schöne rührende Wahrheit erscheint, in schwülstige, abstoßende Allegorie verwandeln müßte. Die deutschen Biographen wollen die Sonette nur als freie Dichtung gelten lassen; sie stellen dieselbe fast ebenso hoch wie Shakespeare's Dramen. Simrock theilt hierin durchaus die Ansicht seines Vorgängers in der Uebersetzung der Sonette, Bodenstedt's — ein Beweis, daß Beide mit gleicher Liebe gearbeitet und sich in ihr Werk vertieft haben.

Es würde überhaupt schwer sein, wollte man eine Entscheidung treffen, wer von den beiden dichterisch hochbegabten Uebersetzern den Vorrang verdiene. Sie sind Beide Meister der Form und so von dem Werth des Inhalts durchdrungen, daß ihnen gewiß kein wesentlicher Bestandtheil davon entgangen ist. Dennoch wird es ihnen nicht so leicht werden als sie denken, den Sonetten allgemeines Verständniß und Anerkenntniß bei dem Publikum zu verschaffen. Der oft so herbe und derbe Ausdruck Shakespeare's ist in der lyrischen Form schwerer zu ertragen als in seinen Dramen, wo die Gewohnheit der Verehrung und Bewunderung schon allein hinreicht, die Kritik zu entwaffnen. In Gedichten verlangt man Klang, Schwung, Weichheit, Rundung neben der Farbenpracht und dem Gedankenblitz. Die Sonette Shakespeare's erfüllen diese Anforderung nicht, trotz der angestrengten Arbeit ihrer Uebersetzer. Was hilft es uns, daß dieselben uns versichern, der Dichter habe die Meister im Sonette, Petrarka, den Einzigen, fast erreicht und alle seine englischen Kollegen übertroffen — jedem unbefangenen Leser werden diese Sonette vorkommen wie Stachelgewächse mit verworrenen Zweigen, auf denen einzelne Purpurblüthen wohl das Auge entzücken, aber die Stacheln doch abstoßend wirken.

Wie bei allen Uebersetzungen, ist es rathsam, das Original zur Hand zu nehmen und in den angestellten Vergleichungen zum besseren Verständniß zu gelangen, aber auch zur Würdigung der Mühen des Uebersetzers.

Simrock hat außer den anderthalbhundert Sonetten, die mit unglaublicher Treue übertragen sind, auch noch die übrigen Dichtungen Shakespeare's: Lucretia und Tarquinius, den verliebten Pilger, der Liebenden Klage und wie schon oben erwähnt, Venus und Adonis übersetzt. Letzteres ist ein Genrebild im nacktesten Style, wie vom Pinsel eines Rubens oder Titian entworfen. Wie überraschend treu Freiligrath sowohl als Simrock den Anfang dieses Gedichtes übersetzten, mag folgende Strophe beweisen:

Als von dem thränenreichen Morgen grade	Als von dem thaubethränten Morgen kaum
Die Sonne schied mit purpurnem Gesicht,	Die Sonne schied mit purpurnem Gesicht,
Da sucht' Adonis schon des Waldes Pfade;	Da sucht' Adonis schon des Waldes Raum;
Zu jagen liebt' er, doch zu lieben nicht.	Zu jagen liebt' er, doch zu lieben nicht.
Von Liebe siech, tritt Venus ihm entgegen	Da tritt ihm Venus liebeskrank entgegen,
Und wirbt um ihn, wie keke Werber pflegen.	Kühn werbend ihn zur Liebe zu bewegen.
Freiligrath.	Simrock.

Im weiteren Verlauf wird Freiligrath's Uebersetzung jedoch bedeutend ungenauer, er hat z. B. die schöne Stelle ganz fortgelassen:

Lieb' ist ein Geist aus Feuerduft gewoben,
Von ird'scher Schwere frei, strebt sie nach Oben.

Simrock hat sich stets gewissenhaft an das Original gehalten und doch kann ihm das Zeugniß nicht versagt werden, daß er die Schönheit der Form nirgends dem Inhalt geopfert, daß er

also den einst so gefeierten Uebersetzungs-Künstler Freiligrath übertroffen hat. Bodenstedt hingegen ist nicht aus dem Felde zu schlagen, selbst nicht durch einen so sicheren alten Kämpen der Literatur, wie Simrock es ist. Es wird allen Kennern der beiden Sprachen ein großes Interesse gewähren, Vergleiche anzustellen zwischen den Sonetten von Simrock und denen von Bodenstedt; die Vorzüge Beider werden auf diese Weise in das hellste Licht treten.

Auch Wordsworth, der gelehrte Sänger aus der englischen Seeschule, hat die Sonette von Shakespeare besonders hochgestellt, weil er sie als den Schlüssel zu dem Herzen des großen Dichters betrachtete und allerdings geben diese subjectiven Auslassungen, die Klagen sowohl wie seltenen Wonnen, mehr Licht als alle die großartigen objectiven Dichtungen des Meisters. Auf die Andeutungen über seine Liebesangelegenheiten ist jedoch kein Werth zu legen. Es sind dies meistens Spielereien in Worten und Bildern nach der Schablone des damaligen Zeitgeschmacks zugespitzt; die Freundschaft für Lord Southampton trägt dagegen den unverkennbaren Stempel der Wahrheit und Macht der Empfindung, ist also nicht mit der Liebe zu einer Kokette zugleich zu nennen. Die merkwürdigsten Aufschlüsse aber geben die Sonette über die dornenvolle Lebensstellung des großen Genius in den kleinlichen Verhältnissen eines Schauspielers. Die Klagen und die tiefe Schwermuth, die über diesen Punkt in den Sonetten zwischen den Zeilen zu lesen sind, wirken wahrhaft herzergreifend. Das Trauern der Dichterseele über die Nichtigkeit des Erdenlebens wird wie eine poetische Licenz betrachtet und erregt kein Erstaunen mehr, aber die Bitterkeit der erlittenen Kränkungen ist jedem Worte eingeprägt, welches der empörte Mannesstolz in den Sonetten seinem edlen hochgestellten Freunde ausspricht. So heißt es wunderbar schön und traurig (S. 73):

„Bin ich gestorben, traur' um mich nicht länger
Als noch der Glocke dumpfer Ton vom Thurm
Die Welt ermahnt, geschieden sei ihr Sänger.......
Daß Deinen Gram die kluge Welt nicht sieht
Und höhnt Dich noch mit mir, nachdem ich schied!"

Welch ein tragischer Schmerz ist das! wie leicht hätte er in Wonne für den Dichter verwandelt werden können, wenn ihm vergönnt gewesen wäre, einen Blick in die Zukunft zu werfen! Der hochgeborene Lord, dem er so demüthig sich unterordnet, würde längst vergessen sein, wenn sein vornehmer Name nicht mit der Glorie geschmückt wäre, in William Shakespeare's Gedichten genannt zu sein!

Schließlich müssen wir noch dem Dichter Simrock dafür danken, daß er seiner trefflichen Vorrede zur Uebersetzung von Shakespeare's Gedichten auch einige köstliche Strophen beifügt, die er selbst früher zum Andenken und zur richtigen Würdigung des großen Briten gesungen hat. Fr. von Hohenhausen.

Schweiz.

Die Polarländer, nach Dr. Oswald Heer.*)

Je mehr die Naturwissenschaft fortschreitet, desto mehr erweitert sich das geistige Gesichtsfeld, und statt daß die Räthsel sich lösen, treten deren fortwährend neue und größere auf. Man kann sagen, die Naturwissenschaften stehen auf dem Punkte, daß man es bald für das Richtigste erkennen wird, gar keine Systeme zu machen, sondern einfach die Thatsachen zu registriren. Denn die Masse des Stoffes, die Weite des Gesichtskreises, die Verschiedenheit der möglichen Gesichtspunkte ist derart, daß sie dem ordnenden Verstande des Menschen über den Kopf wächst. Ich will nicht sagen, daß dies von allen Zweigen der Naturwissenschaft gilt; von der Geologie, von den Systemen über die Bildung des Erdkörpers und seiner jetzigen Gestalt gilt es gewiß. Die stets neu zuwachsenden Thatsachen verwickeln derartig die Frage, daß man alte Erklärungen aufgeben muß und neue wagen darf.

Der Verfasser schreibt über die nördlichen Polarländer vornehmlich als Schweizer, welcher die Gletscher tagtäglich vor Augen hat und deshalb in dem Falle ist, über ihre Natur Beobachtungen anzustellen. Der Zusammenhang ist hiermit gegeben. Die Polarländer sind eine ähnliche, nur weit großartigere Gletscherwelt. Der Verfasser zieht Parallelen zwischen jenen und der Schweiz und giebt uns nach den besten Reisebeschreibungen von Kane, M'Clure u. A. eine Schilderung des Naturlebens in jenen furchtbar erhabenen Regionen, wie wir sie selten so anschaulich gelesen haben.

Die organische Natur ist in diesen hochnordischen Ländern verkümmert; Menschen, Pflanzen, Thiere dieser Regionen sind wie verlorene Kinder über die Eiswüste ausgestreut und repräsentiren die letzten Pulsschläge der lebendigen Natur. Man begreift es, wenn Dr. Kane im Anblick der unermeßlichen, blendend weißen, feierlich stillen Gletscherwelt uns sagt, der Eindruck dieser Natur, namentlich in der todten, endlosen Winternacht, sei so verschieden von dem in seiner Heimat, daß ihm zu Muthe gewesen, als befinde er sich auf einem anderen Planeten.

So aber ist es nicht immer dort gewesen. Dies erzählen die Pflanzen, welche in die Felsen jener Gegenden eingeschlossen sind. Die wichtigsten Urkunden, welche uns davon erzählen, sind in Spitzbergen, Island, Nordgrönland, am Mackenzie und auf den arktisch-amerikanischen Inseln entdeckt worden. Von Spitzbergen brachten drei schwedische wissenschaftliche Expeditionen vom Jahre 1858, 1861 und 1863 fossile Pflanzen zurück, welche Prof. Nordenskiöld und Blomstrand dort entdeckt. Von Island sah der Verfasser Pflanzen, welche Prof. Steenstrup und Dr. Winckler dort gesammelt. Sie befinden sich in Kopenhagen und München, andere von den Expeditionen, die zur Aufsuchung von John Franklin abgeschickt worden, herrührend, in London und Dublin. Diese fossilen Pflanzen werden abgebildet sein in dem Werke des Verfassers: „Die fossile Flora der Polarländer. Zürich, 1867 (Schultheß)." Nordgrönland ist in dieser Sammlung am reichsten vertreten. Hier liegt auf einem von Gletschern umgebenen Berge, 1080 Fuß üb. M. unter 70° n. Br. ein ganzer vorweltlicher Wald vergraben. Stämme und Aeste liegen da in Menge und das rothbraune, eisenhaltige Gestein ist mit Blättern angefüllt.

Zuerst wird die Frage erörtert, ob diese vegetabilischen Ueberreste vielleicht durch Anschwemmung aus dem Süden hierher gelangt seien und verneinend beantwortet. Ueber die Zeit, wann diese Bäume dort gewachsen sind, geben die Blätter Auskunft. Im Ganzen sind bis jetzt 70 Pflanzenarten aus diesem Walde nachweisbar, davon 18 auch in den Felslagern Mittel-Europas vorkommen, und zwar im Sandsteine eingeschlossen, der in der Schweiz die Hügel bildet. Sie gehören dem Zeitalter der Molasse oder der miocenen Zeit an, welche der jetzigen Schöpfung unmittelbar vorherging.

*) Vortrag, gehalten den 6. December 1866, auf dem Rathhaus in Zürich. Zürich, Friedr. Schultheß, 1867.

Von den 70 Arten Nordgrönlands gehören 17 zu den Holzgewächsen und 28 müssen Bäume gebildet haben. Es sind die Föhren, Eiben, Salisburien und Sequoien vertreten. Der häufigste Baum dieses Urwaldes war Sequoia Langsdorfii Br. sp., welche der kalifornischen Sequoia sempervirens täuschend ähnlich sieht. Diese gedeiht auch in der Schweiz und erreicht in ihrer Heimat eine Höhe bis gegen 200 Fuß. Von dem Grönländer-Baume sind nicht nur Blätter, sondern auch Fruchtzapfen und Samen erhalten.

Zu diesen Nadelhölzern gesellen sich 20 Arten Laubbäume, darunter vier Pappelarten, davon zwei über die ganze Polar-Zone verbreitet waren, sodann Buchen, Haselnuß, Eichen, Platanen, Ulmen, Nußbäume, Magnolien. Eine der Buchen ist unserer heimischen Buche sehr ähnlich, eine zweite Art erinnert an den Kastanienbaum. Von den vier Eichen hatte eine halb Fuß lange Blätter und eine andere besaß immergrünes Laub, wie die italische Eiche. Dazu tritt ein Kirschbaum mit lederartigen Blättern, wie die Lorbeerkirsche, und ein lorbeerartiger Baum hatte prächtige ½ Fuß lange Blätter. Der Schluß hieraus:

Nordgrönland und Spitzbergen hatten damals eine Temperatur, wie man sie heute nur 20 Breitengrade südlicher findet — etwa die Temperatur der südlichen Schweiz.

Und welches Klima hatte damals Mittel-Europa? — Immergrüne Feigen- und Lorbeerwälder bedeckten damals die Schweiz, herrliche Palmenhaine umsäumten ihre Flüsse, in denen sich Elephanten, Nashörner, Tapire und Affen tummelten, kurz Mittel-Europa hatte damals ein subtropisches Klima, wie etwa Nord-Aegypten oder der Süden der Vereinigten Staaten.

Ueber den damaligen Zustand der jetzigen Tropenländer hat man nur unsichere Kunde; die Spuren, die man davon hat, führen darauf hin, daß das Klima damals ziemlich dasselbe war, wie das gegenwärtige.

Die Temperaturabnahme nach den Polen zu muß damals also viel geringer gewesen sein. Sie nahm, die Schweiz als Maßstab betrachtet, etwa nur 0,5° C. auf den Breitengrad ab, während sie jetzt 0,66° C. beträgt.

Wie ist nun diese furchtbare Eisöde an den Polen entstanden? welches sind die Ursachen dieser Abkühlung? Es werden nun der Reihe nach die möglichen Annahmen besprochen.

1. Dieser Klimawechsel rührt von der veränderten Vertheilung von Land und Wasser her. Diese Theorie reicht zur Erklärung nicht aus. Die Vertheilung von Land und Wasser scheint ziemlich dieselbe gewesen zu sein.

2. Die Abkühlung des feuerflüssigen Kernes im Innern der Erde. — Hiergegen ist einzuwenden, daß die miocene Zeit bereits dieselben Felsarten und Strukturverhältnisse aufzeigt, wie die jetzige. Ein zu starker Wärmeabfluß von Innen würde das organische Leben aufgehoben haben.

3. Die Erdpole haben anders gelegen. Dagegen spricht die Abplattung der Erde an den Polen, welche beweist, daß eine solche Aenderung nicht stattgefunden. Dann müßte man auch nachweisen können, wo früher die Polarzonen gelegen hätten.

„Wir müssen daher bekennen, daß alle diese Erklärungen nicht genügen, und daß wir hier vor einem großen Räthsel stehen. Die Thatsachen sind da, sind unwiderleglich, aber wir vermögen sie noch nicht in die uns bekannten Erscheinungen einzureihen."

Der Verfasser versucht eine andere Erklärungsweise. Er meint, es sei möglich, daß damals die Erde mit dem ganzen Sonnensystem sich in einer Weltregion befunden habe, die eine höhere Temperatur besessen, als die, worin sie sich jetzt befindet. — Freilich eine kühne Hypothese, die sich aller Möglichkeit eines Beweises entzieht. Könnte man nicht vielleicht auch annehmen, daß die Erde damals weit kürzere Zeit gebraucht, um die Sonne zu umkreisen, und daß dadurch der Wechsel der Jahreszeiten ein weit rascherer gewesen. Bei so bewandten Umständen würden sich die tropischen Gegenden weder so dauernd erhitzt, noch die Pole so dauernd abgekühlt haben, die Temperatur müßte nothwendig weit gleichartiger gewesen sein, wenn die Sonne am Pole weit schneller zurückgekehrt und am Aequator schneller fortgegangen wäre. Ohne Zweifel würde auch die Thätigkeit der Luftströmungen stärker und beschleunigter gewesen sein und so die Wärmeunterschiede auf der Erde mehr ausgeglichen haben, die damals ein wahres Paradies gewesen sein müßte — unmittelbar vor der jetzigen Menschenzeit. Merkwürdig genug!

Ostindien.

Fabeln des Hitopadésas*).

II.

Der Löwe, die Maus und die Katze.

(Buch I. Fabel 4.)

Sanskrit-Text.	Uebersetzung.
astyarbudaśikharanámni parvate	Bei dem Berg Arbudaśikhara[1])
mahávikramo náma sinhah. —	Wohnt der Löwe Mahávikrama.[2])
tasya parvatakuharamadhi	Wenn der schlief vor seiner Bergschlucht Lehne
śayánasya keśarágran pratyahan	Dann benagt' ihm täglich seine Mähne
5. kaschidmúshikaśchhinatti.	5. Stets dieselbe winzig kleine Maus.

*) Vgl. Nr. 7 des Magazin. Unter dem Titel „Fabeln des „Bidpay" wurde die alt-indische Sammlung des Hytopadésas sehr früh schon in's Persische, Arabische und selbst in's Türkische übertragen. Die erste deutsche Bearbeitung rührt vom Herzog Eberhard I. von Würtemberg aus dem Jahre 1483 her. D. R.

[1]) Vielhorn. [2]) Großkraft.

sa sinhah kesarâgran
lûnan drishtvâ, kupitas tan
vivarântaegatan mûshikam
alabhamâno 'chintayat:
kimatra vidheyan yatah?
„kshudrasatrurbhavedyastu
„vikramâdnaiva labhyate;
„tan nihantan puraskâryah
„sadriśastasya sainikah." —
ityâlochya tena sinhena grâman
gatvâ, dadhikarnanâmâ vidâlo,
mânsâdyâhâran datvâ
prayatnâdânîya svakandare dhritah; —
tatas tadbhayâd mûshika
na bahirnih sarati.
tenâsau sinho 'kshatakesarah
sukhan svapiti.
mûshikaśabdan yadâ yadâ śrinoti,
tadâ tadâ mânsâhâradânena tan vidâlan sanvardhayati. —
athaikadâ sa mûshikah,
kshudhâ pidito, bahiścharan mârjârena,
prâpta vyâpâditaścha!
anantaran sa sinho yadâ kadâchidapi
tasya mûshikasya śabdan na śuśrâva,
tadopayogâbhâvâd,
vidâlasyâhâradâne mandâdara babhûva.
tato 'sau dadhikarna
vyâhârâbhâvâd, durbalo 'bhavat.

ato 'han bravîmi:

Nirapeksho na kartavya bhrityaih svâmi kadâchana!
Nirapekshan prabhun kritvâ bhrityah syâd dadhikarnavat!

Als der Löwe seine Mähne vorn
So zerfressen sah, ward er voll Zorn;
Und, wie die ins Loch geschlüpfte Maus
Zu erfassen wäre, dacht' er aus. — —
Doch, wie ist das zu erlangen?
„Einen kleinen Feind zu fangen
„Wird durch Stärke nicht gelingen;
„Ihn zu tödten, muß man einen
„Ebenbürt'gen Gegner bringen."
Also sprechend unser Löwe gleich
In das Dorf zur Katze Milchohr schleicht;
Bringt ihr Fleisch und andern Fraß zur Stelle,
Trägt behutsam sie in seine Höhle; —
Und da kam aus Furcht vor ihr die Maus
Auch nicht viel aus ihrem Loch heraus.
Doch der Löwe schläft jetzt ohne Zagen
Vor dem Mähnebenagen.
Hört er aber je des Mäuschens Ton
Bringt er hurtig Fleisch und Fraß der Katze schon. —
Da geschah's einmal daß uns're Maus
Hunger peinigte; sie kam heraus — —
Husch, gab ihr die Katze den Garaus!
Als der Löwe aber von da an
Jenes Mäuschens Ton nicht mehr vernahm,
Hat er aller Furcht gar bald vergessen,
Gab der Katze auch nichts mehr zu fressen.
Da ging's unserm Milchohr herzlich trüb
Weil sie völlig ohne Nahrung blieb.

Darum sage ich:

Sorglos werde nie gemacht je der Herr von seinem Diener!
Hat er sorglos ihn gemacht, geht's wie Milchohr dann dem Diener!

Frankfurt a. M. Aug. Boltz.

Kleine literarische Revue.

— „**Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht.**"*) Eitelkeit aller Eitelkeiten! Alles in der Welt ist eitel! Wenn diese Worte des Predigers Salomonis über einen der Haupteingänge von Paris, z. B. auf dem Frontispiz des Arc de triomphe, sich befänden, so würde man sie für eine eben solche Mahnung an das Ewige erkennen, wie das berühmte Dante'sche Per me si va nella città dolente über dem Eingang zur Hölle. Alles ist eitel an diesem Paris: die Wissenschaft wie die Kunst, die „Glaire" wie die „Cimetières", die Börsenmänner wie die Damen der Halle, das Faubourg St. Germain wie das „Paris der Armen und Elenden", ja selbst die deutschen wie die französischen Schriftsteller, die über diese Eitelkeit aller Eitelkeiten schreiben. Das uns von Paris in zwei dicken Bänden angekündigte Werk über sich selbst, das eine ganze Encyklopädie der Eitelkeiten der Hauptstadt par excellence bilden wird und das vorliegende, höchst amüsante Taschenbuch des großen Vanity Fair von Paris scheinen gewissermaßen die nationalen Rollen gewechselt zu haben, indem das französische Buch so systematisch, ernst und gründlich wie eine deutsche Philosophie der Geschichte und das deutsche so duftig, liebenswürdig und leicht verständlich ist, wie eine achtzehnjährige Französin. Wir nippen hier zwar auch etwas von Geschichte und Philosophie in den trefflichen Essays von Alfred Woltmann „über die bildende Kunst", von H. B. Oppenheim „zur Kritik des öffentlichen Lebens" und von Charles Marelle „von dem französischen Geist und der geistigen Arbeit

*) Ein Skizzenbuch zur Weltausstellung, von Julius Rodenberg. Mit Beiträgen von Heinrich Ehrlich, Rud. Gottschall, Eug. Laur, Arthur Levysohn Charles Marelle, H. B. Oppenheim, William Reymond und Alfred Woltmann. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1867.

in Paris"; aber das ist leichter sprudelnder Champagner neben den uns in dem französischen Guide angebotenen, schweren alten Weinen der Herren Victor Hugo, Renan, Theophile Gautier, Viollet le Duc, Berthelot, Littré, Vacherot, Taine, Laboulaye rc. rc. Das Werk der Franzosen wird gewiß zu allen Zeiten eine werthvolle Encyklopädie bleiben, deren einzelne Bücher sich als Studien empfehlen, aber es scheint uns keine Lectüre für die Besucher der Weltausstellung zur Zeit derselben zu sein. Dagegen wird das deutsche „Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht" sehr angenehm in der Tasche mitzunehmen und selbst in den Stunden der Beschaulichkeits-Pausen ein sehr nützlicher, vorbereitender und nacherinnernder Begleiter sein. Besonders empfehlen wir die Eintheilung der vierundzwanzig Stunden in Paris, von Rodenberg, der die treffende Bemerkung macht: „Meinetwegen mag Paris ein großer Schauplatz des Vergnügens und das Pariser Leben nichts als ein Schauspiel genannt werden — aber, Ihr gestreugen Herren, kommt nicht die halbe Welt und Ihr selbst darunter nach Paris, um dieses Schauspiel zu sehen? Und was auch die Kritik sagt — Zuschauer zu haben, das macht den Erfolg des Stückes." Der Herausgeber hat einen kurzen Winter-Aufenthalt in Paris dazu benutzt, recht viele Erfahrungen bei dort seit langer Zeit einheimischen Deutschen zu sammeln und, wo diese es nicht selbst gethan, in anmuthigen Schilderungen zu verwerthen. Außer den bereits oben Genannten haben ihn dabei die Herren E. Laur, Arthur Levysohn, Rud. Gottschall, H. Ehrlich und William Reymond wirksam unterstützt.

— **Der Mensch als geistiges Individuum.** Herr Dr. C. A. Werther, der sich die Erkenntniß des großen, in der unorganischen und organischen Natur herrschenden, einheitlichen Gesetzes zur Aufgabe seiner Forschungen gemacht, und der im J. 1860 ein Werk herausgegeben, welches zunächst das Leben der Pflanze und des Thieres zum Gegenstand hatte*), hat jetzt im Anschluß an dasselbe eine dem Menschen, als geistigem Individuum, gewidmete philosophisch physiologische Untersuchung herausgegeben, die einer allgemeineren Beachtung würdig ist.**) Der Verf. geht bei seinen Untersuchungen von dem Princip aus, daß jeder Erscheinung nothwendig eine angemessene Bethätigung oder ein angemessenes Zusammenwirken von Kräften zum Grunde liegt; er betrachtet daher nicht sowohl die Erscheinungen in ihrer mannigfachen Vermischung und Zufälligkeit, als vielmehr die verschiedenen Kräfte, die nach den wesentlichen Verschiedenheiten der Erscheinungen anzunehmen sind. Das Wesen dieser Kräfte wird bestimmt und dabei nachgewiesen, daß dieselben eine gesetzmäßige Entwickelungs-Reihe von immer höheren Bethätigungen des Einen und Unendlichen bilden, welches im Endlichen sich darstellt, von dem Wirken der magnetischen Kraft, als der einfachsten dieser Kräfte, bis zu dem Wirken als vernünftiges Denken und sittliches Wollen des geistigen Individuums. Diese höchste Erscheinung wird, wie der Verf. darthut, durch eine einheitliche Kraft hervorgebracht, welche die anderen, untergeordneten Bethätigungsweisen in sich schließt, so daß die animale Bethätigung, welche dem Menschen und dem Thiere gemeinsam zukommt, als ein in der geistigen (pneumatischen) Thätigkeit eingeschlossenes Moment aufzufassen ist, während das animale wiederum das vegetative Moment einschließt und dieses endlich die mechanischen und physischen Bethätigungsweisen in sich begreift.

*) Lebens- Seelen- und Geisteskraft, oder die Kräfte der organischen Natur in ihrer Einheit und Entwickelung. I. Die Pflanze und das Thier.

**) Der Mensch als geistiges Individuum, nach seiner Bildung und Entwickelung auf der Grundlage der Natur. Von Dr. C. A. Werther, Northausen, Ferd. Förstemann, 1867.

— **Die natürliche Lebensweise, der Weg zu Gesundheit und sozialem Heil.***) Der Verf. dieser kleinen Schrift plaidirt, zum Theil ziemlich leidenschaftlich, für die Vereinfachung unserer Nahrungsweise. Als Hauptmittel, um Gesundheit, Schönheit und hohes Alter zu erlangen, empfiehlt er das Aufgeben aller Fleischkost; er will, daß das Menschengeschlecht zu Pflanzen, Früchten, Milch und Honig zurückkehre. Um dies plausibel zu machen, citirt er eine lange Reihe alter und neuer Weisen, von Pythagoras und Apollonius bis auf Liebig und — den Verf. selbst. Trotz dieses Anflugs von Gelehrsamkeit tragen wir Bedenken, das Buch als eine wissenschaftliche Eingebung zu bezeichnen. Man wird dem Verf. in manchen Dingen beipflichten müssen. Aber indem er das Fleischessen unbedingt verwirft und alle klimatischen, sozialen und individuellen Unterschiede ignorirt, faßt er den Gegenstand einseitig auf und verfehlt sein Ziel. Ueberdies werden gerade die Behauptungen, auf die er besonderen Werth legt, im Lichte der Wissenschaft schwerlich Farbe halten. Daß die Natur den Menschen durch sein Gebiß zum Frucht- und Pflanzenessen bestimmt habe, daß demnach Fleischgenuß naturwidrig und sündhaft sei; daß sich durch Kartoffeln und Buttermilch ein schönes Menschengeschlecht erziehen lasse und dergl. mehr — das sind Aufstellungen, mit denen der Verf. die Zahl der Fleischtöpfe am häuslichen Herde gewiß nicht verringern wird. Die religiösen Seitenkanäle, in welche sich seine Deductionen zuweilen verlaufen, sind vollends dazu angethan, den unbefangenen Menschen dem System des Verf. gegenüber mit Mißbehagen zu erfüllen.

Mongolische Märchen.**) Prof. Jülg zu Innsbruck, dessen Ausgabe der Sammlung Siddhi Küür wir im „Magazin" (1866, Nr. 22) angezeigt, hat kürzlich, wiederum in Text und Uebersetzung, ein Märchen aus einer anderen, „Geschichte des Ardschi Bordschi Chan" betitelten Sammlung an's Licht gestellt. Unverkennbare Analogie mit dem bekannten Gottesurtheil in „Tristan und Isolde" bewog Herrn J. das Letztere nach Kurtz's Uebersetzung anzureihen. Des Herausgebers Vermuthung, daß die abendländische Erzählung der morgenländischen zum Grunde liegen möge, pflichten wir bei, können aber dann nicht umhin, Letztere für eine sehr ungeschickte Nachahmung zu erklären. Denn noch abgesehen von dem Unsinn, welchen die Königstochter „Sonnenglanz" vor ihrer Eidesleistung spricht: so müßte ja ihr Verbrechen jedenfalls erwiesen sein, nachdem sie fleischlichen Umgang mit dem (durch äußerliche Entstellung unkenntlich gewordenen) Minister „Mond" zugestanden und in dessen Folge die Gerstenkörner nicht aufgegangen sind! Auch hätte der Umstand, daß ihr Buhle bei Gelegenheit der Eidesleistung einem Scheusal von körperlicher Häßlichkeit glich, in Verbindung mit jenem „Nicht-Aufgehen" der Körner gebieterisch mahnen müssen, das räthselhafte Scheusal genau zu untersuchen.

*) Von Eduard Baltzer. Mit 2 Tafeln Abbildungen. Nordhausen, Ferd. Förstemann, 1867.

**) Mongolische Märchen, Erzählung rc. mongolisch und deutsch von B. Jülg, ein Seitenstück zum Gottesgericht in Tristan und Isolde. Innsbruck, Wagner, 1867.

Dem Uebersetzer war es augenscheinlich nicht um ästhetischen Werth seiner Arbeit zu thun. Doch hätte er, unseres Erachtens, Ausdrücke wie „Auslage-Gegenstände" (für „Kaufwaaren"), „kommandirende Aufsichtsbeamte" u. dergl. vermeiden können; ebenso manche geradezu undeutsche Wendung. Hin und wieder kommt auch eine unnöthige schleppende Paraphrase, z. B.: „Indessen fragte N. G. den S., ob er irgend ein Rettungsmittel kenne; aber der Minister erwiederte, daß es keinen Ausweg gebe." Wie viel lebhafter ist hier der mongolische Ausdruck in seiner bündigen Kürze: „N. G. fragte den Minister S.: „Hast Du (weißt Du) ein Rettungsmittel (tschimada arga buju)?" Der Minister sagte: „Ich habe keins (arga ügej)." — Die Worte auf S. 12: tschimaji dsanaksan busu, tataksan tuklja buisa übersetzt Herr J. fälschlich: „Sie hat (Dir) keineswegs gedroht; die angeführten Zeichen dürften wohl so zu deuten sein." Es muß heißen: „Nicht Zeichen der Drohung, sondern der Einladung sind es wohl gewesen.*)" — Die Wagner'sche typographische Anstalt hat schöne mongolische Typen geliefert. .....t.

Literarischer Sprechsaal.

Die Zeitschrift des Centralvereins in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klassen, „der Arbeiterfreund**)" enthält in ihrem zuletzt ausgegebenen Vierteljahrs-Hefte die an die internationale Ausstellungs-Kommission in Paris gerichtete, von einer Denkschrift begleitete Eingabe des Centralvereins, worin mit Bezug auf die von jener Kommission angekündigte Preis-Konkurrenz für Personen, Einrichtungen oder Orte, die sich ein besonderes Verdienst um die Herstellung einträchtiger Verhältnisse zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, sowie um das Wohl der Arbeiter in materieller, moralischer und intellektueller Beziehung, erworben haben, zwei Einrichtungen Deutschlands empfohlen werden. Es sind dies:

1) der Berliner Handwerker-Verein, mit Bezug auf welchen unter Anderm gesagt wird: „Der tägliche gesellige Verkehr zwischen Meistern und Arbeitgebern einerseits und Gehilfen und Arbeitern andererseits, das gleiche lebendige Interesse Beider an der ihnen aus gemeinschaftlicher Quelle gebotenen Belehrung über die wichtigsten Gegenstände des Wissens und des Lebens erzeugt von selbst ein freundschaftliches humanes Verhältniß, welches die Eintracht zwischen Meistern und Gesellen befördert und gegenseitige Vorurtheile, wie Feindseligkeiten und Streitigkeiten unter ihnen, im Keime unterdrückt. Der Umgang endlich mit gebildeten Männern und die uneigennützige Hingebung dieser letzteren an Zeit und geistiger Kraft, wie sie dem Handwerker und Arbeiter durch die Betheiligung der Mitglieder des Lehrerkollegs täglich vor Augen tritt, befördert jene Achtung vor der Wissenschaft und höheren Bildung, welche sonst bei den arbeitenden Klassen so häufig vermißt wird. Was der junge Handwerker an Civilisation, an Bildung und Sitte im Handwerker-Verein gewonnen hat, das trägt er wandernd durch die Lande und verwerthet er künftig als Bürger des Staats und der Gemeinde."

*) Wörtlich: „Dich bedrohende nicht, anziehende Zeichen mögen (es) sein.

**) Berlin, Otto Janke.

2) die von Schulze-Delitzsch gegründeten, auf Selbsthilfe beruhenden Erwerbs- und Wirthschafts-Genossenschaften mit ihrer Organisation in Lokal-Verbänden, deren Central- und Einigungs-Punkt der Genossenschafts-Anwalt, Herr Schulze-Delitzsch bildet, welcher in einer von ihm redigirten Zeitschrift: „Blätter für das Genossenschaftswesen", die Rechenschaftsberichte der zahlreichen deutschen Vorschuß-Vereine und anderer Erwerbs-Genossenschaften veröffentlicht, vorkommende Ausschreitungen rügt, schlimme Erfahrungen zur Warnung und erfreuliche zur Nachahmung mittheilt. Auch im Auslande, namentlich in der Schweiz, in Frankreich, Belgien, Italien und Ungarn (wir könnten auch Böhmen hier nennen, wenn wir dieses Land nicht immer noch als zu Deutschland gehörig betrachteten) haben die nach den Principien von Schulze-Delitzsch gegründeten Volksbanken die weiteste, segensvollste Verbreitung gefunden. Mit Recht wird von diesen Einrichtungen gerühmt, daß sie dazu beitragen, das Mißverhältniß zwischen Kapital und Arbeit zu beseitigen und mit der richtigen Einsicht in das Wechselverhältniß beider den Sinn für gesetzliche Ordnung und volkswirthschaftliches Verfahren allgemein zu verbreiten.

Wir haben heute, in unserem Artikel über Oppert's babylonische Forschungen, mehrfach Gelegenheit gehabt, auf das „hebräische und chaldäische Handwörterbuch über das Alte Testament", von Prof. Dr. Julius Fürst*) hinzuweisen. Wir freuen uns, gleichzeitig constatiren zu können, daß dieses für die Exegese der Bücher des Alten Testamentes so wichtige und reichhaltige Werk, das wir zur Zeit seines ersten Erscheinens in diesen Blättern ausführlich besprochen haben, auch im Auslande, namentlich in England und Nordamerika, mit großer Anerkennung aufgenommen worden ist. Dem entsprechend, ist denn auch von Dr. Samuel Davidson in London eine durch grammatisch-analytische Erläuterungen erweiterte englische Uebersetzung dieses Lexikons veranstaltet und herausgegeben worden**), die sich so eng an das deutsche Original anschließt, daß sie sich zugleich als dessen dritte Auflage ankündigt. Der gedanken- und lehrreiche Anhang von Fürst: „Kurze Geschichte der hebräischen Lexikographie", ist als Einleitung in das englische Lexikon übergegangen, während dasselbe am Schlusse einen „Appendix" bringt, worin diejenigen grammatischen Wortformen, deren Wurzeln von dem nicht bereits mit dem Hebräischen vertrauten Leser nicht leicht zu ermitteln, alphabetisch zusammengestellt sind.

Mit Bezug auf unsere Notiz über den in Paris verstorbenen Architekten Hittorf (Nr. 19) geht uns die Berichtigung zu, daß der berühmte Baumeister allerdings, um nicht die gegen Ausländer so mißtrauische Eifersucht der Franzosen zu erregen, seine deutsche Nationalität niemals herausgekehrt, gleichwohl aber stets eine gewisse Anhänglichkeit für sein Geburtsland gehabt und diese namentlich jüngeren deutschen Künstlern gegenüber oft an den Tag gelegt habe.

*) Leipzig, Bernh. Tauchnitz, 1857. Zweite Auflage, 1863.

**) A Hebrew and Chaldee Lexicon to the Old Testament. With and Introduction etc., by Dr. Julius Fürst, Professor at the University of Leipzig. Translated from the German by Sam. Davidson, DD London: Williams & Norgate. Leipzig: Bernh. Tauchnitz, 1867.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] Berlin, den 25. Mai 1867. [Nr. 21.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

In allen Buchhandlungen zu haben: (322)
Nikolai, Dr. R., Geschichte der griechischen Literatur. In 3 Abtheilungen. 3 Thlr.
Magdeburg. Heinrichshofen.

Beliebte Novellisten
werden als Mitarbeiter für eine bekannte renommirte Zeitschrift (gegen vorzügliches Honorar) zu engagiren gesucht. — Nähere Auskunft wird die Wallerstein'sche Buchhandlung in Dresden auf frankirte Anfragen mittheilen. (323)

In meinem Verlage ist soeben erschienen:
Die vollständig umgearbeitete
13. Auflage
von
W. Odell Elwell's
New and complete Dictionary
of
the English and German Languages.

Neuestes vollständiges
Wörterbuch
der
Englischen und Deutschen Sprache
mit Aussprachebezeichnung und Betonung
nach **J. E. Worcester.**
2 Bände, ca. 54 Bogen. 8. geheftet.
Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Dies anerkannt ausgezeichnete Wörterbuch, das in mehr als 60000 Exemplaren bereits verbreitet ist, und damit das beste Zeugniß seiner Brauchbarkeit ablegt, darf in durchaus neuer und gründlicher Bearbeitung als das beste und gediegenste seines Umfangs empfohlen werden.
Braunschweig, Mai 1867. (324)
George Westermann.

Für alle Verehrer Göthe's wichtig!
In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien Ende v. J.:
MICHAEL BERNAYS (325)
Ueber Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes.
Velinpapier. gr. 8. geh. 15 Sgr.
Aus einer Beurtheilung in der Köln. Zeitung. (1867. No. 27.):
„Bernays hat diese Textesgeschichte mit seltenem kritischem Spürsinne und unermüdlicher Ausdauer offengelegt. Wir hoffen, das deutsche Volk sei gebildet genug, um von allen Gebildeten annehmen zu dürfen, dass sie dem Verf., der alles dies auch in angenehmster Form vorlegt, mit Theilnahme, Spannung und Verwunderung folgen. — — Doch wir werden nicht Beispiele häufen. Wir müssen doch verlangen, dass die ganze kleine Schrift von Gebildeten gelesen werde, wie wir auch vertrauen, dass sie diese Anziehungskraft hat.“

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin erschien im v. J.: (326)
Streifzüge
Preußischer Verwaltung durch Böhmen.
Von
G. Steinmann.
gr. 8. geh. Preis: 10 Sgr.
Der Verfasser war bekanntlich im vorigen Jahre als Civilkommissarius der Preußischen Regierung in Prag.

Zur Unterhaltungs-Literatur!
Verlag von **Eduard Trewendt** in Breslau.
Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:
Neue Geschichten.
Von
Edmund Hoefer.
Zwei Bände. 8. Eleg. broschirt. Preis 3 Thlr.
Inhalt. Erster Band: Frau Venus. — Aus den Memoiren eines Vagabunden. — Eine blonde Locke. — Unvergessen. — Zweiter Band: Ja anno dreizehn; — Der Junker von Hohensee. — Spuk oder kein Spuk? — Wer das Glück hat, führt die Braut heim. — Heimweh.
Edmund Hoefer's literarischer Ruf überhebt uns jeder weiteren Empfehlung. Rudolph Gottschall's Literaturgeschichte rühmt ihn als ein „Talent von großer Erdenswahrheit und Naturfrische“. „Er malt nicht blos; er erzählt wirklich und ist, was das naive Erzählungstalent anbetrifft, welches uns unbefangen mitten in die Dinge hineinführt, den Akademikern bei Weitem überlegen. Auch hat er stets etwas zu erzählen, seine Stoffe selbst sind interessant, und es ist nicht blos die Behandlungsweise, welche uns für dieselben erwärmt“ 2c. (327)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:
Ueber Künstler und Kunstwerke
von (328)
Herman Grimm.
Zweiter Jahrgang.
Doppelheft IX. X. enthält:
Die Composition der Wandgemälde Raphael's im Vatican. Ein Vortrag von Dr. *Heinrich Brunn.* (Mit 3 Photographieen.) — Albrecht Dürer's Einfluss auf die Entwickelung der deutschen Befestigungskunst, von *Colmar Freiherrn von der Goltz.* (Mit Holzschnitten.) — Giotto's Berufung nach Avignon.
Dieses Heft enthält überdies eine Tafel mit drei Photographieen.
Zwölf Hefte m. photogr. Beilagen. Preis 2 Thlr.

Mit dem eben erschienenen Märzheft ist der dritte Jahrgang der Monatsschrift:
Photographische Mittheilungen.
Organ des Photographischen Vereins zu Berlin.
Herausgegeben
von Dr. **Hermann Vogel,**
Lehrer der Photographie
an der Königl. Gewerbe-Akademie in Berlin,
abgeschlossen. Derselbe enthält eine grössere Anzahl wichtiger Abhandlungen und kürzerer Mittheilungen, sowie die Verhandlungen des Photographischen Vereins. Zwei photographische und zwei photolithographische Kunstbeilagen geben interessante Proben.
Die trotz der ungünstigen Verhältnisse des vorigen Jahres fortwährend gestiegene Zahl der Abonnenten hat die vergrösserte Auflage bis auf eine kleine Zahl von Exemplaren absorbirt, die zum Preise von 2⅔ Thlr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind. (329)
Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Guizot's Memoiren vollständig.
Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.
Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps.
Par M. Guizot.
Édition autorisée pour l'étranger.
8 Bände. 8. Jeder Band 1 Thlr. 15 Ngr.

Mit dem soeben erschienenen achten Band liegen die Memoiren des berühmten Staatsmannes vollständig vor. In diesem Band behandelt der Verfasser die parlamentarischen Kämpfe in den Jahren 1840—48 bis zum Ausbruch der Revolution und gibt vielfache Enthüllungen aus der innern Entwickelungsgeschichte jener wichtigen Epoche; ebenso liefert er interessante Beiträge zur Geschichte Italiens, Spaniens und der Schweiz.
Guizot's Memoiren sind von der Kritik einstimmig als eine der werthvollsten Erscheinungen der historischen Literatur unserer Zeit anerkannt worden, und werden nach ihrem gegenwärtigen Abschluss gewiss noch zahlreiche neue Leser finden. (330)

Bekanntmachung.

Dem zweiten Verzeichniß der für die Victoria-National-Invaliden-Stiftung eingegangenen Gaben halten wir es für unsere Pflicht, einige Nachrichten über unsere, allerdings erst einen Zeitraum von einem halben Jahre umfassende Thätigkeit folgen zu lassen.

Nachdem Se. Königliche Hoheit der Kronprinz die Stiftung in's Leben gerufen hatte, mußte unser erstes Streben dahin gerichtet sein, derselben möglichst reiche Geldmittel zuzuführen, um zunächst eine Grundlage für die Lösung der von dem hohen Protector gestellten statutenmäßigen Aufgabe zu gewinnen. In welcher Weise uns dies gelungen, dafür legt die Ziffer mit welcher das zweite Verzeichniß abschließt, ein beredtes Zeugniß ab. Alle Stände und Landestheile haben in patriotischer Hingabe gewetteifert, unsere Stiftung zu dotiren; selbst aus fernen Welttheilen sind die Gaben uns zugeflossen.

Auf diese Weise wurden wir sehr bald in den Stand gesetzt, mit dem eigentlichen Theile unserer Mission: der Unterstützung Hülfsbedürftiger, beginnen zu können. Das Königliche Kriegs-Ministerium stand uns hierbei zur Seite, so lange noch unsere eigenen statutenmäßigen Organe, die Zweig-Vereine, fehlten, und war bemüht, dieselben durch seine Mittheilungen, Recherchen und sonstige Beihülfe zu ersetzen. Sieben Tausend Thaler sind auf diesem Wege allein durch Vermittelung des Königlichen Kriegs-Ministeriums in den ersten drei Monaten von uns verausgabt worden.

Natürlich durften wir diesen Weg der Verwendung unserer Mittel nur während der Uebergangszeit für zulässig erachten, und wir mußten demnächst unser Augenmerk darauf richten: möglichst bald Zweig-Vereine im ganzen Gebiete des Norddeutschen Bundes in's Leben zu rufen. Wir sprechen nicht von den Schwierigkeiten, auf welche wir bei diesem Theile unserer Aufgabe vielfach gestoßen sind, sondern erwähnen lieber, daß über fünfzig Zweig-Vereine bereits als Glieder unserer Stiftung constituirt, sich in voller segensreicher Wirksamkeit befinden und mehr als hundert andere in der Bildung begriffen und der Constituirung nahe sind. Allein — wir dürfen es nicht verschweigen — hier ist der Punkt, wo es noch an der genügenden werkthätigen Theilnahme fehlt, und wo eine lebhaftere Betheiligung an unserem Werke zu wünschen bleibt.

Sie wird größer werden, wenn nur die Ueberzeugung immer weiteren Eingang findet, daß wir bei unserem Streben, Zweig-Vereine zu bilden, nicht von dem Motive geleitet werden: durch dieselben, und den ihnen statutenmäßig obliegenden ¼-Beitrag ihrer laufenden Einnahmen an uns, Geldmittel zu gewinnen, sondern daß wir in erster Reihe und vor Allem der Zweig-Vereine als der Organe bedürfen, welche in unmittelbarer Nähe und aus unmittelbarer Kenntniß der Verhältnisse und Personen allein richtig zu erkennen vermögen, wo Hülfe nöthig ist; — und welche allein es zu würdigen und anzugeben wissen, wie und in welchem Maße diese Hülfe zu gewähren sei. Die Zweig-Vereine sollen nach unserem Statute in eigener Wirksamkeit diejenige Hülfe und Unterstützung bringen, zu deren Gewährung die aus der Gesammtheit aller Vereine bestehende Stiftung errichtet worden ist.

Obgleich auf diese Weise das ganze Land zu einer aushelfenden Gemeinschaft verbunden ist, die in uns ihren Mittelpunkt und ihre gemeinsame Vertretung findet, so beschränkt dieselbe dennoch die Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit der Einzelvereine nicht. Denn es ist ihnen die volle stiftungsmäßige Verfügung über die ihnen verbleibenden eigenen Mittel überlassen, die sie nach eigenem besten Ermessen zu verwenden berechtigt sind. Die von uns gesammelten Fonds haben vorzugsweise die ausgleichende Bestimmung, den Zweig-Vereinen zu Hülfe zu kommen, deren Bezirke nicht die Kräfte besitzen, um dem Bedürfniß zu genügen. Gern und überall wird darum auch in diesem Falle der statutenmäßige ¼-Beitrag der Zweig-Vereine an den Central-Fonds von uns erlassen werden.

Hiernach kommt es uns, wie wir wiederholen, nicht darauf an, bei dem Central-Comité möglichst hohe Summen anzusammeln, sondern darauf, aller Orten die Unterstützung der Bedürftigen rasch und möglichst ausgiebig herbeizuführen. In Uebereinstimmung hiermit erachten wir es nicht für unser Ziel, die uns zufließenden Mittel zu capitalisiren, um für mögliche Eventualitäten einer fernen Zukunft Sorge zu tragen; unsere Fonds sind vielmehr dazu bestimmt, durch die statutenmäßig gewährten Unterstützungen aufgezehrt zu werden, sobald das Bedürfniß der Gegenwart und der nächsten Jahre, dem wir reichlich genügen müssen, dies erheischt. Selbstverständlich haben wir demungeachtet es nicht versäumen dürfen, die uns zugewandten Gelder inzwischen möglichst nutzbar anzulegen. Indem deshalb die eine Hälfte in sicheren Hypotheken zu 5 pCt., die andere in sicheren zinstragenden öffentlichen Papieren angelegt werden, bilden die so aufkommenden Zinsen eine erhebliche Verstärkung unserer Mittel.

In Bezug auf den Haupttheil des Bedarfs hegen wir aber die begründete Hoffnung, daß die Beiträge auch fernerhin uns reichlich zufließen werden; wir gehen der Zukunft mit der tröstlichen Zuversicht entgegen, daß die Dotation des Central-Comités, die überhaupt nur als der zur Ausgleichung unter den Zweig-Vereinen bestimmte Reserve-Fonds anzusehen ist, uns jeder Zeit in den Stand setzen wird, überall da helfend und ausgleichend einzugreifen, wo es entweder und wider Verhoffen gar nicht gelingen sollte, Zweig-Vereine in's Leben zu rufen, oder wo die in's Leben getretenen nicht über genugsame Mittel zu verfügen haben, um den an sie gestellten Anforderungen in vollem Umfange genügen zu können.

Unser erster und letzter Wunsch aber ist und bleibt die Organisation möglichst zahlreicher Zweig-Vereine, denn in ihnen liegt der Kern und die Kraft des Vereins in der Gegenwart; auf ihnen beruht die Gewähr seiner Zukunft.

Eine Darlegung der Grundsätze, von denen wir uns bei der Verwendung unserer Mittel und bei der Entscheidung über die Unterstützungsanträge leiten lassen, bleibt einer späteren Mittheilung vorbehalten.

Berlin, den 8. Mai 1867.

Der geschäftsführende Ausschuß der Victoria-National-Invaliden-Stiftung.

v. Prittwitz. (331)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Lyriker der Gegenwart.

Rob. Hamerling, Alb. Möser, Hans Hopfen, Hugo Oelbermann.

Es giebt Poesie-Freunde, die seit Heinrich Heine's Ableben keine Lyrik mehr lesen wollen. Mit diesem Dichter, sagen sie, verstummte die Lorelei und blieb wie durch einen Zauberspruch versunken all die Märchenschöne, welche in nächtlicher Stille aus dem Meere der Träume stieg. Was heut gesungen worden, ist nur ein schwacher Nachhall all der Nachtigallenklänge, die vor und mit dem sterbenden Gott Heine durch den deutschen Dichterwald tönten. Erfreuliche Talente, zu schönen Hoffnungen berechtigte Geister haben wir in Menge, aber kein so in sich selbst fertiges Genie, das wie Heine sagen kann: ich stehe einzig da. Es sind Nachahmer durchweg, die den jüngstdeutschen Parnaß einnehmen; wir können von Lingg so gut wie von Geibel sagen: das was sie schufen, war schon vor ihnen da — Uhland war des Einen, Freiligrath des Andern Vorbild. Wir begreifen es vollkommen, wenn das Publikum gleichgiltig bleibt, den tausend Goldschnitt-Liedern gegenüber, die die Ostermessen zieren. Wir begreifen es vollkommen, wenn sich kein Verleger mehr für Poesien finden will, und ich wundere mich gar nicht, daß mir Campe, als ich ihm ein Epos meines Freundes Alexander Jung zum Verlage anbot, die Thür wies und sagte: „Kommen Sie in Hundert Jahren wieder!"

Die Lyrik ist zu einer bloßen Schönrednerin und Gefühlsschwelgerin herabgesunken, zu einer Phrasendame, die mit ihrem eigenen Schmerze spielt. Wir suchen unsere Herzens- und Geistes-Erfrischer auf anderen Wegen: Roman und Geschichte liegen uns näher. Wir finden unter dem Feuilleton-Strich einer Zeitung mehr Stoff für unsere inneren Bedürfnisse, als uns sämmtliche Lyriker der Gegenwart bieten können. Wir würden deshalb ganz von der Charakterisirung moderner Poeten absehen, zeugten nicht gerade Einige von ihnen von einer Geisteskraft, die, wenn sie in andern Formen, als in lyrischen sich geltend machte, Großes für ihre Zeit leisten könnte. So steht in erster Reihe ein Dichter vor uns, dessen jüngste Schöpfungen bezeugen, wie sehr er den Forderungen seines Jahrhunderts Rechnung zu tragen bemüht ist. Es ist Robert Hamerling. Aus seinen Liedern tönt eine Musik der Sprache, die uns das kleine Elfenvolk mit seinen Zauberreigen in der Seele auf's Neue ersteigen läßt und zurückruft die Vergangenheit mit ihren Paradieses-Träumen, mit ihren freudigen und schmerzlichen Erinnerungen. Der Rhythmen Wellenschlag hat noch nie unser Ohr so zart berührt, als in einem Dythyramb an die Liebe und Schönheit, oder in einer Ode, der Nacht und ihrer heiligen Stille geweiht, von Hamerling. Wie lieblich klingen nicht Verse, wie nachstehende:

„O trockne diese Thräne nicht,
Die dir im Auge schimmert,
Der Perle gleich, die rein und licht
Im Kelch der Rose flimmert!
Die Liebe war's, die sie gebar,
Der sel'ge Schmerz der Liebe;
Drum schimmert sie so wunderbar —
Ach, daß sie ewig bliebe!"

Oder:

„Wonnig ist's, auf blauer Flut,
Wenn sie spiegeleben
In des Mondes Glanze ruht,
In der Gondel schweben;
Wenn der Sterne goldnes Bild
Durch die Woge zittert,
Und ein Hauch der Liebe mild
Land und Meer umwittert."

In Hamerling haben wir einen Dichter ernster und edelster Art. Er weiß dem Unbedeutendsten einen sinnigen Gedanken abzulauschen und das Höchste und Tiefste, was sein Herz gefühlt, in die schwierigsten Formen zu verketten. Leicht und graziös fließen seine Canzonen dahin, und im Sonettenbau kommen ihm wenige Dichter gleich. Was Hamerling in seinem „Schwanenlied der Romantik" geleistet, wird ihm ein ewiges Denkmal in den Herzen aller Poesie-Freunde bewahren. Eine Phantasie, eine Bilderpracht herrscht in diesem wahrhaft reizenden Gedicht, wie sie uns kaum vorgekommen. Die hinein verwebten Naturbilder sind von blendender Schönheit — Künstlerhand spricht aus jeder Strophe und ein für alles Hohe und Edle begeistertes Gemüth aus dem ganzen Gedicht. Es ist ein Kunstwerk im vollsten Sinne des Worts. Wie wunderbar schön Hamerling Phantasie und Gedanke zu verschlingen weiß, will ich an seinem Hymnus, „der geblendete Vogel", illustriren:

— Besser ist's, blind sein und schmetternd sich
Ausleben im Gesang, als sehend und stumm
Hingeh'n durch eine blühende Welt
Voll Schönheit. Arm ist ein blicklos Aug',
Aermer ein tonlos Herz, in dessen Saiten nicht wiederhallet
Ein Himmlisches. Mitten in den Zerstörungen
Dahingewelkter Pracht steht aufrecht des Gesangs
Blumenkrone, schönerer Tage Denkmal, und zugleich
Ein Irisbogen der Zukunft,
Der farbig blüht im Gewölk.
Mag freudeleer hinziehn ein Erkenner,
Dem hold die Lippe tönet, ihm ist das Höchste
Doch in die Seele gegeben. Schön, ob auch einsam, steht
In Finsternissen der Stern des Lieds und übergießt
Mit mildesten Blüthen des Lichts der Welt Oede. Laß still
Fortleben, o Herz, die schönere Zeit
In Klängen, ob auch öde die Mitwelt
Ist, denn Schönes muß ewig
Untergeh'n, in Klängen rettet es aber
Süßer Gesang. Hoch über welken Blüthen und Trümmern,
Alles Schönen fromm eingedenk,
Ewig jauchze das Lied, jauchze die Dichtung.

Geistesverwandt mit ihm und gleich formgewandt ist der Dresdener Poet Albert Möser. Auch er feiert den Kultus des Schönen und kniet vor Denkmalen althellenischer Zeiten. In allerliebsten Distichen geißelt er die Schwächen unserer Tage und weiht dem Sehnsuchtsdrange nach urewiger Liebe seine glühendsten Empfindungen. Auch er weiß Form und Inhalt in seltenen Einklang zu bringen — ein hoher Gedanke, ein tiefes Herzensweh ist's immer, das seine Saiten bewegt, und niemals bleibt sein Lied ohne Nachklang im Leserherzen. Herrlich ist das Sonett:

„Es klang schon manches Lied aus Dichtermunde,
Von tiefstem Fühlen treu uns zu berichten:
Doch schöner, traun, sind, die wir nimmer dichten,
Die Lieder, die uns ruhn im Herzensgrunde:

Die flücht'gen Stimmen, die in gold'ner Stunde
Vernommen kaum, im Nu sich selbst vernichten,
Geheimsten Weh's und höchster Lust Geschichten,
Davon gab nie ein Dichterwort noch Kunde.

Dem See gleich, der ein unergründlich Leben
Zu tiefst umschließt, doch oben leis nur zittert,
Hegt unsere Brust ein endlos Glühn und Streben;

Und was im Wirbel des Gestaltungsdranges
Der Form sich fügt, in Worten sich zersplittert,
Nur schwacher Nachhall ist's des innern Klanges."

Wir prophezeien Möser eine große Zukunft, wenn er fortschreitet auf dem angebahnten Wege und sich in Formen versucht, die mehr Einklang mit den Anforderungen der Zeit haben.

Ein anderer Dichter von Bedeutung ist Hans Hopfen. Die Versification in seinem „Lieder- und Balladen-Kranze" (Münchener Dichterbuch) ist leicht fließend, die Empfindung echt, der Gedanke klar und durchdacht. Eine liebliche Anmuth, verbunden mit Feuer und Kraft in der Sprache, spricht aus seinem Wesen; — nicht ohne Ironie, weiß er die Spitzen derselben so blumenfarbig einzukleiden, daß man sich an ihrer Feinheit zwar nur leicht ritzen, aber doch getroffen fühlen kann. Hopfen hat Geist, viel Geist und dessen Geschultheit läßt noch manches Schöne von ihm hoffen.

Der letzte unserer hervorragendsten Lyriker jüngster Zeit ist der vielverschlagene, gänzlich isolirt dastehende Hugo Oelbermann. Seine Freunde Rittershaus und Karl Siebel übertrifft er in Originalität der Gedanken und Empfindungen um ein Bedeutendes und selbst Robert Hamerling ist er an prägnanter Ausdrucksweise, an genialen Gedankenblitzen und an schneller Auffassung von Augenblicks-Stimmungen überlegen. Welche bittere Wahrheiten liegen nicht in den wenigen Versen:

„Was nennt man Leben? Am Ambos steh'n,
Die Tage zusammenschweißen,
Und mittlerweile nach Futter geh'n,
Daß des Lebens Fäden nicht reißen."

Wie schön, wie ergreifend schildert er den männlichen Lebensdrang, der auf dem Grabe verlorener Jugend singt:

„Vergessen die Unendlichkeit,
Das blaue Jünglingsstreben!
Nur im Pokal der Endlichkeit
Schäumt wonnevoll das Leben!

O Gott, daß ich so spät erkannt
Dies Wort, das ewig-wahre!
Ich sah so manche weiße Hand
Und so viel gold'ne Haare.

Ich will nicht mehr, ich mag nicht mehr
An meinen Nägeln kauen, —
Des Weines vollen Becher her:
Gesang und schöne Frauen!

Es gilt den Schaum der flücht'gen Zeit
Ersingen und erfassen;
Des alten Adams Nüchternheit
Mag sich begraben lassen."

Aber unserem Dichter fehlt die Schule — das Fessellose, Unbeständige spricht aus jeder Strophe, die er dichtet. Der Hang zum Veränderlichen ließ ihn nie zu etwas Vollendetem kommen; alle seine Gedichte entbehren der Feile. Eine in sich selbst abgeschlossene Natur wird er niemals — er zerstört seinen eigenen Bau, bricht ab, wo er angefangen, schlägt in Dissonanzen um — ich glaube, er endet früher oder später an geistiger Selbstvernichtung. Er kämpft den Kampf des Idealismus mit dem Realismus in seinem Inneren durch — er blutet sich zu Tode an den Widersprüchen dieser Welt —; armer Dichter, wir erkennen dein Wollen, dein Streben an, aber wir sind gesättigt von dem Geschwede der Geister und den fliegenden Gedanken, die auf des Wohlklangs Wogen die Albumbücher durchsummen; wir wollen sie greifen und packen, mit Händen und Füßen zappeln sehen. Sie sollen etwas Lebendiges, etwas Wesentliches vorstellen, das Hintergrund und Staffage, Farbe und Physiognomie hat, das sich unmittelbar an unsere Zeit-Anschauungen, an unsere Verstandes-Begriffe, an unsere Tagesparolen anschließt und wie ein Roman zur Spannung reizt. Des Dichters Schmerz ist nicht immer der des Lesers; er affektirt Gefühle und spricht Meinungen aus, die oft der Krankhaftigkeit seines Leibes oder seiner Seele entsprossen, die er, weil sie sein subjektives Ich repräsentiren, irrigerweise für das Rechte und Wahre hält. Er dichtet in diesem Glauben fort; was früher bei ihm ein unsicheres Hineingreifen in überirdische Getriebe war, wird später zur Manier; er rennt sich fest in seinen eigenen Verschrobenheiten und Ueberspannungen und weiß sich mit der Zeit aus dem Spinnennetz seiner sich selbst zurechtgemachten Lebensanschauung nicht herauszuretten. Er sieht zuletzt die Welt für ein „unendliches Grab" an; in allen Tagesgeschäftigkeiten wittert er Niedriges, Gewinnsüchtiges, und weil die Leute seinen „lyrischen Ergüssen" fremd bleiben, nennt er die Menschheit in Summa summarum „kalt und liebeleer." Alles, was nicht in seinen Kram paßt, was nicht mit seinen Gefühlen harmonirt und mit seinen Anschauungen übereinstimmt, ist Tand, irdischer Schwindel, ephemeres Zeitbedürfniß, welchem Allen man als Gottgeborner fern bleiben müsse. Daß der Aufbau alles Erhabenen von unten herauf, aus Koth und Erde sich erheben muß, daß bei Gemeinem und Edlem sich das Gesetz der Reaction geltend macht, daß der über's Maß hinausgehende Kultus des Ersteren die Sehnsucht nach seinen Gegensätzen erweckt, daß alles in der Welt Existirende sich einmal überlebt und jede Zeit ihre Uebergangs-Periode hat — das begreift der Lyriker unserer Tage nicht —; er fühlt nur die Nothschreie des Augenblicks aus Sachen und Verhältnissen heraus, giebt sie in vibrirender Stimmung in Versen wieder, aber ändert oder bessert damit irgend eines Elenden Lage nicht auf einen Augenblick. Der Lyriker hat wie der Priester stets geistiges Brod und Tröstungskelche, himmlischen Nektar und andere billige Dinge, mit denen sich selbst zu sättigen er nicht die mindeste Lust hat, zur Hand; er empfiehlt sie uns als Unsterblichkeits-Beförderer, und doch weiß jedes Erdenkind, das sechs Tage arbeitet und am siebenten dem Herrn dient, daß Poesie und immer Poesie zu Schwelgerei mit den eigenen Gefühlen führt und der Mensch die Lust zu praktischer Thätigkeit verliert. Der Nützlichkeit hat sie nie gedient und doch gründet sich auf Nützlichkeit das ganze Menschentreiben. Wir Kinder der Neuzeit dienen einem Zwecke und dieser Zweck ist die materielle und geistige Ausgleichung aller Schichten und Kasten der menschlichen Gesellschaft, die Urbarmachung der von Privilegien, Korporationen, Standesunterschieden und Vorrechten überwucherten Staats-Institute. Wer für diesen Zweck den Pflug ergreift, das Schwert, die Lyra oder welche Waffe ihm gegeben sein mag, wirkt für seine Zeit und macht sich um die Menschheit verdient. Er dient dann wenigstens einer Sache, die die Aller ist, er folgt dann wenigstens einer Fahne, der Shakespeare und Homer, Schiller und Göthe Treue geschworen, der die Helden aller Zeiten gehorsam waren.

Mit Heinrich Heine's Lebensabschluß schließt sich das Bedürfniß nach Gefühlslyrik ab; wir haben der leichtbeschwingten Vögel in unseren Albums ganze Käfige voll; die Sehnsucht nach mehr vermochten selbst Redwitz mit seiner „Amaranth" und

Lingg und Roquette nicht zu erwecken. Und wenn wir deshalb die vier Poeten der jüngstdeutschen Zeit — die Einzigen von allen Klingklang-Jüngern, die bedeutend zu nennen sind — einer besondern Besprechung für werth hielten, so geschah es nur darum, um ihnen an's Herz zu legen, wie nothwendig ihre Kräfte zu dem Weiterbau des Riesenwerkes, die geistige und leibliche Erlösung des Menschengeschlechts, sind, und wie unendlich sie dafür wirken könnten, betrachteten sie ihre lyrischen Ergüsse nur als Strömungen ihrer überquellenden Jugendbrust, nur als Blüthen und Blumen (aus deren Schatze sie ihre schönsten Bilder entnehmen!), als Vorläufer sich entwickelnder Früchte, die nicht nach Aller Geschmack zu sein brauchen, aber immerhin den um das Dasein kämpfenden Erdenkindern eine herzstärkendere Kost sein müssen, als poetisches Blümele und versificirtes O- und Ach-Klagen.

Hamerling hat das „Zeichen der Zeit", die Zurückhaltung des Publikums vor lyrischen Schöpfungen, nicht unbeachtet gelassen. Er ist auf der Bahn, die er betreten, nicht stehen geblieben und heut, wo uns sein „Ahasverus in Rom" bereits in zweiter Auflage vorliegt, kann er mit jenem Stolze auf seine lyrische Periode zurückblicken, der sich wenig darum kümmert, wenn der Jugend Blüthen der Wind der Zeit entführt. Sein Epos ist eine That im Reiche des Geistes und hoffen und wünschen wollen wir, daß auch seine übrigen Dichtgenossen, die ich hier geschildert, ihm nachfolgen mögen, wenn auch auf verschiedenen Wegen. Die Hauptsache ist, daß sie zu einem Ziele kommen.*)

Alle andern Dichterlinge, die nur Heine'sche, Freiligrath'sche und Lenau'sche Weisen nachplärren, trifft ein gerechtes Geschick: daß sie vergessen und begraben bleiben in den Lagerräumen der Verleger. Der „Fluch der Unsterblichkeit" wird sie niemals drücken und die „Ungunst der Zeiten" nur ein heilsames Gegengift für ihre ansteckende Gefühlsschwelgerei sein. O. S.

Spanien.

Klänge aus Andalusien.**)

„Das Land des Weins und der Gesänge" hat in den letzten Jahren wiederholt seinen alten Zauber auf das deutsche Gemüth ausgeübt. Während uns Touristen wie der Freiherr Nordenflycht und Graf Bastiano ihre Streifzüge durch die sonnige Halbinsel erzählten, und Ruge in seiner Uebersetzung des Buches von Garrido ein von keiner Romantik getrübtes Bild der Gegenwart Spaniens entrollte, wandte sich die deutsche Dichtung immer auf's Neue zu dem unerschöpflichen Quell romantischer Poesie, der sich in diesem Lande von den Zeiten der Mauren und der Ritter in mündlicher wie in schriftlicher Ueberlieferung lebendig erhalten hat. In seinem Buche über die Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien gab uns die vollendete Uebersetzungskunst von Adolf Friedrich von Schack eine zum farbenreichsten Gemälde abgerundete Darstellung der maurischen Dichtung, welche sich im Glanze der Chalifenhöfe von Cordova sonnte, um mit dem Falle des Königshauses von Granada für immer zu erbleichen. Einen besonderen Reiz empfängt dies Buch durch die kunstsinnige Betrachtung der Wunder arabischer Baukunst, jener hochherrlichen Moscheen und Paläste, mit denen die Freigebigkeit und die Prachtliebe der Ommijaden und ihrer Nachfolger die Herrschersitze schmückte. Ihre Gestalten, die zum allergrößten Theil nur noch in Dichtung und Sage fortleben, umschlingen die maurischen Gesänge gleich Blumengewinden in unglaublicher Fülle, und nirgends wohl kann ein so enger Zusammenhang der Baukunst und der Poesie aufgefunden werden.

In den „Klängen aus Andalusien", dem Liederbuche, das uns ein junger Gelehrter und Dichter aus Köln von seiner spanischen Reise heimgebracht, tritt dieser Zusammenhang nicht minder deutlich an den Tag. Wieder schließen sich seine Romanzen, in denen er, hierin von Herrn von Schack verschieden, die im Volksliede erhaltenen Stoffe selbstständig behandelte, um die architektonischen Mittelpunkte der romantischen Maurenzeit. Die gran mesquita von Cordova, die verschwundenen Feenpaläste der Medina Azzahra, die Burgen der Abderrhamanen und ihrer Emire, vor Allem aber die Alhambra, heute die einzige Zeugin jener glänzenden Tage, sind die Hauptgestalten, die in Fastenrath's Gedichten gefeiert werden. Zwei nach den Hauptsitzen der maurischen Herrscher Cordova und Granada benannte Romanzenkreise füllen mehr als die Hälfte seines Buches. Ein dritter Cyklus, „Liebeslust und Leid" enthält eine Anzahl großentheils dem Spanischen entlehnter Liebeslieder, darunter eine Sammlung sehr charakteristischer, meist vierzeiliger Liebessprüche aus Andalusien. Der vierte Abschnitt, „Zamora" behandelt die bekannte Episode aus dem Romanzenkreise des Cid. In den Anmerkungen zu diesen Gedichten begegnen wir wiederum einer Menge von Liedern. Der Dichter führt sie selbst in einer Nachschrift zur Vorrede also ein: „Als ich den Strom meiner Dichtungen überschaute und der Liedererklärer den Sänger ablösen wollte, hörte ich plötzlich neue Quellen um mich murmeln und neue Bäche rieseln. Sie alle ergossen sich in den ursprünglichen Strom meiner Romanzen, und so sind in die Anmerkungen wiederum Lieder hineingewoben."

Wollen wir bei diesem Bilde verweilen, um uns den Eindruck dieser Lieder zu vergegenwärtigen, so müssen wir gestehen, daß uns ihr Strom im Ganzen genommen eher breit als tief vorgekommen ist. Leichten Falles aber etwas einförmig fließen ihre rasch geschürzten Trochäen dahin; sie umspülen das weite vielbesungene Urgebiet der Romantik: die prachtvollen Hofhaltungen der Maurenfürsten, die Kämpfe der maurischen und der castilischen Ritterschaft, den Untergang des Maurenreiches und den Fall der Alhambra unter Boabdil, dem Sohne des Unglücks, und lassen, wie es sich gebührt, den letzten Seufzer dieses unseligen Mohren wiederhallen. Lieder dieser Gattung sind nie frei von einer gewissen Monotonie, die durch den Mangel individuellen Lebens, das Erbtheil aller Ritterpoesie, herbeigeführt wird; aber wenn es gelingt, den Volksgeist, der sich in ihnen lebendig erhält, schlicht wiederzugeben, so tritt dieser Mangel zurück gegen die Vorzüge naiver ursprünglicher Auffassung und Anschauungsweise. Auf diese Vorzüge leistet indessen der Dichter der Klänge aus Andalusien Verzicht. Ihm tönten, wie er sagt, Gesänge in's Ohr, die noch keines Spaniers Mund gesungen, und so erscheinen uns die bekannten Gestalten der moresken und spanischen Romantik hier in modernen Gewändern, die zwar den alten Zuschnitt getreulich bewahren, aber doch im Colorit das Neueste bringen. Man lese zum Beispiel die schim-

*) Ueber „Ahasverus in Rom" denken wir nächstens einen besondern Artikel zu bringen. D. R.

**) Klänge aus Andalusien. Romanzen von Dr. Johann Fastenrath. Leipzig, Ed. Heinr. Mayer, 1866.

mernden Verse, in denen die Romanzen von Cordova den Säulenwald der gran mesquita feiern:

Bogen wölbt sich über Bogen,
Gleich als gält' es Gaukelspiele,
Die den Wüstenkarawanen
Kürzen ihren Weg zum Ziele.

Wie des Euphrat dunkle Wälder
Stehen Säulen tief verlängert,
Und vom Dufte der Orangen
Sind die Düfte süß geschwängert.

Wasser auf den harten Marmor
Rauscht in schmeichlerischem Fallen,
Und dazwischen tönt melodisch
Der Gesang der Nachtigallen ... —

Wie Gezelte der Prinzessin
Prangend licht im Brautgeschmeide,
Also ruht der Dom, ein leichtes
Zelt von Linnen, Gold und Seide,

Das der Erde Grund berühret
Nur mit seinen Säulen leise
Und, vom Winde fortgetragen,
Schweben möcht' auf Wolkenreise ....

Gleich wohllautenden, aber völlig modernen Klang finden wir in den Liedern, die uns die Thore, Höfe und Hallen der Alhambra, die Haine und Flüsse von Granada, die Felsenschlösser der Sierra Nevada beschreiben. Mitunter wie in dem Liede von Archidona, einem der gelungensten des ganzen Sammlung, schwingt sich diese Sangesweise zu düster-prächtigen Naturbildern auf. Aber wo es der Dichter unternimmt, die Helden der andalusischen Romantik vorzuführen, da berühren uns die modernen Laute in ihrem Munde nicht selten mit unfreiwilliger Komik; hier und da aber verfallen sie in Schwulst und Unnatur. So, wie der Fastenrath'sche Ritter Reduan von Jaën:

Die Unmöglichkeit des Sieges
Starrt mich an so tödtlich gläsern

hat nimmer ein tapferer Maure zu seinen Kriegern gesprochen. Und wenn es beim Untergange des Königs Boabdil vom tapferen Muza heißt:

Donnernd schlägt er an den Degen,
Und aus seinem Mund ergießt sich
Des Protestes Flammenregen.

Doch vergebens seine Worte
Durch die Todtenstille funkeln,
Und der Herrscher der Alhambra
Bleibt als Gast zurück im Dunkeln....

so läßt uns der Effekt dieses Kunstfeuerwerks nur die Fortschritte der neuesten Theater-Pyrotechnik erkennen. Noch übler wird man in den modernen Romanzen am Schlusse des Buches, den Liedern auf den Tod des Admirals Pareja und des Generals Bussuff, sowie in dem Epilog an Deutschland daran erinnert, wie weit das gegenwärtige Decennium unseres neunzehnten Jahrhunderts es mit dem Mißbrauche der Phrase getrieben hat. Lieder endlich, wie die auf Hero und Leander, die beinahe an die jetzt leider so beliebte Travestie der Antike streifen, übergehen wir billig mit Stillschweigen.

Bei weitem Gelungeneres bringen uns die „Klänge aus Andalusien", wo sie sich getreu an spanische Vorbilder anlehnen oder geradezu aus dem Spanischen übersetzen. Aus dem reichen Romanzenschatze Andalusiens ist hier manch Kleinod glücklich zu uns herübergebracht, und wir dürfen in Liedern wie die beiden Carjanales, Alcatar, der Alcaide von Alhama und anderen eine wirkliche Bereicherung unserer Kenntniß der spanischen Volksdichtung begrüßen. Von besonderem Reiz sind ferner die im dritten Cyklus mitgetheilten spanischen Liebeslieder, vorzüglich der Liederkranz, in dem Cupido's Abenteuer mit einer anmuthigen Schalkheit erzählt werden, die uns an den Liebreiz des verwandten sicilianischen Sängers Giovanni Meli erinnert. Auch die andalusischen Liebessprüche enthalten viel Reizendes.

Fern Deinem Auge
Lebe ich länger,
Jede Minute
Wird ein Jahrhundert.
Aber o Herrin,
Lieber als fern sein
Möchte ich sterben!

Oder dies:

Deine Augen schleppt' ich
In den Richtersaal,
Nannte sie zwei Räuber,
Räuber sie zumal.
Kaum waren im Saal sie,
Klagt auch schon der Richter,
Daß sie ihn bestohlen!

Wenn wir bei diesen Vorzügen des Fastenrath'schen Liederbuches seine Schwächen rückhaltlos zur Sprache gebracht haben; so bestimmte uns vor allen der Mißgriff, den der Dichter darin beging, daß er die Stoffe des spanischen Volksliedes zu Gegenständen seiner modernen subjectiven Sangesweise erwählte, außerdem aber eine Unart, die wir zur Sprache bringen, weil sie leider üblich zu werden scheint. Den „Klängen aus Andalusien" ist ein Bogen angehängt, in welchem unter der Aufschrift „Urtheile der Presse" eine Menge Lobsprüche aus verschiedenen Journalen auf das kurz vorher erschienene Buch desselben Verfassers, „Ein spanischer Romanzenstrauß", zusammengestellt sind. Indem hier selbstverständlich nur das Anerkennende und Rühmende der verschiedenen Beurtheilungen herausgenommen wird, giebt diese Blumenlese dem Publikum ein gänzlich einseitiges, unzureichendes Bild der literarischen öffentlichen Meinung, und beschreitet ein Gebiet der Reclame, das sonst nur von den Erfindern allheilsamer Schnäpse freilich mit dem erheblichsten Succeß bearbeitet zu werden pflegt. Gegen die Anwendung dieser Methode auf dem Felde der Literatur kann nicht stark genug protestirt werden. Fällt sie auch wohl allermeist dem merkantilen Genius des Verlegers zur Last, so kann doch der Verfasser von der Verantwortlichkeit für solche Verletzung des guten Geschmackes nicht frei gelassen werden.

F.

Frankreich.

Die Pariser Ausstellung außer sich.

Der labyrinthische ungeheure Friedenstempel auf dem Marsfelde zu Paris ist eine Mißgeburt, wie wir ohne Komplimente sagen müssen. Was wir innerhalb sehen, ist schon wiederholt viel besser und zweckmäßiger in viel schöneren Tempeln ausgestellt gewesen. Die Pariser Ausstellung ist wesentlich außer sich.

Das beispiellose Chaos von Wundern und Wirthshäusern außerhalb und ringsum, ist ihr Wesen und ihre Bedeutung. Noch nie in der Welt ist etwas Aehnliches gesehen worden, und wenn der Ruhm dieser Schöpfung auf die Nachwelt kommt, wird man sich bloß an dieses Außenwerk halten; ob aber damit ein kulturhistorischer Segen verbunden sein wird, ist noch sehr die Frage. Es ist ein unsauberer, vergnügungssüchtiger, nächtlicher und blasirter Geist der französischen Hauptstadt, welcher durch diese Labyrinthe schleicht und mit geschminkten Wangen in künstlicher Beleuchtung umherlächelt; seine Hauptleidenschaft, obgleich auf die mannigfaltigste Weise verschleiert und verführerisch angethan, ist doch nur eine sehr gemeine, die überall deutlich hindurchschimmert: Er will Geld haben.

Die erste große Welt-Industrie-Ausstellung im Hydepark zu London wuchs als ein neues architektonisches Wunderwerk von Glas und Eisen aus einem großen, kosmopolitischen Gefühle und aus dem Herzen eines edlen deutschen Prinzen hervor, und alle die Völker, welche herbeiströmten und sich darin versammelten, wurden erwärmt und vereinigt von dem Feuer einer neuen Religion, der des Weltfriedens und Bastiat'scher Völker-Harmonien. Diese neue Religion wurde bald darauf auf die mannigfaltigste Weise entweiht, und Tausende ihrer Anhänger mußten sich auf Schlachtfeldern massenweise niederschießen und unter Pferdehufen und Kanonenrädern in blutgedüngte Erde quetschen lassen. Das edle Jubelgeschrei der Völker, mit welchem die Ausstellung von 1851 eröffnet ward, kreischte mißstimmig, giftig und bitter von Völkerhaß, als der Luxemburger Kriegs-Fuselwahnsinn um den, bei der Eröffnung noch nicht halb vollendeten Friedenstempel auf dem Marsfelde herum. Dadurch ist er für alle Zeit entwürdigt und entweiht; der Geist wahrer Weltfriedens-Religion wird nicht darin einkehren. Wird er doch schon von allen Seiten durch das Außenwerk zurückgescheucht und abgehalten, durch dieses ringsum dicht verstreute Babel von Kneipen und Kirchen und listig gestellten Fallen zum Gimpel- und Geldfang.

Wenn wir in den Park eintreten, finden wir uns von einem Chaos und Labyrinth der seltsamsten Bauten und Buden umgeben, deren Zweck und Zusammenhang wir zunächst durchaus nicht begreifen. Heidnische Tempel, Kasernen und Kirchen, Leuchtthürme, Paläste und Hütten, Museen, Culte, Windmühlen, Aquarien, Pferdeställe und göttliche Grotten, Höhlen mit wilden Thieren, Treibhäuser, Lauben, Theater, Seen, Cascaden, Springbrunnen, künstliche Flüsse, Rednerbühnen, Landhäuser-Modelle, Briefkasten, Gärten, Kiosks, Sennerhütten, Statuen, Panoramas, Clubhäuser, Läden, Verschläge für Herren und Damen, Geldwechsler-Bureaux, Telegraphen-Anstalten und unzählige Restaurationen und Kneipen mit allerhand geschminkten Sirenen, echten Chinesinnen und Schänkmamsells aller Nationen, unter denen sich die Japanesinnen durch besondere Koketterie mit den gewichsten Schnurrbärten der Pariser Gecken auszeichnen.

Was hat dieses zusammengewürfelte Chaos für einen Zweck? Alle die Völker, welche sich den Tag über in der Ueberladung des Inneren gedrängt und Nerven und Muskeln erschöpft haben, sollen draußen gefangen werden und sich durch eine noch größere Abhetzung restauriren. Sie sollen bei allen Nationen verschieden essen und trinken und dabei sogar chinesische Eßstäbchen gebrauchen lernen, um hernach meist gegen neues Entrée Kirchen und wilde Thiere, Theater und Musterställe, Leuchtthürme und Windmühlen zu besuchen und sich bis tief in die Nacht hinein die Nerven und Börsen vollends ganz und gar ruiniren zu lassen. Dazu gehört außer einer ungeheuren Portion Narrheit die Konstitution eines Riesen und der Reichthum eines Crösus oder Rothschild, welche beneidenswerthe Eigenschaften sich nur in wenigen civilisirten Menschen vereinigen werden.

Versuchen wir wenigstens einmal in der Phantasie durch diese Labyrinthe der widerspruchvollsten Genüsse mit heiler Haut hindurch zu kommen. Wir nehmen an, daß wir uns zu diesem Zweck vorher ohne zu große Opfer für die Kasse restaurirt haben. Darauf mag zunächst die Cigarre, wenn es keine Pariser ist, ganz gut schmecken, und auch das Concert, das in der Nachtluft weit umher paukt und schmettert, läßt sich ohne Qual mit anhören. Viele Leute drängen sich nach einem der Theater, wo heute ein ganz besonderes Ballet und Wadenwerk zu sehen ist, so daß wir uns mit fort- und hineinziehen lassen. Wir können aber das Ende nicht abwarten, da sich draußen eine Menge andere Wunder entwickeln. Vor girrenden Turteltauben und brüllenden Löwen vorbei lockt uns der erleuchtete Palast des Bey von Tunis, eines sehr civilisirten Monarchen, da er eben in Europa eine große Anleihe gemacht hat. Aus dieser mohamedanischen Pracht werden wir in eine christliche Modellkirche gelockt, wo Heilige in Wachs und Märtyrer mit naturgetreu nachgebildeten Wunden uns zu mittelalterlich mönchischer Entsagung aller irdischen Herrlichkeit und zur Selbstgeißelung unseres Fleisches mahnen. Aber vor der Kirche singen dickgeschminkte Frauenzimmer frivole und doch ekelhaft gemeine Possen-Couplets und appelliren ebenso frech an deine Börse, als an deine Unmoralität. Vermeidest du diese Scylla, so kommst du dicht dabei in Gefahr, einer Charybdis zum Opfer zu fallen. Auch fehlt es nicht an Circen, welche ihre Liebhaber bekanntlich in Schweine verwandeln. Deshalb schenke nur dem ehrwürdig fromm aussehenden Manne im abgeschabten Rocke geneigtes Gehör und nimm die kleine blaue Broschüre ohne Bezahlung an, worin du im übertriebensten biblischen Stile zur Reue und Zerknirschung über deine Sünden ermahnt und geradewegs in den höchsten Himmel der Frömmigkeit geführt wirst. Welch ein riesiges Affentheater der lächerlichsten Grimassen und Widersprüche! Die heiligsten und heillosesten Dinge und Bestrebungen purzeln hier durcheinander, die strengste Rechtgläubigkeit und die gottloseste Ketzerei, der augenverdrehende Pietismus und die glotzende Genußsucht drängen und quetschen sich gegenseitig; das Schrecklichste und Zarteste, Priesterinnen der gemeinen Straßen-Venus und Geistliche der alleinseligmachenden Kirche arbeiten nebeneinander wie Compagnons, zur Schau und Anlockung aufgeputzte und geschminkte Menschen beiderlei Geschlechts wetteifern um Kunden mit gemeinen Bestien, und mit jedem Schritte treten wir aus dem Gebiet des Erhabenen in den Bereich des Lächerlichen; aus heiteren Hallen der Schönheit in grobbemalte Tempel marktschreierischer Unsittlichkeit und Häßlichkeit.

Wir stehen vielleicht plötzlich vor dem internationalen Theater, in welchem jeden Abend andere Nationen ihre Meisterwerke aufspielen. Die Chinesen haben neben ihrer eigenen Restauration ein besonderes Theater mit ihrer eigenen Gesellschaft und echten Gongs, mit denen sie einen so betäubenden Lärm machen, daß alle Harmonien und Töne weit umher in der Nachbarschaft ersticken und selbst die Militairmusik-Orchester in entfernten Theilen des Parks dadurch gestört werden. Doch die Theater scheinen schlechte Geschäfte zu machen, da das große Ballet mit Tänzen und Tänzerinnen aller Nationen das meiste Publikum an sich lockt. Auch in dem großen Kaffee-Concert ist es ziemlich leer, und selbst die brillantesten Militair-Orchester aus Preußen, Eng-

land, Frankreich u. s. w. scheinen ziemlich tauben oder wenigstens übertäubten Ohren zu predigen. In den unzähligen Restaurationen und an den Barren trinken die meisten Herren ohne Unterschied der Nationalität meist englische oder baierische Biere, worauf sich manche in besonderen Anstalten bis auf's Loth genau wiegen lassen, ohne die eben genossenen drei oder vier Seidel abzuziehen. Nicht weit davon sucht dich ein Mann zu überreden, wenn nicht dein Herz und deine Nieren, so doch deine Lunge zu prüfen, da es nur eine Kleinigkeit koste. Er hat einen der Apparate, mit denen auch manche Doctoren von Lebensversicherungs-Anstalten die Lungenkraft ihrer Kandidaten zu messen suchen. Wie auf einem gemeinen Jahrmarkte, giebt es verschiedene Caroussels mit prächtig gezäumten hölzernen Pferden und Kutschen für große und kleine Kinder. Die Schießstände, welche sich dutzendweise an den eisernen Gränzen des Parks hinziehen, erinnern lebhaft an die staubige und bierduftige Hasenhaide in Berlin. Ueberall muß man natürlich besonders bezahlen. Ein minutenlanger Ritt auf einem der beiden weißen Kameele kostet, wenn ich nicht irre, einen ganzen Franc, und die Rücken der beiden weißen Elephanten werden wahrscheinlich nicht billiger sein. Illuminationen und Feuerwerke, Leuchtthurm und elektrische Feuer verstehen sich von selbst; nur ist es ein Wunder, daß dabei nicht besondere Teller herumgehen. Den Leuchtthurm mit dem elektrischen Lichte kann man allerdings nur gegen besonderes Entrée besteigen, um dann mit einiger Ruhe auf diesen brillanten Skandal unten herabblicken zu können. Dasselbe erhabene Schauspiel gegen Entrée hat man von dem Luftballon aus, der zum Vergnügen der Einwohner und Gäste weiter unten an der Seine an Tauen auf- und abgewunden wird. Bei der plötzlichen Hitze, die während einiger Maitage eintrat, fanden die Springbrunnen, Cascaden, kühlen Grotten und wundervoll nachgeahmte Stalaktiten-Höhlen viel Zuspruch, und noch mehr das künstlich heraufbeschworene Reich Neptuns mit einer reichen Einwohnerzahl von Fischen, Zoophyten und sonstigen Wundern der Tiefe, unter denen der zutrauliche Seehund mit seinen beinahe menschlich blickenden Augen und seinen komischen Taucherkunststücken besonders viele Freunde und Bewunderer fand. Dieses mit allen malerischen Effekten ausgeführte Aquarium ist vielleicht die interessanteste und gelungenste Sehenswürdigkeit der ganzen Ausstellung; doch wird das von Dr. Alfred Brehm für Berlin entworfene und mit zweihunderttausend Thalern einer Commandit-Aktien-Gesellschaft in Angriff genommene Aquarium und Vivarium, nach dem mir bekannt gewordenen Plane zu schließen, ein viel großartigerer, inhaltreicherer und malerisch schönerer Tempel des naturwissenschaftlichen Cultus.

Hier auf dem Marsfelde wird, trotz der ausgetobten Luxemburgerei, weder der politische und soziale, noch der Seelen Friede geboren und erzogen. Dieses ewige Musiciren, Schreien, Tanzen und Betteln um Francs, dieses unaufhörliche Gläsergeklirr und Tellergeklapper, diese blendenden Lichter, welche auf geschminkten Wangen und nach der neuesten Mode mit Cichorien-Extract indianisirten und verwilderten Gesichtern spielen, dieses Nerven zerreißende Gemisch von Löwengebrüll und Turteltauben-Gegirre, von geplünderten, überhetzten parisirten und parisirten Fremden und Halbwilden mit Pariser Grisetten und geldgierigen Vorstehern unzähliger Gimpelfallen wird zu keiner Nahrung für menschheitliche Kultur und Völker verbrüdernder Bildung. Es ist die großartigste und unverschämteste Spekulation auf Hab und Gut, Gesundheit und Geduld aller Völker, die sich hierherlocken ließen. Niemand hält dies lange aus. Es entsteht immer schon am ersten Abende während der ersten Stunden eine Uebermüdung und Blasirtheit, so daß jeder neue Eindruck und auch die schönste Sehenswürdigkeit gleichgiltig läßt und nur die Sehnsucht übrig bleibt, so schnell als möglich zur Ruhe zu kommen und gar nichts mehr zu sehen. Selbst der alte mexikanische Tempel, in welchem Menschenopfer gebracht wurden, und welcher Götzen-Cultus durch eine Menge grinsender Schädel, an denen noch von Blut zusammengebackenes Haar klebt, auf grausige Weise veranschaulicht wird, läßt uns dann gleichgiltig, sogar wenn wir uns auf den Altar, auf welchem die Leute geschlachtet wurden, legen sollten. Das ganze Gebäude mit seinen entsprechenden Verzierungen Innen und Außen erhebt sich zwischen lustiger Musik und essender und trinkender Gesellschaft wie ein furchtbares, geisterhaftes Schreckbild der mexikanischen Politik Napoleons, der vielleicht eben noch ein deutscher Kaiser geopfert wird. Wir können von Glück sagen, daß die Londoner Konferenz das deutsche Blut, welches außerdem noch zur Versöhnung dieses mexikanischen Rachegottes fließen sollte, wenigstens vorläufig schonen wird. Was nach dem Schlusse dieses Friedenstempels auf dem Marsfelde die Nemesis dieses Unternehmens und der ganzen Napoleonischen Politik, seiner Nachfolger und Anhänger noch für Opfer erfordern wird, davon wollen wir vorläufig nichts wissen.

Wir haben hiermit nur eine geringe Vorstellung von der monströsen Ungeheuerlichkeit dieser Pariser Ausstellung außer sich und außerhalb geben wollen. Es wird hinreichen, uns zu der Ueberzeugung zu bringen, daß man mit solchen Mitteln die Weltkultur, Frieden und Freundschaft unter den Völkern nicht fördern kann und selbst die gewöhnliche Vergnügungssucht wegen der Ueberladung mit Reizmitteln darin keine Befriedigung finden wird. Es ist ein unsauberer Geist der Gewinnsucht, von Monopolen und Privilegien, von Haß und Unfrieden, der sowohl durch die inneren speichenartigen Gänge des häßlichen, gasometerförmigen Gebäudes, wie durch die unabsehbaren Labyrinthe des widerspruchsvollen Außenwerkes schreitet. Mit halb wahnsinnigem Kriegsgeschrei der französischen Tages- und Zeitungshelden wurde das noch nicht halbfertige, in Schmutz und Staub steckende Ungethüm eröffnet; Gott und die Pariser müssen ein Wunder thun, wenn die Friedensmißgeburt auf dem Marsfelde, wo nicht ein seliges, doch ein befriedigendes Ende finden soll.

Schweden.

Materialien zur Beurtheilung deutscher Personen und Zustände vor funfzig Jahren, gesammelt von einem schwedischen Dichter.*)

Die modernen Touristen, soweit sie für die Literatur in Betracht kommen, lassen sich in zwei Klassen theilen: solche, welche die Reise unternehmen, weil sie sich gedrungen fühlen, eine Reisebeschreibung erscheinen zu lassen, und solche, welche die Beschreibung herausgeben, um die Kosten der Reise zu decken. An berühmte Persönlichkeiten drängen und schleichen sich Beide

*) Aufzeichnungen des schwedischen Dichters P. D. A. Atterbom über berühmte deutsche Männer und Frauen nebst Reise-Erinnerungen aus Deutschland und Italien aus den Jahren 1817—1819. Aus dem Schwedischen übersetzt von Franz Maurer. Berlin, Carl Heymann's Verlag (A. E. Wagner), 1867.

heran, um deren Augenblicksbilder in ihrer Camera obscura aufzufangen und, gehörig retouchirt, als besondere Zier- und Reizmittel ihrem Werke einzuverleiben. Ganz andern Werth haben die Schilderungen, welche der 1855 verstorbene schwedische Dichter Atterbom auf seiner Reise in den Jahren 1817—19 in vertraulichen Briefen seinen heimatlichen Freunden macht oder sich selbst in seinem nicht auf Veröffentlichung angelegten Tagebuch fixirt. Atterbom, der, obwohl erst 27 Jahr alt, als schon berühmter Mann nach Deutschland kam, wurde mit offenen Armen aufgenommen; man versuchte sogar sehr hartnäckig, ihn, wie den Norweger Steffens, für die deutsche Literatur zu gewinnen: er hat mit den Größen gelebt, die das unten angeführte Buch uns schildert, in lebendiger Wechselbeziehung ungesucht Eindrücke und Einwirkungen geübt und empfangen und sie in der Frische des unmittelbar Erlebten ohne tendenziöse Färbung wiedergegeben. Nach seinem Tode erst hat sein Freund Afzelius diese Briefe und Notizen gesammelt, und unser Uebersetzer diejenigen Skizzen ausgewählt, die sich auf deutsche Landsleute beziehen. Mit vollem Recht hält er sie für „schätzbares historisches Material einer nunmehr ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Zeit und von Größen, zu deren Verständniß uns Nachgeborenen doch mitunter der richtige Maßstab zu fehlen scheint, sei es in Bewunderung oder Nichtbewunderung."

Obwohl nun Atterbom selbst lieber bewundern oder doch genießen, als kritisiren und reflektiren will, so macht ihn doch ehrendes Entgegenkommen und selbst herzlichste Zuneigung nicht blind. Man lese z. B. wie bewundernswerth richtig und gerecht er den Kronprinzen von Baiern (nachmals Ludwig I.) beurtheilt, der ihn auf dem in anschaulicher Lebendigkeit geschilderten Fest der deutschen Künstler in Rom mit Auszeichnung behandelt hatte. Bei diesem Feste war „der geniale und liebenswürdige Maler Cornelius, in dem die Deutschen einen neuen Dürer erwarten, beständig an der Seite des Kronprinzen und wurde unaufhörlich von ihm caressirt." Cornelius — um die Erinnerung an den jüngst Verstorbenen herauszuheben — war damals „mit einem großen Cyclus von Malereien aus Dante beschäftigt; nächstdem gedenkt er das Lied der Nibelungen vorzunehmen, von dem er schon eine Reihenfolge vortrefflicher Zeichnungen ausgegeben hat. Wenn wir einen solchen Maler in Schweden hätten! Wenn dieser Geist, dieses poetische Leben und diese gründlichen Kenntnisse, welche die bessern der hier befindlichen Deutschen (auch Overbeck und Veit waren damals in Rom) auszeichnen, auf unsere jungen schwedischen Künstler übertragen werden könnten?"

Am Innigsten schloß sich Atterbom in Rom an „seinen riesenhaften Herzensbruder" Rückert an, welchen er am 13. März 1818 dort kennen lernte und von dem er sich erst nach drei Monaten in Wien trennte. Am 14. März schreibt er an Geyer: „Im Café Greco traf ich gestern Abend den genialen Friedrich Rückert, der sich seit einigen Monaten hier aufhält. Von seinen poetischen Arbeiten kennst Du vermuthlich wenigstens die weitberühmten geharnischten Sonette, die er unter dem Namen Freimund Reimar herausgab; sie sind, vielleicht mit Ausnahme der besten Körner'schen Gesänge, unter den vielen poetischen Aufforderungen zu Sieg und Tod, welche der Befreiungskampf gegen Frankreich hervorrief, die schönsten. Er ist nicht immer gleich an Kern und Stärke, auch mitunter in seinem Stil allzu grammatisch und linguistisch spitzfindig, ein Fehler, dessen Ursache wohl zum Theil in den tiefen Sprachforschungen liegen mag, mit denen er unaufhörlich beschäftigt ist. Aber mit Recht genießt er ein großes Ansehen in seinem Vaterlande, und unter den Sängern der jüngeren Generation desselben könnte wohl nur Uhland mit seinen wunderschönen Romanzen ihm den ersten Platz streitig machen. Es ist möglich, daß Rückert nicht alle die Hoffnungen erfüllen wird, welche sein Jugend-Auftreten verspricht, doch welcher Sterbliche hätte diese strenge Forderung je erfüllt? Aber möge es ihm glücken oder nicht, nach und nach das Harte, das Bizarre und Langgestreckte abzustreifen, welches ihm jetzt nicht selten vorgeworfen wird — er bleibt stets ein Heldendichter, ein scharfsinniger Denker und, was höher steht wie alles Genie, ein Mann von Herz und Ehre. Er ist neulich von Neapel zurückgekehrt und hatte mit unserem Lidman eine Reise nach der romantischen Insel Capri unternommen. Gern möchte er auch einmal unsere nordische Halbinsel sehen, und begegnet Dir zufällig einmal das lebende Bild Volker's, des Spielmannes aus den Nibelungen, dann wisse, es ist Rückert, der vor Dir steht, denn dem gleicht er, wie ein Ei dem andern: eine vollkommene Riesengestalt, altdeutsche Tracht, langer Schnurrbart, dunkles (ein Schwede schreibt an einen Schweden!) Haar, das in langen dichten Locken auf die beiden Achseln fällt, die Augenbrauen finster zusammengezogen, die Augen gedankenvoll, bieder, bald kindlich milde, bald kriegerisch blitzend, kurzum, es fehlt zum Bilde nur der eiserne Fiedelbogen."

Wir müssen es uns versagen, noch andere Porträts aus der reichen Galerie auszuwählen, ja schon ihr Verzeichniß würde zu viel Raum wegnehmen; wir erwähnen nur, um die Vielseitigkeit anzudeuten, Schelling, Jacobi, Baader und Hegel, Tieck, Kosegarten, beide Schlegel, Jean Paul und E. T. A. Hoffmann, Rauch und Beethoven, Schleiermacher und Bunsen, Thiersch und Böckh, Erzherzog Karl, Gneisenau, bei dem Atterbom in Berlin wohnte, und — Schmalz, die Frauen von Hellwig, von Chézy, von Winkel und Therese Huber, Matthisson, Grillparzer u. s. w.

Aber mit diesen hochinteressanten Personalien ist der Werth des Buches noch bei Weitem nicht erschöpft. Die deutschen Zustände so kurz nach den Befreiungskriegen, wo man doch schon Exorcismen suchte, den Geist zu bannen, welchen man in höchster Bedrängniß zur Rettung heraufbeschworen hatte, sie treten in so objectiver Wahrheit hier zu Tage, wie wir sie bei einem in ihnen befangenen deutschen Zeitgenossen nicht suchen dürfen. Die vergleichende Charakteristik des Wiener und des Berliner Lebens gilt in ihren wesentlichen Zügen noch heute; die Lokalschilderungen regen zu interessanten Parallelen zwischen sonst und jetzt an, und Anekdoten voll dramatischer Lebendigkeit geben hier und da pikanten Senf dazu, vom „guten Fränzel", der nach der ersten Aufführung eines Stückes voll satyrischer Ausfälle gegen Minister, Magnaten und Staatsmaximen vergnügt sagt: „Nun, das ist mir schon lieb, daß ich dies lustige Stück gerade bei der ersten Aufführung zu sehen bekam; bis zum nächsten Mal hat unsere Censur gewiß die Hälfte davon gestrichen!" — bis zum Postwagenschmierer, der, als man das Schmieren überflüssig findet, voll Entrüstung ruft: „Sehen Sie, mein Herr! Schmiergeld ist mein Fach, ist es nun einmal, sag' ich, und nun darf ich nicht schmieren! Ist das billig? Jeder thue, als ein redlicher Bürger, was seines Amtes ist! Der Teufel hole die Leute, die kein Fach haben!" — Von einer Postwagenreise vor funfzig Jahren bekommen wir vielleicht nirgend ein so vollständiges Bild, wie hier, wo es für einen Schweden gezeichnet wird, dem diese ganze Beförderungsart durchaus fremd ist. Erinnern wir noch an die Schilderung der Münz- und Zollmisère, so wird man begreifen, daß die kleinsten Momente kulturhisto-

rischer Zustände, wie die höchsten geistigen Interessen ungesucht gleichmäßige Berücksichtigung und lebendige Darstellung in diesem anspruchslosen Buche finden, dessen Uebersetzung einmal eine wirkliche Bereicherung unserer Literatur ist, für die der Uebersetzer vielseitigen Dank verdient.

Gewissermaßen als Zugabe gewinnen wir dabei ein Charakterbild des Verfassers, welches, selbst wenn es als Hauptsache gegeben würde, alle Beachtung verdiente. Atterbom's literarischen Antagonisten Waltmark nennt schon Wachler einen „neu aufgelegten Gottsched"; ihm gegenüber nimmt Atterbom in der schwedischen Literaturgeschichte, als Befreier vom afterklassischen Franzosenthum, fast dieselbe Stelle ein, wie Lessing in der deutschen. Die nach seinem Journal „Phosphor" (1810—13) benannten Phosphoristen eroberten in siegreichem Kampfe der schwedischen Literatur den nationalen Charakter zurück, was nach der Berufung eines Franzosen zum schwedischen Thronfolger doppelt Muth und Energie erforderte. Trotzdem und bei entschiedener persönlicher Abneigung gegen Bernadotte gehörte Atterbom zu den wärmsten Anhängern desselben; denn unserm Dichter trübte die Romantik, der er treulich bis an sein Lebensende diente, nicht den gesunden politischen Blick. Wie hoch übrigens Atterbom's Einfluß veranschlagt wurde, sieht man z. B. aus den Plänen der Königin von Baiern, ihn für die Sache der Gustave zu gewinnen.

Von dem charakteristischen Tic der Romantiker, in der Exclusivität des Künstlers, der „schönen Seele", auf das Publikum mit souveräner Verachtung herabzusehen, ist Atterbom keineswegs ganz frei, aber doch wieder voll echter Bescheidenheit: „Man beschuldigt viele der höheren und niederen Genies Deutschlands, über alle Maßen von Eigenliebe und Selbstbewunderung aufgeblasen zu sein. Leider fehlt es auch uns (Schweden) nicht an ähnlichen Beispielen und bleibt es mir ganz unbegreiflich, wie man, wenn man auch nur einen einzigen ahnenden Schimmer von Wahrheit, Schönheit und Poesie im Busen hat, es fertig bekommt, in diese unselig-glückselige Verrücktheit zu fallen. Mich dünkt, daß ein einziger Blick zu der Höhe eines Plato, Shakespeare und Göthe genügend sein müßte, das eigene Ich in seiner ganzen bemitleidenswerthen Kleinheit zu zeigen. Jeder wirklich große Mann, jeder Meister in Wissenschaft oder Kunst ist im Kern seines Wesens bescheiden und anspruchslos gewesen. Welch verächtliches Ding ist nicht jede Person, jedes Talent im Vergleiche mit Gottes Herrlichkeit, mit dem Reichthum der Natur und den Forderungen der Ewigkeit! Was hat wohl das größte Genie vor seinen Mitmenschen weiter voraus, als ein wenig feurigere Spannkraft im Auffassen des Lebens und im Fliegen nach einem Ziel, das kein Sterblicher je erreichen kann?"

Stunden voll romantischer Sehnsucht nach dem Mittelalter — „Ach, warum lebte ich nicht vor tausend Jahren? warum wurde ich nicht Volker, der kühne Spielmann?" — sind wohl zum guten Theil auf Rechnung eines Unterleibsleidens zu schreiben, das bei manchen Leuten vielleicht der „Urgrund" von Mystik und Romantik ist. In Atterbom aber halten einem weiblich receptiven Gemüth das Gegengewicht gründliche Bildung, Welterfahrung, scharfer Verstand und männlicher Wille, der auch des körperlichen Leidens Herr wird. So führt ihn die Irrfahrt nach der blauen Blume nicht in die Höhlen politischer oder religiöser Unfreiheit. „Siegt," schreibt er an Geyer, „die heilige Allianz in ihren Plänen, die auch für Schweden und unsere Dynastie nicht die wohlwollendsten sein sollen, dann bleibt für ehrenwerthe und gescheidte Leute keine andere Rettung, als — sich nach Amerika zu begeben," — und als Tieck's älteste Tochter Nonne werden will, bemerkt er: „Mir scheint dies eine verdiente Strafe für Tieck, der während seiner ganzen Jugendzeit oder eigentlich während seiner ganzen Schriftsteller-Laufbahn mit dem Katholicismus so gespielt hat, wie mit einer Tonart der Poesie, einer schönen symbolischen Form und nichts weiter, daß nun der Dämon der römischen Kirche schließlich allen Ernstes in sein eigenes Haus dringt und sich seiner Kinder bemächtigt." Kurz, wie der Verfasser uns andere Berühmtheiten menschlich nahe bringt und begreifen läßt, so lernen wir in ihm selbst den Menschen lieben und den Mann achten.

Unter solchen Umständen ist der Uebersetzer hinlänglich gerechtfertigt, wenn er „streng wörtlich, oder, wie man in gelehrten Kreisen sagt, sklavisch übersetzt" hat, um so mehr, als der Genius der Originalsprache dem der deutschen nicht so fern steht, daß der Bearbeiter seiner Muttersprache irgendwo hätte merklichen Zwang anthun müssen. Nur eine einzige Deconvenienz ist Ref. aufgefallen: „Ich fror erschrecklich . . . und schwur unzählige Eide . . . über diese unerhörte Art" ꝛc. hier sollte wohl von fluchen und Verwünschungen die Rede sein. Unabhängig von dem Verhältniß zum Original mag der geehrte Uebersetzer sich die Erwähnung eines unlogischen Provinzialismus gefallen lassen, der hier nicht übersehen werden soll, weil gerade in dem vorliegenden Buche ungewöhnlich zahlreiche Gelegenheiten zu seiner Anwendung sich darbieten, und weil auch durch andere beliebte Schriftsteller, z. B. Friedrich Spielhagen, unserer Schriftsprache die Gefahr dieser Einschmuggelung droht; es handelt sich um den leidigen Gebrauch von „wie" statt „als" nach Comparativen. Wo die „Wies" einmal gar zu dicht kommen, auch da noch zieht Uebersetzer zur Abwechselung das archaisirende „denn" dem „als" vor, das er nie anwendet; woher diese Idiosynkrasie?

Friedrich Hasenow.

Holland.

Der holländische Buchhandel.

Der Handel im allgemeinen Sinne ist dem Gelehrten und Schriftsteller gewöhnlich ein abseits liegendes Gebiet, um das er sich entweder gar nicht oder nur so viel und insoweit kümmert, als es seine Stellung berührt und im Zusammenhange mit den gesellschaftlichen Verhältnissen steht. Ein Anderes ist es aber mit dem Buchhandel: daran ist das Interesse jedes Autors direkt betheiligt; da tritt Merkur so recht eigentlich in sein Amt als Bote und Vermittler Apollo's, der Musen und der Grazien, und da bereichert die Intelligenz den Handel, und dieser greift ihr wieder unter die Arme. Ist also der Buchhändler der Pathe und manchmal auch der Waisenvater der in Lust erzeugten und in Schmerz geborenen Geisteskinder, schmückt und kleidet und unterstützt er sie und setzt er an ihr Gedeihen seine Mühe, sein Vermögen und seine Existenz: so müssen die hier gedachten Väter und die, welche es werden wollen, ihre stetsn und guten Beziehungen zu diesen nützlichen Gevattern unterhalten, so müssen wir an der Geschichte des Buchhandels, an den Veranderungen und an den verschiedenen Erscheinungen desselben den regsten Antheil nehmen.

Von diesen Gesichtspunkten stellt sich uns der von Otto Mühlbrecht in Leipzig gehaltene Vortrag über den holländi-

schen Buchhandel *) als ein sehr schätzenswerther Beitrag zur Beschreibung des europäischen Buchhandels dar. Der Buchhandel gehört ja heute mit zu jenen Faktoren, die den Maßstab für die öffentliche Bildung und die gemachten Fortschritte eines Gemeinwesens liefern, und wenn Liebig nach dem Verbrauch von Seife den Kulturgrad eines Volkes bemessen will, so kann man gewiß mit größerem Rechte den Buchhandel mit seinem Vertrieb und mit seinem Absatz als Gradmesser der Kultur aufstellen. Wenn der Verfasser nur für einen befreundeten Kollegenkreis eine „anregende Unterhaltung“ zu geben und in seiner Bescheidenheit auf die Theilnahme in weiteren Kreisen „nicht zu rechnen“ meint, so müssen wir dieser irrthümlichen Meinung unsere abweichende Ansicht entgegenhalten und seinem Verdienste doch die gebührende Anerkennung zollen. Es mag sein, daß ihm etwas von jener Gründlichkeit, die man von einer „sorgfältig vorbereiteten“ Schrift erwartet, abgeht, aber lehrreich ist der Vortrag doch, und die Gründlichkeit ist nicht überall passend und nicht immer ein Vorzug.

Es genügt hier dem Leser, wie dort dem Zuhörer, wenn er sich über das Wesen des holländischen Buchhandels und dadurch über die Geschmacksrichtung der Holländer selbst und über ihren Bildungsgang Aufklärung verschafft, und er wird die gebotene Gelegenheit zum Vergleich mit dem deutschen Buchhandel und mit unserem Publikum gern benützen. In dieser Hinsicht und darüber hinaus erfüllt der Vortrag seine Aufgabe. Er zeigt uns die holländischen Buchhändler in ihrer nationalen Eigenschaft mit der vorwiegend kaufmännischen Spekulation und weniger aufopferungsfähig für die Wissenschaft als die Deutschen und die Engländer, obwohl der Buchhandel, „der sich doch seinem ganzen Wesen nach mehr zum Dienst der Wissenschaften hinneigen soll“, wie der Vortragende sehr richtig bemerkt, gerade durch dieses rein kaufmännische Verfahren sich die Sympathien der Gelehrten wie des Publikums verscherzt. Diese Bemerkung wird auch bei uns nicht überflüssig sein. Sothane interessirte Spekulation hat dem Buchhandel selbst in Holland die Gelehrten entfremdet und die übrigen Stände abgestoßen.

Sieht man ab von Coster und von den unbegründeten Ansprüchen der Holländer, welche ihm die Erfindung der Buchdruckerkunst vindiciren, weil angeblich das erste Druckwerk von ihm aus dem Jahre 1423 herrührt und sich auf dem Rathhause in Haarlem als aufbewahrter Beweis vorfindet — so gewahren wir die erste Firma an der von Dierik Martens im Jahre 1473 zu Aalst in Flandern errichteten Buchdruckerei. Dann folgten andere Unternehmungen, im Jahre 1479 war Johann Veldener schon „ein in allen Künsten der Typographie und der mit ihr verwandten Fächer wohlerfahrener Buchdrucker.“ Bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts trieb man die Buchdruckerei vereint mit dem Buchhandel ziemlich handwerksmäßig nach den engen Satzungen der Zunft, und erst im 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts begegnen wir in Holland einigen gelehrten und mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüsteten Geschäftsmännern, deren Preßerzeugnisse schon damals einen Weltruf genossen. Früher hatte auch der Orden der „Brüder vom gemeinsamen Leben“, zu welchem Männer wie Thomas a Kempis und Alexander Hegius gehörten, den Buchhandel zu heben gesucht, und indem wir die Verdienste des Franzosen Plantin, dessen Polyglotten-Bibel (Antwerpen, 1569—72) noch heute geschätzt wird, im Vorbeigehen erwähnen, gehen wir gleich zu der berühmten Familie der Elzevire über, unter denen die Typographie und der Buchhandel in den Niederlanden die höchste Stufe erreichten.

Nicht weniger als sieben Elzevire sind es (darunter Bonaventura als der bekannteste), die sich einen bedeutenden Namen gemacht haben, und „selten wohl hat eine Buchhändler-Familie so lange als solche sich erhalten und dabei so viele tüchtige Männer hervorgebracht“, wie uns der Vortrag belehrt. Ihre Ausgaben der lateinischen Classiker, der Bibel, des Psalters und der Rerum publicarum (42 Bändchen in 16mo) erfreuen sich noch heute großen Ansehens. Der Stamm des Hauses war in Leyden, und der letzte der Elzevire, Daniel, verkaufte im J. 1681 das Geschäft an Adrian Mötjens, mit dem es auch erlosch, nachdem es über hundert Jahre ruhmvoll bestanden hatte. Eine andere Familie, deren Gründer Janszoon Blaeu ein Freund des gelehrten Tycho Brahe war, hatte sich dann ebenfalls um den niederländischen Buchhandel sehr verdient gemacht, und an sie schließt sich auch in würdiger Folge Abraham Wolfgang in Amsterdam, der als Quärendo sich vortheilhaft bekannt machte. Die heutige Firma Brill in Leyden hat das Geschäft mit den alten Traditionen von Luchtmanns übernommen, welch Letzterer eine gute Ausgabe der Griechen und Römer „cum notis variorum“, die von Heinsius, Grävius, Gronovius und Burman verfaßt sind, veranlaßte. Bei diesem Luchtmanns soll sich auch noch im Anfange dieses Jahrhunderts die erste stereotypirte Bibel von J. van der Mey aus Leyden befunden haben, und die Holländer machen die Erfindung der Stereotypie dem Didot in Paris streitig, indem sie angeben, daß van der Mey schon hundert Jahre früher mit gegossenen Platten gedruckt hatte. Den Haupthebel zum Aufschwung des holländischen Buchhandels sieht der Vortragende in der unbeschränkten Preßfreiheit, deren sich das Land von jeher zu erfreuen hatte und die „das Grundgesetz echter Volksfreiheit“ ist.

Gegenwärtig zählt man in den Niederlanden 918 Buchhandlungen in 172 Orten, wovon auf Amsterdam (mit 265,000 Einwohnern) 178, auf Rotterdam (115,000 Einw.) 60, auf Utrecht (57,000 Einw.) 49 und auf Leyden (38,000 Einw.) 28 Buchhandlungen kommen. Es muß jedoch bemerkt werden, daß eine Menge dieser Firmen den Buchhandel nur nebenbei betreibt, denn Jedermann erlangt für wenige Gulden das Patent und das Recht, mit Büchern zu handeln. Die vorzüglichsten Firmen bringen viele Verlagsartikel in fremden Sprachen, doch steht der Antiquariats-Buchhandel auf besonders hoher Stufe, wozu die günstige Lage der Niederlande, mitten im Verkehr von England, Frankreich, Belgien und Deutschland, und die Eignung dieses Geschäftszweiges zum Welthandel wohl beitragen. Am schwungvollsten wird der Nachdruck betrieben und leisten die guten Holländer hierin wahrhaft Erstaunliches. Nicht allein daß sie die ausländischen theuern Ausgaben, Bücher und besonders Musikalien, nachdrucken und den Autoren und Verlegern empfindlichen Schaden beibringen, importiren sie auch noch die nachgedruckten Ausgaben von Göthe, Schiller, Börne, Freiligrath ꝛc. aus Amerika, und Cotta und Andere mögen mit der Herabsetzung des Preises für Holland noch so sehr dagegen anzukämpfen suchen, sie richten nichts aus und können dem Unwesen nicht steuern.

Da nun der Staat fast gar keine literarischen Verträge mit dem Auslande abgeschlossen hat, da ferner beinah 25 Procent der gesammten literarischen Erscheinungen in Holland aus Uebersetzungen bestehen, so mußte der holländische Buchhandel sich selbst vor Uebervortheilungen und Ausschreitungen schützen, und

*) Der holländische Buchhandel seit Coster. Vortrag von Otto Mühlbrecht. Leipzig, J. J. Weber, 1867.

er hat in Ermangelung einschlägiger Gesetze sich solche selbst gegeben. Er hat nun zur Wahrung seiner Interessen einen Verein: „Vereeniging ter bevordering van de belangen des boekhandels" (ähnlich dem „Börsen-Verein der deutschen Buchhändler") gegründet und durch Vorschriften die Theilnehmer zu binden und zu schützen gesucht. Dieser Verein besteht seit 50 Jahren und zählt dermalen etwa 350 Mitglieder. Kein Vereinsmitglied darf eine zweite Uebersetzung bringen, wenn ein anderes die vorschriftsmäßige Anmeldung gemacht und das Recht bereits erlangt hat; doch sind ausländische Dichtungen und kleine Broschüren Jedermann freigegeben. Dieser Vereinsschutz zeigt sich jedoch ohne Wirkung und beinah illusorisch, da die größere Hälfte der Buchhändler dem Vereine nicht angehört und also nicht gebunden ist. — Die Usance des holländischen Verlagshandels gleicht so ziemlich der deutschen (Versandt, Jahresrechnung u. s. w.), aber die Art der Abrechnung ist durchaus verschieden von der deutschen, indem die Verleger in Person oder auch deren Bevollmächtigte eine „Abrechnungsreise" durch das ganze Land machen und das Geld eintreiben.

Diese kostspielige Abrechnungsweise und die durchwegs solide, elegante Ausstattung in Verbindung mit dem auf ein begränztes Gebiet angewiesenen Absatz machen die holländischen Bücher theurer als die deutschen, die englischen und französischen; der Buchhändler hat es aber auch dort mit begüterten und reichen Kunden zu thun, bei denen eine eigene Hausbibliothek nichts Seltenes ist. Trotzdem ist das Honorar in Holland geringer als in den Ländern der drei erwähnten Sprachen, und Herr Mühlbrecht giebt als Ursache dieser auffallenden Erscheinung die sozialen Verhältnisse an, da in Holland der Handelsstand den ersten Platz in der Gesellschaft einnimmt und hier das Verdienst des Gelehrten oder des Schriftstellers nicht so hoch wie anderswo geschätzt wird. „Daß ein Autor es dort durch seine Feder zu Reichthum gebracht hätte, dürfte kaum jemals vorgekommen sein."*)

Wir geben aus dem interessanten Vortrag zum Schlusse noch eine Uebersicht der wissenschaftlichen Thätigkeit und der Produktion in der holländischen Literatur. Die literarische Produktion hat in diesem Jahrhundert und besonders in den letzten zwei Decennien in den Niederlanden sehr zugenommen. Die Gesammtzahl der im vorletzten Jahre (1865) dort erschienenen Bücher und Zeitschriften betrug 2081, gegen 1531 im Jahre 1848. Nach den verschiedenen Fächern abgetheilt, sehen wir die medizinischen und juristischen Schriften fast stationär in den letzten zwanzig Jahren; die jährliche Zahl schwankt bei den ersteren zwischen 80 und 90, und bei den letzteren zwischen 180 und 200. Nicht so in der Theologie, die eine sehr große Fruchtbarkeit aufweist, denn während 1848 nur 265 theologische Bücher erschienen, brachte das Jahr 1865 deren 511, also fast 100 Procent mehr! Es hängt dies mit der vollständigen Religionsfreiheit und der dadurch erzeugten geistigen Rührigkeit und Polemik zusammen. Den theologischen Publicationen zunächst, stehen diejenigen auf volkswirthschaftlichem Gebiete; dann kommen die naturwissenschaftlichen Erscheinungen, deren Autoren, wie Blume, Siebold, Bleeker u. A., sich häufig der deutschen, englischen oder französischen Sprache bedienen und daher auch im Auslande bekannt sind. Die Philologie ist auch jetzt wie früher sehr glänzend in der holländischen Literatur vertreten, nur daß sie sich jetzt mehr den orientalischen Sprachen zugewandt hat. In diesen wissenschaftlichen Fächern tritt die holländische Literatur meist selbständig auf, wohingegen die Belletristik fast nur in der Nachahmung und in der Uebersetzung besteht. Im Jahre 1864 waren unter circa 2000 Gesammt-Publicationen 514 Uebersetzungen, also 25 Proc., aus fremden Sprachen, darunter 246 aus der deutschen. Ganz besonders macht sich unsere Literatur und unser Einfluß in den holländischen Schulen geltend, und der Consum der pädagogischen deutschen Bücher kommt gleich dem in der Landessprache. — In niederländisch Indien ist der Buchhandel, der erst seit zwanzig Jahren dort selbständig existirt, durch sechzehn Firmen vertreten, davon 13 auf Java, 1 auf Celebes (in Macassar), 1 auf Borneo und 1 auf Sumatra. Das indische Klima ist dem Buchhandel nicht günstig, da das Ungeziefer und andere Feinde gegen die Bücher einen zerstörenden Krieg führen; trotzdem wird in Indien sehr viel gelesen und die Lectüre ist eine Lebensfrage für den dortigen Europäer.

*) Die Tax on Knowledge, die hohe Stempelsteuer (Zegelregt), die in Holland, im direkten Widerspruche mit der alten niederländischen Gewissens- und Preßfreiheit, seit den Tagen der Herrschaft der haute finance, namentlich auf der Journalistik ruht, hat wesentlich dazu beigetragen, die Literatur zu vertheuern und den Lohn des Schriftstellers auf ein Minimum herabzudrücken. D. R.

Central-Amerika.

Die Costarica-Eisenbahn.

Sehr geehrter Herr Redacteur! In Nummer 18 des „Magazin" machen Sie die Bemerkung, daß sich unter den sechs Unternehmern der amerikanischen Compagnie zum Baue einer interoceanischen Eisenbahn über die Landenge von Costa-Rica zwei deutsche Namen, F. Kurtze und W. Auffermann, befinden. Gestatten Sie, dem hinzuzufügen, daß auch Herr J. B. Hodgkin, der den Contract mit der Regierung von Costarica mit unterzeichnet hat, trotz seines englischen Namens, ein guter Deutscher ist und sogar mehrere Jahre lang Vice-Präsident der deutschen Gesellschaft in New-York war. Wir glauben, dieses Factum constatiren zu müssen, weil es zeigt, daß der Einfluß unserer Landsleute bei Erreichung von so überaus wichtigen Concessionen, wie sie in dem betreffenden Freibriefe der Regierung enthalten sind, und auf die Ausführung des in Central-Amerika zu gründenden großartigen Unternehmens eben so bedeutend ist, wie der der Nordamerikaner, obschon sich unter diesen der Name des gefeierten Pfadfinders durch die Felsengebirge, des Generals John C. Fremont, befindet.

Ich theile Ihnen demnächst eine kurze Uebersicht der der Gesellschaft bewilligten Concessionen mit, welche die jedes andern Freibriefes, der in irgend einem Lande Ausländern jemals ertheilt worden, vielfach überbieten. Vielleicht nehmen auch die Leser Ihrer Zeitschrift, besonders diejenigen, die sich für die vortheilhafte Anlegung von Kapitalien in Amerika interessiren, ein Interesse an dieser Mittheilung.

Die Compagnie hat die ausgedehntesten Corporationsrechte und erhält das ausschließliche Privilegium für den Bau einer Eisenbahn zwischen den Häfen Limon im Golf von Mexico und Caldera auf der Seite des Stillen Meeres, die beide zu Freihäfen erklärt werden, in welchen die Compagnie Niederlagen etabliren, die ihr für gut erscheinenden Gebühren für magazinirte Güter erheben und übertragbare Lagerscheine ausgeben kann.

Die Bahn bleibt unbeschränkt der Gesellschaft auf neunzig Jahre und kann auch dann nur von der Regierung gegen Zahlung ihres ganzen Werthes an sich genommen werden. Sie kann Actien bis zum Belaufe von zehn Millionen Dollars ausgeben, Handel, Ackerbau, die Einwanderung und Bankgeschäfte in getrennten Departements betreiben. Ihr Sitz ist in New-York. In Costarica braucht sie nur durch einen accreditirten Agenten repräsentirt zu sein. Es ist eine Frist gestellt von sechs Jahren, vom 14. März 1867 ab, zum Bau der Bahn und einer Telegraphenlinie, sowie von Werften und Magazinen auf beiden Meeresufern und von Leuchtthürmen. Die Compagnie hat das Recht, ihre Fahr- und Frachtpreise festzustellen, soll aber ihre Ueberschüsse nach Zahlung einer Dividende von zehn Procent so lange an die Regierung von Costarica einzahlen, bis diese für alle an die Compagnie oder die Eigenthümer der Prioritäts-Obligationen (Bonds) für Zinsen oder an die Eigenthümer des für die Bahnen als nothwendig expropriirten Landes, bezahlten Summen entschädigt ist; wenn dann die Dividenden der Compagnie funfzehn Procent übersteigen, so soll sie ihre Fahr- und Frachtgelder für den inländischen Handel im Einverständnisse mit der Regierung verhältnißmäßig herabsetzen. Der Staat Costarica garantirt acht Procent Zinsen, zahlbar in New-York, auf alle Prioritäts-Obligationen (Bonds) der Compagnie bis zum Belaufe von zwölf Millionen Dollars. Diese Bonds können von der Compagnie ausgegeben werden in einem bereits contractlich festgestellten Verhältnisse zum fortschreitenden Bau der Bahn und der sich an diese anreihenden Gebäude, je nach Abschätzung durch eine gemischte Commission von Ingenieuren oder im Verhältnisse des Belaufs des für die Bahn importirten Materials.

Auf den Bonds ist die Zinsgarantie seitens der Regierung durch die Unterschrift des Finanz-Ministers anerkannt als in dem Staatsschuldenbuch eingetragen. Diese Bonds bilden zugleich eine gesetzliche Hypothek auf die Eisenbahn.

Der Staat verbindet sich, der Compagnie im ersten Jahre ihres Baues bis zur Summe von einer Million Dollars auf diese Bonds, zum Course von neunzig Procent angenommen, vorzuschießen. Alle Güter, und alle Producte die ein- oder ausgeführt werden, müssen durch die Docks und Werfte der Compagnie gehen; dort sollen sie auch gelagert werden können und alle Zollformalitäten, soweit erforderlich, werden dort erfüllt. Alles für die Eisenbahn, Brücken, Werfte, Leuchthäuser, Gebäude, Maschinenfabriken erforderliche Material und Werkzeug, ob roh oder verarbeitet, geht zollfrei ein auf die ganze Dauer des Bestehens der Compagnie. Sie kann Gebrauch machen von allem Material von Stein oder Erz und von dem Holze, das sie auf Staatsländereien vorfindet, und wenn sie dieses da gebraucht, wo es Privaten gehört, ist ihr auch das Recht der Aneignung durch das Expropriations-Gesetz zugesprochen und zwar zu dem Werthe, welchen der Gegenstand vor dem Bau der Eisenbahn hatte.

Die Compagnie erhält ein 300 spanische Ellen breites Stück Land, längs der ganzen Strecke der Bahn von Hafen zu Hafen und außerdem 1000 Ellen breit auf derselben Strecke, jedoch abwechselnd auf beiden Seiten der Bahn. Da aber, wo das Land bereits Privateigenthum ist, soll der Compagnie nur ein 150 Ellen breites Landstück gegeben werden, wofür die Eigenthümer entschädigt werden. An beiden Enden der Bahn, am Meeresstrand, erhält die Compagnie eine spanische Quadratmeile Land zum Bau einer Stadt. Diese soll in Straßen, Squares und Häuserviertel ausgelegt und letztere in Häuserloose vertheilt werden, von welchen die eine Hälfte der Compagnie und die andere der Regierung gehören. Die äußere Umgebung der Stadt soll in Meierhöfe und kleine Anwesen ausgelegt und ebenso zwischen der Compagnie und Regierung vertheilt werden.

Ferner erhält die Compagnie, nach den bestehenden Landesgesetzen, für jede Meile Eisenbahn sechs Quadratmeilen Staatsland in solchen Lagen, als sie es für Ansiedler angemessen hält, auch längs der Eisenbahn, wo es frei ist, jedoch nicht auf einander gegenüberliegenden Stellen. Für die Quantität Landes, das der Compagnie an der Eisenbahn zusteht, ihr aber nicht voll ausgeliefert werden kann, weil es schon Privateigenthum ist, soll derselben die doppelte Quantität an irgend einer von ihr gewählten anderen Stelle zugetheilt werden, jedoch in Parzellen von nicht unter 1000 Acres.

Alles der Compagnie geschenkte Land muß innerhalb der ersten sechs Jahre nach dem Ausbaue der Eisenbahn von ihr veräußert sein, widrigenfalls es an den Staat zurückfällt, von diesem aber verkauft und der Erlös an die Compagnie ausgeliefert wird.

Alle Ansiedler auf dem Compagnie-Land sind zehn Jahre nach der Eröffnung der Eisenbahn von allen direkten Steuern und vom Kriegsdienste frei.

Die Compagnie hat das Eigenthums-Recht auf alle Bergwerke, die sie entdeckt und beansprucht, bis zwei Jahre nach Eröffnung ihrer Bahn.

Alle Arbeiter der Compagnie, nachdem sie ihren Contract mit dieser erfüllt haben, erhalten 12 Acres Staatsland an solchen Orten, wo sie es wünschen. J. J. St.

Nord-Amerika.

Die Deutschen in Amerika und der Umschwung ihrer Ideen über Deutschland.

Ein New-Yorker Korrespondent der Augsburger „Allg. Zeitung“ theilt über den Umschwung, der in der öffentlichen Meinung der Amerikaner über die politische Machtstellung Deutschlands eingetreten, einige überaus charakteristische Notizen mit. An die Richtigkeit der Nachricht, daß Graf v. Bismarck am 10. April d. J. in einer drohenden Note die französische Regierung aufgefordert, sich über den Zweck ihrer Rüstungen zu erklären und diese sofort einzustellen, wurde in Amerika nicht bloß geglaubt, sondern die Deutschen dort trugen ihren Kopf um mehrere Zoll höher bei dem Gedanken, daß endlich einmal auch von Deutschland nach Paris Drohnoten, Sommationen und Ultimata ergehen könnten. „Wenn jetzt (schreibt der Korrespondent) neunundneunzig Hundertstel der Deutschen im Ausland eifrige Verehrer des Hrn. v. Bismarck sind, so braucht man nicht lange nach einer Erklärung dafür zu suchen. Denn auf ihnen Allen hat seit undenklichen Zeiten der Alpdruck der Verachtung Deutschlands gelastet, die um nichts weniger peinlich wirkte, wenn sie zuweilen die Form eines geringschätzigen Mitleids und gönnerhafter Leutseligkeit annahm. Sie Alle haben es, besonders bei einer Vergleichung mit der achtungsvollen Höflichkeit, die den unbedeutendsten französischen Abenteurern entgegengetragen ward, aufs Bitterste empfunden, daß sie unter dem Fluche der Zerrissenheit und Ohnmacht ihres Vaterlands-

litten — einem Fluch, welchen ihre redlichsten Bemühungen, ihre entschiedensten Erfolge auf allen Gebieten des Wissens und Könnens nicht zu lösen vermochten. Und diesen Fluch hat Herr v. Bismarck gelöst. Nicht bloß daß die Zeitungen in London wie in New-York, in Chicago wie in San Francisco, ihn tagtäglich als den Mann der That preisen, der Deutschland zu dem hohen Rang wieder emporhebe, welchen es seit Karl V. verloren habe; — auch in den Volksanschauungen macht sich ein Umschwung geltend, der jedem Deutschen im persönlichen Umgang zu gut kommt. Nun ist die Zeit vorüber, wo man selbst gebildete Amerikaner in gelangweilt verächtlichem Ton fragen hörte: „Was hat denn eigentlich der elende Krawall — that miserable squabble — um Schleswig-Holstein zu bedeuten?" Jetzt heißt es: „That Bismarck of yours is a terrible fellow! Why, bless my soul, he is going to knock old Nap into his cocked hat!" Das klingt anders! Das thut wohl! Und man braucht jetzt nicht mehr den Leuten mühsam die geographischen und staatsrechtlichen Verhältnisse des bundestäglichen Deutschlands auseinander zu setzen; sie haben jetzt auf einmal ihre Landkarten gefunden. Selbst die Schwaben, die sich am Hartnäckigsten dagegen gesträubt haben, den Umschwung vom vorigen Jahr anzuerkennen, haben es zum größten Theil nachgerade unbehaglich gefunden, alles was ihnen von Amerikanern Schmeichelhaftes über „your Bismarck" gesagt wurde, als an die falsche Adresse gerichtet zurückzuweisen, und zu demonstriren, daß Württemberg, Bayern und Baden unabhängige Nationen seien; sie schicken sich, Manche mit sauersüßer, doch die Meisten mit guter Miene in die vollendeten Thatsachen.

„Die aus Süddeutschland an einige deutsch-amerikanische Zeitungen noch jetzt gelangenden (meistens auf die leider unverändert gebliebene innere Politik Preußens sich berufenden) preußenfresserischen Korrespondenzen werden von den meisten Lesern in Amerika als Proben unfreiwilliger Komik belacht. Friedrich Hecker ist auf seine alten Tage noch zu einem regelmäßigen Mitarbeiter an der „Illin. Staatszeitung" geworden, um seinen seit drei Jahrzehnden aufgesammelten censurwidrigen Ingrimm gegen das bei Königgrätz gestürzte alte Regime zu entladen. Nur Karl Blind hängt fest an seinem 1848er Programm und an seiner Franzosenfreundschaft, welche ihn sogar für die frechen Kundgebungen des Deutschenhasses französischer Republikaner noch Entschuldigung finden läßt, und stimmt von Zeit zu Zeit in der „Westl. Post" (St. Louis) den wehklagenden Ton der Kassandra an. Daß auch der in der amerikanischen Presse völlig isolirt dastehende Thersites Karl Heinzen grollt und keift, ist kaum der Bemerkung werth, und kann namentlich den erwähnten süddeutschen Korrespondenten keine Genugthuung gewähren, denn sie dürfen auf Heinzens Urtheil keinen Werth legen, ohne die maßlosen Schmähungen zu bekräftigen, zu deren Gegenstand sie selbst von ihm gemacht worden sind."

Die Nachgiebigkeit Preußens, das, um Europa und der Welt den Frieden zu erhalten, in die Räumung und Schleifung der Festung Luxemburg gewilligt hat, wird allerdings auch unter den Deutschen in Amerika einiges disappointment erregen, wird sie zu dem jetzt auch in Deutschland viel gehörten Urtheil bestimmen, daß das Ergebniß der Londoner Konferenz für Frankreich bedeutend günstiger ausgefallen, als für die Deutschen — aber wir fragen: sollte Deutschland, um ein durch die vorjährigen Ereignisse jedenfalls zweifelhaft gewordenes Besatzungsrecht der früheren Bundesfestung aufrecht zu erhalten, die Verantwortlichkeit eines Weltbrandes auf sich nehmen? Nein! Viel gerathener ist's, daß Deutschland im Frieden seine neue Bundes-Institution ausbaue und die Kraft derselben an jenen Gränzgebieten erprobe, deren deutsche Gesinnung durch die lange Rechtlosigkeit und Schwäche Deutschlands schwankend geworden ist.

Ich höre ja, der rechte deutsche Bund
Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen,
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! (Lessing.)

Kleine literarische Revue.

— **Zur Geschichte des Kaisers Friedrich Barbarossa.** Als das tüchtige Erstlingswerk eines jungen Historikers können wir die Schrift „Kaiser Friedrich's I. letzter Streit mit der Kurie, von Paul Scheffer-Boichorst"*) empfehlen. Das Buch umfaßt die letzte Regierungsperiode des Kaisers Friedrich Barbarossa, nach dem Frieden von Venedig bis zu seinem Tode, und ist das Ergebniß der sorgfältigsten Benutzung der Quellen, die der Verfasser mit kritischem Geiste zu fichten verstanden hat. Er selbst bemerkt in dem Vorworte, daß gerade den letzten Lebensjahren des großen Kaisers von den Historikern bisher eine geringere Aufmerksamkeit geschenkt worden sei, weil mit dem Kampfe gegen Heinrich den Löwen und mit dem Glanze des Mainzer Pfingstfestes sich das Interesse an ihm fast ganz verloren zu haben scheint. Und doch sind die Ereignisse der späteren Zeit, besonders des Kaisers Streitigkeiten mit der Kurie, von der größten Bedeutung. Die Streitpunkte zwischen dem Reich und der Kirche betrafen die im Frieden von Venedig nicht erledigte Frage des Mathildinischen Landes, die von Friedrich beabsichtigte Kaiserkrönung seines Sohnes Heinrich und die Wirren, welche die Doppelwahlen im Erzbisthum Trier erregt hatten. Die Verhandlungen über diese Angelegenheiten mit den Päpsten Lucius III., Urban III. und Gregor VIII. bilden den Hauptgegenstand des Buches. Eine Erledigung fanden sie erst durch die Nachgiebigkeit des Papstes Clemens III. Zwar blieb das Mathildinische Land nach wie vor ein Streitobjekt zwischen Kaiser und Papst; allein der Trierer Zwist wurde dadurch geschlichtet, daß, nachdem der Kaiser und der Papst die von ihnen begünstigten Prätendenten des erzbischöflichen Stuhles in Trier, Rudolf und Folmar, aufgegeben hatten, eine Neuwahl vorgenommen wurde, die auf den kaiserlichen Kanzler Johann fiel, den der König Heinrich belehnte und darauf der Papst bestätigte. Somit hatte das alte Reichsrecht, welches die vorhergehende Belehnung verlangte, gesiegt. Auch die von Friedrich gewünschte Kaiserkrönung versprach Clemens vorzunehmen; doch hat der Kaiser die Erfüllung seines Wunsches nicht mehr erlebt; denn zu früh hat der Ruhmgekrönte sein ruhmloses Ende in den Wellen des Saleph gefunden.

Die Ergebnisse der fleißigen und scharfsinnigen Forschungen des Verfassers werden gewiß nicht von künftigen Geschichtschreibern des großen Hohenstaufen unbenutzt bleiben. Werthvolle Beilagen, kritische Untersuchungen über politische und Rechtsgegenstände und Regesten enthaltend, sind der historischen Abhandlung beigegeben. E. M.

*) Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 1866.

— **Vlamische Literatur.** J. de Geyter, ein Antwerpner, welcher zwischen der ersten Periode der vlamischen Literatur und der jetzigen neuesten mitteninne steht, hat „ein Epos aus unserer Zeit" *) erscheinen lassen. Der Titel ist etwas prätentiös und nicht gerechtfertigt. Die Geschichte der „Drei Menschen von der Wiege an bis an's Grab" ist nichts mehr und nichts weniger als ein „vlamisch" sozialer Roman, der in Reime gebracht worden ist, statt in Prosa geschrieben zu sein, welches Letztere für den Gegenstand sicherlich passender gewesen wäre. Die sozialistischen Ideen à la Victor Hugo sind uns bei Herrn de Geyter nicht neu, ebenso die emphatische Art der Behandlung. Ueberhaupt bedauern wir, keinerlei Fortschritt bei ihm constatiren zu können: wir haben sogar unter seinen früheren Sachen bedeutend bessere gelesen. J. v. D.

— **Chinesisch-englisches Phrasen-Buch.** Fast alle Chinesen, die, von dem Reichthum Kaliforniens gelockt, ihre Heimat verlassen und zeitweilig ihren Aufenthalt in diesem Lande nehmen, lernen mehr oder weniger den Gebrauch der englischen Sprache, während andererseits die mit ihnen verkehrenden Amerikaner nur in den seltensten Fällen sich einige Brocken der chinesischen Sprache aneignen. Dennoch ist gerade die Kenntniß dieser Sprache ein sicheres Mittel ganz vorzügliche Anstellungen als Agenten, Comptoiristen, Supercargos, Dolmetscher u. dgl. mit wahrhaft fürstlichen Gehalten in China, den Vereinigten Staaten oder England zu erlangen. Die commercielle Verbindung des Reiches der Mitte mit Amerika und Europa erfordert viele Hunderte solcher, wenn auch mit der dürftigsten Kenntniß der Landessprache ausgestatteten Individuen, deren kaufmännische Befähigung vorausgesetzt wird, während es deren nur Wenige giebt, mithin der Bedarf das Angebot bei Weitem übersteigt. Im Hinblick auf diesen Mangel ist in San Francisco jüngst ein Buch, betitelt „Chinese Phrase Book", von Benoni Lanclot, erschienen. Das Werk ist chinesisch-englisch und enthält außer der Uebersetzung des chinesischen Textes auch die durch englische Buchstaben versinnlichte Aussprache desselben. Der gewählte Dialekt ist der von Canton, welcher im geschäftlichen Verkehr am vorherrschendsten ist. Mit Hilfe des Buches, das freilich keinen Anspruch auf einen Thesaurus erhebt und für das Lesen oder Verständniß des Confucius' nicht ausreicht, vermag der Kaufmann alle im Geschäftsleben vorkommende Ausdrücke, Benennungen, Fragen und Antworten rc. zu erlernen, und da auch Dialoge über die im alltäglichen Verkehr erforderlichen Gegenstände sich darin finden, dürfte es überhaupt Jedem, der eine Reise nach China unternimmt, einen erheblichen Nutzen gewähren. Der Druck des interessanten Werkes ist von Frank Eastman, die chinesischen Charaktere sind von Britton u. Rey und herausgegeben ist es von A. Roman u. Co., alle drei Firmen in San Francisco ansässig.

— **Die naturwissenschaftliche Frauen-Bibliothek, von Karl Ruß.** **) Der Verfasser, welchen wir die Ehre haben, zu den Mitarbeitern unserer Zeitschrift zu zählen, hat seit zwei Jahren eine, wenn man sich so ausdrücken darf, der Naturwissenschaft von Haus und Küche gewidmete Bibliothek gegründet, die, bei der entschieden viel größeren Leselust der Frauen, als der Männer, gewiß auf ein zahlreiches Publikum rechnen darf. Das im Jahr 1865 von Karl Ruß herausgegebene, etwa 30 Bogen starke Buch: „Naturwissenschaftliche Blicke in's tägliche Leben", das in durchaus populärem Gewande die Wissenschaft der Natur, namentlich Chemie, Physik und Botanik, ausschließlich für Frauen behandelt und in einem Anhange einen Excurs zur Gesundheitslehre und zur Belehrung über sämmtliche, sogenannte Geheimmittel enthält, hat, soviel uns bekannt, sehr gute praktische Erfolge sowohl im Buchhandel, als in seiner öffentlichen Besprechung, gehabt. Demnächst erschien im J. 1866, und zwar nachdem ein vom Verf. für das „Berliner Fremdenblatt" bearbeiteter Wochenmarkts-Kalender auf dieses sehr praktische Buch vorbereitet hatte, sein „Rathgeber auf dem Wochenmarkt". Jungen Hausfrauen, die eben die Leitung eines eigenen Hauswesens übernommen haben, kann kaum ein nützlicheres Geschenk, als dieses gemacht werden, das sie mit der Natur der verschiedenartigen, auf dem Wochenmarkte käuflichen Nahrungsstoffe bekannt macht. Dieses Buch aber bildet gleichsam nur die Einleitung, den die Rohprodukte umfassenden Theil der jetzt von Karl Ruß herausgegebenen „Waarenkunde für die Frauenwelt", in drei Abtheilungen, worin 1) die allgemeine Waarenkunde; 2) die Droguen-, Apotheker- und Farbe-Waaren und 3) die Parfümerien und Toiletten-Mittel behandelt werden. Die seinem Damen-Publikum schuldige Aufmerksamkeit und Sorgfalt, die der Verf. niemals aus den Augen läßt, hat auch der Verleger bei der äußeren Ausstattung aller vorgenannten Werke beobachtet, welche sich dabei außerdem durch einen sehr billigen Preis empfehlen.

*) Drie menschen van in de wieg tot in het graf. Een epos uit onzen tijd. Door J. de Geyter, Antwerpen, 1865.

**) Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Literarischer Sprechsaal.

In der Zeit, wo es wieder einmal den Anschein hatte, als würden wir um das linke Rheinufer Deutschlands einen schweren Kampf führen müssen, kann es an dem allgemeinen Interesse nicht fehlen, sich nicht bloß mit der geographischen Kenntniß der Oberfläche desselben zu begnügen, sondern auch eine übersichtliche Kenntniß von seiner Bodenbeschaffenheit und seinem bergmännischen Werthe zu erlangen. Dieses Bedürfniß befriedigt die Ende 1866 in der Simon Schropp'schen Landkarten-Handlung zu Berlin erschienene „Geologische Uebersichtskarte der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen", bearbeitet von dem Oberberghauptmann a. D. von Dechen. Sie bildet den Abschluß des bedeutenden, außerordentlich gediegenen Werkes desselben Bearbeiters, der großen geologischen Karte der beiden Provinzen in 34 Sektionen, welche, wenn vollständig zusammengesetzt, einen Plan von 15' Höhe und 10½' Breite bilden würden. Dasselbe ist auf Anordnung des damaligen Handelsministers von der Heydt im Jahre 1852 begonnen und jetzt vollendet worden. Jedermann, der die Uebersichtskarte betrachtet, wird wohl bald seinen Blick nach dem Steinkohlenbecken von Saarbrücken wenden, welches besonders die Lüsternheit unserer westlichen Nachbarn erregt und zwar mit Recht; denn es enthält allein mehr Steinkohlen, als das ganze gegenwärtige Frankreich, obwohl die Lager an der Ruhr noch bedeutender sind. C. K.

Wir machen auf die in dem kürzlich erschienenen Doppelhefte der Monatsschrift: „Ueber Künstler und Kunstwerke", von Hermann Grimm, enthaltenen drei kleinen Photographieen

der „Disputa", der „Schule von Athen" und des „Parnaß", dieser drei berühmtesten Raphael'schen Wandgemälde im Vatican, aufmerksam. Alle drei Photographieen befinden sich auf einem einzigen Oktavblatte und gewähren gleichwohl eine reizende, die Vergleichung des Mannigfaltigen und die Auffassung der einheitlichen Schönheit und Wahrheit der Kunst ungemein erleichternde Uebersicht dieser von dem unsterblichen Meister zuerst geschaffenen Werke in den Camere Vaticane (Stanzen) zu Rom. Herr H. Brunn hat übrigens in dem Aufsatze, dem die drei Photographieen als Erläuterung dienen, das Einheits-Gesetz der Wahrheit und Schönheit, das in diesen Compositionen Raphaels seinen großartigsten Ausdruck gefunden, mit kritischem Scharfsinn und in einer, soviel uns bekannt, durchaus neuen und eigenthümlichen Weise dargelegt.

Es gingen uns gleichzeitig die Einleitungen zweier periodischen Berichte über die Pariser Ausstellung zu: der eine in der Beilage zur Leipziger Illustrirten Zeitung vom 18. Mai und der andere in dem ersten Druckbogen eines bei Carl Minde in Leipzig erscheinenden Buches.*) Die „Original-Mittheilungen" des letzteren scheinen französische Darstellungen zu sein, ohne daß sich ein nationaler Standpunkt des deutschen Uebersetzers oder Bearbeiters erkennbar macht. Die „Spaziergänge" der Illustr. Zeitung dagegen sind unzweifelhaft mit deutschen Augen unternommen, die einen scharfen Blick haben und die ganze Einrichtung des Industrie-Palastes einer strengen Kritik unterwerfen. Der Minde'schen Darstellung entlehnen wir folgende Notizen:

„Die Gesellschaft Pierre-Petit hat für 400,000 Francs das alleinige Recht erkauft, Gebäude und Ausstellungs-Gegenstände photographisch aufzunehmen. Sie hat trotz dieses Preises noch die Verpflichtung übernommen, jeden einzelnen der Aussteller zu photographiren und sein Portrait auf das ihm zustehende Freibillet zu übertragen, das nur für seine Person giltig ist. Durch das Vergleichen des Portraits auf der Karte mit dem Vorzeiger desselben an dem Eingang des Ausstellungsraums soll Mißbrauch der Freikarte verhütet werden. Das Recht der Herausgabe des großen Ausstellungs-Kataloges sowie anderer als photographischer Aufnahme und bildlicher Wiedergabe der Gebäude der Ausstellung und der Ausstellungs-Gegenstände hat der Buchhändler Dentu in Paris für 600,000 Francs erworben. Demnach darf außer den genannten, durch ihre Kaufcontracte Privilegirten, innerhalb der Ausstellungsräume weder Jemand photographische Aufnahmen machen, noch Gegenstände abzeichnen. Ein anderer Spekulant hat das Recht erkauft, die Umfassungsmauern des Ausstellungs-Palastes mit Anzeigen, Reclamen, Placaten aller Art bekleben zu dürfen, und er zahlt dem Verwaltungsrathe der Ausstellung runde 80,000 Francs dafür."

Die ethnographische Ausstellung in Moskau besteht aus drei Abtheilungen. Die erste oder slavische Abtheilung ist den Volksstämmen gewidmet, welche Rußland und die benachbarten slavischen Länder bewohnen, und umfaßt: 1) ostslavische Stämme mit 114 bekleideten Figuren, 2) nordslavische Stämme mit 114 Figuren, 3) west- und südslavische Stämme mit 63 Figuren. Die Zahl der ausgestellten Figuren beträgt mithin in der slavischen Abtheilung 291. Die zweite oder allgemein-ethnographische Abtheilung enthält Volkstrachten ohne Figuren, 155 an der Zahl; Gegenstände des häuslichen Lebens, wie Werkzeuge, Gefäße, musikalische Instrumente u. s. w., überhaupt 564 Nummern, darunter Modelle von Gebäuden 69, Werkzeuge 274; ferner Sammlungen von Volksliedern, landschaftliche Darstellungen, Albums, Zeichnungen, Photographieen u. s. w. Die Gegenstände des häuslichen Lebens sind an verschiedenen Orten der Ausstellung bei den entsprechenden Figuren aufgestellt. Die dritte oder anthropologische Abtheilung umfaßt: eine Sammlung von Menschenschädeln und Gebeinen sowohl aus der Gegenwart wie aus früherer Zeit, eine Sammlung von anatomischen Präparaten, anthropologischen Vorrichtungen, Alterthümern und Grabhügeln, und eine Sammlung alterthümlicher steinerner Werkzeuge.

*) Die Pariser Industrie-Ausstellung 1867. Blätter für Kunst, Industrie und Gewerbe. Nach Original-Mittheilungen bearbeitet.

Ueber das in ganz unerwarteter Weise sich gestaltende Leben der emanzipirten Neger in den Vereinigten Staaten schreibt ein New-Yorker Korrespondent der „Allg. Zeitung": Die über alle Erwartungen rege Betheiligung der Neger an der politischen Bewegung überrascht Jedermann. Der Unterschied zwischen Sklaven, die in einer Republik, und Sklaven, die in einem absolutistischen Staat geboren und aufgewachsen sind, zeigt sich bei einer Vergleichung unserer schwarzen Amerikaner und der schwarzen Franzosen auf Hayti auffallend. Diese letztern sind, auch nach zwei Menschenaltern, noch nicht über den äffischen Glanz und Pomp und eine mit melodramatischen Phrasen verbrämte Unkultur hinausgekommen. Hingegen unterscheiden sich unsere schwarzen Neubürger fast in nichts von den Weißen gleicher Bildungs- und Gesellschaftsgrade; sie zeigen namentlich dasselbe praktische Geschick zur politischen Organisation, bauen ihre „Plattformen", fassen ihre „Resolutionen", bilden ihre Comités in ganz der nämlichen Weise wie andere Bürger, und bewähren dabei einen Takt, eine Achtung vor dem Gesetz und eine Disciplin, welche ihnen die entschiedensten Aeußerungen eines wohlwollenden Respekts von den Weißen erzwingen. Das übertrifft, wie gesagt, auch die im Norden gehegten Erwartungen. Die Selbständigkeit der Haltung, welche sie gegenüber den Emissären der nördlichen republikanischen Partei bewahren, mag diese sogar etwas unangenehm berühren. Wenn ein schwarzer Redner (das Reden aus dem Stegreif geht ihnen so glatt ab, wie den maulfertigsten weißen Amerikanern) erklärt: „Wir sind für unsere Befreiung dem Norden keinen besondern Dank schuldig. Denn nicht um unsert-, sondern um seinetwillen hat er die Sklaverei abgeschafft, und wir haben dafür auf den Schlachtfeldern unser Blut vergossen. Wir sind quitt miteinander"; so trifft er damit einen recht wunden Fleck.

Berichtigung.

Wir begegnen so zahlreichen irreführenden Erwähnungen der Stellung des Herrn Dingelstedt zu unserer deutschen Shakespeare-Ausgabe, daß wir uns im Interesse der Wahrheit zu folgender Berichtigung gedrungen fühlen:

Herr Dingelstedt ist nicht der Herausgeber der betreffenden Ausgabe, sondern gehört ihr nur durch Betheiligung am Werke der Uebersetzung (5 Stücke), durch Bearbeitung einer Biographie Shakespeare's und einer literarisch-historischen Einleitung zu seinen Werken an.

Hildburghausen.

Das Bibliographische Institut.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — Berlin, den 1. Juni 1867. — [№ 22.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

Demnächst erscheint in unserm Verlage:

Geschichte
des
brandenburgisch-preußischen Staates
von Prof. F. Voigt,
Zweite verbesserte Auflage.
In zwei Theilen. 8.

Der erste Theil verläßt so eben die Presse und kostet 1 Thlr. Der zweite von gleichem Umfange und Preise erscheint in Kurzem.

Das Schulblatt für die Provinz Brandenburg hat die erste Auflage wie folgt beurtheilt:

„Der durch seine geographischen Arbeiten rühmlichst bekannte Professor F. Voigt hat nunmehr auch ein Geschichtsbuch folgen lassen, das sich durch gewissenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, sowie durch knappe, kernige und namentlich unpretentiöse Darstellung in gleichem Maße auszeichnet. Ueberall fühlt man, daß es dem Verfasser um die Sache und nicht um seine Person zu thun gewesen ist: die Wahrheit über die Eitelkeit!" (334)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, Berlin.

So eben complet erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen: (335)

1866
oder
Custozza und Königgrätz.
Historisch-romantische Enthüllungen
aus Oesterreichs neuester Geschichte.
15. Aufl. 3 Bände. gr. 8. 60 Bogen.
Preis 5 fl. ö. W. = 3 Thlr. 10 Ngr.

Die beispiellos günstige Aufnahme, welche diese historisch-romantische Schilderung der wichtigen Ereignisse des verflossenen Jahres in allen Kreisen gefunden, verbürgt die Gediegenheit des Buches.

A. Hartleben's Verlag in Wien und Pest.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gysbrecht van Aemstel.
Trauerspiel von
Joost van den Vondel
aus dem Jahre 1637.
Aus dem Holländischen übertragen durch
G. H. de Wilde.
8. Geh. 20 Ngr.

Das Trauerspiel „Gysbrecht van Aemstel" wird seit dem Jahre 1638, in welchem es zum erstenmale aufgeführt wurde, jedes Jahr um Weihnachten auf der Bühne von Amsterdam gegeben und ist ein echtes Nationaldrama der Holländer. Die vorliegende Uebertragung desselben durch de Wilde, der sich bereits als Uebersetzer zweier dramatischer Dichtungen aus dem Spanischen vortheilhaft bekannt gemacht hat, führt das Stück in gelungener Weise beim deutschen Publikum ein. (336)

Bei E. Steiger in New-York ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Californien.
Ueber dessen Bevölkerung und gesellschaftliche Zustände, politische, religiöse und Schulverhältnisse, Handel, Industrie, Minen, Ackerbau u. s. w.
Mit Berücksichtigung
der Minen-Regionen der benachbarten Staaten und Territorien.
Von (337)
Karl Kühl.
Mit einer
Karte von Californien, Nevada 2c.
und einem
Plane von San Francisco,
nebst Karte der Umgebung.
291 Seiten gr. 8°. Preis 3 Thaler.

So eben erschien: (338)

Christoph Scheurl's Briefbuch.

Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation und ihrer Zeit. Herausgegeben von Franz Freiherrn von Soden, fürstlich Schwarzburgischem Oberstlieutenant a. D. zu Nürnberg, und J. K. F. Knaake, Lehrer und Prediger am Cadettenhause in Potsdam. Erster Band. Briefe von 1501 bis 1516. 11½ Bogen in gr. 8°. Preis: geh. 1 Thlr.

Vorstehend angezeigte Briefe, handschriftlich früher im Familienarchiv des Herrn Professor von Scheurl in Erlangen, jetzt im Germanischen Museum zu Nürnberg befindlich, hier zum ersten Male veröffentlicht, werden sicherlich jedem Freunde und Forscher jener großen Zeit ein willkommener Beitrag zur Würdigung derselben sein. Der Correspondent, als Syndicus der Deutschen in Bologna, als Professor in Wittenberg, als Rechtsbeistand in Nürnberg, stand mit Teutleben, Staupitz, Carlstadt, Spalatin, Amsdorff, Eck und Cochleus, ja selbst mit Luther und Melanchthon in freundschaftlichem Verkehr, und verdient somit, mehr als bisher der Geschichtsforschung für die Zeit der Reformation zugänglich gemacht zu werden.

Potsdam, Mai 1867.

Gropius'sche Buchhandlung, A. Krausnick.

So eben erschien in unserem Verlage:

REDE AUF SCHINKEL
gehalten (339)
vor der Festversammlung
des Architekten-Vereins zu Berlin
am 13. März 1867
von **Herman Grimm.**
Velinpapier. gr. 8. geh. 7½ Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

**Neue Erscheinungen
der französischen Literatur.**

Aimard, G., Les chasseurs mexicains, scènes de la vie mexicaine. In-18 jésus. 3 fr.
Borchard, Dr. M., Etudes sur le Mecklembourg et sur la question allemande. In-8.
Challamel, A., Mémoires du peuple français depuis son origine jusqu'à nos jours. T. 3. In-8. 7 fr. 50 c.
Chenot, L., Gabrielle de Saint-Ferjeux. In-18 jésus. 3 fr.
Chevalet, E., Histoire politique et militaire de la Prusse depuis ses origines jusqu'à 1867. In-18. 3 fr. 50 c.
Clamageran, J. J., Histoire de l'impôt en France. 1. Partie. In-8. 7 fr. 50 c.
Du Camp, M., Les forces perdues. In-18 jésus. 3 fr.
Fallue, L., Intrigues politiques des princes du sang sous l'administration des cardinaux de Richelieu et Mazarin. In-18.
Féval, P., La pécheresse. In-18 jésus. 3 fr.
Fontanès, E., Le christianisme moderne, étude sur Lessing. gr. in-18. 2 fr. 50 c.
Gagneur, M. L., Le calvaire des femmes. In-18 jésus. 3 fr.
Gautier, L., Les épopées françaises: étude sur les origines et l'histoire de la littérature nationale. T. 2. In-8.
Gondrecourt, A. de, Le pays de la soif. In-18 jésus. 3 fr.
Horn, J. E., L'économie politique avant les physiocrates. In-8. 6 fr.
Huguet, Terribles châtiments de révolutionnaires ennemis de l'Eglise, depuis 1789 jusqu'en 1867. In-12. 2 fr. 50 c.
Labarte, J., Histoire des arts industriels au moyen âge et à l'époque de la renaissance. Tome 4. In-4. et in-8.
Lacombe, Fr., Histoire de la Papauté depuis son origine jusqu'à nos jours. Tome 1. Formation de la monarchie pontificale. In-8.
Lanfrey, P., Histoire de Napoléon I. T. 1. In-18 jésus. 3 fr. 50 c.
Littré, E., Etudes sur les barbares et le moyen âge. In-8.
Marie, J., Essai sur la condition civile des femmes.
Monnier, F., L'instruction populaire en Allemagne, en Suisse et dans les pays scandinaves. gr. in-8. 7 fr. 50 c.
Musset, A. de, Oeuvres posthumes. In-18 jésus. 3 fr. 50 c.
Noailles, Marquis de, Henri de Valois et la Pologne en 1572. 3 vols. In-8. Chaque vol. 7 fr. 50 c.
Sand, G., Oeuvres choisies. Le dernier amour. In-18 jésus. 3 fr.
Sclopis, F., Marie-Louise-Gabrielle de Savoie reine d'Espagne; études historiques. In-8. 6 fr. (340)

Für Freiligrath.

Es gilt einem deutschen Dichter, dessen Lieder wiedertönen von den Lippen der Knaben, wie aus den Seelen der Männer, der in glutvollen Bildern die Fremde gefeiert und in treuem Herzen die Heimath getragen, der für den Zorn das schneidigste Wort und den sanftesten Laut für die Liebe gefunden: es gilt Freiligrath.

Die schweizer Bank, deren Londoner Geschäft er leitete, hat diese Filiale aufgegeben und damit ist ihm die bürgerliche Thätigkeit, welcher er — ein selten Beispiel unter den Poeten — seit langen Jahren emsig und gewissenhaft sich hingab, entzogen. Er steht an der Schwelle des Greisenalters und der Lebensunterhalt, den er einer zahlreichen Familie stets mit Ehren geboten, ist ein unsicherer und schwieriger geworden.

Da ist es Zeit, daß die Nation eintrete und sich ihrer Pflicht erinnere, daß sie in dem Lebenden sich selber ein Denkmal stifte, daß sie ihren Sänger ehre, wie sie ihre Helden ehrt.

Die Unterzeichneten sind zusammengetreten, um Berlin zur Theilnahme an diesem Nationaldank aufzufordern. Sie erbieten sich, Beiträge in Empfang zu nehmen, über die ihrer Zeit öffentliche Rechnung abgelegt werden soll.

Berlin, 24. Mai 1867. (342)

Andreack, Schlosser, Artilleriestr. 2. M. Anhelm, Kfm., Französische Str. 62. H. Augustin, Kfm., Kappenplatz 7. C. Becker, Prof., Schadowstr. 11. Beniemann, Büreauchef, Torfstr. 34. Berlin, Stadtv., Landsberger Str. 22. Bernhardt, Stadtv., Neue Königsstr. 60. Bernstein, Red. d. Volkeztg., Dessauer Str. 7. Dr. Danziger, prakt. Arzt, Kurstr. 5. Delbrück, Stadtv., Markgrafenstr. 46. Franz Duncker, Abg., Potsdamer Str. 20. Dr. Eberty, Abg., Genthiner Str. 2. L. Eichborn, Kfm., Wilhelmsstr. 57. Eister, Stadtv., Große Frankfurter Str. 124. J. Ernst, Kfm., Besselstr. 14. Dr. K. Frenzel, Schriftsteller, Lindenstr. 112. Dr. Georg Friedländer, prakt. Arzt, Oberwasserstr. 11a. W. Geyzer, Schulvorst., Chausseestr. 92. Ad. Glosbrenner, Red. d. Montags-Ztg., Krausenstr. 37. Dr. Göschen, Stadtv., Georgenstr. 44. Haiske, Stadtv., Anh. Communication 5. Dr. Loth. Heffter, Köpnickerstr. 159. Hennicke Charité- und Karlsstr.-Ecke. v. Hennig, Stadtrath, Lützowerwegstr. 44aa. Dr. Hermes, Chemiker, Ritterstr. 35. Herm. Herz, Kfm., Dorotheenstr. 1. W. Herz, Kfm., Königsstr. 30. Heyl sen., Stadtv., Thiergartenstr. 10. Dr. Holthoff, Sanitätsrath, Artilleriestr. 7. von Holtzendorff, Prof., Victoriastr. 29b. Heppe, Abg., Lützower-Ufer 1. Dr. Joh. Jacoby, Abgeordneter, Dorotheenstr. 13. Jansen, Buchdruckereibesitzer, Stralauer Str. 39. Fürst, Komm.-Rath, Chausseestr. 48. Kochhann, Stadtv.-Vorsteher, Alexandrinenstr. 77. H. Kochhann, Kfm., Baudelstr. 7. F. W. Krause, Geh. Komm.-R., Leipziger Str. 45. Krebs, Buchbinder, Vors. d. Arb.-Vereins, Pallisadenstr. 23. Kunde, Stadtv., Ritterstr. 52c. G. Lamprecht, Kaufm., Markgrafenstr. 20. Dr. Langerhans, prakt. Arzt, Köpnicker Str. 121. v. d. Leeden, Hauptmann a. D., Königin-Augustastr. 51a. Jos. Lehmann, Redakteur des Magazins für die Literatur des Auslandes, Matthäikirchstr. 17. Ad. Liebermann, Fabrikbesitzer, Köpenickerstr. 8. Dr. Lindner, Red. d. Voss. Ztg., Breitestr. 8. Dr. Löwe-Calbe, Abg., Wilhelmstr. 86. Meyer Magnus, Stadtrath, Bellevuestr. 8. Heinr. Marckwald, Kfm., Französische Str. 33d. May, Bezirksvorsteher, Linienstr. 233. Mecklenburg, Oberlehrer, Adalbertstr. 33. Dr. Meyen, Red. der Berl. Reform, Wasserthorstr. 49. Jacques Meyer, Fabrikbes., Köpenicker Str. 18. M. S. Meyer, Kfm., Platz an der Bau-Akademie 4. Mohr, Musikdirektor, Potsdamer Str. 97. Obst, Stadtv., Adlerstr. 14. Dr. Oldendorf, prakt. Arzt, Jerusalemer Str. 11. L. Parisius, Kreisrichter a. D., Dresdener Str. 115. R. Parrisius, Bankdirektor, Wilhelmsstr. 50. J. Plathe, Bankier, Breite Str. 6. Dr. Gust. Rasch, Schriftsteller, Dessauer Str. 38. Ferd. Reichenheim, Kfm., Unter den Linden 6a. G. Reichert, Fabr., Hagelsberger Str. 7. Reuter, Stadtv., Brüderstr. 3. Eugen Richter, Assessor a. D., Kochstr. 38. Dr. Rieß, prakt. Arzt, Rosenthaler Str. 32. Dr. Max Ring, Schriftsteller, Köthner Str. 14. Romstädt, Stadtv., Wasserthorstr. 65. Runge, Stadtrath, Matthäikirchstr. 12. E. Schlieper, Kfm., Friedrichsstraße 94. Dr. Alexis Schmidt, Red. d. Spen. Ztg., Adalbertstr. 30. Schneider, Kfm., Markgrafenstr. 26. Edw. Schulz, Musikdir., Anh. Communication 31. Fr. Spielhagen, Schriftsteller, Matthäikirchstr. 16. Dr. Straßmann, prakt. Arzt, Friedrichsstr. 142. Dr. Tappert, Stadtv., Wollstr. 89. G. Thölde, Kfm., Oberwasserstr. 11. v. Unruh, Abgeordn., Chausseestraße 7. v. Voerst, Abgeordn., Bellevuestr. 14. Dr. Virchow, Abgeordn., Schellingsstr. 10. Dr. Wiß, Red. der Berl. Reform, Charlottenstr. 12. Dr. G. Weiß, Red. der „Zukunft", Prinzenstr. 44. Al. Wolff, Stadtv., Spandauer Str. 17. Dr. Zabel, Red. d. Nationalztg., Französische Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Die Aufklärung eines historischen Mysteriums aus unserm Jahrhundert.*)

Die königliche Kabinetsordre, welche die Auflösung des „sittlich-wissenschaftlichen Vereins" befiehlt, trägt das Datum des 31. December 1809, und am 15. Januar 1810 fand in Königsberg die letzte Generalversammlung statt. Noch leben Männer, die jenem Bunde angehört haben, und doch war über ihn, selbst bei den preußischen Geschichtschreibern, keine genauere Kenntniß zu erlangen, als wir uns etwa heute noch über die eleusinischen Mysterien verschaffen können, bis im Jahre 1850 Johannes Voigt's „Geschichte des sogenannten Tugendbundes oder des sittlich-wissenschaftlichen Vereins" erschien. Voigt hat Privatakten nicht benutzen können; in welcher Ausdehnung und unter welchen Bedingungen ihm die officiellen Aktenstücke der Königsberger Regierung zur Verfügung gestellt wurden, die seine Quelle bilden, das läßt sich natürlich nicht ermessen; daß aber Voigt trotz seiner unbezweifelten Gewissenhaftigkeit nicht durchweg Richtiges gebracht hat, bewiesen schon die durch sein Werk hervorgerufenen „Beiträge zur Geschichte des sogenannten Tugendbundes &c.", in denen 1852 ein ehemaliges Mitglied, der Geheimerath (allerdings außer Diensten) Georg Bärsch, manche Widerlegungen und Berichtigungen bringen konnte. Die Vervollständigung endlich des Voigt'schen Buches bringt abschließend und selbständig das unten angezeigte bescheidene Werk, mit welchem der Herausgeber nicht allein seinem Vater, dem eigentlichen Verfasser, ein schönes Denkmal errichtet, sondern auch den lebhaften Dank jedes Vaterlandsfreundes verdient und dem Geschichtsforscher ein künftig nicht zu übergehendes Quellenwerk geliefert hat. Mußte der Herausgeber vielleicht die Veröffentlichung so lange verschieben, bis auch er seinem Titel ein a. D. hinzufügen konnte?

Mit Erstaunen und mit Achtung vor der sittlichen Tüchtigkeit, der Vaterlandsliebe und dem politischen Blick des Häufleins wackerer und gebildeter Männer muß es uns erfüllen, wenn wir sehen, daß dieselben die socialen Aufgaben des ganzen neunzehnten Jahrhunderts nach ihrem gesammten Umfange in dessen erstem Jahrzehend erfassen. Wie naiv uns auch heute die Zuversicht erscheinen mag, die Lösung dieser Aufgaben könne durch einen Verein herbeigeführt werden: ohne die Begeisterung, welche das Ziel höher steckt, als es schließlich erreicht wird, wäre eben auch das Erreichte nimmer möglich geworden, welches dann dem kühleren Sinn so unzureichend scheinen will. Das lehrt die jüngste deutsche Geschichte, das die Geschichte der Befreiungskriege. In der ersteren wird man, wenn der Glanz der Waffenthaten die Augen des Beurtheilers nicht mehr in solcher Nähe blendet, die Akten des Nationalvereins nicht übersehen, und noch mehr ist für das Verständniß des Jahres 1813 und — der auf die Befreiungskriege folgenden Reaktionsperiode die Geschichte des sogenannten Tugendbundes Voraussetzung und, zum Theil recht überraschende, Belehrung.

Den vielbespöttelten Namen Tugendbund hat der Verein nie geführt; sein eigentlicher Stifter, Lehmann der Vater, hatte ihm den Namen „Tugendverein" gegeben, wobei der Philologe die Tugend als altrömische virtus in ihrem ganzen Umfange auffaßte: „im Sinne der Tapferkeit", nicht, als sei es ein Verein von Tugendhaften, sondern ein solcher, der auf das Gute der Mitglieder und anderer Menschen hinwirken sollte. Auf der gedruckten „Verfassung" steht der auf Vorschlag des Professor Krug angenommene Name: „Gesellschaft zur Uebung öffentlicher Tugenden, oder der sittlich-wissenschaftliche Verein". Interessant ist nebenbei, daß unsere überzahlreichen „wissenschaftlichen Vereine" diesen bis dahin völlig ungebräuchlichen Titel von ihm entlehnt haben. Unterordnung unter Gesetz und Regierung, aufrichtigste Loyalität lag durchaus im Wesen des Vereins, dessen Constituirung beschleunigt wurde, „um ein Gegengewicht gegen eine Revolution fertig zu haben."

Die ziemlich complicirte Verfassung des Vereins können wir hier nicht auseinandersetzen, doch ist bemerkenswerth, daß bei jeder Ortsabtheilung, „Kammer" genannt, ausdrücklich ein „Censor" bestellt war, eine Art Regierungsbevollmächtigter und Staatsanwalt, dessen Pflicht es war, durch seinen Einspruch jeden Beschluß sofort ungiltig zu machen, welcher etwa gegen Gesetze und Verordnungen der Regierung verstieß, oder geeignet schien, dem Ansehen der Behörden Eintrag zu thun. So war denn auch dem Könige und dem Staatsminister Freiherrn von Stein die Stiftung angezeigt und das Grundgesetz mitgetheilt, und eine Art königlicher Sanction erlangt; keine Sitzung durfte geheim, nicht einmal bei verschlossenen Thüren, gehalten werden; Politik war ausgeschlossen. Mitgliederverzeichnisse, Statutenänderungen, Beschlüsse, Alles, Alles mußte der Regierung mitgetheilt werden. Der Verein hatte in Königsberg Suppenanstalten eingerichtet, Erwerbslosen Arbeit verschafft, den verunglückten Landwirthen an der Passarge namhafte Unterstützungen zukommen lassen, und — am 31. December 1809 wurde er durch königliche Kabinetsordre aufgelöst, „nach dem eigenen Wunsche mehrerer (!) Mitglieder", was „ohne alles öffentliche Aufsehen, aber vollständig" zu geschehen habe; auch sollten „die Censurbehörden keine Schriften und Aeußerungen über die ganze Angelegenheit zum Druck gelangen lassen". Dem Prinzen von Hohenzollern, „Obercensor des Vereins", schickten die Minister Graf Dohna und Beyme diese an sie gerichtete Kabinetsordre mit einem Begleitschreiben, in welchen das patriarchalische Regierungs-Bewußtsein sich dem beschränkten Unterthanen-Verstande gegenüber zu folgendem Satze herabläßt: „Die Mitglieder dieses Vereins werden bei einer näheren Erwägung aller Umstände selbst einsehen, daß der Staat durch Auflösung dieses ihnen selbst lästigen Vereins **ihnen eine wahre Wohlthat erwiesen hat.**"

Stein war ja in Ungnaden entlassen, und gleich diesem ging doch der Verein, statt sich zu erinnern, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht ist, von der unbequemen Thatsache aus, welche der gute Kaiser Franz mit den klassischen Worten anerkannte: „Schaun S', die Völker bedeuten halter jetzt auch was!" Der Hinnahme dieser Thatsache aber widersetzte sich die gute alte Schule der Staatsweisen mit allen Kräften; so lange der Befreiungskrieg währete, ließ man geschehen und pflückte die Frucht, ohne den Boden anzuerkennen, auf dem sie gewachsen war, und nach der Aernte beeilte man sich, den „Völkern" zu Gemüthe zu führen, daß solche Anerkennung keineswegs stattgefunden habe, und daß der Bibelspruch: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden", nur gilt, so lange gedroschen wird. So wurde denn 1816 das Verbot aller Veröffentlichungen

---

*) Der Tugendbund. Aus den hinterlassenen Papieren des Mitstifters, Professor Dr. Hans Friedrich Gottlieb Lehmann. Herausgegeben von Professor Dr. August Lehmann, Königl. Gymnasial-Director a. D., Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Berlin, Haude- und Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling), 1867.

in Sachen Tugendverein erneuert, welches freilich der Unbefangene für durch die Ereignisse erloschen halten konnte. Lehmann hatte wirklich geglaubt, das Andenken des Vereins sei durch die loyale Volkserhebung rehabilitirt, und jenes Verbot jetzt zwecklos und unwirksam: er hatte die Akten, Correspondenzen, Mitglieder-Verzeichnisse gesammelt, einen Abriß der Geschichte des Vereins dazu geschrieben, kurz: das Werk vollendet, welches uns jetzt vorgelegt wird. In Folge jenes erneuten Verbotes mußte es damals ungedruckt bleiben. Lehmann dachte 1816 noch, wie er am 4. Mai 1808 in seiner Eröffnungsrede gesprochen hatte, welche begann: „Meine Herren! Der Mensch soll frei sein. Diese Wahrheit ist der innerste Pulsschlag seines Herzens. Er soll nicht warten, bis das Gute, wonach ihn banget, von außen zu ihm komme, sondern er soll es von sich ausgehen lassen." Ja, das hätte nach der Erdweisheit der Staatsweisen heißen müssen: „Der Unterthan soll gehorsam sein. Die Befolgung dieses Gebotes wird ihm die Ruhe des Gemüths bewahren. Nach dem Guten soll ihm nie bangen, am wenigsten soll er ohne Befehl es von sich ausgehen lassen, sondern warten, bis die Regierung es an ihn bringe." Aus diesem Gesichtspunkte allein ist vor dem Kriege die Auflösung des Tugendvereins, wie nach demselben die Demagogensuche und was ihr folgte, als nothwendige Consequenz zu begreifen.

Die Mehrzahl der Leser dieses Blattes wird sich die Lektüre des wichtigen Werkchens nicht versagen; wir können daher die Geschichte des Vereins, die Mitgliederliste, seine Zwistigkeiten mit den Logen und die Bestimmungen seiner Gesetze übergehen. Was der Gesellschaft sich vorwerfen läßt, das ist nicht schwer zu finden; der Herausgeber deutet es in seiner zusammenfassenden Einleitung zum großen Theil offen genug an. Wie umfassend aber der Zweck des Bundes war, wie klar der Blick seiner Mitglieder auf alle Verhältnisse gerichtet, in denen es zu bessern gab, das mögen die Kategorien zeigen, nach denen statutenmäßig die Mitglieder sich in die Arbeit theilen sollten:

Erste Abtheilung, der Erziehung.

1. Klasse, der körperlichen Erziehung.

(§. 17. Jedes Mitglied der Gesellschaft, welches Vater ist, verpflichtet sich, nicht nur seine Kinder zur Gymnastik, besonders zur Uebung kriegerischer Fertigkeiten anzuhalten, sondern auch auf die allgemeine Einführung derselben in allen Schulen*) zu dringen &c.)

2. Klasse, der wissenschaftlichen und sittlichen Bildung.

(§. 34. Auf Universitäten sollen Freivereine der Studenten unter dem Namen: „der deutsche Bund", angelegt werden, welche den Orden, Landsmannschaften, den Rohheiten, Duellen und Unsittlichkeiten entgegen arbeiten, und die Aufrechterhaltung deutscher Sitten, kräftiger Natur, vernünftiger Freiheit und schicklichen Sinnes, ingleichen die Uebung in den Waffen und die Ausbildung menschlicher, sowohl körperlicher als geistiger, Schönheit zum Zweck haben.)

3. Klasse, der pädagogischen Literatur.

Zweite Abtheilung, der Volksbildung.

1. Klasse, der Kirchenzucht.

2. Klasse, der öffentlichen Spiele und Volksfeste.

(§. 73. Die Vermehrung und Veredlung der Volksfeste gehört zur Aushilfe des Wohlseins eines Volks.

*) 1808!

§. 74. In die Spiele und Ergötzlichkeiten des Volks soll mehr Sinn in Beziehung auf das Allgemeine gebracht werden.

§. 85. Mit diesen Festen sollen öffentliche Spiele und Prüfungen der Jugend im Laufen, Lasttragen, Werfen, Springen, Schießen, Schwimmen und Reiten verbunden werden. (Turn- und Schützenfeste!)

§. 87. Es soll eine Pflanzschule junger Krieger angelegt, und zu derselben jeder Offizier des Vereins eingeschrieben werden. (Also Jugendwehr!)

3. Klasse, der Volksaufklärung.

(§. 94. Die Aufklärung des Volks über seine sittlichen wie seine Zwangspflichten und Rechte, über seine gemeinschaftlichen Bestimmungen und Vorzüge, soll durch die mündliche Belehrung der Mitglieder, besonders in den Freivereinen bewirkt werden.

§. 95. Zur Einheit des Wirkens soll jedoch eine periodische Volksschrift unter dem Titel: „der Volksfreund", unter Autorität des Vereins, herausgegeben werden.

§. 99. Der Verein wird sich Einfluß auf die Zeitungen zu verschaffen suchen, um in denselben den Geist der Wahrheit und Anständigkeit herrschend zu machen.)

Dritte Abtheilung, der Literatur und Kunst.

Vierte Abtheilung, des Volkswohlstandes.

(§. 112. — Ihre Mitbürger darauf hinzuführen, sie den Werth, Gebrauch und Erfolg ihrer eigenen Anstrengungen genauer kennen zu lehren, vor Allem aber die Kraft der Einheit und gemeinschaftlicher Thätigkeit einleuchtend zu machen, soll die vorzüglichste Sorge der Mitglieder dieser Abtheilung sein. (Also das Genossenschaftswesen!))

1. Klasse, der Landwirthschaft.

(§. 123. Die Theilnahme des Publikums soll immer mehr von der Unterstützung und Begünstigung der Müßiggänger abgezogen, und für die Unterbringung zur Arbeit gewonnen werden.)

2. Klasse, der Manufakturen und Gewerbe.

(§. 125. — Der Verein soll die Männer von weiblichen Geschäften abziehen und für die schwierigeren Productionen gewinnen.

§. 127. Unverschuldet verarmte Handwerker sind durch Beschaffung des Handwerkszeugs aufzuhelfen, und ihnen Arbeit und Absatz zuzuwenden.

§. 128. Die Mitglieder dieser Klasse suchen sich Eingang und Einfluß auf die Zünfte und Korporationen zu verschaffen, um aus diesen das theils dem Gewerbebetriebe, theils der Sittlichkeit Nachtheilige zu verbannen.)

3. Klasse, des Handels.

Fünfte Abtheilung, der äußern Polizei.

(§. 140. — Dem hilf- und arbeitlosen Zustand entlassener Verbrecher soll durch Unterbringung in Fabriken und bei Privatleuten, vorzüglich bei Mitgliedern, und durch deren Aufsicht möglichst abgeholfen werden.)

Sechste Abtheilung, der innern Polizei und Ausbreitung.

(§. 172. Sobald sich in andern Provinzen Deutschlands der Verein ausbreitet, darf nach der Oertlichkeit und Verfassung solcher Länder an den einzelnen Bestimmungen des Gesetzes geändert werden.

§. 173. Doch müssen die Kommissäre hierzu autorisirt sein, und die Hauptrichtung des Vereins — Werkthätigkeit in öffentlichen Tugenden — darf nie verändert werden.)

Geschichtliche Rettungen sind in unsern Tagen nichts Ungewöhnliches: kaum Eine dürfte, trotz der unverhehlten Schwäche mancher Bestimmungen und Einrichtungen, vollkommener gelungen sein, als hier, wo nur die Sachen selbst sprechen, die des sogenannten Tugendbundes. Wenn irgendwohin, paßt bei der Mißgunst der äußern Verhältnisse auf ihn das Wort: In magnis voluisse satis est.

Friedrich Hasenow.

England.

Celtische Sagen und die Fenier-Revolution.

Vor mehr als funfzig Jahren brachten die Gebrüder Grimm eine reiche Ader alter Sagen-Poesie aus der Tiefe des deutschen Volkes an's Tageslicht und begründeten damit zugleich eine ganz neue Wissenschaft, die seitdem von verschiedenen Völkern mit mehr oder weniger Glück und Gewinn an Gold der Poesie cultivirt wird. Ein Verzeichniß von Büchern mit volksthümlichen Sagen und Geschichten, welche in Spinnstuben und sonst aus mündlichen Quellen gesammelt wurden, läßt sich wohl schon zu einem ziemlich langen Katalog ausdehnen. Besonders haben außer den Deutschen die Engländer viel aufzuweisen. Schon vor vierzig Jahren veröffentlichte Robert Chambers eine hübsche Sammlung von „Popular Rhymes of Scotland", die 1858 bedeutend vermehrt in neuer Auflage erschienen. Aber ihm war die Originalquelle, nämlich die alte gaelische Sprache, die noch jetzt in abgelegenen Gegenden von den Celten in Schottland, Wales und Irland gesprochen wird, unzugänglich. Erst Dr. Mac Leod sammelte echte gaellische Legenden und veröffentlichte sie in der Ursprache. Ein altes Volkssagenbuch aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts in der Sprache der alten Kimri von Wales geschrieben, wurde von Lady Charlotte Guest herausgegeben, und das 1862 erschienene Book of the Dean of Lismore, zuerst 1512 in Schottland geschrieben, enthält unter Anderem viel gaelische Baladen fenischen Charakters, welche zum Theil die jetzigen Fenier in Irland begeisterten, und das in Irland ziemlich populäre Book of Leinster, ursprünglich ein Manuscript auf Pergament aus dem zwölften Jahrhundert, enthält irländische Sagen und Ossianische Reime. Ein irländischer Wagenbauer, der 1865 starb, hatte fast sein ganzes Leben hindurch alte Sagen aus dem Munde des Volkes gesammelt, geschrieben und verkauft.

Sein bekanntestes Buch: Bolg an tslathair*) of Patrice o Dala, enthält zweihundertundvier enggeschriebene Seiten alter irländischer Geschichten, Gebete, fenischer Poesie und Prosa und „Ein Lied von dem großen Narren". Diese und andere Bücher umfassen nur einen kleinen Theil der alten Sagen und mythischen Geschichten, welche sich noch heute unter den Celten von Nord-Schottland, Wales und Irland von Mund zu Mund fortpflanzen, und von den sogenannten gebildeten Klassen Englands wenig beachtet wurden. Erst die Ossianische Gesellschaft, welche sich 1853 in Dublin bildete, sammelte und veröffentlichte systematisch alle fenische Gedichte, Sagen und Romanzen, welche ein neues Licht auf die sogenannte fenische Periode der Geschichte warfen. Sie hat bis jetzt sechs oder sieben Bände herausgegeben und besteht aus beinahe tausend Mitgliedern, die mit zwölf ähnlichen Gesellschaften bis Amerika und Australien in Verbindung stehen.

*) Schmutzbündel.

Vor acht Jahren erschien in England eine Uebersetzung von neunundfunfzig Geschichten, welche unlängst vorher von Asbjörnsen und Moe aus dem Munde des Volks in Norwegen gesammelt worden waren. Der Uebersetzer, Mr. Dasent fügte eine Uebersetzung von dreizehn Geschichten hinzu, die er sich von einer westindischen Amme hatte erzählen lassen. Er wußte, daß die Neger Westindiens viele Sagen und Traditionen ihrer Vorfahren aus Afrika lebendig unter sich fortpflanzen, und daß die sogenannten Ananzi-Geschichten bei Nachtfestlichkeiten der Schwarzen erzählt wurden. Er wußte es, weil er als Kind mit einer schwarzen Amme und zwischen Negern Westindiens aufgewachsen war. Das Kind las die ersten Diamanten und Perlen dieser Art von Poesie zuerst von den Lippen seiner Amme zusammen; der erwachsene Mann grub und tauchte danach mit besonderer Wißbegier und machte dabei die Erfahrung, daß solche, von Mund zu Mund fortlebende Geschichten noch jetzt von Ammen den Kindern vornehmer Leute und von Irländern während ihrer Festlichkeiten noch mitten in London mit großem Eifer vorgetragen werden. Und erst nach dem Ausbruche der neuesten fenischen Revolution machten Staatsmänner und Gerichte die Entdeckung, daß diese ihre Hauptnahrung aus diesen alten Quellen der Volkspoesie gezogen hatte, obgleich schon durch die Nurse Tales das literarische Publikum Englands auf die poetischen Schätze der Celten und deren patriotischen, resp. revolutionären Werth aufmerksam gemacht und viele bewogen worden waren, in dem alten Kehricht wie der goldene Müll-Mann in Dickens „Our Mutual Friend" nach goldenen Schätzen zu graben. In den Jahren von 1860 bis 1862 erschienen aus dem Gaelischen übersetzt vier Bände alte Volkssagen von J. F. Campbell. Sie waren aus dem Munde noch Gaelisch sprechender Hochschotten gesammelt worden. Diese pflegten, wie sie es noch heute thun, sich ziemlich regelmäßig zu versammeln, bloß um diesen Geschichten zu lauschen, welche von alten Frauen und Männern, die weder lesen noch schreiben konnten, noch Englisch verstanden, aus Erinnerung und Ueberlieferung erzählt und so lebendig fortgepflanzt wurden. Er fand dieselben Geschichten mit unwesentlichen Abweichungen in den verschiedensten englischen Orten, wo sich Celten aus Hochschottland, Wales oder Irland niedergelassen hatten, auch unter englischen Kindern mit irländischen Ammen. Um so viel wie möglich davon zu sammeln, berief er eine Art von Meeting ganz in der Nähe des Parlamentsgebäudes zu London und löste zwei Kesselflickern den Mund so weit, daß sie neue alte celtische Geschichten in ihrem gebrochenen Englisch zum Besten gaben, so daß sie der gelehrte Uebersetzer der Nurse Tales aufzuschreiben und zu bearbeiten im Stande war.

Es folgten mehr englische Sammler, und die Presse schenkte dieser neuentdeckten alten Mine der Poesie vielfache Aufmerksamkeit, aber Niemand hielt sie für besonders wichtig. Hoch und Niedrig, Reich und Arm, Angelsachsen und Celten arbeiteten in den verschiedenen Schichten der Literatur und des Lebens und Niemand bekümmerte sich viel um diese Mine, bis sie plötzlich als fenische Revolution barst. Und auch dann noch wollten die Staatsmänner Irlands noch nicht einmal die Existenz dieser populären Volksmacht anerkennen, welche Steffens mit großer diplomatischer Kunst zu benutzen und zu beleben verstand. Englische Minister wollten noch nicht an die irländische Verschwörung glauben, als sie schon ziemlich reif war. Und doch hatte schon 1860 der Sammler gaelischer Sagen entschieden darauf aufmerksam gemacht, daß man in Irland unter dem gemeinen Volke Prophezeiungen daraus für politische Zwecke verbreitet habe, und bereits drei Jahre vorher schrieb John Hawkins

Simpson: „Die Gesänge Oisins oder Ossians entzücken noch jetzt die Bauern in den westlichen und südwestlichen Theilen Irlands; für sie giebt es kein größeres Fest, als den Erzählungen von den alten Kriegern ihres Heimatlandes zu lauschen, von Fionn Mac Cumhal, Goll, dem Sohne Morni's und Osgur. Schon beim Klange dieser Namen blitzen ihre Augen auf und in den Gesichtern spiegeln sich Stolz, Zärtlichkeit und Trauer. Obgleich wir uns nicht auf die historische Wahrheit dieser Heldengeschichten verlassen können, sind sie doch nicht durchaus Fabel und sollten von englischen Staatsmännern nicht als ganz inhaltlos übersehen werden, da die Namen Fenir, Goll oder Gaul, Fionn, Oisin oder Ossian und Osgur noch heutzutage theure Haus- und Herzensnamen in den Hütten von Hunderttausenden von Irländern sind.

Heuer, zehn Jahre später, spielten bekanntlich diese irländischen Legenden und Mythen eine beinahe weltpolitische Rolle. Ein echt celtischer Mythus, spielte auf dem Welttheater die bekannte fenische republikanische Revolution. Die Ammenmärchen und fabelhaften Helden uncultivirter Hüttenbewohner sind nicht nur in Irland und mitten in England, sondern auch in Amerika und Australien tausendweise Fleisch und Blut geworden und haben sich geharnischt und in modernster militärischer Weise zur Herstellung einer großen Republik bewaffnet. Die großartige Revolution kann zwar als vorläufig wieder unterdrückt angesehen werden, aber keine militärische Kriegskunst und keine staatsmännische Weisheit ist im Stande, die fabelhaften alten Helden und fenischen Revolutionsideen aus den Köpfen dieser Celten zu verbannen. Es ist daher wohl der Mühe werth, sie etwas näher kennen zu lernen. Die vollständigsten Materialien dazu hat unlängst ein literarisch gebildeter Irländer aus den verschiedensten lebendigen Quellen geschöpft und gereinigt und als Buch herausgegeben. Die Legenden und Sagen der irländischen Celten von Patrick Kennedy*) sind zum Theil aus den tiefsten Schichten celtischer Bevölkerung in allen Theilen Irlands und selbst mitten in London aus dem Munde alter, zahnloser, Tabak rauchender, irischer Höckerweiber herausgelockt werden. Mit vielen diplomatischen Kunststücken und schlechtem Gaelisch, sowie durch zahlreichen Ankauf von Apfelsinen gelang es endlich, eine alte Irländerin aus Kerry, welche neben der Westminsterabtei zu London dreißig Jahre lang Obst verkauft hatte, zu bewegen, einige ihrer alten poetischen Schätze aus der Heimat zum Besten zu geben und von Fionn und seinen Heldenthaten und Abenteuern zu erzählen. Auch ein Maurerhandlanger aus Irland in London ließ sich nach und nach fünf von Kennedy's Geschichten ablocken, wobei er mehrere Verse und Reime von Fionn und seinen Helden und der Popularität derselben in Irland zum Besten gab. Durch diese und andere Mittel kam er endlich in den Besitz der Schätze, welche er durch sein Buch der Welt zugänglich gemacht hat und zu der Ueberzeugung, daß Fionn und seine Helden in Irland, den schottischen Hochlanden und Inseln und selbst vielen Theilen Amerika's und Australiens viel populärer sind, als einst in Deutschland, Frankreich und der Bretagne die Sagenpoesie von Diedrich von Bern, Karl dem Großen und König Arthur. Für die irländischen Revolutionäre wurden die fenischen Mythen mächtige Hebel, große uncultivirte Massen zur Empörung zu begeistern und zur Wiedergewinnung einer fabelhaften, alten, heroischen Freiheit

Der Kern des fenischen Sagenkreises ist nach Kennedy folgender: „Ein irischer König Cumhail fällt in einer großen Schlacht und ein nachgeborner Sohn Deimne, Sohn einer geheimnißvollen Dame, wächst im Verborgenen zu einem großen, armen und verachteten, in Felle und Lumpen gekleideten Jungen auf. Aber er ist ein starker und muthiger Kerl mit tüchtigen Muskeln und schönem Gesicht und erhält deshalb den Beinamen Fionn (der Schöne, Blonde). Freilich kann er weder lesen noch schreiben. Um so mehr wurde er das Ideal der irländischen Volksmassen, welche dies eben so wenig können. Sie fühlen sich unterdrückt, aber stark, spüren Lust, sich zu empören, theils weil sie Kampf und Abenteuer lieben, theils um ihre alte mythische Herrlichkeit wieder zu gewinnen und zu verwirklichen. Sie wissen, daß Beförderung auf den Thron eines mythischen Königreichs in ihrer alten Sagenpoesie weniger wunderbar ist, als nüchterne Thatsachen im neuen Amerika, wo ein Schneidergeselle, der ebenfalls weder lesen noch schreiben konnte. im weißen Hause zu Washington über eine ganze Menge Republiken regiert. Dieser empfängt dort fenische Deputationen mit vieler Sympathie. Das Gerücht davon verbreitet sich unter Millionen von Irländern in der alten und neuen Welt. So ist es leicht erklärlich, daß unwissende, bloß von romantischer Fenier-Poesie begeisterte Jungen mit starken Herzen und Gliedern unter ihren Lumpen ebenfalls hoffen, einen republikanischen Präsidentenstuhl oder die alte irische Königskrone zu gewinnen. So werden sie tausendweise Rebellen und Fenier und hoffen durch Zauberei große, mächtige und weise Männer zu werden, wie ihr Urbild und Ideal Fionn. Dieser wird ja auch nicht durch mühseliges Lernen, sondern durch einen magischen Fisch plötzlich sehr weise, staatsmännisch und ein großer Held. Er ist ein natürliches Genie. Er erhebt sich schnell zum höchsten Heldenthume durch eine Verschwörung und Rebellion und Entthronung des Eroberers aus der Fremde. Er wird das Oberhaupt einer Armee von Kriegern, die es sich zur Pflicht gemacht haben, ihr befreites Heimatland gegen neue Eroberer zu schützen. Er ist durch und durch Patriot. Nach vielen Abenteuern, welche in alten Manuscripten und Büchern erzählt werden und seit Jahrhunderten in den schottischen Hochlanden und in den gaelisch sprechenden Distrikten Irlands sich lebendig von Mund zu Mund fortpflanzen, hat Fionn mit seinen Anhängern oder Feniern viel Unglück, das sich in der Schlacht bei Gabhra zu einer tragischen Climax steigert. Sie fallen Alle in diesem Kampfe; aber Mythen sterben nicht; sie wandern nur aus über das Wasser auf die Insel der Jugend, von welcher sie siegreich und stark zurückkehren. Deshalb hat auch das transatlantische Element in dem fenischen Sagenkreise und der jetzigen fenischen Revolution nicht nur in der Wirklichkeit, sondern noch mehr in der Phantasie und sogar an der nüchternen Börse eine nicht unbedeutende Rolle gespielt.

Freilich auch ausgespielt. Die neueste celtische Erhebung zur Befreiung und sogar zur Republikanisirung des alten Heimatlandes ist durch einige Compagnien Soldaten und Policemen und durch Zerwürfniß und Verrath im eigenen Lager wohl bereits ziemlich gründlich niedergeworfen worden. Fionn der Schöne ist auch diesmal gefallen: er hatte gar zu feige und häßliche Genossen, die in dem alten Sagenkreise der Celten wie unter den modernen Irländern gar zu stark vertreten sind. Der alte Typus dieser modernen Fenier ist nicht Fionn, sondern Conan Maol, der Heide, der heimtückische Mörder, der Gott des Zerwürfnisses, der Renommist und Skandalmacher, von welchem Kennedy aus seinen Originalquellen viel mehr Verbrechen und Schurkereien zu erzählen weiß, als von Fionn Tugenden und Heldenthaten.

*) Legendary Fictions of the Irish Celts collected and narrated by Patrick Kennedy. London, Macmillan and Co., 1866.

An diesem Conan-Geiste ging die fenische Revolution zu Grunde, so daß die Engländer nicht viel mehr zu thun hatten, als die zerstreuten, kopflosen Massen vollends auseinander zu treiben, einige Häupter vor Gericht zu stellen und die im feindlichen Lager Gefallenen zu begraben.

Dabei bleibt das ganze Ereigniß immer eine merkwürdige Erscheinung der Culturgeschichte. Diese ganze Revolution mit ihren vielfachen Verzweigungen durch die ganze alte und neue Welt, wo Irländer wohnen, zog ihre geistige Hauptnahrung aus uralten Mythen und Sagen, welche dadurch für die moderne Welt überhaupt und für alle Völker, welche aus der Poesie ihrer Vorzeit Ideale für moderne Bestrebungen schaffen, eine neue Bedeutung gewonnen haben.

Auch wir Deutsche haben einen Theil unserer alten Geschichte mythen- und sagenhaft verdichtet und sie gewissermaßen zu Idealen für unsere politischen Bestrebungen erhoben. So schlummert seit Jahrhunderten halb wach blinzelnd unser altes Kaiser- und Einheits-Ideal mitten in den Schätzen und Kleinodien der alten deutschen Reichsherrlichkeit innerhalb des Kyffhäusers und wartet auf ein Zeichen vom deutschen Volke, wieder zu erwachen, hervorzuschreiten und auf den für ihn bereiteten Thron zu steigen. Aber wir haben auch unseren Conan, obwohl von etwas modernerer Geburt und Erziehung: das Produkt unserer Schwäche und Gutmüthigkeit. Der Deutsche, der bald erröthend, bald erblassend, an alle die Verbrechen glaubt, welche ihm von Polizeibehörden und Staatsanwälten zur Last gelegt werden, obwohl er sie nie begangen hat, ist immer froh, wenn er mit einem blauen Auge, einer Geldstrafe, einer neuen Belastung mit Steuern, davon kommt. Unser Conan ist der deutsche Michel. H. B.

Schweden.

Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens.*)

Der Altmeister in der nordischen Alterthumsforschung hat unter dem vorstehenden Titel einen Nachtrag zu seinem berühmten Werke über dasselbe Thema herausgegeben, das in unserem Blatte schon eingehend besprochen worden ist (s. Nr. 8) 1864. Dieser ziemlich umfangreiche Nachtrag reiht sich dem Hauptwerke würdig an und bildet eine nothwendige Ergänzung desselben, da hier ausführlich behandelt ist, was dort oftmals nur angedeutet oder in Aussicht gestellt wurde; überdies sind die hier behandelten Stoffe auch für Nichtforscher, schon wegen der beigegebenen vortrefflichen Abbildungen, von Interesse. Besonders eingehend verweilte der Verfasser bei dem berühmten Steinmonument Stonehenge in Wiltshire (England), indem er gleichzeitig auf die Ueberreste eines muthmaßlich ähnlichen Denkmals der grauen Vorzeit in Halland (Schweden) hinwies. Er ist der Ansicht, daß das Monument Stonehenge oder „Steingalgen" ein Werk der Phönizier sei und seine Erklärung am besten findet, wenn man es für einen Sonnentempel, die nächste Umgegend aber für einen großartigen, ehemals geweihten Todtenacker und gewisse Trümmer auf diesem für eine Rennbahn hält. Seine Ansichten belegt der vielgereiste und tiefgelehrte Forscher selbstverständlich mit historischen Vergleichen und mit Hinweisen auf anderweitige Alterthümer; er bekennt sich auch zu der Meinung, daß des Hekatäus Insel der Hyperboräer keine andere, als Großbritannien sei. Sehr belehrend und anziehend ist die Gegenüberstellung phönizischer und keltischer Alterthümer, der Beweis, daß zwischen Druiden und Baalspriestern ein großer Unterschied bestand, weshalb es irrig ist, in England und Frankreich immer von druidischen Monumenten durchweg, statt von phönizischen und keltischen zu sprechen. Einen Irrthum begeht der Verfasser aber doch wohl auf S. 92, woselbst er von einer britischen Insel spricht, auf der semitische Bachanten ihre Orgien noch zur Römerzeit feierten. Diese Insel wird von (unseres Wissens) sämmtlichen Forschern an der Westküste Frankreichs gesucht. Auf S. 78 scheint ein Rechenfehler vorzuwalten, denn ein Schritt kann nicht zu 5, sondern höchstens zu 3, eigentlich nur zu 2¼ Fuß gerechnet werden, deshalb hätte der torre del gigante auf Gozzo nicht 125, sondern etwa 70 Fuß im Durchmesser, was auch mit anderen Beschreibungen stimmt. Die Gallier, die Hirpi oder Irpi, welche nicht Druiden sein konnten, die phönizischen Schriftdenkmäler, die nachweislichen und die muthmaßlichen Grabstätten der Phönizier in Europa, die europäischen Kupferwerke der Phönizier und das schreckliche Schicksal ihrer eingeborenen Bergwerkssklaven, die verschiedenen Bronzemischungen, die Herkunft des Zinn's, die ledernen Münzen, gewissermaßen „Wechsel", die ledernen Boote der alten Orientalen und Nordländer, welche noch in den welschen coracles nachleben sind ausführlich behandelt und durch Abbildungen erläutert.

Für Ethnographen wird die Abhandlung über die im Norden immer noch angezündeten Baals- oder Balderfeuer gewiß willkommen sein und für gebildete Leser ohne Ausnahme müssen die Beschreibungen, Vergleiche und Abbildungen der Balderstei..e, „Baalssteine" und der christianisirten oder vielleicht von vornherein für christliche Gebräuche bestimmten „Weihwassersteine", die sich im Norden finden, interessant sein. Naturforschern dürfte der Abschnitt, der vom Gefrieren des Meerwassers handelt, welchen Prozeß bekanntlich Nilsson, wie so vieles Andere, ergründet hat, recht willkommen sein, um so mehr, als der diesmaligen Auseinandersetzung des Vorganges das glaubwürdige Zeugniß von Fischermeistern und anderen mit dem nordischen Meere vertrauten Männern zur Seite steht. Durch dieses Gefrieren des Meeres erklärt Nilsson die von Pytheas beobachtete Erscheinung, um derenwillen er grade von seinen Zeitgenossen zum Charlatan gemacht worden ist und bei der Nachwelt einen großen Theil seiner Glaubwürdigkeit verloren hat. Hinsichtlich der dänischen Bernsteinfunde, wobei er bona fide den Angaben des Dänen Werlauff folgt, können wir dem Verfasser nicht beipflichten, denn wir halten diese Angaben für entschieden übertrieben, denn der dänische Sandflug-Inspecteur Andresen hat uns hinsichtlich der Bernsteinfunde in Jütland eines anderen belehrt in seinem Werke „Om Klitternes Dyrkning, Klitvæsenets Beskrivelse ꝛc." (Kopenhagen 1861) und scheint uns vollkommen zuverlässig, weshalb wir sein Werk Archäologen noch wegen anderer Beobachtungen empfehlen. Recht unangenehm wird es für manche Herren sein, daß Nilsson in seinem Buche auch einen Widerruf des alten Thomsen abdruckt, in welchem dieser den Import bronzener Schwerter gewissermaßen einräumt und dadurch dem in Dänemark und im Obotritenlande componirten System einen leisen Stoß versetzt. Dem Nilsson'schen Nachtrag sind recht viele Leser zu wünschen.

*) Ein Versuch in der comparativen Ethnographie und ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechtes, von S. Nilsson. Aus dem Schwedischen übersetzt. Hamburg, Otto Meißner.



Frankreich.

Die Pariſiade.

Neben der unbändigen, ungeheuren Induſtrie- und Kultur-Ausſtellung Merkurs auf dem Marsfelde offenbart ſich Paris ſelbſt literariſch, wiſſenſchaftlich, in Kunſt und Leben auf die großartigſte und brillanteſte Weiſe in mehreren reich illuſtrirten ſtarken Bänden. Dieſer mehrbändige Paris-Guide iſt durch ungefähr zweihundert Mitarbeiter mit den erſten Größen in allen Zweigen der Literatur, den großen Verlegern Lacroix, Verboeckhoven u. Co. zunächſt auch unbändig geworden, ſo daß ſie ſich genöthigt ſahen, die beſtimmte Seitenzahl zu vergrößern und den Termin der Vollendung hinauszuſchieben. Doch werden die zweitauſend Seiten mit einer Menge Illuſtrationen wohl im Laufe der nächſten Wochen in vier ſtarken Bänden ziemlich zugleich fertig werden und erſcheinen. Sie umfaſſen unter den Haupttiteln Wiſſenſchaft, Kunſt, Leben und Univerſal-Ausſtellung Alles, was das welthiſtoriſche Paris aus der Vergangenheit in der Gegenwart und beſonders für die Zukunft bietet. Die Einleitung von Victor Hugo iſt das brillanteſte und poeſiereichſte Friedensmanifeſt für alle Völker Europa's und vielleicht die großartigſte poetiſche Schöpfung dieſes dichteriſchen Giganten. In der wiſſenſchaftlichen Abtheilung finden wir Louis Blanc als Geſchichtsmaler des alten Paris, Eugène Pelletan als Hiſtoriker und Topographen der Weltſtadt, E. Fournier als Führer durch die berühmten hiſtoriſchen Häuſer. Die wiſſenſchaftlichen und literariſchen Inſtitutionen ſind von Ernſt Renan (das Inſtitut und die fünf Akademien), Sainte Beuve, Berthelot, E. Littré, die Gelehrten und Lehranſtalten von J. Michelet, Dr. Puſchet, A. Guillemin, J. Peyronnet, Ch. Laboulaye, Huillard-Bréholles, Firmin Didot u. ſ. w. in ausführlichen geiſtvollen Eſſays geſchildert worden. Die Kunſt wird durch Théophile Gautier, Paul de Saint Victor, Paul Mantz, Léon Renard, Charles Blanc, Edgar Quinet, Alexander Dumas den Sohn, Emile Augier, Neſtor Roqueplan u. ſ. w. mit ſo viel Begeiſterung, Genauigkeit, Licht und Feuer geſchildert und beſungen, daß das Louvre-Muſeum, der Luxemburg-Palaſt, die Kunſtſammlungen, das Palais Royal, die Tuilerien, das Hotel de Ville, die Monumente, Triumphbogen, das Pantheon, die verſchiedenen chriſtlichen Kirchen mit Notre-Dame in der Mitte, die proteſtantiſchen, griechiſchen, jüdiſchen und ſogar mohamedaniſchen Gotteshäuſer, die Tempel der tragiſchen und komiſchen Muſe, in Theatern, die Kunſt- und Wiſſenſchaftsſchulen, die Werk- und Cultusſtätten der Induſtrieen und Künſte und unzählige andere Anſtalten, von deren Bedeutung wir vorher zum Theil noch gar keine Ahnung hatten, ſich als eine reiche Wunderwelt der höchſten Beſtrebungen und glänzendſten Ergebniſſe in unabſehbaren Palaſtreihen vor unſeren ſtaunenden Augen aufbauen. Endlich kommt das Leben in Paris und die Ausſtellung, worin unter der jetzt zum Theil verkannten und Napoleoniſch gefärbten Oberfläche ein ſo großer Reichthum von geſundem Sinn und Leben, von welthiſtoriſcher Thatkraft und Zukunft im Geiſte des Weltfriedens und wahrhafter ſchöner Kultur nachgewieſen wird, daß wir gern an die zum Theil übertrieben klingenden dithyrambiſchen Prophezeiungen und Weiſſagungen Victor Hugo's glauben, der mit ſeinem Friedensmanifeſte wie ein heiliger inſpirirter Prophet an der Spitze der glänzenden Schaar von Mitarbeitern einherſchreitet und Europa einladet, in die Weltſtadt einzutreten, die das Privilegium beſitzt, europäiſche Thaten zu thun.

„Alle hohen Geiſtesregungen des neunzehnten Jahrhunderts ſind von hier ausgegangen; während ſechsunddreißig Jahren der Freiheit iſt hier — von 1815 bis 1851 — der Kongreß der Intelligenz verſammelt geweſen und alle großen Fragen der Zeit ſind hier zur Sprache gebracht, unterſucht und im Sinne der Freiheit entſchieden worden — Paris iſt eine brennende Fackel —; eine brennende Fackel hat ihren eigenen Willen. Nachdem Paris 1789 die politiſche Revolution begonnen, hat es 1830 die literariſche Revolution durchgeführt: die Wiederherſtellung des Gleichgewichts zwiſchen dem Bereich der zur That gewordenen Idee und dem Gebiet des reinen Denkens." — „Paris iſt Schule der Vernunft und Gerechtigkeit; die Völker mögen nur kommen und ihre Seelen in dieſen Strudel des Lebens tauchen; ſie mögen kommen, das Hotel de Ville zu verehren, aus welchem das allgemeine Stimmrecht hervorging; das Inſtitut mit ſeinen fünf großen Akademien, das bald eine Umgeſtaltung erfahren und uns den unentgeltlichen, obligatoriſchen Unterricht geben, das Louvre, welches uns die Gleichheit, und das Marsfeld, das uns die Brüderlichkeit gewähren wird. An anderen Orten ſchmiedet man Waffen; Paris iſt die Schmiede der Ideen —." Letztere Behauptung wird uns ganz beſonders überraſchen. Wir ſind durch die Luxemburgerei und den Kriegsfuſel der Pariſer Zeitungen ſo betäubt worden, daß wir uns unter Frankreich und Paris faſt nichts Anderes mehr dachten, als anderthalb Millionen eroberungswüthige Soldaten mit mörderlichen Chaſſepots und noch gräßlicheren Kugelſpritzen. Victor Hugo und faſt die ganze Schaar von berühmten Schriftſtellern hinter ihm laſſen ſich dadurch ebenſowenig in ihrem Urtheile von dem durchaus friedlichen, den Weltfrieden proklamirenden, ſogar verbürgenden Paris ſtören, wie der Botaniker eine Eiche nach der Miſtel, oder der Philologe ſeinen Cicero nach der Kichernerbſe auf deſſen Naſe beurtheilt. Der Krieg und die ſcheinbare moderne Lüderlichkeit in Paris ſind bloß Schaum auf einer klaren, edlen Grundlage. Wir werden ſtaunen über die herrlichen Lichter, in welchen uns der überſchwengliche Dichter Paris und ſeine Miſſion zu zeigen und zu erklären ſucht. Wir überſetzen bloß nachfolgende Stelle:

Der Beruf von Paris.

„Der Beruf von Paris iſt Ausſtreuung von Ideen.

Mit unerſchöpflicher Hand Wahrheiten über die Welt verſtreuen, iſt ſeine Pflicht und es erfüllt ſie. Die Pflichterfüllung iſt ein Recht.

Paris iſt ein Säemann. Wo ſäet er? In der Finſterniß. Was ſtreut er aus? Lichtfunken. Alles, was in den Geiſtern hier und da aufflammt, iſt das Werk von Paris. Die prachtvolle Feuersbrunſt des Fortſchritts wird von ihm angefacht und ohne Aufhören iſt es damit beſchäftigt. Als Brennmaterial wirft es den Aberglauben, den Fanatismus, den Haß, die Dummheit, die Vorurtheile hinein. All' dies Dunkel nährt die Flamme, ſteigt empor und verbreitet ſich als Licht. Daher die wachſende Erleuchtung der Geiſter. Die Jahrhunderte ſind es vor Allem, in denen Paris in der Vernunftverbreitung ſiegreich fortſchreitet, die Civiliſation nach allen Himmelsſtrichen ausſendet und den Menſchen die Freiheit des Gedankens gewährt: im 16. Jahrhundert durch Rabelais, trotz der Tonſur; im 17. Jahrhundert durch Molière, trotz Verkleidung und Maske; im 18. Jahrhundert durch Voltaire, trotz des Exils.

Rabelais, Molière und Voltaire, dieſe Dreieinigkeit der Vernunft — man verzeihe mir den Ausdruck — Rabelais der Vater, Molière der Sohn, Voltaire der Geiſt; dies dreiſtimmige

Phänomen — gallisch im 16., human im 17., kosmopolitisch im 18. Jahrhundert — das ist Paris.

Aber auch Danton müssen wir dazu zählen (!).

Paris ist gleichsam der Mittelpunkt, in dem sich das Nervenleben der Erde concentrirt; wenn es schaudert, schaudern wie Alle.

Es ist verantwortlich, aber sorglos und bringt durch eigene Schuld seine Größe in Gefahr. Nur zu oft begnügt es sich mit der Freude — athenienfischer Freude in den Augen des Geschichtsschreibers, olympischer Heiterkeit in den Augen des Dichters.

Zuweilen ist diese ein Fehler, zuweilen eine Macht. Sie kommt der Vernunft zu Hilfe.

Im jetzigen Augenblick, da der Krieg im Anzuge ist, spottet Paris des Krieges. Der barsche Commando-Ton bringt es zum Lachen. Guter Anfang! Es ist zwar eine Lustigkeit der Vorstadt, aber Paris hat viel vom Wesen seiner Vorstädte. Seit das Korporalthum aufgehört hat, eine Größe Frankreichs zu sein und eine Größe Deutschlands(?) geworden ist, kann Paris nach Belieben darüber spotten. Dieser Spott ist heilsam; wir werden die Folgen desselben sehen.

In den „Abfällen der Geschichte", einem lebensvollen, inhaltreichen Buche, heißt es: „Eines Tages liebte Heinrich VIII. seine Gemahlin nicht mehr; daraus entstand eine neue Religion." Ebenso wird es einst heißen können: Eines Tages liebte Paris die Soldaten nicht mehr; daraus entstand die Heilung vom Militärismus.

Das Korporalthum ist der Absolutismus. Der Despotismus ist ein Paradoxon. Die absolutistische militärische Allmacht beleidigt den guten Geschmack.

„Wir wollen das auspfeifen", sagt Paris, und es zieht einen Schlüssel aus der Tasche — den Schlüssel der Bastille."

Doch wir müssen, um diese Stelle zu verstehen, das ganze Friedensmanifest des alten Poeten kennen lernen. Dazu findet sich bald in allen Buchhandlungen Gelegenheit. Das Manuscript von Clara v. Glümer nicht übersetzt, sondern mit Begeisterung übertragen, befindet sich eben unter einer großen Berliner Dampfpresse und wird in diesen Tagen als besondere Broschüre und Pionier des ganzen großen Werks über Paris erscheinen oder erschienen sein. Es wird darin, wie im Originale, die Einleitung bilden. Das Uebersetzungs- und Verlagsrecht für das ganze Werk ist von einer neuen Berliner Buchhändler-Firma, R. Lesser, erworben worden, welche die verschiedenen Bände zum Theil in wohlweislicher Abkürzung und Auswahl der interessantesten Stoffe kurz hintereinander erscheinen lassen wird. Wir finden dann wohl Gelegenheit, genauer auf den literarischen und kulturhistorischen Werth des großen und glänzenden Unternehmens einzugehen.

Belgien.

Eine katholische Geschichte der Philosophie.*)

Es liegt uns der Anfang einer ausführlichen Geschichte der Philosophie von einem belgischen Theologen vor. Die zwei ersten Theile, die bis jetzt erschienen sind, umfassen die Geschichte der alten Philosophie und zwar der Chinesen, Indier, Griechen und Römer, bis zu den letzten Neuplatonikern, Proclus und seinen Nachfolgern. Wir können an dem Werke den Fleiß und die übersichtliche Ordnung rühmen, womit der Verfasser seinen Stoff zusammengetragen und dargestellt hat. Er erkennt den Deutschen den Ruhm zu, die Ersten gewesen zu sein, die eine vollständige Geschichte der Philosophie geliefert haben. Jacob Brucker's Historia critica philosophiae ist ihm ein monumentales Werk von ungeheurer Gelehrsamkeit, aber mangelhafter Methode. „Brucker, meint er, ist zwar Protestant, aber doch ein aufrichtiger Christ." Den Nachfolgern Brucker's: Tiedemann, Tennemann und Heinrich Ritter, wirft er vor, daß sie die Wichtigkeit der Philosophie der Kirchenväter und der Scholastiker des Mittelalters zu wenig gewürdigt haben. „Wenn man", sagt er, „kaum die Elemente der christlichen Lehre kennt, wie soll man da die halb theologischen, halb philosophischen Spekulationen der katholischen Theologie begreifen?" Aehnliches rügt er an dem Franzosen Degerando und Cousin's Allgemeine Geschichte der Philosophie nennt er einen glänzenden, aber zuweilen etwas oberflächlichen Abriß.

Unter allen neueren Philosophen ist es Hegel, gegen den der Verfasser am Meisten eingenommen erscheint. Hegel ist ihm der Meister der Sophistik des 19. Jahrhunderts, der moderne Heraklit, nur daß die Sophistik des Berliner Philosophen spitzfindiger, gelehrter und vollständiger ist, als die des dunkelen Denkers von Ephesus. Und doch war es Hegel, der in seiner Religionsphilosophie, nicht unähnlich den von unserem Verfasser so sehr bewunderten Scholastikern des Mittelalters, den geistigen Gehalt der specifisch christlichen Dogmen als identisch mit dem Ergebniß der spekulativen Philosophie nachzuweisen versucht hat, indem was dort in der Form einer Geschichte, hier in der Weise des Begriffes dargestellt werde. Aber freilich unserem Verfasser macht es einen bedeutenden Unterschied, von welchem confessionellen Standpunkte aus man christlich philosophirt.

Sehr richtig unterscheidet er in der Einleitung den persönlichen Gott, wie ihn schon die erste Zeile der Bibel als den Schöpfer des Himmels und der Erde bezeichnet, von dem Begriffsgott der antiken und modernen Philosophen. Jener persönliche Gott kann jedoch ebenso wenig ein Gegenstand philosophischer Spekulation sein, wie jede andere Persönlichkeit, und wenn sich im Laufe der Zeit eine jüdische und christliche Philosophie herausgebildet hat, so geschah dies erst, nachdem durch fremde Dogmen und Philosopheme die ursprüngliche Gottesanschauung der Hebräer getrübt worden war. So nur konnte eine theologische Philosophie und eine philosophische Theologie entstehen und sich entwickeln. Man hat in der neuesten Zeit, statt die Theologie philosophisch oder die Philosophie theologisch zu begründen, den richtigeren Weg eingeschlagen, die theologischen Dogmen der historischen Kritik zu unterwerfen, sie als geschichtliche Thatsachen zu betrachten und zu erklären. Das ist auch das einzige Mittel für Jeden, der sich ihnen nicht gläubig hingeben kann, zu dem richtigen Verständniß ihrer Bedeutung zu gelangen; sie aber zur Basis philosophischer Spekulation und zum Prüfstein philosophischer Wahrheit zu machen, zeugt von einer Verkennung sowohl des Wesens der Religion, wie des der Philosophie. Es geschieht Beiden kein Dienst damit, wenn wir die Eine zur Magd der Anderen erniedrigen; jede möge in ihrem Reiche unabhängig selber herrschen. E. M.

---

*) Histoire de la philosophie. Philosophie ancienne par N. J. Laforet, Docteur en théologie, Camérier de Sa Sainteté, Recteur magnifique de l'Université catholique de Louvain. Tom. I et II. Bruxelles, Victor Devaux, 1867.



Polen.

Fürst Jablonowski, Gründer der nach ihm benannten gelehrten Gesellschaft in Leipzig.

Der fruchtbare Kraszewski hat die polnische Literatur wieder mit einem neuen Werke bereichert. Seine Thätigkeit beschränkte sich aber diesmal auf Herausgabe und Correctur der Schrift. Er hat nämlich vor ungefähr einem Jahrzehend in Wolhynien ein Manuscript aus der Zeit des letzten polnischen Königs aufgefunden und veröffentlicht es nun unter dem Titel: „Anekdotenhafte Denkwürdigkeiten aus der Zeit Stanislaw August's.*)

Das Buch selbst enthält siebzehn Skizzen der berühmtesten Persönlichkeiten, welche um die Zeit des Unterganges der polnischen Republik eine hervorragende Stellung einnahmen und bietet gleichsam Coulissen-Geschichten der damaligen polnischen Aristokratie, denn der überwiegend größere Theil der geschilderten Personen gehört den höchsten Ständen an. Der Verfasser ist wahrscheinlich ein gewisser Cieszkowski, der in Podolien ansässig war und in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebte. Er kannte persönlich alle die, von denen er in seinem Buche meist wahrheitsgetreue Skizzen entwirft, die hier und da historischen Werth haben, da sie die bekanntesten Männer jener Zeit meist nicht in ihrem öffentlichen, für die Welt berechneten Auftreten, sondern in ihrem Privatleben darstellen. Wir finden darunter einen Felix Potocki, den Begründer der Conföderation von Targowice, die Fürsten Czartoryski, den Fürsten Adam Poninski, den Fürsten Karl Radziwill, aber auch Thaddäus Kosciuszko. Diejenige Persönlichkeit aber, welche, außer dem zuletzt genannten, in Deutschland am meisten gekannt wird, ist Fürst Joseph Jablonowski, der Begründer der gelehrten Gesellschaft in Leipzig, so daß es wohl der Mühe lohnen mag, die ihn betreffende Skizze im Auszuge mitzutheilen.

Fürst Joseph Jablonowski, Wojewode von Nowogrod, zeugte aus seiner ersten Ehe mit der verwittweten Fürstin Sapieha eine Tochter Theophila, welche ebenfalls an einen Fürsten Sapieha vermählt wurde. Er ging später eine zweite Ehe ein mit einer armen Fürstin aus dem Hause Korybut-Woroniecki, welche zu Bialystok am Hofe der Gräfin Elisabeth Branicka, einer geborenen Fürstin Poniatowska, verweilte. Der Fürst lernte sie kennen, als er zu Besuch nach Bialystok gekommen war und beschloß sofort sie zu ehelichen, hauptsächlich wegen ihrer edlen Abkunft.

Als er nach seinem Erbschloß Lachowice zurückgekehrt war, schickte er, gleichsam wie ein souveräner Fürst, eine förmliche Gesandtschaft nach Bialystok mit der Erklärung, daß, da er beschlossen, die Mitra der Fürsten Woroniecki zu neuem Flor zu bringzn, er um die Hand der Prinzessin anhalte und sie nach Lachowice zu senden bitte. Man willfahrte ihm, schickte von Bialystock die Dame nach Lachowice in der zu diesem Zwecke von dem Fürsten gesandten prächtigen Equipage; es folgte sodann eine solenne Trauung und eine Hochzeitsfeier mit solchem Pomp, wie er nur dem Wojewoden möglich war. Aus dieser Ehe entsproß nur ein Sohn mit Namen Alexander.

Der Fürst hat unter die Zahl der Bewerber um die polnische Krone nach dem Tode August's III. gehört, und als unter russischer Protection Poniatowski zum Könige gewählt war, verließ er sein Vaterland gedemüthigt und zornig auf die ganze polnische Nation, weil dieselbe ihn nicht gehörig zu schätzen verstanden und wählte Leipzig zu seiner Wohnstätte. Hier verlieh ihm die Universität den Titel eines Ehrenmitgliedes und er begründete eine akademische Sozietät. Er wurde zu den öffentlichen Examen geladen und ließ mit seinem Stempel und entsprechenden Aufschriften versehene Medaillen im Werthe von 20 bis 50 Ducaten prägen, welche er unter die besten Studirenden als Prämien vertheilte. Aber endlich langweilte ihn diese Lebensweise; er kehrte daher auf seine Güter zurück und verübte da, hauptsächlich wenn er zu viel starke Getränke genossen, die sonderbarsten Curiosa.

Er ließ sich zu Lachowice, mitten in einem großen Teiche, auf einer Insel ein prächtiges Schloß bauen, welches zu seiner Residenz bestimmt war. Es befand sich in diesem Schlosse unter andern Gemächern ein Audienzsaal; denn es dünkte ihn, er sei ein souveräner Fürst und als solcher wollte er seine Rolle auf die imposanteste Weise spielen. Daher bestimmte er auch, daß am 19. März, dem Tage des heil. Joseph, seinem Namenstage, stets seine Gütrr verpachtet und die Pachtgelder bezahlt werden sollten. Dieser feierliche Tag wurde zu Lachowice auf folgende Weise begangen:

Um neun Uhr früh erschien der Fürst im Audienzsaal, kostbar gekleidet und bedeckt mit allen seinen Orden, umgeben von prächtig ausstaffirten Hofleuten, welche in seiner Einbildung als Kammerherren fungirten, und ließ sich auf einen mit goldenen Tressen verzierten Sammetstuhl nieder, welcher unter einem sammetnen Thronhimmel auf einer Estrade aufgestellt war, zu der drei Stufen emporführten. Der Adel, die Pächter seiner Güter, in Galakleidern und Wojewodschafts-Uniformen, hatten sich unterdeß im Vorzimmer versammelt und wurden einzeln angemeldet und vor das Antlitz des Herrn zur Audienz zugelassen. Jeder Pächter war verpflichtet, die jährliche Pachtsumme in Goldmünzrn in einem Beutel unter dem Arme zu bringen. Zuerst mußte er sich dreimal vor Sr. Durchlaucht verneigen, sodann die Wünsche und Gratulationen wegen des Namenstages in den schmeichrlhaftesten und auserlesensten Worten hersagen. Nachdem er seine Rede beendet, legte er den Beutel mit dem Gelde und einem Zettel, welcher besagte, wieviel derselbe enthielte, für welches Gut des Lachowice'schen Complexes, versiegelt mit seinem Petschaft, zu den Füßen des fürstlichen Thrones mit größter Devotion nieder und nachdem er die in bombastischen Worten abgefaßte Antwort vernommrn, stellte er sich an der Seite des Audienzsaales auf und wartete, bis alle Pächter dieselbe Ceremonie durchgemacht. Seine Gemahlin, die geborne Fürstin Woroniecka, mit dem Commissarius und Bevollmächtigten, war dieser Ceremonie ebenfalls unterworfen, da sie auch Güter von dem Fürsten pachtete; auch sie mußte also mit der Gratulation und dem Geldbeutel an den Fuß des Thrones treten.

Sobald die Audienz berndet und das Pachtgeld niedergelegt war, begab sich der Fürst, umgeben von seinen Pächtern, seinem Hofe und zahlreicher Bedienung nach der Schloßcapelle, wo eine feierliche Messe mit Musikbegleitung angrhört wurde. Sodann, ungefähr um 1 Uhr, kehrte er mit demselben Pomp nach seinen Gemächern zurück. Nebrn dem Speisesaal befand sich sein Cabinet mit kostbaren türkischen Teppichen ausgestattet, in welchem für den Fürsten ein prächtiger Lehnstuhl bereit stand und ein kleines Tischchen. Sobald der Fürst in dieses Cabinet ein-

*) Pamiętnik anegdotyczny z czasów Stanislawa Augusta z rękopismu wydany przez J. J. Kraszewskiego. Poznań, 1867.

getreten war, schloß man sofort die Thürflügel hinter ihm; die ganze Gesellschaft dagegen verblieb in dem großen Speisesaale. Der Fürst verweilte in seinem Cabinet ganz allein, oder wenn zufällig ein anderer Fürst, Wojewode, Castellan oder Hetman zu seinem Namenstage gekommen war, so empfing er ihn ebendaselbst. Aber dies kam selten vor, denn er hatte die Gesellschaft von seines Gleichen nicht gern.

Für alle sonstigen Gäste wurde das Mittagsmahl in dem großen Saale servirt, ja sogar seine Gemahlin speiste hier, wo man vergnügt die Zeit verbrachte; der Fürst hingegen in seinem besondern Cabinet genoß auf dem kleinen Tischchen sein Mahl aus Gold-, Silber- und Porzellan-Geschirr. Als während des Mahles der Toast auf sein Wohl ausgebracht werden sollte, öffneten sich die Flügelthüren seines Gemaches, die ganze Gesellschaft erhob sich unter Trompetenschall und Kanonendonner von ihren Sitzen und leerte die Becher auf das Wohl Sr. Durchlaucht; sodann dankte der Fürst der Gesellschaft, indem er auf ihr Wohl einen Humpen leerte und — die Thüren schlossen sich wieder.

Die Gesellschaft aß und trank lange. Der Fürst verfertigte unterdeß aus den Goldstücken, welche an den Stufen seines Thrones niedergelegt waren, einzelne Rollen zu je zehn, zwanzig und mehr Stücken, und als die Gesellschaft benachrichtigt wurde, daß er bereits durch eine Seitenthür sich in den Tanzsaal verfügt habe, erhoben sich Alle auf's Schleunigste, häufig schon stark benebelt und begaben sich zu ihm. Es wurde vor ihm ein Tisch hingestellt, auf dem jene Rollen mit den Ducaten aufgelegt waren. Die Kinder der Pächter traten nun einzeln an ihn heran; jedes trug ihm eine auswendig gelernte Beglückwünschungsrede vor, und er vertheilte unter sie jene Goldrollen, je nachdem ihm eine Rede mehr oder weniger gefiel. Jedes Kind war verpflichtet, die Hand Sr. Durchlaucht ehrerbietigst zu küssen. Hierauf begannen die Tänze; wenn der Fürst gut gelaunt war, so tanzte er selbst einigemal, und es war dies ein großer Beweis der hochfürstlichen Huld für diejenige Dame, mit der er ein Tänzchen aufzuführen geruhte. Die Gäste vergnügten sich bis tief in die Nacht. Abends war das Palais illuminirt, und auf dem Schloßhofe wurde ein Feuerwerk abgebrannt, welches in Transparenten und künstlichen Verschlingungen noch zur Verherrlichung seiner Glorie beitragen sollte. So wurde Jahr aus, Jahr ein nach demselben Ceremoniell der fürstliche Namenstag gefeiert.

Der Adel hingegen zog unermeßliche Vortheile aus dem Hochmuthe des Fürsten; obgleich jener ihm solche Ehrenbezeugungen erweisen mußte, ertrug er es dennoch und lachte ihn hinter seinem Rücken ordentlich aus: die augenblickliche Erniedrigung bot zu glänzenden Lohn dar, als daß man diesen hätte ausschlagen sollen!

Kam Einer der Adligen zu dem Fürsten nach Lachowice, so gestattete es die Wache nicht, daß er auf den Schloßhof fuhr; er mußte über die Brücke zu Fuß nach dem Schlosse gehen und in dem Vorzimmer angelangt, sich anmelden oder vielmehr um eine Audienz bitten. Selten aber wurde Jemandem die Gnade versagt, den Fürsten zu sehen, denn es höchst angenehm war, wenn er Jemandem eine Gunst bezeugen konnte, falls um dieselbe auf eine ehrerbietige Weise gebeten wurde. Aber wenn (wie dies häufig in einem republikanischen Lande vorkam) Jemand sich ihm trotzig und hochfahrend stellte, dann widerfuhr ihm entweder auch eine derartige Antwort, oder er wurde sogar in Arrest auf die Hauptwache abgeführt. — So ließ er einige Male seine eigene Tochter in Folge seines Aufbrausens und seines leicht verletzbaren Hochmuths auf die Hauptwache unter seinen Soldaten einsperren.

Trotzdem aber, daß seine Launen nicht leicht zu ertragen waren, hatte er stets einen zahlreichen Hofstaat um sich. Er ließ Jeden an seinen Hof, der nur ein ansprechendes Aeußere hatte, von Adel war und ihn darum bat. Es kam in Folge dessen häufig vor, daß er seine eigenen Hofleute nicht wieder erkannte. Wenn er über einen derselben sich erzürnte, so pflegte er ihn damit zu strafen, daß er ihm auf etliche Tage, Wochen oder sogar Monate verbot, sein Angesicht zu schauen. Ein so verurtheilter Hofmann verbüßte seine Strafe entweder in einem Seitengebäude der Schloßräumlichkeiten, oder häufiger auf einem in der Nähe von Lachowice gelegenen Gute. Der Fürst notirte regelmäßig den Tag, an welchem die Strafe festgesetzt war und den Termin, wann sie endigen sollte, und frug während ihrer Dauer häufig nach ihm.

„Was macht der N. N.? Ist er sehr traurig? Verspricht er sich zu bessern?" — Oft fügte er hinzu: „Ja, ja, s'ist eine große Strafe, das Antlitz des Herrn nicht sehen zu dürfen." — Nach verbüßter Strafe erschien der Delinquent traurigen Angesichts, bat den Fürsten um Verzeihung und versprach Besserung. Der Fürst hielt ihm eine lange Strafpredigt, und dieselbe endete gewöhnlich damit, daß er ihm ein Paar Pferde oder etliche 50 Ducaten schenkte. Die Hofleute ließen sich also abwechselnd vom Hofe verbannen, um dafür nachher ein schönes Geschenk zu bekommen.

In späteren Jahren überfiel den närrisch gewordenen Alten eine sonderbare Manie. Am hellen lichten Tage nämlich führte er allein in dem größten seiner Säle, wo die meisten Spiegel waren, ein sonderbares Schauspiel auf, nachdem er, fast ganz entkleidet, sich mit Ordensbändern aller Art behangen hatte. Er hielt nämlich ein Selbstgespräch über seine eigene Größe und Bedeutung, über seinen Verstand, sein Ansehen und die Achtung, die er verdiene.

Wer bin ich? sprach er. Ein Fürst, das ist zu wenig! — Ein Held und Minister, auch zu wenig! — Der König von Polen, noch nicht genug! — Ein Bischof und Kardinal, auch das ist zu wenig! — Ich bin der Papst, und dies ist noch nicht genug; gäbe es noch eine höhere Würde auf Erden, so würde mir auch die gebühren. — Da der Fürst diese seltsamen Gespräche häufig wiederholte, so horchte einmal Einer seiner Hofleute an der Thür und beschloß, sich einen Spaß zu machen. Er merkte früh an einem Tage, daß der Paroxismus wieder kommen würde; mit Hilfe eines Collegen kroch er auf den hohen Ofen, und versteckte sich da so gut er konnte. Nicht lange brauchte er zu warten, der Fürst kam im Hemde, mit allen seinen Orden, einen Schlafrock übergeworfen. Diesen warf er herunter, stellte sich vor einen großen Spiegel und begann seinen gewöhnlichen Monolog. Als er zu den Worten kam: Ich bin der Papst, schrie der Hofmann mit furchtbarer und verstellter Stimme ihn an: „Ein Narr sollte Ew. Durchlaucht sein, aber kein Papst." — Der Fürst, auf's Höchste über diesen schrecklichen, unerwarteten Ruf erschrocken, lief schnell aus dem Zimmer auf den Hof hinaus, blickte auf das Dach hinauf und sah dort unglücklicherweise einen Schornsteinfeger grade über jenem Zimmer. Im höchsten Zorn ruft er die Schildwache an: „Schieß' auf jenen Teufel!" Der Soldat schoß und traf den Schornsteinfeger tödtlich. Der Fürst aber war überzeugt, daß er einen Teufel habe tödten lassen. Voller Freude rief er: „So, so ist es recht; auch die Teufel sollen vor mir Ehrfurcht haben."

Dabei war er sehr gelehrt, seine zahlreichen Werke, welche er während seines Aufenthaltes in Leipzig verfaßt, erschienen im Druck und wurden hochgeschätzt. Später schrieb er auch Manches

und verfaßte Uebersetzungen in's Polnische, aber dies blieb ungedruckt. Er starb im 70. Lebensjahre allgemein betrauert, denn seine Tugenden und seine Kenntnisse übertrafen die Schwachheiten, denen er sich in späteren Jahren hingegeben.

Griechenland.

Der Aufstand auf Kreta.

Wie einst der Aufstand in Polen, so zeigt auch die Insurrection auf Kreta, daß wir trotz Eisenbahnen und Telegraphen noch immer im Zeitalter der Mythe leben. Während uns die griechischen Bülletins nun schon seit fast einem Jahre von blutigen Schlachten und Siegen der Freiheitshelden erzählen, wurde anfangs von der türkenfreundlichen Presse der Aufstand überhaupt in Abrede gestellt, dann als gänzlich ohne Bedeutung und nur durch den Zuzug revolutionärer Abenteurer unterhalten geschildert, und endlich zu wiederholten Malen seine vollständige Unterdrückung gemeldet. Daß er keineswegs vollständig unterdrückt ist, sondern im Gegentheil an Ausdehnung und Consistenz noch gewonnen haben muß, beweist wohl die Thatsache, daß die Pforte ihren besten oder vielmehr ihren einzigen Feldherrn, den berühmten Omer-Pascha, mit einem neuen Heere absendet, um die störrischen Insulaner zu Paaren zu treiben, und daß der Großwesir beinahe eingesteht, daß die Bewältigung des Aufstandes alle Kräfte und Mittel seiner Regierung in Anspruch nehme. Ueber die Natur des Kampfes selbst, über den Charakter der Insurgenten, über die Hilfsquellen, die sie in den Stand setzen, einem Reiche von 30 Millionen so zähen und erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen, ist jedoch so gut als gar nichts bekannt, und es ist daher von Interesse, endlich den Bericht eines jener englischen Korrespondenten zu haben, welche überall hineilen, wo von Staatsactionen jeder Art, seien es kaiserliche Hochzeitsfeierlichkeiten, die nach allen Regeln der militärischen Kunst geführten Operationen wohlgeordneter Armeen oder die obscuren Kämpfe haldwilder Stämme, zu erzählen ist. Der Korrespondent der „Daily News", der wir die nachstehende Darstellung entlehnen, ist offenbar für die Sache der Freiheitskämpfer eingenommen und geneigt, die Dinge in einem für sie günstigen Lichte anzusehen; daß aber solche Sympathieen der objektiven Wahrheit der Schilderungen im Großen und Ganzen keinen Eintrag thun, haben früher die Angaben der englischen Berichterstatter über den polnischen Aufstand bewiesen, welche dadurch nicht verhindert wurden, ihre Ueberzeugung von der Hoffnungslosigkeit der Schilderhebung auszusprechen, und aus deren Aufzeichnungen wir zur Zeit Mehreres in diesen Blättern mitgetheilt haben. Das erwähnte Schreiben ist aus dem Hauptquartier der Insurgenten, bei Herakleon, vom 20. April datirt, und lautet wie folgt:

„Die Schlacht von gestern war ein Beweis, daß außerhalb der Wälle ihrer seeumgürteten Festungen die Türken wenig Macht über Kreta besitzen. Sie wollen uns glauben machen, daß die Insurrection zu Ende ist, aber wenn sie die angeblich unterworfenen Distrikte besuchen wollen, so müssen sie sich den Weg dahin wie fremde Eroberer erkämpfen. Ein solcher Besuch war es, den sie gestern machen wollten — mit welchem Erfolg werde ich sogleich melden. Zuerst möchte ich jedoch einige Worte über das vortreffliche System der Vertheidigung nach Dörfern und Distrikten sagen, welches es den Patrioten Kreta's möglich macht, gegen überlegene Zahl und überlegene Disciplin anzukämpfen.

Es kann nicht davon die Rede sein, ein starkes Corps in jedem Bergpaß zu halten, und die Befestigung der Pässe steht mit der kretensischen Taktik noch mehr im Widerspruch. Das, worauf man sich in Kreta verläßt, ist die lokale Selbstvertheidigung, so fremd auch dieses Wort militärischen Ohren klingen mag. Jeder Distrikt hat seinen erprobten und kühnen Hauptmann, der gleichsam als Regimentscommandeur fungirt, während Hauptleute aus den Dörfern von ähnlichem Schlag unter ihm als Bataillons- oder Compagnieführer dienen. Wenn ein großes Aufgebot stattfindet, so folgt die ganze männliche Bevölkerung, von dem halberwachsenen Knaben bis zu dem graulöpfigen Großvater, diesen Distriktchefs, und nur die Hirten, welche oft bloße Kinder sind, bleiben zurück, um an den Bergabhängen Wache zu halten. Sobald es bekannt wird, daß die Türken einen bestimmten Distrikt anzugreifen gedenken, ruft der Hauptmann dieses letzteren einige Gränzdörfer zur Hilfe und schickt Leute aus, um jeden Zugang zu besetzen. Vielleicht hat man unterdessen im feindlichen Hauptquartier seinen Plan geändert und die Türken lassen sich nicht blicken, aber wenn sie erscheinen, so entspinnt sich augenblicklich ein Scharmützel zwischen ihren leichten Truppen und den Vertheidigern des Passes. Succurs wird verlangt; andere Distrikte schicken ihre Abtheilungen, und jedes Corps des kleinen kretensischen Heeres, das sich innerhalb eines Tagemarsches vom Schauplatz des Kampfes befindet, eilt an Ort und Stelle, um den Bewohnern des angegriffenen Dorfes beizustehen. In dieser Art ist die lokale Selbstvertheidigung der einzelnen Landschaften organisirt, ohne welche die provisorische Regierung der Insel sich niemals gegen Mustapha-Pascha hätte halten können. Wie viel auch von den griechischen Freischaaren geleistet und wie sehr auch die Insurrection von auswärtigen Freunden gefördert worden, ist es doch das kretensische Volk selbst, das den Kampf bestanden hat. Es ist der freie Geist dieser rauhen Berge, der sich weder durch Tod noch durch Foltern, niedergebrannte Häuser oder zerstörtes Eigenthum abschrecken ließ. Ich habe genug gesehen, und sehe noch täglich genug auf Kreta, um für die Engländer zu erröthen, die wohlgefällig von der Wiederherstellung der türkischen Herrschaft reden können.

Und jetzt eine kurze Skizze der gestrigen Schlacht. Am 18. April marschirten wir mit einer starken Schaar Kreter und griechischer Freiwilliger unter den Häuptlingen Petropulaki und Korakas in die Ebene von Herakleon (Kandia) hinab. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der Pascha von Herakleon bald einen Versuch machen werde, in die Distrikte zwischen jener Stadt und Rethymno einzudringen, und man beschloß daher, ihn gleich in's Gefecht zu ziehen, um diese Sache zu erledigen, ehe wir anderswo beschäftigt würden. Unsere Führer hatten sich auf der letzten Felsenreihe postirt, die die Ebene überblickt, und warteten eine Zeit lang in Hoffnung auf einen Angriff, der aber ausblieb. Wir stiegen demnach zur Ebene hinab, ließen das Defilé, durch welches wir gekommen waren, lockend offen, und besetzten ein Dorf Namens Krusonas, am Eingang eines anderen Passes, etwas weiter nach Süden. Die Türken schossen einige Kanonenkugeln aus dem vor uns liegenden Dorfe Agios Meron ab, und als die Nacht herandrach, entstand ein unbedeutendes Gefecht vor Krusonas. Am nächsten Morgen war jedoch Alles ruhig. Die herrliche Aussicht über die Ebene von Herakleon nach den Gebirgen des östlichen Kreta wurde von der

glühenden Sonne beleuchtet, während ein sanfter Wind unsere Banner aufblähte und das weiße Kreuz im blauen Felde den Augen der Türken und anderer Ungläubigen enthüllte. Es war eine prachtvolle Scene, die sich vor uns ausbreitete, aber sie hatte auch ihre dunkle Seite, und die Insurgenten blickten finster nach ihren Waffen, als obdachlose Familien sich mühsam von der Ebene heraufschleppten, um Sicherheit unter den grauen Felsen und dem gelben Stechginster zu finden. Wir waren in Gegenwart eines grausamen Feindes, dessen leichte Truppen Krieg führen wie rothhäutige Indianer, und jene Familien hatten ganz Recht, die Felsen und Ginsterbüsche aufzusuchen.

Während des Vormittags erhielten unsere Häuptlinge die Kunde, daß ein türkisches Detachement sich in dem Bergpasse zeige, den man als Lockung offen gelassen hatte. Wir zogen demgemäß westwärts durch das Defilé hinter Krusonas nach einer centralen Stellung im Gebirge. Hier machten wir Halt, bis ein Bote athemlos herbeigelaufen kam, um uns zu Hilfe zu rufen. Die Türken waren mit starker Macht vorgegangen. In diesem Augenblick wüthete ein heftiger Kampf zwischen ihrer Vorhut und dem Corps des Koroneos, welcher sich schon den Dorfbewohnern des Passes angeschlossen hatte. Nicht eine Minute war zu verlieren, denn wenn es rasch ging, konnten wir dem Feinde in die Flanke fallen. Das war auch der Plan unserer Anführer, und sie setzten ihren Marsch mit einer Unverdrossenheit fort, welche vierzig Jahre jüngeren Männern Ehre gemacht hätte. Auch die alten Krieger schienen neue Kraft zu gewinnen. Petropulaki feuerte seine erprobten Freischaaren an, Korakas drängte seine rüstigen Kreter vorwärts, und wir krabbelten mit wunderbarer Schnelligkeit über fast unwegsame Pfade. Wir tauchten in eine Schlucht hinunter und klommen aus einer anderen heraus, glitten über Felsen und trampelten durch stechendes Gebüsch, bis die Truppen ihre Führer ganz hinter sich gelassen hatten. Dann und wann schrie ein kleiner Hirtenknabe hoch über uns mit schrillender Stimme: „Hierher, Patrioten!" oder „Nach rechts, Patrioten!" oder gab uns eine ähnliche praktische Anweisung. Dann war es eine Flüchtlings-Familie, die uns aus den Felsen heraus ein kräftiges „Gott segne die christlichen Waffen!" zurief. Und jetzt hörten wir ein scharfes Flintenfeuer, knisternd und widerhallend durch den Engpaß von Monforos. Rascher liefen unsere Leute, während ein kriegerisches Gemurmel eher als ein lautes Hurrah von einem Ende der Kolonne bis zum anderen tönte. Petropulaki's Sohn, Leonidas, war, wie gewöhnlich, unter den Vordersten und hatte sich eben mit einer starken Abtheilung Freiwilliger auf die feindliche Flanke geworfen, als unser Hauptcorps den Rand des Thales erreichte. Ein paar verirrte Kugeln waren schon weit hinter uns durch die Felsen geflogen, aber plötzlich befanden wir uns mitten auf dem Schlachtfelde und von Seiten unserer Truppen begann ein zerstreutes Tirailleurfeuer. Die Spitze unserer Kolonne hatte eine Salve abgeschossen, um Freund und Feind wissen zu lassen, daß wir da seien, aber von nun an feuerte Jeder auf eigene Hand.

Es ist nicht leicht, das Schlachtfeld zu beschreiben oder einen klaren Begriff von den Bewegungen beider Theile zu geben. Während wir Herakleon am Meeresufer, scheinbar dicht vor unseren Füßen sahen und Bergspitzen in ungeheurer Entfernung unterscheiden konnten, hielt es schwer, die Leute zu erkennen, die in nächster Nähe von uns kämpften. Die Felsen und Gebüsche, das unregelmäßige Terrain der sogenannten Ebene und eine Atmosphäre, welche 5000 Schritt entfernte Gegenstände wie nur 500 Schritt von uns erscheinen ließ: Alles trug dazu bei, daß wir oft nicht wußten, wohin die Türken gekommen oder die Christen ihnen gefolgt waren. Trotzdem war es ein erregendes Schauspiel. Den uns gegenüberliegenden Berg hinauf zog eine Kolonne Türken mit rothen Bannern, die man deutlich an ihrer Spitze wahrnehmen konnte. Auf dem steinigen Pfade des Engpasses drangen andere Türken vor, und ihr wüthendes Geheul übertönte das Krachen des Musketenfeuers. Als wir zuerst auf dem Kampfplatz erschienen, wurden wir von einigen Scharmützlern mit Schüssen begrüßt, aber sie verloren bald den Muth, als Petropulaki's Leute ein wohlunterhaltendes Feuer gegen sie richteten. Das Detachement unter Leonidas Petropulaki und die Kreter unter Korakas waren inzwischen in die Schlucht hinabgestiegen und kletterten jetzt rasch zur feindlichen Stellung hinauf. Koroneos gewann das verlorene Terrain wieder, von unserer Felsenhöhe wurde das Musketenfeuer lauter und immer lauter, und mit donnerndem Hurrah rückten die Christen den Pfad entlang vor. Wir konnten die türkischen Banner schwanken und dann rasch zurückfallen sehen — rascher und immer rascher. Sie sind in voller Flucht. Ein Triumphgeschrei erschallt von unserer Seite: „Sieg dem Kreuz!" Und nun stellen wir unser Feuer ein, denn wir können nicht mehr Freund von Feind unterscheiden, aber unten nach der Ebene hin wird noch eine lebhafte Füsillade unterhalten. Die türkischen Baschi-Bosuks fliehen mit gemsenartiger Behendigkeit, aber ihre regulären Truppen halten sich gut und feuern von Zeit zu Zeit auf ihrem Rückzuge. Wir, die wir hoch oben sind, können sehen, daß unsere Freunde dort unten lieber Halt machen und die Verfolgung nicht weiter fortsetzen sollten. Wir können deutlich in der Ebene eine starke türkische Reserve wahrnehmen, mit Kavallerie und Geschütz. Aber die Kreter sind einmal in Hitze, und mit lautem Hurrah dringen sie vorwärts, bis sie die letzte Felsenreihe erreicht haben. Hier müssen sie anhalten, wie wir uns leicht überzeugen, denn die Kanonen und die Reiter werden ihnen das Vorgehen unmöglich machen. So geschieht es auch wirklich nach wenigen Minuten. Man sieht weiße Rauchwölkchen und hört das Pfeifen der Hohlkugeln von der türkischen Reserve. Dann sprengen einige Reiter vor und ägyptische Infanterie in weißer Uniform macht einen Angriff auf Morforos. Die Christen weichen zurück vor diesen neuen Gegnern, aber nicht ohne ein mörderisches Feuer, um ihren Rückzug zu decken. Die Aegypter setzen ihren Angriff mit Entschlossenheit fort, und abermals ertönt eine Salve von unserer Seite des Thals. Schritt vor Schritt weichend, entfernen sich Koroneos und Korakas langsam außer dem Bereich der Artillerie. Ein Bayonett-Angriff kann nicht die ganze Nacht dauern, und wenn der Feind außer Athem ist und unsere Leute ihre Munition verschossen haben, ist die Schlacht zu Ende.

Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß die Türken nach Herakleon zurückgekehrt sind, ohne weiter einen Versuch zu machen, in die Berge einzudringen."

Wie man sieht, ist obiger Bericht vor der Ankunft Omer-Pascha's auf Kreta geschrieben. Ohne Zweifel werden sich in dem englischen Blatt, aus dem wir ihn geschöpft haben, Nachrichten über die späteren Ereignisse auf der Insel vorfinden, die uns vielleicht auch über die große Niederlage aufklären werden, welche griechische Telegramme den Serdar erleiden lassen.

China.

Chinesische Fortschritts-Männer.

Eine der merkwürdigsten ethnographischen Erscheinungen unserer Zeit ist die Wendung, die in den mehrtausendjährigen Ideen der Chinesen und der Japaner über ihre Stellung in der Welt- und Völkergeschichte und über ihr Verhältniß zu den anderen Nationen der Erde eingetreten ist. Nicht bloß sind die Europäer keine „rothen Teufel", keine „Barbaren" mehr in den Augen jener Ostasiaten, die bis vor einem Menschenalter noch gegen jede Einwirkung, ja gegen jeden Eintritt der Fremden in ihr Land fast hermetisch verschlossen waren, sondern Japan und China fangen an, eifersüchtig Eines auf des Andern Verbindungen mit dem Auslande zu werden, und in ihren Bestrebungen, von den Ausländern zu lernen, suchen sie einander förmlich zu überbieten.

Der Kaiser von China hat kürzlich die Errichtung eines europäischen wissenschaftlichen Collegiums in Peking befohlen, und zwar in Folge eines Berichtes, den die Mitglieder des Tsong-li-ga-men, d. h. des Vorstandes der Sprachen-Schule — eines Institutes, das ebenfalls der neueren Zeit angehört — an ihn gerichtet hatten. In diesem Berichte, der in China zur Kunde der am chinesischen Hofe beglaubigten Gesandten gebracht und von den Dollmetschern derselben in's Englische und Französische übersetzt worden, finden sich folgende bemerkenswerthe Stellen.

Nachdem früher bereits vom Kaiser bewilligt worden, daß mit der Sprachen-Schule eine besondere Abtheilung für mathematische und astronomische Wissenschaften verbunden werde, in welche sowohl chinesische als mandschuische Studirende aufzunehmen seien, die bereits einen gewissen gelehrten Grad besitzen, wird jetzt die Anstellung europäischer Professoren beantragt, und zwar wird dies folgendermaßen motivirt:

„China will seine Dampfboote künftig selbst bauen. Damit dies aber möglich sei, ist es nöthig, daß wir durch europäische Lehrer mit den Grundsätzen der mathematischen Wissenschaft vertraut gemacht und uns die Wege gezeigt werden, die wir einzuschlagen haben. Es wäre ein großer Irrthum und eine vergebliche Verwendung von Geld- und anderen Mitteln, wenn wir hoffen wollten, daß die Chinesen vermittelst ihres Nachdenkens allein zu einem solchen Resultate gelangen werden.

„Wir wissen, daß die Leute, die mehr zu raisonniren, als nachzudenken pflegen, uns vorwerfen werden, daß wir uns mit Dingen von zweifelhaftem Nutzen beschäftigen, daß wir die guten, alten Hilfsmittel China's beseitigen wollen, um die Wege des Auslandes einzuschlagen und daß es der Würde China's nicht entspricht, uns von ausländischen Lehrern zurechtweisen zu lassen.

„Diejenigen, die so reden, wissen nicht, was in der Welt vorgeht. China hat bisher allerdings gestrebt, mächtig zu sein durch seine alleinigen eigenen Hilfsmittel. Nun hat in der That das chinesische Volk Alles produzirt, was es nur zu produziren vermochte, aber die verständigen Menschen können es sich nicht mehr verhehlen, daß China, um sich in der Zukunft auf eigenen Füßen zu erhalten, für jetzt nothwendig bei den Europäern die Wissenschaften und Künste lernen muß, die ihm fehlen....

„Manche werden vielleicht sagen, daß es vortheilhafter für uns sei, das auch ferner zu thun, was wir bisher gethan. Warum nicht lieber Dampfboote miethen und den Europäern die Waffen abkaufen, die sie anfertigen? Ist dies nicht viel einfacher? Hat man nicht auf diese Weise Alles, was man wünschen kann, ohne sich unnütze große Ausgaben und Sorgen zu machen?

„Diejenigen, die so reden, glauben wahrscheinlich, daß Kanonen und Gewehre die einzigen Dinge sind, die China von Europa zu beziehen hat, und dies ist ein schwerer Irrthum. Aber selbst den Fall gesetzt, daß unser bisheriges Verfahren praktisch und leicht ausführbar war, so steht doch nicht weniger fest, daß wir selbst dieser Artikel wegen in steter Abhängigkeit von den Ausländern bleiben würden, wenn wir uns nicht auch bemühten, die Fabrication derselben kennen zu lernen. Es bleibt uns ja immer unbenommen, selbst wenn wir diese Fabrication gelernt, den alten Weg auch ferner einzuschlagen und die Dinge vom Auslande zu beziehen. Es ist aber gleichwohl ein Unterschied, ob wir dann als „Kenner" oder als „Unwissende" handeln.

„Ein nicht minder großer Irrthum ist es, zu glauben, daß China seine eigenen alten Kenntnisse aufgiebt, um die des Auslandes zu erwerben. Die Europäer geben vielmehr zu, daß sie die Grundlagen ihrer heutigen Wissenschaft erst den Chinesen, oder doch mindestens dem Orient, zu verdanken haben. Mit ihrem Geiste der Untersuchung und der Anwendung der Ideen haben sie freilich die letzteren sehr erweitert und ist es ihnen gelungen, an die Stelle veralteter Theorieen neue und bessere aufzustellen. Die Wurzel ist chinesisch, aber der Baum, der sich entwickelt hat, europäisch.

„Hätte China nicht aufgehört, die Wissenschaften anzubauen, so würde es heutzutage nicht genöthigt sein, zu den Erfahrungen anderer Nationen seine Zuflucht zu nehmen. Allerdings würde das viel erfreulicher sein....

„Denjenigen, welche etwa sagen, daß sich China herabsetzt, wenn es sich von Ausländern unterrichten läßt, erwidern wir, daß, wenn ein Volk sich über etwas zu schämen hat, es das ist, daß es in Dingen unwissend, die andere Völker verstehen.

„Japan selbst hat Offiziere nach Europa gesandt, damit sie sich dort in den Kriegs- und anderen Wissenschaften unterrichten. Also nicht bloß die Völker Europas, sondern auch die Japaner wollen nicht mehr hinter Anderen zurückbleiben.*) Auch Japan will seinen Platz unter den Starken einnehmen, während China, das sich auf seine alten Gewohnheiten steift, außerhalb des allgemeinen Fortschritts bleibt. Und das allein ist eine Schande!"

Kleine literarische Revue.

— **Barzilai's Klagelieder Jeremiae.****) Ein italiänischer Hebraist aus der Schule der Luzzatto und Lelio della Torre in Padua, Herr Dr. G. Barzilai, hat kürzlich die Klagelieder Jeremiae in einer versifizirten italiänischen Uebersetzung mit

*) In Jokohama erscheint seit kurzem eine Zeitschrift, eine Art „Magazin für die Literatur des Auslandes" unter dem Titel Ban Kok Schin Bun Schi, d. h. „Aller Länder Neuigkeiten vernehmendes Blatt." Die Vignette dieser Zeitschrift, in welcher über alle neue Erfindungen des Auslandes berichtet wird, ist ein Dampfboot mit der aufgehenden Sonne.

**) I treni di Geremia. Traduzione litterale dal testo ebraico in versi italiani, con note originali di G. Barzilai, Dottore di leggi. Trieste, Colombo Coen, 1867.



philologisch-exegetischen und kulturgeschichtlichen Anmerkungen herausgegeben. Herr Barzilai hat die zwölf Klagelieder mit wörtlicher Treue, aber zugleich mit poetischer Kraft wiedergegeben. Wir citiren als Beispiel den schönen ersten Vers des ersten Kapitels:

Ahi! come solitaria
Siede d'afflitta vedova in sembiante
La città ch'era un di folta di popolo;
La donna di provincie,
L'altera dominante
Sulle nazioni, è fatta tributaria!

Es ist überraschend, wie ähnlich in der Sprache Dante's der althebräische Dichter des göttlichen Strafgerichts dem altitaliänischen Dichter der Hölle und des Himmels scheint. Unser italiänischer Uebersetzer hat seinen Jeremias auch in ähnlicher Weise zu kommentiren versucht, wie man es mit der Divina Commedia in Italien gethan. So findet er mit scharfsinniger Kritik in den etwas dunkeln Versen 5—9 des Kap. III den Beweis, daß der Sänger sich von dem ewigen Grabe einer ägyptischen Pyramide umbaut denkt und die Schrecknisse dieses Grabes in seinen Versen ausmalt. Wir machen die deutschen Bibelforscher auf diese philologische Kritik aufmerksam. Den Klageliedern angehängt hat Herr Barzilai eine gelungene Uebersetzung des Zion-Liedes von Jehuda Halevi. Das Ganze ist von zwei Photographieen nach schönen italiänischen Zeichnungen von Gatteri begleitet, von denen die Eine Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem und die Andere den Propheten darstellt, wie er im Angesichte der Pyramiden und der ägyptischen Tempel die Israeliten an den einigen Gott und an ihre Heimat mahnt (Jerem. Kap. 44).

— **Ein Trauerspiel von Vondel.***) Joost van den Vondel, der Vater des niederländischen Dramas, ist unseren deutschen Vorfahren im 17. Jahrhundert ein sehr geläufiger Name gewesen, der damals auf deutschen Theatern viel bekannter und gefeierter war, als der Name Shakespeares, von dem wohl nur Wenige etwas wußten. Andreas Gryphius, der in Holland Zeuge von den Triumphen Vondel's auf der Bühne gewesen war, gehörte zu seinen eifrigsten deutschen Bewunderern, wie denn auch in den Dramen und namentlich in den Liederspielen von Gryphius Nachklänge des niederländischen Dichters unverkennbar sind. Joost van den Vondel war 1585 in Köln geboren, jedoch von vlamischer (Antwerpener) Abstammung und kehrte in früher Jugend mit seinem Vater, der in Amsterdam einen Strumpfhandel betrieb, bei welchem der Dichter lange Zeit selbst beschäftigt war, nach den Niederlanden zurück. Vondel wurde 94 Jahr alt und hat nicht weniger als vierunddreißig Trauerspiele mit Chören geschrieben, von denen das Drama „Lucifer", welches zum Theil, wie die Exposition zu Goethe's „Faust", im Himmel spielt, das berühmteste ist. Das jetzt von Herrn G. H. de Wilde in's Deutsche übersetzte Drama Gysbrecht van Amstel ist seit 230 Jahren das „Stück von Amsterdam" par excellence, denn es feiert ein patriotisches Ereigniß jener mythischen Zeit des Mittelalters, wo die Städte als feste Burgen gegen die Raubritter gegründet wurden. Im Jahre 1304 fand die erste bewaffnete Vertheidigung der Amstel-City durch ihre Bürger statt, und diesen heldenmüthigen Moment feiert das Trauerspiel Vondel's. Seit 230 Jahren kommt das Stück alljährlich um Weihnachten und Neujahr auf der „Schouwburg" von Amsterdam wiederholt zur Aufführung, und noch heutzutage wird es mit demselben enthusiastischen Jubel angeschaut und angehört, wie im siebzehnten Jahrhundert. Für deutsche Leser hat „Gysbrecht van Amstel" allerdings bloß ein literargeschichtliches, keineswegs auch ein ästhetisches und künstlerisches Interesse; jedenfalls aber ist die Bearbeitung des Herrn de Wilde als eine anziehende, dankenswerthe Gabe zu betrachten.

*) Gysbrecht van Aemstel (Amstel), Trauerspiel von Joost van den Vondel aus dem Jahre 1637. Aus dem Holländischen übertragen durch G. H. de Wilde. Leipzig, Brockhaus, 1867.

— **Märchen des Aberglaubens alter und neuester Zeit.***) Der Verf. befaßt sich hier nicht mit dem Unterhaltungs-Märchen, sondern mit den Hirngespinnsten, welche sogar die gelehrtesten Leute für Wirklichkeit hielten und mit anscheinend wissenschaftlicher Gründlichkeit untersuchten. Als Aberglaube der alten Zeit hebt er vorzugsweise die Sagen aus dem 12. bis 17. Jahrhundert hervor; er zeigt, wie derselbe im Laufe der Jahrhunderte einen immer finsterern und schauerlicheren Charakter angenommen hat. Als Aberglauben der neuesten Zeit berührt er nur kurz den Gespenster-Humbug der Gegenwart in Amerika und England. — Weder hierin noch im Anhange über Ahnungen und Geister-Erscheinungen ist etwas wesentlich Neues mitgetheilt; der Anhang ist ein Extrakt aus Schopenhauers einschlagenden Schriften. Im Uebrigen ist weder Anlaß noch Ziel des Buchs irgendwo angedeutet. Ebensowenig hat sich die eigene Ansicht des Verfassers in der psychologischen Erörterung als etwas Greifbares hingestellt, man müßte sie denn in dem Satze zu finden haben: „Nur wer die Fortdauer der Seele nach dem Tode leugnet, ist berechtigt, die absolute Unmöglichkeit ihrer Wiedererscheinung zu behaupten —" wohl zu bemerken: der Wiedererscheinung, die ein Wiedererkennen gestattet!

Literarischer Sprechsaal.

Vor fünfundzwanzig Jahren, am 22. Mai 1842, wurde in Schlesien der erste regelmäßige Zug einer Eisenbahn in Bewegung gesetzt, welche die Stadt Breslau mit dem an Steinkohlen, Erzen und Hüttenwerken aller Art reichen Oberschlesien in unmittelbarste Berührung bringt. Zur Erinnerung an diesen Tag, mit welchem eine neue volkswirthschaftliche Aera für diese Südostmark Norddeutschlands begann, hat der „Verwaltungsrath" der Oberschlesischen Eisenbahn-Gesellschaft, deren ausschließliches, ihr in keiner Weise zu verkümmerndes Verdienst das großartige Unternehmen mit seinen gesegneten Erfolgen ist, eine Denkschrift erscheinen lassen, von welcher auch uns ein Exemplar zugegangen ist.**) Diese Denkschrift, die in zwei Abtheilungen zerfällt: eine Geschichte der Gründung der Oberschlesischen Eisenbahn-Gesellschaft (1836 bis 1843), von Dr. D. Honigmann, und eine Verkehrs-Statistik

*) Nebst einem psychologischen Anhange über Ahnungen und Geister-Erscheinungen, von F. W. Gieseler. Tauberbischofsheim, Jos. Lang, 1867.

**) Zur Feier des 25. Jahrestages der Eröffnung des Betriebes auf der Oberschlesischen Eisenbahn, 22. Mai 1867. Breslau, Druck von Wilh. Gottl. Korn.

dieser Bahn im Zusammenhange mit den wirthschaftlichen Zuständen Schlesiens seit einem Vierteljahrhundert, von Robert Simson, bildet einen sehr interessanten Beitrag zur Geschichte und Verkehrs-Entwickelung der deutschen Eisenbahnen überhaupt und des Selfgovernment in Preußen insbesondere. Im Jahr 1836, als einige scharfblickende, praktische Männer in Schlesien die große volkswirthschaftliche Bedeutung eines nach den oberschlesischen Erz- und Kohlenlagern führenden Schienenweges erkannt und bei der preußischen Regierung die Erlaubniß zu den Vorarbeiten einer solchen Bahn nachgesucht hatten, waren die obersten Verwaltungsbehörden nicht im Entferntesten geneigt, dergleichen Unternehmungen der Privatindustrie zu gestatten, welche durch diese möglicherweise zu einer der Staatscontrole entwachsenen Macht sich erheben könnte. Der Polizei-Präsident von Breslau, Herr Heinke, verweigerte sogar die Druck-Erlaubniß zu einem Zeitungs-Inserat, durch welches zur Gründung der Eisenbahn-Gesellschaft aufgefordert werden sollte. Nur der Ausdauer der Männer, welche zuerst die Wichtigkeit der Frage erkannt hatten, ist es zu verdanken, daß nach vier bis fünf Jahren endlich das Unternehmen gestattet und in's Leben gerufen wurde. Die vorliegende Denkschrift ist zugleich ein Ehrendenkmal jener zum Theil bereits verstorbenen Männer, die das Unternehmen von seinen schwachen, mühe- und sorgenvollen Anfängen bis zu seiner außerordentlichen Entwickelung im J. 1856 leiteten. Die Namen Lewald, Gräff, Kuh und Rosenbaum, sämmtlich jetzt nicht mehr unter den Lebenden, sind mit der Geschichte der Oberschlesischen Eisenbahn für alle Zeiten in ehrenvoller Weise verbunden. Wenn, trotz ihrer und der übrigen Verwaltungsraths-Mitglieder praktischen Tüchtigkeit, wenn, trotz ihrer unausgesetzten Wahrnehmung der Rechte der Gesellschaft, das Selfgovernment derselben verloren gegangen ist, so trägt nur der Unverstand der großen Menge, die Kurzsichtigkeit des Börsen-Publikums, dem in der Regel die Mehrheit der Actienbesitzer angehört, die Schuld. Die gemeine Besorgniß vor Concurrenz-Unternehmungen in Oberschlesien, die verächtliche Speculation, daß man durch Ueberlassung der Verwaltung an den Staat diesen davon zurückhalten werde, anderen Linien zur Verbindung Niederschlesiens mit den oberschlesischen Gruben und Hüttenwerken die Concession zu ertheilen, bewog die Generalversammlung der Actionäre im Jahre 1856, auf ihre Autonomie zu verzichten und die Leitung des Unternehmens den Männern, die sich so große Verdienste um die Gründung desselben und um die Besiegung aller Hindernisse erworben hatten, aus der Hand zu nehmen. Die Regierung, die seit dem Jahre 1857 die Verwaltung führt, hat allerdings das Werk im Geiste seiner Gründer fortgesetzt und erweitert, aber die Freude, die jeder aus freier Entschließung arbeitende, vom Erfolg belohnte Mann an seinem Werke hat, ist seitdem geschwunden. Die Eisenbahn hat im letzten Jahrzehend einen neuen Aufschwung genommen, wenn auch nicht in dem Maße, wie im vorangegangenen. Jedenfalls aber ist im Laufe dieser Zeit im Publikum die Ueberzeugung gewachsen, daß das Privilegium der Oberschlesischen Eisenbahn, der Vermittler des Produkten-Reichthums dieses Landestheils mit dem übrigen Deutschland zu sein, im volkswirthschaftlichen Interesse der Provinz selbst, wie des ganzen Landes, unmöglich länger aufrecht zu erhalten sei. Zwei neue Linien zur Verbindung Oberschlesiens mit dem übrigen Norddeutschland, die sogenannte „Rechte Oderuferbahn" und die „Leobschütz-Frankensteiner" Bahn, werden sehr bald ins Leben treten, und nach den Erfahrungen, die man in dieser Beziehung in Rheinland und Westfalen gemacht, wird diese Concurrenz dem alten großen Unternehmen nicht bloß keinen Schaden bringen, sondern ihm auch, indem sie zur Vermehrung der Bevölkerung, der Güter-Produktion und des Wohlstandes der Provinz überhaupt beiträgt, neue Quellen des Verkehrs eröffnen.

J. L.

Aus Petermann's „Geographischen Mittheilungen", Heft VI, ist ein „Aufruf zu Beiträgen und öffentlichen Sammlungen für Karl Mauch, den deutschen Entdeckungs-Reisenden im Innern von Südafrika", besonders abgedruckt, den wir allen Freunden der Erdkunde und des deutschen Namens dringend empfehlen. Mauch befindet sich seit ungefähr zwei Jahren in Südafrika und hat namentlich das Kaffernland südlich vom Zambesi erforscht, über welche bisher von portugiesischen und englischen Reisenden fast noch gar nicht besuchte Gebiete er interessante Beobachtungen und von ihm gezeichnete Karten an Dr. Petermann gesandt hat, welche unwidersprechliche Zeugnisse für seine Befähigung liefern. Mauch ist ein junger Württemberger, der bisher glücklich seine gefahrvollen, mühseligen Forschungen ausgeführt und dem zur Beendigung derselben die nachhaltigste Unterstützung zu wünschen ist.

Bei Trübner u. Co. in London erscheint jetzt in zwei Theilen ein japanesisch-englisches und englisch-japanesisches Wörterbuch, verfaßt von Dr. Hepburn zu Jokohama. Die japanesischen Wörter werden darin mit lateinischen neben den japanischen und den entsprechenden chinesischen Schriftzeichen gedruckt sein. Früher bereits erschienen in demselben Verlage eine Grammatik der japanesischen Sprache, von Sir Rutherford Alcock, und eine Sammlung japanesischer Wortformen und Gespräche, von Alcock, mit englischer und französischer Uebersetzung. Auch zwei japanesische Gelehrte, die Herren Hori Tatsnoskay und Horikosi Kamenoskay, haben kürzlich ein japanesisch-englisches Handwörterbuch herausgegeben, das in Jedo gedruckt ist.

Wie das in London erscheinende American and Oriental Record (Mai 1867) berichtet, befinden sich unter den Beiträgen zu dem zur Feier des Jubiläums von Franz Bopp gegründeten Stipendien-Fonds zwei, die aus Bombay gekommen sind, und zwar 52 Pfd. (346⅔ Thlr.) von K. R. Cama, einem jungen Parsen, der dieses Geld unter seinen parsischen Glaubensgenossen gesammelt hat, und 30 Guineas (210 Thaler) von der Bombayer Filiale der K. Asiatischen Gesellschaft, deren Präsident, Dr. J. Wilson, die Anregung dazu gegeben hatte. Der in Berlin verwaltete „Bopp-Fonds" besteht jetzt aus ungefähr 10,000 Thalern, deren Zinsen zu zwei wissenschaftlichen Reise-Stipendien verwandt werden sollen.

Sir Archibald Alison, der englische Verfasser der „Geschichte Europa's vom Ausbruche der franz. Revolution bis zum Falle Napoleon's", eines Werkes von konservativ-toryistischer Tendenz, das die Ehre hatte, in sehr viele Sprachen übersetzt zu werden, ist am 23. Mai, 75 Jahr alt, mit Tode abgegangen. Sein Vater, ein Edinburger Professor, der ebenfalls Archibald Alison hieß, hat ein berühmtes Buch „über den Geschmack, dessen Natur und Regeln" geschrieben, welches 1792 von Heydenreich in's Deutsche übersetzt wurde.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — Berlin, den 8. Juni 1867. — [Nº 23.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschaint:

Ueber Künstler und Kunstwerke

von (347)

Herman Grimm.

Zweiter Jahrgang.

Doppelheft IX. X. enthält:

Die Composition der Wandgemälde Raphael's im Vatican. Ein Vortrag von Dr. *Heinrich Brunn*. (Mit 3 Photographieen.) — Albrecht Dürer's Einfluss auf die Entwickelung der deutschen Befestigungskunst, von *Colmar Freiherrn von der Goltz*. (Mit Holzschnitten.) — Giotto's Berufung nach Avignon.

Dieses Heft enthält überdies eine Tafel mit drei Photographieen.

Zwölf Hefte m. photogr. Beilagen. Preis 2 Thlr.

Durch jede Buchhandlung ist zum Preise von 1 Thaler zu beziehen: (348)

B. Goltz, Das Menschen-Dasein in seinen weltewigen Zügen und Zeichen.

2 Bände. broschirt.

Inhalt: Der Mensch und das menschliche Leben. Natur. Die sittliche Welt. Die Welt des Geistes. Die Religion. Die Welt im Staate.

☞ „Die Absicht des Buches ist, uns umher zu führen auf unserem irdischen Schauplatz und an allen einzelnen Stellen uns zu erinnern, wie viel edle und himmlische Gefühle da schlummern und unser warten, daß wir sie wecken. — Nun beschaut man mit anderem Auge den Leib, den der Schöpfer gab, und die Seele; Leben und Sterben verklärt sich vor dem Menschenauge, die Liebe wird reiner, der Lebensverkehr treuer, das Tagesgeschäft leichter und die Natur verwandelt sich um uns in einen Garten, in dem der Herr wie zwischen Bäumen des Paradieses wandelt und jede Blume ein Opfer zu seinem Preise wird."

Verlag von

Heyder & Zimmer in Frankfurt a. M.

Für alle Verehrer Göthe's wichtig!

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien Ende v. J.:

MICHAEL BERNAYS (349)

Ueber Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes.

Velinpapier. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Aus einer Beurtheilung in der Köln. Zeitung. (1867. No. 27.):

„Bernays hat diese Textesgeschichte mit seltenem kritischem Spürsinne und unermüdlicher Ausdauer offengelegt. Wir hoffen, das deutsche Volk sei gebildet genug, um von allen Gebildeten annehmen zu dürfen, dass sie dem Verf., der alles dies auch in angenehmster Form vorlegt, mit Theilnahme, Spannung und Verwunderung folgen. — — Doch wir werden nicht Beispiele häufen. Wir müssen doch verlangen, dass die ganze kleine Schrift von Gebildeten gelesen werde, wie wir auch vertrauen, dass sie diese Anziehungskraft hat."

So eben erscheint im unterzeichneten Verlage:

Die Satiren und Episteln

des

Quintus Horatius Flaccus.

Deutsch mit Einleitungen und Anmerkungen von Prof. Dr. **Eduard Munk.**

24 Bogen. 8. Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Dieses Buch schließt sich der von dem Herrn Uebersetzer veröffentlichten Geschichte der griechischen und römischen Literatur in Format, Schrift und Ausstattung an. (350)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

So eben erschien in unserem Verlage:

REDE AUF SCHINKEL

gehalten (351)

vor der Festversammlung des Architekten-Vereins zu Berlin am 13. März 1867 von **Herman Grimm.**

Velinpapier. gr. 8. geh. 7½ Sgr.

Holbein's Geburtsjahr.

Kritische Beleuchtung der von den neuesten Biographen Holbein's gefundenen Resultate.

Von **Herman Grimm.**

Velinpapier. gr. 8. geh. Preis 7½ Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Cultur und Rechtsleben

von

Wilhelm Arnold,

ord. Professor der Rechte an der Universität Marburg.

1865. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

„Die wirkliche Kultur, das Rechtsleben und das Staatsleben sind von einander untrennbare Phänomene, denen auch noch Sitte und Religion hinzuzufügen sind, und es ist das Verdienst der vorliegenden Schrift, diesen Zusammenhang, von dem der Titel nur einen Theil ausdrückt, mit Nachdruck betont, und nicht selten mit glücklicher Klarheit zur Anschauung gebracht zu haben u. s. w." (352)

Volkswirth. Vierteljahrsschrift. 186[illegible] IV.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Neue Auflage.

So eben erscheint in unserem Verlage:

Ueber den

Ursprung der Sprache.

Von (353)

Jacob Grimm.

Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851.

Sechste Auflage. 8. geh. 10 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Demnächst erscheint in unserm Verlage:

Geschichte

des

brandenburgisch-preußischen Staates

von Prof. **F. Voigt,**

Zweite verbesserte Auflage.

In zwei Theilen. 8.

Der erste Theil verläßt so eben die Presse und kostet 1 Thlr. Der zweite von gleichem Umfange und Preise erscheint in Kurzem.

Das Schulblatt für die Provinz Brandenburg hat die erste Auflage wie folgt beurtheilt:

„Der durch seine geographischen Arbeiten rühmlichst bekannte Professor F. Voigt hat nunmehr auch ein Geschichtsbuch folgen lassen, das sich durch gewissenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, sowie durch knappe, kernige und namentlich unpretentiöse Darstellung in gleichem Maße auszeichnet. Ueberall fühlt man, daß es dem Verfasser um die Sache und nicht um seine Person zu thun gewesen ist: die Wahrheit über die Eitelkeit!" (354)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Vollständig liegt jetzt vor der dritte Jahrgang der Monatsschrift:

Photographische Mittheilungen.

Organ des Photographischen Vereins zu Berlin.

Herausgegeben von Dr. **Hermann Vogel,** Lehrer der Photographie an der Königl. Gewerbe-Akademie in Berlin.

Dieser Jahrgang enthält wieder eine grosse Anzahl wichtiger Abhandlungen und kürzerer Mittheilungen, sowie die Verhandlungen des Photographischen Vereins. Zwei photographische und zwei photolithographische Kunstbeilagen geben interessante Proben.

Die trotz der ungünstigen Verhältnisse des vorigen Jahres fortwährend gestiegene Zahl der Abonnenten hat die vergrösserte Auflage bis auf eine kleine Zahl von Exemplaren absorbirt, die zum Preise von 2⅔ Thlr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind. (355)

Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 56.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51

Deutschland und das Ausland.

Friedrich der Große und seine Schriften, von Theophile Droz.*)

Wir haben in diesen Blättern von Zeit zu Zeit Gelegenheit, über die Unwissenheit zu klagen, die im Auslande in Bezug auf die Werke und den Geist Friedrichs des Großen herrscht. Eben wieder liegt uns in einem Artikel der Saturday Review vom 18. Mai ein Beweis dieser Unwissenheit vor. Diese Review sagt nämlich bei Gelegenheit einer Anzeige der kürzlich erschienenen „Geschichte des preußischen Staates", von Felix Eberty: „Der Herr Verfasser wird, außer seinen Preußen oder etwa Herrn Carlyle, Niemand überreden können, Friedrich anders als im Lichte eines eigenartig finstern und engherzigen Despoten zu betrachten, der mehr von einer glücklichen, instinctiven Leidenschaft als von einer rationellen Vorliebe für Staatsordnung und Volkswirthschaft beseelt war." Kann man sich wohl in wenigen Zeilen ein schlagenderes testimonium ignorantiae ertheilen, als dieser Herr Saturday-Reviewer in den vorstehenden Worten?

Eine eben in Bonn erschienene Schrift eines Franzosen, des Herrn Theophile Droz, hat sich die Aufgabe gestellt, solche und ähnliche, auf positiver Unkenntniß ruhende Urtheile über König Friedrich aus den Schriften desselben zu widerlegen. „Wenige Menschen", sagt Herr Droz, „haben diese Schriften gelesen und gleichwohl reden viele darüber mit einer Art Geringschätzung. Man scheint zu glauben, daß der Degen und die Feder unvereinbar mit einander seien und daß derjenige, der den einen geschickt zu führen gewußt, nicht im Stande sei, sich der andern glücklich zu bedienen."

Es ist, als ob die Erfolge, die in neuerer Zeit Preußens auswärtige Politik davongetragen, dem ersten königlichen Begründer dieser Politik neue Gegner, besonders in Frankreich, jetzt zuziehen. Man wirft ihm vor, daß er, um einer eroberten Provinz wegen, den Frieden Europas gestört, daß er die Einheit des alten römisch-deutschen Reiches seinem Ehrgeize geopfert habe. Man will Friedrich II. für den absolutistischen Geist verantwortlich machen, der so lange in Preußen geherrscht und die Ehre des freien, deutschen Mannes unterdrückt hat. Aber man vergißt oder verschweigt absichtlich, daß Friedrich es war, der, im Gegensatze zu den Selbstherrschern Frankreichs, welche den Staat und seine Bewohner als ein Patrimonium der Fürsten, als unbeschränktes Eigenthum der Könige betrachteten, zuerst in Europa verkündigte, daß der Herrscher ebenso dem Recht und den Gesetzen sich zu unterwerfen habe, wie die Beherrschten, und daß der König zwar der erste, aber immerhin ein Diener des Staates sei. Man ignorirt, daß Friedrich durch die Eroberung Schlesiens eben nur wieder zusammengefügt, was gar nicht hätte getrennt werden sollen: nämlich die geographisch und ethnographisch gleichartigen Gebiete Norddeutschlands. Und was die Hauptsache ist: man hütet sich, die historische Thatsache zu constatiren, daß Friedrichs Schwert Deutschland keineswegs entzweit, sondern vielmehr, indem er es in die Waagschale Europas geworfen, der Welt zuerst den Beweis geliefert habe, daß das Land der Deutschen sich nicht so leicht, wie bis dahin, zur Beute seiner gierigen Nachbarn machen lasse.

Herr Droz sucht nachzuweisen, daß gerade die Verbindung seiner durchaus deutschen, militärischen Erziehung mit der ihm durch die französische Literatur vermittelten Geistesbildung Friedrich zu dem Manne gemacht habe, der er war. „Erzogen unter der strengen Herrschaft seines Vaters und unter dem Zwange einer beständigen Furcht vor disciplinarischer Strafe — was würde aus ihm geworden sein, wenn er sich nicht in jene Geisteswelt hätte flüchten können, deren Pforten ihm von der französischen Literatur geöffnet wurden? Vielleicht — ein großer König. Aber wenn er nicht eben ein solches Asyl gehabt, wenn er nicht in jener Gedankenwelt die volle Freiheit, die ihm sonst fehlte, gehabt hätte — würde dann nicht zu besorgen gewesen sein, daß sein Geist, stets auf sich allein angewiesen und ohne Gelegenheit, sich in seiner Größe allmählich zu entwickeln, seine Elastizität und Kraft verloren hätte? Zeigt uns die Geschichte nicht, daß Prinzen, die als Knaben unter eine zu strenge Zucht gestellt waren, bald nach erlangter Selbständigkeit grausame, geistesschwache Tyrannen geworden, die nun ebenso, wie sie selbst vor der Strafe gezittert, Andere wollten zittern machen?

„Auf der andern Seite würde der Kronprinz Friedrich ohne seine gründlich deutsche Erziehung, ohne jene naturwüchsige Tyrannei Friedrich Wilhelms I., die an den kindlichen Gehorsam die übertriebensten Anforderungen machte und den Vater fast als einen Brutus erscheinen läßt, in dem beständigen, ausschließlichen Umgang mit den französischen Musen ein Anderer geworden sein, als er war. Er hätte allerdings Vortreffliches auf der Flöte geleistet, hätte Racine's oder Voltaire's Tragödien zu klassischer Aufführung gebracht und ganz allerliebste Verse gedichtet, aber statt Schlesien zu erobern, hätte er sich ohne Zweifel seine eigenen ererbten Provinzen nehmen lassen. Lediglich unter dem Einflusse der französischen Literatur gebildet, würde Friedrich wohl ein Mann von Geist, ein freidenkerischer toleranter König geworden sein, aber sein Charakter hätte sicherlich die Kraft und Energie nicht gehabt, die er später entwickelt hat.

„Einem lebhaften Geist, einer gluthvollen, energischen Seele, die stets nach Idealen strebt, kommen Unglücksfälle zu Statten. Die Erinnerung an erfahrene Leiden behütet uns vor Hoffahrt und mahnt uns daran, daß wir auf Erden ohne Kämpfe nichts zu erlangen vermögen.

„Man spricht so viel von der geistigen Verschiedenartigkeit der Racen und ihrer Einflüsse. Könnte man mit Bezug darauf nicht sagen, daß Friedrich von der romanischen Race seinen entschieden praktischen, geschäftskundigen, gewandten und spöttischen Geist, von der germanischen dagegen seine Charakterfestigkeit und Ausdauer, seine an Hartnäckigkeit streifende Konsequenz, durch Bildung und Erziehung überkommen habe?"

Denjenigen, welche Friedrich einen Despoten schelten, antwortet der Verf. durch zahlreiche Auszüge aus seinen Schriften, vom Anti-Machiavell bis zu seinen vertraulichen Briefen an Freunde und Verwandte. „Die Freiheit Deutschlands, wie Friedrich sie verstand — bemerkt Herr Droz — war allerdings nicht so, wie man sie heutzutage versteht und träumt. Dieses Wort bedeutete damals so viel als Befreiung von der österreichischen Suprematie. Um so erhebender ist es, wahrzunehmen, mit welcher Wärme der König im reiferen Alter das Wort Freiheit betont. Er erscheint uns dann nicht wie ein Souverain des achtzehnten Jahrhunderts, sondern wie ein begeisterter Kämpfer der Unabhängigkeits-Kriege. In einem Schreiben an die Herzogin von Gotha aus dem J. 1766 sagt er: „Ganz bestimmt werde ich kein ruhiger Zuschauer meines in Fesseln geschlagenen Vaterlandes, der unwürdigen Sklaverei der Deutschen

*) Frédéric le grand et ses écrits. Par Théophile Droz. Bonn, Ad. Marcus, 1867.

sein. Es ist dies, edle Frau, mein fester, beharrlicher und unerschütterlicher Entschluß. Die Interessen, um die es sich handelt, sind so großer und edler Art, daß sie sogar einen Automaten beleben müßten. Die Liebe zur Freiheit und der Haß der Tyrannei sind den Menschen so natürlich, daß sie — wenn es nicht eben unwürdige Menschen sind — gern dieses Leben für die Freiheit opfern.*)

Solche und ähnliche Aeußerungen des Königs citirt der wackere Herr Droz in großer Anzahl. Nächst den Werken Friedrichs, hat der Verfasser zu seiner Charakteristik auch die zahlreichen Monographien über den König, von J. D. E. Preuß, besonders dessen „Friedrich der Große als Schriftsteller", sehr zweckmäßig benutzt. Herr Droz nimmt die Poesieen Friedrichs gegen die Angriffe der Kritik in Schutz. Ihm ersetzt die darin vorherrschende Wahrheit der Gedanken und der Gefühle die Mangelhaftigkeit der Form; er beruft sich dabei auf ein Urtheil Moses Mendelssohn's in dessen Literaturbriefen, doch giebt er zu, daß ein eigentliches Kunstwerk unter diesen Poesieen sich nicht befinde. Was die Geschichtschreibung des Königs betrifft, so macht der französische Kritiker darauf aufmerksam, daß es bis auf die historischen Darstellungen Friedrichs noch keine Geschichte Preußens gegeben habe. Von seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges sagt er: „Einer der merkwürdigsten Charakterzüge dieser historischen Darstellung ist die darin durchgehends herrschende Unparteilichkeit. Gewöhnlich pflegt der Geschichtschreiber, der von sich selbst spricht, wenn er sich auch befleißigt, unparteiisch zu sein, doch sein eigenes Verfahren zu entschuldigen und seine Fehler zu bemänteln. Bei dem Könige findet sich nichts der Art. Er greift sich selbst an mehr als Einer Stelle an."

Der Verfasser spricht mit Recht seine Verwunderung darüber aus, daß die Werke des Königs, namentlich die historischen, so wenig gekannt und verbreitet seien. Er ist der entschiedenen Meinung, daß es für die deutsche und besonders für die preußische Jugend kein besseres Lese-Uebungsbuch in französischer Sprache giebt, als die Geschichts-Darstellungen Friedrichs. Mit einigen Anmerkungen ausgestattet, welche auf etwaige grammatische oder stilistische Unvollkommenheiten hinweisen, würde ein solches Buch der studirenden deutschen Jugend von außerordentlichem Nutzen sein, und werde dadurch zugleich einer der wärmsten Wünsche des großen Königs erfüllt. Denn Friedrich sagt in der Einleitung seiner Histoire de la maison de Brandebourg: „Ich würde mich belohnt für meine Arbeiten ansehen, wenn unsere Jugend Nutzen von diesem Werke ziehen und ihr, die keine Zeit zu verlieren hat, dadurch eine Zeitersparniß gewährt werden möchte."

Der Verfasser hat sich jedenfalls dadurch ein Verdienst erworben, daß er an diesen frommen Wunsch des Königs erinnert. Vielleicht findet man sich in Preußen veranlaßt, an die Erfüllung dieses Wunsches endlich einmal zu gehen. J. L.

Illustrirte Kriegs-Chronik.**)

Obwohl wir bereits mehreremal über die einzelnen Lieferungen dieses splendid ausgestatteten Gedenkbuches der weltbistorischen Ereignisse von 1866 berichtet haben, dürfen wir doch nicht unterlassen, nachdem uns eben die Schlußlieferungen XVII und XVIII des Werkes mit der Chronik des Friedensschlusses von Nikolsburg und Wien und der Gründung des Norddeutschen Bundes zugegangen, noch einmal mit einigen Worten darauf zurückzukommen.

Wir haben früher in Bezug auf dieses Werk bemerkt, daß, dem Anscheine nach, verschiedenartige — preußische und sächsische, österreichische und süddeutsche — Federn daran gearbeitet haben. Dies müssen wir berichtigen, da sich jetzt als alleinige Feder der vorliegenden Arbeit der Verfasser der „Illustrirten Kriegsberichte aus Schleswig-Holstein" herausstellt, der dabei jedoch offizielle Mittheilungen aus verschiedenartigen Quellen benutzt hat und auf diese Weise „die streitenden Parteien selbst zu Worte kommen ließ."

Wir glauben, die ehrenwerthen Intentionen des Verfassers dieses werthvollen Gedenkbuches nicht besser darlegen zu können, als indem wir das, was er selbst in seinem Vorworte darüber sagt, hier wiedergeben:

„Geschichtliche Ereignisse der Gegenwart zu berichten, ist besonders dann schwierig, wenn es sich um einen erbitterten Streit zwischen Bevölkerungen desselben Stammes handelt, so lange die Gegensätze noch fortbestehen, die Leidenschaften noch nicht abgekühlt sind. Auch bei der äußersten Sorgfalt, die Darstellung parteilos zu halten, werden sich von der einen oder anderen Seite dennoch Stimmen erheben, welche sich verletzt fühlen, und nicht die gebührende Anerkennung gefunden zu haben vermeinen.

„Wir haben bei Erzählung der Vorgänge des Jahres 1866 einem solchen Tadel dadurch zu begegnen gehofft, daß wir die streitenden Parteien selbst zu Worte kommen ließen und das ausgleichende Urtheil zukünftigen Geschichtsschreibern anheimstellten. Diese Absicht ist auch fast allgemein erkannt und gewürdigt worden, in Berlin hat aber doch ein Beurtheiler der „Illustrirten Kriegs-Chronik" darin eine österreichische Feder bemerken wollen, während man sich in Wien über zu dick aufgetragene schwarz-weiße Färbung beklagt, und nur in Süddeutschland scheint man damit zufriedengestellt zu sein, daß der Ausspruch der Volksstimme, wie er sich in den schicksalsvollen Tagen offenbarte, treu wiedergegeben worden ist. Veranlassung, dem einen Theil zu Liebe, dem anderen zu Leide zu reden, haben wir durchaus nicht; es kam uns überhaupt mehr darauf an, Thatsachen in der Erinnerung festzuhalten, als Urtheile anzuführen, die wandelbar sind und sich, namentlich in den süddeutschen Staaten, bereits wesentlich geändert haben, so daß die damaligen Feinde zu Schutz und Trutz verbündet sind und ein noch innigeres nationales Band zu schließen im Begriffe stehen.

„Die großen und raschen Erfolge, welche Preußen im vorigen Jahre erstritten hat, sind der unwidersprechlichste Beweis, daß die militärischen Einrichtungen dieses Staates wohlgeordnet, die Vorbereitungen zum Kriege sorgfältig getroffen, die Anführer geniale Feldherren und die tapferen Truppen von echt soldatischem und patriotischem Geiste beseelt waren. Wir würden aber nicht allein ungerecht gegen die ihnen entgegengestandenen Armeen sein, sondern zugleich den Ruhm der Sieger schmälern, wenn wir, wie dies wohl von übereifrigen Federn geschehen ist, die Schlachten und Gefechte so dargestellt hätten, als wären die Triumphe mit spielender Leichtigkeit abgerungen worden, die bei jedem Zusammenstoß in feiger Flucht auseinandeerstoben. Daß der Sieg erst nach mannhaftem Kampfe errungen wurde, ehrt beide Theile, den Sieger aber doppelt.

*) Oeuvres de Frédéric le Grand, T. XVIII, p. 179.

**) Gedenkbuch an den Feldzug von 1866 in Deutschland und Italien. Nach offiziellen Quellen vom Verf. der Illustrirten Kriegsberichte aus Schleswig-Holstein. Mit Illustrationen nach Original-Zeichnungen von mehr als 24 genannten deutschen Künstlern. Leipzig, J. J. Weber, 1867 (292 S. gr. Fol., mit Holzschnitten im Formate der Illustrirten Zeitung).

„Was den Rechtspunkt in der Sache, was den Ursprung und die Beweggründe zum Kriege, was die Wahl mancher angewendeten Mittel und die Ausnützung der Erfolge betrifft, so gestehen die einsichtsvollsten Anhänger Preußens, daß es in allen diesen Beziehungen einer Indemnität bedarf, die es dadurch erlangen wird, wenn es alle Verheißungen in Erfüllung bringt, die der deutschen Nation ertheilt worden sind. Es ist nicht genug, einig und durch das Aufgebot aller Menschen- und Geldkräfte stark zu werden: ein intelligentes Volk verlangt auch Rechte, ein seiner geistigen Reife entsprechendes Maaß öffentlicher und persönlicher Freiheit, gute Einrichtungen und Gesetze, und eine wohlwollende Verwaltung und die Förderung seiner intellectuellen, moralischen und materiellen Interessen. — Ob das Alles in der zur Annahme gelangten Bundesverfassung genügend berücksichtigt worden, und darin das punctum saliens einer weiteren gedeihlichen Entwickelung zu erblicken ist, wollen wir, gelinde gesagt, abwarten und nur dringend wünschen, daß Vertrauen und Anhänglichkeit zur Neugestaltung Deutschlands mehr durch sanfte Mittel, als durch Anwendung von Zwang und Gewalt hervorgerufen werden."

Mit Bezug auf die beiden Schlußlieferungen des Werkes bemerken wir, daß dieselben als Frontispiz-Bilder die Charakter-Köpfe des Grafen v. Bismarck und der drei Präsidenten des norddeutschen Reichstages bringen. Dem ganzen Werk ist als Titelbild eine Zeichnung des klassischen Reiter-Standbildes des Königs Wilhelm von Preußen, von F. Drake, sowie eine chronologische Uebersicht der vorjährigen Kriegs-Ereignisse in Deutschland und Italien, mit einer diplomatischen Vor- und Nachgeschichte, beigefügt.

Zur deutschen Colonialfrage.

Die Nikobaren.*)

Das vorliegende, in der Anmerkung näher bezeichnete Buch gehört zu der Literatur, welche der die Lösung der Colonialfrage in's Auge fassende Art. IV der Norddeutschen Bundesverfassung in's Leben ruft. Von allen früheren ähnlichen Schriften unterscheidet diese neuere Literatur sich dadurch, daß sie, die Ackerbau-Colonisation und Massen-Auswanderungs-Frage bei Seite lassend, vorerst unsere merkantilen und industriellen Zustände, sowie unseren überseeischen politischen Einfluß zu heben sucht durch Flottenstationen, Handels-Etablissements und Anlegung von Plantagen, aus welchen diejenigen Colonialwaaren, welche Deutschland leider bis jetzt durchweg via England oder Holland zu beziehen gezwungen ist (wie Baumwolle, Reis, Kaffee, Pfeffer), direct für deutsche Rechnung gewonnen werden sollen.

Während jene ältere Literatur Ansiedelungen namentlich in Südamerika in's Auge faßte, auch wegen der Ohnmacht des Bundes lediglich an den Gemeinsinn des deutschen Volkes appellirte, wenden sich die vorliegende und die ihr verwandten Schriften nach den Inseln und Küsten des Indischen und Großen Oceans und erwarten, wie in der Marine-Frage, den Anstoß hauptsächlich von Preußen, welches damit gewissermaßen den letzten Artikel aus dem Testamente des Großen Kurfürsten vollstrecken würde.

Herr Franz Maurer, welcher durch seine eifrige und ersprießliche Thätigkeit in der Flottensache wohlbekannt ist, zeigt uns an den Nikobarischen Inseln, deren Geschichte er aus dänischen Quellen sorgfältig zusammengestellt hat, wie die planlose Colonisation ohne Berücksichtigung klimatischer Vorsichtsmaßregeln zum Verderben führen mußte, andererseits aber auch, wie unsere fortgeschrittene Medicin, die Erfahrungen der Engländer u. s. w. es gar wohl möglich machen, die Schattenseiten des dortigen Klima's zu überwinden, und stützt sich hierbei hauptsächlich auf die jüngst erschienene, im amtlichen Auftrage verfaßte Schrift des preußischen Marine-Stabsarzts Dr. Karl Friedel (Die Krankheiten in der Marine), welche bereits in's Russische übersetzt wird. Die strategische Bedeutung der Nikobaren lehrt die Karte; Deutschlands Einfluß in Ostasien würde durch eine Niederlassung daselbst wesentlich gehoben und eine Colonisation auf Süd-Formosa, welcher der Verfasser lebhaft das Wort redet, zweckmäßig unterstützt werden. Die technischen Vorschläge des Verfassers erscheinen praktisch und sachgemäß, wenn sie auch, wie die verwandten Arbeiten anderer Autoren, keinen anderen Erfolg haben sollten, als vor der Hand die öffentliche Meinung immer mehr für die brennende deutsche Colonialfrage zu interessiren und der preußischen Regierung, welche die Anlegung überseeischer Niederlassungen als Bundessache behandelt, Fingerzeige zu geben.

*) Die Nikobaren. Colonialgeschichte und Beschreibung nebst motivirtem Vorschlage zur Colonisation dieser Inseln durch Preußen. Von Franz Maurer. Mit 4 Karten. Berlin, Carl Heymann's Verlag (A. E. Wagner), 1867. (X. u. 320 S.)

Schweiz.

Die Bundes- und die Particular-Gesetzgebung in der Schweiz über das internationale Verlagsrecht.*)

Aus Genf.

Ich habe Ihnen im Laufe des Winters Einiges mitgetheilt über zwei vor dem Genfer Civilgericht verhandelte Prozesse, welche französische Autoren gegen ein in Genf erscheinendes Blatt und gegen den Director des dortigen Theaters wegen Nachdrucks und unbefugter Aufführung eines Dramas anhängig gemacht hatten.**) Ich zählte die angezogenen Gründe für und wider auf und analysirte kurz den äußerst subjektiv gehaltenen Urtheilsspruch, der sich auf das Natur- und Völkerrecht stützte, statt auf das positive Recht. Besonders mußte es auffallen, daß die Entscheidung des Civilgerichts in der Begründung ganz abstrahirte von dem seit 2—3 Jahren bestehenden Vertrage zwischen Frankreich und der Schweiz, kraft dessen doch gerade die Klage eingereicht worden war und dessen Giltigkeit sowohl von den beiderseitigen Advokaten als von der eben so entschieden Partei nehmenden Presse lebhaft diskutirt wurde. Ich erwähnte schon früher die zwei Haupteinwürfe, welche gegen den Vertrag gemacht werden, nämlich erstens den Zweifel an der Competenz der Bundesbehörde, welche denselben abgeschlossen hat, und zweitens Berufung auf das Resultat der Volksabstimmung vom

*) Der Verfasser dieses Artikels, Herr Eug. Peschier in Genf, hat über die vorliegende Frage, die für Deutschland von dem doppelten Gesichtspunkt der Bundesgesetzgebung und des internationalen Autor- und Verlagsrechts ein naheliegendes Interesse darbietet, auch eine besondere kleine Schrift erscheinen lassen unter dem Titel: La propriété littéraire et la convention de 1864. Par Eugène Peschier. Genève, 1867.

**) Vergl. Nr. 9 des „Magazin" von d. J.

Jahre 1866, welche die den Schweizern bei Gelegenheit einer partiellen Revision der Bundesverfassung vorgelegte Frage, ob die Eidgenossenschaft ermächtigt sei, ein Bundesgesetz zum Schutze des geistigen Eigenthums zu erlassen, mit geringer Majorität verneinte.

Selbstverständlich muß die schwebende Frage in kurzer Zeit eine Lösung finden und es ist gewiß Niemand mehr berufen, ein bedeutungsvolles Votum in der Sache abzulegen, als der Bevollmächtigte der Schweiz, welcher im Namen der Eidgenossenschaft den Vertrag entworfen und unterzeichnet hatte. Deshalb erregt auch die im Laufe der Woche erschienene französische Broschüre des Dr. Kern, schweizerischen Gesandten in Paris, großes Aufsehen. Da Sie meiner ersten Mittheilung die Spalten Ihres Blattes freundlich geöffnet haben, so erlauben Sie wohl auch für nachfolgende Analyse der Broschüre Ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen.

Dr. Kern läßt die principielle Frage des literarischen Eigenthums absichtlich ganz bei Seite, da sie Angesichts eines förmlichen Vertrags nicht von Belang sei. Sein Hauptzweck ist, die Giltigkeit des Vertrags zu beweisen und gegen die schon erwähnten Einwendungen zu vertheidigen. Zu diesem Behufe giebt uns der Verfasser zuerst die Geschichte des Handelsvertrags.

Im Januar 1863 berief der Bundesrath die Delegirten sämmtlicher Kantone zu einer Conferenz, welche unter dem Vorsitze eines Bundesrath-Mitglieds die dem Bevollmächtigten zu ertheilenden Instruktionen berieth. Dr. Kern, der mit Abschließung des Vertrags betraut werden sollte, erklärte der Conferenz auf Grund vorgängiger Besprechungen mit dem französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Thouvenel, Frankreich stelle als Hauptbedingungen eines Handelsvertrags Gleichstellung sämmtlicher Franzosen in der Schweiz, ohne Rücksicht auf Kultus, und Schutz des literarischen, künstlerischen und industriellen Eigenthums.

Schon im Schooße dieser Conferenz wurde sofort die Competenzfrage aufgeworfen und mit Berufung auf Art. 8 der Bundesverfassung bejaht. Dieser Artikel giebt der Eidgenossenschaft allein das Recht, internationale Verträge abzuschließen. Wenn schon unter dem Schutze des Bundesvertrags vom Jahre 1815 ein Vertrag mit Frankreich im Jahre 1828 abgeschlossen worden sei, welcher die kantonale Gesetzgebung noch weit entschiedener umgehe, als die projektirten Concessionen, wie viel mehr sei die Eidgenossenschaft kraft ihrer Verfassung zu solchen Verträgen ermächtigt, da man bei Abfassung dieser Constitution die Vollmacht der Bundesbehörden nach Außen überall habe erweitern wollen. Außerdem seien seit 1848 verschiedene, ebenso weit gehende Verträge mit England, Brasilien, Belgien u. s. w. abgeschlossen worden.

Dr. Kern erzählt nun weiter die verschiedenen Vorschläge, welche Frankreich einerseits, der Bevollmächtigte der Schweiz andererseits während der vom Januar 1863 bis Juli 1864 dauernden Verhandlungen gemacht haben. Da Frankreich um keinen Preis von seinen zwei Hauptforderungen abließ und betonte, daß sämmtliche Staaten, mit welchen es Verträge geschlossen habe, sich denselben Bedingungen unterworfen, so kamen die beiden contrahirenden Theile überein, einen besonderen Vertrag sowohl über Gleichstellung aller Franzosen in der Schweiz als zum Schutz des geistigen Eigenthums zu entwerfen. Die darin enthaltenen Bestimmungen sollen für die ganze Schweiz Gesetzeskraft erhalten, also ganz unabhängig von kantonalen Gesetzen bleiben und nur durch ein eventuelles Bundesgesetz modificirt resp. ersetzt werden können. Dagegen macht Frankreich der Schweiz drei wesentliche Concessionen hinsichtlich freier Einfuhrung von Spieldosen, Fabrikmustern u. s. w.

Die vier zusammengehörenden Verträge sind untrennbar; mit dem einen fallen alle anderen. Sie wurden von der Bundesversammlung ratificirt. Der Verfasser bestrebt sich nun, die Giltigkeit des Vertrags gegen die nachträglich erhobenen Bedenken in Schutz zu nehmen.

Die Competenzfrage könne nicht mehr von einzelnen Kantonsbehörden erhoben werden, da sie von der Bundesversammlung nach mehrtägiger Debatte bejaht worden sei. Nicht einmal eine neue Bundesversammlung könne den früheren Beschluß umstoßen. Man würde sich sonst in Zukunft wohl hüten, so prekäre Verträge mit der Schweiz abzuschließen. Die so oft gehörte Befürchtung, die kantonale Souveränetät leide unter solchen Ein- und Uebergriffen der Bundesgewalt, werde durch den besonderen Charakter des Zweikammersystems entkräftet. Die Constitution habe gerade die Bundesgewalt und die kantonale Souveränetät gegenseitig schützen wollen durch die Bestimmung, daß die wichtigsten Beschlüsse durch gemeinsame Berathung der Vertreter des Gesammtvaterlandes und der einzelnen Kantone gefaßt werden müsse. In Amerika, wo gleichfalls das Zweikammersystem bestehe, werde die Competenz zu Abschließung internationaler Verträge nicht bezweifelt.

Gegen den auf die Volksabstimmung sich stützenden Einwurf macht Dr. Kern geltend, daß der Vertrag mit Frankreich dadurch nicht im Geringsten betroffen werde. Die beiden Verträge betreffs Gleichstellung der Franzosen und Schutz des literarischen Eigenthums, führen den Franzosen in der Schweiz Vortheile zu, welche die Schweizer selbst nicht genießen. Um diese Ungleichheit aufzuheben, habe man dem Schweizervolke bei Gelegenheit der Bundes-Verfassungs-Revision zwei Fragen vorgelegt, von welchen die eine, die Niederlassung der Juden betreffende, bejaht, die den Schutz des geistigen Eigenthums fordernde verworfen worden sei. Damit haben aber die Schweizer nur für sich eine Neuerung abgelehnt. Der Vertrag habe durch die Abstimmung nicht im Geringsten entkräftet werden können. Den Schweizern bleibe nichts übrig, als unter sich ein der Convention entsprechendes Concordat abzuschließen.

Aber selbst wenn die Volksabstimmung das angebliche Resultat gehabt hätte, so mußte das bei Abschluß des Vertrags vorbehalten und jedenfalls letzterer sofort nach Bekanntwerden des Erfolgs aufgekündigt werden.

Nachdem Dr. Kern noch nachgewiesen, daß die Bundesbehörde bis zu diesem Augenblicke die Giltigkeit des Vertrags aufrecht erhalten habe, daß ferner die Bestimmungen desselben absolute Gesetzeskraft haben und durchaus nicht von diesem oder jenem Kantonsgesetze abhängig seien, mit Ausnahme der die Aufführung dramatischer Erzeugnisse betreffenden Artikel, welche ausdrücklich die Franzosen an die jeweilig in den einzelnen Kantonen bestehenden Gesetze verweisen; nachdem er endlich die Uebereinstimmung der Convention mit dem im Jahre 1856 zwischen 13½ Kantonen abgeschlossenen Concordat, ja die relativ liberalere Fassung der ersteren hervorgehoben und betont hat, daß selbst die Verwerfung des Bundesgesetzes von ganz fremdartigen Elementen, besonders Eisenbahn-Interessen bestimmt worden sei, stellt Dr. Kern zum Schlusse mit ernsten, eindringlichen Worten die moralischen Consequenzen zusammen, welche das zweideutige Benehmen gegenüber dem Vertrage nach sich ziehen könnte.

Frankreich habe der Schweiz bedeutende Concessionen gemacht. Wollte man jetzt, nachdem man diese Vortheile schon

mehrere Jahre genossen, die Convention ungiltig erklären, so würde dies ein in dem internationalen Verkehr unerhörtes Faktum sein. Was würde man von der schweizerischen Loyalität sagen und denken?

Nicht umsonst stellte der Verfasser an die Spitze der Broschüre den Ausspruch Vattel's in seinem „Völkerrechte": „Nichts ist ruhmvoller für eine Nation, als der Ruf unwandelbarer Treue gegen das gegebene Wort. Gerade dadurch und mehr noch als durch ihre Tapferkeit hat sich die schweizerische Nation in Europa Achtung erworben."

Dagegen wendet sich Dr. Kern nun auch gegen die in französischen Blättern erhobenen Beschuldigungen und weist nach, daß noch keine Behörde, weder in Genf, noch in der Schweiz überhaupt, den Vertrag in Frage gestellt habe. In Genf habe sowohl die Regierung als der gesetzgebende Körper und die Handelskammer ausdrücklich bewiesen, daß sie durchaus an demselben festhalten. Genf habe sogar die Niederlassungs-Gebühren für Ausländer bedeutend herabgesetzt, obgleich dem Staatsschatze daraus ein jährlicher Verlust von 60,000 Franken entstehe, nur um den Franzosen einen Beweis freundnachbarlicher Gesinnung zu geben.

Schließlich erwähnt die Broschüre noch das Verfahren des Bundesraths gegenüber dem Kanton Basellandschaft, welcher das Judengesetz nicht anerkennen wollte, aber durch energisches Einschreiten zur Erfüllung seiner Pflichten zurückgeführt wurde.

Das äußerst klar geschriebene, mit sämmtlichen Aktenstücken begleitete Werkchen wird ohne Zweifel die durch Unkenntniß der Sachlage und falsche Auffassung irregeleiteten Gegner des Vertrags vollständig bekehren. Eugène Peschier.

Frankreich.

Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht.*)

Das bunte Allerlei, welches in diesem Büchlein dargeboten wird, ist des allgemeinsten Interesses sicher, denn alle Welt denkt augenblicklich an Paris und seine Industrie-Ausstellung. Wer Zeit und Geld hat, hinzureisen, wird sich gern vorher ein wenig unterrichten über das, was er dort findet und wer nicht hinreisen kann, möchte doch wissen, was er versäumt und sich ein wenig von Sachkennern in Gedanken herumführen lassen. Leser findet dies Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht also auf jeden Fall, und da es so mannigfaltig dargestellt ist, auch sicherlich viele Bewunderer.

Es muß Jedermann das Thema seines speciellen Interesses finden, denn es ist nichts außer Acht gelassen; die heitere wie die ernste Seite von Paris wird hell beleuchtet, wenn auch nicht immer von Sonnenschein und Lampenlicht, so doch vom Geist unserer bekanntesten und gediegensten Schriftsteller.

Von der ernsten, wissenschaftlichen Abhandlung eines berlinisirten Franzosen, Herrn Charles Marelle, müssen wir zuerst Notiz nehmen. „Von dem französischen Geist und der geistigen Arbeit in Paris", wie die Ueberschrift lautet, giebt Herr Marelle einen bei aller Kürze sehr ausführlichen Bericht. Die höhern Lehr-Institute, die Lyceen, die Akademien werden charakterisirt; das berühmte Institut der Vierzig, die Akademie Française, die Sorbonne, die Écoles aller Art erhalten ihre wohlverdiente Würdigung und die großen Namen ihrer Beförderer und ihrer Zöglinge werden in's Gedächtniß zurückgerufen. Mit dem echt französischen Geist, der dem Verfasser eigen ist, wird ein helles Schlaglicht auf Personen und Zustände geworfen, über die man in Deutschland bisher ziemlich im Dunkeln war. Wer die Reise nach Paris nicht bloß der augenblicklichen Industrie- und Weltausstellung wegen macht, wer nicht nur Tourist und Schaulustiger ist, sondern Paris als Brennpunkt der Intelligenz kennen lernen und ein wenig studiren will, wird den Aufsatz von Charles Marelle als belehrende und anregende Vorbereitung benutzen können. Ebenso ist die Abhandlung über bildende Kunst von Alfred Woltmann für diesen ernstern Zweck zu empfehlen; es ist ein geistreiches Resumé der Kunstschätze von Paris, gewissermaßen ein Blumenstrauß von allen den lieblichen und ernsten Eindrücken beim Anblick des Schönen, was Alfred Woltmann hier darbietet. Wer schon Kenner der Kunst ist, wird die Richtigkeit und Prägnanz seines Urtheils zu schätzen wissen und wer es erst werden will, kann sich blindlings von ihm leiten lassen. Die Fremdenführer und Kataloge, deren man sich sonst zu diesem Zwecke bedienen muß, ermüden und verwirren das schaulustige Auge unglaublich und machen es fast unmöglich, sich ein eigenes, auch nur annähernd richtiges Urtheil zu bilden. Deshalb versäume man nicht, die Fingerzeige eines so echt künstlerisch durchbildeten Kunstkritikers zu befolgen.

Alle die pikanten Titel der Aufsätze in dem bunten Büchlein einzeln aufzuzählen, würde den gegebenen Raum überschreiten; es ist ziemlich sicher anzunehmen, daß kein einziger ungelesen bleiben wird, da alle gleich zeitgemäß und fesselnd sind. Ueber die Pariser Journale erzählt Arthur Levysohn viel Neues und über die Feuilletons, einen Literaturzweig, den bei uns noch so wenig Zeitungen kultiviren, sagt Eugène Laur viel Unglaubliches für deutsche Leser, die noch immer weit entfernt sind, die Macht der modernen Presse zu begreifen.

Die Pariser Gesellschaft ist beinahe am schlechtesten behandelt, es geschieht ihrer nur in der Vergangenheit ihrer berühmten Salons und aristokratischen Vorstädte Erwähnung; dagegen ist das öffentliche Leben der Geselligkeit reichlich beschrieben und die ihm gewidmeten Seiten werden auch wohl das große Publikum am meisten fesseln. Die Börsenmänner, die Blusenmänner, die Damen der Halle und Demi-Monde, die Sommerbälle und die singenden Kaffeehäuser zu sehen, hat der Fremdenstrom, der sich jetzt nach Paris wälzt, auch mehr Gelegenheit, als in die Mauern von Privathäusern zu dringen. Die Pariserinnen der Familie sind auch wirklich zu achtungswerth, um sie neben der Demi-Monde auch nur zu nennen, aber unrecht ist es doch, daß man sie ganz vergißt und sich schließlich einbildet, alle Französinnen seien leichtfertig, während doch gerade das Familienleben in Frankreich viel strengere Sitten und Gesetze hat, als man in Deutschland ahnt. Auch in dem vorliegenden trefflichen Aufsatz über die Pariser Theater erwähnt Rudolf Gottschall ausdrücklich, daß die jungen Mädchen aus guten Familien niemals die neuen Theaterstücke zweifelhaften Inhalts zu sehen bekommen, die bei uns noch dazu in schlechter Uebersetzung ganz zwanglos und schamlos vor dem feinsten weiblichen Publikum gespielt werden. Keine junge Dame darf in Paris die Skulpturensammlungen betrachten, ja man schließt sie auch vom Besuch des Ballets aus. Es sind dies Gesetze, die nicht nur in der Aristokratie gelten, sondern auch in jeder ehrenwerthen Bürgerfamilie.

*) Leipzig, F. A. Brockhaus, 1867.

Der Schattenseite von Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht wird Rechnung getragen durch den Aufsatz von William Reymond und Julius Rodenberg: Die Armen und Elenden. Sonst ist im Allgemeinen zuviel Glanz und Schimmer, zuviel Verlockendes und Süßes von diesem oft ja recht sonnenlosen und gottlosen Paris in diesem Buch erzählt worden. Auch wer nur zum Vergnügen hinreist, wird es bald einsehen, daß man zuviel versprochen hat; selbst wer auf Gold wandelt, wird müde werden und die Genußaussichten bald sehr öde und schal finden. Wehe aber dem armen Touristen, der mit wenig Geld viel erreichen möchte; es wird mancher Tantalus in diesem Jahr Qualen in Paris erdulden. Die Theater werden unerschwingliche Preise und keinen Platz haben, die Restaurants desgleichen. In Hitze und Staub, der macadamisirten Straßen schlimmste Eigenschaft, wird man sich durch das Menschengewühl drängen und die Besitzer von Equipagen beneiden. Hungrig, durstig, müde und gelangweilt zu sein, wird die süße Gewohnheit des Dasrins in Paris sehr bitter machen für die größere Hälfte der Ausstellungsgäste. Jeder Genuß ist sicherlich dort mit irgend einer Calamität zu erkaufen und der Ausspruch Corinna's: „voyager c'est le plus triste des plaisirs", wird sich vielfach bewähren. Darum möge man sich trösten, wenn man die gepriesene Weltausstellung nicht zu sehen bekommt und sich sagen, daß nicht alle die lockenden Schilderungen von Paris die Erwartung befriedigen. Man erinnert sich aus Börne's Briefen über Paris vielleicht der weniger optimistischen Beschreibung von den Tanzvergnügungen der Franzosen:

„Der Ball scheint uns eingerichtet zu sein, um zu zeigen, wie wenig Raum und Luft ein Mensch braucht um zu leben. Das nennen sie „Vergnügen"! ich würde die schweren Verbrecher verurtheilen, dreißig Nächte hinter einander auf solchen Bällen zuzubringen. Es waren 7000 Menschen anwesend, von denen wenigstens 2000 hätten erstickt, 3000 erdrückt und die übrigen alle ernstlich krank werden müssen, aber sie leben sämmtlich und sind gesund geblieben! Von den Weibern begreife ich das, sie erhält auf einem Balle eine Art Religion, ein Märtyrerglaube, der den Körper unempfindlich macht, aber wie halten es die Männer aus? es hatte keiner mehr Raum und Luft als in einem Sarge! Indessen ist es wahr, der Anblick ist herrlich, bezaubernd, eine Märchenpracht, dieser sonnenhelle Lichtglanz, dies strahlende Farbengemisch von Gold, Silber, Seide, von Frauen und Blumen und die Musik dazwischen hineingestickt wie in einen bunten, lebendigen Teppich."

Ein ähnliches „genußreiches" Gedränge wird wohl so ziemlich jeder Reisende diesen Sommer in Paris kennen lernen und zwar nicht bloß auf Bällen, sondern gewiß am meisten im Ausstellungsgebäude selbst. Hoffentlich erstattet der geistreiche Herausgeber der lockenden, reizvollen Beschreibung von Paris bei Sonnenlicht und Lampenschein noch einmal einen Bericht über dasselbe Thema, das ja unerschöpflich ist, denn Paris ist das Weltall im Kleinen. Die ausgestandenen Leiden werden gewiß ebenso novellistisch und amüsant sich gestalten unter der dichterischen Feder wie die verheißenen Freuden; etwas mehr Schatten zu dem vielen Licht und Schein kann nur das Interesse an den Schilderungen erhöhen, die Wahrheit bleibt ja schließlich immer das Wirksamste! So recht in's Alltagsleben hineinzugreifen nach des Altmeisters Goethe Anweisung, belohnt sich nirgends besser als in Paris. Einige Straßenscenen dort sind schon allein die beste Staffage für ein wirksames Sittengemälde. Für die Norddeutschen ist das Leben auf der Straße überhaupt eine reizvolle Neuigkeit, die in Paris zu genießen Niemand versäumen möge. Es ist dort dafür gesorgt, daß der eleganten Welt die Scheu abgewöhnt wird, sich öffentlich zu zeigen, die sie in Deutschland und namentlich auch in England so sehr beherrscht und beschränkt.

Auf allen Boulevards kann die vornehme Dame auf der Straße sitzen, Eis essen, Zeitungen lesen, sich umschauen und sich ausruhen, welches Letztere so nothwendig ist für die Fremden in Paris. Die zierlichen Stühle werden für ein wenig Kupfergeld vermiethet überall, wo man ihrer bedarf, wo Schatten und reine Luft ist, wo Musik und Erfrischungen zu haben sind oder auch nur Ruhe und Kühlung. Wie weit ist in dergleichen Berlin noch zurück; für die feine Welt ist bei uns kein Ruheplätzchen zu ermitteln als schlechte, schmutzige Bänke, die von Kindermädchen und Bettlern besetzt sind. In öffentliche Gärten zu gehen, um ein wenig Luft und Schatten zu genießen, ist noch unmöglicher in Berlin, denn Tabaksdünste, Staub und schlechte Gesellschaft machen jeden grünen Fleck unnahbar.

Paris hat noch einen großen Vorzug vor Berlin, dessen sich die Fremden dieses Sommers hoffentlich auch erfreuen werden; es sind die zahlreichen Gelegenheiten, sich schnell und billig gute Nahrungsmittel zu verschaffen, was für Norddeutsche etwas ganz Ungewohntes. In Berlin kann man, namentlich mit Damen, nur in den vornehmsten Gasthäusern oder Restaurants es versuchen, ein warmes Frühstück à l'anglaise oder ein improvisirtes Diner zu bekommen, und es wird stets sehr viel mehr Zeit und Geld darauf verwendet werden müssen, als man möchte und als es werth ist. In Paris dagegen befinden sich in jeder Straße mehrere reinliche, anständige Läden, wo man frische Handpasteten, Bouillon, eine Cotelette, Salat, gebratene Kartoffeln (pommes frites) u. s. w. gleich fertig vorfindet, nicht zu warten und nur sehr wenig zu bezahlen hat. Auch auf offener Straße wird in Paris gekocht und gebraten; es sieht oft so sauber und appetitlich aus, daß auch ein verwöhnter Magen dadurch zum Genuß gereizt werden kann, besonders wenn große Ermüdung den Hunger erzeugt hat. Ebenso ist es rathsam für Touristen mit mäßiger Börse, nicht die bescheidenen Restaurants im Palais royal belétage zu übersehen; man ißt dort nicht gerade von Marmor und Gold, wie es parterre geschieht, aber für noch nicht ganz einen Thaler erhält man ein gutes Mittagsessen mit reinem Wein. Die kulinarischen Tempel wie les trois frères provençeaux, maison dorée u. s. w. hat Julius Rodenberg so verlockend geschildert, daß wohl Jedermann Verlangen tragen wird, sie wenigstens kennen zu lernen, aber heilsamer für Börse und Magen sind die Straßenküchen und die sauberen Pastetenbäcker. Schlechte und theure Speisekarten giebt es in Paris natürlich ebenfalls, Vorsicht ist dort also nöthig und ein Warnungsbuch thäte wahrlich noth für jeden Fremdenführer. F. v. H.

Belgien.

Die Philosophie des 18. Jahrhunderts, nach F. Laurent.*)

Diejenigen, welche ihre Ideale in der Vergangenheit suchen und denen das Wort „Fortschritt" ein Gräuel ist, haben die

*) La Philosophie du XVIIIe Siècle et le Christianisme, par F. Laurent, prof. à l'univ. de Gand (Etudes sur l'histoire de l'humanité, Tom. XII). Paris, Bruxelles, Leipzig, Librairie internationale, Lacroix, Verboekhoven et Cie., 1866.

Denkungsart des 18. Jahrhunderts in den Bann gethan und sie der Urheberschaft der schwersten Verirrungen bezichtigt. Es ist diese Anklage nicht bloß von den Gliedern des Priesterstandes der verschiedenen Kirchen ausgegangen, auch das religiöse Gefühl unabhängiger Gemüther hat sich vor dem Umsturz der alten Glaubenssatzungen entsetzt und die Ausschreitungen Einzelner, die kein wahrhafter Freund der Menschheit vertreten konnte, dem gesammten Streben nach Denk- und Glaubensfreiheit aufgebürdet. Wir leben vorläufig inmitten einer religiösen „Umkehr“, der auf dem Felde der engeren kirchlichen Ordnung nur schwache Heerschaaren von Freidenkern den Sieg streitig machen, wogegen freilich die Stimmung der Laienwelt das Maaß der Wünsche der kirchlichen Fortschrittspartei im Ganzen weitaus übertrifft. Mag auf den Kanzeln und Lehrstühlen die Gläubigkeit zugenommen haben, es ist eine statistisch verbürgte, wenn schon von vielen Seiten beklagte Thatsache, daß der alte Glaube in den Herzen der Völker abstirbt.

Ob das 18. Jahrhundert und seine Philosophen, die Aufklärer, die Encyklopädisten und die Materialisten, allein hieran schuld sind, möchte von vornherein bezweifelt werden. Die gehässige Leidenschaft kirchlicher Parteien ist ein schlechtes Kriterium für den historischen Zusammenhang der Dinge, ein trübes Mittel der Erkenntniß, das wohl das Zunächststehende bemerken läßt, aber das ferner Liegende und die lange Kette der Ursachen und Wirkungen oft kaum ahnt. Das 18. Jahrhundert ist keineswegs die alleinige Quelle der heutigen Glaubenslosigkeit und der geringeren Werthschätzung des Dogmas. An der Lebenswürdigung der Gegenwart hat mehr als Ein Jahrhundert gearbeitet; das 18te war lediglich der Erbe seiner Vorgänger, es hat zur Reife gebracht, was die Denker der verschiedensten Epochen vor ihm gepflanzt, gepflegt und überliefert hatten.

Professor F. Laurent in Gent, der mit dem zwölften Theile seiner „Etudes sur l'histoire de l'humanité“ zu dem Kampfe der Philosophie des 18. Jahrhunderts mit dem Christenthume gelangt ist, erklärt die dem Dogma feindliche Stellung der Vorkämpfer des freien Gedankens aus den ältesten Urkunden des Letzteren und insbesondere daraus, daß dem 18. Jahrhundert die religiöse Ueberspannung des 17ten und diesem wieder die Reformation und die Renaissance vorangegangen waren. So tief das Glaubensbedürfniß in die Menschenbrust eingesenkt ist, so tief auch liegen die Wurzeln unseres Forschungs- und Wissensdranges und die Sehnsucht nach Freiheit, nach brüderlicher Verbindung, nach menschenwürdiger Gestaltung unseres Daseins. Zu allen Zeiten hat es Leute gegeben, die an der strengen Aufrechthaltung der gegebenen Schranken betheiligt waren, zu allen Zeiten aber auch viele Andere, denen eine Aenderung und Besserung ihrer Lage auf das Dringendste erwünscht schien. Einem einzelnen Zeitalter das zum Verbrechen stempeln, was der innersten Natur des Menschen entströmt, ist kein sonderliches Anzeichen von klarer Einsicht. Ueber die charakteristischen Schwächen des philosophischen Jahrhunderts darf man seine schönen, seine bleibenden Verdienste nicht vergessen. Hinter dem Spott der Voltaire, der Helvetius und Diderot barg sich das wärmste Mitgefühl mit den Leiden der von sybaritischem Despotismus geknechteten und von einer eigennützigen Priesterschaft ausgebeuteten Menschheit. Was wir heute „Humanität“ nennen, ist damals geboren worden, und daß diese ein Unglück sei, wird Niemand uns einreden wollen, dem noch ein Funke unparteiischer Liebe für seine Mitmenschen innewohnt.

Die Anklage, Voltaire und die Schule der Encyklopädisten hätten das Christenthum zerstört, wirkt nachgerade fast lächerlich. Wer sich erinnert, wie der Tyrann Ludwig XIV. die heiligsten Gefühle seiner protestantischen Unterthanen mit Füßen trat, wie er sie für ihren Glauben mit dem Tode, mit Galeeren-Sklaverei und am gelindesten noch mit ewiger Verbannung strafte, der weiß genau, wie erhaben der religiöse Standpunkt des ancien régime beschaffen war und was von einem Klerus zu halten, der die Dragonaden hervorgerufen und der nie ein Wort der Mißbilligung dafür hatte, daß jeder Protestant durch seine bloße Geburt unehrlich, daß ein protestantischer Vater nur natürliche Kinder haben konnte, daß jede religiöse Versammlung von Protestanten ein Akt des Hochverraths und der Majestäts-Beleidigung war! Ist es ein Frevel gewesen, daß die Voltairianer hiergegen angekämpft? Oder kann man es ihnen verargen, wenn sie den Aberglauben angriffen? Der Aberglaube stammt aus der Unwissenheit und der Versunkenheit des Geistes. An den Höfen der Bourbons und ihrer Nachahmer waren die Gifte bereitet worden, die bis zum heutigen Tag das Volk Frankreichs vergiften. Hier gebrach es vor Allem an sittlichem Ernst, ein Sinnenkultus und eitler Formelkram, Ceremonien und Wallfahrten waren schlechterdings unfähig, die Seele dem Glauben an das ewige Gesetz und den ewigen Schöpfer zu gewinnen. Dieser nach den Schilderungen der Zeitgenossen von den heillosesten Vorstellungen durchwebte Aberglaube durfte wohl „Christenthum“ heißen, insofern er ganz äußerlich mit den Ueberlieferungen des Christenthums zusammenhing, aber von dem sittlichen Kern der Lehre Christi war er weltenweit abgekommen und trotz der herrlichsten Schönrederei von Bossuet, Fénelon, Massillon, Bourdalou in den engen Gränzen eines ausschließenden und unverbesserlichen Sektenthums verblieben. Wie die Willkür staatsgefährlich, so ist das Wunder in Wahrheit religionsgefährlich. Statt den Glaubensinhalt zu bezeugen, regt das Wunder zu allermeist den Zweifel an und erschüttert den Boden, auf welchem das Dogma ruht. Je mehr ein Glaube mit Wundern durchsetzt ist, desto leichter wird er bezweifelt, desto äußerlicher wird er aufgefaßt und desto leichtfertiger gemißbraucht. Der Katholicismus ist viel zu reich mit Wundern ausgestattet, um nicht dem Zweifel der gebildeteren Anhänger und dem Spott seiner Feinde unzählige Anhaltpunkte zu bieten. Das war der schwache Punkt, den die Philosophie des 18. Jahrhunderts unbarmherzig ausgenutzt hat. Indem sie den Aberglauben zertrümmerte, stürzte sie auch den Wunderglauben vom Throne: nicht der Gedanke eines geistigen Gottes und eines ewigen Vaters der Menschheit war ihr unerträglich, aber wohl der Gedanke einer mirakulösen Offenbarung, einer Vielheit der göttlichen Substanz, der Heiligenverehrung, des Bilderdienstes, der Inspirations-Theorie und des Buchstaben-Glaubens. Und so hat sie denn die Orthodoxie aller Konfessionen verleugnet, sich über alle Glaubens-Parteien gestellt und als einzig mögliche Dogmatik die aus der Vernunft sprießende Sittlichkeit empfohlen.

Der Verfasser der vorliegenden Studie über Philosophie und Christenthum des 18. Jahrhunderts ist kein unbedingter Lobredner der Voltairianischen Zeit. Er verurtheilt scharf genug jene frivole spöttische Form, in welche die Philosophen ihre besten Gedanken zu kleiden liebten. Inzwischen macht er darauf aufmerksam, daß diese Geister am Wenigsten die Meinung von ihrer eigenen Unverbesserlichkeit und Unübertrefflichkeit gehegt hätten. Alle Philosophen jener Epoche, selbst die Materialisten, findet man von der Idee des Fortschritts, d. h. von der einer schrittweisen Entwickelung des Menschengeschlechts erfüllt. Hiermit ist die Unvollkommenheit und die Vervollkommnungs-Fähigkeit unseres Daseins (die Perfectibilität) unmittelbar aus-

gedrückt. Es ist diejenige Idee, von welcher die Gegenwart ihre reichsten Erfolge erwartet. Denn sie huldigt Uhland's großem Worte:

Nicht rühmen kann ich, nicht verdammen:
Untröstlich ist's noch allerwärts,
Doch sah' ich manches Auge flammen
Und klopfen hört' ich manches Herz!

Die Philosophen des 18. Jahrhunderts sind also keine Schmeichler gewesen. Und wem hätten sie schmeicheln sollen? Den Fürsten, den geistlichen und weltlichen Großen, einer Macht, deren Ohnmacht sie fühlten und deren Zerstörung ihr Hauptgeschäft war? Oder dem Volke, das noch unter dem Druck seufzte und das ihnen erst dann zu huldigen begann, als ihr Stern sammt dem ihrer Verfolger zu bleichen anfing? Man weiß, wie schlecht z. B. Voltaire dem großen Friedrich geschmeichelt hat. Wir sehen im Gegentheil bei der überwiegenden Mehrzahl der Freidenker Frankreichs und Englands eine Unabhängigkeit der Gesinnung, die auf uns, die wir unter weit günstigeren Verhältnissen leben und viel weniger kühn sprechen und schreiben, geradezu beschämend wirkt. Die Rücksicht macht Feiglinge. Jene Männer aber, an denen die gespreizte Oberflächlichkeit heutzutage so viel zu tadeln findet, sagten trotz Kerker und Henker ihre Meinung frei heraus, denn ihr Sinn war auf die Ergründung der Wahrheit gerichtet. Von dem geschmähten Baron Holbach rühren die Worte her: „Die Wahrheit schadet nur Denjenigen, welche die Menschen täuschen; sie wird immer dem Menschengeschlecht nützlich sein. Unsere Uebel, entspringen sie nicht aus unseren Irrthümern, aus unseren Vorurtheilen, aus den falschen Vorstellungen, die wir an die Dinge knüpfen? In der That: die religiösen Vorurtheile sind es, welche die Politik und die Moral verderbt haben. Sind es nicht religiöse und übernatürliche Vorstellungen, welche die Herrscher als Götter betrachten ließen?" Holbach verneint auf das Entschiedenste, daß es den Menschen nützliche Irrthümer gäbe, denn das hieße Dinge annehmen, für die es gut sei, daß die Menschen blind und erbärmlich wären und daß es gefährlich sei, ihnen die Quelle ihrer Leiden und deren Heilmittel zu zeigen. Derselbe Holbach will nichts von der Unterscheidung wissen, welche unter den Menschen die Einen für anständig, die Andern für „Canaille" erklärt; die Vernunft eines Jeden ist entwickelungsfähig und Niemand unverbesserlich. Mögen die Schritte der Vernunft noch so langsam sein, man müßte sich der Evidenz verschließen, wenn man ihre Fortschritte leugnen wollte. „Wir sind sichtlich weniger unwissend, weniger barbarisch, weniger roh als unsere Väter, und unsere Väter waren es weniger als ihre Vorgänger. Ohne Zweifel hat das Licht der Vernunft in den Zeiten, in welchen die Menschen am beschränktesten waren, die geringste Neigung zu seiner Aufnahme angetroffen, indessen das Licht ist stärker gewesen, als die Barbarei der Völker, selbst damals, als diese ihm den gewaltigsten Widerstand entgegensetzte." (Holbach, Le Système social, 3. partie, chap. XII.)

So hat der Materialist Holbach gesprochen. An seinen Namen hat man alle Schmach des Materialismus geheftet und doch war Holbach kein frecher Spötter, kein Verdächtiger der Tugend, kein Lobredner des Lasters. Charakteristisch ist das Gebet, das er in seinem „Système de la nature" dem Atheisten in den Mund legt: „O Gott, unbegreiflicher, verborgener Urheber, den ich nicht habe entdecken können! Verzeihe, wenn mein empfindendes Herz Deine erhabenen Züge nicht hat entwirren können aus denen jenes wilden Tyrannen, welchen der Abergläubige zitternd verehrt. Konnte ich die Stimme eines von Weisheit erfüllten Wesens hinter den dunkelen, widerspruchsvollen Orakeln erkennen, welche Betrüger in Deinem Namen verkünden? Wenn ich schlecht von Dir gesprochen habe, so geschah es, weil mein allzu menschliches Herz sich gegen das gehässige Bild empört hat, das man von Dir entwarf!" — Also die Form hat Holbach gestört und abwendig gemacht, nicht der Inhalt der Religion. Während er diesen zu bekämpfen glaubt, hat er eigentlich doch nur an einer bestimmten Auslegungsart gerüttelt, indem er das Christenthum, das Evangelium, mit der traditionellen Auslegung verwechselte.

Die krasse Vorstellung der Aufklärungs-Philosophen, die den Ursprung der geoffenbarten Religionen auf bewußte Täuschung, auf Betrug der Stifter, zurückführen wollte, stammt schon aus dem Mittelalter und ist nichts weiter als ein Nachklang des berüchtigten, wie man sagt, aus geistlicher (!) Feder geflossenen Buches: „De tribus impostoribus".*) Diese Auffassung enthüllt die Achillesferse der damaligen Weltweisheit: ihren Mangel an historischem Sinn. Allein und ausschließlich auf die Zukunft hatte der Philosoph seinen Blick gerichtet, in der Zukunft sah er den Trost unseres Daseins, die Vergangenheit hingegen verachtete er und kümmerte sich nur nothdürftig um sie. Daß die geoffenbarten Religionen die Sprachen der religiösen Gefühle historischer Civilisationsschichten sind, wußten und verstanden sie nicht; sie sahen die übermüthigste Willkür, wo dem modernen Denker das Gesetz historischer Entwickelung unseres Ideenkreises entgegenleuchtet. Auch Voltaire, sonst noch der vorurtheilsfreieste unter ihnen, hat in den glänzenden Artikeln, die er Diderot's Encyklopädie einverleibt, reichliche Spuren von seinem Mangel an historischem Sinn hinterlassen. Die Artikel Fanatisme, Superstition, Tolérance bezeugen es. Andererseits aber war Voltaire dem Inhalte des Christenthums lange nicht so feindlich, als dies bei den Materialisten und Atheisten zum „bon ton" gehörte. Er war nur einzelnen Fragen gegenüber der „Patriarch des Zweifels." Am Wüthendsten hat man ihn, im Lager des Jesuitismus nämlich, wegen jenes Ausrufes verketzert, der nach d'Alembert's Bemerkung wie das Catonische Ceterum censeo eine ganze Reihe seiner brieflichen Herzensergüsse durchzog: wegen des Ausrufes: *Ecrasez l'infâme!* Wen meinte er mit „*l'infâme?*" Die Ultramontanen behaupten: das Christenthum, Manche sogar: den Glauben an einen Gott. Die letzte Annahme ist total falsch, sie wird schon durch die bekanntesten Aeußerungen Voltaire's, durch seinen notorischen Theismus, durch den Geist, wie selbst durch den Buchstaben seiner Schriften widerlegt. Daß das Christenthum als solches gemeint sei, muß vorab aus dem Grunde bezweifelt werden, weil die rechtgläubigen Protestanten diesem Aufruf zugejubelt haben, indem sie ihn einfach auf Rom bezogen. Aber nicht einmal Rom ist gemeint. Der Zusammenhang der Stellen ergiebt, daß Voltaire lediglich die Inquisition, die religiöse Verfolgungssucht, den vom priesterlichen Interesse beförderten Aberglauben vor Augen hatte. Voltaire war so wenig ein absoluter Gegner des unsterblichen Werkes Christi, daß er Jesu Lehre und Wandel wider Atheisten und Materialisten mehr als Einmal vertheidigt hat. Voltaire als Apologet des Christenthums ist allerdings eine auffallende Erscheinung. Doch ist sie authentisch. Als ein vielleicht gut bezahlter Verleumder behauptet hatte, in dem Dictionnaire philosophique sei Jesus Christus der geschickteste Gaukler und

*) Das Buch ist bisher in keiner Bibliothek aufgefunden worden und Prof. Laurent bezweifelt, daß es überhaupt je existirt habe. Die Grundidee kommt aber schon am Anfang des 13. Jahrhunderts vor.

der größte Betrüger, der je auf Erden gelebt, genannt worden, stellte Voltaire in flammendem Zorn die Richtigkeit dieses scheußlichen Satzes in Abrede: nicht ein Wort, nicht ein Schatten von solcher Idee sei im Dictionnaire philosophique geäußert worden! Er fuhr fort: „Man muß alle Scham abgeschworen, wie alle Vernunft eingebüßt haben, um Jesus Christus zum Gaukler und Betrüger zu stempeln, Ihn, der stets in der bescheidensten Dunkelheit lebte, Ihn, der nie eine einzige Zeile schrieb, während bescheidene und so wenig gelehrte Doctoren uns mit dickleibigen Werken quälen über Fragen, die Er nie besprochen hat; Ihn, der sich von seiner Geburt bis an seinen Tod der religiösen Satzung unterwarf, in welcher er geboren war; Ihn, der ihre volle Beobachtung anempfahl; Ihn, der die Liebe Gottes und des Nächsten gepredigt; Ihn, der von Gott nie anders, als von einem Vater geredet, wie das der Juden Gebrauch; Ihn, der, fern von Selbstvergötterung, sterbend sagte: „Ich gehe zu Meinem Vater, welcher ist Euer Vater, zu Meinem Gott, welcher ist Euer Gott"; Ihn, dessen heiliger Eifer so hochherzig verdammt jene Heuchelei und die Wuth der neuen Gaukler, welche, in der Hoffnung, eine Pfründe zu erlangen, fähig wären, Schwert und Gift anzuwenden." (Le Pyrrhonisme de l'histoire, chap. 18.) — Wenn Voltaire in Christus nicht einen Gott erkennen konnte, so hat er doch den erhabensten Sterblichen in ihm erkannt.

Trauttwein von Belle.

Flach, wie immer.

Rußland.

Neue Erscheinungen der russischen Literatur.

I.

Ein neuer Roman von Dostojewsky.*)

Unter der großen Menge der produzirenden russischen Schriftsteller und Literaten, welche dicke Bände mit ihren lang ausgesponnenen Romanen und Erzählungen anfüllen und eigentlich nur für die Billigkeit des Makulaturpapieres sorgen, nimmt Dostojewsky durch wirkliche Begabung und Talent jedenfalls eine hervorragende Stellung ein. Schon als Ingenieur Offizier debütirte er 1846 mit literarischen Erzeugnissen: den Novellen „Arme Leute" und „der Doppelgänger", welche, nach dem Urtheile des bewährten russischen Kritikers Belinsky, ungewöhnliches Talent und große Begabung offenbaren. Nach fast 15jährigem Schweigen erschienen dann von diesem Schriftsteller seine „Memoiren aus dem Todtenhause", die das Lob Belinsky's vollkommen rechtfertigten, denn außer der interessanten Beschreibung des Lebens der Sträflinge mit seinen besonderen Sitten und Gewohnheiten zeichnet uns der Autor ganz meisterhaft in wenigen, scharfen Zügen die Charaktere der verschiedenen Persönlichkeiten seines Todtenhauses. Seitdem hat Dostojewsky viele Erzählungen, Novellen und Romane geschrieben, die diesen Schriftsteller gleichfalls in die Kategorie der viel produzirenden russischen Autoren rangiren, aus welchen literarischen Erzeugnissen sein Roman in 4 Theilen: „Die Bedrückten und Gekränkten" (St. Petersburg, 1866) besonders hervorgehoben zu werden verdient.

Wir erwähnten bei der Beschreibung der Schriften Th. M. Tolstoy's, daß dieser es versucht habe in seinen psychologischen Studien „die Krankheiten des Willens", Skizzen von den oft unbedeutenden Seelenstimmungen zu liefern, die bald schwächer, bald stärker auf die geheimen, spannenden Federn des menschlichen Willens wirken. Die Gleichgiltigkeit der Kritik bei dem Erscheinen dieser psychologischen Skizzen Tolstoy's veranlaßten den Verfasser, diese Schilderungen, wenigstens für den Kreis unserer Belletristik, für nicht zeitgemäß zu halten. Dessenungeachtet beruht der neue und so viel Aufsehen erregende Roman Dostojewsky's „Verbrechen und Strafe" hauptsächlich auf psychologischen Studien. Die Schilderungen des Seelenkampfes in der Persönlichkeit des Helden, eines jungen Studenten Raskolnikov, sowie die geheimen Triebfedern, zufälligen Umstände und oft kleinlichen Eindrücke des Lebens, welche einen gebildeten Menschen zum Verbrechen führen sollen, sind zwar sehr tief durchdacht und künstlerisch ausgeführt, offenbaren jedoch in mancher Beziehung eine etwas krankhafte Phantasie des Autors. Der Held entschließt sich zum Verbrechen, zum Morden einer alten, aber reichen Frau aus gewissen philanthropisch-philosophischen Ansichten, um mit den Reichthümern seines Opfers wohlthätige Zwecke und großartige Ideen zur Ausführung zu bringen. Er rechtfertigt sich vor seinem eigenen Gewissen durch den sophistischen Spruch: „Der Zweck heiligt das Mittel" und durch die Beispiele großer Männer, welche durch Missethaten heilige Zwecke zu erreichen strebten. Das ganze Labyrinth der dunklen Beweggründe und die Entwickelung der unmoralischen Triebfedern, welche die Seele des jungen Bösewichtes durchkreuzen, sind vom Verfasser so scharf und charakteristisch gezeichnet, daß der Leser bis zur endlichen Ausführung und Vollendung des Verbrechens, — die besten und fesselndsten Seiten des Buches, — beständig in unwillkürlicher Spannung und fieberhafter Erregung erhalten wird. Auch bemüht sich der Autor seinen Helden, wenn auch als vorsätzlichen Verbrecher, doch als geistig verwirrt und von krankhafter, wahnsinniger Monomanie befallen, darzustellen.

Obgleich Dostojewsky leider vollkommen der rein realistischen Richtung angehört und poetische, ideale Schilderungen des Lebens in seinen Schriften durchaus nicht vorhanden sind, obgleich auch manche scheußliche Scenen und lasterhafte Charaktere in diesem Romane mit gewissenhaftester Treue und meisterhafter Routine beschrieben sind, ist doch das ganze Phantasiegebilde seines Helden sehr leicht als ein reines Hirngespinnst des Autors zu erkennen und voll von Unwahrscheinlichkeiten und sehr gesuchten, zusammengetragenen Motiven. Die excentrische, schroffe Neigung eines Theiles der russischen Jugend zum modernen Nihilismus mit all seiner Lächerlichkeit und Verschrobenheit, — welchen Iwan Turgeniew in seinen „Vätern und Kindern" und in letzter Zeit der bekannte Publicist Schedo-Ferroto in seiner neunten Studie über die Zukunft Rußlands „Le nihilisme en Russie" so vortrefflich geschildert haben, — wird auch hier als ein Produkt falscher Erziehung und fehlgeschlagener Bildung dargestellt. Das ganze weitausgesponnene Werk von sechs Theilen mit seinen langen, endlosen Sittenschilderungen entbehrt jedoch so sehr gesunder, lebensfrischer Gedanken, wie überhaupt eines kräftigen, stärkenden Geistes, daß dieses neueste Erzeugniß der russischen Literatur wohl kaum zu den bleibenden Werken der neuen Periode gerechnet werden kann.

*) „Verbrechen und Strafe." Roman in sechs Theilen mit einem Epiloge, von Fedor Michailowitsch Dostojewsky. 2 Bde. St. Petersburg, Basunov, 1867. (Preis 3 Rbl. S.)

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Zur Literatur der Karäer.

An dem mächtigen Stamme des alten Judenthums erwuchs um die Mitte des achten Jahrhunderts ein merkwürdiger Zweig, der sich äußerst schnell entwickelte und dann mit seiner ganzen Last den Mutterstamm erdrücken wollte; als er sich aber in der That entwickelt hatte, erdrückte er nicht diesen, sondern sich selbst, so üppig wucherte seine Blätterkrone. Der Karaismus, der zu jener Zeit auftauchte, wollte das geschriebene Wort, welches einst am Berge Sinai vor dem versammelten Volke ertönt und im Laufe der Jahrhunderte von den Rabbinen zu den verschiedensten Theorien benutzt worden war, zu seinem klaren Urbegriff zurückführen und verwarf jedwelche Tradition. Man kann nicht leugnen, daß dieses Prinzip vom ethischen Standpunkte aus gerechtfertigt und wohl geeignet war, einen bedeutenden Kreis von Anhängern um sich zu sammeln, wenn die Karäer (von karâ, lesen, da sie nur das geschriebene, aber nicht das mündliche Gesetz anerkennen mochten) es hätten dabei bewenden-lassen, das sinaitische Schriftthum neu auf ihre Fahnen zu schreiben; allein bald zeigte sich, daß auch sie einer Tradition bedurften, und so deutelten und klügelten sie, bis sich ihre neuen Doctrinen schließlich zu einem äußerst zwangvollen Instrumente gestalteten, welches alles Leben einschnürte und den jeweiligen Umständen um keinen Zoll breit Rechnung trug; sie bannten das Leben in noch weit engere Gränzen, als es je der Rabbinismus gethan. Ein solches Evangelium war nicht lebensfähig und so ist denn der Karaismus auch wirklich untergegangen durch die stärkere Macht der Verhältnisse und durch seine starre Negation. Diese neue Lehre hat sich ihr eigenes Grab gegraben, und die wenigen Anhänger derselben, die sich noch heute als Karäer bekennen, sind ohne jeden religiösen und socialen Einfluß. Aber in der Zeit, die zwischen dem Aufgange und Untergange dieses neuen glanzvollen Gestirnes lag, war der Karaismus keineswegs müßig in richtiger Erkenntniß dessen, daß zu der nationalen und religiösen Aufrechterhaltung einer Sekte, sie sei groß oder klein, alt oder jung, die Gründung und der Ausbau einer Literatur ein gar wichtiges Moment sei, hat derselbe das orientalistische Feld um viele wissenschaftlich höchst werthvolle Beiträge bereichert, und das nicht nur, wie selbstverständlich, auf dem Gebiete der Religion, sondern auch auf dem der Grammatik und Exegese. Schon der Stifter der karaitischen Sekte, Anan ben David, verfaßte unter mehreren Schriften, die leider verloren gegangen sind, einen Commentar zum Pentateuch; von literarischer Bedeutung waren auch Sahal Ibn Maztiach. Rabbi Mocha und dessen Sohn Rabbi Mose, welche Letzteren ein von dem bisherigen babylonischen System abweichendes Vokal- und Accentsystem, das sogenannte tiberiensische, eingeführt haben sollen und auch als Autoritäten in der Massoea (überlieferten Textkritik) galten.

Unter allen diesen und anderen karaitischen Gelehrten aber ragt an Bedeutung auf diesem Gebiete hervor: Jephet ben Eli aus Bassra (wo er zwischen 915 und 920 geboren wurde und woher sein Beiname Albassri stammt). Jephet reiste, noch Jüngling, nach Palästina und hat sich wahrscheinlich in Jerusalem aufgehalten, denn die heilige Stadt war damals der Hauptsitz der Karäer. Zuerst machte er sich durch eine Streitschrift gegen den berühmten Religionsphilosophen Saadja Gaon bemerkbar, wie überhaupt zwischen den Anhängern des Rabbinismus und denen des Karaismus ein fortwährender, tiefklaffender Streit herrschte. So folgte bald auch eine Polemik gegen Saadja's Schüler, Jakob ben Samuel, der von den Karaiten den wenig schmeichelhaften Beinamen „der Trügerische" erhalten hatte. Wahrscheinlich hat Jephet sogar eine hebräische Grammatik verfaßt; wir nennen ferner sein „Sefer Hammizwot" (Buch der Gebote) und sein „Sefer Injan Tefillah", welches letztere in zehn Kapiteln über die Pflicht und die Zeit des Gebets, über die Haltung des Körpers beim Gebet ꝛc. handelt. Jephet verfaßte Commentarien über die ganze heilige Schrift, welche eine Menge von Ansichten älterer Erklärer und Saadja's selbst bringen. Ueberhaupt merkt man ihnen überall das Bestreben an, die Ansichten seiner engeren Partei zu vertheidigen und diejenigen selbst der geringeren karaitischen Sekten, sowie die der Rabbinen, Muhammedaner und Christen, zu bestegen.

Der vor Kurzem leider so früh verstorbene Professor Salomon Munk in Paris hat uns die erste Kenntniß der Jephetschen Commentare verschafft, denn durch seine rastlosen Bemühungen wurden dieselben im Jahre 1840 aus Aegypten nach Paris übergeführt. Im Jahre 1846 gab dann der bekannte Orientalist Bargès die Vorrede und den Commentar zu den beiden ersten Psalmen und 1861 die Uebersetzung des ganzen Buches der Psalmen heraus. Das „Journal Asiatique", Tom. XV, brachte im Jahre 1850 mehrere Auszüge aus einigen Commentarien, aus der Feder Salomon Munk's. Die verschiedenen Codices, die sich früher zum Theil in der karaitischen Bibliothek zu Eupatoria befanden, liegen heute in der St. Petersburger und Pariser Bibliothek. Soeben nun hat Herr Dr. phil. Zacharias Auerbach einen derselben, den auf die Sprüche Salomonis bezüglichen, zum ersten Male in arabischer Sprache, mit lateinischer Uebersetzung und Anmerkungen versehen, veröffentlicht*), worauf wir alle Freunde der orientalischen Literatur aufmerksam machen. Das Buch der Salomonischen Weisheitssprüche ist bekanntlich eines der schönsten und inhaltreichsten der hebräischen Literatur und Jephet's Commentar dazu wirft manches treffliche Licht auf viele schwierige Stellen des Textes. Wir können uns dieser neuesten Bereicherung der Kenntniß der karaitischen Wissenschaft herzlich erfreuen und möchten nur zum Schlusse den verdienstvollen Verfasser dieses Werkchens, dem wir einige vorstehend erwähnte Daten entlehnt haben, oder einen anderen kundigen Gelehrten durch diese weitverbreitete Zeitschrift auffordern, dieser Arbeit recht bald eine weitere Uebertragung in unsere deutsche Sprache folgen zu lassen, um dem Buche zu der Popularität zu verhelfen, die es sicherlich verdient.

Hamburg. A. Philipp.

Nord-Amerika.

Kalifornien, das Eldorado der Vereinigten Staaten.**)

Eigenthümlicher Weise giebt es noch heutigen Tages, selbst unter sonst gebildeten Leuten, gar Viele, die zwar nicht die

*) Jepheti Ben Eli Karaitae in proverbiorum Salomonis caput XXX commentarius, quem nunc primum arabice edidit in latinum convertit adnotationibus illustravit Zacharias Auerbach Phil. Dr. Bonnae, MDCCCLXVI. Apud Max Cohen et filium.

**) Kalifornien. Ueber dessen Bevölkerung und gesellschaftliche Zustände, politische, religiöse und Schul-Verhältnisse, Handel, Industrie, Minen, Ackerbau ꝛc. ꝛc. Von Karl Rühl New-York, Verlag von E. Steiger, 1867.

Existenz Kaliforniens, jedoch die reichen Erzminen, namentlich das Auffinden von Goldklumpen in diesem Lande für eine Mythe halten und mit den fabelhaften Schätzen Aladin's in gleiche Linie stellen. Wir können thatsächlich anführen, daß noch in jüngster Zeit ein Mitglied des preußischen Herrenhauses bei einem in Berlin besuchsweise anwesenden Deutsch-Kalifornier sich erkundigte, ob San Francisco ein Dorf oder eine Stadt sei und ob wirklich Gold im Lande gefunden würde? Die Ursache dieser mangelhaften Kenntniß des Landes, in Deutschland wenigstens, scheint einerseits dem Umstande zu entspringen, daß ausführliche Schriften über Kalifornien meistens in englischer und französischer Sprache erscheinen, andererseits daß Privatbriefe und mündliche Erzählungen wegen der denselben nur zu häufig anhaftenden Uebertreibungen und Unwahrheiten sich jede Glaubwürdigkeit verscherzt haben. Die kalifornische Presse berechnet ihre Mittheilungen für das Bedürfniß ihrer dortigen Leser und das in ihr enthaltene Material genügt keineswegs, uns eine eingehende Kunde des Landes, seiner Zustände, Hilfsquellen rc. rc. zu verschaffen. Es ist daher mit Anerkennung ein deutsches Werk über Kalifornien zu begrüßen, das, wie dessen Verfasser, Herr Karl Rühl, im Vorwort sagt, den Zweck hat, nicht allein im Auslande Aufklärung über Kalifornien zu verbreiten, sondern auch bei der kalifornischen Bevölkerung das Interesse an ihrem eigenen Lande zu erhöhen. Ein zwölfjähriger Aufenthalt in jenem herrlichen Staate hat ihn mit dessen sozialen und öffentlichen Zuständen, sowie mit seinen großartigen Erzeugnissen vertraut gemacht, und er fühlt in Folge dessen eine so aufrichtige Anhänglichkeit, daß er es für seine Pflicht hält, wo immer möglich zur Förderung kalifornischer Verhältnisse nach Kräften beizutragen.

Da Rühl langjähriger Redacteur des „Deutschen Journals" in San Francisco gewesen und fast Alles aus eigener Wahrnehmung niederschreibt, ist sein Werk ebenso verständlich wie belehrend und athmet die natürliche Frische eines praktischen Beobachters. Von vielen Deutsch-Kaliforniern, wie K. Rühl, haben wir den Beweis, daß sie, abgesehen von den Goldminen, eine entschiedene Vorliebe für die pacifischen Gestade hegen, die Jeden ergreift, welcher längere Zeit dort gelebt hat. Der Verfasser meint es nur gut mit seinen Landsleuten, wenn er, ohne die Schattenseiten zu verhüllen, eine einfache, aber kräftige Schilderung der Vortheile giebt, die das junge Land für die Einwanderung darbietet. Er hält es für die Pflicht der Staatsregierung und Gesetzgebung Kaliforniens, durch Schriften über ein von der großen civilisirten Welt etwas abgelegenes Land offiziell Aufklärung zu verbreiten und den Strom der Einwanderung der pacifischen Küste zuzulenken. Eine Erleichterung und Regelung der Passage und der Fahrpreise, selbst mit einer Zubuße seitens der Regierung, eine Agentur in Europa mit offiziellem Charakter, hält er im Interesse Kaliforniens nothwendig. Die Opfer, welche gebracht werden müßten, seien nur momentane, da der Zufluß von tüchtigen Kräften als ein Hebel des allgemeinen Wohlstandes zu betrachten ist, und der Staat in jedem neuen betriebsamen Bewohner einen neuen Steuerzahler gewinnt. Kalifornien, meint er, hat in dieser Beziehung seinen Vortheil noch nicht verstanden.

Man könnte mit ihm darüber rechten, ob die Pflicht einer Staatsregierung so weit geht, daß sie mit Geldopfern die Ansiedlung des Landes herbeizuführen strebe. In Deutschland freilich ist man erst jetzt, nach Jahrhunderte dauerndem Vorurtheil dahin gekommen, einer selbstmörderischen Politik zu entsagen, welche durch hohe Einzugs- und Bürgerrechtssteuern das Wachsthum, namentlich der Städte, geradezu hemmte, während die praktischen Amerikaner stets auf das Gegentheil bedacht waren. Wie nun aber, wenn jeder westliche Staat der Union seine offiziellen Agenturen in Europa hätte, um die Einwanderer gewissermaßen durch Prämien herbeizuziehen! Durch Belehrung und Schrift auf die Vorzüge des betreffenden Landes hinweisen, ja! — ein Auszug aus dem vorliegenden Rühl'schen Werke würde in dieser Richtung vortrefflich wirken und die kalifornische Regierung könnte eine Million Exemplare zum großen Nutzen des Staates in Europa vertheilen lassen — aber eine förmliche Konkurrenz unter den Staaten, die entstehen müßte, wenn den Auswanderungslustigen allerlei Prämien in Form von Erleichterung der Passage und Fahrpreise rc. rc. offerirt und die dem das höchste Gebot machenden Staate den Sieg verschaffen würde, scheint uns weder mit der Würde der Regierungen noch mit dem zu pflegenden vollen Unabhängigkeitssinne der künftigen Bürger der Republik vereinbar.

In einem mit „Flegeljahre" bezeichneten Kapitel wird das Land in seinem Zustande kurz nach der Goldentdeckung im Jahre 1848 geschildert. San Francisco, damals aus etwa fünfzig aus Holz oder Lehmziegeln (Adobes) construirten Hütten bestehend, enthält heut über 17,000 Häuser (von denen 3500 Steingebäude) und 120,000 Einwohner; die Straßen sind breit und von Pferde-Eisenbahnen durchschnitten; es ist reichlich mit Wasser, Gas und jedem großstädtischen Comfort versehen. Für die Erziehung der Jugend sorgen 30 öffentliche Schulen, unter diesen 2 für Farbige und eine für Chinesen, mit 144 Lehrern, für deren jährliches Salair die Summe von 154,804 Dollars verausgabt wird, mithin 1075 Dollars durchschnittlich für jeden Lehrer. Außer vielen Privat-Instituten und Colleges, darunter auch mehrere für deutsche Kinder, besitzt die katholische Kirche sechs Schulen. Eine vortreffliche Anstalt ist die Industrie-Schule für verwahrloste Kinder, ebenso das protestantische Waisenhaus; auch enthält die Stadt verschiedene Hospitäler, unter diesen ein deutsches und ein französisches, eine Anzahl von Wohlthätigkeits-Gesellschaften der verschiedenen Nationen, und eine trefflich organisirte Feuerwehr. Der Unterhalt in den deutschen Restaurationen und Kaffeehäusern ist theuer, während man in den palastartigen Hotels nur 2½ Dollars für Kost und Logis pro Tag zahlt. Eine Charakteristik der kalifornischen Bevölkerung führt uns die verschiedenen Nationen, Amerikaner, Merikaner und Chilener, Irländer, Deutsche, Schweizer, Neger, Chinesen, Indianer, Engländer, Polen, Italiäner u. s. w. in getrennten Kapiteln vor. Von den dortigen Deutschen sagt der Autor viel Günstiges. Nächst den Amerikanern wirken sie am meisten umgestaltend auf die kalifornischen Verhältnisse. Es fehlt ihnen ganz und gar der Trieb zu Flibustier-Unternehmungen, und friedliche Entwickelung ist vorzugsweise ihrer Natur angemessen. Die Gelegenheit, materiell vorwärts zu kommen, wird von den Deutschen auf's Beste benutzt, und sie bilden sich rasch zu nützlichen Mitgliedern der amerikanischen Gesellschaft aus. Das Terrain erobern sie in jedem Fache durch ihre Solidität, welche aber keineswegs Scharfblick in der Speculation ausschließt. Der Kredit der deutschen Kaufleute ist auch in Kalifornien ein Beweis für die ehrenwerthe Stellung, welche sie errungen. Deutsche Handwerker sind überall ebenso gesucht, wie deutsche Arbeiter von dem Farmer, und als Acker- und Weinbauer zeichnet sich der Deutsche vor Allen aus. Der allgemeine Wohlstand unter den Deutschen in Kalifornien liefert einen genügenden Beweis für das Gesagte. In der Politik bilden die Deutschen dort kein besonderes Element wie die Irländer, sondern pflegen sich den Amerikanern anzuschließen,

indem sie dadurch zugleich ihre echt republikanische Gesinnung bekunden, daß sie keine besondere Stellung als Adoptiv-Bürger in Anspruch nehmen wollen. Auch der halsstarrigste Know Nothing muß zugestehen, daß die deutsche Bevölkerung in den Vereinigten Staaten auf das soziale Leben den wohlthätigsten Einfluß ausgeübt hat und noch ausübt. Die 5 Millionen Deutschen in den Vereinigten Staaten haben es durch ihre Zahl, durch die mitgebrachten und erworbenen Mittel, sowie durch das Gewicht europäischer Bildung vermocht, ihre volksthümlichen Sitten und Gebräuche unter einem Volke einzuführen, welches ihnen im öffentlichen politischen Leben weit voraus war, aber nach deutschen Begriffen weder ein öffentliches noch privates gesellschaftliches oder geselliges Leben kannte. Die Gesang- und Turn-Vereine in San Francisco, Sacramento, Marysville und Stockton haben den Sinn für die Kunst befördert und den musikalischen Geschmack auf eine überraschende Weise verbessert. Auch in Kalifornien werden dagegen politische und andere Meinungsverschiedenheiten unter Deutschen nicht mit der Ruhe behandelt, wie es bei Amerikanern zu geschehen pflegt, welche keinen Anstand nehmen auch mit dem schroffsten politischen Gegner im Privatleben den vertrautesten geselligen Verkehr zu unterhalten. Wie überall, so kann man sich auch an der Küste des Stillen Meeres nicht von Krähwinkeleien frei machen, und es fehlt daher nicht an Reibereien unter den Deutschen. —

Die Chinesen in Kalifornien, 58,300, bilden einen Staat im Staate. Um die Gesetze kümmern sie sich nicht und merken sich nur diejenigen, zu deren Befolgung sie stets von der Polizei genöthigt werden. Die chinesische Einwanderung war von jeher sehr unpopulär und man wirkte ihr durch Kopf- und Minensteuer, von denen andere Fremde befreit waren, entgegen. Die Gesetzgeber gingen in ihrem Buhlen um die Volksgunst so weit, daß sie die Einwanderung der Chinesen gänzlich verboten, jedoch erklärte das höchste Gericht dies Verbot für unconstitutionell. In Bezug auf die Arbeiten in den Minen steht es fest, daß die Chinesen den Weißen keine Konkurrenz machen, da ihre Goldwäschen sich an Stellen befinden, welche von den Letzteren, als nicht einträglich genug, verlassen sind. In San Francisco beschäftigen sie sich mit Handarbeit, Wäscherei und Cigarren-Fabrikation, jedoch giebt es auch einige wohlhabende Kaufleute unter ihnen, die an der Spitze von Gesellschaften stehen, welche die ganze chinesische Bevölkerung Kaliforniens beherrschen. Die mongolische Race besitzt in San Francisco ihr eigenes Theater, auch einen Tempel, in welchem sie den „Josh“ verehren, der aus Holz geschnitzt, bemalt und vergoldet auf einer Erhöhung thront. Die Leichname der wohlhabenden Klasse werden in einem Gewölbe beigesetzt, bis eine genügende Anzahl vorhanden ist, um sie nach der heiligen Erde China's zu transportieren. Es sind schon Schiffe mit mehreren Hundert Leichen befrachtet worden, und die Fracht betrug gewöhnlich 50 Dollars pro Sarg. Ein chinesischer Arzt, Lipotai ist sein Name, hat in San Francisco durch seine Wunderkuren einen solchen Ruf erlangt, daß auch Weiße zu seinen Patienten zählen. Sein Erfolg hatte im Jahre 1865 nahe an fünfzig chinesische Aerzte veranlaßt, ihre Schilder auszuhängen und ihre medizinischen Kenntnisse, die meist in heidnischen Formeln und sonstigem Spuk bestehen, zu verwerthen.

Daß das vorliegende Werk eine Fülle interessanten und wissenswerthen Materials enthält, haben die obigen Auszüge aus einigen Kapiteln zur Genüge dargethan; der genauen Schilderung der verschiedenen Elemente der Bevölkerung folgt eine lebhafte und anziehende Darstellung der kalifornischen geselligen Zustände, des, heut zwar nicht mehr öffentlichen, aber hinter verschlossenen Thüren fortbestehenden Hazardspiels, der Theater, Bälle, Concerte u. s. w., der sich wiederum eine reichhaltige Uebersicht und Einsicht in die Verhältnisse des Handels, der Eisenbahnen, der Industrie, der einzelnen Branchen derselben, der Arbeitslöhne, der Politik, Staatsanstalten, Kirchen, Schulen, wissenschaftlichen Gesellschaften, Bibliotheken, Presse u. s. w. anreiht und den Leser in den Stand setzt, sich ein treues, ungeschminktes Bild des heutigen Kaliforniens zu entwerfen. Von der ausführlichen Besprechung des wichtigsten Factors, der Goldminen, welche durch ihren unerschöpflichen Reichthum den Staat Kalifornien zu dem emporgehoben haben, was er jetzt ist, und zwar weil die Vereinigte Staaten-Regierung auf jede Veräußerung der Mineralländereien oder Besteuerung derselben verzichtet hat —, führen uns die folgenden Kapitel in das Innere des Staates und der Nachbarstaaten, und wir erhalten werthvolle Aufschlüsse über Klima, Agrikultur, Seidenbau, sowie über die Schönheiten und Wunder der Natur am Westabhange der Sierra Nevada. Die Riesenbäume in Calaveras County, mit einem Stammumfange von 80 bis 96 Fuß und einer Länge von über 300 Fuß, — so daß auf dem abgehauenen Rumpfe eines solchen eine Schenke und Kegelbahn etablirt worden, auf dem Stumpfe 32 Paare tanzen können —; die heißen Quellen in Sonora County, der merkwürdige Wasserfall in Mariposa, und viele andere erhabene Schöpfungen der Natur reizen uns zu dem Wunsche, mit eigenen Augen zu sehen, was die wahrheitsgetreueste und lebendigste Schilderung nicht zu veranschaulichen vermag. Wem es aber aus diesem oder jenem Grunde nicht vergönnt ist, seinen Fuß über die atlantische Rinne zu setzen und bis zum pacifischen Teich vorzudringen, mag seinen Wissensdrang durch das Kühl'sche Werk befriedigen, während andererseits der Weiterreisende darin werthvolle Auskunft über Land und Leute findet.

Kleine literarische Revue.

— **Das Auge.** Die „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge (herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff)“*), hat ihr sorgfältig zusammengestelltes Repertorium um ein Kleinod bereichert. Es ist dies der Vortrag (Heft 27): Sehen und Sehorgan von A. v. Gräfe. Hier verbindet sich die Klarheit mit der Gediegenheit in einer überaus lehrreichen Abhandlung über das wichtigste Organ des menschlichen Körpers, über dessen Bestandtheile und über die Dienstverrichtung und Vermittelung eines jeden derselben. Zur besonderen Rücksichtnahme und verdienten Würdigung heben wir aus dem Inhalt heraus: die Beschreibung des Sehnerven-Apparats, der Einrichtung des Auges (Lichtbrechung, Sehnenhaut, Hornhaut, Aderhaut, Iris, Linse, Kammerwasser und Glaskörper), Dimensionen des Auges (Kurzsichtigkeit, Uebersichtigkeit), der Empfindung von Hell und Dunkel und des Sehens mit zwei Augen. Wer seine eigenen Augen sehen und sich darüber unterrichten will, der braucht sie deswegen nicht in die Hand zu nehmen — Professor Gräfe giebt ihm den besten geistigen Spiegel dazu.

*) Berlin, Lüderitz'sche Verlagshandlung (Charisius), 1867.

— **Psychologische Beobachtungen über die Bildung des Charakters.** Das von dem Amerikaner E. P. Whiple kürzlich veröffentlichte Buch „Character and Characteristic Men" hat sich in den Vereinigten Staaten einer sehr günstigen Aufnahme zu erfreuen und bereits eine zweite Auflage erlebt. Das Buch eignet sich ganz besonders zur Lectüre für junge Leute und wird diesen sehr empfohlen. Es enthält vier Essays über individuellen und zwei über nationalen Charakter mit besonderer Rücksicht auf Washington und einige andere berühmte Männer. Die vier ersten Abhandlungen beschäftigen sich mit der psychologischen Beobachtung, wie dem Charakter durch Geist, Herz und Verstand die zu seiner Bildung nothwendigen Elemente zugeführt werden. Der Charakter wird — ein etwas gewagter, paradoxer Vergleich — als der „geistige" Körper der Person dargestellt, dessen Wachsthum durch jede ihm von Außen kommende intellektuelle Assimilation gefördert wird. Wie der leibliche Körper der Nahrung bedarf, so ist die vorherrschende Eigenthümlichkeit des Charakters ein geistiger Hunger — das Universum der Gedanken und der Thatsachen ist seine Speise. Er nährt sich vom Anblick der Natur, von der Kunst, der Wissenschaft, der Literatur, der Geschichte, von den Gedanken und Thaten seiner Mitmenschen. Die besondere Anlage des einzelnen Individuums bestimmt die Beschaffenheit dessen, was es vorzugsweise in sich aufnimmt; die Macht jedes Menschen ist begränzt durch die Eigenthümlichkeit der von ihm aufgenommenen Gegenstände; seine persönliche Kraft ist das Resultat der in ihm lebendig gewordenen Erkenntniß. Dieser Satz ist erläutert und bewiesen durch eine große Menge von Beispielen aus fast jeder Sphäre menschlicher Thätigkeit. Chaucer, Shakespeare, Milton, Wordsworth, Tennyson, Lamb, Sir Edward Coine, Gibbon, Burke, Johnson, Thurlow, Chatham, Calhoun, Webster, Clay, Newton, Caesar, Napoleon haben Züge zu diesen Illustrationen geliefert, und zwar sind mit großer Sorgfalt immer solche Anekdoten aus dem Leben dieser Männer ausgewählt, welche geeignet sind, dem Leser ihren Charakter recht anschaulich zu machen. Der praktische Zweck des Buches ist eine Darlegung des Prozesses, durch welchen Thatsachen sich in Geisteskräfte und umgekehrt Gedanken sich in Thaten verwandeln, durch welche der Einzelne die Eigenschaften der Menschheit in sich aufnimmt, ihr Wahrnehmungs-Vermögen, wie ihre Darlegungs-Mittel erhält.

— **Jane, die Jüdin.***) Im engen Rahmen eines Landhauses spielt sich hier ein Familien-Drama ab. Jane ist die Tochter eines jüdischen Kaufmanns, Simeon Marcus in Gothenburg, und wird von diesem aus dem elterlichen Hause gestoßen und mit seinem Fluch beladen in die Fremde getrieben, weil sie den ihr verschriebenen Ehemann, einen polnischen Juden ordinärster Sorte, nicht heiraten will. Sie kommt nach Hamburg, geht in den Tempel, und da — verliebt sich in sie ein Christ, Dr. Reinhold Strahl. Der ist zu Gaste auf dem Landsitze der Schilling in Altona und findet da die verschwundene und gesuchte Jüdin wieder, spinnt den Roman fort, söhnt sie durch Vermittelung der biedern Schilling, Vater und Sohn, mit ihrer Familie aus und heiratet sie dann. Das ist die ganze Geschichte. — Wie kommt ein Christ in den jüdischen Tempel? Er will sich da überzeugen, ob die Juden — Gefühl haben, „Gefühl für alles Göttliche auf Erden wie die Christen." Wenn dieser Vor- und Einwand nicht stichhaltig und nicht passend ist, so ist er wenigstens neu. Diesen Vorwurf der Gefühllosigkeit oder des Mangels an „Gefühlstiefe" haben wir wenigstens noch nicht gehört. Bis Dato hat man immer geglaubt, daß die Juden zu viel Gefühl und eine übersprudelnde Lebhaftigkeit besitzen, und wer mit Juden umgegangen, der hat gewiß diesen Eindruck empfangen und wird ihn bestätigen. Aber Herr Galen will es anders — was läßt sich da machen? Wir müssen noch andere Dinge von ihm in dieser „Erzählung" hinnehmen. Jane, die ungehorsam und widerspänstig gegen ihren Vater ist, Jane, die dem väterlichen Fluche Trotz dietet und aus dem elterlichen Hause entflieht, Jane, die sechs Jahre fern bleibt und nichts von ihrem Vater hört, Jane weigert sich, mit dem Heißgeliebten einen ehelichen Bund zu schließen — weil sie verstoßen ist. Das scheint uns gegen die Logik! Reinhold wieder, der mit aller Glut seines von der angefachten Leidenschaft aufflammenden Herzens liebt, Reinhold will Jane zu seinem Glauben bekehren — und bekehrt sie. Er sieht in der Verschiedenheit der Religion keinen Trennungsgrund und möchte Jane auch heiraten, wenn sie Jüdin bleiben wollte, wohlverstanden in gemischter Ehe, denn daß auch er sich zu ihrem Glauben bekennen möchte, das sagt er nicht, und wirklich läßt sich Jane zum Schlusse taufen und wird Christin „nach dem Zuge" ihres Herzens? o nein, sondern nach dem Belieben des Herrn Galen. Schwere Konflikte, große soziale oder religiöse Fragen kommen da nicht zum Austrag, ebenso wenig darf man eine dramatisch belebte und spannende Handlung erwarten. Dafür aber ist auch nirgends eine schlüpfrige Scene oder eine Zweideutigkeit zu gewahren, die kleine Gesellschaft ist eine sehr anständige und man darf diese Erzählung jedem Mädchen in die Hand geben. Die Fähigkeit zur feinen Beobachtung und geschickten Darstellung seelischer Zustände ist dem Verfasser nicht abzusprechen, manche Scene ist sehr gelungen, namentlich die des Wiedersehens und der Aussöhnung zwischen Vater und Tochter. Der Brief Jane's an Jenny Levinson ist ganz vortrefflich. Jedenfalls möge der Verfasser seine Personen immer lieber in Prosa als in Versen schreiben lassen.

B.

*) Erzählung von Philipp Galen. Drei Bände. Berlin, Otto Janke, 1867.

— **Neu erschienene, uns vorliegende Bücher.**

Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen. Erinnerungen von (Uhlands Jugendfreund) Karl Mayer. Zwei Bände. Stuttgart, Ad. Kratte.

Aus dem Nachlasse Varnhagens von Ense. Briefe von Chamisso, Gneisenau, Haugwitz, W. v. Humboldt, Prinz Louis Ferdinand, Rahel, Rückert, L. Tieck u. A. Nebst Briefen, Anmerkungen und Notizen von Varnhagen von Ense. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus.

Aus dem Nachlasse Friedrich's von Gentz. Erster Band. Briefe, kleinere Aufsätze, Aufzeichnungen. Wien, Carl Gerold's Sohn.

Biographieen und Autographen zu Schiller's Wallenstein. Nach geschichtlichen Quellen bearbeitet und mit Abbildung der Unterschriften versehen. Von Joh. Ed. Heß. Zweite Auflage. Jena, Mauke's Verlag.

Dr. Ewald Rudolf Stier. Versuch einer Darstellung seines Lebens und Wirkens. Von dem Gymnasial-Director G. Stier und dem Diaconus F. Stier. Erste Hälfte, von 1800 bis 1825 Mit einem Brustbild. Wittenberg, Hermann Kölling.

Christenthum und Kirche im Einklange mit der Kultur-Entwickelung. Von Dr. Daniel Schenkel. Zweite Abtheilung.

Das Christenthum der Vergangenheit und der Gegenwart. Wiesbaden, C. W. Kreidel's Verlag.

Deutsches Lesebuch für die Oberklassen höherer Schulen. Von Realschul-Director Dr. Ed. Schanenburg und Oberlehrer Dr. R. Hoche.

Heimatlos. Roman von Gustav vom See (G. v. Struensee) 4 Bände. Breslau, Ed. Trewendt.

Jacob Tirado. Geschichtlicher Roman aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Von Ludwig Philippson. Leipzig, Oscar Leiner.

Literarischer Sprechsaal.

Das Leipziger „Parlaments-Tagebuch"*) hat mit dem kürzlich erschienenen neunten Hefte seinen durchaus objektiv gehaltenen und darum als eine Chronik, die ihren historischen Werth behält, zu betrachtenden Bericht über die Gründung des neuen deutschen Verfassungsbaues beendigt. Wir glauben, die Anschaffung dieser Chronik nicht besser empfehlen zu können, als indem wir hier die Schlußworte der ganzen Darstellung folgen lassen:

„Einige wenige Worte mögen dem Chronisten des Reichstags gewährt werden. Sie sollen sich nur auf zwei Gesichtspunkte beziehen, die bei den Verhandlungen weniger als andere hervorgehoben worden sind. In der Paulskirche handelte es sich um ein Compromiß der Liberalen und der Conservativen, dem, als es zu Stande gekommen war, die Zustimmung der Regierungen versagt blieb; auf dem norddeutschen Reichstage gingen die Liberalen und Conservativen einen Vergleich ein, dem die Regierungen beitraten. Diese Beitritts-Erklärung der Regierungen, die eine Annahme von Grundsätzen in sich schließt, denen früher häufig genug die Geltung versagt wurde, ist nicht gering zu achten. Es ist damit eine Anerkennung des Fortschritts gewonnen, die wieder zurückzunehmen äußerst schwer sein wird. Denn — und das ist unser zweiter Gesichtspunkt — der alte Bundestag existirt nicht mehr; es ist damit der Reaction der Schild genommen, mit dem sie sich stets gegen den Andrang liberaler Ideen gedeckt hat. Wo früher der Bundestag stand, da steht jetzt der Bundesrath mit dem Reichstage zur Seite, und bei dem letztern ist den liberalen Ideen der Schutz eben so gewiß, wie beim Bundestage das Gegentheil. Somit können wir getrost in die Zukunft blicken, und selbst die, welchen manche theure Wünsche unerfüllt geblieben sind, werden keinen ernsten Grund zu Klagen finden, wenn sie sich sagen, daß der Kampf um das Ziel, der die Kräfte weckt und stählt, mindestens so viel werth ist, wie das Ziel selbst, und daß die Menschen ein Ziel, zu dem sie ohne Mühe und Arbeit gelangt sind, auf die Dauer nicht werth halten werden."

Wir dürfen nicht unbemerkt lassen, daß das in Welthandels- und Kolonial-Angelegenheiten gründlich unterrichtete, von Dr. A. Lammers redigirte „Bremer Handelsblatt" sich sehr entschieden gegen die Gründung von Kolonieen durch den „Norddeutschen Bund" ausspricht. In seiner Nummer vom 1. Juni bemerkt das gedachte Blatt: „Die preußischen Staatsmänner müßten nicht die nüchternen und besonnenen Köpfe sein, als welche sie sich, bei aller Lebhaftigkeit der Phantasie und genialer Thatkraft, so oft gezeigt haben, wenn sie übersehen wollten, daß das Zeitalter der Kolonieen im alten Sinne des Wortes vorüber ist..... Die merkantilen Kolonieen in den Handelsplätzen Asiens und Australiens sind die wahren Kolonieen der Zeit. Ihrer erfreue Deutschland sich und pflege den Verkehr mit ihnen durch gegenseitige aufmerksame Beachtung..... Kolonieen im alten Sinne des Wortes sind theils unnütz, theils gefährlich, und wir müßten uns selbst als die Don Quijote's der Weltgeschichte verspotten, wenn wir uns mit diesen Pandora-Büchsen noch beladen wollten zu einer Zeit, wo andere aufgeklärte Nationen sich nach und nach mit dem Gedanken befreunden, die ihrigen aufzugeben. Höchstens von einer Flottenstation hier oder da an geeigneter Stelle im fernen Ocean mag noch die Rede sein, aber mit Kolonieen bleibe man uns vom Leibe!"

Das Getränk, welches wir chinesischen oder japanesischen Wein betiteln, wird aus Reis gezogen, den man mittelst eines Sauerteiges aus Weizenmehl (einschließlich sämmtlicher Kleie) zur Gährung bringt. Die Bereitung dieses Sauerteigs erfordert besondere Sorgfalt, denn von seiner Beschaffenheit hängt die Güte des Getränkes ab, dessen Name bei den Chinesen tsiù oder tsàu, bei den Japanern sakè lautet. Man hat sehr viele Sorten desselben, die alle mehr oder minder berauschend sind, aber uns Europäern meistens nicht sehr angenehm munden, ausgenommen der „süße Sakè" (ama sakè) Japans, von den Holländern zoetbier d. i. Süßbier genannt, und der „Perlen-Born" von Tschao-hing in der Provinz Tsche-kiang, welcher an Geruch und Geschmack den edelsten spanischen Rebenweinen gleichkommen soll. Wein von der Rebe haben die Chinesen auch eine Zeitlang bereitet, gestehen aber ehrlich, die Bereitung desselben nicht selbst erfunden zu haben. Die Annalen des Kaiserhauses Thang (618—906 n. Z.) lassen sich hierüber so vernehmen: „Den tsiù aus phu-thao (Weintrauben) hat man in Si-ju (dem östlichen Turkistan). Von Zeit zu Zeit kam dergleichen als Tribut an unseren Hof, aber erst als das Land Kao-tschang (Hami nebst Turfan) unterworfen war (um 640 n. Z.), erhielten wir dorther eine Sorte Weintrauben und zugleich die Anweisung, aus denselben Wein (tsiù) zu gewinnen. Kaiser Thai-tsung (627—649 n. Z.) ließ Reben pflanzen und Wein bereiten, welchen er dann unter die hohen Würdenträger vertheilte. So lernte die Residenz den Geschmack dieses Getränkes kennen." Aus was für Gründen man dem Rebenwein bald wieder entsagte, wird nicht bemerkt.

Wenn auf S. 257 des „Magazin" das Wort Hefe von dem lateinischen faex abgeleitet wird, so ist dies irrig: Hefe, althochdeutsch hefo, ist echt deutscher Abkunft und stammt von „heben", althochdeutsch hefan. Sch.

*) Bericht über die Verhandlungen des ersten Reichstages des Norddeutschen Bundes. Mit 23 Portraits in Holzschnitt und mit einer tabellarischen Uebersicht aller im Reichstage stattgehabten namentlichen Abstimmungen. (9 Hefte à 2½ Sgr.). Leipzig, Quandt u. Händel.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | Herausgegeben von Joseph Lehmann. | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — Berlin, den 15. Juni 1867. — [Nr. 24.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin ist erschienen:

Jacob Grimm, Ueber den Ursprung der Sprache.

Aus den Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851. Sechste Auflage. 1866. 8. geh. 10 Sgr.

Nachdem dargethan, dass die Sprache dem Menschen weder von Gott unmittelbar anerschaffen, noch geoffenbart sein könne, wird sie als Erzeugniss freier menschlicher Denkkraft betrachtet. Alle Sprachen bilden eine geschichtliche Gemeinschaft und knüpfen die Welt an einander. In ihrer Entwickelung werden drei Hauptperioden unterschieden, welche mit meisterhafter Feinheit und Durchsichtigkeit geschildert werden. (373)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann) in Berlin ist erschienen:

Erzbischof Anno.

Ein geschichtliches Trauerspiel in fünf Akten nebst einem Vorspiel.

8. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr. (374)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Neues Israelitisches Gebetbuch

für die

Wochentage, Sabbathe und alle Feste

zum Gebrauche

während des Gottesdienstes und bei der häuslichen Andacht.

Von

Dr. **Ludwig Philippson,**

emerit. Rabbiner.

2. Aufl. 1864. gr 8. Druckpapier 1 Thlr. 10 Sgr. Velinpapier 2 Thlr.

Auch in eleganten und dauerhaften Einbänden vorräthig. (375)

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Vollständig sind nunmehr erschienen:

die ersten beiden Bände der

Geschichte Julius Cäsars

von (376)

Kaiser Napoleon dem Dritten.

Autorisirte deutsche Uebersetzung.

Billige Ausgabe.

Band I. in 5 Lieferungen à 8 Sgr. vollständig.
Band II. in 7 Lieferungen à 8 Sgr. vollständig.

Die vorliegende billige Ausgabe des mit so großer Spannung erwarteten Werkes ist in Groß-Octav-Format mit großer Schrift gedruckt und tadellos ausgestattet.

Carl Gerold's Sohn in Wien.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Etymologische Untersuchungen

auf dem Gebiete der romanischen Sprachen

von (377)

Dr. **C. A. F. Mahn.**

Specimen I—XX (Nr. 1—138) 1853—1863. 8. 1 Thlr. 2 Sgr.

Jedes Specimen einzeln für 2 Sgr.

Der als gründlicher Kenner der romanischen Sprachen bekannte Verfasser behandelt eine Reihe von romanischen Wörtern, indem er ihrem Ursprunge nachspürt und die Ansichten anderer Gelehrten darüber kritisirt. Wir begnügen uns hier die bekannteren Wörter aufzuzählen:

Anchois, alligatore, calibre, casamatta, caserne, hazard, amiral, marandane, porcellana, bastard, rodomonte, saftian, lione, blouse, chiffre, fricassee, abricot, rue, eau, brusc, maskera, amarillo, cabale, zutano, massacrer, cammeo, fen, fene, chimie, mazapan, gazzetta, huguenot, elixir, pistole, pedante, buffet, alcahol, blasé, ananas, cahier, camphre, almanacco, camorra, bizarre, albatros, cigarro, acajou, aise, alfana, brave, accaparer, algèbre, bague, pantalon, caffè, zucchero, sirop, tasse, alcova, artichaut, orange, arack, alcali, arsenal.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Reise- und Bade-Lectüre.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten und in allen wohl versehenen Leihbibliotheken zu finden: (378)

Bilder aus der Fremde

für die Heimath gezeichnet

von

Lothar Bucher.

2 Bände. 8. geh. 1863. Erm. Preis 2 Thlr.

Inhalt.

Erster Band: Unterwegs. — Zweiter Band: Die Londoner Industrie-Ausstellung von 1862.

Dieses geistreich geschriebene Werk wird besonders allen Besuchern der internationalen Ausstellung von Paris von großem Interesse sein, namentlich der zweite Theil desselben, der über die vertretenen Industrieen anziehende Berichte liefert.

Karl August Heigel, Novellen.

1866. Velinpapier. 8. 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt: Ihr Vater. — Der Schatten. — Das ewige Licht. — Herr von Flor.

Durch ihre Originalität und poetische Darstellung zeichnen sich diese Erzählungen vor den meisten deutschen Novellen aus.

Geschichten einer Gasse.

Novellen

von

Leopold Kompert.

Zwei Bände. 1865. 8. geh. 3 Thlr.

Inhalt:

I. Die Jahreszeit. — Die Seelenfängerin. — Gottes Anarbmerin. — Die Augen der Mutter. — II. Christian and Lea. — Die beiden Schwerter. — Der Karfunkel.

Die neue Sündfluth.

Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert

von

Julius Rodenberg.

Vier Bände. Velinpapier. 8. 1865. 5 Thlr.

„Rodenberg hat allerdings in dem Chaos der französischen Revolution einen unerschöpflichen Reichthum von Handlung und Entwicklung gefunden und ihn reichlich benutzt, aber das Beste und Genialste ist doch seine Erfindung, sein Werk." Mag. f. Lit. d. Ausl.

Drei Treppen hoch.

Bilderbuch eines alten Junggesellen

von

Arnold Wellmer.

1865. 16. eleg. geh. 15 Sgr.

„Humoristische Schilderungen des Kleinlebens, halb im Tone Jean Paul's, halb in dem von Dickens. Einzelnes ist sehr gefällig und anschaulich. — Ein stilles, beschauliches Wesen spricht aus Allem."

Nationalzeitung.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Schiller- und Göthe-Grammatik für das Ausland.

La plus facile des grammaires allemandes

fondée sur un choix de poésies de **Goethe** et de **Schiller**

par

Bernhard Schmitz.

gr. in-8. 1863. 12 Sgr. (379)

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin ist erschienen: (380)

Eran

das Land zwischen dem Indus und Tigris.

Beiträge zur Kenntniss des Landes und seiner Geschichte

von

Dr. **Friedrich Spiegel.**

1863. 24 Bogen. gr. 8. geh 2 Thlr.

In mehreren Abschnitten behandelt der Verfasser, dessen frühere Arbeiten auf diesem Gebiete in grosser Achtung stehen, zunächst die Lage und die ethnologischen Verhältnisse dieses für die älteste Geschichte Asiens so wichtigen Landes. In den folgenden Abschnitten werden die frühesten Beziehungen der Eranier zu den Indiern und den Semiten mit Hülfe des Avesta, des Veda und der Genesis und zum Theil auf Grund von sprachlicher Prüfung untersucht, dann die Stammverfassung der Eranier, die Regierung des Darius nach den Keilinschriften und die kulturgeschichtliche Stellung des alten Eran u. s. w. dargestellt.

Das Ausland. (381)

Uebersicht der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 23. A. Bastian, Ein Leichenbegängniß in Bangkok. — A. Kanitz, Uebersicht der pflanzengeographischen Verhältnisse Ungarns, Siebenbürgens, Dalmatiens, Croatiens und Slavoniens. — M. Wagner, Studien und Erinnerungen aus den Anden von Ecuador. — Bevölkerungsdichtigkeit und geologische Formation des Bodens. — Alpenpässe und ihre Hüter. — Veränderungen am Montkrater Etnas. — Jerusalems Spitäler. — Ueber die letzten Ausgrabungen in Pompeji. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Mittheilungen

aus Justus Perthes' geographischer Anstalt. 1867. VI.

J. F. Brandt, Zoogeographische und paläontologische Beiträge. — R. Grundemann, Die englische Kolonie Natal und das Zulu-Land. — Stieler's Hand-Atlas in 84 Blättern. Jubelausgabe. — Zwei deutsche geographische Unternehmer, Gerhard Rohlfs und Karl Mauch. — Geographische Notizen. — Geographische Literatur. — Karten: Uebersicht von A. Stieler's Karte von Deutschland in 25 Blättern. — Tafel 8. Natal und das Zulu-Land.

Preis des Jahrgangs von 12 Heften 4 Thlr.

Ergänzungsheft Nr. 19. Preis 20 Sgr.

E. Behm, Die modernen Verkehrsmittel: Dampfschiffe, Eisenbahnen, Telegraphen.

Gotha, Justus Perthes. (382)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt ehben — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlag von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Die Oesterreichische Revue.*)

Wir haben diese Zeitschrift, deren erste Hefte im J. 1863 ausgegeben wurden, in unseren Blättern damals ausführlich angezeigt. Seitdem haben wir sie zeitweise aus dem Gesichte verloren, und erst nachdem die große Scheidung zwischen Deutschland und Oesterreich stattgefunden, sind uns wieder einige Lieferungen derselben zugegangen. Wir constatiren mit Vergnügen, daß diese Monatschrift fortdauernd ihrer Aufgabe, den Kaiserstaat nach allen Richtungen hin, politisch und historisch, ethnographisch und kulturgeschichtlich, land- und volkswirthschaftlich darzustellen, mit encyklopädischer Geschicklichkeit nachkömmt und dabei stets sich bewußt ist, daß der deutsche Geist, von dem alle diese Darstellungen getragen werden, die Mission hat, das verbindende, zusammenhaltende und kräftigende Mittelglied jenes bunten Völker-Conglomerates zu sein, welches Oesterreich heißt. Wie reich der Inhalt der „Oesterreichischen Revue" ist, mag aus folgender summarischer Uebersicht des ersten Monatsheftes des Jahres 1867 hervorgehen:

1) Der Vertrag vom 11. April 1865, von Dr. Karl Freiherrn v. Hock. Der bekannte österreichische Staatsmann und Volkswirth giebt hier eine Geschichte des Zustandekommens des letzten Zollvertrags zwischen Oesterreich und dem deutschen Zollverein. Das Scheitern der seit den Jahren 1849 und 1856 fortgesetzten Bestrebungen der kaiserlichen Regierung, eine förmliche Zolleinigung zwischen dem homogenen Deutschland und dem ihm volkswirthschaftlich so unähnlichen Oesterreich zu Stande zu bringen, wird von Hrn. v. Hock mit einiger Gereiztheit und auch nicht ohne einige Indiscretion geschildert; aber gerade um dieser Eigenschaften willen, wird das Ganze vielleicht Vielen sehr pikant erscheinen.

2) Die Theiß, von Professor Johann Hunvalvy. Der rühmlichst bekannte, ungarische Gelehrte schildert hier das Gebiet und die hydrographischen Verhältnisse der Theiß, dieses nächst der Donau bedeutendsten und auf den Gewerbfleiß der Bevölkerung einflußreichsten Stromes von Ungarn. Erst seit einem Jahrzehend, seitdem die Regulirung dieses von Sumpfwiesen und Morästen umgeben gewesenen Stromes vollendet, ist jedoch die volle Ausnutzung des weitausgedehnten Uferlandes, sowie des schiffbaren Stromes selbst, möglich geworden.

3) Beiträge zur Katastrophe des Herzogs von Friedland. Aus Korrespondenzen des Grafen Matthias Gallas, von C. Höfler. Der Verfasser, welchem die bisher allen anderen Forschern verweigert gewesene volle Benutzung des Gallas'schen Familien-Archives verstattet worden, hat in einem Musikalienschrank desselben einen merkwürdigen Fund gemacht: nämlich ein großes Convolut von Briefen kaiserlicher Generale des dreißigjährigen Krieges an den Feldmarschall Grafen von Gallas. Besonders interessant sind die Briefe aus dem Zeitraume vom 2. Januar bis zum 1. April 1634, weil sie über die am 25. Februar desselben Jahres eingetretene, blutige Katastrophe von Eger neues Licht verbreiten. Diese Briefe, zum Theil von Piccolomini, Aldringer, Colloredo und Marradas geschrieben, sind sämmtlich in italiänischer oder spanischer Sprache abgefaßt und bilden gewissermaßen das romanische Plaidoyer in dem Wallenstein'schen Prozesse, zu welchem die Veröffentlichungen von Förster, Hurter, Dudik und Palacky das deutsch-čechische Gegenstück geliefert haben. Herr Höfler theilt hier von seinem ungemein inhaltreichen und werthvollen Funde einige Proben und Auszüge mit, die auf das Ganze sehr begierig machen.

4) Südtirol, nach seinen geographischen, ethnographischen und geschichtlich-politischen Verhältnissen, von Christian Schneller, Professor in Roveredo. Nachdem der Verfasser in dieser Zeitschrift früher das nördliche, das deutsche Tirol in geographischer, klimatischer, volkswirthschaftlicher und geistiger Beziehung geschildert und die Ursachen für das dort leider mit jedem Jahre mehr eindringende Wälschthum bezeichnet hatte, kömmt er jetzt auf Südtirol, das er um so genauer kennt, da er an einem dortigen Gymnasium als Lehrer wirkt. „Südtirol!" — ruft der wackere Schneller — „vielleicht weckt der Name in dem Herzen mancher Leser angenehme und theuere Erinnerungen an das prächtige Paradies deutscher Erde, an das herrliche Meran, an jenes wildschöne, tiefspaltige Thal, aus dessen Mitte einst ein echter Held des Volkes, ein Märtyrer für Oesterreichs Recht und Deutschlands Ehre, Andreas Hofer, als glanzvolle Erscheinung in die Weltgeschichte eingetreten. Wohl entfährt dem Leser der unmuthige Ausruf: „Wie, nach solchem deutschen Gebiete streckt Italien, der Staat des nationalen Prinzips, seine Hand? Solch ein Land will es an sich reißen?" Nein, Italien soll es nicht, es hat kein Recht darauf!"

5) Dramaturgische Briefe über das Burgtheater, von Dr. Laube. Es ist bereits der neunte der höchst interessanten, theatergeschichtlichen Briefe, die der Director des Hofburg-Theaters, Heinrich Laube, in dem vorliegenden Hefte der Revue veröffentlicht. Es ist die Zeit des geistigen und physischen Absterbens des edeln Joseph's II., des Gründers des Burgtheaters, die uns die Feder des Dichters mit graphischer Geschicklichkeit heraufbeschwört. Nachdem er uns früher die Begegnungen des Kaisers mit Lessing und Schröder und deren Einflüsse auf die Bühne der österreichischen Hauptstadt geschildert, macht er uns jetzt mit den ersten Versuchen bekannt, die in Wien gemacht wurden, Göthe's und Schiller's Dramen aufzuführen. Die geistliche Inquisition war in den letzten Lebensjahren Joseph's wieder allmächtig geworden. Nicht bloß „josephinisch", sondern auch „revolutionair" wurde der kühne, weltumfassende Geist gescholten, der sich in den Werken der jungen, deutschen Muse offenbarte. Die „Räuber" und „Kabale und Liebe" durften nicht aufgeführt werden, aber merkwürdiger Weise doch die „Verschwörung des Fiesco", wiewohl unter Fortlassung des Wortes „Verschwörung" auf dem Theaterzettel. Erst das Franzosen-Jahr 1809 machte es in Wien möglich, den „Don Carlos" auf die Bühne zu bringen, worauf dann im J. 1810 „Egmont" folgte. Wir theilen folgende wahre Bemerkung Laube's mit: „Der wichtige Grundsatz, die historischen Figuren des regierenden Hauses dem Theater nicht zu entziehen, reicht bis in die Zeit des Kaisers Joseph zurück. Man ist ihm stets treu geblieben und auch in der Epoche beengendster Censur hat man ihn nicht verleugnet. Kaiser Franz ließ in den zwanziger Jahren Grillparzer's „Ottokar" aufführen, und die Schwierigkeiten, die das Stück vor und nach seiner ersten Darstellung fand, bezogen sich nicht auf die Frage, ob die Vorfahren des regierenden Hauses auf der Bühne zulässig seien. Ueber diesen richtigen monarchischen Grundsatz, daß die Fürsten des Landes auch in der populärsten historischen Kunst: im historischen Schauspiel, den Nachkommen des Landes und Reiches zu eigen gehören, scheint nie ein Zweifel gewaltet zu haben. Wunderlicher Weise verstopft man die tiefste Quelle der monarchischen Popularität in anderen

*) Wien, Karl Gerold's Sohn.

deutschen Ländern. Im Berliner Hoftheater z. B. ist ein sprechender Hohenzoller nicht zulässig."

6) Die Bewohner des istrischen Küstenlandes, von Dr. Hugo Stache. Istrien's mythische Geschichte reicht bis zu Jason und dem Argonauten-Zuge zurück. Die Griechen fabelten von einem Donau-Arm, der den alten Ister-Strom mit Istrien und der Adria verbinde. Die Mythe nennt den Illyrius, Sohn des Kadmus in der phönicischen Kolonie Epidaurus, als Stammvater der Illyrier. Die jetzige eingesessene Bevölkerung Illyrien's ist eine slawische und stammt jedenfalls aus einer Zeit, die älter ist, als die Niederlassungen der Römer und der Venetianer an den Küsten, durch welche die heutigen Italiäner Ansprüche auch auf dieses Land zu haben vermeinen. Ganz ebenso gut oder schlecht, könnte der Norddeutsche Bund auf die Ostsee-Provinzen Rußland's Ansprüche erheben! Nach dem Untergange des altrömischen Reiches war Istrien naturgemäß nicht den neuen Westländern, sondern dem byzantinischen „Ostreich" zugefallen, bei dem es hoffentlich auch für alle Zukunft verbleiben wird. — Herr Dr. Stache theilt über diese, sowie über die geologischen Verhältnisse und über die Bewohner des Küstenlandes sehr belehrende Notizen mit.

7) Das österreichische Pilgerhaus in Jerusalem, von Dr. Hermann Zschokke. Dieser in einem frommen katholischen Sinne abgefaßte Bericht ist, wie wir hören, von einem Sohne des berühmten Verfassers der „Stunden der Andacht" geschrieben. Allem Anschein nach, hat der Verfasser sich der gelehrten Franciscaner-Mission angeschlossen, die sich in Jerusalem große Verdienste um den Druck und die Verbreitung von Büchern in italiänischer und arabischer Sprache — worunter auch einige wissenschaftliche Reisewerke — erworben hat. Der Geschichte der Gründung des Pilgerhauses selbst läßt Herr Zschokke einen Ueberblick der geschichtlichen Mission Oesterreichs im katholischen Orient vorangehen, und ersehen wir daraus mit Bedauern, daß Oesterreich in neuerer Zeit von Frankreich, und zwar unter Mitwirkung des Papstes, von seiner alten Schutzherrlichkeit über die katholische Kirche im heiligen Lande, sowie in Syrien und Aegypten, ganz und gar verdrängt worden ist. Das von Kaiser Joseph II. aufgehobene Generalcommissariat der heiligen Stätten in Wien ist zwar im J. 1842 von Kaiser Ferdinand I. wiederhergestellt, aber eben in Folge der Anmaßungen Frankreichs, die noch von Ludwig Philipp aus dem J. 1847 herrühren und durch die am 9. September 1851 erfolgte päpstliche Gründung des neuen katholischen Patriarchates in Jerusalem, unter dem ausschließlichen Schutze der Franzosen, fortgesetzt wurden — fand sich Oesterreich veranlaßt, seine Hauptthätigkeit auf den Bau des neuen katholischen Pilgerhauses zu beschränken, dessen Kosten sich, ohne die innere Einrichtung, auf 207,000 Gulden belaufen.

8) Mittheilungen und Berichte über die geologische Reichsanstalt, das österreichische Museum für Kunst und Industrie und die Frauenarbeit und deren Organisation.

Ex ungue leonem! Man möge an diesem Inhaltsverzeichnisse eines einzigen Monatsheftes den Reichthum des ganzen Jahrganges ermessen. Wir behalten uns vor, auf Anderes in den übrigen Lieferungen zurückzukommen. J. L.

Palacky's böhmische Geschichte.

Dějiny narodu českého.

Während der Gang des großen Weltlebens die Völker einander näher führt, um die große Aufgabe zu lösen, daß das Einzelne mit dem Allgemeinwohl unzertrennlich gefördert werden muß, treten Erscheinungen zu Tage, die unter der Devise einer zeitgemäßen Bestrebung dieser großen, nothwendigen Lebensentwickelung entgegenarbeiten und wenn auch als Irrungen erkannt, trotzdem ihren unheilvollen Einfluß auf weite Kreise ausdehnen und viele, lange Jahre hindurch störend fortwirken.

Eine solche Erscheinung tritt in der Idee der nationalen Abschließung auf, der unzweifelhaft eine Tugend, nämlich die patriotische Anhänglichkeit an Volk und Vaterland, zu Grunde liegt, die aber eben wie Alles auf Eigenes, Selbstisches Bezügliche, nicht nur zu Ausartungen überhaupt, sondern auch unvermeidlich zu Collusionen mit den Interessen Anderer führt.

Wäre es nicht geradezu lächerlich, wenn die Slovaken heutzutage aufträten und ihre Sprache, ihre Sitten über andere Völker zu verbreiten sich bestrebten? Und was ist das Geltendmachen der eigenen Nationalität anderes, als seine Befestigung, Entwickelung und Ausbreitung? So wie die Polen, hingerissen durch den Vorgang anderer Nationen, an eine nationale Wiederauferstehung glaubten, und jahrelang ihre besten Kräfte und ihr Blut nutzlos dahinopferten, so stachelt diese gefährliche Idee die Irländer, die Serben, die Magyaren und Andere auf und treibt sie zunächst zu Streit und Kampf mit den Nachbarvölkern. Auch die Čechen sind seit vielen Jahren davon afficirt. Sie sympathisirten bald mit den Polen, bald schwärmten sie für die Ungarn; die Deutschen allein, die sich mit ihnen vermischt und verschwistert und an deren Entwickelung sie so bedeutenden Antheil genommen, diese allein werden geschmäht und beschuldigt, sie werden als die Bedrücker und Tyrannen der unter ihrer Botmäßigkeit lebenden Völker dargestellt.

Jeder, der das politische Verhältniß Rußlands zu Polen und daneben dasselbe Böhmens zu Oesterreich resp. Deutschlands in's Auge faßt und wäre er noch so einseitig befangen, wird bekennen müssen, daß das deutsche Volk brüderlicher verfahren ist, als das slavische Brudervolk der Russen. Trotz alledem liebäugelt die böhmische Partei in diesem Augenblick mit Rußland und manche drohende Phrase wird von der čechischen Presse Oesterreich in's Angesicht geschleudert, ja, gelegentlich des gegenwärtig in Moskau tagenden ethnographischen Vereins, wozu aus allen slavischen Staaten hervorragende Männer gekommen sind, weisen sie die Čechen mit Ueberhebung darauf hin, daß die russische Commission großen Werth auf den Besuch der Böhmen lege.*)

Fügen wir dieser nothwendigen Vorausschickung unseres Artikels nach bei, wie die Aufreizung der böhmischen Partei gegen die Deutschen sich bis auf Details in die Provinzen hin erstreckt, (der „Mährische Correspondent" brachte in einem neulichen Artikel einen Bericht von böhmischen Agenten, welche die Landleute bearbeiten, ihre Runkelrüben nicht an deutsche, sondern nur an böhmische Fabrikanten zu liefern.) Den Wählern zum Landtage wird ebenfalls mit Verlusten gedroht; den Kaufleuten mit Aufgebung der Kundschaft, den Fabrikanten mit

*) Ein Herr Ivanško hat sogar die naive Unverschämtheit gehabt, den Čechen die schmeichelhaftesten Dinge auf Kosten der Deutschen zu sagen, durch deren Kultur die Russen zu „slavischen Karrikaturen" geworden. D. R.

Arbeitseinstellung, den Restaurateuren mit Vermeidung ihrer Lokale, wenn diese Herren nicht für die böhmische Partei wählen. — Nach diesem Eingange, der auf die gegenwärtige Stimmung im Lande hinweisen soll, kommen wir zu dem eigentlichen Gegenstand unserer Besprechung, zu Palacky's Geschichte Böhmen's zur Zeit der Jagellonen, welches Werk in diesen Tagen vollendet, wesentlich dazu beigetragen hat, diese extravagirende, nationale Stimmung anzuregen. Palacky spricht es nicht offen aus, aber es liegt dem Sinne der ganzen Abfassung die Ansicht zu Grunde, daß der deutsche Einfluß das böhmische Element zu vernichten oder, damit wir nicht ein unliebsames Wort brauchen, doch zu verdrängen und herabzudrücken gesucht habe. Trotz dieser parteiischen, für einen Geschichtsschreiber unstatthaften Einseitigkeit, sprechen aber eben die Thatsachen, welche er als solche anzuführen gezwungen ist, selber gegen ihn und treten unvermerkt als stärkere Faktoren auf, wenn auch die Czechen sie nicht gelten lassen mögen und sich an den Wortlaut des Verfassers anklammern. Wir sehen da das Schicksal Böhmens bereits vor der deutschen Herrschaft entschieden. Wir sehen seine Größe in Verfall, seine gepriesene Macht ohne Einfluß und Geltung und seine Stellung in der Reihe der Großstaaten verschwinden, ohne daß germanische Herrscher es vernachlässigen und germanische Stämme es terrorisiren. Citiren wir z. B. eine Stelle über den Zeitraum der Herrschaft Wladislaw Jagello's: „Obgleich mitten im Frieden mit den Nachbarstaaten, beginnt Böhmens Geschichte doch immer trüber zu werden; der Glanz der Krone erlischt, die Stimme des Königs verhallt ungehört im Areopag der Fürsten und das Ansehen des Staates verschwindet in der Reihe anderer, die mächtig emporblühen. Selbst das Wesen (?) der so ruhmreichen, böhmischen Krone beginnt in Ungewißheit zu verfallen, da Streit darüber entsteht, ob Schlesien, Lausitz und Mähren zu ihr oder zum ungarischen Reiche gehören.

Im Innern des Landes bietet das Leben des Volkes nur ein Bild der Zerrissenheit, Anarchie und Schwäche: die Kämpfe der Stände untereinander, die Parteilichkeit derselben und ihre beständigen Uebergriffe, welchen die Behörden ohnmächtig gegenüberstanden, da eine endlose Finanznoth die Gerichte und die Exekutivgewalt paralysirten, so daß sie kaum für die nächstliegenden Bedürfnisse ausreichten. Der König selbst aber war nicht nur ein Werkzeug, sondern ein Spielball in den Händen der Aristokratie, welche alle Macht und Herrschaft an sich zu reißen strebte. Die Begierde nach äußerer Größe und Vorrang hatte die Geister, wie ein ansteckendes Uebel erfaßt. Nicht Vorzüge der Bildung und Tüchtigkeit waren es, nach welchen man strebte, sondern nach leeren Ceremonien, Wappen und Titel. Die Streitigkeiten über solche Dinge, die heutzutage lächerlich erscheinen würden, nahmen, dazumal als wichtige, ernste Angelegenheiten betrachtet, eine erste Stelle ein. Das böhmische Volk bestand, oder sollte damals doch bestehen, einerseits aus lauter Herren und Machthabern, andererseits aus Unterthanen und Leibeigenen, die fast rechtlos waren. Unter den böhmischen Großen aber sollte der König nicht sowohl Herr als der Erste unter ihnen sein, der „*primus inter pares*." Darum wurden denn auch z. B. Privilegien, die den Städten vom Könige gewährt waren, vom Adel nicht anerkannt, sobald sie nicht von Letzterem ausdrücklich bestätigt waren. Daher die fortdauernden Kämpfe aller Parteien und Stände. Bald standen die adeligen Stände dem König gegenüber, bald den sich hebenden Städten, bald nahmen sie unter einander Partei, der endlosen Religions-Zerwürfnisse gar nicht zu gedenken.

Der Herren- und Ritterstand bestrebte sich eifrigst, die Städte um das Recht der dritten Stimme zu bringen.... Ueberhaupt begann die Eifersucht auf das wachsende Ansehen der Städte immer feindseliger zu werden und wenn auch ohne Handels- und Gewerbs-Concessionen, betrieb der Adel auf seinen Gütern den Bierbrau, verbot die Getraidezufuhr nach den Städten, legte Zölle und Mauthen an und übte Gewaltthätigkeiten aller Art aus. Wladislaus entschied 1502, als die desfallsigen Klagen an seine Entscheidung gingen, gegen die Städte, nahm aber die ungerechte Entscheidung zurück. Der Herrenstand aber ließ die betreffenden Bestimmungen ohne königliche Sanktion in die Landtafel eintragen. Darüber brachen denn nun offene Feindseligkeiten aus, die in Raubzügen, Mordbrennerei und Verstümmelungen aller anderweitigen mittelalterlichen Barbarei ganz ebenbürtig zur Seite stehen. Palacky weist ferner auf die Innungen der Gewerbe hin und hebt z. B. die „Verbriefungen der Backerzechen" als benachtheiligend und usurpatorisch hervor. Nach denselben durfte „kein Polak, Böhm oder Slowak in ihre Innung, viel weniger in ihr ehrbar Handwerk" aufgenommen werden. Wer aber den damaligen Zuständen Rechnung zu tragen weiß, der wird diese Bestimmung nicht als einseitig parteiische Ausschließung, sondern als eine unbedingt nothwendige Berechtigung anerkennen. Denn jene Zeit des Barbarismus und der Anarchie verlangte nothgedrungen eine Centralisation der gleichartigen Kräfte, wenn sie im Andrang der wilden Elemente nicht untergehen sollten und wollten. Wir unsererseits ersehen aus solchen Bestimmungen nur, auf welcher sehr untergeordneten, niederen Stufe das Volk der Böhmen dazumal stand, da es ausgeschlossen werden konnte von den allergewöhnlichsten Gewerben, wie sie doch Bäckereien unstreitig sind. Andere Documente, z. B. das Prager Stadtrecht von Ottokar II. 1269 erlassen und — was als ganz entscheidend angesehen werden muß — welches in deutscher Sprache abgefaßt ist, zeigen jedem unparteiischen Beobachter einen ganz andern Stand der Dinge, nämlich grade den entgegengesetzten. Das Statut für die deutschen Ansiedler im Dorfe Pazicz bei Prag und die darauf beruhende Municipalverfassung sind das Fundament zu einer neuen Kultur-Epoche Böhmens geworden. Deutsche Gewerbsleute, deutsche Künstler, deutsche Gelehrte waren es, welche schon durch luxemburgische und karolingische Herrscher begünstigt ein neues Leben in den darniederliegenden Verkehr, einen neuen Aufschwung in den Geist eines barbarisch unwissenden, sklavisch gewöhnten Volkes brachten. Kein böhmischer Herrscher, ja alle böhmischen Nationalen zusammengenommen, hatten jemals vollbracht, was Karl IV. allein für das Wohl des Volkes und Landes begründete durch Hebung der gewerblichen und landwirthlichen Einrichtungen durch Anlegung der Universität und Herbeiziehung von Künstlern aus allen Weltgegenden, denn es werden da ausdrücklich burgundische Weinbauer, calabresische Gerber, persische Kunstweber und eine Menge deutscher und niederländischer Künstler erwähnt, nach Prag berufen, um es zu einem glänzenden Centralpunkt Europa's zu machen. Die prachtvollen Gebäude, die vielen Monumente und Kirchen, welche noch Jahrhunderte lang Zeugniß geben werden von ihren Begründern, sie sind es zugleich, welche in Uebereinstimmung zu den Naturschönheiten des Landes, demselben seine Vorzüge sichern, nicht aber wahrlich! seine slavische Bevölkerung mit ihrer harten, holperichten Mundart, mit ihren vielen, unästhetischen Eigenschaften und ihrer ebenso wenig ansprechenden, physischen Bildung.

Böhmen ist umgestaltet unter deutschen Einflüssen; sie waren entscheidend, durchgreifend, aber nicht verderben-, sondern segen-

bringend. Die Prager Universität der vier Nationen war eine thatsächlich universelle und erlangte als solche einen bedeutenden, europäischen Ruf. Als Karl in Prag residirte, besaßen auch die Herzöge von Baiern und Burgund, der Kurfürst Rudolph von Sachsen, die von Brandenburg und Nürnberg und mehrere geistliche Fürsten ihre Paläste in Prag; genug die Stadt blühte in Wohlstand und Ansehen als eine der ersten in Europa, und dieses Ansehen, dieser Einfluß waren so wenig böhmischen Ursprungs, als überhaupt jemals irgend ein bildendes Element es im Lande gewesen ist. Dann kamen die langen, wechselvollen Regierungen Wenzel's und Sigismund's, die schmachwürdige Entscheidung Wenzels gegen die Deutschen, die Katastrophe des unglücklichen J. Huß, die lange, gesetzlose Zeit des Zwischenreichs, Alles das war allerdings ganz geeignet, die Fugen gesellschaftlicher Zustände von Grund aus durcheinander zu werfen. Zu verwundern ist aber, daß die nationalen Elemente, wenn sie überhaupt lebensfähig waren, eben in dieser allgemeinen Brandung sich nicht emporarbeiteten, und angeregt durch den fremden Einfluß, sich geltend machten! Kamen ja nach der energischen Regierung des Wahlkönigs Georg die Jagelloniden endlich zur Thronbesteigung! Aber sie schienen unendlich geringe national-böhmische Sympathieen zu haben! Wladislaw II. verlegte sogar seine Residenz von Prag nach Ofen und das bleibende Andenken an ihn blieb allein in den Bauten zurück, welche er, nach dem Beispiel seiner Vorgänger, unter ungeheurem Kosten-Aufwand ausführen ließ. Nach ihm kamen dann die Habsburgischen Kaiser zur Herrschaft und jedenfalls kann z. B. mit den Bestrebungen des kunstsinnigen Rudolphs II., der fast beständig während seiner sechsunddreißigjährigen Regierung in Prag residirte, die Herrschaft der Jagellonen nicht einmal beziehungsweise verglichen werden! Aber das ist eben der Fluch fanatischer Ideen, daß sie keineswegs logisch und auf Thatsachen hin bekämpft werden können, sondern daß sie in ihrer dämonischen Richtung das Licht der Wahrheit negiren und oft genug zum eigenen Verderben ihrer Verfechter lieber das eigene Heil als den erfaßten Standpunkt aufgeben.

Die unendliche Nachgiebigkeit der österreichischen Regierung hat in Betreff dieser Angelegenheit Böses anstatt Gutes geärndtet. Weit davon entfernt, an dem Schicksal Polens eine ernste Lehre zu nehmen, treten die Böhmen mit immer größerer Anmaßung, und zwar ohne sich, wie es scheint, über das Ziel ihrer Bestrebungen recht klar zu sein, auf. Auf dem letzten Landtage in Prag verlangten sie mit Heftigkeit die Verhandlungen in böhmischer Sprache, die seit Jahrhunderten in der deutschen genügt hatten. Das Bürgercorps soll jetzt in böhmischer Sprache commandirt werden. Spricht man im Verkehr mit fanatisirten Böhmen in Prag, so antworten sie entweder gar nicht, oder ein kurzes, finsteres „Versteh' nicht deutsch!" Das sind böse, von einseitiger Vernunft und Bildung zeugende Richtungen! Dabei lassen die nationalen Comité's das Volk in seiner klassischen Unwissenheit, dabei lassen sie die um sich greifende Auswanderung der wohlhabenden Landleute zu, die wahrscheinlich dem Verderben entgegengehen oder als Bettler heimkehren. Doch — ein neues böhmisches Theater wird gebaut.

Nahida St.

Wander's deutsches Sprüchwörter-Lexikon.*)

Als unterscheidendes Merkmal der Nationalitäten hat sich trotz allem Suchen und Versuchen keines stichhaltig erwiesen, außer der Sprache. In der Sprache spiegelt sich die volle Eigenthümlichkeit einer Nation. Aber um dies Bild zu erfassen, genügt nicht die Bekanntschaft mit der Grammatik einer Sprache und das Studium der Meisterwerke ihrer „Klassiker"; denn so gern auch die Nation selbst in Letzteren ihre typischen Repräsentanten anerkennen möchte, und so erfüllt von dem nationalen Geiste sie selbst immer sein mögen: die Bildung, deren Ausdruck ihre Werke sind, ist doch zum größten Theil universel, kosmopolitisches Gemeingut der Gebildeten aller Nationen. Das Anschauen, Denken und Fühlen, welches eine Nation als ihr eigenstes Besitzthum und Charakteristikum vor andern voraus hat, das liegt in den sogenannten Idiotismen, in den Sprüchen, Sprüchwörtern und Vergleichungen, die als Scheidemünze des täglichen Verkehrs gegeben und hingenommen werden, ohne daß man sich recht ihres reichen Gehalts an Edelmetall bewußt wird. Nicht, als ob es nicht auch hier nationales Gemeingut gäbe, sind doch die Hauptgesetze der Moral, wie der Logik kein nationales Privateigenthum: aber so wie es sich nicht mehr bloß um den nackten Gedanken handelt, da zeigt auch hier die verschiedene Einkleidung oft recht frappant den Nationalcharakter, das eigenthümlich nationale Denken.

Wir Deutsche haben an solchen Münzen einen ganz besonderen Reichthum, und nicht Zufall ist es, daß unter unsern Geistesheroen diejenigen, die als eminent deutsche Köpfe und Gemüther betrachtet werden, diesen Reichthum wohl zu würdigen wußten: Luther, der die Sprüchwörter goldene Nüsse in silbernen Schalen nennt, und dessen Tischreden und Predigten parömiologische Fundgruben sind; Lessing, der geradezu eine Sammlung beabsichtigte und Collectaneen dazu angelegt hatte; Schiller, in dessen Dramen sich die Spuren von Hunderten von Sprüchwörtern nachweisen lassen, wie andererseits so manche seiner Sentenzen und Bilder sprüchwörtliche Geltung gewonnen haben.

Wie es nun aber Sprüchwörter giebt, deren Verbreitungskreis über die Gränzen einer Nation hinausgeht, so finden sich, in viel größerer Zahl, solche, die einen kleineren Umlaufsbezirk innerhalb einer Nation haben, mundartliche Wörter, dem Stamme eigen und für ihn charakteristisch, der sich eben dieses Dialektes bedient: die Vergleichung der Nüancirungen, die dasselbe Wort in den verschiedenen Dialekten annimmt, und derer, die jeder für sich allein hat, ist nicht nur linguistisch, sondern auch ethnologisch von dem höchsten Interesse.

So verdienstlich aber daher die Sammlung der irgend einem besondern Dialekt, einem Gau, oder, in anderer Beschränkung, der einem Berufskreise eigenthümlichen derartigen Wörter ist, so forderte doch das immer mehr erstarkende deutsche Nationalgefühl, das wachsende Bewußtsein der brüderlichen Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme eine Sammlung und übersichtliche Anordnung des parömiologischen Gesammtschatzes, und mit einer gewissen Beschämung deuteten volksfreundliche deutsche Gelehrte auf das benachbarte und verwandte Holland, wo in Harrebomée's Spreekwoordenboek der Nederlandsche taal seit 1858 ein Werk heranwuchs, wie es die deutsche Literatur nicht aufzuweisen hatte. Denn den älteren deutschen Sammlungen, meist

*) Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk. Herausgegeben von Karl Friedrich Wilhelm Wander. Erster Band: A bis Gothen. Gr. Lex. 8. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1867.

mit (schul- oder volks-) pädagogischer Tendenz, war es auf Vollständigkeit nicht angekommen, die vorhandenen neueren aber waren meist aus der älteren Literatur, zum Theil sogar nur aus den älteren Sammlungen, oft recht kritiklos, zusammengeschrieben, und das im Volksmunde alle Tage sich darbietende Material unberücksichtigt geblieben. Aber schon sammelte planmäßig mit Umsicht und Ausdauer fast ein Menschenalter lang ein wackerer Freund deutschen Volksthums, und nach vielfach vorher ergangenen Anfragen und Ankündigungen erschien im December 1862 die erste Lieferung von Wander's deutschem Sprichwörter-Lexikon. Recht traurig bezeichnend für unsere Literaturverhältnisse ist es, daß von der Betheiligung an der Materialsammlung wie an der Subscription Viele eingestandener Maßen zurückgehalten wurden durch die Ueberzeugung, ein Werk von dem beabsichtigten Umfang und Inhalt komme ja bei uns doch nicht zum Druck. — Ach ja! Der muthige Verfasser hat auch sonst wohl Veranlassung übergenug erhalten, sich an die Worte des Koheleth zu erinnern: „Weisheit ist gut mit einem Erbgute!" Aber auch ohne das Erbgut ist er fortgefahren, die „Weisheit von der Gasse" zu sammeln, und von allen Seiten sind ihm Beiträge zugeführt, so daß jede folgende Lieferung reicher und vollständiger, als die vorhergehende wurde, und der nun mit der 15. Lieferung beendete erste Band, der mitten im Buchstaben G schließt, doch schon ca. 60,000 Sprüchwörter enthält, davon 45,000 deutsche, 15,000 zur Vergleichung herangezogene ausländische.

Es ist in der That ... nationaler Schatz, ein Werk, das zum Ruhm für Verfasser und Verleger in seiner Art sich dem Grimm'schen Wörterbuche an die Seite stellt; aber wie dieses kann es darum nicht in dem Sinne und in der Ausdehnung, wie sein Verfasser wünscht und hoffte, ein „Hausschatz für das deutsche Volk" werden: das sollte ihm daher keinen Kummer machen. In keiner Gymnasial- oder Realschulbibliothek freilich dürfte das Werk fehlen, und jeder Wohlhabende sollte es für seine Pflicht halten, dies Buch, das er in der Leihbibliothek zu finden nicht hoffen darf, für sich zu erwerben und so an seinem Theile ein Unternehmen äußerlich mit möglich zu erhalten, das unserer Nation bei uns und bei den Ausländern zur Ehre gereicht.

Alle pädagogischen und „Anstands"-Rücksichten (die Harrebomée sich den Schein giebt, zu beachten) durchaus bei Seite zu lassen, war geradezu des Sammlers Pflicht; wer ihm deshalb Vorwürfe machen wollte, der lese den Kinderfreund, aber nicht die Bibel oder den Homer, und begebe sich hier seines Urtheils. Ebenso wird man die Anordnung nach der alphabetischen Folge der Stichwörter so lange billigen müssen, bis Jemand ein anderes Prinzip vorschlagen kann, welchem bei andern guten Eigenschaften auch die der Durchführbarkeit nicht fehlt. Die Anordnung bei Harrebomée, wo jedes Sprüchwort so vielmal auftritt, wie Hauptwörter in ihm vorkommen, und unter Umständen noch öfter, ist zwar von Einzelnen als Vorzug gelobt; wer aber das Buch einmal braucht, den kann doch diese prunkende Uebervollständigkeit ab und zu in gelinde Wuth bringen, und er wird es vorziehen, vor dem Aufsuchen bei Wander einen Augenblick nachzudenken, um den Satz unter seinem Stichworte zu suchen und dort nicht gar so viel zu finden, was er nicht sucht. Die „sprüchwörtlichen Redensarten", die oft köstliche Illustrationen der Sprüchwörter geben, stehen mit in Reih und Glied, sind aber durch einen vorgedruckten Stern herausgehoben. Nun aber bleiben unbesternt noch volksthümliche Sprüche und Sprüchwörter im engeren Sinne übrig, zwischen denen W. keinen Unterschied macht. Zur Rechtfertigung der Orthographie „Sprichwort" gegenüber dem „Sprüchwort" sagt er, Vorrede pag. XII: „Sprichwort ist nicht ein Spruch, sondern ein Wort, ein Gedanke, der dadurch ausgesprochen wird. Die Schreibung Sprüchwort ist daher, da Spruch auch einen Gedanken bezeichnet, eine Tautologie."*) Aber der Begriff des Sprüchworts ist damit nicht festgestellt, so wenig wie, nach Becker, eine Erdbeere bloß eine Beere ist, die an der Erde wächst. Es soll, wohlverstanden, nicht getadelt werden, daß W. bei der Entscheidung der Frage, was aufzunehmen sei, „Sprüchwort" im weitesten Sinne gefaßt hat, denn da haben die volksmäßigen und volksgebräuchlichen Sprüche dasselbe Recht. Der Letzteren Unterschied von den eigentlichen Sprüchwörtern setzte aber der alte Friedrich Peters (vergl. J. Franck im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit", 1866, Nr. 10, 11, 12) faßlich auseinander, indem er als gemeine „Lehrsprüche" anführt:

„Alte Freunde sind die besten", und:
„Auff hören sagen gar nicht baw,
Auff bloße wort mit nichten traw;" als „Sprüchwörter" dagegen: „Alte Hunde sind böß bendig zu machen", und:
„Wenn fleucht die Taub zu weit ins Feld,
Zuletzt der Habicht sie behelt."

Es springt an diesen Beispielen in die Augen, daß der Spruch nur wörtlich verstanden sein will, das Sprüchwort von dem Witz des Hörers eine vorzunehmende Uebertragung seines Wortsinnes verlangt. Freilich sind nicht alle Beispiele so bequem wie die hier ausgesuchten, und es kann in manchen Fällen wohl schwer werden, die Frage: „Spruch oder Sprüchwort?" zu entscheiden. Daß aber beide, ihre volksmäßige Form und Anwendung vorausgesetzt, hierhergehören, das ist ja in jedem Falle unzweifelhaft; ob sonst von verschiedenem Gepräge, das nationale und volksthümliche Münzzeichen tragen beide, und der „treue Wardein" hat sie für den Nationalschatz zu reklamiren.

Möge nun das durch glückliche äußere Thatsachen und Verhältnisse neu gekräftigte, deutsche Nationalbewußtsein auch dem Verfasser und seinem Werke zu Gute kommen und ihnen allseitige Unterstützung in jedem Sinne zu Theil werden. Die Ausrede: „Es wird ja doch nichts daraus!" gilt nicht mehr, nachdem der erste Band so vorliegt. Würde trotzdem nichts daraus, nichts Ganzes, dem verdienten Verfasser wäre es gewiß ein großer Schmerz, uns Deutschen aber eine große Schande.

Friedrich Hasenow.

Frankreich.

Daniel Stern, Gräfin d'Agoult.

Es ist kein Geheimniß mehr, daß diese beiden Namen eine und dieselbe Person bezeichnen. Dem Beispiel ihrer Freundin Aurora Dudevant folgend, die sich als George Sand auf die

*) Wir können uns damit nicht einverstanden erklären, da, wenn auch das „Sprüchwort" etwas vom „Spruch" Verschiedenes, doch Letzteres unstreitig der Vater, die Wurzel des Ersteren ist. „Sprichwort", oder „Sprechwort", wie es eigentlich lauten müßte, scheint uns der bloße Gegensatz von „Schriftwort" oder „Schreibwort" zu sein. Im Dänischen heißt das Sprüchwort ordsprog, „Wortspruch", d. h. ein Spruch, der nicht eine ganze Phrase bildet, sondern in wenigen Worten zusammengedrängt ist. D. R.

höchsten Stufen der literarischen Arena schwang, nannte sich die Gräfin d'Agoult mit einem männlichen Namen und legte ihre leidensvolle Herzensgeschichte dem lesenden Publikum in einem Buche dar.

Der Roman „Nelida" von Daniel Stern machte im Jahre 1842 in Paris Aufsehen, weil man wußte, daß die romantischen Erlebnisse einer vornehmen Dame darin geschildert waren. Aehnlich wirkte beinahe ein halbes Jahrhundert früher, die „Valerie" der Frau von Krüdner. Die Gräfin d'Agoult hat es bis jetzt nicht erreicht, wie jene vielgenannte Dame, eine politische Bedeutung zu erlangen; deswegen ist ihr Roman Nelida nicht ganz so berühmt geworden als Valerie; im Werthe stehen sich beide Werke ziemlich gleich, d. h. sie haben eigentlich gar keinen Werth. Es sind sehr mittelmäßige Produkte, auf dem Boden der weiblichen Eitelkeit und Selbstbespiegelung gewachsen.

Valerie ist mit sich und den Männern zufrieden, während Nelida sich oft anklagt und die letztern ganz verdammt. Ob Gräfin d'Agoult aus Erfahrung sprach oder ob sie die Schwäche der meisten Schriftstellerinnen besaß, keinen Männercharakter schildern zu können, ohne in Uebertreibung zu verfallen, soll hier nicht untersucht werden. Als Roman betrachtet, ist Nelida etwas langweilig und ermangelt des Feuers, das unauslöschlich in den Werken der Collegin Daniel Stern's, George Sand's, brennt.

Die Gräfin d'Agoult ist wesentlich eine reflektirende Natur, keine produktive wie die Staël und die Sand; sie wird stets Verständniß und Empfindung für alles Große und Schöne haben, aber sie kann es nicht selbst darstellen.

Im richtigen Erkennen ihrer selbst hat sie deshalb auch in neuerer Zeit sich immer nur an einen gegebenen Stoff gewagt und nicht mehr auf ihre eigene Erfindung gebaut. Ihrer Geschichte der Revolution des Jahres 1848 folgte zwar sogar ein Trauerspiel, Johanna von Orleans, welches jedoch in Paris nie aufgeführt wurde. Seitdem hat Daniel Stern nur reflektirende und philosophische Studien veröffentlicht.

Eine Sammlung Maximen und Reflektionen, unter dem Titel Esquisses morales, enthalten eine große Anzahl geistreicher und gemüthvoller Aussprüche, die verdienten berühmter zu werden als die des scharfzüngigen Herzogs von Larochefoucauld. Eine Stelle daraus möge hier als Probe angeführt werden:

„Es giebt drei Arten von Güte, welche man nicht miteinander verwechseln darf. Eine gehört dem Verstande an, eine hat ihre Quelle im Herzen und eine entsteht aus einer gewissen Schwäche oder um einen modernen Ausdruck anzuwenden, in einer gewissen Erregbarkeit der Nerven. Die Erste, großartiger, ruhiger, beständiger, nicht zur Uebertreibung geneigt, aber ein wenig kalt und gemessen, findet sich meistens bei Männern. Man könnte sie deshalb die männliche Güte nennen. Die Dritte, flüchtig, oberflächlich, eigensinnig, ist leider fast immer bei Frauen gebräuchlich. Aber die Zweite, jene Güte aus dem Herzen, ist so selten wie der Funke des Genies."

Man kann wohl sagen, daß es ein Hochgenuß ist, mit Daniel Stern zu moralisiren; ohne Bitterkeit, weiß diese geistvolle Feder die treffendsten Wahrheiten zu sagen und wie ein Sonnenstrahl in die Tiefen der dunkelsten Seele zu dringen. Durch eigene Leiden und Erfahrungen der mannigfachsten Art hat die Gräfin d'Agoult die Reife des Geistes und des Herzens erlangt, die sie jetzt zu ihrer Schriftsteller-Laufbahn befähigen. Für alle die Kümmernisse ihres Frauenlebens hat sie Lethe gesucht und gefunden in der Beschäftigung mit der Kunst und Literatur.

Wie fesselnd die Erlebnisse eines Frauenherzens auch sein können, als Roman verarbeitet werden sie doch nur dem großen Kreise von Lesern genügen, die überhaupt mehr nach Unterhaltung als nach tieferem Studium sich sehnen. Der kleine Kreis wahrhaft Auserwählter hat sich um Daniel Stern geschaart, seit sie weniger klagt und mehr denkt. Außer ihren Esquisses morales ist ihr tiefdurchdachtes Werk über Dante und Goethe der Gegenstand allgemeiner Bewunderung in Frankreich geworden; bei uns dagegen ist das eigenthümliche Buch noch fast gar nicht verbreitet. Es verdiente doch so sehr unsere Beachtung! Eine Kritik des Faust und der göttlichen Comödie, wie die Uneingeweihten erwarteten, ist nicht darin enthalten. Es ist eigentlich mehr eine Unterhaltung, eine Beschäftigung mit den großen Männern selbst als mit ihren Werken. An Tiefe der Auffassung und Empfindung steht die Gräfin d'Agoult in diesen Abhandlungen höher als Frau von Staël, ihre berühmte Vorgängerin auf dem Gebiete literarischer Wissenschaft. Es wird unsere Leser gewiß interessiren, wenn wir Ihnen nächstens einige Proben daraus mittheilen.

Das allerneueste Werk von Daniel Stern ist jedoch eine Darlegung ihres Lebens unter dem vielverheißenden Titel: Ma conscience et ma vie. Die erste Auflage ist gleich nach dem Erscheinen in Paris vergriffen worden und wir müssen die zweite abwarten, ehe wir im Stande sind, genaue Kenntniß davon zu nehmen. Die Journale in Frankreich geben nur kurze Anzeigen davon; sie nennen Daniel Stern die moderne Diotima und bewundern die philosophische Richtung, welche die Weltdame auch in diesen Bekenntnissen eines vielfach verschlungenen Lebensweges beibehalten zu haben scheint. Der Titel läßt jedenfalls eine persönliche Aufrichtigkeit voraussetzen, denn wer sein „Gewissen" dem Publikum erschließen will, muß vor allen Dingen die Wahrheit sagen, um richtig beurtheilt zu werden.

F. von Hohenhausen.

Aus den Briefen eines Besuchers der Pariser Ausstellung.

I.

Zeitungs-Kritik und objektive Anschauung.

Anfangs Mai.

Auch hier in Paris giebt es Leute von einer Blasirtheit, wie sie bei Zeitungs-Referenten vielleicht am Ausgebildetsten angetroffen wird — Leute, die Alles bemänteln und bemängeln. Ich möchte wohl einen solchen Referenten fragen, der sich darüber lustig macht, daß auch Schuhsohlen und Hüte ausgestellt seien, ob er denn wisse, wie der Hacken, mit dem er die schöne Erde betrampelt, gemacht wird, und der Hut, der seinen dummen Kopf bedeckt?

Freilich sind dergleichen kleine Dinge, wie Hüte und Schuhsohlen, auch ausgestellt; aber gleich die ganze Hutmacher-Werkstatt mit zwanzig Arbeitern und Arbeiterinnen dazu. Man sieht den rohen Filz auf der einen Seite in die heiße Walkmaschine hineinstecken und kann am Ende den letzten Nadelstich beobachten, den eine weibliche Hand der Verschönerung des Huts angedeihen läßt; und das Alles weit übersichtlicher, als in einer Fabrik, in die man überdies gar nicht hineingeht. So sah ich zufällig, welche enorme Maschine nöthig ist, um einem einfachen Stiefelhacken seine Form zu geben. Ich sah Pfropfenzieher machen, Kämme und Bürsten und beobachtete lange eine Buchdruckerei, deren Satz und Presse nur von Mädchen gehandhabt

wird. Colossal schnell setzen die jungen Mädchen die Buchstaben zusammen.

Am wenigsten klar bin ich aus dem Webstuhl geworden. Ich sah wohl, wie große türkische Teppiche in Streifen gewebt wurden; ich sah wohl das „Schiff" durch die „Kette" schießen, aber wie und wieso, ist mir dunkelblau geblieben.

Sehr interessant ist die Kolonie der Blumenmacherinnen und ich traue mir die Fähigkeit zu, mich zu diesem Handwerk zu eignen. Ich weiß jetzt, wie die Blätter gerauft werden, und wie angeklebt ꝛc. Es ist eine heikele Arbeit und die Mädchen sitzen gleichsam unter Glas und Rahmen, damit sie nicht durch den Athem stürmischer Jünglinge und durch den in den Ausstellungs-Räumen herrschenden gräßlichen Zug aller ihrer Blätter beraubt werden. Der ganze äußere Zirkel der Ausstellung hat eine solche Fabrik neben der anderen. Ringsherum laufen eiserne Rüstwerke, in denen eben eiserne Walzen von kolossalen Dampfmaschinen gedreht, wodurch alle kleineren Räder in Bewegung gesetzt werden. Ab und zu sind die Fabriken unterbrochen, um Wagen, Lokomotiven ꝛc. Platz zu machen. Außen, um das ganze Ausstellungs-Gebäude herum sind Restaurants; man muß sich wie im Schlaraffenland hindurchfressen. Ich sah auch so manche interessante Fabrikation, fühle jedoch bei den meisten, daß ich gar zu sehr der Dumme gegenüber der Industrie bin, ein Gefühl, das den edeln Zeitungs-Referenten nie überkommt.

Der Garten wurde mit jedem Frühlingstage schöner; in den warmen Tagen ist der Rasen dermaßen emporgeschossen, daß fast Alles üppig erscheint. Auch die oft sehr riesigen, unlängst gepflanzten Bäume haben schon Blätter und ein See mit Trauerweiden und Felsen, auf denen ein riesiger Leuchtthurm steht, sieht reizend aus. Die Construction der Leuchtthurm-Kuppel hat mich besonders durch ihre Complicirtheit entzückt; ich hielt die Sache für ziemlich einfach und sah jetzt, daß die ganze Kuppel aus prismatisch geschliffenen, eng an einander liegenden Glasstreifen besteht, die drei-, viermal über kreuz verdoppelt liegen und so bei Tage wie riesige Diamanten aussehen. Noch bin ich auf den großen eisernen Leuchthurm nicht hinaufgekommen, da unten noch genug zu sehen ist.

Wenn man denkt, in welchen Zaubergarten das sonst so öde Marsfeld seit einem Jahre verwandelt ist, so muß man Ihm, dem Hauptförderer und Leiter, volle und echte Bewunderung zollen; eine ähnliche schnelle, großartige Arbeit ist noch kaum irgendwo hergestellt worden. Es ist wirklich eine Stadt aus der Erde empor gerufen worden, die ihre vier Kirchen, ihre Fabriken, ihre schöne Umgegend mit Gärten, cercle international, Bier- und Kaffeehäuser und Restaurants und ihr Theater, selbst ihre Eisenbahn-Station und 30,000 ständige Einwohner, militärische Besatzung, Bildergalerie und Denkmäler hat.

In einer solchen Stadt sind freilich Schuhsohlen auch nöthig und man darf sich darüber nicht lustig machen.

Ich ging im Garten so für mich hin, und nichts zu suchen, das war mein Sinn; da klangen lieblich, zauberische Töne an mein Ohr: Hahnengeschrei und Rindergebrüll. Ich trat bald in die große Musterfarm ein. Ein echter Bauerhof: vorn zwei reinliche Wohnhäuser, in denen frische Mädchen frische Milch, Eier und Sandwiches verabreichen. Im Hof ein großes Caroussel, in welchem etwa dreißig Musterkühe und Ochsen stehen, ein langer Schafstall mit den verschiedensten, liebenswürdig aussehenden Schäfchen, und im Hof, in einem Wagen, eine transportable Hühnerzucht. In dem Wagen sitzen die guten Puttchen und brülen, und auf dem Hofe waren circa funfzig Puttchen, die sich amüsirten und den Kühen die Fliegen von den Beinen pickten. Natürlich fehlt auch das Taubenhaus nicht, um den Ort zu einem der gemüthlichsten der Ausstellung zu machen. Die Kühe sahen alle sehr zufrieden und reinlich aus, und ich roch mir die Nase voll, um noch lange daran zu haben. Die ganze Farm ist fast zu niedlich; sie erinnert in ihrer Neuheit an Spielzeug. Jedoch möchte ich dies Spielzeug schon haben und hätte für meine Zukunft eher den Wunsch, eine Kuh zu besitzen, als eine Equipage. Ich wohnte auch der Melkung bei, die ganz ohne Maschine vorgenommen wurde. In dem großen Garten, der ein Drittel der Ausstellung einnimmt, bin ich seit lange nicht gewesen, da ich erst die Vollendung der Monstre-Aquarien ꝛc. abwarten will.

Den Kaiser, der recht besorgt und gelb aussieht, sah ich schon zweimal draußen; er geht ganz einfach ohne Gefolge in der Menge umher am Arme irgend eines Herrn, sei es in der Bildergalerie, wo ihn Graf Nieuwekerke, oder bei den Maschinen, wo ihn ein Techniker am Arme führt. Sein Sohn ist wieder leidlich wohl, jedoch soll der ganze Organismus des Kindes nicht von der besten Art sein.

Belgien.

Der fossile Mensch.*)

Es ist unzweifelhaft ein wohlberechtigtes Streben: nächst der aufgezeichneten Geschichte der Menschheit, auch die ihrer Uranfänge, ihres Werdens, Gestaltens und ersten Fortschreitens kennen zu lernen — soviel dies eben möglich ist. Der Forscher von Fach hat dies Streben bekanntlich mit emsigstem Eifer erfüllt; aber auch in jedem gebildeten, denkenden und warmfühlenden Menschen muß doch dafür ein eigener Reiz begründet liegen. Denn ebenso wie wir gleichsam mit Rührung, innigster Theilnahme und doch aufmerksamster Wißbegier dem Sich-Erschließen einer kleinen Menschenknospe lauschen — so muß uns auch mit ähnlichen Gefühlen alles Das erfüllen, was wir aus der Kindheit des Menschengeschlechts vernehmen.

Als ein beachtenswerther Beitrag zu dieser Kunde der Menschheit liegt das Buch von Le Hon uns vor. Mit Umsicht, Eifer, zugleich aber auch mit Sicherheit und Takt hat der Verf. Alles zusammengefaßt, was die Forschungen, von den ältesten bis zu den neuesten hinauf, über die Uranfänge der Menschheit bisher ergeben haben und dies durch seine eigenen werthvollen Studien und Forschungen zu vervollständigen gesucht. Wir finden in dem Buche ebenso die Forschungs-Ergebnisse von Lipsius, Young, Botta, Rawlinson u. a., als die neuesten Ausgrabungs-Resultate von Abbeville, Dr. Fauvel u. s. w.; namentlich aber eigene Beobachtungen, zu denen der Verfasser im Sommer des Jahres 1853 eine Reise nach den Pfahlbauten der Schweizer Seen unternommen.

Das Buch des Herrn Le Hon bildet einen stattlichen Band von 23 Bogen gr. Octav und zerfällt in drei Theile. Im ersten finden wir eine kurzgefaßte übersichtliche Geschichts-Geologie, welche von den ersten feststellbaren Uranfängen des Menschendaseins beginnend, die irgend wahrnehmbaren Spuren der Menschheits-Entwickelung verfolgt, bis zur Zeit der Unterwerfung Galliens

*) L'Homme fossile en Europe, son industrie, ses moeurs, ses oeuvres d'art. Par H. Le Hon. Bruxelles, C. Muquardt; Paris, C. Reinwaldt.

durch die Römer. In anregender, vielleicht etwas zu lebhafter Weise schildert uns der Verfasser den Menschen als Zeitgenossen jener gewaltigen „vorweltlichen" Thiere, des Mammuth u. s. w., erzählt uns von seinem herumschweifenden Leben, das, gleich dem der Thiere, noch weiter keine Zwecke verfolgt, als den ausschließlichen der Befriedigung seiner Bedürfnisse. Die Wohlthat der Benutzung des Feuers kennt er noch nicht; in Höhlen sucht er Zufluchtsorte gegen wilde Thiere und die Kälte; erst allmählich weiß er rohe Werkzeuge sich zu verschaffen, aus Steinen, namentlich Feuerstein, aus welcher „Beile" gespalten werden u. s. w.; dennoch bekriegt er bald das Mammuth und dessen ungeheuerliche Zeitgenossen. Le Hon schildert uns die Sitten und Gebräuche, z. B. Leichenbegängnisse, und giebt uns sogar eine Idee von der Physiognomie dieser ersten Menschen, nach dem Maßstabe der aus dieser allerfrühesten (für unser Wissen nämlich) Epoche herrührenden Hirnschale. Er beschreibt ihn, als von kleiner Statur, mit einem abgerundeten Kopfe u. s. w. Seine erste Kleidung bestand in Thierhäuten, deren Besitzer er zu erlegen vermochte und bald entwickelte sich auch bereits ein gewisser Geschmack für Luxus, denn die derartigen Funde wissen zusammengereihte Muschelschalen aufzuweisen, welche wahrscheinlich als Arm- und Halsbänder dienten. Dann entwickelt sich weiter eine Kunstfertigkeit, welche schon aus sandigem Thon Gebilde, namentlich Thierformen, zu gestalten vermochte. Eine dann folgende Epoche ist die des Gebrauchs glatter, polirter Steine. Jetzt haben wohl bereits die ersten Wanderschaften asiatischer Völker stattgefunden; auch die ersten pflanzenfressenden Thiere wurden dem Menschen dienstbar. So verfolgt der Verfasser die Fortentwicklung und die Uebergänge der verschiedenen Perioden, des Stein-, Bronce-, Eisen-Zeitalters, und führt uns, im zweiten Theile des Buchs, zu den in neuerer Zeit so wichtig gewordenen Pfahlbauten der Schweizer Seen u. s. w.

Nachdem er sehr eingehend nachzuweisen gesucht, daß Herodot's bekannte, jedoch allgemein bezweifelte Erzählung unzweifelhaft mit den neuerdings erforschten Pfahlbauten identisch sein müsse, beschreibt er uns eine solche Seestadt auf das Lebendigste. Er beginnt mit dem Herunterschlagen der Bäume, schildert deren Transport und Herstellung des Pfahlwerks, den Aufbau der Hütten, dann das Leben, die Sitten und Gebräuche, Kunstfertigkeiten und Civilisations-Anfänge der Bewohner; ferner stellt er Betrachtungen über diese Menschenrace nach allen Seiten hin an. Und dies Alles ist mit einer so lebhaften und lebensvollen Gegenständlichkeit vor unseren Blicken aufgerollt — daß wir in der That entweder dem Urtheile eines französischen Kritikers zustimmen müssen: „man möchte fast glauben; der Verf. habe allen den ausgemalten Scenen selbst beigewohnt", oder seine fast zu überschwengliche Phantasie zu bewundern alle Ursache haben. Dennoch ist dieser Theil des Buchs, welcher von den Pfahlbauten handelt, unzweifelhaft der werthvollste, selbst angesichts dessen, was in der Literatur aller übrigen Länder, einschließlich Deutschlands, über den Gegenstand bereits existirt.

Der dritte, gleichsam nur angehängte Theil des Buchs enthält einen Appendix der Darwin'schen Theorie vom Professor Omboni und mit einer vorwortlichen Einführung von Le Hon. Wenn dieser Appendix auch immerhin, als von den Ergebnissen der vorhergehenden Forschungen aus reflectirend und den Darwinismus gleichsam begründend und bekräftigend, hier als Anhang berechtigt sein mag, so brauchen wir uns doch nicht viel mit ihm zu beschäftigen, sondern überlassen die Schätzung desselben den begeisterten Anhängern der Theorie überhaupt. Der hauptsächlichste Werth scheint uns in dem Vorbericht Le Hon's zu liegen — doch wollen wir auch gern dem Uebrigen, von seinem Standpunkte aus, volle Anerkennung widerfahren lassen.

Von ganz besonderem Werthe erscheint uns im ersten Theile des Werkes das XV. Kapitel, welches Betrachtungen über die ersten Anfänge der menschlichen Geschichte enthält, und in dem mit Geist, großem Wissen und voller Beherrschung des Stoffes alles Interessanteste zusammengefaßt ist. Nicht minder des Hervorhebens werth dünkt uns, im zweiten Theile, die Darlegung der geologischen Erdbildungs-Verhältnisse, der Meeres-Bewegungen und deren Ursachen, welche der Verfasser bereits früher in einem öffentlichen Vortrage behandelt, jetzt aber hier noch mit den Resultaten der neuesten Forschungen und Entdeckungen ergänzt hat. So könnten wir noch eine große Anzahl verschiedener höchst interessanter Punkte aus dem Buche hervorheben, doch müssen wir uns hiermit bescheiden. Denn dem Theile unserer Leser, welche den Gegenstand bereits so wie so mit dem seiner würdigen Interesse aufgefaßt und bisher verfolgt haben, werden wir bereits jedenfalls ausreichende Fingerzeige gegeben haben, um ihre Aufmerksamkeit für das Werk von Le Hon in Anspruch zu nehmen; wollten wir es aber auch dem Verständniß aller Uebrigen ausreichend vorführen, so müßten wir einen Raum in Anspruch nehmen, den wir hier unmöglich beanspruchen können.

Als kurzes übersichtliches Resumé sei uns Folgendes auszusprechen gestattet: Eine klare, wirklich populäre Sprache zeichnet das Buch von vornherein aus. Bis zu den augenblicklich neuesten Forschungen und Entdeckungen hat der Verf. das sämmtliche vorhandene Material gewissenhaft und geschickt benutzt. Die eigenen Beobachtungen von Le Hon sind zum Theil recht werthvoll; in noch ungleich höherem Grade aber die reich ausgebeuteten Forschungen des Herrn Worsaae, des Directors des berühmten Museums der Alterthümer in Dänemark, dem wir bekanntlich nicht bloß die speziellste Durchforschung Dänemarks selbst, sondern auch eine bedeutende Anzahl der wichtigsten Aufschlüsse über die frühesten Perioden des Menschendaseins danken. Wenn Le Hon's Sprache, wie erwähnt, hin und wieder fast zu anschaulich uns die — vielleicht sogar hier und da erst in Hypothesen bestehenden — Dinge schildert, so wollen wir ihm das gern zu Gute halten, in Anbetracht der warmen Begeisterung für seinen Stoff. Auch finden wir wirklich darin nimmer irgendwelche Gefahr, denn, obwohl populär, ist das Buch doch nur für Gebildete geschrieben — und diese werden in dem Schwunge der Darstellung doch nur eine angenehme Anregung finden.

Die Ausstattung des Werkes ist eine vortreffliche; Druck und Papier sind lobenswerth, vierundzwanzig gute Holzschnitte dienen nicht bloß zur Veranschaulichung, sondern auch zur Zierde des Textes

Wir schließen mit dem Wunsche, daß das Buch durch Uebersetzung auch dem deutschen Publikum zugänglich gemacht werde, erwarten jedoch, daß vorher, in einer zweiten Auflage, wie in der deutschen Ausgabe, noch die Resultate benutzt werden, welche der demnächst in Paris unter Leitung von Karl Vogt u. A. in Paris zusammentretende Kongreß zur möglichsten Feststellung und Ausbeutung der Alterthumsforschungen ergeben wird. Nach dem in den Zeitungen veröffentlichten Programm lassen sich dort über das Werden des Menschengeschlechts wohl so bedeutsame Feststellungen erwarten, daß das Werk von Le Hon dadurch in bedeutsamer Weise umgestaltet, mindestens erweitert werden kann. E. K.

* * *

Wir theilen nachstehend mit, was Karl Vogt in der „Kölnischen Zeitung“ über den im Monat August in Paris zu erwartenden Kongreß für Urgeschichte veröffentlicht hat:

Die Sitzungen sollen in Paris vom 17. bis 30. August stattfinden und folgende Fragen behandelt werden: 1) Am Sonntag den 18. August. Unter welchen geologischen Verhältnissen und inmitten welcher Pflanzen und Thiere hat man in den verschiedenen Ländern die ältesten Spuren der Existenz des Menschen vorgefunden? Welche Veränderungen in der Vertheilung der Meere und des Festlandes müssen seitdem erfolgt sein? 2) Am Dienstag den 20. August. Waren die Höhlen allgemein bewohnt? Wurden sie von ein und derselben Race und zu derselben Zeit bewohnt? Und, wenn nicht, wie und nach welchen Charakteren kann man die Höhlenbewohner und die Epochen unterscheiden? 3) Am Donnerstag 22. August. Gehören die megalithischen Denkmäler (Hünengräber, Dolmen, Steingalgen u. s. w.) einem Volke an, welches nach und nach verschiedene Länder besetzte? Welches waren in diesem Falle die Wanderungen dieses Volkes und seine allmählichen Fortschritte in Kunst und Industrie? Welche Beziehungen existirten vielleicht zwischen diesem Volke und den Pfahlbauten-Bewohnern, die eine analoge Industrie besitzen? 4) Samstag den 24. August. Ist das Auftreten der Bronze im Westen das Ergebniß einer bodenwüchsigen Industrie, einer gewaltsamen Eroberung oder der Eröffnung neuer Handelswege? 5) Montag, 26. August. Welches sind in den verschiedenen Ländern die wesentlichen Charaktere der ersten Eisenzeit? Geht diese Zeit den historischen Zeiten voraus? 6) Mittwoch den 28. August. Welche Kenntnisse besitzen wir über die anatomischen Charaktere der Menschenracen von den ältesten Epochen an bis zur Eisenzeit? Kann man im westlichen Europa die Aufeinanderfolge verschiedener Racen und deren anatomische Charaktere nachweisen?

Rußland.

Neue Erscheinungen der russischen Literatur.

II.

Shakspeare in russischer Sprache.*)

Die Herausgeber des russischen Shakspeare, die Herren Nekrassov und Nik. Wass. Gerbel, sind dem Publikum bereits durch ihre vortreffliche Ausgabe der vollständig übersetzten Werke Schiller's und Byron's bekannt.

Die Shakspeare-Ausgabe erscheint in vier Bänden, von welchen Band I: 1) Coriolan und 2) König Lear, übersetzt von A. W. Druschinin, enthält; 3) Viel Lärmen um Nichts, 4) Macbeth und 5) Was Ihr wollt, von A. J. Kronebeeg; 6) Othello, 7) Timon von Athen, von P. J. Weinberg; 8) Der Sommernachtstraum, von N. M. Satin; 9) Julius Cäsar, von D. L. Michalowsky, und außerdem noch eine Abhandlung von W. P. Botkin: Literatur und Theater in England bis auf Shakspeare.

Band II enthält: 1) Hamlet, von A. J. Kronebeeg; 2) Der Sturm, von N. M. Satin; 3) Troilus und Cressida, von A. L. Sokolowsky; 4) Romeo und Julia, von N. P. Grekov; 5) Die bezähmte Widerspänstige, von A. N. Ostrowsky; 6) König Johann, von A. W. Druschinin; 7) Richard II., 8) Heinrich IV., Theil I und 9) Heinrich IV. Theil II, von A. L. Sokolowsky.

Band III enthält: 1) Heinrich V., 2) Heinrich VI. Theil I, 3) Heinrich VI. Theil II und 4) Heinrich VI. Theil III, von A. L. Sokolowsky; 5) Richard III., von A. W. Deuschinin; 6) Heinrich VIII.; 7) Der Kaufmann von Venedig und 8) Wie es Euch gefällt, von P. J. Weinberg, und 9) Antonius und Kleopatra, von L. Koeschenewsky.

Band IV, welcher noch vor dem Schlusse dieses Jahres erscheinen soll, wird enthalten: Cymbeline; Titus Andronikus; Maß für Maß; Die beiden Veroneser; Perikles; Die lustigen Weiber von Windsor; Die Komödie der Irrungen; Verlorene Liebesmüh'; Ende gut, Alles gut und das Wintermärchen, übers. von Weinberg, Sokolowsky &c.

Jedem Drama geht eine kurze Einleitung voraus über die Quellen, die Shakspeare zu seinen Schöpfungen benutzte, sowie eine Charakteristik der Stücke selbst; ebenso ist den dramatischen Chroniken eine ausführliche Einleitung vorausgeschickt, in welchen die historischen Facta, welche der Dichter bearbeitet hat, ausführlich erörtert werden.

Daß die russischen Bearbeiter dabei die reichen Hilfsmittel der deutschen Shakspeare-Kritik und Uebersetzung viel benutzt haben, läßt sich leicht denken.

III.

Turgeniew und Ostrowsky.

Als einer angekündigten bedeutenden literarischen Novität erwähnen wir hier noch eines neuen Romans des gefeierten russischen Romantikers Iwan S. Turgeniew: „Rauch“, welcher hauptsächlich das Leben der Russen im Auslande charakterisiren soll. Turgeniew ist nach seinem vieljährigen Aufenthalte in Deutschland und Frankreich wohl mehr als jeder Andere befähigt, über diesen Gegenstand zu berichten und erwartet das russische Publikum, das durch die Armuth und verschrobene Richtung der neuesten russischen Literatur gerade nicht verwöhnt ist, mit Ungeduld das Erscheinen dieser Novität seines beliebtesten und talentvollsten Romantikers. — Der Roman erscheint zuerst in den Monatsheften des „Russischen Boten“ in Moskau und soll die Redaction desselben Herrn Turgeniew 5000 Rubel für sein Manuscript gezahlt haben. In Moskau hat Turgeniew bereits eine Vorlesung von Bruchstücken aus diesem Romane zum Besten der Bewohner des östlichen Galiziens veranstaltet und fand eine solche auch am 15. April in St. Petersburg zum Besten armer russischer Literaten und Gelehrten statt. Daß in Deutschland die der russischen Sprache Kundigen dem bekannten Herausgeber und Uebersetzer der Schriften Turgeniew's, Friedr. Bodenstedt, abermals mehrfache Konkurrenz machen werden, ist vorauszusehen.

Auch der talentvollste, aber leider allzufruchtbare dramatische Schriftsteller der Russen, A. N. Ostrowsky, hat in dem „Europäischen Boten“ eine Novität, ein historisches Drama erscheinen lassen, welches betitelt ist: „Der falsche Demetrius und Wassili Schuisky, dramatische Chronik in zwei Theilen.“ Eine neue Komödie von ihm soll ebenfalls in kürzester Zeit an's Tageslicht treten. Wir sprechen unser aufrichtiges Bedauern aus, daß auch ein so bedeutendes Talent, wie das Ostrowsky's, sich handgreifliche Schwächen, unverzeihliche Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit zu Schulden kommen läßt, indem er seine Werke zu Dutzenden erscheinen läßt. Der alte dramatische Schriftsteller

*) Vollständige Sammlung der dramatischen Werke Shakspeare's in's Russische übertragen von den besten russischen Schriftstellern. Ausgabe von Nekrassov und Gerbel. 3. Band. St. Petersburg, 1867.

Kukolnik, welcher, wenn ich nicht irre, 50—60 Piècen fabrikmäßig produzirte, aber fast nichts Bleibendes geschaffen hat, ist augenblicklich, obwohl er noch lebt, beinahe schon ganz vom Theater-Repertoir geschwunden und wird es Ostrowsky mit der Zeit wohl auch nicht anders ergehen, wenn er nur zu pekuniären Zwecken dutzendweise Fabrikarbeit liefert.

IV.

Mannigfaltiges.

„Graf Bludov und seine Zeit*)". Das ist ein Buch, welches zu den Seltenheiten in der russischen Literatur gehört. Dasselbe umfaßt die ganze Regierung Alexander's I., und obgleich Graf Bludov zu jener Zeit noch keine wichtigen Staatsämter bekleidete, ist doch die Epoche, in welche seine erste dienstliche Thätigkeit fällt, so wichtig für die Geschichte Rußlands und noch so wenig bearbeitet, daß jede neue Mittheilung über die Ereignisse und handelnden Personen jener Zeit ein beachtenswerther Erwerb für die Wissenschaft ist. Kowalewsky hat in seinem Werke Materialien verarbeitet, die Vielen bisher noch unzugänglich waren und sorgsam in Staats- und anderen Archiven aufbewahrt wurden. Wir erhalten in diesem Werke Aufklärung über Manches, was einer zwar nicht sehr entfernten, aber in vielen Stücken für uns räthselhaften Zeit angehört.

Dem lyrischen Dichter A. W. Kolzov, welcher von 1809 bis 1842 lebte und aus einem armen, unbedeutenden Hirtenknaben einer der begabtesten und volksthümlichsten Dichter Rußlands geworden, beabsichtigen seine Freunde und Verehrer in seiner Vaterstadt Woronesch ein Denkmal zu setzen.

Russische Ostsee-Provinzen.

Bedrängnisse der evangelischen Kirche und des deutschen Rechts.**)

Nach dem dreihundertjährigen Läuterungsprozeß, welchen die religiösen Ideen seit der Verwirklichung der Kirchenreform haben durchmachen müssen, darf es wohl sonderbar erscheinen, daß der Geist der Duldung, der Nächstenliebe, des friedvollen Gewährenlassens auf dem Boden der Gewissensrechte und Pflichten in dem heutigen Europa noch keineswegs zur willigen Anerkennung gelangt ist. Die Sitten und die Staatsgesetze predigen zwar hier und da jene schonende Behandlung der seelischen Heiligthümer, welche unserem Kulturbestande seine innerste Weihe giebt, aber bei weitem nicht alle Staaten und alle Gesellschaften des modernen Europa's haben sich schon auf die Höhe des paritätischen Standpunkts erhoben; viele, z. B. Rußland, Schweden, Spanien, Portugal, selbst Italien und sein östlicher Nebenbuhler kennen noch eine Staatsreligion und auch anderwärts hat das Prinzip der Gleichberechtigung seine volle Geltung noch zu erwarten. Woran liegt dies? Wäre unsere Kultur doch nur lückenhaft? Liegt es daran, daß die Wissenschaft von Gott und seinem Wirken auf Erden, die Theologie, den confessionellen Charakter noch nicht überwunden hat, oder liegt es bloß daran, daß immer noch jedwede Glaubenspartei sich für die allein wahre und berechtigte ausgiebt? Ehedem haben diese Ausschließlichkeiten Religionskriege heraufbeschworen: heutzutage sind die Verfolgungen nicht ausgestorben, die Anatheme nicht verschollen; es sind mancherlei Mortara-Geschichten in unserem gepriesenen Welttheil vorgekommen, römische und griechische Rechtgläubigkeit, protestantischer Glaubenseifer haben noch heute die Leidenschaften entzündet und Kränkungen der obersten Familien- und Menschenrechte sich unterfangen.

Das Kaiserthum Rußland hat lange Zeit hindurch in Europa den Ruf eines der duldsamsten Staaten behauptet. Die Mannigfaltigkeit der Culte, welche uns auf russischem Boden begegnet, schien dies von selbst darzuthun. Jene Regierungs-Maxime Peters des Großen, die geistige Befruchtung seines Volkes durch die Ansammlung und Einwanderung der bildenden Elemente aus den verschiedensten Ländern anzubahnen, konnte nur durch das Prinzip der Toleranz gefördert und gesichert werden. Unter ihm schlugen alle Arten der abendländischen Gottesverehrung in Rußland Wurzel, namentlich stark der Protestantismus, weil er der freien Bewegung des Geistes den weitesten Spielraum gestattet. Peter der Große ließ bereits anno 1705 auf der Festung seiner blutjungen Hauptstadt Petersburg für den evangelisch-lutherischen Cultus ein Kirchlein von Holz erbauen, 1722 wurde (noch unter seiner Regierung) auf der Admiralitäts Insel die St. Peterskirche gegründet, welche später nach der Newski-Perspective verlegt ward. Bald erhielten die Lutheraner Petersburgs noch die St. Annen- und die St. Catharinen-Kirche, sowie das holländische und das finnländische Gotteshaus. (Schnitzler, L'Empire des Tsars, Tom. III, Pag. 565.) Fast schien das Lutherthum eine gewisse Bevorzugung zu genießen, welche die Verwandtschaft desselben mit dem griechisch-orthodoxen Glauben, seine gleichfalls prinzipielle Unterordnung unter die Staatsgewalt wohl erklärlich machte. Als am 4. Juli 1710 die livländische Ritterschaft durch verbriefte Kapitulation und ungefähr gleichzeitig in selbständiger Weise die Stadt Riga sich Rußlands Scepter freiwillig unterwarfen, wurde die unantastbare Aufrechthaltung der evangelischen Landesreligion dieser wichtigen Ostsee-Provinz nach Maßgabe der ständischen Forderungen und des damaligen status quo von Peter dem Großen für sich und seine Nachfolger feierlich versprochen (General-Konfirmation Peters vom 30. September 1710). Das gleiche Versprechen wurde auch der esthländischen Ritter- und Landschaft verbrieft und 1795, nachdem unterm 18. März jenes Jahres der Adel von Kurland und Semgallen Namens dieser Provinz die polnische mit der russischen Oberhoheit vertauscht hatte, auch in Kurland der von Polen gewährleistete Rechtsbestand der evangelischen Landeskirche neu verbürgt. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß sowohl Livland als Kurland im Jahre 1561, wo beide Provinzen von der Herrschaft der Schwertritter zu der des polnischen Reiches übergingen, durch König Sigismund August zu Gunsten ihrer deutschen Landesverfassung und ihres evangelisch-lutherischen Religionswesens die umfassendsten Privilegien im Sinne eines wahrhaften selfgovernment ertheilt bekommen hatten.

Bis auf die Regierung des Zaren Nicolaus I. sind die Rechte des Landes- und Religions-Status der deutschen Ostsee-Provinzen so ziemlich unangetastet geblieben. Erst Nicolaus, der nach des Fürsten Peter Dolgorukov plastischem Ausdruck (La vérité sur la Russie, Paris 1860, pag. 63) „den Cultus der abso-

*) Von J. P. Kowalewsky. (In russischer Sprache.) St. Petersburg, 1866.

**) Livländische Beiträge zur Verbreitung gründlicher Kunde von der protestantischen Landeskirche und dem deutschen Landesstaate in den Ostsee-Provinzen Rußlands, von ihrem guten Rechte und von ihrem Kampfe um Gewissensfreiheit. Erster Beitrag. Berlin, Stilke und van Muyden, 1867. (149 S. gr. 8.)

luten Gewalt in seiner eigenen Person bis zum Fetischismus ausgebildet hatte", verleugnete prinzipiell die Maxime der Toleranz, um statt deren auf dem Grunde der griechisch-orthodoxen Staatskirche die Glaubens-Einheit des russischen Weltreichs herzustellen. Am Großartigsten gelang ihm dieser Versuch mit der griechisch-unirten Kirche, die vom „heiligen dirigirenden Synod", von den Diöcesan-Konsistorien und einzelnen Würdenträgern der Staatskirche dermaßen erfolgreich bearbeitet wurde, daß die ungeheure Mehrheit der unirten Griechen sich in den Dreißiger Jahren von Rom lossagte und der 25. März (6. April) 1839 die Wiedervereinigung der Unirten mit der Nationalkirche Rußlands aus dem Munde des Zaren für vollendet erklären konnte. Solch' ein Erfolg macht kühn. Der Gräcisirung Lithauens und Weißrußlands sollte nunmehr auch die der baltischen Provinzen nachfolgen. Auf die esthnische und lettische Landbevölkerung war es abgesehen, und man muß es den kaiserlichen Tschinowniks, diesen Typen orientalischer Büreaukratie, und dem Eifer der „orthodoxen" Geistlichkeit rühmend erkennen, daß sie den Zwecken des Cäsareopapismus mit allen nur denkbaren Mitteln Vorschub geleistet haben.

Eine Reihe von Veröffentlichungen, welche unter dem Titel „Livländische Beiträge zur Verbreitung gründlicher Kunde von der protestantischen Landeskirche und dem deutschen Landesstaate in den Ostsee-Provinzen Rußlands" bei Stilke und van Muyden in Berlin erscheinen (der erste Beitrag liegt uns hier vor), werfen scharfe Schlaglichter auf die leider in Deutschland viel zu wenig beachteten Eroberungen der russischen Staatskirche und beweisen, daß der Kultur des Abendlandes aus diesem Umsichgreifen des Orientalismus eine sehr ernsthafte Gefahr droht. Die „Livländischen Beiträge" sind vom orthodox-lutherischen Standpunkte aus geschrieben, dessen religiöse Einseitigkeit jedem Protestanten der freieren Richtung einleuchten muß; allein um Interna der evangelischen Bekenner handelt es sich dabei nicht, sondern um Jahrzehende fortdauernde Angriffe auf die Gewissensfreiheit und das deutsche Recht eines germanisch kultivirten Landes. Dergleichen Vorgänge versetzen jedes deutsche Gemüth in Trauer und Entrüstung, mag es dieser oder jener Glaubenspartei angehören und seine politische Fahne so oder so gefärbt sein. Die Ostsee-Provinzen Rußlands sind Kinder des deutschen Geistes: das Vaterland dieses Geistes ist verpflichtet, der Bedrängniß von Männern deutscher Bildung und Gesittung Aufmerksamkeit zu schenken und ihre Klage nicht verhallen zu lassen in dem Meere materialistischer Gleichgültigkeit.

Ueber ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seitdem das germanisch-protestantische Prinzip in den Ostsee-Provinzen den Kampf um sein Dasein führt. Die Russificirung dieser Länder vermittelst der Religion zu bewirken, war kein schlecht angelegter Plan. Die wenigen altrussischen Kaufleute in den baltischen Städten boten zwar anfangs für die Regierungstendenz einen geringfügigen Anhalt, indessen das Anwachsen der russischen Kleinhändler-Bevölkerung in den Vorstädten von Riga ließ allmählich Hoffnungen schöpfen und siehe da: im Jahre des Heils 1841 wurde eine Seelenzahl, der vier bis fünf griechische Pfarrsprengel genügt hätten, mit einer Eparchie (Diöcese) zweiter Klasse beglückt und ein griechisch-orthodoxer Erzbischof von Riga und Mitau eingesetzt (Se. Eminenz Irenarchos). Derselbe blieb nicht lange in partibus infidelium. Aus dem Erzbischof ohne Diöcesan-Insassen sollte und mußte ein machtvoller Prälat werden, und was die russische Beamtenwelt will, das geschieht in Rußland. Aus dem Priester-Seminar zu Pleskof (Pskof) gingen die jugendfrischen Sendlinge hervor, welche dem lettischen Bauer die Nothwendigkeit seines Uebertritts zur alleinseligmachenden russischen Staatskirche handgreiflich klar zu machen wußten. Die Unzufriedenheit des besitzlosen Tagelöhners mit seiner dienenden Stellung wurde nach Kräften ausgebeutet und wäre es vielleicht noch viel kräftiger, wenn nicht der Adel von Esthland schon im Mai 1816, der von Kurland im August 1817, der von Livland im März 1819 die Reste der Leibeigenschaft auf ihren Gütern beseitigt hätten. Dieser gewaltige Vorsprung der baltischen Agrarverhältnisse vor den altrussischen hat die Mehrheit des baltischen Landvolks dem Protestantismus gerettet. Doch waren 1845, wo das Unwesen der Massenbekehrungen seinen Gipfel erreichte, 200,000 Uebertritte vollzogen! Man darf es den deutschen Gewährsmännern auf's Wort glauben, daß nur weltliche Beweggründe, zumal das Verlangen nach unabhängigem Grundbesitz die Esthen und Letten schaarenweise der russischen Staatskirche gewonnen haben. Es müssen, um ein so bedeutendes Resultat zu erzielen, Aufwiegelungen im großartigsten Maßstabe vorgekommen sein. Natürlich waren die goldenen Berge und grünen Aecker nicht allzu wörtlich gemeint! Als die materiellen Erwartungen des gemißbrauchten Bauernstandes nicht alle in Erfüllung gingen, ernüchterte sich die erhitzte Phantasie, der Anblick des armseligen, unwissenden, oft dem Trunk und der niedrigsten Habgier hingegebenen Popen hatte dem Lutherthum höchst vortheilhafte Vergleiche hervorgerufen; als das Gewissen sich regte und die Reue über den Abfall von einer edleren Gottesverehrung die Herzen ergriff, da war es trotz aller Vorspiegelungen mit der Herrschaft der griechischen Priester aus und es trat eine Rückbewegung ein, welche die totale Hohlheit und Aeußerlichkeit der gemachten Bekehrungen an's Licht brachte. So kam der Siegeszug der griechischen Hierarchie zum Stillstand. Aber deshalb der Protestantismus noch nicht an die Reihe zu siegen. Die Büreaukratie hatte der Rückkehr zum Lutherthum durch ein Reichsgesetz den Riegel vorgeschoben, seinen alten Glauben abschwören durfte man, den Schooß der griechischen Staatskirche wieder verlassen, durfte man nicht! Der Abfall von der griechisch-rechtgläubigen Confession ist ein „Verbrechen gegen den Glauben", seitens der Staatskirche, die Verleitung zum Abfall, d. h. die Belehrung eines verführten Bauern seitens des protestantischen Pfarrers ebenfalls ein Kriminalverbrechen; nur muß dies beachtet werden, daß ein Drittheil aller livländischen Bauern und eine sehr große Zahl der evangelischen Pastoren in diesem Verbrechen befangen und also jeden Augenblick strafrechtlicher Verfolgung gewärtig sind. In den drei Jahren, welche das unvergeßliche General-Gouvernement des Generals Golowin über die drei baltischen Provinzen gedauert hat (1845–1848), sind die unduldsamen Bestimmungen des russischen Swod Zakonof (Digestum legum, allgemeines Gesetzbuch) mit der rücksichtslosesten Härte in den baltischen Ländern zur Anwendung gebracht worden, obgleich das 1833 publizirte Swod dem baltischen Provinzialrecht gegenüber nur subsidiäre Geltung besitzt und besitzen sollte. Kaiser Nicolaus war während jener drei Jahre (der Gesundheit seiner Gemahlin wegen) nach Italien verreist, der einzige wirksame Rechtsschutz des russischen Unterthans, die Zarengewalt, fehlte demnach; die Büreaukratie der Tschinowniks hatte freies Spiel und sie trieb ihre Unverschämtheit so weit, daß sie in der Gestalt von Parzellen ritterschaftlicher Grundstücke Prämien auf den Abfall vom Lutherthum setzte und der Raub fremden Eigenthums unter dem Namen des „Seelenlandes" zu einer Art Institution gedieh! Dabei wurden die gemisch-

ten Ehen zwischen Protestanten und Griechisch-Orthodoxen eine unerschöpfliche Quelle der Proselytenmacherei, denn der protestantische Theil mußte einen Revers ausstellen, mit welchem er die Pflicht, alle Kinder im orthodoxen Glauben erziehen zu wollen, übernahm. Abweichungen von diesem Versprechen, sowie jedwedes Hinderniß, welches der protestantische Theil in der Ehe oder der protestantische Geistliche den griechisch-orthodoxen Neigungen eines Familienmitgliedes entgegensetzen, sind eo ipso Kriminalverbrechen und werden nach Maßgabe des XV. Bandes vom Reichsgesetz-Codex (dem vorerwähnten Swod), d. h. nach dem Strafgesetzbuche mit Gefängnißstrafe gebüßt, ja, Verleitungen des evangelischen Pfarrers können diesem Amtsentsetzung und mehrjährige Festungshaft eintragen. Glücklicherweise hat in den Jahren 1848—1861, wo der Fürst Suworof als General-Gouverneur ein im Ganzen ehrenwerthes und anständiges Regiment führte, eine „mildere Praxis“ gegolten, allein immer nur eine mildere Praxis; in thesi wurde von den russischen Verwaltungsbehörden der Buchstabe des Reichsgesetz-Codex aufrecht erhalten und dergestalt der Rechtszustand der baltischen Provinzen, wie derselbe auf dem Nystedter Frieden von 1721 (zwischen Rußland und Schweden), auf einem völkerrechtlichen, von legislatorischer Willkür unabhängigem Abkommen beruht, geradezu auf den Kopf gestellt. Denn die Landeskirche der Ostseeländer sank zu einer kaum geduldeten herab und diejenige Confession, welche laut dem Nystedter Frieden neben der Landeskirche nun erst freie Religionsübung erhielt, warf sich zur Herrin über die Gewissen der Bevölkerung auf und trat die Gleichberechtigung der Protestanten mit Füßen! Die kirchlichen Reallasten, welche zur Dotirung der evangelischen Pfarrämter dienen, wurden auf administrativem Wege ohne die geringste Entschädigung der Berechtigten abgeschafft und die förmlichsten Vorstellungen der livländischen Ritter- und Landschaft, deren Landtage unablässig wider die Uebergriffe protestirten, blieben sammt dem „Memorial von 1857“, einer trefflichen Arbeit des livländischen Hofgerichts-Vicepräsidenten v. Schwebs, und dem berühmten Exposé des Fürsten Paul Lieven (vom Jahre 1861) von den russischen Autoritäten unbeachtet. Daß der Landmarschall Fürst Paul Lieven trotz seiner hohen Stellung bei der ehernen Phalanx der Tschinowniks nicht durchgedrungen ist, beweist die stete Fortdauer der Rechtsverletzung. Selbst die Rundreise des kaiserlichen General-Adjutanten Grafen Bobrinsky, der Alexanders II redliche Absichten würdig vertrat, konnte nichts bessern! Der General-Major Graf Bobrinsky hatte unterm 18. April 1864 den eindringlichsten Bericht an den Kaiser gemacht; er hatte geschildert, wie Tausende von Bauern ihn wegen der Erlaubniß zur Wiederannahme des Lutherthums mit Bitten bestürmt hätten, wie schwer die russische Kirchengesetzgebung von der Bevölkerung empfunden werde; er hatte die Thatsache constatirt, daß von den 140,000 Rechtgläubigen Livlands kaum 1/10 sich wirklich im Herzen zur griechischen Rechtgläubigkeit bekennt; er hatte den „offiziellen Betrug“ der Priester und der Tschinowniks buchstäblich als solchen gebrandmarkt: Alles vergebens! Die Rundreise, welche nach ihm der orthodoxe Erzbischof Platon durch Livland unternahm, die methodischen Hetzereien und sozialistischen Vorspiegelungen dieses Prälaten, sowie sein Gegenbericht an den Kaiser verwischten die Spur des Grafen Bobrinsky und ließen das Unkraut der Mißbräuche von Neuem üppig emporwachsen.

Der gegenwärtige Stand der Dinge wird durch den Strafprozeß wider den livländischen Edelmann Kreisgerichts-Assessor Gustav v. Bock zu Ninigall auf's Klarste bezeichnet. Dieser Protestant hatte das griechisch-orthodoxe Fräulein Katharina Dobrezow geheiratet, den geforderten Revers unterschrieben und doch seinen erstgeborenen Sohn nach dem Ritus der lutherischen Kirche taufen lassen. Darob vor dem livländischen Hofgericht auf Denunciation des Erzbischofs Platon hochnothpeinlich belangt, ist er nach 17monatlicher Verhandlung unterm 26. Februar 1865 freigesprochen worden: das Rechtsbewußtsein der deutschen Richter hatte dem Zwang der Reverse keine Giltigkeit beimessen können. Aber der Oberfiskal hat appellirt, die Akten sind zur Revision an den dirigirenden Senat übermittelt und — die Sache schwebt heute noch! Heute noch erwarten das Land und jeder Einzelne in den baltischen Provinzen ihr gutes Recht von ihrer Regierung!

Trauttwein von Belle.

Kleine literarische Revue.

— **Sugenheim's Deutsche Geschichte.** Das Bedürfniß des deutschen Volkes nach einer auf der Höhe der heutigen Wissenschaft stehenden, die Resultate der historischen Forschung gedrängt-vollständig zusammenfassenden Geschichte seines politischen, sittlichen und geistigen Lebens erfährt eine dankenswerthe Befriedigung durch das vor Kurzem erschienene Werk: „Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur von den Anfängen historischer Kunde bis zur Gegenwart“ von S. Sugenheim*). Das Ganze ist auf 6 Bände berechnet, von denen uns die ersten beiden, bis zum Untergang der Hohenstaufen reichend, vorliegen. Wir haben nach ihrer Durchlesung die Ueberzeugung gewonnen, daß wir hier ein höchst bedeutsames Werk vor uns haben, das der eingehendsten Theilnahme aller Gebildeten, Aller, die nach politischer Reife streben, nicht dringend genug empfohlen werden kann. Auf jeder Seite leuchtet neben der mit meisterhafter Kürze sachliche Ausführlichkeit verbindenden, quellenmäßigen Darstellung des Geschichtsstoffes die Urtheilsklarheit des Denkers hervor, bei dem die Geschichte sich zur Philosophie der Geschichte erhebt, ohne den natürlichen Gang der Erzählung zu hemmen. Der verdienstvolle Geschichtsschreiber, der sich besonders durch seine preisgekrönten Werke: „Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft und Hörigkeit in Europa“ und „Geschichte der Entstehung und Ausbildung des Kirchenstaats“, sowie durch seine „Geschichte der Jesuiten in Deutschland“ bekannt gemacht hat, spricht sich in der vortrefflichen Vorrede zu seiner in Rede stehenden „Geschichte des deutschen Volkes“ mit unparteiischem, nur seiner freien Geschichtserkenntniß entsprechendem Freimuth über die „Wendepunkte“ der deutschen Geschichte im Jahre 1866 aus. Er verehrt in Preußen den Träger der nationalen Sache, den Schöpfer der deutschen Einheit und bekämpft als dessen „grimmigsten Feind“ den Ultramontanismus, insonderheit die Jesuiten, die „schon seit einem Menschenalter an den Höfen wie unter den Massen gegen Preußen wühlen.“ Seine Mahnungen an Oesterreich und die mit ihm noch immer „von Pfaffen und Pfaffenknechten beherrschten, tief beklagenswerthen deutschen Bruderstämme“, die 1866 in ihrem wahnsinnigen Eifer gegen Preußen selbst die „Wallfahrt nach Mekka-Paris“ nicht scheuten, sind von ebenso

---

*) Leipzig, W. Engelmann.

erschütternder wie beherzigenswerther Wahrheit. Neben der Darstellung der politischen Entwickelung unseres Volkes, in welcher Beziehung die Zeitgeschichte Karls des Großen, Heinrichs I. und Heinrichs IV. und der Hohenstaufen (namentlich Friedrichs II.) hervorzuheben ist, berücksichtigt der Geschichtsschreiber auch die religiösen und kirchlichen, die sittlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Verhältnisse jeder Epoche in eingehender Weise. Von den geschichtsphilosophischen Wahrheiten, die er an geeigneter Stelle aus seiner historischen Erkenntniß abstrahirt, führen wir hier beispielsweise an: „Die Mitherrschaft bevorrechtigter Klassen führt für die Monarchie größere Gefahren mit sich, als die des Volkes;" „Im Bürgerthum muß die Monarchie ihre verlässigsten und opferwilligsten Stützen zu erziehen und zu erhalten verstehen" und: „Ueber dem bunten Wirrsale menschlicher Leidenschaften, Thorheiten und Verbrechen waltet eine höhere Hand rettend und ausgleichend, — die Vorsehung ..." Die Form der Darstellung ist dem gedankenbelebten Inhalt entsprechend, wenn auch klar, so doch nicht selten ein ruhiges Nachdenken erfordernd. Dabei weht über das Ganze ein frischer, erwärmender Lebenshauch, der zu Herzen dringt. B — w.

— **Musik und musikalische Erziehung.** Wir machen auf die kleine Schrift eines tüchtigen Musiklehrers: „Musik und musikalische Erziehung, von Wilhelm Tappert, Lehrer an der neuen Akademie der Tonkunst in Berlin",*) aufmerksam. — Ihre Tendenz ist der Nachweis, wie nothwendig die Läuterung des gesammten Musik-Treibens und Empfindens und eine Reorganisation des Musik-Unterrichts sei. Der Verfasser, der neben einer gediegenen Kunstbildung und bedeutenden Kunsttechnik eine seltene Kenntniß der Kunstgeschichte besitzt, gehört zu der Fortschrittspartei in der Musik. Die Musik, meint er, hat auch in den letzten vierzig Jahren einige Schritte weiter gethan: Rhythmik, Harmonik und Instrumentation sind reicher und mannigfaltiger geworden und die Melodie macht sich allmählich frei aus der absoluten 8-, 16- und 32-Taktigkeit, die schon Beethoven hier und da lästig war. Man hat jedoch den Fortschritt verkannt, weil das Neue und Bessere als solches oft schwer zu unterscheiden ist; denn es erscheint niemals als untheilbares, einheitliches Ganzes, sondern gleicht vielmehr einer aus kleinen und allerkleinsten Posten zusammengesetzten Summe. Darum auch fühlen so Viele ein Unbehagen an dem Gegenwärtigen und eine meist unmotivirte Vorliebe für das Vergangene, weil sie nicht die Erscheinungen der Gegenwart mit denen der Vergangenheit vergleichen und herausfinden können, was sich überlebt und was sich frisch und grün erhalten hat. Daher kommt denn die große Disharmonie, die unter Genossen und Liebhabern der harmonischen Kunst über die Bedeutung und den Werth der Musik und ihrer Meister herrscht. „Wir sind Alle mehr oder weniger auf Abwege gerathen, Schaffende und Genießende, Lehrende und Lernende. Die Komponisten und die Theoretiker befehden einander mit unwürdiger Erbitterung, das Publikum nimmt nach Laune und Bildung, oft nur geleitet von dem Feuilleton der Zeitung, welche ihm zufällig in die Hand kommt, Partei oder hört indifferent dem Geschrei zu. Im Allgemeinen ist ein Hängen an Kleinigkeiten und ein Pochen auf Unwesentliches zu bemerken und zu beklagen — eine natürliche Folge des Mangels an historischem und theoretischem Wissen.

Diesen Mißständen kann nur abgeholfen werden durch einen zeitgemäßen Unterricht, der das Wissen zum Können gesellt. Die nothwendige Mitgift jedes Musikbeflissenen ist der Tonsinn, der sich in den äußeren und inneren scheidet. Der äußere Tonsinn ist das Vermögen, die Höhe, Stärke, Dauer, Bildung und Farbe des Tones leicht aufzufassen und zu unterscheiden; der innere Tonsinn hingegen die Fähigkeit, die innere Welt vorzugsweise sinnbildlich in Tönen zu fassen, für Urbilder der Seele klingende Abbilder zu finden. Der äußere Tonsinn erhält seine Pflege im Hause und in der Schule, den inneren hat der Musiklehrer zu leiten und zu bilden, vorerst durch zeitgemäße Vorbilder für den Nachahmungstrieb der Jugend und dann durch theoretischen Unterricht nicht bloß in der Rhythmik und Harmonik, sondern auch in der Melopöie, verbunden mit fleißigem Analysiren anfangs leichter, später auch schwererer Musikstücke. Da die Menge und die Art der inneren Bilder maßgebend sind für die Stimmung, in welche der Genießende taucht, aus welcher der Schaffende schöpft, in welcher die ganze Erscheinungswelt sich spiegelt, so kommt es vor Allem darauf an, die Jugend so viel und so bald als möglich in den Besitz musikalischer Bilder zu setzen. Wie es anzufangen sei, dem jungen Kinde schon solche Bilder, gleichsam das musikalische Baumaterial, mitzutheilen, davon giebt der Verfasser Proben an zwei simpeln Geschichtchen, welche zeigen, wie in spielender Form der Grund für den späteren Unterricht gelegt wird. Wir halten diese Methode für ganz vortrefflich und pädagogisch wohl begründet und zweifeln daher nicht an ihrem günstigen Erfolge. Wünschenswerth wäre es, wenn der Verfasser auf ähnliche anschauliche Weise darstellen wollte, wie auf solcher Grundlage folgerichtig weiter fortzubauen sei, damit wir so ein vollständiges Bild des ganzen methodischen Bildungsganges, wie er ihn sich denkt, erhalten. E. M.

— **Kiepert's neue Wandkarte von Deutschland.***) Aus der soeben in Berlin erschienenen „Wandkarte von Deutschland in seiner Neugestaltung" können unsere deutschen Brüder in Süddeutschland sowohl als in Oesterreich entnehmen, daß in Norddeutschland weder die Wissenschaft noch die Volksschule die allergeringste Neigung hat, den alten innigen Verband mit ihnen irgendwie aufzugeben. Diese deutsche Wandkarte umfaßt eben noch das alte deutsche Bundesgebiet als ein Ganzes, das, gleichmäßig vom Auslande abgesondert, „Deutschland" bildet und nur durch verschieden colorirte Gränzen, die als „innere" zu betrachten sind, abgetheilt ist. Nach wie vor werden unsere Volksschulen nach dieser vortrefflich für den Unterricht geeigneten Wandkarte deutsches Inland von deutschem Ausland unterscheiden lernen, und nach wie vor werden zu dem Ersteren ebenso Böhmen, wie Triest und der größte Theil von Istrien gezählt werden.

Literarischer Sprechsaal.

In dem kürzlich erschienenen ersten Bande der von Ludmilla Assing aus dem Nachlasse von Varnhagen v. Ense herausgegebenen Briefe verschiedener berühmter Männer und Frauen an Verschiedene (mit Ausnahme Varnhagen's) befindet sich auch eine Reihenfolge von nicht weniger als siebenundzwanzig Jugendbriefen Wilhelm v. Humboldt's an Henriette Herz. Sie sind größtentheils aus der Zeit, wo Wilhelm und Alexander

---

*) Berlin. Verlag von J. Guttentag, 1867.

*) Zum Schul- und Comptoir-Gebrauch bearbeitet von H. Kiepert. 9 Blätter im Maaßstab von 1 : 750,000. Berlin, Dietrich Reimer, 1867.

v. Humboldt in Frankfurt a. d. O. und Göttingen studirten, also aus den Jahren 1787—1788, und alle voll Begeisterung für die schöne, junge, bezaubernde Gattin des geschätzten Arztes, Dr. Marcus Herz († 1803), der ganz damit einverstanden war, daß seine Frau den freundschaftlichen Umgang mit geistvollen jungen Leuten, wie Wilhelm und Alexander v. Humboldt, Kunth, Laroche (den Sohn Sophiens) u. A. auch brieflich fortsetze. Die Ueberschwenglichkeit dieser Briefe trägt durchweg den Charakter der Idealität und der reinsten Sittlichkeit. Arglos hat daher auch Henriette Herz, die alt gewordene Matrone, dem Gatten ihrer Jugendfreundin Rahel das Convolut von 27 Briefen des nachmals so berühmt gewordenen, jungen Wilhelm v. Humboldt, die zum Theil in jüdischer Currentschrift abgefaßt waren, zum Geschenk gemacht. Und was macht nun die geschäftskundige Nichte Varnhagen's mit diesen Briefen? Sie läßt sie für gutes, Brockhaus'sches Honorar drucken, und um die Lecture recht pikant zu machen, schickt sie den enthusiastischen Briefen Humboldt's einige Bemerkungen Varnhagen's, voll von jener Medisance und Fraubaserei, voran, welche seine Tagebücher kennzeichnen, und worin der gefeierten Henriette Herz alle Vorzüge des Geistes, des Herzens und der Wahrheitsliebe abgesprochen werden. Es liegt hier der räthselhafte Widerspruch vor, daß eine angeblich geistlose, unwahre Frau gleichwohl, wie Varnhagen zugiebt, von Männern, wie Wilhelm und Alexander v. Humboldt, Schleiermacher, Friedrich Schlegel, Graf zu Dohna u. A., von Frauen, wie seine eigene Rahel, Dorothea Veit, Frau v. Genlis &c., einst hochverehrt, ja schwärmerisch geliebt werden konnte. Wir wissen — nicht aus Varnhagen's Tagebüchern, sondern aus eigener persönlicher Kenntniß — daß Alexander v. Humboldt bis zum Tode der Herz ihr treuester, liebevoller Freund geblieben und daß er ihr noch für ihre letzten Lebensjahre eine literarische Pension von dem großmüthigen Könige Friedrich Wilhelm IV. zu erwirken wußte. Varnhagen selbst liefert uns jedoch im vorliegenden Buche (S. 18—19) den Schlüssel zu seinem widersprechenden Urtheil. Henriette Herz hat sich nämlich seine Mißachtung zugezogen, weil sie die Indiscretion nicht begreifen konnte, mit welcher er die vertrauten Briefe Verstorbener, deren gesammte, dem Gebiete des Herzens angehörende Beziehungen noch lebendig und frisch in der ihn umgebenden Welt waren, veröffentlichte. Als Henriette ihm sagte, daß sie den Briefschatz Schleiermacher's, den sie besaß der Wittwe desselben nur unter der Bedingung überlassen werde, daß alle sie (Henriette Herz) persönlich betreffenden Stellen, sowie überhaupt alle Privatverhältnisse, nicht mitveröffentlicht werden, da fuhr der Freund die alte Frau mit den Worten an: „Ach, ich glaubte, Sie dächten bei der Sache einzig an Schleiermacher, aber nun sehe ich wohl, Sie denken dabei bloß an sich! Ja, da haben Sie Recht! Aber für Ihren Freund bezeigen Sie sich nicht liebevoll, daß Sie sein schönstes Bild lieber unterdrücken wollen, weil ein dummer Mensch sonst etwa wohl sagen könnte: Sie hätten sich selbst eine Ehre anthun wollen!" — Und daran knüpft Varnhagen die innerlich unwahre Betrachtung: „So ist es aber mit der gleißnerischen Züchtigkeit, Bescheidenheit und Tugend aller Art!"

In der Sitzung der Berliner geographischen Gesellschaft vom 4. Mai sprach Herr Stamm über die Wichtigkeit der Geographie für die Cholera-Forschungen und ging hierbei von der Betrachtung aus, daß die Bekanntschaft mit den geographischen Verhältnissen überhaupt für die Erkenntniß epidemischer Krankheiten nothwendig sei. Bei jeder Seuche müsse man vor allen Dingen fragen: „Wo kommt sie her? was wissen wir von den Entstehungs- und Verbreitungs-Ursachen?" — wenn man sich nicht mit der Nachlässigkeit der früheren medicinischen Schule auf die sogenannte allgemeine epidemische Luft-Constitution berufen wolle. Noch nie sei die Krankheit von Mekka nach Damascus oder von Mekka nach Bagdad geschleppt worden. Die reine Wüstenluft sei eine Choleragift-Vertilgerin. Auch gebe es kein Meer, welches eine Lagerstätte für das Choleragift gewesen wäre. Obgleich oftmals Schiffe aus inficirten Häfen durch inficirte Provinzen das Choleragift mit sich geschleppt hätten, so wären zahlreiche andere Schiffe, aus nicht inficirten Häfen kommend, auf denselben Meeren schiffend, frei geblieben. Es komme vielfach vor, daß ein Haus mit Cholera durchseucht werde, während in den daranstoßenden Gebäuden kein Fall nachzuweisen sei. Es sei auch noch niemals vorgekommen, daß die Cholera eine Stadt wie mit einem Schlage durchseucht habe, sondern immer fange sie zuerst mit einem oder mit wenigen Fällen an. Die Cholera, fährt der Vortragende fort, gehe immer mit dem Menschen; niemals habe sie sich rascher verbreitet als der Land- und Schiffsverkehr. Hinsichtlich ihres Ursprungs werde man immer auf Ostindien zurückgewiesen. In Ostindien selbst sei aber die allgemeinere Verbreitung der Krankheit erst neueren Datums und habe die bengalische Epidemie von 1817 zum Ausgangspunkte. Unter den Hilfsursachen für das Entstehen der Cholera, welche sich selbst unter den Natur-Verhältnissen Bengalens erst durch ein ganzes Conglomerat künstlich geschaffener Uebelstände erzeugt habe, hebt Dr. Stamm besonders Hunger und Elend hervor, die auch Hilfsursachen der Verbreitung seien, was sich wiederum in der Epidemie von 1865 und 1866 statistisch nachweisbar herausgestellt habe.

Herr Kiepert besprach die Construction der Routen in der europäischen Türkei, welche sich aus Heinrich Barth's hinterlassenen Tagebüchern ergeben. Die geographischen Notizen und Ortsbeschreibungen dieses Reisenden sind um so schätzbarer, als seit Pouqueville's und Leake's Reisen die Erforschung dieser Länder, insbesondere Albaniens, wenig Fortschritte gemacht hat. Manches Neue ist hinzugekommen, die schärfere Bestimmung der ethnographischen und Sprachgränzen hierdurch ermöglicht. Herr Kiepert hat die gewonnenen Resultate in einer Karte zusammengestellt.

In einer Anmerkung zu Nr. 22 des „Magazin" (S. 306) ist der Titel einer in Jokohama herauskommenden Zeitschrift ungenau so wiedergegeben: „Aller Länder Neuigkeiten vernehmendes Blatt." Von einem „vernehmenden Blatte" ist da nichts zu finden. Die Worte heißen: „Bericht (sehi) über Neuigkeiten (schin-bun) aller Länder (ban kok)." Beiläufig bemerkt, ist die Sprache des Titels nicht japanisch, sondern chinesisch, nur in dem eigenthümlichen (chinesischen) Dialekte, welcher in Japan neben der Landessprache sich entwickelt hat und dieselbe gleichsam durchdringt. Für ban kok schin-bun sehi liest ein die gebildete Umgangssprache redender Chinese wān koš sin-wên tschi. Von den Ueberschriften japanischer Werke sind überhaupt weitaus die meisten chinesisch, weil diese Sprache dort ungefähr gleiche Autorität hat, wie z. B. das Arabische in Persien und in der Türkei. Sch.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] **Berlin, den 22. Juni 1867.** [№ 25.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Mit der nächsten Nummer (26) endet das laufende Quartal dieser Zeitschrift. Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre geneigte Bestellung auf das nächste Quartal möglichst bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden. Die Verlagshandlung.

Literarische Anzeigen.

Vor Kurzem erschien in unserem Verlage:

REDE AUF SCHINKEL

gehalten (383)

vor der Festversammlung

des Architekten-Vereins zu Berlin

am 13. März 1867

von **Herman Grimm.**

Velinpapier. gr. 8. geh. 7½ Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Ueber Künstler und Kunstwerke

von (384)

Herman Grimm.

Zweiter Jahrgang.

So eben erschien Doppelheft IX. X.

Inhalt:

Die Composition der Wandgemälde Raphael's im Vatican. Ein Vortrag von Dr. *Heinrich Brunn.* (Mit 3 Photographieen.) — Albrecht Dürer's Einfluss auf die Entwickelung der deutschen Befestigungskunst, von *Colmar Freiherrn von der Goltz.* (Mit Holzschnitten.) — Giotto's Berufung nach Avignon.

Zwölf Hefte m. photogr. Beilagen. Preis 2 Thlr.

Soeben erschien das **dritte Bändchen** der im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig von **Friedrich Bodenstedt** herausgegebenen

neuen Uebersetzung von Shakespeare's Dramatischen Werken,

enthaltend:

Antonius und Kleopatra. Uebersetzt von Paul Heyse.

Das erste und zweite Bändchen enthalten:

Othello. Uebers. von Friedrich Bodenstedt.

König Johann. Uebersetzt von Otto Gildemeister.

Jedes Bändchen enthält ein vollständiges Drama nebst Einleitung und Anmerkungen.

Die erschienenen Bändchen sind in allen Buchhandlungen vorräthig. (385)

Preis jedes Bändchens nur 5 Ngr.

Preis-Herabsetzung.

Durch jede Buchhandlung oder auch direct von unterzeichnetem Verlage ist zu beziehen:

Aus

Karl Ludwig von Knebel's

Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette,

Erzieherin der Prinzessin

Karoline von Sachsen-Weimar-Eisenach

(1774 — 1813).

Ein Beitrag

zur deutschen Hof- und Literaturgeschichte.

Herausgegeben von (386)

Heinrich Düntzer.

Preis: Statt zu 3 Thlr. — 1 Thlr. 15 Sgr.

Jena. **Mauke's Verlag** (Hermann Dufft).

In der **C. F. Winter**'schen Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg ist soeben erschienen: (387)

Die Theorie des Glücks

und

Der Arzt und sein Publicum.

Zwei naturwissenschaftliche Vorträge

von Dr. **Th. Piderit.**

8. geh. Preis 10 Ngr.

Von demselben Verfasser ist früher erschienen:

Gehirn und Geist. Entwurf einer physiologischen Psychologie für denkende Leser aller Stände. 8. geh. Preis 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Internationale

— französisch-englisch-spanisch-italienische —

Grammatik für Deutsche.

Ein praktisches Handbuch zur Erleichterung und Beförderung der Sprachkenntniß, zum Selbstunterricht und Nachschlagen.

Bearbeitet von

F. W. D. Suhse.

8. geh. Zwei Theile. Jeder Theil 2 Thlr. 15 Ngr. Dritter Theil: Schlüssel in vier Sprachen. 1 Thlr.

Diese Grammatik verfolgt auf ganz neuer Basis den Zweck der Beförderung des gleichzeitigen Studiums der europäischen Hauptsprachen. Vor allem ist darin eine praktische Tendenz, nicht eine rein wissenschaftliche vorwiegend und infolge dessen empfiehlt sich das Werk außer zum Gebrauch für Handelsschulen und höhere Bildungsanstalten namentlich auch für den Selbstunterricht. (388)

Demnächst erscheint in unserm Verlage:

Geschichte

des

brandenburgisch-preußischen Staates

von **F. Voigt,**

Professor an der Königl. Realschule und Mitglied des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg zu Berlin.

Zweite verbesserte Auflage.

In zwei Theilen. 8.

Preis des Bandes von ca. 20 Bogen 1 Thlr.

Das Schulblatt für die Provinz Brandenburg hat die erste Auflage wie folgt beurtheilt:

„Der durch seine geographischen Arbeiten rühmlichst bekannte Professor F. Voigt hat nunmehr auch ein Geschichtsbuch folgen lassen, das sich durch gewissenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, sowie durch knappe, kernige und namentlich anpretentiöse Darstellung in gleichem Maße auszeichnet. Ueberall fühlt man, daß es dem Verfasser um die Sache und nicht um seine Person zu thun gewesen ist: die Wahrheit über die Eitelkeit!" (389)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Bei **S. Hirzel** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (390)

Curtius, Georg, Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung. hoch 4. 20 Ngr.

Mendelssohn-Bartholdy, Dr. **Karl** (Docent der Geschichte an der Univ. Heidelberg), Friedrich von Gentz. Ein Beitrag zur Geschichte Oesterreichs im neunzehnten Jahrhundert mit Benutzung handschriftlichen Materials. gr. 8. 24 Ngr.

Prantl, C., Michael Psellus und Petrus Hispanus. Eine Rechtfertigung. gr. 8. 5 Ngr.

Aus **Friedrich Rückert's** Nachlaß. Herausgegeben von Heinrich Rückert. (Inhalt: Idyllen des Theokrit. — Die Vögel des Aristophanes. — Sakuntala.) 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Staatengeschichte der neuesten Zeit. Dreizehnter Band: **Geschichte Englands** seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815. Von **Reinhold Pauli.** In zwei Theilen. Zweiter Theil. gr. 8. 2 Thlr.

Ulmann, Heinrich, Fünf Jahre Würtembergischer Geschichte unter Herzog Ulrich. 1515 bis 1519. gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wohlwill, Adolf, Die Anfänge der landständischen Verfassung im Bisthum Lüttich. 8. 20 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Undine. Eine Erzählung von **Friedrich Baron de la Motte Fouqué.**

Miniatur-Ausgabe (13. Auflage). 1864. Mit Titelbild, gezeichnet von Ludwig Richter, gestochen von Chr. Hoffmeister. In englischem Einband mit Goldschnitt 1 Thlr. **Volks-Ausgabe** (14. Auflage). 1865. Eleg. geb. 10 Sgr. In englischem Einband 15 Sgr. Prachtvoll illustrirte Ausgabe zum Preise von 1 Thlr. 10 Sgr. und zu 1 Thlr. 20 Sgr. (in reich vergoldetem Einbande).

Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig, und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (391)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz & Goßmann) in Berlin ist erschienen:

Erzbischof Anno.

Ein geschichtliches Trauerspiel in fünf Akten nebst einem Vorspiel.

8. eleg. geb. 1 Thlr. 10 Sgr. (392)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Lateinisch und Romanisch besonders Französisch

von

Dr. **Friedrich August Seger,**

vorm. Director der ersten Realschule zu Dresden.

1863. 8. geh. 15 Sgr. (393)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Etymologische Untersuchungen auf dem Gebiete der romanischen Sprachen

von (394)

Dr. **C. A. F. Mahn.**

Specimen I—XX (Nr. 1—138) 1853—1863. 8. 1 Thlr. 2 Sgr.

Jedes Specimen einzeln für 2 Sgr.

Der als gründlicher Kenner der romanischen Sprachen bekannte Verfasser behandelt eine Reihe von romanischen Wörtern, indem er ihrem Ursprunge nachspürt und die Ansichten anderer Gelehrten darüber kritisirt. Wir begnügen uns hier die bekannteren Wörter aufzuzählen:

Anchois, alligatore, calibre, casamatta, caserne, hazard, amiral, maraudeur, porcellana, bastard, rodomonte, saftian, lieue, blouse, chiffre, fricassée, abricot, rue, eau, brusc, maskera, amarillo, cabale, zutano, massacrer, cammeo, fat, feue, chimie, mazapan, gazzetta, huguenot, elixir, pistole, pedante, buffet, alcohol, blasé, ananas, cahier, camphre, almanacco, camorra, bizarre, albatros, cigarro, acajou, aise, alfana, brave, accaparer, algèbre, bague, pantalon, caffé, zucchero, sirop, tasse, alcova, artichaut, orange, arack, alcali, arsenal.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ist erschienen:

Das weströmische Reich

besonders unter den Kaisern

Gratian, Valentinian II. und Maximus.

(375—388.)

Von (395)

Dr. **Heinrich Richter.**

44 Bogen gr. 8. geh. 1865. 3 Thlr. 20 Sgr.

„So hat uns Richter erheblich mehr gegeben als eine Geschichte Roms unter den auf dem Titel genannten Kaisern, denn ein reichliches Drittel des Buches befaßt sich mit der christlichen Kirche und den Germanen in Rom während der Zeit von Diocletian und Valens . . . . Auch sind die hervorragenden Persönlichkeiten unter den Kaisern, wir heben namentlich Julian hervor (S. 136), wie unter den Geistlichen trefflich charakterisirt. Ohne uns hier auf Einzelnes einzulassen, können wir uns darauf beschränken noch hervorzuheben, daß Quellen und Literatur gründlich und erschöpfend verarbeitet erscheinen. Es ist dies um so beachtenswerther, da leider noch immer Gründlichkeit und Schönheit der Darstellung, die das Buch Richter's in hohem Grade auszeichnet, so selten vereinigt gefunden werden..... Namentlich erscheint seine Darstellung von dem thatsächlichen Einflusse der Germanen, seine Charakteristik der einzelnen bedeutenden germanischen Minister und Feldherren und deren Verhältniß zum Römerthume in hohem Grade gelungen." Literar. Centralbl.

Reise- und Bade-Lectüre.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten und in allen wohl versehenen Leihbibliotheken zu finden: (396)

Karl August Heigel, Novellen.

1866. Velinpapier. 8. 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt: Ihr Vater. — Der Schatten. — Das ewige Licht. — Herr von Floe.

Durch ihre Originalität und poetische Darstellung zeichnen sich diese Erzählungen vor den meisten deutschen Novellen aus.

Geschichten einer Gasse.

Novellen

von

Leopold Kompert.

Zwei Bände. 1865. 8. geh. 3 Thlr.

Inhalt:

I. Die Jahreszeit. — Die Seelenfängerin. — Gottes Annehmerin. — Die Augen der Mutter. — II. Christian und Lea. — Die beiden Schwerter. — Der Karfunkel.

Die neue Sündfluth.

Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert

von

Julius Rodenberg.

Vier Bände, Velinpapier. 8. 1865. 5 Thlr.

„Rodenberg hat allerdings in dem Chaos der französischen Revolution einen unerschöpflichen Reichthum von Handlung und Entwicklung gefunden und ihn reichlich benutzt, aber das Beste und Genialste ist doch seine Erfindung, sein Werk." Mag. f. Lit. d. Ausl.

Drei Treppen hoch.

Bilderbuch eines alten Junggesellen

von

Arnold Wellmer.

1865. 16. eleg. geb. 15 Sgr.

„Humoristische Schilderungen des Kleinlebens, bald im Tone Jean Paul's, bald in dem von Dickens. Einzelnes ist sehr gefällig und anschaulich. — Ein stilles, beschauliches Wesen spricht aus Allem."

Nationalzeitung.

Rückblicke

auf

meine theatralische Laufbahn und meine Erlebnisse auf und außer der Bühne

von

Franz Wallner.

1864. In illustr. Umschlag. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Bilder aus der Fremde

für die Heimath gezeichnet

von

Lothar Bucher.

2 Bände. 8. geh. 1863. Erm. Preis 2 Thlr.

Inhalt.

Erster Band: Unterwegs. — Zweiter Band: Die Londoner Industrie-Ausstellung von 1862.

Dieses geistreich geschriebene Werk wird besonders allen Besuchern der internationalen Ausstellung von Paris von großem Interesse sein, namentlich der zweite Theil desselben, der über die vertretenen Industrieen anziehende Berichte liefert.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Mendel Gibbor.

Von (397)

A. Bernstein.

Neuer Abdruck. 1865. kl. 8. 18 Sgr.

In diesem neuen gefällig ausgestatteten Abdruck wird sich das so beliebte Buch gewiß zahlreiche neue Freunde erwerben.

Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Vollständig liegt jetzt vor der dritte Jahrgang der Monatsschrift:

Photographische Mittheilungen.

Organ des Photographischen Vereins zu Berlin.

Herausgegeben

von Dr. **Hermann Vogel,**

Lehrer der Photographie

an der Königl. Gewerbe-Akademie in Berlin.

Dieser Jahrgang enthält wieder eine grosse Anzahl wichtiger Abhandlungen und kürzerer Mittheilungen, sowie die Verhandlungen des Photographischen Vereins. Zwei photographische und zwei photolithographische Kunstbeilagen geben interessante Proben.

Die trotz der ungünstigen Verhältnisse des vorigen Jahres fortwährend gestiegene Zahl der Abonnenten hat die vergrösserte Auflage bis auf eine kleine Zahl von Exemplaren absorbirt, die zum Preise von 2⅔ Thlr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen sind. (398)

Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Die Grenzboten. (399)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 24. Paris und der Main. — Die preußische Kriegsmarine: Segelschiffe, Raddampfer und Ruder-Boote. — Die englischen Trades-Unions. — Die Privilegien der schleswig-holsteinischen Ritterschaft. — Der Panslavismus in Bautzen. — Dresdener Stimmen vor sechzig Jahren.

Nr. 25. Eduard Gerhard. — Brief eines Süddeutschen an den Verfasser der „Vier Fragen eines Ostpreußen." — Die Attentate vom 16. April 1866 und 6. Juni 1867. — Aus Schleswig-Holstein.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (400)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 24. Ueberwinterung von Walfischfängern in der Davisstraße. — M. Wagner, Studien und Erinnerungen aus den Anden von Ecuador. — Wichtiger Urkunden-Fund in Bezug auf assyrische Chronologie. — Die Bronze-Zeit Amerika's. — Der große Ausbruch des Vesuvs im Jahre 1631. — Die Zulu-Kaffern. — Blutmenge im menschlichen Körper unter den Tropen und unter höheren Breiten. — Der Wady und die Quelle Farah bei Anathoth. — Ehrenberg über den Passatstaub und Blutregen. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Schleiermacher's Bildungsgang.*)

„Anknüpfend an den vor einigen Jahren von den Hinterbliebenen Schleiermacher's veröffentlichten Briefwechsel, will vorliegendes Schriftchen versuchen, den Bildungsgang des großen Mannes, besonders für gebildete Laien, im Zusammenhange darzustellen. Eine vollständige Lebensbeschreibung Schl.'s nach einem umfassenden Maßstabe und unter gründlicher Darlegung seiner eminenten wissenschaftlichen Bedeutung wird ohne Zweifel das Jahr 1868, als das Säkularjahr seiner Geburt, bringen."

Dem Vernehmen nach, ist Professor Dilthey, zur Zeit in Basel, bereits seit längerer Zeit mit dieser Arbeit beschäftigt. Der Zweck des vorliegenden Büchleins scheint also zunächst der zu sein, das Bild Schl.'s der Gegenwart wieder aufzufrischen, einer Gegenwart, die gar geneigt ist, zu glauben, sie habe den Führer in raschem Laufe nicht nur eingeholt, sondern überholt und nur vergißt, daß wir eben nicht da ständen, wo wir stehen, wenn nicht solche Leiter den Weg gewiesen hätten; ihnen nachgekommen sein, heißt eben noch nicht, sie überholt haben.

Wie Schleiermacher's Wirksamkeit sich an der bedeutungsvollen Scheide zweier Jahrhunderte entfaltete, so finden sich auch in seiner Person Extreme, wunderbar gemischt, ja — einzig in seiner Art war die ganze Anlage und Begabung des seltenen Mannes. Ein tief religiöses Gemüth, voll innigster Bedürftigkeit, gänzlicher Hingabe an die Gottheit, verbunden mit dem, was den diametralsten Gegensatz dazu zu bilden scheint: einem tief forschenden, echt philosophischen Geiste; beides zu höchster Vollkommenheit genährt und ausgebildet, dies mußte in seiner Vereinigung eine wunderbare Erscheinung hervorbringen. Daß die Urtheile der Zeitgenossen und auch die der Späteren über einen solchen Charakter sich vielfach widersprechen mußten, je nachdem der Urtheilende diese oder jene Seite seines Wesens in's Auge faßte, ist nur zu begreiflich. Sagt er doch selbst in einer Anmerkung zu seinen „Reden über Religion", die 1799 erschienen, man habe ihn des Spinozismus und — der Hinneigung zum Katholicismus verdächtigt. Da keine Partei ihn ganz zu den Ihrigen zählen konnte, so feindete jede ihn an, nicht ahnend, daß er eben über den Parteien stehend, berufen sei, sie in einer höhern Einheit zu verbinden. — Aehnlich erging es ihm in politischer Hinsicht. Auch hier war er kein entschieden gefärbter Parteimann, kein „Ganzer". Sein historisch gebildeter Blick umfaßte das ganze menschliche Getriebe und erkannte und liebte das Wahre, das jeder Parteirichtung zu Grunde liegt. Recht deutlich erhellt dies aus einem Briefe, den Schl. am 14. Februar 1793 an seinen Vater schrieb, als die Revolution, die er, wie alle edlen Geister, mit Freuden begrüßt hatte, jene unerwartet schreckliche Wendung nahm. „Ich scheue mich gar nicht, Ihnen zu gestehen, daß ich die französische Revolution, im Ganzen genommen, sehr liebe, freilich, wie Sie es wohl ohnehin von mir denken werden, ohne Alles, was menschliche Leidenschaften und überspannte Begriffe dabei gethan haben, und was, wenn es sich auch in der Reihe der Dinge als unvermeidlich darstellen läßt, doch nicht als gut gebilligt werden kann, mit zu loben und noch viel mehr ohne den unheiligen Schwindel, eine Nachahmung davon zu wünschen und Alles über den Leisten schlagen zu wollen — ich habe sie eben ehrlich und unparteiisch geliebt, aber dies (die Hinrichtung) hat mich von ganzer Seele mit Traurigkeit erfüllt." Ferner klagt er: „Indem ich mich nicht enthalten kann, die Parteilichkeit und Einseitigkeit der Menschen nach bestem Wissen und Gewissen zu bestreiten, so verderbe ich es mit Allen, und ich, der ich nun einmal nicht im Ganzen zu einer Partei gehören kann, gelte bei den Demokraten nicht selten für einen Vertheidiger des Despotismus und für einen Anhänger des alten Schlendrians, bei den Brauseköpfen für einen Politicus, der den Mantel nach dem Winde hängt, bei den Royalisten für einen Jakobiner, u. s. w. So ist mir's mit der Theologie auch schon seit langer Zeit gegangen, und ich weiß mich zu besinnen, daß ich in einer Viertelstunde in der nämlichen Stube von dem Einen für einen Lavater'schen Christen, von dem Andern wenigstens für einen Naturalisten u. s. w. bin gehalten worden."

Unbeirrtes, leidenschaftliches Aufsuchen der Wahrheit in jeder Erscheinung erklärt diesen Widerspruch, zu dessen Lösung übrigens die vorliegende, anspruchlose Schrift über Schleiermacher's Bildungsgang sehr viel beitragen wird. M. St

*) Ein biographischer Versuch von Richard Frhr. von Kittlitz, Dr. phil. Leipzig, Engelmann, 1867.

Zur Geschichte der Idee der Pflanzen-Entwickelung.*)

Die Idee der Pflanzen-Metamorphose erfreut sich weniger der allgemeinen Bekanntschaft, als des allgemeinen Respekts, den sie der Verknüpfung mit dem Namen Goethe verdankt, doch hat immerhin der Zauber der Goethe'schen Darstellung Manchen den Reiz dieser Lehre kosten lassen, der ihr sonst, als nicht „vom Fach", ferngeblieben wäre. Woher die Theorie ihren eigenthümlichen Reiz gewinnt, das drückt der Verf. des unten angezeigten Schriftchens (das Diminutiv gilt nur dem Umfang, nicht dem Inhalt) richtig und glücklich mit folgenden Worten aus: „So bunt auch des Lebens stets bewegter Reigen die Bilder der Entwickelung vorüberkreisen läßt: in ihren Grundzügen zeigen all' diese Bilder eine innige Verwandtschaft. Poesie und Sage haben längst das Zauberband zwischen geistiger und sinnlicher Welt geschlungen, und bezeichnend genug folgt unsere Sprache den Stufen jeder Entwickelung mit denselben bildlichen Deutungen; sie redet in kindlicher Befreundung mit dem schönen Reich der Blumen von einem Keim des geheimnißvollen Uranfange eines werdenden Dinges, von einem Wachsen, Blühen, sogar von einem Fruchten, wenn in der Vollendung des einen Seins der Urgrund zu einem andern still bereitet worden. So weist schon die Sprache sinnig auf die Pflanze hin, deren Wachsthum ein treuer Spiegel der natürlichen Entwickelung überhaupt sein muß, wenn anders die Natur eine einige ist. Oft in ja kurzer Daseinsfreude zeigt die Pflanze schnell nach einander alle Phasen der Entwickelung, und während der thierische Organismus die Jugendgestalt in verborgener, aber unablässiger Wandelung zu einer ganz andern werden läßt, die vergleichende Rückblicke dem Auge des Beschauers unmöglich macht — erhält die Pflanze in der Regel treu das Gebilde der frühern Zeit, indem sie zu neuen und immer neuen Formen den aufstrebenden Körper stufenweise erhebt. Aber eben durch diesen offenkundigen Zusammenhang des Neuen mit dem Alten, die Aehnlichkeit und

*) Die Idee der Pflanzen-Metamorphose bei Wolff und bei Goethe. Von Alfred Kirchhoff. 4. (36 S.) Berlin, Rudolph Gärtner (Amelang'sche Sortim.-Buchhandlung), 1867.

doch wieder auch die Unähnlichkeit zwischen dem Erzeugten und dem Erzeugenden, thut sich gerade hier das Räthsel alles Werdens auf: wie in der Vielzahl wechselnder Zustände die Einheit des sich Entwickelnden erhalten bleiben, wie es trotz all' dem ruhelosen Wandel noch ein stetiges Sein geben könne?

Obgleich nun die Grundlegung dieser Lehre „den eigentlichen Beginn der wissenschaftlichen Pflanzenkunde bezeichnet," ist doch ihre Geschichte nicht nur den ehrfurchtsvoll fernbleibenden Laien, sondern selbst den Fachmännern halb mythisch geworden, und Schleiden kann mit Recht klagen: „Der geniale Wolff wurde leider von Botanikern kaum gelesen, gar nicht verstanden und bald vergessen." Die Zoologen haben Caspar Friedrich Wolff's (geb. 1733, gest. 1794) Verdienste um ihr Fach längst anerkannt und voll gewürdigt. Seine Verdienste in der Pflanzen-Physiologie nennt zwar Albert Wigand („Kritik und Geschichte der Lehre von der Metamorphose der Pflanze") „noch immer nicht genug zu empfehlen", ohne jedoch das genügend darzulegen, wodurch sie sich empfehlen. Dies holt nun Alfred Kirchhoff nach, indem er Wolff's hierher gehörige Forschungen und Resultate mit Goethe's Untersuchungen und Conceptionen übersichtlich zusammenstellt und auch für letztere noch manche nicht genug gewürdigte Quelle nachweist. Es wird hiernach bei aller Achtung vor dem Genius Goethe's begreiflich, wie Schleiden es als einen großen Nachtheil für die Wissenschaft bedauern kann, daß sie die Lehre nicht von Wolff statt von Goethe überkommen hat.

Laien aber und solche Gelehrte, in deren Brevier die Naturwissenschaft kein Kapitel hat, mögen dem anregenden Büchlein nicht fern bleiben, sondern der Worte August Schleicher's gedenken, der auch nicht zum Fach gehört: „Ich wenigstens weiß sehr wohl, was ich dem Studium von Werken, wie Schleiden's wissenschaftliche Botanik, Carl Vogt's physiologische Briefe u. s. f. für die Erfassung des Wesens und des Lebens der Sprache zu danken habe. Habe ich doch aus diesen Büchern zuerst erfahren, was Entwickelungsgeschichte ist." F. H.

England.

Die Prinz-Albert-Halle für Kunst und Wissenschaft zu London.

Am 20. Mai Mittags erschien die Königin von England seit dem Tode ihres Gemahls, des vielfach lorbeergekrönten Friedens- und Kultur-Fürsten, wieder zum erstenmale öffentlich und amtlich als Königin, aber nicht um eine Parade abzunehmen, sondern um den Grundstein zu einem neuen Kulturtempel zu legen, der „Prinz-Albert-Halle" für Kunst und Wissenschaft und internationale Kongresse. Sie wird sich auf der Nordseite der königlichen Hortikultur-Gärten, gegenüber dem Albert-Denkmal, auf der Südseite des Hyde-Parkes, in Form des alten römischen Colosseums oder des prachtvollen Semper'schen Theaters zu Dresden erheben, im Innern aber für die verschiedenen Zwecke, zu welchen sie bestimmt ist, mit ganz besonderen architektonischen und lokalen Einrichtungen versehen werden. Für die Feierlichkeit am 20. Mai war der ganze Raum des Gebäudes auf eine prachtvolle Weise zeltartig überdeckt und im Innern ausgeschmückt. Das riesige Zelt, das größte, das wohl jemals gebaut worden ist, ruhte auf leichten hölzernen Säulen und Kreuzbalken, die so fest und solid mit Leinwand überzogen waren, daß Dach und Wände festgemauerten Formen glichen. Um die hölzernen Säulen herum, an den Wänden und an der Decke entlang, hingen große Massen von Flaggen, Bannern und Draperien in reicher Fülle und malerischer Gruppirung. Im Innern, um einen prachtvollen, von rothem Sammet und Gold überzogenen Thron herum, zog sich ein ovales Amphitheater in hintereinander aufsteigenden Reihen mit siebentausend Sitzen. Der ganze Flur unten war reich mit Teppichen belegt; besondere Abtheilungen für die königliche Familie und den Hofstaat, für die Minister und Gesandten bildeten ein durch lebendige Blumen und Blattpflanzen verbundenes Kunstwerk, dessen wirkungsvolle Schönheit sich in jeder Minute durch herbeiströmende Damen in den kostbarsten Toiletten mit durchaus vorherrschendem seidenem Seegrün und Honitonspitzen-Besatz steigerte. Dieser leichte weiße und grüne lebendige Damenschmuck wurde durch den Kontrast der scharlachrothen, mit Pelz und Hermelin besetzten weiten Roben der städtischen Mayors und City-Obrigkeiten von London und der großen Provinzialstädte ganz eigenthümlich gehoben, während die beinahe schlafrockartige Würde dieser städtischen Potentaten von den modernen anliegenden Uniformen der Gesandten fast aller Nationen mit ihren blendenden Meeren von Ordenssternen wieder ganz scharf abstach.

Wir wollen den feierlichen, glänzenden Zug der Königin nach dem Orte der Festlichkeit, die Begeisterung, womit sie empfangen ward, die tiefe, schwarze Trauer, worin sie allein zwischen diesem lebensvollen und farbenreichen Glanze erschien, und auch die Feierlichkeit der Grundsteinlegung nicht beschreiben, sondern nur ein Bild von dieser neuen Halle der Kunst und Wissenschaft selbst zu entwerfen suchen.

Die Halle wird für folgende Zwecke erbaut: nationale und internationale Kongresse, für Zwecke der Wissenschaft und Kunst, musikalische Aufführungen, Feierlichkeiten öffentlicher Vereine und Institute, zu Preisvertheilungen, Versammlungen zur Förderung der Kunst und Wissenschaft, Ackerbau-, Blumen-, Frucht- und Gemüse-, sowie industrielle, Gemälde- und Skulptur-Ausstellungen.

Das große Oval des inneren Raumes zerfällt in verschiedene Abtheilungen. Die centrale oder innere Arena, hundert Fuß lang und fünfundsechzig breit, dient als Zuhörerraum für etwa neunhundert Personen bei musikalischen Aufführungen, und bei Blumen- oder sonstigen Ausstellungen als Promenade- und Tummelplatz für das Publikum. Um diese Arena herum erhebt sich, allmählich ansteigend, das Amphitheater, welches vier Fünftel des ganzen Ovals einnimmt; dieses wird siebzehnhundertundzwanzig Sitzplätze enthalten, auf welchen das Publikum auf bestimmte Zeiten abonniren kann. Das letzte Fünftel des ganzen Ovals enthält einen Orchesterraum und eine Orgel, die alle bisherigen Instrumente der Art übertreffen soll. Ueber dem Amphitheater entlang ziehen sich zwei Reihen von Logen, deren untere je zehn und deren obere je fünf Personen enthalten sollen, verkäuflich à resp. tausend und fünfhundert Pfund. Jede Loge, von denen es unten dreiundvierzig, oben sechsundachtzig giebt, enthält im Hintergrunde ein kleines Privatzimmer. Die Tausend-Pfund-Logen sind bereits alle, die kleineren, à fünfhundert Pfund, zum größten Theil verkauft worden. Ueber den Logen oben zieht sich ein Corridor von einundzwanzig Fuß Breite mit Stühlen entlang, so daß er je nach den verschiedenen Zwecken für Zuhörer oder als Ausstellungsraum, oder als Promenade benutzt werden kann. Es können darin zweitausendsiebenhundert Personen bequem mit Sitzen versehen werden. Die Wand dahinter begrenzt die eigentliche Halle, welche in ihrer Länge im

Durchmesser zweihundertdreißig und in der Breite hundertundachtzig engl. Fuß mißt. Dieses ungeheure Oval wird von einem Dache in einer einzigen Spannung überdeckt, das auf ringsum geordneten Säulen ruht. Dieser ganze Raum wird einzig und allein durch Himmelslicht von oben erleuchtet, welches besonders ausgestellten Gemälden in der großen, ringsumlaufenden Galerie zu Gute kommen wird. Für große musikalische Festlichkeiten kann die Galerie noch Sitzplätze für tausend Personen liefern. Im Ganzen können also achttausend Personen, einschließlich des Orchesters, innerhalb der Halle bequem untergebracht werden. Diese erhebt sich vom Flure bis zu dem großen Himmelslicht-Dache im Centrum, welches sich mit schmiedeeisernen Bogenrippen emporwölbt, bis zu hundertfünfunddreißig Fuß Höhe. Um den ovalen Centralbau herum gruppiren sich Büreaux, kleinere Hallen für Gesellschaften, Restaurations- und Promenadenräume, außerdem ein kleines Theater für Vorlesungen, ein kleiner Concertsal. Im Souterrain entfaltet sich eine prachtvolle Küche, aus welcher nach allen Etagen und Abtheilungen versteckte Flaschenzüge die Produkte culinarischer Künste geräuschlos auf- und abgleiten lassen, so daß die vielen Treppen, Aus- und Eingänge für das Publikum immer vollständig frei bleiben und nicht durch Kellner und Küchen-Angelegenheiten beeinträchtigt werden. Diese Treppen und Gänge sind zugleich so eingerichtet und so geräumig, daß auch an den vollsten Tagen kein Gedränge entstehen kann. Dies sind Vortheile, welche bei anderen öffentlichen Gebäuden und namentlich auch in vielen der größten deutschen Theater oft sehr bedeutend vermißt werden. Die Prinz-Albert-Halle zählt nicht weniger als neunundzwanzig geräumige Aus- und Eingänge und so viel, mehr als sechs Fuß breite Treppen, daß auch bei achttausend Besuchern nur wenig mehr als hundert auf jeder einzelnen auf- und abzusteigen brauchen. In dem Restaurations-Departement können nicht weniger als tausend Personen auf einmal speisen, ohne die zweitausend Personen, welche sich etwa in der Arena oder auf den beiden Galerien restauriren wollen, zu beeinträchtigen. Außerdem hängt das ganze Bauwerk mit den glänzenden Räumen der königlichen Agrikultur-Gesellschaft zusammen, welche bei besonders großen Festlichkeiten für das Publikum als Promenaden- und Erholungsräume eröffnet werden sollen.

Diese wenigen Züge zur Veranschaulichung des großen neuen Kulturtempels werden hinreichen, uns eine allgemeine Vorstellung von der Großartigkeit, dem Glanze und der praktischen Gestaltung des ganzen Werkes zu verschaffen. Wir werden zugleich mit einigem Bedauern uns von diesem glänzenden Bilde ab- und den deutschen Kunst-Instituten zuwenden, die wir für unser höheres geistiges Leben, zum Theil sehr kärglich ausgestattet, zum Theil in viel zu geringer Anzahl erblicken, während sich in England, meistens vom Prinzen Albert gegründet, jetzt unzählige Schulen und Tempel für Kunst und Wissenschaft, für religiöse, praktische und ästhetische Volksbildung erheben, und auch in der Hauptstadt des militärischen französischen Kaiserreiches eine große Menge älterer und neuerer Friedenstempel dem stolzesten Deutschen Schamröthe auf die Wangen treiben.

Möchten solche Unternehmungen, wie die Prinz-Albert-Halle für Kunst und Wissenschaft das ihrige dazu beitragen, auch in dem norddeutschen stolzen Militärstaate Kapitalien und Capacitäten für ähnliche Schöpfungen anzuregen! Wir in Berlin können nur mit sehr zweifelhafter Genugthuung auf eine große Menge miethskasernenartiger neuer Straßen ohne Gesundheit und Schönheit hinweisen. Die Zahl großartiger, schöner neuen Bauten beschränkt sich auf die Börse, ein in der Schönheit noch sehr problematisches Rathhaus und die neue Synagoge. Wo bleiben die Kunst- und Kulturtempel? Das projektirte Aquarium ist Ein Unternehmen im rechten Geiste; aber so lange wir nicht auf ein Paar Dutzend solcher Kultur-Anstalten hinweisen können, werden wir immer Ursache haben, uns als civilisirte Menschen London und selbst Paris gegenüber mehr militärisch, als auf civile Weise zu brüsten.

Frankreich.

Die souveraine Gesellschaft von Paris.

„Der Kampf der Wagen und Gesänge", der jetzt Europa's Stämme am Seine-Ufer früh vereint, hat auch seine Fürsten in beträchtlicher Anzahl nach Paris gelockt (die aber wohlweislich Krone und Scepter zu Hause gelassen haben). Dies giebt dem Journal des Débats in seiner Causerie de Quinzaine Anlaß zu einigen Bemerkungen, die das jetzige Leben der Pariser Gesellschaft zum Gegenstand haben und aus denen wir Folgendes mittheilen.

„Wir haben Frieden, oder, um uns korrekter auszudrücken: wir haben keinen Krieg. Nichtsdestoweniger sind die Alliirten in Paris eingezogen und haben ohne jegliches Hinderniß davon Besitz ergriffen, wie von einer ihnen gehörenden Stadt. Es wimmelt hier von fremden Souverainen; sie kommen vom Morgen, sie kommen vom Abend; sie gehen nur fort, um wiederzukehren: so sehr versteht Paris sie zu fesseln. Prinzen von Seitenlinien sind jetzt nur noch ganz unbedeutende Persönlichkeiten; ein Expräsident von Haiti würde in gewöhnlichen Zeiten mehr Aufsehen machen; ja, wenn es nicht mindestens ein gekröntes Haupt ist, so bemüht sich der Pariser kaum, ihm nachzublicken. Mancher kleine Potentat, gewöhnt den Vortritt zu haben, würde jetzt bei einem offiziellen Diner erst in zehnter Reihe kommen. Arme Fürsten!

Natürlich muß alle Welt, und ganz besonders das Gros der eingedrungenen Armee dem pariser Handelsstand eine starke Friedens-Contribution zahlen. Der Ladenbesitzer fängt denn auch an, den Kopf wieder zu erheben, wie die Blume nach dem Gewitter; er klagt nicht mehr über die schlechten Zeiten. Wenn es ihm gelungen ist, seine gemsledernen Handschuhe einer vornehmen Fremden zu acht Franken das Paar zu verkaufen, oder seinen unechten Champagner zu zwölf Franken die Flasche anzubringen, so sagt er sich, daß sein Tag nicht verloren war; er glaubt wieder an die Zukunft, an den Fortschritt, an die Vervollkommnung des Menschengeschlechts. Arme Kaufleute!

Schwerer ist es, die wahren Empfindungen des corps diplomatique zu durchschauen; die Gesandten sind weniger naiv im Verrathen ihrer Empfindungen. Die Ehrfurcht verschließt ihnen den Mund, und wahrscheinlich sind sie berauscht von der Ehre, so viele erlauchte Gäste bei ihren Festen zu sehen. Aber wenn dies Glück sich zu sehr verlängert, wenn das ganze gekrönte Europa hier erscheint, dürften sie, allem Anschein nach, schließlich erschöpft sein, wenigstens etwas verschuldet das Ende der Saison begrüßen. Arme Diplomatie!

Welche Feste! Welcher Luxus! Wie viel Ausgaben! Zwar hat man noch nicht viel Neues in diesem Genre erfunden; diese Zauberfeste in der großen Welt laufen meist immer auf dasselbe hinaus, das weiß man schon: das ganze Geheimniß besteht

darin, mit Hilfe von Blumen die Salons in Treibhäuser zu verwandeln, und den Garten in einen Salon mit Hilfe von Brettern, Teppichen und Draperien. Es wäre übrigens auch ganz überflüssig, sich um etwas Neues zu bemühen, denn selbst die ältesten Stammgäste bei dieser Art von Festen sind stets entzückt von der originellen Idee: „Man hat den Garten überbaut!" rufen sie mit stets frischem Enthusiasmus aus. Es ist aber auch in der That immer hübsch, diese Wände von Blumen, diese Kronleuchter im Laube, diese Fontainen von Teppichen umgeben. Freilich kann man in den Salon-Treibhäusern nur mit Mühe athmen, weil die Luft mit Düften überladen ist, und in dem Salon-Garten am Rande der sprudelnden Fontainen zittert man oft vor Kälte; dort riskirt man einen Schlagfluß, hier eine Lungen-Entzündung, aber trotz alledem ist es reizend, und wenn man sich viel in dieser Welt bewegt, gewöhnt man sich schließlich an alle Temperaturen der Salons. Arme Salonbesucher!

Es ist freilich ein großer Vortheil für gewöhnliche Sterbliche, sich mit Fürsten in demselben Salon zu bewegen, sich mit vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Königen in demselben Raume herumzustoßen, sich an demselben Büffet zu erfrischen wie Hoheiten, Serenissimi und Ex- und Durchlauchten; aber die schönsten Dinge haben ihre schlimme Seite. Einer der Uebelstände, die aus der Einmischung der Fürsten in das Privatleben entstehen, ist, meiner Ansicht nach, daß ihre Gegenwart den Ton der Gesellschaft etwas verdirbt. Die Wißbegier ist gewiß eine noble Passion, die Neugier ist dies bedeutend weniger, und ihre öffentlichen Kundgebungen entbehren gewöhnlich der Würde. Die Menge in den Salons, wenn sie von der Neugierde bewegt wird, ist gewöhnlich nur eleganter Pöbel. Ohne Gewissensbisse drängt und stößt man sich da; man weiß, daß Niemand darauf achtet, da Aller Blicke anderweit beschäftigt sind. Ein Vater, der seiner Tochter den König der Belgier oder den Prinzen von Wales zeigen will, ist ein mitleidsloses Wesen gegen die Spitzen und Schleppkleider, die ihm den Weg versperren. Es fehlt nicht viel, so würde er sie auf den Stuhl steigen lassen. Ein Anderer, der sonst gewöhnlich voller Achtung für die Damen ist, kann unerschütterlich eine Königin zehn Minuten lang durch eine Lorgnette fixiren.

Ein zu großer Abstand im Range der Gäste schadet entschieden der Anmuth des geselligen Verkehrs. Die sociale Gleichheit ist eine Chimäre, wie alle anderen Gleichheiten; aber zur Erlangung und Bewahrung wirklich guter Manieren ist im Ganzen eine Geselligkeit am Vortheilhaftesten, in der für Verehrung und Wohlwollen Raum gegeben ist, die aber nicht die Gesellschaft in Zuschauer und Schauspieler scheidet. Die guten Manieren verschwinden in dem Abgrund, der sich zwischen zu großen Standes-Unterschieden aufthut. Selbst die besterzogenen und wohlwollendsten Fürsten werden, so bald sie sich mit ihren Unterthanen vermischen, durch ihre Stellung selbst gezwungen, Manieren anzunehmen, die bei jedem Andern, und sei er noch so hochstehend, für unfein gelten würden. Sie bringen Störung hervor, und bewirken, daß Jeder aufsteht, ohne daß sie sich deshalb entschuldigen; sie lassen nicht den Damen den Vortritt, lassen sich zuerst bedienen, selbst wenn sie bei sich zu Hause sind, und bleiben oft sitzen, wenn ihre Freunde, oder wenigstens ihre Gäste stehen.

Ihre Frauen, denselben exceptionellen Gesetzen gehorchend, müssen bis in das späteste Alter decolletirt erscheinen, und tanzen noch in politischen Quadrillen mit, wenn sie schon von der Last der Jahre gebeugt sind; ja bei gewissen Gelegenheiten werden diese unglücklichen Damen von der Etikette gezwungen, sich bei hellem Tage im Ballstaat und mit Diamanten geschmückt sehen zu lassen. Man sieht, die Fürsten gehorchen einem andern Gesetzbuche als wir; sie stehen, wenn auch nicht mehr wie zu Sigismund's Zeiten, über der Grammatik, doch über den Höflichkeitsformen, wie wir sie ausüben. Wie dem auch sein mag, darüber oder darunter, es kommt keine Gemeinsamkeit dabei heraus — nur ein Schauspiel." —

Diese Klagen wird vielleicht nur der ganz verstehen können, der sich aus eigener Anschauung davon überzeugt hat, bis zu welchem Grade in der Pariser Gesellschaft die Standesunterschiede verwischt sind. Viel trägt wohl dazu bei, daß unsere lächerliche Titelsucht dort ganz unbekannt ist; Herzog und Herzogin, Graf und Gräfin 2c. sind in der Gesellschaft Monsieur und Madame, tout court. Auch von der englischen „Lordolatrie", die selbst das Haupt of the younger son of a younger son noch in einer Art Nimbus erblickt, einer Schwäche, die von allen besseren englischen Autoren verspottet wird, auch von solchen, die selbst nicht frei davon, wie z. B. Thackeray, von alledem ist in der französischen Geselligkeit nichts zu merken. Hier herrscht in der That nur eine Aristokratie des Geistes. Wie in der Armee Jeder hoffen kann, vom Gemeinen zur Marschallswürde emporzudringen — haben es doch Andere vor ihm gethan — so sind auch in der Gesellschaft keine unübersteiglichen Hindernisse der Geburt vorhanden, und beim verdienstvollen Manne nach seiner Herkunft zu forschen, fällt Niemandem ein. Ob dieser Kultus des Geistes, der dem schrankenlosesten Ehrgeize Thür und Thor öffnet, nicht andere, aber fast eben so schwere Uebelstände mit sich führt, wie der Kultus der Aristokratie in England — das zu untersuchen, ist hier nicht der Ort.

Der beregte Artikel erwähnt noch, daß in all den glänzenden Zirkeln eine Menge Polizeibeamter in feinster Gesellschafts-Toilette, die Brust mit Orden bedeckt, unter den hohen Gästen seien, und rügt diese Maßregel als gehässig und überflüssig. — Daß sie Letzteres nicht gewesen, hat die Erfahrung des Kaisers von Rußland zur Genüge bewiesen.

Aus den Briefen eines Besuchers der Pariser Ausstellung.

II.

Maurisch-Türkisches und Russisches.

Was beschreibe ich zuerst, was zuletzt? ja, was beschau ich zuerst und was zuletzt in dem endlosen Gewirre? Ich werde nach meinem Geschmacke herausgreifen und immer erzählen, was einen besonderen Eindruck auf mich gemacht hat. Du kennst meine Vorliebe für braune Völkerschaften, für Araber, Mauren, Hindus u. s. w. Was Wunder also, wenn ich das in dem türkischen Viertel der Ausstellung gelegene Café sofort nach seiner Eröffnung besuchte? In demselben, schon mehrerwähnten Viertel steht ein Palais des Bey von Tunis, ein großer ägyptischer Tempel und ein kleiner; andere kuriose Häuser allenthalben. In einem ganz großen ist unten ein Café, eine türkische Barbierstube, wo ich mich leider von dem alten Mauren im grünen Anzuge noch nicht habe barbieren lassen. Vor dem Café sind Beduinen-Zelte, wie sie Karavanen mitschleppen; man sieht dort die ganze Einrichtung und Häuslichkeit und könnte dreist maurische Bilder darin malen. Wie viel Araber und Mauren wohl in der Ausstellung sein mögen, weiß ich nicht; es mögen wohl vierzig und mehr sein. Ich ging also ins Café und sah mit

Entzücken, daß die Dame de Comptoir eine echte Aegypterin sei, die erste, die mir in meinem Leben vorkam, mit reizend wachsgelbem Teint, schwarz gemalten Augenbrauen und Augen. Sie flegelt sich in den ungezwungensten und ungraziösesten Stellungen auf ihrem reizenden türkischen Canapé herum. Ich habe wohl eine halbe Stunde gewartet, um sie einmal wie ein wildes Thier aufstehen zu sehen, aber meine Geduld wurde von ihr nicht belohnt, wohl aber von fünf türkischen Musikern an der langen Wand des Café's, die, auf einer breiten Bank sitzend, eine schreckliche Musik losließen. Einer kratzte auf einer zweisaitigen Geige, zwei haben große Guitarren, die absolut keinen Ton von sich geben, Einer bearbeitet ein Tambourin, an dem Becken sind, und Einer einen irdenen, großen Krug, dessen fehlender Boden durch ein Trommelfell ersetzt ist. Dieser, der zugleich Sänger war, behandelte sein Instrument meisterhaft. Der Text des Gesangs schien sehr komisch zu sein, denn die Kerle lachten fortwährend. Ueber die Musik selber und den ewig gleichen Rhythmus habe auch ich innerlich herzlich gelacht. Es klingt so, als wenn man auf der Eisenbahn träumt und das Gerassel der Räder Einem Musik zu sein scheint. Wären nicht so viel Leute dort gewesen, so hätte ich diese herrlichen Kerle abkonterfeit. Ich bleibe dabei, es ist das malerischste Volk, das es giebt. Schönere wirkliche Farben können gar nicht zusammengestellt werden; schönere Augen hat kein Europäer; der Gesichtsschnitt ist bei den meisten edel und war besonders bei dem jungen „blonden" Paukenschläger entzückend.

Die Wände und die Decke des Café sind mit den reizendsten Stuck- und Teppich-Arbeiten verziert, wie man auch an den Wänden herum auf wundervollen Teppichen sitzt. — An der Decke hängen fünf türkische Vogelbauer mit Vögeln. Der Kaffee ist dick wie Chocolade, man muß ihn so schnell wie möglich trinken, sonst wird er zur dicken Grundsuppe; man bekömmt ihn in kleinen Schälchen ohne Henkel, die in einer Art Eierbecher liegen, die Täßchen sind reizend bemalt. Ich komme, wie gesagt, nicht aus dem Entzücken heraus. Drinnen all das eben trocken beschriebene, draußen die Zeile, Esel und Kameele und rauchende Staffage; es ist wirklich zu schön und fast unglaublich, halb Cairo in Paris zu finden. Ich möchte allenthalben zeichnen und nehme mir künftig ein kleines Notizbuch mit hinaus. Wer weiß, ob ich noch einmal solche Araberinnen zu sehen bekomme und noch einmal den Genuß türkischer Salonmusik haben kann.

Neben diesem Genuß hatte ich den der russischen Pferde, von denen zufällig einige herausgeführt wurden. Wie schön der reich geschnitzte hölzerne Stall ist, in dem etwa 50 Hengste stehen, habe ich schon berichtet. Die Pferde selbst sind die Elite der kaiserlichen Gestüte, und ich sah Hengste, die den Bildern von Rubens entsprungen zu sein scheinen, riesengroß, mit langen krummen Köpfen, unermeßlich breiten Hälsen und mit langen Schweifen, die die Erde berühren, in den schönsten Farben, chocoladebraun mit goldenen Mähnen, silberweiß mit schwarzen Strichelchen. Dann sah ich eine Galerie Pony's in allen Farben. Zum Schluß machten einige russische Hunde den Viehgenuß zu einem der größesten, die ich je gehabt. Die Pferde werden, reich ausgeschirrt, ab und zu von costümirten russischen Knechten vorgeführt und machen dann vor Aufregung große Augen, wie ihre Beschauer.

Da ich einmal bei Rußland bin, so will ich auch eines reizenden Bauerhauses in Holz gedenken. Ein echtes, gemüthliches, sauberes Bauerhaus ist dies, mit Viehstall und Hof, mit Vorzimmer, Costümen und Schränken, mit Wohnstube, reizendem Bett, Kachel-Kamin und Heiligenbildern an den Wänden; man könnte es gleich ganz und gar miethen und beziehen, natürlich sind auch russische Männer und Weiber darin.

Auch in der russischen Gemälde-Ausstellung sind schöne originelle Sachen. Genrebilder von Petrov sind von ergreifender Wirkung; auf einem derselben führt eine arme Frau den Sarg ihres Mannes auf dem Schlitten dem Kirchhof zu, zwei Kinder schlafen auf dem Schlitten neben dem Sarge. Das Ganze ist urnaiv und ungemein natürlich gemacht. Noch packender sind drei arme Kinder, die im Winter eine Tonne mit Wasser ziehen; viel Wasser ist übergelaufen und hängt in dicken Eiszapfen herunter; die gränzenlos bejammernswerthen Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen, ziehen mit der vom Frost halb erstarrten Kraft, die noch in ihren durch Noth abgehärteten, all gewordenen Gliedern steckt. Das einfache Bild ist zum Weinen ergreifend gemalt. Viel Aufsehen macht eine Galerie ausgestopfter russischer Bauern, nach denen man Genrebilder malen könnte. Alle Hände und Füße sind nach der Natur geformt und die Costüme sind entzückend schön. Da sind Schnitterinnen, bloß mit einem Hemde bekleidet, das mit einem Shawl um die Hüfte gehalten wird — das einfachste und reizendste Costüm, was es giebt. Man sieht die bekanntesten Bildersujets darunter. Liebesanträge, Haarmachen, väterliche und mütterliche Ermahnung u. s. w. Die fünfundzwanzig bis dreißig Figuren machen viel Freude durch die guten Ideen und oft sehr komischen Costüme. Was nicht hierbei ausgestellt ist von Costümen, hängt in unzähligen Photographieen an den Wänden, hinter hunderten von Holz geschnitzten, grün und roth bemalten, dicken Säulen, die der russischen Ausstellung einen ganz eigenthümlichen, gemüthlichen Charakter verleihen.

Italien.

Zur vergleichenden Physiognomik.

Aus Dr. Paul Mantegazza's „Reisen in Südamerika".

Dr. Paul Mantegazza, ord. Prof. der Medizin an der Universität zu Pavia, Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, des Hauses der Abgeordneten zu Florenz u. s. w., auf dessen Reisen und Werke ich schon an andern Orten hingewiesen habe, hat in den Jahren 1854—64 die südamerikanischen Republiken Buenos-Ayres, Argentina, Paraguay, Bolivia u. a. bereist und in einem soeben in zweiter Auflage erscheinenden Werke eingehend beschrieben. Aus diesem reichhaltigen und interessanten wissenschaftlichen Reisewerke meines Freundes theile ich hier Folgendes in deutscher Uebersetzung mit.

Band II, Kap. 30.

Versuch einer vergleichenden Physiognomik der Menschenrassen. Ikonographie des Menschen. Wichtigkeit des Studiums der Physiognomie für die Ethnographie.

Humboldt, der große Physiognom der Natur, hat zuerst in seiner ganzen Fülle jenen erhabenen Genuß empfunden, den schon mehrere Philosophen und Naturforscher des Alterthums und des Mittelalters geahnt haben — jenes Verlangen, das Universum zu betrachten und in großen charakteristischen Zügen darzustellen, anstatt es zu definiren und mit dem Secirmesser der Wissenschaft zu analysiren. Aus dem Studium der Natur hat er gleichsam eine Kunst, eine Aesthetik gemacht. Indem er das Skelett unseres Erdballes studirte und im Himmelsraume

die Gränzen des Weltalls aufsuchte, schuf er zuerst eine Physiognomik der Natur. Seinem Werke, das ein bleibendes Denkmal auf diesem neuen Wege der Forschung ist, werden andere folgen: aber er allein verdient den ruhmvollen Namen des ersten Physiognomen der Natur.

Der Mensch, obgleich ein integrirender Theil der Welt, die ihn umgiebt, ist für sich allein schon ein Universum, welches noch seinen Humboldt erwartet. Wir haben die Anatomie seines Organismus schon fast vollendet, wir haben die ersten Anfänge einer Physiologie und Pathologie des menschlichen Lebens; wir haben oder hoffen wenigstens eine naturwissenschaftliche Psychologie; wir haben die Geschichte des Menschen in Raum und Zeit. Endlich können wir uns auch eines Wortes rühmen, das freilich mehr noch einen Wunsch als eine schon bestehende Wissenschaft ausdrückt — nämlich der Anthropologie. Aber alle diese Elemente sind nur einzelne kleine Flächen des unendlichen Polygons der Menschheit, analytische Studien, kein Gemälde, keine Synthesis; es sind nur anatomische Bruchstücke, keine Photographie des Menschen.

Der Homo sapiens hat ein Recht auf zwei Werke, welche uns in der That noch fehlen. Er muß eine Gemäldesammlung seiner Natur, seinen Kosmos haben, oder — um mich bescheidener auszudrücken — seinen Mikrokosmos. Ich weiß nicht, welcher Mensch diese Aufgaben lösen, welches Jahrhundert diese Werke vollendet sehen wird. Indessen ist es Pflicht eines Jeden, das Material für diese Schöpfung in Zukunft zu sammeln.

Die Säugethiere, Vögel, Fische, Insekten und Schnecken besitzen schon prächtige Atlanten, wo ihre Gestalten in vergoldeten Bänden gezeichnet und gemalt zu sehen sind. Die Liebe zur Wissenschaft und Gunst der Fürsten haben uns Gemäldesammlungen der Thiere und Pflanzen geschaffen, welche Kunstwerke genannt werden können. Der Mensch allein besitzt noch keine seiner würdige Gemäldesammlung. Seine Großen und Gewaltigen sind im Pantheon der Geschichtswerke und Biographieen zerstreut; seine Wilden finden sich nur theilweise hier und da in Reisewerken; seine Cretins und Schwächlinge sind in medizinischen Werken behandelt — aber ein Museum des Menschen giebt es noch nicht. Es giebt noch kein Werk, worin wir die menschliche Physiognomie in einem Napoleon und einem Idioten, in einem Neugeborenen und einem Alten, in einem Athleten und einem Schwächling, in einem Kelten und einem modernen Europäer, in einem Neger und in einem Papua naturgetreu abgebildet finden. Diese schimpfliche Lücke ist nicht der menschlichen Unwissenheit oder Trägheit zuzuschreiben, sondern jener vermaledeiten Sucht, deren Beschreibung vielleicht zugleich eine Geschichte der Menschheit wäre — dem Eigendünkel und der Eigenliebe.

Der Mensch machte sich zuerst zum Mittelpunkt des Weltalls und studirte dann Alles außer — sich selbst. Er beschrieb die Pflanzen und Thiere, ehe er sein eigenes Innere kannte; er zählte die Sterne, ehe er wußte, wie viele Knochen und Muskeln er habe. Den „König des Universums" verdroß es zu sehr, sich aus demselben Stoffe bestehend zu finden, woraus die so „tief unter ihm stehenden Thiere" geschaffen sind. Als er sich endlich in die unvermeidliche Nothwendigkeit, sich selbst zu studiren, fugen mußte, da studirte er den Theil seiner selbst zuerst, den er zuletzt hätte wählen sollen, nämlich die geistigen Vermögen. So schuf er in aufgeblasener, dummstolzer Selbstgefälligkeit zuerst eine Metaphysik, ehe er noch sein Gehirn kannte — eine Logik, ehe er die Physiologie des Lebens studirt hatte. Nachdem er so die natürliche Ordnung der Dinge verkehrt hatte, erfand er in sich selbst eine ganze Welt, welche nicht existirt, und baute auf derselben seine Gesetze, seine Wirthschaftslehre, kurz alle seine Wissenschaften und sein Leben auf. Diejenigen, welche auf die menschliche Schwachheit spekuliren, beuteten diesen Irrthum zu ihrem Vortheile aus und befestigten und vermehrten ihn noch durch neue Sophismen und neue Irrthümer, heiligten dies ganze System durch das Siegel des Geheimnisses und raubten so der Menschheit viele Jahrhunderte ihrer Entwickelung und ihres Lebensglückes.

Aus diesem Grunde besitzen wir unter Anderem auch noch keine Ikonographie des Menschen.

Und doch ist die Physiognomie eins der natürlichsten Gemälde der menschlichen Organisation. In ihr finden wir die Form des Schädels, den anatomischen Bau der Muskeln, die fünf Sinne auf dem engsten Raume beisammen und endlich auch die Geistes- und Gefühlswelt ausgeprägt und veranschaulicht. So finden wir auf dem kleinsten Raume so viele Elemente unseres Wesens vereinigt, daß dieselben mehreren Generationen reichlichen Stoff zu Studien geben können. Dem Studium der Physiognomieen haben viele Philosophen, Aerzte und Dichter manche schöne Seite ihrer Werke zu verdanken; aus ihm suchte Lavater eine Wissenschaft zu schaffen und schuf dafür eine physiognomische — Bibel. Der Italiäner Poll schrieb über dieses Werk ein Buch voll jugendlicher Begeisterung.

Die Physiognomik darf nicht eine Sammlung von genialen Divinationen, viel weniger aber eine mathematische Wissenschaft sein. Sie ist weder das erste noch das letzte Kapitel in der Geschichte der menschlichen Leidenschaften, sondern vielmehr eine Seite der Monographie des Menschen und soll ihren bestimmten Platz in dem klaren, systematischen Gefüge der Wissenschaft vom Menschen haben; keineswegs aber darf sie in die Hände eines unklaren und unsicheren Enthusiasmus gerathen, welcher Alles übertreibt, oder eines Skepticismus, welcher Alles leugnet. — Die wenigen Seiten, welche ich hier biete, sind zur Erklarung einiger Portraits aus wenig bekannten Rassen geschrieben, welche ich auf meinen Reisen in Südamerika gesammelt habe. Sie sind in der guten Absicht geschrieben, viele Wünsche zu erwecken und wenige derselben zu befriedigen — in der Hoffnung, daß Andere durch ein tieferes Studium mir zu Hilfe kommen werden.

Wenn wir einen Menschen erblicken, so ist das Erste, was wir an ihm suchen und was uns gewissermaßen von selbst entgegentritt: seine Physiognomie. Mittelst derselben kommen zwei Menschen, welche sich gegenseitig anschauen, in die mannigfaltigsten Wechselbeziehungen zu einander, so daß der erste Eindruck, den wir auf diese Weise empfangen, uns mit Einemmale eine Welt von Dingen sagt.

Alle weißen, rothen und gelben Nationen benannten den Neger bei dem ersten Anblicke nach seiner Farbe, welche sie überraschen mußte. In vielen Sprachen werden die Amerikaner Kupfer-Menschen genannt. Die Hunnen und Mongolen haben auf die andern Menschenrassen, namentlich auf die germanischen Stämme, durch ihre Hunde-Physiognomie stets einen besondern Eindruck gemacht, weshalb der Name „Hunnen" sehr wahrscheinlich vom gothischen und allgemein germanischen Worte hund abzuleiten ist.*) Die Coronados (Kranzträger) in Brasilien wurden von den ersten Eroberern so genannt, weil jene ihre Kopfhaare in Form eines Kranzes um eine große Platte trugen. Dieser Name ist ihnen geblieben und wird ihnen blei-

*) Maltebrun: Coup d'oeil sur les découvertes géographiques u. s. w.

ben, so lange sie selbständig existiren und bis sie endlich in jener allgemeinen Verschmelzung der Nationen aufgehen werden, die sich auf dem Festlande des Columbus vollzieht.

Der Name Papú hat bis heute keine große Bedeutung in der Ethnographie. Man bezeichnet damit gewöhnlich die Eingeborenen von Neu-Guinea. Retzius, der größte Ethnograph unseres Jahrhunderts, den wir vor Kurzem erst († 1860 zu Stockholm) zu unserem Schmerze durch den Tod verloren haben — hat gefunden, daß der Name Papú vom malayischen rambut pua pua stammt, was „zottige, krause Haare" bedeutet.

Und so ließen sich noch viele Beispiele ähnlicher Art anführen. Oft reicht die Physiognomie eines Volkes allein hin, um uns dessen ethnologischen Ursprung anzugeben und an ihm die verschiedenen nationalen Elemente zu unterscheiden, aus welchen es besteht. Bei den Italiänern finden wir Bauern, Aristokratie und einen Mittelstand — Gruppen, die uns in ihren Physiognomieen ihre Genealogie, eine Seite ihrer Geschichte darstellen.

In einer Reihe von Portraits aus den verschiedenen Nationalitäten des Kaiserthums Oesterreich können wir dessen Zukunft lesen.

Der Schädel ist ein integrirender, ja der wichtigste Theil der Physiognomie, und weil es leichter ist, ihn allein zu studiren, so haben die Ethnographen ihn zur Grundlage vieler Klassificationen gemacht, die fast alle den Mangel haben, daß sie nur ein Element der menschlichen Physiognomie berücksichtigen. Indeß hat auch dies einseitige Studium des Schädels glänzende Erfolge gehabt, die täglich mehr von der Zukunft erwarten lassen. Ich will hier nur die genauen Untersuchungen der neueren Ethnographen, insbesondere die eines Morton erwähnen, der so zu sagen eine neue Wissenschaft geschaffen hat; von der Phrenologie zu schweigen, die eine wahre Karrikatur der Physiologie des Gehirns ist. Retzius entdeckte merkwürdige Wechselbeziehungen zwischen der Gestalt des Schädels und einigen wandelbaren Elementen der Physiognomie. Er untersuchte eine große Zahl von Köpfen aus Toskana, der Lombardei, Piemont, Tirol und der Schweiz und fand, daß das cranium brachycephalum (kurzköpfiger Schädel) immer schwarzen Haaren entsprach. Er machte wiederholt diese Beobachtung an dem größeren Theil der Bewohner von Baden, Würtemberg, Baiern und an den französischen Basken.

Ich habe Retzius' Beobachtung unter den Italiänern wiederholt und sie in der größeren Anzahl der Fälle exact gefunden. Hier (in Mailand) ist die dolichocephalische (langköpfige) Form häufig mit blonden Haaren und blauen oder grauen Augen verbunden; dagegen findet sich die brachycephalische (kurzköpfige) mehr in Verbindung mit schwarzen Haaren und Augen. Dort trifft man die Zähigkeit und Willensfestigkeit, die Ruhe, die langsame, aber andauernde Sensibilität der germanischen Stämme; hier dagegen haben wir die Lebhaftigkeit und Flüchtigkeit der Eindrücke, die rasche und leichte Auffassung und die heiße Leidenschaftlichkeit der romanischen Bevölkerung.

In einigen Fällen, wo ich die brachycephalische Form des Schädels in Verbindung fand mit blonden Haaren, oder umgekehrt, schwarze Augen und Haare mit einer dolichocephalischen Schädelform, da schien es mir, als ob die physischen und geistigen Elemente der beiden ethnologisch geschiedenen Stämme sich vermischt hätten.

In Peru sehen wir an den Inkas, den „Söhnen der Sonne", eine von dem Volke, welches sie beherrschten, grundverschiedene Physiognomie — sei es nun, daß wir nach der Etymologie des peruanischen und bolivianischen Wortes viracocha (Schaum des Meeres, Königin) annehmen, daß jene in uralten Zeiten aus Asien oder Europa eingewandert sind, um hier das sozialistische Weltreich von Cuzco zu gründen. Und wer liest nicht noch heutigen Tages in der traurig-ernsten, tiefsinnigen und apathischen Physiognomie der Quichua's die Geschichte ihrer Vergangenheit, jenes gewaltsamen Communismus, welcher bald zu einem schlauen Despotismus umgewandelt und später mit vielem Glück von den Jesuiten in ihren Missionen, in Paraguay und Brasilien, nachgeahmt wurde.

Wenn hinsichtlich des Charakters, der intellectuellen Anlagen, der Sitten, der Industrie, der Physiognomie und Kleidertracht die Aymará's ganz den Quichua's gleichen, so könnte die Verschiedenheit der beiden Sprachen als eine auffallende Ausnahme von unserem Gesetze gelten. Aber dieser Unterschied ist mehr ein scheinbarer.

Wenn auch die einzelnen Wörter nur selten eine Aehnlichkeit zeigen, so sind die Aussprache, die grammatischen Regeln, die tiefen Kehllaute, welche Einem leicht im Halse stecken bleiben könnten — in beiden Sprachen dieselben. Ja, d'Orbigny glaubte sogar, daß die Aymará-Sprache die Mutter der Quichua sei; wie es jetzt als ausgemacht gilt, daß die Wiege des ungeheuren peruanischen Reiches an den Ufern des Titicaca-Sees, der eigentlichen Heimat der Aymará's, gestanden habe.

Werfen wir andererseits einen Blick auf jenes höchst verwickelte Bündel von Rassen, Nationen und Stämmen, welche die Ethnographen auf eine so harte Probe setzen. Von den Ufern des Paraguay ausgehend, sammeln wir die Portraits der Indianer, welche den guaranitischen Stamm bilden, halten uns eine kleine Weile bei der chiriguanischen Kolonie auf und betreten sodann Brasilien, wo man die Tupinica-Sprache redet. Wir gehen weiter über die ersten Zusammenflüsse des Amazonenstromes hinaus bis an die Küste des Antillen-Golfes und weiter auf die alten caraibischen Inseln. Eine Vergleichung der uns begegnenden Physiognomieen beweist uns klar, daß dieser ganze lange Weg, welchen wir eben zurückgelegt haben, von einer einzigen Rasse bewohnt ist. So bestätigt sich das, was das Studium der Sprachen uns von vornherein offenbarte. Ich will damit aber nicht sagen, daß die Physiognomie die einzige Grundlage ethnographischer Studien sein soll — sondern ich will nur, daß sie mit allen andern dazu gehörigen Elementen zugleich berücksichtigt werden solle, und daß dieselbe uns wegen der Leichtigkeit und Zuverlässigkeit ihrer Enthüllungen als Führerin, ich möchte fast sagen, als Prophetin diene.

Die Zeit ist nun vorüber, wo Reisende und Physiologen auf die falschen Worte schwuren: Visto un indio de qualquiera regione, se puede decir, que se han visto todos (Hat man einen Indianer aus beliebiger Gegend gesehen, so kann man sagen, daß man alle gesehen hat)! Dieser Orakelspruch zerhieb den gordischen Knoten, ohne ihn zu lösen. Das fleißige Studium der amerikanischen Rassen beweist uns im Gegentheil, wie sehr oft ein schmaler Fluß genügt, zwei in Sprache und Physiognomie, in physischer und geistiger Organisation — wenn man diesen scholastischen Unterschied noch machen darf — verschiedene Stämme zu trennen.

Ich habe Spanier und Portugiesen aus fast allen Provinzen der iberischen Halbinsel gesehen; kaum aber hatte ich die kanarischen Inseln betreten und war in das Innere von Teneriffa vorgedrungen, als ich bemerkte, daß sich in den dortigen Bewohnern mit dem spanischen Blut sicherlich ein anderes Element, das der Guanche's vermischt habe. Ihre eigenthümliche

Physiognomie und sehr hohe Statur fand ich um so bemerkenswerther, da in demselben Lande auch noch mehrere Wörter der alten Guanche-Sprache sich erhalten haben, die Berthelot mit vieler Gelehrsamkeit in seiner großen Monographie über die kanarischen Inseln von der Sprache der Berbern ableitet.

Es ist eine große Ungenauigkeit, immer und immer wieder zu sagen, daß die Indianer Amerika's kupferfarbig sind. Diese Farbe haben wohl nur wenige Eingeborene der Vereinigten Staaten Nordamerika's. Die allgemeine Farbe der Indianer ist vielmehr die des frisch gegerbten Leders oder thonigen Schlammes. Ich habe die Abipones, Mocovis, Guaranis, Payaguas, die paraguayischen Cainguas, die Pampas, Araucanos, Chiriguanos, Matacos, Calchaquis, Quichuas und Aymaras gesehen und an allen diesen eine Farbe gefunden, der zufolge sie vielmehr den Namen Erd- oder Schlamm-, als Kupfer-Menschen verdienten. Unter all diesen Stämmen sind vielleicht die Chiriguanos und Guaranis die einzigen, welche etwas röthlich oder dem ähnlich gefärbt sind; sie sind auch weniger braun. Bei den Mocovis, Matacos und Tobas dagegen bemerkt man auf dem Grunde ihrer Lederfarbe nur einen sehr leichten röthlichen Anflug....

Soviel vorläufig aus P. Mantegazza's Reisewerk über Südamerika. Dr. E. Schatzmayr.

Schweiz.

Zur historischen Literatur Genfs.

Genfer Regesten. — G. Revilliod's Sammlung älterer Literatur-Denkmäler.

Die schon so umfassende geschichtliche Literatur Genfs ist neuerdings um ein wichtiges Werk bereichert worden, dessen Nutzen für Fachmänner ein sehr wesentlicher ist, wie es auch dem gebildeten Publikum überhaupt ein vielseitiges Interesse bietet. Es ist dies der von Dr. Paul Lullin und Dr. Charles Lefort, Professor der Rechte an der Genfer Akademie, auf Kosten der geschichtsforschenden und archäologischen Gesellschaft herausgegebene Régeste Genevois (Genève, 1866). Ein solcher chronologisch geordneter Auszug aller Urkunden und Quellen der Genfer Geschichte, namentlich für das frühere Mittelalter, war bei der Ausdehnung, welche die geschichtlichen Studien in Genf, wie in der Schweiz überhaupt, mehr und mehr gewinnen, ein immer fühlbarer hervortretendes Bedürfniß geworden.

Die Geschichte Genfs und der angränzenden Landstriche, dieses für die ganze Entwickelung der europäischen Menschheit so wichtigen Leman-Beckens, welches man mit Recht speciell den Brennkessel der helvetischen Civilisation genannt hat, läßt sich in vier politisch scharf gesonderte Perioden abtheilen. Die erste erstreckt sich, nach den Herausgebern unseres Werks, bis 1032, und Genf erscheint in derselben nach einander als wichtiger Punkt in dem Bund der allobrogischen Völker, dann unter römischer Herrschaft, hierauf als eine der Hauptstädte des Reichs der Burgunder, dann als Theil des fränkischen Reichs und endlich wieder als Theil des zweiten burgundischen Königreichs unter der Rudolphinischen Dynastie. Nach dem Aussterben derselben kam Genf 1032 mit der burgundischen Erbschaft an das deutsche Reich und unter der Oberherrlichkeit desselben bildete sich jene eigenthümliche Organisation aus, welche die Grundlage der Selbstständigkeit Genfs als Staat ward. Diese zweite Periode geht von dem gedachten Zeitpunkt bis zum Jahr 1536, d. h. bis zur Gründung der Republik. Die dritte Periode erstreckt sich von da bis zum Jahr 1814, d. h. bis zu dem Zeitpunkt, wo Genf in Folge der Restauration als Glied in den Bund der schweizerischen Eidgenossenschaft eintritt. Mit diesem Zeitpunkt haben wir den Anfang der vierten, d. h. gegenwärtigen Periode. Die Genfer Regesten nun umfassen die erste Periode und drei Jahrhunderte der zweiten bis zum Jahr 1311.

Bis zum Beginn des zweiten burgundischen Reiches waren die Geschicke Genfs mit denjenigen jener Völker eng verbunden, denen Genf im Wechsel der Zeiten unterworfen war. Die ältesten Zeugnisse aus den Zeiten der Allobroger und Römer haben wir bei römischen und griechischen Schriftstellern und in den erhaltenen Inschriften zu suchen. Diese Quellen also eröffnen den Reihen. Die erste historische Erwähnung Genfs ist jene berühmte Stelle bei Cäsar de bello Gallico I, 6. Unsicherer ist der Zeitpunkt, wo Genf zu einem Bischofssitz erkoren wurde; gewöhnlich wird das Concilium von Aquileja 381 als die erste kirchliche Versammlung genannt, auf welcher ein Genfer Bischof erschien. Allein der dort genannte Diogenes episcopus Gennensis ist doch wohl mit größerer Wahrscheinlichkeit ein Bischof von Genua gewesen. Das Christenthum war jedenfalls viel früher von Lyon und Vienne aus in Genf eingeführt. Durch päpstlichen Entscheid von 450 wurde Genf der Kirchenprovinz Vienne zugetheilt und war der Oberherrlichkeit des dortigen Erzbischofs unterworfen. Die Gränzen der Genfer Diöcese waren wohl schon sehr früh festgestellt; seit dem 10. Jahrhundert erfuhren sie, wie wir mit Bestimmtheit wissen, keinerlei Aenderung.

Die Diöcese war in acht Decanate eingetheilt und umfaßte eine Länderfläche, welche sich nördlich über die waadtländische Stadt Aubonne hinaus erstreckte, westlich bis in den Jura hinein, südlich bis an den Bourgetsee in Savoyen, östlich bis an die Montblanc-Kette und die Gränzen des heutigen Cantons Wallis, bis nach St. Gingolph am Genfersee. Dies ist der geographische Schauplatz der historischen Thatsachen, welche wir in den vorliegenden Genfer Regesten in chronologisch geordneten Quellenauszügen verzeichnet finden. Eine beigegebene Karte erleichtert die Uebersicht. Natürlich stand dieses Territorium politisch unter verschiedenen Herren, besonders als seit dem 10. und 11. Jahrhundert das Lehnssystem sich in diesen Gegenden immer weiter entwickelte. Allein die vom Bischof ausgeübte geistliche Gewalt bedingte doch eine gewisse Zusammengehörigkeit, welche es möglich macht, diesen ganzen Ländercomplex als einen historisch eng verbundenen zu betrachten. Die Genfer Bischöfe genossen in ihrer Hauptstadt und deren Weichbilde sehr ausgedehnte Souveränetätsrechte; sie schlugen z. B. Geld, übten die Justiz, erhoben Steuern u. s. w. Unter den weltlichen Herren, welche Besitzungen innerhalb des Territoriums der Genfer Diöcese hatten, erscheinen besonders zwei von Bedeutung: die Grafen von Genf, Comtes de Genevois, und die Grafen von Savoyen. Beide waren überdies Lehnsleute des Bischofs. Dieselben bekleideten seit Ende des 13. Jahrhunderts die erbliche Würde des Vicedominats, d. h. sie waren mit der Civiljustiz und niederen Strafjustiz in Genf vom Bischof belehnt. Zwischen beiden Dynastengeschlechtern bestanden lange Fehden, bis seit der Mitte des 13. Jahrhunderts unter dem Grafen Peter, dem sogenannten Petit Charlemagne, die Supremacie der Grafen von Savoyen über die von Genevois außer Zweifel stand.

Am Ende des 13. Jahrhunderts trat in Genf als ein neuer politischer Factor das bürgerliche Element auf, welches seit

jener Zeit immer mehr nach Organisation zu einer Gemeinde und nach Erweiterung seiner Rechte strebte, welche zum Theil wohl noch in ihren ersten Anfängen auf römischen Municipal-Einrichtungen beruhten. Um die genannte Zeit sehen wir häufig die Grafen von Savoyen als Beschützer des Bürgerthums gegen die Bischöfe auftreten. Andererseits war es die Politik der savoyischen Dynasten, nachdem sie sich 1237 unter Graf Amadeus des festen Schlosses auf der Rhone-Insel zu Genf, von dem noch heute ein dicker Thurm als Ueberrest vorhanden ist, bemächtigt und es in der Folgezeit als Pfand behalten hatten, den bischöflichen Stuhl zu Genf zu einer Sinecure für die jüngeren Söhne und Anverwandten ihres Hauses zu machen und so dahin zu streben, Genf allmählich ihren Staaten einzuverleiben, für deren diesseits der Alpen gelegenen Theil die Stadt sich ihrer Lage nach vorzüglich zur Hauptstadt geeignet haben würde. Dieses Streben mißglückte bekanntlich in der Folgezeit gänzlich und führte im ersten Drittheil des 16. Jahrhunderts zu der völligen Unabhängigkeit Genfs, zur Vertreibung der Bischöfe und zur Einführung der Reformation und Republik. Die Regesten aber schließen mit dem Jahr 1311, d. h. mit dem Tode des Bischofs Aymon du Quart, in welcher Epoche einerseits das Uebergewicht der savoyischen Dynastie über die der Grafen von Genf anerkannt war, andererseits aber die bürgerlichen Freiheits-Bestrebungen immer deutlicher hervortraten.

Wir erhalten also in diesen Regesten die Ur- und Vorgeschichte Genfs bis zu dem Zeitpunkt, in welchem sich die Keime und Bedingungen, aus welchen sich die späteren Schicksale und politischen Entwickelungen ergaben, schon in bestimmter Gestalt gebildet hatten. Die Sammlung liefert 1690 Nummern, und etwa 140 größere Werke (ohne die römischen und griechischen Schriftsteller mitzuzählen) sind als Quellen benutzt worden. Eine historische Einleitung führt in das Werk ein; den funfzehn einzeln behandelten Bischöfen ist jedesmal eine Uebersicht der wichtigsten Ereignisse ihrer Regierung und der Ergebnisse derselben vorangestellt. Endlich wird der Gebrauch des Werks wesentlich durch genealogische Tafeln (die burgundischen Könige, die Grafen von Genf, von Savoyen u. s. w.) und durch ein sehr sorgfältig gearbeitetes Register erleichtert. Außer der Karte der Diöcese Genf erhalten wir noch ein Facsimile desjenigen Abschnitts der Peutinger'schen Tafel, welcher Genf und die umliegende Gegend darstellt. Als die wichtigste Vorarbeit zu ihrem Werk bezeichnen die Herausgeber selbst die ausgedehnten Sammlungen, des verstorbenen, um die Genfer Geschichte so sehr verdienten Eduard Mallet.

Wir haben der großen Verdienste, welche sich Hr. Gustav von Revilliod namentlich um die ältere Genfer Literatur, besonders diejenige des 16. Jahrhunderts, erwarb, schon öfter in diesen Blättern rühmend gedacht. Revilliod hat mit wahrhaft patriotischer Munificenz die wichtigsten literarischen Denkmäler jener ewig denkwürdigen Periode, in welcher Genf seine politische und religiöse Unabhängigkeit gründete, theils zum erstenmal aus den auf der Bibliothek und in den Archiven vorhandenen Manuscripten dem Druck übergeben, theils die wenigen schon gedruckten, aber äußerst selten gewordenen in neuen prachtvollen Ausgaben veröffentlicht. Eine ganz besondere Sorgfalt hat er den zahlreichen Werken Franz Bonivard's zugewandt, und ihm hauptsächlich ist es zu verdanken, wenn die französisch-schweizerische Literatur in dem berühmten Gefangenen von Chillon auch einen ihrer ersten und größten Schriftsteller anerkennen kann. Der größte Theil seiner historischen, publicistischen und philosophischen Werke ist bereits von Revilliod in höchst geschmackvollen Ausgaben veröffentlicht worden. Die im nächsten Winter zu erwartende Ausgabe der berühmten Bonivardschen Chronik, welche trotz der bekannten ganz entschiedenen Parteistellung ihres Verfassers, ebenso wie dessen übrige historische Schriften zu den wichtigsten Quellen der Genfer Geschichte gehört, wird das Unternehmen krönen und die Reihe der Werke des Priors von St. Victor abschließen. Revilliod hat nicht versäumt, diese Sammlung so vollständig als möglich zu machen, und so z. B. noch ganz neuerdings eine kleine Schrift Bonivard's wieder zum Abdruck gebracht, deren Echtheit, ja deren Vorhandensein bisher von Vielen bezweifelt wurde. Sie führt den Titel „Histoire véritable et digne de mémoire de quatre Jacopins de Berne, heretiques et sorciers, qui y furent bruslez etc. 1549." Es ist die berühmte Mönchs- und Hexengeschichte, welche sich im Jahr 1509 zu Bern ereignete und zu ihrer Zeit so außerordentliches Aufsehen in ganz Europa, namentlich aber in Deutschland und der Schweiz, wo sich der reformatorische Geist schon zu regen begann, hervorrief, daß eine Menge Flugschriften, Neue Zeitungen und Tractätlein darüber erschienen und daß sie u. a. auch von Thomas Murner in Reime gebracht wurde (S. Heyse's Bücherschatz S. 3, Nr. 39). J. Stumpf erzählt die Geschichte ausführlich in Cap. 33—35 des dreizehnten Buchs seiner Schweizerchronik. Bonivard, welcher eine Uebersetzung Stumpf's lieferte, hat diesen Theil derselben besonders als Flugschrift erscheinen lassen, wie eine Notiz der Genfer Rathsregister vom 2. Mai 1549 bezeugt. Revilliod entdeckte ein Exemplar dieser äußerst seltenen Flugschrift bei einem Antiquar in Lausanne und ließ sie in einem getreuen Facsimile wieder abdrucken. Als Beweis aber, daß diese auf den katholischen Klerus und namentlich das Mönchswesen so grelle Streiflichter werfende Skandalgeschichte selbst noch heute nicht ihr Interesse verloren hat, ja gewissermaßen berufen zu sein scheint, noch Dienste zu leisten, erfahre ich, daß sich noch kürzlich die italiänische Regierung um ausführliche Auskunft über dieselbe an das Berner Archiv wenden ließ.

Bekanntlich hat Hr. Revilliod seine sämmtlichen Ausgaben älterer Genfer Schriftsteller, die Chronisten A. Froment, Jeanne de Jussie, Fr. Bonivard u. s. w. genau im Styl des 16. Jahrhunderts erscheinen lassen, und damit jene typographische Kunst wiederhergestellt, durch welche Genf unter den Estienne, de Tournes, Badius u. s. f. berühmt geworden war. Erschienen sind alle diese Ausgaben in der J. G. Fick'schen Officin, welche durch ihre derartigen Leistungen sich in den Kreisen der Bibliophilen, Sammler und Sachverständigen einen großen und im höchsten Grade verdienten Ruf erworben hat. Revilliod aber hat durch seine Wiederausgabe dieser seltenen und merkwürdigen Werke seinem Vaterlande und der Literatur einen hochzuschätzenden Dienst geleistet und seinen Namen für immer mit der denkwürdigsten Periode der Genfer Geschichte verbunden, soweit es einem pietätsvollen Epigonen möglich ist.

W. Lampmann.

Russische Ostsee-Provinzen.

Neueste Erscheinungen der ehstnischen Literatur.

Herr Dr. Kreutzwald in Werro, der Pisistratus ehstnischer Heldensagen, hat im vergangenen Jahr eine schöne Sammlung dem Landvolk abgelauschter Märchen seines Vaterlandes erschei-

nen lassen. Dieselbe ist auf Kosten der finnischen Literaturgesellschaft zu Helsingfors gedruckt und führt den Titel: Eestirahwa ennemuistesed jutud d. i. Alte Märchen des Ehstenvolkes.*)

Zwar nur wenige von diesen 62 allerliebst erzählten Jutud (wie der Ehste sie nennt) können als unmittelbare Erzeugnisse des Bodens gelten, auf welchem sie eingeärndtet sind, aber auch die vielen, deren Stoff allgemein europäisch ist und zum Theil bis in die ferne asiatische Urheimat sich verfolgen läßt, haben, von tschudischem Munde nacherzählt, ein eigenthümliches Gepräge erhalten, das ihnen neuen Reiz giebt. Mit dem Vorbehalt, Einiges aus der reichen Sammlung unseren Lesern später übersetzt vorzulegen, beschränken wir uns hier auf Nennung einiger der schönsten Stücke: Die Goldspinnerinnen — Die bei Mondschein badenden Mägdlein — Der Gespensterwald — Des Waisenkindes Handmühle — Der König vom Nebelberge — Die schnellfüßige Königstochter (eine Art Turandot) — Der Weibermörder (nach der Sage vom Blaubart) — Der dankbare Fürstensohn (zuerst, und zwar bereits vor einer Reihe von Jahren deutsch mitgetheilt) — Das Glücks-Ei — Die aus einem Ei geborne Königstochter — Wie eine Prinzeß sieben Jahre geschlafen — Der zaubermächtige Krebs und das unersättliche Weib (nahe verwandt mit „Butt und Fischerin"). An Aschenbrödeln fehlt es auch nicht, und nehmen wir hier Gelegenheit, einer in Nr. 5 des diesjährigen „Magazin" (S. 64) ausgesprochenen Behauptung entgegen zu bemerken, daß die Aschenbrödel der Finnen und Ehsten gewöhnlich Männer sind.

Im Mai- und Augusthefte der vorjährigen Baltischen Monatschrift beschenkt uns Herr Dr. G. Schulz (der wackere Uebersetzer der fünf letzten Gesänge des Kalewi-Poeg) mit einer Dichtung unter dem Titel: „Ilmatar, eine divina commedia rustica, nach Sagen der finnisch-turanischen Völkergruppe ehstnisch bearbeitet und in's Deutsche übertragen." Es liegt uns also hier die eigene Uebersetzung eines selbstgefertigten (aber nicht mitgetheilten) ehstnischen Textes vor, dessen Unterlage echte Volkssagen sind. Das Metrum der alten Runen-Poesie ist beibehalten, doch hin und wieder mit Endreimen.

Der Verfasser zeigt sich als gründlicher Kenner einer Mythologie, deren Schätze noch lange nicht als ausgeschöpft zu betrachten sind und die er mit unläugbarem Dichtergefühl zu erfassen versteht. Sehr belehrende Anmerkungen erhöhen den Werth seiner, nach dem „Genius des Luftkreises" benannten Schöpfung.

Dr. C. Schirren, früher eine Zeit lang Präsident der Gelehrten Ehstnischen Gesellschaft, hat im Jahre 1865 zu Dorpat eine Abhandlung herausgegeben, betitelt: „Der Codex Zamoscianus, enthaltend Kapitel I—XXIII der Origines Livoniae, beschrieben und in seinen Varianten dargestellt. Mit zwei lithographirten Schrift-Tafeln." Im Vorworte sagt der Herausgeber: „Der Werth dieser als Codex Zamoscianos zu bezeichnenden Handschrift hat vorläufig zum Maßstabe, daß sie auf Pergament geschrieben ist und, wie die Prüfung ergiebt, dem Ende des 13. und dem Anfang des 14. Jahrhunderts angehört, während Gruber die Papier-Handschrift, welche er im Jahre 1740 seiner Ausgabe zu Grunde legte, auf 150 Jahre geschätzt hat, also an das Ende des 15. Jahrhunderts gesetzt wissen will ..... somit hat der Codex Zamoscianus vor den Ausgaben ein mindestens zwei Jahrhunderte höheres Alter voraus." — Gleichwohl scheint auch dies pergamentene Manuscript nicht ein durchweg unverändertes Abbild der Urschrift darzustellen.

*) Mit dem Zusatze: rahwa suust korjanod jo üleskirjutanud d. i. aus Volkes Munde gesammelt und aufgezeichnet.

Japan.

Proben altjapanischer Lyrik.

Ein junger englischer Gelehrter, Herr F. W. Dickins, hat im vergangenen Jahre einhundert, ebenso vielen Dichtern des japanischen Alterthums zugeschriebene Lieder herausgegeben.*) Diese Sammlung ist in jeder Familie des großen Inselreichs bekannt und jedes Kind soll wenigstens einige Stücke derselben auswendig wissen. Aber selbst unter den schon ziemlich Gebildeten verstehen nur Wenige den alten Stil dieser Lieder oder die Anspielungen, welche sie enthalten; daher manche Ausleger aufgetreten sind, die in ihrer Auffassung oft wesentlich von einander abweichen.

Die Stücke sind alle von sehr beschränktem Umfang, durchschnittlich etwa dreißig Silben zählend und ganz ohne Versmaß, daher mit Jean Paul'schen Streckversen zu vergleichen. Man liest oder singt sie in etwas eintönigem Falsett. Die ältesten mögen etwa ein Jahrtausend alt sein, die jüngsten wenigstens sechshundert Jahre. Nirgends gewahrt man chinesischen Einfluß; wir vernehmen hier den ungetrübten Wohllaut der noch jungfräulichen Jamato-Sprache.

Das punctum saliens eines solchen Streckverses liegt oft in einem Wortspiel, welches beim Uebersetzen gewöhnlich verloren geht. Der englische Herausgeber hat eine umschreibende Uebersetzung in gereimten jambischen Versen beigegeben, die sich recht angenehm liest. Erste Probe sei das 79ste Lied, dessen Text nach deutscher Rechtschreibung so lautet:

Akikaseni tanabiku kumono tahema jori more idsuru tsokino kageno azajakeeza.

„Aus den Zwischenräumen der vom Herbstwinde zerrissenen Wolken bringet des Mondes und Schattens Schönheit."**)

Herr Dickins umschreibt dieses Bildchen also:

When bloweth autumn's chilly blast,
Through rifts at times the moon-beams peep,
From 'mid the dark clouds drifting past,
And earth in pallid radiance steep,
I love to see
The bright-edged shadows o'er the lea.

Andere Probe, das 83ste:

Jono naka jo mitsi koszo nakere, omoi iru jamano okoni mo, sziké so naku naru.

„In der Welt giebt es fürwahr nichts Gutes. Ich gedachte tief ins Gebirge zu gehen — da hörte ich des Hirsches Wehklage."***)

Der Sinn ist: Will man dem Jammer der civilisirten Welt entfliehen, so findet man ihn in der freien Natur wieder.

Herrn Dickins' Paraphrase lautet:

O'er th' world doth evil aye hold sway
I deemed, and far I fled away
Amid the hills:
But there the deer's sad cry, too, thrills!

*) Japanese Lyrical Odes, translated into English, with explanatory Notes, the Text in Japanese and Roman Characters, and a full Index. London, Smith, Elder u. Co., 1866.

**) Buchstäblich: „Herbstwinde durch zerrissen Wolken-der Zwischenraum aus sickernd kommt Mondes Schattens Glanz."

***) Möglichst buchstäblich: „Welt-der Mitte guter Weg fürwahr nicht-sein. Gedenkend gehen Berges Inland-hin, auch Hirsch schreiet."

Es verdient rühmende Erwähnung, daß der englische Herausgeber durch ein vollständiges Wortregister und Erläuterungen verschiedener Art Alles gethan hat, um gründliches Verstehen der Texte zu erleichtern, die in dem überaus schwierigen (man darf sagen: nirgends seines Gleichen findenden) Schriftcharakter Firakanna sauber lithographirt beigefügt sind. Die Exemplare des Werkchens haben prächtige Einbände, an welchen europäischer Geschmack mit japanischem wetteifert: in gepreßtem Goldbruck erblickt man den riesigen Vulkan Reichmanns-Berg (Fusi Jama oder Tomi Onoko Jama), umzogen von wunderseltsamen, gleichfalls vergoldeten Charakteren (Firakanna-Zeichen), die das vierte Lied der Sammlung noch einmal darstellen und folgenden Sinn geben:

„Wenn man, zum Ufer des Tago hinausgegangen, aufblickt, erscheint beschneit des Fusi Jama schimmernder Gipfel."

Sch.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Jüdische Gedichte, von B. Placzek.*)

Seitdem Berthold Auerbach mit seinen „Dorfgeschichten" und Kompert mit seinen Erzählungen „aus dem Ghetto" und seinen „Geschichten einer Gasse" aufgetreten, läßt es manche Nachzügler nicht ruhen, in ähnlicher Manier uns Geschichten aufzutischen, die jedoch nur sehr selten den mit gutem Geschmack ausgestatteten Lesern munden, weil häufig, beim Mangel an Stoff aus dem Volksleben, eine falsche, zuweilen anwidernde Manier angewandt wird, die diesen Mangel ersetzen soll. Wird nun gar um das vielfach Inhalt- und Geschmacklose ein schlotteriger Mantel in Form von Versen und Reimen geworfen, dann wird dem Leser die Lecture ganz verleidet, und er hat den stillen Wunsch, es wäre besser gewesen, die Reime mit ihrem unfertigen Inhalte ruhig im Pulte des Schreibers liegen zu lassen.

So erging es uns mit dem Buche, das den Titel hat: „Im Eruw, Gedichte von B. Placzek." Was heißt das: Im Eruw? Weder Grimm, noch ein Fremdwörterbuch geben uns Aufschluß darüber; es ist eben die falsche Manier eines gesuchten Titels, der viel einfacher und verständlicher hätte gegeben werden können, etwa: Gedichte von, für und über Juden. — „Eruw" ist (nach A. Bernstein's Erklärung) „das Symbol der Gebiets-Einheit an den Gränzen des Ghetto", so daß die ganze Judengasse als ein zusammengehöriges Ganzes betrachtet wird. Und da hat uns denn der Verfasser in Versen Dinge erzählt, die, in gutes Deutsch übersetzt, nur wenig besonderes Interesse erregen. Zu den besseren Dichtungen wäre „der Possuk" zu rechnen, wenn ihm nicht auch der Tadel der Unfertigkeit anklebte. Es sollte dieses Gedicht, das in 7 Absätzen 112 Seiten füllt, eine Art Novelle sein. „Possuk" heißt ein Bibelspruch, den man die Kinder, zuweilen mit Bezug auf ihre Namen, auswendig lernen läßt, gleichsam als Talisman und Gedenkspruch für ihr ganzes künftiges Leben, und dessen sie sich besonders in kritischen Lagen erinnern sollen.

Das wäre an sich ein ganz geeigneter Stoff zu poetischer Verarbeitung. Dem Gedichte fehlt aber, trotz mancher schönen Gedanken, alle poetische und gedankliche Abrundung, und das kurze Versmaß wird auf die Länge monoton.

*) „Im Eruw." Wien, 1867, Herzfeld und Bauer.

Das Gedicht: „Der Sieger", hat einen schönen Inhalt. Ein jüdischer Soldat besucht die Synagoge, um, da er in Trauer ist, das übliche Gebet für die Verstorbenen (Kadisch) zu sprechen. Neben ihm steht aber ein Knabe, der ebenfalls das Gebet sprechen will, da ihm der Vater in der Schlacht erschossen wurde. Der Soldat, der dieses erfährt, erschrickt und denkt, daß vielleicht durch seine Kugel der Knabe eine Waise geworden. Er erwartet den Rabbi, „um bei seiner Weisheit sich Rath zu suchen." „Wie mit scharfen Krallen packte — Mein Gewissen da der Vorwurf: — Wehe, wehe, bist ein Jude — Und entsendest die Geschosse, — Daß blindwüthend sie so manches — Ed'le jüd'sche Herz zerreißen; — Deine Hand zerfleischet jene, — Die dir dreifach hat verbrüdert — Glaube, Stamm und gleiches Elend, — Ach, für die ich täglich bete, — Ob sie auch zerstreuet leben, — Weit in aller Herren Landen, — Und an die so unauflöslich — Tausende von Jahresringen — Der Vergangenheit mich ketten — Und der Zukunft, der verheißnen, — Die herbei wir stündlich sehnen, — Sie, mit denen gern ich theilte — Lust und Leid und Wohl und Wehe, — Gegen diese soll ich wüthen — — — Und all das für eine Sache, — Deren Recht ein zweifelhaftes, — Dem Soldaten-Eide folgend — Streit' für sie ich unbegeistert."

Der Rabbi belehrt den Soldaten durch ein Gleichniß: Wie einst ein König zwei Söhne hatte, die in Uebermuth und Trotz sich anfeindeten, so daß der Vater sie beide ohne Hilfsmittel von sich verbannt, bis die Noth unter den Fremden sie die wahre Bruderliebe lehren würde. In fremdem Lande wurden sie geläutert und sehnten sich wieder zusammen. „Da beginnt es wild zu gähren — in dem Schooße der Nationen; — es entfesselt seine Schrecken — all ein Kriegesungewitter." Doch bevor die Völker auf einander stoßen, wollen sie durch einen Zweikampf zweier erprobter Kämpfer von beiden Seiten das Kriegsglück entscheiden lassen; und die beiden Kämpfer sind die — Brüder, die sich erkennen. Der Kampf muß aber ausgefochten werden; da zersplittert der eine Bruder mit mächtigem Schlage das Schwert des andern, und den Besiegten trägt er auf seinen Armen in das Lager der Freunde, die den Besiegten tödten wollen; doch der Bruder wehrt es: „Wisset, — adelt auch der Muth den Krieger, — adelt Großmuth mehr den Sieger. — Auf und folget meinem Beispiel! — Seht, wie ich den Ueberwund'nen — heb' empor in meine Arme, — liebreich an mein Herz ihn drücke, — so besieget eure Feinde — jetzt durch Edelsinn und reichet — ihnen brüderlich die Hände." Der Rabbi mahnt dann den Krieger, selbst im nothgebrungenen Kampfe noch nach Kräften Milde, Schonung und Liebe zu üben. Dieses Gedicht, dessen Inhalt schön gedacht, leidet aber an einer Ueberladung von eingestreuten hebräischen und jüdisch-deutschen Wörtern, die als ein Jargon Manches entstellen und besser hätten deutsch gegeben werden können. Ein Buch dieser Art muß dem Leser verständlich sein, ohne daß er sich erst durch breite Erläuterungen hindurch- und hineinarbeiten muß, weil er sonst Lust und Geschmack am Lesen verliert. — Und das Buch von Placzek leidet vielfach an dem gerügten Fehler und an einer gewissen Unfertigkeit der Gedanken und des Styls.

K.

Nord-Amerika.

Die politischen Rechte der Frauen in den Vereinigten Staaten.

Die durch blutige, jahrelange Kriege in Amerika erkämpfte Emancipation der Neger ist jetzt eine anerkannte Thatsache geworden, und wenn wir den uns neuerdings von jenseits des Oceans zugehenden Berichten Glauben schenken dürfen, so hat der Süden, der selbst noch nach seiner Niederwerfung das Prinzip der Gleichstellung der Neger in jeder Weise illusorisch zu machen versuchte, sich endlich und zwar mit überraschender Schnelligkeit in das Unabänderliche gefügt und den schwarzen Brüdern die Hand rückhaltlos gereicht. Man kann aber nicht nach einer Seite wohlbegründeten Ansprüchen gerecht werden, ohne dadurch von andern Seiten gleiche, nicht minder berechtigte Anforderungen hervorzurufen, und so beginnt denn jetzt an die Stelle der nun gelösten „Negerfrage" die Frage nach den politischen Rechten der Frauen zu treten.

Schon als der Kampf um die Emancipation der Neger noch stürmisch im Kongresse tobte, wurde die Forderung der Verleihung des Stimmrechtes an die Frauen im Senate als ein Amendement zur Vorlage wegen der politischen Rechte der Neger gestellt. Dasselbe kam jedoch von einer Seite, der es nicht um die Sache selbst zu thun war, sondern die es nur gebraucht hatte als eine geschickte Finte, vermittelst deren man die ganze Bill abschlagen könne. Dies wohl einsehend, fanden sich die Radikalen, sonst die beredtesten Vertheidiger des Stimmrechtes der Frauen, bewogen, dagegen zu stimmen; viele von ihnen gaben jedoch die Versicherung, sie würden, wenn die geeignete Zeit dazu gekommen sei, den jetzt von ihnen bekämpften Antrag bei einer Wiedereinbringung unterstützen.

Diese Zeit scheint jetzt, wenn auch vielleicht noch nicht gekommen, doch um Vieles näher gerückt, denn, wie ein amerikanisches Blatt, dem wir diese Mittheilungen entlehnen, erzählt, hat sich eine neue große Organisation gebildet, deren Zweck es ist, den Negern und Frauen die Ausübung der politischen Rechte zu sichern. Dieselbe führt den Namen „American Equal Rights Association" und hat sich bereits mit mehreren der leitenden Kongreßmitglieder in Washington in Verbindung gesetzt. Sechszehn Senatoren haben sich bereits der Verleihung des Stimmrechts an Frauen günstig erklärt, unter ihnen hervorragende Persönlichkeiten, wie Senator Brown von Missouri, Wilson von Massachusetts und Wade von Ohio, welcher Letztere viele Chancen haben soll, bei der nächsten Präsidentenwahl an die Spitze der Republik berufen zu werden. In einem Briefe spricht sich derselbe über die in Rede stehende Angelegenheit folgendermaßen aus:

„Ich bin und war stets ein Anwalt des gleichen unparteiischen Stimmrechtes für alle Bürger der Vereinigten Staaten, welche das einundzwanzigste Jahr erreicht haben, im vollen Besitze ihrer Geisteskräfte und unbescholten sind, ohne Unterschied der Farbe, Race oder des Geschlechts."

Beträgt nun die Anzahl der Advokaten des Stimmrechtes der Frauen im Senate schon ein Drittel der Gesammtheit, so läßt sich in Anbetracht, daß derselbe immer weit conservativer ist, als das Repräsentantenhaus in letzterem eine noch lebhaftere Unterstützung eines derartigen Antrags erwarten. Man darf daher annehmen, daß sich bald eine systematische Bewegung für die Erlangung des Stimmrechtes der Frauen organisiren werde und daß man sich dabei all der Hebel und Argumente, welche für die Emancipation der Neger angewendet wurden, mit geschickter Taktik bedienen werde.

Unsere Quelle führt bei dieser Gelegenheit noch an, man sei in Amerika nicht ganz ohne Erfahrungen auf diesem Gebiete. Der Staat New-Jersey, von Schweden und dann von Quäkern gegründet, habe nämlich zur Zeit der Revolution in seine Verfassung das beschränkende Wort „männlich" nicht aufgenommen und die Frauen hätten demzufolge Jahre hindurch die ihnen gewährten politischen Rechte ausgeübt, ohne daß sich nachweisen lasse, sie hätten dieselben jemals gemißbraucht oder es sei dadurch in anderer Weise ein Nachtheil für den Staat erwachsen. Trotzdem fand man es seit dem Jahre 1808 für angemessen, dieses Recht durch einen Akt der Legislatur zu beschränken, so daß es die Frauen von da ab nicht mehr ausübten. Wirklich entzogen wurde es ihnen jedoch erst im Jahre 1844, wo man verschiedener Uebelstände halber eine Revision der Verfassung nöthig fand und der Phraseologie der andern Staaten folgend das Wort „männlich" in dieselbe aufnahm. Die Frauen von New-Jersey scheinen sich der gegen sie durch diese Aenderung geübten Beeinträchtigung durchaus nicht widersetzt, ja sie möglicherweise herbeigeführt zu haben durch den geringen Werth, den sie einem Rechte beilegten, das jetzt von vielen ihrer Schwestern heiß ersehnt wird, und dessen Zurückeroberung, wenn sie sich wirklich vollzieht, noch viele heiße, wenn auch glücklicherweise unblutige Kämpfe kosten wird.

Die letzten fünfundzwanzig Jahre haben allerdings auch in dieser Hinsicht in Amerika Vieles verändert und ein großer Theil dieser Veränderungen ist auf Margarethe Fuller's Werke zurückzuführen. Ihr Buch „Die Frauen des neunzehnten Jahrhunderts" wurde den amerikanischen Frauen fast ein zweites Evangelium; dem Einfluß ihrer Schriften ist es zu danken, daß die amerikanische Gesetzgebung wesentliche Verbesserungen zu Gunsten der Frauen eingeführt hat; sie predigte ihren Schwestern Sympathie für die Emancipation der Sklaven, nicht nur aus Gründen der Humanität, sondern, weil dieselbe eng und unauflöslich mit ihrem eigenen Schicksal verbunden sei. Wird jetzt, nachdem die Emancipation der Neger vollzogen, auch die politische Gleichstellung der Frauen in Amerika einen Triumph feiern? Möglich, obgleich für die erste Zeit noch nicht ganz wahrscheinlich, jedenfalls werden wir uns auf scharfe, mit allen Waffen des Geistes geführte Kämpfe gefaßt zu machen haben.

Kleine literarische Revue.

— **Taine über das heutige Paris.***) Professor H. Taine in Paris, der über die Geschichte der englischen Literatur, der deutschen Philosophie und der französischen Kunst fast gleichzeitig die gründlichsten Untersuchungen herausgegeben, hat soeben auch einen Beitrag zu den epidemisch gewordenen Paris-Beschreibungen geliefert, und zwar einen satyrisch-humoristischen, wie man ihn kaum aus der Feder eines Parisers erwartet. „Weltleute, die bloß für das Vergnügen leben und unter zehn Jagden, die sie danach anstellen, kaum Einmal es attrapiren, Bürgers-

*) Notes sur Paris. Vie et opinions de Mr. Frédéric-Thomas Graindorge, docteur en philosophie de l'Université d'Iéna etc. etc. recueillies et publiées par H. Taine, son exécuteur testamentaire. Paris, Hachette, 1867.

leute, denen es noch niemals gelungen, es zu erreichen, Mädchen und Kuppler-Leute, die das Vergnügen feilhaben oder es Einem anschmieren — das ist Paris, und sein einziger Zweck: Genuß und Schein." Mit diesen Worten führt der Herausgeber der Notes sur Paris den angeblichen Verfasser derselben, den Rauchfleisch- und Petroleum-Händler Graindorge aus Cincinnati in die Lesewelt ein. Dieser französische Amerikaner, der in Eton, Heidelberg und Jena seine Studien gemacht, kennt alle vier Nationen: die Engländer und die Yankees, die Deutschen und die Franzosen, aus dem Fundament und schildert sie mit gleichem Humor. Am Schlimmsten fahren dabei die Amerikaner, deren hervorragendste Eigenschaften ihm Egoismus und Humbug sind, während die Franzosen natürlich am Besten bei ihm fortkommen. Dabei ist in dem unterhaltenden Buche auch über andere Dinge, als Paris und jene vier Nationen, sehr viel zu lesen und zu lernen. Es ist das wieder einmal ein französisches Geistes-Erzeugniß, das wahrscheinlich in der ganzen Welt Leser und Beifall finden wird — ein Buch, das an die besten Zeiten des französischen Esprit erinnert.

— **Ein neues Trauerspiel Sophonisbe.** Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die neuesten deutschen Dramatiker mit einer gewissen Vorliebe ihre Stoffe aus dem römischen Alterthume holen. Fast möchte man glauben, daß, wie einst in der französischen Revolution Redner und Dichter in dem Römerthume den Spiegel ihrer Zeit fanden, auch die politisch bewegte Gegenwart sich unwillkürlich zu dem Volke hingezogen fühlt, dessen Geschichte selbst die großartigste politische Tragödie ist, die je auf der Weltbühne gespielt hat. Unter den verschiedenen Römer-Tragödien, die uns die neueste Zeit gebracht hat, nimmt die Sophonisbe eines Ungenannten*) einen nicht unehrenvollen Platz ein. Der Stoff ist von älteren und jüngeren Dichtern häufig behandelt worden. Die Meisten haben in ihm nur das rein Menschliche erfaßt: sie haben aus der Geschichte der Sophonisbe eine Liebestragödie gemacht, in die der Eine oder der Andere auch ein wenig Politik mit hineingemischt hat. Unserem Verfasser kam es darauf an, besonders die historische Bedeutung hervorzuheben, nicht in der Weise, daß er die einzelnen Daten der geschichtlichen Begebenheit mit skrupulöser Gewissenhaftigkeit festgehalten hätte, sondern in dem Sinne, daß er die großen Gedanken, welche die damalige Welt bewegten und die auch in dieser einzelnen Geschichte zum Ausdruck kommen, zum wesentlichen Inhalte und zu Trägern des Stückes gemacht hat. Wie in der Gegenwart das Streben und Ringen der verschiedenen Nationalitäten nach eigener freier Entwickelung wieder zu einem mächtigen Motiv der fortschreitenden geschichtlichen Bewegung geworden ist, so zieht sich schon durch die Geschichte des Alterthums von der Zeit an, wo der römische Staat in Beziehung zu anderen Völkern trat, ein gleicher Kampf, nur daß damals die Nationalitäten der Uebermacht der Römer unterlagen. Der großartigste unter den zahlreichen Vernichtungskämpfen war der zweite punische Krieg. In dem kolossalen Ringen des römischen und karthagischen Volkes vollzog sich in dem Unterliegen Karthago's eine Katastrophe der gewaltigsten Art. Die Geschichte der Sophonisbe ist eine Episode aus der Zeit, in welcher der Kampf eben anfing, sich zu Gunsten Roms zu neigen. Des Dichters Absicht war nun: auf dem großartigen historischen Hintergrunde an dieser einzelnen Episode das Schicksal des nationalen Gedankens im Alterthum überhaupt darzustellen. Sophonisbe, als erste und vorzügliche Trägerin der Idee, ist eine große Seele voll mächtiger Leidenschaft. Das edle Feuer einer unbedingten und zu jeder That, zu jedem Opfer bereiten Hingebung an die Vaterstadt, auf der anderen Seite die verzehrende Gluth eines zu tödtlicher Erbitterung gesteigerten Nationalhasses, das sind die einzigen treibenden Motive ihres Handelns. Sie stirbt, weil sie die Vaterstadt nicht retten kann, da Masinissa, der König von Numidien und der Verbündete der Römer, dem sie ihre Hand gereicht in der Hoffnung, ihn wieder für Karthago zu gewinnen, in dem Conflict zwischen der Pflicht für sein Volk und der Liebe für seine Gattin, die Gattin opfert, um nicht sein Volk unter das Joch der Römer zu bringen. Die Vorzüge des Stückes sind die einfache Anlage und geschickte Ausführung, die meist treffende Charakteristik und die klare und edle Sprache; nur läßt das Ganze den Leser ziemlich kalt.

E. M.

*) Sophonisbe. Ein Trauerspiel aus dem Alterthum. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1867.

— **„Hausschatz deutscher Erzählung."***) In der heutigen schönen Literatur herrscht die erzählende Dichtungsform vor, die Talente wenden sich von der Lyrik ab und lassen ihre Schöpfungen in Romanen, Novellen und Skizzen Gestalt gewinnen. Dies hängt mit der realistischen Anschauung unserer Tage zusammen. Während das Theater in trauriger Dunkelheit, die durch die Lichtstrahlen einzelner Geister mehr durchschimmert, als erhellt wird, verödet, oder sich zum Tummelplatz grobsinnlicher Gaukeleien und platter Blödsinns-Frivolität entwürdigt, flüchtet sich die von dem Materialismus des Tages gehetzte Poesie auf das weite Gebiet des Romans, als auf ihre letzte gegenwärtige Zufluchtsstätte. Dem Epos vermag nur die Ausnahme-Stellung eines so großartig begabten Dichters wie Hermann Lingg (in seiner Völkerwanderung) ein poetisches Leben wiederzuerwecken, an dem mitzugenießen der größte Theil der heutigen (literaturentfremdeten) Generation in der Unwissenheit und Flüchtigkeit ihres nichtigen Treibens freilich keine Zeit hat. Auf dem weiten Felde der Prosa-Erzählung, wo Freytag, Auerbach, Spielhagen u. A. würdige Vertreter der Kunst sind, macht sich naturgemäß auch vieles Mittelmäßige breit, dessen Schatten-Dasein in den vielen oberflächlichen Unterhaltungs-Journalen kümmerlich Nahrung sucht, ohne wirklich lebensfähig zu werden. Der Leser, der nach poetischer Anregung strebt, hat daher in der Romanliteratur eine umsichtige Wahl vorzunehmen. Zur Erleichterung dieser Mühewaltung tragen manche Unternehmungen bei, von denen wir hier neben der Janke'schen „Romanzeitung", besonders den „Hausschatz deutscher Erzählung" hervorheben. In der Form von Heften zu je 4 Sgr. erscheinen hier in trefflicher Ausstattung ausgewählte und neue Werke von Moritz Hartmann, Otto Müller und Wilhelm Raabe in der Weise, daß der Abonnent die Werke jener drei begabten Schriftsteller periodisch, wie in einer Zeitschrift, erhält, ohne daß am Schlusse des Ganzen die handliche Buchform, für das einzelne Werk gesondert, fehlt. Durch diese fein erfundene Art der Herausgabe zeichnet sich das national-literarische Unternehmen unter anderen auch vor der Janke'schen „Romanzeitung" vortheilhaft aus. Dies und der gediegene Inhalt macht den „Hausschatz" für jede gute Familien-Bibliothek wünschenswerth.

B—w.

*) Stuttgart, E. Ebner, 1867.



— **Touristenführer durch Westdeutschland.** Die Reisezeit veranlaßt uns, auf ein eben erschienenes treffliches Reisehandbuch aufmerksam zu machen. Dasselbe ist vom Bibliographischen Institut in Hildburghausen herausgegeben unter dem Titel: „Neustes Reisehandbuch für Westdeutschland von Heyl und Berlepsch, illustrirte Ausgabe mit 28 Karten, 14 Plänen, 8 Panoramen, 52 Ansichten." Westdeutschland, also Rheinland im ausgedehntesten Sinne, ist darin für den Reisenden durch ein Routen-Schema analysirt, welches auf dem Netze derjenigen Hauptverkehrsadern basirt, die heute die maßgebenden sind. Das Buch zeichnet sich namentlich durch sehr ausführliche Nachrichten über Bäder und Kurorte aus, macht die arrondirten Excursionsgebiete, wie den Odenwald, den Schwarzwald, die Pfalz &c. dem Reisenden besonders übersichtlich und giebt alle kunstgeschichtlichen Nachweise in einer ebenso gründlichen als ansprechenden Form.

— **Hebräisches Spruchbuch.** Von Professor Dr. M. A. Levy in Breslau ist ein „systematisch geordnetes Spruchbuch (hebräisch und deutsch) als Leitfaden für den jüdischen Religionsunterricht"*) erschienen, welches sich als Handbuch zu jedem Religionsschulbuche gut eignet. Die 211 Sprüche (hebräisch mit deutscher Uebersetzung) sind nach den drei Hauptlehren: 1) Glaube an Gott und Pflichten gegen denselben, 2) Glaube an das Messiasreich und Pflichten gegen den Nebenmenschen und 3) Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und Pflichten gegen uns selbst, — ausreichend vertheilt; nur scheint uns die gegebene Zusammenstellung der Hauptlehren eine etwas gezwungene, wenn auch zwischen den Sprüchen manches Belehrende eingeflochten ist. — Auch hätten wir die Uebersetzung, zuweilen etwas präciser gewünscht, damit der Schüler mit dem Sinne auch die Wortbedeutung der Stellen sich besser einpräge. — Eine geschickte Zusammenstellung der Sprüche ist nicht zu verkennen. K.

*) Breslau, Schletter'sche Buchhandlung (H. Skutsch), 1867.

Literarischer Sprechsaal.

Am 22. Juni sind hundert Jahre verflossen, seitdem Wilhelm v. Humboldt geboren wurde. Jeder Deutsche, der auf die Kulturgeschichte seines Vaterlandes in diesem Jahrhundert stolz ist, wird auch den Säkulartag des deutschen Staatsmannes, dessen Streben die Erhöhung ebenso des wissenschaftlichen wie des politischen Ruhmes von Deutschland war, hoch in Ehren halten. Der Mitunterzeichner des Pariser Friedens von 1814 und der Wiener Kongreß-Akte war zugleich, als Minister und Reformator des öffentlichen Unterrichts in Preußen, im J. 1810 der Gründer der Universität Berlin. Derselbe tiefblickende Rathgeber der Krone, der zuerst den Gedanken ausgesprochen, daß in Preußen der Thron keine festere Stütze finden könne, als die Säule einer freien Verfassung, er war auch mit Franz Bopp einer der Gründer der neueren Wissenschaft der vergleichenden Grammatik; seine Berichtigungen und Zusätze zu Adelungs „Mithridates" erschienen bereits vor mehr als funfzig Jahren, und seine Untersuchungen über die baskische Sprache, über den „Bhaghavad-Gita", über die Kavi-Sprache und den Sprachbau überhaupt (welche Letzteren allerdings erst nach seinem 1835 erfolgten Ableben gedruckt wurden) schlossen sich unmittelbar an die epochemachenden, sprachvergleichenden Forschungen Bopp's an. Und wie tief greifen nicht seine Ideen über Schönheit und Kunst in die Gestaltung der neueren deutschen Literatur ein! Seine klassische Würdigung von Göthe's „Hermann und Dorothea", seine Briefe an Schiller, Frau v. Wollzogen, Georg Forster und Charlotte Diede sind beredte Zeugnisse für sein belebendes Wirken auch auf ästhetischem Gebiete. Die kürzlich aus Varnhagens nachgelassenen Sammlungen veröffentlichten Jugendbriefe Wilhelm v. Humboldt's an Henriette Herz sind allerdings voll überschwenglicher Ideen, aber selbst in diesen unreifen Expectorationen sind viele Keime des universellen Geistes zu erkennen, der sich nachmals auf so verschiedenartigen Gebieten unvergängliche Denkmale setzte. Wie treffend, liebevoll und zugleich kritisch spricht sich darin z. B. der kaum zwanzigjährige Student über seinen, zwei Jahre jüngeren Bruder Alexander v. Humboldt aus! Von einer Freundin der edeln, bis zu ihrem Ableben aller Ostentation feindlich gebliebenen Henriette Herz ist uns übrigens bemerklich gemacht worden, daß jene Jugendbriefe Wilhelm v. Humboldt's von ihr nicht (wie wir in der vorigen Nummer dieser Blätter gesagt) Varnhagen, sondern Alexander v. Humboldt geschenkt wurden, von dem die Empfängerin der Briefe sicher war, daß er keinen indiskreten Gebrauch davon machen werde. Alexander v. Humboldt hat die Briefe wahrscheinlich dem Verfasser der „biographischen Denkmale" zu literarhistorischen Zwecken, gewiß aber nicht zu der Art von Veröffentlichung übergeben, die jetzt dem Fräulein Ludmilla Assing beliebt hat.

Aus der jetzt gedruckt erschienenen Rede, die der Präsident der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, Herr Longpérier, am Grabe von Salomon Munk in Paris gehalten*), ersehen wir, daß die gedachte Akademie beschlossen hat, eine Sammlung von semitischen Inschriften herauszugeben, deren Redaction dem eben verstorbenen Munk anvertraut werden sollte. Diese Sammlung hat, nach den in der Akademie vorangegangenen Erörterungen, hauptsächlich den Zweck, den bekannten, von Renan ausgesprochenen Behauptungen in Bezug auf den Semitismus entgegenzutreten. Die vorliegenden vier Grabreden sind übrigens ein erfreulicher Beweis, wie sehr man in Frankreich von den verschiedensten Seiten die wissenschaftlichen Verdienste und den edeln, humanen Charakter unseres deutschen Landsmannes Munk zu würdigen und hochzuschätzen wußte.

Eine Uebersetzung der poetischen und in vieler Hinsicht überraschend schönen Einleitung Victor Hugo's zu dem encyklopädischen Werke über Paris, von welcher wir in Nr. 22 des „Magazin" eine Probe gegeben, ist jetzt, als Vorläufer der „Parisiade", dieses neuen Livre des Cent et un, in besonderem Abdruck erschienen**). Die Uebersetzung ist von Claire von Glümer mit großer Geschicklichkeit veranstaltet und läßt kaum etwas zu wünschen übrig. Das ganze Werk: „Paris, ein Spiegelbild seiner Geschichte, seines Geistes und Lebens, in Schilderungen von den bedeutendsten Schriftstellern Frankreichs", wird in der deutschen autorisirten Ausgabe sechs bis acht Bände bilden, von denen jeder, mit einem Titelbilde geschmückt, 15 Sgr. kosten wird.

*) Discours prononcés sur la tombe de Salomon Munk par M. de Longpérier, président etc., M. Adolphe Franck, membre de l'Institut, M. Isidor, grand-rabbin, et M. Albert Cohn.

**) Friedens-Manifest an die Völker Europa's, von Victor Hugo. Jersey, Mai 1867. Berlin, R. Lesser, 1867. (4 Bogen. Pr. 6 Sgr.)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | Herausgegeben von Joseph Lehmann. | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] ~~~~~~ Berlin, den 29. Juni 1867. ~~~~~~ [№ 26.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Mit dieser Nummer (26) endet das laufende Quartal dieser Zeitschrift. Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre geneigte Bestellung auf das nächste Quartal möglichst bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden.
Die Verlagshandlung.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51

Deutschland und das Ausland.

Zur Literatur über das Leben Jesu.*)

Wer ohne Vorurtheil und Befangenheit die Bibel alten und neuen Testaments von Anfang bis zu Ende liest, und auf unabhängig-wissenschaftlichem Wege ein Urtheil über das Leben und Wirken Jesu daraus abzuleiten sich bestrebt, findet, mehr oder weniger übereinstimmend mit den bekannten wissenschaftlichen Werken über das Leben Jesu, ungefähr Folgendes: Trotzdem die Evangelien und die Briefe der Apostel, über allem Streit erhaben, Jesum als den wirklichen, mit göttlicher Natur und Machtvollkommenheit ausgestatteten eingeborenen Sohn Gottes glauben und lehren, ergiebt demungeachtet die unbefangene Forschung in diesen Zeugnissen, nicht minder über jedem Zweifel erhaben, Jesus selbst habe sich zwar — und mit vollendetem Recht — als den verkündigten Messias, den Gottgesandten und Erlöser der Menschheit geglaubt und geglaubt wissen wollen, habe sich Sohn Gottes und Bruder aller derer genannt, welche den Willen seines himmlischen Vaters thun, nie und nimmer aber sich als Gott oder Gott-gleich gelehrt, vielmehr seine Machtfülle und Wunderkraft auch seinen Nachfolgern in selbst noch größerem Maße verheißen. Alle Menschen sollen, nach seinem unübertrefflichen „Vater unser", nicht in knechtischer Furcht an Gott den Machthaber, sondern in kindlich freier Liebe an Gott ihren Vater betend sich wenden, sollen das Reich Gottes nicht erst im Jenseits, sondern schon im Diesseits, im „leben, weben und sein in und mit Gott" suchen, ein Jeder soll der eigene Priester seines Glaubens sein, den tödtenden Buchstaben scheuen, den frei-machenden Geist anbauen und erstreben.

Wohl ist das Neue Testament bereits im Alten, mehr oder weniger entschieden und klar, enthalten und verkündigt. Doch wie das kostbarste Baumaterial erst durch ordnende Gestaltung zum Prachtbau seinen Zweck erfüllt, so gestaltete erst der Weltheiland das vorbereitete Geistes-Material zu einem Tempel der unübertrefflichsten Herrlichkeit und Vollendung. Und dies, in unaussprechlichster Liebe zur Menschheit unternommene Werk besiegelte er, errettend die Verirrten, erquickend alle Mühseligen und Beladenen, durch den reinsten, heiligsten Wandel in und mit Gott, seinem über Alles verehrten und verherrlichten himmlischen Vater, es schließend, mitten in der Fülle seines Lebens und Wirkens, durch einen schmerzensreichen Kreuzestod, noch am Kreuz für seine Mörder in versöhnendster Liebe betend: „Vater vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!" ...

Wäre Jesus mit göttlicher Macht ausgestattet gewesen, so würde sein Hangen und Bangen in Gethsemane, seine wiederholte Bitte, es möge der bittere Leidenskelch womöglich an ihm vorübergehen, sein, wenn auch nur augenblickliches, Verzagen am Kreuz unerklärlich sein. War er dagegen Mensch gleich uns, wenn auch ausgestattet mit einem Geiste höchster Weisheit, mit einem die ganze Welt in erbarmendster Liebe umfassenden Herzen, wie seine Lehren und Thaten unumstößlich es bezeugen, so dient gerade jenes Bangen und Verzagen in rührendster Weise zu seiner höchsten Verklärung. Gerade in ihnen liegt der Beweis, wie unendlich trauervoll und schwer der, zur Erlösung der Menschheit vom Joch der Sinnlichkeit und Sünde ganz unvermeidliche Opfertod ihn traf. Gerade hierin erwächst dem denkenden Christen der Muth, seinem Herrn und Heiland nachzustreben. Es wird eine Zeit kommen, wo selbst die Kirche nicht begreifen wird, wie sie Jahrtausende hindurch die Menschheit zur Nacheiferung des „Gott-gleichen" Jesus hat auffordern, wie sie hat glauben können, durch die Gottes-Natur mehr als durch seine rein-menschliche Natur Jesum zum Gegenstande dankbarster Verehrung zu machen. Thaten dies einst die Jünger und Apostel, so hatten sie den noch wissenschaftlich-befangenen Geist ihrer Zeit für sich, welche in allem Wunderbaren den unmittelbaren Gott erkennen zu müssen meinen durfte, welche noch berechtigt war, unsere kleine Erde als den Haupttheil der Schöpfung zu glauben und hiernach die Erlösung der Menschen durch Gottes eingeborenen Sohn für möglich zu halten. Der Gottes-Wissenschaft unserer Tage sollte diese, jetzt weniger als kindliche Ansicht gründlich versagt sein. Sie kann und soll vielmehr auch hierin unbefangen prüfen und das Gute möglich geworden klarer Erkenntniß dem nicht länger haltbaren Mythus der Vorzeit vorziehen. Doch diese Zeit klarer Erkenntniß und Erfassung Christi in seiner rein-menschlichen Gestalt unübertrefflichster Erhabenheit ist noch nicht die unsere. Noch fürchtet die Kirche, wenn auch ohne jeden Grund, in dem Aufgeben des apostolischen Christus den Untergang des Christenthums. Noch fühlt ein größerer Theil der Christenheit sich glücklicher im apostolischen als im wissenschaftlichen, im Sinne seines Stifters erfaßten Christenthum.

Da jedoch das Neue Testament für den Begriff des Weltheilandes, wie oben gezeigt, sowohl den übernatürlichen als den natürlichen Begriffen Befriedigung zu bieten vermag, so sollten wenigstens alle Christen sich endlich über ihm die Hand zur Versöhnung jeglichen Glaubenszwistes und zur Liebe reichen, nicht länger in der Einförmigkeit, sondern in der Mannigfaltigkeit der Glaubensbekenntnisse Einheit und Einigkeit suchen, und voll Preis und Dank jubelnd in das Halleluja allgemeinen Friedens auf Erden einstimmen: „Wir glauben Alle an Einen Gott!" Fstr.

*) Der hochachtbare ältere Freund unserer Zeitschrift, dem wir bereits eine Reihe von Artikeln versöhnlicher Tendenz über die Schriften von Strauß und Renan verdanken, hat uns Gegenwärtiges, als Schlußstein, wie er es bezeichnet, seiner Betrachtungen über das Thema, eingesandt. D. R.

Die deutsche Treue in Sage und Poesie.

„Die Treue sei des deutschen Volkes Ruhm, so hört' ich sagen und ich glaub' es fest," — so läßt Uhland seinen Herzog Ernst ausrufen, als ihm angesonnen wird, den Freund zu verlassen, der ihm einzig getreu geblieben war, und dieses Wort könnte man als Thema oder Motto der kleinen Schrift ansetzen, die der verdienstvolle Germanist Dr. Karl Bartsch in Rostock, soeben erscheinen ließ: „Die deutsche Treue in Sage und Poesie."*)

Wir besitzen gerade aus der sinnigen Betrachtung der germanistischen Philologie heraus geboren eine Reihe von Schriften — es sei hier nur an Jacob Grimm's „Frau Aventiure" gemahnt —, die wir mit nichts besser vergleichen könnten als mit einem schönen Strauße frischer würziger Wald- und Feldblumen. Ohne Absichtlichkeit und subjektives Raisonnement pflücken ihre Verfasser die an sich unscheinbaren Blümlein, geben ihnen nur die rechte Stelle und sind der rechten Wirkung sicher. Solche Schriften sollen nichts beweisen. Wie schlimm wär's auch, sollte unser

*) Vortrag am Geburtstage des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. Leipzig, Vogel, 28 S. 8.

Volk seine schönste Tugend in prunkenden Reden gleich den spätern Athenern historisch begründen müssen, ohne sie in lebendiger Gegenwart zu hegen! Sie wollen nur ein Bild geben des Faktischen oder faktisch Gewesenen. Man halte dabei die Beschränkung auf die Poesie des Mittelalters nicht für gelehrte Pedanterei. Einmal ist ja unverwehrt auch die neuere Literatur auf die „Treue" z. B. auszufragen, und zweitens könnte es gar wohl sein, daß ein Germanist gern Anlaß nähme, den Leuten zu zeigen, daß das mit Unrecht verschrieene Mittelalter, das finstere, barbarische und Gott weiß was es sonst noch sein soll, daß dieses Mittelalter eine solche Fülle der schönsten Blüthen des Geistes und besonders auch des Gemüthes aufzuweisen habe, daß seine Verächter beschämt zurücktreten müssen. Doch mag auch ihre Absicht sein, welche sie wolle, es bleibt des Dankes werth, die eigene Vorzeit mit dem scharfen Auge des Psychologen zu betrachten, uns zu sagen, weß Geistes sie sei.

Ist „deutsche" Treue eine andere Art von Treue, als die anderer Völker, so könnte man fragen; und ist es nicht, bewußt oder unbewußt, eine leidige Tugendprahlerei, wenn wir so sagen?*) Wir wollen die Frage hier nur aufwerfen, mögen sie andere beantworten. Sicher ist, daß in keiner Stelle, und Bartsch bringt ihrer eine erkleckliche Zahl, der Dichter von einer ausschließlichen oder vorzugsweisen Tugend seines Volkes spricht, wenn er von der Treue redet. Wir hätten deshalb den Titel etwas — man darf wohl sagen humaner gefaßt: Die Treue in deutscher Sage und Poesie. Es ist sehr schön, wenn immer die Treue des deutschen Volkes Ruhm ist, aber es ist hart, sich einzubilden, daß sie der deutschen Nation in Erbpacht gegeben sei.

Bartsch zeigt zunächst, wie unser Wort Treue ursprünglich (goth. triggva, διαθήκη, testamentum) Vertrag, Bund (treuga dei), dann gegebenes Versprechen bezeichne, also Ausdrücke wie Treue geben = fidem *dare*, hatten, brechen, leisten, seine Treue verpfänden und lösen, sich verstehen lassen.

In demselben concreteren Sinne sei „Untreue" gebrochenes Wort, Verrath.

Hieraus entwickelt sich der Begriff von „Zuverlässigkeit, Charakterfestigkeit, Aufrichtigkeit" und wird somit abstrakt ethisch. Aber selbst der gothischen Bedeutung des Wortes muß eine noch sinnlichere vorausliegen. Andererseits schlägt der Begriff des treuen in den des geliebten leicht über. Der Traute (trûte) ist der, dem man Treue widmet, der (ge)trute von trûwen. Schön nennt noch unsere heutige Sprache die Weihe zur Ehe — auch sie ahd. êwa = Gesetz und wie triggva testamentum übersetzend: die alte, die niuwe ê —, der es ja auf gegenseitige Treue und auf das triuten (lieb haben, von trût gebildet) zumeist ankommt, eine Trauung. Doch lassen wir das, wie unser Redner flüchtig über die sprachliche Seite weggeleitet. Nur die Bemerkung möge gestattet sein, daß Jacob Grimm gerade diese Seite der Betrachtung in den Vordergrund würde gestellt haben.

Folgen wir vielmehr der sicheren Führung auf die verschiedenen Lebensgebiete, in denen die Treue sich im germanischen Leben bethätigte. Da steht voran die Mannentreue gegen den Herrn. Bartsch behauptet S. 6: „Die Mannentreue selbst mit dem Tode zu besiegeln, war nicht nur etwas häufig vorkommendes, sondern so zu sagen, ein altgermanischer Grundsatz. Schande und Schimpf ist es, sagt Tacitus (Germ. 14), für das ganze Leben, lebendig die Schlacht verlassen zu haben, wenn der Fürst gefallen." Ja selbst das in der Leidenschaft des Spieles gegebene Versprechen, auf die Freiheit zu verzichten — Tacitus schilt es Beharrlichkeit in einer schlechten Sache — ist dem Germanen heilig. Gewiß ist dieses Verhältniß zum Herrn schön und bewundernswerth; es ist aber zu fürchten, daß der mecklenburgische Junker politisches Kapital daraus schmiede, wenn er liest, das Lehnswesen, das ja allerdings auf dieser Mannentreue ruhte und mit ihr zerfiel, sei das eigenthümlichste germanische Rechtsinstitut. Es ist doch gewiß ebenso spezifisch germanisch, das Lehnswesen überwunden zu haben, den Begriff der Treue und jeder politischen Tugend von den patriarchalisch persönlichen Haltpunkten losgelöst und auf das Leben der Gesammtheit, der Gemeinde, des Staates übertragen zu haben.

Poetischer allerdings ist jenes naiv-persönliche Verhältniß, menschlich schöner aber das heutige, und eine mecklenburgische Feudalverfassung ist schon deshalb heute politisch schändlich, weil sie vereinzelt dasteht und berechtigten Forderungen der Volksfreiheit Hohn spricht, während im Mittelalter wenigstens so schreiende Rechtsungleichheit nirgend zu empfinden war, auch der Feudalismus durch ein heilsames Gegengewicht der Kirche, wovon der mecklenburger Kliesothismus keine Ahnung hat, einigermaßen balancirt wurde.

Nur so lange die Würde der Herren vorhielt, kann vernünftigerweise von selbstaufopfernder Dienstmannen-Treue die Rede sein, und wenn Bartsch die Wuth germanischer Leibwachen bei der Ermordung Caligula's citirt, so finden wir darin nichts, was uns mehr rühren könnte, als die Treue gegen das Gesetz und die Hochachtung vor dem unpersönlichen Rechte. Dem Unedlen Treue bis in den Tod beweisen, heißt auf freie Sittlichkeit verzichten, heißt die Treue des Hundes beweisen.

Als eins der herrlichsten Beispiele von Mannentreue führt der Verf. die Dichtung von Wolfdietrich an. „Es ist ein anderer Geist als der des Christenthums, der in dieser Sage lebt, aber auch er ist ein starker, ein frommer Geist" (S. 9). Würdig reiht Rüdiger sich an, der in dem furchtbaren Konflikt geräth, gegen die Gastfreunde und den Verlobten seiner Tochter oder gegen seinen Lehnsherrn Etzel die Treue aufzukündigen.

Ein zweites Gebiet der Treue bildet die Verwandtschaft, und hier bethätigt sie sich als Blutrache. Doch kann angenommene Sühne sie hindern. Die nordische Kriemhild, in den eddischen Liedern Gudrun, ist ein Beispiel nicht bloß für die Treue, die keine Sühne in Gold und Silber findet, sondern auch für diese Sühne, und das hätte vielleicht gesagt sein sollen, damit noch deutlicher werde, wie unser Nibelungenlied die altgermanischen Verhältnisse der Sage verschoben hat. Gudrun hat nämlich für den Mord ihres Gemahls Sigurd wirklich von ihren Brüdern Buße genommen, und damit fällt das Motiv „Kriemhildens Rache" von selbst fort, aber an ihrem zweiten Gemahl Atli (Etzel im Nibelungenliede) rächt sie grausam den Mord der Brüder. Ein ähnliches Verhalten wie Gudrun zeigt Signy (s. S. 11).

Symbolisch wurde die Freundschaft zur Blutsverwandtschaft gesteigert und auch ohne diese Symbolik (des Föstbroedrlag, die wohl bloß dem Norden zuzuweisen ist) *) hat unsere Sage des Mittelalters ihre berühmten Freundespaare so gut wie das Alterthum. Aber das moderne Gefühl wird auch hier durch

*) Ob diese „deutsche Treue" nicht vielleicht gar erst aus der Ueberschrift des Schiller'schen Gedichtes um sich gegriffen hat?

*) Man ließ das Blut des geritzten Fußes oder der Hand in die nämliche Fußspur zusammenfließen oder trank es in einem Gefäße. Z. B. sagt Brunhild zu Gunnar nach Sigurds Ermordung (Simrock Edda S. 176): „So gänzlich, Gunnar, vergaßest du's, wie das Blut in die Fußspur euch beiden rann."

eine berserkerartige Uebertreibung abgestoßen. Dem angeführten Beispiel von Amicus und Amelius stellt sich ganz nahe die rührende und doch bei aller Kindlichkeit verschrobene hyperfromme Aufopferung der Meierstochter im Armen Heinrich. Ferner führt Bartsch noch die Geschichte von Athis und Profilias vor.

Es ist von hier kein Sprung zur Treue der Geschlechter. Obenan steht das herrliche Beispiel der Gudrun; es folgt Brunhild — in der nordischen Auffassung, Sigune — wieder romantisch verschroben! — und die Sagen vom Herzessen, am bekanntesten die vom Kastellan von Coucy.

Ebenso ergreifende Züge kennt die Sage von der Treue der Eheleute gegen einander. Doch wir überlassen das einzelne, immer bedeutsam Herausgegriffenes, der eigenen Lectüre und bemerken nur noch, daß weiter noch kurz von der Treue gegen den Nebenmenschen und gegen Gott gehandelt wird und sodann in reichhaltiger Lese die typischen Einkleidungen der Treue vorgeführt werden, endlich in der Personification der Frau Treue der Abschluß des Ganzen gewonnen wird.

Das Ganze ist eine Skizze und konnte als Festrede nicht wohl mehr sein. Wir loben die weise Beschränkung in Auswahl und Mittheilung und die edle Wärme, die aus der schlichten Darstellung anspricht. Wenn wir hier und da gegen die beabsichtigte oder doch wenigstens mögliche Nutzanwendung auf heutige politische Unformen oder romantische Auswüchse uns aussprechen, so geschieht dies, ohne der Hochachtung vor der Gelehrsamkeit des gegenwärtigen Rectors der Universität Rostock etwas zu vergeben. Man kann das Mittelalter als die Vergangenheit unseres Volkes lieben und zum Theil bewundern, aber man braucht es nicht zu beklagen, daß es sich so rein ausgelebt hat, wenn man schon beklagen muß, daß es in Mecklenburg als Mumie conservirt wird. F. S.

Musäus und Lavater.*)

„In der Entfernung erfährt man nur von den ersten Künstlern; wenn man aber diesem Sternenhimmel näher tritt und die von der zweiten und dritten Größe nun auch zu flimmern anfangen, und jeder auch als zum ganzen Sternbild gehörend, hervortritt: dann wird die Welt weit und die Kunst reich."

Diese Worte Göthe's in der italiänischen Reise setzt der Verfasser als Motto vor sein Schriftchen und reiht damit sogleich seinen Helden unter die Sterne zweiter Größe, die einst an Weimar's klassischem Himmel glänzten. Trotzdem spricht sich auf jeder Seite der kleinen Schrift das Bestreben aus, Musäus einen höheren Rang auf dem Parnaß zu vindiziren, als die öffentliche Meinung ihm bisher zuerkannt hat. — Ob nun wirklich eine spätere Nachwelt Musäus' Verdienste mehr würdigen lernen wird, als es bisher geschehen, das bezweifeln wir stark. Diejenige seiner Leistungen, welche seinen Namen noch bis in unsere Tage hinein lebendig erhalten hat: die Volksmärchen der Deutschen, entbehren für unser Gefühl gerade das, was dem Märchen überhaupt erst seinen Reiz wie seine Berechtigung verleiht: die Naivetät. Die behagliche Breite in Musäus' Erzählungsweise gießt über das Ganze einen Anstrich von Prosa und Langeweile, der der ärgste Feind jedes Märchenzaubers ist. Dennoch haben die Märchen ja auch in dieser Gestalt ihr Lesepublicum gefunden und werden es wohl behalten.

*) Johann Karl August Musäus. Ein Lebens- und Schriftsteller-Charakterbild, entworfen von Dr. Moritz Müller. Jena, Mauke, 1867.

Von größerer Bedeutung, wenigstens für die Zeit, in der Musäus lebte, war sein Angriff auf Lavater und dessen Physiognomik, die dieser mit aller Gewalt zur Wissenschaft erhoben sehen wollte. Lavater gehörte unstreitig zu denen, von welchen Lessing sagt: daß sie ihre Sache im Voraus zur Sache der Wahrheit machen, während sie doch höchstens als Sache der Wahrscheinlichkeit gelten kann. Damals jedoch war eine Zurückweisung der Lavater'schen Prätensionen eben so nothwendig, als Muth dazu gehörte, sie zu unternehmen, da eine Anzahl von Autoritäten, Göthe an ihrer Spitze, sich der Sache geneigt zeigten; betheiligte sich doch sogar Göthe selbst an der Herausgabe der physiognomischen Fragmente.*)

„Der schnelle Erfolg", sagt der Autor, „von welchem das Lavater'sche Werk zu sagen wußte, erklärt sich zum guten Theil aus dem Umstande, daß es der Zeitrichtung und Forderung entgegenkam, nach welcher das junge Dichtergeschlecht auf ein Zurückgehen zur reinen Natur und auf das Studium des Menschenherzens, als Quell und Grundbedingung echter Dichterwerke, drang.

Menschenkenntniß nun zu lehren, hatte Lavater sich anheischig gemacht, war aber an der Pforte, an den Außenwerken des Menschengebäudes stehen geblieben, und glaubte von da aus das ganze Innere mit seinen Behältern, Kammern und Winkeln überschauen und in sie eindringen zu können. Aber auch Menschenliebe, als „natürliche Folge" sollte durch seine Deduktionen befördert werden; er wollte, wie er selbst im 2. Theile der „Fragmente" S. 4 sich ausdrückt, „das Gefühl der Menschenwürde, Freude an der Menschheit, Anschaubarkeit Gottes im Menschen, Offenbarung eines neuen unerschöpflichen Quells der Menschenfreude" hervorrufen und beleben."

Und da die Zeitperiode, in welcher er mit seinem Werke hervortrat, die der stark ausgesprochenen, liebeseligen Sentimentalität war, die für Menschen-Vortrefflichkeit im Allgemeinen schwärmte, ohne daß man über dem Objekte das Subjekt, d. h. sein eigenes liebes Ich, vergaß, ihm vielmehr seine eigenthümliche, häufig sehr hoch gesteigerte Geltung und Würde bewahrt wissen wollte, selbst es zu hätscheln nicht unterließ: so konnte es in den davon berührten Kreisen um so sicherer auf begeisterte Aufnahme rechnen. Wesentlich die von dem Urheber des Systems, wie vorhin gedacht, ausdrücklich hervorgehobenen, von ihm als die Grundmauern desselben hingestellten Punkte: Menschenkenntniß und Menschenliebe sind es, auf die Musäus seine Angriffe richtet, und deren vielfach mangelhafte und krankhafte Seiten hervorzuheben er in seinen „physiognomischen Reisen" nicht unterläßt.

Doch verschweigt der Autor, daß auch hierbei dem Verdienste M.'s Einiges abgezogen werden muß, da er an Lichtenberg einen Vorkämpfer gehabt, der wohl auch Schwachen Muth einzuflößen vermochte. Im Jahre 1778 schon erschien im Göttinger Taschenbuch Lichtenberg's Aufsatz: „Ueber Physiognomik wider die Physiognomen"; während die „physiognomischen Reisen, voran ein physiognomisches Tagebuch, heftweise herausgegeben", erst im darauf folgenden Jahre das Licht der Welt erblickten.

Mit der nur ihm eigenen Schärfe des Geistes, gepaart mit wissenschaftlicher Kenntniß hatte Lichtenberg schon die Geißel der Ironie gegen Lavater geschwungen. Göthe sagt mit Recht von Lichtenberg's Schriften, man könne sich ihrer als der wun-

*) Das 82. Kapitel „über Thierschädel" rührt, wie Eckermann berichtet, von Göthe her. Auch schickte er das Lavater'sche Manuscript an den Buchhändler Reich in Leipzig.

derbarsten Wünschelruthe bedienen; wo er einen Spaß mache, liege ein Problem verborgen.

Die Gründe, die Lichtenberg in dem erwähnten Aufsatze gegen die Berechtigung der Physiognomik anführt, sind so schlagender Art, folgen so nothgedrungen einer aus dem andern und schmettern den Feind mit solcher Unwiderstehlichkeit nieder, daß es ein großes Vergnügen gewährt, diesen Aufsatz zu lesen, selbst wenn man das, was er beweisen will, schon von vornherein als bewiesen annimmt. Einige Sätze mögen dies darthun. — „Gehört denn unser Körper der Seele allein zu, oder ist er nicht ein gemeinschaftliches Glied sich in ihm durchkreuzender Reihen, deren jeder Gesetz er befolgen, und deren jeder er Genüge leisten muß? — So steht unser Körper zwischen Seele und der übrigen Welt in der Mitte, Spiegel der Wirkungen von beiden; erzählt nicht allein unsere Neigungen und Fähigkeiten, sondern auch die Peitschenschläge des Schicksals, Klima, Krankheit, Nahrung und tausend Ungemach, dem uns nicht immer bloß eigener Entschluß, sondern oft Zufall und Pflicht aussetzen ..... Die Falte, die sich bei dem Einen erst nach tausendfacher Wiederholung derselben Bewegung bricht, zeigt sich bei dem Andern noch weniger; was bei dem Einen eine Verzerrung und Auswuchs verursacht, den selbst die Hunde bemerken, geht dem Andern unbezeichnet oder doch menschlichen Augen unbemerkbar hin ..... Füllt die Seele den Körper etwa wie ein elastisches Flüssige, das allezeit die Form des Gefäßes annimmt: so daß, wenn eine platte Nase Schadenfreude bedeutet, der schadenfroh wird, dem man die Nase eindrückt? Ein rohes Beispiel, aber mit Fleiß gewählt." — — —

Anstatt so kräftige Hiebe zu führen, und damit das Uebel an seiner Wurzel zu packen, wie es Lichtenberg auf den wenigen Seiten seines Aufsatzes thut, begnügt Musäus sich damit, in seinem sehr umfangreichen Werke in zahlreichen und nicht immer glücklich gewählten Beispielen darzuthun, zu welchen Irrthümern man gelange, wenn man die Lavater'schen Grundsätze auf das praktische Leben anwende; wie man hier einen ganz Unschuldigen für einen gemeinen Verbrecher ansprechen könne und umgekehrt, dort einen Nachtwächter für ein verkanntes Dichtergenie zu halten gezwungen werde, weil der Nasenwinkel so oder so geformt sei und dergleichen mehr, Dinge, die sich wohl mit weniger Aufwand von Raum und Anstrengung hätten beweisen lassen. — Der nach Lavater's Anleitung physiognomisch Reisende kommt am Ende seiner vielen Irrfahrten zu dem Resultat, künftig ganz der Anordnung zuwider zu verfahren, die der weise Lavater seinen Jüngern giebt, und wozu der weise Muhammed die seinigen gleichfalls verband; wenig zu schwatzen, viel zu schauen und wenig zu disputiren; sondern vielmehr nach der Methode einiger unserer angesehensten Kirchenlehrer: viel vom Metier zu schwatzen, Alles zu beschauen, darüber fleißig zu disputiren und nichts davon zu glauben. —

Daß Göthe anfangs diese Abfertigung Lavaters (von dem er später selber sagte, er sei ein Freund der Lügen gewesen von Anfang an) zu hart fand, geht aus seinem Epigramm: Physiognomische Reisen (Bd. 1, S. 18) hervor, wenn er auch in demselben zugleich die Physiognomik dem Gebiete der strengen Wissenschaft entziehen, und sie der dichterisch anschauenden Phantasie zuweisen wollte*).

Wenn es sonach ein vergebliches Bemühen ist, Musäus unter die Heroen der Literatur zu reihen, ihn als irgendwie epochemachend hinzustellen, so ist es hingegen dem wohlwollenden Biographen gelungen, uns ihn von seiner menschlichen Seite als höchst achtungs- und liebenswerth darzustellen. Dr. Müller zeigt uns in seinem Schriftchen das Bild eines echten Gelehrten und Schulmannes des vorigen Jahrhunderts von seiner liebenswerthesten Seite: genügsam bei wahrhaft kärglichen Mitteln und in den engsten Verhältnissen, fleißig und unermüdlich thätig bis zum letzten Athemzuge, treu und wahr in seinen Verhältnissen als Freund, Gatte und Vater, dabei von stets regem Gefühl für alles Schöne und Hohe und von einer rührenden Liebe zur Natur. Alle diese Eigenschaften machen noch keinen großen Mann aus, es ist wahr, wohl aber einen guten und tüchtigen, und das Bild eines solchen zu erneuen, bleibt für alle Zeit verdienstlich.

Was diesen Gestalten im Leben ihren Hauptreiz verleiht, und sie zugleich befähigt, über alle Drangsale zu triumphiren, ist ein nur ihnen eigener Humor des Herzens, diese göttliche Gabe, die ein Schwimmgürtel des Lebens genannt werden mag. Von dieser besaß auch Musäus ein reiches Maß. Viele ansprechende Züge davon berichtet der Biograph. Einer der vielen möge hier folgen:

Nach einer längeren Krankheit wurde Musäus, nachdem er sie glücklich überstanden, mit seiner Frau, mit der er übrigens eine äußerst glückliche Ehe führte, von Freunden zu Tische gebeten. Alles freute sich über sein gutes Aussehen, als er eintrat. Gegen Ende der Mahlzeit konnte es jedoch seine Frau nicht länger über sich gewinnen, zu verschweigen, daß er nur darum so gut aussähe, weil er sich geschminkt habe, als er in die Gesellschaft gegangen sei. „Hast Du's nun endlich vom Herzen herunter," sagte er darauf, „ist Dir nun leichter? Nun ja, ich habe mich roth angestrichen, um dem Bedauern wegen meiner Krankheit auszuweichen, und lieber wegen meiner Gesundheit beneidet zu werden. Aber weil meine Frau eine solche Plaudertasche ist, so will ich nun auch das Maul nicht halten und erzählen, was mir vor Kurzem mit ihr auf dem Wege nach Erfurt passirt ist. Wir fuhren an einem blau blühenden Felde vorbei und ich sagte: „Sieh, wie schön der Flachs steht!" Darauf weist meine Frau auf das Feld daneben und sagt, um ihre außerordentlichen Wirthschafts-Kenntnisse zu zeigen: „Auch das Werg daneben steht recht gut!"

---

*) Die Physiognomisten.

Sollt' es wahr sein, was uns der rohe Wand'rer verkündet,
Daß die Menschengestalt von allen sichtlichen Dingen
Ganz allein uns lüge, daß wir, was edel und albern,
Was beschränkt und groß, im Angesichte zu suchen,
Eitele Thoren sind, betrogene, betrügende Thoren?
Ach! wir sind auf den dunklen Pfad des verworrenen Lebens
Wieder zurückgescheucht, der Schimmer zu Nächten verfinstert, —

Der Dichter.

Hebet Eure zweifelend Stirnen empor, Ihr Geliebten!
Und verdient nicht den Irrthum, hört nicht bald Diesen, bald Jenen,
Habet Ihr Eurer Meister vergessen? auf, kehret zum Pindus,
Fraget dorten die Nenne, der Grazien nächste Verwandte!
Ihnen allein ist gegeben, der edlen, stillen Betrachtung
Vorzusteh'n. Ergebet Euch gern der heiligen Lehre
Merket bescheiden leise Worte. Ich darf Euch versprechen:
Anders sagen die Musen, und anders sagt es Musäus.

„Die Leiden der jungen Lina."*)

Es bedarf vielleicht der Rechtfertigung, daß für die Besprechung dieses in deutscher Sprache geschriebenen und deutsche Zustände behandelnden Buches der Raum des „Magazins für die Literatur des Auslandes" in Anspruch genommen wird; das Roffhack'sche Gedicht, das ich in keine der vorhandenen Kategorieen unserer Literatur unterzubringen wußte, verwies mich indessen unwillkürlich auf sinnverwandte Erzeugnisse der Literatur des Auslandes, und auf diesem ferner liegenden Gebiete boten sich mir die Anknüpfungspunkte, die ich in der Nähe vergeblich gesucht hatte, wie von selbst.

Eine satirische Erzählung, die absichtlich weder eine spannende Handlung noch eine Entwickelung der Charaktere enthält und trotzdem durch die Fülle guter Gedanken und die vorzügliche Handhabung der strengen Form — das Roffhack'sche Gedicht ist in Octaven geschrieben — den Leser zu fesseln vermag und ihm von dem Talente des Dichters eine hohe Meinung verschafft, ist in der That in Deutschland etwas Neues. In Frankreich sehen wir Alfred de Musset in der „Namouna" nach derselben Methode verfahren, absichtlich einen dürftigen Stoff zum Vorwurf seiner Dichtung wählen und unter dem Vorwand, eine „orientalische Geschichte" zu erzählen, zwei lange Gesänge hindurch über alles Mögliche, was nicht zu der orientalischen Geschichte gehört, über Don Juan und die Liebe, über Prosa und Verse, über das Christenthum und den Islam geistreich und anmuthig plaudern, bis er endlich am Schluß des letzten Gesanges in wenigen Strophen den Hergang kurz berichtet und es Andern überläßt, daraus einen Versroman zu machen:

„Je vais la raconter, l'écrira qui voudra."

Musset drängt die Handlung in den Hintergrund, um Platz für seine Betrachtungen zu gewinnen; und er erinnerte sich dabei gewiß der Vorrede zum „Lutrin", in welcher Boileau die These vertheidigt, daß einem erzählenden Gedichte, um ausgezeichnet zu sein, ein einfacher, wenig verwickelter Stoff zu Grunde liegen müsse, damit die Einbildungskraft in ihrem Fluge nicht gehemmt und unter der Last der schweren Handlung der Gedanke nicht erstickt werde.

Das scheint sich der Dichter der „Leiden der jungen Lina" gemerkt zu haben, mit vollem Bewußtsein erzählt er die gewöhnlichste aller Geschichten, aber in ganz ungewöhnlicher Weise. Vielleicht ist er in dem Bestreben, das Interesse seiner Leser nur durch die Erzählungsweise zu erringen, zu weit gegangen, denn ganz so alltäglich brauchte die Fabel gerade nicht zu sein. Es handelt sich um ein „Fräulein ohne Geist" Namens Lina, so stellt uns der Verfasser seine Heldin vor, die sich in einen jungen Baron verliebt und von diesem geliebt wird. Die beiderseitigen Väter verweigern aber den Eheconsens, das „Verhältniß" löst sich auf, der Baron schickt sich in das Unvermeidliche und das Fräulein — darin unterscheiden sich die „Leiden der jungen Lina" wesentlich von denen „des jungen Werther" — „entschlägt sich des Seingedenkens."

„Nach nicht zu langem Warten fand sich dann
Für sie ein andrer liebenswürdiger Mann."

Das ist die Geschichte, über welche Roffhack seine Verse geschrieben hat. Nicht in ihr ist der Reiz zu finden, welcher dieser Satire eigen ist. Zunächst besticht uns die Form, die Roffhack vollkommen beherrscht und, wenn wir uns in die Dichtung mehr vertiefen, erquickt uns der klare Verstand, die scharfe Beobachtung, gepaart mit warmer Empfindung und rechtem Gefühl.

Es mag manchen Lesern als Fehler des Roffhack'schen Gedichtes gelten, daß man bei flüchtiger Lectüre nicht genau in Erfahrung bringen kann, ob der Dichter ernsthaft spricht, ob er spottet, und daß die Stellen, wo die Satire in die Erzählung eingreift, nicht sichtbar genug markirt sind; ich glaube jedoch, daß wenn man sich die Mühe giebt, das Buch wirklich zu lesen, ein solcher Zweifel nicht entstehen kann. Mit mehr Berechtigung darf man es rügen, daß die Satire stellenweise nicht keck genug auftritt.

Auf diese allgemeine Charakteristirung der Roffhack'schen Satire muß ich mich beschränken — zur Begründung meines Lobes fehlt mir der Raum, und ebensowenig könnte ich auch für die Ausstellungen, die ich hier und da zu machen hätte, die Belegstellen anführen. Nur Eine Bemerkung möge hier noch gestattet sein: Die Portraits, die Roffhack von seinen Figuren giebt, sind mit gutem Humor, mit Treue und Schärfe gezeichnet, aber gerade diese seltene Eigenschaft, charakteristisch und gut portraitiren zu können, verleitet den Dichter dazu, einen Fehler zu begehen. Weil er gute Bilder giebt, glaubt er uns eine jede Figur, wenn sie für uns auch sonst gar keine Bedeutung hat, wie sie leibt und lebt vorführen zu sollen. Mit derselben Gewissenhaftigkeit, mit demselben liebevollen Eingehen auf die geringfügigste Einzelnheit werden daher die Helden, wie auch die episodischen Nebenrollen, geschildert, und dadurch, daß Allen dasselbe Relief gegeben ist, verlieren natürlich die bedeutenderen Persönlichkeiten das ihre. P. L.

*) Eine Satire aus unsern Tagen in fünf Gesängen, von Albert Roffhack. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1866.

Frankreich.

Gustav III. und der französische Hof im 18. Jahrhundert.*)

I.

Frankreich ist das erste Volk gewesen. Dies ist eine Idee, welche in letzterer Zeit in Frankreich selbst Boden zu gewinnen scheint, und welche bei unsern Nachbarn in den gebildeten Kreisen aufrichtige und ernste Vertheidiger findet. Es ist dies ein Anzeichen von Kleinmuth und Verzagtheit. Wir haben uns hier über die Berechtigung der Idee nicht zu entscheiden und kein Urtheil darüber zu fällen, ob die Franzosen, wenn auch viele der neueren Theoretiker meinen, die romanische Welt habe ihre Zeit gehabt, wirkliche Gründe haben, an ihrer Zukunft zu verzweifeln. — Worauf wir aber hier hinweisen wollen, jetzt, da der germanische Geist, mit Recht stolz auf seine moralischen Eroberungen, mit einer besondern Vorliebe sich der ruhmvollen Gegenwart, die er durchlebt, vielleicht manchmal allzusehr hingiebt, das ist eben darauf, daß Frankreich im verflossenen Jahrhundert durch den Aufschwung mannigfaltigster Art, den es dem Geistesleben von ganz Europa mittheilte, das erste der Völker gewesen ist. Dieses recht nachdrücklich nachzuweisen, das ist eine Pflicht, welche die Unparteilichkeit gerechter Geschichts-Anschauung uns gebietet, und zwar gerade jetzt mehr als je. Wenn Frankreich jenen seinen hohen Rang nicht behauptet hat, so ist es wohl erlaubt, zu sagen: Hat je ein Volk das Recht gehabt, sich

*) Gustave III. et la cour de France. Par M. Geffroy. Paris, Didier, 1867.

gewissermaßen zur Ruhe zu setzen, so ist es gewiß diese Nation, welche von 1715 bis zum Ausbruch der großen Revolution von 1789 und Jahrzehnde darüber hinaus in fast hundertjähriger Gährung das gesammte Kultur- und Civilisationsleben der Völkerwelt Europa's in Bewegung setzte mit der Fülle seiner reformatorischen Ideen, es durchleuchtete mit seinen lichtvollen Theorien, oft auch durch seine excentrischen Doctrinen es erregte.

Das völlige und unbefangene geschichtliche Verständniß des französischen achtzehnten Jahrhunderts ist bei uns Deutschen vielfach getrübt. Wir haben uns verleiten lassen, mit besonderer Vorliebe auf seine Schattenseiten zu sehen, die Schäden und Gebrechen desselben aufzudecken, seine Schandflecken und das Lasterleben jener Zeit einseitig herauszustellen. Das, was uns dazu bewog, ist vorzugsweise die unheilvolle Nachahmung, oder besser Nachäffung des Pariser Gesellschaftslebens, zu welcher besonders die kleineren deutschen Höfe sich verleiten ließen und unter der unser Volk so sehr viel gelitten hat. Unsere Duodez-Fürsten von damals, um doch der Mode zu folgen, guckten den Parisern all' ihr Aeußeres ab und machten ihnen Alles nach, was sich eben nachmachen läßt: die Flatterhaftigkeit der Sitten und den Leichtsinn, die Maitressen und die Soupers, die vornehmen Unarten der Gottlosigkeit und der Unsittlichkeit. Aber sie konnten weder, noch wollten sie sehen, welche bessere Elemente in den Pariser Salons unter jener Außenseite des Leichtsinnes verborgen gährten, welche ernstere und gediegenere Gedanken. Sie konnten oder wollten nichts davon sehen, daß jene Sittenverderbniß, die man in Deutschland wohl mit Unrecht mit dem Namen „Byzantinismus" gebrandmarkt hat, eine reiche Fülle von Lebenskräften, lebendiger Jugendfrische des Geistes und Gemüthes und hochherzige Hoffnungen auch enthielt. Und was für rührende Freundschaften, welche herrliche, aufopfernde Hingebung mischte sich oftmals in die Weltlust jener gesellschaftlichen Verhältnisse, von denen uns die Briefe und Memoiren der damaligen Zeit erzählen! Aber dergleichen macht sich nicht nach, copirt sich nicht. Tief in der menschlichen Natur, welche ohne Zweifel will, daß jeder sein eigen bleibe und nicht Copie werde, liegt es begründet, und sie drängt, wenn der Mensch in's Nachmachen geräth, bei Jedem gebieterisch darauf hin, daß er in der Regel die üblen Seiten des Andern nachmacht, seine kleinlichen Schwächen, seine Verkehrtheiten.

So geschah's auch damals mit dem achtzehnten Jahrhundert Frankreichs. Man machte es nach in Deutschland von der Seite, wo es sich am leichtesten copiren ließ: in seinen Schwächen und Gebrechen. Und nachdem wir Deutsche uns die französischen Fehler genügend zu eigen gemacht hatten, haben wir recht gründlich darunter gelitten und seitdem richten und verdammen wir ärgerlich grollend (was zu entschuldigen ist) mit maßloser Strenge die französische Gesellschaft der Regierungszeit Ludwigs XV.

Heut nun, nach Verlauf so vieler Jahre, ist Unparteilichkeit wenigstens nicht mehr unmöglich, und die Entfernung, in der wir uns nunmehr jener Zeit gegenüber befinden, verwischt oder mildert doch wenigstens die schwarzen Schatten des Bildes. Und so wird es von Tag zu Tage leichter, über den französischen Geist von damals ein gerechtes, endgültiges Urtheil zu fällen.

In dieser Beziehung nun ist das soeben erschienene Werk eines namhaften französischen Gelehrten, des Professors Geffroy*) an der Universität zu Paris: „Gustav III. und der französische Hof" sehr erwünscht und willkommen auf dieser Seite des Rheines, wie auf jener. Dieses Buch liefert uns, Dank den Reisen, die es veranlaßte, Dank der strengen Unparteilichkeit seines Verfassers, neben so manchen sehr werthvollen Aufschlüssen über bis heutzutage dunkel gebliebene Punkte, neben interessanten Aufklärungen über die Allianz zwischen Preußen und Rußland im vorigen Jahrhundert, wahrhaft neues und durchaus günstiges Licht über jenes allzu oft verleumdete Leben der französischen Gesellschaft damaliger Zeit.

Bevor wir aber bei dieser Seite des vorliegenden Werkes verweilen, bei der Schilderung, so lebendig und so wahr, wie sie Geffroy uns giebt von Madame de Boufflers, von Madame d'Egmont, von Madame Necker, ferner von den ersten Jahren Ludwig's XVI., von der Furcht und Hoffnung, die abwechselnd den jungen Hof beherrschten, möchte ich dem Verfasser nach Schweden folgen und zeigen, daß er bei seiner Arbeit nicht bloß den Eingebungen eines oft einseitigen und trügerischen Patriotismus gefolgt ist, sondern daß er zu derselben die tüchtigste Befähigung eines geschichtlichen Forschers, eines Historikers von Beruf hinzugebracht hat.

Geffroy gehört, als Arbeiter auf dem Gebiet der Geschichte, zu derjenigen Schule, deren erster und vollendetster Vertreter Mignet in Frankreich und Ranke in Deutschland sind. Mit Kunst ein eng begränztes Geschichtsgebiet, das noch unerforscht ist, auswählen, es absondern, es mit wissenschaftlichem Sinn nach allen Seiten hin tief durchdringen, es beleuchten durch bisher noch nicht zu Tage geförderte Dokumente und öffentliche Schriftstücke — das ist sein Streben, was ihn, trotz mancher Unterschiede, selbst mancher Gegensätze der mit Kaiser Karl V. beschäftigten deutschen und französischen Historiker, dem berühmten deutschen Professor zu Berlin vergleichbar und ähnlich erscheinen läßt. Jenes Streben ist auch der hervorstechende Charakter des vorliegenden Werkes von Geffroy. „Was die Quellen anbetrifft", sagt er selbst, „so waren, da es sich um die geschichtliche Herstellung eines Zeitabschnittes voller Verwickelungen und geheimer Beziehungen handelte, keine erwünschter, als die politischen oder privaten Correspondenzen, welche in Familien- oder Staats-Archiven aufbewahrt sind. Dank der kräftigsten Unterstützung, habe ich dieselben in fast unzähliger Menge erhalten. Eine amtliche Sendung hat es mir gestattet, acht Monate hinter einander in den bedeutendsten Archiven des Nordens zu arbeiten, hauptsächlich zu Stockholm, zu Upsala und zu Kopenhagen. Nach meiner Rückkehr wurden mir die Archive unseres Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten bereitwillig geöffnet, und so ist mir's möglich gewesen, in Frankreich, die Nachrichten, welche Schweden mir geliefert hatte, nochmals kritisch durchzusehen und zu vervollständigen. Doch bleibt es die reiche Sammlung zu Upsala, der ich die werthvollsten Dokumente verdanke."

---

*) Geffroy hat (um dies hier nebenbei zu sagen) ganz besonderen Anspruch auf die Hochachtung und das Interesse Deutschlands. Er hat durch seinen mündlichen Unterricht, gegenwärtig an der Sorbonne und vorher an der Normal-Schule, sehr dazu beigetragen, bei der jüngern Generation der Franzosen Kenntniß und Achtung vor deutscher Gelehrsamkeit zu verbreiten. Er hat allezeit ein offenes Auge gehabt für das Ausland. Zuerst hat er sich bekannt gemacht durch ein Buch über Milton als Staatsmann, darauf durch zahlreiche Artikel in der Revue des deux Mondes über die Geschichte Schwedens, welche recht eigentlich sein Gebiet ist und auf dem er in Frankreich allgemein als Autorität betrachtet wird. Endlich ganz vor Kurzem ist sein Name in weiteren Kreisen bekannt geworden durch seine Theilnahme am Streit über die Correspondenz Marie Antoinette's, in welchem Streit er gleich sehr mit Wärme wie mit Gelehrsamkeit und feiner Kritik die Behauptung Arneth's vertheidigt hat.

Vom Anfang des Werkes, von der Schilderung an, welche Geffroy über den Stand der Dinge in Schweden vor Gustav III. uns macht, bietet sich dem Leser eine reiche Fülle neuer Aufschlüsse dar. Denn ist es nicht für die größte Mehrzahl der Leser ein ganz neuer Aufschluß, wenn den geheimen Artikeln des Offensiv-Allianz-Vertrages, welcher im October 1764 zwischen Preußen und Rußland geschlossen wurde, eine so vollständige Publicität zu Theil wird, wie es durch dieses Werk Geffroy's geschieht? Graf Manderström hatte dieselben bereits vorher zur Kenntniß des Publicums gebracht in einem Buche, betitelt: „Sammlung unedirter Dokumente, die Geschichte Schwedens betreffend." Dieses Buch war aber nur in vierzig Exemplaren gedruckt worden. Geffroy hat, da er im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zu Stockholm mit vollen Händen schöpfen durfte, besonders der preußischen Geschichte einen ausgezeichneten Dienst erwiesen.

Mag man über die Politik Friedrich's II. urtheilen wie man will und mag man dabei noch so streng sein, es ist und bleibt sein Verdienst — selbst die schärfsten Richter sind es ihm zuzuerkennen gezwungen, und das vorliegende Werk Geffroy's giebt in seinem ersten Kapitel klar und beredt davon Zeugniß: Es war in den Eroberungsplänen dieses großen Königs eine tiefdurchdachte Einheit und eine wunderbare taktische Gewandtheit, welche gegen Schweden wie gegen Polen ganz ähnliche Pläne in's Werk zu setzen trachtete. Dieses Gegeneinanderhalten so gleichartiger politischer Intentionen muß für uns um so spannender und Aufmerksamkeit erregender sein, als machtvolle Einheit Consequenz der Bestrebungen und ununterbrochene Kraftentfaltung nach Außen, welche zwar Zeiten des Stillstandes ertragen kann und zeitweise Hemmungen, aber niemals Zeiten des Rückganges, charakteristische Grundzüge der preußischen Geschichte geblieben sind, und heutzutage mit unwiderstehlicher Gewißheit selbst die kurzsichtigsten Geister in Erstaunen setzen.

Man möchte vielleicht erwarten, daß in einem Werke, beinahe ganz angefüllt von Dokumenten und wo so viel historisches Material aufgeschichtet ist, der Verfasser manchmal sich verwickele, daß sein Gang schwerfällig und langsamer werde. Und in einem Buche dieser Art wäre dies wohl zu entschuldigen. In Deutschland zumal würde man dergleichen nicht gerade sehr übel nehmen. Allein es ist darin nichts davon zu bemerken, Dank dem seltenen Talent zur Anordnung, der lichtvoll-klaren Eintheilung, der lebensvollen Schreibweise unseres Geschichtsschreibers. Die Gelehrsamkeit, so gediegen wie sie ist, ist hier doch nur Dienerin, die sich gern und willig leiten läßt, und niemals hemmt sie den leichten Fluß einer Darstellung fast dramatischer Art.

„Gustav III.", sagt Geffroy, „war ein Fürsten-Charakter, ganz und gar dazu gemacht, um dem Mißgeschick Blößen zu zu geben, dem öffentlichen wie dem privaten, der Undankbarkeit und dem Hasse, den diplomatischen Ränken und den unheilvollen Kriegen, welche daraus herkommen, und gleichwohl ein Charakter der durch einige glänzende Actionen an eine gewisse Größe heranzustreifen und in einer Zeit der Intelligenz und der Aufklärung sehr lebhafte Sympathieen und selbst Bewunderung sich zu erwerben wußte. Es sollte aus ihm, mit Einem Wort, auf der veränderlichen Bühne seiner Zeit eine der anziehendsten und dramatischsten Persönlichkeiten werden." Das ist er auch in vorliegendem Buche, sei es daß wir im Geiste den Maßregeln beiwohnen, welche den Staatsstreich vom 19. August des Jahres 1772 vorbereiten, sei es daß uns die Reformen beschrieben werden, welche der König vornimmt, oder die Freiheiten, welche er gewährt, sei es vornehmlich, daß uns mit strenger Unparteilichkeit das Bild seiner letzten Jahre mit ihren Fehlern vor Augen gestellt wird, seine Neigung zu Verschwendungen und zu sittlichen Ausschreitungen, und die abenteuerliche Politik, durch die er sich zum Kriege gegen Rußland hinreißen läßt; die finanziellen Verlegenheiten, die ihm daraus entstehen; die für ihn fast erniedrigenden Bitten, zu denen er dem französischen Hofe gegenüber herabsteigen muß; der blinde Souveränetäts-Dünkel, mit dem er, während Ludwig XVI. die Constitution vom 14. September annimmt, es verschmäht, royalistischer als der König, nicht einmal die officielle Anzeige davon zu empfangen; endlich die letzten Scenen des Dramas und sein blutiger Ausgang.

Aus den Briefen eines Besuchers der Pariser Ausstellung.

III.

China und Tunis.

Noch ein Bischen Ausstellung will ich beschreiben: ich schwärme jetzt nur für Chinesen und Chinesinnen. Letzthin ging ich in das große chinesische Café, oder vielmehr „Thee".

In einem reizenden kleinen Garten voll bunter Blumen, die meist in bemalten Porzellantöpfen stehen, befindet sich das mit breiter Terrasse umgebene chinesische Haus. Es ist von unten bis oben natürlich knall-bunt angestrichen und steht zwischen den großen Bäumen reizend aus. Am Eingang sitzen drei Chinesen und verkaufen Photographieen und allerhand Souvenirs. Im Hause selbst sind allbekannte „Chinoiseries" ausgestellt, dahinter ist das Theater, dessen Vorstellung ich noch nicht gesehen. In einem Seitentempel sitzen drei kleine Chinesinnen, wie aus Porzellantöpfen entsprungen. Eine recht hübsche stelzt manchmal auf und geht wie ein Pfau strahlend durch den Garten. Alle drei arrangiren fortwährend Thee zum Verkauf und wohnen Abends der Theatervorstellung bei. Die Männer sind meist schauderhaft häßlich, aber im Costüm so schön, daß es malerisch denkbarer wohl nichts geben kann als Chinesen. Ich werde übrigens wohl Gelegenheit haben, das Völkchen im Détail zeichnen zu dürfen. Leider ist alles Zeichnen auf der Ausstellung selbst streng untersagt und es ist schwer, eine Ausnahme-Erlaubniß zu bekommen. Ein recht unsinniges Monopol das! ich wurde schon mehrere Mal im Zeichnen polizeilich unterbrochen.

Merkwürdig häßlich und geschmacklos sehen unsere modernen Damen aus, wenn sie neben den Chinesen stehen und diese betrachten. Wie unendlich fein ist ein Chinese in seinem sanften Blau, seinen meergrünen Hosen und mattgelben Halskragen, der mit braungrün auf dem wachsgelben Gesicht abschließt. Es ist ein Farbenreiz wie auf einem Paul Veronese'schen Bilde. Daneben nun eine Engländerin oder dergleichen, in knall-blau mit einem Rosafleck irgendwo, mit blitzgrünen Blättern und hartweißen Blumen auf dem Kopfe; eine pfeffergraue Jacke mit mittelalterlichem Wappen, ein großes Chignon, hier eins à la Grec; ein Tuch à la Turc, dort eine ägyptische Broche u. s. w. — kurz ein charakterloser Salat. Ein Chinese, ein Araber trägt nichts Fremdes, darum hat er Charakter und ist so schön in seinem Landesprodukt. Auffallend ist eigentlich, daß die Chinesen, die doch offenbar Luxus lieben, nie in ihren Kleidern und Moden wechseln; so, wie sie heute erscheinen, müssen sie schon vor tausend Jahren ausgesehen haben; denn auf keinem älteren Bilde sieht man eine Abweichung der Mode. Ueberhaupt sind, was Costüme betrifft, alle unkultivirten Völkerschaften, selbst die rohesten, im Geschmack, in Farben und Ornamentik den kulti-

zirten West-Europäern weit voraus. Man sehe die norwegischen Bauerhemden und vergleiche damit die modernen auf den Boulevards, mit sogenannten Mustern bedruckt.

Eine wahre Augenweide für mich war die kleine Carawane, die ab und zu unter dem Jauchzen des Publikums durch den Garten strolcht. Schon von weitem hört man das gräßliche Geschrei zweier höchst unzufriedener Kameele. Alles läuft hinzu, um plötzlich auf den Rasen zu retiriren, denn die sehr langbeinigen Kameele kommen schonungslos angetrabt.

Aber wie schön sehen sie aus, so langbeinig wie ich noch nie eins gesehen und oben die Beduinen in vollem Staat auf rothen Sätteln mit Troddeln und Schnuren, die sich auf den weißlichen Kameelen wundervoll absetzen. Die sehr dunkelen Kameelreiter sind manchmal vermummt, manchmal frei im Gesicht und haben gleichfalls schöne Costüme. Im schärfsten Galopp folgen den Kameelen zwei arabische Eselein, ein schwarzes und ein weißes, gleichfalls von Mauren oder Arabern geritten, die auf hohen Sätteln ganz hinten auf den Eseln sitzen. Sie erregen stets die allgemeine Heiterkeit durch ihren überstürzten Galopp mit eingeklemmtem Schwanz. Hinter ihnen reiten dann zwei oder vier schön gekleidete Araber die Muster von arabischen Pferden aus dem Stall des Bey von Tunis, und dabei können Einem wirklich die Augen übergehen. Ein Maure folgt in zweierlei Grün, mit weißem Turban, auf einem Havannah-farbigen Hengst mit weißem Schwanz; dann ein Maure in Weiß und Roth auf einem Rappen u. s. w. Ich glaube, das Personal des Bey besteht aus mindestens achtzig verschiedenen Leuten; man glaubt manchmal wirklich in Cairo zu sein. Dabei sehen die Männer meist so schön aus, daß keiner der Fremden und Besucher mit ihnen wetteifern kann und den Vergleich aushält.

Die Kameele werden übrigens auf sonderbare Weise mit einem Stock dirigirt und legen sich auf einen eigenthümlichen Gurgellaut des Reiters rasch hin, um absteigen zu lassen. Es muß aber ein schweres Ding sein, da oben im Sattel zu bleiben. Von diesen eigentlichen Wüsten-Kameelen sind noch nie Exemplare in Europa gewesen. Man ist gewöhnt, stets ein träges, faules Thier, wie einen Möbelwagen, in den zoologischen Gärten mit hängender Lippe stehen zu sehen, und nun kommen da, furchtbar schreiend, mit Zephir-Schritten diese schrecklich langen Gestalten anspaziert, die längsten und dünnsten vielleicht, die der Bey aus seinem Stalle treiben konnte.

Noch ist der Bey selbst nicht in sein Palais eingezogen, welches unten herum lauter türkische Bazare hat, in denen Cigarren, Bijouterieen, Stoffe, Kuchen, Kaffee u. s. w. verkauft werden. Alle diese Waaren sind natürlich ganz echt, und ein malerisches Bild gewährt es neben den anderen, wie die alten Kerle auf Teppichen sitzen und rauchen oder lesen, oder Waaren nachweisen und den Kindern Kuchen geben.

Türkische Teppiche habe ich jetzt soviel gesehen, daß ich andere gar nicht mehr sehen mag, so schöne es auch auf der Ausstellung giebt. Was die Gobelins betrifft, so kann diese Kunst unmöglich noch vervollkommnet werden. Ein Meisterstück von Nachahmung ist eine Copie nach Tizian's Wunderbild, die himmlische und die irdische Liebe. Man glaubt wirklich alte Oelmalerei vor sich zu haben. Auch Guido Reni ist mehrfach copirt.

Nächst diesen sind die russischen Teppiche vortrefflich, am schlechtesten natürlich unsere Anilin-gefärbten deutschen, die vereinzelt angebracht, ihre greuliche Pracht frech zur Schau tragen. In Teppichen sind wir nun einmal nicht stark; es giebt zwar sehr schöne Maschinen zu ihrer Anfertigung; leider noch keine Maschine für den Geschmack, der vor lauter Raffinirtheit und Suchen nach Neuem ganz abhanden gekommen ist.

England.

Die praktische Lösung der socialen Frage.

„Heute muß die sociale Frage noch gelöst werden und sollten wir die ganze Nacht aufbleiben!" So rief eines Abends im Frühling 1848 der Vorsitzende eines Volksvereins zu Berlin. Es ging aber nicht so schnell. Alle diese Herren sind seit der Zeit viel tausend Mal zu Bett gegangen, und die Revolution ist begraben worden; die sociale Frage aber tobt in allen civilisirten Ländern und allen Arbeiterkreisen ärger und massenhafter, als je. In England und Frankreich, sogar auch in Deutschland stehen sich scheinbar Capital und Arbeit mit ihren ungeheuren Kriegsheeren und »strikes« feindlicher gegenüber, als wohl jemals vorher. Die Noth ist am größten geworden und die Hilfe daher wohl auch am Nächsten.

Ebenfalls im Frühlinge 1848 machte ich in einer Berliner Weißbierkneipe zwischen furchtbar aufgeregten Philistern und kleinen Arbeitgebern einen bescheidenen Versuch, die sociale Frage zu lösen. Die Herren waren ganz außer sich vor Furcht und Wuth über die damals sich ziemlich souverän benehmenden Arbeiter und wußten sich nicht Raths, was sie mit den Forderungen derselben anfangen sollten. Sie sehnten sich zurück nach Polizei und Militär, welche die Arbeiter mit Gewalt zum Gehorsam und zur Unterwürfigkeit zwingen sollten. Ich hielt dies für keine richtige Lösung der socialen Frage und rieth ihnen, sich lieber mit den Arbeitern zu verbinden und ihnen einen Gewinn-Antheil am Geschäft zu sichern. Dieser Vorschlag rief eine so allgemeine unbändige Wuth hervor, daß sich unzählige Fäuste gegen mich erhoben und aus den zornigsten Kehlen das Verlangen hervorbrüllte: 'raus! 'raus! Ich ließ mich allerdings nicht einschüchtern, und so lange ich den Herren mein Gesicht zukehrte, ließen sie mich auch unangetastet. Beim Hinausgehen aber, fühlte ich mich plötzlich vom Rücken her gepackt und niedergeworfen. Mit Hilfe einer Bürgerwehrwache stand ich und mit mir die sociale Frage wieder auf, nur daß letztere allerdings seit Jahren und bisher bei uns durch Gesetz und Polizeimaßregeln so ziemlich niedergehalten, aber nicht gelöst ward. Und nun kommt diese Lösung, welche damals so viel Wuth hervorrief, doch endlich ganz friedlich, siegreich und willkommen von England herüber, wo die furchtbaren Gewerksgenossenschaften mit ihren Hunderttausenden von Mitgliedern, ihrer despotischen Organisation und ihren ungeheuren Strikes den Arbeitgebern gegenüber eine friedliche Lösung schwieriger als je zu machen schienen. Diese ist nun plötzlich gefunden. Der von mir einst vorgeschlagene Gewinn-Antheil, der mir beinahe das Leben kostete, ist in der Form der sogenannten Industrial Partnership oder der actionären Genossenschaft zwischen Capitalisten und Arbeitern bereits als das wahre Grundgesetz der Lösung der socialen Frage erkannt, anerkannt und zum Theil schon verwirklicht worden, und zwar auch schon in Berlin. Der Geheimrath Engel schreibt eben eine besondere Denkschrift darüber, die mit jedem Tage, wenn sie noch nicht erschienen ist, erwartet werden kann. Wir werden darin diese Industrial Partnership von einer wissenschaftlichen und

national-ökonomischen Autorität als das wahre, erste, richtige Grundelement der Lösung der socialen Frage klar und ausführlich dargestellt finden.

Es ist interessant, die verschiedenen Institutionen und Versuche kennen zu lernen, welche allmählich zu dieser Lösung geführt haben. Schon die gewöhnlichen anonymen Compagnons in kaufmännischen Geschäften und noch mehr die französischen Theilnehmer en commandite enthalten die Keime zu den Arbeiter-Gesellschaften, wie sie sich jetzt besonders in England bilden. Die französischen Commanditairs sind stille Theilnehmer an Fabriken und kaufmännischen Geschäften, ohne irgend eine andere Betheiligung, als durch Geld, das ihnen, je nach der Höhe des Gewinnes, verzinst wird. Wirft das Geschäft keinen Profit ab, bekommt er gar nichts. Nach John Stuart Mill, der darüber einmal Auskunft im Unterhause gab, verhält sich die Sache so: Der Betrag der Summe, welche en commandite in ein Geschäft gesteckt wird, muß registrirt werden; dadurch werden Personen, welche mit der betreffenden Firma Geschäfte machen, in den Stand gesetzt, sich mit den Vermögens-Verhältnissen derselben genau bekannt zu machen, so daß diese durchweg mehr Vertrauen und Kredit genießen, als gewöhnliche Firmen. Es wird ein genauer Unterschied zwischen denen gemacht, welche das Geld liefern und denen, die das Geschäft führen; Pflicht und Verantwortlichkeit ist für beide Betheiligte genau festgestellt, und das Gesetz sorgt dafür, daß der Profit genau berechnet und vertheilt wird. Es werden in Frankreich eine große Menge Geschäfte und Fabriken auf diese Weise geführt. Die Commanditairs wohnen oft weit von den betreffenden Geschäften entfernt und lassen sich bloß alle Jahre einmal Berechnung und den ihnen zukommenden Antheil des Profits zustellen.

Etwaige Streitigkeiten zwischen diesen stillen Theilnehmern, noch mehr aber zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, werden seit mehr als einem halben Jahrhundert mit zunehmender Ausdehnung und meist mit vortheilhaftem Erfolg durch Schiedsgerichte geschlichtet, und nur neuerdings scheinen auch in Frankreich Strikes immer mehr überhand zu nehmen. Im Ganzen aber haben sich diese Conseils de Prud'hommes stets sehr wohlthätig erwiesen. Sie bilden eine Art von Handelskammern, insofern sie Handel und Verkehr überwachen; da sie aber auch bestimmte Rechte und Privilegien besitzen und innerhalb gewisser Gränzen juristische Macht ausüben, haben sie Aehnlichkeit mit staatlich anerkannten Korporationen. Ein Prud'homme ist nicht bloß ein kluger Mann, sondern ein durch Rechtschaffenheit und Erfahrung allgemein anerkannter Geschäftsmann, eine Art industrieller Patriarch, dessen Urtheil und Entscheidung juristische Kraft hat. In manchen Gemeinden führen Municipalbeamte, welche die praktischen Interessen zu leiten haben und wegen allgemeiner Achtung und Erfahrung dazu gewählt wurden, diesen Namen. Schon vor vielen Jahren wählte die Stadt Paris vierundzwanzig Prud'hommes zur Unterstützung des Maires in Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung, zur Inspection der Märkte und aller öffentlichen Arbeiten. Jeder hatte, je nach seiner besonderen Erfahrung, ein besonderes Departement. In Marseille wählten die Fischer vier ihrer besten Genossen zu Prud'hommes Pêcheurs, welche besonders vereidigt wurden, um als oberste Wächter in allen Angelegenheiten der Fischer zu entscheiden. Unter dem Consulate des ersten Napoleon wählten die Seidenfabrikanten von Lyon einen solchen „Conseil de Prud'hommes", der aus neun Mitgliedern bestand, welche nicht nur alle Interessen der Seiden-Industrie zu überwachen, sondern auch Streitigkeiten zwischen Fabrikanten und Arbeitern und der Arbeiter selbst in ähnlichen Industrien zu schlichten hatten, und zwar innerhalb gewisser Gränzen ohne alle Appellation. Später ward dieses Schiedsgericht auf siebzehn Mitglieder erhöht, von denen neun von Herren und Meistern und acht von Arbeitern gewählt wurden. Es hielt seine Sitzungen immer Abends nach des Tages Arbeit und entschied immer sofort endgültig über Streitigkeiten, wobei es sich nicht um mehr als hundert Francs handelte. Bei größeren war eine Appellation an das Handels-Gericht zulässig. Es hatte die Gewalt, gerichtlich vorzuladen, zu pfänden und bis auf drei Tage Gefängniß zu erkennen. Es handelte immer zunächst als Friedensgericht, um kostspieliges Prozessiren zu verhüten. Erst wenn friedliche Vermittelung sich als vergeblich erwiesen hatte, schritt man zu richterlicher Thätigkeit.

Nach und nach entstanden in allen größeren Fabrikstädten Frankreichs solche Gewerberäthe, deren Organisation in manchen Einzelnheiten nach lokalen und industriellen Eigenthümlichkeiten von einander abwich. Im Jahre 1848 wurde ihnen größere gesetzliche Autorität verliehen, welche 1853 zum Theil noch weiter ausgedehnt ward. Etwa acht Jahre später besaß Paris in den meisten Industrieen dergleichen Conseils, welche, nach statistischen Angaben zu schließen, sehr wohlthätig wirkten. So kamen in einem Jahre über viertausend Streitigkeiten vor den Rath der Metall-Industrieen, von denen zweitausendfünfhundert friedlich geschlichtet und fünfhundert zurückgezogen wurden. Etwa dreihundert kamen vor ein specielles Schiedsgericht und sechshundert wurden auf eine formelle Weise entschieden. Es kamen bloß sieben Appellationen vor, von denen nur drei gegen das Erkenntniß des Raths entschieden wurden. In einem anderen Pariser Conseil kamen in einem Jahre gegen zwölftausend Klagen vor, von denen die meisten friedlich beigelegt wurden.

In Deutschland existirten eine Zeit lang Gewerberäthe als Karrikatur dieser französischen und wurden wohlweislich wieder abgeschafft. In Verbindung mit der Compagnonschaft en commandite und mit Benutzung französischer Erfahrungen, so wie der in England mit Glück begonnenen Industrial-Partnership lassen sich wohl neue Institutionen in's Leben rufen, um die sociale Frage endlich auf eine gründliche Weise zu lösen.

In England hat man schon seit vielen Jahren versucht, Conflikte zwischen Capital und Arbeit in friedens- und schiedsgerichtlicher Weise zu schlichten. Vor einigen Jahren wurde eine Streitigkeit der Klöppel- und Spindel-Drechsler durch eine sogenannte „Nationale Association der vereinigten Gewerbe zum Schutze der Industrie" — trotz ihres langen, stolzen Titels, auf eine bescheidene, alle Theile befriedigende Weise — geschlichtet. Kurz darauf endigte ein furchtbarer Streit der Londoner Schuhmacher mit ihren Arbeitgebern kurz vor dem Ausbruche eines allgemeinen Strikes durch Vermittelung zweier Comités in allgemeinen Frieden. Nach einem langen Kriege der Teppichweber von Yorkshire und Durham gründeten beide Parteien eine Art Teppich-Parlament mit einem Oberhause für die Arbeitgeber und einem Unterhause für die Arbeiter. Sie versammelten sich alle Jahre einmal, um über Arbeit und Lohn zu entscheiden. Vor etwa zwölf Jahren schickten dreißig Firmen ihre Vertreter in das Oberhaus und zweitausend Arbeiter die ihrigen in das Unterhaus dieses eigenthümlichen Parlaments. Ein Teppichfabrikant und Präsident des Oberhauses schrieb während des großen Strikes der Baumwollenarbeiter zu Preston eine besondere Broschüre und empfahl darin sehr warm die Zusammenberufung eines ähnlichen Baumwollen-Parlaments, wobei er von dem seinigen bemerkte: „Während der letzten funfzehn Jahre

sind die Mitglieder unserer beiden Häuser bloß ein einziges Mal in Unfrieden auseinander gegangen, und bei dieser Gelegenheit wurde das Oberhaus von dem Unterhause gebeten, seinen Beschluß noch einmal zu überlegen. Dies geschah sofort und zwar zur völligen Befriedigung beider Parteien. Dasselbe Parlament schlichtete in verschiedenen anderen Theilen Englands mehrere Strikes gleich nach dem Ausbruche. Das Schiedsrichteramt, welches auf den Rath der Thonwaaren-Fabrikanten von Staffordshire gegründet ward, hatte den Zweck, von allen neuen Erscheinungen, Erfindungen und Verbesserungen in dieser Industrie Notiz zu nehmen und sich über die Löhne in den verschiedenen Zweigen derselben immer je auf ein Jahr mit den Arbeitern zu verständigen, auch während dieser Zeit Aenderungen in Bezug auf einen neuen Artikel oder ein neues Muster zu vereinbaren. Das große Uebergewicht der Hand- über Maschinenarbeit und die größtentheils langen Contrakte mit den Arbeitern in dieser Keramik machen hier friedensrichterliche Entscheidungen leichter, als in anderen Industrieen. Die Entscheidungen des Amtes hatten keine gesetzlich bindende Kraft. Dessenungeachtet wirkten sie praktisch und moralisch meist sehr segensreich, besonders deshalb, weil während einer Streitigkeit die Arbeiter für einen Durchschnittslohn einstweilen fortarbeiteten und sich am Ende eine entsprechende Verminderung oder Erhöhung gefallen ließen und dadurch dem Uebel der Strikes entgingen. Das Schiedsrichteramt ward in der Regel von sechs Personen verwaltet, von denen drei von den Meistern, drei von den Arbeitern gewählt wurden, welche zusammen aus sich selbst einen Oberschiedsrichter ernannten. Die Setzer und Drucker Londons haben noch jetzt eine solche Organisation, welche sich seit zwölf Jahren ziemlich gut für alle Theile bewährt hat. Der Oberschiedsrichter ist hier ein bezahlter Jurist mit einer entscheidenden Stimme.

Auch die ungeheure Masse von Londoner Schneidern, welche neuerdings wieder sich vieltausendweise gegen ihre Arbeitgeber erhoben und mit ihren Brüdern in Paris und Brüssel ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen haben, unterwarfen sich früher mehrere Jahre lang schiedsrichterlichen Entscheidungen, welche entweder durch eine von ihnen erwählte Gewerksgenossenschaft oder in zweiter Instanz durch einen allgemeinen Arbeiterrath in Verbindung mit den Arbeitgebern gefällt wurden. Erst wenn Letzterer eine oder die andere Partei nicht zu befriedigen im Stande war, nahm man zu einem Strike seine Zuflucht.

Das Schiedsrichteramt, welches seit sechs Jahren in der Strumpfwaaren-Industrie zu Nottingham Streitigkeiten schlichtete, hat unlängst öffentlich Bericht erstattet und nachgewiesen, daß die wiederholten Schwankungen des Lohnes immer auf eine befriedigende Weise ohne Strikes vereinbart wurden.

Alle diese hier angedeuteten und sonstige Formen der Verbindung von Kapital und Arbeit können jedoch bloß als Versuche und logische Beweise für Lösung der socialen Frage gelten. Das Kapital oder die Arbeit von gestern muß mit der Arbeit oder dem Kapital von morgen in eine praktischere Geschäftsverbindung treten, welche sich in der Industrial Partnership zur wahren wirthschaftlichen Befriedigung für beide Theile immer mehr geltend machen wird. Sie ist die wahre, praktische Lösung der socialen Frage, als welche wir sie durch die erwartete Broschüre des Geheimrath Engel hoffentlich sehr genau kennen lernen werden. Er beruft sich dabei jedenfalls hauptsächlich auf die in England gemachten Versuche und Ergebnisse, von denen wir einstweilen folgende mittheilen wollen:

Die Herren Briggs, Besitzer des Kohlenbergwerkes Methley bei Leeds, vereinigten sich mit ihren Arbeitern nach langen Streitigkeiten und Strikes endlich unter folgenden Bedingungen: sie müssen sich von allen Gewerks-Genossenschaften fern halten und ihren Vortheil in Förderung der Interessen der Arbeitgeber suchen, die ihnen einen Gewinnantheil an allem Profit über zehn Procent hinaus zusichern. Zur Ermittelung dieses Gewinnes ist ein besonderer, unabhängiger Buchführer angestellt, welcher alle Jahre den Betrag des Gewinnes ermittelt und nach Abzug der zehn Procent für die Eigenthümer den Ueberschuß unter die Arbeitgeber und Arbeiter zur Vertheilung bringt.

Diese Einrichtung bewährte sich bis jetzt sehr gut in praktischer wie in sittlicher Beziehung. Die Arbeiter erhielten, außer ihren gewöhnlichen Wochenlöhnen, ziemlich ansehnliche Gewinn-Antheile und fühlten sich dadurch stets bewogen, die Interessen ihrer Arbeitgeber als ihre eigenen nach Kräften zu fördern. Eine Drahtfabrik im Norden Englands und ein Eisenbergwerk in Süd-Wales haben sich auf ähnliche Weise mit ihren Arbeitern verbunden. Doch giebt es noch eine vollkommnere Art von kaufmännischer Association mit denselben. Diese Art besteht darin, daß das Kapital eines Geschäfts in Actien verwandelt wird, von denen eine bestimmte Anzahl den Arbeitern auf Kredit gegeben werden, deren Betrag sie allmählich durch ihre Arbeit, resp. durch Abzug vom Lohne bezahlen, worauf sie dann, wie in jedem anderen Actien-Unternehmen, je nach der Höhe ihrer Actien an dem Gewinne Theil nehmen.

Auf diese Weise haben sich die Teppich-Fabrikanten Francis und John Crossley zu Halifax mit ihren Arbeitern verbunden und sie zu Theilbesitzern des Kapitals von 1,650,000 Pfund gemacht. Dasselbe gilt von der Kohlen- und Ziegelfabrik South-Buckley in Flintshire, der Cobden-Memorial-Mills-Company in Manchester mit einem Capital von 60,000 Pfund, ebenda von einer großen Baumwollenspinnerei, der Buchdruckerei von Charles Goball in Leeds und mehreren anderen großen industriellen Anstalten, deren Zahl sich fortwährend vermehrt, da die gemachten Erfahrungen durchweg sehr günstig für beide Theile sind und das einzige sichere Mittel des wirthschaftlichen Friedens gegen die im ganzen Lande drohenden oder wüthenden Strikes erkannt wird. Die Crossley-Compagnie, welche bei verhältnißmäßigem Beitritt ihrer sämmtlichen viertausendfünfhundert Arbeiter die Höhe jeder Actie auf funfzehn Pfund oder hundert Thaler feststellte, hat bereits drei halbjährige Dividenden von funfzehn Procent an ihre Actionäre, resp. Arbeiter ausgezahlt und dabei schon einen Reservefonds von nicht weniger als zwölftausend Pfund angesammelt. Ihre Actien standen dabei während der ganzen letzten englischen Handelskrisis bei einer Einzahlung von nur zwei Drittel des Nennwerthes weit über diesem.

Diese Arbeitsgesellschaften, wie Engel die Industrial Partnerships nennt, haben durchweg die Erfahrung gemacht, daß der Erfolg nicht bloß ein finanzieller, sondern auch ein wesentlich moralischer sei und den Abgrund, der jetzt zwischen Kapital und Arbeit in Form von allerlei Haß und Feindseligkeit und immer zunehmenden verderblichen Strikes sich weiter und weiter ausgedehnt habe, zu einem neuen Boden friedlicher, productiver Wirksamkeit schließe und ebene. Dies wurde namentlich auch von den Fabrikanten von Eisen- und Drahtgittern Greening und Co. hervorgehoben. Sie waren schon nach einem halben Jahre im Stande, eine Dividende von achtzehn Procent auf das Actien-Kapital und außerdem einen Bonus von fünf Procent auf die Löhne der Arbeiter zu vertheilen.

Von später und neuerdings in England nach solchen Mustern gegründeten Arbeitsgesellschaften finden wir in Engels Broschüre gewiß noch manche interessante Einzelnheiten, da ihm während

seiner Arbeit immer wieder neue Materialien über diese endliche praktische Lösung der socialen Frage zuströmten. Wenigstens ist damit der Grund gelegt worden, und wir haben die beste Hoffnung, daß sich die Tempel des Friedens zwischen Kapital und Arbeit auf dieser Grundlage mit Hilfe früher gemachter Erfahrungen und Experimente und neuer Ideen und Verbindungsformen fest und schön auferbauen lassen werden.

In Deutschland werden zwar die Apostel solcher Lösungsgedanken nicht mehr heimtückisch überfallen, aber wir sind verhältnißmäßig in dieser Praxis noch weit zurück. Bis jetzt kennen wir nur den Messingfabrikanten W. Borchart in Berlin, der den Werth seiner Fabrik im Betrage von 300,000 Thalern zu Actien gemünzt und unter eine Commandit-Gesellschaft vertheilt hat, davon zunächst ein Fünftel an seine Arbeiter und zwar so, daß sie das ihnen vorgeschossene Kapital nach Bequemlichkeit einzahlen und in immer größerem Umfange an dem Gewinne sich betheiligen können.

Nehmen wir zusammen, was während der letzten Jahre in den verschiedenen gebildeten Ländern durch schiedsrichterliche Thätigkeit, durch Conseils de Prud'hommes, durch Betheiligung encommandite, durch Cooperativ-Gesellschaften, durch Actien-Compagnien und neuerdings durch diese industriellen Arbeits-Gesellschaften an Erfahrung und Baumaterial gewonnen ist, so können wir getrost sagen, daß nun endlich zuverlässige Bürgschaften für den Weltfrieden zwischen Kapital und Arbeit gewonnen sind. H. B.

Nord-Amerika.

Leben und Treiben der Yankees.

Ein ehemaliger englischer Offizier, der sich zur Zeit des großen amerikanischen Kampfes in den Vereinigten Staaten aufhielt, hat seinen Landsleuten kürzlich durch einen im Victoria-Magazine unter der Ueberschrift „Speaking a Piece about Yankees" veröffentlichten Artikel in großen Zügen ein recht ergötzliches Bild vom Leben und Treiben des stammverwandten Volkes entworfen, dem wir das Nachstehende entlehnen.

„Bei meiner Ankunft in New-York im Jahre 1863 fand ich die Stadt voll Leben, Glanz, Bewegung. Nichts deutete darauf hin, daß im Innern des Landes ein mörderischer Krieg wüthete; wäre man nicht bei jedem Schritte auf den Straßen auf Invaliden gestoßen, hätte nicht die große Anzahl der schwarzgekleideten Frauen daran erinnert, daß sie Wittwen, Schwestern, Töchter im Kampfe Gefallener wären.

Allen englischen Vermuthungen zuwider, haben die Nordstaaten den Sieg davongetragen und man muß anerkennen, daß sie den Krieg mit einer beispiellosen Entschlossenheit geführt und keine Opfer, sei es an Blut, sei es an Geld, gescheut haben; dennoch möchte ich behaupten, daß nur sehr Wenige für den Beginn und die Fortsetzung des Krieges gestimmt haben würden, hätten sie von Anfang an einen richtigen Begriff der daraus erwachsenden Kosten gehabt.

Der Amerikaner ist von Natur ein aufgeregtes Geschöpf. Er lebt von der Aufregung und schafft sich dieselbe, wenn er sie auf andere Weise nicht zu erlangen vermag, mittelst seiner fruchtbaren Einbildungskraft. Eine hervorstechende Eigenschaft ist ferner Mißtrauen und Neugierde; mit zusammengezogenen Brauen, mit gespitzten Ohren, jeden Augenblick ängstlich auf der Hut und des Angriffs gewärtig, geht er über die Straße; er gleicht dem Schweißhunde, der die Fährte des Wildes verfolgt und ist bei einem Handel schwerlich zu bevortheilen; aber wehe Dir, Fremdling, wenn Du Dich auf einen solchen mit ihm eingelassen! Du trittst in ein Auktionslokal, bietest auf ein Dutzend Handschuhe und erhältst sie für 60 Cents zugeschlagen. Froh des gemachten Handels gehst Du nach dem Kassenzimmer, um zu bezahlen und findest daselbst zu Deiner unangenehmen Ueberraschung, daß Deine Rechnung das Zwölffache der vermeintlichen Kaufsumme beträgt; der Irrthum ist natürlich lediglich auf Deiner Seite. Wer vermöchte jemals die um den Tisch gruppirten Spitzbuben-Gesichter zu vergessen? Wie unschuldig geben sie sich den Anschein, einander im Leben noch niemals gesehen zu haben — wie liebenswürdig erklären sie ihren Schlachtopfern den Geschäftsgang. In einem andern dieser achtungswerthen Etablissements kaufte ich ein Dutzend silberne Bleistifthalter für 1½ Dollar, wie ich glaubte; es wurden mir jedoch, als es zum Bezahlen kam, 18 Dollars abgepreßt und als ich nach Hause kam, machte ich die Entdeckung, obenein ganz werthlose, gefälschte Artikel gekauft zu haben. Dies war mir doch zu stark, ich requirirte mir deshalb die Hilfe eines Polizeibeamten, der zwar wenig Hoffnung für die Sache hatte, sich ihrer aber doch annahm und mich richtig wieder in den Besitz meiner achtzehn Dollars setzte, bis auf zwei, welche als Lohn seiner Bemühungen in seine Tasche wanderten. Von diesem Manne erfuhr ich, daß gegen diese sauberen Geschäfte fast täglich Klagen einlaufen, zuweilen aber, besonders wenn sie Matrosen beschwindeln, helfen sich die Betrogenen selbst in einer sehr summarischen Weise und die Polizei kümmert sich weiter nicht darum. Haben sie einen ungewöhnlich guten Fang gemacht, so pflegen sie das Geschäft auf einige Tage zu schließen und allen lästigen Reclamationen zu entgehen durch das Vorgeben, sich auf dem Lande zu befinden.

Der Amerikaner ist weit entfernt, seine Neugierde für eine Impertinenz zu halten und belästigt z. B. auf Reisen seinen Gefährten in der unbefangensten Weise von der Welt mit einer wahren Fluth von unverschämten Fragen.

Unter den in ihren Finanzoperationen auf ihrer Jagd auf den Herz und Seele beherrschenden Dollar, gebräuchlichen Kniffen und Listen nehmen die täglichen Sensations-Enten und Telegramme vom Kriegsschauplatz oder sonst woher eine hervorragende Stelle ein. Zuerst kommt eine gewonnene Landschlacht, dann ein glänzender Seesieg, dann ist ein Regiment Conföderirter gänzlich aufgerieben, eine Schanze genommen, eine Batterie in die Luft gesprengt; dann haben die Mexikaner das Feld behauptet oder es ertönt ihr altes Geschrei — „Krieg mit England!" Sieht man alle diese Nachrichten nachher bei Licht, so sind sie nichts, als Börsenschwindel. Gleich den klügern Amerikanern maß ich bald den sogenannten „Extrablättern" nicht den geringsten Glauben mehr bei und ließ alle Sensationsnachrichten an dem undurchdringlichen Panzer meines Mißtrauens abgleiten. Ich höre, daß dieses Telegramm-Unwesen auch jetzt noch in voller Blüthe steht und nur die fabrizirten Nachrichten mehr der gegenwärtigen Situation angepaßt sind.

Der Amerikaner erscheint mir als ein angenehmer Gesellschafter und vortrefflicher Reisegefährte. Er mag seine Schwächen, Fehler und Eigenthümlichkeiten besitzen, aber man wird sich immer überzeugen, daß er das Herz auf dem rechten Fleck hat. Seine Schwächen lassen sich mit wenigen Worten charakterisiren: Er erräth, das ist ein Lieblingsausdruck von ihm, „daß seine Nation alle fünf Welttheile zu Paaren treiben kann und daß

er den Rang über dem Engländer zu beanspruchen hat." Was die Kleidung des Amerikaners betrifft, so erlaubt er sich eine solche Nachlässigkeit, daß es unmöglich wird, durch dieselbe den Bummler vom anständigen Manne, den Millionär vom pfenniglosen Abenteurer zu unterscheiden. Ich fand sie stets freundlich und höflich — hütete mich aber allerdings wohl, jemals mit ihnen die brennenden Tagesfragen zu diskutiren. Es giebt freilich unter ihnen rohe, eingebildete Gesellen; ich gedachte jedoch stets des Losungswortes ihres Landes: „Gleichheit", und trug entschlossen manche der daraus entstehenden Consequenzen.

Die Amerikaner sind große Freunde von Bällen, Gesellschaften und ähnlichen Vergnügungen, ebenso sind sie dem Spiel leidenschaftlich ergeben. Theater, Concerte, Vorlesungen und schöne Künste werden überall patronisirt. Das Leben des Amerikaners scheint mit größerer Schnelligkeit sich abzuwickeln, als das anderer Sterblichen. Er ißt in Eile, heiratet in Eile — jeder Knabe hat eine Frau — und man möchte fast sagen, stirbt in Eile — so unvorsichtig, ja man kann es aussprechen, ausschweifend ist ihre Lebensweise.

Die wilde Leidenschaftlichkeit der Amerikaner in ihren Momenten des Zornes hat mich schon öfter auf die Vermuthung gebracht, in ihnen mache sich noch das Blut der westindischen Eingebornen geltend, mit denen die ersten europäischen Colonisten sich vermischten. In ihrem politischen, wie in ihrem Privathaß sind sie unglaublich hastig, vergessen ihn aber ebenso schnell als Product einer Leidenschaft, die sehr geschwind emporlodert und sich ebenso verflüchtigt. Die Yankees sind keine rachsüchtigen Leute und werden sehr schnell „vergessende Freunde".

Es fiel mir unangenehm auf, daß wenig Sinn für Häuslichkeit unter ihnen herrscht; sie vernachlässigen ihre Frauen und suchen ihre Vergnügungen in Wein- und Branntweinhäusern, Billardzimmern, Clubs, politischen Versammlungen, kurz überall, nur nicht in Gesellschaft des schönen Geschlechts. Und die Damen? Ihre Zartheit und Schönheit ist über jedem Zweifel erhaben; leider aber verblühen sie sehr schnell und die schönste ist mit einundzwanzig Jahren alt. Ich könnte hier bemerken, daß die Damen der Südstaaten den Vorzug größerer Regelmäßigkeit der Gesichtszüge besitzen, möchte aber keine unliebsamen Vergleiche aufstellen, denn die schönen Kinder der Nordstaaten sind wieder ganz einzig in der Mannigfaltigkeit ihrer Reize; jede ist, im Meridian ihrer Schönheit stehend, eine ganz eigenartige, mit keiner ihrer Gefährtinnen zu vergleichende Erscheinung. Die amerikanischen Damen sind enthusiastische Politikerinnen und bedeutende Musikerinnen. Die Blätter werden sehr häufig als Ehevermittler benutzt und es gehen auf derartige Annoncen immer Anfragen und Anerbietungen in beträchlicher Anzahl ein. Ein hübscher Yankee erzählte mir — um mich seiner eigenen Worte zu bedienen — „er errathe, dies Spiel werde bald ausgespielt sein", und zwar wegen der traurigen Erfahrungen, welche manche arme Frau machen mußte, die in die Hände eines jener gewissenlosen Schurken gefallen, welche von Zeit zu Zeit solche Heiratsanzeigen inseriren, das Vermögen des ihnen in's Garn gegangenen Opfers durchbringen und es dann hilflos, vielleicht mit einem neugebornen Kinde, verlassen, um ihr schamloses Gewerbe von Neuem zu beginnen. Diese Mittheilung führt uns ganz naturgemäß auf die in den Städten Amerika's herrschende Immoralität. Auch in dieser Hinsicht kann New-York den ersten Rang in Anspruch nehmen. Die Folgen des Krieges haben manches Hauswesen zerrüttet, Gatten sind vom Würgeengel des Schlachtfeldes gemäht worden, Wittwen und Töchter im tiefsten Elende zurücklassend. Viele von ihnen sind dem Laster in die Arme gesunken, das in New-York in seiner häßlichsten Gestalt auftritt; nächst dieser Stadt hat unter dem Einflusse der militärischen Besatzung Washington einen keineswegs ehrenvollen Ruf erlangt. Hoffen wir, daß die Beendigung des Krieges diesem Uebel einen Damm entgegengesetzt habe.

Das Leben eines Menschen ist in Amerika sehr leicht verwirkt. Läßt sich Jemand in eine Intrigue mit der Frau eines Andern ein, so mag er sein Haus bestellen, denn er kann darauf rechnen, daß der beleidigte Gatte ihn, sobald er ihn ertappt, niederschießt, ohne eine Ahndung des Gesetzes zu fürchten zu haben. Es ist noch gar nicht lange her, daß ein General seinen waffenlosen Nebenbuhler vermittelst eines auf ihn abgefeuerten Revolvers aus der Welt schaffte. Wäre der General nicht ein braver Offizier und tüchtiger Soldat gewesen, würden die Freunde des Ermordeten ihn wahrscheinlich an den Galgen gebracht haben; aber jetzt hält er Reden, beschützt das Theater und schlägt dem Gesetze ein Schnippchen. Ich hatte in meinem Hotel Gelegenheit, mich mit ihm zu unterhalten und fand in ihm einen angenehmen, unterrichteten Mann von den besten gesellschaftlichen Formen.

Die großen Städte Amerika's, wie New-York, Cincinnati, Baltimore u. s. w. haben alle dieselbe Physiognomie; nur Boston macht eine Ausnahme, es ist englisch in seinem äußeren Gepräge und noch mehr in seinen Anschauungen. Trotz des sich meinen Blicken darbietenden kolossalen Reichthums erregte der Broadway in New York mir ein Gefühl der Lächerlichkeit durch seine buntbemalten Häuser, seine grell geschmückten Schaufenster, seine schreienden Wirthshausschilder, Flaggen und Banner, welche letztere die ganze Breite der Straße einnehmen.

Nun noch ein Wort über die amerikanischen Hotels, welche, Dank den Landessitten, meist sehr gute Geschäfte machen. Das Gasthofleben ist in Amerika an der Tagesordnung; viele verheiratete Paare ziehen dasselbe der Einrichtung einer eigenen Haushaltung vor. Selbstverständlich geht dadurch für die Damen der Begriff einer „Hausfrau" und die damit verbundenen Kenntnisse und Obliegenheiten fast gänzlich verloren."

So weit der englische Bericht über die Yankees, der gewiß viele treffende Wahrheiten enthält, uns doch aber im Ganzen an dem Fehler vieler Reisebeschreibungen zu leiden scheint, nämlich dem, daß der Berichterstatter an einzelnen Individuen gemachte Erfahrungen als charakteristische Eigenthümlichkeiten auf die Gesammtheit übertragen hat.

Kleine literarische Revue.

— **Die preußische und die neue Bundes-Verfassung.***) Die „Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt" in Berlin hat sich neuerdings um die Verbreitung politischer Rechtskenntniß ein anerkennenswerthes Verdienst erworben, indem sie die Hauptgrundlagen unseres jetzigen öffentlichen Rechtszustandes in einer handlichen Broschüre zusammengestellt hat. Diese Publication enthält 1) eine Skizze der Entwickelung des preußischen Staats-

*) Die preußische Verfassung in ihrer gegenwärtigen Gestalt, im Hinblick auf ihre Entstehung und Entwickelung, sowie die Verfassung des Norddeutschen Bundes. Berlin, Allg. deutsche Verlagsanstalt (S. Wolff), 1867. (94 S.)

rechts bis zum Herbst 1848 mit Angabe des Wortlauts der Verfassungs-Verheißung vom 22. Mai 1815; 2) den Wortlaut der octroyirten Verfassung vom 5. December 1848; 3) die revidirte Verfassungs-Urkunde vom 31. Januar 1850; 4) den Eid Friedrich Wilhelm's IV. auf dieselbe; 5) die abändernden Gesetze der Manteuffel'schen Periode; 6) eine Redaction der Verfassungs-Urkunde auf Grund dieser Abänderungen; im Anhang 7) die Wahl-Verordnung vom 30. Mai 1849: 8) das Reglement dazu, welches das Ministerium Auerswald-Schwerin unterm 4. October 1861 publicirt hat; 9) das Wahl-Circular des Ministers des Innern, Grafen von Schwerin, an die königl. Regierungen vom 10. October 1861 und 10) endlich die Verfassung des Norddeutschen Bundes. In dem Abdruck der letzteren hat der Herausgeber die Einschaltungen des constituirenden Reichstages durch lateinische Schrift kenntlich gemacht. Der Druck ist genau; wir haben nur Einen störenden Fehler entdeckt, der alsbaldige Verbesserung erheischt: im Art. 62 der Norddeutschen Bundes-Verfassung ist statt des Artikels 60, auf den betreffs der Friedens-Präsenzstärke des Bundesheeres recurrirt wird, fälschlich Art. 56 citirt worden. — Uebrigens würde das Gesetz über die Vermehrung der Mitgliederzahl des preußischen Abgeordnetenhauses einen willkommenen Nachtrag bilden. T. v. B.

— **Longfellow's Dante-Uebersetzung**. Eine höchst bemerkenswerthe Publication der englisch-amerikanischen Literatur, die seit längerer Zeit sehnsüchtig erwartete Uebersetzung von Dante's „Divina Commedia" durch Longfellow, ist so eben in New-York erschienen, und die Tauchnitz-Edition ist ihr auf dem Fuße gefolgt.*) Beinahe ein Menschenalter ist vergangen, seit zuerst bekannt wurde, der Verfasser des „Hyperion" und der „Evangeline" sei mit der Uebersetzung der „Divina Commedia" beschäftigt, und schon 1839, bei ihrem ersten Erscheinen, brachten die „Voices of Night" einige ganz vorzüglich übertragene Gesänge des „Purgatorio." Jetzt endlich ist das ganze Werk vollendet und dem Frühling des Jahres 1867 ist es vergönnt gewesen, der amerikanischen Welt die langersehnte Uebersetzung zu bringen. Die „Hölle" ist im April, „das Fegefeuer" im Mai und „das Paradies" im Juni erschienen. Das Werk ist selbstverständlich das bedeutendste literarische Ereigniß dieses Jahres in Amerika und wird dort überall gefeiert als ein Triumph der heimischen Poesie und Literatur. Nicht leicht ist jemals eine Uebersetzung mit einer so skrupulösen Genauigkeit und Treue ausgeführt worden. Von Longfellow, der mit der höchsten Begabung des Dichters eine tiefe umfassende Gelehrsamkeit verbindet, durfte man erwarten, daß er die schwierige Aufgabe glücklich lösen und die italiänischen Terzinen der Divina Commedia in ihnen ebenbürtige englische zu verwandeln vermöge. Die englischen Terzinen sind allerdings Blanc verses ohne Reime, doch schmiegen sie sich wunderbar an das Original an.

Wir theilen hier zur Probe die Longfellow'sche Uebersetzung der beiden allgemein bekannten Anfangs-Terzinen des ersten und des dritten Gesanges der „Hölle" mit:

Midway upon the journey of our life
I found myself within a forest dark,
For the straight-forward pathway had been lost.

Through me the way is to the city dolent;
Through me the way is to eternal dole;
Through me the way among the people lost.

Die jedem Bande beigegebenen Noten und erläuternden Essays, welche den Werth der Uebersetzung bedeutend erhöhen, indem sie einen vollständigen lichtvollen Commentar zu dem weltberühmten dunkeln Werke liefern, füllen gegen hundertundfünfzig Seiten. Longfellow wird übeigens nicht lange der einzige englisch-amerikanische Dante-Uebersetzer bleiben. Charles E. Norton hat gegenwärtig eine Uebersetzung der „Vita Nuova" unter der Feder, die ebenfalls noch in diesem Jahre erscheinen und in ihrer Ausstattung der Longfellow'schen Divina Commedia ganz conform sein soll.

— **„Endlich doch Land!"** *) Die deutsche Bearbeiterin dieses englischen Romans ist den Lesern des „Magazin" bereits rühmlich bekannt. In der vorliegenden Arbeit hat sie sich einem Gegenstande gewidmet, der in technischer Hinsicht manche Schwierigkeiten darbot, die sie jedoch glücklich überwunden. Was den Roman selbst betrifft, so lassen sich ihm Eigenschaften eines literarischen Kunstwerks nicht ganz absprechen. Der Boden, aus dem die Erzählung entsprießt, ist das Leben der Maler in England; der Held und seine Genossen repräsentiren die Londoner Künstlerwelt. Allerdings wird diese das hier von ihr entworfene Bild nicht gerade als ein Kompliment zu Gunsten ihrer Intelligenz auffassen können: in Deutschland pflegen Künstler von der Tüchtigkeit, wie sie den Helden in unsrem Romane zugeschrieben wird, in anderem Lichte zu erscheinen. Wie dem aber auch sei, die Darstellung des Künstlerlebens, wie die der aristokratischen Zirkel Englands, ist reich an feinen, scharfen Beobachtungen und an psychologisch treffenden Bemerkungen. Desto bedauerlicher ist, daß der Verf. ganz unnöthigerweise zu sehr äußerlichen Mitteln, zu einer Bigamie, seine Zuflucht nimmt, um dem Romane größere Spannung zu geben. Es kommt hinzu, daß die im Ganzen leichte Art, wie jene Bigamie — und zwar die einer Frau! — von den Betheiligten aufgenommen wird, zu der Ansicht verleiten kann, als ob das widerlichste aller Verbrechen in der englischen Sitte und Sittlichkeit einen ziemlich laxen Richter habe. Diese Ansicht würde irrig sein; daß derselben aber in dem Romane Raum gelassen worden, ist in unsern Augen ein grober Fehler, den der sonst sich als feinfühlend zeigende Verf. aus bloßer Convenienz gegen sein sensationssüchtiges Publikum nicht hätte begehen sollen.

Literarischer Sprechsaal.

Die Freiligrath-Feier im Victoria-Theater von Berlin war ein ehrenvolles Zeugniß für die deutsche Gesinnung des Publikums der norddeutschen Hauptstadt. Die großartigen Räume der durch die Schaubühne mit einander vereinigten beiden Amphitheater waren Kopf an Kopf gefüllt und gewährten in ihrer Abrundung einen wahrhaft imposanten Anblick. Die Feier galt ebenso dem alten, großen, einigen deutschen Vaterlande, das sich durch keinerlei Friedensschlüsse und Reichs-

*) The Divine Comedy of Dante Alighieri. Translated by Henry Wadsworth Longfellow. Authorized Edition. 3 vol. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

*) Roman von Edmond Yates. Aus dem Englischen von Helene Lobedan. 3 Bände. Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Bernhard Schlicke, 1868.

verfassungen trennen läßt, wie dem jenseits des Deutschen Meeres lebenden deutschen Dichter. Dies sprach auch der schöne Prolog von Julius Rodenberg aus, in welchem hervorgehoben wurde, daß die Deutschen mindestens im Reiche der Dichtung stets eins waren und daß diese ideale Einheit sie einst auch zur realen und zur wahren Freiheit führen werde. Den geistigen Mittelpunkt des Festes bildete die Rede von Rudolf Gottschall, der taktvoll und gewandt auch die politische Muse Freiligrath's feierte, ohne darum der gegenwärtigen Huldigung des Dichters, die auf der poetischen Zinne, hoch über den Parteien, sich hält, eine irgendwie verletzende Beimischung zu geben. Beides, die Rede Gottschall's und der Prolog Rodenberg's, ist soeben in der Springer'schen Sortiments-Buchhandlung (W. Winckelmann) im Druck erschienen. Das Ganze war von trefflich ausgeführten Chören der Gesangvereine von Herm. Mohr (Berliner Handwerker-Verein) und Edwin Schultz umgeben, und zwar wurden größtentheils von Freiligrath gedichtete Lieder gesungen, an die sich ein schöner „Gruß an den Dichter" von Gustav Thölde reihte.

In einer Beurtheilung des kürzlich erschienenen Buches über „Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen, von Karl Mayer"*), sagt die Saturday-Review: „Uhland erscheint in den hier mitgetheilten Briefen als ein klardenkender Kopf, starken Willens, trefflichen Herzens, zwar etwas schroff und eigensinnig, aber sehr einfach in Sitten und Manieren, gleich unserm Wordsworth, mit dem er überhaupt viele Aehnlichkeit hat. Wir vermuthen, daß er sich manchmal unter seinen schwäbischen Freunden sehr gelangweilt habe; ja, nachdem wir Mayer's und Kerner's Briefe gelesen, ist es uns leicht begreiflich, daß dieser „schwäbischen Schule" immer etwas Lächerliches anklebte. Das beständige Auswechseln kleiner Komplimente und artiger Verse ist ebenso ermüdend, als abgeschmackt. Herrn Karl Mayer besonders muß zugestanden werden, daß er unter allen lebenden Dichtern über die allerwinzigsten Dinge die allerwinzigsten Gedichte gemacht hat. Gleichwohl befindet sich in der von ihm herausgegebenen Sammlung manches Interessante, z. B. die Beschreibung seiner Bekanntschaft mit Jean Paul und Neander."

In Paris ist vor einigen Tagen, auf dem in neuerer Zeit entstandenen Théâtre des Fantaisies Parisiennes, eine komische Oper von Mozart aufgeführt worden, die eine vollständige Neuigkeit für die Verehrer des großen deutschen Meisters dort war, da diese Composition, mit Ausnahme Otto Jahn's, von keinem seiner Biographen, weder von Nissen, noch von Rochlitz und Ulibischeff, weder von Fétis, noch von Niemtschek und Goschier, gekannt und erwähnt wird. Diese Oper: „L'oca del Cairo," „die Gans von Cairo," ist gleichwohl ein echtes Werk Mozarts, und zwar hat man bereits vor zehn Jahren unter den handschriftlichen Noten der alten André'schen Musikalienhandlung in Offenbach, welcher die Wittwe Mozarts die von ihm hinterlassenen Manuscripte verkauft hatte, die Partitur des ersten Aktes der Oper, zu welcher Varesco, der Libretto-Dichter der „Idomeneo," den italiänischen Text geliefert, aufgefunden. Die Zeit der Entstehung der „Gans von Cairo" liegt zwischen der der „Entführung aus dem Serail" und der der „Hochzeit des Figaro," also etwa im Jahre 1784, doch hat sich Mozart nie entschließen können, nachdem er einmal zu den großen Meister-Opern übergegangen war, die mit „Figaro" beginnen, und da Varesco durchaus nicht dazu schritt, diejenigen Aenderungen des Textes vorzunehmen, die der Componist gewünscht hatte, zur Vollendung jener dramatischen Arbeit zurückzukehren. Diese Musik bildet aber, allem Anschein nach, ein anmuthiges Seitenstück zur „Entführung aus dem Serail" und zu „Così fan tutte," und es ist nur zu verwundern, daß man in Deutschland das interessante Bruchstück dem Publikum bisher vorenthalten. In Frankreich ist es jetzt mit Glück auf die Bühne gebracht und zwar hat Herr Victor Wilder, einer der Herausgeber der „Sammlung ausgezeichneter italiänischer Gesangstücke aus dem 17. und 18. Jahrhundert," einen zweiten Akt hinzugedichtet, zu dessen Sangesworten er ebenfalls Compositionen von Mozart benutzt hat, und zwar ein Terzett und ein Quartett, die dieser (ebenfalls um 1784) zu der Oper „la villanella rapita" von Bianchi geschrieben, und zwei bisher ungedruckte Arien, während als Ouverture die zu seiner Sposa delusa, einer Jugendarbeit, dient. Die Gans selbst ist ein mechanisches Kunstwerk, eine Art Vaucanson'scher Ente, in deren Innerem eine Favoritin des Sultans sich verbirgt, um auf diese Weise aus dem Harem zu entfliehen und zu ihrem Gatten in Italien, der sie als todt beweint, zurückzukehren. Einzelne Gesangstücke, namentlich ein Finale des ersten Aktes, sollen von hinreißender Wirkung sein und unverkennbar den Stempel des Mozart'schen Genius tragen.

In den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, wo die unvolkswirthschaftliche Finanz- und Handelspolitik der Regierung in neuester Zeit ähnliche Verbindungen der Arbeiter zur Erhöhung der ohnedies schon sehr hohen Arbeitslöhne durch Strikes herbeiführte, wie in England, ist jetzt auch, wie man aus New-York schreibt, ein Versuch zur Anwendung des Princips der Industrial Partnership gemacht worden (vgl. unsern heutigen Artikel England). Die Northwestern Manufacturing Company, mit einem Grundcapital von 100,000 Doll., gewährt, nach einem Abzuge von 10% Zinsen für das Kapital, einen Gewinn-Antheil an die Arbeiter, die außerdem, bei einer Arbeitszeit von zehn Stunden täglich, den in allen anderen Fabriken üblichen Arbeitslohn erhalten. Kaufmännische Kapacitäten stehen an der Spitze des Unternehmens in New-York. Man hofft auch in Amerika, daß die allgemeine Anwendung dieses Princips zur endlichen Lösung der Arbeiterfrage führen werde. Bedingung ist natürlich, daß Humbug und Schwindel davon ferngehalten werden.

Prof. E. Levasseur in Paris, der geachtete, volkswirthschaftliche Schriftsteller, hat soeben ein interessantes Werk unter dem Titel: „Geschichte der arbeitenden Klassen in Frankreich seit dem J. 1789" herausgegeben. Das Resumé dieser Geschichte faßt er in folgenden Worten zusammen: „Seit einem Jahrhundert ist das Volk und die Gesellschaft viel reicher geworden: die Menschen erfreuen sich eines größeren Wohlseins, besseren Unterrichts und allgemeinerer Bildung. Die Persönlichkeit des Menschen, möge man sie vom materiellen oder vom moralischen Standpunkt aus betrachten, hat sich gehoben, und diese Hebung ist dem unter der Aegide der Freiheit stattfindenden, gemeinsamen Wirken der Wissenschaft und des Kapitals zu verdanken. Gedeihen also ferner die Wissenschaft, das Kapital und die Arbeit, dann wird auch die menschliche Persönlichkeit immer mehr sich heben."

---

*) Stuttgart, Krabbe.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Herausgegeben

von

Joseph Lehmann.

Zweiundsiebzigster Band.

Juli bis Dezember 1867.

Berlin,

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung

Harrwitz und Goßmann.

1867.

Inhalt.

* Die mit einem Sternchen (*) bezeichneten Artikel befinden sich in der „Kleinen literarischen Revue“.

Deutschland und das Ausland.

Schweiz.

Holland.

Dänemark.

Schweden und Norwegen.

England.

Frankreich.

Belgien.

Italien.

Spanien.

Böhmen.

Ungarn.

Polen.

Rußland.

Russische Ostsee-Provinzen.

Griechenland.

Türkei.

Rumänien.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Persien.

Arabien.

Siam.

Ost-Asien.

Afrika.

Nordost-Afrika.

Central-Afrika.

Nord-Amerika.

Mexiko.

Brasilien.

Laplata-Länder.

Druck von Eduard Krause in Berlin.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — Berlin, den 6. Juli 1867. — [Nº 27.

Inhalt.

Titel und Inhalt zum ersten Halbjahr folgen mit der nächsten Nummer.

Literarische Anzeigen.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien so eben:

H. W. Dove,

Ueber die mittlere und absolute Veränderlichkeit der Temperatur der Atmosphäre. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften. 1866. gr. 4. cart. 1 Thlr. 2 Sgr.

Früher erschienen von demselben Verfasser ebendaselbst:

Ueber die Rückfälle der Kälte im Mai. 1857. gr. 4. cart. 24 Sgr.

Ueber die täglichen Veränderungen der Temperatur der Atmosphäre. 1856. gr. 4. geh. 14 Sgr.

Die Ergebnisse zwölfjähriger neunmal täglich von Herrn Dr. Lose in Crefeld angestellter Beobachtungen. 1861. Mit vier Tafeln. gr. 4. cart. 1 Thlr. 4 Sgr.

Sämmtlich Einzelabdrücke aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Encke (J. F.), Ueber die Existenz eines widerstehenden Mittels im Weltenraume. Auszug aus dem Astronomischen Jahrbuche für 1861. 1858. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Förster (W.), Johann Keppler und die Harmonie der Sphären. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 8. Februar 1862. Velinpapier. 8. geh. 8 Sgr.

Hagen (G.), Ueber die Wärme der Sonnenstrahlen. 1864. gr. 4. geh. 8 Sgr.

Kirchhoff (G.), Untersuchungen über das Sonnen-Spectrum und die Spectren der chemischen Elemente. Dritte Auflage. Mit drei Tafeln. 1866. gr. 4. cart. 1 Thlr. 10 Sgr.

— — Zweiter Theil. Mit zwei Tafeln. 1863. gr. 4. cart. 25 Sgr. (416)

Bei **George Westermann** in Braunschweig erschien: (417)

Hanschen Siebenstern.

Dem Holländischen des J. van Lennep nacherzählt

von

Dr. Adolf Glaser.

2 Bände. 8. Fein Velinp. geh. Preis 2 Thlr.

Dieser Roman hat in Holland selbst als das getreueste Abbild der dortigen gesellschaftlichen Lebensformen den größten Erfolg gehabt und erscheint hier in der Bearbeitung des durch seine „Niederländischen Novellen" als genauer Kenner der Sprache und des Lebens in Holland bereits bekannten Dr. A. Glaser.

Demnächst erscheint in unserm Verlage:

GEDÆCHTNISSREDE

AUF

WILHELM VON HUMBOLDT

an seinem hundertjährigen Geburtstage Sonnabend den 22. Juni 1867

gehalten

von (418)

Dr. H. STEINTHAL,

Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin.

Velinpapier. gr. 8. geh. Preis: 6 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Soeben verläßt die Presse:

Dante Alighieri's göttliche Comödie.

Die Hölle

übersetzt

von

Adolph Doerr.

1. Liefg. enth.: 1. Hälfte. (Gesang 1—17) nebst Subscribentenliste.

Lex.-8. $7\frac{1}{2}$ Bogen elegantester Ausstattung.

Subscriptionspreis 18 Ngr. = 1 fl. rhein.

Von der Doerr'schen Dante-Uebersetzung, deren in Zeitschriften veröffentlichte Proben bereits in den ersten Organen der Presse (Mag. f. d. Lit. d. Ausl., Leipziger Ztg., Köln. Ztg., Bl. f. lit. Unterhltg.) und bei Dante-Autoritäten, wie Geh. Rath Witte in Halle, rühmliche Anerkennung fanden, übergeben wir dem Publikum die erste Hälfte der Hölle, welcher die zweite baldigst folgen wird.

Wir glauben den Standpunkt der Doerr'schen Arbeit dahin präcisiren zu können, daß wir dem Publikum in derselben eine sog. classische Uebersetzung geben, welche 50jähriges rühmliches deutsches Streben zum Abschluß bringt, indem sie das Epoche machende große italienische Gedicht gleich den Meisterwerken anderer Nationen zum Eigenthum der heimischen Literatur macht.

Die Subscription, welche nach Vorlage einiger Proben eine bedeutende Höhe erreichte, bleibt bis zum vollständigen Erscheinen eröffnet und es wird eine zweite Liste die neuen Subscribenten nennen. Nach Vollendung tritt ein erhöhter Preis ein.

Darmstadt, Juli 1867. (419)

J. L. Schorkopf.

Koehler's Buch-, Kunst- u. Musikhandlung.

Neue Erscheinungen der französischen Literatur.

A Constantinople; par l'auteur des Horizons prochains. In-18 jésus. 3 fr.

Ampère, J. J., Mélanges d'histoire littéraire et de littérature. T. 1 et 2. In-8. 12 fr.

Assier, A. d', Le Brésil contemporain. Races, moeurs, institutions, paysage. In-8. 6 fr.

Bayle, A., Massillon, étude historique et littéraire. In-8.

Boulé, M., Auguste, sa famille et ses amis. In-8. 6 fr.

Bourgoing, Fr. de, Histoire diplomatique de l'Europe pendant la Révolution française. 2. partie. Première coalition. T. 1. In-8. 7 fr. 50 c.

Cénac-Moncaut, Histoire du caractère et de l'esprit français depuis les temps les plus reculés jusqu'à la Renaissance. 2 vol. In-12. 7 fr.

Cortambert et de Tranaltos, Etats-Unis d'Amérique. Histoire de la guerre civile américaine, 1860—65. Avec portraits, cartes et plans. 2 vol. In-8.

Desnoiresterres, G., La jeunesse de Voltaire. In-8.

Hamel, E., Histoire de Robespierre d'après des papiers de famille, les sources originales et des documents entièrement inédits. T. 3. La Montagne. In-8. 7 fr. 50 c.

Hetrel, A., Pensées et maximes extraites des oeuvres de M. Emile de Girardin. In-8.

Legouvé, E., Le pères et les enfants au XIX. siècle. Enfance et adolescence. In-18 jésus. 3 fr.

Levasseur, Prof. E., Histoire des classes ouvrières en France depuis 1789 jusqu'à nos jours. 2 vol. In-8. 15 fr.

Meaux, Vicomte de, La révolution et l'empire. 1789—1815. Etude d'histoire politique. In-8.

Vervynck et Dubois, Histoire des expositions industrielles (depuis 1798 jusqu'à nos jours); suivie de l'histoire abrégée de l'industrie, branche par branche. In-18.

Viel-Castel, L. de, Histoire de la Restauration. T. 10. In-8. 6 fr. (420)

Neue Erscheinungen der belgischen Literatur.

De Busscher, Ed., Recherches sur les peintres et sculpteurs gantois, aux 16., 17. et 18. siècles. In-8. avec pl. 2 Thlr. 20 Sgr.

Delecourt, J., Essai d'un dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes, publiés en Belgique au 19. siècle et principalement depuis 1830. In-8. 7 Thlr. 22 Ngr.

De Roger de la Lande, M., Histoire de la Prusse depuis les traités de 1815 jusqu'en 1867. In-12. 1 Thlr. 5 Sgr.

Duvernois, C., Histoire de l'intervention française au Mexique 1862—1867. In-8. 1 Thlr. 20 Sgr.

Erckmann-Chatrian, Le blocus. Épisode de la fin de l'empire. In-12. 1 Thlr.

Gilles, G., La nouvelle Jeanne. In-12. 1 Thlr.

Gresse, A., et R. Mitchell, Guide politique universel. In-8. 2 Thlr. 15 Sgr.

Karcher, T., Études sur les institutions politiques et sociales de l'Angleterre. In-8. 2 Thlr.

Ollivier, E., Démocratie et liberté. In-8. 2 Thlr. (421

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Luise, Königin von Preußen.

Ihr Leben, Leiden und Sterben

dem Volke erzählt von (422)

Friedrich Adami.

8. geh. 20 Sgr. — in engl. Einband 1 Thlr.

„Das Leben einer großen patriotischen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre sein, besonders wenn es wie dieses — aus den besten Quellen geschöpft — so reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifenden Momenten ist. Wir können dies Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Wortes nur bestens empfehlen, da es die weiteste Verbreitung verdient."

Bernhardy's Wegweiser durch die deutsche Volksschriften-Literatur.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Neue Essays (423)

über Kunst und Literatur

von

Herman Grimm.

Velinpapier. gr. 8. 1865. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Demnächst erscheint in unserm Verlage:

Geschichte

des

brandenburgisch-preußischen Staates

von **F. Voigt,**

Professor an der Königl. Realschule und Mitglied des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg zu Berlin.

Zweite verbesserte Auflage.

In zwei Theilen. 8.

Preis des Bandes von ca. 20 Bogen 1 Thlr.

Das Schulblatt für die Provinz Brandenburg hat die erste Auflage wie folgt beurtheilt:

„Der durch seine geographischen Arbeiten rühmlichst bekannte Professor F. Voigt hat nunmehr auch ein Geschichtsbuch folgen lassen, das sich durch gewissenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, sowie durch knappe, kernige und namentlich unpretentiöse Darstellung in gleichem Maße auszeichnet. Ueberall fühlt man, daß es dem Verfasser um die Sache und nicht um seine Person zu thun gewesen ist: die Wahrheit über die Eitelkeit!" (424)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Undine. Eine Erzählung von **Friedrich Baron de la Motte Fouqué.**

Miniatur-Ausgabe (13. Auflage). 1864. Mit Titelbild, gezeichnet von Ludwig Richter, gestochen von Chr. Hoffmeister. In englischem Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Volks-Ausgabe (14. Auflage). 1865. Eleg. geh. 10 Sgr. In englischem Einband 15 Sgr.

Prachtvoll illustrirte Ausgabe zum Preise von 1 Thlr. 10 Sgr. und zu 1 Thlr. 20 Sgr. (in reich vergoldetem Einbande).

Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig, und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (425)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Reise- und Bade-Lectüre.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten und in allen wohl versehenen Leihbibliotheken zu finden: (426)

Karl August Heigel, Novellen.

1866. Velinpapier. 8. 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt: Ihr Vater. — Der Schatten. — Das ewige Licht. — Herr von Fior.

Durch ihre Originalität und poetische Darstellung zeichnen sich diese Erzählungen vor den meisten deutschen Novellen aus.

Geschichten einer Gasse.

Novellen

von

Leopold Kompert.

Zwei Bände. 1865. 8. geh. 3 Thlr.

Inhalt:

I. Die Jahreszeit. — Die Seelenfängerin. — Gottes Annehmerin. — Die Augen der Mutter. — II. Christian und Lea — Die beiden Schwerter. — Der Karfunkel.

Die neue Sündfluth.

Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert

von

Julius Rodenberg.

Vier Bände. Velinpapier. 8. 1865. 5 Thlr.

„Rodenberg hat allerdings in dem Chaos der französischen Revolution einen unerschöpflichen Reichthum von Handlung und Entwicklung gefunden und ihn reichlich benutzt, aber das Beste und Genialste ist doch seine Erfindung, sein Werk." Mag. f. Lit. d. Ausl.

Drei Treppen hoch.

Bilderbuch eines alten Junggesellen

von

Arnold Wellmer.

1865. 16. eleg. geb. 15 Sgr.

„Humoristische Schilderungen des Kleinlebens, halb im Tone Jean Paul's, halb in dem von Dickens. Einzelnes ist sehr gefällig und anschaulich. — Ein stilles, beschauliches Wesen spricht aus Allem."

Nationalzeitung.

Rückblicke

auf

meine theatralische Laufbahn und meine Erlebnisse auf und außer der Bühne

von

Franz Wallner.

1864. In illustr. Umschlag. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Bilder aus der Fremde

für die Heimath gezeichnet

von

Lothar Bucher.

2 Bände. 8. geh. 1863. Erm. Preis 2 Thlr.

Inhalt.

Erster Band: Unterwegs. — Zweiter Band: Die Londoner Industrie-Ausstellung von 1862.

Dieses geistreich geschriebene Werk wird besonders allen Besuchern der internationalen Ausstellung von Paris von großem Interesse sein, namentlich der zweite Theil desselben, der über die vertretenen Industrieen anziehende Berichte liefert.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Voigt (Fr.), Grundriß der brandenburgisch-preußischen Geschichte in Verbindung mit der deutschen. Dritte Auflage. 1864. 5¼ Bogen. 8. 6 Sgr.

„Die Vorzüge, die wir an dem größeren Werke (Brandenburg.-preuß. Geschichte 1860) rühmten: knappe, kernige Darstellung, Klarheit und Uebersichtlichkeit, sind auch diesem kleineren Buche eigen. — — Als besonders praktisch arrangirt, möchten wir schließlich noch die drei Tabellen hervorheben, die Prof. Voigt seinem Buche als Anhang beigegeben hat. — — Wir zweifeln nicht, daß sich, wie das Buch überhaupt, so auch dieser Anhang in der Praxis bewähren wird." Schulbl. f. d. Prov. Brandenb.

Voigt (Fr.), Grundriß der alten Geschichte. 1862. 4½ Bogen. 8. 5 Sgr.

Der Verf. hat den vorliegenden Grundriß auf den Wunsch bewährter Schulmänner und in eben der Weise entworfen, nach welcher der vorstehende von ihm 1861 herausgegebene und mit so großem Beifall von den Fachblättern wie von den Herren Lehrern aufgenommene bearbeitet ist. (427)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Die Grenzboten. (428)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 27. O. Jahn, Cyriacus von Ancona und Albrecht Dürer. — Das preußische Verfassungsleben unter dem Einfluß des norddeutschen. — Rosen's Geschichte der Türkei. — Politischer Monatsbericht. (Ende Juni.) — Vermischte Literatur

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Revue moderne.

Juillet 1867.

E Havet, Le christianisme et ses origines. (Fin.) — Th. Batz, Le roman d'un muet. (Fin.) — A. Mercier, Le mouvement coopératif et la loi de 1867. — G. Depping, Souvenirs d'un médecin du Schah de Perse. — J Laie, Les romanciers de la guerre: Erckmann-Chatrian. — V. Chauffour-Kestner, La démocratie athénienne — Ch. du Bouzet, Les obligations mexicaines. — M. Chaumelin, Les beaux-arts à l'exposition universelle. — Varia. — A. Kaempfen, Paris en feuilles volantes. — L. de Rauchand, Chronique politique. — *Périodiques allemands, anglais et américains.*

Preis des Jahrganges 14 Thlr. (429)

Das Ausland. (430)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 26. Die Galápagos-Inseln. — Der neue chinesische Seidenspinner auf Eichen. — J. H. Plath, Gesetz und Recht im alten China. — Th. Kirchhoff, Der Red-River im Süden der Vereinigten Staaten. — R. Avé-Lallemant, Die Beschiffung des Amazonenstroms durch die Flaggen aller Nationen. — Ueber die materielle Lage der Lohnarbeiter in England. — Angebliche Unfruchtbarkeit farbiger Frauen nach dem Umgang mit weißen Männern. — Aus der griechischen Reise von Friedrich Thiersch. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Christenthum und Kirche im Einklang mit der Kultur-Entwickelung.*)

Dr. Daniel Schenkel, großherzogl. badischer Kirchenrath, Seminar-Director und Professor der Theologie zu Heidelberg, der vielbekämpfte Verfasser des „Charakterbildes Jesu", hat in dem Titel seines neuesten Werkes ein großes Wort ausgesprochen: Christenthum und Kirche im Einklang mit der Kultur-Entwickelung! Ja, das ist es, um was es sich dermalen handelt. Dieser Einklang ist die unerläßliche Vorbedingung allen gedeihlichen Fortschritts in Glaubenssachen. Aber Herr Dr. Daniel Schenkel fügt uns als Motto die Aeußerung Shakespeare's hinzu: „Ja und Nein ist keine gute Theologie." Soll dieses Motto ein Bekenntniß ausdrücken? Soll es besagen: Professor Schenkel tritt wieder zurück in den Friedenshafen der Vermittelungs-Theologie? Vielleicht, vielleicht auch nicht! Denn die vorliegenden Betrachtungen über Christenthum und Kirche enthalten gar so Manches, das Häuptern der Vermittelungs-Theologie, einem Dorner, Nitzsch, Ewald und Hofmann, haarsträubend vorkommen dürfte.

Wir unsererseits denken: Ja und Nein ist eine gute Theologie! Es ist gut, daß man den Menschen klaren Wein einschenke über das, was man glaubt oder nicht glaubt, über das, was man in seinem Gewissen festhält und heilig hält und über das, was man ablehnt. Ein fester Standpunkt und eine feste, entschiedene Sprache sind die ersten Anforderungen an einen religiösen Fortschrittsmann. Alles Schwanken und Hinundherconcediren muß endlich aufhören. Wenn die Pflichten aller Schriftsteller streng und gebieterisch sind, so sind es im höchsten Maße die des religiösen Schriftstellers. Der muß am ersten sich und Anderen klar sein. Es sind Gewissenssachen, die er vertritt. Eine Welt ist aus den Fugen, wer sie wieder einrichten will in kernhafte Ordnung, der muß wissen, was er thut und warum er es thut und wie weit er es thun kann. Hic Rhodus, hic salta! Der alte deutsche Idealismus mit studentischen Flegeljahren hat seine Zeit gehabt. Wir befinden uns den Aufgaben der praktischen Wirklichkeit gegenüber und die Kirche mit ihrem Nothstande ist ein bedeutendes Stück davon!

Herr Professor Schenkel hat auch nur scheinbar eingelenkt. Er ist aus einer Schule hervorgegangen, welcher „Christus der persönliche Mittelpunkt allen religiösen Lebens." Mag dieses Princip individualistisch sein, es ist immerhin christlich und das Christenthum Schenkel's ist kein bloßes Aushängeschild. Er meint es ehrlich und mit dem Fortschritt desgleichen. Er ist sogar ein dogmatischer Christ, während ihm von allen Ideen der Neuzeit am klarsten diejenige, daß der Protestantismus ohne ein rückhaltloses Eingehen auf die Bildung und die Bedürfnisse der Zeit nicht ferner mehr fortdauern kann. Aus dieser Grundidee ist die vorliegende Schrift entsprossen. Auch sie will vermitteln, aber nicht das Christenthum der Vergangenheit mit den Erwartungen der Zukunft, sondern das Christenthum der Gegenwart mit den besten Erkenntnissen und Strebungen des nach Vorwärts gewandten Genius der Völker.

Was Herr Schenkel in faßlicher Form zeigen will, ist die Entwickelung des Christenthums. Hier geht er nun freilich von einem fertigen Begriff desselben aus und setzt das Moment der Vervollkommnung lediglich in die Auffassung der späteren Geschlechter. An die Spitze des zweiten Haupttheils seiner Betrachtungen hat er den Satz gestellt: „Das Christenthum ist seinem Wesen nach die Religion in ihrer vollkommenen Erscheinung, frei von dem Einflusse der Naturgewalt und von dem Zwange der Satzung, die Religion in ihrer Reinheit und Wahrheit, die Religion des Geistes. Eben darum, weil es die vollkommene Religion ist, vermag es auch seinen Inhalt in einer unerschöpflichen Fülle von Erkenntniß, Bildungs- und Lebensformen auszudrücken. Der Geist als solcher ist unendlich reich."

Man sieht, Herr Schenkel will im Eingang seiner Definition das conservatorische, am Ende derselben das Fortschritts-Prinzip vertreten. Wenn man den ersten Satz liest, so begreift man nicht, wie dieser Mann von der Orthodoxie hat verfolgt werden können. Mehr kann man doch nicht von dem Christenthum sagen, als daß es die vollkommene Religion sei! Einer Rechtgläubigkeit, die noch wirklich protestantisch ist, sollte doch Schenkel's dogmatischer Standpunkt genügen! Und liest man weiter, so verwahrt sich Schenkel dagegen, daß Christus seine religiösen Erkenntnisse irgendwoher entlehnt habe: „ein durchaus neuer Lebensquell ist in ihm aufgeschlossen." Da haben wir ja die ganze Offenbarungs-Theorie virtuell beisammen! An Christus offenbart sich bei Schenkel „das vollkräftige Einheitsbewußtsein mit Gott", Christus war nicht etwa bloß ein religiöser Genius, er ist vielmehr der religiöse Genius der Menschheit. Wenn aber Schenkel, mit ziemlich offenherziger Betonung seiner pantheistischen Denkungsart, dem Menschen und der Menschheit von vornherein die Aufgabe stellt: „vollkommen eins mit Gott zu sein und zu werden", so ist ja die Göttlichkeit Christi, ja selbst die Gottheit des Menschensohnes hinänglich versichert und man muß schließlich anerkennen, daß Prof. Schenkel vollauf so rechtgläubig ist, als die conservativen Anhänger der Hegel'schen weiland „königl. preußischen Staatsphilosophie."

Vom Standpunkte der historischen Weltanschauung möchte an Prof. Schenkel's Dogmatik wohl Manches auszusetzen sein. Schenkel stürzt das Christenthum ex abrupto in die Entwickelung der Dinge; er macht den erhabenen Stifter desselben zu einem religiösen Neuerer, der Er gar nicht hat sein wollen; während nach Schenkel in Christus ein „ganz neuer Lebensquell" erschlossen ist, hat sich Christus selbst nur als den Vollender des Werkes Mosis bezeichnet: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzuheben, sondern zu erfüllen." Das Christenthum ruht auf der Grundlage der mosaischen Gottesidee und aus dieser ersichtlichen Thatsache fließt seit alten Zeiten das Ansehen des Alten Testaments bei den Christen. Aber die hellenischen und indo-orientalischen Elemente der Lehre Christi mußten neben der mosaischen Grundlage am Eingang des zweiten Haupttheils aufgezeigt werden. Das indo-orientalische Element ist ursprünglich vielleicht mächtiger gewesen, als das hellenische. Woher die vielen gemeinsamen Züge des Menschensohnes mit Çakiamouni, dem Stifter des Buddhismus? Eine solche Untersuchung liegt freilich außerhalb des Schenkel'schen Standpunktes. In dem beängstigenden Bewußtsein, den orthodoxen Messiasbegriff preisgegeben zu haben, strebt Schenkel nach der möglichsten Erhöhung der persönlichen Würde Christi, nach der möglichsten Wiederherstellung seiner religiösen Bedeutung. Der theoretische Einfluß all' der dogmatischen Streitereien un-

*) Christenthum u. s. w. Zwanzig Betrachtungen von Dr. Daniel Schenkel. Zweite Abtheilung. Das Christenthum der Vergangenheit und der Gegenwart. Wiesbaden 1867, C. W. Kreidel's Verlag. Ein Band von 395 Seiten gr. 8.

seres Jahrhunderts macht sich fühlbar geltend. Gottesverehrung und Christusverehrung fließen Schenkel dogmatisch in einander. Die ethische Pflicht des religiösen Schriftstellers (diejenige, welche die „souveraine Kritik“ eines David Strauß, eines Bruno Bauer, eines Ludwig Feuerbach so schreiend vernachlässigt hat), nämlich die, nicht zerstörend, sondern *aufbauend* und *erbauend* zu wirken, diese schöne Pflicht hat Schenkel immerdar vor Augen und sie bildet keine schlechte Empfehlung seines Buches. Indessen verleitet sie ihn, das conservatorische Princip jenseits der historischen Wirklichkeit zu suchen. Er giebt eine *Philosophie* über Christus und Christi Werk und bedenkt nicht, daß sein Verfahren den verlassenen Dogmatismus durch eine Hinterthür wieder zurückführt. Nicht metaphysische Spekulationen, sondern der „*Gott in der Geschichte*“, der wirkliche, leibhaftige, persönliche Gott und Schöpfer, die *Vorsehung*, welche der Menschheit die Pfade des Fortschritts ebnet, der starke und eiferige Gott neben dem Gott der Liebe und des Erbarmens thun den Menschen von heute Noth! Ein bloß *modernisirtes Dogma* wird den Zweifel nicht dämmen. Mit Flickwerk ist nichts mehr auszurichten. Die Fragen liegen *praktisch*. Christi dogmatische Stellung kann nicht spekulativ entschieden werden; sie muß das Ergebniß *geschichtlicher* Forschung sein, und was *über* aller Dogmatik thront, ist das Sittengesetz und das Dasein eines lebendigen Gottes.*)

Man tritt wärmer und freudiger an Schenkel heran, sobald man ihn den Fragen des *Kirchenstaatsrechts* gegenüber erblickt. Zwar wirkt auch hier ein wenig die Einseitigkeit des einst rechtgläubigen Protestanten nach, wie sie vorher an der Uebertreibung des Werthes der *Schriftauslegung* sich kundgegeben hatte. Weil Schenkel der Begriff der Solidarität aller Gottesverehrung der Völker und Civilisationsschichten fehlt, gebricht ihm auch der Gedanke der *höheren Einheit der Confessionen*, die Idee der *Katholicität*! Dafür betont er um so energischer die Kulturaufgabe des *Protestantismus*, das *Gemeindeprincip*, die Nothwendigkeit von unabhängigen *Landesgemeinden* als Vorbereitung einer freien deutschen *Nationalkirche*, wobei nur unklar bleibt, wie diese ohne jene höhere Einheit der Confessionen zu Stande kommen soll. Was Schenkel von der „Union der Kirchen“ sagt, ist nicht durchgreifend genug. Im Uebrigen stimmt er mit den Wünschen der freisinnigen Richtung vollkommen überein. Um die Freiheit der Kirche vom Staate zu sichern, verlangt er die *bürgerliche Eheschließung*, nicht facultativ, sondern *obligatorisch*, die Selbstverwaltung der Kirche, die Selbständigkeit der Schule, die Gleichheit aller Bekenntnisse vor dem Gesetz und die freiere Handhabung der Bekenntniß-Vorschriften innerhalb der evangelischen Kirche. Schenkel ficht mit Begeisterung für das Princip der freien Forschung nach dem *Geiste* des Protestantismus, und so eröffnet er denn selbst das beste Heilmittel gegen die Irrthümer falscher Dogmatik. Er hat Recht, wenn er die protestantische Welt zur Wachsamkeit mahnt und ihr die Abwehr der ultramontanen Angriffe lebhaft an's Herz legt. Der ultramontane Katholicismus kämpft heute seinen Verzweiflungskampf und das stärkt seine Gefährlichkeit. Doch bedenke man wohl: die Religionen und Confessionen in uns und um uns haben

*) Die Widersprüche in Schenkel's Erörterungen sind häufig genug. Das Christenthum *verwahrt* er gegen den Charakter der bloßen *Lehre*, an einer andern Stelle behauptet er, Christus sei durchaus *Lehrer* gewesen, und von den protestantischen Geistlichen fordert er, daß sie vor Allem *Lehrer* seien! Anmerk. d. Ref.

einen *gemeinsamen Grundstock* von Wahrheiten, Erkenntnissen und Fehlern; auf diesem reichhaltigen Boden wird sich der religiöse Fortschritt vollziehen und der Sieg wird *kein parteiischer* sein!

Trauttwein von Belle.

Die neueste Dorfgeschichte aus dem Bregenzer Wald.*)

Die literarischen Patrone, welche den schriftstellerischen jungen Bauer im Bregenzer-Wald in ihre Clientel genommen haben, können sich in der That beglückwünschen lassen: möchte nun, da der Schützling seinen Weg allein machen kann, das Patronisiren nur auch aufhören. Es wäre zu beklagen, wenn der Autodidakt es fortschreitend für geboten halten sollte, mehr von einem gewissen Bildungs-Luxus sehen zu lassen, als in dem vorliegenden Buche schon in einigen wenigen gesuchten Bildern und leicht verhüllten unnöthigen Citaten zu Tage tritt, wie wenn hier Jemand auf den Säulen seiner Füße sich heranbewegt, dort Franz einmal, wo nichts ausgelegt werden konnte, etwas unterlegt, „obwohl er noch sein Lebtag nie im Goethe gelesen hatte“, an einer andern Stelle es gar heißt: „dann hieß er (der Adlerwirth) den Waldhornisten mit der Stimme eines Ossianischen Feldherrn, welcher Selma's Schild geschwind zu schlagen und die Krieger aus Busch und Wald zu rufen befiehlt: Nun tutte sie nur zusammen, die Esel, die nicht anzufangen und nicht aufzuhören wissen!“ — Daß doch die bewundernden Beschützer nur nicht den wackern, hochbegabten Verfasser in die „Schellkuhsucht“ selbst hineintreiben, vor der sein tüchtiges Buch so eindringlich warnt!

Lobend anzuerkennen ist an letzterem zunächst, daß nicht Engel und Teufel, sondern lebendige Menschen von Fleisch und Blut in demselben denken, fühlen, handeln, leben. Die damit angedeutete Gefahr lag dem Verf. wohl näher, als die andere, in die sonst Dorfgeschichtenschreiber nur zu häufig fallen: salonfähige Herren und Damen in das Bauerncostüm zu stecken und zu glauben, sie damit und mit dem Dialekt, den sie ihnen in den Mund zwängen, für wirkliche Bauern und Bäuerinnen ausgeben zu können. Obgleich das vorliegende Buch hochdeutsch redet, denken doch die dargestellten Personen wirklich wie Landleute; in's Leben hinein hat der Verfasser gegriffen, und er hat einen glücklichen Griff gethan. Die Entwickelung der Charaktere ist von unanfechtbarer psychologischer Folgerichtigkeit, und aus den Charakteren heraus entwickelt sich in den gegebenen Verhältnissen mit Nothwendigkeit die einfache Handlung auf dem in wenig Strichen skizzirten historischen Hintergrunde des für Oesterreich heraufsteigenden Constitutionalismus.

Eine Vergleichung drängt sich von selbst auf: wir haben hier ein Seitenstück zu Spielhagen's: „In Reih' und Glied“, auf beschränkterer Bühne im Kern denselben Stoff, aber — er wird hier nicht zur Tragödie, hauptsächlich darum nicht, weil unser Verfasser den Ruf: In Reih' und Glied! dadurch wirksamer macht, daß bei ihm nicht, wie bei Spielhagen, *nur* Menschen *zweiten* Ranges wirklich in Reih' und Glied stehen. So kann Felder die Wahrheit geradezu aussprechen, die bei Spielhagen sich wider des Verf. Willen dem Leser aufdrängt: „Es ist

*) Sonderlinge. Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder aus neuester Zeit. Von Franz Michael Felder. 2 Bde. Leipzig. S. Hirzel, 1867.

selten, daß ein Mensch die Kraft besitzt, sich über die Urtheile und Meinungen der Menschen zu erheben und auf eigenen Füßen stehend, gleichgiltig gegen dieselben zu sein, ohne schlecht zu werden." Den Verf. erfüllt herzliche Menschenliebe, Liebe auch zu seinen rauhen, rohen Landsleuten, und er beweist siegreich allen „Sonderlingen", daß sie durch die Absonderung selbst das Recht verlieren, auf Jene verachtend herabzusehen. Zwei reich begabte Menschen sind es hier, die aus Reih' und Glied getreten sind, der Sohn vom Vater abseits, vermeintlich auf einsame Höhe, geleitet. Die Schicksale des Letzteren erinnern speciell wieder vielfach an die des Spielhagen'schen Leo, aber auch wieder bleiben hier die neun Jahre der Lehre und Vorbereitung nicht so ganz in den Schleier dunkler Unwahrscheinlichkeit gehüllt, wie dort die sieben.

Von der nicht eben kleinen Zahl der Personen ist nicht Eine, welche nicht so oder so des Lesers volles Interesse gewinnt, Sepp aber, Marie und beider Sohn Franz, Barthle, Klausmeller und Annemarie, der Senn, selbst das Weberle und der Hansmichel sind bis auf das Kleinste sorgfältig ausgeführte Charakterbilder. Und gerade in kleinen Zügen ist der Verf. oft überraschend glücklich, und Rede und Gegenrede gewinnen da die knappe Form und die treffende Schlagkraft der Sprüchwörter. So erklärt Sepp den Nutzen der Kirche für ähnlich dem der Polizeianstalten, und als Franz ruft: „Vater, da kann ich nicht mehr mit! In der Kirche lernt man nicht nur meiden, sondern auch thun", — da entgegnet der alte Sonderling, „der Freimaurer": „Ja, man geht zu Gott auf den Taglohn; er soll sehr gut zahlen."

Auf der Alp sagt der Senn einmal zu Franz: „Aber mußt Du denn durchaus demüthig oder hoffärtig sein? Kannst Du denn gar nie Maß halten und zum Gewöhnlichen kommen? Du mahnst mich gerade an ein junges Rind, welches das erste Mal zum Ziehen eingespannt wird. Entweder läuft und zerrt ein solches wie verrückt, oder es steht ganz still." — „Da schreiten jetzt etwa zwölf Studierjahre und fast ein Centner Büchergelehrsamkeit hinab!" sagt Franz lachend, als auf dem Hügel über dem Walde der Doctor von ihm geht. — Der Barthle läßt sich Sonntags gern von seiner Tochter aus der Legende vorlesen, dem Anneli aber graut bei all den Martergeschichten, und sie erklärt dem Vater: „daß sie grausam litten, Alles litten, Alles opferten, um sich das Köstliche zu bewahren, weiß ich, und das ist das Wichtigste, lesen und dabei fast ohnmächtig werden, würde mir doch nichts nützen." Dem Barthle ist ganz anders dabei: „Und ich höre solche Schindereien ganz besonders gern: da geht's gehörig drunter und drüber, da kann man sehen, wie blutwenig das eigentlich ist, was Gott unsereinem zu tragen giebt. Mitleid braucht man keins mehr zu haben, denn nun ist Alles vorbei und die Geplagten sind glücklicher, als wir, viel glücklicher, als wir. Und sie haben's auch verdient, das haben sie! Es sind Leut' gewesen, vor denen man Respekt haben muß. Lieber wollten sie Haar und Kopf lassen, als nachgeben. Das sind Beispiele, daß es Einem an Leib und Seele wohl thut, davon zu hören." — Solche Treffer könnten wir aus jedem Kapitel anführen, doch wollen wir lieber noch eine Probe geben, wie liebevoll der Verf. die Sitten und Gebräuche seiner Heimat erfaßt und zu deuten weiß. Zu beachten ist dabei, daß er nicht selbst mit solchen Erklärungen hervortritt, sondern sie ganz ungezwungen wie ein nothwendiges Erforderniß der Entwickelung, einer seiner Personen in den Mund zu legen weiß.

Beim Gewitter auf der Alp hat der Senn (Band 1, Kap. 3) geweihte Kräuter, sogenannte Palmen, verbrannt; Franz spottet darüber, und der Senn sucht ihm den Gebrauch auf seine Weise zu erklären, endlich sagt Franz: „Du meinst, dem Gebrauche der Palmen habe man manche fromme Erhebung des Herzens zu verdanken. Aber nun möchte ich doch fragen: Kann man denn nicht auch ohne Palmen beten? Wozu denn immer diese Aeußerlichkeiten?" — „Allerdings kann man auch ohne Palmen beten und für so gescheidte Leute, wie Dich und Deinen Vater, wären vielleicht solche Aeußerlichkeiten gar nicht nöthig; aber darum nennt man Euch eben Sonderlinge, weil Ihr nicht seid wie der große Haufe, welcher, wenn er ein Kreuz erblickt, an die Kirche, und wenn er ein Glas sieht, an's Wirthshaus denken muß. Ich will Dir nun noch von einem alten Brauch erzählen, der Dir dann am besten erklärt, wie ich's eigentlich gemeint habe. Du weißt selbst, was für eine gefährliche Arbeit das Heu ziehen ist, besonders wenn Branntwein und Uebermuth die jungen Leute alle Vorsicht vergessen lassen. Pfeilschnell treibt es sie oft mit der schweren Last an todtdrohenden Klippen und Abgründen vorüber, die kleinste Nachlässigkeit wäre ihr Untergang, und kein Wunder ist's, wenn die daheim besorgt sind um Gatten, Söhne, Brüder und Liebhaber. Da ist denn, wie mir der Großvater noch erzählt hat, vor uralter Zeit ein gar wunderlicher Brauch aufgekommen. Die Aeltern, die Schwestern oder die Schätze haben diesen nämlich Aepfel, Birnenbrot oder Lebkuchen auf den Heuzug mitgegeben. Diese Sachen wurden dann beim Besteigen der Berge an den gefährlichsten Stellen hart neben den Fahrweg in den Schnee gelegt. Auf der Rückfahrt war es nun Ehrensache für Jeden, das, was er von seinen Lieben bekommen hatte, wieder mitzunehmen und hernach, sobald man auf der Ebene angekommen war, zu essen. Hierdurch wurde Jeder zum langsamen, vorsichtigen Fahren gezwungen und auf diese Weise sicher manches Unglück verhindert. Du wirst vielleicht über das Ganze lachen, wie über Alles, was nicht aus Büchern, sondern aus dem Gemüthe kommt; ich aber finde es recht schön, daß die Liebe und Sorgfalt der Seinigen so den Heuzieher bis auf die höchsten Berge begleiten und an jeder gefährlichen Stelle warnen konnte."

Wem es um das Ethnologische besonders zu thun ist, der wird solche Ausbeute reichlich in dem Buche finden, welches aber nicht nur eine Dorfgeschichte, sondern wirklich auch eine Zeitgeschichte ist, mit richtigem Takt dabei vermeidend, daß die Fragen der Zeit den Rahmen des beschränkten bäuerlichen Kreises unwahr überschreiten.

Daß der Verfasser Talent und Gestaltungskraft hat, die Welt „draußen" für das zu interessiren, was er von seinen Landsleuten schreibt: der Beweis ist damit geführt. Bei seiner Liebe zu denselben wird er selbst aber, eher vielleicht als Andere, zugeben, daß es gewiß nicht weniger wichtig, ja daß es geradezu verdienstvoller wäre, für dieselben zu schreiben: Jenes könnten so oder so vielleicht noch Andere, ob Dieses Andere schon geleistet, so geleistet, wie es des Verf. Herz wünschen muß, das wird er selbst besser, als jeder Andere, beurtheilen können; wir bezweifeln es, und er wäre der Mann, es zu leisten. Möchte er es unternehmen und in jedem Gau des Vaterlandes dann Nachahmer finden!

Friedrich Hasenow.

Frankreich.

Die Gedankenfreiheit der heutigen Zeit.*)

„Die Gedankenfreiheit, sagt P. Janet in einem Aufsatz der Revue des deux Mondes, ist heut in dem Bereich der Naturwissenschaften und der Mathematik unbestritten gewonnen. Eine Berechnung oder eine Beobachtung bestreiten wollen auf die Autorität eines Namens oder eines Buches hin — ist nicht mehr möglich.

„Aber auf dem Gebiete der Moral und der Socialwissenschaften wird die Gedankenfreiheit noch nicht von Allen zugestanden. Sollte man, fragen sie, dem Einzelnen das Recht einräumen, zu entscheiden, was gut ist und was schlecht? Könnte er nicht leicht das Eine für das Andere halten, nur nach seinem Wohlgefallen, nur um seine Leidenschaften durch Scheingründe zu rechtfertigen; und wenn man ihn dann im Namen eines Gesetzes, das von Allen anerkannt ist, verurtheilen wollte, könnte er nicht entgegnen, daß ein Jeder Herr ist seiner Handlungen, weil Jeder das Recht hat, die Dinge nach seiner Anschauung zu beurtheilen?

„Diese Fragen treffen nicht den Kern der Sache: zu allen Zeiten, unter allen philosophischen und religiösen Systemen haben die Menschen es verstanden, Sophismen zu finden, um ihre Leidenschaften und ihre Schwächen in ihren eigenen Augen zu beschönigen. Der Ehrgeizige hat stets das öffentliche Wohl vorgeschoben, der Rachsüchtige das gekränkte Recht, der Genußsüchtige sucht oft nicht einmal einen Vorwand, er fühlt sich hinreichend entschuldigt, wenn er sich sagt: das Fleisch ist schwach. Die Gedankenfreiheit fördert nicht diesen Selbstbetrug: sie hindert ihn vielmehr; denn der Mensch, der gewöhnt ist, klar zu sehen in wissenschaftlichen Fragen, lernt auch sein eigenes Herz klar erkennen. Und gesetzt auch, es wäre anders — die Nachtheile, welche dieser oder jener Methode in der Praxis anhaften, dürfen nicht zur Verwerfung der Methode führen, wenn diese nur im Uebrigen löblich ist. Wo gäbe es ein Instrument, und wäre es das beste, das nicht von Uebelwollen oder Ungeschick mißbraucht werden könnte und mißbraucht worden ist? Und für das Auffinden der Wahrheit giebt es nun einmal nur Eine Methode: man muß sie suchen.

„Aber, erwidern hier die Gegner, es handelt sich gar nicht darum, die Wahrheit zu suchen oder zu finden: sie ist bereits gefunden; es kommt nur darauf an, die gefundene zu erhalten. Was wolle man denn noch suchen, fragen sie weiter, wenn es feststeht, daß es einen Gott giebt und eine Seele und ein zukünftiges Leben? Der Instinct des Menschengeschlechts hat diese großen Probleme gelöst und wir brauchen nur zu verhindern, daß der Geist des Zweifels und der Verneinung von Neuem an diese Lösungen herantrete. Die schlechten Leidenschaften, fahren sie fort, wünschen in zu hohem Grade den Unglauben; man kann die Wahrheit nur retten, indem man sich und Anderen ein vermessenes Forschen versagt; die Methode von Descartes hat durch ihre scheinbare Reinheit und Größe auch den Gläubigsten irre geführt: heute können wir uns darüber nicht mehr täuschen, daß der Zweifel eines Descartes zu dem Zweifel eines Voltaire führt.

„Diejenigen, die so sprechen, glauben ohne Zweifel die heilige Sache der Wahrheit zu vertheidigen und sehen nicht ein, daß sie mit eigener Hand zerschmetternde Schläge gegen ihr Werk führen. Wie? Diese ewigen und unerschütterlichen Wahrheiten sollten die Forschung nicht ertragen können und derjenige, der ehrlich an diese Forschung ginge, wäre verdammt zu den Zweifeln Voltaire's oder dem Unglauben Diderot's? Wie stände es um den Werth einer Wahrheit, die nur im Dunkel und in der Unfreiheit Rettung findet? Wer dürfte bei einer solchen Sachlage noch wagen, von einem möglichen Mißbrauch der Freiheit zu sprechen, wenn man ihm überall den tausendfachen Mißbrauch der Unwissenheit, des Aberglaubens und des Fanatismus entgegenhalten kann? Und ist es nicht eine wunderliche Vorstellung, die Wahrheit wie eine Sache zu betrachten, die man unter Schloß und Riegel legt, damit sie nicht durch Berührung Schaden nehme? Eine Wahrheit verdient nach meiner Meinung diesen Namen nur dann, wenn sie in meinen eigenen Augen eine Wahrheit ist, wenn ich mich ihr durch Forschung, Diskussion und Beweis genähert habe, wenn ihre Voraussetzungen in den Prinzipien meiner Vernunft wurzeln. Ich weigere mich nicht, dem Urtheile des Menschengeschlechtes zu vertrauen, denn dieses Urtheil und die Autorität desselben ist ein Prinzip meiner Vernunft; aber ich muß mich auch überzeugen, daß diese oder jene Ansicht wirklich basirt auf der einmüthigen Stimme der Menschen, und diese Stimme muß übereinstimmen mit meinem eigenen Bewußtsein, denn die Erfahrung lehrt mich, daß jene Stimme nicht selten geirrt hat.

„Nun entgegnet man mir: es giebt eine Gränze, vor der der Gedanke nothwendigerweise anhalten muß: das ist das Wort Gottes, die Offenbarung. Das ist das Kriterium, die Scheidewand zwischen dem Gebiete, auf welchem der Mensch frei forschen darf, und dem anderen, das über aller Forschung steht. Das Ueberirdische ist einmal für allemal geoffenbart: dort schweigt das menschliche Wort, dort bescheidet sich der menschliche Gedanke. Aber diese Entgegnung trifft nicht zu. Man sagt: die übernatürlichen Wahrheiten beschränken die Freiheit zu denken. Zugestanden, aber unter welcher Bedingung? Unter der Bedingung, daß sie wirklich übernatürliche Wahrheiten sind; denn, wenn sie das nicht sind und ich unterwerfe meinen Geist nur sogenannten übernatürlichen Wahrheiten, so verschließe ich mich gerade dadurch der Wahrheit und ich stürze mich fast absichtlich in den Irrthum. Das gilt also z. B. von denen, die an die Irr-Religionen glauben. Sie nehmen für übernatürliche Wahrheit, was keine ist; ihr Glaube ist nur Aberglaube, ihre Hoffnungen sind nur Illusionen, ihr Cultus ist nur Götzendienst.

„Nun, wenn es also in der Welt Glaubensobjekte giebt, die für übernatürliche Wahrheiten gelten, ohne es wirklich zu sein — und wer möchte das bezweifeln — wie kann ich von vornherein wissen, welches die wahren sind und wie kann ich wissen, ob es überhaupt solche Wahrheiten giebt. Ich muß doch diese Wahrheiten erst prüfen, bevor ich weiß, ob ich meinen Geist ihnen unterwerfen soll; ich muß doch erst prüfen, ob sie das sind, was sie zu sein beanspruchen. Eine solche Prüfung muß nothwendigerweise frei sein: die Beschränkung könnte nur ausgehen von der Rücksicht auf übernatürliche Prinzipien, gerade diese soll ich aber prüfen; lasse ich mich von ihnen bestimmen, so begehe ich einen fehlerhaften Zirkelschluß.

*) Nach der merkwürdigen Debatte und Beschlußfassung in der Sitzung des französischen Senates vom 25. Juni, in welcher Herr Sainte Beuve einen Antrag der Ignoranten von St. Etienne: Voltaire, Rousseau, Renan, Georges Sand, J. Michelet und andere berühmte Schriften aus den Volksbibliotheken auszuschließen, vergebens bekämpfte, glauben wir diese Betrachtungen eines neueren französischen Philosophen von Ruf unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen.
D. R.

„Uebrigens ist es nicht nothwendig, daß diese Prüfung gegen die übernatürlichen Wahrheiten sich wende, um frei genannt zu werden. Im Gegentheil, wenn man z. B. von vornherein als feststehend annähme, daß es Uebernatürliches nicht gebe, würde man gerade dadurch seine Freiheit beschränken; man würde sich von vornherein und systematisch die Erkenntniß einer Wahrheit unmöglich machen, die doch vielleicht eine Wahrheit ist; man würde gleichsam die Augen schließen, um klarer zu sehen. So verkehrt ist aber die Art vieler Freidenker („Freigeister"), die gleich von vornherein das als feststehend annehmen, was eben in Frage steht. Eine wahrhaft freie Forschung soll unparteiisch das Für und Wider sehen und prüfen, sie muß also ehrlich geneigt sein, das Uebernatürliche anzunehmen, wenn sie es findet, und sich seiner zu entschlagen, wenn sie es nicht findet.

„Die Denkfreiheit ist an und für sich keine Gegnerin des Glaubens und die Gläubigen selbst sind gezwungen, auf sie zurückzugreifen, wenn sie nach Beweisen für ihre Religion suchen. Denn offenbar können sie sich nicht auf die Religion selbst stützen, die sie ja eben erweisen sollen. Also ist die freie Forschung auch die einzige Methode, welche die religiöse Wahrheit stützen kann. Sie ist dem Gläubigen unentbehrlich wie dem Kritiker und dem Gegner — denn wer möchte sagen, daß er an die Religion glaubt, ohne Gründe zu haben? oder wer wählte einen Grund nur nach Laune und nicht, weil er dafür und gerade für diesen Grund einen neuen Grund hat? und nicht allein einen, sondern viele? Die entgegengesetzte Hypothese würde zu unhaltbaren Konsequenzen führen: wenn man sagen wollte, gewisse Dinge müssen geglaubt werden, weil sie gelehrt werden, wohlverstanden: nur weil sie gelehrt werden, so würde dies Argument gleich stark für die Gegner der wahren Religion sprechen wie für ihre Anhänger.

„Wende man nicht ein: die freie Forschung passe nur für bestimmte religiöse Confessionen, also für die, welche die Autorität eines heiligen Buches annehmen, aber über dasselbe immer noch eine Diskussion gestatten; — und nicht für diejenigen, welche eine Autorität anerkennen, die den Beruf hat, den Inhalt jener heiligen Schrift auszulegen. Denn diejenigen, welche an diese Autorität glauben, thun dies entweder, weil es ihnen scheint, daß dies nothwendig, logisch, unvermeidlich ist bei der Annahme einer Offenbarung, oder weil sie in den heiligen Büchern einen Text gefunden zu haben meinen, der diese Autorität begründet. Sie glauben also aus Gründen, die ihnen nach geschehener Prüfung einleuchtend schienen; sie sind also freie Denker, indem sie nun aus guten Gründen auf ihr freieres Denken verzichten. Nur dürfen sie den Anderen nicht das Recht beschränken, das sie für sich selbst beanspruchen.

„Ich räume ein, daß man selbst im Schooß einer Kirche, die eine unfehlbare Autorität anerkennt, freidenkend gläubig sein kann; aber um so weniger begreiflich ist dann der Einwand, welcher von den Anhängern dieser Kirche gegen andere Confessionen erhoben wird, die eine ähnliche Autorität nicht anerkennen. Die Katholiken werfen den Protestanten vor, daß sie die Religion und die heiligen Texte der Gnade der freien Forschung überlassen; aber indem sie das als einen Vorwurf ansehen, vergessen sie ganz und gar, daß, wenn sie gegen die Protestanten argumentiren, sie selbst mit Hilfe ihrer Vernunft die heiligen Texte interpretiren. Sie übersehen, daß sie selbst die freie Forschung gebrauchen, um in der Schrift die Sätze zu finden, welche diese Autorität begründen. Wie sollte nun auf ein Mal die Methode, welche bis zu diesem Punkte geübt wurde, schlecht werden? Sie sollte gut sein zur Erklärung der Stelle: „Ich werde Dir die Schlüssel geben", und für andere Stellen sollte sie sich nicht eignen? Allerdings wohl, wenn der Text den Sinn hat: „Höre auf zu forschen und glaube!" Denjenigen aber, welche gerade diesen Sinn in dem Texte nicht finden können — will man diesen das Forschen gerade auf diesen Text hin verbieten, den sie bestreiten? Man kann ihnen nur Eines entgegnen: „Ihr irrt Euch" — aber man kann nicht die Methode verdächtigen oder gar verdammen, deren man sich bedienen muß und bedient, um ihnen zu beweisen, daß sie irren.

„Ich kenne wohl die Einwände vieler, selbst sehr besonnener Leute: Wie? will man allen Menschen, auch den unwissendsten, das Recht zugestehen, Alles zu prüfen, Alles zu diskutiren, Alles ihrer schwachen Vernunft zu unterwerfen? — Ich könnte diesen Einwand entkräften, indem ich einfach sagte: die Gedankenfreiheit an und für sich ist ein heiliges, unantastbares Recht, ohne zu untersuchen, wohin es führt wenn man dieses Recht gebraucht, und ohne zu untersuchen, ob dieses Recht in allgemeinem Gebrauch ist. Aber ich will doch lieber in das Sachliche des Einwandes eingehen: wo ist die Gränze, wo ist das Kennzeichen für den Verstand, der berechtigt ist, selbst zu prüfen? Wer weiß ein solches Kennzeichen? Ich nicht! Am Tage, da Luther die Autorität der Kirche angriff, hat er allen Gläubigen das Recht zugesprochen, selbst zu lesen, selbst zu interpretiren, selbst zu schließen — allerdings auf ihre eigene Gefahr. In der Praxis freilich wird es immer gut sein, daß die Autorität der Gebildeten die Unerfahrenheit der Unwissenden leite, aber auf keinem anderen Wege, als indem die Autorität sich an den Verstand, an das Begriffsvermögen der Unwissenden wendet; und nicht etwa, indem diese Autorität für sich das Privilegium des Lichtes in Anspruch nimmt und das Volk im Finstern tappen läßt.

„Wenn man bedenkt, wie Wenige selbst in der civilisirtesten Gesellschaft wirklich gebildet sind, wie Wenige die Kenntnisse haben, welche nöthig sind, wenn man schwierige Fragen zunächst nur prüfen will, wenn man ferner bedenkt, wie nahe im Menschen Gedanken und Leidenschaften an einander gränzen — so mag man freilich fürchten, daß diese Emanzipation der Geister, dieses Brechen mit aller Tradition, dieser Appell an die individuelle Vernunft, diese vollständige Gedankenfreiheit die Quelle zahlreicher, tiefer Uebel sein möchte, und ich gestehe: man muß starken Geistes sein, um ohne Besorgniß der unbekannten Zukunft entgegenzusehen, welcher die moderne Gesellschaft zuschreitet. Aber die Reflexion verringert diese Furcht, ja sie hebt sie völlig auf. Sie lehrt uns, daß keine Epoche der menschlichen Entwickelung frei gewesen ist von sozialen Krisen, nicht die Zeit, da die Welt beherrscht war von einem Prinzip unbestrittener Autorität, nicht die Zeit, da dieses Prinzip machtlos geworden. Es hat immer großes Elend gegeben, physisches und moralisches. Die Unwissenheit und die Folgsamkeit sind kein Schutz gegen das Laster, und gar nicht selten war das Blendwerk einer unbestrittenen Autorität im Bunde mit der Verworfenheit.

„Und dann, wie will man denn sein Ziel erreichen? Kann man hoffen, auf irgend eine Weise dahin zu kommen, daß die Menschen gerade so und nur so denken? Und wenn dies — giebt es ein Mittel, diesen Zustand unverrückt festzuhalten, wie der Künstler die Welle unverrückbar macht, die er in Marmor meißelt? Die freie Forschung ist eingebrochen in die Wissenschaft, in die Gesellschaft, in die Religion, sie ist vorgegangen von Stufe zu Stufe, sie ist in alle Klassen eingedrungen: es giebt keine Kraft mehr, die sie fesseln könnte. Wer versuchen wollte, sich

dem Strome entgegenzustemmen, würde bald von der Fluth fortgerissen werden. Kein Zweifel: es handelt sich um eine unvermeidliche Thatsache, mag man sie als das Resultat der unversöhnlichen Gesetze des Schicksals betrachten oder als einen Beweis und ein Zeichen einer bewußten Vorsehung.

„Alles drängt zu der Annahme, daß die Gesellschaft sich mehr und mehr auf dem Grundsatz der freien Forschung konstituiren wird. Die Mißbräuche dieses Grundsatzes werden durch den häufigeren Gebrauch desselben korrigirt werden. Je mehr, je ausschließlicher die Menschen ihre Vernunft brauchen werden, desto besser werden sie sie brauchen lernen. Die Mißbräuche der freien Vernunft kommen viel mehr auf Rechnung der vorausgegangenen Unfreiheit als auf Rechnung der neu eintretenden Kraft. Vergesse man nur nicht: alle Hilfsmittel, deren sich der menschliche Geist bediente, haben nicht von vornherein die Vollkommenheit gehabt, die wir heut an ihnen wahrnehmen. Und die freie Vernunft ist das empfindlichste dieser Hilfsmittel: sie will am meisten geübt und geschult sein. Thue Jeder das Seine, auf daß sie brauchbar werde für Alle, d. h. wolle Niemand seine Ideen Anderen aufdrängen, sondern lehre er Jedem, sich selbst Rechenschaft zu geben von seinen eigenen Ideen. Das ist der große Zweck der Philosophie: vor allem Anderen ist sie und sei sie Methode.

„Diejenigen, die verwachsen sind mit gewissen Prinzipien der Tradition und die diese Prinzipien als die unentbehrliche Grundlage jeder Gesellschaft betrachten, mögen sich von ihrem Mißtrauen gegen die Gedankenfreiheit befreien; denn dies Mißtrauen schadet ihnen mehr als ihren Gegnern. Der Moment ist nicht fern, wo die Gedankenfreiheit ihre letzte Zufluchtsstätte sein wird. Wenn sie dann in der Minorität sind, werden sie das Recht beanspruchen, anders zu denken als die Menge. Wenn die neue Gesellschaft sich ihren Glauben geschaffen haben wird, ihre Vorurtheile und ihre Traditionen — und das Alles wird nicht ausbleiben — so werden die Anhänger der alten Ideen und der alten Sitten verlangen, daß sie der neuen Art von Autorität nicht blindlings gehorchen dürfen. Sie werden dann ihrerseits diskutiren und kritisiren, sie werden dann die Revolutionäre sein.

„Und sie sind es schon!

„In diesem Kommen und Gehen der Mächte dieser Welt, in diesem Oscilliren von Prinzipien, die einander widersprechen und von denen jedes, der Reihe nach, sich für das absolute, allein richtige, erklärt hat, giebt es nur Einen Weg, der Allen die größtmöglichste Sicherheit gegen den Irrthum giebt, das ist die Allen zugestandene Gedankenfreiheit."

Wir haben dem geneigten Leser die Beweismomente, welche der in Frankreich jetzt sehr geachtete Philosoph, Herr P. Janet, anführt, nur theilweise geben können; wir haben uns aber bemüht, wenigstens die hauptsächlichsten Gedanken herauszugreifen.

Die Beweismomente sind dem deutschen Leser nicht neu; von Lessing's „Nathan" bis zur Schrift von Schenkel zieht sich dieselbe Reihenfolge unwiderleglicher Gründe.

Aber neu ist dem Deutschen die philosophische Sicherheit des Verfassers! Ihm ist der Kampf schon entschieden. Ihm sind die Anhänger des Autoritäts-Glaubens schon in der Minorität! Er hat schon eine Art Mitgefühl mit der Tyrannei, welche der Majoritäts-Glauben ihnen auferlegt.

So also denkt Dieser und Jener in Frankreich — und nicht etwa der erste Beste. Auf diesem Boden arbeitet Renan! Auf diesem Boden ließ Napoleon III. Cavour in die Romagna einrücken, vollzog er die September-Convention und nahm er die Encyklika des Papstes hin.

Wie in Deutschland haben dies Gefühl der Sicherheit nicht. Wie begrüßen noch jeden Streiter für die Freiheit des Gedankens als einen muthigen Kämpen, der Gefahr läuft, von Regierung und Volk verfolgt zu werden.

Langsamer vollziehen sich bei uns die Fortschritte im Bereich des Gedankens — aber das hoffen wir: sie sollen auch sicherer sein. Drüben folgte Reaktion und Revolution und wer weiß heut, ob Herr Janet mit seinem Sicherheitsgefühl Recht hat: wir wollen sorgen, daß bei uns kein Schritt zurückgethan werde, den wir einmal vorwärts gethan haben. Dr. P.

Gustav III. und der französische Hof im 18. Jahrhundert.

II.

Um seiner Erzählung einen leichtern Fluß zu sichern, hat Herr Geffroy eine ganze Anzahl wichtiger Schriftstücke in einen Anhang verwiesen, welche er mitten im Werke selbst nicht wohl hätte einfügen können, ohne sie über Gebühr verkürzen oder zusammendrängen zu müssen. Es sind dies zahlreiche, bisher ungedruckte Briefe Gustav's III., Auszüge aus Staats-Akten und ein vor Allem anziehender Artikel: Die Briefe Marie Antoinette's und Ludwig's XVI. apokryph! Geffroy hat hier seine Artikel in der „Revue des deux Mondes" von 1865 und 1866 über die Briefe Marie Antoinette's resumirend wiederholt. Er war durch die Beziehungen des französischen Hofes zum schwedischen, von welchem Letzteren in Versailles einige bedeutende Persönlichkeiten sich aufhielten, veranlaßt, jene Frage zu berühren. Wir wollen hier nicht auf den bekannten Streit über die Echtheit der Briefe Marie Antoinette's, der lange genug die literarischen Federn Deutschlands und Frankreichs in Bewegung gesetzt, näher eingehen. Die Sache ist erledigt. Geffroy selbst sagt es uns, und die Kritik hat ihre Pflicht erfüllt. Aber bemerken wollen wir, Niemand in Frankreich hat es gewissenhafter gethan als er, Niemand mit mehr Wärme, Niemand mit mehr Fug und Recht. Alle, die sich für diese Frage interessiren, aber die Zeit nicht haben, den langen Federkrieg in der „Revue des deux Mondes" gegen Hunolstein und Feuillet de Conches zu studiren, erfahren hier in Geffroy's Buche auf wenigen Seiten scharfer Kritik das wahre Verhältniß der Sache. Diese Aufsätze sind also hier doppelt an ihrem Platze, sowohl wegen des Interesses, welches sie an und für sich darbieten, als auch in Betreff der innigen Beziehungen, welche damals Schweden an den französischen Hof fesselten.

Diese Verbindung wurde aber nicht allein durch die Diplomaten und Gesandten hergestellt, sondern außer diesem ganz amtlichen Verkehr hatte Gustav III. seit seiner ersten Reise nach Paris noch andere Verbindungen angeknüpft. Gleich am folgenden Tage nach seiner Ankunft daselbst ist er auf dem Maskenballe der Oper. Er beeilt sich, die alte Madame du Deffand zu besuchen. Er läßt sich einführen in die ersten Pariser Salons. Er vertheidigt Voltaire gegen den Marschall von Broglie. Er horcht auf d'Alembert und die Encyklopädisten, wie Einer ihrer eifrigsten Schüler. Er empfängt von Marmontel die Widmung der „Incas". Und endlich, um das Maß seiner Ehren voll zu machen, empfängt er eine Visite von Rousseau. Vor Allem die Frauen — man begreift es wohl — zogen ihn an. Die Frauen, welche so viel Antheil haben an der Geschichte

des ganzen achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich, deren Rolle und Einfluß, wenngleich bereits vielfach erkannt und in Anschlag gebracht, noch immer nicht hinreichend gewürdigt worden ist. Unser vorliegendes Buch bringt über sie viel Licht. In erster Reihe ist es die Gräfin Egmont, die berühmte Tochter des Marschalls von Richelieu, „delightfully pretty and civil and gay and conversable", nach dem Urtheil Horace Walpole's, der sie nur gesehen in der Welt der Salons, wo sie mit so viel Reizen herrschte. Diejenigen jedoch, welche sie näher sahen und mit ihr öfter zusammenkamen, mochten wohl unter dieser ausgesuchten Politur und gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit „einen Keim des nahen Todes"*) erkennen. Diesen letzteren Ausdruck verstehen wir nun, nachdem ihre Briefe an Gustav III. veröffentlicht sind, sehr wohl, jene Briefe, so begeistert von politischen Träumen, so bewegt von Besorgnissen, die uns bei einer Frau überraschen und rühren. Leider kann hier aus diesem Briefwechsel nichts citirt werden, und wir müssen den Leser auf den Text unseres Buches selber verweisen. Gerechtfertigt ist aber der Schlußgedanke, den Geffroy ausspricht: „Haben wir nicht Recht gehabt, wenn wir sagten, diese Briefe würden uns Geist und Charakter der Frau von Egmont von einer ganz neuen Seite zeigen? Hier ist sie nicht allein die glänzende Heldin der Hoffeste und die geistvolle Freundin der Literatur. Hier ist sie auch die feurige Dolmetscherin eines Liberalismus, der allerdings noch sentimental und romantisch ist, und frischbacken von gestern her aus der Schule Jean Jaques', aber dabei von ernsten und erhabenen Gedanken beseelt. Gustav hat von ihr eine Art Verehrung darum empfangen, weil sie in ihm den zukünftigen Helden ihrer hochherzigen Theorieen sah. Um diesen Preis schenkte sie ihm ihre Freundschaft."

Uebrigens spielte die Politik bei allen Freundschaften, bei allen Verbindungen, welche Gustav damals schloß, eine Rolle. Er kam der Reihe nach in alle Salons d. h. aller politischen Parteien. Bald war er im Temple, jenem Versammlungsort der Schöngeister und Philosophen, bei der Gräfin Boufflers, welche im Hause des Prinzen von Conti die Honneurs machte, bald war er bei den Noailles und der Gräfin de la Marck jenen Geistes- und Gesinnungsgenossen des alten Hofes, jener Partei der Frömmler oder Devoten, wie man sie nannte, der Regierung damals wie heut ebenso gefährlich als die liberale Opposition. Endlich die Oppositionspartei des Parlaments, diese intelligente und aufgeklärte Gruppe, welche sich an Choiseul anschloß — auch diese suchte Gustav anzuziehen. Und auch hier waren es Frauen, nämlich Frau von Brienne und Frau von Mesmes, die sich bei ihm zu Dolmetschern der neuen socialen Theorieen machten.

Aber von allen diesen Freundschafts-Verhältnissen ist es eines, bei welchem ich hier ein wenig stehen bleiben will, weil es auf eine Frau, die für Deutschland in mehr als Einer Beziehung Interesse hat, helleres Licht wirft. Ich meine Frau von Staël. Unter den Schweden, die zu Paris und Versailles so gefeiert wurden, die dort mit einer so warmen Aufopferung den Interessen ihres Königs sich hingaben und von denen Fersen und Stedingk die beiden hervorleuchtendsten Persönlichkeiten sind, ist es Einer, Herr von Staël, der bis jetzt der größern Mehrzahl unserer Leser kaum anders bekannt ist als durch seine Frau, und den wir jetzt, Dank der interessanten Indiscretion Geffroy's im vorliegenden Buche, hauptsächlich durch die Bemühungen näher kennen lernen, die es ihn gekostet hat, Fräulein Necker zu seiner Gemahlin und somit zur Frau von Staël zu machen. Diese ganze Heirat ist ein vollständiges Complot, ein förmlicher Feldzug der Diplomatie. Wiederholte Angriffe auf den alten Necker, um ihn zu erschüttern, hohe Interventionen, ein Zusammenfluß günstiger Einflüsse, die Unterstützung Marie Antoinette's selbst, die ausgezeichnete Gunst, welche Gustav III. dem Herrn von Staël zu Theil werden läßt — dies Alles wirkt zusammen, um die Sache nach langen und schwierigen Unterhandlungen zu einem glücklichen Ziele gelangen zu lassen. Und einmal verheiratet, verschwindet der Mann hinter der Frau, die ihn verdunkelt, und am Hofe ist sie der eigentliche Geschäftsträger. Wir haben von ihr vier Gesandtschafts-Berichte, die in vielen Beziehungen anziehend sind, hauptsächlich aber auch deshalb, weil sich darin mit den weiblichen Eigenschaften, die man ihr allzuoft hat absprechen wollen, die männlichen Fähigkeiten des Denkers und des Historikers, welche man einstimmig ihr zuerkennt, innig verbinden. „Man findet darin," sagt Geffroy, „ernste Betrachtungen mühelos leicht hingeworfen, mitten unter Anekdoten, Epigrammen und Wortspielen; denn die Verfasserin dieser Blätter konnte sich unmöglich bei der Betrachtung der letzten Jahre des Jahrhunderts damit begnügen, einen König bloß zu amüsiren."

Bei der Durchlesung dieser vielfachen Briefschaften, beim Hinblick auf diesen durchgreifenden französischen Einfluß, welcher, ausgehend von Federn einer Elite von Frauen, das gesammte Europa nach und nach durchdringt, beim Anblick dieser Königinnen der Pariser Salons, dieser Heldinnen der Feste, die sich bei einem fremden Könige zu Dolmetschern der ernstesten Wahrheiten machen, erinnert man sich an eine Vorlesung Guizot's, in welcher er mit jenem philosophischen Tiefblick und mit jenem Talent zur Verallgemeinerung, das ihm eigenthümlich war, Frankreich das vor allen andern popularisirende Volk Europa's nannte. Auch wollen wir, weil es sich hier um das achtzehnte französische Jahrhundert speciell handelt, ein lobendes Wort Macaulay's anführen, das, wenngleich durch englischen Patriotismus temperirt, dennoch ehrenvoll für Frankreich klingt:

„Die französischen Schriftsteller, sagt er, sind für unsere Literatur das, was Aaron für Moses gewesen ist, die Dolmetscher der großen Wahrheiten, welche verloren gegangen wären, wenn nicht eine Stimme da gewesen wäre, bereit sie verständlich auszudrücken. Die großen Entdeckungen in der Physik, in den mathematischen Wissenschaften, in der Staatswissenschaft gehören uns an; aber es giebt eigentlich, Frankreich ausgenommen, keine einzige Nation, die sie von uns auf directem Wege erhalten hätte. Isolirt durch unsere Lage, isolirt durch unsere Sitten, haben wir die Wahrheit zwar gefunden, aber wir haben sie nicht verbreitet. Frankreich hat zum Dolmetscher gedient zwischen England und der Menschheit."

Man ersieht, Macaulay war von Walpole's Meinung sehr zurückgekommen, der auf einer Reise nach Paris den Franzosen offen in's Gesicht sagte, sie hätten von England die beiden langweiligsten Dinge entlehnt: das Whist und den Richardson. Doch auch das Lob des Historikers entspricht noch nicht der vollen Wahrheit. Wenn das achtzehnte Jahrhundert in Frankreich ebenfalls eine fruchtbare und wahrhaft nationale Literatur gehabt, nachdem bereits das siebzehnte mit der seinigen vorangegangen war: so war dies lediglich die Folge einer eminent schöpferischen Kraft des französischen Volksgeistes, mit welcher dieser die fremden Elemente verarbeitet hat, diese umgewandelt in sein Eigenthum und ihnen den Stempel seines ureigensten Wesens aufzudrücken vermochte. Voltaire's Lehrer

*) Souvenirs de la Marquise de Créqui.

sind vergessen, sein Name ist geblieben bis heute. Und die englischen Politiker schlagen heutzutage noch Frankreich's Montesquieu nach, um aus ihm den Geist ihrer Verfassung verstehen zu lernen.

Und auch wir, nachdem Deutschland herausgetreten aus der Sphäre seiner abstrakten Gedankenwelt und mit raschem Schritt dem langersehnten Ziele zuschreitet, jetzt wo eine Mademoiselle de Lespinasse, wenn sie mitten unter uns zurückkehrte, nicht mehr sagen würde wie damals: „Ich möchte lieber das letzte Mitglied des Unterhauses sein als König von Preußen" — heut erscheint es billig, daß auch wir Deutsche uns jener französischen Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts freundlicher nähern, und durch natürliche Sympathie uns mehr zu ihr hingezogen fühlen, zu jener Gesellschaft, so thatkräftig, so energisch erregt, so jugendlich trotz des Anscheines der Altersschwäche. Lange Zeit haben wir Deutsche diesen gesellschaftlichen Zuständen den Rücken gekehrt, aus Groll um des schweren Schadens willen, den sie auf uns geworfen hatte. Heute aber wäre es Zeit, uns ihr wieder freundlicher zuzuwenden. Geffroy zeigt uns dazu den Weg im vorliegenden Buche. Denn dieses entspricht völlig der Idee, die er sich bei seinen Forschungen zum leitenden Grundsatz gemacht hat, und von der er sagt:

„Es gewährt eine große Genugthuung, wenn solche Forschungen, die durch den kühnen und unparteiischen Geist unserer Zeit ermuthigt werden, auch wirklich durch die Resultate, welche sie zu Tage fördern, dazu dienen, Vorurtheile zu zerstreuen, Groll zu beschwichtigen und endlich ein billiges Urtheil der Geschichte vorzubereiten."

England.

Die Reformation in England.

König Heinrich VIII. und Papst Clemens VII.

Wir haben den vierten (Schluß-) Band der „Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's" von J. H. Merle d'Aubigné vor uns.*) Die früheren Bände dieses Werkes sind zur Zeit im „Magazin" besprochen worden. Im letzten Bande behandelt der berühmte schweizerische Verfasser die sehr wichtigen Epochen, in welchen England sich für immer vom Papstthum lossagte, in Genf ein vollständiger Sieg der evangelischen Lehre über die römischen Dogmen erkämpft wurde und der deutsche Reformator Melanchthon nahe daran war, auf den Ruf Franz I. von Frankreich nach Paris zu gehen, um dort die Reformation in Scene zu setzen oder — preiszugeben.

Der Verfasser hat für sein Werk neue werthvolle Quellen benutzt. Dies bezieht sich hauptsächlich auf seine Geschichte der schweizerischen Reformation.

Vor Allem aber nimmt in diesem Bande der auf England sich beziehende Theil das Interesse in Anspruch. Allerdings finden wir darin nicht eigentlich eine Geschichte der Reformation in England. Denn die Bewegung, welche zur Zeit Calvins, Heinrichs VIII., Karls V. und Franz' I. in England gegen Rom hervorgerufen wurde, war keineswegs eine Reformation im deutschen Sinne. Im Gegentheil nahm die Bewegung erst viel später und sehr wider Willen desjenigen, der den Anstoß gegeben hatte, die Richtung, in welcher sie parallel mit der deutschen Reformation gehen konnte. Heinrich VIII. von England handelte im selbstsüchtigsten Interesse, als er mit allen Kräften auf eine Trennung Englands von Rom hinarbeitete, und hätte er vom Papste in aller Freundschaft die feierliche Scheidung von Katharina von Arragonien erlangen können, hätte seine Heirat mit Anna Boleyn sich der Zustimmung des Papstes zu erfreuen gehabt, so würde er wahrscheinlich alle Keime der Reformation in England erstickt haben, wozu ihm ursprünglich weder der Wille noch die Kraft fehlte — und England befände sich heute vielleicht in der kläglichen Lage Spaniens.

In der That handelte es sich für Heinrich VIII. nur darum, ein englisches Papstthum, eine englische Kirche auf rein katholischer Grundlage zu errichten. Nur daß Heinrich selbst der Papst Englands zu werden gedachte. Die Folge davon war, daß Kirche und Staat in England inniger als in allen andern protestantischen Ländern vereinigt wurden. An eine freie Kirche im freien Staate war damals freilich noch nicht zu denken. Aber schon das war ein Schritt von unerhörter Kühnheit, daß ein Fürst, die Idee des Staats praktisch verfolgend, die Suprematie der Kirche zertrümmerte und der weltlichen Macht das Dogma unterordnete. Kein Land kann Rom gegenüber einen Schritt der Unabhängigkeit thun, ohne daß die Freiheit dabei gewänne. Dies gilt namentlich für England: die Magna Charta existirte schon lange; aber bis zu jener Unabhängigkeits-Bewegung war sie kaum etwas anderes als ein todter Buchstabe gewesen; diese Bewegung gab ihr das Leben, und ohne die Reformation hätte England noch lange schlafen können.

Die englische Verfassung hat sich dafür der Reformation dankbar bewiesen. Denn sie mit ihren freisinnigen, selbstbewußten Elementen war es, die den König in seinen kühnen Schritten unterstützte, ihn zu immer neuen Keulenschlägen auf das Papstthum anfeuerte und endlich der evangelischen Lehre die offizielle Pforte zum Eintritt in den Staat weit öffnete.

Bei Bewegungen, wie wir sie hier vor uns haben, in einer thatenlustigen, gährenden Zeit ist es vor Allem nützlich, die Gruppirung der Parteien zu beobachten.

England spaltete sich damals in drei Parteien, in die römische, die politische und die evangelische Partei.

Die römische Partei bestand zumeist aus dem Klerus und dessen Anhängseln, aus dem Klerus, von dessen sittlichem Zustande wir hier ein grauenerregendes Bild nur nebenher erhalten. An der Spitze dieser Partei stand Fisher, der gelehrte, geistvolle, kühne, fanatische Bischof von Rochester.

Die politische Partei, entschiedene Gegnerin der hierarchischen Partei, hatte ihren Schwerpunkt im Hause der Gemeinen. Sie ging mit dem Könige in dem Bestreben, das bisher oft vorherrschende kirchliche Gesetz dem weltlichen Gesetze unterzuordnen, den unersättlichen Klerus zu demüthigen und zu schröpfen, die Macht des Staats im Könige zu konzentriren.

Zwischen diesen beiden Parteien zeigte sich schüchtern, verachtet, oft unterdrückt, die dritte, die evangelische Partei, die sich aus schlichten Männern, Handwerkern und Krämern rekrutirte, ihre Versammlungen so heimlich als möglich abhielt, und durch den mit Sittenreinheit gepaarten unerschütterlichen Glauben an die Hoheit des Evangeliums verbunden war. Ihr sollte schließlich der Sieg zufallen.

Seltsamer Weise hatte jede dieser Parteien, so lange der Würfel noch nicht gefallen war, ihren Vertreter in der unmittelbaren Nähe des Königs. Die römische Partei glaubte mit Vertrauen in die Zukunft schauen zu dürfen, denn der König hatte

*) Einzig rechtmäßige deutsche Ausgabe. Elberfeld, R. L. Friderichs. 1866.

Thomas Morus zum Kanzler ernannt, nachdem Wolsey aus der scheinbar allmächtigen Stellung dieses Amtes gestürzt worden war. Dieser Sturz hatte in der römischen Partei wie ein Erdstoß gewirkt — aber hatte das Papstthum wirklich etwas zu fürchten, wenn der König einen Thomas Morus einsetzte, einen Mann, der trotz seines „Utopien", dieses Werkes voll kosmopolitischer Ideen, der Kirche als ein ebenso ergebenes wie fanatisch-furchtbares Werkzeug diente?

Die politische Partei war beim Könige zunächst durch diesen selbst, viel besser aber noch durch seinen Minister Thomas Cromwell vertreten. „Dieser ausgezeichnete Mann ist gleichsam das Symbol der durch seinen Fürsten vollzogenen politischen Reform. Er war eine jener gewaltigen Naturen, welche Gott in's Leben ruft, um wichtige Dinge in's Werk zu setzen. Mit rascher sicherer Urtheilskraft begabt, hatte er eingesehen, was unter einem Könige wie Tudor zu thun möglich war, und seine unerschrockene Thatkraft setzte ihn in den Stand, es zu vollführen. Er hatte einen instinctmäßigen Abscheu vor Aberglauben und Mißbräuchen, erkannte sie bis in die kleinsten Einzelheiten und vernichtete sie mit kräftigem Arme. Jedes Hinderniß auf seiner Bahn wußte er mit eiserner Festigkeit zu beseitigen. Er vertheidigte sogar die Evangelischen gegen ihre Verfolger, ohne sich jedoch zu kompromittiren, und redete dem Studium der heiligen Schrift das Wort, aber die königliche Suprematie, die seine Erfindung war, blieb sein Ideal."

Als den Vertreter der Evangelischen beim Könige muß man den Kaplan desselben, Latimer, ansehen, den unerschrockensten, offensten und lautesten Vertheidiger der Wahrheit, den je eine Hofkanzel getragen hat. Er entging nur mit genauer Noth, vom Könige selbst gehalten, dem Ketzertode.

Man muß zugeben, daß Heinrich VIII. sich von keiner der Parteien lenken ließ: er stand mitten in ihnen wie ein Fels, und wenn er sie auch nicht geradezu beherrschte, so wußte er sie doch in seinem Interesse zu benutzen. Zum erstenmale vielleicht im ganzen Mittelalter und der unmittelbar darauf folgenden Zeit trat die Bedeutung des Volkes als solches mächtig hervor. Heinrich VIII. hätte seinen Kampf mit dem „römischen Bischof" nicht zu Ende führen können, wenn er sich nicht der Stützen in seinem Volke bewußt gewesen wäre. Seiner Neigung konnte selbstverständlich nur die politische Partei zusagen. Ihr ward vorzugsweise die Ehre zu Theil, mit ihm und für ihn fechten zu dürfen.

„Heinrich VIII. verband mit großer Körperstärke eine seltene Willenskraft, und Beides sprach sich auf seinem männlichen Antlitz aus. Lebhaft, thätig, heftig, jähzornig, wollüstig und ungeduldig, war er, was er war, mit ganzer Seele. Anfänglich von ganzem Herzen der römischen Kirche ergeben, unternahm er barfuß Pilgerfahrten, schrieb gegen Luther und machte dem Papst den Hof. Aber bald wollte er von Rom nichts mehr wissen, freilich auch ebensowenig von der Reformation; als gründlicher Egoist suchte er nur seinen eigenen Vortheil. Wenn die päpstliche Herrschaft ihn abstieß, so verdunkelte ihn die evangelische Freiheit. Er gedachte, Herr in seinem Hause zu bleiben, und zwar alleiniger Herr, Herr über Alle. Selbst ohne die Scheidungs-Angelegenheit würde sich Heinrich VIII. vielleicht von Rom losgesagt haben; denn dieser sonderbare Mann ließ lieber Freunde, Feinde, Bischöfe, Evangelisten, Staatsminister, Günstlinge, ja selbst seine Frauen zum Tode führen, als daß er irgendwie Widerspruch geduldet hätte."

Darüber mag man denken, wie man will — unzweifelhaft war die Scheidungs-Angelegenheit der mächtigste Hebel für Heinrichs Handlungsweise, denn dieser Hebel wurde von seiner heftigsten Leidenschaft, von sinnlicher Liebe, in Bewegung gesetzt. In der eklatantesten Weise bewährte sich hier das Wort von den großen Wirkungen aus kleinen Ursachen. Eine Natur, wie die Heinrichs, wird durch Widerspruch in Herzenssachen am leichtesten zu Riesenthaten getrieben. Ist Heinrich, der nicht allein die Verbrennung von Ketzern duldete, sondern auch wenigstens Einen selbst dem Flammentode überlieferte, weit entfernt, der Reformator Englands zu sein, so hat er doch, um seiner Scheidung willen, dem Papstthum einen so furchtbaren Stoß versetzt, wie nur je einem Schisma möglich war.

Eben deshalb erhebt sich diese Scheidung zu einer großen weltgeschichtlichen Bedeutung. Nebenbei wirft sie ein höchst intensives Licht auf die Charaktere derjenigen, die, damals an der Spitze der weltbewegenden Interessen, von jener Angelegenheit mehr oder weniger stark berührt wurden.

Es ist zunächst Papst Clemens VII., der hier in's Auge zu fassen ist. Dieser Mann, ein Gelehrter und feiner Diplomat, befand sich in einer Verlegenheit, aus der ihn weder Gelehrsamkeit, noch diplomatische Kunst, je zu erretten vermocht hat. Er wurde zwischen zwei harten Mühlsteinen förmlich zerrieben. Auf der einen Seite drängte ihn Heinrich VIII., seine, des Königs, Ehe mit Katharina, der Wittwe seines Bruders, als eine gesetzwidrige aufzulösen, und die neue Ehe mit Anna Boleyn zu sanktioniren. Clemens war spekulativ genug, um einzusehen, daß England für das Papstthum verloren gehen könne, wenn er die Wünsche des Königs nicht erfülle. Aber auf der andern Seite drohte Kaiser Karl V. mit seinem ganzen Zorn, wenn der Papst die Scheidung aussprechen sollte. Karl war der Neffe von Katharine, und Clemens wußte aus Erfahrung, was der Zorn dieses Mannes bedeute. Nie war ein Papst in größeren Aengsten. Diesem gepreßten Zustande entsprechend war denn auch das Auskunftsmittel, auf das er verfiel. Die große Schwierigkeit, so sagte er sich, liegt darin, Heinrichs Willen, der eine andere Frau wünscht, mit dem Karls zu vereinigen, der verlangt, Heinrich müsse seine Frau behalten. Wohlan, der König von England mag die erste Frau behalten, die zweite dazu nehmen. Der Papst schlug dem Könige eine Bigamie vor. Er that es dreimal zu verschiedenen Zeiten — noch in letzter Stunde! Umsonst — das Recept wurde von beiden Seiten verworfen. Der Papst hatte sich persönlich und das Papstthum auf klägliche Weise bloßgestellt.

Karl V. war in dem Handel ritterlich genug, in Katharine nicht allein seine Verwandte, sondern auch die von Heinrich VIII. frech verletzten Rechte der Frau überhaupt zu vertheidigen. Man tritt unwillkürlich auf seine Seite.

Noch eine Persönlichkeit kommt in Betracht, die hier des romantischen Interesses entkleidet wird, das sich für gewöhnlich um dieselbe bewegt: Franz I. von Frankreich. Franz suchte die Zwistigkeiten zwischen Heinrich, Karl und Clemens zu seinem Vortheil auszubeuten. Je nachdem es seine Stellung Karl V. gegenüber zu gebieten schien, unterstützte er entweder Heinrichs Forderungen oder des Papstes Widerstand. Es ist eine wahre Schaukelpolitik, in der sich Franz wiegte. Endlich siegte der päpstliche Einfluß. Von der Zeit an, wo Heinrichs Heirat mit Anna Boleyn als unwiderruflich beschlossen angesehen werden mußte, zog sich Franz entschiedener nach dem Vatikan hin. Auch kam ihm gerade damals Karl mit manchen Zugeständnissen entgegen, und das Auftreten der Evangelischen in Paris verstimmte ihn. Das freundliche Einvernehmen zwischen ihm und Heinrich hörte auf. England wandte seine Blicke immer mehr dem Evan-

gelium zu, Frankreich faßte Rom in's Auge. Diese entgegengesetzte Richtung wird durch zwei Frauen bezeichnet. In dem Augenblicke, als Anna Boleyn in den Palästen von Whitehall und Windsor zu herrschen begann, hielt Katharina von Medicis ihren Einzug in die von St. Germain und Fontainebleau; immer schärfer wird man den Kontrast hervortreten sehen, der sich in dem Geschicke dieser beiden großen Reiche zeigte. England ging der Freiheit, Frankreich den Dragonaden entgegen.

Inzwischen rollten die Dinge in England mit potenzirter Raschheit dem entscheidenden Momente entgegen. Der König hatte den Klerus gebändigt und geplündert, eine Kluft zwischen demselben und dem Papste hervorgerufen, die der Klerus freilich mit Leichen von ketzerischen Märtyrern auszufüllen suchte; — er wollte schon jetzt als Haupt der englischen Kirche gelten, und hatte deshalb an die Spitze des Klerus einen ihm völlig ergebenen Mann gestellt, indem er Cranmer zum Erzbischof von Canterbury ernannte; er hatte von diesem wie von den Universitäten und dem Hause der Gemeinen den Ausspruch gewonnen, daß seine Heirat mit Katharina ungesetzlich und schriftwidrig sei; er hatte ferner die Scheidung ohne Konsens des Papstes durch Cranmer vollziehen lassen und Anna war seine Gemahlin geworden. Dies Alles nach unzähligen Versuchen, den Papst günstig zu stimmen. Und was nach diesem konsequenten, trotzigen Vorgehen des Königs erwartet werden mußte, geschah. Clemens schleuderte gegen Heinrich den Bann in bester Form, indem er das ganze englische Verfahren annullirte.

Man kann nicht behaupten, daß Heinrich hierdurch besonders tief erschüttert worden wäre. Im Gegentheil, er beutete den Bannfluch aus, um die politische Partei in England zu immer stürmischerem Andrängen anzustacheln und die Entscheidung zu beschleunigen. Indeß hielt er es doch für angemessen, dem Papst zu antworten. Er that es in einer Weise, die diesem zum höchsten Aergerniß gereichen mußte. Er appellirte gegen den Papst an ein allgemeines Konzil!

Franz I., es ist wahr, versuchte noch eine Vermittelung; er hätte den Bruch zwischen England und Rom gern vermieden gesehen. Der Papst befand sich damals in Marseille, und Franz erlangte endlich wirklich von Heinrich die Sendung zweier Abgeordneten dorthin. Es waren dies Gardiner und Bryan. Heinrich sagte zu ihnen: „Ihr werdet die Augen offen halten, aufmerksam zuhören, aber schweigen." Als die englischen Gesandten zu einer Berathung mit Clemens und Franz aufgefordert wurden und die beiden Fürsten in sie drangen, sie möchten doch gefälligst ihre Meinung sagen, da erklärten sie, dazu seien sie nicht ermächtigt. „Aber weshalb hat man Euch dann gesandt?" rief der König, der nicht im Stande war, seinen Aerger zu verbergen; die Gesandten hatten jedoch als Antwort nur ein Lächeln.

Man sieht, es wurden damals nicht sonderliche Umstände gemacht. Aber die entscheidende Audienz beim Papste sollte zu einer noch gröberen Verletzung aller Formen Gelegenheit geben. Merle d'Aubigné beschreibt sie ziemlich pikant.

Franz I., den Gardiner's Stummheit und Schroffheit ärgerte, ließ dem Könige von England kund thun, Heinrich würde ihm einen Gefallen erzeigen, wenn er „andere Werkzeuge" sendete. Wirklich schickte Heinrich ein anderes Werkzeug nach Marseille; allein er war eifrig darauf bedacht, ein noch schneidigeres zu wählen.

Edmund Bonner, Archidiakonus von Leicester, ein kluger, thätiger, aber ehrgeiziger, roher, grober und heftiger Mann, ohne Zartgefühl, ohne Schonung gegen die, mit denen er zu thun hatte, wurde von Heinrich ausersehen, Clemens die Appellation an das allgemeine Konzil zu übergeben. Es war der Scheidebrief Englands. Bonner war stolz darauf, der Ueberbringer einer so wichtigen Botschaft zu sein, und kam mit dem festen Vorsatze nach Marseille, Heinrich VIII. Beweise von seinem Eifer zu geben. Hatte Luther die päpstliche Bulle verbrannt, so gedachte Bonner ein Gleiches zu thun, aber während Luther aus freiem Antriebe handelte, war Bonner kaum etwas anderes als ein Sklave, den der Gehorsam gegen die despotischen Befehle seines Herrn bis zum Fanatismus trieb.

Bonner, der eine abschlägige Antwort fürchtete, wenn er bei Clemens um eine Audienz nachsuchte, beschloß, die gewöhnlichen Formalitäten zu umgehen und die Festung mit Sturm zu nehmen.

Es war am 7. November 1533, als er sich frühzeitig in den päpstlichen Palast begab, um seinen Auftrag zu erfüllen. Er war darauf gefaßt, aus seinem Mantel den Krieg zwischen England und dem Papstthum schütteln zu müssen. Da er nicht erwartet wurde, so hielten ihn die päpstlichen Beamten an der Thüre an, aber der Engländer erzwang sich den Eintritt und begab sich in einen Saal, durch den der Papst kommen mußte, wenn er sich in's Konsistorium begab.

Wirklich erschien bald darauf der Papst in Stola und mit Gefolge. Seine unglaublich lebhaften Augen richteten sich schon von ferne auf Bonner, und beim Weitergehen verlor er den Fremden nicht aus dem Gesicht, als wäre er verwundert und beunruhigt, ihn hier zu sehen. Endlich blieb er mitten im Saale stehen, und Bonner wandte sich an den Datarius: „Habt die Güte, Sr. Heiligkeit mitzutheilen, daß ich mit ihm zu reden wünsche", und als der Beamte sich weigerte, schickte sich der unerschrockene Gesandte an, auf den Papst zuzugehen. Da gab Clemens, um zu erfahren, was das unbescheidene Auftreten zu bedeuten habe, dem Gefolge ein Zeichen, sich zu entfernen, legte die Stola ab und rief Bonner zu sich in eine Fenstervertiefung. Dieser kündigte ihm nun ohne weitere Förmlichkeiten an, daß der König von England gegen seine Entscheidung an ein allgemeines Konzil appellire, und daß er, Bonner, der Gesandte Sr. Majestät, bereit sei, ihm die authentischen Schriftstücke dieser Appellation zu überreichen; zugleich holte er sie aus seinem Aktenbündel hervor. Clemens, hierauf nicht vorbereitet, gerieth in die größte Bestürzung. „Dies war für ihn ein schreckliches Frühstück", sagt ein Dokument aus jener Zeit. Da er nicht wußte, was er antworten sollte, ließ er „nach italiänischer Weise" den Kopf hängen; dann, nachdem er sich etwas erholt hatte, sagte er zu Bonner, er müsse sich jetzt in's Konsistorium begeben, und forderte ihn daher auf, am Nachmittage wieder zu kommen, worauf er sich entfernte.

Bonner stellte sich pünktlich ein, aber er mußte anderthalb Stunden warten. Endlich wurden er und sein Begleiter Penyston in das Kabinet Sr. Heiligkeit geführt. Clemens verwandte kein Auge von letzterem, und nachdem Bonner ihm denselben vorgestellt hatte, sagte der Papst mit mißtrauischer Miene: „Gut, aber ich muß auch Glieder meines Raths um mich haben", worauf er einige Kardinäle und den Datarius rufen ließ. Während er auf deren Erscheinen wartete, lehnte Clemens sich an ein Fenster und schien in tiefe Gedanken verloren. Endlich konnte er sich nicht länger halten und sagte heftig: „Es wundert mich sehr, daß Se. Majestät sich so gegen mich benimmt." Der kühne Bonner antwortete: „Se Majestät der König ist nicht weniger erstaunt darüber, daß Ew. Heiligkeit, nachdem Sie so viele Wohlthaten von ihm empfangen, ihm mit Undank vergilt."

Clemens zitterte vor Aufregung, aber da er den Datarius eintreten sah, faßte er sich und befahl diesem Beamten, die Appellation vorzulesen, welche Bonner ihm soeben überreicht hatte.

Der Datarius las: „In Anbetracht, daß Wir von Seiten des Papstes viel Unrecht und Beleidigungen erlitten haben"…. Clemens faltete die Hände, schüttelte den Kopf und rief in ironischem Tone: „O questo e molto vero!" Der Datarius fuhr fort: „In Anbetracht, daß Unser hochheiliger Herr Uns mit seinem geistlichen Schwerte trifft und Uns von der Gemeinschaft der Kirche trennen will, appelliren wie, von dem Wunsche beseelt, den Staat, welchen Uns Gott anvertraut hat, mit einem legitimen Schilde zu decken, durch Gegenwärtiges für Uns und Unsere Unterthanen an ein heiliges Allgemeines Konzil."

Bei diesem Worte übermannte den Papst ein heftiger Zorn- und Wuthausbruch. Der Datarius hielt inne. Clemens' Geberden, die abgebrochenen Worte, die er ausstieß, verriethen den Abscheu, den ein Konzil ihm einflößte. .. Ein Konzil würde sich ja über den Papst stellen, vielleicht den Deutschen, dem Könige von England, Recht geben! … „Von einem allgemeinen Konzil zu reden", rief er aus, „o gütiger Gott!"

Der Papst war in krampfhafter Aufregung, unaufhörlich faltete er sein Taschentuch zusammen und nahm es wieder auseinander, was bei ihm ein Zeichen des größten Zornes war. Endlich rief er aus, als ob er seine Wuth verbergen wollte: „Fahrt fort, ich höre." Als der Datarius geendet hatte, sagte der Papst trocken zu seiner Umgebung: „Trefflich geschrieben, trefflich geschrieben! Questo e bene fatto." Dann wandte er sich zu Bonner und fragte ihn: „Was habt Ihr mir noch weiter zu sagen?" Bonner war nicht in der Laune, ihn im Geringsten zu schonen. Als ein Mann des Nordens, fand er ein Vergnügen daran, seine Schroffheit und Unbeugsamkeit inmitten der glänzenden hinterlistigen und verderbten Umgebung des Papstes zur Schau zu tragen. Kühn wiederholte er die Protestation und überreichte dem Papste die Herausforderung des Königs. Auf's neue lamentirte der Papst. „Ach", rief er heftig aus, „Se. Majestät thut, als hegte er große Ehrfurcht vor der Kirche, aber vor mir hat er nicht die geringste." Während er das neue Dokument las, murrte und seufzte er laut.

In diesem Augenblicke meldete einer der Beamten den König von Frankreich, und Franz I. konnte nicht gelegener kommen. Clemens erhob sich und ging ihm bis an die Thüre entgegen. Er gab Erklärungen über die Situation, worauf Beide mit leiser Stimme eine Unterhaltung pflogen, von welcher Bonner, trotz aller Anstrengung, nichts verstehen konnte.

Dieses Gespräch entschied vielleicht die Trennung Frankreichs von England. Der König zeigte sich entrüstet über ein Verfahren, das er unwürdig nannte. „Wenn Ihr uns, dem Kaiser und mir," sagte der Papst zu ihm, „freie Hand lassen wollt, gegen England zu handeln, so sichere ich Euch den Besitz des Herzogthums Mailand zu." Der Monarch versprach, daß sein Volk den päpstlichen Dekreten Gehorsam leisten würde, und der Papst rief voll Freuden aus: „Questo e per la bontà vostra!" Bonner bemerkte, daß Beide von diesem Augenblicke an lachten und scherzten und die besten Freunde der Welt zu sein schienen.

Als der König sich zurückgezogen hatte, trat Bonner wieder näher und der Datarius beendete die Vorlesung. Die geheimnißvolle Unterhaltung und das gute Einvernehmen des Papstes mit Franz hatten den Engländer nicht gerade milder gestimmt; er zeigte sich vielmehr ebenso schroff und rauh, wie der Franzose gefällig und liebenswürdig gewesen war. Das Papstthum hatte lange nicht solchen Trotz und solche Folterqualen erdulden dürfen. „Das ist eine Sache von großer Wichtigkeit," sagte Clemens zu Bonner; „ich werde das Konsistorium zu Rathe ziehen und Euch meine Antwort kund thun."

Als am Montag, den 10. November, Bonner sich abermals in den Palast begab und nach langem Warten endlich vorgelassen wurde, fragte ihn der Papst: „Domine Doctor, quid vultis?" „Ich wünsche die Antwort, die Ew. Heiligkeit mir verheißen hat." Clemens hatte Zeit gehabt, sich zu erholen und sagte: „Eine Verordnung des Papstes Pius, meines Vorgängers, verdammt jede Appellation an ein allgemeines Konzil. Ich verwerfe demnach die Appellation Sr. Majestät als ungesetzlich." Der Papst hatte diese Worte ruhig und mit Würde gesprochen; allein nun ereignete sich ein Umstand, der ihn in Wuth versetzte. Verletzt darüber, daß man seinen Souverain so wenig achtete, theilte Bonner dem Papste ziemlich trotzig mit, daß auch der Erzbischof von Canterbury an ein Konzil appelliren wolle. Das war zuviel; nun konnte Clemens sich nicht länger beherrschen; er stand auf, trat auf den Gesandten Heinrichs VIII. zu und sagte: „Wenn Ihr Euch nicht augenblicklich entfernt, so lasse ich Euch in einen Kessel mit geschmolzenem Blei werfen." — „Wahrhaftig," sagte Bonner, „wenn der Papst ein Hiele ist, so hat mein Herr, der König, Recht, der ihn einen gewaltthätigen und grausamen Hirten nennt." Doch da ihn nicht nach einem Bade in geschmolzenem Blei verlangte, so reiste er ab, worüber der Papst sehr froh war.

Diese Audienz war entscheidend. Die Verwerfung der Appellation brachte den Papst in England um die letzten Sympathieen, und wenn auch der König nicht aufhörte, die päpstliche Bestätigung seiner Scheidung von Katharina herbeizusehnen — das Parlament riß ihn jetzt mit sich fort, und im nächsten Jahre — 1534 — stand England kirchlich unabhängig da – ein Verlust für das Papstthum, der um so verhängnißvoller werden sollte, als England sich berufen zeigte, das Panier des Wortes Gottes bis an's Ende der Welt zu tragen.

Die Scene in Marseille hat aber noch eine weitertragende Bedeutung. „Dort kam es zur Spaltung zwischen England und Frankreich, weil ersteres sich vom Papste entfernte, letzteres sich ihm mehr näherte. Dort bildete sich jenes geheime Einverständniß zwischen Paris und Rom, das die Nachfolger von Franz I. zu erhalten wußten und nach welchem andere Völker der Christenheit mehr oder weniger trachteten. Von da an sieht man die Mächte und Völker, welche Rom folgen, abnehmen und sinken, und die Nationen, welche sich von ihm lossagten, zu Blüthe und Ansehen gelangen!"

Rußland.

Das slavische Centralblatt über den panslavistischen Congreß.

Das in Bautzen erscheinende „Centralblatt für slavische Literatur und Bibliographie", dessen Herausgeber (Dr. Deutschmann, der seinen Namen in Duèman slavisirt hat) und Verleger (Buchhändler Schmaler — russificirt: Смоляръ) sich zum Slaven-Kongresse nach Rußland begeben hatten, war während dieses Kongresses in seinem Erscheinen sistirt und wird nun wohl um so freigebiger sein Füllhorn über die nach russisch-panslavistischer Speise heißhungrigen Leser

ausschütten. In seiner zuletzt erschienenen Nummer 23 vom 1. Juni brachte das slavische Centralblatt folgende Notizen über die ethnographische Ausstellung in Moskau, welche bekanntlich der ostensible Zweck des Kongresses war:

„Die Idee, eine ethnographische Ausstellung in Moskau zu arrangiren, tauchte im Jahre 1864 bei dem dasigen naturwissenschaftlichen Vereine auf. Man beabsichtigte zuvörderst, diese Ausstellung aus Vereinsmitteln in's Leben zu rufen und betrachtete die ganze Angelegenheit als ein Privatunternehmen. Ungefähr ein halbes Jahr später erbot sich der Vicecurator des Moskauer Lehrbezirks, V. A. Daschkov, aus eigenen Mitteln eine solche Ausstellung herzustellen, unter der Bedingung, daß das Museum zu Moskau nachher in den Besitz sämmtlicher ausgestellten Gegenstände gesetzt würde. Dieses Anerbieten wurde natürlicher Weise mit Dank angenommen; man ernannte ein Comité und Daschkov wurde zum Präsidenten desselben erwählt.

„Nachdem es bekannt geworden war, daß man eine ethnographische Ausstellung in Moskau projektire, gaben viele russische gelehrte Gesellschaften und Behörden ihre Absicht, sich daran zu betheiligen, zu erkennen. Es kamen auch alsbald aus verschiedenen Gegenden Rußlands allerhand Trachten an, sowie Photographien der hervorstechendsten Repräsentanten der russischen Stämme und Völkerschaften, ihrer Waffen, Hausgeräthe, Abbildungen ihrer Wohnungen u. s. w., und das Comité kam einige Zeit darauf auf den Gedanken, auch die außerhalb Rußland wohnenden slavischen Nationen zur Betheiligung einzuladen. Man wandte sich daher an verschiedene Literaten und gelehrte Gesellschaften des slavischen Auslandes, und zwar nicht ohne Erfolg, denn man darf sagen, daß die Abtheilung der ethnographischen Ausstellung, in welcher sich die von nichtrussischen Slaven eingesandten Gegenstände befinden, dem Beschauer derselben von nicht geringem Interesse sein dürfte.

„In Folge dessen glaubte das Ausstellungs-Comité eine Pflicht des Dankes zu erfüllen, indem es die betreffenden Literaten und Einsender von Gegenständen zum Besuche der Ausstellung einlud. Allein sofort, nachdem dieses im russischen Publikum bekannt geworden war, bildeten sich in Moskau und St. Petersburg Comité's, welche an alle nichtrussischen slavischen Stämme Einladungen zum Besuche der ethnographischen Ausstellung ergehen ließen, mit dem Erbieten, für alle Ausgaben auf den russischen Eisenbahnen und während des Aufenthaltes in St. Petersburg und Moskau aufzukommen. Es wurden hierzu in St. Petersburg in einigen Tagen 6000 Rubel gezeichnet, und der Stadtrath von Moskau beschloß, zu diesem Zwecke im Namen der Stadt 10,000 Rubel zu bewilligen; — wie viel man außerdem in Moskau und St. Petersburg gezeichnet hat, werden wir später mitzutheilen im Stande sein.

„In Folge dessen gaben verschiedene nichtrussische Slaven die Absicht zu erkennen, einer so überaus freundlichen Einladung Genüge zu leisten, und es wurde dieses Seitens einiger slavischer Blätter bekannt gemacht. Hierüber erhoben nun besonders die deutschen, polnischen und magyarischen Zeitungen Oesterreichs einen furchtbaren Lärm und trugen hierdurch dazu bei, daß die Einladung Moskau's und St. Petersburg's unter den betreffenden Slaven erst recht bekannt wurde und daß weit mehr Personen beschlossen, nach Moskau zu reisen, als dieses sonst geschehen wäre. Man kam überein, am 16. Mai die Gränzen des russischen Reichs zu überschreiten und es trafen auf der, an der Warschau-Wiener Eisenbahn gelegenen Station an demselben Tage etwa gegen 59 Theilnehmer ein. Sie wurden daselbst vom Obersten P. M. Sakovitsch und Dr. Skvarcov, welche beide der russische gesellige Verein in Warschau geschickt hatte, sowie vom Oberbetriebsdirector der genannten Eisenbahn, empfangen und zugleich ersucht, an dem für sie bestimmten Gastmahle Theil zu nehmen. Bei Tafel wurden unter Anderen Toaste auf den Kaiser, auf die russische Gastfreundschaft, auf die slavischen Gäste, welche hier und anderwärts auch vielfach als slavische Deputirte angesehen wurden, ausgebracht und nach Schluß des Mahles stand ein Extrazug (Waggons 1. Classe) bereit, um sie noch desselben Tages nach Warschau zu bringen. In Folge höheren Befehls war, bei dem Ueberschreiten der russischen Gränze seitens der nichtrussischen Slaven, von den Steuerbeamten jede Durchsuchung des Reisegepäckes unterlassen worden."

Russische Ostsee-Provinzen.

Ehstnische Sagen.

I.

Der Herr von Pahlen und die Meermaid.

Vor Alters erging sich eines Tages ein Herr von Pahlen am Ufer des Meeres: da sah er auf einem Felsenstück ein Mägdlein sitzen, das bitterlich weinte. Der Herr trat näher und frug, was ihr fehle. Das Mädchen blickte ihn eine Weile seufzend und mit thränenden Augen an, gab aber keine Antwort. Der Herr streichelte ihr freundlich Kopf und Wangen und sprach wieder: „Gestehe mir Dein Herzeleid, denn ich frage nicht aus eitler Neugier, sondern will Dir wo möglich helfen und Deine Thränen trocknen." Die Maid antwortete: „Ach, Du bist sterblich und wirst mir nicht helfen können, denn ich lebe unter höheren Gesetzen; da Du aber so liebreich mit mir redest, will ich Dir wenigstens mein Leid klagen. Sieh, ich bin des Meervaters einzige Tochter und muß seine Befehle ausrichten, wenn auch mein Herz darüber brechen sollte. Heute Morgen hat er mir befohlen, noch vor Abend die Wogen aufzuwühlen und sie die ganze Nacht hindurch toben zu lassen. Da muß ich nun denken, wie viele Schiffe mit den Menschen darin untergehen werden und der Gedanke läßt mich nicht zur Ruhe kommen."

Der Herr von Pahlen wollte nun wissen, warum denn ihr Vater an so grausamem Spiele Gefallen fände, das doch Niemand etwas nütze. Das Mädchen sagte: „Ich glaube, er will das Meer nur zum Vergnügen der „Windmutter", mit der er ein geheimes Verhältniß angeknüpft hat, aufgerührt haben, damit sie zu der gräßlichen Musik nach Herzenslust tanze. Besäße Jemand Kraft genug, mir diesen Ring von meinem Finger zu ziehen, so wär' ich außer Stande, zu thun, was der Meervater verlangt, oder er müßte die schreckliche Arbeit allein thun." Der Ritter ließ sich den Ring zeigen und fand, daß er ganz in's Fleisch gewachsen war, also mit aller Kraft sich nicht abziehen ließ. Da fragte er die Maid, ob sie ihm den Versuch erlaube, den Ring entzwei zu kriegen. „O, wenn Dir das gelänge," rief das Mädchen, „so wollte ich Dir ewig dankbar sein."

Der Ritter packte nun den Ring mit den Zähnen und es gelang ihm, ihn entzwei zu beißen. Das Mädchen stieß zuerst einen Schmerzensschrei aus, fiel dann ihrem Wohlthäter dankbar um den Hals und sagte: „Behalte den zerbissenen Ring zum Andenken und verliere ihn niemals: er wird Dir Glück bringen." Jetzt bewegte sie sich tanzend und fröhlich singend dem Meere zu, setzte sich auf eine Welle und schwamm in wenig

Augenblicken so weit, daß sie den Blicken des Ritters entschwand.

Als der Herr von Pahlen am anderen Morgen erwachend die Augen aufschlug, standen zwei Tonnen mit starken Eisenringen vor seinem Bette. Niemand konnte Auskunft geben, wie sie dahin gekommen waren, denn das Gesinde hatte zu keiner Tageszeit eine fremde Person hereinkommen sehen und in der Nacht waren alle Thüren verschlossen. Die Tonnen waren so schwer, daß drei starke Männer sie nicht von der Stelle rücken, geschweige denn aufheben konnten. Als man die Deckel abgelöst hatte, fand man beide Tonnen bis zum Rande mit Goldstücken angefüllt. „Gott sei's gedankt," rief der Ritter aus, „jetzt kann ich meines Herzens Wunsch erfüllen und den Armen Gutes erweisen!" Noch am selben Tage ließ er das Volk zusammenrufen und gab jeder Familie zwei Hände voll des Goldes, bis eine der Tonnen leer war. Von dem Inhalt der anderen verwendete er die eine Hälfte zum Bau einer Kirche, die andere zur Anlegung stärkerer Ringmauern um die Stadt Tallina (Reval).

* * *

Nachwort. Die tanzende Windmutter ist wahrscheinlich der personifizirte Wirbelwind. Vgl. eine lehrreiche Abhandlung von H. Neus im Jahrgang 1852 des Dorpater „Inland".

Herr Kreutzwald hat in seine „Alten Sagen des Ehstenvolkes" (Eestirahwa ennemuistesed jutud) sieben dergleichen aufgenommen, in welchen die Herren von Pahlen (Palmse) eine Rolle spielen. „Meines Wissens" — sagt der Herausgeber — „giebt es kein anderes adeliges Geschlecht unseres Landes, dem die alte Sage eine so schöne Ehrenkrone geweiht hätte. Wo Leibeigene ein solches Andenken an ihre Herren bewahren, da darf man wenigstens annehmen, daß sie Freunde des Volkes gewesen, und zu diesem in einem ähnlichen Verhältnisse, wie das zwischen Aeltern und Kindern, gestanden haben." Sch.

Kleine literarische Revue.

— **Napoleon I. über Papst Pius VII.** Soeben ist in Paris der 21. Band der Korrespondenz Napoleons I. erschienen, dieses literarischen Ehrendenkmals, das der Neffe dem Onkel zu errichten meint. Der neue Band wird von einem an Napoleon III. erstatteten Bericht des Prinzen Napoleon über den Fortgang des Unternehmens eröffnet, wonach zur Publication der Korrespondenz von 1811 bis 1815 noch sechs Bände erforderlich sind, woran sich dann die Schriftwerke des Kaisers von 1815 bis 1821, in drei bis vier Schlußbänden, reihen werden. Prinz Napoleon weist mit Stolz auf die uneingeschränkte Veröffentlichung dieser Korrespondenz hin und meint, daß es nur noch eine zweite, ein gekröntes Haupt betreffende, ähnliche Publication in Europa gebe, und zwar die der Werke Friedrichs des Großen, von welcher jedoch, wie in der Vorrede des Herausgebers gesagt sei, die politische Korrespondenz ausgeschlossen worden. In dem eben erschienenen 21. Bande befindet sich unter Anderem folgendes Schreiben des Kaisers an seinen Stiefsohn, den Vicekönig von Italien, Eugen Beauharnais, in Mailand:

„Paris, 3. Januar 1811.

„Mein Sohn! Es ist soeben hier eine Clique des Papstes entdeckt worden. Die Abbés Fontana und Grégorie, die ich von Rom hatte kommen lassen, waren den Vermittler der Korrespondenz des Papstes mit den Generalvicaren von Paris, um die Saat der Unordnung auszustreuen. Sie wurden sämmtlich mit ihren Papieren festgenommen, aus welchen hervorgeht, daß der Papst sich ganz abscheulich benimmt und damit die größte Heuchelei verbindet. Ich theile Dir diese Nachrichten zu Deinen Maaßnahmen mit, wonach der Cultus-Minister darüber wachen wird, daß im Königreich Italien nichts Aehnliches sich ereigne."

Gleichzeitig ließ Napoleon folgende Note an den kaiserlichen Oberbibliothekar richten:

„Der Kaiser wünscht, daß Herr Barbier ihm so bald als möglich das Resultat seiner Nachforschungen über die Frage mittheile, ob es Beispiele von Kaisern giebt, welche Päpste suspendirt oder abgesetzt haben."

— **Ewald Rudolf Stier.***) Zwei Söhne des 1863 zu Eisleben verstorbenen Superintendenten Rudolf Stier, eines der Chorführer der modernen „Kirchentage", haben einen „Versuch einer Darstellung seines Lebens und Wirkens" herausgegeben, von welchem bisher die erste Hälfte erschienen ist. Obgleich der Zeitraum des hier vorliegenden Lebensabschnitts, nämlich die Zeit von 1800 bis 1825, nur die Keime der Glanzperiode des Helden umfaßt, so bietet dieses Gemälde doch vielseitigen Stoff zum Nachdenken und dem Betrachter der neueren kirchlichen Entwickelung mannigfaches Interesse dar. Die Söhne Stier's, von denen der Eine als „Director des Domgymnasiums zu Colberg", der Andere als „Diaconus zu St. Nicolai in Eisleben" auf dem Titelblatt genannt ist, haben in der That ein recht anschauliches Bild der Jugend-Epoche ihres Vaters und der Strebungen von damals geliefert. Die Genesis des modernen Pietismus und sein allmähliches Hineinwachsen in den Bestand der evangelischen Landeskirchen lernt man aus dergleichen Schilderungen tausendmal besser kennen, als aus langathmigen dogmatischen Werken in der traditionellen Sprache unserer deutschen theologischen Wissenschaft. Allerdings hängt dieser Pietismus, wie weit er auch von dem Lutherthum des streitbaren Dr. Martinus Luther abgekommen, mit einer gewissen Stimmung und Richtung des reformatorischen Christenthums historisch zusammen, aber wenn dieses individualistisch, so verkörpert der moderne Glaubenseifer auf seinem Gipfel desto entschiedener den Subjectivismus einer vom Buchstaben ihres Canon beherrschten Sekte. Aus einem Leben, wie das des bibelgläubigen Stier, erkennt man die hohe Gefahr des protestantischen Prinzips im eigenen Schoße der protestantischen Gemeinschaft. Daß die traumselige Mystik erst in Rom ihren Ruhepunkt finden kann, hat sich nachgerade an sehr hervorragenden Beispielen bewährt. Hier sehen wir Einen, der auf halbem Wege stehen geblieben, weil seine Jugend ihn mit der germanischen Freiheitsidee in allzunahe Berührung gebracht. Stier ist Mitglied der deutschen Burschenschaft gewesen und kein unthätiges. Dann aber ist er plötzlich, der nationalen Idee den Rücken kehrend, in das Lager der „Erweckten" übergegangen, hat (Januar 1821) seine noch ungedruckten Dichtungen und belletristischen Aufsätze, seinen Schiller, Shakespeare und Jean Paul verbrannt (S. 157) und ist einer von Denen geworden, welchen das Christenthum mit der weltlichen Kunst und Wissenschaft einen unversöhnlichen Gegensatz bildet! In dieser Hinsicht hat sein Aufenthalt unter den ostpreußischen

*) Wittenberg, 1867, Herrmann Kölling. (VI u. 356 S.)

Mystikern entscheidend gewirkt. Die Tragik der protestantischen Welt beginnt mit den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts.

T. v. B.

Literarischer Sprechsaal.

„Klassische Reise-Bibliothek", nennt sich eine neue Ausgabe von Lessing's, Göthe's und Schiller's Dramen — jedes Stück in einem handlichen, schön gedruckten Sedezbändchen zum Preise von 5 Sgr. — welche der Cotta'sche Verlag soeben versandt hat. Der nahe bevorstehende Ablauf der bekannten Privilegien und die von mehreren Buchhandlungen angekündigten oder beabsichtigten, wohlfeilen Ausgaben der Lieblings-Dichter des deutschen Volkes haben diese und andere ähnliche Publikationen der alten Verlagshandlung unserer Klassiker veranlaßt, was gewiß ihrer Verbreitung im In- und Auslande sehr förderlich sein wird. Ganz besonders erwarten wir dies in Bezug auf Lessing's „Nathan", der hier mit einer literargeschichtlichen Einleitung von K. Goedeke ausgestattet ist. Es hat, sagt der Letztere, keines so langen Zeitraumes bedurft, als der Richter ihn in der Fabel von den drei Ringen in Aussicht stellt, um zu beweisen, daß der Geist der Humanität überall sich regt und die Herrschaft in den Gemüthern Derer erlangt hat, welche Christen im Sinne Lessing's sein wollen: in der Liebe des Nächsten.

Ein interessanter Beitrag zur Geschichte von Lessings großem, dramatischem Gedicht, dieses Lehrbuchs der Humanität, ist die von Herrn J. Neumann (Oberlehrer an der Annen-Realschule in Dresden) herausgegebene „Literatur über Lessings Nathan," ein Buch*) voll belehrender bibliographischer Notizen, erläutert durch Auszüge aus den zahlreichen Schriften, Vorträgen und gedruckten Briefen über „Nathan der Weise," vom Jahre 1779 bis zum J. 1867. Bereits am 20. Juli 1779 schrieb Gleim an Lessing über seinen Nathan: „Bücher genug werden darüber geschrieben werden — Gott weiß, von welchen Bücherschreibern! Urtheile der Bosheit und Dummheit hörte ich schon: Zum Besten der Menschen einen Juden, zum Schlimmsten einen Christen zu machen — welch' ein Verbrechen! Auch haben die Christen in Dresden deshalb ihn, den Besten der Menschen, schon landesverwiesen. Nicht übel! denn nun erst wird man ihn suchen und weiser werden." Nachdem „Nathan" in Dresden lange Zeit landesverwiesen war, kam er zwar endlich auch dort auf die Bühne, doch unter Weglassung des Patriarchen! „Erst den Bemühungen des Hofraths Dr. Papst gelang es, durchzusetzen, daß seit dem 25. November 1866 das Stück vollständig auf der Hofbühne zu Dresden erscheint." Welche Fortschritte aber gerade in Dresden der Geist der Humanität gemacht, beweist die vorliegende Schrift selbst, die für das Jahr 1867 als Oster-Programm einer dortigen Realschule gedruckt worden, deren Schülern sie von dem wackern Verfasser mit den Worten gewidmet ist: „Lessings Nathan, junge Freunde, muß auch Euch zu einem Markstein Eures Lebens werden.... An Eurem Denken und Thun wird sich einst zeigen, ob Ihr Lessing's Geist in Euch aufgenommen."

*) Dresden, Hermann Burdach, 1867 (125 S.)

Die „Baltische Monatsschrift"*) bringt in ihrem März-Hefte einen Artikel über den „Protopopov-Koskull'schen Prozeß", über den wir einige Worte hier sagen müssen. Mit Erstaunen haben wir uns gefragt: Wie kommt dieser armselige Handel in die geachtete deutsche Monatsschrift? Der ganze Prozeß dreht sich um eine Ohrfeige oder einen „Schlag in's Gesicht" des Grafen Koskull, ausgeführt vom Kanzlisten Protopopov, und das füllt sechsundzwanzig Groß-Oktavseiten! Das Unbegreifliche wurde uns jedoch bald klar gelegt, als wir das Anhängsel, als wir die angefügte Note der Redaktion gelesen. Der ganze bogenlange Prozeß scheint wegen dieser Note da zu sein. Die Redaktion tritt nämlich in einer „Anmerkung" gegen die Durchführbarkeit (das im Texte stehende: „neues Argument gegen die Undurchführbarkeit" ist wohl nur ein Druck- und kein Sprachfehler) des Schwurgerichts in den baltischen Provinzen auf; sie beruft sich auf die „Gegensätze" in sprachlicher, religiöser und socialer Hinsicht und malt dabei das Schreckbild der Empörung, der „Parteileidenschaft", der „die Jury die gefährlichste Parteiwaffe und zugleich die schlechteste Justizanstalt" sein würde, und das „hieße mit der Sicherheit und Wohlfahrt spielen." In Rußland noch illiberale Maßregeln und Repression befürworten! Das braucht man der russischen Regierung nur noch zu sagen, und sie wird es sich gewiß nicht zweimal sagen lassen! Es zeigt sich da leider wieder einmal, daß die Rathgeber oft reactionärer und ärger sind als die Regierungen und daß das Volk oder seine Wortführer sich die eigenen Fesseln schmieden. Man sollte froh sein — und ein Schriftsteller und ein Redakteur zumal — daß die Jury und das Volkstribunal einmal eingeführt und daß Rußland dem Fortschritt und den modernen Ideen ein Zugeständniß macht: und nun kommt man und mahnt die übermäßig strenge und ohnehin mißtrauische Regierung noch ab! Dazu sollte sich die Redaktion einer deutschen Zeitschrift nicht hergeben! Allerdings herrscht in den russischen Ostsee-Provinzen in der Nationalität, in der Confession, der Kultur und der politischen Meinung noch mancher feindliche Widerstreit und die Anschauungen sind da noch „zerklüftet" — aber das ist mehr oder minder überall der Fall, und wenn man auf die Ebenmäßigkeit und den gänzlichen Ausgleich in der Bildung warten wollte, würde nie und nirgends ein Parlament oder eine Jury zusammentreten können.

In Bezug auf den in Nr 15 des „Magazin" enthaltenen Bericht J. J. v. Tschudi's**) über einen von Dr. Avé Lallemant im J. 1859 geleiteten Transport schwer erkrankter deutscher Auswanderer von der Mucuri-Colonie nach Rio de Janeiro geht uns von Herrn Lallemant in Lübeck die Versicherung zu, daß dieser Bericht durchaus wahrheitswidrig sei, indem der Transport derselben vom brasilianischen Kriegsdampfer nach dem Spitale der Misericordia nicht, wie dort erzählt wird, um einen Theater-Effekt zu bewirken, über das Straßenpflaster von Rio in inhumaner Weise, sondern in großen gedeckten Kähnen unmittelbar und auf dem kürzesten Wege nach dem Krankenhause stattgefunden habe.

*) 15. Band, III. Heft, März 1867, Riga, Livländische Gouvernements-Typographie.

**) Nach dem zweiten Bande seiner „Reisen durch Südamerika".

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr

36. Jahrg.] — Berlin, den 13. Juli 1867. — [№ 28

Inhalt.

Titel und Inhalt zum vorigen Halbjahr liegen dieser Nummer bei.

Literarische Anzeigen.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin ist erschienen:

Jacob Grimm, Ueber den Ursprung der Sprache.

Aus den Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851.
Sechste Auflage. 1866. 8. geh. 10 Sgr.

Nachdem dargethan, dass die Sprache dem Menschen weder von Gott unmittelbar anerschaffen, noch geoffenbart sein könne, wird sie als Erzeugniss freier menschlicher Denkkraft betrachtet. Alle Sprachen bilden eine geschichtliche Gemeinschaft und knüpfen die Welt an einander. In ihrer Entwickelung werden drei Hauptperioden unterschieden, welche mit meisterhafter Feinheit und Durchsichtigkeit geschildert werden. (440)

☛ **Gebildeten Lesern aller Stände empfehlen wir und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:** (441)

Die Natur. Zeitung zur Verbreitung naturwissensch. Kenntniß und Naturanschauung für Leser aller Stände. **Mit xylographischen Illustrationen und einem naturwissenschaftlichen Literaturblatte.** Herausgeg. von Dr. **O. Ule** und Dr. **K. Müller.** Preis pro Quartal 25 Sgr.

Der Comptoirist, Wochenschrift für Verbreitung kaufmännischer Kenntnisse, besonders unter Handlungsgehülfen und jungen Kaufleuten. Redakt.: Dr. **Julius Schaberg.** Schmal 4. Preis pro Quartal 22½ Sgr.

Halle a./S. **G. Schwetschke'scher Verlag.**

Für alle Verehrer Göthe's wichtig!

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien Ende v. J.:

MICHAEL BERNAYS (442)

Ueber Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes.

Velinpapier. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Aus einer Beurtheilung in der Köln. Zeitung. (1867. No. 27.):

„Bernays hat diese Textesgeschichte mit seltenem kritischem Spürsinne und unermüdlicher Ausdauer offengelegt. Wir hoffen, das deutsche Volk sei gebildet genug, um von allen Gebildeten annehmen zu dürfen, dass sie dem Verf., der alles dies auch in angenehmster Form vorlegt, mit Theilnahme, Spannung und Verwunderung folgen. — — Doch wir werden nicht Beispiele häufen. Wir müssen doch verlangen, dass die ganze kleine Schrift von Gebildeten gelesen werde, wie wir auch vertrauen, dass sie diese Anziehungskraft hat.“

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Editha von Katharina Diez.

2 Bände. 45½ Bogen. 8. Geheftet. Preis 1 Thlr. 22½ Sgr.

Die Verfasserin liefert hier eine einfache Geschichte, die sich in einem kleinen Kreise musikalisch bewegter Familien zuträgt und weniger Spannung als wohlthuende Unterhaltung bietet, welche in einer durchaus musterhaften Darstellung und Sprache dargereicht wird. Das Buch eignet sich demnach vorzugsweise für einen Leserkreis, dem es um ruhige Beschäftigung in Mußestunden zu thun ist, für jugendliche Leserinnen, die sich mit den Eindrücken der großen Meister der Tonkunst bekannter machen wollen, und birgt somit ein Verdienst, welches auch seine volle Berechtigung hat und, ohne rauschende Bewunderung hervorzurufen, sehr angenehme Wirkungen veranlaßt. Wir zweifeln nicht, daß die noch zahlreichen Kreise weiblicher Gemüthlichkeit der Verfasserin für dies Werk Dank wissen werden. (443)

Von derselben Verfasserin sind früher bei uns erschienen:

Dichtungen nach dem Alten Testament. Miniatur-Ausgabe. geb. 22½ Sgr.
Joseph. Gedicht nach dem Alten Testament. Min.-Ausg. Mit 1 Titelbilde. geb. 1 Thlr.
Agnes Bernauer. Gedicht. Miniatur-Ausgabe. geb. 24 Sgr.
Biblische Frauen. kl. 8. Mit 1 Titelbilde. geb. 20 Sgr.
Neue Märchen aus Wald, Feld und Wiese. Miniatur-Ausgabe. geb. 22½ Sgr.

Berlin, 5. Juli 1867. Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Empfehlenswerthe Werke.

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.
Drei Theile. (68 Bogen.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

Das Literarische Centralblatt spricht sich über das Werk, wie folgt, aus:

„Mit Freuden schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist.“

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.
Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben. (444)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Cultur und Rechtsleben

von

Wilhelm Arnold,

ord. Professor der Rechte an der Universität Marburg.

1865. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

„Die wirkliche Kultur, das Rechtsleben und das Staatsleben sind von einander untrennbare Phänomene, denen auch noch Sitte und Religion hinzuzufügen sind, und es ist das Verdienst der vorliegenden Schrift, diesen Zusammenhang, von dem der Titel nur einen Theil ausdrückt, mit Nachdruck betont, und nicht selten mit glücklicher Klarheit zur Anschauung gebracht zu haben u. s. w.“ (445)

Volkswirth. Vierteljahrsschrift. 1865. IV.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Elfte revidirte Auflage.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Lehrbuch der englischen Sprache

enthaltend eine methodische Elementarstufe auf der Grundlage der Aussprache und einen systematischen Cursus von Dr. **J. W. Zimmermann,** Director der kaufmännischen Fortbildungsschule, und Condirector der Lehranstalt für erwachsene Töchter zur Ausbildung für den kaufmännischen Geschäfts- und Gewerbebetrieb in Leipzig.

Elfte revidirte Auflage.

gr. 8. geh. Preis 20 Sgr.

☛ Bei Einführung neuer Lehrbücher verdient diese sorgfältig revidirte und verbesserte elfte Auflage ganz besonders empfohlen zu werden.

Halle, im Juni 1867. (446)

G. Schwetschke'scher Verlag.

Die Grenzboten. (447)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 28. Die preußische Kriegsmarine. Die ungepanzerten Schraubenschiffe „die Gazelle“. — Dänische Culturansprüche. — Alt-Mecklenburg auf dem Rückzuge. — Die norddeutsche Bundesverfassung und die Parteien.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (448)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 27. J. Fürst, Schrift und Sprache der Semiten mit besonderem Bezug auf die der Hebräer. — J. D. Hooker, Ueber den Kampf der Pflanzen um das Dasein. — v. Long, Bilder aus Ungarn und Slavonien aus der Zeit der letzten Regierungsjahre Joseph II. — R. Avé-Lallement, Die Beschiffung des Amazonenstroms. — Die Insel Patmos und die Stadt Kydoniä in Kleinasien. — Hosäus, Aus dem Gebiete der Physiologie. — Die Pfahlbauten auf der Trajanssäule. — Das neue Rettungshaus für Aussätzige in Jerusalem. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51

Deutschland und das Ausland.

Die Bedeutung des „Allgemeinen deutschen Frauenvereins."

Der größte Feind des Wissens ist nicht der Irrthum, sondern die Trägheit. Was wir brauchen, ist die Erörterung; dann sind wir sicher, daß Alles in Ordnung kommt.

Buckle.

Mit diesen Worten eines der größten Forscher unseres Jahrhunderts möchten wir Bedeutung und Werth des „Allgemeinen deutschen Frauenvereins" kennzeichnen. Nicht als ob es bis zur Gründung desselben an Erörterung über Erziehung und Beruf der Frau gefehlt hätte — ist ja die Menge der über diesen Gegenstand erschienenen wie erscheinenden Schriften kaum zu übersehen — sondern weil es noch ein Anderes ist mit der mündlichen Erörterung, mit der persönlichen Diskussion. Das öffentlich ausgesprochene Wort hat einen lebendigeren Pulsschlag, weil es unmittelbar sich kundgiebt, und muß da eintreten, wo eine Frage aus ihrer rein theoretischen Sphäre heraustreten und praktische Gestaltung erhalten soll. Und das mit Recht. Wer einsam in seinem Studirzimmer einen Gegenstand ausschließlich seines wissenschaftlichen Interesses willen behandelt, ihn nach allen Richtungen hin erwägend und prüfend, dem wird gerade diese Abgeschlossenheit für die objektive Wahrheit, die er finden will, nothwendig sein. Er kann ruhig die Gegenrede erwarten, die vielleicht erst nach Jahren zu ihm tritt. Ganz anders aber verhält es sich damit, wenn das als richtig Erkannte Gestalt gewinnen soll; da gilt es nicht bloß durch die Macht der Rede auf seine Mitmenschen zu wirken und sie geneigt zu machen zur Mittheilnahme — es ist die Diskussion der einzige Probirstein für die Lebensfähigkeit der angeregten Sache. Alle Diejenigen, die einer erkannten Wahrheit praktische Geltung zu verschaffen suchten, konnten sich nicht begnügen, sie in Büchern niederzulegen — mit ihrer eigenen Person traten sie für ihre Sache ein und drängten sich selbst zu denen, die sich gleichgiltig oder mißwollend verhielten. Das ist ein Gesetz in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit, und diesem Gesetz konnte sich auch die in unserer Zeit so brennend gewordene Frage nach Erziehung und Beruf der Frau nicht entziehen.

Von diesem Gesichtspunkte aus mußte man schon die erste deutsche Frauenkonferenz betrachten. Indem einige Frauen sich zusammenfanden, die aus dem bloß theoretischen Meinungsaustausch praktische Gesichtspunkte für die Wirksamkeit eines Vereins eröffneten, bekundeten sie durch diese Thatsache allein die Möglichkeit und die Nothwendigkeit besserer Zustände.

Auch befand sich das Prinzip, das die erste Konferenz an die Spitze ihres Programms gestellt hat, „Der Allgemeine deutsche Frauenverein erklärt die Arbeit, welche die Grundlage der modernen Gesellschaft bildet, für eine Pflicht und Ehre des weiblichen Geschlechts" in vollständiger Einheit mit dem Prinzip, von dem die Bewegung ausgegangen. Nicht in vagen Forderungen, nicht in hohlen Deklamationen von der Gleichberechtigung der Frau bewegte sich diese erste Konferenz — nur die Arbeitsberechtigung war das nüchterne, aber klare Programm.

Diese Arbeitsberechtigung, in menschlicher Weise gefaßt, schließt allerdings in sich ein: das Recht der Persönlichkeit. Denn nicht die Arbeit ist der Frau verboten — wir wissen, daß in der Familie ihr oft der schwerste Theil zufällt — sondern die Arbeit, in der sich ihre individuellen Fähigkeiten bekunden können. Nur zufällig gelingt es bis jetzt einer Frau, eine ihren Anlagen gemäße Ausbildung zu erhalten, und nur die künstlerisch befähigte Frau darf Anspruch auf eine Verwerthung ihrer Kräfte machen.

Indem die Frauenkonferenz die Arbeitsberechtigung Aller ausgesprochen, hat sie damit das Wort ausgesprochen, das den Bann unserer Verhältnisse zu brechen vermag und das die von der Noth und dem Instinct bestimmte Arbeit erheben soll in das Gebiet, wo eine menschenwürdige Arbeit beginnt, in der Entfaltung und Bethätigung der uns von Gott verliehenen Anlagen. Unterschätzen wir diese Kundgebung nicht. Es liegt mehr in ihr als ein aus der Noth der Zeiten entstandener Hilferuf: es ist ein unserer sittlichen, unserer geistigen Natur entsprechender Ausdruck, der Zeugniß abiegt, daß wir Kraft in uns fühlen theilzuhaben an der großen Arbeit des menschlichen Geschlechts.

Und wie das Programm des Frauenvereins die Arbeit als eine Pflicht und Ehre des weiblichen Geschlechts hinstellt, so hat er die Aufgabe übernommen, „für die Befreiung der weiblichen Arbeitskraft von allen ihrer Entfaltung entgegenstehenden Hindernissen zu kämpfen."

Dieser Kampf aber kann nur mit sittlichen Kräften geführt werden, wie er aus sittlicher Nothwendigkeit begonnen wurde — nicht auf Barrikaden, noch auf Schlachtfeldern kann und soll das Weib gleich dem Manne kämpfen. „Die Beschäftigung, die Arbeit, die langsam schafft und nicht zerstört", wem wäre sie gemäßer als der Frau, deren ganzes Wesen den erhaltenden Mächten gehört? Auch giebt es trotz Revolutionen und Kriegen eine fortdauernde, geistige Arbeit auf allen Gebieten menschheitlichen Lebens, „die zu dem Bau der Ewigkeiten zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht, doch von der großen Schuld der Zeiten Minuten, Tage, Jahre streicht."

Dieser langsamen, dem blöden Auge der Menge unfaßbaren und von ihr oft geleugneten Arbeit schließt sich der Allgemeine deutsche Frauenverein an, und denkt damit keiner nutzlosen, keiner unwürdigen Aufgabe sich unterzogen zu haben. Er weiß es, daß er nur ein Sandkorn bei dem großen Bau bedeutet, er weiß es, daß er von der großen Schuld der Zeiten nur Minuten streichen kann — aber er will nicht mehr sein und leisten, und er wird darum nicht weniger sein und leisten.

Diese große Selbstbescheidung aber stößt auf viel Mißverständniß; weil der Verein sich bewußt ist einer sittlichen Idee mit sittlichen Kräften zu dienen, fragt unser rechnendes, zählendes Geschlecht nach seinem Zweck und — nach anderthalbjährigem Bestehen nach seinen Resultaten.

Als ob es nicht schon ein Resultat wäre, daß Frauen ihre eigene Angelegenheit in ihre eigenen Hände nehmen, als ob es nicht schon ein Resultat wäre, daß Frauen aus allen deutschen Landen und über Deutschlands Gränzen hinaus dem Ruf gefolgt sind, der sie zur Mittheilnahme aufforderte! Denn wie die erste Konferenz vor 1½ Jahren, zeigte auch die erste diesjährige Generalversammlung des Vereins, daß im Norden und Süden unseres Vaterlandes begeisterte und denkende Frauen ihre Lebensaufgabe darin erkannt haben, über den Kreis ihrer Familie hinaus für die sittliche Erhebung und materielle Unterstützung ihrer Mitschwestern nach Kräften zu sorgen.

Und wie ein allgemein menschliches Gesetz die Entwickelung dieser Frage und die Gründung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins bestimmte, so war es ein besonderes, nationales Gesetz, das auch bei dieser Gelegenheit sich geltend machte.

Traten in Frankreich Vorkämpferinnen für die Freiheit des

weiblichen Herzens auf, handelt es sich in England und Amerika um politische Freiheit, die sich im Stimmrecht zu den Parlamentswahlen kundgiebt, so mag uns das nur ein Beweis sein, daß die uns in praktischen Fragen weit überlegenen Völker auch nach einer idealen Richtung hin diese Frage behandeln, die man als bloße Brodfrage aufzufassen geneigt ist. In Deutschland aber haben wir nicht für die Freiheit des Herzens zu kämpfen — viel eher müßten wir ein Gegengewicht zu finden suchen, daß die durch Sitte und Gewohnheit geheiligte Freiheit des Herzens nicht in gar zu ungebundener Weise sich äußere — noch weniger können wir für politische Rechte in die Schranken treten, da unsere vaterländischen Zustände noch nicht den gesicherten Boden für einen solchen Kampf bieten — aber wir kämpfen, dem Geiste unseres Volkes gemäß, für eine bessere Erziehung der Mädchen, wir kämpfen für die Bethätigung unserer geistigen, sittlichen Kräfte. Wir wollen durch die Ausbildung der uns von Gott verliehenen Anlagen eintreten in den Kreis strebender, thätiger Menschen, und so erst eine innere Arbeit an uns vollenden.

Durch die Geschichte unseres deutschen Volkes geht dies Gesetz, daß es schwer arbeiten muß an seinem inneren Menschen.

Während in England die Religion ein Hilfsmittel war bei dem Kampfe um Gestaltung politisch freier Institutionen, war es in Deutschland die Religion selbst, für die und um die gekämpft wurde — während unser Nachbarvolk, die Franzosen, in blutigen Revolutionen die Menschenrechte dekretirt und eine Neugestaltung der Verhältnisse über Blut und Leichen erzwingen wollten — sannen und dichteten deutsche Denker und Dichter und dekretirten in unblutiger, aber in nicht minder eindringlicher Weise „die Menschenrechte" vom Katheder und Theater und arbeiteten scheinbar ohne Rücksicht auf die wirklichen Verhältnisse an der geistigen Erhebung und sittlichen Vervollkommnung ihres Volkes.

Diese, Jedermann bekannten Thatsachen sollen nur unsere Auffassung begründen helfen und den Beweis führen, daß auch die Schöpfung des „Allgemeinen deutschen Frauenvereins" mit aufgenommen werden muß in die Entwickelungsgeschichte unseres Volkes.

Für innere Freiheit zuerst kämpften unser Volk und seine besten Männer, für die geistig sittliche Erhebung des Menschen opferte es seine besten Kräfte, darum konnte die erste, öffentliche Kundgebung deutscher Frauen keine Institutionen schaffen, keine großartigen Unternehmungen zum Besten der Frauen in Angriff nehmen — nur ein Programm konnte sie aufstellen, das sich an die Frauen selbst wendet, um sie ihrer sittlichen und geistigen Kräfte willen zur Arbeit zu verpflichten.

Noch einmal sei es gesagt: nur im Geiste des deutschen Volkes konnten wir deutsche Frauen diese Aufgabe erfassen, zuerst die Selbstbefreiung — das sittliche Moment — und dann den Kampf nach äußerer Bethätigung — die praktische Gestaltung.

Denn auch in unserem Volke hat die Zeit der bloß theoretischen Kämpfe aufgehört und die Arbeit der Gestaltung des als richtig Erkannten beginnt. So hat auch der Frauenverein nicht bloß einen unsichtbaren Kampf mit unsichtbaren Mächten; es gilt einem faßbaren Streit mit concreten Gewalten. Der Frauenverein will, um die der Entfaltung der weiblichen Arbeitskraft entgegenstehenden Hindernisse zu bekämpfen, den Weg der Petition einschlagen, um die Behörden, die Männer der Wissenschaft aufzufordern, für gemäßere Anstalten zur Heranbildung des weiblichen Geschlechts zu sorgen: zuerst für die Fächer, die unbestritten bereits von Frauen ausgeübt werden. In erster Reihe ist es das Lehrfach, das Niemand ihnen bestreitet, für das es in Sachsen, also in einem der fortgeschrittensten deutschen Staaten, ein einziges Seminar zur Vorbereitung giebt. Der private Weg, den also die Meisten, die sich dem Lehrstande in Sachsen widmen wollen, einschlagen müssen, ist ein kostspieliger, ganz abgesehen davon, ob er auch zweckentsprechend sei. Außer dem Lehrfache sehen wir Frauen thätig in allen Zweigen des Handels und Gewerbes — die Vorbereitung hierzu bieten die bis jetzt sehr spärlich existirenden Privat-Handelsschulen und die Industrieschulen, die bisher durch Vereine in's Leben gerufen werden. Hier müßte Staat oder Gemeinde durch Begründung von Handel- und Industrieschulen der Vorbereitung für das gewerbliche Leben eine sichere Grundlage geben. Gleichwie die Realschulen für Knaben zum größten Theil Sache des Staats und der Gemeinde sind, so müssen auch die Handels- und Industrieschulen für Mädchen aufhören, bloß Gegenstand der Wohlthätigkeit einerseits und der Spekulation andererseits zu sein.

Der ärztliche Beruf wird zwar von Frauen bis jetzt nicht ausgeübt, dennoch ist ein Zweig desselben in ihren Händen. Hier gilt es in Deutschland ein Vorurtheil zu besiegen, das andere Kulturvölker bereits besiegt haben. Dennoch sollte weniger das Beispiel jener Länder uns belehren, als die Wahrnehmung unserer eigenen Verhältnisse. Welchen Händen wird zumeist ein Beruf anvertraut, dessen Bedeutung für das Frauenleben ein so verhängnißvoller werden kann? Diejenigen Frauen, die im Leben bereits Schiffbruch gelitten und an sittlicher und geistiger Kraft viel eingebüßt haben, diese sind es meist, denen zarte Frauen in den schwersten Stunden übergeben werden. Noch schlimmer ist es, daß das Schamgefühl junger Frauen, die sich, so lange es keine weiblichen Aerzte giebt, den Männern anvertrauen müssen, in so beleidigender Weise verletzt wird. Dennoch ist das Vorurtheil hier nur allmählich zu überwinden, und nur mit Hilfe wissenschaftlicher Aerzte. Wenn diese sich entschlössen, einen Cursus zur Heranbildung weiblicher Aerzte zu eröffnen, wenn sie durch Vorträge über Kinderpflege, über das Verhalten in gesunden und kranken Tagen die Aufmerksamkeit der Frauen auf die Wichtigkeit der Pflege des menschlichen Körpers richteten, so würde die Scheu sich in jugendlichem Alter, in geistiger Frische einem Stande zu widmen, dessen Nothwendigkeit erkannt ist, schwinden. Man kann einen Stand dadurch heben, wenn man ihm eine wissenschaftliche Grundlage giebt und wieviel die allgemeinen Anschauungen auf die Empfindungen wirken, konnte man im vorigen Jahre sehen, wo junge Mädchen es nicht unweiblich fanden, die Krankenpflegerinnen junger Männer zu sein.

Nach diesen drei Richtungen sind ganz bestimmte Strebeziele hingestellt, die der „Allgemeine deutsche Frauenverein" für die Gesammtheit der deutschen Frauen verfolgen wird. Es wird das, schon nach der politischen Lage unseres Vaterlandes, keine leichte Aufgabe sein. In jedem der deutschen Staaten liegt die Sache anders; hier ist Manches erreicht, was anderswo zu erstreben ist. So z. B. hat die Regierung in Sachsen die Frauen zum Post- und Telegraphendienst zugelassen, während die preußische Regierung die Frauen, die bereits in Sachsen angestellt waren, ihrer Aemter entsetzt hat. Hingegen giebt es in Preußen fast in allen Provinzen Seminare für Lehrerinnen, während in Sachsen ein einziges existirt.

Hier ist der Punkt, wo die Lokalvereine, die doch zum großen Theil ihre Entstehung der Anregung, die die erste deutsche Frauen-Konferenz gegeben, verdanken, dem „Allgemeinen Verein" zu Hilfe

kommen müssen; sie müssen von jedem Orte aus die Sachlage prüfen und die Berichte dem Vorstande zusenden.

Handelt es sich um örtliche Verhältnisse und Bedürfnisse, so kann jeder Lokalverein selbst petitioniren, gilt es aber Institutionen, die die Gesammtheit betreffen, so ist doch jetzt für alle zum norddeutschen Bunde gehörenden Länder ein Forum geschaffen, wo auch dieser Angelegenheit Gehör verschafft werden kann.

Nur in allgemeinen Umrissen konnten wir die Bedeutung und die Wirksamkeit des „Allgemeinen deutschen Frauenvereins" zeichnen; möge jeder Leser und jede Leserin selbst ergänzen, wieviel innerhalb dieser Bestrebungen zu thun sei, bis die Erziehung und Stellung der Frau eine ihren Anlagen und ihrem Berufe gemäße sei. Denn auch für die Frau innerhalb der Familie gilt es eine würdigere Vorbereitung zu schaffen, als sie es bisher war, wo die Mädchenzeit, die größtentheils vom 15ten bis zum 24sten Lebensjahre dauert, in dilettantischen Spielereien und in einem, den Geist einschläfernden, Genußleben mehr verträumt, als gelebt wurde.

Unsere Aufgabe war, zu zeigen, daß die Bestrebungen der deutschen Frauen, wie sie in dem „Allgemeinen deutschen Frauen-Verein" vertreten sind, seine tiefen Wurzeln haben in den Gesetzen menschlicher Entwickelung überhaupt, sowie in denen unserer nationalen Besonderheit.

Mögen Alle, die die Ueberzeugung von einer nothwendigen Reform unserer Zustände theilen, die Arbeit derjenigen unterstützen, die den Kampf aufgenommen, mögen einsichtige Männer und Frauen sich dem Verein anschließen, damit sein Ziel, „die weibliche Arbeitskraft von den ihrer Entfaltung entgegenstehenden Hindernissen zu befreien", erreicht werde und die Erziehung der Töchter eine ebenso heilige Angelegenheit der Familien, der Gemeinden, des Staats werde, als die Erziehung der Söhne.

Unter den Schutz des nationalen Geistes gestellt sei auch diese, unsere Aufgabe!

Frankreich.

Die neue Militär-Organisation und der physische Verfall des französischen Volkes.

Wir haben in diesen Blättern zu wiederholten Malen die ausgezeichneten Arbeiten besprochen, die Jules Simon, einer der größten Kenner der socialen Verhältnisse Frankreichs, mit stets gleichem rüstigen Fleiße veröffentlicht. Es ist freilich eine riesige Aufgabe, die er sich gestellt. Ein Anderes ist es, vorhandene Uebelstände erkennen, und ein Anderes, die richtigen Mittel zu ihrer Abhilfe zu finden; wieder ein Anderes, was ganz außer der Macht und dem Vermögen des Schriftstellers liegt, wirksame Abhilfe zu schaffen. Diese Aufgabe übersteigt nicht bloß die Kräfte des Denkers, sie übersteigt selbst die des Herrschers, des mächtigsten Autokraten, der thatkräftigsten und reichsten Privatvereine, und selbst die rüstigste Selbsthilfe findet ihre Gränzen an der materiellen Uebermacht so vieler Uebel, welche tief in die Geschichte zurückreichen und durch immer neu auftretende ungünstige Faktoren vermehrt werden. Es ist der Kampf gegen die Hydra.

Das vorliegende Buch trägt den Titel: „Der Arbeiter von acht Jahren."*) Derselbe spricht für sich; das Buch ist wider den schändlichen Mißbrauch gerichtet, den man mit allzufrühzeitiger Ausnutzung der Arbeitskräfte kleinerer Kinder treibt, ein Mißbrauch, der z. B. in England eine Höhe erreicht hat, daß er geradezu himmelschreiend genannt zu werden verdient. Was ist Gesittung, was ist Fortschritt, was ist Humanität gegenüber diesen Barbareien, welche den Zustand des elendesten Wilden, des niedrigsten Sklaven und Leibeigenen geradezu als einen paradiesischen erscheinen lassen? Gewiß ist Arbeit etwas Gutes und für den Fortschritt der Menschheit unbedingt Nothwendiges; aber wenn in dieser Weise Mißbrauch damit getrieben wird, so sind Faulheit, Diebstahl und Raub jedenfalls das Bessere.

Die Ermittelungen, die wir den philanthropischen Gesellschaften und zum Theil auch den unter Autorität des englischen Parlaments unternommenen Untersuchungen verdanken, eröffnen uns den Einblick in ein wahres Pandämonium. Vier-, fünfjährige Kinder, in Armuth und Elend geboren, mit der Sünde und dem ganzen Jammer ihrer verkommenen Eltern behaftet, werden da bis zu zwölf Stunden und länger an die Maschinen gebannt zu strenger, aufmerksamster Thätigkeit, werden durch Mittel, die an die Folterkammer des Mittelalters erinnern, zur Arbeit gestachelt und verhindert, dem in diesem Alter so dringenden Bedürfnisse des Schlafes nachzugeben; ihre jungen Augen, mit denen Kinder sonst so fröhlich in die Welt blicken, sind in Folge der anstrengenden Arbeit bereits so abgenutzt, daß ihnen der Fabrikherr fast durchgängig blaue Brillen geben muß. — Wir haben ferner erst vor ganz kurzer Zeit in den Zeitungen gelesen, daß in England große Horden elternloser und heimatloser Kinder bis zu 5—6 Jahren herab herumziehen, die man benutzt, um den Mangel der Feldarbeiter zu ersetzen. Was sind das für gräßliche Zustände! Ist das nicht ein Krebs, der am innersten Marke der sonst so stolzen und reichen englischen Nation frißt? Welche Masse von Elend, Herabwürdigung und roher Barbarei! Man sieht es in England selbst auch recht gut ein, und man sieht — es läßt sich nicht leugnen — mit einer Art geheimen Grauens, wie im Angesichte üppiger, hochmüthiger Fülle, im Angesichte der raffinirtesten Gesittung ein Giftgewächs um sich wuchert, das eines Tages im natürlichsten Laufe der Dinge eine furchtbare Rache üben kann. Wie — hat man sich gefragt — wenn eines Tages die Zeit voll ist, wenn sich die in den scheußlichen Schmutzlöchern und Winkeln schleichenden, tückisch mordenden Miasmen zur Pest ausbilden, wenn das massenhafte Hinsterben dieser durch die materialisirte Industrie unter das Vieh hinuntergedrückten, verzweifelten Menschenwesen die höheren Klassen, die vornehmen Nägelputzer, Zahnstocheree und Seifenverbraucher, die wohlgenährten Beefsteakesser und Sherrytrinker ergreift? Unmöglich ist die Sache nicht, und die geheime Geschichte der Pesten, des schwarzen Todes u. s. w. ist noch zu schreiben. Was wissen die Aerzte davon, wie die physische Welt mit der moralischen zusammenhängt, wie sich die moralischen Verbrechen der Gesellschaft in physische Strafen umsetzen?

Solchen ungeheuren Schäden steht, wie gesagt, der Denker, der Socialist, der Staatsmann rathlos gegenüber, und es ist gut, dies anzuerkennen, und sich genau zu Gemüthe zu führen, was menschenmöglich ist, und was nicht. Es ist schon ein Großes, Palliative zu finden. Man muß nur stets im Auge behalten, daß der guten Menschen, denen an der Heilung von Leiden und Gebrechen gelegen, welche dafür Opfer bringen wol-

*) Jules Simon. L'ouvrier de huit ans. Paris, Librairie internationale. Lacroix, Verboekhoven Bruxelles, Leipzig, Livourne & Cie. 1867.

len, nur stets eine geringe Zahl ist, daß dagegen die bei weitem größere Mehrzahl der Besitzenden nicht den Antrieben der Menschlichkeit, des Mitleidens und der Barmherzigkeit, sondern dem blinden, krassen Egoismus und der rohen Habgier folgt. Und dieser Geist ist im englischen Parlamente sehr stark vertreten. Man wird von den im Fette erstickenden Großgrundbesitzern und Fabrikherren, die darin sitzen, nicht erwarten dürfen, daß sie sich selbst ein Leid anthun. Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus.

Der Verfasser ist Franzose, und die Franzosen sind la première nation du monde — natürlich so lange, bis sie nicht rectificirt sind. Danach ist auch ihre Logik in der vorliegenden Frage eingerichtet. Das erste Kapitel führt das Motto: „Das erste Geheimniß der Militärkraft eines Volkes ist die Zunahme und die Verbesserung der Race." Aus Fabrik-Krüppeln, die mit sechs Jahren an der Spinnmaschine gesessen haben, züchtet man natürlich keine Grenadiere und Kürassiere, — das ist vollkommen klar und verständlich. Dies ist demnach ein Hauptgrund, die allzuzeitige Ausnutzung der Arbeitskraft von Kindern nicht zuzulassen. Das Kapitel fängt sehr dramatisch an:

„Das Vaterland ist nicht in Gefahr.

„Nach den Ereignissen, welche momentan Preußen an die Spitze von Deutschland gestellt haben, war es vernünftig, sich mit den Mitteln zu beschäftigen, welche dazu dienen können, unsere Militärmacht zu vermehren und zu verhindern, daß die alten Verhältnisse zwischen beiden Staaten nicht umgekehrt würden; aber man mußte nicht, wie einige mit zu lebhafter Phantasie begabte Schriftsteller, von der selbst fernen und unwahrscheinlichen Eventualität eines Einfalls in Frankreich sprechen. Frankreich hat eine einzige Invasion erfahren.*) Es hat ein Vierteljahrhundert lang die Welt erschreckt......"

Wir sind fest überzeugt, Preußen und Deutschland wird das schöne Frankreich in Ruhe lassen, wenn Letzteres nicht der Teufel reitet, uns in die Augen demonstriren zu wollen, daß es toujours la première nation du monde sei. Denn diese spaßhafte Idee kann man in der Hauptstadt der Pomaden, der Moden, der mustergiltigen Schneider und Tanzmeister einmal nicht los werden. Die Deutschen haben auch ihre Mucken und Marotten, aber wir glauben, wenn es den Franzosen Spaß macht, diese unschuldige Phantasie gönnt man ihnen. Sie wird nur gefährlich, wenn sie sich in's Militärische übersetzt, und wenn die rothen Hosen à tout prix den Beweis in der Hand haben wollen, daß die Pickelhauben neben ihnen nicht in die Höhe kommen können. Diese Letzteren sind auch nicht von Stroh.

„Wenn die Regierung (fährt Herr Jules Simon fort) unmittelbar nach den preußischen Siegen eine hohe militärische Kommission gebildet hat, um die Reorganisation der Armee zu berathen, so hat alle Welt ihre Beweggründe verstanden und gebilligt. Als der von den Marschällen weitläufig vorbereitete Plan veröffentlicht wurde, war alle Welt schmerzlich erstaunt über das Ungeheuerliche der Forderung.

„Nie war ein Plan kühner, nie ephemerer. Mit großem Geräusch angekündigt, wurde er mit einer Schnelligkeit und einer Leichtigkeit im Stiche gelassen, welche die Abwesenheit jedes Systemes in den hohen Regierungskreisen und die Kraft der öffentlichen Meinung beweisen, wenn sie sich nur geltend machen will.......

Man forderte nämlich eine Armee von nicht weniger als 1,232,215 Mann, d. h. stehende Truppen 480,000 Mann, eine Reserve von 480,000 Mann und eine Mobilgarde von gleicher Stärke, Summa 1,440,000 Mann. 207,785 Mann rechnete man auf den natürlichen Abgang, der sich bei einem solchen Heere voraussehen ließe. Diese Forderungen gränzen an das Abenteuerliche und lassen sich eben nur aus dem Respekte erklären, den sich Preußen so plötzlich auch den Franzosen gegenüber erworben hat. Die französischen militärischen Fachmänner sind zu gescheidte Leute, um nicht einzusehen, daß das preußische Heerwesen ihrem jetzigen, wenn nicht überlegen, doch mindestens ebenbürtig ist, und daß sich bei diesem Stande der Dinge das bisherige Prestige des französischen Namens nicht aufrecht erhalten läßt. Dieses aber soll um jeden Preis aufrecht erhalten werden; daher diese riesigen Zumuthungen an die Leistungsfähigkeit des französischen Volkes. Indeß jedes Ding hat seine bestimmten Gränzen, auch die Franzosen können bis zu einem Punke kommen, wo ihnen die Gloire zu kostspielig wird. Dies ist hier der Fall.

Die constituirende Versammlung von 1789 glaubte viel zu thun, als sie 150,000 Mann reguläre Truppen und 120,000 Mann Milizen mit einem Aufwande von 80 Millionen Fr. verlangte.... Wie haben sich seitdem die Umstände verändert! „Ist es nicht entsetzlich, wenn man, nachdem man so viel von Fortschritt geredet und so oft wiederholt hat, daß man der Herrschaft des gesunden Menschenverstandes und der Vernunft nahe sei, nach fünfundsechzig Jahren endlich da anlangt, die stehenden Heere zu vervierfachen?" —

Es folgt nun eine Kritik dieses Entwurfes, der wohl glücklich zu den Akten gelegt worden. Am Schlusse heißt es: „Der Moniteur verspricht uns, daß diese neue Organisation aus uns ein unbesiegbares, ein — wir glauben es ohne Bedenken — vollkommen disciplinirtes Volk machen wird: — ohne Zweifel. Da hat man, was ein Volk gewinnt, wenn es nach Napoleon's I. Ausdruck entweder ein Kloster oder eine Kaserne wird. Aber man muß sich auch ansehen, was es dabei verliert.

„Es genügt nicht zu sagen: Jeder Preuße ist Soldat, jeder Schweizer ist Soldat, folglich muß und soll jeder Franzose Soldat sein; denn man müßte auch decretiren, jeder Franzose soll Preuße oder Schweizer sein. Jedes Volk hat seine Vorzüge und seine Fehler. Die Preußen z. B. lieben es, sich discipliniren zu lassen: die Disciplin ist weniger nach dem Geschmacke der französischen Nation, welche lieber ihre Verfassungen als ihre Sitten ändert. Die Preußen selbst würden vielleicht ihre Militärorganisation nicht annehmen, wenn sie ihnen heute von Hrn. v. Bismarck vorgelegt würde. Sie ist dem Volke in einer Zeit vorgelegt worden, wo die Freiheitsideen weniger verbreitet waren, und jetzt behält man sie bei, was etwas ganz Anderes ist, als sie erst schaffen."

Es folgt nun eine im Ganzen richtige Darstellung der Verhältnisse des preußischen Heerwesens. Dann wird die schweizerische Militärorganisation besprochen u. s. w. Weiterhin folgen noch sehr charakteristische Expektorationen über diese Disciplinirung des Volkes, welche das tiefe Mißbehagen des Verfassers über die ganze geschichtliche Entwickelung der Gegenwart bekunden. Es sind bittere Satiren auf die praktische Anwendung der neueren Ideen, die überall in's Gegentheil umschlagen. Vieles paßt darin auch auf Deutschland. „Man wird uns discipliniren, sagt man; denn das ist die Gnade, die man uns zu erweisen verspricht. Ach, wahrhaftig, wir sind bereits nur zu sehr disciplinirt. Wir sind es in der Elementarschule, im Gymnasium, in der Verwaltung mehr als die anderen Völker..... Die edleren Geister dachten daran, unsere Kinder diesem Ueber-

*) Mehrere: Unter den Ottonen, unter Karl V., und 1814.

maß der Reglementation zu entziehen; aber nein, die Kaserne muß auf die Schule folgen; das Kindesalter wird bis zu 26 Jahren dauern. Wir hatten für das reifere Alter unsere Büreaukratie, deren Ausbildung ohne Gleichen ist, unsere Centralisation, unsere bevormundeten Communen, unsere Vereine, die entweder verboten oder nur unter den Augen der Polizei erlaubt sind, unser überall geleitetes oder gehemmtes Handeln..... Was macht man? man kasernirt unsere Kinder, man trommelt, man entrollt die Fahne, man ruft den Drillunteroffizier: Kopf gerade, Kopf links; Eingetreten, Schritt, Geschwindschritt, Dauerlauf! Begebt Euch in die Garnison oder nach den Kolonieen; trotzt dem gelben Fieber oder den Kugeln. Lebt mit zwanzig Jahren fern von der Liebe Eurer Mutter, fern von den Rathschlägen und der Leitung Eures Vaters. Schließt zufällige Freundschaften, die sechs Jahre dauern werden; lernt mit dem passiven Gehorsam die Trägheit und Liederlichkeit des Soldaten. Was wird während dieses Exiles aus dem verödeten Hause werden? und welche Sitten, welche Ideen wird der Verbannte nach sechs Jahren Kasernenleben zurückbringen, wenn er zur Werkstätte oder zum väterlichen Felde zurückkehrt?

„Man behandelte diejenigen als Utopisten, welche die allgemeine Entwaffnung predigten, um den Frieden herzustellen. Ihre Utopie, wenn es eine ist, gab uns wenigstens gleich auf der Stelle ein sicheres Gut....... Es scheint, daß man die glückliche Zeit wiederkehren sieht, wo die Herren sich gegen die Leibeigenen befestigten, wo die Bürger ihre Stadt gegen die Nachbarstadt, und ihre Häuser in der Stadt selbst gegen das Haus des Nachbars in wehrhaften Stand setzten.

„Preußen hat 800,000 Mann. Folglich brauchen wir 1,200,000 Mann. Wenn wir sie haben werden, wie viel wird sich ihrer dann Preußen beilegen?....... Jeden Tag bringt uns der Moniteur eine Nachricht, daß ein neues Volk sich daran macht, seine militärischen Einrichtungen fortzubilden. Die Folge dieser schönen Gesetze ist die allgemeine Bewaffnung, die Bewaffnung im Uebermaß. Alle Menschen, das ganze Geld wird auf Kriegsrüstungen verwandt, bestimmt, sagt man uns, den Krieg zu verhindern. Es wird sich gut ausnehmen, wenn wir Alle Soldaten sind, wie friedfertig wir sein werden! wie wir merken werden, daß der Weltfrieden auf Kosten dieser ungeheueren Abfindungs-Summe auf sicherer Grundlage ruht. Die Chimäre des allgemeinen Friedens wartete, um sich zu verwirklichen, bloß auf diese Millionen von Bajonetten!...."

In ähnlicher Weise führt Herr Jules Simon weiter aus, wie in letzter Instanz die ungeheuren Fortschritte der Industrie nur dazu gemacht erscheinen, um Zerstörungsmittel hervorzubringen, wie aller sociale Reichthum zuletzt nur dem Kriegs-Moloch diene. Leider eine traurige, nicht abzuläugnende Wahrheit! Was soll daraus werden? Leben wir in einer Zeit, wie das erste freiheitstrunkene Jahrhundert vor Chr. Geburt war, das mit Riesenschritten der allgemeinen Despotie zueilte? dienen die Freiheitsbestrebungen der Völker nur dazu, um alle alten Verhältnisse zu lockern, die Unebenheiten abzuschleifen, die Charaktere zu verwischen, und die Welt für einen neuen Kosmokrater, für einen neuen Universaltyrannen reif zu machen? Wer wird es sein? — der letzte, der auf dem Felde siegreich bleibt. Schon sind die Großmächte, d. h. die Waffenmächte Europa's, von fünfen auf drei reducirt; denn das Inselreich Großbritannien mit seiner wankenden Kolonialmacht und seiner furchtsam gewordenen Politik und das aus so vielen Wunden blutende Oesterreich zählen kaum mehr mit, ebenso wenig wie das noch unflügge Italien. — Ein oder zwei Stöße können das erdrückende Uebergewicht einer einzigen Macht entscheiden, und wenn auch das nicht gerade einzutreten braucht, so ist doch dieses allgemeine Rüsten ein nicht zu unterschätzendes Anzeichen, daß ein Instinkt in der Menschheit lebt, der große Katastrophen ahnt.

Ob Frankreich der mächtige Sieger sein wird? Es scheint uns nicht. Es nagt ein Wurm am Marke dieses ehrgeizigen, unruhigen Volkes, das die glänzendsten Einfälle, die erhabensten Intentionen, aber auch die wildesten Leidenschaften hat, und stets von einem Extrem in's andere taumelt. Die Nation verfällt sittlich und physisch. Wer es nicht glaubt, lese die Schilderungen von Jules Simon, der gewiß kein Interesse daran hat, sein geliebtes Volk herabzusetzen. Ueber die Sittlichkeit der Pariser tonangebenden Gesellschaft zu sprechen, ist ziemlich überflüssig; an glänzenden Talenten, geschickten, routinirten Männern fehlt es nicht, wohl aber an echt sittlichen Charakteren. Alles, Kunst, Literatur, gesellschaftlicher Ton, ziemlich alle Parteien sind von dem haut goût des riechenden Wildprets angezogen, und solche Menschen wollen der Welt das Evangelium der Freiheit predigen! Physisch verfällt das Volk in erschreckender Weise; die Ehen, die Geburten nehmen stetig ab, der Nachwuchs ist kränklich, klein und krüppelhaft. „Die Kinder (namentlich der Fabrikdistrikte) sind klein, mager, oft verwachsen. Man hat alle mögliche Mühe, die Kontingente aufzubringen. Alle Welt hat es, wie wir selbst, und schon früher bemerkt, daß, wenn die jungen Leute sich zur Aushebung gestellen, man sie für vierzehnjährige Schüler halten könnte, die aus der Schule treten. Das steht in der That schlecht aus; und doch sind es die überlebenden, die härtesten. Die außerordentliche Sterblichkeit, die sie trifft, hält kein Jahr an. Die Ursachen des Verkommens sind zahlreich: die Verlassenheit der kleinen Kinder, das vagabundirende Leben der ersten Jahre, der Mangel an Pflege, die Einsperrung von acht Jahren an, welche täglich 8—10 Stunden dauert, der Mangel an Spiel und Sonnenlicht, bisweilen frühzeitige Laster, nur zu oft die schlechte Gesundheit des Vaters, durch Trunk und Liederlichkeit verursachte Krankheiten." — endlich der Mangel aller moralischen Erziehung.

Die Revue des deux Mondes läßt in der bekannten witzigen und frivolen Weise, wie sie den Franzosen eigenthümlich ist, nach dem Muster der griechischen Nationalfeste ein Fest der französischen Jugend anstellen und sie zu diesem Ende die Revue passiren, 325,000 junge Leute.

Zuerst kommen 18,106, welche unter dem oft herabgesetzten Militärmaße sind und vielfach nur die Größe der ehemaligen Trommeljungen haben; dann 30,524 Schwächlinge, Brustkranke, Rachitische, 15,988 Hinkende, von Geburt an oder sonst wie Verstümmelte, mit Krampfadern, Rheuma u. s. w. behaftete, 9100 Bucklige, Plattfüße, Klumpfüße, 6934 mehr oder minder Blinde, Taube, Geruchlose, 963 Stammelnde, 4108 Zahnlose, 5114 durch frühzeitige Liederlichkeit Verkommene, 2529 Hautkranke, 5213 Kröpfige und Skrophulöse, 2150 mit Krämpfen, Epilepsie, Verrücktheit oder Kretinismus Behaftete, endlich 8236 Andere, die an verschiedenen Krankheiten und Gebrechen leiden. Summa 109,000 Menschenwesen, die unterhalb der normalen Existenz stehen, während die Zahl der Gesunden oder für gesund Geltenden 216,000 Köpfe beträgt. Mehr als ein Drittel des jungen Nachwuchses ist also für den Militärdienst untauglich.

Das zweite Kapitel Simon's ist überschrieben: „Die Stellung der Mütter in der Industrie ist eine Ursache des Leides für die Kinder und der Entartung der Bevölkerung." Wir haben schon in den früheren Büchern des Verfassers Gelegenheit gehabt, das warme Gefühl anzuerkennen, welches er für den schwächeren

Theil des Menschengeschlechtes und für die Pflege der Familien-Verhältnisse hegt. Nichts kann wahrer sein, als die Betrachtungen, die er darüber anstellt, aber es ist auch fast ebenso gewiß, daß sie nicht viel helfen werden. Die bittere Noth des Lebens macht alle schönen Theorien zu Schanden; auch ist das Uebel zu umfangreich, zu tief gewurzelt, als daß sich viel dagegen thun ließe. Man sieht es fortschreiten. Auch leidet Frankreich in dieser Beziehung an besonderen Uebelständen; die Heiligkeit der Ehe und des Familienlebens, wie die sorgfältige älterliche Erziehung der Kinder, lassen dort mehr zu wünschen übrig, als in vielen andern Ländern, und die Frivolität der Grundsätze, wenn man das so nennen will, die in Folge der religiösen und politischen Umwälzungen eingetreten ist, machen eine Heilung sehr schwer, wenn nicht unmöglich. Herr Jules Simon hat ganz Recht, wenn er sagt, diese Heilung müsse vom inneren Menschen kommen; alle äußeren Mittel könnten nicht verfangen. Aus seinen verblümten Andeutungen kann man schließen, daß die Sache innerlich noch schlimmer aussieht, als er sie darstellt, und daß ein bedeutender Theil des Volkes geradezu unnennbaren Lastern fröhnt. Vom französischen Kasernenleben wissen Leute, die in Frankreich oder Algier gewesen sind, kuriose Geschichten zu erzählen.

Die weiteren Kapitel befassen sich mit der Stellung der Kinder und jüngern Leute in den Fabriken, für die ein gesetzlicher Schutz verlangt wird, ähnlich wie er in Deutschland, England u. s. w. bereits besteht. Es ist sehr zu wünschen, daß dieser Schutz eintreten möge.

Romane aus dem französischen Volksleben.*)

Das vorliegende Buch, dessen beide Titel nur verschiedene Abtheilungen eines eng zusammengehörigen Werkes bezeichnen, behandelt im Gewande des Romans das Loos der Frauen und namentlich der arbeitenden Frauen in Frankreich und ist somit schon sehr beachtenswerth als Beitrag zu der jetzt in den meisten Ländern Europas, wie in Amerika, vielfach diskutirten Frauenfrage. Ein mindestens ebenso großes Interesse gewinnt es aber dadurch, daß eine Frau mit fester, energischer Hand die Blumendecke hinwegzieht, auf der das moderne Cäsarenthum tanzt und uns schaudernd einen Blick in die darunter verborgenen Abgründe thun läßt. Es ist ein Jammerschrei aus jenem Frankreich, zu welchem jetzt Fürsten und Völker wallfahrten, das gern die Suprematie über alle Länder der Erde für sich in Anspruch nehmen möchte, in das, nach Victor Hugo's Friedens-Manifest, ganz Europa aufgehen soll! Nach dem, was uns Frau Gageur enthüllt, wäre die Erfüllung dieser Prophezeiung gleichbedeutend mit einer sozialen Sündfluth.

Die Verfasserin führt uns in die Seidenfabriken von Lyon, in die Baumwollenspinnereien von Lille, in die Mansarden-Stübchen der Pariser Näherin, Posamentier-Arbeiterin u. s. w. Wir besuchen mit ihr die Ateliers fashionabler Putzmacherinnen, wir lernen Ballettänzerinnen, Grisetten und Loretten kennen, werden eingeführt in die Häuser der vornehmen Bourgeoisie und haben dabei Gelegenheit uns einen Begriff über die Stellung der Lehrerin und Erzieherin zu bilden. Und überall, unter welchen Typen der Gesellschaft die arbeitende Frau uns dargestellt wird, überall sehen wir sie einen unsäglich schweren Kampf kämpfen mit Mangel und Entbehrungen, sehen wir sie verfolgt von Noth und Hunger auf der einen, von Schande und Laster auf der andern Seite, oft genug aber schlagen die Wogen Beider über ihr zusammen. Auch das Loos des Arbeiters ist ein hartes, auch er sieht sich bei einer Arbeitsstockung, bei einer Krankheit von nur wenigen Tagen dem Hunger preisgegeben, aber viel, viel schlimmer ist die Arbeiterin daran. Sie wird überall weit schlechter bezahlt, als der Mann, überall wird sie durch ihn von den lohnenderen Beschäftigungen zurückgedrängt, überall leidet sie durch den Mißbrauch, der dem Manne in jeder Hinsicht eine bevorzugte Stellung einräumt.

„Mich faßt ein ungeheurer Jammer, der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!" möchten wir mit Göthe ausrufen, wenn wir hier die verheiratete Arbeiterin von dem Trunkenbold von Gatten gemißhandelt, des sauer Erworbenen beraubt sehen, ohne daß ein Gesetz sich ihrer annimmt, wenn dort ein schönes junges Mädchen in der Fabrik das Opfer eines vornehmen Wüstlings und von ihm dem Elend preisgegeben wird; wenn der in ihrer Mansarde hungernden, frierenden Arbeiterin die Sünde unter den verlockendsten Gestalten naht, wenn abgefeimte Kuppler sie mit kaum zu zerreißenden Netzen umgeben. Wahrlich, es gehört eine Heldenstärke dazu, um solchen Versuchungen zu widerstehen, zu darben, zu entbehren inmitten einer Stadt wie Paris, wo das Vergnügen, der Luxus das Losungswort des Tages ist und wo sie ja nur zugreifen dürfen, um das Alles zu besitzen — und es widerstehen denn eben auch nur Wenige.

Weit schwerer, als der unzureichende Lohn, die beschränkte Arbeitsfreiheit, als Armuth und Elend, lastet nach dem, was wir aus den Schilderungen dieses Buches entnehmen, auf den Frauen Frankreichs der Fluch einer bodenlosen Frivolität, einer Frivolität, welche alle Klassen der Gesellschaft durchdrungen hat, die Heiligkeit der Familie zerrüttet und sich oft in so naiver Weise äußert, daß man in Frankreich Reinheit noch zu nennen scheint, was man bei uns ganz einfach mit Unsittlichkeit bezeichnet. Der Glaube an Frauentugend scheint der französischen Gesellschaft abhanden gekommen, jede arbeitende Frau, die nicht geschützt ist durch die Wälle des Reichthums und der Familie hält man für käuflich, selbst die Erzieherin und Lehrerin, selbst die Schriftstellerin, die um ein Manuscript anzubieten ein Redactions-Lokal betritt. Und verdenken kann man den Männern diese Annahmen nicht, wenn man liest, welche Erfahrungen sie an den Frauen der guten Gesellschaft machen, bei denen der hohle Schein einer äußerlichen Frömmigkeit einen haarsträubenden Cynismus birgt.

Möglich, daß die Verfasserin die Farben stark aufgetragen hat, weil es ihr eben darum zu thun war, ein tief erschütterndes Bild zu liefern; möglich, daß der Stoff überhaupt nicht recht geeignet für den Roman gewesen ist; wenigstens erscheinen uns alle darin auftretenden Personen mehr wie Typen, als wie Gestalten. Wir mögen das herzzerreißende Schicksal der arbeitenden Frauenwelt beklagen, eigentliche Sympathieen erwecken, mit Ausnahme der Familie Bordier, die uns vorgeführten Repräsentantinnen nicht. Und ist es Absicht, daß sie mit Ausnahme zweier untergeordneter Arbeiter keinen anständigen Männer-Charakter im ganzen Buche auftreten läßt — selbst Albert, ihr, in Deutschland erzogener Held, das Urbild edler Männlichkeit, ergiebt sich ja auf den ersten Sturm einer alten Courtisane und wird ihren Schlingen nicht durch eigene Kraft, sondern durch äußere Einwirkungen entzogen — ist es Absicht, fragen wir, will die Verfasserin damit die erschreckende Ausdehnung der

*) Le Calvaire des Femmes. Les Retrouvées. Par Marie-Louise Gageur. Paris, Achille Faure, 1867.

Corruption andeuten, oder erliegt sie nur einfach dem so vielen Schriftstellerinnen gemeinsamen Geschick, keinen Männer-Charakter zeichnen zu können?

Nach der ganzen Anlage des Romans erwartet man in seinem zweiten Theile die Darlegung großer, überraschender Ideen zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen und der Frauen insbesondere. Wir können aber nicht sagen, daß wir uns in dieser Hinsicht befriedigt gefühlt hätten. Allerdings hören wir von Verbesserung der Löhne in den Fabriken, von Herabsetzung der Arbeitszeit, von Associationen u. dgl. — Im Ganzen macht der große Roman mit seinen geringen Resultaten den Eindruck eines kreißenden Berges, der eine Maus gebiert, was man um so schmerzlicher empfindet, als man ihn fortwährend mit dem Gefühle liest, daß man es hier nicht mit einer leicht geschriebenen Unterhaltungslectüre, sondern mit einer ernsten Arbeit zu thun hat. Ein Beitrag zur Lösung der Frauenfrage ist das Buch nicht, wohl aber ist es eine Ansammlung höchst beachtenswerthen Materials für die Beleuchtung der französischen Zustände, eine ernste, gebieterische Mahnung an die Humanität, das Problem zu lösen, wie man der Corruption entgegenarbeiten, die Frau durch die Menschheit, die Menschheit durch die Frau erlösen kann. J. H.

Holland.

Ein Roman aus dem niederländischen Volksleben.*)

Vor einiger Zeit hatten wir Gelegenheit, eine kleine Sammlung „Niederländischer Novellen", nacherzählt von Adolf Glaser, zu besprechen; heute kommt uns von demselben trefflichen Bearbeiter niederländischer Stoffe eine neue Uebertragung aus dem Holländischen zu, nämlich der Roman „Hänschen Siebenstern", dem ausgezeichneten niederländischen Erzähler J. van Lennep nachgebildet.

Das Original dieses Romans heißt: "Klaasje Zevenster" und ist auf fünf Bände ausgedehnt, während die bei Westermann erschienene deutsche Ausgabe nur zwei Bände umfaßt. Das Original, welches im vorigen Jahre erschien, machte in Holland sehr großes Aufsehen, nicht allein deshalb, weil die Gestalten und Vorkommnisse darin mit wahrer Meisterschaft dem holländischen Nationalleben entnommen sind, sondern mehr noch aus dem Grunde, weil van Lennep, der allgefeierte Dichter, der zugleich als Privatmann in großer Achtung steht und durch Familienbeziehungen mit der höchsten Gesellschaft im Haag verbunden ist, es gewagt hatte, eine Seite der sozialen Einrichtungen zu schildern, die bis dahin kaum irgendwo in den Bereich der poetischen Schilderung gezogen wurde — wenigstens nicht in dieser Weise! Zwar ist von Frankreich aus die Glorification des Lorettenthums bekannt, aber die sittlich ernste Behandlung dieses Gegenstandes konnte von dorther nicht zu erwarten sein. In Klaasje Zevenster hat van Lennep es trefflich verstanden, eine vollständig wahrheitsgetreue Schilderung der Demi-monde zu einem sittlichen Endzwecke zu benutzen. Ihm war es nicht darum zu thun, den Schmutz zu vergolden und dadurch verführerisch erscheinen zu lassen, sondern zu zeigen, welche Gefahr aus der völligen Unkenntniß desselben entstehen kann.

Die Heldin des Romans geräth durch eine Verkettung von wirklich vortrefflich erfundenen Verwickelungen in die Hände der Besitzerin eines verworfenen Hauses und verweilt krank und bewußtlos einige Zeit daselbst. Obgleich dieser Theil des Romans meisterhaft ausgeführt ist, so sind doch die vorhergehenden Kapitel, wo die Heldin im Pfarrhause zu Hartenstein weilt, nicht weniger anziehend. Ebenso die spätere Entwickelung. Den Schluß hat Glaser abgeändert. Van Lennep läßt seine Heldin sterben, nachdem sie viel Ungemach erduldet hat, endlich am Ziele ihrer Wünsche steht, und völlig von allem Verdachte gereinigt ist. Dies wurde schon in Holland als Mißgriff gerügt; es erschien dort sogar ein anonymes Buch, welches betitelt war „Klaasje Zevenster niet dood", worin der Roman in ganz anderer Weise zu Ende geführt wurde; zugleich klärte sich darin der Aufenthalt der Heldin in jener verworfenen Behausung als Verleumdung auf. Offenbar eine Albernheit! Glaser läßt die Heldin einfach sich körperlich völlig erholen und mit dem Geliebten, der nie an ihr gezweifelt, vereinigt werden, was dem Ganzen einen wohlthuenden und sittlich erhebenden Abschluß giebt.

War diese Abänderung eine fast von selbst einleuchtende, so erscheint es dagegen etwas gewagt, daß aus fünf großen Bänden des Originals nur zwei Bände (jeder etwa 300 S. stark) der Nacherzählung entstanden sind. Allerdings sind die Gespräche im Original oft sehr ausgedehnt; die Expectorationen des Pastors Boll mitunter langweilig, die Gespräche der Familien Lammers und Ruffel charakterisiren in zu breiter Weise die äußerste Trivialität, und das Radebrechen des Mr. Pure, der als Franzose die holländische Sprache arg mißhandelt, dürfte schwer zu verdeutschen sein, aber immerhin würde eine etwas weitere Ausführung der Skizze nichts geschadet haben. Denn eigentlich ist diese Bearbeitung nur eine skizzirte Wiedergabe, ein Auszug, der sich vielleicht unterhaltender und jedenfalls leichter liest, als das etwas schwerfällige holländische Original, aber gerade in dieser minder schwerfälligen, minder derben, bei den Scenen in dem verrufenen Hause minder verletzenden Ausführung liegt eine wesentliche Abweichung vom spezifischen Charakter der holländischen Roman-Literatur. Doch muß man einräumen, daß Schilderungen, wie die, wo der alte Wüstling, Baron Tilburg, der kaum genesenen Klaasje in jenem Hause sich naht, in Deutschland in so derb realistischer Weise kaum geboten werden dürfen. Das hat Glaser gefühlt und darum hat er im Allgemeinen zusammengezogen und gekürzt. Für eine weitere Verbreitung der Erzählung, namentlich für den Abdruck in einer Zeitschrift (sie erschien zuerst in Westermann's Monatsheften) war diese Art der Behandlung gewiß sehr zweckmäßig; man darf jedoch nicht unbedingt daraus auf den Eindruck, den das Original hervorbringt, schließen: dort ist dem holländischen Wesen nach jeder Richtung hin viel mehr Rechnung getragen, indem die ausführliche Schilderung der häuslichen Einrichtungen, die brillante Ausstattung festlicher Gastmähler, der kolossale Reichthum ostindischer Nabobs mit Vorliebe neben etwas pietistischen Exclamationen hergeht.

Jedenfalls aber muß der Lennep'sche Roman vom internationalen Standpunkte aus als ein sehr bedeutendes Werk bezeichnet werden. J. van Lennep ist bereits weltbekannt; einige seiner Romane sind in verschiedene Sprachen übersetzt; seine „Rose von Dekama" ist in Deutschland viel gelesen; außerdem sind andere Werke von ihm in's Deutsche übertragen — so kürzlich noch sein Epos „Jakobäa von Holland", welches J. Wegener

*) Hänschen Siebenstern. Dem Holländischen des J. van Lennep nacherzählt von Adolf Glaser. 2 Bde. Braunschweig, Georg Westermann, 1867.

übersetzte — keines seiner Bücher giebt jedoch ein so durchaus wahrheitsgetreues und farbenreiches Bild des echt holländischen Lebens wie Klaasje Zevenster. Darin sind alle Seiten der holländischen Gesellschaft vertreten, von Mlle. Ruffel-Lammers mit ihrer Katze bis zum Grafen Eilar von Hartenstein, von Galjart bis zu Klaasje treten alle Formen der holländischen Denk- und Lebensweise in überzeugender Treue vor den Leser hin; der alte Ostindier Flink, Merrouw Zirik, Klabbe, die Dienstboten im Zirik'schen Hause, alle diese Gestalten sind Typen, die jedem, der Holland aus eigener genauer Anschauung kennt, mit überwältigender Wahrheit vor die Phantasie treten. Und gerade darin liegt die wahrhaft humoristische Wirkung des Romans, daß die Figuren desselben recht unmittelbar aus dem Leben gegriffen sind, daß in ihnen das Typische und Individuelle so verschmolzen ist, wie es sich eben in der Wirklichkeit findet. Keine wesenlosen Schemen, keine idealen Gebilde, Menschen von Fleisch und Blut, wie wir ihnen, je nach ihrer individuellen Anlage und Lebensstellung, fortwährend wirklich begegnen, treten uns hier in durchaus wahrhaften, wenn auch ästhetisch abgerundeten Lebenslagen entgegen, und wir sind dadurch unwillkürlich hineingezogen zur Mitleidenschaft in ihr Thun und Treiben, ihre Wonnen und Leiden. Ein wirklicher Musterroman der realistischen Gattung wird uns in Klaasje Zevenster geboten, und diesen Grundcharakter des Werkes, mit denjenigen Modificationen, wie sie der nationale Unterschied des Leserkreises forderte, hat Glaser auch in seiner Bearbeitung vollständig festgehalten.

Zu bedauern bleibt bei solchen Uebertragungen der Verlust einzelner Eigenthümlichkeiten immer. So bildet z. B. der Name der Heldin Klaasje — eine Abkürzung von Nicolaasje — einen ganz besonderen Reiz des Originals. Das Kind wird am St. Nicolasabend, dem holländischen Bescheerungsabend, gefunden und danach zuerst Klaas, dann, als entdeckt wird, daß es ein Mädchen ist, Klaasje genannt. Alles dies konnte nicht wiedergegeben werden, und der Name Hänschen ist nur eine Art von Ersatz für die gemüthlich humoristische Wirkung, die für das holländische Ohr in Klaasje liegt.

Schweiz.

Geschichte der schweizerischen Regeneration von 1830—1848.*)

Mit dem Geschichtswerke, welches den vorangestellten Titel trägt, ist eine sehr verdienstvolle Arbeit vollendet worden.

Nur wenig zahlreich sind die Schilderungen der bedeutungsreichen Periode, in welcher sich die Schweiz aus einem nur lose zusammenhängenden Staatenbunde zum Bundesstaate herausgearbeitet hat.

Keine der bisherigen Schilderungen hat, merkwürdig genug, die Bewegungen dieser Periode vom nationalen und liberalen Standpunkte aus mit historischem Sinne verfolgt.

Das monströse Werk, in welchem v. Tillier seinem engherzig-aristokratischen Gemüthe Luft macht in Seufzern über die Erfolge der Regenerationszeit, verräth seine abstoßende Tendenz und einseitige Richtung schon in dem Titel: „Geschichte der Eidgenossenschaft während der Zeit des sogeheißenen Fortschritts.“ Es ist ein dreibändiger Klagegesang am gemeinschaftlichen Grabe der schweizerischen Aristokratien und der Sonderbündelei.

Viel versprechend war Baumgartner's Werk: „Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830—1850.“ Nur Schade, daß der Verfasser wie als Staatsmann so als Geschichtsschreiber allmählich seine Haltung verloren hat. Nachdem er in der bekannten Badener Konferenz, wo es sich um die Wahrung der staatlichen Rechte gegenüber der römischen Kirche handelte, seinen Höhepunkt als freisinniger Patriot erreicht hatte, folgte er einem finsteren Drange in das Lager der Ultramontanen. Auf diesem Wege begleitet ihn sein Geschichtswerk. Am Ende desselben sieht man ihn im Netze der Jesuitenpartei, und in seinem Unglück grollt er heftig gegen die ganze freisinnige Entwickelung der Schweiz. Mit diesem Werke hat der Verfasser selbst das Protokoll über seinen politischen Selbstmord geschrieben.

Siegwart-Müller stellt unter dem Titel: „Der Kampf zwischen Recht und Gewalt in der Eidgenossenschaft“ jene Periode eigentlich nur zur persönlichen Rechtfertigung und im ultramontanen Interesse dar. Glücklicherweise wird dies literarische Erzeugniß vom Verfasser selbst nicht Geschichte genannt.

Außerdem giebt es noch eine konservative Darstellung des Gegenstandes in der von Dr. Heinrich Escher fortgesetzten „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft“ von J. K. Vögelin.

Man sieht, eine Geschichte der Regeneration, vom nationalen Standpunkte aus geschrieben, mangelte bisher; gerade diejenige Darstellung, welche man als Denkmal des nationalen Sieges betrachten könnte.

Die Lücke ist von Feddersen in würdigster Weise ausgefüllt. Als Republikaner stellt er die Volkssouverainetät, auf breitestem Boden ausgeübt, als Ziel der schweizerischen Nation hin. In welcher Weise dieses Ziel bis zur Aufstellung der Verfassung von 1848 erreicht worden ist, legt er mit vorzüglicher Klarheit dar. Die Zustände der Schweiz zur Zeit der ersten französischen Revolution bilden gleichsam das Fundament des Baues, von welchem aus er, bei raschem Uebergang über die Zeiten der Helvetik, der Mediation und Restauration, mit der Julirevolution und ihrem Einflusse auf die Gemüther der schweizerischen Patrioten die Regeneration der Republik zu schildern beginnt.

Das demokratische Prinzip, die Grundlage der jetzigen schweizerischen Verfassung, ist der Faden, an welchem der Verfasser die zuweilen recht dunklen Irrgänge der Ereignisse bis 1848 durchschreitet. Eben dies Prinzip, das seiner Ueberzeugung unlösbar zusammengestellt ist, verleiht ihm die Sicherheit, mit der er seine Bahn verfolgt. Das Bewußtsein, mit dem Triumphe des Prinzips schließen zu können, hat gleichwohl gestattet, den Feinden der nationalen Einigung gegenüber eine weise Mäßigung zu zeigen. Die nationale Sache wird mit großer Wärme vertreten, die aber weder in verzehrendes Feuer übergeht, noch Phrasenqualm erzeugt. Kein Wort des Hasses oder des Hohnes trifft diejenigen, die aus irregeleitetem Rechtsgefühle oder aus lichtscheuem Eigennutz, mit den Waffen in der Hand oder mit dem Worte im Beicht- und Lehrstuhle, den Aufbau des nationalen Werkes zu verhindern vergeblich trachteten.

Feddersen vertritt in seinem Werke die Eidgenossenschaft, wie sie jetzt besteht. Er stellt die schweizerische Verfassung keineswegs als einen Abklatsch der Vollkommenheit dar; aber er preist sie als das glückliche Produkt allseitiger Nachgiebigkeit und als die Grundlage, von der aus die Schweiz sich bei innerem Frieden ungestört fortentwickeln kann. Aus einzelnen Aus-

*) Nach den besten Quellen bearbeitet von P. Feddersen, Mitglied des Großen Raths von Baselstadt. Zürich, Verlags-Magazin, 1867.

sprüchen ist man zu schließen berechtigt, daß er der Schweiz eine noch einheitlichere Staatsform gewünscht hätte; er gedenkt mit Anerkennung des Guten, das die Helvetik geschaffen hat; er findet, so scheint es, an der damaligen Staatsform nur den einen Mangel, daß sie ein Gnadengeschenk des Konsuls Bonaparte war. Wo in den letzten Stadien des Verfassungsgusses Einheitsbestrebungen sich geltend machen — sie treten nur sehr vereinzelt auf — da läßt er ihnen volle Gerechtigkeit widerfahren. Aber seine persönlichen Wünsche dieser Art weiß er zurückzudrängen. Das Volk in seiner Souverainetät hat die Verfassung geschaffen, und der geschichtsschreibende Bürger weiß, was er ihr schuldig ist.

Feddersen's Werk ist durchaus objektiv gearbeitet, und diese treffliche historische Haltung wird selbst von schweizerischen Rezensenten nicht allein der ausgezeichneten Kenntniß und vielseitigen Erfahrung, die sich der Verfasser als Publizist in den schweizerischen Verhältnissen verschafft hat, sondern auch dem Umstande zugeschrieben, daß derselbe von Abstammung ein Deutscher ist. Eine persönliche Kritik des Erfolges, den die Schweiz in ihrem achtzehnjährigen Einigungskampfe erreicht hat, liegt nur etwa in den Betrachtungen, die er an das Ende des inneren Konfliktes knüpft. Er sagt hier:

„So trat die Schweiz in die neue Aera ein. Nach so langen Mühen und Kämpfen hatte sich endlich auch der Bund ohne irgendwelche fremde Einmischung regenerirt. Zwar war noch nicht Alles errungen, was die konsequente Durchführung des nationalen Prinzips verlangen mochte. Den kantonalen Bedenklichkeiten und verschiedenen sich widerstreitenden Interessen hatte noch mancherlei Rechnung getragen werden müssen. Noch war die Gleichheit der Rechte im Bunde nur unvollständig hergestellt. Noch hingen an dem freien Niederlassungsrecht wie an dem freien Verkehr allerhand Beschränkungen. Noch athmete der Bund nicht den vollen Geist der Duldung und religiösen Freiheit. Noch war das Schweizerbürgerrecht nicht zur ganzen Wahrheit gemacht. Noch fehlten die Grundlagen eines gemeinsamen Rechts. Noch blieben sich die Eidgenossen hinter den Gränzen der Kantone in vielen Beziehungen des Lebens fremd. Aber im Ganzen war ein Resultat gewonnen, wie man es bei der ersten Anhandnahme der Revision kaum gehofft hatte. Der bisherige lockere Staatenbund bildete sich in einen festen Bundesstaat um. Dem alten Hader und engherzigen Partikularismus war eine starke Schranke gesetzt. Die Schweizernation konnte in einer Volksvertretung ihren Ausdruck finden. Das schreiende Mißverständniß, wonach eine kleine Minderheit im Bunde der großen Mehrheit das Gesetz vorschreiben oder dieselbe gänzlich lähmen konnte, war gehoben. Dem Ausland gegenüber stand die Schweiz als vereintes Ganzes da. Die bloße Assekuranz der Regierungen hörte auf. Die Rechte der Bürger in den Kantonen waren so gut gewährleistet als die Rechte der Behörden. Die Bewegung im Innern sah sich von einer Menge lästiger Hemmnisse befreit. Die Bundesgewalt war gestärkt, nicht bloß um den inneren Frieden zu handhaben und für die äußere Sicherheit zu sorgen, sondern auch um eine fruchtbare Thätigkeit zu entwickeln. Von nun an konnte an Unternehmungen gedacht werden, die unter der alten Selbstherrlichkeit der Kantone fast eine Unmöglichkeit waren. Endlich trug der neue Bund auch die Bedingungen einer leichten und natürlichen Weiterentwickelung in sich. Die ganze Errungenschaft war des langjährigen Ringens werth."

Die Schweizer können sich an diesen Worten erbauen. Sie werden zugeben, daß man viel gehässiges Geschrei, viel Batzen und viel Menschenblut hätte ersparen können, wenn man rechtzeitig bereit gewesen wäre, von der Kantonsouverainetät das zu opfern, was dem Staatsganzen gebührt. Nachdem das Opfer gebracht ist, sehen sie mit Befriedigung auf den stattlichen Bau, den sie damit hergestellt haben. Ihrem klugen berechnenden Geiste entgeht nicht mehr die Richtigkeit des Satzes, daß die Rechte, die jeder einzelne Kanton zu Gunsten des Ganzen hat aufgeben müssen, wie die Kapitalien wirken, die von den Einzelnen einer Assoziation zu gemeinsamer Wirksamkeit eingezahlt werden. Je größer die Einlage-Kapitalien, desto fester, geachteter und mächtiger steht die Assoziation da.

Wir denken, mit dieser Erfahrung ist die Geschichte der schweizerischen Regeneration auch für Deutschland geschrieben.

Italien.

Machiavel's Leben und Schriften.

Es kommen in der Geschichte gewisse Proteus-Naturen vor, die in ihrer wahren Gestalt schwer zu fassen sind; sie bilden Räthsel, an deren Lösung jede Zeit von Neuem sich abmüht. Als eine solche Natur erscheint der Florentiner Machiavel, über dessen Charakter und literarische Werke, trotz der vielen Schriften über ihn, das Urtheil noch durchaus nicht feststeht. In der neuesten Zeit hat ein Franzose, Paul Deltuf, Machiavel zum Gegenstande eines Essay gemacht, worin er es versucht, den Mann und seine Schriften aus seiner Zeit und seiner Umgebung zu erklären.*) Es handelt sich nicht um eine Apologie Machiavel's, sondern um den Nachweis, wie er in seinen politischen Anschauungen über seiner Zeit und in seinen moralischen Grundsätzen in seiner Zeit gestanden habe.

Der Verfasser giebt zuerst das Leben Machiavel's, nicht bloß nach den Berichten Anderer, sondern größtentheils aus den Schriften und Briefen Machiavel's und seiner Zeitgenossen. Niccolo Machiavelli, geboren den 14. Mai 1469, stammte aus einer alten und angesehenen Familie. Auf seine Bildung hatte der gelehrte Staatsmann Marcello Virgilio bedeutenden Einfluß. Im Jahre 1498, in einem Alter von 29 Jahren, wurde er zum Kanzler der zweiten Kanzlei und ein Jahr darauf zum Secretär der Commission der Zehn, die über die Freiheit und die Ruhe des Staates zu wachen hatte, gewählt. Er verwaltete diese Aemter 14 Jahre lang ohne Tadel und wurde außerdem noch mit den wichtigsten auswärtigen Missionen betraut. Das Jahr 1512 machte seinem Glücke ein Ende. Angeblich verwickelt in eine Verschwörung gegen den Cardinal Johann von Medici, den nachmaligen Papst Leo X., wurde er seiner Aemter entsetzt und zum Exil verurtheilt, bald darauf aber eingekerkert und der Tortur unterworfen. War Machiavel schuldig? Die angesehensten Zeitgenossen scheinen an seiner Schuld zu zweifeln. Warum sollte er auch sich gegen die Medici verschwören, von denen er Alles zu hoffen und nichts zu fürchten hatte? Wahrscheinlich haben sie, Verleumdern allzuwillig ihr Ohr schenkend, sich zu einem Verfahren hinreißen lassen, das sie später bereuten. War Machiavel auch im Herzen Republikaner und deshalb viel-

*) Essai sur les oeuvres et la doctrine de Macchiavel. Avec la traduction littérale du Prince et de quelques fragments historique et littéraires, par Paul Deltuf. Paris, C. Reinwald, 1867.

leicht gegen die Medici eingenommen, so ist es doch gewiß, daß er, trotz seiner republikanischen Gesinnung, die Nothwendigkeit einer starken Monarchie erkannte, die Italien von dem verhaßten Joche der Fremden befreie, und dazu schien ihm kein Fürstenhaus in Italien geeigneter, als das der Medici. Auf der Folter legte er kein Geständniß ab und auch in den Briefen an seine Freunde schweigt er über die Beschuldigungen, die gegen ihn erhoben worden, gänzlich. Julian von Medici, der Bruder Leo's X., interessirte sich für den Angeklagten und die erste Handlung des neuen Papstes Leo war die Freilassung Machiavel's, die in Florenz mit allgemeiner Befriedigung aufgenommen wurde. Machiavel zog sich auf sein kleines Landgut San Casciano zurück, wo er sich den Studien und den ländlichen Beschäftigungen hingab. Hier entstand sein Hauptwerk, der Principe. Später erhielt er vom Papst Clemens VII., einem Mediceer, eine Pension. Machiavel starb im Jahre 1527, 58 Jahr alt. Daß er vergiftet worden sei, ist eine Fabel. Wie sein Sohn in einem Briefe an einen Freund meldet, war eine Arznei, die er früher öfter schon gegen sein Magenübel gebraucht hatte, die Ursache seines Todes. Er starb übrigens in der größten Armuth.

Unser Verfasser giebt zu, daß Machiavel's Leben in mancher Beziehung durchaus nicht musterhaft war: er habe manche Schwächen gehabt, die ihn besonders zu sinnlichen Ausschweifungen verleiteten; im Ganzen aber sei er ein streng rechtlicher Mann (un strict honnête homme) gewesen. Gewiß ist, daß er in ganz Italien ein großes Ansehen genoß. Die gleichzeitigen Schriftsteller Vettori und Guicciardini bezeigen ihm in ihren Schriften bei jeder Gelegenheit ihre Achtung, und Varchi nennt ihn zwar ungezügelt in seinen Aeußerungen, aber ein hinterlistiger Verschwörer sei er nie gewesen. Er war unermüdlich im Arbeiten, gegen seine Freunde treu und mild, seinen Kindern ein zärtlicher Vater. Er kannte seine Fehler und klagte sich selbst oft seiner Verschwendung an. Der Vorwurf des Atheismus, den ihm Paul Jovius und Bayle machen, findet wenigstens in seinen Schriften keine Bestätigung. Seine Enkel, die mit der Revision seiner Schriften beauftragt waren, widerlegen direct diese Beschuldigung, indem sie sehr richtig bemerken, daß freie Aeußerungen gegen die Päpste noch keine Gottlosigkeit seien. Für ihn spricht auch, daß ihn Papst Clemens VII. zu manchen Geschäften brauchte und ihn beauftragte, die Geschichte von Florenz zu schreiben. Ueber Alles liebte er sein Vaterland und dessen Freiheit. „So oft ich, schreibt er im Dialogo sulla lingua, mein Vaterland ehren konnte, habe ich es gern gethan, wenn ich mich auch noch so vielen Gefahren aussetzte. Denn unter allen Verpflichtungen im Menschenleben ist die gegen das Vaterland die größte. Man verdankt dem Vaterlande nicht nur das Dasein, sondern auch Alles, was uns Natur und Glück gewährt haben. Und diese Verpflichtung ist um so größer, je edler das Vaterland ist, das uns geworden. Wahrlich, man kann den, der sich durch Gesinnung oder That zum Feinde seines Vaterlandes macht, selbst wenn es ihm Unrecht gethan hat, mit Recht einen Vatermörder nennen: denn wenn seinen Vater oder Mutter schlagen, aus welchem Grunde es immer sei, eine verruchte That ist, so ist sein Vaterland verletzen eine noch viel verruchtere."

Die Liebe zu seinem Vaterlande ließ es Machiavel als seine, wie jedes Vaterlandsfreundes Lebensaufgabe erkennen, Italien von dem Joche der Fremden zu befreien. Er sah es ein, daß der Grund aller Uebel, an denen sein Vaterland litt, in der unnatürlichen Vereinigung der geistlichen und weltlichen Macht des Papstes lag. Hieraus erklärte er den nationalen und sittlichen Verfall Italiens. „Es giebt, heißt es in einem seiner Discurse über Livius, Einige, welche meinen, das Wohl Italiens hänge von der römischen Kirche ab. Ihnen will ich zwei mächtige Thatsachen entgegenhalten. Die erste ist, daß durch das verderbliche Beispiel des römischen Hofes den Italiänern alle Gottesfurcht und Gottesverehrung abhanden gekommen ist. Der Kirche und ihren Priestern verdanken wir es, daß wir schlecht und ohne Religion sind. Aber noch mehr haben sie an uns verschuldet. Sie sind der Grund unseres nationalen Verfalles. Die Kirche hat unser Vaterland immer in der Trennung erhalten; sie ist es, die Italien gehindert hat, eine einheitliche Republik oder Monarchie zu werden. Denn nachdem sie eine weltliche Herrschaft erlangt hatte, so war sie einerseits nicht mächtig und kriegerisch genug, sich des Restes zu bemächtigen und sich zur Herrin des ganzen Landes zu machen, andererseits aber war sie auch nicht so schwach, daß sie nicht, aus Furcht, ihre weltlichen Besitzungen zu verlieren, irgend einen Stärkeren hätte zu Hilfe rufen können, der sie gegen Jeden, der in Italien zu mächtig zu werden drohte, vertheidige. So hat sie vor alten Zeiten mit Hilfe Karl's des Großen die Lombarden verjagt, die gleichsam schon Herren von ganz Italien waren, und zu unseren Zeiten hat sie die Macht der Venetianer mit Hilfe Frankreichs gebrochen und dann die Franzosen mit Hilfe der Schweizer vertrieben. Also war die Kirche, die nicht stark genug war, ganz Italien einzunehmen, und es nicht zugab, daß ein Anderer es zu einem Einheitsstaate mache, die Ursache, daß es unter der Herrschaft mehrerer Fürsten und Herren blieb, die es dahin brachten, daß es nicht bloß die Beute mächtiger Barbaren, sondern eines Jeden, der es angriff, wurde."

Die Politik Machiavel's, wie sie sich in *seinen Schriften*, besonders in dem Principe, ausspricht, ist aus der Ueberzeugung hervorgegangen, daß Italien nur dann seine Einheit und seine Freiheit erlangen könne, wenn eine Macht sich an die Spitze der Bewegung stellte, die alle einzelnen Staaten zu absorbiren verstände. Sein höchster politischer Grundsatz war: dem Staatsrechte müsse jede Rücksicht weichen; für das Vaterland sei Alles zu thun erlaubt. In den Discursen über die erste Decade des Livius beleuchtete er in dieser Hinsicht die Politik der Römer, in der Schrift über die Kriegskunst zeigte er, wie die militärische Macht eingerichtet werden müsse, damit auf ihr die Größe und Sicherheit des Staates beruhe, und in dem Principe gab er das Muster eines Fürsten, der die wirksamsten, wenn auch nicht immer die besten Mittel anwendet, sein Ziel zu erreichen. Der Principe ist also nicht, wie man oft geglaubt hat, eine Satire oder eine Kritik des Fürsten, sondern eine ernst gemeinte Belehrung, durch welche Mittel, gute oder schlechte, die Macht zu erlangen sei, die vor Allem im Stande wäre, die Einheit Italiens herzustellen. Er hielt die Mediceer zu diesem Werke berufen, und daher hat er auch die Schrift dem Lorenzo von Medici gewidmet. Daß seine Zeitgenossen sie nur in diesem Sinne aufgefaßt haben, davon zeugt der Beifall, womit sie aufgenommen wurde. Der Papst Clemens VII. erlaubte den Druck der ersten Ausgabe durch das Breve vom 23. August 1531, und ebenso seine Nachfolger die zahllosen späteren Ausgaben. Erst im Jahre 1559, unter dem Pontificat Paul's IV., kam das Buch in den Index librorum prohibitorum, und 1564, siebenunddreißig Jahre nach dem Tode Machiavel's, wurde es von dem heiligen Tribunal öffentlich verdammt. Acht Jahre später jedoch wurden zwei Enkel Machiavel's und ein gewisser Juliano de Ricci beauftragt, eine editio purgata zu veranstalten. Eine Schmähschrift des Jesuiten Posserin hintertrieb dieses Vorhaben und

seitdem lebte der Haß wieder auf, der sich an den Namen Machiavel's knüpfte.

Der Principe enthält Wahres und Falsches. Für Machiavel ist die Politik eine Erfahrungswissenschaft. Was Baco in der Naturwissenschaft, das thut Machiavel in der Politik. Seine Doktrin gründet sich einzig auf die Beobachtung; aus der historischen Thatsache zieht er seine Lehre. Die Staatsraison steht ihm oben an; ihr muß sich Alles unterordnen. Das Heil seines Vaterlandes sah Machiavel nur in einer starken Macht; die Mittel, zu dieser zu gelangen, waren ihm moralisch gleichgiltig, wenn sie nur zum Ziele führten. Hierin war er ganz ein Kind seiner Zeit. Was ein Papst Alexander VI., ein König Ferdinand von Aragonien, Ludwig XI., Karl VIII. und Ludwig XII. von Frankreich gethan, um ihre Macht zu stärken, das schien ihm auch zu dem besseren Zwecke, sein Vaterland von der Fremdherrschaft zu befreien und zur Einheit zu gestalten, erlaubt. „In der Politik, sagt Macaulay, ist eine gute Handlung von einer schlechten nicht so streng geschieden, wie ein Sechseck von einem Viereck; es giebt hier eine gewisse Gränzlinie, wo Tugend und Laster in einander fließen; zu jeder Zeit hat es Menschen gegeben, die für das Gelingen ihrer politischen Zwecke das gethan haben, was sie für ihre Privat-Interessen zu thun sich gescheut hätten."

Beurtheilen wir Machiavel rein als Politiker nicht als Moralisten, so ist es unbestreitbar, daß er zuerst das Prinzip der Nationalität aufgestellt und erkannt hat, daß die Staatseinheit nur aus einer starken Exekutivmacht, die keine andere Macht neben sich duldet, hervorgehen kann. Er war der Erste, der es bestimmt ausgesprochen hat, daß Italien nur zur Einheit gelangen könne, wenn die weltliche Macht des Papstes aufhöre. Sein richtiges politisches Urtheil haben die Ereignisse der neuesten Zeit bestätigt. Richtet man daher Machiavel ohne Vorurtheil, so erscheint er als ein Mann von Geist, der, wenn er sich auch nicht von den Fehlern seiner Zeit freigemacht hat, doch ihr in der Erkenntniß einer befreienden Politik vorangeschritten ist. „Ein Schriftsteller von diesem Werthe — so schließt unser Verfasser sein Buch — verdient die Beachtung der Staatsmänner und politischen Schriftsteller; blindlings ihm folgen oder ihn verwerfen, wäre gleich unrecht; man darf ihn unter einer gewissen Beschränkung wohl bewundern, aber in keinem Falle ihn verdammen, ohne ihn gehört zu haben." E. M.

Rußland.

Die Griechen am Nordgestade des Schwarzen Meeres.*)

Jemehr die Wissenschaft an Jüngern und Anhängern gewinnt, je heller ihre Fackel über den leider noch sehr verfinsterten Erdball leuchtet, und je weiter ihre Forscher in unbekannte Gebiete und in dunkle Zeiten vordringen, desto größer wird ihre Macht über die verstockten Geister und deren tyrannischen Blödsinn, desto leichter schmelzt sie die spröde Masse und den schwerbeweglich rohen Klotz, und desto enger verbindet sie die Länder, die Menschen und die Zeiten mit einander. Sie erläutert die Vergangenheit, erklärt die Gegenwart und öffnet den Blick für die Zukunft. Sie vermittelt das Göttliche, zeigt uns das ewige Walten der Vorsehung und die Bestimmung des Menschen im Gange der Geschichte, und verscheucht die dem Knechtssinn und der anmaßenden Ausbeutung behilflichen Erbübel: das Vorurtheil, die Thorheit und den Aberglauben. Die Priester der Wissenschaft, das sind die Priester der Menschheit; in ihnen verehren wir unsere Erzieher, unsere Vertheidiger und unsere Propheten zugleich. Wo sie für uns arbeiten, da wollen wir es mit Dank anerkennen, und das Land, das sie großzieht oder beherbergt, das soll von uns gepriesen sein, auch wenn es sonst in seiner Regierungsform und in seiner Volkswirthschaft uns nicht sympathisch ist — auch wenn es Rußland ist.

Und so wollen wir gern die „preiswürdige Freigebigkeit" gelten lassen, mit welcher die russische Regierung die wissenschaftliche Durchforschung der Gegenden am Pontus betrieb, wenn wir auch nicht in das Lob jenes Alterthumsforschers einstimmen, wonach „gegenwärtig in keinem Staate für ähnliche Zwecke mehr geschieht als in Rußland." Die Gründung des Museums zu Kertsch (1823), das Prachtwerk über die Alterthümer des kimmerischen Bosporus, die Jahresberichte der archäologischen Kommission, die von derselben (russischen) Kommission begonnene Herausgabe der skythischen Funde: das sind gewiß sehr schätzenswerthe Leistungen, wenn sie auch nicht unübertroffen sind. Rußlands Verdienst bleibt doch dabei ungeschmälert, wenn wir auch wohl im Auge behalten, was England und was Frankreich in diesem Punkte gethan und aufgewandt haben. Liegt ja doch der Pontus Euxinus so eigentlich im Machtgebiete Rußlands, und strebt es ja unaufhörlich, seine Herrschaft trotz Westmächte und trotz 1856 dort zu erhalten und zu erweitern: warum sollte es also nicht auch etwas (allerdings ist das viel) für die Erforschung der Gestade thun!

Dasselbe Schwarze Meer, das heute eine solche Wichtigkeit hat und um dessen Neutralitätsstand die Flotten und Heere von vier gewaltigen Mächten unlängst mit einander kämpften, derselbe Pontus war auch schon zu den Zeiten der Griechen das Herz des osteuropäischen und kleinasiatischen Handels, und auf seiner Fläche kreisten die Schiffe mit Waaren aller Zonen. Die rührigen Griechen gründeten an diesem fremden Gestade eine Handelsniederlage, eine Stadt nach der andern. Vorzüglich waren es Söhne Milets, die sich aus dem heimischen Zwist und Elend hieher retteten und die Städte Tyras, Ordesos, Olbia, Alt- und Neu-Cherronesos (bei dem heutigen Sebastopol), Athenaion, Theodosia, Nymphaion, das hochwichtige Pantikapaion (das heutige Kertsch), Phanagoria (jenseits des kimmerischen Bosporus) und Tanais (im östlichen Winkel des Asowschen Meeres) anlegten. Sinope, Amisos, Trapezus, Phasis und Dioskurias waren wieder (an der Südküste) andere Schöpfungen hellenischer Betriebsamkeit. Diese griechischen Ansiedelungen waren nicht leicht und nicht ohne Kämpfe durchzuführen, denn in den Landstrichen am Pontus wohnten tapfere Völker, deren Zahl und Verschiedenartigkeit fast fabelhaft klingt, wenn man die Nachrichten und die Ueberlieferungen darüber zusammenhält. Wie uns Strabo nämlich berichtet, trafen in der Stadt Dioskurias allein siebzig verschiedensprachige und handelsbeflissene Völkerschaften auf einander; Timosthenes giebt sie sogar auf dreihundert an, und Plinius bemerkt, immer von derselben Stadt, daß die römischen Kaufleute ihre Geschäfte daselbst mit Hilfe von 130 Dolmetschern betrieben hätten.

Unter dem Gewirre von Völkern ist es besonders das merkwürdige Volk der Skythen, welches unsere Wißbegierde anlockt und unsere Aufmerksamkeit fesselt. Was wir von diesem

*) Ein Vortrag von Prof. Ludwig Schwabe in Dorpat. Baltische Monatsschrift, März 1867, Riga.

Volksstamme wissen — und das ist leider nicht gar viel — rührt zumeist von den Schilderungen Herodot's und Hippokrates' her, aber durch die Ausgrabungen und die zu Tage geförderten Denkmäler, Geräthe, Kunstsachen, Münzen ꝛc. hat man ein Stück vergrabener Geschichte und die Ergänzung mancher Lücken zur Aushilfe bekommen. Die Gräber waren es, denen man die schönsten Entdeckungen verdankt und die Todten haben da wieder einmal zu den Lebenden geredet. Die vorgefundenen Gegenstände geben eine Fülle des Herrlichen und Schönen, das aus dem Moder der pontischen Gräber erstanden, und legen Zeugniß ab von dem künstlerisch geadelten Geist des Griechenvolks. Man fand da: steinerne und hölzerne Särge, eherne und thönerne Gefäße in unendlicher Abwechslung, goldenes und silbernes Geschmeide von der kostbarsten und feinsten Arbeit, Kränze, Sträuße, Stirnreifen, Halsbänder, Armspangen, Schnallen, Ohr- und Fingerringe und eine Menge anderer Schmuck- und Waffen-Geräthe. Einen äußerst interessanten und kostbaren Fund hat man im Jahre 1831 in dem 6 Werst westlich von Kertsch belegenen und geöffneten Grabgemach Kul-Oba (Aschenhügel) gemacht. Die in diesem Königsgrabe an einem Frauengerippe vorgefundenen Schmucksachen gehören „zu dem Kunstreichsten und Geschmackvollsten, was überhaupt jemals in diesem Zweige geschaffen worden ist," wie Ludwig Schwabe in seiner zu Dorpat gehaltenen akademischen Festrede sagt.

Was nun die Völkerfamilie und die Abstammung der Skythen betrifft, so bekämpft Schwabe die von Niebuhr, Böckh, Schafarik, Hansen, K. Neumann und dem Engländer Grote aufgestellte Ansicht, wonach die Skythen mongolischer Abstammung wären. Niebuhr stützt sich in seiner Behauptung auf die von Hippokrates geschilderte Körperbeschaffenheit der Skythen und namentlich auf ihre von Herodot uns überlieferten Sitten und Gebräuche, die mit denen der Mongolen eine auffallende und bedeutsame Aehnlichkeit hätten. Nach Schwabe ist das total verfehlt, was er aus den Gefäßen vom Kul-Oba, aus den Abbildungen, aus der Schädel-Formation ꝛc. zu beweisen sucht. Ueberhaupt gehen hier die Ansichten der Gelehrten sehr auseinander. Klaproth meint, sie seien finnischen Stammes gewesen; K. Fr. Neumann hält sie für Türken; A. von Humboldt und J. Grimm erkennen in ihnen Arier, und Kaspar Zeuß endlich zählt die Skythen zu den Iraniern. Zu dieser letzteren Anschauung neigt sich auch Schwabe und er möchte sich „weitaus am liebsten" für sie entscheiden, aber — „noch vermögen wir heute das große Räthsel, das hier die Völkerkunde und Geschichte uns aufgiebt, mit Sicherheit allseitig nicht zu lösen....... Wenn aber Asiens Sprachen, Denkmäler und sonstige Quellen geschichtlicher Erkenntniß, an die bis jetzt kaum gerührt worden, einst genau und umfassend verwerthet werden, wenn wir deutlicher als jetzt erkennen, zu welcher Zeit Asien seine Völkermassen nach Europa entsandte, dann sinkt der dichte Nebel, welcher die Erkenntniß der Geschichte wehrt....."

Russische Ostsee-Provinzen.

Esthnische Sagen.

II.

Die See'n Emmu-järw und Wirts-järw.

Nachdem Altvater (wana isa) der Menschheit die Erde zur Wohnstätte angewiesen, den Erdboden fruchtbringend gemacht, die Wälder mit Vögeln und Vierfüßlern erfüllt hatte, schuf er auch einen See reinen, kalten und stärkenden Wassers, in welchem die Menschen zu jeder Zeit ihre Zunge erfrischen konnten. Am hohen Ufer dieses Sees wuchsen grünende Eichen- und Lindenwälder, in deren Schatten die schönsten Blumen blühten; auf den Zweigen der Bäume flöteten im Morgen- und Abendroth Singvögel, und Alles wirkte beseligend auf das Herz. Aber die Menschen sollten nicht lange im Glücke verweilen: sie wurden übermüthig, thaten, was Hoffahrt und Bosheit ihnen anrieth, und sanken nach und nach so tief, daß Altvaters Ohr vom Anhören ihrer Verderbtheit sauste und er kein Gefallen mehr an ihnen fand. Da sprach er eines Tages: „Ich will die entarteten Kinder strafen, indem ich das erquickende Wasser des Sees ihnen wieder nehme, vielleicht wird der quälende Durst sie demüthigen und allmählich auf bessere Wege bringen." Und siehe! eines Tages erhob sich aus Süden ein schwarzes dräuendes Gewölk und zog bis an den See, damals „Muttersee" (emma järw) geheißen, wo die mächtige Wolke wie zum Ausruhen verweilte und ihren Rand gleich einer Säule auf das Wasser niedersenkte. Da begann alles Wasser im See zu steigen und stieg so lange, bis es von der Wolkensäule ganz eingeschluckt war und ein leeres Bette zurückließ. Die schwarze Wolkenwucht segelte mit ihrer Last weiter und war, ehe der Abend kam, verschwunden. In dem verlassenen Bette blieb nur Schlamm für die Frösche übrig, und selbst dieser vertrocknete nach einigen Tagen durch Wind und Sonnengluth. Mit der Zeit füllten Regengüsse und der schmelzende Frühlingsschnee auch den vormaligen Emmu-järw wieder bis an seine Ufer; das war und blieb aber weiches Pfützenwasser, welches den Durst nur kümmerlich stillte und den Körper nicht erquickte. Man nannte den See forthin wie zum Schimpfe Wirts-järw (Pfützensee), und dieser Name ist ihm geblieben. Die weiland schönen Ufer mit ihren Laubwäldern und ihrer Blumenpracht sind längst verschwunden, und Sümpfe, aus denen fast nur einige kränkliche Tannen wachsen, nehmen ihre Stelle ein.

Als nun der Durst die übermüthig gewordenen Menschen einigermaßen gebessert hatte und ihr Flehen immer schmerzender zu Altvaters Ohren drang, da erweichte er sein Herz und schenkte ihnen wieder Gnade. Zwar bekamen sie den „Muttersee" nicht zurück, aber Altvater ließ überall unter der Erde Rinnsale entstehen, goß das ehemalige Wasser des Muttersees hinein und befahl ihm, da und dort aus der Erde zu quillen, damit die Menschen ihren quälenden Durst stillen könnten. Aber diese unterirdischen Wasseradern wären im Winter zu kalt und im Sommer zu heiß gewesen; deshalb traf Altvater die Einrichtung, daß im Frühling der „Kühlstein" und im Herbste der „Wärmestein" in die Quellen gelegt wird, und so ist es geblieben bis heute.

* * *

Nachwort. Der Glaube an den Einfluß gewisser Steine auf die Temperatur findet sich bei allen Völkern vom finnisch-uralischen Stamme, nicht minder bei Tatar-Türken, Mongolen

und Tungusen. Die wettermachenden Zauberer bedienen sich dieser Steine. Man sehe Erman's Archiv zur wissenschaftlichen Kunde von Rußland, Bd. 9, S. 555, und Bd. 23, S. 298 und 306–307.

Wirts-järw (auch fälschlich Wirzerw geschrieben) heißt ein See im nördlichen Livland, 5 Meilen westlich von Dorpat und ungefähr 10 Quadratmeilen groß. In unseren geographischen Handbüchern vermißt man denselben. Die Gewässer dieses Sees führt der „Mutter-Fluß" (Emma-jöggi, Embach) in den großen See Peipus. Die ganze Gegend ist reich an Sagen, die theils auf Welt- und Menschenschöpfung, theils auf des „Kalew-Sohnes" Abenteuer sich beziehen. Sch.

Kleine literarische Revue.

— **Ein deutscher Sensations-Roman.***) Max Ring's „Verlorenes Geschlecht" schildert die etwas unglaublich klingenden Unthaten, die im Schooße einer polnischen Adelsfamilie in neuerer Zeit verübt worden sein sollen. Daß eine Fürstin die Frau des eigenen Sohnes, mit der dieser sehr glücklich lebt, nur darum vergiftet, weil die junge Dame nicht ganz ebenbürtiger Herkunft und auch etwas einfach ist, so daß sie dem Sohne wohl auf die Länge nicht würde genügen können, scheint eine etwas starke Zumuthung an die Glaubensfähigkeit des Lesers. Selbst wenn dem Gerüchte nach ein solcher Fall wirklich vorgekommen ist, so hat doch wohl der Autor sowohl das Recht als die Pflicht, ihn so zu motiviren, daß eine solche That auch poetisch wahr erscheint. — Der Sohn vergiebt der Mutter zwar den „übereilten" Mord, tödtet sie aber schließlich doch, weil er nicht länger auf das ihm vorenthaltene Vermögen warten will, da er das seinige längst durchgebracht hat, und stirbt endlich mit den Waffen in der Hand im letzten polnischen Aufstande.

Ein sehr fließender, geglätteter Styl zeichnet das Buch vortheilhaft vor ähnlichen Erscheinungen aus; der bunte Wechsel von Personen und Situationen, alle recht lebendig geschildert, wird ihm in unserer sensationsbedürftigen Zeit gewiß einen weiten Leserkreis verschaffen, wie denn auch das vorliegende Buch eigentlich schon die zweite Ausgabe der Erzählung, da die erste im Feuilleton einer Wiener Zeitung von den Lesern förmlich verschlungen worden ist.

— **Collection of German Authors.** Die Verlagshandlung des Freiherrn von Tauchnitz in Leipzig, die sich durch ihr internationales Unternehmen der Collection of British Authors so außerordentliche Verdienste um die Verbreitung der englischen Literatur in Deutschland und auf dem ganzen Kontinent erworben, hat jetzt ein ähnliches, großartiges Unternehmen zur Verbreitung der deutschen Literatur in englischem Gewande begonnen. Das Format und die Ausstattung, sowie der Preis (½ Thlr. pro Bändchen) sind denen der britischen Collection ganz gleich. Bereits sind vier Bändchen der German Authors erschienen. Volume 1—3 umfassen Berthold Auerbach's „Auf der Höhe" (On the Heights), übersetzt von F. E. Bunnett und Vol. IV führt eine Arbeit von Fritz Reuter in die englische Lesewelt ein. Aus den „Ollen Kamellen" hat Herr Charles Lee Lewes die mecklenburgischen Geschichten „Ut de Franzosen-Tid" unter dem Titel: In the Year '13*) übersetzt. Wir hatten diese Uebersetzung in eine fremde Sprache für eine Feuerprobe Fritz Reuter's, von dessen Dichtungen bisher vielfach behauptet worden, daß sie, ihres eigenthümlichen, sprachlichen Gewandes entkleidet, auch allen poetischen Duft und Reiz verlieren würden. Der Uebersetzer hat seine Aufgabe, wie es scheint, sehr gut gelöst. Wir wenigstens haben diesen englischen Fritz Reuter mit großem Vergnügen gelesen.

— **Preußens Geschichte, für Schulen in französischer Sprache bearbeitet.****) Herr Dr. M. Maaß, ordentlicher Lehrer an der Realschule zu Sprottau, hat die gute Idee, einen Abriß der Geschichte Preußens in einem Handbuche zur Uebung in der französischen Sprache für Gymnasien, Realschulen, Gewerbeschulen und höhere Töchterschulen zu bearbeiten, ebenso praktisch als empfehlenswerth ausgeführt. Das vorliegende Büchlein von 7 Druckbogen reiht sich den vor zwei Jahren erschienenen Outlines of the English History for the Use of Schools, von A. Kurt, an, doch hat es eben für deutsche Schüler den praktischen Vorzug, daß es nicht eine fremdländische, sondern eine deutsche Landesgeschichte behandelt. Der Verf. hat als deutsche Quellen hauptsächlich Voigt, Hahn, Pierson und Dietsch benutzt, und man muß ihm die Anerkennung zu Theil werden lassen, daß es in zweckmäßigster Weise geschehen. Jeder Blattseite ist für Lehrer und Schüler eine Anzahl von bezüglichen Fragen, die Erdkunde, die allgemeine Geschichte und die Literatur betreffend, hinzugefügt. Mit dem Norddeutschen Parlamente schließt das Büchlein ab, das mit der Vorgeschichte des Großen Kurfürsten beginnt. Am Schlusse befindet sich eine chronologische Uebersicht der preußischen Geschichte vom J. 926 bis zum J. 1867. Auch ein Verzeichniß der in dem Abrisse vorkommenden deutschen und anderen Eigennamen, deren Aussprache im Französischen abweichend von der in Deutschland gebräuchlichen ist, darf als zweckmäßig bezeichnet werden.

— **Internationale Grammatik.*****) Eine viersprachige Grammatik für Deutsche, die zugleich französisch, englisch, spanisch und italiänisch lernen wollen, hat Herr F. W. D. Buhse, kurhessischer Steuerrath a. D. und Ministerial-Referent mit einer Reihe amtlicher Functionen, die sämmtlich auf dem Titelblatt aufgezählt sind, in drei Theilen herausgegeben. Wir haben eine eigentlich wissenschaftliche Idee, die dem Ganzen zum Grunde liegt, nicht zu erblicken vermocht. Das Werk soll vorzugsweise dem Selbstunterricht in den genannten vier Sprachen dienen, doch setzt der Verfasser voraus, daß man es auch in Handelsschulen und in den durch die jetzige Weltverkehrs-Strömung zur Nothwendigkeit gewordenen, internationalen Schulen einführen werde. Die ersten beiden Bände bilden die eigentliche Grammatik in 266 Paragraphen mit der ausführlichsten Behandlung aller Redetheile in den vier Sprachen, sowie mit Uebungsstücken zum Uebersetzen in diese Sprachen, während der dritte Theil den Schlüssel zu den gedachten Uebersetzungsstücken liefert. Ob

*) Ein verlorenes Geschlecht. Roman von Max Ring. Sechs Bändchen. Berlin, Otto Janke, 1867.

*) In the Year '13; a Tale of Mecklenburg Life by Fritz Reuter. Translated from the Platt-Deutsch by Charles Lee Lewes. Authorized Edition. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1867.

**) Abrégé de l'histoire de Prusse depuis le Grand-Electeur jusqu'à nos jours. Par M. Maass, Docteur en phil. Berlin, G. Hempel, 1867. (Pr. 7 Sgr.)

***) 3 Bde. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1867.

es praktisch und eine wirkliche Erleichterung für den Schüler ist, statt nach vier verschiedenen Grammatiken, welche, wie die von Ahn oder Ollendorf, nach derselben Methode bearbeitet sind, nach diesem Aggregate von vier mit einander verbundenen Sprachlehren französisch, englisch, spanisch und italiänisch zu lernen, wagen wir nicht zu bejahen.

— **Neue Reise- und Eisenbahn-Karten.** Den Touristen, Badereisenden und Parisbesuchern, die mit Recht keine Befriedigung ihrer Orientirungslust in den mit den Eisenbahn-Coursbüchern verbundenen, nachlässig gezeichneten und schlecht lithographirten Eisenbahn-Karten finden, können wir die soeben erschienene neue, verbesserte Auflage von Carl Zimmermann's Eisenbahn-Karte von Mittel-Europa*) und Heinrich Kiepert's schöne Karte „Vom Rhein bis Paris"**), welche das nordöstliche Frankreich, Belgien und die preußischen Rhein-Provinzen im Maaßstabe von 1 : 1,000,000 umfaßt, bestens empfehlen.

Literarischer Sprechsaal.

Die deutsche Presse der russischen Ostsee-Provinzen scheint, nach den Andeutungen derselben, unausgesetzt den Zorn der panslavistischen „Moskauer Zeitung" auf sich zu ziehen. Früher hat das Organ des Herrn Katkov bloß verlangt, daß die Ostsee-Provinzen hinsichtlich ihrer politischen Institutionen dem übrigen Reiche gleichgemacht werden, ihre Confession und ihre Sprache dagegen unangetastet bleiben; „denn (so sagte die Moskauer Zeitung) religiöse Toleranz soll für Alle da sein, und warum sollten wir in den Ostsee-Provinzen eine Sprache perhorresciren, die wir selbst zu lernen uns angelegen sein lassen?" Gleichheit der politischen Institutionen erklärten die Moskowiter damals als die alleinige, unerläßliche Bedingung eines einheitlichen Nationalbewußtseins und somit auch jedes dauerhaften Staatswesens. In neuester Zeit ist man jedoch — vielleicht berauscht durch die Erfolge des panslavistischen Kongresses — dabei nicht mehr stehen geblieben. Man polemisirt sowohl gegen das protestantische Bekenntniß und die kirchlichen Institutionen der Ostsee-Provinzen, als gegen die deutsche Schulsprache; ja, man ist naiv genug, alten deutschen Kulturstädten, wie Riga, Dorpat, Mitau und Reval, vorzurechnen, daß sie, so lange das Deutsche bei ihnen Schulsprache bleibe, ungebührlich bevorzugt seien gegen russisch-asiatische Gouvernements, wie Wiätka und Astrachan.

Die Newyorker deutsche Handels-Zeitung vom 13. Juni bringt, als Beilage, eine große illuminirte Landkarte, die von Oregon und Kalifornien am Stillen Meere bis nach New-York und der Südspitze von Maryland am Atlantischen Meere reicht, und zwar zur Veranschaulichung der „Union Pacific Railroad", der jetzt projektirten und zum Theil bereits in Angriff genommenen, großartigen Eisenbahn zur Verbindung beider Welten, nach deren Herstellung New-York allerdings den Mittelpunkt des Welthandels, den Centralpunkt der durch Dampfschifffahrt und Eisenbahnen verbundenen Radien London, Bremen, Hamburg, Marseille, Genua, Triest ꝛc. einerseits und Ostindien, China, Japan, Australien ꝛc. andererseits bilden würde. Die genannte deutsche Handels-Zeitung sagt:

„Die große nationale Pacific-Eisenbahn, mit Beihülfe und unter Aufsicht der Regierung der Vereinigten Staaten über die ganze Breite des nordamerikanischen Kontinents gebaut, wird einen der wichtigsten Faktoren des Welthandels und Weltverkehrs bilden. Ihr westlicher Endpunkt ist San Francisco, der geräumigste Hafen an den nördlichen Küsten des Stillen Oceans, und ihre östlichen Zweige schließen sich in Chicago und St. Louis an das Eisenbahnnetz der Atlantischen Staaten an. Die gemäßigte Zone durchschneidend, verfolgt sie gleichen Weg mit dem Strom der Auswanderung nach dem Westen und wird den ungeheuren Verkehr, der zwischen dem Westen Europas und Asien stattfindet, vermitteln. Eine dichte und productive Bevölkerung befindet sich an dem einen Endpunkt, in dem Thale des Mississippi, eine wunderbar energische Küsten-Bevölkerung an dem andern Endpunkt und dem dazwischen liegenden reichen Minen-Distrikte. Die Zahl der Ansiedler westlich vom Mississippi hat seit dem Jahre 1800, ohne die Beihülfe einer Eisenbahn, um jährlich 25 Procent zugenommen, und ist zu erwarten, daß von jetzt ab die Zunahme bei Weitem größere Verhältnisse annehmen werde. Das westliche Missouri hat über eine halbe Million Quadratmeilen werthvoller Mineral- und Ackerländereien, bei einer Bevölkerung von weniger als einer Million. Kalifornien allein hat hunderttausend Quadratmeilen, vorzüglich geeignet für Ansiedelung, und kann bei höchst gesundem Klima und dem fruchtbarsten Boden mit Leichtigkeit eine zehn Millionen starke Bevölkerung ernähren. Zwei Drittel dieser Bevölkerung westlich von Missouri genießen jetzt die Segnungen dieser Eisenbahn-Linie, und es ist wahrscheinlich, daß von Weltmeer zu Weltmeer eine Kette großer Städte entstehen wird."

„Renan und der Judaismus", so heißt eine kleine Schrift von Dr. A. Sulzbach*), die es sich zur Aufgabe stellt, die Irrthümer, welche Renan über Juden und Judenthum zur Zeit der Entstehung des Christenthums in seiner neuesten Schrift: „Die Apostel", entwickelt, nachzuweisen und zu berichtigen. Die Schrift ist, wie der Verfasser selbst bemerkt, nicht sowohl an Renan, als an alle jene christlichen Schriftsteller gerichtet, welche, wie Renan, ohne das „nöthige Quellenstudium des Judaismus", d. i. ohne Kenntniß des Talmuds und der alten rabbinischen Schriften aus einigen abgerissenen Stellen, die denselben aus secundären Schriften zu Gebote stehen, über das Judenthum und seine Lehre aburtheilen und gar häufig, um das Christenthum hervorzuheben, dem Judenthume Falsches unterschieben. — Die Schrift ist als ein kleiner Beitrag und Nachweis zur bessern Kenntniß des „Judaismus" nicht ohne Werth.

*) Berlin, Dietrich Reimer, 1867. (Preis: schwarz 10 Sgr., kolorirt 15 Sgr.)

**) Berlin, Dietrich Reimer, 1867. (Preis 12 Sgr.)

*) Frankfurt a. M., Verlag von J. Kauffmann, 1867.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — **Berlin, den 20. Juli 1867.** — **[Nº 29.**

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

Neue Erscheinungen der belgischen Literatur.

Laforet, N.-J., Histoire de la philosophie. 1. série: Philosophie ancienne. 2 vol. In-8. 4 Thlr.

Léouzon le Duc, L., Les Poëmes nationaux de la Suède moderne, traduits, annotés et précédés d'une introduction et d'une étude biographique et critique. In-12. 1 Thlr. 5 Sgr.

Mailly, E., Essais sur les institutions scientifiques de la Grande Bretagne et de l'Irlande. In-18. 2 Thlr.

Pollet, Ch., La Belgique sous la domination étrangère, depuis Joseph II jusqu'en 1830. In-8. 23 Sgr.

Simon, J., L'ouvrier de huit ans. In-8. 1 Thlr. 20 Sgr.

Strauss, L., Les Etats-Unis, renseignements historiques, renseignements géographiques, industrie agricole. In-8. 2 Thlr. 15 Sgr.

Valadier, A., Rome vraie. In-8. 2 Thlr. 15 Sgr.

Van Praet, J., Essais sur l'histoire politique des derniers siècles. In-8. 2 Thlr. 26 Sgr. (455)

Neue Erscheinungen der englischen Literatur.

Ainsworth, W. H., Old Court: a novel. 3 Vols. post 8. 31 s. 6 d.

Blake, S. J., A visit to some american schools and colleges. Post 8. 6 s.

Eyre, Ch., Irene's repentance. 2 Vols. Post 8. 21 s.

Fenn, G. M., Webs in the way. 3 Vols. Post 8. 31 s. 6 d.

Forest, the, and the field. By H. A. L., The „Old Shekarry", with illustrations. 8. 21 s.

Guthrie, Th., Out of harness; sketches, narrative and descriptive. Post 8. 3 s. 6 d.

Holland, J. G., The heroes of Crampton: a novel. Post 8. 10 s. 6 d.

Is it a blot? By author of „The cream of life". 3 Vols. Post 8. 31 s. 6 d.

Kingsley, C., Three lectures delivered at the Royal Institution, on the ancien régime, as it existed on the Continent before the french revolution. Post 8. 6 s.

Little Rift, the: a novel. By A. W. 2 Vols. Post 8. 21 s.

Mount Carmel: a story of modern english life. Post 8. 10 s. 6 d.

Riddell, Mrs. J. H., Far above rubies: a novel. 3 Vols. Post 8. 31 s. 6 d.

Rutherford, S., Letters of. With a preface by J. M'Ewan. Post 8. 5 s.

Silver, J. M. W., Sketches of Japanese manners and customs. With 28 original coloured pictures. Imp. 8. 42 s.

Sutton, Th., Romance in a yacht. Post 8. 10 s. 6 d.

Taylor, B., Colorado: a summer trip. Post 8. 7 s. 6 d.

Thomas, A., Called to account. 3 Vols. Post 8. 31 s. 6 d.

Tupper, M. F., A third series of proverbial philosophy. Post 8. 7 s.

Walpole, F., May and September: a novel. 3 Vols. Post 8. 31 s. 6 d.

Yonge, E. M., The Danvers papers: an invention. By author of „Heir of Redclyffe". 12. 4 s. 6 d. (456)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Der Suez-Kanal des Darius, in dreisprachiger Keilschrift verewigt.

Es freut uns, in dem Augenblicke, wo eben eine neue — die dritte, völlig umgearbeitete — Ausgabe von Max Duncker's epochemachendem Werke: „Geschichte der Arier in der alten Zeit“ angekündigt wird*), eine von unserem in Frankreich lebenden, deutschen Landsmanne, Dr. Julius Oppert jetzt zum erstenmale vollständig gelesene Inschrift der Achaemeniden in dreisprachiger Keilschrift in deutscher Uebersetzung mittheilen zu können, die mit den Forschungen Duncker's völlig übereinstimmt.

Herr Mariette, der französische Director des ägyptischen Museums in Bulak bei Cairo, hat Herrn Julius Oppert in Paris die von ihm aufgefundenen Bruchstücke einer Stele, deren Inschrift in den drei Keilschrift-Sprachen Persiens und Mesopotamiens (wahrscheinlich der Altperser, der Chaldäer und der Assyrer) abgefaßt war, zur Entzifferung übersandt, welche Letztere auch unserem Landsmanne, nach sechsmonatlicher Arbeit, aus dem allein vollständig erhaltenen altpersischen Original gelungen ist.

Bereits König Darius hat, wie wir wissen, den Isthmus von Suez durchstechen und den Nil mit dem Persischen Meerbusen verbinden wollen. Das Werk wurde angefangen, aber nicht vollendet, weil die persischen Ingenieurs, wie noch die französischen Gelehrten zur Zeit der ägyptischen Expedition Napoleons I., das Niveau des Rothen Meeres für höher hielten. Nichtsdestoweniger stellte Darius verschiedene Monumente (Stelen) mit Inschriften, theils in Keilschriftsprachen und theils in Hieroglyphen auf, worin er die Lage des Unternehmens zwar ruhm- und schmuckreich, in übertriebenen Redensarten nach orientalischer Sitte, darstellte, aber schließlich doch in kluger Weise, der Wahrheit etwas näher kommend, wiewohl sie noch immer verhüllend, wieder einlenkte.

Die dreisprachige Inschrift lautet, nach der Lesung Oppert's:

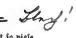
„Ein großer Gott ist Ormuzd, der diesen Himmel erschaffen, der diese Erde erschaffen, der den Menschen erschaffen, der dem Menschen den Herrschergeist gegeben, der Darius zum König gemacht, der dem Darius dieses große, dieses unermeßliche Reich anvertraut hat.

„Ich bin Darius, der große König, König der Könige, König der vielsprachigen Länder, König dieser weiten Erde nah und fern, des Hystaspes Sohn, Achamenide.

„Es spricht König Darius: Ich bin Perser, mit Hilfe Persiens besitze ich Aegypten. Ich befahl, diesen Kanal zu graben von dem Flusse Nil (Pirâva), der in Aegypten fließt, bis zu dem Meere, das mit Persien in Verbindung steht. So wurde dieser Kanal gegraben, wie ich befohlen hatte. Aber ich sprach: „„Gehet, von der Stadt Bira bis zum Meeresufer, werfet die Hälfte des Kanals wieder zu, denn solches ist mein Wille.““

*) Geschichte des Alterthums, von Max Duncker. Zweiter Band. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Geschichte der Arier in der alten Zeit. Leipzig, Duncker und Humblot, 1867.

Enthüllungen über den ersten Cäsar.*)



Kein Held des Alterthums hat in der neuesten Zeit so viele und so bedeutende Bewunderer gefunden, als Cäsar. Hat ja selbst ein moderner Cäsar dem antiken seine Huldigung dargebracht als dem Urheber des Cäsarismus, von dem der Welt das Heil gekommen. Ganz in entgegengesetzter Weise führt uns das unten genannte Schriftchen den vielgepriesenen Mann vor. Es beschränkt sich freilich nur auf die eine Seite der öffentlichen Wirksamkeit Cäsar's, auf seine militärische Thätigkeit in Gallien, aber die Kritik ist eine so scharfe und vernichtende, daß, wenn wir die Wahrheit zugeben, von Cäsar's sonstigem Ruhme auch nicht viel übrig bleibt. Den Hauptinhalt des Werkchens bildet die kritische Beleuchtung der Commentarien Cäsar's über den gallischen Krieg. Der Verfasser nimmt jedes Buch einzeln durch und unterwirft vom militärischen Standpunkte aus jedes einzelne Factum einer strengen Untersuchung. Das Resultat seiner Kritik giebt er in der Einleitung mit folgenden Worten:

„Die äußerst mangelhafte Sichtung und absichtlich verzerrte Darstellung sowohl des militärischen, als politischen Theiles, besonders aber die seltsamen Widerlegungen früherer Lügen in späteren Kapiteln und Büchern, die seltsamen Uebertreibungen und die tendenziöse Färbung der einzelnen Bücher, die dem jeweiligen Winter-Bedürfnisse in Rom entsprechen, beweisen klar, daß Cäsar nicht nur jedes Jahr in einem besonderen Buche behandelt, sondern auch in der uns überkommenen Form alljährlich für sein genügsames Publikum veröffentlicht hat. In den einzelnen Jahrgängen, welche der Verfasser in Einem Flusse aus den Berichten seiner Generalstäbler und Legaten und aus eigenen Notizen post festum für seinen nächsten Zweck schnell bearbeitet nach Rom expedirte, fallen die erwähnten groben Entstellungen weniger in die Augen; aber das Werk im Ganzen, in seiner ursprünglich nicht beabsichtigten Zusammenstellung, erscheint nur zu oft als eine plumpe Mystification, welche ihm zum Ruhme eines großen Feldherrn, eines Hannibal oder Alexander, verhelfen sollte. Deshalb stellt er jeden Flibustierzug als eine tief durchdachte Operation dar und sucht dem Leser durch seine vorgebliche Raschheit der Bewegungen und lächerliche Standtabellen und Todtenlisten, die zum Besten des Zwerchfells mit pfiffig eingeflochtenen Geschichtchen wechseln, einen hohen Begriff von seinen größtentheils fingirten strategischen Schachzügen beizubringen. So werden Entscheidungs-Schlachten, wie z. B. jene gegen die Helvetier und Sueben, in ein paar kurzen Kapiteln abgemacht, während Lappalien die umständlichste Erörterung finden. Die wichtigsten Zeit- und Ortsbestimmungen sind fast überall absichtlich weggelassen, um Sachverständigen das Urtheil zu erschweren oder unmöglich zu machen, und dafür, um der scheinbaren Klarheit willen, die Stunden des Abmarsches u. s. w. von unbekannten Punkten genau angegeben! Die Militärgeographie ist für einen gelehrten Strategen oft schülerhaft, die Ethnographie voll Unrichtigkeiten. Auf welche Glaubwürdigkeit hat denn überhaupt ein Schriftsteller Anspruch, welcher seine Laufbahn als Lustknabe eines verachteten barbarischen Königs begann, als Dieb, Räuber und catilinarische Existenz fortsetzte und als Hochmuthsnarr beschloß, ein Marktschreier, der sich

*) Die Kämpfe der Helvetier, Sueben und Belgier gegen C. J. Cäsar. Neue Schlaglichter auf alte Geschichten von Max Eichheim. Neuburg a. D., im Selbstverlage des Verfassers (J. G. Bössenecker in Regensburg). 1866.

rühmte, ganz Germanien überwältigt zu haben, obschon er zweimal an der Rheingränze ausriß? Seine Erfolge verdankte er nicht der Kriegskunst, sondern der teuflischen Schlauheit, mit welcher er die politische Zerfahrenheit Galliens und Roms zu benutzen und sich die Verdienste Anderer, wie besonders seines Factotums Labienus, der ihm überall die Kastanien aus dem Feuer holen mußte, anzumaßen verstand. Als Feldherr schrumpft der scheinbare Koloß vor der Kritik zur natürlichen Größe seiner Gegner, ja oft unter diese, zusammen. Nicht ein einziges Mal hat er ehrlich den Krieg erklärt, und alle seine Kriegsthaten tragen das unverkennbare Gepräge von Razzien, immer an Schwächeren verübt. Für eine solide Eroberung und Behauptung Galliens that er nicht das Geringste, und statt die Deutschen, bei denen freilich nichts zu rauben und kein Ruhm zu holen war, in ihrer Heimat anzugreifen, machte er prahlerische und unnütze Züge nach Britannien. Gallien sollte ihm nur Geld, Sklaven und Soldaten schaffen, und als das geplünderte Land einem Kirchhofe glich, überließ er es seinem Schicksale und zog zu wohlfeileren Triumphen. Es gab ihm — so heißt es am Ende des Buches — die Macht, mit welcher er das republikanische Heer ohne Feldherrn und den Feldherrn ohne Heer leicht besiegen und die Herrschergewalt, den Gegenstand seiner heißen Jünglingswünsche, an sich reißen konnte; aber zum erstohlenen Diadem, worunter der antike Geck als Dictator so gern seinen Kahlkopf verbarg, hatte er sich in den freien Bergen und Wäldern der deutschen Belgier keine Lorbeeren geholt!"

Wir maßen uns nicht an, eine Kritik des Buches zu liefern, da wir von der Militär-Dialektik, womit der Verfasser die über diese historische Region gelagerte Dunkelheit aufhellen wollte, nichts verstehen; so viel aber kann auch der Laie entnehmen, daß die scharfsinnigen und durch Zeugnisse anderer Schriftsteller unterstützten Einwürfe gegen die Glaubwürdigkeit der Commentarien Cäsar's es wohl verdienen, von Sachverständigen genauer geprüft und beurtheilt zu werden. Nur eine einzige Ausstellung dürfte auch uns zu machen erlaubt sein, nämlich die, daß der Verfasser seinen Gegenstand mit zu wenig Ruhe behandelt hat. Das Büchelchen gleicht ganz einem Pamphlet, wie es leidenschaftlicher und heftiger kaum ein zeitgenössischer Gegner Cäsar's hätte schreiben können. Der Haß, den der Verfasser gegen Cäsar hegt, entspringt aus einem edelen patriotischen Gefühle. „Wenn mir", sagt er in der Vorrede, „der Beweis gelang, daß Cäsar die germanischen Belgier in ihrer Gesammtheit nicht einmal zu besiegen, noch weniger zu unterjochen vermochte, und daß die Helvetier und Sueven nur seiner gemeinen Hinterlist erlagen, so darf ich hoffen, der mir so theueren altdeutschen Waffenehre und Geschichte einen kleinen Dienst erwiesen zu haben."

So achtungswerth auch dieses Motiv ist, so hebt es doch nicht die erste Pflicht des Historikers und Kritikers auf, seinen Gegenstand sine ira et studio zu behandeln. Je unbefangener Lob und Tadel gespendet wird, desto mehr Wirkung darf man sich davon versprechen. E. M.

Deutsche Shakespeare-Uebersetzungen, ein Spiegelbild des deutschen Individualismus.

Deutsche Bestrebungen zu sammeln und auf Einen Punkt zu vereinigen, ist wahrlich eine schwere Arbeit. Unumstößlicher Hauptbeweis ist die deutsche Geschichte. Wenn nichts so viele Mühe und Pein veranlaßt hat, als gerade die deutsche Einheit selbst, so kann man wohl denken, daß ein tiefer deutscher Charakterzug sich einer concentrirten Thätigkeit widersetzt. Indessen das lange unmöglich Scheinende beginnt allmählich der Wirklichkeit näher zu treten, und weil nun die nationale Einheits-Bewegung hübsch im Zuge ist (so oder so, es kommt nicht allzusehr auf die Form an!), so dürfte auch in Privatangelegenheiten unserer großen Nation die Fähigkeit, sich etwas Zwang aufzuerlegen, erwartet werden können, und wäre es selbst auf dem Gebiete unserer innigsten Lieblingsneigungen, auf dem schönen Tummelplatze unserer altgewohnten Weltbürgerlichkeit! Besagte „Weltbürgerlichkeit", die keineswegs immer ein großartiges „Weltbürgerthum" war, ist dermaßen mit unseren nationalen Fehlern verwachsen, daß sie im Schwunge der Einheitsbewegung recht gut ein wenig verkürzt werden könnte. Der kosmopolitische Zopf deutscher Nation wird gewiß niemals abgeschnitten wegen der hohen Gefahr, den Kopf selbst mit abzuschneiden, aber verkürzen könnte man ihn doch; vom Verkürzen stirbt man doch nicht!

Diese erbauliche Einleitung schreiben wir über ein Kapitelchen, das von deutschen Shakespeare-Uebersetzungen handelt. Die Deutschen hassen nichts ärger, als einen Kanon; sind sie auch zur Hälfte gute Katholiken und deshalb eigentlich dem kanonischen Recht auf weite Strecken hin unterthan, so lehrt andererseits die historische Erfahrung (eine unerschöpfliche, nie endende Lehrmeisterin), daß auf die deutschen Gemüther das Kanonenrecht oft einen viel tieferen Eindruck gemacht hat, als das kanonische und letzteres mehrfach bloß durch das erstere sich zu behaupten vermocht hat. Es giebt, wie alle deutschen Rechtskenner wissen, kein national-deutsches Corpus juris und keine glossa perpetua zu demselben, es giebt in der deutschen Philosophie keinen überall und unbedingt anerkannten Satz, und vergebens ruft in Schiller's Gedicht „Die Philosophen" der Lehrling verzweifelt und entrüstet aus:

> Damit lock' ich, ihr Herrn, noch keinen Hund aus dem Ofen.
> Einen erklecklichen Satz will ich, und der auch was setzt!

Ja, Setzen etwas, Position machen irgendwie und irgendwo, das ist die Schwierigkeit! Mit dem Glauben, der Berge versetzt, ist es allein nicht gethan! Soll etwas Positives geleistet, etwas wahrhaft Gedeihliches und für Viele Genießbares geschaffen werden, so muß man es nicht auf die verschiedenartigste Weise zugleich anfangen, sondern nach einem einheitlichen Plane und auf Einem richtig, d. h. zweckdienlich gewählten Platze. Festen Standpunkt und weiten Horizont muß man haben. Statt dessen sieht der Eine die Welt als „Wille und Vorstellung", der Andere als „Idee und Wirklichkeit", der Dritte als „Ansichsein und Fürsichsein", der Vierte sieht überhaupt gar nichts und ist höchlich damit zufrieden. Wenn das in der Philosophie schlimm ist, so ist es in der Aesthetik noch schlimmer. Denn der brave Philosoph kann sein Gewissen immer noch beruhigen: „Praktisch wird die Sache ja doch nicht, ergo drauflos philosophirt!" Aber die Aesthetik hat praktische Folgen. Unglücklicherweise ist sie selbst ein Zweig der Philosophie, wenigstens nach etlichen Philosophen, die ihre Kunst nicht auf Logik und Metaphysik beschränken. Daher auch im Felde der Aesthetik eine bunte Aussaat von Schulen und Systemen. Denkfreiheit, Geistesfreiheit! ist hier die erhabene Losung. Und das ohne Zweifel mit Recht! Wir wären die Letzten, die sie ertödten wollten. Aber Gränzen muß doch am Ende sogar die Denkfreiheit finden. Sagt man denn nicht, daß Maß und Ebenmaß im Reiche des Schönen herrschen soll?

Wenn bei uns in Deutschland ein fremder Dichter einen tüchtigen Uebersetzer empfangen hat, dessen Werk redlich dazu

beigetragen, den großen Fremden in unseren Gauen heimisch zu machen, so folgt aus diesem Umstande nicht im Geringsten, daß man in die Fußstapfen des ausgezeichneten Uebersetzers tritt und auf seiner Bahn weiter fortschreitet, sondern es folgt daraus, daß man von den verschiedensten Seiten wieder von Neuem anfängt oder doch anzufangen vorgiebt, denn, wohl gemerkt! die Denkfreiheit, die Geistesfreiheit würde ja sonst verleugnet! Zwar hat die Shakespeare-Uebersetzung von August Wilhelm Schlegel und Ludwig Tieck, man kann sagen, Epoche gemacht; zwar hat sie für die Verbreitung und Einbürgerung des britischen Seelenkenners Ungewöhnliches geleistet; zwar ist dies auch von der überwiegenden Mehrzahl der Gebildeten Deutschlands willig anerkannt worden — —: allein, nichtsdestoweniger soll diese Uebersetzung sich bei Leibe nicht einbilden, ein Kanon zu sein; die Geistesfreiheit verlangt, daß noch zehn andere Uebersetzungen neben ihr herlaufen, ihr den Rang, das Verdienst und die Einnahme streitig machen und eine Fülle von Talenten der hervorragendsten Art in Konkurrenz-Arbeiten wetteifern muß. Nachdem die Deinhardstein'sche Uebersetzung schon vor Jahrzehenden gegen die Schlegel-Tieck'schen Erfolge, selber nicht ohne Erfolg, sich abgemüht hat und manchen Bühnenverwaltungen „bühnengerechter" erscheint, wird heute das Schauspiel der deutschen Konkurrenz-Thätigkeit gerade von Männern in Scene gesetzt, welche am Ersten das enge Zusammenwirken dieser preiswürdigen Strebungen erheischen sollten! Man erinnere sich, was in diesen Blättern, namentlich in Nr. 18 vom 4. Mai d. J. (bei Gelegenheit der Generalversammlung der deutschen Shakespeare-Gesellschaft) über den fraglichen Punkt gesagt ist. Die beiden ersten Vorstandsmitglieder unserer Shakespeare-Gesellschaft, die Herren Franz Dingelstedt und Friedrich Bodenstedt, haben sich an die Spitze von zwei Konkurrenz-Unternehmungen gestellt, welche um so mehr der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung gefährlich werden müssen, weil die hohe Begabung dieser Konkurrenten und ihrer vortrefflichen Mitarbeiter in der öffentlichen Meinung feststeht und der Ruf ihrer Namen allein schon eine starke Empfehlung abgiebt. Dabei ist es Pflicht, nochmals hervorzuheben, daß die Mehrheit des Vorstandes sowohl als der deutschen Shakespeare-Gesellschaft selbst die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung als die klassische Grundlage anerkannt hatte, auf welcher man im Verfolg der Arbeiten der Gesellschaft getrost weiter bauen dürfe, und um etwas den Zwecken der Gesellschaft Ersprießliches zu leisten, auch fortbauen müsse. Warum nun die jetzt beliebte Zersplitterung? Ist sie nicht ein deutliches Spiegelbild unseres deutschen Individualismus, unseres sonderthümlichen Wesens? Sollen denn die schönsten Strebungen unseres Volksgeistes mit dem ewigen Makel unserer uralten nationalen Fehler behaftet bleiben?

Und wie steht es denn im Grunde mit dem Verhältniß der neuen zu den alten Uebersetzern? Wir sind fern davon, den Ersteren ihr Verdienst schmälern zu wollen, was ein Unrecht und eine Thorheit wäre, aber wir dürfen doch nicht verhehlen, daß ihre Arbeit wesentlich auf den Schultern Tieck's und Schlegel's ruht. Ein sehr einsichtsvoller Mitarbeiter an der Bodenstedt'schen Sammlung, Herr Otto Gildemeister, hat am Schlusse der Einleitung seiner Uebersetzung von Shakespeare's „King John", zur Steuer der Wahrheit folgendes freimüthige Bekenntniß abgelegt:

„Die hohen Verdienste Schlegel's um die Einbürgerung Shakespeare's in Deutschland zu preisen, ist überflüssig; er hat ein- für allemal Weg und Richtung angegeben, welche der Bearbeiter des englischen Dichters einzuschlagen hat, und Jeder, der mit ihm zu rivalisiren unternimmt, wird damit anfangen müssen, bei ihm in die Lehre zu gehen. Bei dem Versuche daher, dem Ziele noch um einen Schritt näher zu kommen als Schlegel selbst, wirkt der letztere selbst im Stillen fortwährend mit; der Nachfolger müßte sich selber Gewalt anthun, wenn er den Einfluß seines berühmten Vorgängers lähmen oder tödten wollte. Wenn es ihm freilich mehr um den Ruhm der Originalität als um die Herstellung eines möglichst vollkommenen Werks zu thun wäre, so würde es sehr leicht sein, alle und jede Uebereinstimmung mit Schlegel zu vermeiden. Wenn er dagegen vor allen Dingen eine möglichst gute Uebersetzung Shakespeare's liefern will, so ist dies völlig unmöglich. Gewisse Ausdrücke, Wendungen, Sentenzen u. s. w. der Shakespeare'schen Dramen haben von Schlegel ihr deutsches Gepräge für alle Zeiten erhalten: es kann ihnen nicht mehr abgestreift werden, ohne ein Stück ihres poetischen Lebens mit abzureißen. Dies zu thun, wäre Affectation oder übertriebene Furcht vor dem Vorwurfe des Plagiat's, und Niemand geschähe damit ein schlechterer Dienst, als dem Leser. Wir hätten in den Anmerkungen jeden einzelnen Fall, in welchem unser Text ganz oder wesentlich mit dem Schlegel'schen zusammentrifft, namhaft machen können; allein wir würden damit weder ihm noch uns gerecht geworden sein: ihm nicht, weil seine Einwirkung sich viel weiter erstreckt, als auf die Fälle direkter Entlehnung, nämlich auf Stil und Behandlung des Ganzen; uns nicht, weil die Uebereinstimmung sehr häufig gar nicht auf Entlehnung, sondern auf innerer Nothwendigkeit beruht, oder auch, weil der Schlegel'sche Ausdruck manchmal so sehr öffentliches Eigenthum geworden ist, daß der Nachfolger nicht mehr die Freiheit hatte, von ihm abzuweichen. Wir haben daher in den Anmerkungen auf die Hervorhebung einzelner besonders frappanter Fälle uns beschränkt und ebenso auch auffällige Abweichungen motivirt."

Man kann den Standpunkt der heutigen Uebersetzer nicht klarer bezeichnen. Wenn Herr Otto Gildemeister eigens eine Rechtfertigung unserer Ansicht hätte schreiben wollen, er würde sicher keine bestimmteren Ausdrücke gefunden haben. Seine Worte sind uns geradezu aus der Seele gesprochen, während wir doch das Recht der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung den modernen Nebenbuhlern gegenüber vertheidigen möchten. Erstere ist nicht unverbesserlich und Letztere stehen gewiß über dem Vorwurf des Plagiates, so hoch, daß Herr Otto Gildemeister denselben nicht erst hätte abzulehnen brauchen. Aber so oder so, weil eben die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung auf Unverbesserlichkeit durchaus keinen Anspruch erhebt und nichtsdestoweniger die Nebenbuhler den der Mustergiltigkeit ihr selber einräumen, so können wir unsererseits nicht einsehen, warum so unschätzbare Kräfte sich nicht um dasselbe, altbewährte Banner geschaart haben und die Läuterung des von Schlegel und Tieck hergestellten Textes ihr einziges und sehr verdienstvolles Geschäft geblieben ist? Sollte es denn einen so ungeheuren Unterschied ausmachen, wenn Herr Otto Gildemeister in der Bodenstedt'schen Ausgabe (Leipzig, Brockhaus) seinen „King John" beginnen läßt:

Sprecht, Chatillon, was will Frankreich von uns?

oder Ludwig Seeger in der Dingelstedt'schen Ausgabe (Hildburghausen, Bibliographisches Institut):

Nun, Chatillon, was läßt uns Frankreich melden?

oder endlich der alte gute Schlegel'sche Text:

Nun, Chatillon, sag, was will Frankreich uns?

Vielleicht giebt es gelehrte Leute, welche den Unterschied für wesentlich erachten. Nun so fahren wir fort! Dem König Johann antwortet Chatillon bei Gildemeister:

So, nach dem Gruße, spricht der König Frankreichs
Durch meinen Vortrag zu der Majestät,
Zu der erborgten Majestät von England: —

wogegen bei Ludwig Seeger derselbe Chatillon spricht:

Erst seinen Gruß, dann spricht durch mich der König
Von Frankreich also zu der Majestät
Von England, der erborgten Majestät....

und im alten guten Schlegel'schen Text:

So redet Frankreichs König, nach dem Gruß,
Durch meinen Vortrag zu der Majestät,
Erborgten Majestät von England hier.

Es ist sonnenklar, daß alle drei Uebersetzer wirklich eine verschiedene Wortstellung herausgebracht haben. Doch o weh! Jetzt intervenirt Königin Eleonore. Und zwar bei Gildemeister:

Erborgte Majestät? Seltsamer Anfang!

Bei Ludwig Seeger aber mit großem Eifer:

Erborgte Majestät? Seltsamer Anfang!

und endlich wiederum im alten guten Schlegel'schen Text:

Erborgten Majestät? — Seltsamer Anfang!

Hier besteht der Unterschied der Neueren gegen Schlegel in der Weglassung eines ganzen Buchstabens, der nicht in die moderne Construction paßte. Vielleicht auch ein erheblicher Unterschied! Aber fahren wir fort! König Johann bedeutet seiner Mutter höflichst Stillschweigen. Bei Gildemeister thut er es also:

Still, liebe Mutter, hört die Botschaft an.

Dagegen läßt Ludwig Seeger den König sagen:

Schweigt, gute Mutter! Hört die Botschaft an.

Und der alte gute Schlegel'sche Text liefert die mittlere Proportionale:

Still, gute Mutter! Hört die Botschaft an.

Diese Eine Zeile giebt übrigens ein treffendes Bild des Sachverhältnisses. Zwei Drittel der Satzglieder sind hier und dort von der Schlegel'schen Version beibehalten worden. Also zwei Drittheile Schlegel oder Tieck und Ein Drittheil moderne Abweichung ist das Ergebniß, das jeder, auch den neuen Versionen günstigste Leser beim Durchgehen der drei Texte ermitteln dürfte. Zeugt das nicht Alles für unsere Ansicht? Oder sollen wir nochmals wiederholen, daß die Herren Dingelstedt, Jordan, Seeger, Karl Simrock, H. Viehoff und Gelbcke, wie im andern Lager die Herren Bodenstedt, Freiligrath, Gildemeister, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt neben dem Text-Revisor Nicolaus Delius gleicher Weise die allerbesten Vorurtheile erwecken? Bodenstedt's Othello liest sich vorzüglich, Karl Simrock's Version von „Der Liebe Lohn verloren" und „Die beiden Edelleute von Verona" hat die höchsten sprachlichen Schwierigkeiten sehr glücklich überwunden. Dies Alles wie die schönen Einleitungen zu den Stücken der Bodenstedt'schen Sammlung erkennen wir bereitwilligst an. Nur nicht das Uebermaß des Separatismus! — —

Trauttwein von Belle.

[illegible] mit vielen Worten sehr wenig zu sagen

England.

Zur Geschichte der Zeitschriften und „Magazine".

Das Gentleman's Magazine.

Das „Gentleman's Magazine", dessen erste Nummer im Januar 1731 erschien, ist die älteste der jetzt bestehenden Monatsschriften und scheint den Titel „Magazine", mit dem die monatlich erscheinenden Zeitschriften Englands gegenwärtig schlechtweg bezeichnet werden, zuerst eingeführt zu haben. Die Einleitung erklärt es nämlich als die Absicht der Herausgeber: „gleichsam wie in einem Magazin die bedeutendsten Erzeugnisse der periodischen Presse aufzusammeln. Zweihundert halbe Bogen erschienen monatlich in London allein und etwa eben so viele an andern Orten innerhalb der drei Königreiche. Diese fliegenden Blätter würden spurlos verschwinden, wenn nicht für Erhaltung des werthvollsten Theils ihres Inhalts Fürsorge getroffen würde. Verschiedene Herren (Gentlemen) seien daher zusammengetreten, um von den zerstreuten Essays hier einen gedrängten Auszug niederzulegen &c."

Es war also eigentlich auf ein Repertorium der periodischen Literatur abgesehen. Aber die Herausgeber kamen nach kurzer Zeit zu der Einsicht, daß diese Arbeit der Mühe nicht lohnte, da der größere Theil der ausgezogenen Arbeiten unbedeutend war und viele der damals erscheinenden Zeitschriften bald in Buchform vollständig neu abgedruckt wurden. Exemplare davon finden sich jetzt in den größern englischen Bibliotheken unter den Büchern, die selten oder nie von einem Leser verlangt werden. Addison's und Steele's Zeit war vorüber, und unter den damals erscheinenden Zeitschriften dürfte allein „the Craftsman", herausgegeben von dem geistvollen Henry St. John Viscount of Bolingbroke, die Arbeit verdient haben; der „Craftsman" aber überlebte das Jahr 1731 nicht.

Die erste Nummer unseres Magazins enthält nun 1) kurze Auszüge aus den erwähnten Aufsätzen, 2) eine der Dichtkunst gewidmete Rubrik. Hierin ist eine Neujahrs-Ode des gekrönten Hofpoeten Colly Cibber am Bemerkenswerthesten. Sie besteht aus abwechselnden Arien und Recitativen und scheint als Neujahrswunsch vor dem Könige Georg II. abgesungen worden zu sein. In Anspielung auf den üblichen Glückwunsch „Frieden und Ueberfluß", sagt der Schluß der ersten Arie den Briten:

Your plenty to the skies you owe
Peace is your monarchs care
Thus bounteous Jove and George below
Divided Empire's share.

(Die Fülle dankt dem Himmel ihr, den Frieden gab Eu'r Fürst. So beglücken der güt'ge Zeus und George hienieden Euch durch Theilung ihrer gemeinschaftlichen Herrschaft.) — Die dritte Abtheilung unserer Zeitschrift enthält Geburts- und Todesanzeigen, sowie andere Nachrichten aus dem häuslichen Leben, — die vierte eine Preisliste der Lebensmittel und einiger anderen Waaren, so wie einen Courszettel der Staatspapiere &c. — Die fünfte Rubrik giebt eine gedrängte Uebersicht der politischen Nachrichten aus dem Auslande; die sechste handelt über Gartenkultur im Januar und die siebente enthält eine Liste neu erschienener Bücher. — Zu den besondern Eigenthümlichkeiten der Zeitschrift gehört, daß der Herausgeber während der 136 Jahre ihres Bestandes unverändert den wohlgewählten Namen Sylvanus Urban führt. An Mr. Sylvanus Urban sind die Gedichte gerichtet, in denen ein dankbarer Leser die Zeitschrift bei jedem neuen Jahrgange

beglückwünscht. Mr. Sylvanus Urban unterzeichnet die Vorreden. An Mr. Sylvanus Urban sind die Mittheilungen der Correspondenten gerichtet, gleichviel ob dieselben sich durch seine Vermittelung zur Belehrung oder Unterhaltung an die Leser wenden oder Anfragen an ihn richten, die sie beantwortet zu sehen wünschen.

Wir wollen der Zeitschrift nicht Schritt für Schritt folgen und machen daher einen Sprung von fünfzig Jahren. In der Vorrede zum Jahrgange 1782 nimmt der Herausgeber, von seiner gewöhnlichen Urbanität abweichend, den Mund etwas voll zum Seidstlobe. Nachdem er angezeigt, daß die bis dahin erschienenen Bände neu aufgelegt worden, rechnet er es sich (Sylv. Urban dem Unsterblichen) zum Verdienste an: die Welt bekannt gemacht zu haben mit allen neuen Erfindungen, Bericht erstattet zu haben über Streitigkeiten zwischen Individuen, Körperschaften und Völkern — naturgeschichtliche Abhandlungen, besonders über das Mineralreich geliefert zu haben — was zuerst Gelegenheit gegeben, die Zeitschrift durch beigefügte Kupferstiche zu verzieren. Als fernern Vorzug rühmt er die große Fülle „medicinischer Recepte“, die mit solcher Liberalität mitgetheilt sind, daß es kaum noch ein Leiden giebt, dem der menschliche Körper unterworfen, gegen welches das Mittel nicht im „Gentl. Magazine“ zu finden wäre; chirurgische Fälle sind gleichmäßig im Ueberfluß abgehandelt ꝛc. — die Elemente aller Wissenschaften, namentlich Physik und Metaphysik, sind darin erklärt und über Naturerscheinungen ist Auskunft gegeben nach den Systemen alter und neuer Zeit. — Eine besondere Abtheilung bilden Antiquitäten, so wie Denkschriften alter Familien ꝛc. — Aber auch die, welche bloß zur Unterhaltung lesen, werden ihre Rechnung gefunden haben.“ Zur Unterhaltungs-Literatur werden dann unter Anderem die Lebensbeschreibungen von Männern gerechnet, die sich im Guten oder Bösen ausgezeichnet haben. „Auch über Parlamentsverhandlungen, die Nationalschuld und deren Anwachs von 16 Millionen im Anfang der Regierung des Hauses Hannover auf die enorme Summe von 220 Millionen am Ende des Jahres 1782 (jetzt nahezu das Vierfache) hat die Zeitschrift Auskunft gegeben.“ Ferner spricht Sylvanus Urban, wie im Vorgefühle künftiger Dinge, von Revolutionen im politischen Systeme Europa's — und von einer Revolution in den religiösen Anschauungen Englands, die sich bereits vollzogen habe, „da die Verabscheuung des Papstthums in der Zeit der beiden ersten Georges unter der milden Regierung des dritten der Toleranz gegen alle Sekten Platz gemacht habe, während derselbe Geist der Duldung sich unter allen Völkern verbreite und der Papst selbst ihm nicht widerstehen könne.“ — Die Auszüge aus den Artikeln anderer Zeitschriften sind längst verschwunden. — Im J. 1792 ist die Zeitschrift von drei auf sechs Bogen monatlich angewachsen; die Verhandlungen der französischen Nationalversammlung bilden jetzt eine stehende Rubrik. Das Blatt behauptet royalistische Haltung, aber Sylvanus Urban läßt sich zu keiner heftigen Aeußerung hinreißen. Topographie Englands bildet für einige Zeit sein Steckenpferd und archäologische Notizen fangen an, mehr und mehr in den Vordergrund zu treten. Vom Jahrgange 1793 an werden die verschiedenartigsten Gegenstände im bunten Durcheinander erörtert. Briefe über Geschichte, Dogmatik, Bibelauslegung, Naturgeschichte, Astronomie, Medicin, Agrikultur folgen unmittelbar auf einander. Nur die statistischen Notizen, denen ein Wetterbericht beigegeben ist, die Familien-Nachrichten, die politischen Angelegenheiten des Auslands, besonders Frankreichs, bilden stehende Rubriken. Der conservative Sinn Sylv. Urbans bekundet sich hauptsächlich in den jährlichen oder halbjährlichen Vorreden. Die für den J. 1800 leitet die französische Revolution von der infidel philosophy der Nachbaren ab und fordert den britischen Patriotismus heraus, sich der Nachbaren und ihrer gefährlichen Philosophie mit gleicher Tapferkeit zu erwehren. Der Gleichmuth des Herausgebers ist aber schwer zu erschüttern, und der Inhalt seiner Zeitschrift bleibt eben so gemischt als vorher. Auch in den folgenden Jahrgängen hinterlassen die politischen Ereignisse geringen oder gar keinen Eindruck. Vergebens sucht man selbst in der Vorrede zum Jahrgang 1816 eine Anspielung auf die Einführung, in der zum Jahrgang 1847 auf die Aufhebung der Korngesetze. Man findet in dem ersten Jahre nur einen Protest gegen unmäßige Reformen, und Sylvanus Urban von 1816 würde sicher die Reformbill von 1832 für sehr unmäßig gehalten haben. In den letzten Jahrgängen endlich finden wir die frühere Mannigfaltigkeit nicht wieder. Die Zeitschrift hat sich auf Einen Gegenstand, Archäologie, hauptsächlich des Mittelalters, beschränkt. Sie bringt ausführliche Aufsätze über alte Baudenkmäler und Bauwerke, sowohl Großbritanniens und Irlands, als auch des Auslands. Typographisch hat sie sich zeitgemäß verschönert. Die Petitschrift in doppelten Columnen hat wenigstens für die Hauptartikel dem Druck mit großen, scharfen Typen über die ganze Seite Platz gemacht. Die jährlichen Gratulations-Gedichte an Mr. Sylv. Urban gelten nicht mehr für unentbehrlich, und sind, wenn sie wiederkehren, nicht mehr auf der Kehrseite des Titelbatts gedruckt. Ohne seinen Raum zu verschwenden, hat der zeitige Mr. Urban, dem Blatte, das durch hübsche Kunstbeilagen illustrirt ist, doch ein zeitgemäß anständiges Aeußere zu geben verstanden. Der Jahrgang von 1864, der in jedem Monat die Sitzungen von 10—15 archäologischen Gesellschaften des vereinigten Königreichs anzeigt, ist, einschließlich zweier Indices, auf 1688 Seiten 8., also mehr als 105 Bogen, angewachsen.

Wenn wir uns nun fragen, durch welche Mittel oder Einrichtungen es dieser Zeitschrift gelungen ist, sich in dem allgemeinen Wechsel eine so ausnahmsweise lange Dauer zu sichern, so finden wir die Antwort: dadurch, daß sie es verstanden hat, dem Lesebedürfniß einer angesehenen Volksklasse gerecht zu werden. Diese Klasse ist die gentry, deren Kern aus den Gutsherren besteht, die von der Rente ihrer verpachteten Landgüter leben.

Lange Zeit scheint diesem Publikum eine ungesonderte Mischung, eine wahre Olla potrida am besten zugesagt zu haben, in der sich etwa politische Nachrichten, Familienchronik und Naturbeobachtungen als Hauptbestandtheile unterscheiden lassen.

Dadurch ist das „Gentleman's Magazine“ eine unerschöpfliche Fundgrube der Anekdote geworden, der literarischen, biographischen, naturhistorischen Anekdote, der Anekdote jeder Art. Ein Correspondent übersendet dem Mr. Urban den funfzig Jahre vorher geschriebenen Brief eines berühmten Schriftstellers über häusliche Angelegenheiten, um zu beweisen, daß der Mann auch ein verständiger Geschäftsmann gewesen; ein anderer theilt die Beobachtung einer Naturerscheinung, ein dritter die der Lebensgewohnheiten eines Vogels oder andern Thieres mit — und nur ausnahmsweise und in langen Zwischenräumen knüpfen sich an einen solchen Brief andere zur Anerkennung, Berichtigung, Widerlegung oder Erweiterung der Angabe.

Seit die Quellen der Familienchronik zu versiegen anfangen, für Politik und Naturbeobachtung Zeitungen, landwirthschaftliche und wissenschaftliche Organe Concurrenz machen, hat die Redaction es für gut gefunden, sich auf Erörterungen über Alterthumskunde zu beschränken und nur dann und wann auf

die benachbarten Felder der Genealogie, Heraldik und dergl. Streifzüge zu machen.

Einen nicht unwesentlichen Theil ihres Erfolgs dankt die Zeitschrift dem seit ihrem Entstehen eingeführten Gebrauch, die Familienereignisse der Gentry jeder Grafschaft in einer besondern Rubrik zu veröffentlichen. Wo der Begriff der Gentry zweifelhaft wird, mögen Subscribenten begünstigt sein. Das Privilegium, Geburt, Verheiratung und Tod in eine bleibende Urkunde eingetragen zu sehen, schmeichelt der Eitelkeit und dient der Familienpolitik.

Die stattliche Bänderreihe des „Gentleman's Magazine" dankt ihren Platz in vielen Hausbibliotheken hauptsächlich diesen Anzeigen. Oft mag auch ein Brief roth angestrichen sein, den irgend ein Vorfahr an Mr. Urban geschrieben, oder eine Antwort, welche dieser unter der Rubrik des Fragekastens — hier lange Zeit Index indicatorius genannt — ertheilt hat.

Eine der unscheinbarsten Rubriken ist vielleicht am häufigsten benutzt worden, die Listen nämlich über die Preise des Getraides und anderer Lebensmittel, so wie der Staatspapiere. Für die ersten dreißig Jahre fehlt es an anderweitigen regelmäßigen und zuverlässigen Preislisten, und auch für die Folgezeit ist das „Gentleman's Magazine" leichter zugänglich als andere Quellen, weil es häufiger aufbewahrt wurde. Irren wir nicht, so benutzte Adam Smith diese Listen als Grundlage seiner Speculation, und ein neuerer Schriftsteller über die Geschichte der Preise macht davon gleichmäßig Gebrauch.

Ein Bild der Zeiten, in denen die einzelnen Theile entstanden sind, darf man hier nicht suchen. Weder die geistigen Kämpfe, die in der Literatur, noch die Parteikämpfe, die im Parlament ausgefochten, noch die Kriege, die auf dem Continent oder in entlegenen Welttheilen geführt wurden, spiegeln sich hier wieder. Man kann Bände durchblättern, ohne auf den Namen eines lebenden Schriftstellers oder Staatsmannes zu stoßen. Die Eroberungen in Indien und die Losreißung der amerikanischen Colonieen, die continentalen Kriege und die Agitation um Parlamentsreform, sowie die kaum minder wichtigen Reformen der Gemeinde-Verwaltung, des Armenwesens und der Criminalgesetze in ihrem Gefolge, gehen vorüber und hinterlassen kaum eine Spur. Von den Parteien, die für oder wider das Endergebniß kämpften, ist hier keine vertreten. Das Herz des Landes schlägt nicht in dieser Zeitschrift. Das ist vielleicht ein Grund ihrer Langlebigkeit.

Allem Anschein nach wird sie noch lange fortbestehen. Denn obgleich die Gutsherren einen großen Theil ihrer Rente preisgeben, um ihren Einfluß auf die Wähler zum Unterhause zu behaupten — obgleich, nach den örtlichen Ermittelungen eines sachverständigen Schriftstellers, ein großer Theil des Grundeigenthums mit Hypothekenschulden überladen ist, so ist doch der Bestand der landed gentry mit keiner Gefahr bedroht, weil ein Theil derselben reich ist und verständig zu wirthschaften versteht, und weil jede Lücke durch das Ausscheiden einer alten Familie, die ihre Güter veräußert, von neuen Männern ausgefüllt wird, die sich glücklich schätzen, die durch Industrie und Handel erworbenen Capitalien im Grundbesitze anzulegen.

Wer England kennt, kann sich dasselbe ohne landed gentry kaum vorstellen — und so lange es eine Gentry giebt, ist nicht abzusehen, warum das „Gentleman's Magazine" eingehen sollte.

London. J. Sch.

Frankreich.

H. Taine, Philosophie der Kunst.*)

Herr Taine, der rühmlichst bekannte Verfasser einer umfassenden englischen Literaturgeschichte, hat in seiner jetzigen Stellung als Professor der Kunstgeschichte an der École des beaux arts seine Vorlesung über die Künste in Italien mit einer Entwickelung allgemeiner ästhetischer Gesichtspunkte eingeleitet, welche uns in deutscher Uebersetzung unter dem Titel einer Philosophie der Kunst vorliegt. Bei dem akademischen Zwecke dieser Studie wird man von vornherein einen bescheidenen Maßstab an ihren Umfang und an die Behandlungsweise des Gegenstandes zu legen geneigt sein: Werke, wie Vischer's Aesthetik, vierbändige, der Text durch ein eisernes Stachelgitter von Paragraphen verbarrikadirt, werden nur in Deutschland „zum Gebrauch bei akademischen Vorlesungen" geschrieben. Auch würde man es in Deutschland einigermaßen vermessen finden, propädeutische Bemerkungen über das Wesen und die Entstehung des Kunstwerkes mit einem so volltönenden Namen zu bezeichnen. Indessen in Frankreich ist das Taschenformat für die Philosophie von jeher de rigueur gewesen und, wie ein Blick auf den langen Katalog der Bibliothèque de Philosophie Contemporaine uns lehrt, regiert es noch heut in einer für uns Deutsche nicht leicht begreiflichen Weise.

Wenden wir uns jedoch vom Umfang zum Inhalt. Professor Taine verspricht seinen Zuhörern eine moderne Aesthetik, die sich, wie er sagt, von der antiken dadurch unterscheidet, daß sie historisch und nicht dogmatisch ist, daß sie nicht Vorschriften aufdrängt, sondern Gesetze konstatirt. „Die alte Aesthetik lieferte zunächst eine Erklärung des Begriffes „Schön" und sagte z. B.: das Schöne sei der Ausdruck des moralischen Ideals, oder auch, es sei der Ausdruck des Unsichtbaren, oder weiter noch, es sei der Ausdruck der Empfindungen der menschlichen Seele; indem sie sich dann hierauf wie auf den Ausspruch eines Gesetzbuches stützte, schickte sie sich an zu bestätigen, zu verdammen, zu ermahnen und zurecht zu führen. Ich schätze mich glücklich, einer so schwierigen Aufgabe enthoben zu sein; ich habe Sie nicht zurecht zu führen, auch würde mir dies zu große Schwierigkeiten bieten. Zudem sage ich mir ganz leise, daß, was die Vorschriften anbelangt, man bis jetzt immer nur zwei gefunden hat, als erste die, als Genie zur Welt zu kommen — dies geht Ihre Eltern an und nicht mich —, als zweite diejenige, viel und fleißig zu arbeiten, daß man seiner Kunst gehörig Herr werde — dies geht Sie an und wiederum nicht mich. Mir liegt nur ob, Ihnen Thatsachen vorzuführen und Ihnen zu zeigen, woraus diese Thatsachen hervorgegangen sind." Diese moderne Methode ist also keine andere als diejenige, welche Bacon in die Philosophie eingeführt hat, und welche, mag man sie inductive, empirische, positive oder sonst wie nennen, die moderne Wissenschaft überhaupt beherrscht. Mit dieser Verheißung will es allerdings zunächst nicht stimmen, daß die Gesetze, welche doch aus den Thatsachen konstatirt werden sollen, den Thatsachen vorangeschickt

*) Autorisirte deutsche Uebersetzung. Paris und Leipzig, Germer Baillière und C. Jung-Treuttel, 1866. XIV und 144 S. kl. 8. (Die französische Edition bildet einen Band der in demselben Verlage erscheinenden Bibliothèque de Philosophie Contemporaine, einer populären Encyklopädie der modernen Philosophie, die in einzelnen Bänden à 2 Frs. 50 Cts., d. i. 20 Sgr., herausgegeben wird.)

werden, und ebenso würde man erwarten, daß, wenn doch einmal die allgemeinen Gesichtspunkte voranstehen, wir nun wenigstens durch die Kenntniß von der Entstehung des Kunstwerks zur Erkenntniß seines Wesens zu gelangen hätten. Statt dessen beginnt Professor Taine auf gut dogmatisch mit der Erörterung des Wesens des Kunstwerkes, ja mit dem Begriffe der Kunst überhaupt, und es darf uns kein Wunder nehmen, daß ihn dieser Weg zu Definitionen führt, die den alten dogmatischen blut- und wesenlosen Schulbegriffen auf's Haar ähnlich sehen, und mit denen die französischen Herren Kunst-Studenten wahrscheinlich gerade ebenso wenig anfangen können, wie unsere Kunstjünger mit den Speculationen der deutschen Aesthetik.

Von wesentlich größerem Interesse ist die Untersuchung über die Entstehung des Kunstwerks, die den zweiten Theil des Schriftchens füllt, weniger allerdings durch die Methode, denn auch hier ist ganz einfach das Gesetz der Entstehung an die Spitze gestellt, als durch den charakteristischen Standpunkt, welchen Taine zu dieser Frage einnimmt. Wie uns die wachsende Einsicht in das Wesen des Volkslebens gelehrt hat, die Kunst im Zusammenhange mit der ganzen nationalen Entwickelung und als eine Seite derselben zu begreifen, so ist die neuere Kunstgeschichte darüber einig, daß auch das einzelne Kunstwerk wesentlich nach den Anschauungen, den Bestrebungen und dem Vermögen der Zeit beurtheilt werden müsse, deren Produkt es ist. Es unterliegt hiernach keinem Bedenken, daß zum Verständnisse des Kunstwerks nicht nur die Kenntniß von dem Bildungsgange und von den übrigen Werken des Künstlers, der es verfertigt hat, von Interesse ist, sondern daß es auch wichtig ist, diesen Künstler in den Beziehungen zu der Schule, aus welcher er hervorgegangen ist, und zu dem Kreise, der sich ihm angeschlossen hat, kennen zu lernen; endlich, daß es erforderlich ist, den Blick auf die Gesellschaft, den Staat, das Volk zu lenken, in dessen Mitte dieser Künstler und diese Familie von Künstlern existiren. Die Unerläßlichkeit und die Fruchtbarkeit dieser Untersuchungsweise ist bei uns so allgemein anerkannt, daß es wohl kaum eines Hinweises auf die sehr einleuchtenden Beispiele bedarf, welche Taine zu ihrem Belege beizubringen für nöthig erachtet. Während man bei uns indeß von der Wichtigkeit dieser Beziehungen überzeugt ist, werden sie doch schwerlich von irgend wem für die ausschließlichen oder auch nur für die an sich genügenden Entstehungsgründe des Kunstwerks gehalten. Schon die Achtung, welche man in Deutschland vor der Unabhängigkeit und der Selbständigkeit des persönlichen Daseins hat, verbietet eine Erklärung, nach welcher der künstlerische Genius nichts als ein Ergebniß gewisser im Kreislauf der Zeiten und der Völker regelmäßig zu Tage tretender Factoren sein würde. Wenn Deutsche daher geneigt sein werden, in der Geschichte der Kunst wie in jeder anderen geschichtlichen Betrachtung am letzten Ende den Urgrund der Persönlichkeit, das Individuelle als die treibende Macht anzuerkennen, so ist es für den Standpunkt des französischen Kunsthistorikers bezeichnend, daß dieses Element in seiner Philosophie der Kunst gar keine Stelle gefunden hat. Indem er vielmehr die Bedeutung, welche den persönlichen, socialen und politischen Beziehungen des Künstlers innewohnt, in's Ungemessene vergrößert, gelangt er zu einer Art von Fatalismus, vor welcher die persönliche Eigenthümlichkeit und das persönliche Verdienst nicht mehr Bestand hat, als etwa die Persönlichkeit und das Verdienst des Menschen überhaupt vor der Prädestinations-Lehre strenger Calvinisten. „Man kann wohl sagen, daß in demselben Lande in zwei verschiedenen Epochen sich fast eine gleiche Zahl von talentvollen und von mittelmäßigen Menschen findet. Wir wissen in der That durch die Statistik, daß sich in zwei auf einander folgenden Generationen fast dieselbe Zahl von jungen Männern findet, welche die zur Tauglichkeit für den Militairdienst nöthige Größe haben, und solchen, die dieselbe nicht erreichen. Aller Wahrscheinlichkeit nach, wird es nun mit den geistigen Anlagen ebenso sein, wie mit den körperlichen, und verfährt die Natur bei ihrer Menschensaat wohl so, daß sie, immer mit derselben Hand in dieselbe Schürze greifend, so ziemlich immer die gleiche Menge, die gleiche Güte, die gleiche Mischung von Samenkörnern über die Gebiete ausstreut, die sie in regelmäßiger Wiederkehr besäet. Aber von so viel handvoll Samen, die sie nach genauem Maße von Raum und Zeit um sich streut, kommen nicht alle Körner zum Keimen. Es bedarf einer gewissen moralischen Temperatur, auf daß gewisse Talente sich entfalten können; fehlt sie, so gehen jene zu Grunde. Wird also die Temperatur eine andere, so wird sich eine andere Art von Talenten finden; schlägt sie ganz in's Gegentheil um, so wird auch die Art der Talente eine entgegengesetzte werden; kurz, man kann die Sache so auffassen, als ob die moralische Temperatur eine Auswahl träfe unter den verschiedenen Arten von Talenten, indem sie eben nur diese oder jene Art zur Entfaltung kommen läßt und die übrigen mehr oder weniger vollständig ausschließt."

Diese Anschauung mag vielleicht entschuldigt werden durch die Abneigung gegen die Uebertreibungen des Genialitäts-Cultus, dem die französischen Künstler wie das französische Publikum unter Einschluß der Kunstkritik sich auf das Maßloseste hingegeben hatten; allein Herrn Taine's Standpunkt führt zu nicht minder einseitigen Resultaten. Echt französisch ist die Art der Beweise, die er für seine Entstehungsgeschichte des Kunstwerks beibringt. Die Bestätigung des von ihm aufgestellten Gesetzes soll „ein Ueberblick über die hauptsächlichsten Reihen der geschichtlichen Fälle" liefern. Hierzu dienen „die vier großen Momente der europäischen Civilisation, nämlich das griechisch-römische Alterthum, das christlich-feudale Mittelalter, die geregelten Adels-Monarchien des 17. Jahrhunderts und die industrielle von den Wissenschaften beherrschte Demokratie, in welcher wir jetzt stehen. Herr Taine findet, daß einer jeden dieser Perioden eine besondere Kunst ganz eigens angehört, und zwar der Reihe nach Skulptur, Architektur, Drama und Musik. Mit glänzender Beredtsamkeit sucht er zu verdeutlichen, wie jedes dieser Zeitalter in der ihm entsprechenden Kunst die höchste Blüthe erreicht und wie in dieser Blüthe alle Richtungen und Bestrebungen ihrer Zeit sich ausprägen. Aber je beredter diese Auseinandersetzung ist, in je helleres Licht sie die charakteristischen Merkmale der verschiedenen Perioden stellt, desto handgreiflicher sind die Mißgriffe, die dem Verfasser in der Beurtheilung und Abwägung der einzelnen Kulturperioden unterlaufen, und desto deutlicher die Irrthümer, zu denen er gelangt. Das ganze Mittelalter muß, dem gothischen Kirchenbau zu gefallen, der die Blüthe seiner Kultur ist, aufs Neue vor uns in jenem melancholischen Kostüm von Barbarei und Frömmelei erscheinen, das in Deutschland nach den Forschungen von Grimm, Eichhorn u. A. längst als abgetragener Trödel in die Rumpelkammer der Geschichtsschreiber geworfen worden ist. Trübselige Asceten sollen unsere Münster und Dome emporgethürmt haben? Ihre Wölbungen und Pfeiler, die kunstvollen Fensterrosen und die Glasmalereien sollen uns nichts erzählen als die überreizte Einbildung von Menschen, die stets an dies armselige, peinvolle, am Abgrund hinlaufende Leben denken, an die Hölle und ihre Qualen ohne Maß und Ende, an das Leiden Christi und an das Märtyrer-

thum der Heiligen? Wenn Herr Taine wissen will, weß Geistes voll jene Germanen und Normannen gewesen sind, deren Werkmeistern wir die gothischen Kirchen zu verdanken haben, so möge er das Mittelalter nicht durch die gefärbte Brille conventionellen Vorurtheils, sondern in dem reinen Spiegel gesunder und gründlicher Quellenforschung betrachten. Ihm, dem Verehrer und Verbreiter deutscher Literatur, empfehlen wir zu diesem Zwecke ein Buch, das hoffentlich bei allen Gebildeten in Deutschland den letzten Rest jener alten Wahnvorstellungen von unserer rauhen und oft rohen, aber kernhaften und innerlichst gesunden Vorzeit gründlich ausrotten wird, nämlich Gustav Freytag's Bilder aus dem Mittelalter. P. D. Fischer.

Letzte Liebe, Roman von George Sand.

Seit einem Jahrzehend steht in Frankreich ein Zweig der Literatur in Blüthe, der die verbotene Frucht des Verbrechens trägt. Es ist eine förmliche Verherrlichung des Ehebruchs bei den französischen Schriftstellern Mode geworden. Im Jahre 1857 erschien der empörende Roman „Madame Bovary" von Gustav Flaubert. Der jüngere Dumas verließ seine Damen der Halbwelt, um sich ebenfalls diesem Gegenstande zuzuwenden; sein neuster Roman „Der Prozeß Clemenceau" hat bewiesen, wie interessant er dies Thema zu machen verstand. Die maßlose Theilnahme, welche die Lesewelt aller Zungen demselben schenkte, hat nun auch das größte Talent Frankreichs, George Sand, nicht kalt gelassen, wie schon in früherer Zeit die Erfolge der bändereichen Romane von Sue und Dumas dem Aelteren sie zur Nacheiferung, um nicht zu sagen: Nachahmung derselben angefeuert hatten.

Vor Jahren entstand, als Folge dieser Nacheiferung, die phantastische „Gräfin von Rudolstadt" und jetzt hat George Sand die Ehebruchs-Literatur bereichert durch „Le dernier amour". Anfangs in der Revue des deux Mondes abgedruckt, ist der Roman in diesem Augenblick bei Michel Levy, dem Verleger aller berühmten Neuheiten, in Paris erschienen.

Die Widmung des Buches an Gustav Flaubert, den die Sand „ihren Freund" nennt, läßt schon auf einen ungeheuerlichen Inhalt schließen, und es ist rathsam, daß Mütter und Erzieher dasselbe ohne Zögern auf den Index für die Jugend setzen.

Damit kann sich aber die Kritik nicht begnügen; sie muß prüfen und das Beste behalten; das Wahre vom Falschen zu scheiden, die Irrthümer des Verfassers wie des Lesers aufzuhellen, ehe das Verdict gefällt wird, ist ihre Pflicht.

Es existirt kein Buch in der Literatur, das so vielfach mißverstanden worden ist, als dies neueste Werk von George Sand. Das alte Anathem des Unmoralischen wird mit größter Heftigkeit gegen sie geltend gemacht, ihre alten Antipathieen gegen die Ehe, die in „Indiana", in „Valentine", in „Jacques" u. s. w. mit Flammenschrift niedergelegt waren, werden ihr wieder vorgeworfen, und wir selbst haben beim Beginn unseres Aufsatzes, scheinbar wenigstens, in das allgemeine Verdammungs-Urtheil eingestimmt. Aber wir haben etwas ganz Anderes zu sagen.

Allerdings, es ist kein Buch für die Jugend; so wenig, wie man sie in die Säle der medicinischen Fakultäten, an die Secirtische zu den Leichnamen führt oder in die Höhlen des Lasters, wo der Philantrop seine Studien machen könnte, so wenig darf man ihr „die letzte Liebe" George Sand's in die Hände geben.

Der Titel des Buchs ist überdies durchaus ungehörig und ganz geeignet, mißverstanden zu werden; es könnte viel eher die „letzte Sünde" heißen. Es enthält keinerlei Liebesgeschichte, sondern nur eine wirkliche Pathologie des Ehebruchs, eine traurige Krankheitsgeschichte der Seele, die ohne Religion und ohne Sittengesetz in der Welt lebt.

Das merkwürdige Talent George Sands zur Seelenmalerei zeigt sich in dieser Sittengeschichte, die ein Roman sein soll, wieder in seiner ganzen Größe. Ja wir wollen es ohne Umschweif aussprechen, das Buch ist ein Meisterwerk von psychologischer Schärfe und Feinheit, es ist eine erschütternde Moralpredigt über die Folgen der Sünde, aber wer einen Roman oder auch nur eine spannende, unterhaltende Lektüre davon erwartet, täuscht sich vollständig. Es ist sogar stellenweis langweilig und verstößt fast überall gegen alle Regeln des Romans und der Novellistik, aber es trägt dennoch den Stempel des Genies, das in George Sand's Werken sich immerdar manifestiren wird.

Die einfache, ereignißlose Erzählung läßt sich in Folgendem zusammenfassen: Sylvester, ein sanfter, edler Mann von einigen vierzig Jahren, ist der eigentliche Held der letzten Liebe. Er berichtet selbst die ganze Begebenheit und beginnt damit, zu erzählen, daß er eigentlich mit dem Leben abgeschlossen hatte, als dieselbe ihn mit neuen Erfahrungen und Leiden bereicherte. Er war in seiner Jugend aus Neigung verheiratet, aber durchaus nicht glücklich. Der Grund wird von ihm nicht angegeben; eine Tochter, welche ihm nach dem Tode seiner Frau bleibt, ergiebt sich einem lasterhaften Leben, und er geht aus Kummer darüber außer Landes, nachdem er ihr sein kleines Vermögen abgetreten hat. Arm, aber arbeitslustig, wendet er sich nach der Schweiz, wo er durch einen Zufall einen reichen Grundbesitzer, Namens Jean, kennen lernt. Derselbe nimmt ihn als Arbeiter an und führt ihn wohlwollend in seine Häuslichkeit ein. An der Spitze derselben steht seine Schwester Felicie, eine dreißigjährige aber noch zierliche Schönheit, die mit Fleiß und Energie das Hauswesen leitet. Sylvester wird bald als Freund behandelt von dem Geschwisterpaar und fühlt sich glücklich in der nützlichen Thätigkeit und behaglichen Häuslichkeit. Der Segen eines rechtschaffenen, achtungswerthen Lebenswandels scheint auf derselben zu ruhen.

Der wackere Jean bekundet seine uneigennützige Liebe zu der Schwester auch noch dadurch, daß er ihr sein ganzes Vermögen vermacht und den Wunsch ausspricht, sie möchte sich mit dem neuen Freunde verheiraten. Sylvester ist ganz beschämt über diesen großmüthigen, verlockenden Vorschlag und versichert, ein solches Glück nicht beanspruchen zu können, zu alt und zu häßlich für Felicie zu sein.

Aber diese hat eine wirkliche Liebe für ihn gefaßt und macht ihm ein Geständniß, um ihn zu überzeugen, daß die Herablassung auf seiner Seite wäre; als funfzehnjähriges Mädchen ist Felicie das Opfer eines Verführers geworden. Der strenge Vater hat sie damals mit ihrem neugeborenen Kinde hilflos aus dem Hause gejagt, der allgemeinen Verachtung preisgegeben. Jean, ihr viel älterer Stiefbruder, hatte sie zu sich genommen, und ihre jetzt geachtete Stellung ist allein sein Werk. Der Wunsch sie zu verheiraten, entspringt aus dem Gedanken, sie könnte dieselbe nach seinem Tode wieder verlieren, wenn sie schutzlos allein stände. Während Sylvester noch mit sich kämpft, ob er die Heirat eingehen dürfe, — ein Zweifel an Feliciens Sittenstrenge entsteht nicht bei ihm, trotz ihres Falles — entdeckt er, daß ein junger Vetter des Hauses, Tonino, sterblich verliebt in Felicie ist. Sie versichert jedoch, daß sie denselben erzogen habe und fast wie ihren Sohn betrachte, da er auch volle zehn Jahre jünger sei, ihn keinenfalls heiraten würde.

In Sylvester ist indessen eine tiefe, starke Zuneigung für Felicie entstanden, und als der treue Bruder Jean durch einen unglücklichen Zufall um's Leben kommt, schweigen alle Bedenklichkeiten bei Sylvester; er entschließt sich, der alleinstehenden trauernden Schwester die Hand am Altare zu reichen. Der junge Tonino scheint Anfangs sehr unglücklich darüber zu sein; er tröstet sich jedoch bald durch eine Heirat mit einer hübschen jungen Dienerin des Hauses und lebt scheinbar sehr glücklich mit ihr. Seine Kinder werden von Sylvester und seiner Felicie in Ermangelung eigener, geliebt, und zwischen beiden Ehepaaren herrscht das herzlichste Einvernehmen. Beide führen ein glückliches und reines Familienleben.

Da entdeckt Sylvester ganz unvermuthet, daß zwischen seiner Frau und Tonino ein verbrecherisches Verhältniß besteht; er findet glühende Liebesbriefe, er belauscht eine Zusammenkunft und erfährt das Unglaubliche, Unerhörte, Felicie ist eine gemeine Buhlerin, eine doppelte Ehebrecherin. Sie achtete nicht den Mann, der sie trotz ihres ersten Falles geliebt und geheiratet hatte; sie störte die Ehe des Jünglings, den sie gewissermaßen wie ihren Sohn behandelt hatte, dessen Kinder sie umspielten wie eine würdige Matrone! Und an diesen Ungeheuerlichkeiten noch nicht genug, läßt George Sand sie auch noch einem Dritten in schmachvoller Sünde angehören. Felicie ist eine Nachbildung der entsetzlichen Frau von Warens, die aus Rousseau's Bekenntnissen eine so widerwärtige Berühmtheit erhalten hat. Aber die Fehltritte derselben waren wenigstens nicht auch noch von dem Verbrechen des doppelten Ehebruchs begleitet, wie George Sand's Heldin es sich zu Schulden kommen läßt.

Es ist ganz unzweifelhaft, daß die berühmte Schriftstellerin das schlüpfrige Feld der Ehebruchs-Literatur, welches Dumas der Jüngere und Gustav Flaubert mit so viel Erfolg kürzlich in Angriff genommen haben, als ihre eigenste Domäne betrachtete und in ihrer Weise behandeln wollte. Sie hat zuerst die Ehe ohne Liebe in ihren Romanen als ein Unglück und eine Unwürdigkeit geschildert; sie mußte sich auch competent erscheinen, die Ehe zu vertheidigen, wo ihr Entweihung droht.

Die große Aufgabe, die sich George Sand in diesem kleinen Roman gestellt hat, ist in der That eine Vertheidigung der Ehe; sie läßt den beleidigten, verrathenen Gatten in ergreifendster Klage es aussprechen, wie der Ehebruch entheiligend, zerstörend auf dieselbe einwirkt. Verachtung und Ekel vor der befleckten Gattin sind die Furien, die sein Herz zerreißen. Er möchte vergeben, möchte sühnen, zum Guten lenken; er will ein milder, nachsichtiger Freund der verirrten Frau sein, aber er kann sie nicht mehr lieben, er kann ihr seinen innern Abscheu nicht verbergen. Die Zärtlichkeiten, die er einst als Beglückungen betrachtete, erscheinen ihm als Lügen, als Blasphemieen. Das Bild der einst geliebten Frau ist für ihn zur Fratze geworden; die Erinnerung an ihre schmachvolle Untreue drängt sich wie ein Gespenst zwischen ihn und sie, wenn er es versuchen will, sie wieder mit Liebe und Güte zu behandeln. Der Zorn, das Verlangen sich zu rächen, wäre Balsam im Vergleich zu diesem vernichtenden Gefühl des Ekels und Abscheus gegen seine Gattin und ihren Mitschuldigen. Es liegt etwas so Ungesundes, Unnatürliches in dem Liebesverhältniß Beider, das Verbrechen ist so durchaus von thierischem Gelüste eingegeben, daß jede menschliche Empfindung davor zurückschaudert und der beleidigte Gatte nicht einmal daran denkt, seine Ehre durch Selbsthilfe, durch Strafe und blutige Rache reinzuwaschen.

An dieser Stelle des Tagebuchs ihres Helden hat die Sand eine Art Selbstvertheidigung ihrer früheren Romane eingeschoben; namentlich ist es Jacques, wodurch der verrathene Ehemann sich zu trösten sucht, indem er über das Buch seine Meinung ausspricht, die natürlicherweise auch die der Autorin ist; sie sagt: „Jacques gehört zu der Familie der Trostlosen, der Enttäuschten, der Lebensmüden, die René, Lara, Werther, Obermann und Childe Harold zu den ihrigen zählt. Er hoffte durch die Liebe zu neuem Leben zu erwachen, aber er wurde der Werther der Ehe; er fand in ihr den Wermuthstropfen, der den Becher des Weltschmerzes überfließen ließ. Er tödtete sich, um seiner Gattin die Freiheit zu einem Glücke zu verschaffen, welches für ihn keinen Reiz mehr hatte." Das Gefühl der Pflicht war ihm fremd, und es ist doch das einzige, welches in solchen Seelensinsternissen ein Leitstern sein kann. Der Graf Herrmann in dem trefflichen Drama gleichen Namens von Alexander Dumas, ist eine Wiederholung des Opfertodes ohne Verdienst, den Jacques stirbt. Die Sand hat in einem ihrer späteren Romane: „Valvèdre", einen edlern Weg vorgezeichnet für den betrogenen Gatten, der die Heiligkeit der Ehe aufrecht erhalten will. In diesem neusten Roman läßt die Herzenskennerin den betrogenen Ehemann ein ähnliches Verfahren einschlagen; er trennt das Verbrecher-Paar mit eiserner Strenge und sucht durch Milde seine verirrte Gattin auf den rechten Pfad zurückzuführen, aber es gelingt ihm nicht; eine dumpfe Verzweiflung zeigt sich bald bei ihr, Scham über ihr Vergehen, Trotz gegen den Mann, dessen Liebe sie nicht wieder erwecken kann und Haß gegen den Theilnehmer ihrer Sünde, den sie gleichwohl nicht entbehren mag und nach dem sie sich sehnt, zerreißen ihr Inneres. Sie vergiftet sich mit Blausäure und schließt dadurch den Roman mit einer grellen Dissonanz. Gott will den Tod des Sünders nicht; ohne Reue, ohne Sühne scheidet die Verbrecherin und erregt weder Mitleid noch Theilnahme.

F. v. H.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Zur Geschichte der Juden in Portugal und zu Köln am Rhein.

Während seit mehr als einem Jahrzehend, Herr Dr. H. Grätz an seiner allgemeinen „Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart" mit vielem Fleiße arbeitet und wir der Vollendung des Werkes mit Spannung entgegensehen, haben andere Gelehrte mit gleich lobenswerthem Streben einzelne speciellere Theile aus der Geschichte der Juden bearbeitet und den lange brach gelegenen Zweig dieser Wissenschaft mannigfach bereichert; so Ewald, Herzfeld, Kayserling und erst in jüngster Zeit Stobbe durch seine werthvolle Schrift „Die Juden in Deutschland während des Mittelalters in politischer, socialer und rechtlicher Beziehung" (Braunschweig, Schwetschke, 1866); und neuerdings liegen uns aus neuester Zeit vier Schriften über die Geschichte der Juden vor: 1) Geschichte der Juden in Portugal, von Dr. M. Kayserling;*) 2) Geschichte der Juden in Köln am Rhein von den Römerzeiten bis auf die Gegenwart; nebst Noten und Urkunden, von Ernst Weyden;**) 3) Geschichte der Juden in Posen, von Dr. J. Perles;***) 4) Geschichte der Juden in Königsberg i. Pr., ein

*) Leipzig, Oskar Leiner, 1867.

**) Köln, 1867, Verlag der M. Du Mont-Schauberg'schen Buchhandlung.

***) Breslau, 1865, Verlag der Schletter'schen Buchhandlung. (H. Skutsch.)

Beitrag zur Sittengeschichte des preußischen Staates, nach urkundlichen Quellen bearbeitet von Dr. H. Jolowicz.*)

Alle diese Schriften reden von einem und demselben Volke, das nur äußerlich durch Raum und Zeit getrennt erscheint, und von seiner Geschichte; es sind dieselben Juden im tiefsten Süden, wie im hohen Norden, dieselben im Westen, wie im Osten, welche Alle, wenn auch räumlich und zeitlich getrennt, ein Band, die Religion, zusammenhält, und ein Schicksal ist ihnen allen beschieden: Kämpfe, Verfolgungen, eine traurige, grauenvolle Vergangenheit, eine gute, immer bessere Hoffnungen anregende Gegenwart und Zukunft; aber die Bücher schildern uns Anfangs „überall dasselbe trostlos düstere Schauspiel, überall dasselbe die Menschheit entwürdigende Trauerspiel" (Weyden).

Es gab Zeiten, in welchen man die Juden Heloten gleich behandelte und sie zu Zeiten massenweise todtschlug, wie in den Kreuzzügen, zur Zeit des schwarzen Todes (1348), zu Zeiten sie in majorem Dei gloriam auf den Scheiterhaufen verbrannte; und andere spätere Zeiten, wo die Juden den Parias gleich gemieden und ihre Nähe und Berührung gescheut wurde; aber Gerechtigkeit, nicht bloß Duldung, erfuhren sie mit wenigen Ausnahmen nirgends, und selbst die neueste Zeit hat noch nicht überall, auch in den civilisirten Ländern, die Schmach der Ungerechtigkeit gegen die Juden von sich entfernt. Weil man zuweilen den Juden alle Moralität absprach, glaubte man, keine Moral gegen sie üben zu dürfen, und gesetzliche Willkür trat an die Stelle des Rechts, das zuweilen noch besiegten Völkern gelassen wurde.

Diese Gedanken drängten sich uns auf, während wir in den genannten Werken aus verschiedenen Zeiten und Ländern lasen, und zugleich bot sich uns die Bemerkung wie von selbst dar: Es erging den Verfolgern der Freiheit und der Menschenrechte überall gleich: man glaubte, die Freiheit tödten zu können, aber man vertrieb sie nur; aus den Scheiterhaufen, wie von der Guillotine, in Sibirien, wie in Cayenne zog die verfolgte Freiheit in bessere Länder und frischgewappnet bekämpfte sie ihre früheren Verfolger. Philipp II. hatte die Freiheit aus Spanien verjagt; sie floh nach den Niederlanden und ward dort gerüstete Kämpfer gegen ihren Feind, bis sie ihn und sein falsches Princip der Despotie besiegt hatte; und erging es Napoleon I. anders? Die Principien der Freiheit, auf deren Stufen er zur höchsten Macht emporgestiegen war und die er später verfolgte, stürzten, mächtig geworden, ihn wieder in seine Unmacht. Es vergreift sich Niemand ungestraft am ewigen Rechte der Menschheit. Die Geschichte der Juden giebt viele Belege dafür. Was hätte aus Spanien werden können, wenn es echtes Christenthum gehabt, Billigkeit und Recht geübt hätte, statt des von der Dummheit und der Habsucht seiner Pfaffen gefälschten Christenthums, und was ist aus ihm geworden! „Die Sünden der Väter werden gestraft an den Kindern und Kindeskindern."

Wie stände es besser um die Civilisation und die Humanität aller Menschen, wenn nicht Ausnahmsgesetze Einzelner gegen Einzelne die ewigen Gesetze, an die jeder Mensch zu appelliren das Recht hat, zurückgedrängt und vermauert hätten. Doch das mag der ewige Genius der Menschheit durchkämpfen, und er wird es! Auch dafür giebt die Geschichte der Juden Zeugniß. — Sprechen wir nun von den angezeigten Büchern! —

Das erste Buch: „Geschichte der Juden in Portugal" ist die Fortsetzung des von demselben Verfasser im Jahre 1861 erschienenen Buches: „Geschichte der Juden in Portugal", welches von den Juden in Navarra, den Baskenländern und auf den Balearen handelte. Der Verfasser hat sich mit großem Fleiße und eingehender Sachkenntniß seiner Aufgabe hingegeben.

Wie in Spanien, so war auch in Portugal das Loos der Juden unter den Westgothen ein gedrücktes; es wurde nicht anders, als Portugal zur spanischen Gesammtmonarchie gehörte: erst in der Mitte des zwölften Jahrhunderts beginnt eine eigentliche Geschichte Portugals und mit ihr auch eine Geschichte der Juden in diesem Lande; aber sie kennzeichnet sich nicht anders, als in Spanien; hingegeben den Launen der Herrscher, der Habsucht der Großen, dem blinden Fanatismus der Geistlichkeit, sobald diese nur irgend einen Einfluß auf die Herrscher und auf die Politik üben konnte, war das Loos der Juden ein stets wechselndes, unsicheres, nur von wenigen Lichtblicken erhelltes. Anfangs, bevor die Kirche sich ein allzugroßes Recht auf den Staat anmaßte, waren die innern Verhältnisse der Juden keine ungünstigen, ja sie waren in keinem Staate so früh geordnet, als in Portugal. Schon Alfonso III. (1248—1279) der (wie ein portugiesischer Schriftsteller sich ausdrückt) einsah, daß Duldsamkeit eine der vornehmsten Tugenden sei, regelte durch eine, dem herrschenden Systeme genau angepaßte Verfassung, die innern Angelegenheiten der Juden. Der Oberrabiner (Arrabbi Moor dos Judeos) war Kronbeamter und als solcher die hervorragendste Persönlichkeit unter den Juden des Landes. „Sein Amt war sehr einflußreich und wurde von dem Könige nur solchen Juden übertragen, welche ihm wichtige Dienste geleistet hatten, in seiner Gunst eine ausgezeichnete Stelle einnahmen und sich durch Kenntnisse und Charakter hervorthaten. Der Oberrabbiner hielt einen Oberrichter, Auditeur (Ouvidor), der mit ihm das Reich bereiste und alle Streitigkeiten, deren Entscheidung ihm zustand, schlichtete. Seine Jurisdiction gestattete ihm, Amts- und Strafgewalt zu üben, ein Recht, das die Könige von Portugal sehr ungern und nur in seltenen Fällen abtraten, weil es in gewisser Hinsicht als das bedeutendste der Landesherrlichkeit angesehen wurde.... Es war dies ein wahrhaft fürstliches Amt, das in seiner Bedeutung und Wirksamkeit den gleichartigen Verhältnissen unserer Zeit weit überlegen war." — So blieb es auch noch unter Alfonso's Nachfolger, Don Diniz, auf welchen der Oberrabbiner Don Juda als Finanzminister und dessen Sohn und Nachfolger im Amte, Don Gedalja, als Schatzmeister großen Einfluß übte. — Aber je mehr die Juden in die Gunst der Regenten und des hohen Adels sich festsetzten, desto mehr steigerte sich der Haß und die Abneigung des Klerus und des von ihm geleiteten Volkes gegen sie; die niedere Geistlichkeit beschwerte sich in Rom über den König selbst und klagte ihn an, daß er trotz wiederholter päpstlicher Verbote den Juden Staatsämter anvertraue. Es gelang ihr, unter des Diniz Nachfolger, Alfonso IV. (1325), wieder gehässige Verordnungen gegen die Juden hervorzurufen; denn wann wäre es dem Fanatismus des Klerus nicht gelungen, im Bunde mit der Unwissenheit des Pöbels für einige Zeit sich eine Herrschaft anzumaßen! Dennoch ging es noch für eine kurze Zeit den Juden nicht schlimm, besonders so lange der gerechte und edle Don Pedro I. (1357—1367) regierte, bei dessen Tode seine Unterthanen den Wunsch aussprachen, „ihn entweder nie gehabt oder nie verloren zu haben." Ihm folgte der leichtsinnige und verschwenderische D. Fernando (1367—1383), und nach dessen Tode ward sein Bastardbruder Dom João zum Defensor und Reichsverweser ernannt (7. December 1383). Um ihm, dem Mittellosen, Geld zu verschaffen, sollten die Juden überfallen und geplündert werden; doch João selbst hielt das aufgeregte Volk davon zurück; dafür zeigten die Juden sich ihm, der im April 1385 zum König von Portugal

*) Posen, 1867, Verlag von Joseph Jolowicz.

proklamirt wurde, dankbar. Inzwischen war in Spanien die Ruhe der Juden durch den fanatischen Eifer eines Priesters in Sevilla, Erzdiaconus Fernando Martinez von Ecna, gestört worden. In Portugal schützte sie noch der damalige Oberrabbiner Dom Moses Navarro, der zugleich Leibarzt des König João, denselben vermochte, eine Bulle des Papstes Bonifacius IX. vom 2 Juli 1389 zu veröffentlichen, welche Mißhandlungen und Zwangstaufen der Juden streng untersagte. Allein das böse Beispiel Spaniens übte doch seinen üblen Einfluß auf das Nachbarland aus, und João wollte nicht minder als ein treuer Sohn der Kirche gelten. João starb am 14. August 1433; sein Sohn Duarte bedrückte die Juden wieder, und der von den Priestern stets aufgestachelte Haß lebte einmal im Volke. So mußten die Juden in besondern Judenquartieren wohnen, bestimmte Erkennungszeichen tragen, besondere Steuern zahlen und aber auch Kriegsdienste leisten. Immer finsterer wurden die Zeiten für die Juden in Portugal, bis zuletzt nach langem Widerstreben und unter vielen Kämpfen der Monarchen auch dort, wie in Spanien, die Inquisition eingeführt wurde, welche die Juden entweder zum Scheiterhaufen verurtheilte oder zur Auswanderung nöthigte. Es bedarf nicht einer nähern Aufführung der Leiden, welche jetzt über die Juden kamen: das Wort Inquisition sagt Alles. Lange kämpften die geheimen Juden gegen deren Gewalt; allein sie unterlagen; das Land selbst aber litt noch weit mehr unter deren traurigen Folgen der Entvölkerung und Verarmung, während die ausgewanderten Neuchristen sich allmählich in Hamburg, Amsterdam, England und anderwärts, als Juden, niederließen und die Früchte der Freiheit genossen und die Wissenschaft pflegten.

Unter den Ausgewanderten befand sich auch der berühmte Don Isak Abravanel, Joseph ben Israel, der Vater des nachmals so berühmten Manasse ben Israel, Uriel da Costa (Acosta). (Herr Kayserling giebt die nähern Data des Lebens dieses „unglücklichen Grüblers".) In Portugal selbst blieb sich das Schicksal der dort lebenden Neuchristen gleich; noch am 19. October 1739 fand in Lissabon ein Autodafé statt; der Dramatiker Antonio José war das letzte Opfer, das in Portugal den Scheiterhaufen bestieg; „heiter wie im Leben ging er dem Tode entgegen." — 1751 ward ein Dekret erlassen, dem zufolge kein Autodafé stattfinden und ohne Zustimmung der Regierung keine Exekution vorgenommen werden sollte. „Ein Mann, wie Pombal, der den Muth hatte, die Jesuiten zu vertreiben, wagte dennoch nicht, das Tribunal, das seit zwei Jahrhunderten seine Wurzeln in der Anschauungsweise des Volkes gefestigt hatte, mit einem Male gänzlich aufzuheben; er beschränkte seine Macht, nahm ihm den Heiligenschein und stellte es allen übrigen Behörden gleich." Im Jahre 1766 wurde in der Hauptstadt das letzte Autodafé ohne Opfer abgehalten.

„Man kam auch in Portugal endlich zu der Einsicht, daß die Vertreibung der Juden und die Grausamkeiten, welche man gegen deren Nachkommen Jahrhunderte hindurch geübt, dem Lande vielen Schaden und Nachtheil gebracht, und glaubte das alte Unrecht durch Wiederaufnahme der Vertriebenen wieder gut zu machen. Um dies zu bewerkstelligen, hoben die Cortes der portugiesischen Nation zu Anfang des Jahres 1821 die Inquisition für immer auf und faßten in ihrer Sitzung vom 17. Febr. desselben Jahres den Beschluß, daß alle Rechte, Freiheiten und Privilegien, welche den Juden von den früheren Königen des Landes ertheilt worden, wieder erneuert, bestätigt und in Kraft treten sollen daß nicht allein die Nachkommen der vertriebenen Juden, sondern alle Juden, „welche auf irgend einem Punkte des Erdballs wohnen", sich in Portugal und seinen Besitzungen ansiedeln und dort im Genusse freier Religionsübung wohnen dürfen." Seit dieser Zeit wohnen sie ungehindert in Portugal. Wie in den früheren Jahrhunderten beweisen sich auch in der Gegenwart die Könige des Landes sehr huldreich gegen die Juden. — Wenn aber Herr Kayserling schreibt, daß in Lissabon selbst 500—600 jüdische Familien wohnen, so dürfte hier wohl ein Schreibfehler vorwalten, da nach anderen, neueren Berichten die Gemeinde dort ungefähr 50 Familien zählt; vielleicht daß in ganz Portugal die erstere Anzahl von Familien sich findet. —

So hat auch Portugal das frühere Unrecht gegen die Juden gesühnt; nur noch Spanien, Rom und — Mecklenburg sind das schöne Trifolium, wo die mittelalterliche Gesetzlosigkeit gegen die Juden ihr Unwesen treibt; „wie lange wohl?" Auch dort wird eine bessere Zeit erscheinen.

In dem unter 2) angezeichneten Werke behandelt Herr Weyden weniger eine Specialgeschichte der Juden in Köln, als er die Schicksale der Juden dort mit der Geschichte der Stadt selbst verflicht; es ist die Arbeit mehr eine compilatorische, aber mit großem Fleiße zusammengestellt; werthvoll jedoch sind dabei die Noten, und die 37 auf die Geschichte der Stadt Bezug nehmenden Urkunden. Nachdem der Verfasser in Kürze über die Schicksale der Juden unter der Römerherrschaft im Allgemeinen gesprochen (meist nach Grätz und Jost), geht er auf die Geschichte der Juden in Köln ein. — 38 v. Chr. gründeten die Ubier an der Nordseite des Winterlagers, welches Agrippa aufgeschlagen, und welches sich von dem Hügel, auf dem jetzt der Dom prangt, bis zu dem Hügel, auf welchem die Kirche Sta. Maria im Kapitol ihre Zinnen erhebt, erstreckte, ihre Niederlassung, das Oppidum Ubiorum.

„Wie dem Heere Cäsar's Juden an den Rhein gefolgt, so nicht minder den Legionen Agrippa's, denen sie als Handelsleute neben den Zünften der verschiedenen Handwerker bei Niederlassungen, gleich der von dem römischen Feldherrn am Niederrheine beabsichtigten, ein nothwendiges Bedürfniß. Reiches Gedeihen fand die Ansiedelung der Juden in Agrippa's Standlager und in dem Oppidum Ubiorum, der Ubierstadt, da die Ubier, selbst Kaufleute, in ihrem Handelsverkehre die Juden als Zwischenhändler benutzten. Bestimmte historische Kunde hierüber besitzen wir zwar nicht; doch bezeichnen die jüdischen Geschichtschreiber die Judengemeinde Köln's, der ohne Widerrede ältesten Römer-Niederlassung auf dem linken Rheinufer, als die älteste Deutschlands." Die Juden lebten im römischen Westreiche sicherer, als in Rom selbst, wo politische und religiöse Kämpfe scharf hervortraten, während in Köln und im Lande der Ubier das Christenthum noch nicht gekannt war; erst im Anfange des vierten Jahrhunderts finden wir dort Spuren des Christenthums. — Als Konstantin dasselbe zur Staatsreligion erhob, da begannen auch die Beschränkungen gegen die bisher völlig gleichberechtigten Juden; doch über deren Schicksal in Köln schweigt die Geschichte bis zum Tode Chlodwig's (511); die erobernden Franken behandelten (630) die Juden als Römer und ließen ihnen das volle Bürgerrecht; bloß die Geistlichkeit zeigte schon Feindseligkeit und gehässige Ausschließung gegen sie; es lag dies, wie der Verfasser bemerkt, in der damaligen Anschauungsweise der Geistlichkeit, die das dort noch vielfach wuchernde germanische Heidenthum zu bekämpfen hatten, und daher Alles anfeindeten, was dem noch schwach befestigten Christenthum hinderlich oder gar verderblich sein konnte. „Erst Karl der Große, der in Allem hoch über seiner Zeit stand, hatte die Wichtigkeit der Juden für das Staatsleben und den Handelsverkehr erkannt und

wandte auch ihnen seine Aufmerksamkeit zu." — So unter wechselnden Behandlungen und Schicksalen wuchs zu Anfang des elften Jahrhunderts die Gemeinde in Köln so stark an, daß Erzbischof Heribert (999—1021) ihr erlaubte, eine Synagoge zu bauen; sie stand geachtet da und 1060 bekleideten mehrere Juden städtische Aemter; sie litten und kämpften mit der Stadt, während diese bald im Innern, bald nach Außen Kämpfe zu bestehen hatte; allmählich aber erhoben sich Verfolgungen gegen sie; denn man bezichtigte sie eines Hauptverbrechens: sie besaßen Geld; und in den bald erfolgenden Kreuzzügen wurden die Juden an den meisten Orten Opfer ihres Reichthums; auch in Köln. Der Verfasser schildert eingehend die Gräuel der Kreuzzügler gegen die Juden in den Rheinstädten, und innerhalb der ersten zwei Monate des beginnenden Kreuzzuges wurden nicht weniger als 12,000 Juden erschlagen. Erst unter Friedrich I. (Barbarossa) fanden sie gegen Geldunterstützung Schutz. — In der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts bestand die Judengemeinde (Universitas Judaeorum) in Köln aus 18—20 Familien. — Der Verfasser geht nun speciell in die Geschichte der Juden am Rhein und anderwärts während der Kreuzzüge und später ein; über die innere Geschichte der Judengemeinde in Köln giebt es für die damalige Zeit keine nähere Kunde. Die Juden waren, wie überall, so auch hier, den Herrschenden eine nie versiegbare Geldquelle, aus der man so viel denn immer möglich zu schöpfen suchte, ohne nach dem Rechte zu fragen; denn gegen Juden bedurfte es keines Rechtes oder Gesetzes. —

Als 1348 „der schwarze Tod" auch in Köln wüthete, wurde auch die Judengemeinde weniger durch die Pest, als durch die Wuth der Christen aufgerieben, und der Straßburger Chronist Königshoven bemerkt richtig: „Ihr baares Geld war die Vergiftung, welche die Juden tödtete." — Am 24. August 1349 entstand ein Brand im Judenviertel und dies gab dem Pöbel willkommenen Anlaß, gegen die Juden selbst zu wüthen; nur wenige Juden entkamen durch Flucht dem Blutbade; alle Uebriggebliebenen wurden aus der Stadt verwiesen, ihre liegende Habe, Häuser und Plätze eingezogen. Bis zum Jahre 1372 blieben sie verbannt; am Thomastag 1373 wurden wieder funfzehn Juden aufgenommen. Aber nochmals (1424) traf sie das traurige Loos der Ausweisung, und auswärtige Juden durften nur mit besonderer Erlaubniß die Stadt betreten, aber nicht darin — übernachten. Erst 1796 ward unter französischem Regimente den Juden wieder gestattet, in Köln zu wohnen; sie erhielten die Rechte der französischen Bürger, bis endlich Köln wieder unter preußischer Herrschaft in die gesetzliche Bahn eintrat; jetzt ist die Gemeinde dort unter dem Gesetze eine stets anwachsende, und während im Jahre 1843 nur erst 46 Familien dort wohnten, zählt im J. 1866 die Gemeinde über 400 Familien, die den regsten Antheil an den städtischen Angelegenheiten nehmen und sich durch Bildung, wie durch schöne Institute die Achtung ihrer Mitbürger erwerben. K.

Kleine literarische Revue.

— **Wilhelm v. Humboldt als Sprachforscher und Staatsmann.** Die von dem Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin, Herrn Dr. H. Steinthal, am hundertjährigen Geburtstage Wilhelm v. Humboldt's, gehaltene Gedächtnißrede ist jetzt im Druck erschienen*). Der Verfasser der „Charakteristik der Typen des Sprachbaues" hat natürlich dem philosophischen Ergründer der „Verschiedenheit des Sprachbaues und ihres Einflusses auf die geistige Entwickelung des menschlichen Geschlechts" seine Hauptaufmerksamkeit gewidmet, doch geht damit auch eine eingehende Betrachtung der Wirksamkeit des Staatsmanns Hand in Hand. Begegnen sich ja doch beide hervorragende Bethätigungen Wilhelm von Humboldt's in einem Punkte, der sonst eben Philologen und Politikern nicht nahe zu liegen pflegt: in dem der idealsten Auffassung der menschlichen Gesellschaft und des Staates! „Humboldt hielt die Wirksamkeit des Staatsmanns nicht für die höchste; er hielt sie, wie jede andere Thätigkeit, als etwas dem geistigen Schauen und Bilden Untergeordnetes, wie Plato und Aristoteles thaten." Darum suchte und wußte er auch seine Wirksamkeit als Minister des öffentlichen Unterrichts in Preußen hauptsächlich in dem Sinne zu verwerthen, daß er ihm den zuerst von Cousin in Umlauf gebrachten Namen des „Staates der Intelligenz" und der Schulen erwarb. Mit Recht wendet Steinthal auf Wilhelm v. Humboldt das eigene schöne Wort desselben an: „Der wahrhaft große, wahrhaft intellektuell und moralisch ausgebildete Mann wirkt schon dadurch allein mehr, als alle Anderen, daß ein solcher Mann einmal unter den Menschen ist, oder gewesen ist."

— **„Deutsches Sprachbuch für Volksschullehrer und Seminaristen".****) Daß im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts, im Staate Friedrichs des Großen, in der Stadt Berlin ein solches Buch zum Gebrauche für Volksschullehrer und Seminaristen publizirt werden konnte, wird der künftige Literaturgeschichtsschreiber nur aus den Widersprüchen und Anomalieen erklären können, die seit dem Tode des großen Königs — mit geringen Unterbrechungen — auf den besonders von ihm mit Liebe gehegten Gebieten des Volksunterrichts in Preußen herrschen. „Berlin," sagt ein Artikel über die literarische Wiedergeburt Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert, in der Revue des cours littéraires***), „Berlin war im Jahre 1775 das Hauptquartier der Schule Lessings geworden. Von hier aus verbreiteten sich die Ideen Friedrichs über Geistes-, Unterrichts- und Glaubens-Freiheit in ganz Deutschland, und hier wurde der Grundstein zu dem mächtigen Gebäude der nationalen Wissenschaft, Literatur und Volksbildung gelegt, welches jetzt die Bewunderung der ganzen Welt erregt." — Die allgemeine Volksbildung in Preußen, sagen dieselben französischen Blätter, war es hauptsächlich, und nicht das Zündnadelgewehr, was im Jahre 1866 den preußischen Waffen so glänzende Siege davon tragen half. Und nun erscheint im Jahre 1867 in Preußen ein Buch, wie das des Herrn F. J. Günther, für Volksschullehrer und Seminaristen bestimmt!! In diesem Buche ist das, was das Volk und seine Lehrer über die deutsche Sprache, d. h. von ihrer Grammatik, ihren Fremdwörtern, ihrer Synonymik, Rhetorik, Poetik und Literaturgeschichte, sowie endlich von dem sprachlichen Unterricht in der Volksschule, nach dem Systeme des Herrn Günther, zu wissen nöthig haben, in sieben Abschnitten zusammengestellt. Wie das System des Herrn Günther beschaffen ist,

*) Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1867.

**) Von Dr. F. J. Günther (erstem Lehrer am königl. evangelischen Schullehrer-Seminar in Barby). Berlin, A. Stubenrauch, 1867. (244 S.)

***) No. 32. 6 Juillet 1867.

wird man am Besten aus seinen literargeschichtlichen Urtheilen ersehen, welche gleichzeitig von der „Vossischen“ und von der „Schlesischen Zeitung“, diesen Organen des gebildeten Bürgerthums von Berlin und Breslau, citirt werden und denen wir Nachstehendes entlehnen:

„Hier (in dem Buche) heißt es u. A. von dem gefährlichen Wieland: „„Er ahmte in seiner Jugend Klopstock nach, kam aber dann in üble Gesellschaft, verlor seinen Christenglauben, diente der Lüsternheit und zeigte in seinem Oberon, wessen er bei besserem Gemüth und strengerem Fleiß fähig gewesen wäre.““ Bedeutend schärfer noch kommt, wegen seiner kritischen Feldzüge und seines „religiös-boshaften Tendenzstückes Nathan der Weise“ der arme Lessing fort; „„er hat (heißt es von ihm) dem Christenthum in den Herzen seiner Zeitgenossen die Lebenswurzeln zerschnitten; er hat für Vernunftreligion, d. h. (!) gegen die Reformation Luther's gekämpft.““ Als „entschiedener Gegner des christlichen Glaubens“ wird der gute dorfpastorhafte J. H. Voß gleichfalls verdonnert. Von Göthe heißt es: daß sein Werther „die von Rousseau aufgebrachte Empörung gegen die sittlichen Gesetze der christlichen Familie auf deutschen Boden verpflanzte“. „Er schrieb das „schwerverständliche Drama Faust“, verirrte sich zu dem Romane „Die Wahlverwandtschaften“ und „fühlte sich durch den deutschen Freiheitsdrang genirt“. Ueber Schiller vernehmen wie u. A. Folgendes: „Er hatte erkannt, daß der Staat das göttliche Bollwerk gegen die Sünde der Menschen sei, und versinnlichte diese Idee in der dramatischen Trilogie Wallenstein.“ Nach weiteren Analysen Schiller'scher Dramen sagt Günther: „Aus der tiefsten Versunkenheit des Unglaubens und der Revolution durch sittliche Arbeit an sich selbst der Wahrheit unablässig zustrebend, ist er, obgleich von der vollen Erkenntniß des christlichen Heiles fern bleibend, doch der Erneuerer und Fortsetzer der sittlichen und zum Theil auch politischen Reformation geworden“ u. s. w. — In derartigen kurzen Prozessen werden, zum Heile der fündigen Lehrerwelt, sämmtliche literarische Größen von unserem seminaristischen Großinquisitor abgethan und dabei, wie sich von selbst versteht, die kriechende, frommbleiche Impotenz und Nullität mit ihrem verwelkten Lilienstengel auf den Culturthron gesetzt. Es ist in der That schaudererregend, wie ein — irgendwo promovirter und zweifelsohne im Staatsexamen glänzend bestandener — Docent, der, nach seiner Angabe, 30 Jahre an Gymnasien und anderen Schulen gewirkt und durch alle Klassen den deutschen Unterricht ertheilt hat, mit solcher Dreistigkeit ein literarisches Produkt zu Tage fördern kann, das billigerweise nur noch in dem dunkeln Winkel irgend einer Jesuiten-Spelunke aufzutreiben sein sollte.“

in Urtheile sind so ~~übel~~ nicht!

— **„Ergänzungen eines Glaubensbekenntnisses,“ von Friedrich Bloemer.***) Herr Obertribunalsrath Dr. Bloemer in Berlin, welcher von den Heißspornen der „katholischen Fraktion“, oder richtiger der „ultramontanen Partei“, so viele Anfeindungen hat erdulden müssen, hat sich, als guter Preuße und rechtschaffener Katholik, veranlaßt gesehen, zu seinem Glaubensbekenntnisse, wie es seine Gegner darstellen, eine Reihe historisch-politischer Glossen hinzuzufügen und diese in Gestalt einer Broschüre herauszugeben. Jeder unparteiische Leser beider christlichen Haupt-Konfessionen wird mit uns der Ansicht sein, daß Herr Bloemer aus den öffentlichen Erklärungen der berühmtesten Katholiken unserer Zeit heraus eine vernichtende Kritik des Ultramontanismus geübt hat. Die innige Uebereinstimmung wahrer Religiosität mit der gewissenhaften Treue des Staatsbürgers und der Unterwürfigkeit unter das Staatsgesetz hat er gründlich bewiesen und seinen rheinischen Mitbürgern die Liebe der preußischen Könige für die monumentalen Werke des katholischen Rheinlands, vor Allem Friedrich Wilhelms IV. Rede bei Grundsteinlegung der Fortführung des Kölner Dombaues (4. September 1842) lebhaft in's Gedächtniß gerufen. Möge die Stimme des wackeren Mannes in der katholischen Welt nicht nutzlos verhallen! T. v. B.

*) Berlin, Karl Duncker's Verlag. 80 S. gr. 8.

— **Lebende Bilder aus dem modernen Paris.***) Diese anregenden, vielseitigen Feuilletons der „Kölnischen Blätter“, deren erste Auflage in Buchform wir zur Zeit im „Magazin“ angezeigt und empfohlen haben, sind jetzt in zweiter Auflage erschienen. Man wird sie, trotz der vielen gleichzeitigen, neueren Publicationen über die französische Hauptstadt und trotzdem, daß diese Bilder der Pariser Gesellschaft, des kirchlichen, des sozialen und des politischen Lebens der Franzosen bereits aus den Jahren 1859—1862 datiren, auch heute noch mit unverminderter Theilnahme lesen.

*) Zweite Auflage. Köln, J. P. Bachem, 1867.

Literarischer Sprechsaal.

Von Friedrich Kapp, unserem um die Literatur der Deutschen in den Vereinigten Staaten bereits sehr verdienten Landsmanne, haben wir nächstens ein neues, kulturhistorisches Werk zu erwarten, das, wie seine früheren Arbeiten, gewiß dazu beitragen wird, das ethische Band, welches die gemeinsame geistige Nahrung und Bildung für die ausgewanderten Deutschen jenseits des Atlantischen Meeres bildet, noch mehr zu befestigen und ebenso diesseits das Interesse für die fernen Nachkommen unserer Landsleute rege zu erhalten. Es ist eine „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika“, die uns von Friedrich Kapp angekündigt und von welcher der erste Band demnächst im Verlage von Quandt und Händel in Leipzig erscheinen wird. Dieser Band schildert die ersten deutschen Massen-Auswanderungen, deren Hauptursachen im vorigen Jahrhundert die deutsche Kleinstaaterei und das Mißregiment der Duodezfürsten waren; er macht uns mit den alten Niederlassungen der Pfälzer und der Schwaben am oberen Hudson und am Mohawk bekannt und zeichnet endlich mit der dem Verfasser eigenthümlichen graphischen Geschicklichkeit Einige der deutschen Pilgrim-fathers, wie Peter Minnewitt aus Wesel, Jacob Leisler aus Frankfurt a. M., den deutschen Buchdrucker Zenger, General Herckheimer und Johann Jacob Astor, mit welchem Letzteren bereits der Uebergang zur Geschichte der Selbständigkeit der Vereinigten Staaten eintritt. Wir sehen dem Erscheinen des Werkes mit Begierde entgegen und werden zur Zeit nicht unterlassen, unsere Leser damit näher bekannt zu machen.

Die großen, aller Gerechtigkeit und Moral hohnsprechenden Mißbräuche, welche sich seit einigen Jahren die Verwaltung der Stadt New-York hat zu Schulden kommen lassen, die totale Verschiedenheit der Interessen dieser mächtigen Stadt und der mit ihr zu einem Staate verbundenen Landschaften und kleineren Städte haben in neuester Zeit den Gedanken einer Theilung

des Staates in zwei verschiedene kleine Republiken: Newyork-Stadt und Newyork-Landschaft, aufkommen lassen — ganz in ähnlicher Weise, wie vor einigen Jahrzehnden der Kanton Basel getheilt wurde. Zur Landschaft würden namentlich die Inseln Manhattan, Long-Island und Staaten-Island gehören. Die sehr gut redigirte „Newyorker (deutsche) Handels-Zeitung" äußert sich darüber in nachstehender Weise:

„Es herrscht zwischen Stadt und Land ein Antagonismus, der sich nach und nach zur Feindschaft gestaltet. Der Landbevölkerung, welche im Staate die Majorität bildet, ist nicht zuzumuthen, daß sie sich auf den hohen volkswirthschaftlichen Standpunkt erhebe, von welchem aus die Angelegenheiten der Metropole einer Welt beurtheilt werden müssen; aber eben deshalb ist sie auch nicht fähig, dieselbe zu regieren. Die politische, wie die soziale Färbung ist entschieden eine andere. Man versteht einander nicht und fühlt sich nicht zu einander hingezogen. Das platte Land sucht seinen Stolz darin, die stolze Stadt zu maßregeln. Wo eine solche Grundverschiedenheit vorhanden ist, kann es nicht fehlen, daß ein Theil vom andern unterdrückt wird und die Kluft sich immer mehr erweitert. Was nicht zusammenpaßt, muß sich eben von einander trennen. Die Stadt New-York und ihre Umgebung sind so reich und mächtig, daß dieser Staat mindestens desselben Ansehens genießen und über dieselben Ressourcen gebieten würde, wie der jetzige Staat New-York, während das, was nach der Trennung von diesem übrig bliebe, immer noch bedeutende Städte genug haben würde, um nicht ein Seitenstück zum Kanton Baselland zu werden. Allerdings aber müßte, wenn das Arrangement zu Stande kommen und segensreich wirken sollte, in New-York mancherlei anders werden. Die Intelligenz, das Eigenthum, kurz die soliden und aufgeklärten Elemente der Bevölkerung müßten sich nicht, wie bis jetzt, bei den Wahlen passiv verhalten, sondern durch ihren Einfluß dieselben beherrschen und dadurch die irische Pöbelherrschaft brechen, welche den Grund oder Vorwand zu den Uebergriffen des Staates abgegeben hat. Nimmt man sich diese Besserung nicht erst vor, so wird nichts auf der Welt New-York zu helfen vermögen; aber es ist zu hoffen und zu glauben, daß schon der Druck der Nothwendigkeit die Reform zu Wege bringen würde."

Herr Louis Veuillot, der bekannte Redacteur des Pariser ultramontanen Organs L'Univers, der sich jetzt in Rom befindet, schreibt über das „ökumenische Concil", das der Papst bei Gelegenheit der Jubelfeier des Apostels Petrus einzuberufen denkt: „Kardinal Bonald hat gesagt, daß die Revolution, die mit Proklamirung der Menschenrechte begonnen, mit Proklamirung der Rechte Gottes endigen werde; es wäre kühn und fast unsinnig, zu sagen, daß die Revolution ihrem Ende nahe sei, aber an dem Tage, an welchem das Concil zusammentritt, wird man sagen können, daß die Contrerevolution beginnt." — Die „Rechte Gottes" sollen, wie französische Blätter hinzufügen, in siebzehn Thesen proklamirt werden, von denen die erste das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes sein wird.

Bei Gelegenheit einer Besprechung der auf der Pariser Ausstellung befindlichen Erzeugnisse der Typographie sagt das Journal des Débats: „Wir freuen uns, konstatiren zu können, daß die Deutschen in der typographischen Ausstattung von Büchern der Wissenschaft, der Philosophie, der Literatur und besonders von Handbüchern seit einem halben Jahrhundert außerordentliche Fortschritte gemacht haben. In dieser Hinsicht verdienen die Arbeiten der Herren Vieweg, Brockhaus, Braumüller, Gerold und Cotta eine besondere Erwähnung.*) Die Buchdruckerei von Giesecke und Devrient in Leipzig hat ihren sehr berechtigten Ruf zu behaupten gewußt. Diese geschickten Typographen haben durch den Facsimile-Druck des Codex Bibliorum Sinaiticus von Neuem bewiesen, daß es für sie keine unübersteiglichen Schwierigkeiten giebt. Die kaiserliche Hof- und Staats-Buchdruckerei in Wien erklärt, daß die traurigen Zeitverhältnisse ihr nicht verstattet haben, den Erwartungen zu entsprechen, die man von ihren Leistungen hegen durfte."

In der letzten Sitzung der geographischen Gesellschaft zu Berlin, am 15. Juni, berichtet der als Gast anwesende Graf Krockow auf Wickerode über seine im Herbst 1864 in Ost-Afrika ausgeführte Reise. Von Dresden aus ging dieselbe über Triest und Alexandria nach Kairo, dann mit der Eisenbahn nach Suez, und hierauf zu Schiffe nach Djidda und Suakin. Von hier aus richtete sich die Reise, welche nun auf Kameelen bewerkstelligt wurde, nach Cassala, einer Stadt von 10,000 Einwohnern mit einer türkischen Besatzung von 2—3000 Mann. Die weiteren Ausflüge wurden theils in der Richtung auf Massaua, theils nach dem Setit und Atbara, theils 8—10 Tagereisen weit durch endlose Gras-Steppen nach Matamma unternommen. Der zuletzt durchreiste Landstrich ist ein Hügelland, aber nur selten mit Buschwerk bewachsen. Der Rückweg wurde wieder über Kassala und Suakin genommen. Ein spezieller Reisebericht des Grafen Krockow wird nächstens im Buchhandel erscheinen. — Der Präsident der geographischen Gesellschaft, Herr Dove, aus Paris zurückgekehrt, berichtete über den kartographischen Theil der dortigen Ausstellung, welchen er als sehr bedeutend bezeichnet. Außer den Karten und Reliefs weist die Ausstellung, mit Berücksichtigung der Ethnographie, auch lebensgroße körperliche Darstellungen der verschiedenen Nationalitäten auf. Der Vortragende musterte die hervorragendsten Erzeugnisse der verschiedenen Nationen auf diesem Gebiete und macht u. A. auf ein Relief des Kanals von Suez in sehr großem Maßstabe, auf die vortrefflichen Reliefs von Bardin, die sich im Dépôt de la Guerre befinden, auf die glänzend ausgestatteten und doch äußerst wohlfeilen Karten der französischen Marine, auf die interessanten Farbendrucke (Karten in drei Farben, ohne Anwendung von Photographie) der holländischen und auf die ausgezeichneten Karten der österreichischen Ausstellung aufmerksam; als das vorzüglichste Meisterwerk bezeichnet er aber des Generals Dufour Karte der Schweiz. Diesen reihen sich auf würdige Weise Dechen's geognostische Karte von Rheinland und Westfalen an. Vorgelegt wurde die geognostische Karte von Rußland von Helmersen (die erste vollständige), die geognostische Karte von Norwegen von Kjerulf und Tellef Dahl und viele andere. Nicht minder reich war die daselbst zur Ansicht gebotene neueste geographische Literatur, von welcher der Vortragende das Wichtigste hervorhob, resp. zur Ansicht vorlegte. Der in London herausgekommene Katalog der ganzen Ausstellung in vier Sprachen (englisch, französisch, italiänisch und deutsch) wurde als ein trefflicher Führer empfohlen.

---

*) Wir wundern uns, hier nicht auch die Namen v. Decker und J. J. Weber zu finden. D. R.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — Berlin, den 27. Juli 1867. — [Nº 30.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Luise, Königin von Preußen.

Ihr Leben, Leiden und Sterben

dem Volke erzählt von (472)

Friedrich Adami.

8. geh. 20 Sgr. — in engl. Einband 1 Thlr.

„Das Leben einer großen patriotischen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre sein, besonders wenn es wie dieses — aus den besten Quellen geschöpft — so reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifenden Momenten ist. Wir können dies Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Wortes nur bestens empfehlen, da es die weiteste Verbreitung verdient."

Bernhardy's Wegweiser durch die deutsche Volksschriften-Literatur.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Demnächst erscheint in unserm Verlage:

Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates

von **F. Voigt,**

Professor an der Königl. Realschule und Mitglied des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg zu Berlin.

Zweite verbesserte Auflage.

In zwei Theilen. 8.

Preis des Bandes von ca. 20 Bogen 1 Thlr.

Das Schulblatt für die Provinz Brandenburg hat die erste Auflage wie folgt beurtheilt:

„Der durch seine geographischen Arbeiten rühmlichst bekannte Professor F. Voigt hat nunmehr auch ein Geschichtsbuch folgen lassen, das sich durch gewissenhafte Benutzung des vorhandenen Materials, sowie durch knappe, kernige und namentlich unpretentiöse Darstellung in gleichem Maße auszeichnet. Ueberall fühlt man, daß es dem Verfasser um die Sache und nicht um seine Person zu thun gewesen ist: die Wahrheit über die Eitelkeit!" (473)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Undine. Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Miniatur-Ausgabe (13. Auflage). 1864. Mit Titelbild, gezeichnet von Ludwig Richter, gestochen von Edr. Hoffmeister. In englischem Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Volks-Ausgabe (14. Auflage). 1865. Eleg. geb. 10 Sgr. In englischem Einband 15 Sgr.

Pracht-Ausgabe (12. Auflage). 1860. Mit 70 Holzschnitten. kart. 1 Thlr. 10 Sgr. reich gebunden 1 Thlr. 20 Sgr.

Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig, und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (474)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen: (475)

Kinder- und Hausmärchen

gesammelt durch

die Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe. (11. Aufl.) Velin-Ausgabe. Mit sieben Bildern in Holzschnitt. 1864. In engl. Einband. Preis: 1 Thlr.

„**Unstreitig unter allen Märchenbüchern das schönste.**"

Bernhardi's Wegweiser durch die deutschen Volks- und Jugendschriften.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Reise- und Bade-Lectüre.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten und in allen wohl versehenen Leihbibliotheken zu finden: (476)

Karl August Heigel, Novellen.

1866. Velinpapier. 8. 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt: Ihr Vater. — Der Schatten. — Das ewige Licht. — Herr von Floe.

Durch ihre Originalität und poetische Darstellung zeichnen sich diese Erzählungen vor den meisten deutschen Novellen aus.

Geschichten einer Gasse.

Novellen von **Leopold Kompert.**

Zwei Bände. 1865. 8. geh. 3 Thlr.

Inhalt:

I. Die Jahreszeit. — Die Seelenfängerin. — Gottes Annehmerin. — Die Augen der Mutter. — II. Christian und Lea. — Die beiden Schwerter. — Der Karfunkel.

Die neue Sündfluth.

Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert von **Julius Rodenberg.**

Vier Bände. Velinpapier. 8. 1865. 5 Thlr.

„Rodenberg hat allerdings in dem Chaos der französischen Revolution einen unerschöpflichen Reichthum von Handlung und Entwicklung gefunden und ihn reichlich benutzt, aber das Beste und Genialste ist doch seine Erfindung, sein Werk." Mag. f. Lit. d. Ausl.

Drei Treppen hoch.

Bilderbuch eines alten Junggesellen von **Arnold Wellmer.**

1865. 16. eleg. geh. 15 Sgr.

„Humoristische Schilderungen des Kleinlebens, halb im Tone Jean Paul's, bald in dem von Dickens. Einzelnes ist sehr gefällig und anschaulich. — Ein stilles, beschauliches Wesen spricht aus Allem."

Nationalzeitung.

Rückblicke

auf meine theatralische Laufbahn und meine Erlebnisse auf und außer der Bühne von **Franz Wallner.**

1864. In illustr. Umschlag. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Bilder aus der Fremde

für die Heimath gezeichnet von **Lothar Bucher.**

2 Bände. 8. geh. 1863. Erm. Preis 2 Thlr.

Inhalt.

Erster Band: Unterwegs. — Zweiter Band: Die Londoner Industrie-Ausstellung von 1862.

Dieses geistreich geschriebene Werk wird besonders allen Besuchern der internationalen Ausstellung von Paris von großem Interesse sein, namentlich der zweite Theil desselben, der über die vertretenen Industrieen anziehende Berichte liefert.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin

Durch alle Buchhandlungen sind zu erhalten:

Ungarische Märchen und Sagen. Aus der Erdelyischen Sammlung übersetzt von G. Stier. Velinpapier. gr. 16. geh. 17½ Sgr. Ermäßigter Preis: 8 Sgr. (477)

Dainos. Littauische Volkslieder, übersetzt von G. H. F. Nesselmann. 16. kart. mit Goldschn. 1 Thlr. Ermäßigter Preis: 10 Sgr.

Littauische Volkslieder, gesammelt, kritisch bearbeitet und metrisch übersetzt von G. H. F. Nesselmann. 1853. Lex. 8. geh. 3 Thlr. 10 Sgr. Ermäßigter Preis: 1 Thlr. 20 Sgr.

Rhangawis (Alexandros Rhilos), Die Hochzeit des Kutrulis, ein aristophanisches Lustspiel. Aus dem Neugriechischen übersetzt von Dr. D. H. Sanders. 16. 15 Sgr. Erm. Preis: 10 Sgr.

Die vorstehenden Bücher finden sich in dem durch alle Buchhandlungen zu erhaltenden

Verzeichniß von älteren und neueren Büchern zu bedeutend ermäßigten Preisen.

Dasselbe enthält in 9 Rubriken mehr als 350 zum Theil werthvolle Schriften, deren Erwerbung durch die bedeutend ermäßigten Preise Bücherliebhabern erleichtert wird.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

Worte des Herzens

von **J. C. Lavater.**

Für Freunde der Liebe und des Glaubens.

Herausgegeben von

C. W. Hufeland. (478)

Zwanzigste Auflage.

Mit einer Biographie Lavater's von A. Krummacher, L.'s Bildniß in Stahlstich, und Titel in Farbendruck; in engl. Einband mit Goldschnitt. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Außer dieser eleganten Ausgabe sind noch zwei andere, einfacher, aber gleichfalls geschmackvoll ausgestattete Ausgaben in kleinerem Format vorhanden, eine Miniaturausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt zum Preise von 20 Sgr. und eine Ausgabe in gr. 16. mit Lavater's Bildniß, Widmungsblatt und Schriftbild, in englischem Einbande mit Goldschnitt zu 1 Thlr.

Die Grenzboten. (479)

Nr. 30. Die projectirte Tabaksteuer. — Die Petrussagen. 2. Simon der Magier. — Vier Briefe eines Süddeutschen an den Verfasser der „Vier Fragen eines Ostpreußen." Dritter Brief. — Die englische Auslegung des Londoner Vertrages vom 11. Mai d. J. — Die Czechen und der Panslavismus. — Neuere Reiseliteratur.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (480)

Nr. 29. H. Göll, Die Bestattung der Todten bei den Römern. — B. Seemann, Schilderungen aus Nicaragua. — Californien im Jahre 1867. — Naturleben unter den Südsee-Insulanern. — Rev. H. K. Hines, Besteigung des Berges Hood im Oregon. — Verschiedenes.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Neue Enthüllungen über Friedrich von Gentz.*)

Ein Menschenalter ist abgelaufen, seitdem der Protokollführer des Wiener Kongresses vom Schauplatz der Weltereignisse abtrat. Obgleich diese Persönlichkeit, nämlich der kaiserl. königl. Hofrath Friedrich von Gentz, nie ganz auf der sittlichen Höhe seiner Zeit gestanden, haben sein Leben, seine Schicksale, seine politischen Einsichten, Gesinnungen und Stimmungen bis heute die regste Theilnahme bewahrt, und wie im Frühling 1861 das Erscheinen der Tagebücher des Mannes, welche aus dem unerschöpflichen Nachlasse Varnhagen's von Ense herausgegeben wurden, mit dem lebhaftesten Beifall begrüßt ward, so darf eine diesjährige Publikation aus dem eigenen Nachlasse Friedrichs von Gentz der entgegenkommenden Aufmerksamkeit eines weiten Kreises denkender Leser gewiß sein. Die Briefe kleineren Aufsätze und Aufzeichnungen, die wir hier empfangen, lassen uns tiefe Blicke in die Politik der Restaurations-Epoche thun und bereichern unsere Kenntniß von der damaligen Zeit und von der Bedeutung des Schriftsteller-Staatsmanns in hervorragender Weise.

Gentz wird binnen Kurzem kein unentwirrbares Räthsel mehr sein. Die schöne Sammlung von Schlesier: „Schriften von Friedrich von Gentz", Mannheim 1840 (5 Bände gr. 8.), hat schon den Grundstein zu einer ausgiebigen Beurtheilung seines Wesens gelegt; der berühmte Publicist des süddeutschen Altliberalismus, Robert von Mohl, ist im 2. Bande seiner „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften" auf der von Schlesier geöffneten Bahn erfolgreich vorwärts geschritten, und auch das Buch von Schmidt-Weißenfels „Friedrich Gentz, eine Biographie" (Prag 1859, Kober und Markgraf, 2 Bde. kl. 8.), obgleich es auf streng historische Forschung keinen Anspruch erhebt, hat einzelne Seiten des viel bestrittenen Charakters in helleres Licht treten lassen. Gentz hat immerdar Freunde besessen; aus den Reihen des Liberalismus und der Demokratie sind Vertheidiger seiner Achtbarkeit hervorgegangen und haben ihn vor dem Schicksal geschirmt, in den Augen der Nachwelt bloß als ein geistvoller Taugenichts, als ein ehrgeiziger Schwelger und gewissenloser Liebediener der Gewalthaber dazustehen. Wir brauchen kaum zu versichern, daß der ungenannte conservative Herausgeber der gegenwärtigen Sammlung, in welchem wir wohl einen hochgestellten österreichischen Staatsmann vermuthen dürfen, ebenfalls zu Gentzen's Freunden gehört und die beste Ehrenrettung desselben, die leibhaftige Darstellung seiner hohen geistigen Bedeutsamkeit der nächste Zweck des neuen Unternehmens gewesen. So günstig wir auch von der Objectivität des Herausgebers denken, so klar ist durch die Vorrede und durch das derselben beigegebene Fragment „Aus einem Tagebuch, November 1834" der Gentz vortheilhafte Standpunkt der Publikation bezeichnet. Es ist zwar gerade im heutigen Stadium österreichischer Entwickelung die Ehrenrettung des Hrn. Friedrich von Gentz schwieriger denn je. Die tiefere Einsicht eines Staatsmannes muß doch am Ende bezweifelt werden, wenn der Verlauf der politischen Katastrophen ihn vollkommen Lügen straft. Daß Friedrich Gentz die lediglich diplomatisirende und temporisirende Politik Metternich's, welche Oesterreich für Jahrzehnde den gleißenden Schein fest begründeter Machtstellung verschaffte, mit allen Mitteln seiner außerordentlichen Begabung unterstützt hat, muß jeden unbefangenen Beobachter stutzig machen und ihm folgende Alternative stellen:

Entweder ist Gentz von seinen Parteigenossen überschätzt worden, oder, falls sein Genie den beherrschenden Gipfel der Staatskunst erreicht hat, er ist lässig gewesen in seinem Dienst, er hat widerwillig gedient, er ist den Interessen des österreichischen Kaiserstaates im Herzen ein Fremder geblieben, wie er ja von Geburt und Erziehung wie durch früheren Staatsdienst ein Preuße war; es hat es nicht der Mühe werth gehalten, für die Rettung Oesterreichs aus dem Schiffbruch seiner Vergangenheit seine beste Kraft in die Schanze zu schlagen! Wir unsererseits würden uns zu der zweiten Alternative neigen, wenn wir überhaupt an die Aufrichtigkeit des Gentzischen Conservatismus glauben könnten. Gentz war ein großes Talent, aber kein sittlicher Geist, und dieser fressende Schade stumpft auch den Scharfsinn ab. Ein Mensch, der da wähnt, die göttliche Weltvernunft lasse ihre rächende Hand mit diplomatischen Kunstgriffen ablenken, ein Staatsmann, der in die auswärtigen Angelegenheiten das Schwungrad der Entscheidungen aller innerlichen Uebel der Staaten versetzt, entbehrt der höchsten Conception des politischen Genius; er kann eine Reactions-Epoche hinhalten, er wird nie eine schöpferische That entfalten, sein Wirken wird niemals der treibende Sporn wahrhaft gedeihlicher Fortschritte sein.

Die vorliegende Sammlung, welche das Endurtheil über Gentz vorzubereiten bestimmt ist, liefert schon jetzt vortreffliches Material für dasselbe. Wir sind sogar überzeugt, daß weder die zweite Abtheilung, deren Inhalt ein „rein historisches Werk" sein wird, und zwar Gentzens Briefwechsel mit den Hospodaren der Moldau und Walachei aus den Jahren 1813 bis 1828, noch die dritte Abtheilung, welche die politische Correspondenz mit verschiedenen andern Staatsmännern bringen soll, an eigentlicher Charakteristik der Persönlichkeit unseres Helden so viel Beiträge darbietet, als der vorliegende erste Band. Aber freilich er beweist keineswegs, was nach dem Standpunkte des Herausgebers zu beweisen wünschenswerth wäre. Er beweist im Gegentheil in grellen, markigen Zügen, was wir oben behauptet haben, und was die Aufrichtigkeit des größten Publicisten Oesterreichs in Zweifel stellen wird.

Friedrich Gentz ist kein Adam Müller gewesen; er war ein positiver Geist, ein Mann, der in der wirklichen Welt zu leben wußte, mit den Factoren der Wirklichkeit rechnete und den Systemen nur da geopfert hat, wo es praktisch und ersprießlich schien. In seiner Jugend ein Bewunderer der französischen Revolution und erst durch die Ausschreitungen des Jakobinismus abgekühlt, wandte er sich später mit um so größerem Eifer dem Studium der englischen Staatsordnung zu. Er war und blieb lange, vielleicht bis tief in seine conservative Periode hinein, warmer Verehrer der parlamentarischen Regierungsform Englands. Allein theoretische Einsichten und praktische Ziele waren ihm zweierlei. Er, dessen Lebenswürdigung, wie seine Selbstbekenntnisse darlegen, ein wahrer Hohn auf das Legitimitätsprincip war, näherte sich am Anfang dieses Jahrhunderts den Bourbons und erlangte von Ludwig XVIII., der damals zu Warschau bescheiden thronte (in partibus infidelium), die Naturalisation als Franzose. Ein liebenswürdiger Brief des hochgebildeten Königs, von dem feinen Takte des Herausgebers an die Spitze seiner Sammlung gestellt, ist unterm 30. Mai 1804 auf Veranlassung des Gentzischen Naturalisationsgesuches geschrieben worden und deutet auf die Verbindungen hin, welche

*) Aus dem Nachlasse Friedrichs von Gentz. Erster Band: Briefe, kleinere Aufsätze und Aufzeichnungen. Wien, Verlag von Carl Gerold's Sohn, 1867. Ein Band von XII. und 301 S. gr. 8.

Gentz mit Ludwigs Ministern in partibus, dem Marquis de Bonnay und dessen Bruder und zeitweiligem Stellvertreter, dem Bischof von Nancy, gepflegen hatte. Es sagte Gentz zu, eine Art königlicher Vollmacht zur Vertheidigung der Legitimität zu besitzen und eine Angriffswaffe mehr im Kampfe gegen den „fränkischen Usurpator". Inzwischen konnten de Bonnay und sein Bruder, so wenig als Gentz, für Legitimisten vom reinsten Wasser gehalten werden. Marquis de Bonnay insbesondere, der seine Laufbahn in der adeligen Leibwache des Königs begonnen, war ein Patriot von 1789 gewesen, hatte als Präsident der constituirenden Nationalversammlung zuerst den Schwur auf dem Marsfelde geleistet, seiner Adelstitel sich lange gar nicht bedient, mit jakobinischem Anflug sich Debonnet geschrieben und soll, tief eingeweiht in die Staatsverhältnisse Polens, dem Ursprunge der polnischen Verfassung vom 3. Mai 1791 nicht gerade fern gestanden haben. Es waltet eine eigenthümliche Ironie über dem Legitimitäts-Eifer unseres Gentz, wenn wir seinen Bestallungsbrief als Schildknappen des ancien régime von den Händen eines Legitimisten vom Schlage de Bonnay's ausgefertigt sehen.

Der zweite Brief der neuen Sammlung knüpft an dieselben Beziehungen an, indem unterm 7. April 1813 der Herzog von Blacas d'Aulps, Ludwigs Minister in partibus auf englischem Boden, aus Hartwell in Buckinghamshire den k. k. Hofrath um seine Fürsprache zu Gunsten der Bourbons bittet und ihn dabei an eine von Gentz 1805 nach Warschau gesandte Denkschrift über die Vorbedingungen eines Sieges über den „Usurpator" erinnert. Nicht sein Legitimitäts-Eifer oder überhaupt sein Conservatismus, sondern der brennende Haß gegen die imperatorische Willkür des Bändigers der Revolution hat Gentz den Vertretern des alten Europa's in die Arme geführt. Und die Wurzel dieses Hasses war Napoleon's Vernichtung jeder Spur von politischer Freiheit. Gentzens Hinneigung zu dem von den Bourbon's verkörperten Princip war und blieb lauwarm. Dem Bittschreiben des Herzogs von Blacas hat er auf der Rückseite die Glosse hinzugefügt: A l'époque de cette lettre nous étions encore tous bien loin de songer au rétablissement des Bourbons. Natürlich, denn Napoleon I. war der Schwiegersohn des Kaisers von Oesterreich. — — —

Einen Haupttheil der vorliegenden Sammlung bilden die vierzig Briefe an Hofrath Pilat. Sie sind gewissermaßen auch Selbstbekenntnisse des Briefstellers. Obgleich Pilat im Vergleich zu Gentz eine untergeordnete Persönlichkeit genannt werden muß, hat er doch so viel politische Fassungskraft besessen, um der Vertraulichkeit des literarischen Staatsmannes gewürdigt zu werden. Von Leuten, denen man hier und da ihre Fehler rückhaltlos vorwirft, denkt man im Ganzen oft recht ehrenvoll, und so setzt Gentz den Briefwechsel mit einem Manne, der die Taktlosigkeit hatte, über die Gemahlin Eugen's von Italien geringschätzig zu schreiben, und die chronische Albernheit, einen Gentz zum alleinseligmachenden Katholicismus bekehren zu wollen, fast zwanzig Jahre ungestört fort. Gentz pflegte, wie alle lebhaften Charaktere, sich im vertraulichen Ideen-Austausch etwas gehen zu lassen: das macht diese Briefe desto interessanter, sie sind keineswegs im Style der Hofkanzlei abgefaßt. Der ungenirte Mund unseres Gentz plauderte gern; er gestattet Herrn von Pilat Einblicke in sein Gemüthsleben, was nicht immer staatsmännisch ist; er läßt sehen, wie sein vielbeschäftigtes Herz für erhabene Naturscenen Sinn hatte und bis in's hohe Alter bewahrte; er zeigt sein gerütteltes Maß von Eitelkeit, wenn er schreibt, daß Kaiser Alexander von Rußland 1818 in Aachen nicht ohne ihn habe leben können und eine Art von Telegraphie zwischen ihnen stattgefunden hätte; er sagt sogar, was einem Staatsmann auch nicht passiren sollte, kolossale Dummheiten, die bei ihm oft nur Reflexe der Dummheiten Anderer sind. Unter diese letzteren darf man allenfalls seine übertrieben hohe Meinung von Graf Joseph de Maistre (S. 65) und dessen Buch „Du Pape" rechnen, wie seine Concordats-Verehrung, einen Rest von Adam Müller'schem Restaurations-Enthusiasmus. Sicherlich aber gehört, zumal vom Standpunkte eines österreichischen Staatsmannes, in die Kategorie kolossaler Dummheiten, wenn er aus den Conferenzen des Laibacher Congresses heraus (unterm 15. März 1821) an Pilat die freudige Aussicht berichtet, daß 95,000 Russen in Italien Ordnung schaffen würden! „Drei piemontesische Revolutionen wiegen diese Thatsache nicht auf; auch wird sie Europa in allen Gebeinen erschüttern." (Und Oesterreich, fügen wir hinzu, zum Prügelknaben der Reaction stempeln.) Mit stoischem Gleichmuth fährt er fort: „Zeter und Mord wird von Lissabon bis Stockholm darüber geschrieen werden, am Meisten vielleicht in Wien, wo es heißen wird: le remède est pire que le mal. Gutgesinnte und Verräther werden Chorus machen; das ist mir alles bekannt, afficirt mich aber nicht im mindesten. Dahin mußte es kommen; die moralischen Waffen sind vor der Hand ganz ohnmächtig. In geharnischten Gliedern, aufmarschirt in Massen, mit Kanonen an einer Seite und Brandraketen und Volontärs auf der andern (— wollt ihr dem Geiste zu Leibe gehen?? —), müssen endlich die beiden Systeme auf Leben und Tod kämpfen, und wer stehen bleibt, dem gehört die Welt. Das hat Kaiser Alexander vollständig begriffen und wir mit ihm. In dieser Einen Frage stecken übrigens alle anderen Fragen; siegen wir, so siegen alle guten Sachen mit uns; werden wir (finaliter) geschlagen, so mag Gott nach tausend Jahren eine neue Welt schaffen; mit der alten ist es dann aus. Da einmal Ruhe nicht möglich, selbst Frist, etwa auf unsere Lebensdauer, nicht mehr gegönnt war, so bin ich froh, daß die Sache früher, als ich geglaubt hätte, zu dieser Hauptkrisis gediehen ist." — Er schließt aber den Absatz mit dem Geständniß: „Ich hätte sie anders geführt; aber ich denke, Gott und die, denen er sie anvertraute, werden sie besser geführt haben."

Ein sonderbarer Trost für einen activen Staatsmann! Also die Politik Gentz lautete eigentlich anders, als die Politik Metternich. So war es in Laibach, so war es das Jahr vorher auf dem Congreß zu Troppau gewesen. Sein Instinkt sagte Gentz, daß Oesterreichs Reactions-Herrlichkeit von Rußland bereits überholt sei. Man hatte Oesterreichs Stellung in Deutschland discreditirt, Preußen bei Seite geschoben und dem Zaaren in die Hände gearbeitet. Der Urheber und Verfertiger der Carlsbader Beschlüsse, Er, der verkündet hatte, die Verheißung der Preßfreiheit in der deutschen Bundes-Acte bedeute die Censur (!!), dieser vom Weihrauch der Gewaltigen umnebelte Staatsmann hatte nicht mehr den politischen Muth, sich und Anderen einzugestehen, noch viel weniger, dagegen anzukämpfen, daß die Niederdrückung des deutschen Nationalgeistes das Vaterland dem Auslande preisgab! Er zog sich hinter seine Löwenhaut zurück und sein cynischer Gleichmuth spottete sogar über den Gang einer Verwickelung, die er selbst so frevelhaft heraufbeschworen. Unterm 13. November 1820 schreibt er an Pilat die denkwürdigen Worte: „Das französische Cabinet geht etwas besser, und Preußen vortrefflich. Aber, wie ich Ihnen längst gesagt habe, nur Rußland und Oesterreich sind noch Mächte. Mir wären auch beide ge-

nung (— o des Thoren! —); sie müßten aber thun wollen, was ich wünsche, und wovon ich, wie einst Lord Mansfield im Parlamente, sage: das verschließe ich in meine Brust, und es soll mit mir zu Grabe gehen.

„Persönlich hat mich kein Congreß noch so wenig angegriffen, als dieser, ob ich gleich sehr viel zu thun habe und alles durch meine Hände geht. Der Fürst hat mich noch zu keiner Zeit mit unbedingterem Vertrauen behandelt; ich kenne seine verborgensten Gedanken. Er aber ist verantwortlich, nicht ich. Mein System kömmt nicht zur Sprache und kann auch nicht zur Sprache kommen. Alles Andere sehe ich mit einer gewissen Gelassenheit an und war daher nie besser im Stande, das pro und contra jeder Frage mit unbefangenem Geiste und ruhigem Gemüthe zu prüfen. Die ganze große Scene wird, so zu sagen, vor und neben mir gespielt. Ich interessire mich für kein Resultat lebhaft, zittere aber auch vor keinem. Ich meine etwas Anderes; was auf den hier betretenen Wegen geschieht oder nicht geschieht, achte ich nur in so ferne als es das Schicksal der Monarchie (die aber in keinem Falle zu Grunde gehen wird) doch immer berührt; meinem innern Gange bleibt es fremd. Man kann in keiner besseren Stimmung sein, um eine untergeordnete Rolle in so großen Geschäften zu spielen."

Welch' edele Offenherzigkeit! Die Leser erinnern sich vielleicht noch der Auszüge, welche wir im Sommer 1861 („Magazin" Nr. 26 vom 26. Juni jenes Jahres, Band 59, S. 302, 303) aus den Tagebüchern des Herrn Friedrich von Gentz gegeben haben. Da finden wir die diplomatische Sprache der vertraulichen Briefe an Herrn von Pilat in etwas derberes Medium übersetzt. Da klagt Gentz Angesichts des Wiener Congresses über „die Mittelmäßigkeit und Albernheit fast aller handelnden Personen", da dient ihm „die vertraute Bekanntschaft mit dieser erbärmlichen Entwickelung und allen diesen armseligen Wesen, welche die Welt regieren", lediglich zu seiner „Belustigung", da sagt Gentz: „Ich erfreue mich an diesem Schauspiel gerade so, als wenn man es allein zu meinem Privatvergnügen gäbe", da hat Anfang 1815 Herr Friedrich Gentz „ewig auf die eiteln Hoffnungen verzichtet, mit denen sich die Enthusiasten schmeicheln." Diese Sprache ist allerdings deutlicher, als die des Briefwechsels. Aber Friedrich Gentz soll trotz alledem und alledem ein aufrichtiger Conservativer gewesen sein! Croira qui voudra. Liest man in der neuen Sammlung die Reihe von Briefen, welche Gentz für schweres Geld zur politischen Belehrung des Barons Salomon von Rothschild und nebenbei zur Kenntnißnahme der französischen Julregierung geschrieben hat, so sieht man kurz vor Gentzens Tode die Streiflichter seines innerlichen Liberalismus immer häufiger hervorblitzen; man liest Sympathie für das im Verzweiflungskampf begriffene Polen; man liest Sympathie für die parlamentarische Monarchie Ludwig Philipp's, ja für das constitutionelle System überhaupt, für den gemäßigten Fortschritt ohne gewaltsame Reactionen! Der mephystophelische Anstifter der Carlsbader Beschlüsse hat die Menschen glücklich zu täuschen verstanden. Er hatte seine Seele verkauft, sein besseres Selbst drangegeben an Personen und Sachen, die es im Herzen verachten mußte; er hat keinen ehrlichen Kampf gekämpft, und darum ist er nicht würdig befunden von Gottes Vorsehung, ein Förderer der heiligsten Interessen der Menschheit, ein Werkzeug der Größe, der Ehre und der sittlichen Macht seines Vaterlandes, ein Vorkämpfer Deutschlands zu sein!

Trauttwein von Belle.

wie immer.

Frankreich.

Die neuere Physik, zugleich Gottes- und Naturwissenschaft.

„La physique moderne", heißt ein kürzlich in Frankreich erschienenes Werk von E. Saigey, worin das neueste große Ergebniß der wissenschaftlichen Beobachtung: die Einheit aller Erscheinungen in der Natur, darzulegen versucht wird.*) Es ist namentlich die Entdeckung des mechanischen Aequivalents der Wärme, welche zu der Aufstellung der Hypothese des Einheits-Gesetzes in der organischen, wie in der anorganischen Natur geführt hat. Der Verfasser legt mit großer Umsicht den heutigen Standpunkt dieser Hypothese dar, ebenso die zahlreichen Bestätigungen, die sie bereits gefunden, sowie die Lücken, die sie noch darbietet und die innere Wahrscheinlichkeit, die sie besitzt, um einerseits zu neuen Forschungen aufzumuntern, andererseits die vorhandenen wissenschaftlichen Theorieen zu systematisiren und endlich den Schlußstein des Ganzen zu finden. Dieser Schlußstein kann und wird nichts Anderes sein, als der Grundstein, von dem die Wissenschaft, bewußt oder unbewußt, ausgegangen, nämlich die Einheit der Gottes-Idee.

Die Wissenschaft ist jetzt dahin gelangt, Alles, was man bisher für verschiedenartige Naturkräfte gehalten: Licht, Wärme, Electricität, Schwere, als eine einzige Kraft, als bloße Aeußerungen der Bewegung, anzuerkennen. Physik, Chemie und selbst das, was wir Biologie (Lebenskraft-Lehre) nennen, sind nichts Anderes, als Lehren verschiedenartig angewandter Mechanik. Mannigfaltige Elemente einer einzigen Grundart, sämmtlich mit Bewegung ausgestattet, bilden, je nach ihrer Mischung und Vorwiegendheit, kleine Massen, welche, verschieden gruppirt, selbst wieder neue Zusammensetzungen und Schwerpunkte liefern.

In dem vorliegenden Buche wird dargethan, wie diese Idee, die eine bloße Reproduction der schon dem Alterthume bekannten Atomen-Lehre scheint, an Präcision, Solidität und Fruchtbarkeit gewinnt, wenn man sie zur Erklärung der verschiedenen, von der neueren Naturwissenschaft aufgestellten Gesetze einzelner Erscheinungen anwendet; ferner wie viele Theorieen diese Idee zu einer einzigen verbindet, mit welcher Vorsicht und Umsicht sie angewandt wird, welchen Beweisen sie unterliegt, durch wie mannigfaltige, scharfsinnige und nach den verschiedensten Richtungen hin angestellte Experimente sie geprüft wird und durch welche Indicien endlich sie auf Gebiete hinüber geleitet wird, von denen sie bisher ausgeschlossen schien. Aus alledem wird vielleicht auch dem Laien begreiflich, daß in neuester Zeit so viele ausgezeichnete Physiker und Chemiker sich der Hoffnung und Erwartung hingeben, es werde noch vor Ablauf unseres Jahrhunderts eine große Entdeckung, eine größere Entdeckung noch als die Newton'sche, gemacht werden, nämlich die Entdeckung des Einheitsgesetzes der Molekular-Physik, wodurch die inneren, die geistigen Bewegungen der Materie erklärt werden und zugleich, vermöge der Identität dieses Gesetzes mit demjenigen, welches das Weltall beherrscht, der Urgrund aller Kräfte, die Einheit der Gottes-Idee, nachgewiesen wird.

*) La physique moderne, essai sur l'unité des phénomènes naturels, par M. E. Saigey. Paris, Germer-Baillière, 1867.

England.

Die Kosmogonie und eine Inschrift vom Sarkophage Ramesses' II.

Die Wunder der Kosmogonie völlig zu enthüllen mußte nicht nur den Menschen des grauen Alterthums unmöglich erscheinen, sondern sie spotten auch heute noch trotz der ungeheuren Fortschritte, welche auf allen Gebieten des Wissens vor sich gegangen sind, der eigentlichen Ergründung, und aus dem geistigen Dunkel, das uns noch immer umgiebt, dringen nur wenige Lichtstrahlen zu uns, die zu der Gesammtheit des Universums in keinem Verhältnisse stehen. Wie ist dies auch anders möglich? Lähmen nicht die engen Fesseln, mit denen uns der Körper gefangen hält, wie durch das physische Gesetz der Schwere gar bald wieder jeden fröhlichen Aufschwung? Aber wir gehören nichtsdestoweniger durchaus nicht zu den Pessimisten, die in jedem Schritte, den die Menschheit zur Erforschung der Naturgeheimnisse wagt, nur ein ohnmächtiges und nutzloses Mühen sehen, den von der Gottheit über die Weltendinge dicht gezogenen Schleier zu lüften. Nein! wir wissen recht wohl, daß dem Menschengeschlecht die heilige Mission obliegt, unbekümmert um veraltete Systeme, immer neue Ideale aufzustellen, um endlich kraft der in dasselbe gesenkten Vernunft jene rechte innere Genugthuung zu erreichen, welche allein es beglücken kann, denn die leidige Lehre der Fatalisten führt zu gar unerquicklichen Konsequenzen, obwohl ihr die Macht des Einschläferns und Einlullens in althergebrachte liebgewonnene Ideen-Associationen nicht abzusprechen ist. Begrüßen wir darum freudig jedes neue Körnchen, das in das weite Saatfeld der Wissenschaft niederfällt, um hier in volle Halme zu schießen; was thut es hierbei, wenn das Körnchen auch aus einer alten Pflanze stammt, die bereits in den Ocean verwelkter Existenzen niedergesunken ist? Ist nicht der ganze Lebensprozeß ein stetes Geborenwerden, Erzeugen und Sterben? Oder mit andern Worten: was thut es, wenn neue Ideen aus altem Stamme entsprießen, auf alten Anschauungen basiren, wenn sie nur frisch und geläutert sind, nicht durch Vorurtheile beengt werden und den überwundenen Standpunkt nicht durchschimmern lassen? Ist nicht auch der ganze Gedankenprozeß ein stetes Aufleben, Erzeugen und Enden, nur mit dem Unterschiede, daß hier die weiterzeugende Idee an der Zeugung selbst zu Grunde geht, während im Menschenleben das Erzeugen nur ein großer Moment auf der weiten Bahn des Lebens ist, der mit nichten den Tod der Neugeburt bedingt.

Ein Problem, welches den menschlichen Geist vollauf beschäftigt, seitdem das Chaos der Schöpfung sich zu separaten, systematisch sich entwickelnden Elementen herausformte, war die Substanz und die Gestalt der großen blauen Decke, welche allüberall über den Häuptern der Menschen sich hinzieht, — des Himmels. Was die Bibel, das älteste und ehrwürdigste literarische Denkmal, in kurzen Worten über die Erschaffung des Weltalls, namentlich des Himmels und der Erde, sowie über die Trennung von Tag und Nacht, von oberen und unteren Gewässern berichtet, stellt sich auch heute noch den Denkern und Forschern aller civilisirten Nationen als ein Räthsel entgegen, das bislang vergebens seiner Lösung harrt und noch immer dankbaren und ergiebigen Stoff zum Grübeln bietet. Man mag nun auf dem Standpunkte der strengen Orthodoxie stehen, welche den Pentateuch als das vieltausendjährige obligatorische Glaubensbuch der Menschheit und besonders des Judenthums betrachtet, oder auf dem der pietätvollen Forschung, welche gern dieses Buch zum Ausgangspunkte ihrer Lehren nimmt und dasselbe bei allem eigenen Wissensdrange möglichst schonen möchte, oder endlich auf dem des schroffen Nihilismus, der nur sein liebes Ich anerkennt und überkommene Ansichten, welche unzähligen Generationen genügt hatten, für Nichts achtet oder gar hochmüthig bespöttelt — Keiner von Allen dürfte vermessen genug sein, seine willkürliche Hypothese als die allein wahrheitsgemäße in den Vordergrund zu drängen; überall finden sich noch Lücken und Mängel.

Vor Kurzem (14. März d. J.) hatte die Londoner syrisch-ägyptische Gesellschaft Gelegenheit, aus dem Munde des bekannten Gelehrten Bonomi eine Abhandlung „über die Uebereinstimmung der mosaischen und der ägyptischen Kosmogonie“ zu hören, welche, dem „Athenäum“ zufolge, mit der Bemerkung begann, daß, welches auch immer die nunmehr im Vatikan rücksichtlich des Kopernikanischen Systems zugelassene Meinung sein möge, die Wahrheit der heiligen Schrift durch die Entdeckung der Bewegungen der Erde nicht im Geringsten angetastet werde, und zwar aus dem triftigen (?) Grunde, daß die Bibel nicht geschrieben worden, um die Menschen in der Astronomie zu unterrichten. Hierauf legte Redner ein Diagramm vor, welches von einem auf dem Alabaster-Sarkophag im Museum Sir John Soane's befindlichen copirt war, — einem Sarkophag, welcher der Sarg des Vaters jenes Pharao gewesen sei, unter dem die Hebräer aus Aegypten gezogen, nämlich Ramses' II. Bonomi gab die Erklärung ab, daß, wenn man verlangte, man solle jene merkwürdige Angabe in der Genesis hinsichtlich der Stellung des Firmaments, nämlich „in der Mitte der Gewässer“ oder jene in den Psalmen in Betreff der Erde als auf die Meere gegründet und auf den Fluthen errichtet, in ein Gemälde bringen, oder mit andern Worten durch Vermittelung des Auges dem Geiste darstellen — so würde es unmöglich sein dies auf befriedigendere Weise zu thun, als es durch den alten Erfinder des Diagramms geschehen sei. Dann zeigte er, wie der alte Schreiber in demselben Diagramm den Begriff der Festigkeit des Himmels, wie sie in einer Stelle des Buches Hiob dargestellt sei, wo sie mit einem „geschmolzenen Spiegelglas“ verglichen wird, dargestellt habe. In dem gleichen Sinn wie dieser haben auch jene siebzig gelehrten Männer, welche die hebräischen Schriften in's Griechische übersetzten, das Wort „Rakia“ verstanden, das wie mit dem lateinischen Worte „Firmament“ wiedergeben.

Soweit der Bericht über den Sarkophag, gegen den wir im Allgemeinen Nichts einzuwenden haben; wir legen den Hauptaccent auch nicht auf das Zugeständniß Bonomi's, daß durch die Entdeckungen der Bewegungen der Erde die biblische Wahrheit nicht im Geringsten angetastet werde, denn diesen Punkt führt derselbe einfach darauf zurück, daß die Bibel nicht geschrieben worden, um die Menschen in der Astronomie zu unterrichten. Diese Motivirung erscheint uns höchst sonderbar und läßt es uns unbegreiflich scheinen, wie Bonomi hiernach den betreffenden Bericht der Bibel überhaupt noch als Factor im Streite der Gelehrten reproduciren kann. Aber höchst interessant und bedeutungsvoll erscheint uns der obenerwähnte Hinweis auf den Parallelismus in der hebräischen und ägyptischen Kosmogonie, nachdem andererseits Brugsch bereits früher in seinen Bildern „Aus dem Orient“ ein nicht hoch genug anzuschlagendes Factum konstatirt hat, welches die Richtigkeit der mosaischen Erzählung von der Knechtschaft der Kinder Israels im Mizraiten-

lande auf Grund ägyptischer Pergamente erhärtet hat — ein denkwürdiges Seitenstück hierzu, welches unseren Blick von Neuem auf die große Pharaonenzeit zurücklenkt, auf jenen Ramesses (Mi Amn Ra-MS SU), der die berühmten Bauten von Karnak und Luxor, die Felsentempel in Ibsamdul und in Beit-ualli und den Kanal zum Rothen Meere errichtete, sowie die Schutzmauern im Norden vollendete, der endlich die Israeliten härter zu bedrücken anfing, aber trotz aller Gewaltmaßregeln die Geburt Moses' nicht hat verhindern können, der zu der erhabenen Mission bestimmt war, seine gepeinigten Brüder aus den Banden des Frohndienstes zu befreien, — welche Erinnerungen, nicht jüdische, nein, weltgeschichtliche, deren man sich nicht erwehren kann, so oft aus dem Nebel ägyptischer Vergangenheit ein neuer Lichtstrahl hervorbricht.

Während aus Brugsch's Betrachtungen die Historik zu Gunsten der Bibel ihren Nutzen ziehen mag, wird jene kosmogonische Inschrift der Kulturhistorik gute Dienste leisten, und so werfen sich Aegypten und Palästina gegenseitig leuchtende Reflexe zu und stellt sich die Naturphilosophie der Hebräer immer klarer und eindringlicher dar. Und mehr als jede andere verdient es diese, allseitig verstanden zu werden, so einfach ist sie trotz ihrer Vielseitigkeit in der Darstellung, und zugleich so glanzvoll und so instruktiv. Es ist wahr, ein eigentlicher Naturkultus war bei den alten Hebräern nicht vorhanden und wäre auch unstatthaft gewesen; hier repräsentirte keine Rhea die Erde, kein Neptun das Meer, kein Vulkan das Feuer, nicht Apoll die Sonne, nicht Ceres das Getraide, — hier erschienen alle Ursachen und Wirkungen in der Natur nur als Ausfluß jener Centralkraft, welche alle Kräfte des Universums in sich vereinigte. Daraus erklärt sich auch die hebräische Bezeichnung Gottes mit dem Ausdruck „Elohim", welcher den Plural der Kraft bezeichnet. Der Monotheismus war es, im Gegensatze zu der vielgestaltigen ägyptischen und anderen heidnischen Religionen, der alle Anschauungen und die ganze Grundidee des alten Mosaismus durchdrang. Darum gehe man nur immer von dem Irrthum ab, als ob das entzückende schöne Gewand, in das sich die Natur kleidet, wenn wiederum der Frühling seinen Einzug in's Land hält, oder die Fülle der irdischen Gaben und Genüsse, welche des Sommers wärmende Sonne dem Menschen hervorbringt, als ob die ganze Großartigkeit des Universums spurlos an den Gemüthern dieses Volkes vorübergehen konnte, ohne dieselben ob der Pracht zu begeistern. Die Lyrik der Hebräer ist reich und glänzend und durch das stete Zurückgehen auf den gewaltigen Mittelpunkt des ganzen Kosmos desto intensiver und feierlicher. Himmel und Erde und ihr ganzes Heer fließen in Eins zusammen, in den ewigen Mittel- und Brennpunkt von Urbeginn her. Dieser Geist durchweht auch die feurigen Dichtungen der Könige David und Salomo, sowie des Dulders Hiob in seiner unvergleichlichen Sprache.

Schön behandelt der große Naturphilosoph unserer Tage, Alexander v. Humboldt, im zweiten Bande seines „Kosmos" dieses Thema, weshalb wir uns auf dieses kurze Resumé beschränken. Vielleicht werden wir ein anderesmal, die Erlaubniß der Redaction vorausgesetzt, einen der interessantesten Gegenstände antiker und moderner Naturbetrachtung, den Himmel, in seinen verschiedenen Auffassungen und Benennungen bei den alten Völkern eingehend behandeln, sowohl in seiner Bedeutung als atmosphärische Hülle, wie als das Elysium der Frommen. Bekanntlich spielt der Himmel mit seiner glanzvollen, undurchdringlichen Wölbung in der Religionsphilosophie aller Völker eine höchst wichtige Rolle und greift tief in das Geistes- und Gemüthsleben der Erdenbewohner ein, versüßt ihnen die letzte Stunde hier auf Erden, wenn sie mit dem Todeskampfe die Kämpfe des Lebens besiegeln.

A. Philipp.

Zur Geschichte der Agrikultur und der Preise in England im Jahrhundert der großen Pest.*)

Die plötzliche Verminderung der Bevölkerungszahl, die Steigerung der Löhne, die Wegwendung der Arbeitskräfte von der Landarbeit zu den besserlohnenden Thätigkeiten der städtischen Industrien und Gewerbe waren selbstverständlich von tiefgehendem Einfluß in allen Richtungen des Lebens, zunächst und am Einschneidendsten auf Werth und Verwerthung des ländlichen Grundbesitzes. Natürlich, daß der glückliche Strike der Arbeiter zunächst schwer auf die Herren drückte, daß ihre Renten sich bedeutend reducirten und daß auch der bleibende Rest nur sehr schwer einzutreiben war. Kein Zweifel auch, daß die der stärkeren Bevölkerungszahl entsprechende Art der Ackerwirthschaft nicht mehr den früheren Produktionswerth erzielen konnte, daß der Werth der Güter gewaltig im Preise sinken mußte. Verminderung und Vertheuerung der Arbeitskräfte, geringerer Bedarf an Getraide ꝛc. mußten naturgemäß zu einem veränderten Wirthschaftssystem hinführen, und mit der freien Selbstbestimmung der Arbeiter war selbstverständlich die Freiheit der Verfügung der Landeigenthümer über ihren Grund und Boden verbunden. Sie gingen von der Ackerwirthschaft zur Viehzucht über — weil Wolle zu züchten lohnender war, als Korn bauen — so lebhaft und so allgemein, daß bald die Hörigen, welche träge auf dem Boden eingewurzelt geblieben waren, zu Gunsten der Schafe vertrieben wurden und daß unmittelbar nach den Kriegen der beiden Rosen Parlamentsbeschlüsse nöthig waren, welche das ackerfähige Land in Weideland überzuführen verboten. Denn an der Stelle zahlreicher Pächter und Arbeiter saßen nun auf Hunderten von Aeckern der Hirt der großen Heerde und sein Hund; „die Kirchen fielen in Ruinen, sie waren zu keinem andern Gebrauch mehr als zum Schutze des Viehes." Daß die langen inneren Kriege auch ihren Antheil an diesen Zuständen gehabt haben, die ihrerseits die Vermehrung der Verbrechen und die öffentliche Unsicherheit veranlaßten, ist wohl gewiß. Was die Folgen betrifft, so ist es das Charakteristische, was den Vorgang in England von dem Analogen in anderen Ländern unterscheidet, daß der befreite Arbeiterstand nicht zum Erwerb von Landeigenthum kam, daß er vielmehr in eine so zu sagen vom Boden losgelöste Arbeiterklasse überging.

Für das Verständniß und die vollständigere Feststellung aller dieser großen ökonomischen und sozialen Vorgänge muß ein Werk, wie das unten genannte, von der größten Wichtigkeit sein. Aber sein Werth ist damit nicht erschöpft; wenn seine Quellen umfassend genug sind und wenn es an der Verläßlichkeit und Sorgfalt ihrer Benutzung nicht fehlt, so muß die Ausbeute für die Kulturgeschichte der Zeit außerordentlich sein, alle Gebiete des Lebens und der Sitte müssen durch volles Licht oder doch durch Streiflichter erhellt werden. Darum muß ich von einem eingehenden Referat absehen und darf es vielleicht um so eher nach dem, was ich im Vorhergehenden**) mitgetheilt

*) A History of Agriculture and Prices in England from 1259—1793. By James E. Thorold Rogers. Vol. I, II. 1259—1400.

**) Siehe „Magazin" Nr. 17 und 18.

habe; ich beschränke ich mich auf eine übersichtliche Darlegung seines Zweckes und der Natur seiner Quellen, sowie seiner Gliederung und komme nur in wenig Einzelnheiten auf Resultate zurück, die es begründet.

Man kennt das große Werk von Th. Tooke und W. Newmarch „A History of Prices" (deutsch von W. Asher „Die Geschichte und Bestimmung der Preise während der Jahre 1793 bis 1857. 2 Bde. 1862); das vorliegende Werk unternimmt, für den langen Zeitraum von 1259 bis 1793 zu geben, was das frühere der kurzen, aber inhaltreichen Periode von 1793 bis 1857 geleistet hat; jedoch liegen für jetzt nur die zwei ersten Bände vor, welche die Zeit von 1259 bis 1400 umfassen, und die nächste für den Fall der günstigen Aufnahme derselben versprochene Fortsetzung würde das Werk bis zum Jahre 1582 weiter führen. Von den vorliegenden Bänden enthält der zweite ausschließlich die aus den Quellen gezogenen Tafeln der Preise, indeß der erste die Erläuterungen und das nöthige Raisonnement giebt. Hier werden (in 44 Bogen) nach einer Einleitung in 28 Kapiteln nach einander behandelt: Agrikultur im Mittelalter; Produktion im 13. und 14. Jahrhundert; soziale Unterschiede und allgemeine Vertheilung des Reichthums; Gesellschafts- und Haus-Oekonomie; Justiz und Gerichtshöfe im Mittelalter; Wege und Handelsverkehr; fremdländischer Handel und Handelsstraßen; Taxen und Steuern; Gewichte und Maaße; Münzen; Durchschnitte der Preise; Preis des Getraides; Futter und Heu; Preis der Arbeit; des Viehstandes; der Wolle; der Farm-Produkte; der im Ackerbau verwendeten Materialien; der Baumaterialien; der Geräthe und Werkzeuge; der Faserfabrikate und der Kleidung; der Metalle; der Fische; ausländischer Produkte; diverser Artikel; des Fuhrwerks; Reinerträgnisse des Ackerbaus vor und nach der Pest; die Kaufkraft der Arbeitslöhne.

Der zweite Band giebt auf 42 Bogen die Preistabellen in analoger Ordnung, jedoch mit viel mehr Eingehen in das Detail; es findet sich eine solche für Schwäne, eine für Käse, Butter, Eier, für Hanf und Flachs, für Lichter, für Wachs und Oel, für Honig, für Salz, für Mühlsteine, für Eisen und Stahl, für Pflugschaaren, für Hufeisen und Nägel, für Glas, für Austern und Muscheln 2c.

Die Quellen dieser über Vermuthen umfassenden Angaben sind besonders aus vier Sammlungen geflossen; am reichsten, vielmehr am zusammenhängendsten, aus den Archiven des Merton-College in Oxford, dann aus denen des Queen's-College und des New-College daselbst und den Sammlungen des Public Record Office. Sonst haben einige gedruckte und ein Paar handschriftliche Quellen untergeordnete Ausbeute geliefert. Daß sich in den Archiven von Merton-College die Wirthschafts-Rechnungen vom Jahre 1259 ab zusammenhängend fanden, hat die Entscheidung für den Anfangstermin der ganzen Untersuchung gegeben — es ist das Jahr nach dem Parlament von Oxford, welches den großen Freiheitsbrief erwarb; jene Nachweise beginnen mit den Akten des Bailif's von Stillington in Durham, aber über alle die reichen Besitzungen dieser Körperschaft in Warwick, Kent, Northumberland, Cambridgeshire, Leicestershire, Surrey, Oxfordshire 2c. sind reichliche Ausweise in den Archiven aufbewahrt, ohne daß jedoch eine von allen Reihen vollständig wäre. Das Merton-College ward schon von Heinrich III. (1216—1272) reich dotirt, mit dessen langer verhältnißmäßig friedlicher Regierung überhaupt die landwirthschaftliche Buchführung ihren Anfang genommen zu haben scheint.

Eine im Queens-College gefundene Reihe bezieht sich auf Southampton. New-College hat nur für den letzten Zeitabschnitt der vorliegenden Periode Aufschlüsse geliefert, denn die vorzüglich geordneten Archive reichen doch mit nur einer Ausnahme nicht über Richard's II. Regierung zurück; Esser wird dadurch den vorberührten Lokalitäten hinzugefügt. Die größte Zahl der untersuchten Akten — über 5000 Dokumente im Ganzen — befindet sich im Record Office; sie geben für die älteste und mittlere Periode Nachricht über die Ländereien der Isabella de Fortibus, des Roger Bigod Graf von Norfolk, des Grafen von Clare und die von Hungerford und March; für die mittlere und spätere von den Abteien von Ballie und Ramsey, den Besitzungen der Templer und der Priorei Borley, besonders aber von Wolrichston. Unter Allen sind weit überwiegend die jährlichen Akten der Bailifs oder Amtmänner; dazu kommen einige Kleiderkammer-Rechnungen 2c.

Die zusammenhängenden Ausweise des Merton-College's sind sehr mannigfaltig. Der Rektor gab eine Jahresrechnung, welche Kleidungsstücke betrifft, der Prorektor eine Uebersicht des Ertrags der verschiedenen Besitzungen, die drei Geschäftsführer oder Rentmeister ihre Ausgaben-Berichte über ihre Jahresdrittel; Kaplane sandten ihre Rechnungen, welche Baulichkeiten und Reparaturen beaufsichtigten; Rechnungen finden sich von Ausgaben, gemacht für die Erziehung armer Verwandter von Mitgliedern des Colleges; von denen, die bei den Inspectionsreisen der Beamten desselben erwuchsen 2c. Zahlreiche Ergebnisse für den gesammten Kulturzustand der Zeit, für die Vertheilung des Besitzes, selbst für die Politik mußten bei der Durchforschung von etwa 8000 derartigen geretteten Dokumenten abfallen. Großes Interesse verdient schon der Umstand, daß alle diese Rechnungen und Berichte ohne Ausnahme lateinisch — allerdings in ziemlich barbarischem Latein — geschrieben sind; gewiß ein schlagender Beweis für die große Verbreitung der lateinischen Sprache im Mittelalter. Sie sind auf Pergament geschrieben, Papier war bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts nicht verwendet; ein Buch aus der Zeit von 1307—1327 im Record Office mit Rechnungen über Steuern in Bordeaux gezahlt, zeigt ein dickes (baumwollen?) Papier und im europäischen Süden ist dasselbe ja wohl früher angewendet worden als im Norden; das älteste englische Beispiel von Leinenpapier ist aber ein kleines Stück von roher Arbeit mit Aufzählung der Gewürze der Speisekammer von Merton-College im Jahre 1337. Bald nachher wird das Papier besser und allgemeiner, das Pergament verliert an Güte und verschwindet.

Ein anderes Beispiel von Interesse ist der Nachweis für das Auftreten des Schorf als einer neuen Krankheit der Schafe gegen das Ende des 13. Jahrhunderts. Der Autor berichtet uns, daß einige Bemerkungen über die Wichtigkeit solcher Untersuchungen auf dem statistischen Kongreß von 1860 ihn zuerst in der Bodleyanischen Bibliothek zu Oxford zur Nachforschung veranlaßt haben, wo er wenig für das 14., mehr für's 16. Jahrhundert vorfand, und daß erst die Untersuchung der Archivräume von Merton ihm die Möglichkeit zeigte, bis in das 13. Jahrhundert aufzusteigen und ein genügendes Bild der Preisverhältnisse zu gewinnen; nur sind Cornwall, Lancashire und Westmoreland, sehr dünn bevölkerte Distrikte damals, in Bezug auf die Getraidepreise nicht vertreten; Norfolk und Oxfordshire in Allem am reichsten.

Der Autor fürchtet, auf ein geringes Interesse der Zeitgenossen für die Früchte seiner mühsamen Arbeit zu stoßen. Ich theile seine Befürchtung nicht; mag die Zahl der Leser gering sein, es kann nicht fehlen, daß Geschichtsforscher wie National-Oekonomen mit Eifer die von ihm gegebenen Daten durch-

forschen, um sie für ihre Gebiete nach Möglichkeit nutzbar zu machen; jene werden nicht bezweifeln, daß ökonomische Ursachen die Entwickelung der Gesellschaft mehr beeinflußt haben, als Gesetze und Constitutionen, mehr auch als die Staatsactionen, die eher Wirkungen von jenen als bewegende Ursachen sind; diese werden vielleicht glauben, daß die Gesetze, welche die Preise regieren, leichter in den mittelalterlichen Berichten erkennbar seien als in denen aus dem unendlich complicirten ökonomischen Leben der Gegenwart. Es ist begreiflich, daß Cobden, so lange er lebte, der eifrigste Förderer des Werkes war; es ist aber auch ein Vorzeichen der ernsten Würdigung, die es überall finden muß.

Eben die Jahre nach 1348 oder der großen Pest ziehen vor Allem die Aufmerksamkeit an in den vorliegenden Bänden, neben ihnen nur noch die der Hungersnoth von 1315–1316 folgenden. Die Auswahl von Beispielen aus den reichen Schätzen des Werkes fiele sehr schwer, ohne eine solche natürliche Richtung des größten Interesses.

Die Arbeitslöhne lassen sich durch die für das Schneiden und Dreschen von Weizen pro Acker und Quarter respective gezahlten Löhne für die landwirthschaftliche Arbeit gut repräsentiren; die Durchschnittslöhne für den Maurer mögen gleichfalls angegeben werden. Die Durchschnittszahlen für die beiden Perioden bis 1350 und von 1351 bis 1400 stellen sich dann so: Für den Schnitt von Weizen pro Acker in jener 116,01 Gran Rein-Silber, in dieser 175,31 Gran; für das Dreschen von Weizen pro Quarter in jener von 49 in den westlichen und 65,45 Gran in den östlichen Grafschaften, und in dieser von 62,87 in jenen bis 85,08 Gran in diesen. Und ganz so erheblich, wie in diesem allgemeinen Durchschnitt erscheint die Differenz in den aufeinanderfolgenden Jahrzehnden 1341—1350 und 1351—1360; denn dem Weizenschnitt entspricht dort der Preis von 126,38, hier aber von 159,84 Gran. In ähnlichem Gegensatz stehen die Maurerlöhne zu 73,19 in der früheren und 116,01 Gran in der späteren Periode und zu 73,19 im Decennium 1341—1350 und 100,55 in dem von 1351—1360. Ein Dutzend Ellen Leinwand kam im Durchschnitt von 1260—1350 auf 4 s 1¼ d, in dem von 1351—1400 auf 8 s 4¼ d zu stehen. In demselben Zeitraum verdoppelte sich der Preis der Heringe und der des Weins; die Preise von Oel und Zucker stiegen um 50 Procent.

Mit diesen gewaltigen Preisveränderungen, welche das große Sterben von 1348 hervorrief, hielt die Preissteigerung des Getraides und der inländischen Farmprodukte im Allgemeinen keineswegs Schritt; die Jahre 1380—1400 zeigen ein Sinken dieser Preise fast bis zu dem vor dem Pestjahre innegehaltenen Stand; 1341—1350 giebt für Weizen 1302,95; 1351—1360 zwar 1705,14 und höher noch das folgende Jahrzehnd; aber der allgemeine Durchschnitt von 1261—1400 giebt 1450,22 in Gran Rein-Silber pro Quarter und die Preisbewegung des Getraides ist natürlich zugleich durch die Fruchtbarkeit der Jahre entscheidend mitbedingt. Der höchste Preis von Weizen in der ganzen Periode fällt mit 1944,91 auf das Jahrzehnd 1311—1320 entsprechend den Hungerjahren 1315, 1316; und der Durchschnitt für 1301—1350 ist 1566,24, während er für das folgende halbe Säculum auf 1518,75 sich stellt.

Daß die Erträgnisse der Landgüter in Folge dessen sehr vermindert wurden, ist natürlich. Mr. Rogers stellt die Uebersicht der Rechnungen von einem Gut des Merton-College für das Jahr 1350–1 gegenüber der für das Jahr 1332—3; bei ungefähr gleichem Kapitalwerth in beiden Jahren ergiebt sich im Jahre 1332 ein Soll von 57£ 13s gegen ein Haben von 27£ 7s und im Jahre 1350 ein Soll von nur 33£ 5s gegen ein Haben von 27£ 5s.

Der Widerstand der Grundbesitzer gegen die Konsequenzen der volkswirthschaftlichen Gesetze war sehr natürlich; die Zahlen sprechen.

Für alle weiteren Details verweise ich auf das Werk selbst, dem ich recht viele Leser wünsche. Auf die Anknüpfung allgemeiner Betrachtungen muß ich in Anbetracht des ohnedies schon großen dieser Besprechung gewidmeten Raumes verzichten, so sehr das Werk dazu einladet. **Willer.**

Nord-Amerika.

Anti-europäische Anschauungen in Amerika.

Oft schon haben wir, und stets vergeblich, versucht, uns die seltsame Gestaltung der amerikanischen Kultur-Verhältnisse zu erklären, bis wir endlich den Schlüssel dazu in einem wohlbekannten Sprüchwort entdeckten: „Wer nach Amerika geht, ist drei Jahre blind.“ — Nicht der Wirbel des heißen Lebens, wo alle Leidenschaften ungedämpft ihre Wirkung üben, nicht die Ueppigkeit des Klima's und des Bodens, nicht das Gemenge der Rassen und Nationen blenden den Ankömmling, sondern das Vorurtheil, der unbewußte Widerstreit zweier entgegengesetzter Lebensprinzipien verwirren seine Erkenntniß.

Es giebt in der neuen wie in der alten Welt allgemeine Anschauungen, Axiome, von denen Niemand spricht, deren sich Keiner bewußt ist, und die doch zu Allem, was geschieht, was gedacht und gesprochen wird, der wichtigste Factor sind; diese allgemeinen Lebensgrundlagen stehen nun in Amerika und Europa einander gegenüber, wie neu und alt, wie Verbrechen und Gesetz, wie Nord- und Südpol. Die Denkweise, in der wir Europäer leben, ist auf einem Boden erwachsen, den Jahrtausende durch Sitte und Gesetz unter uns gebreitet; die Erinnerung des Alten, Herkömmlichen, die wir mit hinüberbringen, der instinctive Trieb, uns als Glied in ein Ganzes einzureihen, ist das, was uns in Amerika blind macht. Wir müssen dort erst fühlen lernen, daß diese Lebensaxiome, die wir hier aus uralten Wurzeln in uns aufgesogen, in Amerika uns weniger nützen, als sie es vielleicht könnten, versetzte uns eine gütige Macht plötzlich auf den Jupiter.

Wir müssen uns nicht allein lossagen von Allem, was uns hier heilig war, wir müssen es verabscheuen lernen. — Nicht Weib und Kind, nicht Freund, nicht König, nicht Gott, noch Gesetz und Sitte, bieten uns dort einen Anhalt. Der einzige Angelpunkt des amerikanischen Kulturlebens ist der Grundsatz, zu verschmähen, ja als lebensgefährlich zu verabscheuen, was in der alten Welt gegolten.

Jene große Umwälzung, von der die französische Revolution nur ein schwaches Wetterleuchten ist, der Unabhängigkeits-Krieg, ätzte mit Bruderblut die schwachen Bande entzwei, welche beide Welten noch zusammenhielten. Jede Erinnerung, selbst des Alten, ward als müßiger Ballast über Bord geworfen, um das neue Schiff flott zu machen, mit ihr auch die reife Frucht unserer abertausendjährigen Geschichte, Religion, Kunst, Sitte und Gesetz.

Darin ist der Grund zu suchen, weshalb man es dort gern sieht, daß der Yankee, den Pfriem im Munde, den Hut auf dem

Kopf, holzschnitzend und speiend in's Zimmer tritt; deshalb fällt es Niemand auf, wenn er an warmen Tagen die Straßen entlang ganze Reihen von Damenfüßchen zu den Fenstern herausstecken sieht. Jener unbewußte Haß gegen das alte Europäische läßt den Amerikaner Mord und Diebstahl ohne Schauder betrachten, läßt ihn auf Ehe und Familienglück als auf Etwas für Schwachköpfe herabblicken, läßt ihn Gott weder als ein Etwas anbeten, noch als ein Nichts verlachen; beides geschieht bei uns in Europa; nein, er verehrt Gott, aber als ein Nichts; — sein Haß endlich gegen das Alte treibt den Amerikaner, die sozialen und religiösen Fragen in einer Weise zu lösen, die uns ungeheuerlich erscheint, eben weil sie uns zum Trotze entstanden ist.

Die ganze teutonische Völkerfamilie, zu der die Amerikaner, als Angloſachsen, gehören, hat einen Trieb zum Uebersinnlichen, dem einst jene großen Götterbilder eines Odin, eines Baldur, einer Iduna und Frigga, dem später die Reformation mit dem Streben, Gott im Geiste anzubeten, dem endlich die Schulen unserer transcendentalen Philosophen entwuchsen. Was Wunder also, wenn der Amerikaner, diesem im Blute vererbten Triebe folgend, sich nach Ersatz sehnte für die verschmähte Religion der alten Welt und auf den Geisterglauben, den Spiritualismus, der gegenwärtig über drei Millionen Bekenner haben soll, verfiel.

Es ist hier die Stelle, zu zeigen, wie auch andere Einflüsse den Bürger der neuen Welt in seinem Streben bekräftigten, sich von den sozialen Verhältnissen unserer alten Welt so weit wie möglich zu entfernen. Der Spiritualismus, der aller Religion schmäht, der an keine Offenbarung glaubt, die Kirche als Kerker des Geistes betrachtet, dagegen eine Unsterblichkeit und persönliches Fortleben der Seele hier auf Erden, die Macht derselben sich physisch zu bethätigen als Grundcodex annimmt, ist wesentlich angebahnt worden durch den Verkehr mit den Indianern. — Der Indianer glaubt an Seelenwanderung und an persönliches Fortleben der Geister; er unterhält sich und berathschlagt mit den Seelen seiner Vorfahren; dabei giebt es für ihn gleichzeitig kein höheres Recht, als das der persönlichen Ehre. Wir sehen hier den Individualismus auf die Spitze getrieben und können uns leicht denken, wie der von Allem isolirte Amerikaner in diesen Lehren Befriedigung fand. Der Spiritualist betet nicht, ohne doch Atheist sein zu wollen; er kann sich nur nicht denken, daß Gott sich um ihn bekümmere. In ganz eigenthümlicher Weise trat das Wesen dieser Sekte, so kühl auf der einen Seite, so fanatisch tief auf der andern, hervor bei ihrem allgemeinen Kongreß im vorigen Jahre. Es war die große Pratt's Hall in Broadstreet, Rhode Island, der Versammlungsort. Der Kongreß war von 18 Staaten zahlreich beschickt worden; Männer und Frauen in ziemlich gleicher Zahl, die Ersteren gegen die sonstige Sitte mit langem Haar, die Letzteren mit kurzgeschorenem, saßen durcheinander mit bleichen Gesichtern und sprühenden Augen.

Es wurde angenommen, daß Engel den Raum durchschwebten und an den Thüren Wache hielten; die Redner sprachen stets nicht allein zu den anwesenden Menschen, sondern auch zu den Geistern. Einer lobte Gott, daß die Erkenntniß endlich gekommen, nur daß die Zeit nicht des Betens und Denkens und der Reue, sondern des Forschens und des Strebens nach Glück und Reichthum da sei; ein Anderer erklärte, es gebe nichts Heiliges, das Wort: „heilig" sei für ihn nicht da; wieder Andere sprachen gegen die Religionen und Kirchen der alten Welt und nannten sie erbärmliche Betrügereien.

Wir sehen in dieser Sekte wesentlich eine Wirkung des Anti-Europäerthums, in eine bestimmte Bahn gelenkt durch das Beispiel der Indianer; die übrigen großen Abzweigungen dieser Strömung finden wir verkörpert in den Mormonen, den Shakers, den Bibel-Kommunisten, den Seherinnen, welche ihrerseits wieder modificirt wurden durch zwei Haupteigenthümlichkeiten der amerikanischen Welt, durch das numerische Mißverhältniß der Geschlechter und durch die Werthlosigkeit des Kapitals gegenüber der Arbeit.

Der Frauenmangel auf dem westlichen Kontinent ist eine bekannte Thatsache; nur dürften wir über den Grad desselben noch im Zweifel sein. Nach dem Census von 1860 kamen auf eine Frau in Kalifornien drei, in Washington vier, in Nevada acht, in Colorado sogar zwanzig Männer. Die natürliche Folge ist, daß die Frauen, viel umworben und hochgeschätzt, mit einem übertriebenen Eigendünkel angefüllt werden und allerhand antieuropäische Sozialtheorieen in sich nähren. Sie bilden Emancipations-, Pantagamie-, Antigamie-Poligamie-Vereine, und die Männer unterstützen sie womöglich in ihren Bestrebungen. Denn diese sind ihrerseits wieder beeinflußt durch kommunistische Grundsätze, welche aus dem Werth der Arbeit entspringen.

So werden wir denn sehen, daß die obengenannten und die andern unzähligen Sekten sich weniger mit religiösen Fragen beschäftigen, als vielmehr sich bemühen, die kommunistischen Ideen und das Geschlechtsverhältniß in irgendwelcher Weise zu verkörpern, aber stets in antieuropäischer.

Der einfachste Weg war, alle Menschen, welchen Geschlechts sie auch seien, gleich zu stellen; alle Rechte gleichmäßig zu vertheilen; die Ehe eine ganz allgemeine sein zu lassen: Kommunismus und Pantagamie. Und diese Lösung bietet uns die Gesellschaft der Bible-Communists.

Der Gründer derselben war ein Advokat, John Humphrey Noyes. Im Jahre 1831 wurde er durch große Agitationen der Shakergesellschaft zuerst auf theologische Fragen gebracht. Er fing an, in Andores diese Wissenschaft zu studiren und ward im nächsten Jahre schon Prediger in New-Haven. Doch nicht lange dauerte es, so erkannte er die Leere seines Glaubens, er hörte auf zu predigen und wurde — Bummler. — Der früher so nüchterne Mann, ein Teatotaler, der im strengsten Cölibat gelebt, fing an zu trinken, trieb sich mit Verbrechern umher, half bei Diebstählen, besuchte schlechte Häuser und gelangte nun zur wahren Erkenntniß. — „Alle Menschen sind gleich; Recht, Gesetz und Kirche sind Werke des Teufels; die Sünde läßt die Seele unbefleckt; eine Verdammniß, eine Hölle giebt es nicht; alle Menschen werden selig"; dies sind seine Hauptsätze, und wir werden überrascht sein durch den schneidenden Widerspruch derselben zu unserem Terrorismus der Kirche, des Rechts, des Ranges, ja sogar des Geschlechts. Noyes will ähnlich wie unsere jetzigen Pädagogen, die Menschheit ausschließlich durch Freiheit und Straflosigkeit zum Guten erziehen; die einzige Beeinflussung, die er gestattet, ist: „Sympathie", bestehend aus den wohlgemeinten Rathschlägen der Aeltesten der verschiedenen Gemeinden, die ein jedes Mitglied sich ertheilen lassen kann, ohne jedoch sich dadurch in irgend einer Weise zu binden.

Das Ganze erscheint uns wie ein Rest des goldenen Zeitalters oder besser wie der Anfang einer neuen Aera, obwohl wir uns bei unseren europäischen Vorurtheilen kaum mit der allgemeinen Verkehrsfreiheit in Bezug auf Heiratsangelegenheiten aussöhnen können.

Eine andere Lösung der Frage wäre Beibehaltung des Kommunismus, aber völliges Aufheben der Geschlechtsunter-

schiede, d. h. so zu thun, als wenn es keine Männer und Frauen, sondern nur Menschen gäbe.

So unorganisch diese Idee scheint, ist sie dennoch durchgeführt worden und zwar durch die Community of Shakers, welche jetzt bei den Amerikanern in hohem Ansehen steht. Die Gründerin ist Muter Anna Lee, eines Schmieds Tochter aus Manchester. Sie war mit ihrer Freundin Jane Wardlaw wegen Lärmmachens auf der Straße in religiöser Extase eingesperrt worden und schiffte sich nach ihrer Befreiung mit zwei Freundinnen und deren männlichen Anhängern nach Amerika ein. Diese fünf Menschen, zu denen sich noch einige Andere fanden, bildeten eine kleine Kolonie in Fleet-Water bei New-York; ihre Grundsätze waren Cölibat und Gemeinsamkeit der Arbeits-Erträge. 1780 wurden sämmtliche Mitglieder abermals eingesperrt, und zwar weil man sie für Spione hielt. Der Unabhängigkeits-Krieg war ausgebrochen und sie hatten sich durch Eifern gegen jedes Blutvergießen verdächtig gemacht.

Hier im Gefängniß wurde Anna Lee in hysterischen Anfällen von der Idee überrascht, sie sei die Braut des Lammes, von der die Offenbarung St. Johannis spricht. Da die kleine Gesellschaft durch ihre Gefangensetzung einen gewissen Ruf erlangt hatte, war ihre Ausbreitung nach dem Kriege bedeutend erleichtert. Anna Lee opferte die Jahre 1783 und 1784 ganz den Missionsgeschäften und kam endlich mit zahlreichen Jüngern nach Fleet-Water zurück. Der Tod dieser „Braut des Lammes" im folgenden Jahre war ein harter Schlag für den Kreis ihrer Anhänger; aber Joseph Meacam und Lucy Wright, denen Anna noch bei Lebzeiten die Schlüssel des Himmels in sichtbarer Form überreicht hatte, waren ihm gewachsen. Sie erklärten, Anna sei nicht todt, sondern noch mitten unter ihnen in der dritten Gestalt, deren die Menschen fähig wären, der unsichtbaren. Die erste Form sei die der „Generation", diese ist an sich sterblich, die zweite die der „Resurrection", welche den Mitgliedern der Shaker-Gesellschaft eigen sei und sich dadurch auszeichne, daß zwar noch der Leib des Menschen vorhanden ist, aber geschlechtslos und unsterblich. Dieser Leib werde nun beim Uebergang in die dritte Form zwar abgeworfen, aber der Geist bleibt auf Erden im ununterbrochenen Fortleben. Obgleich diese Sekte sich nicht von Innen heraus vermehren kann, ist sie jetzt dennoch schon auf 18 Gemeinden gestiegen, und zwar liegt ihre Anziehungskraft weniger in der religiösen Seite, als in der kommunistischen. Sämmtliche Mitglieder sind fleißige, ordentliche Leute, auf deren Antlitz ein steter Friede, eine gewisse Verklärung sichtbar ist. Auch sie, ganz wie die Spiritualisten und Bibel-Kommunisten, glauben an die persönliche Gegenwart von Geistern, und bei ihren Versammlungen wird es nie unterlassen, jene unsichtbaren Genossen mit in die Gemeinschaft zu ziehen.

Bei einer vierten Sekte, den Female Seers, finden wir eine ähnliche Gestaltung, nur daß hier die Frauen die Bevorzugten sind. Beide Geschlechter arbeiten und haben Gemeinschaft der Güter. Die Ehe ist nicht verboten; aber andererseits wird sie auch nicht begünstigt. Der ganze religiöse Cultus besteht in Anrufung der Geister und der Entgegennahme ihrer Rathschläge durch weibliche Medien. Die Sekte ist durch Elisabeth Denton, eine bevorzugte Hellseherin, gegründet, deren Einbildungskraft so weit ging, daß sie sogar die Speise Abrahams, ja der Ichthyosauren vorsündfluthlicher Welten zu jeder beliebigen Zeit zu schmecken im Stande sein wollte. Diese Feinschmeckerin war ihrerseits angeregt durch eine Theorie, welche das Weib nicht nur nominell an die Spitze der Schöpfung stellen wollte.

Elisa Farnham, die bekannte Prophetin weiblicher Erhabenheit, trat zuerst kühn mit der Behauptung hervor, das Weib sei das stärkere Geschlecht, sei der Mörtel der Menschheit, die Männer nur die Steine. — Sie wies dabei auf eine zukünftige Zeit hin, wo nicht die bloße Körperstärke gelten werde. — Sie stützte sich in ihrer Theorie auf die Bibel: Eva habe Adam den Weg zur Erkenntniß gezeigt, durch sie sei die Menschheit nicht gefallen, sondern erhoben worden. Diese Theorie wurde in Amerika mit Enthusiasmus aufgenommen und in den verschiedenen Richtungen hin verarbeitet; wir freilich verhalten uns ihr gegenüber kühler. Wir können nicht glauben, daß ein Wesen, das in politischer und wissenschaftlich forschender Beziehung so weit hinter dem Manne bleibt, ihn je einholen sollte, und doch können wir den Gedanken nicht so kurz von der Hand weisen. Die Griechen und Römer nannten die ungebildeten Völker Barbaren, die Engländer und Franzosen nennen ihre gebildeten Leute gentlemen und gentilhommes. — Das Weib ist von Natur ein Antibarbar und von Natur ein gentilhomme. Auch müssen wir zugestehen, daß alle die Männer, deren Nervensystem dem des Weibes am nächsten kommt, intellectuell die Befähigtsten sind. Bedenken wir ferner, daß in kommenden Zeiten eine mildere Sitte herrschen, der Krieg gänzlich erlöschen soll, und Maschinen den schwachen Arm stärken werden, so wandeln uns Zweifel an, ob nicht doch einst das Uebergewicht auf das jetzt bevormundete Geschlecht fallen dürfte, zumal da auch in jenen Zeiten die Gemüthsseite des Menschengeistes einen höheren Werth erlangen muß.

Vorläufig freilich werden wir uns noch begnügen mit der Anschauung, die ein alter Mathematiker von dem Verhältniß der Geschlechter hatte. Er setzte für den Mann den Werth: 1, für die Frau den Werth: 0 und folgerte: der Mann vor der Frau giebt 10, die Frau vor dem Manne giebt 0,1 = $^1/_{10}$ — eine Lehre für die, welche unterm Pantoffel stehen.

Eine andere Sekte, die gewissermaßen die Reaction gegen die Frauen-Emancipation bildet, ohne dabei unseren europäischen Ansichten nur einen Deut näher zu rücken, ist die der Mormonen, deren Geschichte schon lange die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Auch sie haben den Kommunismus im entwickeltsten Sinne und dabei als Lösung der Geschlechter-Frage die Polygamie. Auch bei ihnen sehen wir die Religion neben den praktischen Lebensinteressen vollständig in den Hintergrund treten. Wir haben vor uns den Bericht über eine Sitzung von Mormonen-Bischöfen; ein neuer Trupp von Immigranten ist angelangt, und sie vertheilen die Arbeit unter dieselben. Der älteste Bischof, Edward Hunter, kann sechs Maurer beschäftigen, ein anderer nimmt einige Schneider, ein Dritter ein Dutzend Arbeitsleute u. s. w. In einer Stunde hat ein Jeder der Ankömmlinge Arbeit und Brod. Wie weltmännisch ist es von den Mormonen, ihre Existenz auf Emigration zu begründen! In England haben sie ihre Missionare, welche den Auswanderern entgegenkommen, ihnen Feld und eine sichere Zukunft bieten. Für Ueberfahrt und bequeme Wanderung nach den Rocky Mountains wird reichlich gesorgt, und die Reinlichkeit und Ordnung auf ihren Schiffen ist musterhaft. Zum Schluß in Salt-Lake City ein freudiges Entgegenkommen, und der müde Reisende ist völlig gewonnen.

Die ganze Gesellschaft wird zusammengehalten durch die Arbeit; diese ist ihr Gottesdienst, und Niemand darf sich ihr entziehen. Dadurch ist Jedem ein Selbstgefühl und eine seltene Zuversicht eingeflößt. Glauben, Arbeiten und Genießen heißt ihr Wahlspruch. — Alles Grübeln ist verpönt, und Orson Pratt,

der große Mormonen-Theologe, wird von seinen Glaubensgenossen deshalb als ein Abtrünnling betrachtet, weil er sich mit theologischen Forschungen beschäftigt.

Die Mormonen sind der erste Stamm teutonischer Abkunft, der die Polygamie duldet, und seltsam scheint auch bei ihm die Einführung derselben ein Mißgriff gewesen zu sein. Nicht allein daß 20,000 der früheren Anhänger sich der Neuerung widersetzten und aus der Vereinigung ausschieden, daß die vier Söhne des Urhebers derselben, Joseph Smith, des Vorgängers des jetzigen Oberhauptes Brigham Young, sich dem Vater entgegenstellten, nein, auch der eigentliche Zweck scheint verfehlt.

Die Motive, welche Joseph Smith zu diesem Schritt bewogen, sind wesentlich soziale. Die Monogamie, wenigstens bei unserer jetzigen Schwierigkeit der Scheidung, hat manche Uebelstände zur Folge. — Wie manche Frau verfehlt ihren Lebenszweck, auf den sie ein gleiches Anrecht hat, wie eine Jede ihrer Geschlechtsgenossen, — in Folge des Männer-Mangels; und wie manche Ehe ist eine unglückliche, weil die Frau in physischer und noch mehr in geistiger Beziehung das Bedürfniß und den Kreis des Mannes nicht ausfüllt. Das Mormonenthum sucht Abhilfe für diese Mißverhältnisse in der Polygamie und muß erfahren, daß das Heilmittel schlimmer ist als die Krankheit. Wer den bejammernswürdigen Zustand dieser Mormonen-Frauen in ihren Harems, ihre geistige Leere und Oede, ihre gesellschaftliche Gesunkenheit aus den zahlreichen Schilderungen über diese Sekte kennen gelernt hat, wird zugestehen, daß der Versuch ein glänzend mißlungener ist.

Wir dürfen aber dabei nicht verkennen, daß auch unsere monogamische Ehe in ihrer verhältnißmäßigen Unlöslichkeit ihre großen Schattenseiten hat. Wie manche Manneskraft ist unter dem Druck eines peinlichen Verhältnisses gestürzt, wie manche ist verseichtet. — Ueberhaupt können wir aus den einzelnen Bildungen des amerikanischen Lebens, so lächerlich uns Einige vorkommen mögen, manche große Wahrheit entnehmen. Vor Allem lehrt uns das scheinbare in's Extrem Gerathen der neuen Welt, daß wir selbst uns im Extrem befinden, und daß die soziale Konstitution der Zukunft vielleicht in der Mitte zwischen den beiden jetzt bestehenden Richtungen liegen mag. Die Arbeiter-Strikes, die kommunistischen und Emancipations-Bewegungen sind nur Symptome unserer Krankheit, und es wird einer fernern Zeit überlassen sein, die das Verhältniß unseres Jahrhunderts zur Fortentwickelung des Menschen erkennen kann, in ihm die schwachen Regungen einer neuen Aera zu entdecken.

Dänemark.

Skandinavische Spuren in Frankreich.*)

Der Verfasser dieser in Dänemark in französischer Sprache erschienenen Schrift hat es sich zur Aufgabe gemacht, die nahe Verwandtschaft der Franzosen mit den Dänen — und auch wohl mit den Deutschen — an's Licht zu stellen. „Ein in Frankreich reisender Däne ist oft erstaunt, fast vollkommen dänische, oder wenigstens skandinavische Worte zu hören, und zwar vorzüglich in der Volkssprache." .....

„Betrachtet man einen Augenblick die Gesichtszüge der Landleute der Vendée, der Bretagne, der Normandie, Flanderns und überhaupt des ganzen Striches nördlich der Loire, so sieht man sofort, daß es dieselben Leute sind, wie die Bewohner Skandinaviens und Norddeutschlands vom Niemen an bis Brest. Alle diese Leute sind Nachkommen derselben Vorväter."

Namentlich findet der Verfasser eine große Aehnlichkeit mit den Jütländern heraus. Die Holzschuhe und die Hosen (bragues) vervollständigen sie.

Die hier vorgetragene Ethnographie ist eine höchst eigenthümliche und von den sonst gang und gäben Vorstellungen abweichende. Dem Verfasser zufolge sind die Ureinwohner Frankreichs — die Iberer — von syro-arabischer Abkunft. Sie wohnten im Süden; im Norden dagegen die Gaelen von indo-europäischer Race.

„Gael ist ohne Zweifel dasselbe Wort, wie das dänische und isländische Karl." Dieses kommt vom Sanskrit Kar u. s. w. Die Dänen und Skandinaven sind also „etwas mit Gothen und Deutschen gemischte" Gaelen, Kelten, Karle. .. Die gegebenen Etymologieen scheinen uns etwas frei zu sein, ebenso die Geschichts-Philosophie, die wir hier finden. Die Hauptmasse der aus Osten gekommenen Arier hat sich ihm zufolge auf der großen breiten Fläche „zwischen dem Niemen, Böhmen und dem Atlantischen Meere niedergelassen," und „gerade dieser Theil Europa's wird noch von den kräftigsten und muthigsten Nationen bewohnt, welche nach dem Vorgefühle jedes wahren Denkers, die ganze Welt erobern würden," wenn sie sich eines Tages mit den semitischen Bewohnern Südeuropa's (Italiänern, Süd-Franzosen rc.) verbänden. Der Verfasser nennt also das, was man sonst die germanischen Völker nennt, Gaelen; die Romanen nennt er Semiten. Er gesteht den Letzteren mehr Erfindungsgabe und Schnelligkeit, den Ersteren mehr Edelsinn, Muth und alle Tugenden der Seele und des Herzens zu.

Diese Ethnographie, die sehr weit ausgesponnen ist, erscheint, wie gesagt, sehr seltsam; indessen sind die sehr umfangreichen Wortvergleichungen besser, als man nach diesen Ansichten erwarten sollte. Offenbar hat der fleißige Verfasser gut gethan, sich an die positive Geschichte, an die Einflüsse des Fränkischen, Normännischen u. s. w. auf das Französische zu halten, statt eine ganz unbekannte Urgeschichte auszumalen. In der Normandie werden sich in der That eine Anzahl Stadt- und Dorfnamen vorfinden, die man, weil sie altnordischen Ursprungs sind, recht gut aus dem Dänischen wird erklären können. Vergleichungen, wie Cricqueboeuf: Kirkeby (Kirchdorf), Cricquetot: Kirketofte, Croixdale: Korsdal (Kreuzthal), Danneville: Dannebolle, Dänenstadt u. s. w. lassen sich hören; nur ist es jedenfalls nicht zu billigen, wenn jedesmal in dem französischen Wort ville (Stadt, villa lat.) das dänische bolle gefunden wird.

*) Recherche sur l'origine de la ressemblance et de l'affinité d'un grand nombre de mots qui se retrouvent dans le Français, le Danois, L'Islandais, L'Anglais, l'Allemand, le Latin, le Grec et le Sanscrit. Par B. B. Copenhague, 1867.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Zur Geschichte der Juden in Posen und Königsberg.

Während den Verfassern der in der vorigen Nummer besprochenen Geschichtswerke ein reiches Material zu Gebote stand, fand der Bearbeiter der dritten Schrift: „Geschichte der

Juden in Posen", wenig Zusammenhängendes vor, und es gebührt ihm das Verdienst, aus zerstreuten Aufzeichnungen in verschiedenen Werken, oder aus Responsen der Rabbiner und Gelehrten aus verschiedenen Zeiten ein recht brauchbares Ganzes geliefert zu haben. Als besonders brauchbare Quelle für das innere Leben der Gemeinde Posen dienten ihm die mit dem Jahre 1621 beginnenden und bis tief in's neunzehnte Jahrhundert fortlaufenden Aufzeichnungen des Posener Gemeindebuchs, das in drei handschriftlichen Foliobänden im Archive der Posener Gemeinde aufbewahrt wird und ein überaus reiches und werthvolles Material für die Geschichte, namentlich für die Sittengeschichte der Juden im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert enthält. Es bildet eine Art codex diplomaticus zur Geschichte der Juden in Posen, und der Verfasser hat zuerst die Aufmerksamkeit auf den bedeutenden Werth dieser Urkundensammlung hingelenkt. — Ueber die erste Ansiedelung der Juden in Posen läßt sich, wie über ihren ersten Aufenthalt in Polen überhaupt, nichts mit voller Bestimmtheit behaupten. Nur sagt schon ein alter lateinischer Spruch: „Polen ist der Himmel der Edelleute, das Fegefeuer der Bürger, die Hölle der Bauern und das Paradies der Juden;" dieser Spruch ist freilich nur relativ und in sehr beschränktem Sinne wahr. Die polnischen Könige im Ganzen und Großen und theilweise auch die Würdenträger der Krone und die Adeligen waren den Juden günstig gesinnt, — aber nicht bloß aus Principien der Menschenliebe, sondern weil sie den Juden als ihren „besondern Schatz" betrachteten. „Judaei, quos Nobis et Regno speciali conservamus thesauro . . . . quia ipsi Judaei debent fieri cum suis pecuniis parati pro necessitatibus Nostris etc." heißt es in einer Urkunde Casimir's IV. Diese Urkunde bestätigte (1453) von Neuem den Freibrief Casimir's des Großen vom Jahre 1334, welcher bei einem am 3. August 1417 auf der Judenstraße in Posen ausgebrochenen Brande zu Grunde gegangen war. — Nach Posen selbst kamen höchst wahrscheinlich die ersten jüdischen Ansiedler aus Deutschland und Böhmen in Folge der Leiden, welche die Juden zur Zeit des „schwarzen Todes" (1348) in andern Ländern zu erdulden hatten. Seit aber in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts die Jünger Loyola's sich auch in Posen angesiedelt hatten, begannen die Leiden der Juden auch hier und namenloses Elend kam über sie. Die Schüler des Collegiums verübten in Posen die unglaublichsten Ausschreitungen selbst gegen Magistrat und Bürgerschaft, um so mehr gegen die wenig geschützten Juden; das Collegium bestand selbst noch nach der Auflösung des Jesuitenordens (1773) bis zum Jahre 1780, und die Schüler desselben, wie der Orden überhaupt, schlugen während eines zweihundertjährigen Zwischenraumes den Juden die tiefsten Wunden. Um diese so häufig wiederkehrenden Verfolgungen, Plackereien und Ungebührlichkeiten von sich abzuwenden, waren die Juden genöthigt, das einzige Mittel, das anschlug, anzuwenden: den Geistlichen Geldspenden zu bringen, denn „der Jesuitengeneral herrschte in der Stadt". Um Geld zu erpressen, reichte der unbedeutendste Vorwand hin, und da die Gemeinde nicht immer im Stande war, die baaren Summen aufzutreiben, so mußten sie Schuldverschreibungen ausstellen, die zuweilen in's Ungeheuerliche gingen, und — daher jene enorme, lawinenartig anschwellende Schuldenlast, die noch heute, im Jahre 1867 (kaum sollte man es glauben!), nicht vollständig berichtigt ist.

Das Hilfesuchen bei den polnischen Königen half den Juden nicht viel, weil eben die Geistlichkeit in Verbindung mit der leicht aufzuregenden Bürgerschaft allein das Regiment in Händen hatte. So erließ August II. mehrere den Juden günstige Dekrete; — aber sie blieben größtentheils auf dem Papier. Krieg, Feuersbrünste — Alles drückte doppelt schwer auf die Juden; dazu hörten die ewigen Nörgeleien des Magistrats, die fortwährenden Beschränkungen gegen sie nicht auf. Die preußische Occupation (Februar 1793) änderte die Verhältnisse mit Einem Schlage: zwar glaubte der Magistrat gegen die Juden noch das frühere Unrecht üben zu dürfen; die preußische Regierung ging jedoch darauf nicht ein und verbot die bisher geübte Willkür; doch ganz frei wurden die Juden noch nicht; es sollte bloß die Judenstadt erweitert werden. — Endlich ward das Großherzogthum am 15. Mai 1815 der preußischen Monarchie für immer einverleibt, und nun erst durften die Juden freier aufathmen; sie erhielten (1818) die Verheißung, „alle die bürgerlichen Rechte bewilligt zu erhalten, deren sie dermalen empfänglich seien, und in möglichst kürzester Zeit völlig eingebürgert zu werden; freilich ließ diese „möglichst kürzeste Zeit" noch volle funfzehn Jahre auf sich warten. Die Verordnung vom 1. Juni 1833 selbst stellte noch einen Unterschied zwischen naturalisirten und den nicht zur Naturalisation geeigneten Juden auf; zu den Ersteren gehörten jene, welche sich in öffentlichen Angelegenheiten der deutschen Sprache bedienen, bestimmte Familiennamen annehmen, seit dem 1. Juni 1815 in der Provinz Posen wohnen, und solche, die den Nachweis führen, daß sie sich einer Kunst oder Wissenschaft oder der Landwirthschaft gewidmet haben, oder sonst durch patriotische Handlungen ein Verdienst um den Staat sich erworben haben. — Die ganze Verordnung war mehr eine Bevormundung; aber sie führte doch zum Guten, bis endlich durch das Gesetz über die Verhältnisse der Juden im preußischen Staate vom 23. Juli 1847 und durch die Verfassung vom Jahre 1850 aller Unterschied wegfiel und die Juden des Großherzogthums Posen in alle Rechte der Preußen eintreten durften.

Ein besonderes Verdienst hat Herr Dr. Perles in seiner Schrift noch dadurch erworben, daß er das innere geistige Leben der Gemeinde schildert und uns die bedeutendsten Rabbiner und Gelehrten, welche in Posen selbst wirkten und lehrten, oder aus der Gemeinde hervorgingen, nach den verschiedenen Jahrhunderten aufzählt und ihre Arbeiten nennt. Es ist dies ein guter Beitrag zur Geschichte der jüdischen Literatur. „Denn seinem Charakter als Großgemeinde entsprechend, besaß Posen zu allen Zeiten bedeutende Rabbiner und zahlreiche, aus seiner Mitte hervorgehende Männer, die eifrig die jüdische Literatur pflegten und anbauten." —

Die gleichzeitig erschienene „Geschichte der Juden in Königsberg i. Pr." ist eine ungemein fleißige Arbeit des Hrn. Dr. Jolowicz. Es standen dem Verfasser außer einer Menge gedruckter Werke und Urkunden noch besonders sämmtliche Judenacten der städtischen und königlichen Behörden zu Gebote, wodurch ihm eine vollständige Darstellung der äußern und innern Geschichte der Juden Königsbergs ermöglicht wurde. Dabei gewinnt das Buch dadurch an Interesse, daß es die kurzen Lebensskizzen der bedeutenden jüdischen Männer giebt, welche der Königsberger Stadt und Gemeinde zur Zierde gereichen, wie David Friedländer, Johann Jacoby, Kosch, Falkson, Saalschütz u. A. — Was nun die eigentliche Geschichte der Juden in Königsberg betrifft, so hatte der deutsche Orden, welcher Ostpreußen nicht sowohl durch die vorgebliche Schenkung des Herzogs Conrad von Masovien (1226), als vielmehr durch Kriegs- und Waffengewalt an sich riß, den Juden jeden Schutz versagt und der erste preußische Gesetzgeber, der Hochmeister Seyfridt (Siegfried)

von Feuchtwangen (1309), erließ die Verordnung, die also lautete: „Gott zu Lobe und Marien zu Ehren, deren Diener wir sind, setzen wir und wollen es ernstlich gehalten haben, erstlich, daß kein Jude, kein Schwarzkünstler, kein Zauberer, kein Weydeler (so hießen die Geistlichen der heidnischen Preußen) und wie sie genannt werden mögen, die mit des Teufels Hilfe in unsern Landen, nicht verhalten, noch geduldet werden sollen, und wer sie verhalten würde, der soll mit ihnen leiden, was solche Ungläubige und Unselige von Rechtswegen verdient haben.“ — Allein der oben besprochene Freibrief Kasimir's des Großen vom Jahre 1334 sicherte den Juden Großpolens viele Freiheiten, und gestützt auf dieses Statut haben sie sich mit ihren Handelsartikeln auch nach Preußen begeben und sich nachgerade da heimisch gemacht, und nachdem Preußen durch den Thorner Frieden vom 19. October 1466 unter die lehnsherrliche Oberbotmäßigkeit der Krone Polen kam, faßten die Juden mehr und mehr festen Fuß in den Städten. Als jedoch später Preußen durch den Krakauer Frieden vom 8. April 1525 an den Markgrafen Albrecht zu Brandenburg kam, wurden fast auf allen Landtagen Anträge auf Vertreibung oder Beschränkung der Juden in Handel und Wandel gestellt; dazu gesellte sich noch der Fanatismus, der sich anfänglich bei der Einführung der Reformation in Preußen entwickelte, und rücksichtslos Alles niederwerfen und vernichten mochte, was ihrem Bekenntnisse entgegenstand; es war derselbe Geist der Unduldsamkeit, der in Polen von Seiten der Jesuiten gegen die Einführung der Reformation wüthete. In Königsberg kam noch dazu der Krämerneid, welcher sich gegen die Ansäßigmachung der Juden auflehnte und der die Juden sogar nöthigte, die Stadt zu verlassen; erst unter der Herrschaft des großen Kurfürsten konnten sie wieder dahin zurückkehren. Dem Herzog Albrecht, dessen ganze Machtstellung lediglich von dem Uebergewicht der Stände abhing, war die Aufnahme der Juden nicht gestattet, obschon über die Naturalisation der Fremden nichts feststand; doch gestattete er 1538 einem jüdischen Arzte die Niederlassung, weil derselbe, der einen großen Ruf als Arzt genoß, die kranke Frau eines der herzoglichen Diener behandeln sollte, obschon der Herzog Anfangs aus Besorgniß, der Arzt könnte Handel treiben, demselben die Genehmigung zur Niederlassung versagte. Später, 1541, erhielt ein anderer jüdischer Arzt ebenfalls die Erlaubniß, in Königsberg zu wohnen. Bis 1566 mögen viele Juden da gewohnt haben, da 1567 sie alle daraus vertrieben wurden. Erst 1654 unter der Regierung des großen Kurfürsten, dieses Schöpfers des preußischen Staates, konnten wieder einige Juden in Königsberg sich niederlassen, und den Juden aus Memel wurde es gestattet, unter Vorzeigung ihrer Schutzbriefe und gegen Erlegung von zwei Thaleen sich fünf Tage in Königsberg aufzuhalten und Geschäfte zu machen; ebenso verlieh der große Kurfürst, um den Wohlstand des Landes durch Beförderung und Belebung des Handels zu heben, einem Juden einen Freibrief für Memel, das neben Königsberg freie, unbeschränkte Handlung, Schifffahrt, Depositaria, Bank und Wage besaß, wodurch Königsberg selbst vielen Schaden litt. So schlug sich der Krämerneid selbst Wunden. — Die spätere Geschichte der Juden Königsberg's ist nur eine fortlaufende Wiederholung dieses Kampfes zwischen kleinlichem Krämersinne und freierer Auffassung des Handels bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen (1740). Die Juden hat Friedrich der Große, ganz wie seine Vorgänger es gethan, lediglich als eine Handelskolonie angesehen und ihnen daher Handwerk und Ackerbau untersagt. Seine Judengesetze sind, wie seine staatswirthschaftlichen, rein reglementarischen Charakters und unterscheiden sich nur insofern von denen seines Vaters, daß sie bei weitem vermehrt und verschärft sind. Verminderung der Juden war und blieb immer der vorherrschende Grundsatz; nur wo er den königlichen Finanzen offenbar nachtheilig wurde, blieb er unberücksichtigt. Endlich, im Jahre 1749, in demselben Jahre, in welchem (wie Zunz sagt,) „Lessing das Lustspiel „die Juden“ verfertigte, Franklin den „Blitzableiter“ entdeckte, der Jude Pereyra den „Taubstummen-Unterricht“ pflegte und Montesquieu die Welt mit dem „Geist der Gesetze“ beglückte,“ beschäftigte sich Friedrich der Große mit einer umständlichen Revision des Judenreglements von 1730, deren Resultat das „revidirte General-Privilegium und Reglement, vor die Judenschaft im Königreiche Preußen, der Chur- und Mark-Brandenburg ꝛc. vom 17. April 1750“ war, und dessen Maßregeln auch, wie Johannes von Müller sagt, „zu den Schatten dieses Lichtes gehörten, die zum Theil mit seinen großen Eigenschaften verschwistert waren.“

Wie ein Alp lastete dieses Reglement bis zum Jahr 1812 auf den Juden Preußen's; es ordnete die Juden in sechs Klassen; selbst Moses Mendelssohn gehörte noch zur fünften Klasse und wurde in Berlin bloß geduldet, weil er in Diensten des Fabrikanten Bernhardt stand. Der König hielt rücksichtslos auf die strenge Durchführung des Generalprivilegiums und das gab den christlichen Kaufleuten in Königsberg wieder vielfach Gelegenheit, den Handel der Juden auf's Neue zu beschränken; nur da, wo es den Schutz der Religion und Gewissensfreiheit galt, ließ der König auch den Juden seine hochsinnige Toleranz angedeihen. Unter seinem Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., trat manche Erleichterung von dem alten Drucke ein und eine freudigere Stimmung des immer kräftiger sich entfaltenden Selbstbewußtseins ward auch bei den Juden erweckt. 1782 schon wurde in Gemeinschaft mit einigen Freunden in Berlin und Breslau in Königsberg ein „Verein hebräischer Literaturfreunde“ gegründet, und eine Monatsschrift („der Sammler“), hebräisch mit deutschen Beilagen herausgegeben, um Bildung, Aufklärung und Belehrung unter die Juden zu verbreiten. Der Verein erweiterte sich zu einer „Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Edlen“, die sich auch die Hebung und Besserung des Unterrichts der jüdischen Jugend angelegen sein ließ. Aus dieser Gesellschaft erwuchs später durch Isak Euchel's Mitwirkung, als derselbe nach Berlin zog, die noch heute segensreich wirkende „Gesellschaft der Freunde“ in Berlin.

Endlich, unter Friedrich Wilhelm III., brach auch für die Juden Königsberg's eine hoffnungsreichere Zukunft an. Das Reglement vom 18. Juli 1801 hob die solidarische Verpflichtung der jüdischen Gemeinden für den durch Vergehungen einzelner Mitglieder verursachten Schaden auf, und so galten die Juden nicht mehr als ein abgeschlossener, nur unter sich verbundener Theil der Staatsangehörigen, aber volle Bürger mit vollem Genusse am Staats- und Privatrecht waren sie doch noch nicht. Damals (1801) belief sich die Anzahl der Juden in Königsberg auf 891 und der im ostpreußischen Kammer-Departement auf 971. Ihre gesellschaftlich-bürgerliche Stellung besserte sich im Verhältniß zu dem Aufschwung, welchen ihre industrielle und kaufmännische Thätigkeit erlangte, bis endlich das Edikt vom 11. März 1812 die Fesseln löste und die Juden in Preußen aus geduldeten Insassen zu freien Bürgern machte. — Königsberg zeichnete sich schon früh durch eine freiere Anschauung und Richtung im jüdischen Kultus aus und ein geregelter Religionsunterricht und Gottesdienst ward dort beliebt. Dr. J. A. Francolm ward im October 1820 aus Breslau dahin berufen und er führte Predigt und öffent-

liche Einsegnungen der Schuljugend ein; doch die in jenen Jahren sich wieder breit machende Reaction auf dem politischen, wie religiösen Gebiete wußte es dahin zu bringen, daß derartige „Neuerungen" polizeilich verboten wurden, und Francoim sollte wohl Religionslehrer, doch nicht Prediger sein dürfen; er war aber Ehrenmann genug, lieber (1827) nach Breslau als erster Inspector und Oberlehrer der (jüdischen) königlichen Wilhelmsschule zurückzukehren. 1835 gewann die königsberger Gemeinde wieder als Prediger und Religionslehrer den Dr. J. L. Saalschütz, der bis zu seinem am 23. August 1863 erfolgten Tode sein Amt bekleidete; jetzt ist an seine Stelle ein Rabbiner und Prediger getreten. — Es zählt die jüdische Gemeinde Königsberg's nahe an 3500 Seelen, und aus ihr sind tüchtige Männer der Wissenschaft hervorgegangen und wirken zum Theil noch in ihrer Mitte.

Dem Herrn Dr. Jolowicz gebührt Dank und Anerkennung für seine Arbeit, die einen schönen und werthvollen Beitrag zur Geschichte der Juden, speziell der Juden Preußens bildet. —

Aus allen den besprochenen Schriften wehet uns zu unserer Befriedigung ein besserer, freierer Geist an und die neuere Zeit sühnt mehr und mehr die Fehler und Sünden der alten Zeit. Und wenn auch, wie in Serbien und Rumänien mehr die Unkultur, als der Fanatismus der Einwohner die Gespenster des Judenhasses noch jetzt hervorruft, so wird auch dort eine bessere Zeit erscheinen, wenn Schule und Erziehung das Volk für bessere humanere Ideen werden reif gemacht haben; denn nicht dadurch, daß man die Finsterniß verjagt, wird es hell, sondern wenn es hell wird, flieht die Finsterniß von selbst. K.

Kleine literarische Revue.

— **Eine neue Karte der deutschen Ostseeprovinzen Rußlands** ist so eben bei Franz Kluge in Reval erschienen. Es besteht dieselbe aus vier Blättern im Maßstabe von 1:600,000 oder 14½ Werst auf 1 Zoll und einer kleineren Uebersichtskarte der Ostsee und der von ihr bespülten Reiche. Als Herausgeber des Werkes wird C. G. Rücker genannt, und als Quelle seine eigenen Landesvermessungen, sowie die der Gouvernements-Revisoren C. Neumann und J. H. Schmidt, die Gradmessungen des Astronomen Struve, die Küstenvermessungen des Admirals Baron v. Wrangel und die oro-hydrographische Skizze von Dr. H. Rathlef. Die Karte, welche sich bis auf die kleinsten Details erstreckt, ist in jeder Hinsicht eine vortreffliche zu nennen und dem deutschen Publikum als Reise- und Studienkarte angelegentlichst zu empfehlen. Für uns hat sie überdies noch die besondere Bedeutung eines deutschen Lebenszeichens aus Rußland, eines Merkmals des stillen, ausdauernden Kampfes deutschen Geistes gegen jungrussische Gelüste und altrussische (moskowitische) Gewalt. Sie erinnert uns an das schon Verlorene, denn wir finden auf ihr, außer den deutschen Ordensländern Kur-, Liv- und Esthland, auch das Stück Land verzeichnet und genau berücksichtigt, welches jetzt mit dem Namen „polnisch" Livland genannt werden muß, will man nicht sagen „die vier westlichen Kreise des Gouvernements Witepsk." Die Veranlassung liegt zu nahe, als daß wir es vermeiden könnten, hier einige Worte über jene, den Deutschen verloren gegangene Provinz zu sagen. Sie gehörte bis zum Jahre 1562 zum deutschlivländischen Ordensstaate, kam darauf nebst einem Theile der Provinz Livland an Polen, bei dem es im Altmarker Waffenstillstand von 1629 und in den beiden Friedensschlüssen von Stuhmsdorf (1635) und Oliva (1660) verblieb, da sich die Eroberungen Gustav Adolph's nur bis zur Ewst erstreckten. Bei der ersten Theilung Polens, 1772, fiel der Landstrich an Rußland, das bereits 1710 das übrige Livland seiner Herrschaft unterworfen hatte, sich jedoch sehr wohl hütete, die neue Erwerbung der alten, das Abgetrennte dem Beraubten wieder hinzuzufügen, obwohl Ober- oder polnisch Livland geographisch zu Kurland und Livland gehört als Verbindungsglied und ethnographisch wegen seiner Landbevölkerung, die rein lettisch ist, im Gegensatze zu den Litthauern und Russen des Witepsker Gouvernements, dessen Kreise Dünaburg, Rositten (polonisirt Rzezyza), Ludsen (pol. Lucyn) und Drissa es nunmehr bildet. Die dortigen Deutschen sind bis auf einen geringen Bruchtheil polonisirt worden, aber trotzdem findet sich noch manche „deutsche Spur" in der Bevölkerung.

— **Neue Geschichten von Edmund Höfer.***) Das Erzählertalent des Verfassers und ganz besonders seine Geschicklichkeit im gedrängten Raum der kleineren Novelle Lebens- und Charakterbilder von vollendeter Treue und schlagendster Wirkung zu liefern, ist schon seit langer Zeit so allgemein bekannt und anerkannt, daß wir das Erscheinen zweier Bände seiner „Neuen Geschichten" mit Spannung und freudiger Erwartung begrüßten. Diese ist völlig gerechtfertigt durch die Erzählungen „Unvergessen" — „Ja, Anno Dreizehn" — „Der Junker von Hohensee" und „Wer das Glück hat führt die Braut heim"; besonders möchten wir die beiden letztern nach Form und Inhalt wahre kleine Kabinetsstücke nennen. Nicht ganz auf gleicher Höhe stehen uns die Geschichten „Heimweh" — „Frau Venus" und „Was mir eine Frau erzählte". — Ein Zug, dem wir bei Höfer oft begegneten und der uns nie recht sympathisch gewesen ist — der Hang zum Uebernatürlichen — tritt uns auch in den vorliegenden Bänden wieder entgegen und verleidet uns die sonst recht gut erzählten Geschichten „Eine blonde Locke" und „Eine Spukgeschichte". Der Verfasser erzählt da Erscheinungen aus dem „dunklen Jenseits" mit einem Ernste, daß man schier glauben möchte, er sei bereit, für seine Ueberzeugung Folter und Scheiterhaufen zu ertragen. Wir unsererseits sind Kinder unserer Zeit und haben allen Respekt vor dem Geiste, aber herzlich wenig vor den Geistern; für uns haben Geister-, Gespenster- und Hexengeschichten aus früheren Jahrhunderten ein hohes kulturhistorisches Interesse; werden sie uns aber von einem Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts mit ernsthaftem Gesichte als Begebenheiten aus jüngstverflossenen Tagen aufgetischt, so müssen wir gestehen, daß uns eine derartige Arbeit der ersten und höchsten Bedingung des literarischen Werthes, der innern, sittlichen Wahrheit, ermangelt. Viel erfreulicher und gesünder ist dagegen die Geschichte „Spuk oder kein Spuk", weil uns darin die Möglichkeit gegeben wird, das Uebernatürliche recht einfach natürlich und dabei schalkhaft zu erklären.

J. H.

*) Breslau, Eduard Trewendt, 1867.

Literarischer Sprechsaal.

Von Dr. K. J. Clement's ethnologisch-historischer Darstellung des Landes Schleswig und der gegenseitigen Beziehungen Angellands dies- und jenseits der See, einem Buche, das als ein wackerer Mitstreiter für deutsche Nationalität und Sprache in dem Kampfe gegen die Anmaßungen der intriganten, unterdrückungslustigen Dänen zu betrachten ist, wurde kürzlich eine zweite Ausgabe versandt,*) die in diesem Augenblicke, wo es sich um die maaßgebende Entscheidung der Frage handelt: was ist wirklich in Nordschleswig dänisch und was bleibt unwiderruflich deutsch? mit um so lebhafterer Theilnahme gelesen wird. Es ist in diesem Buche nachgewiesen, daß in dem deutsch-anglisch-friesischen Lande die Dänen überall Einwanderer sind und daß namentlich erst in den letzten Jahrzehnten sehr viele Dänen in den nördlichen schleswigschen Distrikten sich niederließen. Wenn nun die überwiegende Stimmenzahl dieser Dänen in den gedachten Distrikten maaßgebend für ihre Zukunft in nationaler Hinsicht werden sollte, wird es jedenfalls die Pflicht der norddeutschen Vormacht bleiben, daß auch die politischen Rechte der wieder unter die dänische Zwingherrschaft zurückkehrenden Deutschen gewahrt und gewährleistet werden. In dem Buche des Herrn Clement finden sich nur zu viele Beweise für die Rohheit und Barbarei, mit welcher die Dänen vor dem Jahre 1864 die Rechte der Deutschen in Schleswig-Holstein behandelt haben. Der Verfasser, ein Nordfriese, der dieses Buch bereits vor einigen Jahren schrieb: als das Land noch unter dänischer Herrschaft seufzte, hat dasselbe zum Theil an Englands Volk gerichtet, um in Letzterem die Erinnerung an seine angelländische Abstammung wachzurufen und zugleich die Verläumdungen der Dänen zu widerlegen, die sich durch ihre Intriguen eines Theils der englischen, wie der französischen Presse zu bemächtigen wußten und dadurch das westliche Europa gegen die berechtigten Ansprüche der Deutschen in Schleswig-Holstein eingenommen haben. Höchst interessant sind übrigens die vergleichenden ethnologischen und sprachlichen Studien des Verfassers, der ebenso im britischen, wie im schleswigschen Angellande zu Hause ist, und die sein Buch auch für Engländer zu einer überaus belehrenden und anziehenden Lektüre machen.

Nachdem die Bibliothèque universelle et Revue suisse des Herrn Ed. Tallichet in Lausanne zehn- oder zwölfmal sich in Angriffen auf die norddeutsche Großmacht ergangen hat, constatiren wir mit Genugthuung, daß sie den alten Ueberlieferungen ihrer Genfer Vorgängerin wenigstens nicht ganz treulos werden will; denn das Juni-Heft enthält einen von Alphonse Riviers gezeichneten Artikel „Une visite au premier parlement du Nord", der sehr entschiedene Sympathieen für die Neugestaltung Deutschlands an den Tag legt. Zwar hat die Direktion der Zeitschrift in einer Anmerkung zur Ueberschrift ihren abweichenden Standpunkt gewahrt, aber — der Artikel ist doch einmal aufgenommen, was immerhin als Erfolg einer freundlichen Gegenströmung zu betrachten ist. Die Schilderung des Professors A. Rivier zeigt in vielen Punkten ein richtiges Verständniß der Personen und Situationen; er hat mit eigenen Augen von dem Charakter des Reichstages und dem Gang seiner Verhandlungen sich unterrichtet; was er mittheilt, ist, bis auf ein paar Kleinigkeiten, genau der Wahrheit gemäß. Daß die Beseitigung der Kleinstaaterei mit den innersten Wünschen des deutschen Liberalismus im Einklang steht, wird Niemand leugnen und Herr Professor Rivier hat Recht, es hervorzuheben. Indem er aber am Schluß seiner kräftigen Skizze der Vorliebe seiner Landsleute für das kleinstaatliche Wesen tapfer entgegentritt, hat er nicht versäumt, an die natürliche Verwandtschaft der Schweiz mit Deutschland zu erinnern und sich nicht gescheut, auszusprechen, daß sein Vaterland am Schlepptau des französischen Chauvinismus keine eben würdige Rolle durchführen würde, während es Hand in Hand mit dem wiedererstandenen Reiche deutscher Nation zu einer edeln, bedeutungsvollen Stellung berufen ist. T. v. B.

In einem Artikel der belgischen Zeitschrift „De Toekomst" („Die Zukunft"), überschrieben: De droombeeld eener wereldtaal (Das Traumbild einer Weltsprache), wird auf die verderblichen Folgen hingewiesen, die es für die Gesittung und den geistigen Aufschwung Belgiens haben würde, wenn auch in den vlamischen Provinzen dieses Landes das Französische die vorherrschende Sprache werden sollte. Dem Verfasser des Artikels, Herrn Michiel van der Voort, sind die Frauen des Landes eine moralische Bürgschaft dafür, daß dem Letztern die Muttersprache niemals verloren gehen werde. Wenn auch der vlamische Vater, als Soldat oder als Arbeiter in französisch redenden Gegenden, sich habe französiren lassen — die vlamische Mutter rede mit ihren Kindern nichts Anderes, als vlamisch, und sie sei es daher, welche die Laute der mit Recht so heißenden Muttersprache auch der Zukunft zuführe. Die Geschichte aller civilisirten Länder liefere den Beweis dafür, daß die Mütter allein, auch wenn die Väter als Eroberer das Land sich unterwarfen, auf die Sprache der Kinder bestimmend einwirkten. So habe in der Normandie nicht die Sprache der skandinavischen Eroberer, welche dort französische Frauen heirateten, sondern die Mundart der Letzteren den Sieg davon getragen. Nicht anders sei es der Sprache der normannischen Eroberer in England ergangen; sie habe dort der, wenn auch mit einigen assimilirten Fremdwörtern vermischten angelsächsischen Sprache weichen müssen. Bei den Kriegsvölkern der Gothen, Germanen und Araber, welche Spanien, Italien und Großgriechenland überschwemmten, sei dieselbe Erscheinung eingetreten. Nur wo ganze Völkerwanderungen — nicht von Männern und Jünglingen allein, sondern auch von Frauen und Töchtern — stattgefunden, sei mit den Autochthonen auch die alte Sprache verschwunden. Also von den Frauen hauptsächlich erwartet der belgische Patriot, daß sie seinem Vaterlande Gesittung und geistigen Aufschwung auch in aller Zukunft erhalten werden. Zwar sei bei einem gewissen blasirten Theile der vlamischen Bevölkerung in größeren Städten die Unsitte eingerissen, ihren Töchtern eine ausschließlich französische Erziehung geben und sie nur französisch parliren zu lassen, aber die Erfahrung lehre, daß sich dergleichen blasirte Bastard-Familien nicht fortpflanzen, sondern in der Regel entweder schon in den nächsten Generationen aussterben, oder in ihren Nachkommen wieder zum gesunden Theile des Volkes zurückkehrten und dessen Sprache dann um so mehr liebten. Auch sei es überall nicht die Bevölkerung der großen Städte, sondern die des platten Landes und der kleineren Ortschaften, aus welcher die zukünftigen Geschlechter eines Volkes regenerirt werden.

*) Schleswig, das Urheim der Angeln und Friesen, nach vierhundertjährigen mit Holstein unter dänischer Herrschaft getheilten Leben und Leiden nunmehr Deutschland wieder einverleibt. Von Dr. K. J. Clement. Altona, A. Lehmkuhl u. Co. (Oscar Sorge) 1867.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — Berlin, den 3. August 1867. — [Nº 31.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

In unserm Verlage erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Predigten von Dr. Michael Sachs.

Aus dessen schriftlichem Nachlaß herausgegeben von Dr. **David Rosin.**

Erster Band. (33 Bogen.) gr. 8. geh. 2 Thlr.

Kaum dürfte ein literarisches Unternehmen mehr berechtigt sein, die Theilnahme des jüdischen Publikums in Anspruch zu nehmen, als die Predigten des verewigten Dr. Sachs. Weit über den Kreis der Gemeinden, denen er als Prediger angehörte, ja über den seiner Glaubensgenossen hinaus war der Ruf der seltenen Beredsamkeit dieses Mannes gedrungen.

Wir zweifeln nicht, daß sehr Vielen die Vorträge des vielgeliebten und vielbetrauerten Predigers willkommen sein werden, und haben daher, um auch weniger bemittelten Familien die Anschaffung derselben zu erleichtern, den Preis auf **20 Silbergroschen** für die Lieferung von 10 Bogen gestellt. Die erste Lieferung enthält **„Festpredigten"** (10 an Zahl); die zweite und dritte enthalten Sabbatpredigten zum ersten und zweiten Buch Moses. Mit diesen drei Lieferungen ist der erste Band von 505 Seiten abgeschlossen, der zum Preise von 2 Thalern durch alle Buchhandlungen zu erhalten ist. (491)

Berlin Ende Februar 1867. **Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.**

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien:

Steinthal (H.), Philologie, Geschichte und Psychologie

in ihren gegenseitigen Beziehungen.

Ein Vortrag gehalten in der Versammlung der Philologen zu Meissen 1863, in erweiternder Ueberarbeitung. 1864. 5 Bogen. gr. 8. Velinpapier. geh. 15 Sgr. (492)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Harrwitz (D.), Lehrbuch des Schachspiels

enthaltend die Analyse der Eröffnungen und Endungen

nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen, Boden, Horwitz, Kieseritsky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen*, dem Verfasser u. A.

21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (493)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Für alle Verehrer Göthe's wichtig!

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien Ende v. J.:

MICHAEL BERNAYS (494)

Ueber Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes.

Velinpapier. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Aus einer Beurtheilung in der Köln. Zeitung. (1867. No. 27.):

„Bernays hat diese Textesgeschichte mit seltenem kritischem Spürsinne und unermüdlicher Ausdauer offengelegt. Wir hoffen, das deutsche Volk sei gebildet genug, um von allen Gebildeten annehmen zu dürfen, dass sie dem Verf., der alles dies auch in angenehmster Form vorlegt, mit Theilnahme, Spannung und Verwunderung folgen. — — Doch wir werden nicht Beispiele häufen. Wir müssen doch verlangen, dass die ganze kleine Schrift von Gebildeten gelesen werde, wie wir auch vertrauen, dass sie diese Anziehungskraft hat."

Empfehlenswerthe Werke.

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.

Drei Theile. (68 Bogen.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

Das Literarische Centralblatt spricht sich über das Werk, wie folgt, aus:

„Mit Freuden schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.

Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66⅞ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben. (495)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin sind erschienen: (496)

Ueber den Ursprung der Sitten.

Antrittsvorlesung,
gehalten am 23. März 1860
in der Aula der Hochschule zu Bern
von Prof. Dr. **M. Lazarus.**

Zweite Auflage.
(so eben erschienen)

3 Bogen. gr. 8. geh. 8 Sgr.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ist erschienen:

Das weströmische Reich

besonders unter den Kaisern

Gratian, Valentinian II. und Maximus.
(375—388.)

Von (497)

Dr. Heinrich Richter.

44 Bogen gr. 8. geh. 1865. 3 Thlr. 20 Sgr.

„So hat uns Richter erheblich mehr gegeben als eine Geschichte Roms unter den auf dem Titel genannten Kaisern, denn ein reichliches Drittel des Buches befaßt sich mit der christlichen Kirche und den Germanen in Rom während der Zeit von Diocletian und Valens..... ..... Auch sind die hervorragenden Persönlichkeiten unter den Kaisern, wir heben namentlich Julian hervor (S. 136), wie unter den Geistlichen trefflich charakterisirt. Ohne uns hier auf Einzelnes einzulassen, können wir uns darauf beschränken noch hervorzuheben, daß Quellen und Literatur gründlich und erschöpfend verarbeitet erscheinen. Es ist dies um so beachtenswerther, da leider noch immer Gründlichkeit und Schönheit der Darstellung, die das Buch Richter's in hohem Grade auszeichnet, so selten vereinigt gefunden werden..... Namentlich erscheint seine Darstellung von dem thatsächlichen Einflusse der Germanen, seine Charakteristik der einzelnen bedeutenden germani[...]en Minister und Feldherren und deren [...]ältniß zum Römerthume in hohem Grade gelungen[...]"

Literar. Centralbl.

Die Grenzboten. (498)

Zeitschrift [...]r Politik und Literatur.

Nr. 31. [...] Hessen als preußische Provinz. [...] 3. Der erste christliche [...] — Die Petrussage. Der deutsche Buchhandel [...] Tendenzroman. — Politischer Monatsbericht. der letzten Monate. — [...] Nummern 10 Thlr. Preis d. Jahrg. von [...]rbig in Leipzig.

Friedrich Ludwig [...]

Das Aus[land]. (499)

Ueberschau der neuesten For[sch]ungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 30. Das Trauerspiel [...] Todten bei den [...] H. Göll. Die Bestattung der [...] Trinitatis in Römern. — Der Abend [...]es Hecla. — Schweden. — Eine Bestellung [...] — Ueber [...] Eine Reise in das Fajûm Aegypten. Die Gewebe [...] die Besteuerung des Tabaks — [...] Pfahlbauten. und Geflechte der schweizerischen P[...] mit Erd- — Versuche von Dampfer-Heizung [...]lepsch. — [...]. — Neue Reisehandbücher von Be[...] Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. [...] 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Magazin für die Literatur des Au[s]landes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen [...] Post-anstalten des In- und Auslandes an, in Be[...] die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht b[...] — franco durch die Post oder durch Bu[chhändler-]Vermittlung an die Verlagshandlung zu rich[ten].

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr [berechnet].

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in [Berlin].

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuch[handlung] (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhel[m]str. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ[ische] Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Der vierte Band von Ruge's Memoiren.*)

Dem vierten Bande seiner Denkwürdigkeiten giebt Ruge den Specialtitel: „Die Philosophie und ihre Befreiung." Der Inhalt läßt sich unter drei Rubriken sondern, die im Text zum Theil in und durch einander gehen: Geschichte der Philosophie — Geschichte der Halleschen Jahrbücher — Ruge als Stadtverordneter. Der Verfasser selbst legt diesem Bande eine höhere Wichtigkeit bei, als den früheren; er verspricht ziemlich gerade heraus, wer dies Buch durchgearbeitet und seinen Inhalt sich zu eigen gemacht, der werde unsere Zeit „und ihren innersten Kern, ihren Geist und ihr Denken" kennen gelernt haben. Es lohnte also wohl, auf diesen Inhalt etwas näher einzugehen.

Die Vorrede, die sich wie das bekannte „Manifest" Ruge's „An die Deutschen" wendet, beginnt:

„Was ich bisher über den Geist unserer Zeit mitgetheilt, war in einer Form, die Allen geläufig sein mußte und die zu meiner Freude Vielen gefallen hat. Hätte es mißfallen, oder wäre es unbeachtet vorüber gegangen, so hätte ich nicht sagen können, daß diese Auffassung des Geistes, wie er sich zu Anfange des Jahrhunderts zeigte, unsere gemeinsame Angelegenheit wäre. Jetzt habt Ihr sie damit zu der Eurigen gemacht und mir aus der Hand genommen. Ihr habt die Vertheidigung unsrer Jugend genehmigt und über die endlosen, aber eben so geistlosen Anklagen unsrer Gegner ein Urtheil gesprochen, das sie für immer beseitigt.

„So ist mir etwas Großes gelungen. Ich habe ein richtiges Licht über die Zeit unsrer gemeinsamen Jugend verbreiten können und Gefühle und Leidenschaften rechtfertigen dürfen, ohne die kein Volk ehrenwerth leben kann, und die vor Allen seiner Jugend zukommen. Ich wußte, wie wichtig das Unternehmen, wie groß meine Verantwortung war, und mit aufrichtiger Scheu hab' ich mich dem vielentweihten Tempel dieses jugendlichen Geistes wieder genaht, um sein Allerheiligstes denen zu enthüllen, die nie darin waren, und denen wieder zu Gemüthe zu führen, die nur dieser Erinnerung bedurften, um den Schatz zu heben, der ihnen schon gehörte.

„Was ich nun aber mitzutheilen habe, ist andrer Art. Es ist zwar derselbe Geist der Zeit in seiner Entwicklung, aber zurückgedrängt in seine höchste und letzte Spitze, in die Bewegung des schöpferischen Gedankens, in das Gebiet der Alles beherrschenden Wissenschaft der Philosophie."

Die höchste und letzte Spitze ist nun die Hegelsche Philosophie in ihrer durch die absolute Kritik, besonders durch Ruge selbst rektificirten Gestalt. Auf diese Spitze hin drängt der Entwicklungsgang der ganzen europäischen Menschheit, und die philosophischen Systeme aller Jahrhunderte sind Bausteine zu der Pyramide, auf welche die Halleschen Jahrbücher gewissermaßen den Schlußstein legen, in den die Fahnenstange des Banners der Wahrheit und Freiheit eingelassen ist. So wenigstens deutet Ruge die Geschichte der Philosophie. Dabei muß seine Darstellung als mustergiltiges Meisterstück anerkannt werden: die Entwicklung der griechischen Philosophie und ihre Aufnahme durch die deutsche ist in keiner wissenschaftlichen und in keiner populären Geschichte der Philosophie mit so lichtvoller Klarheit und durchdringender Schärfe dargestellt und auch die „systematische Entwicklung der Philosophie", d. h. der Bau des Hegelschen Systems ist meisterhaft geklärt und, soweit das möglich, popularisirt. Daß in den Consequenzen dieses Systems Hegel und die „Schule" von sich selbst abgefallen und daß die „kritische Entwicklung der Philosophie", d. h. die Coalition der Jahrbücher die Hegelsche Philosophie vor Hegel rettet, das bleibt auch unzweifelhaft: daß aber die absolute Kritik, die reformirte Hegelei damit aufhörte, selbst einseitig zu sein, das bedarf nur für sie selbst keines Beweises. „Die Entwicklung des wissenschaftlichen, so wie des gemeinen Bewußtseins und die Versöhnung Beider miteinander", das ist die philosophische Frage, deren Lösung die Jahrbücher geben sollten. Ist's aber nicht unangenehm charakteristisch, daß über die Frage der Vaterschaft dieser weltbefreienden Gedankenkinder, welche die Lösung aussprechen, die Begründer der Jahrbücher, Ruge und Echtermeyer, sich überwerfen und entfremden?

Ruge definirt die Philosophie als „die Entwicklung des menschlichen Geistes im Denken selbst, die Ausbildung des Denkens in der Geschichte, also die sich entwickelnde Geschichte selbst, aber im Kopfe, im Elemente des Gedankens." Mit Recht sagt er: „Wenn nun die Philosophie die ganze Entwicklung aller Systeme ist, so ist diese Entwicklung die werdende Wahrheit und ein System um so wahrer, je vollkommner es die ganze Reihe in verdauter Gestalt in sich aufgenommen hat." Das aber beweist gegen ihn selbst. Er ist zwar der Meinung, „in verdauter Gestalt" alle Systeme in das seinige aufgenommen zu haben und für dies daher absolute Wahrheit beanspruchen zu können. Ist indessen einfache Negation auch ein Verdauen? Zum gesammten Mittelalter, zum Christenthum, zu allem Orientalischen steht Ruge aber nur negirend: „Erst mit dem Abfall vom Mittelalter und vom Christenthum — beides ist wesentlich das Nämliche — wenden sich die Menschen wieder zur Naturueberwindung und zur Geistesausbildung, zur unbedingten Philosophie zurück, und erst die Wissenschaft, die sich ganz auf sich stellt und alle religiösen und orientalischen Phantasieen aus dem Gebiete der Wahrheit verweist, wie Plato die griechischen Religions-Erfinder, erst diese ist die wahre Versöhnung des Geistes mit sich und das Aufheben des unglücklichen Bewußtseins der Christen, die sich selbst und die Welt verwerfen." Aus dem „gemeinen" Bewußtsein mindestens wird selbst Ruge christliche und orientalische Elemente nicht herausleugnen wollen; er will ja aber das philosophische mit dem gemeinen Bewußtsein versöhnen; das ist mit Streichen und Wegschneiden nicht einfach gethan. Die Oberdenker der orthodoxen Philosophie haben ein gut Theil „Generalpächter-Bewußtsein" mit den Oberbonzen anderer Orthodoxieen gemein, und nicht mit Unrecht wird Ruge „der Herren eig'ner Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln", vorgeworfen werden können, wenn er von der Philosophie, von seiner Philosophie, sagt: „Obgleich nun diese Wissenschaft in ihrer ganzen Ausbreitung über das große Feld der Geschichte und in ihrer strengen Form, der systematischen Entwicklung ihrer einzelnen Theile, nicht von allen Zeitgenossen, ja nicht einmal von allen Gelehrten unsers Volks besessen werden kann, so ist doch der geistige Zusammenhang der Genossen Eines Volks und Einer Zeit so durchgehend und bindend, daß der allgemeine Zeitgeist mit der jedesmaligen Philosophie und diese mit ihm Eine und dieselbe geistige Bewegung bildet."

Der Fortschritt der Entwicklung erfolgt nach Hegel durch Vereinigung der sich aufhebenden Gegensätze, nicht also durch Ausbau eines derselben. Wenn auch für Ruge persönlich, so ist

*) Aus früherer Zeit. Von Arnold Ruge. Vierter Band. Berlin, Franz Duncker. 1867.

doch nicht für die Geschichte der Philosophie und für das philosophische Bewußtsein unseres Zeitalters Arthur Schopenhauer zu streichen: die nächste Stufe unserer philosophischen Entwicklung, deren höchste Stufe eben auch durch Ruge, durch die „gereinigte" Hegel'sche Philosophie, noch nicht erreicht ist, wird durch die zu höherer Einheit sich aufhebenden Systeme Hegel-Ruge's und Schopenhauer's bezeichnet werden, die ja darin beide übereinstimmen, vor ihnen selbst in Kant die Spitze der bisherigen philosophischen Entwicklung zu sehen, auf der sie weiter bauen.

Daß die neue Philosophie nicht nur in „Wolkenkukuksburgungen", sondern auf Erden in diesem Leben, in Staat und Gesellschaft Geltung und Verwirklichung erlangt, das wird sie unzweifelhaft mit der Ruge'schen gemein haben. Darum aber bleibt es eine Art von Heuchelei, wenn die Klage über Unterdrückung der „Deutschen Jahrbücher" mit Berufung auf deren rein wissenschaftlichen Charakter begründet wird. Es gehörte zum Wesen jener Zeitschrift, daß sie die Einführung ihrer Ideen in's „gemeine" Bewußtsein und ihre praktische Verwirklichung erstrebte, und daß die Machthaber sich dem widersetzten, zeigt nur, daß sie mehr davon verstanden, als die Werkzeuge, welche die Unterdrückung vollziehen oder gutheißen mußten. Im vorliegenden Buche sagt Ruge, um nur eine milde Stelle anzuführen, ausdrücklich: „Die Versöhnung des Menschen mit sich tritt bei den Franzosen praktisch in der Revolution, bei den Deutschen theoretisch in der Philosophie auf. Die Revolution, von der die Deutschen 1848 ergriffen wurden, brachte es nicht einmal bis zum Versuch der Republik und ließ das Christenthum ganz aus dem Spiele; sie erreichte also die Freiheit unseres theoretischen Geistes bei weitem nicht." Man kann Atheist und Republikaner sein und wird doch gestehen müssen, daß solchen nach praktischer Verwirklichung strebenden Ideen gegenüber Monarchie und Kirche im Stande der Nothwehr sich befanden. Nach Ruge's Darstellung aber führt er als Mandatar des Zeitgeistes den Proceß gegen die christlich-mittelalterliche Romantik, die König Friedrich Wilhelm IV. vertritt, welcher rechtlich den Proceß verliert, aber durch die Gewalt eine unrechtmäßige Entscheidung herbeiführt. Dagegen ist zu sagen, daß der Zeitgeist in den historischen Rechtshändeln immer die Entscheidung für sich gewinnt, und daß auch der nicht im Namen des Zeitgeistes streitet, welcher der Zeit voraus ist.

Wie schwer es in der Praxis wird, manche Geister auch nur auf die Durchschnittshöhe nachzuschleppen, davon hat Ruge als Stadtverordneter Erfahrungen gemacht, die zum Theil nicht so ergötzlich gewesen sein mögen, als sie gegenwärtig waren, wie sie sich jetzt in der Vergangenheit darstellen. An Bildern von Personen und Zuständen ist auch dieser Band wieder sehr reich, und in jedem Sinne liefert das Buch ein wichtiges Stück nationaler und humaner Kulturgeschichte. Der „theoretischen Entwicklung des Weltgeistes" in diesem Bande soll seine „praktische Befreiung" im nächsten folgen.

Friedrich Hasenow.

Die Bestrebungen zur Erweiterung der weiblichen Erwerbsfähigkeit und Bildung.

In verschiedenen Ländern bespricht man immer lebhafter diesen Gegenstand. Auch in diesen Blättern ist die erweiterte Ausbildung des weiblichen Geschlechts bereits vielfach besprochen worden. Hier mögen nur einige Bemerkungen daran geknüpft werden als Beiträge zur Berührung von Seiten, die man sonst weniger hervorzuheben pflegt; denn erschöpfend oder nur einigermaßen umfassend lassen sich jene mit dem Charakter der neuesten Entwickelungsstufe unserer Civilisation eng zusammenhängende Bestrebungen schwerlich in dem Artikel einer Zeitschrift behandeln.

In den Anregungen, die Bildung des weiblichen Geschlechts zu heben, treten vorzüglich zweierlei Richtungen hervor: erstens dessen allgemeine Bildung auf eine höhere Stufe zu bringen, und zweitens die Geschicklichkeit solcher Mädchen zum selbständigen Erwerb zu fördern, denen es nicht gelingt, eine Ehe zu schließen, oder vielmehr die Erziehung schon rechtzeitig so einzurichten, daß sie in diesem Falle für irgend ein Fach selbständigen Erwerbs ausgebildet sind. Die ersterwähnte Richtung ist durchaus erfreulicher Natur. Nicht ganz dasselbe läßt sich von der zweiten Richtung sagen. Gewiß ist es erfreulich, daß man ein gefühltes Bedürfniß zu befriedigen sucht; es ist ferner, besonders in Deutschland, erfreulich, daß man sich nicht erst auf langen Umwegen theoretischer Erörterungen erging, sondern mit praktischem Blick sofort handelnd einzugreifen bemüht ist; aber andererseits läßt sich doch nicht verkennen, daß diese so anerkennenswerthen Bestrebungen vorzüglich durch die Wahrnehmung veranlaßt wurden, daß die Zahl solcher Mädchen immer mehr zunimmt, welche unverheiratet bleiben müssen. Dies deutet auf faule Flecke im neuesten Stadium unserer Civilisation, über die wir uns hier nicht auslassen wollen, um uns nicht in einen zu weiten Umfang von Betrachtungen zu verlieren. — Was man auch sagen mag, so bleibt immer die Ehe ein von der Natur im weiblichen Geschlecht ungleich stärker als im männlichen angeregtes Ziel.

Beide Uebelstände, die nicht genügende weibliche Bildung im Allgemeinen und die häufig wahrgenommene Unfähigkeit junger Damen zum selbständigen Erwerb, stehen aber in Wechselwirkung. — Neben den großen und mannigfaltigen Fortschritten des Zeitalters, neben der Vertiefung in Behandlung verschiedener Zweige der Wissenschaft und Technik lassen sich auch Züge der Verflachung und Abspannung in der allgemeinen Entwickelung der Völker nicht verkennen. Hiergegen bietet allerdings die höhere Bildung der Männer durch ernster betriebene Fachstudien gewisse Corrective dar, wenn auch jene Verflachung nicht ganz dadurch beseitigt werden kann. Man will nun die Ausbildung des weiblichen Geschlechts ebenfalls mehr als bisher auf spezielle Fächer richten, um der wahrgenommenen Verflachung zu steuern und zugleich die jungen Damen zu befähigen, die Mittel zu ihrer Existenz in Händen zu haben, sowie die Heirat nicht mehr als den einzigen erlehnten, „über Wohl und Wehe ihres ganzen Lebens entscheidenden Schritt" anzusehen.

Diese Richtung verfolgt einer der englischen Aufsätze, die früher in diesen Blättern (1866, Nr. 21) besprochen worden und der von einer englischen Dame herzurühren scheint. „Den Sitz und Kernpunkt des Uebels," heißt es dort, „findet die Verfasserin in der Erziehung des weiblichen Geschlechts, die nicht auf Einen Punkt geleitet wird, sondern aus einer großen Menge von Lehrgegenständen besteht, welche alle auf einmal erfaßt werden, ohne ein bestimmtes Interesse für irgend einen Zweig zu erwecken. Auf diese Weise sind aber die erworbenen Kenntnisse nutzlos für das Leben, wird die Denkkraft zersplittert, statt systematisch entwickelt. Die Erziehung sollte, nach Ansicht der Verfasserin, nach dem Verlassen der Schule nicht aufhören, sondern mit bestimmtem Hinweis auf ein spezielles Ziel, dem das Mädchen

mit voller Seele hingegeben sein muß, fortgesetzt werden. Geschähe dies, so würde das Leben unserer Frauen einen ernsteren Inhalt, ihr Geist eine gesundere Richtung erhalten. Sie würden ihr Leben nicht zubringen in nutzlosen Tändeleien, die zu dem Irrthum Anlaß gegeben, daß der Verstand der Frau dem des Mannes weit untergeordnet sei. — — — Sie würden in jeder Lage des Lebens vernünftiger, achtungswerther, glücklicher sein."

Gewiß liegt hierin viel Wahres, aber ob durch eine bloße auf irgend eine Fertigkeit gerichtete Fachbildung, ohne die Grundlage einer besseren, Geist und Herz mehr veredelnden allgemeinen Bildung Alles gebessert würde, möchte sehr dahingestellt bleiben. Man könnte von der anderen Seite auf diesem Wege vielleicht dahin gelangen, prosaische, einseitig und handwerksmäßig entwickelte Frauen ohne Anmuth heranzubilden, mit Beeinträchtigung der dem weiblichen Naturell eigenen, das Leben verschönernden Eigenschaften. Man mag auf die Männer blicken, welche sich nach der Schule wenig mehr andere Ausbildung gegeben haben oder geben konnten, als die in ihrem speziellen Fache. Wenn auch nicht alle, aber doch sehr viele von ihnen werden im Vergleich zu ihren guten Leistungen auffallend einseitig und beschränkt in ihrem geistigen Horizont, sowie ungenießbar im edleren geselligen Verkehr erscheinen, wenn sie auch modisch gekleidet sind, Concerte, Bälle und Theater besuchen. — Für das weibliche Naturell ist aber eine solche einseitige Ausbildung ungleich gefährlicher als für das männliche, weil es leichter als das letztere der Verschrobenheit anheimfällt, wenn bei einem einseitigen Bildungsgange die veredelnde Entwickelung der natürlichen Geschlechts-Eigenschaften vernachlässigt wird. Daher ist eine veredelnde allgemeine Bildung auch für solche Mädchen, die sich speziellen Fächern zu widmen beabsichtigen, um so wünschenswerther.

Einer solchen allgemeinen höheren Ausbildung stehen aber die „nutzlosen Tändeleien", in denen, wie in jenem Aufsatz gesagt wird, „unsere Frauen" ihr Leben zubringen, nicht wenig entgegen. Diese gedankenlose Lebensweise fällt besonders in's jungfräuliche Lebensalter, welches die jungen Damen großentheils im elterlichen Hause zubringen. Der vorausgegangene Unterricht in der ersten Schule und in höheren Unterrichts-Anstalten scheint für dieselbe gesellschaftliche Stufe ziemlich ungleich zu sein, bald besser, bald ungenügender. Manches wird bloß nach modischen Erfordernissen gelernt ohne sonderlichen Bildungsgehalt. Die Zeit ist noch nicht vorüber, in der mancher Vater mit Befriedigung sagt (oder doch denkt): Meine Tochter spricht französisch und spielt Klavier, in der Meinung, sie auf die höchste Stufe weiblicher Bildung gebracht zu haben. Dabei kommt wenig darauf an, **was** sie französisch spricht, **was** und **wie** sie Klavier spielt.

Jene „nutzlosen Tändeleien" unserer jungen Damen sind weniger in den gangbaren Vergnügungen als in Mitteln zur Beförderung einer gedankenlosen Vergeudung der Zeit zu suchen. Nur eine Minderzahl hat Gelegenheit zum übertriebenen Genuß von Vergnügungen, der allerdings die Leerheit befördert und die Gesundheit untergräbt. In weit breiterer Ausdehnung höhlen gedankenlose Scheinbeschäftigungen und eine schlecht gewählte oder vielmehr gar nicht gewählte Lectüre den inneren Menschen aus und machen ihn zu edlerer Sammlung und Vertiefung unfähig.

Zu diesen Scheinbeschäftigungen kann man auch das ordinäre modische Klavierspielen rechnen, das sehr geeignet ist, die Zeit in einer verschwommenen Seichtigkeit zu vertändeln. Die Neigung zu Musik und Gesang liegt allerdings im weiblichen Naturell, und wer möchte den veredelnden Einfluß dieser Künste verkennen, die aber in unseren Tagen nicht selten zu verflachender Zeitvergeudung gemißbraucht werden, nicht zu erwähnen, daß eine gute Anzahl junger Damen, obgleich sie frühzeitig einen entschiedenen Mangel an Talent für Musik und Gesang an den Tag legten, doch angehalten und verleitet werden, die Zeit damit zu verschwenden.

Fast noch verflachender, noch mehr geeignet zu einer leeren Scheinbeschäftigung sind großentheils die Stickereien und anderen Luxusarbeiten, welche unter den jungen Damen unserer Tage unverhältnißmäßig überhand genommen haben. Stickereien und andere künstliche Arbeiten mit Nadel und Scheere gehören seit den ältesten Zeiten zu weiblichen Beschäftigungen; es kann darin manches Sinnige und Geschmackvolle ausgeführt werden und wird auch jetzt noch producirt. Das Verderbliche liegt bloß in der übermäßigen Ausdehnung und der Qualität dieser Art von Arbeiten. In dieser Hinsicht darf man nicht das zum Maßstab nehmen, was man etwa auf irgend einer Ausstellung sieht, sondern die Art von dergleichen Arbeiten, mit welchen die große Masse unserer jungen Damen einen unverhältnißmäßigen Theil ihrer Zeit verbringt. Da wird man z. B. in ungeheurer Menge die Arbeiten vertreten finden, die nach einem Muster auf Stramin ausgeführt werden. Wenn auch solche Erzeugnisse mitunter ganz an ihrem Platze sein mögen, so ist doch eine sehr große Zahl derselben nur eine Gelegenheit, in gedankenloser Abzählung der Stiche die Zeit hinzubringen. Etwas Aehnliches ist es mit vielen Stickereien in bunten Perlen und anderen Arbeiten, die auf Spielereien hinauslaufen, in denen nach gutem Geschmack wenig gefragt, und wodurch die Anfertigung besserer aber mehr Kunstfertigkeit erfordernder Erzeugnisse, z. B. der Stickereien in Plattstich, verdrängt wird. Uebrigens sind diese mechanischen Luxusarbeiten in viel weiteren Kreisen Mode als das gedankenlose Musiciren.

Die Vermehrung und enorme Verbreitung von illustrirten Zeitschriften, welche Muster zu weiblichen Luxusarbeiten in unzähliger Menge enthalten, bezeugt nur die unverhältnißmäßige Ausdehnung solcher Beschäftigungen. An sich könnte man es nur anerkennenswerth finden, in unserer Zeit der Publicität auch für solche Gegenstände Zeitschriften zu verbreiten, allein die literarische Industrie hat sich derselben bis zum Uebermaß bemächtigt, und da immer etwas Neues gebracht werden soll, so kann nicht immer etwas Gutes und Geschmackvolles geboten werden; auch spiegelt sich in nicht wenigen dieser Muster die unserer Zeit eigene Zerfahrenheit des Geschmacks sowie der Mangel an Stylgefühl ab.

Die Mode gewordene Applications-Arbeit ist im Vergleich zu den immer noch am zahlreichsten gefertigten Arbeiten auf Stramin als ein Fortschritt zu betrachten, aber auch hierbei zeigt sich nicht selten die Neigung zu gedankenloser Nachahmung, die Scheu vor eigener Erfindung oder doch solcher Nachahmung, welche etwas mehr Aufmerksamkeit und Denken erfordert. So verkauft man z. B. Stücke Tuch oder anderes Zeug, auf dem eine Gruppe von Verzierungen in Applications-Arbeit von einer geübten Stickerin ausgeführt ist. Das in seinen Umrissen aufgedruckte Muster ist so eingerichtet, daß sich die Verzierungen auf der ganzen Fläche wiederholen sollen. Nun hat die Dame, welche die Arbeit weiter führen will, nichts zu thun, als ohne Nachdenken und sonderliche Aufmerksamkeit die Umrisse auszufüllen.

Durch dergleichen spielende Beschäftigungen wird die Selbsttäuschung jener Befriedigung hervorgerufen, welche die Folge

einer vollbrachten und gelungenen Arbeit ist, während der innere Mensch immer mehr von einer verschwommenen Erschlaffung ergriffen wird, die kein Bedürfniß nach edlerer Sammlung, nach lebhaftem und gewürztem Geistesleben aufkommen läßt. Eine Schriftstellerin unserer Zeit sagte, daß jenes gedankenlose Klavierspielen geeignet sei, den Müßiggang der jungen Damen hörbar zu machen; ebenso sind jene spielenden Arbeiten geeignet, ihren Müßiggang sichtbar zu machen. — Es ist ein greller Widerspruch, daß, während man eine solidere Ausbildung des weiblichen Geschlechts anstrebt, dessen tändelnde Scheinbeschäftigungen eher im Zunehmen als im Abnehmen begriffen sind.

Die unter den Damen meist gangbare Lectüre ist schwerlich geeignet, jener innern Versandung entgegenzuwirken. Ohne Zweifel lesen sie viele Romane und Novellen. Man erwarte hier keine Strafrede gegen das Romanlesen im Allgemeinen. So lange es Romane und Leihbibliotheken, Zeitschriften und Lesezirkel mit unberechenbaren Erzählungen giebt, wird man junge und alte Damen nicht abhalten können, Romane zu lesen. Und brauchen wir zu erwähnen, daß es eine gute Anzahl Romane und Novellen giebt, die reich an bildendem und erweckendem Inhalt sind, die, unbeachtet zu lassen, ein Verlust im Bildungsgange aller Gebildeten ist? Wir fürchten aber, daß diese gerade von den Damen am wenigsten gelesen werden, während sie schlechte, fade und gehaltlose in großer Menge lesen. Keine Aufsicht, keine Verbote können das hindern, nur eine frühzeitige Hinleitung zur Bildung des Geschmacks durch gute Lectüre je nach dem Lebensalter kann dahin führen, auch ohne kritische Schärfe den Unterschied des Schönen vom Unschönen, des Geistreichen vom Faden, des Gesunden vom Krankhaften, des innerlich Wahren vom Unwahren und Verschrobenen herauszufühlen. Kurz, es giebt vor Bewahrung vor schlechter Lectüre schwerlich ein besseres Mittel als Bildung des Geschmacks durch gute. Hierzu dürfte aber mehr Bekanntschaft mit den besten Werken unserer Nationalliteratur gehören, als man jetzt unter der weiblichen Jugend findet, wenn auch manche bessere Bildungsanstalten nicht versäumen, darauf hinzuweisen.

Die jetzige Unbekanntschaft der jungen Damen mit den besten Werken der Nationalliteratur ist auch in England wahrgenommen worden, wie man aus der Besprechung eines Artikels im Aprilhefte der Quarterly Review in Nr. 31 dieser Blätter ersieht. — Kehren wir nach Deutschland zurück, so läßt sich allerdings für die Abnahme der Bekanntschaft mit den Werken unserer besten Autoren ein im unvermeidlichen Laufe der Zeit liegender Grund finden. Unsere klassischen Schriftsteller liegen uns äußerlich und innerlich ferner als in der Zeit, in der sie erschienen, oder in der ihre Werke noch zur currenten Lectüre gehörten. Der starke Absatz der Werke unserer berühmtesten Dichter beweist noch keineswegs, daß sie in derselben Ausdehnung gekauft und gelesen werden. Man hat dasselbe in England in Beziehung auf Shakespeare wahrgenommen. Jede Generation wendet sich am leichtesten solchen Werken zu, welche die Anschauungen und Richtungen ihrer Zeit abspiegeln. Gleichwohl ist es um so unerläßlicher, auf die besten Schriftsteller unserer klassischen Zeit hinzuweisen, als die literarische Industrie der Gegenwart so viel Verschrobenes und Unnatürliches zu Tage fördert.

Schlechte Romane sind gelesen worden, so lange die Bildung der neueren Zeit sich entwickelt hat. So viel aber auch in Stoff und Behandlung die ordinäre Unterhaltungs-Literatur der Gegenwart von der vor etwa funfzig Jahren gangbaren verschieden sein mag, so hat sie doch das mit ihr gemein, daß sie Leser und Leserinnen gewöhnt, an den Leiden und Schicksalen der Verschrobenheit Theil zu nehmen und die Welt in einem verzerrenden Spiegel anzuschauen. Diese Unnatur ist noch fortgeschritten, seit es Mode geworden, Helden und Heldinnen der Dichtung aus den Rinnsteinen der civilisirten Gesellschaft aufzulesen. — Ein tiefer liegender Grund der Abwendung von unserer klassischen Literatur liegt in der Wendung zur Romantik in den letzten funfzig Jahren, in der unwahr idealisirenden Richtung nach dem Mittelalter hin und nach jener reactionären Frömmelei, welche so breit in unsere Kunst und Literatur eingedrungen. — Doch alles das gehört in das große Kapitel der ungesunden Ausflüsse.

Man wird vielleicht einwenden, daß gar viele junge Damen sich besser und bildender zu beschäftigen wissen, als in den hier erwähnten Scheinbeschäftigungen, etwas besseres zu lesen pflegen, als die hier angedeutete Unterhaltungsliteratur. Es wäre traurig, daran zu zweifeln, aber schwerlich dürfte man bestreiten können, daß Tausende in der angedeuteten Weise ihre Zeit verbringen. Eine Abwendung von jener Verflachung, eine den innern Menschen tiefer ergreifende Bildung und Fortbildung im jungfräulichen Lebensalter dürfte aber auch den Bestrebungen zur ausgedehnteren Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts förderlich werden, denn die allgemeine höhere und mit mehr Gemüthswärme vorschreitende Bildung bereitet auch die gründlichere und ernstere Erfassung eines bestimmten Faches vor.

Je mehr den Bestrebungen zur erweiterten Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts guter Fortgang zu wünschen ist, um so mehr dürften krankhafte Züge, die sich demselben beimischen könnten, möglichst fern zu halten sein, die aber gleichwohl in manchen Schriften über diesen Gegenstand (mehr im Ausland als in Deutschland) nicht undeutlich auftauchen. Hierhin gehört (besonders in Schriften aus weiblicher Feder) eine gewisse Bitterkeit gegen die von der Natur begründete Ueberlegenheit des männlichen Geschlechts im Allgemeinen und das Bestreben nach Verwischung des Unterschiedes von Mann und Weib. — So behauptete z. B. Frau Emily Faithfull unlängst in dem von ihr herausgegebenen Victoria-Magazin: „Hätte die Natur einen Unterschied der männlichen und weiblichen Geistesgaben beabsichtigt, so gäbe es auch keine Ausnahmen von der Regel."*) Welcher Schluß! — Man kann auf diesem Wege leicht in das trügerische Fahrwasser jener in Amerika mit so viel Hitze als Mangel an Erfolg betriebenen Agitationen für sogenannte „Frauenrechte" gerathen.

Gewiß können die Frauen noch verschiedene bisher nur von Männern betriebene Zweige mit Erfolg ergreifen; wenn man aber in deren Auswahl ein gesundes Resultat erzielen will, so darf die Eigenthümlichkeit des weiblichen Naturells und dessen Unterschied vom männlichen nicht außer Acht gelassen werden.

Ferner muß man sich hüten, in den hier in Rede stehenden Bestrebungen Amerika, wo allerdings mehr Arbeiten und Geschäfte, die in Europa gewöhnlich den Männern anheimfallen, von Frauen betrieben werden, unbedingt als Muster aufzustellen. Wir wollen nicht behaupten, daß nichts Amerikanisches in dieser Hinsicht Beachtung verdiene, aber die amerikanischen Beispiele dieser Art sind doch mit großer Vorsicht und Auswahl aufzufassen. Es ist dabei immer der allgemeine Unterschied zwischen der amerikanischen und europäischen Bildungsstufe in Betracht zu ziehen. — In Philadelphia giebt es z. B. ein medizinisches Collegium für Frauen (Female Medical College). Wenn wir nun erfahren, daß seit dem Bestehen dieser Anstalt, nämlich

*) Magazin f. d. Lit. d. Ausl. Nr. 13, 1866.

seit dem Herbst von 1850, einundsiebzig Damen zu Doctoren promovirt und nahe an dreihundert seit deren Eröffnung matrikulirt wurden und Vorlesungen besuchten*), so könnte diese Ausbildung von Frauen vielleicht als ein Fortschritt erscheinen, der auch in Europa ohne sonderliche Schwierigkeit zu erreichen sei. Anders stellt sich aber die Sache, wenn wir uns eine deutlichere Vorstellung von Bildungsgang und Bildungsstand in Amerika verschaffen. Wir werden dann finden, daß die medizinische Bildung nicht bloß der Frauen, sondern auch der Männer dort mit einer Oberflächlichkeit betrieben wird, die in Europa nicht für eine zur Praxis qualificirende Ausbildung anerkannt würde; wir würden ferner finden, daß das ganze Medizinalwesen dort so im Argen liegt, daß der unverschämtesten und schädlichsten Charlatanerie Thür und Thor geöffnet ist.

In den amerikanischen Bildungsanstalten, welche die Stelle unserer Universitäten vertreten, werden schon nach zweijährigem Cursus Doctoren der Medizin creirt, welche sofort practiziren können, ja wir könnten ein Beispiel anführen, daß in derselben Stadt Philadelphia, wo so viele weibliche Doctoren creirt wurden, ein Mann in den mittleren Jahren, der bis dahin Jurist gewesen, nach einem medizinischen Cursus von nur einem Jahre das Diplom als Doctor der Medizin erhielt. Hierbei soll dem Rufe der in Europa (auch in diesen Blättern) anerkennend genannten Damen, welche in Amerika ärztliche Praxis betreiben und deren Beurtheilung ganz außer unserem Bereich liegt, nicht im Entferntesten zu nahe getreten werden. Wir wollen nur im Allgemeinen darauf aufmerksam machen, daß wenn etwa Damen in Europa Doctoren der Medizin zu werden beabsichtigten, sie diesseits des Atlantischen Oceans ihr Ziel nicht so leicht erreichen möchten, wenn ihnen auch diese Laufbahn geöffnet würde. In Amerika ist mancherlei praktisch, aber die Nachahmung des Amerikanischen ist in Europa nicht immer praktisch.

Was hier vom Studium der Medizin gesagt ist, gilt auch von anderen Fächern. Allenthalben wird in Amerika auch von Männern ungleich weniger Vorbildung oder Bildung überhaupt zur Ausübung irgend einer Thätigkeit erfordert. Auch jene Thätigkeiten, welche bei uns eine vorausgegangene Universitäts-Bildung erfordern, nehmen dort mehr den gewöhnlichen Charakter des Geschäfts an. Nirgends ist eine wirksame Controle, und im Geiste des amerikanischen Individualismus kommt es weniger darauf an, daß irgend eine Leistung für diejenigen, denen sie geboten wird, gut oder ausreichend gethan wird, als daß derjenige, von welchem sie ausgeht, „sein Leben macht," oder „gut ausmacht," oder auch „Geld macht." — In dieser allgemeinen Oberflächlichkeit wird es dem weiblichen Geschlecht leichter als bei uns, mit dem männlichen zu konkurriren. Die hierauf bezüglichen Fälle muß man weniger zählen als wägen, wenn man sie etwa zur praktischen Nachahmung empfiehlt.

Dagegen soll nicht in Abrede gestellt werden, daß sich an den amerikanischen Frauen (wie an den Männern) im Allgemeinen mehr Unternehmungsgeist als an den deutschen wahrnehmen läßt, was freilich zum Theil, aber doch nicht ganz, mit der Leichtigkeit zusammenhängt, mit welcher man in Amerika überhaupt ein Geschäft beginnen kann. Manche Züge des resoluten Wesens der Amerikanerinnen könnten allerdings auch unseren Landsmänninnen zum Vorbilde dienen. Näher darauf einzugehen, würde aber die Gränzen dieses Artikels weit überschreiten.

A. B.

*) Magazin Nr. 30 von 1866.

Einige Anmerkungen zur deutschen Bibliothek von Heinrich Kurz.*)

Das Unternehmen des verdienten Literarhistorikers Heinrich Kurz, seltene Schriften der ältern deutschen National-Literatur dem größeren Publikum in mehr als einem Sinne zugänglich zu machen, hat überall gerechte Anerkennung gefunden. Die Feststellung des Textes ist mit Umsicht und äußerster Sorgfalt geschehen, die bibliographischen Notizen sind zuverläßig und umfassend, die literarischen Nachweise von Quellen, Abdrücken und Bearbeitungen erstrecken sich auf alle Gebiete der vaterländischen und der fremden Literatur. Auch die Worterklärungen sind gewiß eine dankenswerthe Zugabe, unter ihnen aber ist uns doch manches als unzutreffend aufgefallen. Einige solcher Bedenken mögen hiermit zu allgemeinerer Beurtheilung vorgelegt sein.

Esopus IV, 19. wird ein Mädchen genannt:

„Ein dicke protzel, starck vnd jung."

„Protzel" soll hier nach K. gleich „Kröte" sein. Ließe sich diese Bedeutung wohl sonst irgendwo nachweisen? Aber der Ausdruck „Protzel", mit der Metathesis: „Purzel", dann auch „Bautzel" ist in manchen Gegenden noch heute üblich für Personen, die man sonst „kugelrund" nennt; von der gleichen Anschauung geht die norddeutsche Bezeichnung „Trundel" aus (trundeln = rollen), wir haben zu erstgenannten das Verbum „purzeln" (Purzelbaum u. s. w.). Allen liegt die komische Vorstellung zu Grunde: derartige Personen brauchten nicht zu gehen, wenn man sie anstieße, würden sie davonrollen, trundeln, „purzeln", d. h. eine Bewegung machen, bei der das Unterste zu oberst kommt. (Zu vergleichen auch: Bürzel.)

In der langen Priamel zu Fabel 93 des 4. Buches kommt unter den Dingen, die der Verfasser „all sein tag nit hat nennen hort", auch: „Ein alter Wuchrer unbeschatzt" vor. Warum das: „nicht gebrandschatzt" heißen soll, ist nicht abzusehen, da das Analogon: „Ein alter Jüd on großes gut" in derselben Priamel doch wohl doppelt auffordert, „unbeschatzt" einfach so zu verstehen wie die ähnlichen „unbeweibt, unbegütert" 2c., wenn auch das einfache, positive „beschatzt" nicht nachzuweisen sein sollte.

Im vorletzten Kapitel der „Courage" entgeht dem Herausgeber, der „gedegelt" durch „abgeschmiert" erklärt, der Witz, den der Verfasser beabsichtigt, indem er die Courage sagen läßt, geprügelt wäre sie nicht, wohl aber gedegelt, d. h. nicht mit einem „Prügel", sondern mit dem Degen" durchgebläut. —

Unbegreiflich ist im „Innhalt" des „Springinsfeld" die Erklärung „Weissagung" für „Losung". Die Ueberschrift des 7. Capitels lautet: „Simplicissimi Gauckeltasch und erhaltene treffliche Losung." Von einer Weissagung ist in dem Capitel überall nicht die Rede, wohl aber von dem guten Geschäft, das Simplicius durch seine Gauckeltasche macht, von reichem „Erlös", d. h. Einnahme. Noch heute ist in Norddeutschland den Verkäufern auf den Märkten der Ausdruck „Losung" für Einnahme durchaus geläufig.

Im „Rollwagenbüchlein" kommt öfter der Ausdruck „nasser Vogel" vor, nirgend aber ist Veranlassung, ihn, wie K. thut, durch „Säufer" zu erklären. Die Redensart scheint als wesentliches Merkmal eines Vogels das Fliegen aufzufassen, wozu ein „nasser" Vogel nicht taugt, so daß ein „nasser Vogel" gleich „Taugenichts" wäre.

*) Leipzig, J. J. Weber.

Im 41. Schwank dieses Buches ist in der Ueberschrift von „Ostcoten" die Rede, doch steht nachher im Text „Ostgoten", „Ostgott" und „Herrgott". K. bemerkt: „Ostcoten: Es ist wohl kein Zweifel, daß dieses Wort so viel bedeutet, als „Christusbilder", doch finde ich nirgends Aufklärung darüber." Die „Christusbilder" sind allerdings sehr zu bezweifeln, aber die Aufklärung liegt doch nicht eben fern. Der Herausgeber selbst merkt ja zu Schwank 102 an: „Die geweihte Hostie heißt im Munde des katholischen Volks der Herrgott, in Frankreich le bon Dieu." Um nichts anderes handelt es sich hier, wo erzählt wird, das Kloster habe die Pfarren Meilen weit in der Runde mit ihrem Bedarf an „Ostgoten" versorgt, und der Pfarrer hat nachher deren 200 in einer Büchse. Was sollten das für „Christusbilder" sein?! Abendmahls-Oblaten sind doch wohl gemeint, welche im Kloster gebacken wurden, die zu Ostern, wo Alles communicirt, am meisten gebraucht werden und daher „Ostergott" heißen.

Den im Rollwagenbüchlein öfter vorkommenden Ausdruck „außecken" oder „ausecken" commentirt der Herausgeber: „erwägen, ergründen, ausklügeln." „Erwägen" dürfte davon zu streichen sein. „Das ist mir zu rund!" ist noch heute üblich genug für: „das begreife ich nicht"; auch was ausgeeckt werden soll, ist einstweilen noch rund und damit — unberechenbar, es soll erst „eckig" und damit meßbar, berechenbar, begreiflich gemacht werden, — wenn's geht. „Außecken" wird also wohl auf die Quadratur des Cirkels deuten, die eben Problem bleibt. Das Ausecken bezeichnet denn auch in der That immer einen als vergeblich, als lächerlich betrachteten Erklärungsversuch, wie zum Schluß des Schwanks 49 der gut protestantische Jörg Wickram spöttisch sagt: „Warzu aber semblich beichten dienet, laß ich ein andern, so die sach baß verstedt denn ich, außecken." So kommen auch die „Pfaffen" schlecht bei ihm weg, aber wenn er schon sagt (Schwank 3) „ein toller, voller, verlotterter, verspilter, gottloser Pfaff", so ist das doch hart genug, ohne daß noch „verspilter" = „verhurter" gesetzt zu werden braucht, wozu nicht die geringste Veranlassung ist.

Die Liste solcher Bedenken ließe sich leicht verlängern, zum Theil aber würde ihre Besprechung ein ausführlicheres Eingehen auf den Text oder auf ferner liegende Verhältnisse erforderlich machen, als hier der Raum gestattet, andere sind als lapsus calami zu betrachten. Die Verdienste des Herausgebers sollen damit durchaus nicht geschmälert werden; vielmehr wünschen wir seinem Unternehmen so entschiedenen Erfolg, daß baldigst eine zweite Auflage nöthig werde, welche, mit Tilgung der Versehen, durch einen billigeren Preis eine noch größere Verbreitung möglich mache. F. H.

Mexiko.

Zur Erläuterung des Trauerspiels in Mexiko.

Von einer deutschen Dame.*)

Das mexikanische Drama hat einen traurigen Ausgang genommen und die Welt ist um ein erschütterndes Trauerspiel reicher. Auch die Diplomatie und die Kabinette namentlich haben ihre Erfahrungen gemacht, vor Allem aber der große Werkmeister dieses Intermezzo's in den politischen Händeln unserer Zeit. Was aber wird das Schicksal dieses unglücklichen Landes sein, das seine volle Freiheit wieder erlangt hat und mit derselben auch den alten Bürgerkrieg und die Metzelei in allen Formen? Wahrscheinlich wird es im alten Stile fortgehen: unter dem Namen von Generalen und Präsidenten wird ein Räuberhauptmann nach dem andern auftreten, bis die Frucht reif ist und die Republik der modernen Azteken in den bereits weit geöffneten Sack von Bruder Jonathan fällt.

Das vorliegende ausgezeichnet gedruckte und anmuthig geschriebene Buch hat eine der Hofdamen zur Verfasserin, welche mit dem jungen Kaiserpaare nach Mexiko gingen, um dort den neuerrichteten Thron Karl's V. und Philipp's II. zu umgeben. Sie hat ihre Reisen hin und zurück, sowie ihre Fahrten in jenem Lande mit frischem Sinne und guter Beobachtung beschrieben, und ihr Buch wird für die Geschichte dieses Unternehmens immerhin einen werthvollen Beitrag bilden.

Drei Jahre hat das Drama gespielt. „Der 14. April 1864 ward endlich der langersehnte Tag unserer Abreise. Die Morgensonne begrüßte ihn mit ihren wärmsten Strahlen, der Himmel war wolkenlos. Mit hochklopfendem Herzen trat ich an das Fenster und blickte in das Meer, dem wir uns nun auf Gnade und Ungnade anvertrauen sollten; es war bewegt, eine leichte Bora kräuselte die Wellen, die ungeduldiger als sonst gegen den Felsen stürmten, auf welchem Miramar erbaut ist." — Das schöne Schloß von Miramar, das sich in den blauen Wellen der Adria spiegelt, jetzt ist es leer und öde; seine Feste sind verstummt; die stolze Königstochter liegt in den Banden des Wahnsinns gefesselt und der einst so glückliche, lebenslustige Prinz ruht als ein blasser Leichnam mit der Kugel im Herzen in fremder Erde. Wahrlich ein erschütterndes Drama, ein schreckliches Erwachen aus dem Traume des Glückes! An Warnungen hat es nicht gefehlt; so viel man weiß, war der kaiserliche Bruder und die gesammte kaiserliche Familie gegen diesen Schritt, dessen Gefahren sich nur diejenigen verhehlen konnten, die mit den mexikanischen Zuständen ganz unbekannt waren. Ueberdruß an der Langenweile, welche die Freiheit von irdischen Sorgen erzeugt, Thatendrang und die Zuversicht, der Retter und Wohlthäter eines sich seit funfzig Jahren selber zerfleischenden Volkes werden zu können, schienen den Prinzen und seine gleichgesinnte Gemahlin gegen den Rath der Freunde verblendet und in das Fangnetz getrieben zu haben, das eine überschlaue Politik gestellt hatte. Selten sind die Illusionen hoher Personen so furchtbar bestraft worden.

Die Seereise um Italien herum, wobei noch ein Abstecher nach Rom gemacht wurde, ferner die weitere Fahrt durch das Mittelländische und Atlantische Meer wollen wir übergehen. Den 28. Mai 1864, Nachmittags um zwei Uhr, fuhr die Novara am Fort San Juan d'Ulua vorbei und warf Anker vor Veracruz. Mit dem Augenblick der Landung fingen die Enttäuschungen an; und die Reizlosigkeit der Landschaft war ein ominöses Vorspiel zu dem, was kommen sollte.

„Die Küste ist flach, sandig, ohne jegliche Vegetation. Die dächerlosen weißen Häuser der Stadt, die in geraden Linien gebaut sind und regelmäßige breite Straßen bilden, geben dem Ganzen den Anstrich eines großen Kirchhofes und leider nicht mit Unrecht."

Bekanntlich ist Veracruz, eine Gründung von Ferdinand Cortez, einer der ungesundesten Orte der Welt. Acht Monate im Jahre wüthet hier gewöhnlich das gelbe Fieber und räumt

*) Eine Reise nach Mexiko. Von Gräfin Paula Kollonitz. Wien, Karl Gerold's Sohn. 1867.

vor Allem unter den Europäern und nicht acclimatisirten Mexikanern auf.

Böse Vorzeichen fehlten nicht — am Korallenriffe lag das Wrack eines gestrandeten französischen Schiffes und gegenüber der Insel Sacrificio, wo die französische Flotte ihren Ankerplatz gewählt, lag der Kirchhof der hier gestorbenen Franzosen, die nach Tausenden zählten. Der französische Witz hatte ihm den Namen Acclimatisations-Garten (jardin d'acclimatation) gegeben.

„Die Thetis" war vorangeeilt und hatte unsere Ankunft angezeigt; dennoch blieb alles mäuschenstill. Nichts regte sich im Hafen, nichts an der Küste. Der neue Beherrscher von Mexiko stand Angesichts seines Reiches und war im Begriffe es zu betreten, aber seine Unterthanen hielten sich verborgen, Niemand empfing ihn! — Es war ein unheimliches Gefühl für Alle, der Kaiser aber bewahrte eine sarkastische Ruhe. Es schien, als ob er Lust hätte, seinen ziemlich beißenden Witz gegen sich selber zu kehren. Die Luft war schwül in jeder Beziehung."

Die Sache klärte sich endlich auf; General Almonte, der bisherige Unterhändler und Regent, der den Kaiser zu empfangen den Auftrag hatte, war wegen des gelben Fiebers noch nicht angekommen, sondern befand sich noch in Orizaba.

Die Bewohner von Veracruz (es sind deren 8000) waren der neuen Gestaltung der Dinge nicht geneigt. Die tonangebenden Männer sind meist Ausländer, und diese haben ihre Nahrung von der im Binnenlande herrschenden Unordnung, von Schmuggel und Gesetzlosigkeit. Ihnen war jede Regierung, die Ordnung herzustellen verhieß, ein Gräuel. Dazu machten sich die Franzosen höchst liebenswürdig. Der Contre-Admiral Bosse erschien mit seinem Adjutanten in übelster Laune vor dem Kaiser, um sich darüber zu beschweren, daß derselbe nicht, wie sie ihm angesonnen, in Mitte der französischen Flotte vor Anker gegangen.

„Der Contre-Admiral trat mit einer Rücksichtslosigkeit und Ungezogenheit auf, die ihres Gleichen suchen und machte seinem Zoene Luft, indem er uns in grellen Farben alle Gefahren und Unannehmlichkeiten schilderte, denen wir hier (an dem gewählten Ankerplatze) ausgesetzt seien.

„Alsdann erzählte er von den Gefahren, denen wir bei der Landreise nach Mexiko ausgesetzt wären, daß sich Banden gebildet hätten, mit dem Vorsatz, das Kaiserpaar gefangen zu nehmen, und daß General Bazaine nicht die Zeit gehabt, für dessen Sicherheit zu sorgen u. s. w."

Schöne Aussichten! Kaiser Maximilian mag sich gefreut haben über diese glücklichen Auspicien.

Endlich kam Almonte mit seiner Ehrenwache an. Wir erfahren dabei, daß dieser General Almonte, der, wenn wir nicht irren, später in Wien Gesandter war, seinen Namen davon habe, daß er al monte, auf dem freien Gebirge, geboren sei — Sohn des in den Befreiungskriegen berühmten Pfarrers Morelos und einer indianischen Nymphe. Man wird hier wirklich in die griechische Vorzeit versetzt und empfindet einen poetischen Anhauch.

Jetzt wurden vom Fort Ulua Kanonen gelöst, auf der Flotte und in der Stadt bengalische Flammen und Raketen losgelassen, Lichter angesteckt. Am nächsten Morgen fand die Landung statt. Ein mephitischer Geruch empfing die europäischen Ankömmlinge, in der Stadt wüthete das gelbe Fieber. Die Bevölkerung zeigte sich nur vereinzelt, sie fand sich mit einigen Triumphbogen und Prtardenschlägen ab. „Der Empfang war äußerst kühl."

Man begab sich zum Bahnhof und der von den Franzosen improvisirten sehr kurzen und primitiven Eisenbahn und fuhr landeinwärts, um der höllischen Pestluft der terra caliente so bald als möglich zu entkommen. Von Comalto an, wo der Luxus einer Eisenbahnfahrt schnell genug aufhörte, siedelte man in Postwagen über — 85 Personen mit mehr als 500 Colli Gepäck. So gelangte man im Regenwetter, das den berühmten Pic de Orizaba den Augen der Reisenden fast durchaus entzog, auf der Hochebene — der terra fria — an. Die ersten Indianer, die man in jenen fast unbevölkerten Strichen traf, machten keinen schlechten Eindruck.

„Neugierig blickten die hageren, gelben Indianer mit ihren sanften Rehaugen aus denselben (den Palmenhütten); oft trugen Männer kleine Kinder auf dem Arm, oder saßen die Frauen mit Hühnern auf dem Schooß, die sie liebkosten. Der Eindruck, den sie machen, ist ein einnehmender, beinahe rührender: der der größten Armuth und Geduld. Bedürfnisse scheinen sie sehr wenige zu haben, in geringerem Maaße das der Kleidung, in noch geringerem das der Sauberkeit. Doch kündigen sich ihre Wohnungen überall durch Blumen an, die sie sehr lieben."

So ging es auf Puebla zu, wo man bessere Aufnahme fand, als in dem traurigen Veracruz. Es war eben ein Jahr her, daß sich diese Stadt nach langer heldenmüthiger Vertheidigung den Franzosen unter General Forey ergeben hatte. Die Franzosen wie Mexikaner sagen diesem Herrn nach, daß er die Eroberung Puebla's absichtlich erschwert und in die Länge gezogen, um glänzendere Bulletins nach Paris senden zu können und sich einen recht schwerwiegenden Lorbeerkranz zu flechten. Ueberhaupt scheint es, daß das barsche und hochmüthige Auftreten der französischen Offiziere die Sache gleich von Anfang an gründlich verdorben hat. Denn was man jetzt von Bazaine's Wirthschaft erfährt, ist ganz geeignet, um uns den Widerwillen der Mexikaner und die peinliche Lage des neuen Kaisers begreiflich zu machen.

Puebla ist eine sehr anziehende Stadt und in Bezug auf Architektur bei weitem schöner und eigenthümlicher als Mexiko. Auch ist sie reinlicher gehalten und zeigt weniger Spuren des Verfalles. Die Reisegesellschaft, die dem Kaiserpaare voran gefahren war, wurde gut aufgenommen. Den europäischen Ankömmlingen fiel die „wahrhaft erschreckende Demuth" auf, mit welcher die Mexikaner sich selbst das Urtheil sprechen: es gebe hier nur Schurken und Diebe.

„Anfangs ist es unmöglich, an die leider im Allgemeinen so tief begründete Wahrheit dieses Selbstbekenntnisses zu glauben; was sich einem darbietet, ist so freundlich, so einnehmend und wohlthuend, daß man beinahe über die Härte dieses Urtheils empört ist. Es sind eben kraft- und energielose Naturen, die keiner Versuchung, keiner Verführung widerstehen und daher der allertiefsten Demoralisation verfallen, oft ohne dabei eine Zartheit und Feinheit der Empfindung zu entbehren, die sie äußerst liebenswürdig erscheinen lassen. Männer, die der unloyalsten öffentlichen Handlungen angeklagt sind, die durch Betrug und Hinterlist Tausende beschädigt und unglücklich gemacht haben, die von keinem Recht und keinem Gesetze wissen, werden im häuslichen Kreise die sanftesten, zärtlichsten, liebevollsten Söhne, Gatten, Väter und Brüder sein, mit weichlicher Empfindsamkeit Freunde und Verwandte mit Wohlthaten überschütten und diese milde Gesinnung auf alles erstrecken, was sich ihnen persönlich naht."

Von Puebla ging die Reise über Cholula nach Mexiko. Cholula war unter der Aztekenherrschaft eine Stadt mit 160,000 Einwohnern; jetzt ist es ein elendes Dorf, und vornehmlich war es Bettlergesindel, welches den Einzug der Fremden unter Glockengeläut, Böllerschüssen, Trommeln u. s. w. feierte. Natür-

lich wurde die große Pyramide besucht, welche dem Kriegsgotte der Azteken, dem Huitzilipochtli, geweiht war und zu den schrecklichen Menschenopfern diente. Sie ist aus Backsteinen gebaut, 54 Meter hoch und an ihrer Basis 439 Meter breit. In drei Terrassen erhebt sie sich, jetzt mit Pflanzen übergrünt und mit Bäumen bewachsen. Auf ihrer höchsten Platform, die jetzt von Cypressen beschattet, eine schöne Kirche mit hohen Kuppeln und vielen Thürmen trägt, wurden einst die Kriegsgefangenen, Jünglinge und Mädchen, in manchem Jahre 6000, von dem Priester im rothen Mantel unter gräßlichen Ceremonien geschlachtet.

Auf einer weiteren Station St. Martin machte die Gesellschaft die Bekanntschaft des Generals Mejia, der bekanntlich mit Kaiser Max erschossen worden ist. Unsere reisende Dame schildert ihn als einen der tüchtigsten Mexikaner, als einen noch jungen Mann von großer Gestalt, beinahe bronzefarbiger Haut, dunklen, funkelnden Augen, glattem schwarzen Haar, mit energischen Zügen, aber jenem kindlichen, einfachen Wesen, das den indianischen Abkömmling kennzeichnet. — Später in Mexiko fiel der Verfasserin General Miramon auf — „ein noch junger Mann, der, kaum zwanzig Jahre alt, zum Präsidenten der Republik erwählt wurde, ob seiner Tapferkeit sich in der Armee großer Beliebtheit erfreute, doch die Reputation mancher Unthat davon trug..... Auch war ihm jenes sanfte, feine und schlaue Wesen eigen, das so besonders charakteristisch ist und sich in der Erinnerung als Haupteindruck stempelt.

Aus den Schilderungen des Einzuges in Mexiko und der ersten Haupt- und Staatsaktionen kann man recht gut ersehen, daß die neuen Majestäten in mancherlei Täuschungen eingewiegt wurden. Das mexikanische Völklein hatte den Sonntagsrock angezogen und machte sich so liebenswürdig als möglich, wahrscheinlich weil es ihm ein Amusement gewährte, einmal zur Abwechselung einen Kaiser zu haben. Man konnte sich ja auch einmal einen monarchischen Jux machen. An Triumphbogen, Fahnen, Guirlanden, Draperien, Inschriften, geschmacklosen Uniformen, alten Rumpelkasten von Prunkwagen, großer Cour, Feuerwerk u. s. w. fehlte es nicht. „Mit dem Gefühl großer Befriedigung zogen sich die Majestäten in ihre Gemächer zurück und auch wir theilten diese Empfindung. Alles erschien vortheilhafter, hoffnungsreicher, als man erwartet hatte, alles hatte die günstigste Seite hervorgekehrt; die Natur und die Menschen hatten alles aufgeboten, um den Ankömmling zu gewinnen und vielleicht auch, um ihn — zu blenden."

Der Begleitung gingen die Augen eher auf, als dem Kaiserpaare. Der Kaiser war mit allem zufrieden, und die Kaiserin über alles entzückt, die braven Diener aber, die in Mailand und Miramare ihre Stellen vortrefflich ausgefüllt, waren rath- und hilflos in den neuen Verhältnissen. Es war keine Oberleitung, keine Regel, die Besoldung der Theuerung im Lande unangemessen; Manche, die Weib und Kind mitgebracht, geriethen in Verzweiflung und wollten wieder heim. Dabei wurden sie von dem mexikanischen Theile der Dienerschaft brav übervortheilt.

Doch wir müssen hier abbrechen und es dem Leser überlassen, ob er in dem Buche selbst die weitere Entwickelung der Dinge verfolgen will. Obgleich die verehrte Dame uns gewissermaßen nur das Präludium zu dem kurzen Drama giebt, und die Fäden, an denen dieses Spiel agirt wurde, keineswegs alle bloß legt, so sehen wir doch hinlänglich, daß das Ganze eine verfehlte Spekulation war. In Mexiko fehlen Männer, das Land wird von Jungen regiert, aus denen bestialische Männer und schurkische Greise (falls sie nicht früher erhängt oder erschossen werden) hervorgehen. Am Besten wäre es gewesen, die Mexikaner ihrer Freiheit zu überlassen, und Napoleon hat sicher hierbei seinen größten Fehler gemacht, wenn man auch zugestehen muß, daß seine Rechnung gar nicht so übel angelegt war. Hätte er die Engländer dazu bewegen können, für die Südstaaten zu interveniren, wer weiß, wie heute die Sachen ständen. Erst von dem Augenblicke an, wo die Nordstaaten Amerika's gesiegt, war das Schicksal des mexikanischen Kaiserthums besiegelt. Denn Napoleon mußte an seinen Rückzug denken.

Frankreich.

Am Grabe Ponsard's.

Frankreich hat einen seiner bedeutendsten und edelsten Dichter verloren. Am Dienstag den 9. Juni wurde Ponsard begraben. Alle seine Freunde, seine Verwandten, seine Kollegen von der Akademie und von der Gesellschaft der Dramatiker, die Theater-Directoren, die Redacteure, Mitarbeiter und Kritiker der Zeitungen, die Schauspieler und Schauspielerinnen — alle Berühmtheiten von Paris mit Einem Worte, eine unabsehbare Menge theilnehmender Leidtragenden folgten seinem Sarge. Gegen Mittag verließ der Trauerzug das gastfreie Haus Jules Janin's in Passy, in dem der Dichter gestorben ist. Villemain, der ständige Secretair der französischen Akademie, Cuvillier-Fleury, ihr Kanzler, Baron Taylor, Vorsitzender der Gesellschaft der Dramatiker, Eduard Thierry, Director des Théâtre français, Camille Doucet, General-Director der Theater und Emil Augier hielten die Zipfel des Leichentuchs. Die kleine Kirche von Passy, wo die Todtenmesse gelesen wurde, war überfüllt. Nach beendetem Gottesdienst wurde der Sarg, auf den die Schauspielerinnen des Théâtre français eine Lorbeerkrone gelegt hatten, nach einem in der Nähe des Presbyteriums gelegenen, von Bäumen umschatteten Gehäge getragen, wo die sterblichen Reste Ponsard's eine vorläufige Ruhestätte fanden, um in der darauf folgenden Nacht nach Vienne (Dauphiné), dem Heimatlande des Dichters, gebracht zu werden. Die Menge geleitete die Bahre zu dem provisorischen Bestattungsplatze; und dort trat Cuvillier Fleury, der Kanzler der Akademie, hervor und richtete an die Anwesenden folgende Ansprache:

Meine Herren!

Von der Akademie zu der schmerzlichen Ehre berufen, das Bedauern auszudrücken, welches ihr der so frühzeitige Tod eines ihrer jüngsten und berühmtesten Mitglieder verursacht, trete ich vor Sie und bringe ein Zeugniß ihrer Betrübniß dar. Nicht eine Notiz Ihnen zu verlesen, hat mich die Akademie beauftragt; noch weniger will ich ein Urtheil fällen, nicht einmal in ihrem Namen.

Für unseren berühmten Kollegen Ponsard wird ein Tag der Gerechtigkeit anbrechen und in herrlicher Weise wird ihm von einem wohlwollenden Richter Gerechtigkeit werden! Thränen schulden wir, in diesem Augenblicke, dem kalten Leichnam dessen, der so lange mit dem Tode gerungen, mit energischer Geduld, dessen Seele, gleichwie die der Tapfersten, die Herrin des Körpers war, die ihn belebte. Thränen müssen wir vergießen vor diesem Sarge, der über so viele edle Gedanken, über so viele ehrbare Gesinnungen, über so kräftige Ideen, so poetisch schwungvolle Kühnheiten, so glänzende Hoffnungen — die rechtmäßigen

Sprossen ernster Erfolge — verhängnißvoll sich geschlossen hat... Aber nein, meine Herren, sagen wir über den Tod selbst nichts Böses! Der Tod richtet nicht so großes Unheil an, als man glaubt. Nicht Alles nimmt das Grab. Der wahre Ruhm läßt sich dort nicht verschließen, unter dem unempfindlichen Stein. Er breitet seine Schwingen aus und fliegt von dannen, wie ein unserem Ponsard theurer alter Dichter gesagt hat, und er spottet der Vernichtung. Der Körper geht zu Grunde, die Werke bleiben. Sie umschaaren, nachdem sie die Ehre eines sterblichen Lebens waren, den berühmten Namen, um ihn gegen unbillige Zerstreuung und leichtfertiges Vergessen zu schützen.

Vergessen vor dem Tode, was Schriftsteller und Künstler fürchten müssen — Ponsard hat es nicht gekannt. Fast bis zu seinem letzten Athemzuge haben seine Werke ohne Unterbrechung das intelligente Publikum angezogen und erschüttert; das hochherzige Bedürfniß, das unserem Kollegen eigen war, in beredter Weise seine Gedanken in Freundeskreisen mitzutheilen, der edle und kühne Geschmack, sich an die Ideen, an die Gefühle, an die gesunden Leidenschaften der Masse zu wenden, hätten aus ihm einen Redner ersten Ranges gemacht, wenn er nicht als dramatischer Dichter geboren wäre. Bei Ponsard findet man kein angelerntes dramatisches Handwerk, obgleich er viel Routine und großes Geschick besaß. Es läßt sich bei ihm eine dramatische Prädestination nicht wegleugnen, wenn man sieht, mit welcher unwiderstehlichen Gewalt sie sich seiner ersten Jugend bemächtigte, den Widerstand der Familie bezwang, und wenn man dann einen Blick auf sein Theater wirft. Durch dieses so wenig künstlich gemachte und so wenig alltägliche Theater war es dem Dichter gelungen, sogar in unseren Tagen Liebe für die Dichtung zu erwecken — durch dieses Theater, wo weder die mit scrupulöser Sorgfalt durchgearbeitete Form, noch die Waghalsigkeit und die Gefahr der der Gegenwart entlehnten Stoffe den Stempel oder das Joch irgend einer Schule trugen.

Hat Ponsard selbst eine Schule gestiftet, die etwa den gesunden Menschenverstand auf der Bühne vertreten würde? Man hat es gesagt und er hat keinen Widerspruch erhoben. Wie sollte man sich auch gegen ein solches Lob — und ein Lob ist es auch heutzutage — mit Decenz wehren können? Ich glaube indessen, daß er nie daran gedacht hat, der Führer einer literarischen Partei zu sein. Es fehlte ihm das Zeug dazu, um sich in das Gewand des Neuerers und Propheten zu hüllen. Er war ein ernster Erfinder. Nie hat ein in seinen Grundsätzen festerer Geist weniger nach Herrschaft auf fremdem Boden getrachtet. Niemals haben sich Milde und Sanftmuth mit wahrer Kraft inniger verbunden. Die Starken sind gut. Beharrlichkeit, Treue und Güte — das war Ponsard's Seele. Er hat wenig Theorieen aufgestellt und fast gar keine Vorreden geschrieben. Er hat Stücke geschaffen. In der literarischen Polemik gab es gar keinen milderen Menschen. Seine Stücke kämpften für ihn. Das waren seine Töchter, seine heroischen Töchter, wie die Siege der Helden von Theben. Ein jedes von ihnen eröffnete der Controverse der Ideen und Doctrinen eine neue Bahn. „Lucretia“ verjüngte die antike Tragödie und erhielt eine Krone der Akademie, während das moderne Drama, glänzend und siegreich auf einigen Punkten, auf anderen geschlagen, als es mit seinen Erfindungen fertig war, in das Fahrwasser der leichten Nachbildung gerieth. „Agnes de Meranie“ war eine Fortsetzung des sogar unter Voltaire's Feder vermessenen Beginnens, unsere ältere Geschichte den Sitten und Bräuchen unseres Theaters anzupassen. Als wahres Kind Corneille's zeigte „Charlotte Corday“ einen noch höheren Grad von Verwegenheit. Sie zeigte uns, auf der ruhmvollen Bühne des Théâtre français im Wunderscheine der Kunst und des Talentes, die blutigen Helden von 1793, denen man selbst in der Geschichte nur mit Schaudern begegnet; und durch die ergreifende energische Handlung und die poetische Wahrheit der Sprache bereitete sie uns schon auf die große Emotion vor, die die lange Reihe der Vorstellungen des „Lion amoureux“ allgemein hervorriefen.

Zwischen diesen beiden Erfolgen der Tragödie, die der Geschichte der Gegenwart dienstbar gemacht war, ertönte das fröhliche Gelächter des Lustspiels! Der feine beißende Witz wagt es wirklich, den Gott unserer Zeit: das Geld, anzugreifen? Und ein tollkühner Apologist untersteht sich, diesem Götzen ohne Eingeweide das ewige Spielzeug und den traurigen Vorwurf des dem materiellen Interesse huldigenden Zeitalters: die Tugend gegenüber zu stellen? Laudatur et alget. Soviel ich weiß, war Ponsard der erste, der in diese mit triumphirenden Millionen besäete Arena hinabstieg, der erste, der „die Ehre und das Geld“ („L'honneur et l'argent“) wie in einem abgeschlossenen Raum einander gegenüberstellte und das abenteuerliche dramatische Wagniß beging, das später von einigen glänzenden Talenten mit Glück und Beifall wiederholt wurde. Aber keiner von Allen möchte mit solcher Kraft auf die Moral gewirkt haben, die Gottlob in unserer ehrlichen und beweglichen Nation die entmuthigendsten Prüfungen des politischen und literarischen Lebens überdauert. Darin war Seele, war Leben! Denn der Dichter war eben zu Zeiten ein Philosoph, der den Forderungen und Interessen der öffentlichen Moral seine volle Aufmerksamkeit zuwandte. Im höchsten Grade besaß er die Vorbedingung aller wahren Kunst: Identität, und ein ausgezeichneter Kritiker*) hat mit Recht von ihm sagen können, „er sei Lehrer und Schüler in Einer Person, der wahre Dichter kämpfe mit ihm das ganze Leben hindurch, stets besiegt, doch nie entmuthigt.“

Diese glänzenden Erfolge, meine Herren, die, so groß sie auch waren, aus Ponsard doch niemals einen Modedichter machten — was er übrigens auch gar nicht sein wollte — hatten ihm die Gunst der ernsthaften Geister, derer, die ich vorhin das „intelligente Publikum“ nannte, erworben. Dieses Publikum ist, wenn Sie wollen, „alle Welt“ — dieses „tout le monde“, das geistreicher ist als Voltaire, aber .. man muß die Zeit mit in Betracht ziehen. Das Publikum vergißt sich zuweilen, es wird zerstreut, es giebt sich aus, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf. Es wird „Menge“ und läuft den Paraden nach. Nur vom großen, vom wahren Publikum ward Ponsard geliebt. Und diese Liebe ging der Auszeichnung vorher, durch welche die französische Akademie nicht nur sein Talent, sondern auch seinen Charakter ehren wollte. Schon seit langer Zeit hatte die Akademie Ponsard im Auge behalten und, bevor sie ihn erwählte, lieb gewonnen. Als Ponsard sich um den Fauteuil bewarb, ließ sie sich, soviel ich weiß, nicht lange bitten. Man hatte sich gegenseitig kennen gelernt, an einander Gefallen gefunden, Pfänder ausgetauscht; das Uebrige machte sich von selbst. Die Akademie war mit den Ideen und Doctrinen Ponsard's, die, als Theorie, mit der Schüchternheit des Neulings, als Drama, mit siegreichem Glanze auftraten, vollständig einverstanden. Welches Unterpfand gab sie aber auch durch eine solche Wahl den gesunden literarischen Bestrebungen, den reinen Ueberlieferungen des französischen Genius, den korrekten Kühnheiten, den Erfolgen von gutem Schrot und Korn, der Beredtsamkeit ohne

*) Desirée Nisard in seiner akademischen Rede bei der Aufnahme Ponsard's (1856).

Wortschwall, dem Lichte ohne Rauch, dem Glanz ohne Flitter, dem gesunden Menschenverstande im Bunde mit der Einbildungskraft, die in ihren Bewegungen zwar nicht gehemmt, aber auch nicht, wie Frau v. Sévigné in ihrem Briefwechsel sagt, ohne Zaum und Zügel durchgehen sollte!

„Die Literatur entartet", sagte Ponsard, „sie stirbt hin, wenn sie nicht mehr durch die wahrhafte Milch der Ideen Kraft erhält. Man ist Mensch zunächst, und dann erst Dichter; erst Seele, dann Stimme, und nur dadurch wird man ein großer Schriftsteller, daß man an etwas glaubt. Durch den inneren Gehalt erhält die Form Breite und Macht."

So hatte unser betrauerter Kollege den Beruf der Kunst, der er sein Leben geweiht hatte, aufgefaßt. Von seinem Leben habe ich Ihnen nicht berichten wollen. Es war lediglich der ernsten und freien Arbeit gewidmet. Nur wenige Züge habe ich ganz oberflächlich skizzirt. Wie könnte ich in wenigen Worten eine seines Andenkens würdige Skizze entwerfen?

Eine wohlwollende und kräftige Natur, sehr charakterfest mit reizender Offenherzigkeit, aller Contraste, welche die Harmonie einer reichen Intelligenz bilden, fähig, von fast kindlicher Einfalt, mit starkem Glauben an alle großen Prinzipien der Kunst und der Aesthetik, spiegelte Ponsard mit soviel Unbefangenheit wie Glanz alle Momente, die ihn gebildet hatten, wieder. Die vernünftige Benutzung der Zurückgezogenheit und ein weises Studium der Natur hatten ihm seinen Beruf offenbart. Seine ersten Lehrer waren Homer, Virgil, Titus Livius, der ihm den Stoff zu seiner „Lucretia" gab, Horaz, den er auf die französische Bühne brachte. Die lateinische Muse hatte ihn erzogen, die Muse, die von dem jungen Dichter beständig angerufen wurde inmitten der Denkmäler des alten römischen Galliens, wo er geboren ist. Als später die Welt, die er malen wollte, ihre Anziehungskraft auf ihn geübt hatte, als er dem süßen und mächtigen Zauber ihrer Verlockungen nachzugeben schien, verlor sein Geist doch nichts von seiner natürlichen Kraft. Und selbst bei dem gebrechlichsten Zustande seiner Gesundheit behielt der Geist diese Kraft — und unter den Qualen einer unheilbaren Krankheit entstand der Letztgeborene seines dramatischen Genius, das Werk, das er am meisten liebte: „Galilei", eine edle Skizze von mannhafter Hand, die unter seinen vollendetsten Bildern eine glänzende Stelle einnehmen wird.

Und nun — — all dieser langsam erworbene Ruhm des Literaten, all dies Glück des zärtlich geliebten Gatten, all diese Freuden des lächelnden Vaters an seinem schönen Kinde, all diese Befriedigung des von treuen Freunden umgebenen Familienlebens — ja, meine Herren, alles das, was das Glück des Menschenlebens ausmacht, hat unser berühmter Kollege ein Ende nehmen sehen, in dem Augenblicke, da es für ihn den Höhepunkt erreicht zu haben schien. Er wurde vom Uebel besiegt unter dem Dache des unvergleichlichen Freundes*), der uns soeben noch um sich versammelte, unter dem ehrwürdigen Dache, das dem armen und stolzen, dem dankbaren und vertrauensvollen Dichter ein Obdach gewährt und ihn keiner andern Macht ausgeliefert hätte, als dem Tode!

Tod! Dies tiefe, schreckliche unergründliche Wort mußte zuletzt vor dieser Bahre ausgesprochen werden, wenn der Beruf des Dichters, der sich durch seinen Geist so hoch emporgeschwungen hat, an der Handvoll Erde, die der Priester morgen auf die sterbliche Hülle werfen wird, sein Ziel erreicht haben sollte, und wenn die Bestimmung der unsterblichen Seele, der sublimen Hoffnung des Sterbenden, ein Zweifel bleiben könnte für die, welche überleben!

*) Jules Janin.

Voltaire's Écrasez l'infâme.

Bei Gelegenheit einer Besprechung von Laurent's Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts durch Herrn Trautwein von Belle in Nr. 23 des „Magazins", stellt dieser die Frage auf: „Wen meinte Voltaire mit seinem „Écrasez l'infâme"? Das Wort ist so bekannt, daß es vielleicht von Interesse sein möchte, auf die Beantwortung der Frage näher einzugehen. Das nur im Briefwechsel vorkommende, für die Oeffentlichkeit nicht bestimmte Wort findet sich in dieser seiner imperativischen Form (und zwar fast immer folgendermaßen geschrieben: *Ecrasez l'inf...*) in funfzehn Briefen, die Voltaire in den Jahren 1760 bis 1766 an d'Alembert richtete. Es sind dies, nach der Didot'schen Ausgabe von 1861, diejenigen Briefe, welche die Nummern: 97, 101, 114, 117, 119, 122, 123, 129, 132, 135, 149, 150, 158, 161, 169 führen. Aber in anderer Form, nicht in dieser imperativischen, kommt es auch sonst noch sowohl in dem Briefwechsel Voltaire's mit d'Alembert, als in dem mit Friedrich dem Großen vor. Während d'Alembert selbst sich des Ausdrucks nur selten und wie mit einem gewissen Widerstreben bedient, wendet es der König von Preußen in seinem brieflichen Verkehr mit Voltaire viel häufiger an, als dieser selbst, und man liest es in der Correspondenz zwischen ihnen zum ersten Male in einem Briefe, den der König am 18. Mai 1759 aus Landshut an den französischen Schriftsteller richtet. Ebenso kommt es auch in der Correspondenz des Königs mit dem Marquis d'Argens vor. Wenn Voltaire der Erfinder des Ausdrucks ist, was sich nur vermuthen, aber eigentlich nicht beweisen läßt, so müßte das Wort dem König durch mündlichen Verkehr mit Voltaire bei dem Aufenthalte des Letzteren in Potsdam bekannt geworden sein.

Was bedeutet es nun? Daß weder Christenthum, le christianisme, noch Jesuitismus, le jésuitisme, damit gemeint sein kann, läßt sich grammatisch beweisen, da überall aus dem Zusammenhang hervorgeht, daß infâme als ein weibliches Eigenschaftswort zu fassen ist, bei dem ein entsprechendes Hauptwort zu ergänzen ist. Ein Beispiel unter vielen giebt ein Brief an d'Alembert (Nr. 135 bei Didot): Si vous pouvez écraser l'inf..., écrasez-la.

Wenn Herr Trautwein von Belle nun antwortet, Voltaire habe dabei die Inquisition vor Augen gehabt, so muß man dies insofern zugeben, als er dieselbe gleich darauf beschränkend definirt als: die religiöse Verfolgungssucht, den vom priesterlichen Interesse beförderten Aberglauben. Denn in der That deuten viele Stellen des Briefwechsels zwar indirect auf Inquisition, ganz direct aber auf superstition. Solcher Stellen sind namentlich 1) aus einem Briefe von Voltaire an den König vom 29. August 1792: „Ich gestehe, daß ich Nichts kenne, was mein Land mehr schändet, als jener infame Aberglaube, geschaffen, die menschliche Natur zu erniedrigen." 2) Aus einem Briefe von Voltaire an d'Alembert vom 28. November 1762: „Was Luc (so bezeichnet Voltaire oft den König) anbetrifft, so gestehe ich, daß, obgleich ich ihm zürnen muß, es mich sehr freut, daß es keine überfromme Dynastie ist, welche Deutschland verschlungen hat, und daß in Berlin nicht die Jesuiten lehren. An der Donau ist der Aberglaube sehr mächtig. Sie schreiben mir, er verliert sein Ansehen an der Seine; ich wünsche es, aber

bedenken Sie, daß es dreimalhunderttausend Menschen giebt, die bezahlt werden, um diesen scheußlichen Koloß zu stützen, also mehr Kämpfer für den Aberglauben als Frankreich Soldaten hat. Alles was die anständigen Leute thun können, ist, mit einander zu seufzen, wenn diese Infame zu verfolgen beginnt (quand cette infâme est persécutante), und zu lachen, wenn sie nur albern ist.... Sie wissen, daß ich nur vom Aberglauben rede; denn die christliche Religion achte und liebe ich wie Sie." Der Brief schließt: Ecrasez l'infâme. 3) Aus einem Brief von Voltaire an d'Alembert vom 21. Juni 1770, nachdem auf d'Alembert's Antrieb eine Marmorbüste Voltaire's, jetzt in der Bibliothek des Institut, durch öffentliche Beiträge angefertigt wurde: „Sie zermalmen unter diesem Marmor den Aberglanden, der noch den Kopf hochtrug."

Aus diesen Stellen, die sich leicht noch durch andere stützen ließen, namentlich aus der zweiten, geht hervor, daß Voltaire wünschte, man möchte zu dem berufenen Adjectivum das Substantiv superstition ergänzen. Was bedeutet aber hier Aberglaube? Der Umfang dieses Begriffes ist ja für jeden Menschen verschieden. Man muß also die Frage zuvor beantworten: Was bedeutet Aberglaube im Gedanken Voltaire's? Voltaire spottete über Wunder, machte sich über die Heiligen lustig, lachte über die Concile. Die Schriften der Bibel waren ihm verdächtig; er glaubte nicht an eine Mission des jüdischen Volks. War deswegen für Voltaire Aberglaube und Religion identisch? Man möchte es annehmen, wenn man in Versen, die Friedrich der Große im Anfange eines Briefes aus Potsdam, am 6. November 1772, an ihn richtet, unter andern Lobsprüchen, mit denen der König ihn überschüttet, auch diesen liest:

„Il terrassa l'erreur et la religion".

Der König mußte aber wissen, daß Voltaire nie und nirgend ein Gottesläugner gewesen ist; es ist daher unmöglich, daß er in diesem Verse Voltaire als Atheisten bezeichnen wollte; er kann nur gemeint haben, daß Voltaire als Deist ein Widersacher und Bekämpfer jeder sich zu Dogmen gestaltenden Religionsform war. Daher wird es auch ziemlich auf eins hinauskommen, ob man statt superstition das Wort église oder das Wort Rome oder inquisition setzt. Dem Zusammenhang der Stellen scheint sich église fast überall am Besten zu fügen. Da, wenn man sich unter Religion nicht die Hinneigung des Einzelnen zu Gott, sondern eine bestimmte Bekenntnißform denkt, so wird man auch in der That religion für superstition setzen dürfen; denn daß in einer oben angeführten brieflichen Aeußerung Voltaire d'Alembert gegenüber seine Achtung vor der christlichen Religion bekennt (die bei ihm höchstens Achtung vor der christlichen Moral war), will nicht viel sagen, da es sich aus hundertfachen Beispielen in seinen Briefen ergiebt, wie oft Voltaire sich genöthigt glaubte, unbefugte dritte Leser über den wahren Sinn seiner Worte zu täuschen.

Georg Büchmann.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Die Familie, nach der Lehre des Mosaismus.*)

Auf einem gesitteten und geistig gesunden Familienleben ruht das Wohl eines Staates, und nur wo und so lange Sitte und Sittlichkeit in den Häusern, im Zusammenleben zwischen Ehegatten und zwischen Kindern und Eltern vorwalten, läßt sich der dauernde Bestand einer Gesammtheit verbürgen. Ueberall, wo das Staatsleben zu sinken anfing, war schon vorher die Fäulniß in den Verhältnissen des Familienlebens hervorgetreten, und dies war das auflösende, ätzende Gift, das zerbröckelnd einwirkte. Das Hetärenwesen in dem griechischen Volks- und Familienleben hat sicherlich nicht wenig beigetragen, daß auch das griechische Staatsleben Schaden litt, und bei den Römern hat es die Geschichte deutlich kundgethan, wie mit der Scheu vor der Ehe auch der Muth der Aufopferung für das Vaterland sank, und von den asiatischen Völkern bezeugt es die Bibel an manchen Stellen, daß die Entsittlichung im Hause ihren Fall beschleunigte; und wer kann zweifeln, daß die Maitressen-Wirthschaft einer Maintenon und Pompadour, die aus den Palästen der Fürsten auch in die niedrigeren Wohnungen herabstieg, weit mehr zum Verfalle des französischen und der kleineren ihm nachahmenden Staaten beitrug, als alle Schriften Voltaire's und Rousseau's, die so oft als die Urheber der französischen Revolution angeklagt wurden, während sie doch nur mehr Mahner und Fühler in sich zerfallener Zustände waren. — Andererseits konnte aber auch ein Volk bei allen noch so heftigen äußeren Schlägen und Niederlagen nicht völlig zu Grunde gehen, wenn sich in seinen Geschlechtern und Familien ein häuslicher Sinn, eheliche Treue und geziemende Elternverehrung erhalten hatte. Alles Reden von Vaterlandsliebe, Hingebung und Aufopferung für das allgemeine Wohl verhallt in Herzen, in denen nicht der Sinn für hingebende Häuslichkeit lebt, und als vor den deutschen Befreiungskriegen die Jugend zum Kampf aufgerufen werden sollte, da trat die Begeisterung aus den Häusern hervor, wo Sitte und Familientreue, eheliche und Kindesliebe bewahrt worden waren und der Zorn gegen die fremden Eindringlinge, die die guten alten Sitten aus den Familien verscheuchen wollten.

Zu den Ursachen, welche die Juden trotz aller Kämpfe, Leiden, Verfolgungen und herber Schicksalsschläge, die über sie in verschiedenen Zeiten und Ländern hereingebrochen waren, doch bis in unsere Zeit erhalten haben, darf als eine vorzügliche das meist sittenreine Familienleben derselben gerechnet werden, das sie vor der moralischen Versunkenheit der gleichzeitigen ältern Völker und der spätern Griechen und Römer bewahrte. Mochte man den Juden in frühern oder spätern Zeiten noch so viele Fehler und Mängel im äußern Verkehre vorwerfen oder andichten, ihr häusliches, ihr Familienleben galt stets als ein sittenreines und lobenswerthes. Und dies verdanken sie denn doch zumeist den Lehren und Grundsätzen, welche das mosaische Gesetz und das daraus entwickelte talmudische Recht über die Ehe und über das Verhältniß der Kinder zu den Eltern aufstellt.

Eine recht brauchbare Schrift darüber ist neuerdings von Dr. P. Buchholz (Rabbiner der Synagogen-Gemeinde zu M. Friedland) erschienen, sie führt den Titel: „Die Familie in rechtlicher und moralischer Beziehung, nach mosaisch-talmudischer Lehre allgemein faßlich dargestellt". In zwei Abschnitten (Die Ehe — die Eltern) hat der Verfasser die im mosaischen und talmudischen Rechte gegebenen Lehren und Aussprüche zusammengestellt und dabei auch die Gegensätze in den Institutionen anderer Völker hervorgehoben. „Den Instituten der meisten übrigen alten Völker liegt die Staatsidee zu Grunde, denen des jüdischen Volkes die Gottesidee allein. Wie dieselbe in der ursprünglich republikanischen Form des jüdischen Staates als eine alle Menschen als gleiche, freie Kinder Gottes betrachtende sich ausspricht, so tritt sie auch in der Familie, die Persönlichkeit des

*) Die Familie in rechtlicher und moralischer Beziehung, nach mosaisch-talmudischer Lehre, allgemein faßlich dargestellt von Dr. P. Buchholz, Rabbiner rc. Breslau, Schletter'sche Buchhandlung (H. Skutsch) 1867.

Individuums anerkennend und wahrend, auf. Diese Anerkennung der Person in jedem Individuum ist überhaupt das charakteristische Kennzeichen der mosaischen Gesetzgebung, das sie vor der der übrigen alten Völker auszeichnet.... Der Mensch ist als „Ebenbild Gottes" geschaffen. Diese Gottähnlichkeit, die ihn befähigt, ein freies sich selbst bestimmendes Wesen zu sein, giebt ihm das Recht der Persönlichkeit, das selbst der Gottheit gegenüber nicht aufgeht. Das Gesetz sollte die wahre Würde des Menschen zum Bewußtsein bringen. Bei den übrigen alten Völkern ist die Gottheit menschliches Gebilde, im Judenthum der Mensch ein Ebenbild Gottes, dort wird die Gottheit zum Menschen herabgezogen, hier der Mensch zur Gottheit emporgehoben." Darum Herrschaft der Gottesidee, Anerkennung der Menschenwürde in jedem Individuum. — Das Weib stand im mosaisch-talmudischen Rechte dem Manne gleichberechtigt gegenüber, und die Ehe vereinigte Mann und Weib „zu Einem Wesen" und sie ergänzten sich gegenseitig; daher trat zu der rechtlichen Seite der Ehe noch die höhere moralische, der vernünftige Zweck der Ehe, die volle Harmonie der Ehegatten.

Der Verfasser belegt dies durch eine reiche Zusammenstellung aus biblischen und talmudischen Sprüchen. Den Juden war das Anachoretenthum, das Mönchsleben fremd und das Cölibat gar als Abtödtung des Menschlichen verpönt; aber auch die Polygamie trat nur vereinzelt und ausnahmsweise auf, meist in Zeiten, in welchen das mosaische Gesetz nicht zur Richtschnur des Lebens gemacht wurde, wo auch Götzendienst und mannigfache Laster wucherten; später verschwand sie ganz, obschon sie das Gesetz nicht verbot, bis R. Gersom (im Anfang des 11. Jahrhunderts) den Bann über Bigamie aussprach. — Was die Sitte in der jüdischen Ehe gebot, hat die Sittlichkeit in ihr veredelt. — Aus dem ehelichen Vereine geht das elterliche hervor, und das natürliche Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ward im jüdischen Gesetze zu einem moralischen erhöht, durch die gegenseitigen Pflichten der Eltern und der Kinder.

„Ueber den wahren Begriff dieses letzteren waren die meisten alten Völker ebensowenig im Klaren, wie über das Wesen der Ehe. Während diese die Ehe aus dem untergeordneten, natürlichen oder verständigen Standpunkte betrachteten und die Frau nicht als selbständige Person anerkannt wurde, so daß sie selbst unter der Gewalt Anderer stand und also nicht Andere, selbst ihre Kinder nicht in ihrer Gewalt haben konnte, war bei den Juden der Mutter gleiche Gewalt wie dem Vater über die Kinder zugestanden"; und während im griechisch-römischen Alterthume die Staatsidee die innigen Beziehungen der Familie durchdrang, und was dieser nicht entsprach, ausgeschieden wurde, (daher Aussetzung, ja Tödtung der Kinder von Staatswegen) schützte die Gottesidee im Judenthume die Kinder vor einer grausamen Gewalt der Eltern, und die väterliche Gewalt (patria potestas) wird eine elterliche, und selbst wenn das Kind sich durch Mißhandlung der Eltern des Todes schuldig gemacht hatte, stand den Eltern nur das Recht der Klage vor den Richtern, die die Strafe vollziehen lassen konnten, zu. Denn die Eltern hatten auch wichtige Pflichten gegen ihre Kinder, welche selbst wieder ein persönliches Recht beanspruchen konnten. — Mit vielem Geschicke stellt der Verf. in seiner Schrift die Beweise aus den biblischen und talmudischen Schriften zusammen.

In einem Anhange hat der Verfasser in §§ 32 in Kürze die Belege für die in der Schrift gegebenen Verhältnisse aus dem mosaisch-talmudischen Rechte übersichtlich gegeben.

Möge, wie der Verfasser es wünscht, auch diese Schrift beitragen, daß die mosaisch-talmudischen Institutionen, die selbst von Renan und David Strauß theils nicht gekannt, theils verkannt werden, immer mehr auch von Gelehrten gewürdigt werden und zu der Erkenntniß führen, daß die mosaische Lehre und ihre weitere Durchführung durch die Rabbinen gar vielfach vermittelst der Arbeit der Jahrhunderte hinübergetragen in die Institutionen der Völker und in ihnen lebendig geworden ist. —

K.

Kleine literarische Revue.

— **Literaturgeschichte am häuslichen Heerd.***) Das unten angezeigte Werk halten wir nicht nur für eines der besten des um die deutsche Literaturgeschichte sehr verdienten Verfassers, sondern für eines der verdienstvollsten auf diesem Gebiete überhaupt. Es ist eine alte und oft genug beklagte Wahrheit, daß die Kenntniß der deutschen Literatur sich in unserem Volke vielfach beschränkt auf die mehr oder minder geistvollen Raisonnements der Verfasser von Literaturgeschichten. Man spricht ihre Urtheile nach, ohne auch nur die mindesten Gewissensbisse darüber zu empfinden, ob man damit nicht diesem oder jenem Autor Unrecht thue, ohne auch nur im Mindesten des Bedürfnisses nach eigener Prüfung sich bewußt zu werden. Diesem Uebelstande gegenüber waren schon die Literaturgeschichten mit eingewebten Proben ein gewaltiger Fortschritt. Wenn nur diese Proben das Lesen des ganzen Werkes ersetzen könnten! Dazu kommt, daß die Proben aus den ältesten Werken der deutschen Literatur die meisten Leser schon durch ihre Sprache abschrecken. Wenn alle Leser der Literaturgeschichte von Kurz — die Hand auf's Herz! — gestehen sollten, ob sie die im ersten Bande derselben mitgetheilten Proben gelesen haben, was würden wir hören?! Uebrigens bedarf es zum Verständniß altdeutscher Dichterwerke noch mehr, als der Kenntniß der altdeutschen Sprache. Sonst könnten ja Uebersetzungen, wie die Simrock'schen, genügen. Wer altdeutsche Gedichte verstehen will, muß ihnen die Kenntniß altdeutscher Geschichte, altdeutschen Lebens, die Kenntniß der sogenannten Privatalterthümer und noch so manches Andere entgegenbringen. Es ist aber nicht Jedermanns Sache, aus zum Theil gar umfänglichen und weitschweifigen Quellenwerken sich diese Kenntniß anzueignen. Gäbe es ein Werk, das in guten Uebersetzungen und Inhaltsangaben der Gedichte die Kenntniß derselben vermittelte, dabei in bündiger, klarer Form das Nöthige über die Dichter mittheilte, den Zusammenhang der Literatur mit der gesammten Kultur darlegte und zugleich das, was die historischen Hilfswissenschaften zum vollen Verständniß der Gedichte beitragen müssen, böte, so wäre — um einen oft mißbrauchten Ausdruck hier mit Absicht zu gebrauchen — einem wirklichen Bedürfniß abgeholfen. Das unten angezeigte Werk thut dies im vollsten Maße. Die Auswahl ist verständig, die Uebersetzungen sind, auch wo sie mit Recht sich neuerer Formen bedienen, treu und angenehm lesbar, die kulturgeschichtlichen Anmerkungen nicht überhäuft und doch erschöpfend.

Wir theilen noch kurz den Inhalt der beiden bis jetzt erschienenen Bände mit. Der erste beginnt nach einer Einleitung mit dem ältesten Denkmal deutscher Volkspoesie, dem altdeut-

*) Herbstabende und Winternächte. Gespräche über deutsche Dichtungen und Dichter. Von Ludwig Ettmüller. 1. u. 2. Band. Stuttgart, Cotta.

schen Hildebrandsliede, bespricht sodann die geistlichen Gedichte Heliand, Muspilli, sowie die Evangelien-Harmonie Otfried's, das älteste historische Gedicht, das Ludwigslied, worauf ein besonderer Abschnitt über Zaubersprüche und Segen folgt. Zur volksthümlichen Heldendichtung übergehend, bespricht der Verfasser die Sagen von Adelger von Baiern, Orendel von Trier und König Rother. Als die Anfänge des ritterlichen Heldengedichtes werden die Gedichte Tarquinius und Collatinus, von unbekanntem Verfasser, und Alexander der Große vom Pfaffen Lamprecht besprochen. Es folgen die Legenden- und die Lehrdichtung, endlich die Lieder- und Spruchdichtung. Der zweite Band beschäftigt sich zunächst und zwar sehr ausführlich mit der deutschen Heldensage (466 Seiten), während den Schluß die höfisch-ritterlichen Dichtungen und endlich die Reimchroniken bilden. Man ersieht schon aus dieser Inhaltsangabe, daß die volksthümliche Dichtung sich in dem Buche besonderer Berücksichtigung erfreut und man wird es hoffentlich billigen. Die Einkleidung des Buches ist der Art, daß eine aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzte Gesellschaft, deren Mitglieder selbst in novellenhaften Verbindungen zu einander stehen, sich in traulichen Abendgesprächen über die Dichtungen besprechen. Wenn wir diesen Theil des Werkes, die Novelle, die sich zwischen den Mitgliedern der Gesellschaft abspielt, für den am Wenigsten gelungenen Theil erklären, so kann das, als eine Nebensache betreffend, den Werth des Ganzen nicht verringern. Zum Schluß sei noch die Bemerkung gestattet, daß auch die Wissenschaft Ursache hat, das Werk nicht unberücksichtigt zu lassen. Wir verweisen zur Bestätigung dessen nur auf des Verfassers Erklärungen der sogenannten Merseburger Zaubersprüche. A. R.

— **Christoph Scheurl's Briefbuch aus der Reformationszeit.** Einen nicht unwichtigen Beitrag zur näheren Kenntniß der Reformationszeit und der Männer, die in ihr eine mehr oder minder wichtige Rolle gespielt haben, liefert Christoph Scheurl's Briefbuch, herausgegeben von Franz Freiherrn v. Soden und J. K. F. Knaake.*) Bis jetzt ist der erste Band erschienen, der die Briefe von 1505—1516 enthält. Im Vorworte heißt es: „Zum ersten Male wird hier eine Auswahl aus der Correspondenz eines Mannes mitgetheilt, der, wenn auch nicht mit der Kraft eines Luther und dem Einflusse eines Melanchthon, wenn auch nicht mit der Bedeutung eines Reuchlin und eines Erasmus, doch als eine Person niederen Ranges den verschiedensten Verhältnissen nahe getreten ist. Seine Freundschaft mit Trutvetter, dem Lehrer Luther's, mit Staupitz, dem geistlichen Vater des Reformators, mit Carlstadt, dem stürmischen Freunde wie Gegner des kühnen Mönches, mit Spalatin, Amsdorff, mit Eck und Cochleus, ja mit Luther und Melanchthon selbst und vielen anderen Personen, welche Alle mit ihm in schriftlichem Verkehre standen, seine vielfachen Stellungen, als Syndicus der Deutschen in Bologna, als Professor in Wittenberg, als Rechtsbeistand in Nürnberg, als Gesandter in mehreren Angelegenheiten, in denen er selbst bis nach Spanien gekommen, seine Belesenheit und klassische Bildung, seine Theilnahme an allen Ereignissen und seine Sorgfalt im Verzeichnen derselben, berechtigen wohl dazu, ihn der Geschichtsforschung mehr als bisher zugänglich zu machen." — Zu rühmen ist die Sorgfalt, mit der bei der Wiedergabe des lateinischen Textes von den Herausgebern verfahren worden ist. Durch die treueste Angabe der Lesarten des Manuscripts ist dafür gesorgt, daß Jeder sich über die im Texte vorgenommenen Aenderungen sein eigenes Urtheil bilden kann. Möge der zweite Theil, der mit dem bedeutungsvollen Jahre 1517 und mit einem Schreiben an Luther beginnen wird, nicht allzu lange auf sich warten lassen. E. M.

*) Potsdam, Gropius'sche Buchhandlung, 1867.

— **Lesser's Internationale Bibliothek.** Der bisher in der Schweiz domicilirt gewesene Buchhändler A. Lesser, der in diesem Lande, wie in Belgien, Erfahrungen in Bezug auf den internationalen Bücher-Austausch gesammelt, hat seit kurzem in seiner Vaterstadt Berlin ein Verlagsgeschäft etablirt, das sich zunächst die Vermittelung der besseren neueren Werke der Literatur des Auslandes zur Aufgabe gemacht. Die „Internationale Bibliothek", von welcher uns drei Bändchen (jedes zum Preise von 15 Sgr.) vorliegen, wird mit den Schriften des bereits mehrfach von uns erwähnten neuen Livre des Cent et un, des unter dem Titel "Paris Guide" bei Lacroix Verboeckhoven in Paris und Brüssel erschienenen Sammelwerks eröffnet. Neben derselben ist zugleich eine „Welt-Bibliothek" (das Bändchen à 10 Sgr.) angekündigt, die ausschließlich deutschen, sogenannten Eisenbahn-Publikationen gewidmet sein wird. Das erste Bändchen der „Internationalen Bibliothek" bringt, außer Victor Hugo's bekanntem Friedens-Manifest als Einleitung, das „alte Paris," von Louis Blanc, die Geschichte von Paris, von E. Pelletan und die „historischen Häuser" von Paris, von E. Fournier. Das zweite Bändchen enthält Theophile Gautier's vortreffliche Arbeit über das „Museum des Louvre", und das dritte Bändchen endlich umfaßt sieben Arbeiten von Ferd. de Lasteyrie, Edgar Quinet, Arsène Houssaye etc., über die Tuilerieen, das Hôtel de Ville, das Pantheon u. s. w.

— **Waldrose.*)** Man könnte das Wesen der kleinen Erzählung füglich und treffend durch ihren Titel charakterisiren. Einer Waldrose gleich, ohne blendende Farbenpracht, ohne künstlich getriebenen Bau, aber in anmuthiger Gestalt, würzigen Duft aushauchend, stellt sie sich uns dar, einfachen Inhalts, in einfacher, ansprechender Form, durchweht von einem wie frischer Waldesluft berührenden, von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Hauch der Poesie. Sehr gelungen, man möchte sagen, mit der Feder gemalt, ist die Schilderung des lieblich-romantischen Waldgebirges, das den Schauplatz der Handlung bildet. Die auftretenden Personen sind verständnißvoll und für den engen Rahmen mit Klarheit gezeichnet. Der sich durch das Ganze ziehende Faden eines wunderbar waltenden, gewissermaßen bestimmenden Verhängnisses ist mit so vorsichtiger Hand in Bewegung gesetzt, daß auch der entschiedenste Freidenker daran keinen Anstoß nehmen könnte und endlich in befriedigender Weise zum beglückenden Bande geschürzt. Als einen weiteren Vorzug des Büchleins möchten wir ferner nicht unerwähnt lassen, daß jede Mutter es unbedenklich ihrer fünfzehnjährigen Tochter in die Hand geben darf. J. H.

Literarischer Sprechsaal.

Ein französischer Schriftsteller, Herr Edouard Talbot, hat unter dem Einflusse der radikalen Partei innerhalb der

*) Novelle von Agnes Kayser-Langerhannß. Leipzig, Otto Aug. Schulz, 1867.

polnischen Emigration zu Paris eine der heftigsten Philippiken erdonnern lassen, welche wohl jemals gegen die „swätaja Rassa" geschleudert wurden.*) Herr Talbot tritt, wie er angiebt, im Namen der Menschheit und der Menschlichkeit auf; er schildert Rußland Europa gegenüber als den Vorkämpfer der Barbarei Asiens, welche nach dem Herzen unseres Erdtheils vorzudringen strebt; mit feuriger Beredsamkeit malt er uns Abendländern die Gefahren aus, welche der Cultur des Westens von dorther drohen: „Die Russen sind keine Europäer, sie sind Asiaten; die Russen sind keine Slaven, sie sind Tataren" (eine Behauptung übrigens, die durch Leonhard Chodzko und Duszinski bei der literarischen Welt Polens sich eingebürgert hat, aber nichtsdestoweniger keiner wissenschaftlichen Prüfung Stand hält). „Europa und Rußland stehen fortan einander Stirn gegen Stirn gegenüber; die Eisenbahnen haben Rußland auf fünfundzwanzig Stunden den Grenzen Frankreichs genähert; Gesittung oder Barbarei, das ist die Frage!" — Diese Grundgedanken des Buches hat der Autor gleich auf das Titelblatt gesetzt, und sie sind in der That der rothe Faden, der sich durch seine Beweisführung hindurchzieht. Seine Schrift ist für Polen geschrieben und ein Aufruf an das Gewissen Europa's, der unglücklichen Polen sich anzunehmen. Wofern diese Gesinnung des Verfassers **aufrichtig** ist, was wir gern glauben wollen, muß man es um so tiefer beklagen, daß er sich in der Wahl seiner Mittel so schwer vergriffen hat. Die Partei-Leidenschaften seiner radikalen Gewährsmänner haben ihn stellenweise arg irre geführt. Mit der kurzsichtigen Verleumdung des Markgrafen **Wielopolski**, des letzten Staatsmannes, den Polen gehabt, wird die Schrift, verblendet genug, eröffnet; der Mann, der mitten in der Arbeit war, ein **polnisches** self-government aufzurichten, gilt Herrn Talbot, oder vielmehr seinen revolutionären Freunden, für einen Vaterlandsverräther, der mit den maaßlosesten Ausdrücken gebrandmarkt wird. Herr Talbot hätte sich doch besser nach dem Thatbestande erkundigen sollen! Er hat seine Anklagen zum Theil gerade nach der verkehrten Seite gewendet. Die Freunde des Herrn Talbot wollen das Unmögliche, Wielopolski hat das Mögliche erreichen wollen und dies war sein Verbrechen in den Augen der blutdürstigen Heißsporne. Vielleicht haben diese es nöthig, daß die von ihren Agenten verübten Gräuel durch das abschreckendste Bild der russischen Gräuel in den Hintergrund gedrängt werden. Herr Talbot hat keine Aufzählung von Scheußlichkeiten gespart; er hat aber vergessen, daß jedwede Uebertreibung das Entgegengesetzte der beabsichtigten Wirkung hervorbringt. Trotz seiner Pariser Inspirationen, sind ihm die Grundverhältnisse der Zustände Polens unbekannt; vierundzwanzig Millionen National-Polen z. B. giebt es nirgends. Was die einschlagenden Stellen anlangt, so können dieselben sicher dies auf **französische** Leser berechnet sein, denen Polen und Rußland gleichermaßen eine terra incognita. Abgesehen von dem barbarischen Deutschenhaß des Autors, der seine kulturhistorischenKenntnisse sehr niedrig stellt, sind wir mit mancher seiner Ansichten einverstanden. Auch wir erachten die Gefährlichkeit des Zarenreiches, zumal uns Deutschen gegenüber, für ernsthafte und deutsch-patriotische Staatsmänner gar sehr beherzigenswerth, möchten Herrn Talbot jedoch an die allen Völkern schuldige Achtung erinnern, sowie an die leidige Thatsache, daß Frankreich nur allzu oft mit Blut und Leben der Landeskinder Polens ein grausam-leichtfertiges Spiel getrieben, und daß die herzlosen Aufhetzereien, welche bei den Pariser Salons-Demokraten Mode sind, über das unglückliche Polen stets nur unsägliches und immer zerstörenderes Elend verhängt haben. T. v. B.

*) L'Europe aux Européens, par Edouard Talbot. Librairie internationale, Lacroix, Verboeckhoven et Cie., Paris, Bruxelles, Leipzig, Livourne, 1867. 384 p. avec une carte.

In **Finnland** ist die eine Zeitlang selig entschlafen gewesene **Censur** aus ihrem Grabe wieder erstanden, und zwar erst vor Kurzem, so daß man sich noch die Augen reibt und fragt: „Ist es Wahrheit, ist's Träumerei?" Außerdem darf der Richter über Preßvergehen (wenn diese der Aufmerksamkeit des Censors etwa entschlüpfen sollten) nicht ferner bei dem buchstäblichen Sinne sich beruhigen, sondern muß zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, was so ausgedrückt ist: „Er brachte die in einer ihm vorliegenden Schrift enthaltenen Anspielungen auf Menschen und Begebenheiten, wenn diese gleich **nicht ausdrücklich** genannt, **sondern nur in verhüllter, wenn gleich erkennbarer Weise angedeutet sind.**" Etwas von der Civilisation beleckt erscheint der ungebetene wiederkehrende Gast gleichwohl: Hieß es am Ende der Zeitschriften früher ohne Umstände „Darf gedruckt werden. N. N.", so heißt es jetzt höflicher „Durchgesehen. N. N." So im diesjährigen Junihefte des „literarischen Monatsblattes" (kirjallinen kuukauslehti), während man am Ende des Maiheftes noch „Verantwortlicher Redacteur: J. Forsman" las. Die genannte Zeitschrift begann 1866, d. h. gleichzeitig mit der kurzlebigen Preßfreiheit des Landes.

Die englische, literargeschichtliche Anthologie, die bereits vor einigen Jahren in St. Petersburg von dem Professor der englischen Literatur **am** dortigen „Alexander-Lyceum", Herrn **Turner**, unter dem Titel „Our Great Writers" herausgegeben worden,*) gehört sicherlich zu dem Besten, was irgendwo für Unterrichts-Anstalten des Auslandes als Lehrbuch der englischen Literatur publizirt ist. In zwei Bänden (zusammen 837 S. gr. 8.) und 41 Vorlesungen erhalten wir hier eine erschöpfende Darstellung der Geschichte der Entstehung der englischen Sprache, der Anfänge der englischen Literatur, ihres Wachsthumes und ihrer Blüthe in der Elisabethanischen Zeit, wobei allein sieben Vorlesungen dem Genius und den Werken Shakespeare's gewidmet sind, ihrer Auswüchse unter der Herrschaft der Puritaner, ihrer Wiedergeburt zur Zeit der Königin Anna, ihrer großen Geschichtschreiber, Philosophen, Essayisten, Politiker, Volkswirthschafts-Lehrer, Novellisten und Dichter im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Der Verfasser hat dabei allerdings hauptsächlich die Forschungen Anderer benutzt — er nennt unter denselben auch den Deutschen **Gervinus** — aber er hat es nicht ohne eigene, selbstständige Prüfung, sowie mit kritischer Umsicht und Erkenntniß, gethan.

*) Our Great Writers. A Course of Lectures upon English Literature. By Charles Edward Turner. Two volumes. St. Petersburg, A. Münx, 1864.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — **Berlin, den 10. August 1867.** — **[№ 32.**

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

In Ferd Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien so eben:

H. W. Dove,

Ueber die mittlere und absolute Veränderlichkeit der Temperatur der Atmosphäre. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften. 1866. gr. 4. cart. 1 Thlr. 2 Sgr.

Früher erschienen von demselben Verfasser ebendaselbst:

Ueber die Rückfälle der Kälte im Mai. 1857. gr. 4. cart. 24 Sgr.

Ueber die täglichen Veränderungen der Temperatur der Atmosphäre. 1856. gr. 4. geh. 14 Sgr.

Die Ergebnisse zwölfjähriger neunmal täglich von Herrn Dr. Luse in Crefeld angestellter Beobachtungen. 1861. Mit vier Tafeln. gr. 4. cart. 1 Thlr. 4 Sgr.

Sämmtlich Einzelabdrücke aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Encke (J. F.), Ueber die Existenz eines widerstehenden Mittels im Weltenraume. Auszug aus dem Astronomischen Jahrbuche für 1861. 1858. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Förster (W.), Johann Keppler und die Harmonie der Sphären. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 8. Februar 1862. Velinpapier. 8. geh. 8 Sgr.

Hagen (G.), Ueber die Wärme der Sonnenstrahlen. 1864. gr. 4. geh. 8 Sgr.

Kirchhoff (G.), Untersuchungen über das Sonnen-Spectrum und die Spectren der chemischen Elemente. Dritte Auflage. Mit drei Tafeln. 1866. gr. 4. cart. 1 Thlr. 10 Sgr.

— — Zweiter Theil. Mit zwei Tafeln. 1863. gr. 4. cart. 25 Sgr. (500)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erscheint:

Ueber Künstler und Kunstwerke
von (501)
Herman Grimm.
Zweiter Jahrgang.

Doppelheft XI. XII. Mit einer Beilage.

Inhalt:

Shakspeare's Todtenmaske. (Mit 4 Photographieen.) — Ist die Medaille der Lucrezia Borgia von Filippino Lippi oder von Francesco Francia? (Von Dr. *G. Frizzoni.*) — Unvollendete Reiterstatue Kaiser Maximilians in Augsburg. — Einfluss griechischer Kunst auf Albrecht Dürer. — Nicht Hans Holbein der Alte, sondern Ambrosius Holbein Hans Holbein des Jüngeren Vater. — Anhang zum Vorhergehenden. — Schluss. — Nachträge zu Jahrg. I. und II. — Titel und Register.

Zwölf Hefte m. photogr. Beilagen. Preis 2 Thlr.

So eben erscheint im unterzeichneten Verlage:

Die Satiren und Episteln
des
Quintus Horatius Flaccus.
Deutsch
mit Einleitungen und Anmerkungen
von
Prof. Dr. **Eduard Munk.**

24 Bogen. 8. Preis: 1 Thlr. 10 Sgr.

Dieses Buch schließt sich der von dem Herrn Uebersetzer veröffentlichten Geschichte der griechischen und römischen Literatur in Format, Schrift und Ausstattung an. (502)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Vor Kurzem erschien in unserm Verlage:

GEDÆCHTNISSREDE
AUF
WILHELM VON HUMBOLDT
an seinem hundertjährigen Geburtstage
Sonnabend den 22. Juni 1867
gehalten von (503)
Dr. **H. STEINTHAL,**
Professor für allgemeine Sprachwissenschaft
an der Universität zu Berlin.

Velinpapier. gr. 8. geh. Preis: 6 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Neue Essays (504)
über Kunst und Literatur
von
Herman Grimm.

Velinpapier. gr. 8. 1865. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Neue Erscheinungen
der englischen Literatur.

Adams, Andr. Leith, Wanderings of a naturalist in India, the western Himalayas, and Cashmere. 8. 10 s. 6 d.

Ballads: Scottish and English. Illustr. by J. Lawson. crown 8. 3 s. 6 d.

Berkeley, G. F., Anecdotes of the upper ten thousand; their legends and their lives. 2 Vols. 8. 30 s.

Blackburn, H., The Pyrenees: Summer Life at French Watering Place. 100 Illustr. by G. Doré. Royal 8. 18 s.

Blake, Sophia J., A Visit to some American Schools and Colleges. gr. 8. 6 s.

Bowdan, Rev. J., Norway, its people, products, and institutions. 8. 7 s. 6 d.

Craik, G. M., Leslie Tyrrell. 2 Vols. Post 8. 21 s.

Danvers Papers, The, By the Author of „The Heir of Redclyffe". Fcp. 4 s 6 d.

Dufferin, Lord, Irish Emigration and the Tenure of Land in Ireland. 8. 10 s. 6 d.

Five hundred pounds reward: a novel. By a barrister. 3 Vols. Post 8. 31 s. 6 d.

Gayerré, Charles, Philip II. of Spain. 8. 15 s.

Greenwall, Dora, Poems. New Edition. Fcp. 6 s.

Hatton, J., The Tallants of Barton. 3 Vols. Post 8. 31 s. 6 d.

Hemans, Ch. I., A history of ancient christianity and sacred art in Italy. 8. 7 s. 6 d.

Hozier, H. M., The seven weeks' war: its antecedents and its incidents. With maps and plans. 2 Vols. 8. 28 s.

Hutcheson, J. C., Pettyshams: a novel. 2 Vols. Post 8. 21 s.

Jerrold, W. B., On the Boulevards; or, memorable men and things drawn on the spot, 1853—1866: together with trips to Normandy and Brittany. 2 Vols. Post 8. 21 s.

Mackay, Charles, Studies from the Antique, and Sketches from Nature. 2nd. Edition. Fcp. 3 s. 6 d.

Milton, Visct., and Cheadle, W. B., The North-West Passage by Land. New Edit. gr. 8. 6 s.

Platt, W., The house of Rochfort: a novel. 3 Vols. Post 8. 31 s. 6 d

Raikes, Ch., The Englishman in India. 8. 7 s. 6 d.

Sartoris, A., A week in a french country-house. 8. 8 s. 6 d.

Spencer, L., The cabinet secret. 3 Vols. Post 8. 31 s. 6 d.

Sutton, Thos., Romance in a Yacht. gr. 8. 10 s. 6 d.

Taylor, Bayard, Colorado: a Summer Trip. gr. 8. 7 s. 6 d.

Thompson, J., Antiquities of Cambodia. 16 Photographs. 4. 4 £ 4 s.

Trollope, A., The Claverings. 2 Vols. 8. 26 s.

Trollope, T. A., Artingale Castle. 3 Vols. Post 8. 31 s. 6 d

Turn, the, of the tide: a novel. By O. Mor. 3 Vols. Post 8. 31 s. 6 d.

Walking tour, a, through Ireland in 1865. By an Englishman. Post 8. 10 s. 6 d.

Wood, Mrs. H., Orville College: a story. 2 Vols. Post 8. 21 s. (505)

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Aus Friedrich Rückert's Nachlaß.*)

Theokritische Idyllen, — die Vögel des Aristophanes, — Kalidasa's Sakuntala — das ist eine Zusammenstellung, welche überraschen würde, wenn ein lebender Uebersetzer sie in einem Bande herausgeben wollte: hier aus Friedrich Rückert's Nachlaß dargeboten, haben sie zunächst gemeinsam, daß der Verstorbene die Manuscripte in druckfertiger Reinschrift vollendet hinterlassen hat. Den großen Formkünstler, der durch deutsche Fassung manchem fremden Edelsteine neuen Glanz zu geben wußte, — nach seinem Tode noch sehen wir ihn als Meister auf einem Felde, wo ihn nicht Viele suchen würden. Die Uebersetzungen, welche dieser Band enthält, und das ist das andere Gemeinsame, wollen durchaus nichts als wirkliche Uebersetzungen sein, Schritt für Schritt den Originalen folgend; eine Selbstbeschränkung, hoch anzuschlagen bei Rückert's dichterischer Schöpferkraft, die durch alles Fremde, in das er sich hinein versenkte, zu eigener Wettproduction angeregt wurde. Erst wenn man diese Uebersetzungen mit den Originalen vergleicht, kann man staunend ihren ganzen Werth ermessen.

Von Theokrit sind 21 Idyllen übersetzt, nach der gewöhnlichen Bezifferung die Nummern: 1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 13, 14, 15, 16, 18, 19, 20, 21, 22, 27, 28, 29. Der Herausgeber berichtet, daß das schon druckfertige Manuscript den Titel trug: „Zwanzig Idyllen von Theokritos, übersetzt und erläutert von Friedrich Rückert. Absolvirt Beirut, Weihnachten 1858"; hinzugekommen sei im October 1859 „die vollständige Uebersetzung der siebenten Idylle nach der gewöhnlichen Zählung, „hier der vierten". Letztere Angabe will nicht ganz stimmen: die hier vierte Idylle ist nach der gewöhnlichen Zählung die sechste, die nach letzterer siebente aber hier die fünfte. Die beigefügten Erläuterungen nehmen gar nicht eine sehr gelehrte Miene an, aber es ist in ihnen eine philologische Textkritik gegeben, die alle Conjekturen erwägt und bis auf Accent und Spiritus heruntersteigt, besonders aber in manchen der Idyllen die Reihenfolge der Verse fixirt, welche von den Herausgebern zum Theil nach willkürlichen Strophen-Theorieen wie ein Kartenspiel durcheinander gemischt sind. Wenn ein paarmal Verse fortgelassen sind, wie in Nr. 3 V. 21—23, in Nr. 8 (hier 6), V. 49—52, so ist daran in der That nicht viel verloren, dagegen ist mancher andere, den Herausgeber und Uebersetzer gern als unbequem streichen, beibehalten und durch die Uebersetzung selbst gerechtfertigt. „Wunderbar," sagt Rückert, „die alten allerersten Herausgeber haben ihre Sache doch meistens besser verstanden als die allerneuesten, besonders haben sie ein feineres Ohr für den Vers besessen." Und auch die älteren Uebersetzer scheint er vorzuziehen, denn seine Arbeit widmet er dem Andenken des vergessenen Bindemann, dessen Uebersetzung von Theokrit's Idyllen und Epigrammen im Jahre 1796 erschienen ist. In der Widmung heißt es:

„Weil er Ziegenhirt oft und Rinderhirt ohne Bedenken
Zum daktylischen Hupf zwingt, ist er heute verhöhnt,
Aber was hilft's, wenn dafür wir Geißhirt setzen und Kuhhirt,
Während an Wohllaut uns Kuh doch und Geiß nur beschämt?"

Ein etwas erzwungener Hupf läuft auch wohl bei Rückert mit unter, z. B. in Nr. 2:

„Glänzend aber die Brust, noch glänzender als du Selene,"

und selbst einer Flickfilbe begegnen wir in Nr. 3, wo in Vers 32 „thust" zu „tuest" auseinandergezogen ist, was sich nur gezwungen als Konjunktiv erklären läßt. Aber was will das sagen bei einer Uebersetzung, die in Vers, Wort und Konstruktion sich glatt herunterliest, als wäre es Originat und müheloseste Arbeit, und die, neben das Original gehalten, diesem Schritt für Schritt und fast Wort für Wort so genau sich anschließt, daß man sich daran erinnern muß, wie „wohl ein Schock und darüber" mit ähnlicher Arbeit sich abgequält haben, um nicht diese Uebersetzung für die allein mögliche zu halten. Als Beispiel wollen wir, nicht weil es das gelungenste, sondern weil es das kürzeste Stück ist, Nr. 15 (sonst 19) hierherzusetzen uns nicht versagen:

„Der Honigdieb.
Eros den Honigdieb stach einst eine zornige Biene,
Als vom Stocke die Waben er plünderte; sämmtlicher Finger
Spitzen verletzte der Stachel, im Schmerze da haucht' er die Hand an,
Stampfte den Boden mit Füßen und sprang auf; dann Aphroditen
Zeigt er das Weh, und schalt und schmähete, daß ein so winzig
Tierchen die Biene nur ist, und welche Verwundungen macht sie!
Drauf mit Lächeln die Mutter: bist du nicht auch wie die Biene?
Der du so winzig nur bist, und solche Verwundungen machst du!"

Wahrscheinlich in keiner Sprache, als der unsrigen, ist eine solche Uebersetzung möglich, aber wie Viele gelangen denn zu solcher Herrschaft über die Muttersprache?

In leicht noch höherem Grade ist die Bildsamkeit des sprachlichen Materials Erforderniß für eine befriedigende Uebersetzung des Aristophanes; zu diesem zog Rückert wohl gerade die künstlerische Sprachbeherrschung hin, in welcher der Athenische Spötter selbst unter den formgewandten Griechen den ersten Rang behauptet. Die beigegebenen Anmerkungen des Uebersetzers selbst beschränken sich hier auf sachliche Zurechtweisungen, „offenbar nur dazu bestimmt, dem Leser von der gewöhnlichen Durchschnittsbildung über die größten und auffälligsten Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, die die Voraussetzung der zeitgenössischen Umgebung des Aristophanes von selbst mit sich bringt", wie der Herausgeber bemerkt. Die philologischen Anmerkungen, welche die Uebersetzung rechtfertigen und die Lesarten des Textes kritisiren, haben leider nicht in einer Schlußredaktion vorgelegen, und der Herausgeber hat sie weggelassen, um weder Unfertiges zu bringen, noch seine eigene Arbeit anstatt der des Vaters zu geben. Für den Text ist außer dem gelehrten Apparat der Scholien wesentlich die Ausgabe Immanuel Bekker's von 1829 (Band I. der auf 5 Bände angelegten Londoner) zu Grunde gelegt; „von den früheren Uebersetzern ist nur Voß und meist nur polemisch benützt". In der Vertheilung der Rede auf die Personen aber z. B. stimmt auch die Bekker'sche Ausgabe des Originals noch mit der Voß'schen Uebersetzung, und wenn hier auch Rückert's Aenderungen, wie seine selbständige Schematisirung der lyrischen Stellen, im Wesentlichen durch und für sich selbst sprechen müssen, wären doch des Meisters Rechtfertigungen sicher interessant, die man noch mehr vermißt für den Ausfall einzelner Verse und zur Würdigung mancher Wendung, welche gewiß auf einer von der Bekker'schen abweichenden Lesart beruht. Zur Charakteristik der Uebersetzung in ihrer Treue wie in ihrer selbständigen Umordnung mögen Vers 809—23 nach der Bekker'schen Zählung in den Uebersetzungen von Voß (V.811—827) und von Rückert folgen. Sie lauten bei Voß:

*) Aus Friedrich Rückert's Nachlaß. Herausgegeben von Heinrich Rückert. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1867.

Wiedehopf.

Nun sprich, was geschehen muss.

Peisthetäros.

Erstlich wird der Stadt gesucht
Ein Name, gross und rühmlich; dann den Himmlischen
Nachher geopfert.

Euelpides.

Dieser Rath gefällt auch mir.

Wiedehopf.

Lass sehn, wie der Name lauten wird für unsre Stadt.

Peisthetäros.

Wollt ihr den grossen, jenen von Lakedämon her?
Wird Sparta jene benannt von uns?

Wiedehopf.

Bei Herakles doch!
Etwas von Spart anbinden sollt' ich meiner Stadt?
Nicht meiner Bettstatt, wenn's noch andre Gurten giebt!

Peisthetäros.

Nun welcher Name soll's denn sein?

Wiedehopf.

Von dort herab
Aus den Wolken stamm' er und dem obern Luftbezirk,
Ein recht golockerter.

Peisthetäros.

Willst du Kukukswolkenheim?

Wiedehopf.

Ja, ja!
Wie schön durchaus und prächtig fandst dun Namen du!

Euelpides.

Ist dies vielleicht das selbe Kukukswolkenheim,
Wo auch sind des Theagenes ungeheure Besitzungen,
Und zugleich des Aeschines alle?

Dagegen bei Rückert:

Widehopf.

Was ist zunächst nun vorzunehmen?

Beredefreund.

Erst der Stadt
Zu geben einen Namen, groß und hehr, sodann
Den Göttern aber zu opfern.

Widehopf.

Diesem stimm' ich bei.

Beredefreund.

Nun lasset sehen, welchen Namen wählen wir?
Gefällt euch dieser große lacedämonische,
Daß Sparta wir die Stadt benennen?

Widehopf.

O Herkules,
Ich sollte nehmen zu meiner Stadt das Spartenkraut?
Nicht zu einem Feldbett, hab' ich anders Ried genug.

Beredefreund.

Woher denn nehmen wir den Namen?

Widehopf.

Hierherum
Aus Wolken und den höhern Himmelsgegenden.

Beredefreund.

Was recht gebläthtes? Wolkenkukuksburgungen!

Widehopf.

Ihu, Ihu!
Wie groß und sinnreich diesen Namen fandest du!
Ist's etwa dieses Wolkenkukuksburgungen,
Wo seine meisten Güter hat Theagenes,
Und seine sämmtlichen Aeschines? —

Daß hier auch in den letzten Zeilen Rückert seinen „Guthoff" noch nicht zu Worte kommen läßt, ist auffallend; die Ueberlegenheit dieser Uebersetzung aber vor der älteren springt doch wohl in die Augen. Durch „Wolkenkukuksburgungen" ist nicht allein das „Kukukswolkenheim" bei Voß und das sonst übliche „Wolkenkukuksheim" übertrumpft, sondern das griechische Wort*) in seiner Siebensilbigkeit erreicht, an neckisch-pomphafter Bildung noch übertroffen. Dem griechischen Sprachmeister stellt der deutsche sich ebenbürtig in der Herrschaft über Form und Klang an die Seite.

Die Palme als Meisterstück der Uebersetzungskunst und der Sprachgewandtheit trägt vielleicht die Sakuntala davon, aber dennoch ist gerade diese wohl am wenigsten geeignet, die Gunst des größeren Publikums zu gewinnen, dem der „vorn und hinten im Meere sich badende, goldschaumtriefende, morgenabendröthlichem Wolkenthorriegel gleichende Tafelberg" weniger anschaulich, als athemraubend sein wird; und auch glücklich nachgetrotzte Bildungen, wie „mit kummernachtwachrothem Aug'", „herbstmondstrahlenweiche Nymphaenfasern" dürften nicht so zur Geltung kommen, wie sie gemeint sind. Dem Original folgend, fügen sich in die ungebundene Rede rhythmische Stücke ein; die Art aber, wie es geschieht, ist völlig die, wie die Couplets der Berliner Possen eingeleitet werden, durch ein „Denn," „Warum?" „Wie so?" „Darum also:" und ähnlich; ja, als Duschjanta den verhängnißvollen Ring wieder hat und, bei erwachter Erinnerung in Liebesgram und Sehnsucht sich verzehrend, dem Ringe die Schuld seines Vergehens und seiner Leiden beimißt, da kündigt er seine Verse erst ausdrücklich an: „Ich will diesem Ringe Vorwürfe machen." Das größere Publikum dürfte kaum gewappnet sein, dies nicht als Komik auf sich wirken zu lassen. Begreift sich doch hierbei so recht, wie unseren Romantikern, den geschworenen, professionirten Bewunderern solcher Ursprünglichkeiten, in ihren eigenen Produktionen das Naive sich zu Sentimentalität und regierender Ironie zerspalten mußte.

Die Forster'sche Uebersetzung, deren erneuerte Herausgabe Herder besorgte, darf für vergessen gelten, verbreitet ist die von Lobedanz, in der mancher kleine Irrthum nach dieser Rückert'schen zu verbessern sein wird. Auf die Gefahr hin, recht ketzerisch zu reden, glaubt Ref. aber doch, daß diese Bearbeitung, deren wesentliche Treue durch Rückert's Uebersetzung beglaubigt wird, mehr als letztere selbst geeignet ist, dem größeren Publikum die Schönheiten des Originals zu erschließen. Der Monolog Duschjanta's im Beginn des dritten Aktes mag, damit der Leser nicht auf's Wort zu glauben braucht, zur eigenen Vergleichung in beiden Versionen hier Platz finden.

1) Rückert.

(Der König tritt auf als Verliebter.)

König (in Gedanken verloren)

Ich kenne wohl der Büßer Macht
Und dieses Mädchen, weiß ich, ist abhängig.
Deswegen doch vermag ich
Von dort dies Herz nicht abzuwenden.

(Er drückt mit Gebärden Liebespein aus.)

Heiliger Blumenpfeilschütze! von dir und dem Monde, dem zutraulichen Paar, sieht sich das Liebesvolk hintergangen. Wie so?

Mit deinem Blumenpfeile und des Mondes kaltem Lichte,
Mit beiden ist's nicht richtig, wie man sieht an meinesgleichen:
Mit kühlungschwangerm Strahle läßt der Mond ein Feuer strömen,
Und du machst deine Blumenwaffen donnerkeilgewaltig.

*) Νεφελοκοκκυγία.

(geht verdrießlich umher). Wie nun, nach glücklich von Statten gegangenem Opfer von den Waldbrüdern beurlaubt, soll ich mich selbst von der Erschöpfung erholen? (seufzend) Was bleibt mir außer dem Anblicke der Geliebten für Zuflucht? Sie will ich aufsuchen. (nach der Sonne blickend) Diese Stunden der gewaltigen Sonnenglut pflegt Sakuntala mit den Freundinnen am Lianenumlaubten Malini-Ufer zuzubringen; dahin will ich gehen. (Er geht zu und thut, als fühle er sich angenehm berührt) O wie lieblich durch Lufthauch ist diese Gegend!

Hier kann der Lotosdustende
Der Malini Fluttropfen führende
An's Liebesglutentbrannte Herz
Dicht werden angedrückt von mir, der Wind.

(geht umher und sieht sich um) In dieser mit Schilfrohr umfaßten Schlingpflanzenlaube muß sie sein. Denn so

Nach vorne leicht emporgekehrt,
Vertieft nach hinten durch der Hüften Wucht,
Ist in des Eingangs gelbem Sand
Hier noch der Tritte frische Spur zu sehn.

Ich will dirr in dieses Gesträuch blicken. (Geht hin und thut so; freudig) Ach! die Augen haben ihr Labsal. Da liegt meine Wunschgeliebteste auf der Blumenpfühlgedeckten Steinplatte, und die beiden Freundinnen sitzen um sie. Gut, ich will ihr vertrauliches Gespräch hören. (Er steht betrachtend.)

(Man sieht Sakuntala in der Laube mit den beiden Freundinnen, die ihr Kühlung zufächeln.)

2) Lobedanz.

Der König (gedankenvoll).

Der Macht des Kanva ist sie unterthan,
Dem eignen Willen nicht, du weißt es, Thor!
Doch kann ich ihrer dennoch nicht entsagen!

(Qualvoll.)

O Liebesgott, mit Blumen nur bewaffnet,
Vermagst du viel! du und der bleiche Mond
Betrügt die Thoren, welche Euch vertrau'n!
Die Blumenpfeile — Donnerkeile sind's,
Die kalten Strahlen, die der Mond entsendet
In stiller Nacht, wo niemand ahnt Gefahr,
Sie wecken Flammen in des Armen Brust,
Die ihn verzehren!

(Nach kurzer Weile.)

Der Andacht schenkt' ich Frieden; mein Gewerb' —
Vollendet ist's. Ich aber selbst bin matt,
Erschöpft an Seel' und Körper. Winkt denn nun
Nicht nach der Arbeit Labsal und Erquickung?
Erquickung ist's, ihr Angesicht zu sehn;
O dieses Labsal — ist's nicht zu erreichen?

(Er sieht gen Himmel.)

Um diese Tageszeit pflegt Sakuntala
Mit ihren Schwestern in den Rankenlauben
Am Ufer der Malini auszuruhn.
Dort geh' ich hin. Willkommen, kühler Wind,
Der mir so frisch, gewürzt mit Lotosduft,
Entgegenweht, der in des Flusses Tropfen,
Die du in deinen Armen mit dir führst,
Erquickung schenkest mir, in dessen Brust,
Der körperlose Liebesgott die Glut
Der Liebe zündet an!

(Geht weiter.)

Dort in der Laube,
Aus Ranken der Betasa schön geformt,
Werd' ich sie sehn, Fußstapfen schau' ich hier
Im gelben Sande. Oeffne dich, Gebüsch!

(Er biegt einige Zweige auseinander.)

O holder Anblick, selig ist mein Auge,
Sein höchstes Ziel hat es erreicht! Dort ruht
Die Freundin meiner Sehnsucht auf dem Lager,
Von Blumen schön bereitet, und daneben
Im traulichen Gespräch die beiden Schwestern.

(Er betrachtet sie. Man sieht Sakuntala auf dem Blumenlager. Die beiden Freundinnen fächeln ihr Kühlung zu.) —

Sollte wohl von den Augen des „größeren Publikums", für welches auch Rückert's Uebersetzung ausdrücklich bestimmt ist, das Original in diesem Spiegel wirklich richtiger gewürdigt werden, als in dem allerdings gefärbten Gemälde von Lobedanz? Es gehört doch immerhin ein durch hierher bezügliche Studien schon geschärfter und erweiterter Blick dazu, oder die volle Unbefangenheit desjenigen Publikums, welches dergleichen gar nicht und überhaupt sehr wenig liest, um die volle Wirkung des Originals in der Uebersetzung Rückert's zu empfinden.

Daß in letzterer die „Apsaras" durch „Nymfen" übersetzt sind, ist zu bedauern: für die fremde Vorstellung wäre das fremde Wort vorzuziehen gewesen einem bekannten, mit dem sich aber darum auch eine bekannte, hier ganz unpassende Vorstellung verbindet, „die eine Glanzgestalt der griechischen Afrodite ist bei den Indiern in 1000 Apsaras zersplittert", erklärt Rückert selbst; wenn er aber fortfährt: „wir haben für den unbequemen Namen überall Nymfen übersetzt," so ist die Unbequemlichkeit sehr relativ und kein Grund, einen Namen zu setzen, bei dem man jedesmal erst eine eingeführte Vorstellung ausdrücklich verjagen muß, während bei Apsara auch derjenige, der vorher gar keine Vorstellung davon hatte, nicht in die Verlegenheit kommt, eine falsche unterzuschieben, und gewiß die durch die Note zugeführte ohne Widerstreben annimmt.

Daß der Herausgeber pietätvoll alles so abdrucken ließ, wie es von seines Vaters Hand geschrieben war, ist recht und löblich, trotz der orthographischen Inconsequenzen, die sich nicht nur durch die verschiedene Abfassungs-Zeit erklären, sondern hauptsächlich dadurch, daß Rückert „niemals einen dauernden Frieden mit der gewöhnlichen deutschen Orthographie geschlossen hatte, aber doch auch sich der einmal herrschend gewordenen und zur Regel erhobenen Willkür in derselben niemals ganz entschlagen konnte." Infandum dolorem! Die deutsche Orthographie! wer es darin zur Consequenz gebracht hat, wohl ihm, aber es wird immer nur dadurch geschehen sein, daß er der allgemeinen Willkür seine persönliche entgegensetzt! Möge der Herausgeber nur weitere Schätze aus der Hinterlassenschaft seines unvergeßlichen Vaters dem Publikum zugänglich machen: er darf des lebhaftesten Dankes gewiß sein, und die Orthographie soll denselben nicht verringern. Friedrich Hasenow.

Die Friesen und Jüten der alten Zeit.*)

Während Deutschland mit Dänemark wegen Schleswig-Holstein in dem letzten entscheidenden Kampfe lag, schrieb ein Patriot von der Insel Sylt, C. P. Hansen, die Sage von einem Kriegszuge auf, den vor mehr als tausend Jahren die Nordfriesen gegen die Nordjüten und Inseldänen unternommen haben. Diese Sage ist deshalb von hoher Bedeutung, weil sie von der einzigen kriegerisch-offensiven That Kunde giebt, zu der sich die

*) Volks-Erzählungen aus Schleswig-Holstein. Von C. P. Hansen auf Sylt. Schleswig, Schulbuchhandlung, 1866.

Friesen ihren Erbfeinden gegenüber in grauer Vorzeit aufgerafft zu haben scheinen. Dürfen wir der Sage trauen, so haben die Inseldänen schon damals gern mit den Bewohnern unserer Nordmarken jenes Spiel um Tod und Leben getrieben, dessen Ende wir hoffentlich auf den Düppeler Schanzen herbeiführen sahen. Sie liebten es sehr, die friesischen Dörfer zu überfallen, während deren männliche Bewohner der Schifffahrt und dem Fischfang oblagen. Sie plünderten dann wacker und verschmähten es nicht, auch lebendige Waare, d. h. die friesischen Weiber, wenn sie jung und hübsch waren, als gute Beute mit sich zu führen.

Freilich nicht immer ungerächt ließen sich die Friesinnen dergleichen Räubereien gefallen. Namentlich von den Sylter Frauen erzählt die Sage eine That, die ihnen den Namen der nordischen Amazonen eingebracht hat. Diese Frauen, an Größe, Muth, Kraft und Ausdauer mit ihren Männern schon immer wetteifernd, hätten danach einst über die räuberisch in Sylt einfallenden Dänen in förmlicher Schlacht einen höchst ehrenvollen Sieg erkämpft. Die Dänen hatten in Ermangelung anderer Gegenstände sich die vorräthigen Strümpfe angeeignet, mit deren Fabrikation sich die Sylter Frauen damals beschäftigten. Zum Andenken an den Kampf, der sich um diese Strümpfe entspann, heißt das Blachfeld noch heute: Hööskamp, d. h. Strumpfkampf.

Die Dänen aber ließen das Naschen nicht, und die Friesen sahen sich genöthigt, den Feind im eigenen Lande aufzusuchen. Es ist nicht recht ersichtlich, warum sie, im Besitze einer stattlichen Anzahl von Schiffen, einen Marsch nach Jütland unternahmen und den Feind nicht lieber zur See auf seinen Inseln zu fassen suchten. Genug, der Einfall in Jütland wird unternommen. Anführer ist Ubbo (Odenauf), ein junger Recke, der sich, ein Bauernknabe, durch ritterlichen Sinn und ritterliche Thaten ausgezeichnet hatte. Man trifft mit dem dänischen Heere unter König Harald Hildetand zusammen. Das Gefecht endet mit einem Zweikampfe der Anführer, und dieser Zweikampf durch eine verrätherische That des Dänenkönigs mit der Gefangennehmung Ubbo's, der demnächst in die Dienste des Dänenkönigs tritt, dessen Schwester zur Frau bekömmt, den Frieden zwischen Friesen und Dänen vermittelt und noch lange Jahre die Dänen in den Kriegen gegen die Wenden, Sachsen, die Völker am Rhein und in Britannien anführt, bis er in der berühmten Bravalla-Schlacht gegen die Schweden sein Leben verliert.

In Ubbo sehen wir den Mittelpunkt der friesischen Sagen. Es ist eine Gestalt, die mit ihren Thaten und Abenteuern dem besten Helden des Nibelungenliedes an die Seite gestellt werden kann.

Der Verfasser hat die Sage in das beliebte Gewand der Erzählung gekleidet und mit einem anregenden Dialoge ausgestattet. Den Hintergrund bilden werthvolle Beiträge zu der Sitten-, Verfassungs- und Charakter-Geschichte der Altfriesen, die wir hier in ihrer ursprünglichen, derben, zähen und ehrlichen Haut kennen lernen. An geeigneten Stellen ist auf die frühere Gestalt der im Laufe der Zeit vielfach veränderten friesischen Küstenländer hingewiesen. Das Ganze macht einen etwas düsteren Eindruck, der nur durch das Tiefrührende in den Schicksalen eines glücklich liebenden Paares und das romanhafte voreheliche Verhältniß zwischen Ubbo und seiner späteren Gemahlin einigermaßen gemildert wird, — im Uebrigen aber dem Schauplatze der Sage ganz angemessen ist.

Schweden.

Ursprung und Entwickelung der Gütergemeinschaft der Ehegatten.*)

Es ist ein sehr wichtiges Zeichen der Zeit, daß die internationale Bearbeitung des Rechts immer mehr Boden gewinnt. An die Seite der vergleichenden Grammatik ist jetzt die vergleichende Rechtsforschung getreten, welche vorerst allerdings mehr im Auslande als bei uns Deutschen gepflegt zu werden scheint. Wer je einen Blick in Laboulaye's Revue du droit français et étranger gethan hat, wird bemerkt haben, daß die Franzosen den Rechtszuständen des gebildeten Europa's und Amerika's, ja über beide hinaus, eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmen. Daher darf es nicht weiter Wunder nehmen, wenn die außerdeutschen Bearbeiter der vergleichenden Rechtsforschung in erster Linie an die französische Jurisprudenz sich anlehnen und die allgemeine Natur von unter mehreren Völkern verbreiteten Rechtsinstituten (zumal seit Mittermaier's und Robert v. Mohl's Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft des Auslandes eingegangen) gleichsam mit französischen Augen betrachten wollen.

Herr K. v. Olivecrona, Professor der Rechte an der Universität Upsala in Schweden, hat uns eine vergleichende Abhandlung über Ursprung und Entwickelung der ehelichen Gütergemeinschaft vorgelegt, welche einen sehr weiten juristischen Horizont, ausgebreitete Kenntnisse und ein tiefes Verständniß für die heutigen Aufgaben der Wissenschaft verräth. Herr v. Olivecrona scheint den wichtigsten Zeitfragen, wofern sie das Rechtsgebiet betreffen, ernste Aufmerksamkeit zu widmen; seine Schrift über die Todesstrafe (om Dödsstraffet) ist im Februar v. J. von Mittermaier in F. v. Holtzendorff's Allg. deutscher Strafrechts-Zeitung ehrenvoll besprochen worden, und man darf hoffen, daß die von Herrn v. Olivecrona gegebenen Anregungen auf die Gesetzgebung seines schwedischen Vaterlandes nicht ohne fördernden Einfluß bleiben werden.

Die vorliegende Studie über die Gütergemeinschaft unter Ehegatten haben seine Untersuchungen der skandinavischen Form dieses Rechtsinstituts veranlaßt. Geleitet von der richtigen Einsicht, daß die sogenannte Gütergemeinschaft ein charakteristisches Merkmal der gesammten Lebenswürdigung der germanischen Völkerfamilie darstellt, ist der Verfasser mit seinen Forschungen weit über die Gränzen seiner Heimat hinausgegangen, er hat seine Arbeit nicht bloß über die Länder deutscher Artung erstreckt, sondern hat sich auch den romanischen Völkern zugewendet, da doch die heutigen Romanen, ausgenommen höchstens die Donau-Rumänen, in Folge der mehr oder weniger starken Mischung mit germanischem Blut eine ganze Reihe germanischer Lebens- und Verkehrsformen aufweisen. Das Institut der ehelichen Gütergemeinschaft zeigt uns Herr v. Olivecrona wie bei den Schweden, Dänen, Norwegern, Altskandinaven, bei den Deutschen und ihren nächsten Stammverwandten, so auch in Süd-Frankreich, bei den Lombarden, auf der Insel Sardinien, in Spanien und Portugal, während es in Nord-Frankreich stets die Regel gebildet und hinwiederum bei den Engländern auf Grund ihrer streng aristokratischen Rechtsverfassung ganz unbe-

*) Précis historique de l'origine et du développement, de la communauté des biens entre époux, par K. d'Olivecrona, prof. à l'université d'Upsal. Paris 1866, Auguste Durand. 1 vol. in 8. de 148 pag.

kannt ist. Indessen, was Herr v. Olivecrona über die sehr eigenthümlichen englischen Verhältnisse erzählt, ist nicht vollkommen genau. Allerdings hat der englische Ehemann die Ausübung aller Vermögensrechte der Frau, so lange die Ehe dauert, er hat namentlich die unbeschränkte Verfügung über alles bewegliche Gut derselben, nur nicht über deren Kleider und Schmucksachen; er hat andererseits zwar die ausschließliche Verwaltung auch des unbeweglichen Gutes der Frau und den Genuß der Einkünfte, jedoch kein Recht der Verfügung über die Substanz ohne Einwilligung der Ehegattin und nach seinem Tode bleibt die Frau Herrin ihres Grundeigenthums, wenngleich sie durch die Ehe das Eigenthum ihrer fahrenden Habe (mit einziger Ausnahme ihres Intestat-Erbtheils) an den Mann und dessen Erben verloren hat. Herr v. Olivecrona meint, sie erbe vom Mann bloß das Witthum (dower i. e. douaire), sie würde aber, was der Verfasser zu bemerken versäumt hat, zuweilen selbst gar nichts erben, bestünde nicht in England der uralte Gebrauch der marriage settlements (Ehepakten), kraft deren schon bei Schließung der Ehe für Wittwe und Kinder bestimmte Vermögensobjekte ausgesetzt werden. Ein Parlaments-Beschluß unter Wilhelm IV. hat das gewohnheitsmäßige Witthum der Gattin von rechtsgiltigen Dispositionen des Mannes, sei es durch Testament, sei es durch Schenkung unter Lebenden, abhängig gemacht, der Mann darf aber das Witthum der Frau einseitig aufheben; nur im Wege von marriage settlements ist dergleichen Handlungen des Ehemannes entgegenzuwirken.

Was den Begriff der ehelichen Gütergemeinschaft anlangt, so möchte es den deutschen Juristen wohl Wunder nehmen, daß der gelehrte Verfasser diesen Begriff ohne weitere Kritik von der älteren Doctrin hinnimmt und als einen fertigen und anerkannten, ihn wie currente Münze zu seinen Operationen verwerthet. So einfach steht die Sache nicht. Unsere germanistische Forschung hat hinter dem buntfarbigen Vorhange der Gütergemeinschaft, den eine unvollkommene Doctrin gewoben, das altgermanische Institut der Güter-Einheit entdeckt, welche Einheit des Vermögens der Ehegatten auf der Einheit des ehelichen Zweckes beruhte und nicht weiter reichen konnte, als eben der Zweck der Ehe. „Mann und Weib haben kein gezweiet Gut zu ihrem Leib" sagt schon der Sachsenspiegel. Für die Dauer der Ehe war das Vermögen Beider in der Hand des Mannes, in seiner „gewere" vereinigt, die Kosten des gemeinsamen ehelichen Haushalts wurden einheitlich bestritten und zwar, da der Mann die Mundschaft über die Frau besaß, vom Manne allein, dem der Besitz und die Verwaltung des Frauengutes anvertraut, der aber auch dasselbe zu erhalten verpflichtet war und über das Grundvermögen der Gattin nur in gesetzlich bestimmten äußersten Nothfällen, über ihre bewegliche Habe nur, so weit das Bedürfniß der Ehe es erheischte, frei und unbeschränkt verfügen durfte. Die Gütervereinigung, welche die Ehe hervorbrachte, war ursprünglich eine äußerliche, die das Eigenthum jedes Ehegatten an seinem Eingebrachten unberührt ließ und bei Trennung der Ehe die Zurücknahme dieses Eingebrachten erlaubte. Aber die Stellung des Mannes in der Ehe war allerdings vorherrschend, ihm gebührte das mit gemeinsamer Anstrengung und aus den Mitteln des gemeinsamen Haushaltes erworbene Gut, die sogenannte „eheliche Errungenschaft" (der älteste und bis 1848 einzige Fall, wo das Wort „Errungenschaft" in der deutschen Sprache gebraucht wurde!), er behielt beim Tode der Frau deren fahrende Habe, mit Ausnahme ihrer eigentlichen Aussteuer, d. h. der für den speziellen weiblichen Gebrauch bestimmten Sachen (die „Gerade"), welche auf ihre nächsten weiblichen Verwandten, die sogenannten „Niftel" übergingen. Der Mann war auch vermögensrechtlich der überwiegende Theil, seine eheliche Vormundschaft bewirkte, daß die Frau für Veräußerungen ihres Spezialvermögens an seine Zustimmung gebunden war, der Mann halle überall die Frau rechtlich zu vertreten, er mußte sie ernähren, schirmen, vertheidigen, ihr natürlicher Anwalt wie ihr gesetzlicher Vormund sein.

Dieses in seinen Grundzügen überaus klare und folgerechte System der Gütereinheit ist nach dem Eindringen des römischen Rechts unter den Händen einer mißverständlichen Praxis und begünstigt von der krausen Mannigfaltigkeit der germanischen Rechtsbildung, die immerdar den individuellen Freiheitstrieb des Germanenthums abspiegelte, zu jenem Mischmasch wunderlicher Formen und Normen verzerrt worden, das heute noch das Kopfzerbrechen unter den erleuchtetsten Geistern der deutschen Rechtswissenschaft ausmacht. Das römische Güterrecht der Ehegatten mit seinem Dotalsystem wurde auf die deutschen Verhältnisse haarsträubend genug übertragen, zwei grundverschiedene Lebensansichten, zwei grundverschiedene Auffassungen der Ehe und ihrer rechtlichen, sittlichen und materiellen Wirkungen wurden quacksalberisch in einander gemischt und dabei das deutsche Herkommen nur als Modification der römischen Satzung zugelassen. Mit Ausnahme eines „ehemännlichen Nießbrauchs" an den Gütern der Frau (usus fructus maritalis) und eines statutarischen Erbrechts für den überlebenden Ehegatten (portio statutaria) glaubte man die germanische Eigenthümlichkeit hinreichend ausgedrückt und abgefunden zu haben. Als nun die Fülle der Erscheinungen und die Masse der Streitfälle das Verkehrte dieser Meinung aufdeckten, half man durch die Erfindung eines Societäts-Verhältnisses nach, in welches man die Ehegatten brachte, es wurde bald ein Gesammt-Eigenthum, bald die juristische Persönlichkeit der ehelichen Güter, bald und am erfolgreichsten eine communio bonorum germanica ausgeklügelt, welche ihrerseits bald eine allgemeine, das ganze Vermögen umfassende, bald eine partikuläre „Gütergemeinschaft" darstellte. Gesetz und Doctrin besorgten das Uebrige, sie im praktischen Leben einzubürgern. Es war ein Danaergeschenk! Denn was konnte Gutes herauskommen, wenn das römische Rechtssystem, welches, wie Herr v. Olivecrona hervorhebt, die Dotirung des Mannes durch die Frau, und das deutsche, welches die Dotirung der Frau durch den Mann zum Ausgangspunkt genommen hatte, mit einander verflochten wurden und einander ergänzen sollten? Während im römischen Rechte das gemeinsame Gut, die Dos (Mitgift der Frau), die Ausnahme machte, ist im germanischen vermöge der innigeren Vereinigung der Gatten das Gemeinsame die Regel und das Sondergut die Ausnahme. Diesen ungeheueren Gegensatz schlug man in den Wind und beruhigte sich mit dem endlichen Besitz einer scheinbar auf tausend der schwierigsten Fälle passenden Formel.

Wenn der geistreiche Verfasser der vorliegenden Abhandlung (deren französischen Text wir dem Uebersetzer-Talent des Licenciaten J. H. Kramer aus Neuchâtel verdanken) auf das ursprüngliche System der Gütereinheit zurückgegangen wäre, so würde er alsdann die bunten Phänomene des Güterrechts der Ehegatten von Germanen und Romanen noch leichter durchforscht und zu noch hellerem Verständniß geführt haben, als ihm dies jetzt schon unter Benutzung neuerer französischer und älterer deutscher Hilfsmittel gelungen ist. Zumal seine Darstellung des englischen Rechts, das dem deutschen so nahe steht, würde an Schärfe und innerer Begründung seiner Eigenthümlichkeit gewonnen haben. Doch wird immerhin der große Reichthum

seiner Quellen wie die übersichtliche Gruppirung und fleißige Verarbeitung eines massenhaften Stoffes dem Werke des Herrn v. Olivecrona einen hervorragenden Platz unter den verwandten Erscheinungen sichern. Trauttwein von Belle.

Frankreich.

Schiller's Trauerspiele, französisch von Theodor Braun.*)

Wer die große Verschiedenheit des deutschen und des französischen Genius erwägt, wird die Schwierigkeiten einer treuen und zugleich wahrhaft dichterischen Uebersetzung der Meisterwerke unseres Schiller sehr wohl begreifen. Diese Schwierigkeiten steigen noch, wenn der Uebersetzer auch die dichterische Form, den Vers und den Reim anwenden will. Herr Theodor Braun, der durch seine tapfere Vertheidigung des elsässischen Protestantismus gegen die ultramontanen Angriffe rühmlichst bekannte Oberconsistorial-Präsident der lutherischen Kirche Frankreichs, hat in seinen Mußestunden die mächtige Aufgabe einer französischen Schillerübersetzung über sich genommen und nach einander die vollendetsten Dramen Schiller's: Don Carlos, die Jungfrau von Orleans, Wilhelm Tell, Maria Stuart, Wallenstein und die Braut von Messina (letztere erst kürzlich) in gereimten Alexandrinern herausgegeben. Nur ein genauer Kenner beider Sprachen hat zu übersetzen können, wie Herr Theodor Braun. Die dramatische Energie der Handlung wie die harmonische Weichheit und Anmuth der lyrischen Stellen hat Herr Braun mit glänzender Meisterschaft wiederzugeben verstanden, Wärme und Begeisterung für den deutschen Dichterheroen hat ihm die Kraft seiner Sprache eingeflößt und feiner Sinn für das dichterisch Erlaubte ihn fast überall das Richtige und Passende herausfühlen lassen. Mit schonender Berücksichtigung der Eigenart des französischen Geistes hat der Uebersetzer die Verse Schillers in diesen Geist hinein übertragen, er hat, man muß es pflichtmäßig anerkennen, sehr genau, aber nicht sklavisch wörtlich übersetzt, jedoch selbst Wort für Wort, sobald es nach den höheren Gesetzen der Kunst möglich und ersprießlich war. Man lese den herrlichen Abschiedsmonolog der Jungfrau von Orleans, mit welchem das Vorspiel prophetisch abschließt, so wird man gern bekennen, wie treu Herr Theodor Braun seinem großen Urbilde gefolgt ist und wie beredtsam er sich als Dichter gezeigt hat.

Des promesses du ciel j'ai ce gage certain:
Ce casque! Il vient de lui! je dois à cet airain
Une force divine, et je sens dans mon âme
De l'archange de Dieu le courage de flamme!

Die Katastrophe im Don Carlos, die Rüttliscene im Wilhelm Tell, Wallensteins Lager, wo ungeheuere Schwierigkeiten sich darboten, das Festmahl der Wallensteinschen Generale, Wallensteins Unterredung mit Oberst Wrangel und der dritte Akt von Maria Stuart verkörpern einzelne der schönsten Proben des Braun'schen Uebersetzertalents, das weder vor Thekla's „Geisterstimme", noch vor der polternden Kapuzinerpredigt die Flagge zu streichen brauchte. Auch die Chöre der Braut von Messina konnten einen so befähigten Uebersetzer nicht abschrecken und er hat an diesen Eumeniden-Häuptern sein Möglichstes gethan. Der Ernst und die Würde der Handlung und die furchtbare Schwere der Verwickelung sind hier mit den Mitteln der französischen Sprache und innerhalb ihrer Gränzen vortrefflich ausgedrückt; daß Herr Braun den Bilderreichthum des Originals ein wenig beschneiden mußte, lag in der Natur seiner Aufgabe begründet und war im Französischen unvermeidlich. Aber die rührende Klage Beatrice's am Eingang des zweiten Akts kommt in ihren tiefen Empfindungslauten dem Original um so näher.

Theodor Braun's Uebertragung der versificirten Dramen unseres Schiller verdient einen ehrenvollen Platz in der heutigen Literatur Frankreichs; sie ist das preiswürdigste Werkzeug der Ausbreitung von Schillers Gedankenhöhe und Seelentiefe unter den Franzosen; würde sie zur Aufführung der Schillerschen Dichtungen auf den französischen Bühnen benutzt, so würde der sittliche Geist der „großen Nation" von diesem Unternehmen fernhaften und heilsamen Gewinn ziehen können. T. v. B.

*) Trois tragédies de Schiller, traduites en vers français par Théodore Braun: Don Carlos, Jeanne d'Arc, Guillaume Tell, Strasbourg, Silbermann, 1858, 1 vol. in-12°; Th. Braun, Marie Stuart de Schiller traduite en vers, Strasbourg, Treuttel et Würtz, 1861, 1 vol. gr. in-8°; Wallenstein traduit en vers par Th. Braun: Le Camp de Wallenstein, Les Piccolomini, La mort de Wallenstein, Strasbourg, ibid. 1864, 1 vol. gr. in-8°; La Fiancée de Messine, Strasbourg, Silbermann, 1867, 1 vol. gr. in-8°.

Italien.

Alfred von Reumont, Geschichte der Stadt Rom.*)

Soweit menschliche Erinnerung reicht, hat es nie eine Stadt gegeben, welche auf die Geschicke der Welt und auf die Cultur-Entwickelung der Menschheit so einschneidend, so umfassend und so andauernd eingewirkt hat, wie Rom. Wie die Ströme in das Meer, so münden die Geschichten der Völker des Alterthums aus in die Erhebung, die Herrschaft und den Verfall dieser Stadt, welche, wie sie die Erbin aller politischen Macht der antiken Welt wurde, zugleich auch jede Art geistigen Lebens, das sich in dieser Welt entfaltet hatte, in sich aufnahm und zusammenfaßte. Rom, das so des Alterthums gewaltigstes Product und Monument geworden war, das beim Ausgange der alten Welt vor den Augen der Menschen gestanden hatte als ein Auszug der Weltcultur, als das Pantheon der Sprachen und Religionen, der Künste und Wissenschaften, als der Markt aller Erzeugnisse, Genüsse und Laster des Menschengeschlechts, hat diese Civilisation der antiken Welt zu uns herübergerettet, durch die Stürme und Nächte der barbarischen Zeit, durch welche das Mittelalter eingeleitet ward. Während des Mittelalters hat von allen Culturstädten des Alterthums Rom allein eine Geschichte gehabt, und diese Geschichte war Weltherrschaft, wie sie es in der alten Zeit gewesen war. Die römische Kirche nahm den leer gewordenen Thron der Cäsaren ein; mit römischer Kraft und Klugheit befestigte sie eine Herrschaft über die Gemüther der zum Christenthum bekehrten Völker, dauernder und umfangreicher, als sie je von den kaiserlichen Nachfolgern des Augustus und des Trajan ausgeübt worden war. Und nachdem auch dies neue Weltreich, gleich dem alten durch die Wucht des deutschen Volksgeistes in den Grundfesten erschüttert, seinem Untergange langsam aber

*) Geschichte der Stadt Rom von Alfred von Reumont. Erster Band. Von der Gründung der Stadt bis zum Ende des Westreichs. Berlin, 1867. Verlag der königl. Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker). XVII. u. 868 S. gr. 8. (Mit 7 Stammtafeln und zwei Plänen.)

unaufhaltsam verfallen ist, hat Rom während der neueren Zeit nicht nur die Prätensionen einer Herrschaft aufrecht erhalten, welche nach Jahrtausenden zählt, sondern es ist ihm ein edleres und unvergängliches Erbtheil geblieben in der Liebe und Verehrung, mit welcher sich die Gebildeten aller modernen Nationen der Stadt zuwenden, die vor allen anderen das Recht hat, die ewige zu heißen.

Indem Rom so an Größe, Wechsel und Dauer der Geschicke, die von ihm ausgingen, jede andere Stadt übertrifft, nimmt es auch durch die Monumente, welche ihm aus den verschiedensten Epochen seiner Vergangenheit geblieben sind, die hervorragendste Stellung ein. Das Alterthum und die christliche Cultur sind mit den gewaltigsten Werken ihrer Kunst hier auf einander gefolgt; auf und mit den Trümmern der einen erheben sich die Schöpfungen der andern. Was von den Denkmälern der alten Stadt auf uns gekommen ist, erscheint wenig, wenn man es mit den Schilderungen vergleicht, welche uns von begeisterten Augenzeugen der antiken Herrlichkeit hinterlassen worden sind; aber trümmerhaft und entstellt durch endlose und unerhörte Wechselfälle wie durch die still wirkende Macht der Zeit, bewahren die Ruinen Rom's vor allen anderen noch den Zug unvergleichlicher Erhabenheit, der ihnen seit Jahrhunderten Macht über die Seelen der Beschauer verleiht. Sie sind es vorzugsweise, wodurch Rom immer auf's Neue die historische Betrachtung anregt. Ihnen reihen sich die zahllosen Bauwerke des Mittelalters und der Renaissance an: Kirchen jeder Art und Größe, von den ältesten Formen, die das junge Christenthum dem öffentlichen Leben des kaiserlichen Rom's entlehnte, bis zu der gigantischen Halle des Sanct Peter, dessen Kuppel „ein zweiter Himmel in den Himmel" steigt; Paläste, die mit streitbaren Thürmen und ungefügen Mauern, Zeugen der ehernen Zeiten der Baronalfehden, welche die mittelalterliche Stadt so oft verwirrt und verwüstet haben, die andern mit Säulenhallen und Arcadenhöfen, voll fürstlichen Glanzes, die Sitze der großen Nepotengeschlechter, in deren Dienst die ersten Künstler Italiens thätig gewesen sind. Der Mauerring endlich, der diese Fülle der geschichtlichen Monumente umschließt, noch heute wesentlich in denselben Linien, durch die Kaiser Aurelian die Stadt schirmte, ist selbst von höchstem historischen Interesse; mit Recht nennt ihn der Geschichtschreiber des mittelalterlichen Rom's einen Riesenfries von Stein, woranf die Jahrhunderte Namen von Consuln, von Kaisern und von Päpsten, Wappenschilder des Mittelalters und tausend Erinnerungen aufgezeichnet haben.

Während so selbst die Steine Geschichte reden, haben die Menschen nicht geschwiegen. Die Stadt, die unter allen andern auch als Stadt die größte und bedeutendste Geschichte besitzt, hat Historiker gefunden, welche ihrer würdig sind. Italiäner und Deutsche, Engländer und Franzosen haben mit einander gewetteifert, die römischen Denkmäler zu durchforschen, zu beschreiben und ihre Geschichte zu ergründen; Rom, im Staat und in der Kirche so lange die Weltstadt, bewahrt auch in der geschichtlichen Literatur seine kosmopolitische Stellung. Unter der Heerschau der römischen Astygraphen nahm seit lange das deutsche Banner einen ehrenvollen Platz ein. Deutschem Fleiße und deutscher Gelehrsamkeit verdanken wir in dem Werke von Gerhard, Bunsen und Genossen die ausführlichste topographische und archäologische Beschreibung des heutigen Rom's. Ein Deutscher*) schreibt die Geschichte des Mittelalters der Stadt, ein Werk, das auch in diesen Blättern wiederholt als eine werthvolle Bereicherung der historischen Literatur Anzeige und Erwähnung gefunden hat. Und wieder ein Deutscher ist es, dessen Buch uns heute vorliegt, der erste Band einer alle Zeitalter umfassenden Geschichte der Stadt Rom.

Herr von Reumont hat, dem Beispiele Niebuhrs und Bunsens folgend, seinen Namen mit der Geschichtswissenschaft des Landes, in dessen Hauptstädten er den größten deutschen Staat lange Zeit hindurch vertrat, auf das ehrenvollste verbunden. Wir brauchen hier weder an die zahlreichen Schriften historischen, biographischen und genealogischen Inhalts zu erinnern, durch die er zur Erforschung der italiänischen Geschichte beigetragen hat, noch an die Verbindung, welche er durch seine Theilnahme an dem Archivio Storico italiano und durch die Herausgabe der Bibliographie der deutschen auf die Geschichte Italiens bezüglichen Werke zwischen der zeitgenössischen Literatur der beiden großen Nationen, deren jede ihn mit beinahe gleichem Rechte den ihren nennt, mit anerkennenswürdigstem Eifer und Erfolge aufrecht erhält. Auch wer mit der Stellung, welche der Verfasser der „Beiträge zur italiänischen Geschichte" und der „Zeitgenossen" zu der modernen Entwickelung des politischen und kirchlichen Lebens in Deutschland und Italien einnimmt, bei vielen und erheblichen Punkten sich keinesweges in Uebereinstimmung findet, wird gern die Sorgfalt rühmen, mit welcher unser früherer Gesandter in Florenz auch jetzt noch die wissenschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern pflegt und Traditionen fortpflanzt, die zu den besten der preußischen Diplomatie gehören.

Die erste Anregung zu dem Werke, das sich die Aufgabe stellt, eine Geschichte der Stadt Rom in übersichtlicher Darstellung für einen größeren Leserkreis zu bieten, ging von einem Fürsten aus, der sich um die Belebung und Förderung der deutschen Geschichtschreibung unvergängliche Verdienste erworben hat. Neben dem Namen Maximilians II. von Bayern trägt der erste, das Alterthum enthaltende Band den Friedrich Wilhelms IV. an seiner Spitze. Beiden Königen weiht der Verfasser am Schlusse der Vorrede eine warme dankbare Erinnerung, welche der Berührungen gedenkt, die ihm in Rom selbst mit beiden zu Theil geworden sind, und die Theilnahme hervorhebt, welche Jeder dieser hochgebildeten und geistvollen Monarchen für die Geschichte und die Denkmäler der ewigen Stadt bethätigt hat.

Ueberblicken wir nun den uns vorliegenden Band, so deutet schon sein stattlicher Umfang — über achthundert Seiten in groß Octav — darauf hin, daß nicht die Sammlung, sondern die Sichtung des überreichen Stoffes dem Geschichtschreiber der Stadt Rom eine schwierige Aufgabe stellt. Insbesondere ist es keinesweges leicht, die Gränzen, welche nothwendig zwischen einer Geschichte der Stadt Rom und einer römischen Geschichte zu ziehen sind, überall aufzufinden und inne zu halten. Stadtgeschichte und Staatsgeschichte erscheint uns Modernen als etwas gar weit Verschiedenes; den Alten fiel beides ebenso zusammen, wie ihnen die Stadt mit dem Staate identisch war. Auch Rom, die vollendetste Staatsform der alten Welt, ist doch bis in die Kaiserzeit hinein nichts als eine eilig ins Ungemessene angewachsene Stadtgemeinde gewesen, in deren städtische Verfassung Republiken, Landschaften, Provinzen und Königreiche

*) Ueber die drei ersten Bände von **Ferdinand Gregorovius'** Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter ist im Jahrgang 1864 des „Magazin" eingehend von uns berichtet worden. Seitdem ist das Werk bis zum sechsten Bande vorgeschritten. Wir werden noch öfter Gelegenheit haben auf diese vortreffliche Stadtgeschichte, die umfangreichste, und wir können hinzusetzen interessanteste aller bis jetzt bekannten, zurückzukommen.

immer mühsamer eingezwängt wurden. Und wieder, als die Kaiser den geheiligten Kreis des Stadtrechts zu universellen Formen erweiterten, blieb Rom auch als Stadt so sehr das Haupt, der Glanz und Sammelpunkt des Weltreichs — caput orbis, splendor, spes nennt der alte Vers die aurea Roma — daß alle Geschicke der fernsten Provinzen hier ihren Wiederhall fanden. Noch das Mittelalter vergegenwärtigte sich diese Weltstellung der Stadt in der Sage von den klingenden Statuen, die das römische Capitol umstehen und mit Glocken läuten, wenn in den Provinzen, die sie darstellen, ein Aufstand ausbricht. Wie sehr dieser innige Zusammenhang der Stadt mit dem Staate auch bei Herrn von Reumont zum Ausdruck gelangt, ergiebt schon die Eintheilung seines Buches. Es scheidet die Geschichte der antiken Stadt in drei Hauptabschnitte: Könige und Freistaat, die Imperatoren bis zum Ausgang der Antonine, und den Rest der Kaiserzeit bis zum Ende des Westreichs. Diese Abschnitte sind sämmtlich der Staatsgeschichte entlehnt. Nur der erste scheint uns indessen mit einer Epoche in der Geschichte der Stadt zusammenzufallen, für welche der Uebergang aus der republikanischen in die kaiserliche Zeit eine Umgestaltung ihres inneren und äußeren Daseins mit sich brachte; weiß man doch, daß Augustus sich in seinen letzten Jahren rühmte, er habe Rom von Ziegelsteinen erbaut gefunden und hinterlasse es von Marmor. Dagegen vermögen wie in dem Ausgange der Antonine, so unverkennbar mit diesem Zeitpunkte der Verfall des römischen Reichs beginnt, einen Abschnitt für die Geschichte der Stadt nicht zu erblicken; denn noch lange blieb sie auch unter den Heerkaisern der Folgezeit in unberührtem, ja vermehrtem Glanze; man denke nur an die Bauwerke des Septimius Severus und seines Sohnes! Richtiger wäre es wohl, mit Aurelian, dem Erbauer des letzten und umfassendsten Mauerringes, der die Stadt umschlossen hat, eine Epoche für die städtische Geschichte Rom's zu setzen; denn nach ihm ist Rom nicht mehr der dauernde feste Sitz der Reichsherrschaft gewesen. Ebenso wenig können wir in dem Ausgange des Westreichs den Abschluß der alten Geschichte der Stadt erkennen. In Rom begann das Mittelalter entweder früher oder später als mit dem weltgeschichtlichen Ende des Alterthums. Entweder nämlich kann man, mit dem Geschichtschreiber des römischen Mittelalters, das Ende der alten Stadt in ihrer Eroberung durch Alarich den Westgothen erblicken, weil von da die Traditionen des heidnischen und kaiserlichen Rom's gegen die Zeichen des Christenthums und des Papstthums in den Hintergrund treten; oder wohl noch richtiger ist, die Geschichte des alten Rom's bis auf den Fall des ostgothischen Reichs auszudehnen, welcher die Stadt unter byzantinischer Herrschaft zur Ruine und zum Provinzialort versinken ließ.

Wenden wir uns jedoch vom System zum Inhalt dieser Stadtgeschichte. Hier springt zunächst in die Augen, wie entscheidend und folgenreich auch für den Geschichtschreiber der Stadt die Auffassung ist, welche ihm über die Anfänge Rom's als die maßgebende erscheint. Bekanntlich gehört die römische Königszeit zu den umstrittensten Gebieten der ganzen historischen Wissenschaft. Nach mehr als tausendjährigem Bestehen durch Niebuhr's geistesmächtigen Angriff in allen Fugen erschüttert, wird die Tradition von den sieben Königen neuerdings mit vielem Eifer von Gelehrten aufrecht erhalten, welche den Begründer der kritischen Geschichtschreibung der Willkür, der Gewaltthätigkeit und mangelnden historischen Sinnes zeihen. Wir wollen uns in diese Fehde, die noch neuerlichst durch Aug. Wilh. Zumpt's Werk über das Criminalrecht der römischen Republik einen lebhaften Anstoß erfahren hat, nicht einmischen. Ihre Bedeutung für die Geschichte der Stadt liegt auf der Hand. Während Mommsen die Historien von den Zwillingen der Rhea Silvia unter die Märchen verweist, von denen die Geschichte sich vor allen Dingen frei zu machen habe, und während er die Nachrichten von der Gründung der Stadt mit einem kurzen: „Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden" abfertigt, berufen sich seine Gegner darauf, daß Dionysius von Halicarnaß, der Gewährsmann für die traditionelle Geschichte des ältesten Rom, den Dingen, von denen er berichtet, unleugbar näher gestanden habe, als die neueren Zweifler: ein Argument, welches freilich für die Echtheit seiner unverkennbar mythischen Erzählungen schwerlich als beweisend anerkannt werden kann. Unser Verfasser glaubte wegen des Zusammenhanges der Localhistorie mit der Tradition über die Königszeit an dieser letztern festhalten zu müssen. Es will uns jedoch bedünken, daß er hierbei nicht sowohl der Pflicht folgt, welche von dem Stadtgeschichtsschreiber eine Erwähnung auch des Legendarischen und Sagenhaften verlangt, als einer innern Zuneigung zu den alten Formen, in denen uns die Anfänge Rom's überliefert worden sind. Wir führen als ein Beispiel die interessanten Bemerkungen an, zu welchen ihm die Sieben Hügel Anlaß geben. Nachdem er die Lage derselben und das Terrain, auf dem sie sich erheben, ausführlich beschrieben hat, fährt er fort:

„Diese waren die Sieben Hügel späterer Zeiten und spätesten Nachruhms mit ihrer nächsten Umgebung . . . So bedeutend auch der Boden in den anstoßenden Thälern angewachsen ist durch Schutt und Nachbau, so sehr hierdurch die relative Höhe der Hügel vermindert worden ist, so vielfach an den Wänden die Spuren der Menschenhand sichtbar sind, so ist es doch leicht ihre ursprüngliche Gestalt zu erkennen. Man braucht nicht weit zu gehen um diese wiederzufinden: der malerische baumgekrönte Tuffsteinhügel bei der Paulskirche ist heute was Palatin und Caelius vor mehr als dritthalb Jahrtausenden waren. Ja der Charakter der Oertlichkeit in unsern Tagen ist ein gültiges Zeugniß zur Bekräftigung der so vielfach angefochtenen Traditionen, die sich an diese Oertlichkeit geknüpft haben. Ein Charakter, der in der Zeit, in welche man die willkürliche Erfindung der von ihr nur ausgeschmückten Sagen verlegen möchte, völlig verwischt war und heute großentheils wieder geworden ist wie er ursprünglich war — eine seltene Beglaubigung des großen Ganzen der Vorgeschichte, deren Einzelzüge immer noch so fabelhaft sein mögen. Der Palatin, der Caelius, der Aventin, der unter dem Namen des tarpejischen Felsens bekannte Theil des capitolinischen Berges, wie wir sie vor uns sehen mit ihren mehr oder minder schroff abfallenden und zerklüfteten, zwischen zerbröckelnden Mauertrümmern hervorblickenden, stellenweise von frischem Grün überwucherten Felsenwänden, mit Hainen und Baumgruppen, die sich in Villen und Klostergärten erheben; die Niederung des Forum und des Velabrum, gegen Abend Rastplatz von ganzen Schaaren müder Zugstiere, neben denen, zwischen den Rädern der Ackerwagen und Karren, mit Ziegenfellen bekleidete Hirten und Arbeiter neben flackernden Reisigfeuern kauern; in der Regenzeit nicht selten in undurchdringliche Sümpfe verwandelt wie vor den Tagen etruskischer Cloakenanlagen; die nähere Umgebung, wo im Winter Hirten und Ackerer ein Troglodytenleben führen; alle diese und andere Stellen sind heute in ihrer Physiognomie den Tagen ähnlicher, in denen man auf griechische Dichtersagen zugleich mit den in der Luft verschwimmenden Nachklängen früherer und späterer Einwanderungen lauschte, als es die Scenerie des augusteischen Zeitalters war, in welchem die diese Oertlichkeit in ihrer glanz-

vollen Umwandlung stehenden Dichter solchen Sagen ihre unsterbliche Gestalt, ihr strahlendes Gewand gaben."

So kommen denn Numitor und Amulius, der brave Faustulus und seine Acca Larentia, die Wölfin und der Feigenbaum hier wieder zu Ehren. Die Heiligthümer des Palatin, welche man noch bis in die Kaiserzeit hinein den Gläubigen wies, werden als Denkmäler erwähnt, welche bis in die spätesten Zeiten an die Einzelzüge der Legende erinnert hätten. Und wieder ist die Oertlichkeit beweisend, „der Ort selbst aber giebt noch in der Jetztzeit, ungeachtet aller Umwandlungen, den Umrissen Leben, wie sie in der Sage erscheinen. Zwischen der dem Flusse zugewendeten Spitze des capitolinischen Berges, dem Palatin und dem Aventin senkt sich tief das Ufer, von dem ein großer Theil wüste liegt. Die Reste einer nach ihrer Zertrümmerung benannten Brücke neuerer Jahrhunderte nehmen die Stelle ein, wo einst der Pons Palatinus über den Strom führte; kleine Tempel in christliche Kirchen umgeschaffen, stehen neben Bogen der Kaiserzeit; ein großer gewölbter Abzugscanal, zu dessen Eingang mit dreifach übereinander liegenden Bogen man tief hinabsteigt, zeigt, durch welche gewaltigen Werke die Umgebung aus einem Sumpf in eine feuchte Niederung verwandelt ward. Steil erheben sich aus dieser Niederung die Hügel, deren zerklüftetes Gestein zu Tage liegt zwischen den Resten uralter Befestigungen, den Spuren mittelalterlicher Bauten, den meist ärmlichen Wohnungen und Räumen für die Geschäfte von Ackerbau und Viehzucht, welche die Gegenwart hineingeschoben hat. Jugstiere werden aus dem malerischen Brunnen getränkt, der zwischen zwei Kirchen sich auf dem verwilderten Felde erhebt, welches einst das Forum boarium war. Da wo der Boden sich am tiefsten senkt, die durch Quellen und den Ablauf der Wasser der Hügel gemehrte Feuchtigkeit am größten ist, erinnert der Beiname einer schon vor dem Anfang des sechsten christlichen Jahrhunderts dem heiligen Ritter Georg von Kappadocien gewidmeten Kirche an das Velabrum, den zweigetheilten Sumpf, über den man einst im Nachen setzen mochte, wie Properz es schildert:

Wo weit dehnten sich aus in stockendem Strom die Velabra
Und auf städtischem See lenkte der Schiffer den Kahn —

als hier, nach Ovids Worten,

war nur Weidengebüsch, schwankendes Röhricht zu sehn.

Wenn der heutige Name der westlichen Spitze des Capitols Monte Caprino oder der Ziegenberg nichts zu thun haben mag mit dem der Palus caprea, an welcher die Sage den Gründer Roms verschwinden läßt, so vergegenwärtigt dieser Name dennoch Zustände, wie sie wiedergekehrt sind im Lauf der Jahrhunderte, wo alte Zeit wieder neu geworden ist."

Wenn diese Züge die Stellung des Verfassers zu der Controverse über die römische Vor- und Urgeschichte hinlänglich charakterisiren, so tritt seine Neigung für das Legendarische und Mythische nicht minder deutlich hervor in dem Berichte über die Anfänge des Christenthums in Rom. Wir haben wohl kaum daran zu erinnern, daß für die historische Betrachtung die Gründung des geistlichen Roms sich nicht minder in Dunkel verliert als die der weltlichen Herrscherin. Wie man überhaupt in der Geschichte dieser Stadt eine einzige Wiederholung doppelter Weltmacht findet, so zeigen selbst die Anfänge ihrer beiden großartigen Entwickelungen eine unverkennbare Parallele; nicht blos in dem, was geschichtlich bezeugt ist, sondern noch deutlicher wahrnehmbar in den Ausschmückungen der Legende. Wie diese in der weltlichen Stadt sich an die Sieben Hügel heftet, so ragen aus dem Morgengrauen des christlichen Rom sieben Kathedralen hervor; dem mythischen Zwillingspaar, deren Namen die Weltherrschaft einweihen, entsprechen die beiden Apostel, deren Autorität zur Grundlage des heiligen Stuhles gemacht wurde. Während nun durch die kirchen-geschichtliche Forschung der neueren Zeit, insbesondere durch die Evangelienkritik der Tübinger Schule, welcher wir die erheblichsten Aufschlüsse über die urchristlichen Zeiten verdanken, historisch als nachgewiesen betrachtet werden kann, daß die wirklichen Zeugnisse über das Leben des Petrus und des Paulus gar wenig Anhalt für die Traditionen bieten, welche schon früh über die Schicksale und das Ende beider Apostel in Umlauf kamen: so sehen wir Herrn von Reumont in seiner Geschichte der Stadt Rom mit unbeirrter Sicherheit auf dem Boden dieser Ueberlieferung verweilen. Der Aufenthalt des Petrus in Rom — geschichtlich nirgends bezeugt —, sein römisches Bischofamt, sein und des Paulus Zeugentod: sie werden hier in den festen Formen der kirchlichen Tradition mitgetheilt; der Localitäten, an welche die Legenden sich anschließen, geschieht ausführliche und ehrfurchtsvolle Erwähnung; Vermuthungen über die Thätigkeit der Apostel, über eine Verbindung des Paulus mit Seneca werden eingehend begründet und als wahrscheinlich dargelegt. Alles dies, ohne nur anzudeuten, wie bestritten jeder Punkt der Ueberlieferung ist; ohne auch nur in den Nachweisungen, welche dem Texte angehängt sind und in denen sonst abweichende Meinungen Erwähnung finden, der werthvollen und umfangreichen Arbeiten zu gedenken, in denen die geschichtlichen Grundlagen dieser Tradition geprüft worden sind. Es ist zu fürchten, daß diese Einseitigkeit des Standpunkts dem Werk auch für die Folge verhängnißvoll werden wird.

Hat uns ein näheres Eingehen auf Momente, welche für die Grundauffassung der ganzen Aufgabe von entscheidender Bedeutung sind, unerläßlich geschienen, so dürfen wir uns dagegen einer Uebersicht des Inhalts enthalten, der sich ja, wie natürlich, den allbekannten Ereignissen der römischen Geschichte eng anschließt. Was die Ausführung des Einzelnen betrifft, so scheint uns für die Darstellung das Verhältniß der Stadtgeschichte zur Geschichte des Staates im wesentlichen richtig getroffen zu sein. An besonderem Reiz gewinnt die Erzählung, wo an Monumente angeknüpft wird. Der Baugeschichte ist am Schlusse jedes Abschnittes ein eigenes Kapitel gewidmet, das durch die beigefügten Pläne eine treffliche Erläuterung erhält. Der Bestimmung für einen größeren Leserkreis entsprechend, sind gelehrte Nachweisungen im Text vermieden; auch die am Schlusse des Bandes folgenden Anmerkungen sind auf das knappste Maß beschränkt. Als eine sehr dankenswerthe Zugabe ist die angehängte Auswahl von Inschriften zu betrachten, welche, noch vorhandenen Monumenten der Stadt entnommen, uns in chronologischer Folge die ungeheuren Wandlungen fast eines Jahrtausends römischer Cultur mit kräftigen Lapidarzügen vergegenwärtigen. Eine ausführliche Zeittafel der römischen Geschichte von der Gründung der Stadt bis zum Ende des Westreichs und einige Stammtafeln, die zur Erläuterung der kaiserlichen Familiengeschichten kaum entbehrlich sind, vervollständigen den Apparat, durch welchen für die Erleichterung des Verständnisses und für die Veranschaulichung des Werkes musterhaft gesorgt ist.

Sollen wir noch hervorheben, welche Partieen des umfangreichen Buches uns vorzugsweise gelungen erscheinen, so ist an erster Stelle der ganze Abschnitt über das augusteische Zeitalter zu erwähnen. Hier sind die politischen und socialen Zustände, aus denen die Alleinherrschaft hervorging, der Charakter, die Regierungsweise, die Umgebung des Augustus, der Einfluß seiner langen Herrschaft auf das Volk und den Staat, die Stadt und

die Gesellschaft, endlich die Physiognomie des kaiserlichen Roms mit wahrhaft meisterlichen Zügen geschildert. Man erkennt in dieser farbenreichen Darstellung eines glänzenden, nach ungeheuren Stürmen zum Genusse fester friedlicher Ordnung gelangten Zeitalters nicht minder den feingebildeten Freund der Kunst und der Literatur des Alterthums, als den Staatsmann, der, durch seine ganze Richtung den Unruhen republikanischer Verfassungsformen abhold, einem milden und wohlwollenden persönlichen Regiment zugethan ist. P. D. Fischer.

Rußland.

„Dunst", ein Roman von Iwan Turgeniew.*)

Jedes neue Werk dieses gefeierten Novellisten ist für das lesende Publikum in Rußland immer ein bedeutendes Ereigniß, welches schon Monate vorher mit Ungeduld erwartet und beim Erscheinen mit Freuden begrüßt wird. Mit Heißhunger verschlingt die gebildete Welt, selbst diejenige, die sonst nur Montepin, Gräfin Dash, Georg Sand, Ponson du Terrail und dergl. in die Hand nimmt, die verkündete Novität, und nun fängt die vielseitigste, umständliche Besprechung in allen russischen Zeitschriften und Gesellschaftskreisen an. So geschah's beim Erscheinen der „Väter und Kinder", so auch neuerdings nach der Herausgabe des „Dunst". Das Erscheinen von Turgeniews Schriften wäre übrigens auch zu anderer Zeit noch ein Ereigniß, wenn es in der russisch-literarischen Welt ihm ebenbürtige Kräfte gäbe, geschweige denn in der Gegenwart, wo die Herren Literaten der modernen realistischen Richtung sich nicht bestreben, Musterwerke gediegenen, geistig stärkenden und erfrischenden Inhaltes zu veröffentlichen, sondern Schablonen-Arbeit, die nur dem skandalsüchtigen, niedrigen Geschmacke eines halbgebildeten Publikums schmeicheln.

Turgeniew hat aber auch bereits eine bedeutende literarische Thätigkeit entfaltet. Er begann seine Carrière als Schriftsteller zur Zeit der Blüthe der russischen Literatur, als eine ganze Reihe glänzender Talente sich kühn durch den Aberglauben und die Unwissenheit der Nation durcharbeiteten und dem nach Aufklärung verlangenden jungen Rußland die Spuren der Wahrheit, des Rechtes und der Ehre wiesen. Die Erinnerung an Puschkin lebte noch in den Herzen Aller, die Lieder Lermontows durchglühten noch die Brust der Patrioten, Gogols Witz und Satyre ergötzten das Publikum, und die Kritik und Journalistik redeten durch Belinski in einer Sprache, die an Ernst, Würde und Tiefe der Gedanken bis dahin in Rußland noch unbekannt waren. Allmählich aber lichteten sich die Reihen, Einige von ihnen starben eines gewaltsamen Todes im Zweikampfe, Einige mußten in die Verbannung wandern, Andere wurden durch Krankheiten hingerafft, wieder Andere ließen sich durch die schweren Bedrückungen der Presse in Rußland zurückschrecken und warfen die Feder bei Seite, genug — von den hervorragenden Talenten damaliger Zeit blieb allein und verlassen Turgeniew nach. Sowie er aber schon damals in seinem „Tagebuche eines Jägers" Zeugniß von seiner Leistungsfähigkeit gegeben und offenbart hatte, was Rußland von ihm noch zu erwarten habe, so ragt er auch noch jetzt durch seine Musterwerke über alle modernen russischen Schriftsteller und Zeitgenossen bedeutend hervor. Die Anerkennung der geistreichen Gewandtheit und charakteristischen Gediegenheit Turgeniews ist allgemein, und wenn auch diese oder jene Schwäche seiner Werke kritisch beleuchtet und erörtert wird, so bleibt sein Verdienst um die Förderung und Belebung der russischen Literatur unbestritten und höchst dankenswerth.

Aus mehrfachen Gründen jedoch erhellt, daß der Erfolg des vorhergehenden Romanes „Väter und Kinder" noch bedeutender und allgemeiner war, als er jetzt bei dem Erscheinen des „Dunst" zu bemerken ist. Ersterer beschreibt in seinem Sittengemälde die Zeit des Ueberganges von der Leibeigenschaft zur Freiheit und schildert den Contrast der alten, aristokratischen Herren aus der Zeit des Kaiser Nikolaus zu der jungen, in vieler Beziehung äußerst exaltirten und von den nihilistischen Ideen der letzten Jahre vergifteten neuen Generation. Die ganze Anlage und geistreiche Durchführung der Handlung, der Gegensatz der sich fast feindlich gegenüberstehenden Väter und Kinder ist jedoch so anziehend, fesselnd und charaktervoll, daß der Erfolg dieses Romanes damals mit allem Rechte ein ungewöhnlich bedeutender war.

Die Handlung des letzten Romanes, des „Dunst", spielt im Jahre 1862 in Baden-Baden. Der Verfasser macht uns in demselben mit zwei exklusiven Kreisen der russischen Reisewelt bekannt, die sich an diesem Orte hauptsächlich der Zerstreuung halber versammelt haben. Dies sind einerseits das demokratische, sogenannte junge Rußland und anderseits die konservativen Aristokraten. Den Mittelpunkt oder das Haupt des ersteren bildet ein gewisser Gubarow, welcher eigentlich durch Geist, Kenntnisse und Beredsamkeit durchaus nicht hervorleuchtet, sondern sich selbst zum Führer dieser zusammengewürfelten Gesellschaft aufgeworfen hat. Die Russen lieben es überall einen Herrn und Gebieter zu haben, und „wer den Stock in die Hand nimmt, der ist Corporal". Das Centrum des Aristokratenkreises repräsentirt die Heldin des Romanes, die Generalin Irina Ratmirowa, von Geburt eine Fürstin. Der Held des Ganzen ist jedoch der junge Litwinow, welcher durch Erziehung und Ansichten eigentlich dem demokratischen Kreise angehört, durch sein Verhältniß mit Irina aber in vielfache Berührung mit dem Zirkel der Aristokraten kommt.

Litwinow hatte als Student in Moskau bereits ein Liebesverhältniß mit der damals noch sehr jugendlichen Irina, wobei sie seine Neigung zu ihr aufrichtig und herzlich erwiederte. Nachdem sie jedoch vollständig herangereift, durch ihre Schönheit Aufsehen erregt hat, nimmt sie ein reicher Anverwandter mit sich nach Petersburg, wo sie in den glänzenden Salons der Residenzstadt große Triumphe feiert, — obgleich mit Aufopferung eines Theiles ihres guten Rufes, — und Litwinow darüber vergißt. Nach schmerzlich überstandenem Seelenkampfe hat die Zeit endlich die Wunde des jungen Mannes geheilt, und er bereist zehn Jahre darauf das Ausland, nachdem er Bräutigam einer liebenswürdigen jungen Russin geworden. Da muß er in der Abwesenheit der Braut in Baden-Baden zufällig die an den General Ratmirow verheiratete Irina wiederfinden. Sogleich wirft die Kokette der großen Welt ihre Netze aus, um den Gegenstand ihrer ersten Liebe wieder zu fesseln, und bei der charakterlosen Schwäche des Helden gelingt es ihr sogar durch völlige Hingebung ihn dermaßen zu bethören, daß er sein Ehegelöbniß an die tugendhafte junge Russin zurückzieht und mit Irina in ein fernes Land zu entfliehen gedenkt. Nun erweist es sich aber, daß Irina durchaus nicht gesonnen ist ihr lockeres Leben in der aristokratischen Welt aufzugeben, sondern sie bietet im Gegen-

*) Moskau, 1867.

theil diesem jungen Manne einen entwürdigenden Aufenthalt in ihrer Nähe in Petersburg an. Jetzt erst erkennt der Held seine so wenig männliche Schwäche und er verläßt Baden-Baden und Irina. Nach fünf Jahren erst hat er wieder den Muth sich seiner früheren Braut zu nähern, die ihm seine ehemalige Charakterlosigkeit vergiebt und ihn endlich heiratet.

Interessanter jedoch als diese Liebesintrigue ist die Schilderung der zwei sich gegenüberstehenden Gesellschaftskreise, des demokratischen jungen Rußland und der konservativen Aristokratie. In der satyrischen Charakterschilderung dieser beiden gesellschaftlichen Sphären hat Turgeniew sich wieder als Meister erwiesen, und schonungslos deckt er alle ihre handgreiflichen Schwächen und Absurditäten auf. Pogodin in Moskau klagt in seiner Zeitschrift „Der Russe" darüber, daß bei Turgeniews Vorlesung von Bruchstücken aus diesem Romane die Damen der Versammlung vor Scham über das Vernommene erröthet seien. Allerdings mag das der Fall gewesen sein, obgleich der Roman an sich durchaus keine unanständigen Scenen enthält, doch giebt er das getreue Spiegelbild der russischen Aristokratie, über welches die einsichtsvolleren Moskauer Damen zu erröthen gewiß alle Ursache hatten. Da sehen wir unter Anderen den Fürsten Koko, einen bekannten Führer der alten Adelsopposition, welcher in Paris in dem Salon der Prinzessin Mathilde in Gegenwart des Kaisers mit folgenden Worten über die Freilassung der Bauern klagte: „Madame, le principe de la propriété est profondement ebranlé en Russie", und der auf der Spielbank am Roulette in früherer Zeit in einer Viertelstunde das Ergebniß des Schweißes und der Mühen von einhundertfunfzig seiner leibeigenen Familien vergeudet hatte.

Ein anderer russischer General spricht sich auf dem von Turgeniew beschriebenen aristokratischen Piknik folgendermaßen aus:

— Wir sind ruinirt, — nun gut; wir sind vollkommen zu Grunde gerichtet, — darüber ist nicht zu streiten; wir großen Grundbesitzer bilden aber immer noch einen Ausgangspunkt.... ein Prinzip. Und dieses Prinzip zu unterstützen, — das ist unsere Pflicht. Pardon, madame, ich glaube das Schnupftuch entfiel Ihren Händen. Wenn selbst die höchstgestellten Leute von einer gewissen Blindheit geschlagen sind, so müssen wir darauf hinweisen — mit aller Unterthänigkeit darauf hinweisen (der General streckte den Finger vor) — wir müssen den Bürger auf den Abgrund weisen, zu welchem er hinstrebt. Wir müssen ihn warnen, müssen ihm mit würdiger Festigkeit zurufen: „Kehret um, kehret um!" Das müssen wir thun.

— Aber es ist doch nicht möglich wieder vollständig Kehrt zu machen, erwiederte der General Ratmirov nachdenklich.

Der Erstere der Sprechenden lächelte dagegen und wiederholte:

— Vollständig, mon très cher, vollständig Kehrt, — und je weiter zurück, desto besser.

Bei diesen Worten blickte er wieder herablassend auf den zufällig gegenwärtigen jungen Demokraten Litwinov. Diesem riß die Geduld.

— Befehlen Ew. Excellenz nicht etwa, daß wir bis zur alten Bojarenversammlung der früheren Jahrhunderte umkehren sollen?"

— Meinethalben auch bis dahin! Das ist meine individuelle Ansicht, die ich Niemandem aufdränge; umarbeiten müssen wir alles — alles Geschehene.

— Auch den 19. Februar? (Die Emanzipation der Leibeigenen.)

— Auch den 19. Februar, — so viel es thunlich. On est patriote ou on ne l'est pas. Aber die Freiheit? wird man mir entgegnen. Glauben Sie, daß diese Freiheit dem Volke so süß ist? Fragen Sie es einmal selbst. —

— Versuchen Sie es nur, erwiederte Litwinov, versuchen Sie es nur dem Volke diese Freiheit wieder zu rauben.

. . . .

— „Ich sagte soeben, man müsse vollständig umkehren. Verstehen Sie mich recht. Ich bin durchaus kein Feind des sogenannten Progresses; aber alle diese Universitäten, Seminare und Volksschulen, alle diese Studenten und jungen Fortschrittsmänner, dieser kleine Adel tout ce fond du sac, la petite proprieté, pire que le proletariat (Der General sprach mit weicher, fast gedämpfter Stimme) voila ce qui m'effraie .... da müssen wir anhalten — und Kehrt machen. (Wieder blickte er gnädig auf den jungen Litwinov.) Ja wir müssen Halt machen. Vergessen Sie nicht, daß bei uns ja Niemand etwas fordert oder bittet. Das Selbstgouvernement z. B. verlangt es wohl irgend Jemand? Streben Sie danach? Oder Du, General Ratmirow? Oder Du, oder Sie, mes dames? Sie regieren ja ohnehin schon nicht sich allein, sondern auch uns Alle. Der schöne General lächelte mit selbstzufriedener Miene. Meine lieben Freunde, wozu sollen wir also dem Hasen nachlaufen? Die demokratischen Ideen sind überdies ein zweischneidiges Schwert, und besser ist es, wir bleiben beim Alten und vertrauen der Aristokratie. Wahrhaftig es wird besser gehen. Der Progreß allein, — gegen den habe ich durchaus nichts. Verschont uns nur mit Advokaten, Geschwornen und Landtagsdeputirten — und laßt uns die gehörige Disciplin, die Disciplin vor allem darf nicht gestört werden, — aber Brücken, schöne Quais und Hospitäler könnt Ihr ja bauen, — auch die Straßen sogar mit Gas erleuchten!!!"

Das ist einem conservativen, despotischen General aus der alten Zeit von Nikolaus her, so recht aus der Seele gesprochen!

Nicht weniger aber auch schont Turgeniew das demokratische junge Rußland, welches sich, wie gesagt, um den geistlosen Herrn Gubarov schaart und nach den Richtungen der Mode sich bald hier-, bald dorthin zerren läßt, bald mit Begeisterung für Naturwissenschaften schwärmt, bald für klassische Bildung, bald für Realbildung. In der Wohnung des Genannten zu Baden-Baden schreien und toben sie durcheinander, in Tabaksqualm und bei drückender Sommerhitze, schimpfen und schmähen ohne Zweck und ohne Ziel auf die andere Partei, dabei selbst noch an vielfachen Schwächen und Mängeln leidend.

Darin liegt eben der Kernpunkt und Gehalt dieses neuen Romanes Turgeniews, daß er mit gewandter, geistreicher Kunstfertigkeit die Gebrechen und Fehler der russischen Gesellschaft aufdeckt, indem er uns eine vollständige, treu aus dem Leben gegriffene Satyre auf die Zustände der Gegenwart entwirft. In Betreff dieses Zweckes und Strebens haben auch Turgeniews letzte Schriften dieselbe Tendenz, welche die faden, gehaltlosen und oft schmutzigen Realisten der modernen russischen Literatur sich zum Ziele genommen haben. Von poetischem Schwunge und idealer Auffassung ist eigentlich auch bei Turgeniew eben so wenig eine Spur, als bei diesen einseitigen, schroff ausgeprägten Realisten, welche dicke Bände mit Romanen und mysteriösen Spelunkengeschichten anfüllen, in denen unter Hunderten von Charakterschilderungen kam eine einzige brave, geschweige denn eine edle Seele anzutreffen ist. Auch in dem „Dunst" vermissen wir leider unter all den unerquicklichen, bedauernswerthen Subjekten eine wirklich edle und versöhnende Erscheinnng, die uns bei den peinlich deprimirenden Eindrücken dieser Schilderungen

Trost und Geistesstärkung gewähren könnte, um wenigstens die Hoffnung auf bessere Zustände nicht zu verlieren. Der resignirte, anspruchslose Potugin, jedenfalls der beste und gehaltvollste Charakter des ganzen Werkes läßt den Leser im Ganzen dennoch unbefriedigt, und der eigentliche Held selbst, Litwinov, zeichnet sich durch charakterlose, unmännliche Schwäche der schönen, verführerischen Irina gegenüber so unvortheilhaft aus, daß er gewiß den Unwillen und Tadel der meisten Leser und Leserinnen erregen wird.

Nachdem die Aristokratin ihm handgreiflich bewiesen, daß sie ihn blos der Zerstreuung halber während der Badesaison zum Besten gehabt und mit den theuersten Gütern des jungen Heiden ihr Spiel getrieben, — da erst ermannt er sich endlich und faßt den Entschluß, der schönen Sünderin den Rücken zu kehren. Unterwegs, als er durch die herrlichen grünen Fluren Deutschlands davoneilte und sah, wie der Nebeldunst sich von den Wiesen erhob, hier und dort sich in Gruppen sammelte und dann wieder vom leichtesten Winde verweht, in andere Formen überging und davongetragen wurde, — da gewann auch er die Ueberzeugung, daß alles in unserem Leben, insbesondere im russischen gesellschaftlichen Leben und Treiben, nur eitler Dunst und Nebel sei, daß sich die socialen Strömungen und Richtungen eben nur zufällig bilden und beim leichtesten Schicksalssturme wieder neue Gestalten und Formen annehmen; — alles, alles ist eitler Dunst und Nebel!

Ungeachtet dieser von Gogol unseren modernen Literaten vererbten realistischen Richtung, welcher, wie gesagt, leider auch Turgeniew immer mehr zu huldigen scheint, und ungeachtet der mancherlei schwachen Seiten, an welchen diese neue Schöpfung Turgeniews leidet, liest sich der Roman dennoch leicht und mit einer gewissen Spannung, denn die Verwickelung und Entwickelung, sowie die einzelnen Situationen sind unterhaltend und fesselnd. Der eigentliche Werth von Turgeniews Schriften liegt aber hauptsächlich darin, daß er mit gewandter, kunstgeübter Feder und scharfem Geiste seine Schilderungen zu motiviren sucht, während die anderen Realisten sich damit begnügen, photographische Spiegelbilder abgeschmackter Gemeinheiten zu liefern. —ff—

Nord-Amerika.

Weibliche Missions-Aerzte.

Die Betheiligung der Frauen an dem Werke der Mission ist schon seit langer Zeit als wichtig und ersprießlich anerkannt worden. Die Missionäre haben sich bemüht, in ihren Gattinnen der Aufgabe, der sie ihr Leben gewidmet, Anhängerinnen und Mitarbeiterinnen zu gewinnen, die Missionsgesellschaften haben Diakonissinnen und Lehrerinnen ausgebildet und ausgesandt in alle Welt zur Belehrung der Heiden. Eine uns vorliegende Schrift, der Abdruck eines Vortrags, den Dr. David H. Nutting, Lehrer am New England Female College in Boston bei Gelegenheit einer daselbst stattgehabten Prüfung am 6. März d. J. gehalten, weist jetzt auf einen andern, sehr wichtigen Beruf hin, welcher der Frau innerhalb der Mission zuzuweisen sei, nämlich auf den Beruf als Arzt.

Dr. Nutting, nicht nur ein hochgeschätzter Arzt, sondern überdies ein Mann von umfassender universeller Bildung, hat elf Jahre als Missionsarzt in der asiatischen Türkei gelebt und ist dadurch, wie durch seine jetzige Stellung als Lehrer an einer medizinischen Unterrichtsanstalt für Frauen wohl einer der kompetentesten Richter in dieser Angelegenheit und wohl geeignet von Allen, welche Missionäre nicht nur nach der Türkei, sondern nach China, Japan, Indien u. s. w. senden, als Autorität gehört zu werden.

„Ich habe", sagt Dr. Nutting in seinem Vortrage, „schon lange Zeit meine Aufmerksamkeit der Frage zugewendet, ob es nicht hochwichtig für die äußere Mission sei, derselben weibliche Aerzte zuzutheilen, und bin, gestützt auf langjährige Erfahrung, dahin gekommen, dieselbe unbedingt und unzweifelhaft zu bejahen. Je mehr ich mir die in der Türkei verlebten Jahre zurückrufe, je mehr ich zurückblicke auf die Sitten des Landes und die Stellung der Frauen in demselben, desto mehr drängt sich mir die Ueberzeugung auf, daß für Civilisation und Aufklärung der dortigen Bevölkerung nicht erfolgreicher gewirkt werden kann, als indem man gebildete, wahrhaft religiöse Frauen als Aerzte unter sie sendet.

„Der weibliche Missionsarzt wäre im Stande unter dem weiblichen Theile der Bevölkerung eine große Menge von Krankheiten und Gebrechen wirksam zu bekämpfen, denen der männliche Arzt gänzlich machtlos gegenüber steht. Ich habe allerdings nahezu tausend türkische Harems besucht, aber fast immer hatte man mich zur Behandlung von Männern gerufen und ängstlich Sorge getragen, jedes weibliche Wesen meinen Blicken zu entziehen. Man läßt häufig genug Frauen lieber leiden und sterben, ehe man einem Arzte gestattete, die geheiligten Schranken des Harems zu durchbrechen und sich ihnen hilfebringend zu nahen. Verstattet man aber wirklich einmal einem Arzte den Zutritt zu einer Kranken, so ist es für ihn schwierig, wo nicht unmöglich, diejenige Auskunft zu erlangen, deren er zu einer geeigneten Behandlung der Krankheit unerläßlich bedarf. Man hat mich zuweilen in einen Harem geführt, mich den Puls der Kranken fühlen lassen und mich dann schleunig wieder hinweggeschleppt, ohne mir zu gestatten, auch nur eine einzige Frage zu stellen. Wird es schon in unserem Lande einem guten Arzte wahrlich nicht leicht, alle ihm nöthigen Informationen über den Zustand einer weiblichen Kranken zu erhalten, so stelle man sich seine Lage in der Türkei vor, besonders wenn er der Landessprache nicht vollständig mächtig ist. Es bedarf gar keines näheren Nachweises, wie ganz anders die Stellung eines weiblichen Arztes sein würde und welch ein unendliches Feld segenreicher Thätigkeit sich der Frau hier eröffnen ließe.

„Nicht minder wichtig würde sich der Einfluß weiblicher Missionsärzte auf die Geburtshelferinnen jener Länder erweisen. In drei oder vier verzweifelten Fällen holte man mich herbei, und ich muß es jenen unwissenden, der Belehrung äußerst bedürftigen Frauen zum Ruhme nachsagen, daß sie, sobald sie staunend gesehen, wie Wissenschaft und Geschicklichkeit Leben zu erhalten vermag, mich dringend baten, sie zu unterrichten. Leider zwangen mich Rücksichten, die stärker waren, als mein Wille, ihnen ihre Bitte abzuschlagen."

Dr. Nutting macht im weiteren Verlaufe seines Vortrags darauf aufmerksam, wie ein weiblicher Missionsarzt mehr als irgend Jemand sonst es in der Hand habe, Sitte und Erkenntniß unter den Frauen des Orients zu verbreiten. Schon allein der Umstand, daß diese europäischen Frauen so viel Kenntnisse, Geschicklichkeit und Wohlwollen besitzen, würde wesentlich dazu beitragen, nicht nur die Ansichten der Orientalen über den Werth und die Wichtigkeit der Frauen in der Gesellschaft wesentlich zu berichtigen, sondern auch in den orientalischen Frauen

selbst den Wunsch nach Erziehung und dem befreienden Einfluß des Christenthums zu erwecken.

Es ist hier nicht der Ort, unsere Ansichten über den Werth oder Unwerth der Missionsbestrebungen ausführlich zu entwickeln oder darzuthun, ob wir wirklich im eigenen Lande schon so weit sind, um unsere Fürsorge vornehmlich den Heiden und Türken zuwenden zu können, wohl aber möchten wir hinzufügen, daß die Art und Weise wie Dr. Nutting in seinem Vortrage das Wesen der Mission erfaßt, unsere aufrichtige Anerkennung findet. Ihm kommt es in erster Linie nicht auf „Bekehrung", sondern auf „Vermenschlichung" an. An Stelle des Grundsatzes, daß man den Körper kasteien und zerbrechen müsse zum Heile des unsterblichen Seele, setzt er die gesunde, vernünftige Ansicht, daß nur, indem man physische Leiden lindert, physische Gebrechen heilt, physisches Wohlbefinden verbreitet, es möglich werde, sich Eingang in die Herzen zu verschaffen, Macht und Einfluß über Geist und Gemüth zu gewinnen. Wo aber solche Ideen Platz gegriffen haben, da ist es ganz folgerichtig, daß sich der Blick auf die Frauen wendet und ihnen das Amt der Pioniere der Civilisation zugewiesen wird.

Kleine literarische Revue.

— **George Chapman's Kaiser Alphonsus.** Der geschätzte Kenner der englischen Sprache und Poesie, Herr Dr. Karl Elze der vor kurzem eine interessante Studie über den englischen Hexameter herausgegeben*), worin er den zweimal, zu verschiedenen Zeiten, in der Elisabethanischen und in der Zeit nach der französischen Revolution, in England gemachten und mißlungenen Versuch, das antike Versmaß in die moderne Poesie einzuführen, darstellt, hat kürzlich auch ein wenig bekanntes, aus der späteren Elisabethanischen Zeit stammendes und nicht blos einen deutschen, angeblich historischen Stoff behandelndes, sondern auch mit deutschen Worten und Phrasen reich ausgestattetes, englisches Drama: George Chapman's „Tragedy of Alphonsus, Emperor of Germany, herausgegeben**). Seit seinem ersten Druck im Jahre 1654 ist dieses Drama, das lange vorher als Manuskript verbreitet und auch der englischen Bühne bekannt war, nicht wieder aufgelegt worden. Es existirt noch in zwei Exemplaren, die sich im Britischen Museum befinden und worin die deutschen Worte und Phrasen in Black letters gedruckt sind. Das Deutsche, dessen hier gebrauchter Dialekt mit dem der deutschen Bauern in den Dramen des bekanntlich in England lange gewesenen Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig große Aehnlichkeit hat, muß doch damals in England besser verstanden worden sein, als heutzutage. „Kaiser Alphonsus" ist jener Kastilianer, der zur Zeit des mittelalterlichen „Interregnums", gleichzeitig mit Richard von Cornwall, zum deutschen König und römischen Kaiser gewählt worden war. Er ist niemals selbst nach Deutschland gekommen; gleichwohl läßt ihn Chapman in diesem Drama als wohlbestallten Kaiser in Metz und zugleich als einen echten spanischen Tyrannen auftreten. Chapman hat das Ganze augenscheinlich, wie Herr Elze richtig vermuthet, mit Bezug auf die Ereignisse seiner Zeit in Deutschland, welche die des dreißigjährigen Krieges und der ihm vorangegangenen Conflikte war, gedichtet und brachte auf diese Weise die Feinde des Winterkönigs, des Churfürsten von der Pfalz, der eben die englische Prinzessin Elisabeth geheiratet hatte und den Dichter Chapman zu den Umgebungen seines Hofes zählte, unter erborgtem Namen auf die Bühne. Der spanische Tyrann Kaiser Alphonsus war wahrscheinlich Niemand anders als Kaiser Ferdinand II., und so gewinnt denn das Drama ein mehrfaches, historisches und literarisches Interesse für uns Deutsche.

— **Staat und Kirche im Mittelalter und nach der Reformation.** *) Das große Werk von F. Laurent in Gent über die Geschichte des Verhältnisses von Staat und Kirche, welches den „Etudes sur l'histoire de l'humanité" desselben Verfassers zur Ergänzung dient, ist seinem Urheber einer starken Vermehrung und theilweisen Umarbeitung bedürftig erschienen; wir erblicken jetzt den ersten und zweiten Theil, das Mittelalter und die Epoche zwischen der Reformation und der Revolution behandelnd, in vielfach veränderter Gestalt und in einen einzigen verschmolzen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Laurent's bedeutsames Buch durch diese Umwandelung sehr gewonnen hat. Denn wie es früher vorlag, war der Separatabdruck aus der Brüßeler Zeitschrift „La libre recherche" unverkennbar, Herr Professor Laurent hatte den Lesern der Zeitschrift zu Liebe die Spitzen und Kanten der Betrachtung ein wenig gehäuft und der Eindruck einer ruhigen historischen Entwickelung war dadurch stellenweise verloren gegangen. Die Eigenthümlichkeit seines Standpunktes, welcher die Freiheit der Kirche vom Staate nicht bis zur Knechtung des Staates durch die Kirche zuläßt, tritt aus dem Rahmen der gegenwärtigen Studie um so klarer und unbefangener hervor; Herr Laurent zeigt, daß die Haltung der alleinseligmachenden römisch-katholischen Kirche dem Staate gegenüber mit ihrem ursprünglichen und unabänderlichen Wesen von selbst gesetzt ist, er beweist die Nutzlosigkeit und Gefährlichkeit aller Concordate, enthüllt die bedenklichen Ergebnisse aller halben Maßregeln, welche die Staatsweisheit von jeher zur zeitweiligen Beschwichtigung des Streits mit der Kirche angewendet und giebt im zweiten Theile die Gründe zu erkennen, weshalb die Reformation dem Staate zwar sehr erheblich genützt, aber die Lösung der brennenden Frage doch nur angebahnt hat. T. v. B.

— **Die maritime Politik der Habsburger im 17. Jahrhundert.** **) Unter diesem Titel hat ein Schüler Droysen's, Herr Konrad Reichard, eine historische Abhandlung herausgegeben, welche bei geringem Umfange doch recht ausführlich die Versuche der Habsburger, an den Nordküsten Deutschlands eine österreichische Seemacht zu begründen, darstellt. Diese Versuche sind zum Heile unseres Vaterlandes an dem Widerstande der alten Seestaaten und an der sehr lauwarmen Unterstützung der Hansa gescheitert und können in dem großen Völkerkampfe des dreißigjährigen Krieges nur die Geltung einer Nebenaction beanspruchen. Sie bieten jedoch im Hinblick auf die gegenwärtigen Versuche Preußens, dessen hoffnungsreiche Segel ein frischer Wind zu blähen anfängt, immerhin einiges Interesse dar und werden vielleicht dereinst noch, wenn mehr Quellen in diesem Theile

*) Der englische Hexameter. Eine Abhandlung von Karl Elze. Dessau, A. Desbarats, 1867.

**) Edited with an Introduction and Notes by Karl Elze, Ph. D. Hon. M. R. S. L. Leipzig, F. A. Brockhaus 1867.

*) L'Eglise et l'Etat. Première et deuxième Partie: Le Moyen Age, La Réforme, par F. Laurent, Professeur à l'Université de Gand. Deuxième édition fort augmentée. Paris, A. Lacroix, Verboeckhoven et Cie, 1866. (1 vol. gr. in 8o de 590 pag.)

**) Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung), 1867.

der Historik fließen, ein höheres Interesse gewähren. Herr Reichard hat das vorhandene Material mit Eifer verwerthet und alles zusammengebracht, was seinem Zwecke irgend hat dienen wollen. Er hat höchstens vielleicht etwas zu viel des Guten gethan, indem er in dem knappen Rahmen der Monographie eine solche Masse von kleinen Einzelheiten mittheilt, daß sein Bericht in einem Meer von Citaten zu schwimmen scheint. 47 Seiten Anmerkungen mit 296 kürzeren und längeren Citaten auf 144 Mitteloctav-Seiten Text ist denn doch ein etwas schwerer Ballast. Es macht dem stylistischen Talente des Autors alle Ehre, daß er, trotz dieser Gelehrsamkeit, den Ariadnefaden des pragmatischen Zusammenhanges in Händen behalten und ein lesbares, auch dem größeren Publikum empfehlenswerthes Büchlein geliefert hat. T. v. B.

Literarischer Sprechsaal.

Ueber Mecklenburgs angeblich bewährte Institutionen*) hat ein mecklenburgischer Patriot freisinniger Denkungsart, Herr Wilhelm Panckow, jüngst eine Flugschrift veröffentlicht, deren meist aus den Akten und zum Theil selbst aus amtlichen Quellen geschöpfter Inhalt zu den in der 31. Sitzung des ersten Norddeutschen Reichstages von dem mecklenburgischen Regierungs-Commissar, Staatsrath Wetzel, gegebenen Erklärungen einen scharfen Widerspruch bildet. Wir haben früher (Nr. 31 des „Magazin“ von 1865), bei Gelegenheit der damals zu Magdeburg erschienenen kulturhistorischen Skizze „Der Mecklenburgische Patrimonialstaat“ in einem längeren Artikel die Grundzüge der politisch-sozialen Zustände Mecklenburgs gezeichnet und wollen, da die vorliegende Darstellung das gleiche Thema in einigen dem preußischen Staatsbürger weniger auffallenden Einzelheiten variirt, den Leser auf jene Besprechung verweisen. Es ist schade, daß Herr Wilhelm Panckow sich nur mit einer Blumenlese begnügt und, die Kenntniß der mecklenburgischen Verfassung in weiteren Kreisen voraussetzend, sich mehr an das Publikum seiner engeren Heimat gewendet hat. Auf diese Weise fehlt nämlich seinen trefflichen Erörterungen die rechte Würze, welche das Abschreckende des konservirten Feudalismus dem modernen Zeitbürger einigermaßen genießbar macht. Mecklenburgs Verfassung und die Erhaltung dieser Verfassung bis auf den heutigen Tag ist nur auf historischem Hintergrunde begreiflich; sie hängt mit einzelnen Zügen des innersten Wesens der alten Reichsherrlichkeit zusammen und die Wunderlichkeit, die volle Hälfte eines Territoriums als landesherrliches Domanium zu erbilden, die andere dagegen als ritterschaftliches Patrimonium — diese Eigenthümlichkeit fließt aus einer lange in Stagnation gerathenen politischen Bewegung, die, des energischen Bandes jenes aufgeklärten Absolutismus unserer nächsten Vergangenheit entbehrend, im mittelalterlichen Ständethum stecken geblieben ist und kaum ohne tiefe Erschütterungen aller Verhältnisse sich aus dem Chaos einer drückenden Ueberlieferung herauszuretten vermag. Mecklenburg ist mehr zu beklagen, als zu verspotten, und Herr Wilhelm Panckow, ein redlicher Vaterlandsfreund, ist fern davon, seine Geburtsstätte mit Spott zu überhäufen. Er hat allerdings der Kleinstaaterei und ihren zum Zerrbilde werdenden Folgen kein rühmliches Denkmal gesetzt, aber er hat mit Ruhe und Mäßigung gesprochen und mit dem Bewußtsein, daß nicht Aufstand und Revolution, sondern weise, planvolle Reform das Heilmittel ist, welches Mecklenburg den deutschen Schwester-Landschaften ebenbürtig zur Seite stellen wird.

T. v. B.

*) Ein Beitrag zur Geschichte des kleinstaatlichen internen Regiments in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Berlin, W. Adolf u. Co. (Hermann Hengst), 1867.

Herr St. Marc Girardin berichtet im Journal des Débats vom 8. Juli d. J. über eine ihm aus Constantinopel zugegangene, von einem Türken geschriebene Broschüre über den gegenwärtigen Zustand seines Vaterlandes. Diese Schrift trägt, nach der Darstellung des französischen Referenten, ganz den Charakter eines moslemischen Patrioten, der an der Zukunft seines Landes verzweifelt. „Welche Reformen auch“, sagt er unter Anderm, „wir unternehmen mögen — wir führen damit den Untergang unserer Herrschaft, unserer Religion, unserer Sprache, ja sogar unseres Staates herbei .... Ohne die Reformen, die uns vorgeschlagen worden, sind wir nichts, als ein Leichnam, und das uns verachtende Europa wird den Namen der Türkei bald von seiner Landkarte streichen; mit diesen Reformen aber gelangen die Christen zur Herrschaft, und wir — wir sind dann verurtheilt, zu Staub zu werden. Wir haben die Wahl: von der einen Seite die widerwärtigste, grauenvollste Barbarei mit ihren Folgen, und von der andern der Fortschritt mit dem Triumph unserer eingefleischtesten Feinde. Nein, nein und hundertmal nein! keine der uns vorgeschlagenen Reformen kann und wird uns retten. Alle diese Maßregeln, alle diese Concessionen, weit davon entfernt, unser Schicksal zu verbessern, werden nur die Bestrebungen der Christen unseres Landes verdoppeln, uns die letzten Ueberreste der Gewalt aus den Händen zu reißen. Ja, ihre berechtigten Wünsche, die man heutzutage zu erfüllen vergeblich bemüht ist, werden — das ist sicher — erst in Erfüllung gehen, wenn man uns aus Europa gejagt und in die Wüsteneien Asiens zurückgedrängt haben wird.“

Solche und ähnliche Stellen erregen den Verdacht, daß diese Schrift nicht von einem Türken, sondern von einem Griechen in Constantinopel herrührt — umsomehr, wenn am Schlusse derselben mit geheimnißvoller Miene gesagt wird, daß das einzige Mittel, die Türkei zu retten, in den Händen — des Großwesirs sei, und daß dieses Mittel im nächsten Theile der Broschüre dem Publikum offenbart werden soll. Wahrscheinlich wird diese Offenbarung, welche den Autor vorläufig vor Verfolgungen schützen soll, sehr lange noch auf sich warten lassen.

Von Otto Hübner's „statistischer Tafel aller Länder der Erde“, diesem übersichtlichsten und vollständigsten, geographischen Bilde der civilisirten und uncivilisirten Welt, ihrer Staaten-Eintheilung, ihrer Regierungsformen, ihrer Bevölkerungen, ihrer Finanzen, ihrer Kriegsmacht, ihrer Eisenbahnen, Telegraphen rc. rc. ist soeben die sechszehnte, völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage erschienen.*) Auch in typographischer Hinsicht ist diese Tafel, bei ihrer enormen Ausdehnung, ein kleines Meisterstück, das bei seinem billigen Preise (5 Sgr.) zur Anschaffung für jede Schule, jede Amtsstube und jedes Handelscomptoir sich eignet.

*) Frankfurt a. M., F. Boselli; London, H. Bender; Newyork, L. W. Schmidt, 1867.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — Berlin, den 17. August 1867. — [Nº 33.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittelung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Vierzig Jahre neuester Geschichte.*)

„Trotz der nicht gerade geringen Zahl von Werken über die neueste Geschichte, glaubt der Herausgeber des Lorentz'schen Buches, daß dasselbe, indem es einem ausgesprochenen Bedürfnisse entgegenkommt, im Stande sein werde, sich eine Stelle in unserer historischen Literatur zu verschaffen." — Das Bedürfniß, wobei der Herausgeber „vor Allem die große Menge der Zeitungsleser" im Auge hat, darf ohne Bedenken zugestanden werden, daß es aber durch das vorliegende Werk befriedigt werde, das ist stark zu bezweifeln. Die allerneueste Geschichte hat einen Verlauf mit solchen Riesenschritten genommen, daß der „großen Menge der Zeitungsleser" heute eine ganze Anzahl von Fragen entgegenbrennt, von deren Anglimmen und Brandstoffen sie in diesem Buche vergeblich Nachricht suchen würde. Von dem Vorhaben, das mit dem Pariser Frieden abschließende posthume Werk des Verf. fortzusetzen, hat der Herausgeber Abstand nehmen müssen, weil er selbst zu der Erklärung sich genöthigt fühlt, „wie seine eigenen kirchlichen und politischen Anschauungen und die des Verfassers fast durchgehend vollkommen auseinanderlaufen. So ist die Geschichte der letzten zehn Jahre mit einer Skizze abgefertigt, die nicht viel mehr, als eben so viele Seiten umfaßt: ein Ueberblick, in welchem die Thatsachen nicht sowohl vorgeführt, als vorausgesetzt werden. Des Herausgebers persönlichen Standpunkt und historischen Blick mögen die Schlußworte charakterisiren:

„So treffen wir, wohin sich das Auge richtet, diesseits und jenseits des Oceans, im Süden und Norden, im Westen und Osten unserer Erde, auf eine vielgestaltige, unendlich bewegte Entwickelung, auf ein tiefinnerliches Gähren und Schaffen im Leben der Nationen. Mit dem regsten Eifer rüstet man gewaltige Streitkräfte aus, unaufhörlich ertönt Waffenlärm, und dennoch scheint der Ehrgeiz der Eroberung aus den Völkern gewichen zu sein; vielmehr strebt ein jedes vor allen Dingen danach, den Bau seines nationalen Daseins in bürgerlicher Freiheit, in materiellem und intellectuellem Gedeihen, so reich und so wohnlich wie möglich einzurichten. Die Durchführung des nationalen Staates aber muß die Menschheit in eine ganz neue Phase ihrer Existenz hinüberleiten; ist doch streng genommen der nationale Staat eine Aufhebung des bisher geltenden Staatsbegriffs überhaupt, an dessen Stelle die Gesellschaft mit ihren allen Völkern gemeinsamen, durch die ganze Welt solidarischen Interessen mehr und mehr in den Vordergrund treten wird."

Der Verfasser aber, Friedrich Lorentz, von 1832—1857 Professor an dem pädagogischen Hauptinstitut in Petersburg, einer eingegangenen philosophischen Facultät für Kandidaten des höheren Schulamts, von 1836—1838 auch Redacteur der Petersburger deutschen Zeitung, ist auch Verfasser eines in russischer Sprache erschienenen Handbuchs der allgemeinen Weltgeschichte, welches von oben herab nicht eben begünstigt wurde, weil es in „deutschem Geiste" geschrieben sein solle. Das jetzt vorliegende Werk ist wesentlich Manuscript von Vorlesungen, in seinem Petersburger Amte gehalten, und der deutsche Leser wird beim besten Willen nicht umhin können, in demselben manchen Hauch „russischen Geistes" zu finden. Wie ein Lob wird z. B. von König Bomba gesagt: „Ferdinand II. aber wurde durch seine Rücksichtslosigkeit der erste Monarch in Europa, der mit Gewalt der Waffen das ihm aufgelegte Joch der Volksherrschaft zerbrach und sich durch die Energie, mit der er das königliche Ansehen wiederherstellte, den Beinamen des Bombenkönigs (Il Re Bomba) erwarb." So heißt es über Haynau's Mordwirthschaft in Brescia: „Obgleich Haynau ganz in seinem Rechte gehandelt hatte, so ging doch ein Schauder über dieses blutige Nachspiel zu dem kurzen italiänischen Kriege von 1849 durch ganz Europa, und die Demokraten hingen dem Feldherrn, der ihre Parteigenossen besiegt und gezüchtigt hatte, den Schimpfnamen der Hyäne von Brescia an." Die Nothwendigkeit der weltlichen Herrschaft des Papstes ist dem Verfasser unbezweifelbar, und als die wichtigste Folge der deutschen Revolution von 1848 ist er zu betrachten geneigt, „daß seitdem sowohl in der katholischen als in der evangelischen Kirche die religiöse Gesinnung tiefere Wurzeln geschlagen und dem kirchlichen Ansehen eine große Kraft gegeben hat." Die Berufung von David Strauß nach Zürich durch die dortige Regierung heißt ein „frevelhafter Angriff auf das rechtgläubige Christenthum", und der Deutschkatholicismus ist gar nie etwas anderes gewesen, als eine „bloße Maske" für politische Umsturzgelüste. „Ein Mann, der von Natur alle Eigenschaften eines Volksredners und Demagogen besaß und sie durch eine eigenthümliche Laufbahn ausgebildet hatte, Robert Blum, ergriff die deutsch-katholische Bewegung als ein Mittel, um sich zu einer Bedeutung emporzuschwingen, welche er auf anderem Wege zu erlangen nicht die entfernteste Aussicht hatte."

Zwar rühmt der Herausgeber von Lorentz: „Sein ganzes Wesen durchdrang in seltenem Grade Humanität, Milde des Urtheils, Gerechtigkeit gegen fremde Leistungen, gegen Meinungen und Bestrebungen, welche seiner eigenen Richtung schnurstracks zuwiderliefen", aber von alledem ist keine Spur zu merken, sobald es sich um einen „Demokraten" handelt, denen stets unsaubere Motive bei allen ihren Handlungen untergelegt werden, und die nach dem Verfasser nur lügen, wenn sie Andern vergeben. Von Rob. Blum scheut er sich nicht, das Angeführte zu sagen, obwohl es noch auf derselben und der nächsten Seite des Buches heißt: „Die Stadt (Leipzig) aber, aus der das Militär entfernt wurde (13. August 1845), blieb nun im Besitz des nach Rache schnaubenden Volkes. Mitten in dieser Aufregung, welche die ärgsten Excesse befürchten ließ, war es ein Glück für Leipzig, daß es in Robert Blum einen Mann besaß, der Einfluß genug hatte, um die Menge zu zügeln, und hinreichenden Verstand, um sie auf den Weg der Besonnenheit und der Mäßigung zu führen." Zu der Annahme guter Absicht, wohlwollender Gesinnung bei Blum kann sich Lorentz nicht hergeben —: „hinreichenden Verstand"! damit stimmt es, wenn in der Darstellung der Berliner Märzereignisse gesagt wird: „Allein den Demokraten in Berlin, die mit einem unheilbaren Mißtrauen erfüllt waren, war mit einem friedlichen und gesetzmäßigen Zustandekommen der deutschen Einheit nicht gedient. Ihre Führer, unter denen der Stadtrath Runge, der Assessor Jung, der ehemalige Candidat

*) Neueste Geschichte von den Wiener Verträgen bis zum Frieden von Paris (1815—1856). Von weiland Dr. Friedrich Lorentz, kaiserlich russischem Staatsrath, ordentlichem Professor der Geschichte an dem pädagogischen Hauptinstitut zu St. Petersburg, Director der deutschen Hauptschulen zu St. Petri in Petersburg u. s. w. Herausgegeben von Theodor Bernhardt. Berlin, J. Guttentag, 1867.



der Theologie Behrens, die Literaten Heid und Wöniger besonders rührig waren ꝛc." — „Die Leichenrede, welche der Prediger Sydow hielt, zeigte, daß es dem, der die Macht hat, mag es nun Fürst oder Volk sein, nie an Schmeichlern fehlt ꝛc." Solche Behauptungen, solche Inquisitions-Richtersprüche über Motive müßten denn doch von sehr handfesten Beweisen unterstützt werden, wenn sie nicht für Verdächtigungen gelten sollen, die eines Geschichtschreibers unwürdig sind.

Die Sucht, jedem Demokraten eins zu versetzen, ist oft geradezu komisch: der „Rumpf des Parlamentes, aus den verwildertsten Elementen gebildet," hält Sitzung „unter dem Präsidium von Löwe, einem jüdischen (?) Demokraten aus Calbe an der Saale;" — Erzherzog Johann als Reichsverweser macht „den Hamburger Juden Heckscher zum Justizminister"; ähnlich treten „der Jude Fischhof", „der Jude Cremieux" u. A. auf. Auch die Juden schließt nämlich Lorentz keineswegs in seine christliche Liebe ein.

Die an ihm gerühmte „Milde des Urtheils" zeigt sich allerdings in Sätzen wie: „Diese Partei (die conservative in Preußen) erhielt ein muthvolles und mit Geist redigirtes Organ in der sogenannten Kreuz-Zeitung, deren Aufgabe es war, das preußische Bewußtsein zu stärken und an die alten Grundlagen preußischer Macht und Größe zu erinnern", doch dürfte selbst ein Kreuz-Zeitungs-Mann darin nicht jene „Unparteilichkeit des Urtheils, eine Ruhe und Mäßigung des Ausdrucks, wie sie in höherem Grade nicht wohl vereinbar sind mit lebendiger persönlicher Theilnahme an den geschilderten Ereignissen" — die dürfte selbst ein ehrlicher Kreuz-Zeitungs-Mann darin nicht finden.

„Umfassendes geschichtliches Wissen" und „lichtvolle Klarheit" in der Darstellung ist dagegen in der That an dem verstorbenen Verfasser anzuerkennen; in der Gruppirung der geschichtlichen Data zur Aufklärung politischer Verwickelungen ist er Meister: die orientalische Frage ist vielleicht in keinem anderen Werke dem allgemeinsten Verständniß so angeschlossen, wie in diesem, und ihre Darstellung ist am meisten geeignet, des Herausgebers Empfehlung zu rechtfertigen, da diese „Frage" über kurz oder lang wieder anfangen wird, „brennend" zu werden. Die halbvergessene Neuenburger und die Schleswig-Holsteinische Angelegenheit, sowie die spanischen und die portugiesischen Legitimitätshändel sind nicht minder übersichtlich dargestellt. Schon für Griechenland und Italien aber reicht das Buch nicht weit genug.

Der Herausgeber findet, daß Lorentz zu unparteiischer und objektiver Darstellung der Zeitgeschichte dadurch noch besonders befähigt wurde, „daß er fast ein Menschenalter und zwar gerade seine besten Jahre in Rußland zugebracht hat und so den Ereignissen in der Heimat, wie überhaupt im westlichen Europa, wenn er sie auch mit unablässig regem Interesse verfolgte, persönlich etwas ferner stand, als es bei denjenigen der Fall war, welche stets inmitten derselben sich befunden hatten." Wir finden die Portraits getroffener, die er aus der Nähe zeichnet: da ist er gegen sich selbst auf der Hut und bemüht sich, unparteiisch zu schildern, wie seine bei aller Bewunderung gerechte Würdigung Nikolaus I. und die überraschend treffende Parallele zwischen diesem und Philipp II. beweist. Wo er aber aus der Ferne, besonders wo er über Deutschland urtheilt, da hält er es gar nicht für nöthig, sich zu controlliren; die Ferne scheint ihm selbst Garantie genug für die Unparteilichkeit; seinen festen Maßstab für deutsche Verhältnisse hat er noch aus der Heimat mitgenommen, und die Ideen seiner Jugend schieben sich ihm unter als Ergebnisse der Thatsachen, die nach seiner Entfernung vorgingen und jene Ideen längst überholten.

Lorentz war auch in Rußland ein Deutscher geblieben; er liebte sein Vaterland, dessen Größe durch Unterordnen der Stammthümlichkeiten unter die Nationalität; eine Art von Einigung Deutschlands unter Preußens Führung war auch sein Ideal. Daß dies nicht zu Stande kam, daran hat nach seiner Meinung der Berliner Pöbel und der 18. März Schuld, denn damals „waren in der That die ehemaligen, auf ihre Souveränetät so eifersüchtigen Rheinbundesstaaten unter dem Einflusse des Schreckens vor inneren Unruhen und äußeren Angriffen bereit, sich unter Preußens mächtigen Schutz zu flüchten; schon hatten sich Bayern, Würtemberg, Hessen-Darmstadt und Baden verständigt, Unterhändler nach Berlin zu schicken, um den König von Preußen für die constitutionelle Sache und die Volksvertretung am deutschen Bundestage zu gewinnen, als die Berliner Revolution vom 18. März einen Querstrich durch alle diese Pläne machte. An diesem unglückseligen Tage hat der Berliner Pöbel große Hoffnungen, die ihrer Erfüllung nie so nahe gewesen waren, vereitelt und wieder auf lange Zeit hinausgeschoben."

Die Geschichte des Jahres 1866 ist ein wirksames Correctiv solcher Träume, und solcher Art der „pragmatischen" Geschichtsdarstellung, die sich darauf legt, zu untersuchen, was geschehen sein würde, wenn dies und das nicht geschehen wäre, ist heute denn doch wohl überhaupt obsolet, und selbst „die große Menge der Zeitungsleser" dürfte darüber hinaus sein.

So glauben wir, das Buch wird trotz der übersichtlichen Darstellung des sorgfältig gesammelten reichen Materials in Deutschland eigentlich keinen Kreis des Publikums finden, dem es genehm und für dessen Bedürfniß es ausreichend ist; denn trivial-populär ist es doch auch wieder nicht und will es nicht sein. Wenn er dazu befugt war — was wir ja freilich nicht wissen können — hätte der Herausgeber gut gethan, das Manuscript als „schätzbares Material" zu eigener Arbeit zu benutzen.

Friedrich Hasenow.

Laube's dramaturgische Briefe über das Burgtheater.*)

Mit Bezug auf den die „Oesterreichische Revue" anzeigenden Artikel in Nr. 24 des „Magazin" wollen wir hier einiges Nähere über die in dieser Wiener Monatsschrift enthaltenen Briefe Heinrich Laube's über das Burgtheater mittheilen. Was die „Revue" selbst angeht, so hat der Eingang jenes Artikels ihr Streben und ihr Verdienst anerkennend gewürdigt, und wir thun dem gewiß keinen Abbruch, wenn wir unsere Meinung in dem Wunsche anfügen: die „Revue" wolle den durch Abkürzung der genealogischen und statistischen Daten über österreichische Fürstenhäuser (Dietrichstein, Schwarzenberg ꝛc.) gewonnenen Raum zur Erörterung von allgemein politischen und speziell den Kaiserstaat betreffenden Rechtsfragen benützen, wie sich dazu namentlich in dem jetzt vollzogenen Dualismus und in der damit verbundenen Staatsschulden- und Steuer-Vertheilung die Gelegenheit bietet.

Eine Arbeit von dem Gehalt der dramaturgischen Briefe aus der Feder eines so bewährten Schriftstellers, wie Heinrich Laube, wird jeder Zeitschrift wie dem Leser immer eine willkom-

*) Oesterreichische Revue, 1866 und 1867. Wien, Carl Gerold.

mene Gabe sein, aber einige kritische Bemerkungen mögen hier in Bezug auf Nr. VII und VIII dieser Briefe uns gestattet sein*): Der VII. Brief beginnt mit der vom Kaiser Joseph angeordneten Organisation des Nationaltheaters (so hieß damals die Bühne an der kaiserlichen Hofburg) und mit der von ihm befohlenen Engagirung von Friedrich Ludwig Schröder. Die Erwerbung eines Mannes wie Schröder, der als Schauspieler, als Director und als dramatischer Schriftsteller sich einen bedeutenden Ruf schon vorher in Hamburg erworben hatte, konnte dem aus wüstem Treiben sich emporarbeitenden Theaterwesen nur wohlthuend und förderlich sein, und „wenn Einer das Nationaltheater zum Gipfel führen konnte, so war er dieser Eine", bemerkt Laube. Dem Theater wurde ein ausführliches Statut gegeben, ein „Ausschuß" wurde eingesetzt, der die Führung der Schaubühne besorgen und über die Annahme der Stücke entscheiden sollte. In der Instruction zur Beurtheilung der neuen Stücke heißt es: — „Das Trauerspiel sei reich an Handlung, an erhabenen Gesinnnungen, falle nicht in's Gräßliche und Uebernatürliche; es errege Mitleid und Furcht, aber nicht Abscheu und Entsetzen; es führe eine edle, hohe Sprache, aber keinen mit Phantasieen verwebten Wortkram" (wäre wohl noch heute zu beherzigen)....... „Das rührende Lustspiel errege angenehme Bewegungen, ohne zu erschüttern; jeder Charakter desselben sei belehrend, das Ganze zwecke zur Sittenlehre ab, ohne abgeschmackt zu werden; die Sprache darin sei erhabener als im Lustspiele, ohne den Schwung der tragischen zu nehmen. ...... Das Lustspiel hingegen errege durch Witz und anständige Natur Lachen, nicht durch Possen, Unanständigkeit oder unnatürliche Begebenheiten; es zwecke nur Besserung ab durch Schilderung seiner lächerlichen Charaktere; die Sprache sei von der Natur, aber nicht vom Pöbel her genommen."

Sind diese trefflichen Lehren auch von der jetzigen Direction des Burgtheaters befolgt worden? Herr Dr. Laube sagt, nachdem er das erwähnte Statut als eine Nachbildung desjenigen für die Comédie française bezeichnet: „Man war in Wien zur damaligen Zeit in viel lebhafterem Verkehr mit dem französischen Schauspiele als jetzt" — als ob jetzt ein geringerer Verkehr und ein verminderter Eintausch an Pariser Erzeugnissen an der Tagesordnung des Burgtheaters wäre, als ob „die Familie Benoiton" und andere saubere Dinge nicht schon an und für sich genug „französische Schauspiele" wären!

Doch fahren wir in unserem Berichte nach Dr. Laube fort: Schröder war 36 Jahre alt, als er nach Wien kam. Sein Stiefvater Ackermann hatte sich mit gewissenhafter Strenge dieses Stiefsohns angenommen. „Aber dieser kleine Schröder war ein wilder, excentrischer Bursch, und Stiefvater Ackermann war ein genialer Schauspieler gewesen: da hatte es denn nicht an heftigen Scenen gefehlt." Schröder wurde in Königsberg der Schule und dann (ausgestoßen) sich überlassen, machte ein bewegtes Leben durch, hungerte, litt Schiffbruch, rettete sich wie Robinson, bettelte sich durch das ganze deutsche Vaterland durch und vereinigte sich endlich wieder mit seinen Eltern. Doch die leidigen Streitigkeiten zwischen Vater und Sohn traten bald wieder ein. Schröder wurde nicht zahm, spielte Billard, duellirte sich und lernte keine Rolle auswendig. Er war 18 Jahre alt; da fiel ihm die Wieland'sche Uebersetzung Shakespeare's in die Hände, und diese machte einen gewaltigen Eindruck auf ihn. Der britische Humor begeisterte den jungen Schauspieler und zog ihn an. Nächst Shakespeare war es Lessing, der durch seine bewunderswürdige Verstandesschärfe eine große Macht über ihn gewann und im persönlichen Zusammentreffen noch erhöhte. Auch widmete er den neu auftauchenden Dichtern Göthe, Lenz, Klinger 2c. die vollste Aufmerksamkeit, studirte das Theater der Griechen, vertiefte sich wieder in Shakespeare und entwickelte sich nach allen Seiten. Dies war nach so wildem Jugendtreiben nur möglich durch das überdauernde Ehrgefühl, durch den später noch mächtiger hervortretenden sittlichen Kern, der bei Schröder unverwüstlich war.

Im December 1778 trat Schröder in Berlin in großen tragischen Rollen auf, die man dem komischen Fritz nicht zugetraut hätte. Er spielte da Lear und Hamlet unter unermeßlichem Beifall; namentlich der Eindruck seines Lear war so groß, daß Moses Mendelssohn, wie uns berichtet wird, vor Rührung das Theater im vierten Akte verlassen mußte. 1779 kehrte Schröder nach Hamburg zurück. Da erschien Lessings „Nathan", den er mit heiliger Ehrfurcht las, studirte und meisterhaft auf die Scene brachte, doch war damals das Publikum Hamburgs noch nicht reif für dieses Drama der Humanität. „Nathan war (schreibt F. L. W. Meyer, Schröder's Biograph), aus Schröder's Seele geschrieben." — So beschaffen ging er im März 1780 nach Wien. Hier erwarteten ihn Mißtrauen und so große Opposition, daß Fürst Kaunitz ihn vorbeschied und ernstlich warnte, im Lear aufzutreten. Er spielte ihn am 13. April doch. Empfangen mit eisiger Kälte, eroberte er im dritten Akte das Publikum und erhielt weiter den stürmischen Beifall des ganzen Hauses. Kaiser Joseph unterhielt sich mit ihm eine ganze Stunde und sprach „mit solcher Kenntniß, daß ich erstaunte", erzählt Schröder selbst. Auch Maria Theresia mußte „die Genugthuung haben, seine persönliche Bekanntschaft zu machen." Er wurde engagirt für das Hoftheater der Burg auf Ostern des folgenden Jahres. Er erhielt 2550 Fl. (Hierin kann man nicht recht klar werden, denn Laube sagt gleich darauf vom Personal-Status: „Schröder seit 1781: 1450 Fl." Welche Zahl ist die richtige?). Schröder spielte also vom 16. April 1781 in Wien. Er genoß da jedoch keiner Ruhe, denn der Theater-Ausschuß führte durch vier Jahre einen geheimen Krieg gegen ihn, so daß er, erschöpft von dem immerwährenden Kampfe gegen den Ausschuß, am 9. Februar 1785 Wien wieder verließ.

Hier bricht Laube und hier brechen auch wir ab. Die „Briefe" sind ohne Frage sehr schätzens- und lesenswerth, wenn wir auch Laube's Vorgehen in seinem Theateramte nicht billigen und manche seiner Bemerkungen auf ihn selbst zurückführen und anwenden möchten. Eine jedoch müssen wir hier citiren: „Diese ganze Frage um die Regierungsform eines Theaters ist ungefähr eben so schwierig, wie die Frage um die Regierungsform eines Staates"...... Das Regieren ist in allen Fällen keine leichte Sache, aber wer es nicht versteht, der sollte sich belehren lassen oder einem Andern Platz machen, denn selbst Kaiserin Katharina sagte, daß immer die Herrscher daran schuld sind, wenn die Unterthanen unzufrieden sind.

H. L. B.

---

*) Das Herausgreifen dieser zwei Briefe geschieht mit Rücksicht auf die Tendenz und den bemessenen Raum des „Magazin für die Literatur des Auslandes."

Belgien.

Die Kunst, die gouvernementale und die journalistische Kritik.

Anton Wiertz, nach Louis Labarre. *)

Am 18. Juni 1865 starb zu Brüssel der Maler Anton Wiertz. Belgien verlor in ihm einen seiner größten Künstler; es durfte um ihn trauern, wie Dänemark einst um Thorwaldsen.

Die kulturhistorische Bedeutung dieses Mannes läßt sich in dem Einen Worte zusammenfassen: er versuchte, die Kunst wieder zu dem zu machen, was sie sein sollte: zum poesiereichen Kranze der Civilisation; er kämpfte um die Freiheit und Unabhängigkeit der Kunst; er wollte sie aus der Sklaverei der Mode, des gouvernementalen Richterthums und der journalistischen Feuilleton-Kritik erlösen.

Für dieses Ziel setzte er nicht allein alle Früchte seines Schaffens, sondern auch seine ganze Persönlichkeit ein. Seiner Auffassung von dem Wesen der Kunst waren die Ansprüche kongruent, die er an den Künstler machte: der Künstler muß in der Kunst, der Mensch im Künstler aufgehen.

Hiernach gestaltete sich sein Dasein und Charakter. In ihm absorbirte die Kunst alle Seelenthätigkeit. Nicht daß ihm die Fähigkeit gemangelt hätte, sein Leben mit duftigen Blüthen zu schmücken — er unterdrückte mit stoischer Absichtlichkeit in sich alle Regungen, die ihn von seinem Ziele hätten ablenken können.

Zwei Thatsachen sind hierbei bezeichnend: Wiertz hat nie ein Liebesverhältniß gehabt und niemals eines seiner Gemälde verkauft.

Allerdings gab es auch für ihn Etwas, das er noch höher hielt, als die materielle Schönheit im Reiche der Kunst; ein Etwas, dem er im ernsteren Alter mit demselben eifersüchtigen Streben nachstürmte wie in der traumreichsten Jugendzeit: dies war der Ruhm. Aber dies Streben floß nicht aus persönlicher Eitelkeit. Er liebte den Ruhm nicht wie den lebendigen Gegenstand einer sinnlichen Freude, sondern als eine der Kunst und der Literatur gebührende Huldigung, als die Triebfeder und die Seele des menschlichen Wirkens.

Sein Ringen nach Ruhm hatte eine ganz bestimmte Formel: er wollte Rubens übertreffen.

Man möchte glauben, daß Wiertz schon an der Schwelle seiner Laufbahn von einer Ahnung über die Gestaltung seiner Geschicke ergriffen worden sei. Ausdruck derselben findet sich in seinem ersten für die Oeffentlichkeit bestimmten Werke: „Kampf der Griechen und Trojaner um den Leichnam des Patroklus." Patroklus triumphirt nach seinem Tode. Diese Grundidee des Gemäldes wendet der Künstler auf sich selbst an. Daher die Beziehungen, die sich zwischen ihm und gerade diesem Bilde geknüpft haben und die wir bis zu des Künstlers Dahinscheiden in seine Geschichte eingewebt finden.

In der That war Wiertz' Existenz nur eine Reihe von Kämpfen. Als einen Kampf faßt er selbst sein ganzes Leben auf. „Une toile est mon champ de bataille!"

Schon der Knabe Wiertz befindet sich in einem Zweikampf mit dem Feinde, der ihn bis an's Ende verfolgt: mit der Armuth. Sohn eines armen vlaemischen Handwerkers in dem Städtchen Dinant, war er auf die Großmuth eines dortigen Bürgers angewiesen, um Unterricht zu bekommen. Als Jüngling besuchte er die Akademie zu Antwerpen, aber um dort in seinem Dachstübchen nicht zu verhungern, bedarf er der Unterstützung eines Verwandten, eines Schiffers aus Dinant, welcher großes Vertrauen zu seiner künftigen Meisterschaft hat. Auch später, in seinen Meisterjahren, läßt er die Armuth nicht von sich: er liebt sie, weil sie ihm als die Freiheit erscheint. Das Princip, nie eines seiner Gemälde zu verkaufen, zwingt ihn, sich das tägliche Brot durch Portraitiren zu erwerben. Am Abend seines Todes findet man 1500 Frs. bei ihm. Aber auch dieser Schatz gehört ihm nicht, und der Mann, der seinem Vaterlande in Kunstwerken Millionen vermacht, hinterläßt im Uebrigen nichts, woraus man die Kosten seiner Bestattung hätte bestreiten können.

Auf der Akademie zu Antwerpen sah er sich zum ersten Male den gouvernementalen Richtern gegenüber, zu deren Bekämpfung im Interesse der Kunst er von jetzt ab seine ganze Energie aufbietet. Bei der Preisbewerbung um das Reisestipendium nach Rom im Jahre 1828 unterliegt er seinem Mitbewerber, obgleich er, wie die Kommission anerkennen muß, die Preis-Aufgabe am Besten gelöst hat. Erst bei der nächsten Preisbewerbung erringt er die Ehre, nach Rom zu gehen; und hier ist es, wo ihm im Namen der Zukunft Genugthuung wird: Thorwaldsen nennt ihn einen Riesen.

In Rom malt Wiertz seinen Patroklus, und eben dieses Werk, das erste seiner, der Ausdehnung wie der Composition nach, kolossalen Bilder, veranlaßt Thorwaldsen zu jenem Ausspruch. Von Rom zurückgekehrt, will Wiertz sein Bild dem Urtheil des modernen Areopags im Kunstgebiete unterwerfen, indem er es zur großen Ausstellung von Paris sendet. Allein er muß hier die zweite schlimme Erfahrung vom Kunstrichterthum machen: trotz Thorwaldsen wird das Bild zurückgewiesen. Er duldet keinen Versuch, das niederschlagende Urtheil rückgängig zu machen, das Bild durch Hinterthüren in's Louvre einzuschmuggeln. Dazu ist ihm die Kunst zu heilig, seine Zukunft ihm zu gewiß. Er appellirt nur an die nächste Ausstellung. Das Bild wird zugelassen, die Kommission aber gewährt ihm einen Platz ohne Licht, wie wenn sie den Patroklus dort hätte bestatten wollen. Und wie einer Leiche gegenüber verhalten sich Publikum und Presse: Todtenstille umgiebt den Patroklus.

Der Künstler weiß wohl, wo die Ursache seines Fiasco liegt: sein Bild mit den urwüchsigen Homerischen Gestalten ist nicht modern. Wird der Riese umkehren, sich der Mode anbequemen? Im Gegentheil, der Riese wird die Mode bekämpfen. Hinfort betrachtet sich Wiertz mit Paris im Kriegszustande, und er führt seinerseits den Krieg mit desto größerem Aufwand von Kraft und — List, je mehr er sich überzeugt, daß sein eigenes Vaterland, das Land des Rubens, in der Pariser Modeströmung schwimmt.

Denn in den belgischen Ausstellungen erlangt der arme Patroklus keinen besseren Erfolg. In Antwerpen dieselbe Todtenstille wie in Paris; in Brüssel schreibt der „Fürst der Kritik": er schenke dem Autor das Bild, das zu groß für sein Kabinet sei. Doch findet die Jury für das Riesengemälde immerhin noch eine Medaille.

Eine vergoldete Medaille, verliehen vom Könige, der damit das ausgezeichnete Talent des Malers würdigt! Wie Hohn erscheint dem Künstler diese offiziell steife Anerkennung. Den Ruhm, um den er kämpfte, sich in Form einer solchen Medaille vorstellen zu sollen, war ihm eine starke Zumuthung. Er schrieb dem Minister, der ihn von der Verleihung benachrichtigt hatte, folgende Worte voll grobkörnigen Salzes:

*) Antoine Wiertz. Étude biographique par Louis Labarre. Avec les lettres de l'artiste et la photographie du Patrocle. Deuxième Édition. Bruxelles, C. Muquardt, 1867.

„Monsieur le ministre!

„J'ai l'honneur de recevoir la lettre, par laquelle vous avez la bonté de m'informer que le roi vient *d'apprécier* mes ouvrages de la dernière Exposition. Je prends la liberté de vous faire remarquer que Michel-Ange, dans la crainte de se rendre ridicule, ne consentit jamais à porter, au premier coup d'oeil, un jugement définitif sur le mérite des ouvrages contemporains. Permettez, monsieur le ministre, que je trouve impossible que Sa Majesté sachant fort bien qu'elle n'est pas un Michel-Ange, ait eu l'intention de juger les ouvrages exposés. Je souhaite vivement que vous, Monsieur le ministre, ou la Commission (seuls capables de classer les artistes) soyez uniquement les auteurs de cette balance des mérites. Assuré alors de la place que cette médaille me réserve dans l'avenir, je la recevrai avec enthousiasme et reconnaissance.

J'ai l'honneur etc. Liège, 21. décembre 1839."

Gleichzeitig schreibt er seinem Freunde Labarre mit Bezug hierauf in stolzer Sicherheit: „Il n'y a que l'avenir qui puisse donner des places."

Bis in's Jahr 1847 verlebte Wiertz eine Zeit voll fieberhafter Ungeduld. Noch immer wollte das Eis des Schweigens über Patroklus nicht brechen. Keins der großen Brüsseler Journale wollte mit einem Feuilleton diese ersten Striche eines Pinsels beehren, in denen Homer die Lanze seines Helden erkannt haben würde.

Die Ehre eines Feuilletons für Patroklus! Geizte der Künstler so sehr nach dieser Ehre? Wir werden sogleich die Antwort auf diese Frage finden.

Die Beziehungen zwischen dem Feuilleton der belgischen und französischen Journale und der Kunst waren Wiertz längst ein Dorn im Auge. Er sah, daß das Feuilleton der Kunst gegenüber eine Macht bildete, und daß diese Macht tyrannisch ausgeübt werde. Dem Könige hatte er die Fähigkeit abgesprochen, Kunstwerke zu schätzen. Aus demselben Grunde bestritt er dem Feuilleton das Recht zur Kunstkritik. Nur Künstler können Kunstrichter sein! Einmal von dieser Erkenntniß erfüllt, ging er mit Energie zu der Arbeit über, die Kunst von den Fesseln der Feuilleton-Tyrannei zu befreien.

Er beschloß, eine Preisaufgabe auszuschreiben. Die Thesis lautete: „Ueber den verderblichen Einfluß des Journalismus auf Kunst und Literatur." Der Preis bestand in seinem „Patroklus". Künstler waren zu Preisrichtern bestellt. Als Sieger ging aus diesem Konkurs Wiertz's intimster Freund, der Schriftsteller Louis Labarre, hervor, der Verfasser der biographischen Studie, nach welcher diese Skizze bearbeitet ist.

Labarre's Aufsatz, unter dem Titel „Die Feuilletonisten" ganz im Sinne unseres Künstlers geschrieben, besteht aus zwei offenen Briefen, die an den „ersten Feuilletonisten Belgiens" gerichtet sind, an jenen Recensenten, der den „Patroklus" zu groß für sein Kabinet erklärt hatte. Es ist eine köstlich geschriebene Arbeit, die ganz zeitgemäß jetzt wieder mit veröffentlicht worden ist. Labarre hält darin den Feuilletonisten ein erschreckend langes Register grober Sünden vor. Nicht allein, sagt er, daß die verschiedenen Urtheile dieser Herren über ein und dasselbe Kunstwerk unter sich wesentlich abzuweichen pflegen — auch jeder Einzelne, der erste wie der letzte der Feuilletonisten, verwickelt sich bei seinem Urtheile in die offenbarsten Widersprüche. Jede Zeile beweist es. Das kommt daher, daß die Herren über Kunst schreiben, ohne in das Wesen der Kunst überhaupt, noch in das Besondere des einzelnen Kunstwerkes eindringen zu können; sie urtheilen ohne Verständniß. Die nächste Folge ist, daß das Publikum, das dem gedruckten Urtheile lieber folgt als dem eigenen Gefühle, zum Nachtheile der Kunst und der Künstler irre geführt wird.

Jeder Irrthum ist verzeihlich. Nicht zu verzeihen aber, so geht Labarre weiter, ist dem Feuilleton diese frivole Leichtfertigkeit im Urtheilen und Verurtheilen; dieses eitle Phrasenthum, hinter dem sich der Unverstand zu verbergen sucht; dieser Hang auf Kosten Anderer pikant zu schreiben; diese Freude am öffentlichen Skandal, diese Gewissenlosigkeit, das Lumpenpapier zu Verleumdungen und Beleidigungen zu mißbrauchen, diese Charakterlosigkeit, sich gelegentlich an den Meistbietenden zu verkaufen. Das ist kein Irren mehr; das ist ein System bewußter Täuschungen, mit dem die Kunst überwuchert, durch das den Künstlern die Unbefangenheit, Freiheit und Freude des Schaffens geraubt wird.

Gleichwohl ist der Hauptvorwurf nicht, wie sich das Feuilleton aufführt, sondern daß es überhaupt existirt. Womit kann es sein Dasein rechtfertigen? Hat es jemals einem verborgenen Talente Bahn gebrochen? jemals der Kunst neue Ideen zugeführt, jemals auch nur das Entstehen schlechter Kunstprodukte verhindert?

Zu diesen Fragen führt eine bedeutsame Erfahrung.

Das Alterthum kannte kein Feuilleton, und doch ist der Ruhm der Apelles, der Phidias bis zu uns gedrungen. Und weiterhin — hatte man Journale, als Molière schrieb, als Rubens malte? Heute, wo wir Journale im Uebermaß haben, wo sind die Molière, die Rubens? Sollte das nicht auf Eure Rechnung kommen, Ihr Herren vom Feuilleton? Zittert Ihr nicht bei dem Gedanken, daß Ihr, wenn Ihr vor zwei Jahrhunderten geschrieben hättet, Unruhe und Entmuthigung in die Seele jener Unsterblichen getragen, sie auf Eurer Jagd zu Tode gehetzt haben könntet?

„Nein, dem Himmel sei Dank, damals war't Ihr noch nicht, und Molière und Rubens sind unser! Aber heute seid Ihr, und Ihr war't, meine ich, als Gilbert im Hospital starb, als Géricault aus Verzweiflung starb, als Gros sich in die Seine stürzte, als Elise Mercoeur Hungers starb, als Hegesippe Moreau verhungert dem Secirmesser überliefert wurde! Ihr seid, und Eure Zahl ist groß, so lange Gold und Weihrauch den Herren ..... nicht fehlen."

So Labarre. Begreiflicherweise brachte die Schrift mit ihrer schneidigen Schärfe in den betroffenen Kreisen eine ungeheure Aufregung hervor. Man hatte in ein üppiges Wespennest gestochen. Zahllose Stacheln in Form von Federn setzten sich in Bewegung, nicht allein den kühnen Autor — einen Schriftsteller! — sondern vorzugsweise auch den Künstler, den Urheber des ganzen Handels, zu strafen.

Was schrieb man nicht über Wiertz! Man wollte ihm die Autorschaft bei seinen besten Werken bestreiten; man stellte es als zweifelhaft hin, ob er je in Rom gewesen; man verdächtigte seine Zurechnungsfähigkeit, weil er sich beharrlich weigerte, die Früchte seiner Muse zu verkaufen; man suchte die Reinheit seines Charakters zu beflecken; man trieb den Spuk so weit, über seinen Hut, der als sein Symbol der „Freiheit in der Armuth" freilich den Ansprüchen der Mode wenig entsprochen haben mag, eine ganze Abhandlung zu schreiben!

Alle diese Angriffe wirkten auf Wiertz ganz gegen die Absicht der Angreifer: sie erfrischten ihn. Enthusiastisch ruft er: „Glücklich der Mensch, der Feinde hat; ihm gehört der Beifall der Nachwelt!"

Mit jenem Preisausschreiben hatte Wiertz den ersten öffentlichen Schritt gethan, um die Kunst und das Publikum von

den Belästigungen falscher Kunstrichter zu befreien. Er ging weiter. Er sah die Ursache des Uebels, das Labarre so glücklich secirt hatte, in dem Umstande, daß so wenige Künstler sich mit der Kunstkritik befassen, während sie doch allein dazu kompetent sind. Und der Sohn des Dinanter Handwerkers setzte sich hin und schrieb; seine Feder erläuterte, unterstützte, ergänzte seinen Pinsel. Phantasiereich, mit seinem Takte für künstlerische Gesichtspunkte begabt, durch sorgfältiges Studium zu immer neuen Ideen gelangend, und mit seiner Anschauungsweise weit über das Niveau der damaligen Kunstweisheit hinausragend, vermochte er seinen Schriften einen ebenso reichen wie künstlerisch anregenden Inhalt zu geben. Es war in Wiertz Etwas, das an Lessings Wort über Raphael in Emilia Galotti erinnert.

Wir nennen einige seiner Schriften: L'Éloge de Rubens. — Le secret du diable. — Un mot sur le salon de 1842. — Petite promenade au salon de 1848. — La critique en matière d'art est-elle possible? — École flamande de peinture etc. — für Künstler, Schriftsteller und Publikum zum Kunststudium Stoff genug auf lange Zeit!

Noch in anderer Weise suchte er das Interesse der Kunst zu fördern; so durch den Vorschlag, Gemälde-Ausstellungen der Vergleichung wegen auch mit anerkannten Meisterwerken aus klassischer Zeit zu versehen, geeignete Gemälde dem Publikum in ansprechender Weise auf der Bühne vorzustellen u. s. w.

Inzwischen hatte Wiertz die Pariser nicht vergessen. Ueberzeugt, daß bei den dortigen Ausstellungen Justitia mit sehr offenen Augen und Händen auf dem Throne saß, beschloß er, mit der Kommission sein „Duell" weiter zu kämpfen. Es gelang ihm, die Kommission der Lächerlichkeit preiszugeben. Zur Ausstellung von 1840 sandte er nach Paris zwei Bilder; sie wurden zurückgewiesen, wie er's erwartet: Bilder mit seinem Namen riefen den verhaßten „Patroklus" zu lebhaft zurück, um im Louvre Zugang zu erhalten. Aber eins dieser Bilder war nicht von Wiertz; es war von Rubens! Ein Bild des größten Malers war — dem Vorurtheil der Pariser unteriegen! — Im Duell mit Paris blieb Wiertz der Sieger. — Allein das Duell mit Rubens!

Es war ein Kampf um die Ehre der Größe. Wiertz war voll unbedingter Verehrung für den Künstler Rubens, der in seinen Augen als größter Meister dastand. Ihn übertreffen war ihm erster und letzter Zweck des Daseins. Wie er Rubens erfaßt hatte, geht aus „L'Éloge de Rubens" hervor. Nie ist über Rubens begeisterter, tiefsinniger, glänzender geschrieben worden, als in dieser Schrift: nur ein Künstler kann einem Künstler völlig gerecht werden.

Inwieweit Wiertz sein künstlerisches Ziel erreicht hat, bleibe dem Urtheil der Kunstgeschichte überlassen. Das Museum Wiertz zeigt wenigstens, was und wie er gearbeitet hat. In kühnem Entwerfen, in der Großartigkeit der Gedanken, in den Anforderungen an seinen Pinsel hat er Rubens nicht nachgestanden.

Aber kämpften die Beiden nicht mit ungleichen Waffen? Der Hofmann Rubens focht unter dem Zeichen üppigen Lebens — der arme Sohn des Dinanter Handwerkers unter dem selbstgewählten Zeichen des Todes.

Vom Jahre 1848 an durfte Wiertz die Früchte seines Strebens reifen sehen. Die politische Strömung der Zeit kam seiner Arbeit zu Hilfe: es ward den Geistern leichter, sich mit einem Charakter von der republikanischen Härte und Reinheit des Wiertz'schen zu verständigen. Selbst die Presse wandte dem unbesiegbaren Gegner ihre Gnadenblicke zu. Man kam zur Einsicht, was das Vaterland an Wiertz hatte. Ein Journal durfte noch zu seinen Lebzeiten schreiben: „Da er uns sein ganzes Genie widmete, war es an uns, für seinen Ruhm Sorge zu tragen — wir haben es nicht gethan!"

Als Wiertz's Tod bekannt wurde, zuckte eine schmerzliche Bewegung durch das Land. Belgien war in allgemeiner Trauer. Nicht allein die vaterländische, auch die französische Presse trug dem todten Künstler ihren Palmenzweig nach. Im „Figaro" schrieb einer der ersten Repräsentanten französischen Geistes: „Un des excentriques de la Belgique, le peintre Wiertz, vient de mourir. Il était un Michel-Ange grotesque dont la principale préoccupation était de plaider en peinture la peine de mort."

Das Wort ist charakteristisch, aber einseitig. Um die Größe des „Riesen" ermessen zu können, muß man die Tausende von Stimmen zählen, die ihn einst anklagten, nicht zum Bilderhändler geboren zu sein, als Mann der Kunst die Gunst — des Goldes zu verschmähen, vor Allem ein großer Charakter, und erst in zweiter Linie ein großer Maler zu sein, als Künstler der Humanität, als Dichter der Zukunft, als Mann des freien Gedankens leben und sterben zu wollen.

Wie dem auch sei: mit dem Bewußtsein, nicht vergeblich gerungen zu haben, durfte Wiertz seinem letzten Kampfe, dem Kampfe mit dem Tode, entgegengehen. Und zur Ehre seines Vaterlandes sei es gesagt: Patroklus ist nicht den Trojanern überlassen, Wiertz Andenken nicht mit seiner Leiche bestattet worden.

Das „Museum Wiertz" aus seinem künstlerischen Nachlasse gebildet und vom Staate errichtet, ist das Monument für den Kampf und Sieg des Handwerkersohnes aus Dinant.

Frankreich.

Bilder aus der französischen Revolution.

Nach Adolf Schmidt.*)

Wenn man die große französische Staatsumwälzung lediglich nach ihren äußeren Wirkungen auf das gegenwärtige Frankreich beurtheilen wollte, so möchte wohl die ernste Frage berechtigt sein: Hat die Revolution Frankreich im Wesentlichen gebessert? Auf diese verhängnißvolle Frage dürfte nicht leicht ein bereitwilliges Ja erfolgen. Denn die Fortschritte der Völker sind nicht mit der Beseitigung materieller Verkehrsschranken abgefunden, die Ideale von 1789 haben sich höher verstiegen, als die Strebungen einer gewinn- und genußsüchtigen Tageswelt; man hat damals von einem Reiche des Rechtes und der Freiheit geträumt und nur die etwas gemodelte Auffrischung desjenigen Reiches empfangen, welches 1815 unter Kanonendonner und Sturmläuten in Trümmer fiel. Es klafft ein furchtbarer Gegensatz zwischen den Wünschen von Damals und den Ergebnissen von Heute. 78 Jahre nach dem Beginn der ersten Revolution steht Frankreichs Volk vor dem Altare der Freiheit wie vor dem Räthsel der Sphinx oder dem Schleier der Isis.

Seitdem Alexis de Tocqueville sein berühmtes Buch

*) Tableaux de la Révolution française, publiés sur les papiers inédits du département et de la police secrète de Paris par Adolphe Schmidt, professeur d'histoire à l'université de Iéna. Tome premier. Leipzig, Veit & Co, 1867. Paris, Haar & Steinert. (1 vol. de XII et 379 pag.)

„L'ancien régime et la révolution" (Paris, 1856) in die Welt gesandt, hat sich bei den Franzosen eine ganze Literatur gebildet, welche das Scheitern der Revolution sachlich und urkundlich zu erklären sucht. Auf Tocqueville ist Ch. L. Chassin mit seinem reichhaltigen Quellenwerke: „Le génie de la Révolution" (Paris, 1865) gefolgt; dann hat Edgar Quinet dem innersten Wesen der Revolutions-Tragik seine Aufmerksamkeit geschenkt und in den großartigen Umrissen seiner Arbeit „La Révolution" (Paris, 1865) diese Katastrophen philosophisch begründet und entwickelt. Wir dürfen von Herzen erfreut sein, daß gegenwärtig ein deutscher Gelehrter von ausgezeichnetem Rufe, Herr Adolf Schmidt (Professor der Geschichte in Jena), diesen Strebungen einer tieferen, als der bloß fatalistischen Würdigung des Revolutions-Drama's mit gründlichen Quellenstudien sich beigesellt, indem er aus dem Schatze des Pariser Reichsarchives eine lange Reihe meist noch ungedruckter Akten des Departements und der geheimen Polizei von Paris herausgiebt. Der erste Theil der „Tableaux de la Révolution française" betitelten Sammlung liegt uns hier vor: Herr Schmidt hat die einzelnen Stücke durch einen fortlaufenden Commentar verbunden, den er mit Geschick und Sachkenntniß in französischer Sprache verfaßt hat.

Die politische Grundfarbe der „Bilder", die Adolf Schmidt vorführt, ist, um es mit Einem Worte zu sagen, die Anarchie! Frankreich war nach den furchtbaren Erdstößen von 1789 aus den Fugen der alten Ordnung herausgeschüttelt, aber was man „neue Ordnung" zu nennen beliebte, war trotz der redlichsten Bemühungen hochsinniger Geister und trotz der inneren Nothwendigkeit der weitgreifendsten Reformen durchaus verfehlt. Gesetzliche Freiheit und feste Sicherheit der Staatsordnung blieben ein fernes Jenseits, dem die rauhe Wirklichkeit, wie man solche in der Hitze der Leidenschaft heraufbeschworen, in keiner Richtung entsprach. Da die Mündigung des Volkes vermittelst der Selbstregierung den Kern aller staatlichen Freiheit ausmacht, so hätte am ersten nach Institutionen gestrebt werden müssen, welche das Volk an die Mühen und Entbehrungen hingebenden Staatsdienstes, an das ernste und thatkräftige Besorgen seiner eigenen Angelegenheiten gewöhnen konnten. Statt dessen wähnte man, daß mit der Wahl der Volksvertreter und der Beamten Alles abgemacht sei und man sah wiederum, es ist kaum zu glauben, in den Gewählten nicht Verpflichtete, sondern Privilegirte, weshalb die Mitglieder der ersten Nationalversammlung sich von dem Eintritt in die neue gesetzgebende Kammer durch einen Anfall von Großmuth freiwillig ausschlossen. Zum Unglück war hier die Großmuth am wenigsten angebracht. Die Herren Volksvertreter ahnten nicht, daß sie kraft ihres Schwurs auf dem Ballhause in Versailles die heilige Pflicht übernommen hatten, ihr Werk, die Verfassung Frankreichs, nicht bloß im Grundriß zu entwerfen, sondern, was die Hauptsache war, in's Leben einzuführen, und diese hochwichtige Aufgabe ließen sie aus falscher Uneigennützigkeit schmachvoll im Stich. So kam die „illustre Gironde", eine Schaar unklarer Enthusiasten, an die Reihe und auf den Wogen der Revolution gar bald an's Ruder. Der Jakobinerklub und mit ihm die Herrschaft der Phrase, der Deklamation und allmählich immer dreister die der rücksichtslosesten Gewaltthat erhob unter der Legislative das Haupt und hinter den Führern stand die racheschnaubende Menge, welche nach dem Blute der Aristokraten lüstern war. Es ging mit den edelen Regungen und den hochfliegenden Planen entsetzlich schnell abwärts. Als die Gironde das Staatsruder mit fieberhafter Ungeduld an sich reißt, ist sie selbst nicht mehr das treibende Agens, dies ist hinter ihr die anarchische Demokratie der Gemeinde und der Vorstädte von Paris. 1791 ist der Sturz des Königthums endgiltig vorbereitet, 1792 wird er vollzogen, 1793 sind Henkerbeil und Schreckensregiment die Propagandisten der Freiheit.

Der einzige Mann, der 1791 das Königthum hätte retten können, war, wie Adolf Schmidt energisch hervorhebt: Mirabeau! Er allein besaß die Persönlichkeit, die Talente und die Popularität dazu, er besaß auch den guten Willen und die richtige Einsicht, obwohl seine Eitelkeit ihn häufig genug ablenkte. Aber es fehlte ihm das Wesentliche, um Helfer zu sein. Ihm fehlte der Platz dazu, der Posten des leitenden Ministers, des gesetzlichen Rathgebers der Krone. Hätte Ludwig XVI. ihn nicht bloß verstohlen benutzt, für Geld und schöne Worte, hätte er ihm ehrlich seine Absichten enthüllt und ihm vor Frankreichs Augen die Zügel der Regierung anvertraut, der gewaltige Mann, der offenbar nach nichts Anderem strebte, hätte seine Ehre und seinen ganzen Ruhm darangesetzt, Frankreich Frieden und Ordnung zu geben. Die furchtsame Indolenz des Hofes und die Uneigennützigkeitsmanie der Nationalversammlung gestatteten ihm nur auf Umwegen die Verfolgung dieses segensreichen Zweckes, er mußte als Mitglied der Departementsbehörde von Paris dem Könige und somit der Staatsordnung nützlich zu werden versuchen. Hier hat er es redlich gethan sowohl im Generalrath, als im Directorium des Departements, dessen Redner er vor der Nationalversammlung und vor dem Könige ward. Mirabeau ist der Verfasser der Kundgebungen gewesen, mit denen die neue Departementsverwaltung der Nationalversammlung dem Könige und ihren Pariser Mitbürgern Anfang März 1791 ihre Konstituirung anzeigte. Prof. Adolf Schmidt giebt unter Nr. 6—9 den authentischen Wortlaut der drei Erklärungen nach den Protokollen des Departements, die im französischen Reichsarchiv niedergelegt sind; er erhärtet Mirabeau's früherhin bloß geahnte Autorschaft und bemerkt, daß die Adresse an die Nationalversammlung (mit zwei Irrthümern) im Moniteur von 1791 abgedruckt steht, die Proclamation an die Pariser desgleichen und überdies am 4. März an die Straßenecken geheftet wurde, daß dagegen die Adresse des Departements an Ludwig XVI. sich nicht im Moniteur befindet und wahrscheinlich niemals gedruckt ist, so wenig als die Antwort des Königs. Die Adresse an Ludwig lautet auf Deutsch:

„Sire!

„Die Organisation des Departements von Paris hat soeben die Zahl der öffentlichen Beamten vermehrt, die Ihnen als dem obersten Leiter der Gesetzes-Vollziehung untergeordnet sind. Nicht daß die Verfassung zwischen dem Monarchen und der Liebe des Volkes hat Vermittler einsetzen wollen. Instrumente und Organe waren der Staatsgewalt nöthig; indem die Nation diese wählte, hat sie lediglich alle Hebel des Vertrauens der Kraft des Königthums beigesellt, welches sie als den reichsten Besitz und als die sicherste Laufbahn der öffentlichen Freiheit betrachtet.

„Wenn die wahrhafte Macht nur in der Vereinigung aller Kräfte eines Reiches auf einen einzigen Zweck besteht und nur diejenige Regierung von Dauer ist, wo das Gesetz bei seiner Vollziehung all' die Energie jenes allgemeinen Willens bewahrt, der es geschaffen hat, so können wahrhafte Könige nur für freie Völker vorhanden sein. Der Thron hatte trügerischen Glanz; jetzt hat er unerschütterliche Grundlagen.

„Ein großer Baum bedeckt einen weiten Raum mit seinem Schatten; seine tiefgehenden Wurzeln dehnen sich in die Ferne aus, verflechten sich an ewigen Felsen: um ihn niederzuschlagen,

müßte man das Erdreich erschüttern. So, Sire, ist das Bild des Königthums in der Verfassung, die Sie genehmigt, da dieselbe Sie zum Oberhaupte des Reiches erklärte.

„Es giebt jetzt keine Abtheilung des Volkes, die nicht ihre Verwalter, ihre Richter, ihre öffentliche Gewalt („bewaffnete Macht“ ist wohl gemeint? —) und so zu sagen ihren Antheil an Leben und Bewegung hätte; jeder dieser Punkte ist unter verschiedenen Formen mit der obersten Executivgewalt eng verknüpft; es ist stets dieselbe Autorität, welche sich fortpflanzt. Sie wird unzerstörbar sein wie die Elemente, aus denen sie gebildet: das Königthum war bisher an den Umkreis eines Palastes gebannt, heute deckt es das gesammte Königreich.“

Ludwig XVI. antwortete folgendermaßen:

„Mit Vergnügen und Empfänglichkeit, meine Herren, habe ich den Ausdruck Ihrer Gefühle vernommen. Ich bin in der That und werde stets der Hort der Freiheit und der wachsamste Hüter der Verfassung sein, welche sie sichert. Ich zweifle nicht daran, daß Sie mich mit allen Ihren Anstrengungen unterstützen werden, um die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten, ohne welche es weder Glück für das Volk, noch Freiheit, noch Verfassung giebt. Ich hoffe, daß die Organisation des Departements von Paris die wahrhafte Epoche der Rückkehr zur Ordnung und zur unverletzlichen Achtung vor dem Gesetze werden wird.“

Die Ereignisse des 28. Februar 1791 hatten dem Könige die ernste Erinnerung an die Wohlthaten der öffentlichen Ruhe und Ordnung nahe gelegt. Die Tuilerien waren jüngst erst der Schauplatz wüster Auftritte gewesen, angeblich durch die Schuld der Contrerevolutionäre, welche den König gewaltsam zur Flucht hätten fortreißen wollen, während an demselben Tage die anarchische Rotte der Vorstädter an dem Thurm des Schlosses von Vincennes ihre Zerstörungswuth ausgelassen hatte. Es war ein Euphemismus, wenn der König noch die Wiederherstellung der Ordnung „hoffte“, denn die Befürchtung des Gegentheils war nur allzubegründet. Und in diesem kritischen Moment sank des Königs letzter und wichtigster Anhalt. Acht Tage, nachdem Mirabeau im Schooße des Departements-Directoriums mit glühender Beredsamkeit die Mittel zur Niederwerfung der Anarchie bezeichnet, ward er von einem tödtlichen Krankheitsfall überrascht, der ihn am 2. April 1791 aus der Arena des ungeheuren Weltkampfes abrief. Er starb mit dem Bewußtsein, daß über seine Leiche hinweg die Anarchie zum Ziel schreiten werde. Sein berühmtes Wort: „J'emporte avec moi le deuil de la monarchie; les factieux s'en partageront les lambeaux!“ war die Vorahnung des baldigen Zusammensturzes. Statt den großen Redner kurz vor seinem Hinscheiden (2. Februar 91) auf ihren Präsidentenstuhl zu heben, wäre es dem Staate ersprießlicher gewesen, hätte die Nationalversammlung ihm und ihren sonstigen Koryphäen die Annahme eines Minister-Portefeuille's frei gestellt. Wird den großen Talenten der Weg versperrt, so folgt in Zeiten der Verwirrung der tragische Ausgang auf dem Fuße.

Schon waren die Dinge so weit herangereift, daß der gute Wille der constitutionellen Partei an dem Verhängniß der Monarchie nichts mehr zu ändern vermochte. Gegenüber der loyalen Sprache der Feuillants klangen die Forderungen der Menge desto drohender und unverschämter. Der König war seit jenen Februarscenen ein Gefangener in seinem eigenen Palaste, seine Ausfahrten wurden streng überwacht, er war der Absicht, fliehen zu wollen, verdächtig. Die Menge gestand hiermit ein, daß ihr schmachvolles Benehmen gegen die königliche Familie einem ehrliebenden Herrscher unerträglich erscheinen mußte. Danton, Mitglied des Departements-Directoriums, spielte daselbst den Denuncianten des Obergenerals der Nationalgarde, Lafayette, und des Maire's von Paris, Bailly, welche die Fluchtversuche des Königs begünstigen sollten. Hierzu jedoch besaßen Beide weder die Einsicht, noch die Charakterstärke. War es nicht auf die Verletzung der königlichen Person abgesehen, sondern vom Standpunkte der Revolutionsmänner lediglich auf die Beseitigung des Königthums, dann war die Begünstigung der Flucht Ludwig's die allerfreisinnigste und staatsklugste Handlung. Aber die Feuillants und die „Nationalpartei“ wähnten, daß die constitutionelle Puppe des verlästerten Schattenkönigs unter allen Umständen herhalten müsse, und diese unklare und, man darf es aussprechen, unmännliche Auffassung der Sachlage verblendete das Departement, den Präsidenten Larochefoucauld an der Spitze, den Maire und die Nationalgarde dermaßen, daß sie den blutdürstigen Absichten des Pöbels unfreiwillig ihren Arm darliehen. Sie wußten eben nicht, worauf das Wuthgeheul der Demagogie hinzielte. Prof. Adolf Schmidt hat das Protokoll der außerordentlichen Sitzung des Generalraths vom Pariser Departement in extenso abdrucken lassen; es ist dies eine werthvolle Ergänzung des etwas lückenhaften Berichts im „Moniteur“. Sofort auf das erste Gerücht von der Entfernung des Königs hatte der „procureur-général-syndic“ Pastoret den Generalrath des Departements zusammenberufen und derselbe sich permanent erklärt (21. Juni 1791). Die Thore der Stadt wurden geschlossen, der Verkehr der Briefposten gehemmt, die Municipalität von Paris und die Districte Saint-Denis und Bourg-la-Reine zu unablässiger Berichterstattung aufgefordert, die Zimmer der Tuilerien und des Luxemburg-Palastes unter Siegel gelegt, die Permanenz der Nationalversammlung verkündigt, jeder Befehl derselben vollzogen, zuerst der, daß der Generalrath des Departements seine Sitzungen für die Dauer der Permanenz im Archivsaale der Nationalversammlung abhielt, alle dem Departement untergeordneten Behörden, auch die Districtsräthe und Sectionsversammlungen, in rührige Thätigkeit gesetzt, alle nur denkbaren Vorsichtsmaßregeln ergriffen; die Katakomben von Paris und die Keller der Tuilerien ließ das Departement nach verborgenen Ausgängen untersuchen, Waffen- und Pulvertransporte auffangen: kurz, es entfaltete einen Eifer, der einer besseren Sache als der Hetzjagd auf einen gemißhandelten, moralisch längst entthronten Fürsten würdig gewesen wäre.*) Als der König, dessen Wegführung durch die

*) Interessant ist hier besonders der Theil des Departements-Protokolls, welcher den im „Moniteur“ gänzlich fehlenden Bericht des Chirurgen Mangin aus Varennes über die Gefangennahme des Königs enthält. Er ist in der Nationalversammlung im Beisein von Mitgliedern der Pariser Departements-Behörde erstattet worden. Dieser Bericht meldet: Am 22. Juni, Morgens gegen Ein Uhr, sei ein unscheinbarer Wagen, begleitet von einer Escorte Lauzun-Husaren und einigen anderen berittenen Personen in Varennes eingefahren. Der Postmeister von St. Menehould habe diesen Wagen, der ihm verdächtig vorkam, bis Clermont verfolgt, wo die Berittenen erklärt hätten, er ginge nach Verdun, während er bald darauf die Richtung auf Varennes einschlug. Dorthin sei der Postmeister (Drouet) dem Wagen zuvorgekommen und habe in der Stadt gerufen, man solle einen ihm folgenden Wagen anhalten. Zwei junge Leute, Namens Paul Leblanc und Joseph Pontant, hätten sich dem Weiterfahren des Wagens widersetzt, indem sie drohten, hineinzuschießen, wenn er nicht anhalte. Darüber seien mehrere Personen herbeigeeilt, die Nationalgarde habe sich versammelt, und man habe die Insassen des Wagens gezwungen, auszusteigen, was sie ohne Widerspruch gethan hätten.

Reaction man vorbereitet hatte, wieder aufgefunden ist, sorgt das Departement für seine und der königlichen Familie Sicherheit, der Obergeneral der Nationalgarde empfängt die bündigsten Befehle, sogar der Oberst der königlichen Schweizergarde (Herr d'Affry) wird zu gemeinschaftlichem Handeln eingeladen, an die Bürger von Paris ein patriotischer Aufruf erlassen, dem am Tage des königlichen Einzuges eine zweite dringende Mahnung folgt, eine ernste, ruhige, gemessene Haltung zu beobachten. Es war ja der Leichenzug des altfranzösischen Königthums! Nachdem der König mit den Seinen in das Schloß seiner Väter zurück transportirt ist, werden seine Wagen mit Beschlag belegt, sein Gepäck in Gegenwart von Zeugen geöffnet und erst nach Feststellung seines ganz unschuldigen Inhalts, dem Intendanten der Civilliste ausgeliefert, hierüber wieder Protokoll aufgenommen und in öffentliche Verwahrung gebracht, was an verdächtigen Gegenständen seit dem 21. Juni aus den königlichen Schlössern fortzuschaffen versucht war. Ein trauriges Bild politischer Begriffsverwirrung! Endlich, am 27. Juni 1791, trennt sich die permanente Sitzung des Departements d. h. seines Generalraths und zwar mit Erlaubniß der Nationalversammlung, ohne einen Gedanken daran, daß diese verfassungsmäßig dem Departement als einer königlichen Executivbehörde gar keine Befehle ertheilen durfte! Das ganze Gebahren des Departements war revolutionär gewesen und das Departement hatte keine Ahnung davon! So stürzt man verbundenen Auges in den Abgrund der Anarchie und kommt nicht eher zur Besinnung, als bis die Hyder des Jakobinismus die Köpfe fordert.

Trauttwein von Belle.

Afrika.

Der Neger-Freistaat Liberia und seine Zukunft.

Liberia und Freetown sind bekanntlich die beiden freien Negerstaaten, die von Amerika und England auf dem Vorsprung der Westküste Afrikas gegründet wurden, um dort zunächst den Sklaven ein Asyl zu schaffen, die aus der Gewalt amerikanischer oder afrikanischer Sklavenhändler durch die an jenen Küsten beständig kreuzenden englischen oder nordamerikanischen Fahrzeuge befreit waren; auch solchen Negern gewähren die jungen Republiken eine Zuflucht, die aus dem Innern Afrikas dorthin flüchten, um der Gefahr des Verkauftwerdens zu entrinnen.

Daß Liberia ein für einen so jungen Staat höchst erfreuliches Gedeihen bekundet, davon liegt uns ein beredtes Zeugniß vor in einem Bande von Reden und Ansprachen, betitelt: The Future of Africa, being Addresses, Sermons etc. delivered in the Republic of Liberia by Rev. Alex. Crummell, B. A. New York, Ch. Scribner, 1862.

Dieser Reverend Crummel ist nämlich, wie aus seinem Buche hervorgeht, selbst ein Schwarzer, der in Nord-Amerika gelebt, und sich europäische, oder vielmehr amerikanische Bildung in einem so hohen Grade zu eigen gemacht hat und als eine so bestimmte und von reinstem Streben erfüllte Persönlichkeit vor uns hintritt, daß der Verfasser selbst zunächst das Interessanteste an seinem Buche ist. In einer höchst gewählten, ja zuweilen glänzenden Sprache, weiß er seinen Gegenstand darzustellen und von allen Seiten zu beleuchten, ohne in das salbungsvolle Pathos zu verfallen, das man bei englischen Kanzelrednern so häufig antrifft. Er spricht, weil er wirklich etwas zu sagen hat, nicht wie jene, nur um zu sprechen. Die Hoffnung auf eine mächtige und einflußreiche Entwickelung Liberia's und durch sie auf eine gänzliche Umgestaltung der Lage der Schwarzen auf dem ganzen Erdboden, das ist es, was sein ganzes Herz erfüllt. Alle die Reden, Predigten und Ansprachen, die er theils in Liberia bei Gelegenheit der Stiftungsfeste der Unabhängigkeit, theils in seinem eigentlichen Vaterlande Amerika gehalten, haben daher auch nur den Einen Zweck: seinen Hörern die Fähigkeiten und Kräfte, welche in der schwarzen Race — schlummern, möglichst mächtig und entwickelungsfähig vorzustellen.

Wie fast Jeder, der sich einer Idee mit Leib und Seele hingegeben, ist er geneigt, die Tragweite derselben zu überschätzen, und seine Prophezeiungen von der weltumgestaltenden Kraft, die in den Schwarzen liegen soll, nöthigen uns bisher noch ein Lächeln ab. Doch wer kann wissen, welche Rolle noch den Söhnen Afrikas in dem großen Welten-Drama aufbehalten ist, und wenn auch nicht aktiv, so hat doch passiv der Einfluß der Sklavenfrage die Geschicke Nord-Amerikas schon seit einer langen Reihe von Jahren bestimmt, und wer hätte diese Wirkung ahnen können, als vor etwa hundert Jahren das erste Schiff mit Schwarzen in Nord-Amerika landete?

Daß in der Negerrace eine ganz außerordentliche, körperliche wie geistige Ausdauer und Zähigkeit vorhanden, ist unverkennbar; sie allein von allen wilden Völkerschaften, die bisher mit der Civilisation in Berührung kamen, sind im Stande gewesen, sich diesem Einflusse gegenüber zu behaupten; sie sind nicht wie die Rothhäute des Nordens, die Indianer Mexikos oder die Südsee-Insulaner an dieser Berührung zu Grunde gegangen und allmählig dahingeschwunden, sondern im Gegentheil: sie bestehen noch und vermehren sich trotz allen Druckes; ja, ihre Vermischung mit andern Racen bringt ein ebenso zähes und kräftiges Geschlecht hervor, als sie selber sind. Die eigentlichen Sklavenzüchter im Süden Nord-Amerikas wissen die Beobachtung auszubeuten, die man gemacht haben will, daß aus der Vermischung von Schwarzen und Weißen in der vierten Generation ganz besonders schöne und intelligente Kinder hervorgehen. Vielleicht ist es also die Mission der Neger, wenn auch nicht als Volk selber Großes zu leisten, doch durch eine Vermischung mit andern Racen eine Veredlung dieser hervorzurufen, gewissermaßen als physischer Sauerteig der Nationen zu dienen, gleichwie die Juden ein geistiger Sauerteig der Nationen sind.

Die Nationalgarde arretirte das widerstandslos sich ergebende Husaren-Detachement vom Regiment Lauzun. Der Gemeinde-Procurator sei nun erschienen und habe die angehaltenen Personen sich in seinem Hause erquicken lassen. Bis dahin wußte man nicht, wer sie waren; jetzt erkannte man den König, die Königin mit dem Dauphin, Madame Royale und Madame Elisabeth. Da sei Er, Mangin, herausgegangen, habe den Draußenstehenden Einiges gesagt, den Eifer der Nationalgarde angespornt und einige Husaren- und Dragoner-Offiziere, welche die Weiterreise begünstigen wollten, durch die Patrioten entfernt. Nationalgarde und Municipalbeamte hätten die größte Entschiedenheit an den Tag gelegt. Sofort sei er dann nebst zwölf andern Mitbürgern zu Pferde gestiegen und von Dorf zu Dorf geritten, überall Zuzug verlangend; in weniger als einer Stunde seien viertausend Mann Nationalgarde auf den Beinen gewesen, ohne die Husaren und Dragoner, die sich mit ihnen vereinigt hätten und sich ebenfalls wie gute Patrioten benommen. — Diese Einzelheiten der Gefangennehmung wurden auf Befehl des Pariser Departements gedruckt und durch die Requisition der Municipalität, der achtundvierzig Sectionen und der Districte Saint-Denis und Bourg-La-Reine methodisch verbreitet. Anmerk. d. Verf.

Die Zähigkeit, die dem Negerstamme körperlich eigen ist, zeigt sich moralisch bei ihm als Treue und Anhänglichkeit, Eigenschaften, die eben noch keine hervorragende Stellung einem Volke zu geben vermögen; zu einer solchen scheint dem Neger vor Allem etwas abzugehen, das wir mit Productivität bezeichnen möchten; auch seine besten bisherigen Leistungen waren nur reproductiver Natur. Der Druck der Sklaverei, der die Schwarzen in Amerika bisher niedergehalten, sowie der nicht minder schwere gänzlicher Unkultur, der in Afrika auf ihnen gelegen, soll nach des Verfassers Behauptungen diese Erscheinung erklären — nur die Zeit kann entscheiden, ob er Recht gehabt. Allerdings nur die Freiheit selbst kann ein Volk für die Freiheit erziehen und würdig machen, sowie die consequente Entziehung der Freiheit jedes Volk ihres Besitzes unwerth und unfähig machen muß (eine Wahrheit, die Niemand schlagender dargethan hat als Macaulay), allein bis jetzt hat eben der Neger noch keine Beweise höherer Begabung abgelegt. Mit welcher tiefen Indignation der Verf. auch die Behauptung Forte's zurückweisen mag: „kein Neger habe irgend etwas gethan, um die Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu bereichern oder aufzuklären," so kann er doch selber außer Toussaint l'Ouverture keinen einzigen namhaft machen, dessen Thaten von der Geschichte wären verzeichnet worden.

Eine eigenthümliche Bestätigung der Unproduktivität der Neger auch nach ästhetischer Seite finden wir in dem neuesten Heft (Juni 1867) des „Atlantic Monthly". Unter dem Titel Negro Spirituals theilt es eine Sammlung derjenigen Lieder oder Lieder-Fragmente mit, die die Neger während des letzten Krieges im Felde, beim Marsche oder auch bei der Arbeit zu singen pflegten. Mit großer Mühe hat der Sammler die korrumpirte Aussprache des Englischen, die den Negern eigenthümlich ist, nachzubilden versucht (kein Neger kann nämlich das th richtig sprechen oder vielmehr lispeln) und mit eben so großer Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt hat er die unzähligen Wiederholungen der einzelnen Verszeilen angegeben, die zu einer eintönigen melancholischen Weise gesungen werden, begleitet von taktmäßigem Händeklatschen und Stampfen der Füße. Und was bildet den Inhalt dieser Lieder? Es sind, genau betrachtet, nichts als Reminiscenzen aus den von den Missionären verbreiteten Traktätchen mit ihrer spielend-pietistischen Phraseologie vom Lämmlein und dem Kreuze 2c.

„Fast alle ihre Gesänge", sagt der Sammler, „waren durchaus religiös in ihrem Tone, wie sonderbar auch zuweilen die Ausdrucksweise sein mochte. Nichts als Geduld für dieses Leben, nichts als Triumph im zukünftigen, dies ist es, was alle auszudrücken streben.*) Daß diese christlichen Bilder durch keine klaren Vorstellungen hervorgerufen sind, ist deutlich; es erinnert diese Art des Gesanges vielmehr an die Weise der Kinder, die einen in der Schule oder sonstwo aufgefangenen Reim unermüdlich für sich leise singend wiederholen, ohne sich etwas besonders dabei zu denken. Von eigner Denkthätigkeit ist eben auch bei dem armen schwarzen Kinde, dem Stiefkinde der großen Menschheitsfamilie, noch wenig zu spüren.

*) Ein Beispiel für viele:

Hold your light, brudder Robert
Hold your light,
Hold your light on Canaan's shore,
What make ole Satan for follow me so?
Satan ain't got noting for do wid me,
: Hold your light :
Hold your light on Canaans shore.

Eine ganz andere Art der Intelligenz freilich scheinen die freien Schwarzen Nord-Amerikas zu besitzen; dies beweist der Verf. des obenerwähnten Buches durch sein eigenes Beispiel sowohl als durch den wiederholentlich ausgesprochenen dringenden Wunsch, es möchten möglichst viel freie Schwarze von Amerika nach Liberia übersiedeln, um die Bildung der jungen Republik fördern zu helfen, sie seien es, die in jeder Hinsicht am meisten zu dieser Aufgabe berufen seien. Der Verf. schildert ihnen auch die Verhältnisse recht verlockend. Er sagt:

„Wir haben in Liberia die größten Vorzüge, die besten Gelegenheiten. Wir haben einen reichen und fruchtbaren Boden, der wenigen, wenn überhaupt einem, auf dem ganzen Erdkreise nachsteht. Bereits haben wir einige Beweise und viele Andeutungen, daß er große mineralische Schätze in sich birgt. Wir haben ein nach jeder Richtung hin schön bewässertes Land, von zahlreichen Bächen, Flüssen und großen Strömen durchschnitten. Wir haben ein Klima, welches nur des plastischen Einflusses eines vernünftigen Landbaues harrt, einer auf wissenschaftlichen Gründen ruhenden Bebauung des Bodens, der Ausrodung 2c., um so schön und milde zu werden, als ein Tropenklima nur irgend sein kann.

„Auf diesem Boden sind die Grundlagen republikanischer Institutionen gelegt worden. Unsere Religion ist die protestantische mit der ihr eigenen Begünstigung der Freiheit, des Fortschrittes, des menschlichen Wohlbefindens überhaupt. Wir erstreben, so weit eine junge und arme Nation dies vermag, ein System allgemeiner Volksbildung. Die Civilisation in ihren einfachsten Formen hat bereits das frühere Heidenthum in vielen Theilen des Landes verdrängt, und hat auf unserm Territorium festen Fuß gefaßt; immer weiter erstreckt sich ihr Einfluß unter die benachbarten Völkerschaften der Heiden. Thätiger Gewerbfleiß entfaltet sich mit ungewohnter Energie und zeigt seinen Einfluß auf den Binnenhandel und den ausländischen Markt."

Dieser Schilderung, die wohl auch weiße Auswanderungslustige verleiten könnte, ihr Heil in Liberia zu versuchen, entsprechen die Zahlen, die der Verf. in einem andern Vortrage giebt, um den Aufschwung darzulegen, den der Handel Liberias in der letzten Zeit genommen hat.

Die Hauptprodukte West-Afrikas für die Ausfuhr sind: Palmöl, Baumwolle, Kaffee und Zucker.

Ueber die Baumwoll-Ausfuhr sagt der Verf. S. 111: „Es ist nicht allgemein bekannt, daß West-Afrika, d. h. der Theil desselben, der Nigritien genannt wird, ein weites Feld für Baumwollproduktion ist.*) Die hier gezogene Baumwolle wird auf einfachen primitiven Webstühlen zu Baumwolltüchern verarbeitet und diese Tücher gehen sowohl in's Binnenland, als sie zu einem ausgedehnten Exportgeschäfte benutzt werden, und zwar wird alles Zeug, das die Sklaven in Brasilien tragen, hier verfertigt. Nahe an 200,000 dieser Tücher gehen jährlich aus dem Hafen von Lagos. Ungefähr 30,000 finden ihren Weg aus dem Innern nach Monrovia und den andern Häfen von Liberia. Eine gleiche Anzahl wandert nach Chardro.

„Im J. 1808 betrug die Menge des Palmöls, das nach England eingeführt wurde, nur 200 Tonnengehalt, die Menge, die im J. 1860 England erreichte, betrug 804,326 Centner. In demselben Maße hat der Handel mit Zucker und Kaffee zugenommen. — Ebenso hat der Import von britischen Produkten

*) In der That ist erst bei der durch den amerikanischen Krieg hervorgerufenen Baumwollkrisis diese Thatsache allgemeiner bekannt geworden.

nach den britischen Besitzungen auf der Westküste Afrikas von 263,725 Pfund, die er in 1858 betrug, zu 340,311 in 1860 sich gesteigert."

Daß dem Verf. daher Commerce the hand maid of religion, wird man verstehen können. — In Freetown, der Hauptstadt, ist eine Domkirche errichtet, und über die ganze Kolonie vertheilt sind geräumige steinerne Kirchen und Kapellen. Es bestehen zwei Hochschulen in Verbindung mit der Kirche, eine in Freetown, die andere in Lagos, wo außer den Elementen des Unterrichts auch Mathematik, Griechisch und Lateinisch gelehrt wird. Ueber zwanzig junge Leute, Eingeborne, werden hier für den geistlichen Stand vorgebildet. Kürzlich hat der Bischof von Sierra Leone in einer Ordination zwölf oder vierzehn Bischöfe geweiht. —

Als das wichtigste Moment für die Hebung des ganzen Landes betrachtet der Verf. den Umstand, daß die englische Sprache es ist, die zur herrschenden in diesem Distrikt gemacht worden ist. Ein ganzer Vortrag ist diesem Gegenstande gewidmet. In ihm versichert der Verf., daß die englische Sprache (die doch von aufgeklärten und vorurtheilslosen Engländern selbst als eine bastard-language bezeichnet wird) die vollkommenste sei, die überhaupt auf dem Erdenrunde existire. Vermuthlich kennt er außer Negersprachen keine andere. Er giebt zu, daß die meisten Neger bisher nur ein unvollkommenes, wenn auch vollkommen verständliches Englisch sprächen, behauptet aber, daß sogar Knaben, die in seinem Dienste beschäftigt waren, des korrekten schriftlichen ganz mächtig seien.

Es fällt überhaupt schwer, sich eine klare Vorstellung von dem Grade der Kultur zu machen, der im Allgemeinen hier herrscht, sich das Verständniß zu denken, das die Halbwilden den wohlgemeinten Civilisations-Versuchen ihres von der Kultur schon so weit beleckten Stammesgenossen entgegen bringen mögen, daß er seine Vorträge reichlich mit Citaten aus Tacitus, Livius, ja aus Niebuhr schmückt.

Mit richtigem Gefühl dringt er darauf, daß vor allen Dingen die Sorgfalt des jungen Staates sich der Kinder und Jugenderziehung zuwenden möge, und hier die Keime der Kultur und Religion so frühzeitig als möglich ausstreue.

„Aber neben der richtigen Jugenderziehung muß ich die Nothwendigkeit besonderer Sorgfalt hervorheben, die wir in Liberia der Bildung des weiblichen Gemüthes zuzuwenden haben. Ich fühle, daß die Wichtigkeit dieser Pflicht gar nicht genug geschätzt werden kann. Die Mütter, Schwestern und Töchter des Landes sollen die ganze heranwachsende Generation erziehen helfen und so für alle kommenden Zeiten bestimmend wirken. Der Einfluß der Frau bei diesem großen Werke ist tiefer und mächtiger als der des Mannes, und grade in den Lebensjahren, wo wir am Empfänglichsten sind. Aber Niemand, der den Zustand der Dinge in unserm Vaterlande aufmerksam beobachtet, kann auch nur für einen Augenblick zweifelhaft darüber sein, daß einerseits dem Intellekte dieses Geschlechtes sein Recht nicht wird, und daß andererseits dieses Geschlecht seine Pflichten nicht kennt und nicht erfüllt. Ich muß gestehen, daß ich schmerzlich erstaunt bin über den Leichtsinn der Frauen in diesem Lande; ja es ist eins der größten Probleme für mich, wie Frauen so leichtsinnig und gedankenlos hinleben können, wie sie es hier thun; es ist mir unerklärlich, wenn ich den rauhen und ernsten Zustand des jungen Landes bedenke, wie Pariser Putz und Moden hier eine so große Rolle spielen können, und von Kap Palmas bis zu Kap Monte eine so tyrannische Macht auszuüben vermögen, wenn ich auch zugeben muß, daß Putz bis jetzt die einzige, schöne Kunst ist, die wir in Liberia haben!" —

Also auch von der Westküste Afrikas her ertönt die Verwünschung jener geheimnißvollen Macht, die in Paris ihren Sitz aufgeschlagen hat und von dort aus in die entferntesten Regionen des Erdballs ihre Entscheidungen sendet, denen schließlich alle diese willig, jene widerwillig, diese früher, jene später, aber endlich doch auch, sich beugen müssen. Denn selbst der alleraltmodigste Rock irgend eines armen Dorfschullehrers, er war doch einmal modern und wurde deshalb angeschafft. — Aber man denke sich den Effekt der neusten Pariser Moden in der guten Gesellschaft Liberias!

Mit Befriedigung jedoch erfährt man, daß zur Bildung des weiblichen Geschlechts in Liberia bereits ein Seminar, eine Art höherer Schule, gegründet worden, die die weiblichen Glieder des Staates wenigstens auf das Niveau der männlichen Bevölkerung bringen soll.

Außerordentlichen Erfolg für die Zukunft Afrikas erwartet der Verf. natürlich auch von den Reisen, die durch Europäer, von Wissens- und Forschensdrang getrieben, ins Innere Afrikas unternommen werden.

„Vor funfzig Jahren war Afrika im Innern wenig mehr bekannt als zu den Zeiten Herodots." Von Jahr zu Jahr wird es mehr erschlossen, und bald wird der Handel seine gierigen Blicke dorthin lenken, wo sich im Niger und seinem Gebiete dem Verkehr eine Straße eröffnet, weit großartiger und ergiebiger noch als die des Mississipi.

Der letzte dieser Vorträge hat es sich zur Aufgabe gestellt, die Ansicht zu widerlegen, die von namhaften Geistlichen der englischen Hochkirche aufgestellt worden ist: „die Sklaverei sei eine in der Schrift selbst gebotene Institution".

Die Stelle, auf die diese Ansicht sich gründet, findet sich Genesis 9, 25. — Ham hat sich seinem Vater Noah gegenüber ein Vergehen gegen die Ehrfurcht zu Schulden kommen lassen; als Noah das gewahr wird, spricht er den Fluch über Canaan, Ham's Sohn aus: „Verflucht sei Canaan und sei ein Knecht der Knechte unter seinen Brüdern!" —

Da nun aber von Ham und seinen Söhnen die ganze Bevölkerung Afrikas abstammen soll (während Sem Asien und Japhet Europa bevölkert haben), so hat man den Fluch der Dienstbarkeit, der auf den Völkern Afrikas ruht, aus diesem Bibelworte herleiten wollen.

Welch eine beschränkte, ja lästerliche Auffassung einer Gottheit und ihrer Beschlüsse bekundet doch diese Deutung! Für das Vergehen eines Vaters soll nicht nur der Sohn büßen, sondern ein ganzes, noch ungebornes, unzählbares Geschlecht soll bis in die fernste Zukunft hin in allen seinen Gliedern mit dem fürchterlichsten Fluche belegt werden! — Widerstrebt dies nicht jedem einfachen, gesunden Gefühl? —

Allein zu groß ist die Autorität der englischen Geistlichkeit, als daß unser Reverend wagen sollte, sich ohne Weiteres dagegen aufzulehnen.

Sein eifrigstes Bestreben, wobei er einen Aufwand an Scharfsinn, dialektischer Kunst und Gelehrsamkeit entwickelt, die bewunderungswürdig sind, sein Bestreben ist nur dahin gerichtet, nachzuweisen, daß der Fluch Canaan allein, nicht die übrigen Söhne Hams oder diesen selbst getroffen habe. Nachdem ihm dies gelungen, zeigt er deutlich, daß von Canaan das Land, das seinen Namen trug, ein Theil Palästina's, bevölkert worden sei, daß auch die Gränznachbarn, die Phönizier, sich mit den Nachkommen Canaans vermischten, daß durch die Phönizier auf ihren Handelsreisen in Spanien und England dieses vermischte Blut auch dorthin übertragen sei, und daß folglich die

Engländer selbst, soweit sie ihren Ursprung von den alten Kelten ableiteten, also jedenfalls die Iren und die Walliser sich als Abkömmlinge des verfluchten Canaan zu betrachten hätten, während Afrika durch Ham und seine unschuldigen anderen Söhne bevölkert, frei vom Fluche sei. Auch habe keineswegs immer die Sklaverei als ein Recht in Afrika gegolten, während sie ein solches sowohl im alten Rom und Griechenland, als in neuerer Zeit in Rußland und Polen, der Türkei und andern Ländern bis in unsere Tage hinein geblieben sei.

Was jedoch der ganzen Untersuchung die Spitze abbricht, ist der Umstand, daß es ja gar nicht Gott selber ist, der den Fluch ausspricht, sondern Noah, der doch jedenfalls nur ein sehr menschlicher Mensch war: Gott richtet ja kurz vorher (V. 9—17) den Bund auf mit Noah und seinen Söhnen, und segnet in ihnen das ganze kommende Menschengeschlecht; ja zum Zeichen dieses Bundes richtet er seinen Friedensbogen in den Wolken auf: eine erhaben schöne und stets ergreifende Stelle. — Wie kann nun der Fluch Noah's stärker sein und weiter wirken, als der Segen des Höchsten? Man sagt ja, auch der Teufel könne die Schrift zu seinen Gunsten auslegen: die Sklavenzüchter haben es auch versucht. —

Möchte nnn, da die Leibeigenschaft als solche beseitigt worden, auch die traurige Geisteigenschaft aufhören, die eine ebenso nothwendige als verhängnißvolle Folge jener ist! Möge nun der bisher geknechtete Geist der Schwarzen sich entfalten, und der Welt zeigen, daß erst Freiheit und Kultur im Bunde im Stande sind, ihm zu seinem göttlichen und menschlichen Rechte zu verhelfen, allen geistlichen und weltlichen Autoritäten zum Trotz. M. St.

Kleine literarische Revue.

— **Populäre Literatur über den Feldzug von 1866** Daß der deutsche Krieg des Jahres 1866 eine ungeheuere Literatur hervorbringen werde, war in unserer schreibwüthigen Zeit vorauszusehen; indessen auch die kühnsten Erwartungen sind womöglich überboten worden.*) Unter der Menge der besseren Schriften ist besonders hervorzuheben das Buch: „Der deutsche Krieg im Jahre 1866, nach den bis jetzt vorhandenen Quellen von H. v. B." (Vierte, umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage. Elbing, Neumann-Hartmann, 1867, VIII und 403 S.), eine in fließender Sprache, in lebhaftem Styl und sehr anschaulich geschriebene Schilderung der Ereignisse des Kriegsjahres auf deutschem Boden, welche einen in der Provinz Preußen lebenden verabschiedeten Offizier zum Verfasser hat. Derselbe hat die besten gleichzeitigen Berichte erfolgreich benutzt und ist nicht ohne Kritik zu Werke gegangen. Es leuchtet ein achtbares Streben nach Unparteilichkeit aus der ganzen Darstellung hervor, so daß auch der damalige Gegner sich nicht allzu stark verletzt fühlen dürfte. Dies Alles würde die Schrift noch wärmer empfohlen haben, wenn der Verfasser oder der Verleger noch einige Monate mit der ersten Herausgabe gewartet hätte. Denn während er schrieb, sind dem Verfasser noch neue, nicht abzulehnende Aufklärungen über schon erzählte Vorgänge zugekommen; er hat beispielsweise unter dem Eindruck solcher Aufklärungen (hier die des Herzogs von Koburg und des baierischen Generalstabs-Chefs von der Tann) die Katastrophe der hannoverschen Armee zum Theil zwei Mal erzählt (S. 88—112 und S. 276—286). Eine willkommene Beigabe gewähren die in den Text eingeschobenen Lebensskizzen der ausgezeichnetsten Feldherrn, dagegen sind die sechs Portraits in Holzschnitt sehr wenig gelungen.

Anspruchsloser, aber nicht minder gut geschrieben ist das Büchlein: „Mein Sommer unter den Waffen, Aufzeichnungen und Erinnerungen aus dem böhmischen Feldzuge im Jahre 1866 von Theodor Batke, ehemaligem Gefreiten im Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2 (Berlin, Stilke und van Muyden, 1867 (135 S.). Der jugendliche Verfasser, der seine persönlichen Eindrücke anmuthig-kräftig, Einzelnes mit ergreifender Wahrheit wiedergiebt, hat mit diesen Blättern dem trefflichen Verhalten seiner Truppe einen frischen Kranz freudiger Anerkennung gewunden.

— **Christ. Herm. Weiße's kleinere ästhetische Schriften.** Dem unlängst verstorbenen rühmlichst bekannten Professor Christian Hermann Weiße hat sein Schüler und Freund, der Professor Dr. Rudolf Seydel in Leipzig, ein Denkmal der Pietät gesetzt, indem er dessen kleinere Schriften zur Aesthetik und ästhetischen Kritik nach dem handschriftlichen Nachlasse und aus bereits Gedrucktem zusammengestellt und herausgegeben hat.*) Die hier gesammelten Aufsätze tragen die Ueberschriften: Schiller (über Schiller's Braut von Messina; zur hundertjährigen Geburtsfeier Schillers), Göthe (über Wilhelms Meisters Lehrjahre; Göthe's Iphigenie auf Tauris; über Göthe's Wahlverwandtschaften; einleitende Worte zur Säcularfeier der Geburt Göthe's; über Göthe's Faust noch einmal), Rahel und Bettina (Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel; die Gunderode), Jean Paul (Wahrheit aus Jean Paul's Leben), Rückert (Gesammelte Gedichte); Jeremias Gotthelf (Jeremias Gotthelf und der Pietismus), Aesthetik, Kunst und Religion (über Stil und Manier; über den Witz; über das Verhältniß des protestantischen Christenthums zur bildenden Kunst), Homer (homerische Literatur). Der Herausgeber will diese Schriften als Erzeugung, Fortbildung und Anwendung des Hauptwerkes Weiße's: System der Aesthetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit, betrachtet wissen. Sie legen zugleich Zeugniß ab von dem Entwicklungsgange des Verfassers, dessen Geistesart es war, in Kunst und Philosophie Offenbarungen der Religion zu erfassen, die der Religion nicht minder unentbehrlich und unerläßlich seien, als ihnen selbst der religiöse Gehalt. Zu der Einheit, in welcher er alles Höchste schaute, ist er zuerst durch Eindrücke, die, von Dichterwerken ausgehend, sein Herz ergriffen und eine Wiedergeburt in ihm bewirkten, gelangt. Lebendige Eindrücke dieser Art haben seine stetig wachsende Entfernung von dem Gedankenkreise jenes pantheistischen Verstandesschematismus begründet, den er gelegentlich die Nabelschnur nannte, durch die er mit seinen großen Vorgängern in der deutschen Philosophie zusammengehangen. Alle Aufsätze dieser Sammlung, mit Ausnahme des letzten, über Homer, der anhangsweise als Muster einer auf ästhetischen Motiven ruhenden literar-historischen Kritik beigegeben ist, gestalten sich unwillkürlich zu einem Ganzen, indem sie von verschiedenen Standpunkten aus das eine große Thema behandeln: Wie verhält sich das Kunstideal der beur-

---

*) Von der schönen „Illustrirten Kriegschronik" (Leipzig, J. J. Weber) wird soeben die zweite Auflage angekündigt. Die erste Auflage ist in 7500 Exemplaren erschienen. D. R.

*) Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. 1867.

theilten Dichter und Kunstarten zu der Religion des Geistes und der Wahrheit? Sie erweisen die Kunst nicht nur dem Inhalte, sondern auch der historischen Anknüpfung nach mit dem Christenthum versöhnt, ohne doch die Freiheit von aller zwingenden Tradition und das freie, unmittelbare Schöpfen aus demselben Urquelle göttlicher Erregung, aus welchem die geschichtlichen Religionen überall erst entstehen, preisgegeben zu haben. — Ungefähr mit diesen Worten hat der Herausgeber die Bedeutung und den Werth der gesammelten Aufsätze, die eine ebenso anregende, wie geistreiche Lectüre gewähren, bezeichnet.

— **Deutsche Grammatik, von G. Bornhak.***) Ein Werk gewissenhaften deutschen Fleißes und ehrlicher Gelehrsamkeit wollen wir empfehlend anzeigen mit der unangenehmen Ueberzeugung, daß es kaum ein rechtes Publikum finden werde. Für die oberen Klassen gelehrter Schulen bestimmt ist es zwar der Verfasser, allein leider werden erstens wenige Gymnasien nach dem Zuschnitt ihres Lehrplans soviel Zeit für die Grammatik der Muttersprache zu verwenden haben, wie dies Buch denn doch voraussetzt, und zweitens hält es sich nicht immer in den Gränzen eines, ob auch für Prima bestimmten Schulbuchs. Die Verweisungen auf Bopp, Grimm, Schleicher ꝛc. sind es nicht allein, die darüber hinausgehen, sondern besonders auch Darstellungen wie in § 29 die Untersuchung über die Partikel ur in denen nach Vorführung und Begründung fremder Ansichten und seiner eigenen der Verfasser dem Leser die Entscheidung anheimstellt. Es trifft vielleicht auf diese deutsche Schulgrammatik als solche, was Moiszisstzig in der Vorrede zur fünften Auflage seiner lateinischen Schulgrammatik sagt: „Mit Recht ward in der letzten Versammlung der Directoren der höheren Lehranstalten der Provinz Pommern hervorgehoben, daß die Sprachwissenschaft an die Grammatik andere Forderungen stelle, als die Schule sie stellen müsse, und das Streben, beiden Richtungen, der Sprachwissenschaft und der Schule zu genügen, viele Lehrbücher unpraktisch mache." — Studirenden jungen Philologen aber darf das Buch bestens empfohlen werden und wird ihnen, um auch das „Praktische" zu seinem Recht zu bringen, zur Repetition vor dem Examen wesentliche Dienste leisten können, wenn sie mehr, als eine Eselsbrücke verlangen. Der erste Theil des Werks, die Orthoepie und Etymologie behandelnd, ist 1862 in demselben Verlage erschienen und sei hiermit gleichfalls in Erinnerung gebracht.

— **Eine Verschwörung in Venedig, von Wilhelmine Guischard.****) Die Verfasserin der beiden geschätzten historischen Romane: „Die Hunyady" und „Die Foscary", hat auf dem ihr wohlbekannten Gebiet der venetianischen Geschichte eine der denkwürdigsten Epochen ausgewählt, um sie den Freunden echter Poesie, nämlich der Poesie der Wirklichkeit, zur lebendigen Anschauung zu bringen. Venedig kämpft in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nach Innen und nach Außen den großen Kampf seiner Selbsterhaltung. Auf allen Punkten bedroht, sind seine politische Macht wie seine Verfassung in Frage gestellt. Ein Zeno und ein Antonio Foscari, der Letztere ein treuer Erbe der freisinnigen Ueberlieferungen seines Geschlechts, wollen den Staat durch die Bändigung der Oligarchie retten, den Rath der Zehn unschädlich machen, aber Foscari fällt dem kühnen Versuch zum Opfer und der Sieg Zeno's, mit des Freundes Verderben schwer erkauft, ist für das Sinken der Republik nur ein kurzer Aufschub. Fräulein Guischard ist in die Tragik dieser Verkettung tief eingedrungen und hat den Zauber der Atmosphäre Venedigs darüber ausgegossen. Das hochwichtige politische und das psychologische Motiv des Romans sind in der Liebe Foscari's zu der Tochter seines Feindes Cornaro sehr glücklich verschmolzen. Stimmung des Gemäldes, Charakteristik der Personen und Zustände und klare Durchführung des leitenden Fadens hat die Verfasserin sich eifrig angelegen sein lassen. Ihr von tüchtigen Studien zeugender Fleiß und ihr schönes Talent verdienen die Anerkennung der Kritik und der Roman selbst, welcher zuerst in den Spalten der Kölnischen Zeitung erschien, die Aufmerksamkeit denkender Leser. T. v. B.

— **Englisches und französisches Zeitwörterbüchlein.***) „All the Verbs" und „Tous les Verbes" heißt ein mit Diamantschrift gedrucktes Büchlein im Westentaschen-Format, welches eine Reihe von Tabellen zur leichten Uebersicht der Conjugationen aller regelmäßigen und unregelmäßigen Zeitwörter der englischen und der französischen Sprache umfaßt. Es bildet dieses internationale Westentaschen-Büchlein zugleich die erste Abtheilung eines New Pocket Dictionary der englischen und der französischen Sprache.

Literarischer Sprechsaal.

In neuerer Zeit hat die Freiheit der Presse in Frankreich außerordentlichen Spielraum wieder gewonnen. Man liest in den Pariser Zeitungen die freimüthigsten Artikel über die inneren Zustände des Landes, ohne daß sie von der Preßpolizei behelligt werden. Das Schreiben, welches Herr Casimir Périer in französischen Blättern als Erwiederung auf eine provocirende Rede des Herzogs von Persigny hat abdrucken lassen, erinnert durch seinen patriotischen Inhalt und seine hingebende Offenheit an die besten Zeiten des ersten Casimir Périer, des Vaters des gegenwärtigen. „Achtundsiebzig Jahre nach 1789", heißt es in dem gedachten Schreiben, „ist Frankreich unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechtes weniger frei, als vorher, bei beschränktem Stimmrechte, genießt es weniger bürgerliche Rechte und Freiheiten und besitzt es viel geringere Bürgschaften für die Zukunft, als es vor fünfzig Jahren unter der Restauration besaß."

Herr Nefftzer, der bekannte elsassische Publicist, sagt mit Bezug hierauf in einem Artikel des „Temps": „Das alte Rom hat Kaiser aller Art besessen: gute, schlechte, mittelmäßige und abscheuliche. Die Geschichte hat sie allesammt nach Verdienst beurtheilt: sie hat den Gebrauch, den sie von der absoluten Gewalt machten, die außerordentliche Machtvollkommenheit, die sie besaßen, nach der Art, wie sie sich ihrer bedienten, gewürdigt.

*) Grammatik der hochdeutschen Sprache. Zum Verständniss des Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen für die oberen Klassen gelehrter Schulen wie für das Privatstudium bearbeitet von Dr. G. Bornhak. II. Theil: Die Wortbildung. Nordhausen, Ferd. Förstemann, 1867.

**) Eine Verschwörung in Venedig. Historischer Roman aus dem 17. Jahrhundert. Von Wilhelmine Guischard. Berlin. Otto Janke, 1867. 2 Bände.

*) London, Trübner. Leipzig, Brockhaus. Paris, Delagrave. Philadelphia, Lippincott. — Preis 10 Sgr.

Die Geschichte hat auch die Unterthanen dieser Kaiser beurtheilt, aber sie ist dabei nach einem anderen Maßstabe zu Werk gegangen. Sie hat ihnen weder den Abscheu zu Theil werden lassen, den sie über Tiberius ausgeschüttet, noch die Bewunderung, die Marc Aurel von ihr erfuhr. Eine gewisse mit Mitleid verbundene Mißachtung ist ihnen vielmehr, und zwar ganz nach Verdienst, von der Geschichte zu Theil geworden. Sie hat ihnen niemals — gleichviel ob unter Marc Aurel oder unter Tiberius — die moralische Verantwortlichkeit dafür erlassen, daß sie von der Freiheit abgefallen und sich nicht wieder zu erheben gewußt. Aber indem die Geschichte sie in anderer Weise beurtheilte, als ihre, gleichviel ob gute oder schlechte Gebieter, bewies sie zugleich, daß sie den Letzteren eine viel höhere Verantwortlichkeit auferlegte, als den Beherrschten."

Nachdem das von Dr. August Petermann entworfene Programm einer deutschen Nordpolfahrt vertagt worden, hat sich jetzt, unter den Auspicien der Geographischen Gesellschaft von Paris ein Comité zur Ausrüstung einer Nordpol-Expedition unter der Leitung des französischen Hydrographen Gustav Lambert gebildet, welches eine Subscription zur Aufbringung der Kosten dieser Expedition, die auf mindestens 600 000 Frcs. berechnet werden, gebildet hat. Herr Lambert will, abweichend von dem Plane Petermann's, seine Expedition von der Behring-Straße aus das als eisfrei erkannte Meer von Polynia aufsuchen und demnächst den Nordpol selbst erreichen lassen. Die Pariser geographische Gesellschaft hat den auf wissenschaftlichen und praktischen Grundlagen ruhenden Plan des Herrn Lambert, der selbst bereits jenseits der Behring-Straße gewesen ist, einer genauen Prüfung unterworfen und hält es für nicht unwahrscheinlich, daß auf diesem Wege endlich die gesuchte Nordpol-Durchfahrt zur Verbindung des Atlantischen mit dem Stillen Meere aufgefunden werde.

Die französische Académie des Inscriptions hat in ihrer öffentlichen Jahressitzung vom 2. August dem Herrn Adolph Neubauer einen Preis von 3000 Fr. ertheilt für seine Arbeit über die im Talmud, in den Midraschim und in anderen historisch-traditionellen Schriften der Juden sich findenden geographischen, geschichtlichen und topographischen Angaben über Palästina, verglichen mit den Notizen über denselben Gegenstand, die sich in den Schriften des Josephus, des Eusebius, des heiligen Hieronymus und anderer Kirchen- oder Profan-Schriftsteller finden.

Unser Prager Korrespondent hat vor einiger Zeit Einiges über den Humbug mitgetheilt, den die Čechomanen in Prag mit dem böhmischen Mezzofanti treiben. Das Urtheil unseres Korrespondenten wird durch nachstehende Bemerkungen eines englischen Gelehrten in Nr. 25 des American and Oriental Record*) bestätigt:

„Wir sahen neulich in einer Nummer des „Flying Dragoon Reporter" einen malayischen Artikel, unterzeichnet von C. Serzl, einem jungen Manne aus Böhmen, von dessen sprachlichen Kenntnissen wir bereits viel gelesen und gehört hatten. Wir beschäftigten uns natürlich mit demselben etwas eingehender in der Absicht, die Kenntnisse dieses Herrn wenigstens in einer der zweiundzwanzig Sprachen, die er vorgiebt zu sprechen, beurtheilen zu können. Das Schriftstück erregte in uns, wenn man auch einer im Lithographiren ungeübten Hand die größte Nachsicht angedeihen läßt, beträchtliche Zweifel, da es ganz den Anschein hatte, als wäre es der erste Versuch des Autors im Schreiben malayischer Charaktere gewesen. Doch erweisen sich Stil, Grammatik und Sprache noch schlechter.

„Da wir uns in der Sache kein entscheidendes Urtheil zutrauten, so sandten wir die Nummer einem Kenner des Malayischen in Holland, welcher so freundlich war, uns die folgende wörtliche Uebersetzung zu liefern. Wir hätten dieselbe gern mit dem gegebenen englischen Originaltexte illustrirt, um die eigenthümlichen Schönheiten der Darstellungsweise des Herrn Scherzl in noch schärferen Zügen hervortreten zu lassen:

„„Der fliegende mondverfinsternde Drache wird eine Zeitschrift in chinesischer Sprache, gesandt in China und Japan den ersten Tag aller Monate. Der Preis einer Zeitschrift ist zehn Shillinge in einem Jahre. Das zahlende Volk grade jetzt der „fliegende mondverfinsternde Drache" wird ein Bericht. Breit ist seine Absicht; er hat Diener wie ein Streich den europäischen Kaufleuten. Erzähle ihre Einkaufsplätze, damit der im Osten lebende Mensch das kaufen kann. Zahlreich ist der Mensch, der im Osten von Asien chinesisch spricht und das ganze Volk versteht und schreibt das deshalb wird es leicht, darzustellen mit östlichen Kaufleuten die Kniffe und Streiche und die Einkaufsplätze von Europa, die Namen aller Kaufleute und die Muster der Einkaufsplätze, aus ihnen zu entnehmen, ob sie kaufen sollten — oder verkaufen. Ein Bericht wird irgendwo im Osten Asiens verkauft.

Chinik Serzl,
schreibe es!""

„Gewiß sehr unterhaltend ist auch die Unterschrift, in welcher unsere Leser wohl kaum den bekannten süddeutschen Ausdruck „Scherzl", Brodanschnitt, erkennen werden. War der Schreiber vielleicht eifersüchtig, daß man bei Hinweglassung der Unterschrift dieses merkwürdige Schriftstück vielleicht der Idee unseres einzigen berühmten Kenners des Malayischen in England zuschreiben würde? Wenn dem so ist, so wird sich Herr J. Crawfurd gewiß seinem Collegen aus Böhmen außerordentlich verpflichtet fühlen über die zarte Rücksicht für seinen Ruf.

„Das Document kann möglicherweise trotz des so häufigen Gebrauchs des Imperativs statt anderer Formen, trotz seiner eigenthümlichen Phraseologie, den malayischen Handelsleuten eine dunkle Idee von den wohlwollenden Absichten des „Flying Dragoon Reporter" beibringen, und wir wünschen auch, daß er in dieser Hinsicht seinen Zweck nicht verfehlen möge.

„Sollte es jedoch einen Beweis für Herrn Scherzl's Kenntniß der malayischen Sprache liefern, so ist dieser Zweck gänzlich verfehlt, und wenn seine Kenntniß anderer Sprachen auf keinen sichereren Grundlagen ruht, so sollte er sich wenigstens in Zukunft hüten, seine Feder zu gebrauchen.

„Er möge immerhin mit seiner zweiundzwanzig Mann starken Schautruppe die Provinz bereisen und die Landstädtler durch seine „Kniffe und Streiche" in Erstaunen setzen, — nur möge er es unterlassen, sich jemals wieder mit Schreiben zu beschäftigen."

---

*) London, Trübner.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — Berlin, den 24. August 1867. — [Nr. 34.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Der Roman „Eleazar" von Friedrich von Uechtritz.*)

Episoden aus dem Heldenkampfe der Juden im ersten Jahrhundert nach Christus.

Der Name Friedrich von Uechtritz hat einen guten Klang in der neueren deutschen Literatur. Große kulturhistorische Stoffe pflegen nur wenige Dichter unseres prosaischen Zeitalters mit Meisterschaft künstlerisch zu behandeln: Friedrich von Uechtritz ist dieser Wenigen Einer. Der Verfasser des tief durchdachten Romans „Albrecht Holm" (eine Geschichte aus der Reformationszeit), des dramatischen Gedichts „Die Babylonier in Jerusalem" hat es bewiesen, daß er die höchsten Fragen, die höchsten Ziele der Menschheit dichterisch zu gestalten vermag, und sein nächster Vorzug ist schon die Vorliebe für dergleichen Stoffe. Friedrich von Uechtritz hat in seinem Wohnorte Düsseldorf den mächtigen Gegensatz der beiden Hauptkirchen des Christenthums vor Augen; die Tragik der religiösen Entwickelung hat ihn stets am kräftigsten angezogen und die Denkungsart seiner Umgebung die Grundstimmung seines Gemüthes angelegt und bestärkt. Er lebt nahe dem orthodox-protestantischen Wupperthal, aber auch nahe dem römisch-katholischen Köln, und sein Düsseldorf ist eine Gränzscheide, confessionell ein Janus. So spricht denn der rechtgläubige Protestant mit künstlerischem Anfluge nicht bloß, sondern auch Herzenszuge aus Uechtritzen's Werken; die Kunst erhebt ihn über die Schranke der Sekte und läßt ihn, schier unbewußt, jene Katholicität aufsuchen, welche die Menschen verschiedenster Glaubensform unter Einem Sittengesetz wie unter Einer Gottheit vereinigt. Herr von Uechtritz ist ein religiöser Fortschrittsmann, vielleicht ohne es zu ahnen und zu wollen; genug, daß sein unparteiisches Herz es ist, welches ihn zur Erfassung und Darstellung kulturhistorischer Stoffe befähigt.

Die Idee des vorliegenden Romans stammt, wie er im Vorwort mittheilt, ursprünglich von Heinrich von Kleist und ist ihm einst durch Ludwig Robert, den Bruder Rahel's, als tragischer Stoff entwickelt worden. Aber das Gräßliche der blutigen Opferthat von Masada, welche den Römern in dieser jüdischen Festung nur halbverbrannte Leichen auslieferte, schreckte den feinfühlenden Dichter ab und ließ ihn seinen Gestaltungsdrang vorerst an einer früheren Epoche des Judenthums, an der Zerstörung Jerusalems durch Nebukadnezar, befriedigen. Später jedoch unterdrückte er die Bedenken; die gewaltige Kraft des tragischen Ausgangs riß ihn fort, hat ihm indeß die Nothwendigkeit mildernder Abtönung der Katastrophe nicht aus dem Gesichtskreis gerückt. So wählte er für seinen „Eleazar" die anspruchslose Form der Erzählung, und die poetische Wirkung, die er gewünscht hat, ist ihm gelungen.

Das Volk Israël schwebte im ersten Jahrhundert nach Christus in einer doppelten Gefahr. Das Schwert des weltbeherrschenden Römers, die neue Lehre des weltergreifenden Christenthums rüttelten beide mit Macht an den Pfosten des Tempels. Die Nation und ihr ehrwürdiger Gottesdienst, dem sie, sein Fleisch gewordenes Werkzeug, sich hingegeben, waren von zwei Seiten furchtbar bedroht: das völkerverzehrende Römerthum, das kosmopolitische Christenthum bedrängten gleicherweise, mit der gleichen Feindschaft fremdartigen Lebensprincips, die heilige Stätte des Gesetzes der Väter. Die antike Welt, deren Dasein die Heiligthümer von Volk und Stadt gesichert und abgegränzt hatten, erbebte in ihren Grundfesten. Rom zertrat die Völker, aber mit den Völkern waren auch die Religionen geschädigt, wenn auch der Sieger die Götter derselben nach Rom trug. Unter der Hülle des Friedens, welche das Reich der Cäsaren ausgebreitet hatte, tobte ein ungeheurer Kampf. Mit Israels Volk und Israels Glauben war ein Princip für die Ewigkeit, war der Monotheismus in Frage gestellt. Rings umher Tod allen Lebens, Knechtschaft, dumpfer Sinnengenuß, Vielgötterei, Aberglaube, Synoretismus. Und die Nachkommen jener Männer, zu denen der Eine und wahre Gott unter Donner und Blitz auf dem Sinai geredet: „Ich bin, der Herr, dein Gott; du sollst nicht andere Götter haben neben mir; du sollst dir kein Bild noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden, oder deß, das im Wasser unter der Erde ist, bete sie nicht an und diene ihnen nicht!" —: die Anbeter dieses Einen, geistigen Gottes duldeten auch die Schmach der Knechtschaft von dem übermüthigen Römervolke und beugten ihren Nacken unter das Joch heidnischer Fremdherrschaft. Wenn dies nicht jedes freie und edele Gemüth empörte, so gab es nichts Empörendes mehr auf Erden. Das Unrecht der römischen Gewalthaber schrie zum Himmel; keine Friedensbotschaften von dort konnten den Drang nach Freiheit, nach Selbständigkeit, nach den alten Sitten und Gewohnheiten, die Liebe zu dem alten Gesetze, die Verehrung des ererbten Gottesdienstes ertödten. Vergebens verwies des Menschen Sohn Jesus Christus auf die Seligkeit der Seelen im Jenseits. Noch hatte die römische Zwingherrschaft nicht so sehr den Stolz und den Muth des Volkes Gottes niedergeschmettert, daß es ohne Schwertstreich sich der Willkür seiner Dränger hätte ergeben sollen. Inmitten des sieghaften Stromes weltbürgerlicher Ideen, welche die Zeit hoch emportrieb, stand unerschütterlich die eherne Säule der altjüdischen Volksnatur, der Glaube an den Gott und an die Vorsehung dieses Volkes.

Wir Christen des 19. Jahrhunderts würdigen unbefangenen Sinnes die Größe und Hoheit solchen Kampfes. Er war ein Verzweiflungskampf mit allen Anzeichen dessen, den die Spanier von 1807 bis 1813 wider Frankreich gekämpft. Aber es war kein Kampf eines rohen blutgierigen Fanatismus. Freiheit oder Unfreiheit sind nicht gleichgiltig, so lange Gott die Idee am Leben erhält; die großen sittlichen Ideen, für welche die Menschheit leben und sterben wird, so lange sie Athem hat, kann keine Weltreligion entkräften wollen. Im Gegentheil, sie ist nur da, um ihnen eine höhere Weihe zu geben. Das Christenthum des neunzehnten Jahrhunderts kennt und ehrt Vaterlandsliebe; das Urchristenthum war unbedingt kosmopolitisch, es verwarf die Volkseigenheit und wir, die Protestanten, wir streben nach Nationalkirche! Ein Abgrund der Zeiten trennt unsere Lebenswürdigung von derjenigen des Urchristenthums. Mögen Quäker und Altlutheraner es leugnen: dieser Gegensatz bezeugt uns, daß auch die religiösen Ideen Fortgang haben.

Friedrich von Uechtritz hat dem unglücklichen Freiheitskampfe der Juden ein dichterisches Denkmal gesetzt. Wo steht er mit seinen Sympathieen? Man könnte behaupten, daß er seinen Stoff gar nicht gewählt haben würde, wenn seine Sympathieen dem Freiheitskampfe der Juden feindlich wären. Als Dichter mit seiner Kunst steht er auf Seiten des heldenmüthigen Widerstandes der Juden, denn die Kunst vertritt

*) Eleazar. Eine Erzählung aus der Zeit des großen jüdischen Krieges im ersten Jahrhundert nach Christo, von Friedrich v. Uechtritz. 3 Bände, Jena, Hermann Costenoble, 1867.

immer das Allgemein-Menschliche ohne Schranke der Glaubenspartei, die männliche Kraft und Entschiedenheit der Ueberzeugung, ja die Hartnäckigkeit, welche er bei den Juden wahrnimmt, flößt ihm nicht bloß Theilnahme, sondern Bewunderung ein. *Die Schüler Judas, des Gauloniten*, sind die Helden des alten Bundes, welche dem entnervenden Duldersinn eines geknechteten Zeitalters die Spitze bieten. Ist der wildgewaltige *Manahem* ein rauher Fanatiker, der starre Vertreter der starrsten Ausschließlichkeit, so ist sein Neffe *Eleazar* dagegen ein idealerer Charakter, eine tiefere und feiner angelegte Natur, die Gerechtigkeit zu üben versteht und für ihre Sache Ungewöhnliches vollbringen kann. Eleazar liebt eine Christin (Salome), aber seine Liebe macht ihn nicht zum Verräther an seinem Glauben und an der Freiheit seines Volks. Während er gegen den abtrünnigen Räuber Zadek die heiligen Geräthe der Christen vor Habgier und Entweihung rettet, läßt er die Ueberredungskraft seiner christlichen Freunde an der Festigkeit seiner nationalen Stellung scheitern. Herr von Uechtritz nennt das „Fanatismus". Es ist *kein anderer Fanatismus, als der der heutigen Candioten* zu Gunsten ihres *griechischen* Christenthums.

Wir sagten vorher: Friedrich von Uechtritz sei ein Fortschrittsmann. Er ist es sowohl *ungeachtet* als *vermöge* seiner Rechtgläubigkeit. Denn seine Opposition wider die Richtung seines eigenen Helden entspringt aus dem warmen Gefühl, daß Eleazar und das altgläubige Judenthum die politische wie die religiöse *Reaction* verkörperten. Es lag in den Siegen Roms und dem Aufschwung der Lehre Christi eine providentielle Nothwendigkeit, der das Recht der Nationalitäten und der bisherigen Glaubensformen zum Opfer fallen mußte. Das Christenthum war nicht etwa die schonende Reform der jüdischen Gebräuche, sondern eine totale *Revolution* im Felde des Glaubens, eine Revolution, welche sogar das höchste Einheitsprincip des jüdischen Cultus, dessen reinen Monotheismus, erschütterte. Wir lassen dahingestellt, inwiefern der geistreiche Verfasser hierbei die weitere Fortentwickelung der christlichen Messias-Idee anticipirt; richtig bleibt immerhin, daß die Urgemeinde der Christen schon im ersten Jahrhundert die Bahn betreten hatte, welche auf dem Nicenischen Concil ihren Abschluß fand. Der Kern des mosaischen Gottesbegriffs war durch den neuen Messias angetastet, an diesem Gottesbegriff hing aber Sein oder Nichtsein eines ganz von seinem Cultus bestimmten Volkes. Nichtsdestoweniger wandte sich die Schneide des Widerstandes vorerst gegen *Rom*. Die Christengemeinde, so hingebend und eifrig ihr Glaube war, bildete noch ein *kleines* Häuflein; sie war im Grunde blos die *Judensecte der Christen* und so faßt sie Herr von Uechtritz für das erste Jahrhundert auf. Auch die stete Mahnung an *innere* Befreiung der Seele war kein Mittel, den Juden diese Cultusgemeinschaft als ihren nächsten und gefährlichsten Feind darzustellen. Man ließ die Christen mit dem himmlischen Jenseits sich in Ruhe beschäftigen und wandte sich selbst der Befreiung des irdischen Vaterlandes zu. Doch der Volksinstinkt erkennt genau seinen mächtigsten Gegner. Jener Fanatismus, der in einzelnen Frevelthaten hervorbrach, war der dunkelen Ahnung einer auch *religiösen* Katastrophe entstammt. Das erklärt die wilde Verzweiflung, die sich der Führer angesichts der feindlichen Fortschritte bemächtigt; man sieht *vor* sich, *hinter* und *neben* sich den Feind, und in solcher verhängnißvollen Lage beschließt man, den Untergang des Vaterlandes, die Schändung der Heiligthümer, den Sturz der Altäre Jehovah's nicht zu erleben. Aus dieser Seelenstimmung floß der freiwillige Tod der Vertheidiger des Bollwerks Masada, der hundertfache Selbstmord einer dem Verderben geweihten Kämpferschaar. Mit grausenhafter Plastik hat Uechtritz dieses Ende Eleazar's und seiner Dolchmänner geschildert.

In künstlerischer Hinsicht leidet das Werk an einem Fehler: an Längen! Die gründlichen Studien, welche der Autor in der Geschichte Juda's und Rom's gemacht hat, haben ihn stellenweise etwas zu tief in das Detail der Zustände hineingeführt, was eine epische Breite bewirkt, die den deutschen Romantikern immer noch eigen. Jede Welt- und Lebens-Auffassung empfängt Maßstab und Urtheil schon von ihrer Darstellungsform. Herr von Uechtritz, ein Bürger der Zeit Friedrich Wilhelm's IV., läßt sich von den Wogen eines ästhetischen Christenthums gern einmal auf das hohe Meer der Sage und der Empfindung treiben; möge er, der hohen Aufgaben der Gegenwart eingedenk, mit *ganzem* Herzen einkehren in den Hafen mannhafter, vaterländisch begeisterter Wirklichkeit!

Trauttwein von Belle.

Frankreich.

Der letzte Band von Guizot's Memoiren.*)

Die parlamentarische Regierung und die auswärtige Politik der Orleanisten.

Der vorliegende achte Band umfaßt die letzte Periode der Regierung Louis Philipp's, die Zeit des Ministeriums Guizot, vom 29. October 1840 bis zum 23. Februar 1848. Das einleitende Kapitel trägt die Ueberschrift: Le gouvernement parlementaire, und giebt eine allgemeine Rechtfertigung der Politik Guizot's. Das Wesen der parlamentarischen Regierung beruht ihm auf der Annahme, daß sich in der Kämpfe der conservativen und liberalen Parteien entscheidenden Kammer-Majorität der wahre Volkswille ausspreche, und daß sich daher die Regierung mit der jedesmaligen Majorität in Uebereinstimmung zu setzen habe. In England entstanden die beiden Parteien der Whigs und Torys im 17. Jahrhundert, mitten in den Krisen der politischen Freiheit. Sie wurden wechselweise berufen, die Geschicke ihres Vaterlandes zu bestimmen, und wie sehr auch beide Parteien heute ihre Grundsätze modificirt haben, so erscheinen sie doch noch immer als die Träger des liberalen und conservativen Princips. Aehnliche Verhältnisse bieten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die heutigen Parteien der Föderalisten und Demokraten, die sich vor dreiviertel Jahrhunderten unter den Namen Washington's und Jefferson's gebildet haben. In Frankreich traten diese Parteien erst im Jahre 1814 auf den Schauplatz. Sie organisirten und entwickelten sich während der Restauration, obgleich immer gehemmt und oft entartet durch das revolutionäre Element, das die Lüge und die Verwirrung in die constitutionellen Kämpfe brachte. Die Revolution von 1830 gab den politischen Parteien einen größeren Spielraum und der Regierung mehr Freiheit, ließ aber die Gefahren und Verlegenheiten der revolutionären Bestrebungen fortbestehen.

Das Ministerium vom 29. October 1840 erkannte es als

*) Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Par M. Guizot. Tome huitième. Paris, Michel Lévy frères. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1867.

Hauptaufgabe, sich in den Kammern die Majorität zu verschaffen und zu erhalten und zwischen dem Könige und dieser Majorität eine wahre und dauernde Uebereinstimmung herzustellen. Es gelang ihm so gut, daß die Opposition die Minister der Corruption der Wähler und der Gewählten beschuldigte, eine Anklage, von der natürlich die Majorität der Deputirten-Kammer nach langen und heftigen Debatten das Ministerium freisprach. Bedeutender noch war die Beschuldigung der allgemeinen moralischen Corruption, die sich, besonders in den höheren Schichten der Gesellschaft, durch bedenkliche Symptome kundthat. Skandalöse Prozesse, gewaltsame Todesfälle, namentlich der Mord der Herzogin von Praslin, regten das Volk auf, und die Opposition machte dafür die Regierung verantwortlich. Nach einer schönen Rede Guizot's sprach die Pairs-Kammer das Ministerium von aller Schuld frei. „Täglich wurde die Einigkeit der conservativen Partei und des Kabinets inniger, und es entwickelte sich zwischen der Krone und den Kammern jene gemeinsame harmonische Thätigkeit, die die Stärke der ausübenden Macht und das Pfand des wirksamen Einflusses der Freiheit auf die Regierung ist." Aus dieser Einigkeit entstand dem Ministerium der Vorwurf, daß, gegen den constitutionellen Grundsatz: le roi règne et ne gouverne pas, der König die eigentliche Triebfeder der Politik und die Regierung nur das Werkzeug sei, seinen Willen unter constitutionellen Formen geltend zu machen. „Es herrschte, fagt dagegen Guizot, eine Uebereinstimmung zwischen dem Könige und uns, nicht weil wir aus Gefälligkeit dem Könige nachgaben, sondern weil wir Beide dieselbe Politik befolgten. Niemand war liberaler, Niemand mehr durchdrungen von dem Geiste der Zeit in allen Fragen der Billigkeit und der Humanität, als der König. Kein Fürst hat jemals aufrichtiger das Prinzip des gegenseitigen Kontrakts zwischen König und Volk angenommen und hat sich aus Gewissenhaftigkeit wie aus Klugheit fester durch seinen Eid gebunden gefühlt, als er. Oft, wenn das Kabinet anderer Meinung war, mochte es seinen Wünschen entgegentreten, oder etwas verlangen, was ihm mißfiel, gab er, wie schwer es ihm auch werden mochte, den Bitten oder Vorstellungen seiner Räthe nach. Zum Theil war der König selbst schuld an dem Vorurtheile. Er war so tief überzeugt von der Weisheit seiner Politik und der Wichtigkeit seines Erfolges für das Wohl des Staates, daß er, eifersüchtig auf jeden Anderen, dem man das Verdienst zuschrieb, sich nicht enthalten konnte, laut seinen Theil in Anspruch zu nehmen. Dieser so natürliche Ehrgeiz und die geistreiche und lebhafte Art seiner Unterhaltung ließen glauben, daß er sich beständig in die Staatsgeschäfte menge und sein Uebergewicht geltend mache, obgleich ihm nichts ferner lag, als die absichtliche Verletzung des constitutionellen Gebots. Sein Schwiegersohn, der König Leopold von Belgien, weit vorsichtiger und zurückhaltender in seinem Benehmen und seinen Aeußerungen, hat gewiß auf die auswärtigen und inneren Angelegenheiten Belgiens mehr persönlichen Einfluß geübt, als Louis Philipp in Frankreich; aber jener vermied sorgfältig jeden Schein, während dieser beständig von der Furcht eingenommen war, daß man seinen Absichten und Bemühungen zu wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen könnte. Dabei gab es keinen bescheideneren und von eitler Anmaßung freieren Mann, als Louis Philipp. Die Geschichte bietet wenige Beispiele von Königen, denen Eitelkeit und Charlatanerie so fern gewesen, wie ihm."

Jeder Unbefangene wird dem Könige, dem Ministerium und der Kammer-Majorität das Zeugniß geben, daß sie aufrichtig das Wohl des Staates wollten, und daß sie es mit der politischen Freiheit ehrlich meinten. Wenn dennoch die parlamentarische Regierung Frankreich nicht vor der Revolution und den Thron vor dem Sturze zu bewahren vermochte, so kam es daher, weil sie auf der doctrinären Fiction beruhte, daß die Kammer-Majorität immer der wahre Ausdruck des Volkswillens sei, und weil das Ministerium, das conservativ und liberal zugleich sein wollte, sich vergebens abmühte, die richtige Mitte zwischen den conservativen und liberalen Interessen zu finden. Guizot's Politik ist aus den sorgfältigsten Studien des englischen und amerikanischen Verfassungslebens hervorgegangen. Hieraus hat er sich seine Theorie gebildet, die er in der Praxis zu verwerthen suchte. Das französische Volk war ihm das Material, woran er seine politischen Ideen verwirklichen zu können glaubte. Daß das französische Volk anders geartet sei, als das englische und amerikanische, das hat er zu wenig beachtet. Es ist nicht Zufall, daß die romanischen Völker eines starken persönlichen Regiments bedürfen, während die germanischen mehr durch die Achtung vor dem Herkommen und dem geschriebenen Wort, dem Gesetze und der Verfassung, als durch persönliche Autorität zu leiten sind. Hierin lag der Grund, daß die Reformation unter den germanischen Völkern Platz griff, während die romanischen an dem persönlichen Oberhaupte der Kirche, an dem Papst in Rom, festhielten; daß es einem Ludwig XI., Ludwig XIII. und Ludwig XIV. gelang, Frankreich dem Willen eines Einzigen zu unterwerfen, während selbst die mächtigsten und begabtesten deutschen Kaiser nicht im Stande waren, Deutschland zu centralisiren; daß endlich nach den Revolutionen von 1789 und 1848 in Frankreich der Cäsarismus als eine Rettung erschien, während in England die Revolutionen von 1649 und 1688 nur dazu beitrugen, die Volksfreiheit zu stärken und zu befestigen. Die Bourbonen hatten nach der Restauration den Willen, aber nicht die Kraft, die persönliche Herrschaft wieder herzustellen, darum fielen sie 1830, und Louis Philipp's Sturz war die Folge des Wahns, die Franzosen durch die bloße Autorität einer geschriebenen Verfassung leiten zu können. Was Guizot an Louis Philipp rühmt, daß er frei von Eitelkeit und Charlatanerie gewesen, gereicht dem Charakter des Mannes zum Lobe, war aber für einen französischen König ein Fehler. Ludwig XIV., Napoleon I. und Napoleon III. haben die Franzosen besser erkannt und ihre schwache Seite zu ihrem Vortheile zu benutzen verstanden. Die Franzosen wollen Erfolge, die ihrem Nationalstolze schmeicheln; sie ziehen den äußeren Glanz einem stillen, soliden Glücke vor, das nur wenige Bewunderer und Neider hat. Diesem Hange des französischen Volkes hätte die Regierung mehr Rechnung tragen, sie hätte ihn klug benutzen sollen zu ihrer eigenen Befestigung und im Interesse des Staates selbst. Statt dessen verfolgte sie eine Politik, die sich nur durch parlamentarische Reden und diplomatische Noten bemerkbar machte und daher weder das Volk befriedigte, noch dem Auslande imponirte.

Das nächste Kapitel führt die Ueberschrift: Les mariages Espagnoles (1842—1847). Das englische und französische Kabinet wetteiferten in dieser Angelegenheit, ihren Einfluß auf den spanischen Hof zur Geltung zu bringen. Nach langen diplomatischen Kämpfen trug das französische Kabinet den Sieg davon. Die junge Königin Isabella heiratete ihren Vetter, den Herzog von Cadix, und ihre Schwester, die Infantin Fernanda, den jüngsten Sohn Louis Philipp's, den Herzog von Montpensier. Die Franzosen sahen in diesem Siege einen Erfolg, der weniger Frankreich, als dem Hause Orleans zu Gute käme, und bedauerten mit Recht, daß durch den Konflikt das freundschaftliche Verhältniß zwischen Frankreich und England, wenn auch nicht ge-

löst, doch gelockert worden sei. Guizot selbst gesteht bei dieser Gelegenheit, daß sich die Politiker ebenso oft über die Uebel, die sie fürchten, wie über die Vortheile, die sie sich versprechen, täuschen. Die Heirat des französischen Prinzen mit der spanischen Prinzessin hat weder auf das Geschick Frankreichs, noch Spaniens, einen Einfluß geübt, und der einzige Nutzen, den die Familie Orleans daraus zog, war der, daß die von dem Sturme der Revolution vertriebenen Prinzen in Spanien Sympathie und Aufnahme fanden.

Der folgende Abschnitt handelt von Italien und dem Papste Pius IX. in den Jahren 1846—1848. Die Reformen, die der Papst bei Antritt seines Pontifikats vornahm, fanden die Billigung und die Unterstützung der französischen Regierung. Guizot scheint von Anfang an die Bewegung in Italien unterschätzt zu haben. Daß es den Italiänern nicht um einzelne Reformen in der Verwaltung, sondern um die Befreiung Italiens vom Joche Oesterreichs und um die Bildung eines Einheitsstaates zu thun sei, erkannte er wohl, aber er glaubte, dem Volkswillen Halt gebieten zu können, wenn er erklärte, daß Frankreich das Bestehende zu erhalten entschlossen sei. Er schrieb unter dem 7. Mai 1847 an den französischen Gesandten in Rom, den Grafen Rossi: „Sagen Sie es rund heraus und überall, wo es noth thut, was wir im Inneren und Aeußeren, in Italien und anderswo sind: entschiedene Conservative! Das ist die erste und natürliche Pflicht aller Regierungen. Wir sind um so entschiedenere Conservative, als wir, nach einer Reihe von Revolutionen an's Ruder gekommen, den Beruf fühlen, bei uns die Ordnung, die Dauer und die Achtung der Gesetze, der Staatsgewalten, der Prinzipien, der Traditionen und alles dessen, was den Bestand des Staates und der Gesellschaft sichert, aufrecht zu erhalten. Aber wir sind nicht bloß entschiedene, sondern zugleich auch verständige und intelligente Conservative; wir glauben, daß es selbst für die conservativste Regierung eine Nothwendigkeit und eine Pflicht sei, die Aenderungen, die die sozialen Bedürfnisse, hervorgegangen aus einem neuen Zustande der Dinge und der Geister, verlangen, zu erkennen und ungesäumt zu erfüllen, damit nicht zwischen dem Volke und seiner Regierung und im Schooße der Gesellschaft selbst zuerst ein tiefes Unbehagen, dann ein beständiger Kampf und früher oder später eine gefährliche Explosion erfolge." — Es war noch nicht ein Jahr verflossen, seitdem Guizot der Welt diese Erklärung abgegeben hatte, so war der Papst genöthigt worden, aus Rom zu flüchten, und die französische Regierung hatte trotz ihres entschiedenen und intelligenten Conservatismus nicht vermocht, sich selbst zu conserviren. Mit solchen Phrasen war die italiänische Frage nicht aus der Welt zu schaffen. Entweder mußte die französische Regierung im Bunde mit Oesterreich die Bewegung in Italien mit Gewalt unterdrücken und, die Larve des Liberalismus abwerfend, zugleich auch in Frankreich die ihr feindlichen Elemente mit eiserner Faust niederhalten, oder sie mußte ihren Conservatismus aufgeben und, wie später Napoleon, die Sache der Italiäner selbst in die Hand nehmen, wodurch sie sich die Sympathie der Liberalen in Frankreich, wie in dem übrigen Europa, erworben hätte und der Revolution von 1848 entgangen wäre. Aber dazu war Guizot der Mann nicht, wie er selbst gesteht: „Ich weiß, daß Männer von ausgezeichneten Geistesgaben und reiner Gesinnung in der patriotischen Hoffnung, ein großes Ziel zu erreichen und ein edles Gut zu erlangen, sich in die Stürme und das Dunkel der Revolutionen gestürzt haben und ferner noch stürzen werden. Ich begreife und achte sie, wenn sie uneigennützig handeln, aber loben und bewundern kann ich sie nicht. Was mich betrifft, so war ich, je mehr ich in meiner politischen Laufbahn vorschritt und in das Geschick des Volkes eingriff, desto mehr entschlossen, mein Gewissen nicht mit der Verantwortlichkeit und meinen Namen mit dem Andenken der zahllosen, nicht vorherzusehenden Uebel, Verbrechen, Fehler, Leiden und Thorheiten zu belasten, welche die revolutionären Aufstände und Kriege der gegenwärtigen Generation, wie oft noch mehreren folgenden, zuziehen." Guizot vergißt, daß die Geschichte nicht bloß die aktiven Urheber der Revolutionen, sondern auch die passiven, die durch Unterlassungsfehler schuld sind, daß das Feuer ausbricht und um sich greift, zur Verantwortung zieht. Jenen rechnet sie nicht bloß die schlimmen, sondern auch die guten Folgen der Revolution an, während Diesen nur die schlimmen zur Last fallen.

Daß die italiänische Revolution ihre guten Folgen hatte, indem sie die Fremdherrschaft für immer vernichtet und Italien zur Einheit und Selbständigkeit verholfen hat, gesteht Guizot selbst zu; nur bedauert er, daß Italien nicht durch eigene Kraft frei geworden. In der That wäre es für Italien besser gewesen, wenn es sich allein die Freiheit verdankt hätte; allein daß es bei der Alternative, die ihm nur offen stand: entweder ewig geknechtet zu bleiben, oder mit fremder Hilfe frei zu werden, sich für das Letztere entschloß, kann ihm ebenso wenig zum Vorwurf gereichen, wie einst den Nordamerikanern, als sie Frankreichs Hilfe in Anspruch nahmen, um Englands Joch abzuschütteln. Frankreich hat zu dem alten Ruhme, Amerika zur Unabhängigkeit verholfen zu haben, noch den neuen der Befreiung Italiens hinzugefügt; nur hat Napoleon den Franzosen das Verdienst dadurch geschmälert, daß er sich die Hilfe durch Savoyen und Nizza bezahlen ließ.

Guizot beklagt es ferner, daß Italien alte, ehrwürdige Rechte und Interessen zu wenig achte. „Die gewaltthätigen Streiche, sagt er, die es gegen das Papstthum und die katholische Kirche führt, werfen einen dunkeln Schatten und eine ungeheuere Gefahr über seine Zukunft." Der Papst hat bekanntlich keinen treueren Anwalt, als den Protestanten Guizot. Dieser will das alte, ehrwürdige Recht des Papstes geachtet wissen; allein noch älter und ehrwürdiger ist das Recht der Völker auf eine gute Regierung. Kein Vernünftiger wird es den Römern verargen, daß sie nicht der jämmerlichen Pfaffenherrschaft zu Liebe die Vereinigung mit dem übrigen Italien und die Vortheile einer freien Regierung opfern wollen. Die Italiäner haben von jeher die weltliche Herrschaft des Papstes als den Grund der Trennung Italiens und der Einmischung der Fremden in die italiänischen Angelegenheiten erkannt, und nicht mit ihrem Willen, sondern durch die Politik der fremden Mächte ist der Papst im Jahre 1815 wieder in den Besitz des Kirchenstaates gekommen. Ist aber der Kirchenstaat ein unantastbares Kirchengut: warum haben die allerchristlichsten Könige von Frankreich nach ihrer Restauration dem Papste Avignon nicht wieder herausgegeben?

Nicht glücklicher war die Politik Guizot's in den Streitigkeiten der Schweiz während der Jahre 1846—1843, wovon in dem nächsten Kapitel die Rede ist. Die Aufhebung der Klöster in dem Kanton Aargau, die revidirte Konstitution des Kantons Wallis, die den Artikel aufnahm: „Die katholische Kirche darf allein einen Kultus haben; der protestantische Kultus wird selbst im geschlossenen Zimmer nicht geduldet", endlich die Berufung der Jesuiten nach Luzern gaben die Veranlassung zu den Kämpfen der liberalen und der katholischen Partei. Die sieben katholischen Kantone traten zu einem Sonderbunde zusammen, und der Bürgerkrieg war unvermeidlich. Guizot glaubte durch warnende

Noten an die Tagesatzung die Gefahr entfernen zu können. Oesterreich drohte mit der Intervention, die Guizot nur dadurch aufhielt, daß er erklärte, er werde gleichzeitig ein französisches Heer in die Schweiz einrücken lassen. Während der diplomatischen Unterhandlungen brach der Bürgerkrieg wirklich aus. Die Liberalen errangen leicht den Sieg über die Sonderbündler; nur Luzern widerstand längere Zeit. Guizot drängte die Großmächte, gleichzeitig durch identische Noten die Tagesatzung zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Palmerston zögerte mit seiner Zustimmung, und als er sie endlich gab, ließ Mr. Peel, der älteste Sohn Robert Peel's und damaliger Geschäftsträger Englands in der Schweiz, die Tagesatzung davon in Kenntniß setzen und rieth, den Angriff auf Luzern zu beeilen. Luzern fiel, bevor noch die identischen Noten eintrafen, die jetzt ohne Bedeutung waren, da nach dem Falle von Luzern die Sonderbündler sich unterworfen hatten. Guizot war von Palmerston dupirt worden, und während die Engländer den wohlfeilen Ruhm davontrugen, der Sache der Liberalen in der Schweiz zum Siege verholfen zu haben, hatte Frankreich, das für den Sonderbund Partei genommen, mit der Niederlage der Jesuitenpartei selber eine moralische Niederlage erlitten, die nicht wenig dazu beitrug, die französische Regierung in den Augen aller Liberalen Frankreichs und des Auslandes zu diskreditiren. Guizot gesteht selbst, daß er in der Schweizer Angelegenheit zwei Fehler begangen habe, deren einer auf seine eigene, der andere auf eines Anderen Rechnung komme. „Ich habe mich, sagt er, über die Befähigung des Herrn von Boislecomte, unseres Gesandten in der Schweiz, getäuscht. Er war ein erfahrener und pflichtgetreuer Mann, aber als frommer Katholik zu sehr eingenommen für die katholische Partei und zu sehr geneigt, ihren Sieg zu hoffen. Fortgerissen von seinem Glauben und seinem Wunsche, täuschte er sich über die relative Stärke beider Parteien und rechnete allzusehr auf die moralische Energie und die materielle Macht der katholischen Kantone und verführte uns zu demselben Irrthum. Unsere Politik beruhte auf der doppelten Idee, daß in rechtlicher Beziehung die Sache des Sonderbundes die gute sei, und daß der Widerstand desselben ein kräftiger und langer sein werde. Wir hatten Recht, was das Erstere betrifft: der Bundesvertrag, die Unabhängigkeit der Kantone in ihrer inneren Regierung, die Freiheit der religiösen Association, die Freiheit des Unterrichtes, die Achtung und die Garantie, welche die Majorität der Minorität schuldig ist, alle Prinzipien einer freien Regierung und der europäischen Ordnung waren auf der Seite des Sonderbundes und wir verliehen ihm laut unsere moralische Unterstützung; aber wir betrachteten die materielle Intervention zu seinen Gunsten als die letzte, mißliche Maßregel, zu der wir erst greifen wollten, wenn nach der Meinung Europa's und dem Gefühle der Schweiz die Uebel des Bürgerkrieges und der Anarchie sie nothwendig gemacht haben würden. Zu dieser äußersten Maßregel kam es nicht; die Kürze des Kampfes und die Leichtigkeit des Sieges zeigten, daß unsere Befürchtungen übertrieben waren, und machten das Uebel weniger groß, als wir erwartet hatten. Wenn wir die Thatsachen besser gekannt und die Chancen richtiger vorausgesehen hätten, so würden wir zwar dieselbe Sprache geführt und dieselben Rathschläge ertheilt haben, aber wir hätten dann die Stellung eines weniger unruhigen und mehr abwartenden Zuschauers eingenommen."

Der nächste Abschnitt handelt von den politischen Reformen und dem Sturze des Ministeriums Guizot. Der Politik Guizot's lag die Absicht zu Grunde, das Zeitalter der Revolutionen in Frankreich zu schließen durch die Gründung einer freien Regierung, wie sie Frankreich im Jahre 1789 als die Folge und die Garantie der sozialen Revolution gehofft hatte. Guizot wollte im Aeußeren die Erhaltung des Friedens und im Inneren die constitutionelle Monarchie, deren Hauptstütze er in den mittleren Klassen als den besten Organen und treuesten Hütern der Prinzipien von 1789 sah. Indem er so seine Politik an die Ideen der constituirenden Versammlung von 1789 wieder anknüpfte, beging er den Fehler, den politischen Entwickelungsgang, den Frankreich bereits durchgemacht hatte, wieder von vorn anzufangen. Die nothwendige Folge war, daß die Ereignisse sich genau so wiederholten, nur im rascheren Verlaufe, wie in der ersten Revolution: auf das constitutionelle Königthum folgte wieder die Republik und auf diese wieder das Kaiserthum. Die Menschheit war auf allen Gebieten des geistigen und materiellen Lebens fortgeschritten; es machten sich neue Forderungen, deren Befriedigung man von der Regierung erwartete, geltend; jeder berechtigte Theil der staatlichen Gesellschaft verlangte Raum zu seiner freien Entwickelung. Dem dritten Stande hatte die erste Revolution seine Ansprüche erfüllt; jetzt trat der vierte Stand mit den seinigen hervor. Das Juli-Königthum hatte von Anfang an eine feindliche Stellung zu diesem Theile der Gesellschaft eingenommen. Es kündigte sich als das Bürger-Königthum an, als die Regierung, welche es sich zur Aufgabe machte, die besitzende Bourgeoisie vor den Revolutionen, welche aus den unteren Schichten hervorzugehen pflegten, zu schützen. Die Regierung stand daher gegen die besitzlosen Klassen auf beständigem Kriegsfuße. Man sah in ihnen den Pöbel, den man im Interesse der bevorzugten Klassen niederhalten müsse, und fürchtete daher, sie an den politischen Rechten der höheren Stände Theil nehmen zu lassen. Die Folge war, daß diese Proletarier leicht und gern den lockenden Vorspiegelungen von Sozialisten und Kommunisten Gehör schenkten und so gerade die Revolution hervorriefen, welche die Regierung vermeiden wollte.

Schon kurz nach der Gründung des Juli-Königthumes äußerte sich das Verlangen nach zwei Reformen: in der Deputirten-Kammer die Zahl der Beamten zu vermindern und im Lande die Zahl der Wähler zu vermehren. Der letzteren Forderung kam man durch das Gesetz vom 19. April 1831 nur unvollkommen nach, indem man den Wahlcensus von 300 auf 200 Fr. herabsetzte. Immer heftiger wurde das Verlangen nach diesen Reformen in den Jahren 1841—1847. Die Opposition drang auf das allgemeine Wahlrecht als die einzige legitime Basis einer wahren Volksvertretung, und Garnier-Pagès sprach in der Sitzung vom 26. März 1847 das prophetische Wort aus: Son jour viendra. „Das hieß, meint Guizot, die Republik in Aussicht stellen und, um zu ihr zu gelangen, die Revolution." Die Majorität der Abgeordneten-Kammer verwarf jeden Reform-Antrag und die Opposition trug den Kampf in Regionen, woher sie die Macht, die ihr in der Kammer fehlte, zu gewinnen hoffte. Sie rief die äußere Agitation zu Hilfe; die Frage ward von der parlamentarischen Arena auf das Feld der Volksleidenschaften hinübergetragen. Den Debatten auf der Tribüne folgten die Banquets und die Banquets waren die Veranlassung des Sturzes des Ministeriums, am 23. Februar, und des Ausbruches der Revolution, am 24. Februar 1848.

Das Beispiel Napoleons III. wird hoffentlich Herrn Guizot belehrt haben, daß einem klugen Kopfe das so gefürchtete allgemeine Stimmrecht zu einem ganz ebenso gefügigen Werkzeuge werden kann, wie eine Kammer-Majorität, die aus einem Wahlcensus hervorgegangen ist. Die politischen Formen sind über-

haupt in den Händen eines gewandten Staatsmannes sehr biegsam und passen sich allen seinen Tendenzen leicht an. Es war daher ein Fehler, wenn Guizot in doctrinärer Befangenheit sich Reformen, die das Volk wünschte, hartnäckig widersetzte. Dabei erkennt er selbst die Berechtigung jeder Volksklasse auf politische Freiheit an. „Die politische Freiheit, sagt er, ist ebenso nothwendig den Kleinen, wie den Großen, den Armen, wie den Reichen, den Handwerkern, wie den Bürgern; ohne politische Freiheit fehlt auch der bürgerlichen Freiheit die Sicherheit und die Würde." Warum er trotzdem sich den Reformen, durch die die politische Freiheit allgemeiner werden sollte, widersetzt habe, dafür hat er folgenden Grund: „Wenn es sich darum handelt, den Wünschen des Volkes gerecht zu werden, giebt es eine Gefahr und ein Unrecht, die verständige und ehrenwerthe Männer sorgfältig vermeiden müssen; ich meine das Unrecht und die Gefahr, mehr zu versprechen, als man halten, und mehr zu sagen, als man thun kann. Diese Art von Charlatanerie war mir immer im höchsten Grade zuwider; sie wendet sich bald zum Schaden der Macht um, die sich deren bedient, nnd des Volkes, das darauf baut." Der Erfolg hat bewiesen, daß gar nichts versprechen und gar nichts thun aus Furcht, zu viel zu versprechen und zu viel zu thun, sich nicht minder zum Schaden der Macht und des Volkes umwendet.

Das letzte Kapitel trägt die Ueberschrift Résumé und giebt eine übersichtliche Zusammenstellung alles dessen, was das Juli-Königthum von seinem Anfange bis zu seinem Ende für Frankreichs Ansehen und Wohlfahrt gethan hat. Man kann im Allgemeinen Guizot zustimmen, wenn er sagt: „Die politische und bürgerliche, die moralische und materielle Ordnung, das Recht der öffentlichen Freiheit und Sicherheit, der Fortschritt des Gedeihens und des Wohlbefindens aller Klassen der Nation sind für die Regierung von 1830 der Gegenstand einer treuen und unausgesetzten Thätigkeit gewesen. Sie hat ihre Mission begriffen und ihr Ziel verfolgt auf eine ernste und einfache Weise, ohne Charlatanerie und ohne phantastische Hoffnungen, und das Gute ihres Wirkens hat das Unglück ihres Sturzes überlebt. Sie hat wesentlich den Charakter einer legalen und freien Verwaltung getragen und die Resultate derselben immer mehr und mehr erreicht. Das war ihr Bestreben nnd das wird ihr Ruhm bleiben." Kein Unparteiischer wird das Verdienst des Königs und seiner Rathgeber schmälern wollen; allein die Juli-Dynastie fiel nicht für das, was sie gethan, sondern für das, was sie nicht gethan hat. E. M.

Schweiz.

G. Farels „Summaire" in seiner Urgestalt.*)

Unter den zahlreichen Originalwerken zur Geschichte der französisch-schweizerischen Reformation, welche in den letzten Jahren von der J. G. Fick'schen Offizin in Genf, auch typographisch im Styl des 16. Jahrhunderts ausgestattet, herausgegeben wurden, nimmt jedenfalls der kürzlich erschienene, von Professor J. G. Baum in Straßburg besorgte und eingeleitete Wiederabdruck des Originaltextes des Farel'schen „Sommaire et briefue declaration daucuns lieux fort necessaires a ung chascun Chrestien etc." eine der bedeutendsten Stellen ein. Dieses „Summaire" bildet die erste Zusammenstellung der Hauptpunkte der christlichen Lehre nach reformatorischen Grundsätzen in französischer Sprache, ja, die Loci communes des Melanchthon ausgenommen, geht es sogar allen andern derartigen Handbüchern der reformatorischen Glaubenslehre und Moral, dem großen und kleinen Katechismus Luther's, der Institutio Calvins und dem Werk de vera et falsa religione Zwingli's um Jahre voraus. Die Abfassung und erste Ausgabe dieses Werkchens fällt, wie aus unzweifelhaften Gründen festgestellt werden kann, in die Zeit des Aufenthalts Farel's zu Mömpelgard bei dem vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg, in die Jahre 1524 oder 1525. Diese editio princeps scheint vollständig verloren gegangen, und man kannte nur eine Ausgabe von 1552 (auf der St. Galler Bibliothek), welche aber eine Umarbeitung des ursprünglichen Texts giebt.*) Da wurde Prof. Baum durch den Ober-Bibliothekar Horner zu Zürich auf ein auf der dortigen Bibliothek befindliches Exemplar einer Ausgabe von 1534, wahrscheinlich ein unicum, aufmerksam gemacht, und fand in diesem den vollständigen Text der ersten Ausgabe. Dieser Text zeigt uns den echten, ursprünglichen Farel und giebt uns sein einfaches, evangelisches, praktisches Christenthum, wie er es verstand und lehrte, ehe er selbst von dem theologischen und dialektischen Geiste seines um so viel jüngeren Freundes Calvin beherrscht wurde, und von jener Augustinischen Scholastik, „welche nur zu bald die belebende Klarheit der ersten Stunden der großen Tage der Reformation verdunkeln sollten", wie sich der Hr. Herausgeber sich in der Einleitung ausdrückt, wo er das Verhältniß dieses ersten Textes zu der Ausgabe von 1552 mit vieler Gründlichkeit behandelt. Wir erhalten durch die Verschiedenheit dieser beiden Ausgaben einen merkwürdigen Einblick nicht nur in die innere Entwickelungsgeschichte Farel's, sondern der französischen Reformation überhaupt.

Ueber dieses Verhältniß giebt ein Anhang zu der Ausgabe von 1552 nnter dem Titel „Epistre aux lecteurs fidèles" interessante Aufschlüsse. Farel erzählt in dieser „Epistre", er sei vor dreizehn oder vierzehn Jahren von Oekolampad auf die Aufforderung einiger „guten Leute" ermahnt worden, in der Volkssprache zu schreiben, um denen, die nicht Latein, sondern nur Französisch verständen, eine bessere Kenntniß von Jesus und seiner Lehre, wie man sie in der heiligen Schrift finde, zu geben, und sie aus ihren groben Irrthümern zu reißen, allein er habe in Anbetracht seiner Unbedeutendheit (en regardant ma petitesse), und da Gott in seiner Gnade größere Männer gesandt habe, sich nicht dazu entschließen können, bis ihn auch der „Fürst, der Kenntniß vom Evangelium gehabt habe" (der Herzog Ulrich von Württemberg ist gemeint), und das Volk dazu aufgefordert hätten. Dieses Werkchen hatte durch die Einfachheit und Volksthümlichkeit seiner Sprache und die evangelische Frömmigkeit seines Inhalts einen ungeheuern Erfolg; die Freunde der Reformation legten ihm fast den Werth eines symbolischen Buchs bei; es wurde häufig, selbst ohne Vorwissen des Verfassers (Epistre, S. 223), nachgedruckt. Dann aber klagt Farel, man treibe mit seinem zur Belehrung des Volks in einfachster Form geschriebenen Buch großen Mißbrauch; die Einen machten aus dem, was er nicht gesagt habe, eine Anklage der Ketzerei gegen ihn; die

*) Le sommaire de Guillaume Farel réimprimé d'après l'édition de l'an 1534 et précédé d'une introduction par J. G. Baum, Professeur en Théologie à Strassbourg.

*) Diese bibliographische Seltenheit fehlt sonderbarer Weise in dem trefflichen Trésor de livres rares etc. von Gräße.

Anderen versuchten aus seinen Sätzen, indem sie dieselben „à leur façon" erklärten, einen „Schild ihres Libertinismus" zu machen. In Betreff der ihm vorgeworfenen Ketzerei fügt Farel noch hinzu, er habe von dem Wesen Gottes und der Göttlichkeit so einfach als möglich sprechen wollen, „ohne den Leser zur Betrachtung Gottes in seiner nackten Wesenheit, welche allen unbegreiflich ist, führen zu wollen." Namentlich habe er sich, „um den Geist der Einfältigen nicht zu sehr zu beladen", gehütet, von dem hohen Mysterium der Dreieinigkeit" zu sprechen, sondern hauptsächlich von Gott, wie er sich uns offenbart hat in seiner großen Güte, und von dem Opfertode seines Sohnes, sowie von der Wirkung des heiligen Geistes in unseren Herzen, „damit die Einfältigen, wenn sie dieses vernehmen, ohne für den Anfang mehr bedrängt (pressés) zu werden, nach und nach weiter fortschreiten können." Dann wendet er sich noch direct gegen die Wiedertäufer und Libertiner, welche sich auf sein Buch aus Mißverständniß zu stützen versuchen, und fügt endlich bei, daß die Bosheit seiner Gegner ihn genöthigt habe, sein Buch zu revidiren und zu vervollständigen. Endlich berührt Farel ganz bestimmt den Einfluß, den die Institutio Calvins, den er mit großen Lobeserhebungen „mon bon et entier frère" nennt, bei dieser Revision gehabt habe; er empfiehlt mit großem Eifer dieses Werk Calvins, welches dieses sein eigenes Büchlein ganz überflüssig mache (S. 231 bis 232 der Ausgabe von 1552).

Alle diese Anspielungen auf die theologischen Streitfragen, sowie auf bestimmte historische Ereignisse (Farel deutet z. B. auch die Vertreibung Calvins aus Genf, Ende April 1538, an) weisen unzweifelhaft darauf hin, daß diese Revision und neue Ausgabe in das Jahr 1538 zu verlegen sind, obgleich wir durchaus keine bibliographische Kunde von dem ersten Erscheinen der revidirten Ausgabe haben, welche wir nur aus dem wahrscheinlich einzig erhaltenen Exemplar der Auflage von 1552 auf der Bibliothek zu St. Gallen kennen. Aus demselben Jahr datirt natürlich auch diese zur Erklärung angehängte „Epistre", welcher wir die vorstehenden Angaben entnahmen.

Vollständig wird man die Ansicht des Hrn. Baum unterschreiben, daß das Farel'sche Buch durch die gezwungene Revision keineswegs gewonnen habe. „Diese meistentheils der scholastischen Theologie entlehnten Zusätze," sagt unser Gewährsmann, „diese von dialektischen Unterscheidungen strotzenden Definitionen passen nicht zu dem groß angelegten und praktischen Geist des Verfassers; diese mit mehr oder weniger Geschick eingeschalteten Einzelheiten, diese vom Radicalismus einer- und der Orthodoxie andererseits abgedrungenen Vorsichtsmaßregeln scheinen uns vielmehr die erste in großen Zügen und mit Meisterhand entworfene Skizze zu entstellen, welche keinen anderen Zweck verfolgte, als die Wiederherstellung der evangelischen Lehre und des Heils der Seele."

Um so mehr werden es alle diejenigen, welche in den inneren Entwickelungsgang der französischen Reformation tiefer eindringen wollen, Herrn Prof. Baum Dank wissen, daß er uns durch die Veröffentlichung der Ausgabe von 1534 in den Stand setzt, das ursprüngliche Wesen Guillaume Farel's und seiner Lehre genauer kennen zu lernen. Das Farel'sche Büchlein in seiner Urgestalt ist ein Muster von Einfachheit, Klarheit und volksthümlicher Darlegung der einzig aus der Bibel geschöpften Lehre. Vom durchaus praktischen Gesichtspunkt aus will Farel das Volk belehren und im wahren Glauben befestigen, um es durch Christus als einzigen Mittler zu Gott zu führen; die Polemik gegen die Mißbräuche der alten Kirche ist gemäßigt und spielt eine durchaus secundäre Rolle. Das Werkchen erinnert sowohl seinem Geist, wie auch der Methode nach an Luther's großen Katechismus. Ueberhaupt bietet, wie unser Gewährsmann sehr richtig hervorhebt, der erste und volksthümlichste Reformator der französischen Schweiz in seinem Charakter sehr viele Analogieen mit Luther, obwohl die Persönlichkeit des Hauptes der deutschen reformatorischen Bewegung reicher, großartiger und heldenhafter erscheint. Wie ein tiefes Mitleid mit dem geistigen Elend des französischen Volks Farel zur Abfassung seines Summaire bewog, so war es auch das Gefühl des Mitleids und Bedauerns über die Unwissenheit der Geistlichen und Laien, welches Luther nach der Visitation der sächsischen Kirchen im Jahr 1527 veranlaßte, seinen großen und kleinen Katechismus zu schreiben.

In Hinsicht der Sprache und des Styls im eigentlichen Sinn steht Farel ohne allen Zweifel höher als Theodor de Beza und Calvin, welcher Letztere namentlich entschieden besser lateinisch als französisch schrieb, so daß man sogar seiner französischen Diction fast immer anmerkt, daß er lateinisch dachte. Farel dagegen war kein Gelehrter, aber ein Mann der That, ein Volksprediger, der durch die Tiefe seiner Ueberzeugungen, die Gluth seiner Einbildungskraft, den Schwung seines Temperaments die Massen zu gewinnen und zu leiten wußte. Das lebendige Wort seiner Muttersprache war seine Lieblingswaffe, mit welcher er größere Ziele erreichte, als seine gelehrten Amtsgenossen. Man findet, nach Herrn Baum's Bemerkung, noch in seiner ungezwungenen Schreibweise jenes „cachet gaulois", welches schon um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts mehr und mehr dem Pedantismus und dem schlechten italiänischen Geschmack wich. In den Capiteln 35, 36, 39 und 41, wo er von dem Verbot des Bibellesens und der Priesterehe, von der Nothwendigkeit eines guten Jugendunterrichts und von der Pflicht, für die Wahrheit bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen, spricht, erreicht er häufig einen wirklich erhabenen Ausdruck, wie er denn auch einer der beredtesten Prediger des Jahrhunderts war, so daß es sehr zu bedauern ist, daß nicht eine seiner Predigten auf die Nachwelt gelangte. Aber auch dieser ursprünglich so klare, naturfrische, volksthümliche Geist erlag den verdumpfenden, erkältenden, unduldsamen Einflüssen des um zwanzig Jahre jüngeren Calvin!

W. Lampmann.

England.

Das Buch der Sonnette.*)

Nicht nur die Menschen, auch die Bücher haben ihre ganz eigenthümlichen Schicksale und Verhängnisse, die freilich gewöhnlich eng verknüpft sind mit den Schicksalen gewisser Menschen, nämlich ihrer Autoren. Ein solches Geschick bitterer Ironie erscheint uns das des vorliegenden Book of the Sonnet, das vor elf Jahren von seinen Herausgebern zuerst in Angriff genommen, erst jetzt die Presse verlassen hat und mit großem Beifall begrüßt wird, während Leigh Hunt, welcher bei weitem den werthvollsten, interessantesten Theil des Werkes geliefert hat, bereits seit beinahe acht Jahren im Grabe ruht. Gebührt dem Verstorbenen aber die Ehre der eigentlich wissenschaftlichen

*) The Book of the Sonnet. Edited by Leigh Hunt and S. Adam Lee. London, Sampson Low.

und historischen Arbeit, so hat dagegen, wie er dies selbst in seiner Vorrede ausspricht, sein noch lebender Mitarbeiter das Verdienst, den Impuls zu dem Unternehmen gegeben und es durch fleißiges, unermüdliches Sammeln gefördert und ermöglicht zu haben.

Das Buch der Sonnette ist eine Geschichte dieser Dichtungsart, ihrer Pflege, ihrer Eigenthümlichkeiten und Verschiedenheiten seit ihrem ersten Erscheinen auf englischem Boden bis zu den Productionen jetzt lebender Dichter, begleitet von Proben aus den verschiedenen Zeitaltern, wie auch der verschiedenen Genre, versehen mit zahlreichen kritischen, erklärenden und biographischen Notizen.

Eine so werth- und verdienstvolle Arbeit die Herausgeber mit diesem Werke ihren Landsleuten geboten haben, scheinen sie doch der Aufnahme und des Erfolgs sehr wenig sicher gewesen zu sein, denn Leigh Hunt schickt gleichsam als Rechtfertigung oder Entschuldigung folgende einleitende Bemerkung voraus:

„Vielleicht möchten Leute, welche weniger vertraut sind mit der hier zu behandelnden Dichtungsart, es den Herausgebern verargen, daß sie grade ihr eine spezielle Aufmerksamkeit zugewendet und Fleiß und Mühe an einem Felde verschwendet haben, auf welchem man der herrschenden Ansicht zufolge nicht viel des Bedeutenden und Charakteristischen zu finden erwarten darf. Ich hoffe jedoch, es werde mir ohne zu große Schwierigkeiten der Beweis gelingen, daß das Sonnet, während es eine äußerst glückliche Leichtigkeit der Form gestattet, doch gleichzeitig vollkommen geeignet sei, den bedeutendsten Ereignissen, dem höchsten Gedanken-Reichthum, wie den tiefsten Gefühlen der bewegten Menschenbrust einen würdigen und entsprechenden Ausdruck zu verschaffen, und daß somit seine Pflege für unsere Sprache wünschenswerth und ersprießlich ist."

Diese Behauptung beweist der Verfasser in eben so gründlicher, wie wissenschaftlicher Weise und wendet sich, da er den Ursprung des englischen Sonnets auf das italiänische zurückführen zu müssen glaubt, zuvörderst zur Geschichte dieser Dichtungsform in italiänischer Sprache und zu den Productionen der frühesten Meister. Da ist Guittone d'Arezzo, der zärtliche Cino da Pisa, der edle Guido Cavalcante und der große Dante Alighieri, der im Verein mit dem graziösen Guido Guinicelli und Andern das Sonnet, welches die Provenzalen bis dahin nur für einen Ausfluß des Herzens ausgegeben hatten, zu einem Werke des Geistes machte und auf eine philosophische Höhe erhob. Jemehr die provenzalischen Dichtungen, unbeschadet vieles Vortrefflichen, an Pathos und Sentimentalität litten, um so mehr waren die Italiäner bemüht, sich vor dem Vorwurf eines gleichen Fehlers zu bewahren, dafür aber ihren Sonnetten, wie ihren Liebesliedern überhaupt, jenes wahre Gefühl einzuhauchen, wie es in Petrarka's Schöpfungen lebt, die seinen Ruhm bald durch die ganze civilisirte Welt verbreiten sollten. Leigh Hunt ist indeß der Meinung, dieser Ruhm würde auch unfehlbar durch Dante verdunkelt worden sein, hätte der Verfasser der divina commedia nur halb so viel Sonnette geschrieben, wie sein berühmter Nachfolger auf diesem Gebiete, und sein Talent gänzlich diesem Zweige der Literatur gewidmet.

Voll von kritischen und biographischen sehr interessanten Notizen ist die Betrachtung der übrigen italiänischen Sonnet-Dichter, unter ihnen besonders der glänzende, reichbegabte aber exaltirte Tasso und Marini, der Verderber der italiänischen Poesie. Dieses Kapitel ist außerdem noch in ganz eigenartiger Weise belebt durch eine Fülle eingestreuter romantischer Begebenheiten aus dem Leben einer Viktoria Colonna, Veronica Gambara und Gaspara Stampa. Hierauf gelangen wir zum eigentlichen Mittelpunkt des Buches, zu den englischen Sonnetten.

Das älteste in englischer Sprache bekannte Sonnet datirt erst aus der Zeit Heinrich's des Achten und ist die Uebertragung eines Sonnets von Petrarka von Sir Thomas Wyatt, der, wie Leigh Hunt erzählt, außerdem noch bemerkenswerth ist durch den Muth, mit welchem er in verschiedenen seiner Gedichte der Weichlichkeit und Grausamkeit des königlichen „Blaubarts" recht empfindliche Seitenhiebe versetzt habe. Auffallend ist, daß in Chaucer's sämmtlichen Dichtungen die Sonnetform nicht ein einziges Mal erscheint. Leigh glaubt, dies möge seinen Grund darin haben, daß die Sonnette Dante's und Petrarka's weit später als ihre anderen Werke nach England gelangt wären. Ein Zeitgenosse und Freund Wyatt's, Henry Howard, Earl of Surrey, schrieb bereits englische Original-Sonnette, in denen das Musikalische der Italiäner weit besser als in der Uebersetzung seines Freundes getroffen war. Ein Gleiches gilt von Philipp Sidney, dem ritterlichen Sänger an Elisabeth's Thron, der mit Shakespearschem Gedankenreichthum einen unwiderstehlichen Zauber der Sprache verband. Ihm folgen Spenser, Shakespeare, Ben Jonson, Donne, Daniel, Drayton, Drummond of Hawthornden und Milton, Alle gelehrt und anmuthig charakterisirt.

Mit Milton verschwindet das Sonnet beinahe hundert Jahre aus der englischen Sprache, bis es Gray beim Tode seines Freundes West wieder auferstehen läßt. Aber er bleibt vereinsamt damit, denn, wie Leigh Hunt sagt, tragen alle Sonnette, welche in der Zeit von Gray bis Wordsworth erscheinen, den Stempel des Handwerksmäßigen und Gewöhnlichen. Von Wordsworth gelangen wir zu Coleridge, Keats, Shelley, Charles Lamb. Hohe Bewunderung zollt Leigh Hunt der Schönheit, Zartheit, Gediegenheit und Anmuth der Sonnette der Mrs. Browning, ganz besonders denen, welche portugiesischen Ursprungs sind. Er nennt sie groß unter den Dichterinnen, wie unter den Dichtern, deren größter sie mit vollem Rechte hätte Schwester nennen dürfen. Es folgen nun Sonnette zeitgenössischer Dichter, die bereits das Grab deckt, wie Leigh Hunt selbst, sein Sohn Vincent, Laman Blanchard, Hartley, Felicia Hemans und Thomas Hood. Den Schluß machen die Lebenden, unter denen wir Bryan Waller Procter, Richard Chevenix Trench, Sir Aubrey de Vere, Edmund Ollier, G. J. de Wilde und John Waston Dalby nennen.

Central-Afrika.

S. W. Baker's Reise zur Erforschung der Nilquellen.*)

I.

Unter den Sclavenhändlern im Sudan.

Die Reisen zur Erforschung der Nilquellen bildeten ein stehendes Kapitel in den geographischen Bestrebungen unserer Zeit, und man muß staunen über die Masse von Begeisterung

*) Der Albert Nyanza, das große Becken des Nil und die Erforschung der Nilquellen, von Samuel White Baker. Autorisirte vollst. Ausgabe für Deutschland. Aus dem Engl. von J. E. A. Martin, Custos der Universitäts-Bibliothek zu Jena. 33 Illustr. in Holzschn., 1 Chromolithographie, 2 Karten. 2 Bde. Jena, H. Costenoble, 1867.

und Ausdauer, die darauf verwendet wird, die meisten kahlen Flecken auf den Karten Afrika's nach und nach verschwinden zu lassen. Durch die Reisen von Bruce, von Speke und Grant ist man der Lösung des Räthsels wieder ein sehr bedeutendes Stück näher gekommen, obgleich immer noch ziemlich viel fehlt, ehe man wird sagen können, daß es gelöst sei. Daß der Nil aus mehreren, jenseits des Aequators liegenden großen Landseen seinen Abfluß habe, wußten die Alten bereits, und hätte man einfach dem Ptolemäus geglaubt, so hätte man im Großen und Ganzen ziemlich dasselbe gewußt, was wir heute wissen, nämlich daß jenseits des Aequators in einem großen Meerbusen, welcher der Höhe von Zanzibar entspricht, hohe Gebirge (die Mondberge) sind, die sich bis über die Schneegränze erheben, und mit den von ihnen entsandten Abflüssen mindestens zwei größere Seen speisen, aus denen dann die Nilgewässer abströmen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Alten (wenn auch nicht die Griechen und Römer, so doch die schifffahrenden Bewohner Arabiens, der ägyptischen und äthiopischen Ostküste) die Küsten Afrika's bis nach Mosambik und weiter gekannt haben. Denn Ptolemäus führt eine Zahl von sechs Gebirgen (Dauchis, Jon, Zirhar, Mesche, Barditen, das Mondgebirge) und eine größere Insel Menuthias (Madagaskar) an, die alle südwärts vom Aequator bis zum 20sten Grade südl. Br. und darüber hinaus fallen; auch ist seine kartographische Darstellung dieses Theiles der Erde mindestens ebenso gut, wenn nicht besser, als viele der bekanntesten Theile von Europa und Asien.

Auch nennt er einen Handelsplatz an der Küste und verschiedene Negerstämme, die am Meere und auf dem Mondgebirge wohnten, und wir können kaum zweifeln, daß schon im Alterthum, und vielleicht lange vor Ptolemäus, derselbe Weg gemacht worden ist, den Speke und Grant unter so vielen Fährlichkeiten zurückgelegt. Dies ist auch weit weniger wunderbar, als es den Anschein hat, wenn man in Betracht zieht, was Barth z. B. über die Ursachen der Schwierigkeiten sagt, mit denen die Afrika-Reisenden zu kämpfen haben, und unter welchen der muhammedanische Fanatismus und die körperliche Verfassung der meist aus dem Norden stammenden Reisenden obenan steht.

Baker begann seine Expedition im März 1861 in der Hoffnung, der Expedition der Kapitäne Speke und Grant zu begegnen. „Da die Nilquellen, sagt Herr Baker, bisher allen Forschern Trotz geboten, so hatte ich nicht die Dreistigkeit, mein Vorhaben zu veröffentlichen, aber im Innern war ich entschlossen, die schwere Aufgabe zu lösen oder bei dem Versuche zu sterben. Auf wilden Jagden im tropischen Klima (in Indien) war ich von Jugend auf an Beschwerden und Ausdauer gewöhnt, und wenn ich den Blick auf die Karte von Afrika heftete, überkam mich eine mit Demuth gemischte ungestüme Hoffnung, daß, gleich wie der unbedeutende Wurm die härteste Eiche durchbohrt, ich durch Beharrlichkeit das Herz Afrika's erreichen könnte.

„Daß jeder frühere Versuch, die Nilquellen zu erreichen, mißlungen war, wunderte mich nicht, da die Expeditionen aus Gesellschaften bestanden hatten, die, wenn Schwierigkeiten eintreten, in der Regel mit Meinungsverschiedenheiten und Rückzug enden. Ich beschloß deshalb, im Vertrauen auf die Führung einer göttlichen Vorsehung und das gute Glück, das bisweilen einen festen Vorsatz begleitet, die Reise allein anzutreten. Ich wog die Umstände der Unternehmung sorgfältig ab. Vor mir — unbetretenes Afrika; gegen mich — die Hindernisse, welche die Welt seit ihrer Erschaffung vernichtet (?) hatten; mir zur Seite — eine etwas zähe Körperbeschaffenheit, vollkommene Unabhängigkeit, eine lange Erfahrung im Leben der Wilden, und sowohl Zeit als Mittel, die ich dem Zwecke zu widmen gedachte, unbeschränkt."

Man kann diesem Muthe und dieser Festigkeit, welche auf eine so harte Probe gestellt werden sollten, seine Anerkennung nicht versagen; fast noch mehr aber muß man die Entschlossenheit von Baker's Frau bewundern, welche durch keine Vorstellungen abgebracht werden konnte, ihren Gatten auf dieser gefahrvollen, über alle Begriffe beschwerlichen Reise zu begleiten. Baker ist ein echt englischer Hartkopf, dessen Trotz wider ungünstige Verhältnisse bisweilen nahe an Donquijoterie streift; aber er hatte sich einmal vorgenommen, zu Ehren Englands das Werk durchzusetzen, und so hat er wenigstens Etwas durchgesetzt; er hat die Entdeckungen von Speke und Grant vervollständigt. Er hat den See Albert-Nyanza entdeckt, aus welchem, wie es scheint, der Hauptast des Nils kommt. Die Nilquellen selbst sind freilich noch unbekannt, und die geographische Erforschung jener Gegenden hat offenbar noch harte Arbeiten vor sich, ehe es ihr gelingen wird, die chorographischen Verhältnisse festzustellen, welche dem ausgedehnten Systeme großer Seen und Flüsse in jenen Gegenden zu Grunde liegen.

Baker segelte mit seiner Frau am 15. April 1861 von Kairo ab und den Nil hinauf. Nach 26 Tagen langte er in Korusko, 22° 44' nördl. Breite, an, schnitt sodann durch einen siebentägigen forcirten Kameelmarsch durch die Wüste die starke westliche Ausbiegung des Nils ab und erreichte den Fluß wieder bei Abu Hammed. Die Reise war sehr beschwerlich, denn der Samum wehte fortwährend und die Hitze war furchtbar. Von da ging die Reise acht Tage lang am Ufer des Flusses hin nach Barber, einer ansehnlichen Stadt unter 17° 58' nördl. Br. Hier machte Herr Baker die Entdeckung, daß ihm die Kenntniß der arabischen Sprache für seine Reise unentbehrlich sein werde. Die völlige Abhängigkeit, in welcher er bisher von seinem Dragoman gestanden, hatte sich ihm fühlbar gemacht, und er beschloß daher, diesem Uebelstande abzuhelfen. Er machte einen Plan zur Erforschung des Atbara und der Zuflüsse des Nils, die aus Abyssinien kommen, und gedachte auf diesem Umwege nach Khartum zu gelangen. Für diesen Abstecher nach Südosten bestimmte er die Zeit von „zwölf Monaten", und während derselben hoffte er, sich hinreichende Kenntnisse in der arabischen Sprache verschaffen zu können, um dann eines Dollmetschers entbehren zu können.

Herr Baker folgte den Ufern des Atbara bis zur Einmündung des Settite- oder Taccazy-Flusses; dann ging er an dem letzteren in die abessynischen Gebirge hinein. Diese Flüsse, Atbara, Settite, Salaam, Angrab, Rahad, Dinder und der blaue Nil sind die großen Wasserabführungs-Kanäle Abessyniens; sie haben alle den gleichförmigen Lauf nach Nordwest und sind zum großen Theil in der trockenen Zeit ganz wasserlos, selbst der bedeutende Atbara. Sie ergießen ihre Hochwasser in der Mitte des Juni, wenn sie von den tropischen Regengüssen geschwellt sind.

Herr Baker ist ein Mann à la minute! Als die „zwölf Monate" um waren, gelangte er am 11. Juni 1862 nach Khartum, der Hauptstadt der Sudan-Provinzen. Diese Stadt ist nicht unbedeutend; sie zählt an 30,000 Einwohner, aber ist ein abscheuliches Nest in physischer, wie in moralischer Beziehung, schmutzig, ungesund, schlecht gebaut, fast in gleicher Ebene mit dem Flusse liegend und rings von trostlosen Wüsten umgeben. Sie ist voll vom Gestanke der faulenden Thiere, die man, wenn sie fallen, nicht der Mühe werth findet bei Seite zu schaffen. Nur die Handelsleute haben einige ansehnliche Häuser gebaut. Die europäische Bevölkerung: Italiäner, Franzosen, Deutsche, zählt

etwa 30 Köpfe. Griechen, Syrer, Kopten, Armenier, Türken, Araber und Aegypter bilden die übrige Bevölkerung. Frankreich, Oesterreich und Amerika haben Konsuln daselbst. Der Gouverneur der Sudan-Provinzen residirt in Khartum mit unumschränkter Gewalt und hat ungefähr 6000 Mann (1861) zur Verfügung, die aus Aegyptern, Negern aus Kordofan und Arnauten bestehen, auch etwas Artillerie haben. Diese Truppen sind der Fluch des Landes, Plündern ist ihr Hauptgewerbe. Denn die meist ohne Sold bleibenden Offiziere können keine Mannszucht üben.

Damals war Mustapha Pascha General-Gouverneur des Sudan; „die schlimmsten orientalischen Fehler vereinigten sich in ihm mit der Bestialität eines wilden Thieres." Während seiner Verwaltung wurde der Sudan völlig zu Grunde gerichtet. Die Schilderung, die nun von der Wirthschaft der Türken gemacht wird, ist nur eine Wiederholung des tausendmal Gesagten. Der Türke macht nie eine Verbesserung. „In seinen Fußstapfen wächst nie Gras."

Khartum ist ein besonders klassisches Land türkischer Wirthschaft; denn hier ist die Brutalität ganz ungenirt; jeder Beamte plündert und der General-Gouverneur erpreßt schamlos. Die ganze Last fällt auf die Eingeborenen; den Landwirthen werden ungeheure Steuern auferlegt und der Gewerbfleiß durch Druck entmuthigt. In einem Lande, das nur durch künstliche Bewässerung ertragsfähig wird, erwirbt sich offenbar derjenige, welcher Landbau treibt und Bewässerungs-Anstalten trifft, ein großes Verdienst; aber kaum hat ein unternehmender Mann ein Schöpfrad errichtet, so wird er auch schon besteuert, und wie die Greifgeier fallen bei ihm die zur Steuererhebung verwendeten Soldaten ein, setzen sich fest und verlangen Butter, Getraide, Gemüse, Schafe u. s. w. Die Araber fliehen mit Weib und Kind, mit Heerden und Federvieh beim Herannahen dieser schrecklichen Banden und geben ihre stehenden Aerndten preis.

Der allgemeine Anblick des Sudan zeigt nur Elend, und das ganze Land, welches weit mehr Ausgaben verursacht, als es einbringt, ist eine sehr werthlose Besitzung Aegyptens. Bei der Entfernung von der Meeresküste, bei den unermeßlichen Wüsten, die es umgeben, stößt der Transport auf Schwierigkeiten, die allen ausgedehnteren Handel unmöglich machen.

Der wichtigste Handelsartikel zur Ausfuhr ist das Gummi arabicum, welches mehrere Mimosenarten liefern. Das Beste kommt aus Kordofan. Die übrigen Ausfuhrartikel sind Sennesblätter, Häute und Elfenbein — namentlich aber Sklaven. Das ist der Grund, weshalb sich die Aegypter dieses Landes bemächtigt haben. Ohne den Sklavenhandel des weißen Nil würde Khartum fast aufhören zu existiren, und dieser Handel besteht in Menschenraub und Mord. Die ausgesuchtesten Schurken, Syrer, Kopten, Türken, Circassier und einige wenige Europäer betheiligen sich daran. Da im Sudan das Geld selten und der Zinsfuß ein ungeheurer — 36—80 Procent — ist, so ist an solide, rechtschaffene Unternehmungen nicht zu denken; Alles ist Abenteuer; der Spekulant wie der Darleiher spielen in der verwegensten Weise mit einander, und die Handels-Expeditionen sind weiter nichts als Ausrüstungen von Räuberzügen.

Wie es auf solchen Banditenzügen zugeht, schildert Herr Baker sehr sachgemäß und anschaulich. Zuerst wird ein kleiner Negerkönig, in dessen Gebiet man einrückt, durch innige Freundschafts-Bezeugungen bezaubert und durch die Schaustellung der Waffen eingeschüchtert. Er wird Bundesgenosse, Vasall und Führer. Nachts rückt man auf ein von ihm als gut bezeichnetes feindliches Dorf los, umringt es, zündet seine Grashütten an und schießt Musketensalven durch die Dächer. Natürlich kommen die Bewohner derselben wild und wimmelnd wie ein gestörter Bienenschwarm zum Vorschein. Nun werden die Männer niedergeschossen, wie die Fasanen oder Hasen auf der Treibjagd, Weiber und Kinder bei Seite gebracht und später mit den Viehheerden fortgetrieben. Dies ist aber bloß der Anfang des Geschäftes — es findet eine allgemeine Plünderung der Hütten, ein Suchen nach Elfenbein und sonstigem Besitz der Neger statt. Man stürzt die Getraidespeicher um und verdirbt das Getraide, schneidet den Erschlagenen die Hände ab, um die kupfernen oder eisernen Armbänder leichter loszubringen. Mit Beute beladen, kehrt man zu dem Freunde Negerkönig zurück, der vor Freuden außer sich ist, seine Feinde besiegt zu sehen. Ein Geschenk an Vieh, eine hübsche Sklavin versetzt ihn in den Taumel des Entzückens.

Jetzt beginnt erst das eigentliche Geschäft. Das erbeutete Vieh, vielleicht bis zu 2000 Stück betragend, wird an die Neger für Elfenbein verkauft: Es entspinnt sich ein lebhafter Handel im Lager. Für einen Walroßzahn wird eine Kuh gegeben, die natürlich den Käufern nur sehr wohlfeil zu stehen kam. Die Sklaven und zwei Drittel des erbeuteten Viehes gehören dem Händler, der die Bande zusammengebracht hat; ein Drittel des Viehes erhalten die Leute als Douceur. Die gemachten Sklaven werden dann versteigert und zwar an die Leute, die so viel kaufen als sie brauchen können und sich den Preis von ihrem Lohne abrechnen lassen. Um der Gefahr zu entgehen, die darüber aufgesetzten Dokumente könnten der Regierung oder europäischen Konsuln in die Hände fallen, wird der Kauf künstlich maskirt: Der Sklave oder die Sklavin figurirt auf dem Papiere als Seife 50 Piaster, Tarbusch 100 Piaster, Arak, Schuhe, Kattun u. s. w.

Eine solche Razzia führt in der Regel zu einem Streit mit dem verbündeten Neger, der seinerseits von dem Händler ermordet und geplündert wird — während seine Weiber und Kinder natürlich Sklaven werden.

Ein gutes Jahr soll für eine Gesellschaft von 150 Mann ungefähr 200 Kantaren (20,000 Pfd.) Elfenbein eintragen, die in Khartum einen Werth von 4000 Pfd. Sterl. (etwa 27,500 Thlr.) haben. Da die Leute ihren Sold in der Gestalt von Sklaven empfangen, so behält der Händler als eigenen Gewinn immer noch 4—500 Sklaven, deren jeder einen durchschnittlichen Werth von 5—6 Pfd. Sterl. hat.

Die Sklaven werden mit dem Elfenbein auf Booten nach Khartum geschafft und von da an verschiedenen Punkten einige Tagereisen von dieser Stadt ausgeschifft. Unterhändler und Käufer, meist Araber, warten schon. Von hier aus bringt man sie zu Lande nach verschiedenen Bestimmungsorten, nach Senaar, wo abermals Araber und Türken als Händler warten, nach den Häfen am Rothen Meere, Suakim und Massuah, nach Kairo und weiterhin.

Dieses edle Geschäft macht Khartums Reichthum aus und natürlich sind die biederen Khartumer (mit Ausnahme einiger Europäer) dafür sehr eingenommen und sehen die europäische Humanität mit scheelen Blicken an. Als daher Herr Baker in ihrer Stadt erschien und man von seinen Absichten Kunde erhielt, erwachte ihr Groll und die äußerste Mißgunst. Sie sahen in ihm einen Eindringling, einen Spion und legten ihm alle erdenklichen Hindernisse in den Weg. Das letztere thaten namentlich die Behörden. Denn wenn auch die türkischen Beamten sich stellen, als mißbilligten sie die Sklaverei, war doch jedes Haus in Khartum voller Sklaven. Erhalten doch auch die ägyp-

tischen Offiziere einen Theil ihres Soldes in Sklaven. Musa Pascha, der würdige General-Gouverneur des Sudan, fand es für gut, den Firman seines Monarchen, den Baker durch den englischen Geschäftsträger R. Colquhoun von dem Vicekönige Said Pascha erlangt hatte, auf eine so höchst eigenthümliche Weise zu interpretiren, daß unter dem Weißen Nile, dessen Bereisung Baker darin gestattet war, gar nicht der Nil verstanden sei. So wurden ihm Boote und aller Beistand verweigert.

Baker war auf sich selbst und seine Mittel angewiesen. Wollte er einen Menschentrupp zu seiner Begleitung anwerben und ausrüsten, so konnten dies nur jene im Sklavenfange geübten Banditen und Gurgelabschneider sein, von denen wir gesprochen haben. Mit ihnen zu reisen, schien ein reiner Wahnsinn, denn der Marsch war ein Marsch in Feindesland, weil die Negerstämme am Weißen Nil in Folge der höllischen Wirthschaft der letzten Jahre auf das Aeußerste erbittert waren. Baker schrieb nach Alexandrien um einige englische Soldaten und Boote, aber das Gesuch wurde von der ägyptischen Regierung abgeschlagen, und der Reisende sah sich schließlich doch genöthigt, zu dem verzweifelten Mittel zu greifen. An Geld fehlte es ihm nicht. Die Bank von Khartum, die ein gutes Geschäft nicht verschmähte, stellte ihm so viel Geld zur Verfügung, als er haben wollte.

Drei Segelbarken und eine Dahabie (bequemes Nilschiff mit Verdeck und Kajüte) wurden angeschafft und eine Gesellschaft von 96 Mann angeworben. Dazu kamen 21 Esel, 4 Kameele und 4 Pferde. Ober-Intendant war ein deutscher Zimmermann, Johann Schmidt, aus Baiern, ein guter Waidmann, und sonst von ehrlichem und entschlossenem Charakter, aber bereits lungenkrank. Er starb nicht lange darauf während der Reise. Baker's Leute waren uniformirt, mit Doppelflinten und Büchsen bewaffnet, bestanden aber aus den ärgsten Galgenvögeln, die man sich denken kann. Ein einziger Trost unter dieser Bande waren zwei Neger, zwei ehrliche und treue Menschen, die auf der österreichischen Missionsanstalt in Khartum gewesen waren — ein gewisser Richaen und ein zwölfjähriger Knabe Saat. Die Geschichte des Letzteren ist rührend. Er war aus Dar-Fertit gebürtig und als Kind von den Arabern beim Hüten der Ziegen geraubt worden. Auf dem weiten Umwege über Kairo, wo er, ein sechsjähriges Kind, seinem harten Sklavenhändler entlief und sich in's österreichische Missionshaus flüchtete, war er nach Khartum gelangt, hier aber, als die Missionäre sich veranlaßt sahen, die ganz nichtswürdigen, stumpfen und stehlenden Negerknaben zu entlassen, mit fortgejagt worden. So kam der verlassene Knabe zu Baker und seiner Frau und kniete vor ihnen in den Staub, sie mit bittenden Augen ansehend.

Baker nahm ihn nach eingezogenen Erkundigungen auf und hatte nicht Ursache es zu bereuen. Der Knabe war anstellig, lernte von Frau Baker nähen, machte bei Tische Bedienung, und wurde bald ein guter Schütze. Was aber die Hauptsache ist, er war moralisch vollkommen gut und unverdorben — er log nie, und erwies seinem Herrn in der äußersten Noth und Gefahr, als die Bande Komplotte machte, ja als sie zur offenen Empörung schritt, die unschätzbarsten Dienste. Muthig trat er als Zeuge gegen den großen Haufen ruchloser Menschen auf, sagte ihnen beim Verhör ihre Schlechtigkeiten in's Gesicht und stand bei der Meuterei wie ein Mann mit seiner Doppelflinte seinem Herrn zur Seite.

„Wir hatten diesen Knaben sehr lieb; er war durch und durch gut, und in jenem Lande der Schlechtigkeit, Tausende von Meilen entfernt von Allem, mit Ausnahme dessen, was böse war, war es ein Labsal, einen schuldlosen und getreuen Menschen zu haben, auf den man sich verlassen konnte."

Die Reise wurde an einem Donnerstage, einem sehr glücklichen Tage, am 18. December 1862 angetreten. Am 1. Januar 1863 kam die Flottille im Dorfe Mahomed Her's im Schilluklande an. Dieser Mann, ein geborener Dongolese, hatte sich nämlich daselbst mit einer Räuberbande niedergelassen und war ein Hauptsklavenmacher des Nils. Er war auf diese Weise Souverän des verödeten Landes geworden und hatte sich erboten, der ägyptischen Regierung Tribut zu zahlen. Dieser Schurke wurde Baker auf seiner Expedition später beinahe verhängnißvoll. Die Fahrt ging weiter; am 13. Januar kamen die ersten Wilden zu den Booten hinab. Sie waren vom Stamme der Nuehr und gaben bereits den richtigen Vorgeschmack von dem, was kommen sollte. Die Nuehr sind ein sehr tiefstehendes Geschlecht und abscheulich häßlich. Schon am Tage vorher hatte sich ein fremdes Boot, von einem gewissen Kurschid Aga, hinzugesellt, später kamen noch Boote von Sklavenhändlern hinzu. Man machte die Bekanntschaft eines neuen Negerstammes, der Kytsch, der sich in einer beispiellos elenden Lage befand. Ihr Land war gerade jetzt in Folge der Regengüsse reiner Sumpf und das ganze Volk darauf angewiesen, von Ratten, Eidechsen, Schlangen und den wenigen Fischen zu leben, die sie zu spießen vermögen. Die beigegebene Abbildung eines verhungernden Knaben ist geradezu scheußlich.

Die Reise wurde so langweilig und eintönig, daß selbst Pferde, Esel und Kameele davon krank wurden.

Man kam dann nach Abokuka, die Niederlassung eines französischen Händlers, die aus etwa zehn Strohhütten bestand und sich mitten in einem gräßlichen Elend befand. Der Nil macht dort so viele Windungen, daß die Fahrt bei der völligen Wüstheit des Landes, der drückenden Hitze und der Sumpf-Atmosphäre zum Verzweifeln war. Baker nennt den Weißen Nil „einen herzbrechenden Fluß". Dabei läßt sich kein lebendes Wesen, nicht einmal ein Krokodil, höchstens einige Vögel sehen. Die österreichische Missionsstation St. Croix, zu der man bald darauf kam, bestand aus etwa zwanzig Grashütten auf einem Stückchen trockenen Bodens dicht am Flusse; die Kirche ist eine kleine Hütte, aber nett eingerichtet. Der Vorsteher der Mission, Herr Morlang, an den der englische Reisende einen Brief abzugeben hatte, erkannte mit Betrübniß an, daß unter solchen Wilden die Mission ganz nutzlos sei; sie ständen unter den wilden Thieren, seien ganz unlenksam, undankbar, lügenhaft und betrügerisch. Herr Morlang verkaufte damals das ganze Dorf sammt Station an den tscherkessischen Händler Kurschid Aga für 3000 Piaster oder 200 Thaler, um sich zurückziehen zu können. Bei dieser Gelegenheit kaufte Herr Baker auch den Missionären ein gutes Pferd ab, das früher dem Baron Harnier, einem preußischen Reisenden, gehört hatte, der auf der Büffeljagd verunglückt war.

So kam man denn am 2. Februar nach Gondokoro, das in einer besseren Gegend liegt und eine Art von Erholung gewähren mußte. Es ist keine Stadt, sondern ein gelegentliches Lager der Elfenbeinhändler, die alljährlich hier etwa zwei Monate lang verweilen. Auch hier war eine Missionsstation, aber sie ist eingegangen und ihre Gebäude liegen in Trümmern. In Gondokoro erfuhr Baker eine merkwürdige Nachricht, nämlich die Kunde von zwei weißen Männern, die ein Sultan lange gefangen gehalten habe u. s. w. Es waren die Gerüchte von Speke und Grant. Gondokoro liegt im Gebiete des Baristammes, der auf einer etwas höheren Stufe der Gesittung steht.

aber damals von seinen Gebietern, den Khartumer Elfenbeinhändlern, hart tyrannisirt wurde. „Gondokoro war eine vollkommene Hölle", „eine Kolonie von Mördern". Das Erscheinen Baker's, den man als Spion und Angeber fürchtete, brachte diese Trunkenbolde und Wütheriche furchtbar auf. Baker konnte sich darauf gefaßt machen, daß sich bei dem beliebten Knallen und Schießen, wobei man durch Zufall auch Menschen treffen kann, auch eine Kugel in seinen Kopf verirren könne.

Wo er sich auch den Lagern der verschiedenen Händler näherte, hörte er schon in der Ferne Kettengerassel, das von den Sklaven herrührte, die man rasch in's Versteck trieb. Uebrigens wird selbst unter amerikanischer Flagge Sklavenhandel getrieben, indem ein Kopte, Vater des amerikanischen Konsuls in Khartum, lebhaften Antheil daran nahm. Die Lager waren mit Sklaven angefüllt, und die Eingeborenen des Baristammes versicherten, daß es im Innern des Landes große Sklavendepots gebe, welche man wenige Stunden nach Baker's Abreise nach Gondokoro bringen werde, um sie nach dem Sudan einzuschiffen.

Er war also ein großer Stein des Anstoßes geworden und machte bald die Bemerkung, daß seine Leute durch den Umgang mit den verschiedenen Gesellschaften der Händler verdorben würden. Sie verlangten mehr Fleisch, wollten eine Razzia auf Vieh bei den Eingeborenen anstellen u. s. w. Baker wollte sehr energisch einschreiten, als gütliche Vorstellungen nur ihre Unverschämtheit erweckten; er aber hatte einen furchtbaren Ausbruch von Meuterei niederzuschlagen. Denn als er dem Rädelsführer fünfundzwanzig Peitschenhiebe zudiktirt, nahmen die Leute Partei für denselben, und nur durch das plötzliche Erscheinen der kranken Frau Baker, sowie durch B.'s große Geistesgegenwart wurde die Sache beigelegt. Der Rädelsführer entging dabei seiner Strafe und Baker konnte nun etwa die Rechnung machen, wie es ihm weiterhin auf der Reise ergehen werde. Seine Autorität war erschüttert; er befand sich in der Hand von Schurken, die jeden Augenblick Meuterei stiften oder ihn verlassen konnten, zumal sie nach der Landessitte einen fünfmonatlichen Sold schon im Voraus erhalten. Aegyptische Behörden gab es in dem Schurkenneste nicht, und was hätten sie auch geholfen. Schöne Aussichten für die Reise!

Am 15. Februar kam die Gesellschaft Debonos, auf die Baker gewartet, endlich an. Gerassel von Musketen und Rottenfeuer kündeten sie schon aus der Ferne an. Athemlos melden ihm seine Leute, es seien zwei weiße Männer dabei, die vom Meere hergekommen. — Es waren Speke und Grant. — Der Willkommen von Seiten Baker's, der diese Herren schon von früher her kannte, war sehr herzlich. Beide Reisenden sahen sehr angegriffen, mager und kränklich aus, Grant war ganz zerlumpt.

Es wurde natürlich ein Fest gefeiert, und Baker's Leute schossen vor Freuden so toll mit scharfen Patronen, daß man froh sein mußte, wenn bloß ein Esel diesen Jubel mit seinem Leben bezahlte. Anfangs glaubte B., daß er nun weiter nichts mehr in Bezug auf den Nil zu entdecken haben werde und hielt seine Expedition für beendet; als er aber von beiden Reisenden vernommen, was noch in Bezug auf den östlichsten See zu thun sei, beschloß er die ihm hier blühenden Lorbeeren zu ärndten. Sie gaben ihm alle nöthigen Aufklärungen über ihre Reisen und theilten ihm auch eine Karte davon mit. Andere Rathschläge waren von höchster Bedeutung, z. B. der Rath, zwei Dolmetscher, einen für die Bari- und Mandi-, den andern für die Kingora-Sprache mitzunehmen, die nur allein in diesen Strichen gesprochen werden.

Nicht lange danach trennten sich beide Theile, Speke und Grant gingen nilabwärts nach Aegypten, Baker mit seiner Bande nach Süden zu. Wir wollen diese Reise nicht mehr im Einzelnen verfolgen; sie gehört nicht zu dem Angenehmsten, und was allein zu verwundern bleibt, ist der ungebeugte Muth Baker's und seiner Frau inmitten dieser scheußlichen Zustände und steter, äußerster Lebensgefahr. Es hing lange Tage von den bestialischen Instinkten einer Sklavenhändler-Bande ab, Baker jeden Augenblick zu vernichten, und als er sich mit ihr auf erträglichen Fuß gestellt, drohte neue Gefahr von den Eingeborenen, die sich, empört durch die Nichtswürdigkeit der Türken, in Masse erhoben, um alle Fremden ohne Ausnahme niederzumachen. Die Meutereien und Zuchtlosigkeiten der eigenen Bande machten fortwährend zu schaffen; dazu kamen Krankheit, die viehischen Sitten der Eingeborenen u. s. w. Wahrlich, es gehört ein guter Magen dazu, in's Innere von Afrika zu reisen, um einen Nilquellen-See zu entdecken!

Kleine literarische Revue.

— **Editha, von Katharina Diez.***) Die Verfasserin, die sich auf dem Gebiete religiöser Dichtung (Frauen der Bibel, Dichtungen nach dem alten Testament, Joseph,) einen Namen erworben hat, erzählt uns hier eine ganz weltliche Geschichte, allerdings eine so überaus einfache, und so wenig oder gar nicht spannend erzählt, daß ihr das Prädikat „weltlich" im schlimmeren Sinne gewiß nicht gebührt. Wären nicht die Personen der Erzählung mit gar zu viel schönseliger Empfindsamkeit ausgestattet, litte nicht der ganze Styl etwas an schönmalerischen Redewendungen — hätte nicht Hedwiga Rosenwänglein, Vergißmeinnicht-Augen, Goldlocken, mit Einem Wort: ein „Engelsköpfchen", wir würden die Erzählung für junge, der Pension entwachsene Mädchen äußerst empfehlenswerth finden, da ein durchweg sittlicher, reiner Geist sie durchweht. Und gewiß ist das kein kleines Verdienst angesichts der ungesunden Speise, die den jungen Mädchen und auch jungen Leuten jetzt so häufig in die Hände fällt, in einem Alter gerade, wo das lebhafteste Verlangen sich regt, die ahnungsvollen Träume vom „Leben" und was es Wunderbares bringen mag, in einem greifbaren Bilde zu erblicken! — Daß dieses Spiegelbild des Lebens, der Roman, nur zu oft ein trügerisches Zerrbild desselben ist, das begreift das Gemüth erst nach vielen Jahren, nach manchen bittern Erfahrungen und Enttäuschungen; mit Begier ergreift die Jugend den gefährlichen Trank und berauscht sich daran. Die englische Literatur ist reich an solchen Werken des Ueberganges zum eigentlichen Roman, bei uns haben Gediegenes auf diesem Gebiete wohl nur Ottilie Wildermuth und M. Nathusius geliefert, und der immense Erfolg, den ihre Schriften gehabt, zeigt deutlich, daß sie einem wirklichen Bedürfniß entgegenkamen.

*) Berlin, R. v. Decker, 1867.

— **Wilhelm Freund's Gymnasial-Unterrichtsbriefe.***) Der Verfasser des vorliegenden starken und splendid gedruckten Bandes (in Quart) ist den Pädagogen Deutschlands ein bekannter Name; die „Freund'schen Präparationen" haben ein gewisses Renommée unter Lehrern und Schülern, aber in ziemlich entgegengesetztem Sinne. Wir bescheiden uns darüber, eine pädagogische Ansicht und Meinung äußern zu wollen; denn es giebt hierbei heutzutage sehr verschiedene Standpunkte. Das vorliegende, sehr fleißig und methodisch gearbeitete Buch des berühmten Lexikographen ist eine weitere Entwickelung des angebahnten Prinzipes, dem Schüler das Lernen möglichst zu erleichtern, nach der Methode Toussaint-Langenscheidt, so weit dies hier möglich ist. Auf je ein Jahr der Prima kommen zweiundfünfzig Unterrichtsbriefe, also einer auf jede Woche, und enthält jeder Brief eine stufenweis geordnete Repetition in Latein, Griechisch, Französisch, Englisch, Mathematik, deutschem Styl, freiem Vortrage mit eingänglichen Fingerzeigen und Belehrungen, die ohne Zweifel auf guten Erfahrungen beruhen und einem jungen Menschen von Nutzen sein können — wenn er sie befolgt. Die „Anleitung zu einer geordneten freien Thätigkeit", die in Nr. 2, 3 gegeben wird, enthält viel Wahres, und ein fleißiger, gewissenhafter und methodisch lernender junger Mann wird, wenn er sich wirklich dieser zweijährigen strengen Zucht unterwirft, sein Abiturienten-Examen mit Ehren bestehen können. Auch sonst dürfte es Leuten von Vorkenntnissen, welche bei geeigneter Zeit und Muße ihre Bildung selbständig weiter fördern wollen, gute Dienste zu leisten im Stande sein.

— **Der Gaon Haja.****) Als „Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der semitischen Sprachforschung" hat Dr. Simon Raschér (in Berlin) eine Schrift unter dem Titel: „Der Gaon Haja" erscheinen lassen, die — uns mit der geistigen Thätigkeit dieses letzten Gaon (er lebte von 969—1038) bekannt machen soll. — Gaon (Uebersetzung des römischen Excellentia) war das übliche Ehrenbeiwort der Gelehrten in Palästina, die als Schul-Oberhäupter eine bedeutende Stellung einnahmen und dadurch ein solches Uebergewicht erhielten, daß im Laufe von 350 Jahren (589—1038) die meisten Juden der Welt, mindestens des ausgebreiteten moslemitischen Reiches, in allen gesetzlichen Fragen deren Entscheidung einholten; die Schulen selbst wurden durch reiche Geschenke ausreichend unterstützt, um eine große Jüngerzahl zu verpflegen; diese Schulen bestanden zu Sura und Pumbaditha (in Babylonien). Zu den berühmtesten dieser Gaonim in Pumbaditha gehörte der letzte Haja (Hai).

In einer von religiösen Gegensätzen innerlich bewegten Zeit, da es, nach den Worten eines arabischen Dichters jener Periode, zweierlei Menschen in der Welt gab: solche, die Verstand und keinen Glauben, und Andere, die Glauben und keinen Verstand hatten, mußte ein Mann, wie Haja, der als großer Gesetzlehrer, bedeutender Kenner der heiligen Schrift und bei aller strengen Rechtgläubigkeit als ein klarer Denker und Freund der Wissenschaften die harmonische Mitte innerhalb der Glaubenslehre und der freien Vernunft einhielt, von großer Bedeutung sein. Herr Raschér hat mit Benutzung älterer Studien über diesen Gelehrten speciell die Thätigkeit Haja's als Exeget und Erklärer der in der Mischnah sich findenden fremdsprachlichen Elemente nachgewiesen; besonders sucht Hr. Raschér in seiner Schrift zu erweisen, daß der von Haja vorfindliche Commentar zum Mischnah-Traktat „Tohoroth" eigentlich mehr aus den von den Zuhörern angelegten Heften entstanden sei, weil Zuhörer aus Ländern verschiedener Zunge sich einfanden, denen der Lehrer nothwendig verschiedensprachliche Definitionen geben mußte. — Eine vollständige und berichtigte Herausgabe dieses Commentars verspricht uns der Verfasser; möge er bald damit hervortreten! K.

— **Deutsche Schachzeitung.** Die vor zweiundzwanzig Jahren von der Berliner Schachgesellschaft gegründete und seitdem im Verlage von Veit & Co., früher in Berlin und jetzt in Leipzig, erscheinende Schachzeitung, die sich mit Recht unter den Freunden des edlen Schachspieles in Deutschland und im Auslande einer großen Beliebtheit erfreut, hat sich durch die Pariser Weltausstellung, die einen eigenen internationalen „Schachsalon" besitzt, veranlaßt gesehen, ihre Publication zu erweitern, indem sie seit dem 1. Juli in neuen halbmonatlichen Heften ausgegeben wird, in welchen namentlich über die stattfindenden Schachturniere, sowie über andere das Schach-Publikum interessirende Vorkommnisse, die raschesten Berichte gegeben werden. Es kommen dazu die mannigfaltigsten Abhandlungen über die Geschichte und Literatur des Schachspieles, über Theorie und Praxis desselben, sinnreich erfundene Schach-Compositionen und Aufgaben 2c., so daß jeder Schachfreund seine Rechnung darin findet.

Literarischer Sprechsaal.

In dem Bericht an den Kaiser Napoleon III, welchen der Prinz Napoleon dem kürzlich erschienenen (in diesen Blättern bereits erwähnten) 21. Bande der Korrespondenz Napoleon's I. vorangeschickt hat, heißt es mit Bezug auf die in Berlin publizirten Werke Friedrich's des Großen:

„Im Auslande kennen wir nur noch eine einzige, einer herrschenden Dynastie angehörende Regierung, welche die Schriften ihres Gründers publizirt hat; aber die gesammte politische Korrespondenz blieb von dieser Ausgabe der Werke Friedrich's II. ausgeschlossen, wie dies auch in der Vorrede angegeben ist."

Der Herausgeber der Werke Friedrich's des Großen, Herr Professor Preuß, macht uns bemerklich, daß die Worte der Vorrede, auf welche sich der Prinz Napoleon hier bezieht, folgendermaßen lauten:

„Il n'entre pas dans notre plan de publier les ordres de cabinet et les instructions administratives de Frédéric, non plus que ses correspondances purement politiques ou militaires, les comptes-rendus de ses batailles et les bulletins de ses campagnes: ils sont destinés à former un monument d'un autre genre, qui montrera à la postérité, dans tout leur jour, la grandeur et l'activité infatigable de l'homme d'état et du général."

Also nicht unterdrückt ist die politische Korrespondenz Friedrich's II., sondern die große Masse von Schriftstücken, die, vermöge ihres politischen Charakters, nicht in den Plan der Herausgeber der „Oeuvres" gehörten, soll ein abgesondertes,

*) Prima. Eine Hodegetik für die Schüler der obersten Gymnasial- und Realschul-Klasse, enthaltend eine übersichtliche Wiederholung des höheren Gymnasial- und Realschul-Unterrichts, zugleich als methodisch geordnete Vorbereitung für die Abiturienten-Prüfung. In einhundertundvier wöchentlichen Briefen, für den zweijährigen Primaner-Cursus. Von Wilhelm Freund. 1. Jahrg. Leipzig, W. Violet.

**) Berlin, Stahr'sche Buchhandlung, 1867.

zweites Ehrendenkmal bilden, „welches der Nachwelt die Größe und die unermüdliche Thätigkeit des Staatsmannes und des Feldherrn in ihrem vollen Lichte zeigen wird."

Ein vom 1. August datirter Bericht des General-Directors der kaiserlichen Theater in Paris, Herrn Camille Doucet, an den Minister des kaiserlichen Hauses und der schönen Künste, Marschall Vaillant, macht darauf aufmerksam, daß in Frankreich dem musikalischen Compositions-Talente weniger Gelegenheit gegeben sei, als dem Jünger der plastischen, oder der Maler-Kunst, seine Werke dem Publikum zu präsentiren und sich durch öffentliche Anerkennung zu höheren, künstlerischen Leistungen aufmuntern zu lassen. Herr Doucet trägt, um diesem Uebelstande abzuhelfen, darauf an, daß an den drei kaiserlichen Theatern von Paris Preisbewerbungen für Komponisten und für die Zöglinge der französischen Musik-Schulen, und zwar auf allen Gebieten der dramatischen Musik (in der großen und in der komischen Oper nach dem gegebenen Text für ein dreiaktiges Stück und im Théâtre lyrique nach einem beliebigen Text), eröffnet und demnächst die preisgekrönten Compositionen zu öffentlicher Aufführung gebracht werden. Dieser Antrag hat die kaiserliche Genehmigung erhalten.

Das Journal des Débats macht darauf aufmerksam, daß — so anerkennenswerth auch die Intentionen dieser Anordnung seien, doch, bei der Beschränkung der Concurrenz auf die drei kaiserlichen Theater und in Erwägung, daß ein junges Talent, wenn es auch relativ das Beste leiste, doch nicht gleich zum erstenmal etwas produzire, was positiv ausgezeichnet und zu ferneren Aufführungen geeignet sei — eine wesentliche Abhilfe der vorhandenen Uebelstände von dieser Maßregel nicht zu erwarten sein möchte. Hieran schließt das genannte französische Blatt die nachstehenden Bemerkungen:

„Wenn deutsche und italiänische Komponisten leicht dazu gelangen, sich bekannt zu machen und, nachdem sie eine Anzahl von Werken komponirt, dem Publikum einen richtigen Maaßstab für ihr Talent zu liefern, so liegt dies daran, daß es jenseits des Rheins, wie jenseits der Alpen, eine große Anzahl von Städten giebt, wo man neue Opern zum erstenmal aufführt. In Deutschland, wie in Italien, hat die Musik — um einen im Handelsverkehr üblichen Ausdruck zu gebrauchen — zahlreiche Absatzorte. In Frankreich dagegen besitzt Paris das ausschließliche Privilegium, dem gesammten Frankreich die Literatur, die Gemälde und die Musik zu liefern. Wir wollen uns hier nicht auf eine Prüfung der Frage über politische Centralisation einlassen; aber unsere literarische und künstlerische Centralisation ist sicherlich vom Uebel, und da sie überdies durch keinerlei Gesetz festgestellt worden, so sehen wir nicht ein, warum man sie nicht auch einmal ohne Weiteres beseitigen könnte. Darum wollen wir und alle diejenigen, die es gut mit der Kunst meinen, soviel als möglich dagegen agitiren. Zunächst sollten nur recht viele große Städte, wie Marseille, Toulouse, Lyon, Rouen, Bordeaux und Nantes, ihre Theater von Zeit zu Zeit neuen Opern eröffnen; dies wird das beste Mittel sein, unsere jungen Komponisten aufzumuntern und die vorhandenen Uebelstände zu beseitigen."

Die Studirenden der Universität Moskau haben nachstehende Adresse an die Studirenden der Hochschule in Belgrad, sowie wahrscheinlich auch an die der Universität Krakau und anderer slavischer Hochschulen, erlassen:

„Slavische Brüder! Aus allen Theilen des weiten Slavenlandes kamen zur bescheidenen Moskauer ethnographischen Ausstellung Schriftsteller, Gelehrte und Private. Sie überzeugten sich von jener brüderlichen Liebe und jener Gewogenheit, welche für euch die russische Nation empfindet. Wir Studirende begrüßen euch aber, ihr stamm- und sprachverwandten Brüder, unsere Collegen in der Wissenschaft. Die Resultate der slavischen und russischen Gelehrten gründeten die geistige slavische Einheit. Wir, die Jugend, müssen diese Idee pflegen, entfalten und realisiren. Wenn sie verwirklicht sein und das ganze Slaventhum umfassen wird, dann brauchen wir nicht mehr besorgt zu sein, daß wir Fremden untergeordnet sein werden. Alle Slaven ohne socialen Unterschied müssen vor Allem fühlen, daß sie die Glieder Einer Familie sind. Damit aber dieses Bewußtsein auf festem Grunde basire, muß es durch Civilisation und Aufklärung in Leib und Blut der ganzen Nation dringen; — die Einheit der literarischen Sprache ist das wahrhaftigste Mittel zu diesem Zwecke. Unsere Schuldigkeit ist, daß wir aus allen Kräften darauf hinarbeiten, daß dieses heilige Ziel erreicht wird. Wir sind Alle fest überzeugt, daß die glückliche Zeit nicht mehr fern ist, wo das ganze Slaventhum, ohne daß es daran die staatliche Verschiedenheit oder die Regierungen hindern könnten, eine große Einheit in Geist, Sprache und Bildung sein wird. Dann wird die slavische Nation erst jene Stelle einnehmen, welche ihr unter den übrigen civilisirten Nationen gebührt, dann wird sie sich mit Recht die Nation des Ruhmes (Slava) nennen können. Im Namen der Hörer der Moskauer Universität. Moskau, 23. Mai (4. Juni) 1867."

Am 28. Juli wurde in Agram durch ihren Protector, Bischof Stroßmayer, die neu gegründete südslavische Akademie der Wissenschaften eröffnet. Es hatten sich dazu zahlreiche Gäste aus allen slavischen Ländern eingefunden. Der Präsident der Akademie, Dr. Raczki, setzte in einer längeren Rede den Zweck und die Aufgaben der Akademie: Förderung der Brüderlichkeit unter den Südslaven und Pflege der Wissenschaften und Künste in origineller slavischer Weise, auseinander. Unter den Ehrenmitgliedern der neuen Akademie befinden sich: Maciejowski in Warschau, Miklositsch in Wien, Palazky und Purkinje in Prag, Pogodin in Moskau und Schleicher in Jena; unter den korrespondirenden Mitgliedern: Dümmler in Halle, Stuhr in Wien, Schubitsch in Graz, Hilferding und Solowiev in St. Petersburg.

Ueber Genossenschaftswesen, Cooperativ- und Vorschuß-Vereine sind in New-York bei Leypoldt und Holt drei verschiedene Schriften erschienen, von denen zwei nach den deutschen Publicationen von Schulze-Delitzsch und Eugen Richter bearbeitet sind. Die erste amerikanische Cooperativ-Genossenschaft ist im Juli 1866 zu Troy von 48 Mitgliedern, die sämmtlich Arbeiter sind, mit einem Kapital von 25,000 Doll. gegründet worden. In New-York giebt es jetzt eine von 25 Schriftsetzern und Druckern auf dem Prinzipe der Cooperativ-Genossenschaften begründete, große Buchdruckerei.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] **Berlin, den 31. August 1867.** **[Nº 35.**

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Das sechzehnte Jahrhundert und seine Lieder.*)

In der Sammlung von Liedern aus dem 16. Jahrhundert von Karl Goedeke und Julius Tittmann begrüßen wir mit Freuden den rühmlichen Anfang eines sehr verdienstlichen Werkes. Die genannten Verfasser nämlich haben es sich zur Aufgabe gemacht, das ganze geistige Leben unseres Volkes während des herrlichen Reformations-Zeitalters in seinen charakteristischsten poetischen Produkten uns vorzuführen.

Wir können nicht anders, als zuversichtlich erwarten, daß dies Unternehmen bedeutenden Anklang finden werde. Handelt es sich doch um ein Bild jener Zeit, deren ganzes Thun und Treiben, deren sämmtliche auf uns gekommene Denkmäler in Bau- und Bildwerken, in Kunstsachen aller Art, im geschriebenen Worte, wie im tönenden Liede, das Gepräge einer Verjüngung des deutschen Geistes an sich tragen, der in seine Tiefen hinabsteigt, zu neuem Bewußtsein sich erhebt und in völlig neuen Formen sich zu offenbaren beginnt. Es ist das Jahrhundert, auf das wir Deutschen alle Ursache haben, am meisten stolz zu sein. Bis auf unsere Stunde zehren wir noch von der jugendlichen, urkräftigen Bewegung der Gemüther jener Zeit, die eine Grundstimmung angeschlagen hat, die nie für uns verloren sein, sondern alle kommenden Jahrhunderte deutscher Geschichte noch durchtönen wird. Frische Jugend, Kraft, inniges Gemüthsleben und vor Allem unverwüstlicher, kernhafter Humor, der eben nur deshalb so allgemein sein konnte, weil die Gemüther sich ihres tüchtigen Strebens und edlen Gehaltes bewußt waren, athmet uns überall aus jener Zeit entgegen und erfüllt uns mit gleichen Gefühlen seligster Heiterkeit und Kraft. Eine einzige Seite aus irgend einer Schrift Luthers gelesen, — wen durchströmte dabei nicht die innigste Freude! Das ist echt deutsche Art! rufen wir aus und erkennen in jedem seiner Worte den echt deutschen Mann, den vollendeten Heros des 16. Jahrhunderts, in dessen großem Herzen alle Kraft und Wahrheitsliebe, alles Feuer und aller gottbeseelter Muth, alle Innigkeit, Lieblichkeit, Heiterkeit und Naivetät der ganzen Zeit vereinigt ist und in entzückender Weise sich abspiegelt. In wie anderen Bahnen und Geistesströmungen wir uns auch heute bewegen, er ist und bleibt die wahre Incarnation des deutschen Geistes; das Ideal unseres eigenen Wesens und Wollens erkennen wir in ihm, von dessen Geiste wir einen Hauch in uns spüren müssen, um wahrhaft deutsche Männer zu sein. Sein „Ein' feste Burg ist unser Gott" ist und bleibt das wahre deutsche Kriegslied in allen Kämpfen, worin der Deutsche Leib und Leben, Habe und Gut einsetzt, um den Sieg des Wahren, Großen und Gerechten. — Und hören wir dann wieder das alte, schöne Lied:

> Ach Gott, wie weh thut scheiden,
> Hat mir mein Herz verwundt;

oder andere Volksweisen jener Zeit in der Stille der Nacht durch die Gasse schallen und in der Ferne verklingen, so schwebt unsere Seele auf Flügeln der Sehnsucht dem Gesange nach und lauscht mit Wonne dem letzten verhallenden Tone. Ja, das ist deutscher Volksgesang! rufen wir selig aus; nur er allein kann uns so ganz zu Herzen dringen. — Kommen wir endlich in die alten Reichsstädte Mittel- und Süddeutschlands oder in die Städte der Hansa, wie grüßt uns da aus tausend Gäßchen und Winkeln, aus Giebelhäusern und vorspringenden Erkern, aus den Glockenspielen der alten Kirchen, aus dem braunen, wundervollen Schnitzwerke und den kernhaften Inschriften der alten Rathhäuser die gute, alte, ehrwürdige Zeit jenes wackern Bürgerthums, das sich so mannhaft gegen seine Feinde zu wehren wußte und aus dessen Mitte ein Albrecht Dürer, Hans Holbein, Lucas Cranach und Peter Vischer als Schöpfer der deutschen Kunst hervorgingen.

Dieses 16. Jahrhundert also, diesen wundervollen Frühling unserer neueren Zeit, uns in einer Sammlung seiner schönsten poetischen Blüthen aller Gattungen und Arten vorzuführen, haben die obengenannten Verfasser unternommen. Von ihrem Werke liegt uns der erste Band vor, der, wie billig, mit den Volksliedern beginnt.

Gleich hier haben wir das genaue, kritische Verfahren, das bei der Sammlung beobachtet ist, zu rühmen. Ueberall sind stets mit treuester Sorgfalt und unverdrossener Mühe die ältesten Quellen benutzt und verglichen worden, so daß wir nichts in unserer Sammlung haben, was jüngeren Ursprungs ist, und Alles genau in der uns durch die ältesten Drucke überlieferten Gestalt. Bekannt ist es ja, wie sehr in manchen früheren Sammlungen von Volksliedern durch den Mangel an Kritik, durch Aufnahme jeder mündlichen oder irgendwoher eingesandten Mittheilung, durch eigene Ergänzungen und willkürliche Aenderungen, durch unsystematische Anordnung gesündigt worden ist. Und wenn bei anderen Sammlungen die willkürlichen Interpolationen unterblieben, so stand doch das Aelteste dicht neben dem Neuesten, das Beste neben Unbedeutendem. Wie war daraus eine Vorstellung von dem Entwickelungsgange, von der Geschichte des Volksliedes zu gewinnen! Es war dies so unmöglich, so wirr und vage war lange Zeit hindurch die Vorstellung von dem eigentlichen Wesen des Volksliedes, daß man geradezu erklärte und zu beweisen suchte, es gebe und könne gar keine Geschichte des Volksliedes geben. Es hat aber dasselbe ebenso seine geschichtliche Entwickelung und Wandlung gehabt, wie die Kunst überhaupt und jeder Zweig derselben. Nur ist, um die Uebergänge und zarten Abstufungen zu erkennen, viel Material, Belesenheit und geübter Takt erforderlich. „Schon was die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts brachte, sagt Gervinus, ist von dem der ersten ganz verschieden, und der Fortgang des Liedes und seine Einwirkung auf das Kunstlied der Gelehrten, sowie die Rückwirkung dieses auf jenes kann genau verfolgt werden. Der feinere Duft, die feinere Bewegung geht immer mehr verloren; das Schmutzige und Bäurische steigt; das Regellose der Form wird wieder regelrechter. Man will das Alte übertreffen und macht es stets schlechter; man will die Sprünge vermeiden, man wird logischer, verständlicher, unlyrischer, nüchterner und endlich prosaisch; man sieht es den allbekannten Wendungen an, daß sie nicht mehr lebendig in der Seele liegen, sondern daß sie nachgeahmt sind und geborgt."

Um diesen allmählichen Entwickelungsgang aber zu belauschen und das Gefühl für die Unterschiede des Aelteren vom Späteren zu schärfen, dazu dient eine solche Sammlung, wie die vorliegende, vortrefflich. Ohne besondere Ueberschriften gruppirt sie die Lieder nach ihrem allgemeinen Inhalte, wobei jedesmal die nachweislich oder erkennbar älteren, einfacheren Lieder in charakteristischer Auswahl vorangestellt werden, denen die mit

*) Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Erster Band. Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1867.

den gelehrten Anspielungen und gesuchten Reimspielen folgen. Den Reigen eröffnen Lieder der Sehnsucht und der Preis der Geliebten; daran schließt sich der Gegensatz, das Lob des Los- und Ledigseins; hierauf folgen Scheidelieder und Klagen über Untreue und Flattersinn; die schönen Wächterlieder oder Tagweisen bilden sodann den Uebergang zu den romanzen- und balladenartigen Dichtungen, und an diese reihen sich Lanzknecht-Lieder, Reiterlieder, Jägerlieder, Weinlieder u. s. w.

Den zweiten Abschnitt bilden die geistlichen Lieder, bei denen natürlich die Luthers im Vordergrunde stehen. Bei den historischen Liedern in der dritten Abtheilung können wir nicht umhin zu bemerken, wie ungern wir nach dem schönen Liede Ulrichs von Hutten jenes berühmte Kernwort desselben Mannes vermissen, das keinem Deutschen unbekannt bleiben darf:

Von warheit wil ich nimmer lan,
das sol mir bitten ab kein man;
auch schafft zu stillen mich kein wer,
kein bann, kein acht, wie fast und ser
man mich damit zu schrecken meint,
wiewol mein fromme mutter weint,
da ich die sach het gfangen an;
got wöll sie trösten; es muß gan,
und solt es brechen auch vorm end,
wils got, so mags nit werden gwendt;
darum wil brauchen füß und hend.
Ich habs gewagt!

Im letzten Abschnitte endlich sehen wir, wie die ehrsamen Meistersänger in den Städten strenge nach der Tabulatur die Kunst des Gesanges übten. Zwar beginnt unter ihnen Meister Martin Mayer seinen Sang mit dem Stoßseufzer:

O reicher got im höchsten sal,
hilf mir probiern maß und zal,
die silben reimen zwingen!

Doch sehen wir sowohl ihn, wie manchen andern ehrsamen Meister, namentlich in der poetischen Erzählung, trotz der langen Strophen und ihrer schwierigen Gesetze manches durchaus nicht Verächtliche und den eigenthümlichen Reiz der Naivetät jenes Zeitalters nicht Entbehrende beisteuern, was viele Leser sicherlich überraschen wird.

Schließlich bemerken wir, daß die den vier Abtheilungen vorangestellten Einleitungen und die kurzen Worterklärungen unter dem Texte den Lesern willkommen sein werden, sowie den Forschern der genaue und umständliche Nachweis der alten Liederbücher, aus denen die einzelnen Stücke entnommen sind. Wie oft zeigt sich in den langen Titeln derselben wieder der wohlbekannte, possirliche Humor! So ladet auf einem wahrscheinlich für eine Tenorstimme bestimmten Liederbuche der Tenor folgendermaßen die Sänger ein:

Mein art und weis in mittelmaß
gen andern stimmen ist mein straß;
die habent acht auf meine stimm,
den mennern ich für andern zimm.

wogegen auf einem anderen Hefte der Bassus sich also vernehmen läßt:

Mein ampt ist im nidern stat;
drum wer ein bstanden alter hat
und brommet wie ein rauher ber,
der komme zu meiner stimme her.

Ist Aristoteles der Urheber der Lehre von der Einheit der Zeit in der Tragödie?

Bei allen Erörterungen und Controversen, welche die Lehre von der Einheit der Zeit hervorgerufen hat, war man doch von allen Seiten darin einverstanden, daß diese Lehre auf Aristoteles als Urheber zurückzuführen sei; die Autorität dieses Philosophen war es hauptsächlich, auf die sie sich stützte und durch die sie eine so große Bedeutung erhielt. Wenn demnach die Ansicht von dem Aristotelischen Ursprung dieser Vorschrift zu einer feststehenden Tradition geworden ist, so wird es zunächst ein gewisses Befremden erregen, wenn in einer Schrift des Professors Teichmüller: „Aristotelische Forschungen, Beiträge zur Erklärung der Poetik des Aristoteles",*) der Nachweis versucht wird, daß das Problem von der Einheit der Zeit dem Aristoteles ganz fremd sei; aber je genauer man die Gründe des Verfassers erwägt und prüft, je mehr man mit ihm diese Frage in ihrem Zusammenhang mit der ganzen Aristotelischen Kunstlehre behandelt, desto mehr werden die Bedenken schwinden, desto entschiedener die Ueberzeugung werden, daß durch den Scharfsinn Teichmüller's einem von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzenden Irrthum gegenüber die Wahrheit an's Licht gebracht sei.

Es giebt bei Aristoteles nur Eine Stelle, wo man glaubte, die Vorschrift der Einheit der Zeit ausgesprochen zu finden: im 5. Cap. der Poetik; T. weist nun nach, daß nur eine falsche Interpretation zu dieser Ansicht geführt habe. Aristoteles spricht hier über den Unterschied von Tragödie und Epos und führt dabei Folgendes an: „Ferner unterscheiden sie sich durch die Länge (μῆκει); denn die Tragödie ist möglichst bestrebt, unter einen einzigen Sonnenumlauf zu fallen oder doch nur wenig davon abzuweichen, das Epos aber ist der Zeit nach unbestimmt und unterscheidet sich dadurch." Die gewöhnliche Erklärung versteht nun das Wort „Länge" (μῆκος) nicht von dem Umfange der Dichtgattungen selbst, wofür doch der Wortlaut der Stelle spricht, sondern von der Zeitdauer der Handlung, welche sie zur Anschauung bringen, von der erdichteten Zeit, welche der Dichter in seinem Gedichte verfließen läßt. So fand man hier die Forderung ausgesprochen, daß die Handlung der Tragödie nur einen Tag füllen dürfte, während die des Epos von unbeschränkter Dauer sei.

Die Bedenken, welche in der vorliegenden Schrift gegen diese Deutung geltend gemacht werden, sind nun von der verschiedensten Art. Zunächst handelt es sich um eine sorgfältige Prüfung der Stelle selbst, und die Resultate sind hier folgende: μῆκος Länge kann nur die Länge von Tragödie und Epos selbst sein, d. h. die Masse der Geschichten und die ihnen entsprechende Masse der Verse. Tragödie bedeutet hier nicht „Einzeltragödie", sondern das ganze tragische Spiel, eine tragische Trilogie. Aristoteles will an dieser Stelle also nicht etwa ein wichtiges ästhetisches Princip aufstellen, sondern er macht nur nebenbei die Bemerkung, daß die Tragödie schon der Aufführung wegen an ein gewisses äußeres Maß des Umfanges gebunden sei, während das Epos eine solche Schranke nicht kenne. Dem entspricht es auch, daß im Fortgange der Untersuchung Aristoteles diesen Punkt mit keinem Worte mehr berührt. Bei der gewöhnlichen Ansicht dagegen bleibt es räthselhaft, wie der Philosoph ein so wichtiges Problem so oberflächlich behandeln konnte; jedenfalls

*) Halle, G. Emil Barthel, 1867.

dürften wir erwarten, daß er die Consequenz zu seiner Ansicht erläutert hätte, da sie für das Drama nach verschiedenen Richtungen hin hätten bestimmend sein müssen, — aber davon findet sich keine Spur.

Nur von archäologischer Seite scheint sich eine Schwierigkeit gegen die neue Erklärung darzubieten. Diese beruht nämlich auf der Voraussetzung, daß die Aufführung einer tragischen Trilogie den ganzen Tag gefüllt habe, während die herrschende Ansicht dahin geht, daß an demselben Tage die Tragödien und eine Komödie nacheinander gespielt seien. Ebenso gründlich als scharfsinnig aber wird nun in der vorliegenden Schrift der Nachweis geführt, daß aus den Stellen der Alten, welche hier in Betracht kommen, allerdings folge, daß Tragödien und Komödien an demselben Tage aufgeführt seien, keineswegs aber, daß dies nacheinander geschehen sei, vielmehr spricht Manches für die Annahme, daß sie gleichzeitig in verschiedenen Theatern zur Darstellung gekommen sind.

Was nun die fernere Ausführung und Begründung der Ansicht des Verfassers anbetrifft, so muß auf seine eigene Untersuchung um so mehr hingewiesen werden, als sie in ihrer Art durch Scharfsinn, Umsicht und Gründlichkeit musterhaft ist und sich durch Klarheit und Lebendigkeit der Darstellung auszeichnet. — Nur Ein Punkt möge noch hervorgehoben werden: Ausdrücklich sagt Aristoteles, daß in der Handlung sich die Tragödie nicht vom Epos unterscheide, und daß die Anforderungen an die Einheit derselben in beiden Dichtgattungen dieselben seien. Wenn trotzdem das Epos eine relativ größere Ausdehnung hat, so liegt der Grund nicht in der Länge, sondern in der Breite der Handlung. Die Tragödie kann nur ein Nacheinander, nicht ein Nebeneinander vorführen; dadurch wird Einfachheit der Handlung für sie erforderlich. (Von der Einheit des Ortes ist hier mit keinem Worte die Rede.) Das Epos dagegen kann viele zusammengehörende Geschichten gleichzeitig vorgehen lassen, ist deshalb seiner ganzen Anlage nach breiter und bekommt einen größern Umfang. Der Stoff aber, welcher zur Darstellung kommt, ist bei beiden ganz derselbe, die Tragödie bringt ihn nur gedrängter und darum in kürzerer Zeit zur Anschauung, und deswegen eben stellt Aristoteles sie als Dichtgattung über das Epos.

Wie läßt sich mit einer solchen Anschauung die angeblich Aristotelische Forderung der Einheit der Zeit für die Tragödie vereinigen?

So ist das Resultat der Untersuchung Teichmüllers (S. 240): „daß die Einheit der Zeit in der Art, wie sie durch die Franzosen berühmt geworden, und bis heute als auf eine Aristotelische Stelle begründet betrachtet wurde, dem Aristoteles unbekannt war. Das Problem der Einheit der Zeit und des Ortes überhaupt scheint von Aristoteles nicht als solches gekannt und behandelt zu sein: vielleicht weil die griechischen Tragiker mit kluger Mäßigung die Freiheit der Phantasie gebraucht haben und erst die romantischen Ausschweifungen durch den Gegensatz zur Erkenntniß einer Regel und eines Maßes führten. Jedenfalls ist die Stellung der Aristotelischen Theorie zu diesen Regeln eine offene Frage, von ihm weder aufgeworfen, noch beantwortet."

R.

Frankreich.

Deutsche Berichte über die Pariser Weltausstellung.

Zurückbleiben der deutschen Kunst-Industrie.

Es liegen uns zwei Berichte in Buchform über die Pariser Weltausstellung vor, die beide in gleicher Weise die wärmste Empfehlung verdienen. Mit einem dieser Berichte, oder noch besser, mit beiden versehen, wird der deutsche Besucher des internationalen Labyrinths auf dem Marsfelde sich nicht bloß leichter dort orientiren, sondern auch viele Zeit bei der Aufsuchung des Anziehenden und Lehrreichen ersparen können. Friedrich Pecht*) macht uns in seiner bekannten kritisch-ästhetischen Weise zunächst und hauptsächlich mit den dort befindlichen Erzeugnissen der Kunst, mit den Zeugnissen für die Einwirkung derselben auf den allgemeinen Volksfleiß und mit den Produkten der Kunst-Industrie aller Kulturvölker der Erde bekannt, während A. Ebeling,**) der Verfasser der mit Recht beliebten „Lebenden Bilder aus dem modernen Paris", uns die Entstehungs-Geschichte der Welt-Ausstellung, die Ausführung des kaiserlichen Befehles: „Messieurs, faites quelque-chose d'original" und die in echt französischer Weise, auf Theater-Effekt berechnete Herstellung dieses achten Weltwunders erzählt, woran sich eine heitere, übersichtliche und durchaus nicht ermüdende Darstellung des kolossalen Völker-Bazars mit seinen An- und Auswüchsen reiht.

„Den Kammern (so erzählt Ebeling) wurde ein Gesetzentwurf vorgelegt zur Bewilligung eines Kredits für die Kosten der Weltausstellung, die im Ganzen, sowohl das Gebäude an sich, wie alles Uebrige, auf 24 Millionen veranschlagt waren. Man verlangte aber nur die Hälfte und wollte die andere durch Aktienzeichnung aufbringen, was Beides über Erwarten glückte. Der Staat übernahm sechs Millionen und die Stadt Paris eine gleiche Summe: Staat und Stadt sind ja so reich, daß sie leicht das Doppelte hätten geben können, ohne sich dadurch, Jener eine militairische Expedition, Diese einen neuen Boulevard zu entziehen. Die Aktionaire drängten sich dergestalt hinzu, daß man ihre Zahl auf vierundzwanzig reduzirte, von denen Jeder eine halbe Million zeichnete. Daß die Börsen-Könige Rothschild und Pereire obenan auf der Liste standen, ist selbstverständlich, aber einen hübschen Eindruck macht es, auch den Namen Alfred Mame darunter zu finden, noch dazu neben dem des Herzogs von Albufera, und zwar als einfacher „Imprimeur à Tours". Freilich ist Mame ein Buchdrucker, der jährlich für mehr als sechs Millionen Geschäfte macht und dessen katholische Erbauungsbücher und treffliche Jugendschriften bis nach Australien und China gehen.***) Wir haben also in Frankreich katholische Verleger, die für ein großartiges, gemeinnütziges Unternehmen, wie diese Weltausstellung,

---

*) Kunst und Kunst-Industrie auf der Weltausstellung von 1867. Pariser Briefe von Friedrich Pecht (XII. und 331 S.). Leipzig, F. A. Brockhaus.

**) Die Wunder der Pariser Weltausstellung 1867. Von A. Ebeling. Mit einem Plane des Ausstellungs-Gebäudes (VIII. u. 387 S.). Köln, J. P. Bachem.

***) Der Buchdrucker Alfred Mame in Tours, der neben Hachette in Paris, in der Abtheilung für Literatur- und Druck-Erzeugnisse, die ausgezeichnetste Stelle unter den Franzosen einnimmt und dessen illustrirte Prachtausgaben (z. B. der „Jardins" von Delille) zu den mit Recht bewunderten Kunstwerken gehören, hat von der Preis-Jury die große goldene Medaille erhalten. D. R.

eine halbe Million, nicht allein zeichnen, sondern auch geben (ohne sonderliche Aussicht auf Rückgewähr des vollen Kapitals, oder auch nur auf 25 Procent desselben). Auch sonst finden sich schlichte Gewerbtreibende unter den Actionairen — was die republikanischen Blätter den Sieg des demokratischen Princips nennen."

In ähnlicher Weise, wie der Kölner Ebeling, weiß der Münchener Pecht die Opferwilligkeit der Franzosen, wo es großen, gemeinnützigen Zwecken gilt, zu rühmen. Um so demüthigender für uns erscheint dagegen die sparsame, ungroßmüthige Betheiligung der (freilich viel weniger wohlhabenden) Deutschen bei ähnlichen Gelegenheiten, wo es sich um die Ehre und die Größe unseres Landes handelt. Die Deutschen sind überhaupt, wie aus beiden Berichten hervorgeht und wie wir selbst aus eigener Anschauung bestätigen müssen, im Vergleiche mit den Erfolgen, die sie auf der ersten großen Welt-Industrie-Ausstellung im Krystallpalaste von London im J. 1851 davontrugen, gegen Franzosen und Engländer bedeutend zurückgeblieben.

„Ohne Zweifel", sagt Friedrich Pecht, „bedarf unser ganzer Kunst-Unterricht, besonders aber der kunstgewerbliche, höchst dringend einer Reorganisation, der Letztere überhaupt einer sehr viel größeren Aufmerksamkeit, als man sie ihm bis jetzt hat angedeihen lassen, wenn die Verarmung der Nation nicht bald noch bedenklichere Fortschritte machen soll, da uns nicht nur die Engländer weit überholt haben, sondern auch die Italiäner bereits im Begriff sind, es zu thun.

. . . . . „Die Faulheit unserer alten, die Unfertigkeit unserer neuen staatlichen Zustände spiegelt sich in jedem unserer Erzeugnisse ab, trägt sich auf Alles über. Es ist uns aber jetzt keine Wahl gelassen, als unterzugehen oder nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, wie das unserer Indolenz und Abneigung gegen alles Entschiedene so bequem wäre.

„Ist es viel, daß es uns trotz alledem schon heute gelungen, in der Kunst den zweiten, in der Industrie wenigstens den dritten Platz unter den Nationen des Erdballs einzunehmen, so wird es nur an unserer Willenskraft liegen, es bald auch den Besten gleichzuthun, denn ursprüngliche Kraft und Fähigkeit zum Größten hat uns die Natur wirklich mehr verliehen, als man schließen sollte nach der geringen Achtung, die dem Talent und Verdienst auch heute noch in Deutschland Rang und Geburt gegenüber gezollt und wodurch die bessere Hälfte aller Anstrengungen gelähmt wird. So lange wir diese nothwendigste Bedingung für das Gedeihen von Kunst und Industrie einem chinesischen Kastenwesen zuliebe nicht ändern, so lange werden wir freilich auch immer jene sonderbare Mischung von hoher Genialität und ärmlicher Unbehilflichkeit zeigen, die heute im Ganzen unsere Production charakterisirt und einen zwar nichts weniger als hoffnungslosen, aber aufregenden, ja erbitternden Eindruck Jedem zurückläßt, der die Ursachen einer so auffallenden Erscheinung genauer untersucht und es mit dem Vaterlande wohlmeint, wie wir das doch wohl Alle thun, so verschiedener Meinung wir auch sonst seien."

Norwegen.

Norwegen und der Skandinavismus.

Henrik Wergeland und seine Zeit.*)

Von allen Dichtern Norwegens und Dänemarks findet man wohl kaum Einen, der in Schweden so unbekannt ist, wie Henrik Wergeland, und doch hören wir beständig seinen Namen nennen, wenn wir einen Norweger nach seines Landes größtem Dichter fragen. Diese Unbekanntschaft ist leicht erklärlich, und zwar können die Ursachen in zwei Punkte zusammengefaßt werden: erstens das Unklare und Unbegreifliche in Wergeland's früherer Poesie, welches seine Werke aus jener Zeit ungenießbar macht, und zweitens die herrschende Vorstellung von Wergeland's Stellung gegen Schweden und das schwedische Volk, welche den Schweden keine besondere Lust einflößen konnte, seine Gedichte zu lesen, in denen sie Aeußerungen anzutreffen fürchteten, die ein das Vaterland liebendes schwedisches Herz verwunden mußten.

Die Aufgabe unserer Zeit ist es, internationale Vorurtheile auszurotten, welche im Norden herrschen, oder wie man glücklicher Weise jetzt wohl sagen kann, geherrscht haben, und welche bisher die Schweden verhindert, Norwegens eigenthümlichsten Dichter kennen zu lernen. Hierzu bietet sich nun ein vortreffliches Mittel in der Schrift, welche uns Veranlassung zu diesen Zeilen gegeben und in welcher man völlige Aufklärung findet über Wergeland's politisches Leben und Ansichten, und gestützt auf diese Arbeit, so wie auf dasjenige, was wir vorher von Wergeland's Wesen und Dichternatur kannten, wollen wir versuchen, eine kurze Darstellung seines Verhaltens zu den anti unionistischen Bewegungen seiner Zeit zu geben. Vielleicht kann dieser Aufsatz unsere Leser davon überzeugen, daß Wergeland ein Dichter war, der das schwedische Volk achtete und liebte, aber den Einfluß haßte, welchen die Adelspartei in dem Lande übte, das er als guter Patriot über Alles in der Welt liebte.

Wergeland's erstes und größtes Gedicht „Skabelsen, Mennesket og Messias" (Die Schöpfung, der Mensch und der Messias) war, obgleich eine chaotische, unklare und unfertige Arbeit, doch von großer Bedeutung für des Dichters Zukunft, weil er in dem Gedichte seiner Jugend den Samen der Ideen niederlegte, welche in der Handlung seines Mannesalters Früchte trugen, daher jenes Gedicht der Ausgangspunkt sein muß für jede Betrachtung der Stellung und Bedeutung Wergeland's als Dichter und Bürger. In der Schilderung des Messias hat Wergeland den Gedanken entwickelt, daß in der Menschennatur der Samen zu gänzlicher Vollkommenheit sich findet, welcher unvergänglich ist, wenn er auch durch die Verirrungen von Jahrtausenden unterdrückt scheint. Nach Wergeland's Gedicht tritt im Christenthume das Ideal hervor, welchem das Menschengeschlecht vermittelst eigener, ihm innewohnender Kraft nachstreben soll. In ihm tritt die höchste Weisheit des Alterthums verklärt auf als eine für alle Zeiten und alle Völker giltige Sittenlehre, dem Beginn einer neuen Zeit, in welcher des Menschen ursprünglicher Werth wiedergewonnen werden wird in einer Gemeinschaft, gegründet auf „Bruderliebe", strebend nach „Freiheit und Gleichheit". Wergeland erklärte, als ihm seine Unklarheit vorgeworfen wurde: „Mein Leben wird ein treuer Commentar zu diesem Gedichte werden." Dieses frohe Ver-

*) H. Lassen: Henrik Wergeland og hans Samtid. Christiania, P. T. Malling, 1866.

trauen auf die der Menschennatur innewohnende Göttlichkeit war der Grundzug seiner Wirksamkeit. Die natürlichste Staatsform für das durch das Christenthum erneuete gesellschaftliche Leben ist nach Wergeland's Meinung: die Republik. Die Juli-Revolution wurde für ihn eine Bekräftigung des politischen Glaubensbekenntnisses, das er in seinem großen Gedichte abgelegt, dem Gedichte, welches er selbst „Bibel der Republikaner" benannte in jugendlichem Uebermuth; er sah in der Revolution die Vorbereitung zu einem neuen, goldenen Zeitalter der Freiheit und Gleichheit, und nachdem er sie in seinem wilden Gedichte „Das befreite Europa", gefeiert, reiste er 1831 zur Herzenskammer der Freiheit, nach Paris. Er nahm natürlicherweise eifrig an dem Enthusiasmus für das unglückliche Polen Theil und schrieb sein „Caesaris" gegen dessen grausame Bedrücker, sowie die Bewegungen in Spanien das gleichfalls revolutionär-republikanische Gedicht „Spaniolen" hervorriefen. — Es scheint nicht unnatürlich, daß unter den gährenden Träumen seiner Jugend sich auch einer fand, welcher eine Zeit freien, brüderlichen Zusammenschließens der drei Stämme Skandinaviens umfaßte, und das Werk, auf welches wir uns hier stützen, theilt uns die interessante Nachricht mit, daß Wergeland, der sogenannte „Schwedenhasser", die lebhaftesten skandinavischen Sympathieen gehabt, ja, klar und bestimmt eine skandinavische Politik ausgesprochen, lange ehe dieser Gedanke, als ein politischer, an dem nordischen Horizont hervortrat. Für Wergeland's ganz und gar kosmopolitische Natur mußte dieser skandinavische Bruderbund, genährt in revolutionärer Zeit, der nächste Weg scheinen zu der goldenen Zeit europäischer Bruderliebe.

Im Jahre 1830 begleitete er seinen, durch seinen Haß gegen Dänemark und scharf hervortretenden norwegischen Separatismus bekannten Vater, den Probst Nic. Wergeland, auf einer Reise nach Stockholm. Hier machte er die Bekanntschaft aller Heroen der Opposition, Johanson's, Hierta's u. s. w., und schloß einen festen Freundschaftsbund mit dem damals noch ganz jungen Dichter Bidderstad; in Stockholm schrieb er auch ein merkwürdiges, aber niemals gedrucktes, Gustaf Hierta gewidmetes Gedicht: „Unio robur Gothorum — tria juncta in uno — trinitas Gothorum", dessen Hauptgedanke war: Dänemarks Freiheit und Vereinigung mit den anderen beiden skandinavischen Reichen. Näher bestimmt war sein politischer Plan: „Ein politischer Bund, jeder Staat mit selbständiger, eigener, freier Verfassung, aber unter gemeinschaftlicher Regierung, mit gemeinschaftlicher Repräsentation im Auslande, ganz nach dem Muster der nordamerikanischen Staatsverfassung."

Indessen bereitete sich der Streit vor um die Stellung des norwegischen Volkes gegenüber der europäischen Kultur-Entwickelung und um Beseitigung des dänischen Einflusses auf Norwegen in Literatur und Kunst, und schon von Beginn dieses Streites finden wir Wergeland's Stellung als eine ganz andere, als die, welche er 1830 und 1831 einnahm. Jedoch liegt hier keine Inkonsequenz vor; im Gegentheil war die Stellung, welche Wergeland jetzt einnahm, eine nothwendige Entwickelung der Grundsätze, welche er im Messias ausgesprochen. Predigte er dort auch Kosmopolitik, so doch nicht die fade Verfassungs-Kosmopolitik, welche jede Nationalität verschwinden, alle Eigenthümlichkeiten auswäffern läßt in einem großen, gemeinsamen Tiegel. Es war gerade charakteristisch für sein politisches Ideal im Messias, daß er für völliges Erhalten der verschiedenen nationalen Eigenthümlichkeiten sprach, im Gegensatz zu den kosmopolitischen Idealen, welche den Staatsverbesserern früherer Jahrhunderte vorschwebten. Daß es folglich das erste Ziel seiner Wirksamkeit sein mußte, die Eigenthümlichkeit seiner Nation zu bewahren, so daß sie die Berechtigung gewinnen konnte, in die große Bruder-Republik zu treten, zu welcher das Christenthum schließlich die Welt umbilden sollte, war ganz natürlich. Diese Stellung führte ihn zuerst zu einer Opposition gegen Dänemarks, gegen Kopenhagens starken und von seinem Gesichtspunkte schädlichen, für die Nationalität verderblichen Einfluß, eine Opposition, deren Berechtigung zu untersuchen, hierher nicht gehört.

Die andere Opposition Wergeland's war gegen den Einfluß des gefürchteten Schweden auf Norwegens innere Politik gerichtet. Für jedes junge, frische Volk, wie für das Individuum tritt eine Zeit ein, da es im Gefühle erwachender Mündigkeit versucht, wie hoch es die Schwingen tragen, während eine Schranke gegen diesen Versuch gesetzt ist, sei es von außen, sei es durch die gleichzeitig erwachende und wachende Vernunft. Eine solche Zeit hatte auch Norwegen durchzumachen; seine junge Kraft spannte die Schwingen, um zu zeigen, daß es selbst auszurichten vermag, was Andere ihm nicht zutrauen; ja es machte sogar den Versuch, eine Kultur auf ausschließlich norwegischem Grund zu schaffen, und übersah, daß keine Kultur die Verbindung mit der Weltkultur entbehren kann. Ein Werkzeug und Opfer dieser freudigen, starken, aber unpraktischen Vorstellung war Wergeland; ein Streit von Bedeutung entstand in Norwegens Literatur, ein Streit zwischen der Partei der Intelligenz und der der felsenfesten Nationalitäts-Eiferer, ein Streit, welcher sich in den beiden Hauptgegnern in der Welt der Poesie, in deren Gränzen er durch Welhaven's „Norges Daemring" gezogen wurde, concentrirte; es war der sogenannte Wergeland-Welhaven'sche literarische Streit. Es war aber weit mehr als ein literarischer Streit; er berührte die theuersten Interessen aller Nationen, und so mußte auch der Tag anbrechen, da die Frage über Norwegens Verhalten zur Union vor diesen idealen Richterstuhl gestellt wurde, und hier mußte nothwendigerweise ein drittes Element mit in den Streit gezogen werden, nämlich die schwedische Presse. Dieser Tag kam, und der Umstände, welche sein Erscheinen beschleunigten, waren viele; wir wollen sie in Kürze betrachten.

Die norwegische Presse befand sich in den J. 1830—40 in dem Uebergangsstadium von totaler Unschädlichkeit und Neutralität zu politischem Bewußtsein; „sie bekam Zähne", wie Wergeland selbst die Sache ausgedrückt hat. Zu der Zeit mußte man Etwas zu beißen haben und biß nach Herzenslust. Besonders war es das demokratische Organ des Bauernstandes „Statsborgeren", welches unter Leitung eines rasenden Demagogen, Soelvold, einige Jahre alle Wahlen terrorisirte, bis der Redakteur eines Tages, verurtheilt, der bürgerlichen Ehrenrechte verlustig ging und vom Schauplatze verschwand. — Alle Nothleidenden wandten sich damals an Wergeland; zu ihm wallfahrteten Bauern aus entlegenen Theilen des Reiches, um Rath und Hilfe zu suchen. So machte es auch der unglückliche Verleger des „Statsborgeren"; eine Nummer, welche den Subscribenten versprochen war, mußte heraus und Wergeland mußte helfen. Unter dem Versprechen tiefster Verschwiegenheit, denn „Statsborgeren" war damals viel schlimmer angesehen, als „Fädrenelandet" jemals in Schweden gewesen, schrieb Wergeland eine Nummer. Der Verleger setzte seine Bitten fort, und ehe Wergeland drei oder vier Nummern geschrieben hatte, war in Folge des eigenthümlichen Stils seine Anonymität verrathen, und weil seine Feinde jubelten, als sähen sie ihn bereits als Strafgefangenen, trotzte Wergeland und übernahm die Zeitung als Chefredacteur. Das war im Oktober 1835.

Auf diese Weise war der Dichter Wergeland auf das stürmische Meer der Journalistik geworfen. Fast gleichzeitig gründete die Gegenpartei als ihr Organ die Zeitung „Den Constitutionelle", redigirt von Carl Fougstad (jetzt Bürgermeister in Christiania), U. A. Motzfelt (damals Lector, jetzt todt) und Martin Schweigard (damals Lector, jetzt Professor), drei der hervorragendsten Männer Norwegens. — So hatte die höhere Bildung, wie die Demokratie ihr Organ in der Presse und bald fand sich Gelegenheit, in offenen Kampf zu treten. Der erste Anlaß wurde durch die Unions-Angelegenheiten gegeben.

Das Jahr 1836 hatte die Reichsgerichtsklage (riksråthsaktionen) auf Veranlassung der plötzlichen und unerwarteten Auflösung des „Storthing" durch Carl Johann gebracht. Der Angeklagte war der Staatsminister, spätere Statthalter Lövenskjold, welcher unterlassen hatte, gegen diese Auflösung zu protestiren und mit Recht sah man in Carl Johann's Maßregel eine Aeußerung seines persönlichen Unwillens gegen das „Storthing", wie der König sich überhaupt bei verschiedenen Gelegenheiten feindlich den Norwegern gegenüberstellte. Man sah in Norwegen in Carl Johann's Politik den verhaßten Einfluß der schwedischen Aristokratie, und gegen diese richtete sich nun insbesondere Wergeland's Feder. Für ihn war Carl Johann immer der Freiheitsheld der französischen Revolution und der Gegenstand bewundernder Liebe; natürlicherweise wurde also die Schuld dem schwedischen Adel aufgebürdet, dessen Vorstellungen von Norwegens Stellung in der Union schwankend und falsch waren. — Der „Constitutionelle" sah in diesem Angriff auf einen hervorragenden Stand des Brudervolkes, nicht ohne Grund, einen Ausdruck des Separatismus, besonders da Wergeland später gegen den Staatsminister auftrat und immer deutlicher sich dahin äußerte, daß die beste Beendigung der Streitigkeiten die Auflösung der Union sei. Wergeland schrieb mit der Wärme und Leidenschaft des Dichters; er erinnerte an die schwedischen Kanonenschüsse während des Storthing 1821, an die bedrohte Heiligkeit des Grundgesetzes und behauptete, daß die Union durch die Auflösung im Grunde erschüttert sei. Gefährlicher wurden seine Angriffe, als er anfing, Norwegen zu ermahnen, auf der Hut zu sein und nicht Norwegens Schicksal unter Dänemark zu vergessen; er räth die norwegischen Festungen in Stand zu setzen. Mehr und mehr erhitzte sich seine Phantasie und erreichte die Sphäre des Lächerlichen, als er ein altes, längst vergessenes Gesetz hervorsuchte, das den Bauern die Pflicht auferlegt, Waffen zu tragen. Seine Phantasie beschäftigte sich mit Bildern aus Polens Freiheitskampf und dem Wüstenleben der Beduinen, er empfiehlt für einen „Landsturm" Messer, eine halbe Elle lang, etwas gebogen wie die arabische Waffe und so eingerichtet, daß sie an einer eisenbeschlagenen Stange befestigt werden können; aber das Lächerliche schlägt in das Ernste um, wenn wir bedenken, daß diese Waffen gegen das Brudervolk gebraucht werden sollten.

Das Storthing des Jahres 1836 hatte sich mehr als irgend ein früheres mit der Untersuchung der berechtigten Ansprüche Norwegens auf Gleichstellung in der Union beschäftigt und Carl Johann's unbedachtsame Handlungsweise hatte die Gemüther gereizt. Aber die Partei der Intelligenz war vorsichtig genug, nicht dem Zorne freien Lauf zu lassen, sondern sich lieber zu einer Handlung vorzubereiten, welche entscheidend werden konnte; ihr Streben ging dahin, die demokratische Bauernpartei zu stürzen und durch eine aus aufgeklärten Elementen zusammengesetzte Nationalversammlung Norwegens Sache zu stärken; zu gleicher Zeit sollte die Presse Norwegens Verhältniß zur Union aus rein juridischem Gesichtspunkte behandeln und versuchen, Norwegens Rechte mit unumstößlichen Gründen zu beweisen. Sie hatten tüchtige Kräfte, führten ihre Sache mit Ueberlegung und der Sieg schien gewiß — da kam Wergeland mit seinem arabischen Yatagan und verdarb das Ganze. Alles, was sie mit juridischer Klugheit gegen den servil-aristokratischen Theil der schwedischen Presse aufbauten, riß Wergeland nieder, indem er den Schweden mit den Fäusten entgegentrat, und ehe er sich versah, befand er sich zwischen einem Doppelfeuer, einem schwedischen und einem norwegischen; seine Landsleute nannten ihn einen feigen, falschen Propheten, einen Volks-Verführer, der nichts zu verlieren habe, und schließlich einen Vaterlands-Verräther. Man fürchtete, daß Wergeland's heftige, erbitterte Angriffe auf die Union Carl Johann zu einem Staatsstreich veranlassen würden; man wollte dem Volke einreden, daß Schweden zu den Waffen greifen werde — gegen eine norwegische Zeitung. Niemand kann sich eine Vorstellung von den Schmähungen machen, welche es auf den Dichter-Journalisten regnete; die Gegner konnten als gute Juristen leicht wissen, wie weit sie in ihren Invectiven gehen durften, ohne sich gerichtliche Verantwortung zuzuziehen. Man täuscht sich, wenn man glaubt, daß Wergeland in seinem Grimme das Volk hinter sich gehabt, daß er der Ausdruck der antiunionistischen Stimmung des norwegischen Volkes gewesen. Zwar hörte das niedere Volk niemals auf, seinen Sänger zu verehren, dessen Werke es zwar nicht verstand, dessen Liebe es aber instinctiv ahnte; als aber Wergeland so weit ging, die Union umstürzen zu wollen, da hatten die Bauern Feingefühl genug, zu merken, daß Wergeland's Politik ein Traumbild sei, und bekümmerten sich nicht darum, und unter Wergeland's Redaktion verlor „Statsborgeren" — mehr und mehr seinen Einfluß und seine Verbreitung.

Wie wurde nun der Streit von schwedischer Seite gehandhabt? — Mit großer Heftigkeit und großer — Unkenntniß der norwegischen Verhältnisse. In Norwegen war das Resultat der Wergeland'schen Angriffe auf die Union, daß jeder Leser, welcher Wergeland und die Verhältnisse kannte, die politischen Phantasieen mit Achselzucken bei Seite legte. Anders in Schweden, wo die oppositionellen und servilen Organe der Presse in innerm, heftigen Streit standen, und wo man glaubte, daß die Presse in Norwegen dieselbe Bedeutung habe wie in Schweden, zumal Wergeland's lebhafte Phantasie der Sache immer das Ansehen gab, als wären seine Worte das Resultat der innersten Stimmung des Volkes. In dem gegen Norwegens Demokratie gehässigen Theile der schwedischen Presse stellte man sich, als halte man in der That „Statsborgeren" für den Ausdruck des Willens des norwegischen Volkes, und die servilen Blätter, welche am Schärfsten gegen Norwegens Forderung der Selbständigkeit und Gleichstellung sprachen, behaupteten, es gebe in Norwegen eine große und mächtige Antiunions-Partei, deren Führer der in Norwegen hinlänglich bekannte Carl Bonaparte Roosen (welcher niemals politischen Einfluß gehabt), der Literat Wangensten, der berüchtigte Svelvold und an der Spitze Henrik Wergeland. In jener Zeit schrieb Wergeland seine dramatische Satire „Stockholmsfareren", in welcher er die Art geißelte, wie man Beförderung suchte, indem man von Norwegen nach Stockholm reiste und Audienz bei Carl Johann nachsuchte. Fast gleichzeitig hörte „Statsborgeren" zu erscheinen auf. — Man hat die Norweger oft beschuldigen gehört, daß sie in ängstlicher Weise danach streben, in Kleinigkeiten nicht Schweden nachzustehen, aber die spätere Zeit hat gelehrt, daß sie nicht Unrecht hatten, ihr Recht in Kleinigkeiten zu wahren, denn von Kleinem zu

Großem ist nur ein Schritt. Unter den Dingen, welche damals mit Recht das norwegische Selbständigkeits-Gefühl kränkten, war die Unfreiheit der norwegischen Flagge eins der bedeutendsten, und wir können also denken, wie das Freigeben der Flagge, den 11. April 1838, ein großes Ereigniß in der Geschichte des jungen Norwegen gewesen.

In Wirklichkeit war es wohl die innere Ueberzeugung von den Vortheilen der Union für sein Vaterland wie für Schweden, welche Wergeland schweigen ließ, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn wir später von ihm hören, daß er ein Unionsfreund geworden, seitdem die Flagge freigegeben. In der Schrift, welche er herausgab, als man ihm vorwarf, daß er, der Republikaner, eine Pension von Carl Johann angenommen, äußerte er: „Mein Richtenthusiasmus für die Union ist ein Barometer, das am 11. April 1838 in Stücke brach." Die für Wergeland beleidigende Beschuldigung, daß er seine Ueberzeugung für die Pension verkauft, wird jetzt Niemand theilen, denn sein reiner enthusiastischer Charakter widerspricht dieser Möglichkeit.

Schweiz.

König Franz I. und die Reformation in der Schweiz.

Im Schlußbande seiner „Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's"*) behandelt Herr Merle d'Aubigné in Beziehung auf die Schweiz den Zeitraum vom Juli 1533 bis zum Januar 1535, in welchem Genf der Schauplatz nicht allein einer kirchlichen, sondern auch einer politischen Umwälzung war. Im Juli 1533 wurde der Bischof von Genf von den kühnen lutherischen Bürgern dieser Stadt zur Flucht auf Nimmerwiedersehen veranlaßt, und im Januar 1535 stand die nunmehrige Republik Genf da, durch den Muth, die religiöse Begeisterung und die beispiellose Opferwilligkeit ihrer Bürger in kurzer Zeit zu einer imposanten Festung umgewandelt und bereit, den vereinten Angriffen des Bischofs und des Herzogs von Savoyen Trotz zu bieten.

Die Reformation in Genf zeichnet sich dadurch aus, daß sie lediglich vom Laien-Volke ausging. Dieser Impuls des Volkes ist so rein von aller fremdartigen Einwirkung, daß man sagen darf, die lutherischen Prediger seien nach Genf erst berufen worden, nachdem die Reformation daselbst durch die Laien der Hauptsache nach bereits vollzogen war. Und selbst als die Prediger dort wirkten, nahmen sie auf diesen Umstand die größte Rücksicht: ihr äußeres Erscheinen unterschied sie in keiner Weise von den Bürgern, vor denen sie predigten. Von Farel, dem Vorgänger Calvin's, wird ausdrücklich bezeugt, daß er während der Predigt kein priesterliches Gewand, sondern nach damaliger Mode einen spanischen Mantel und einen aufgeklappten Hut getragen habe.

Merle d'Aubigné bezeichnet Farel als den Reformator Genfs, sowie mehrerer anderer Ortschaften in der Schweiz und in Frankreich. Dies ist insofern richtig, als Farel seinem größeren Nachfolger Calvin die Bahn zur Organisation der erneuerten Kirche ebnete und der lutherischen Lehre in Genf den hohen geistigen Schwung verlieh, durch den dort für die Freiheit so nachhaltig wirksame Dinge verrichtet wurden. Aber zum Durchbruch wurde die Reformation in Genf durch die Thatkraft und den Glaubensmuth allein der Genfer aufgeklärten Laien gebracht.

Unter diesen steht oben an Baudichon de la Maisonneuve, ein Mann, von dessen ausgezeichneter Gesinnung und Handlungsweise der Geschichtsschreiber auf Grund der Genfer Rathsprotokolle von jener Zeit, aus den Lyoner Prozeßakten und anderen Quellen ein strahlendes Bild entwirft.

„In den großen Revolutionen der Völker läßt Gott, wie Thiers in seiner Schrift „sur l'insurrection en Espagne" sagt, bisweilen nicht einen Lenker und Rathgeber erstehen, sondern eine Strömung im Volke, der man nur zu folgen braucht. In Genf gab es eine solche mächtige Strömung, welche der Reformation zuführte, und der Mann, in dem diese Volkskraft sich personificirte, war Baudichon. Von edlem Geschlecht und adeliger Gesinnung, war er Anfangs nur ein nach Unabhängigkeit strebender Politiker und ein Gegner des Papstthums; als er aber Haus und Herz dem Evangelium öffnete, nahm seine Liebe zu demselben immer mehr zu. Zwar besaß er nicht alle evangelische Tugenden; er war hin und wieder ein Spötter und verhöhnte den Aberglauben seiner Zeit; auch zeigte er sich in seinen Worten und Handlungen bisweilen heftig und leidenschaftlich; aber diese republikanische Energie machte ihn so recht dafür geeignet, Rom, dem Herzog (von Savoyen) und der Inquisition die Spitze zu bieten. Fest und unerschütterlich wie er war, wurde er in Genf der Schirmvogt der evangelischen Lehre. Obwohl von Adel, trieb er doch Handel und machte bedeutende Geschäfte. Er war reich und freigebig, und sorgte für Alles, was der neue Cultus erforderte. Die höchsten Behörden der Stadt, mit denen er in Verbindung stand, bewiesen ihm große Achtung, und so geschah es, daß nicht nur die mächtige Republik Bern, sondern sogar König Franz I. sich zu seinen Gunsten verwandte."

Man nannte Baudichon den Hauptmann der Lutheraner. Er war viel mehr. Allerdings war er es, der den Bischof de la Baume zur Flucht zwang, der mit kräftigem Arme alles Evangelische schützte, der die stets zu Ueberfällen und anderen hinterlistigen Streichen aufgelegte katholische Partei im Zaume hielt. Aber er führte nicht nur das Schwert. In der Bibel bewandert wie ein Prediger, von der Macht der evangelischen Lehre durchglüht und mit unwiderstehlicher Wahrheitsliebe ausgestattet, übernahm er in Genf selbst wie auf seinen Handelsreisen das Amt eines Apostels und suchte überall, ohne Rücksicht auf seine Sicherheit, mit erstaunlicher Kühnheit die evangelische Lehre nicht allein zu vertheidigen, sondern auch zu verbreiten. Von Nürnberg — wo er den ersten Funken vom Glauben an die Freiheit des Geistes empfangen hatte — bis Lyon erstreckte sich der Schauplatz seiner unausgesetzten Wirksamkeit, die ihn freilich bald mit der Inquisition in Berührung bringen sollte.

Ein Charakter wie Baudichon mußte den Anhängern des Papstthums als höchst gefährlich erscheinen. Man umstellte den Genfer Bürger mit Netzen, die er wohl bemerkte, die ihn aber auf der eingeschlagenen Bahn nicht um einen Schritt aufhalten konnten. Er wußte, daß er der evangelischen Sache mit seiner Person ein Opfer würde bringen müssen. Zweifelhaft war nur, ob der entflohene, aber keineswegs unthätige Bischof de la Baume, oder der Erzbischof von Lyon die Ehre haben sollte, ihm den Scheiterhaufen herzurichten. Das Geschick schien dem Letzteren diese Ehre gönnen zu wollen.

Baudichon pflegte die Messen in Lyon zu besuchen, und es waren natürlich nicht nur Handelsgeschäfte, die er dort trieb.

---

*) Deutsche Ausgabe. Vierter und letzter Band. Elberfeld, R. L. Friderichs. 1866.

Die Offenheit, mit der er bei jeder Gelegenheit seine religiösen Ueberzeugungen darlegte, hatten das Erstaunen und die Bewunderung, nicht selten aber auch den Haß der Lyoner und der Meßreisenden erregt. Es hatte nicht an Drohungen gefehlt. Aber durch die Freiheit der Messe und seinen Genfer Bürgerbrief glaubte sich Baudichon dort genügend geschützt. Darin sollte er sich irren.

Während der Ostermesse 1534 wurde Baudichon in Lyon verhaftet und mit seinem Gefährten in die königlichen Gefängnisse gebracht. Das freilich war nicht die Absicht der Priester. „Diese Männer", sagten sie, „sind wegen Vergehen wider unsern heiligen Glauben, gegen das Interesse des Königs, unseres Herrn, und gegen die öffentliche Ordnung verklagt; deshalb verlangen wir, daß sie in die Gefängnisse des erzbischöflichen Palastes gebracht und ihr Prozeß von geistlichen Richtern entschieden werde." Wirklich wurden die beiden Gefangenen in die erzbischöflichen Gefängnisse transportirt. „Da sah der große Hugenott ein, daß er in einen Hinterhalt gefallen sei und bereitete sich vor, seinen Feinden die Spitze zu bieten."

Der Prozeß, dessen Einzelheiten Herr Merle d'Aubigné aus den im Berner Archiv befindlichen, noch nicht an die Oeffentlichkeit gelangten Prozeßakten des Lyoner Inquisitionsgerichts geschöpft hat, wurde nun in der damals gewöhnlichen Form geführt. Die geistlichen Richter suchten den Angeklagten durch spitzfindige Fragen zu einem ketzerischen Geständnisse oder zu einem Widerrufe zu bewegen. Aber Baudichon ließ sich nicht fangen; er wußte theils durch kluge Antworten, theils durch die Erklärung, daß er nicht vor seinen Richtern stehe und hier gar nicht zu antworten brauche, den listigsten Fragen auszuweichen. Die geistlichen Herren geriethen in Verzweiflung. Es ist wahrscheinlich, daß Baudichon gefoltert worden ist; wenigstens beschwerte er sich den Richtern gegenüber über harte und unwürdige Behandlung. Aber auch dergleichen Strafen verfehlten des Erfolges. Den geistlichen Herren ging endlich die Geduld aus. Am 28. Juli 1534 wurde dem eisernen Hugenotten das Urtheil publicirt, das ihn natürlich „für einen Ketzer und den größten Verfechter und Vertheidiger der Ketzerei und der Ketzer" erklärte. Demzufolge wurde Baudichon dem weltlichen Arme der Gerechtigkeit überliefert: die Kirche hatte einen Abscheu vor dem Blute, und der bürgerlichen Obrigkeit wurde grundsätzlich die Vollstreckung der Todesurtheile überlassen.

Baudichon appellirte gegen das Urtheil an den König, an den Legaten und an alle gesetzmäßigen Instanzen. Das Alles würde ihn sicherlich nicht vom Tode errettet haben, wenn nicht sein Prozeß inzwischen zu einer internationalen Angelegenheit gemacht worden wäre.

Denn in Genf hatte man unterdeß keineswegs ruhig zugesehen, wie in Frankreich ein Bürger der Republik vor incompetenten Richtern wider Recht und Sitte inquirirt wurde. Der Rath der Stadt hatte sich für Baudichon beim Landvogt des Königs, bei der Bürgerschaft von Lyon, und bei der Berner Gesandtschaft am Hofe Franz' I. verwandt, indem er erklärte, es sei höchst seltsam, daß die Herren von Lyon Genf Gesetze vorschreiben wollten. Auch in Lyon selbst war eine Bewegung zu Gunsten des Lutheraners entstanden. Leute, die von dem Meßverkehr lebten, fürchteten, die Gefangensetzung Baudichon's werde die fremden Kaufleute vom Besuch der Messe abhalten, und erhoben an geordneter Stelle ein gewaltiges Geschrei: aber man achtete damals die Macht der materiellen Interessen noch zu wenig, um sich an solches Geschrei sonderlich zu kehren. Der geistliche Gerichtshof beeilte sich nur noch mehr, die Sache zum Abschluß zu bringen. Doch sollte ihm diesmal sein Opfer entrissen werden. Dies verdankte Genf der Berner Gesandtschaft bei Franz I.

Mit dieser Gesandtschaft hat es, nach einem im Archive der Familie von Diesbach zu Bern enthaltenen Manuscripte, folgende Bewandtniß.

In Bern gab und giebt es eine Patricier-Familie von Diesbach, die schon damals durch ihren alten Adel und ihre Tapferkeit berühmt war, und deren Glieder Frankreich zum Theil wichtige Dienste geleistet hatten. Im funfzehnten Jahrhundert hatte der Schultheiß Nikolaus von Diesbach ein Bündniß der mächtigen Republik mit König Ludwig XI. gegen Karl den Kühnen vermittelt und mehrere Siege über burgundische Schaaren erfochten. In der für Franz I. so unglücklichen Schlacht bei Pavia (1525) hatte ein anderes Glied der Familie, Johann von Diesbach, an der Spitze seiner Schweizerschaar tapfer kämpfend, den Heldentod gefunden. Seiner Gemahlin, einer Französin aus vornehmer Familie, hatte Franz I. eine Mitgift von 10,000 Livres zugesichert und später dem Johann von Diesbach die Herrschaft Langes gegeben, die dieser seiner Frau vermachte. Aber nach dem Tode Johann's, im Jahre 1533, hatte Franz I. dies Besitzthum zurückgenommen, ohne die baare Mitgift auszuzahlen. Als die Wittwe des Helden von Pavia sich so ihrer Güter durch denjenigen beraubt sah, für welchen ihr Gatte in den Tod gegangen war, hatte sie Berns Vermittelung nachgesucht, und die Häupter der Republik hatten Rudolf, einen andern Diesbach, beauftragt, sich an den französischen Hof zu begeben, um die gerechten Ansprüche seiner Verwandten zu unterstützen. In Begleitung von Georg Schöner trat Rudolf am 12. Januar 1534 seine Reise an. Die Sendung sollte aber für Genf größere Wichtigkeit erlangen, als für Bern.

Während sich Rudolf in Frankreich befand, um die Sache seiner Cousine zu vertreten, wurde Baudichon de la Maisonneuve mit seinem Begleiter in Lyon ins Gefängniß gebracht, und Diesbach erhielt von den Herren von Bern den Befehl, Alles zu thun, um vom Könige ihre Freilassung zu erlangen. Er ging mit der ganzen Energie eines Berners an's Werk, begab sich nach Blois zum Könige und „suchte dringend" um die Befreiung der Evangelischen nach. Aber katholische Edelleute und ultramontane Prälaten drangen beim Könige darauf, daß er seine Zustimmung zur Verbrennung derselben geben solle. Konnte denn auch Franz I., der neuerdings ein Freund des Papstes geworden war und der den Befehl ertheilt hatte, den Ketzern überall in seinem Reiche den Prozeß zu machen, die beiden Genfer freilassen? Freunde und Feinde der Reformation waren in der lebhaftesten Spannung. Wochen und Monate vergingen, ohne daß man vom Könige eine entscheidende Antwort erlangt hätte.

Indeß ruhte Rudolf von Diesbach nicht und bat immer von Neuem um die Vermittelung des Königs. Freilich fühlte dieser Fürst, der nur wenige Monate später in den Straßen seiner Hauptstadt Wippen und Scheiterhaufen errichten ließ, nicht eben besonderes Mitleid mit den beiden Ketzern; indessen wünschte er sich die Gunst der Schweizer zu erwerben, und vielleicht war es ihm nicht unlieb, den Bernern eine Art von Ersatz zu bieten, da er nicht geneigt war, der Wittwe Johann von Diesbach's ihre Güter zurückzuerstatten. Er bewilligte demnach die Freilassung der Gefangenen, und mochte diesen Akt als eine Bezahlung seiner Schuld betrachten. Sogleich begaben sich die Berner Gesandten, mit Briefen versehen, die das Siegel Seiner

Majestät trugen, nach Lyon, wo sich die Kerkerthüren der Genfer alsbald öffneten. Die Gefangenen wurden den Bernern alsbald überliefert und von ihnen nach Genf gebracht, um unter großem Jubel der Bevölkerung dem Rathe übergeben zu werden.

Ein bisher unveröffentlicht gebliebener Brief Franz' I. krönte diese Episode der Reformationsgeschichte. Vier Tage nach der Heimkehr der Gefangenen schreibt der Fürst an die Syndici von Genf:

„Unseren viellieben, getreuen Freunden, den Herren von Genf.

„Vielliebe und getreue Freunde. Ihr wisset, wie Wir auf Euer dringliches Bitten und Ersuchen und gleichermaßen auf den Wunsch Unserer vielgeliebten und theuern Freunde, Bundesgenossen und lieben Gevattern, der Herren der Stadt und des Cantons Bern, Euch gewisse Gefangene ausgeliefert und zurückgesendet haben, so in Unserem Reiche wegen ihres Glaubens in Haft gehalten worden, und zwar solchermaßen, daß sie zum Tode verdammet waren. Solches haben Wir gerne gethan, um Euch und besagten Herren von Bern sowohl in diesem Stücke, als in Allem, was in Unsern Kräften steht, zu willfahren, in der festen Zuversicht, daß Ihr Uns gegenüber ein Gleiches zu thun bereit sein werdet. Da es Uns nun zu Ohren gekommen, daß Ihr einen Unserer Unterthanen, Namens Bruder Guy Furbity, vom Orden der Brüder Prediger, wegen gewisser Reden und Lehren bezüglich des Glaubens und der Kirche, die Euch nicht gut gedünket, und um derentwillen man sich anschickt, ihm den Prozeß zu machen, in Eurer Stadt gefangen haltet: so wollen Wir Euch durch Gegenwärtiges freundschaftlichst gebeten haben, daß Ihr Uns gleiche Gefälligkeit erzeiget und unverzüglich besagten Furbity, Unseren Unterthan, freigeben wollet, ohne weiter um obgedachten Glaubens willen wider Ihn gerichtlich zu verfahren. Ihr werdet Uns dadurch sehr verpflichten. Wir befehlen Euch, vielgeliebte und theure Freunde, in den heiligen Schutz des Allmächtigen. Gegeben zu Blois den 21. Tag des September 1534.

Franz.

Breton."

Die kleine Republik willfahrte der Bitte des mächtigen Königs von Frankreich nicht. Der Rath gedachte auf's gewissenhafteste den gesetzlichen Gang und die diplomatischen Regeln zu befolgen. Er fand, daß die beiden Fälle, die der König verglich, verschieden waren, und da der Dominikaner Furbity — übrigens wegen unbesonnener und grober Schmähreden, also nicht wegen seines Glaubens — auf Ersuchen einer Berner Gesandtschaft in Genf in's Gefängniß gesetzt worden war, so beschloß man, erst deren Meinung einzuholen. Nicht die Gunst des mächtigen Fürsten, sondern die in der Politik vorgeschriebenen Grundsätze bestimmten die Handlungsweise der Genfer Rathsherren. Erst Anfang des Jahres 1536 wurde Furbity in Freiheit gesetzt.

Was Baudichon betrifft, so dokumentirte er seine Dankbarkeit für die wiedergewonnene Freiheit durch erneuten Eifer, der Sache des Evangeliums zu dienen.

Italien.

Der Raum, eine kosmologische Abhandlung von P. Paganini.*)

Vorliegendes ist eine philosophische Betrachtung über den Raum, die der Verfasser den „Italiänern" gewidmet hat, „welche das Bedürfniß einer Naturwissenschaft empfinden, in der sich das, was der Sinn darbietet, mit dem, was die Vernunft erfordert, aussöhnt und erklärt." — Als Motto ist eine Stelle aus Plato's Timäus gewählt. — Wir sehen diese uns etwas spät zugegangene Schrift (sie erschien zuerst im J. 1862) als ein Zeichen an, daß die philosophischen Studien in Italien zu erwachen beginnen. An Talent fehlt es den Italiänern gewiß nicht, ebenso wenig an Tiefsinn und geistiger Schärfe, sowie an einer guten Vorschule und einer hierfür ausgebildeten Sprache. Unsere neueuropäische Philosophie ist durch Plato, Aristoteles und das Zurückgreifen auf die Griechen neu belebt und weiter ausgebildet worden; materiell aber bleibt sie trotzdem eine Fortentwickelung der mittelalterlichen Scholastik, in der Italien durch Thomas von Aquino u. A. (es sei an Dante erinnert) eine Hauptrolle spielte.

Man merkt der neueren italiänischen Sprache die scholastische Schulung an; aber im Grunde merkt man sie auch der französischen, der englischen, der deutschen an; in sprachlicher Beziehung, in spitzfindigem Ausdruck sind Kant, Hegel u. A. — Scholastiker reinsten Wassers. Von Locke, Cartesius u. A. wollen wir schweigen.

Die Fragen über Raum und Zeit gehören zu den allerschwierigsten und tiefsten, zu denen, von welchen man mit Faust sagen kann, daß sie eigentlich in das menschliche Hirn nicht passen; aber eben dies ist wohl der Grund, daß so viel darüber geschrieben wird. — Der Raum hat keinen Inhalt, hat keine Form — ist also nichts, ist gar nichts — dabei ist er aber unendlich! — Nun ist die Frage, wie kann ein Nichts unendlich — oder wie kann ein Unendliches Nichts sein? —

Ist das Nichts — Nichts, oder ist es Etwas? — wenn es Nichts ist, wie kann es überhaupt sein? — wenn es Etwas ist, was ist es?

Der Verfasser giebt nun eine Kritik der verschiedenen philosophischen Ansichten über die Natur des Raumes, in der besonders Leibniz, Cartesius und Kant einer näheren Würdigung unterworfen werden.

„Der Philosoph, der uns in der Erforschung der Natur des Raumes weiter vorgedrungen zu sein scheint, ist Immanuel Kant." — Seine Lehre wird auseinandergesetzt, aber, wie uns scheinen will, ziemlich oberflächlich und ungenügend; denn auf einer halben Seite läßt sich der eigenthümliche Standpunkt, von dem Kant ausgeht, (einem Italiäner namentlich) nicht klar machen. Natürlich findet Herr Paganini, daß Kant's Ansicht (um von andern Fehlern zu schweigen) zwei großen Vorwürfen unterliegt.

1: essa confonde *il sentimento* dello spazio coll' *idea* dello spazio, secondo l'indole di ogni filosofia soggetiva.

2: essa non dà nissuna spiegazione della esistenza di questa forma, come il Kant la chiama, nel soggetto sensitivo.

D. h. Kant verwechselt die Wahrnehmung des Raumes mit der Idee des Raumes. Das ist eine sehr feine Distinktion, die aus der Scholastik stammt. Herr Paganini will sagen, die

*) Dello Spazio, saggio cosmologico di P. Paganini. Pisa, Tipografia Nistri.

Wahrnehmung (oder Nichtwahrnehmung) des Raumes kommt aus den Sinnen, die Idee ist angeboren. Indessen versteht er Kant wohl schwerlich, wenn er ihn zum „subjektiven Philosophen" macht.

Central-Afrika.

S. W. Baker's Reise zur Erforschung der Nilquellen.*)

II.

Der Albert Nyanza.

Der zweite Band von Baker's Reise zur Erforschung der Nilquellen ist uns sehr bald nach dem ersten, den wir bereits besprochen haben, zugegangen. Diese Odyssee unter den wilden Barbaren, unter steter Lebensgefahr, in Noth und Krankheit, ist eine sehr traurige, und man muß den riesigen Muth Baker's und seiner Frau bewundern, welche in solcher Lage, in dem schrecklichen Tropenklima, bei schlechter Behausung und noch schlechterer Kost, bei stetem Fieber und fortwährenden Unverschämtheiten und Launen der Negerhäuptlinge immer noch so weit den Kopf oben behielten, um ihre unzuverlässige Bande leiten und in Zucht halten zu können.

Unter den wilden Königen giebt es sehr possirliche Käuze. Obgleich diese Negerstämme, wie Baker ausführlich auseinandersetzt, in Bezug auf ihren Glauben vollkommene Naturalisten und Atheisten sind, werden sie doch nur vermöge des rohesten Aberglaubens regiert und in Ordnung gehalten. Sie gehorchen den Leuten, von welchen sie glauben, daß sie Regen machen können. Einen Prachtkerl von einem solchen Regenmacher lernte Baker in dem Häuptling Katschiba kennen, der übrigens ein gemüthliches altes Haus und im Vergleiche mit andern wilden Monarchen, mit denen Baker später die Ehre zu verkehren hatte, ein guter Kerl war.

Eines Tages hörte der Reisende in der Richtung von Katschiba's Residenz ein großes Getöse von Stimmen und Hörnerblasen. Er ließ sich nach der Ursache erkundigen. Der alte Häuptling erschien selbst, aber sehr zornig und aufgeregt. Er sagte, sein Volk sei sehr schlecht, daß es einen so großen Lärm und ihm Vorwürfe gemacht habe, weil er ihm nicht einige Regengüsse verschafft hatte, da die Leute gern ihr Tullubun-Getraide säen möchten. Es hatte etwa vierzehn Tage lang nicht geregnet.

„Nun," antwortete ich, „Sie sind ja der Regenmacher; warum geben Sie Ihrem Volke keinen Regen?" — „Meinem Volke Regen geben!" sagte Katschiba. „Ich soll ihm Regen geben, wenn es mir keine Ziegen giebt? Sie kennen mein Volk nicht. Wenn ich thöricht genug wäre und ihm Regen gäbe, ehe es mir Ziegen giebt, so würde es mich verhungern lassen! Nein, nein! es mag warten — wenn es mir nicht Vorräthe an Getraide, Ziegen, Hühnern, Gams, Merissa und Allem, was ich brauche, bringt, so soll in Obbo nie wieder ein Tropfen Regen fallen! Unverschämte Thiere sind meine Leute! Wissen Sie, daß sie ausdrücklich gedroht haben, mich zu tödten, wenn ich den Regen nicht bringe? Keinen Tropfen sollen sie haben! Ich werde das Getraide verdorren lassen und über ihre Heerden eine Seuche bringen. Ich will diesen Lumpen lehren, mich zu beleidigen!"

Bei all' dieser Prahlerei sah ich, daß der alte Katschiba in großer Verlegenheit war und Alles darum gegeben hätte, wenn ein Regenguß gekommen wäre, daß er aber nicht wußte, wie er sich aus der Klemme herausziehen sollte. Es war eine gewöhnliche Grille der Stämme, ihren Regenmacher, wenn er kein Glück hatte, zu opfern.

Plötzlich änderte er seinen Ton und fragte: „Haben Sie in Ihrem Lande auch Regen?" Ich erwiederte, daß wir immer dann und wann welchen hätten. „Wie bringen Sie ihn hervor? Sind Sie ein Regenmacher?" Ich sagte ihm, in unserem Lande glaube Niemand an Regenmacher, aber wir verständen den Blitz (ich meinte die Electricität) auf Flaschen zu ziehen. „Ich halte die meinige nicht in Flaschen, sondern ich habe ein Haus voll Donner und Blitz," entgegnete er höchst kaltblütig, „wenn sie aber können den Blitz auf Flaschen ziehen, so müssen sie auch das Regenmachen verstehen. Was denken Sie, was wir heute für Wetter bekommen?" Ich merkte sogleich die Absicht des schlauen, alten Katschiba; er brauchte den Rath eines Sachverständigen. Ich erwiederte, das müsse er am Besten wissen, da er ein ordentlicher Regenmacher sei. „Natürlich weiß ich's," antwortete er, „aber ich möchte gern wissen, was Sie daran denken." „Nun," sagte ich, „ich denke nicht, daß wir anhaltenden Regen bekommen, aber ich denke, daß wir in etwa vier Tagen einen starken Guß bekommen werden." (Ich sagte dies, weil ich bemerkt hatte, daß täglich Nachmittags sich Schäfchen am Himmel zusammenzogen.) — „Ganz meine Ansicht!" sagte Katschiba voller Freude; „in vier oder vielleicht in fünf Tagen gedenke ich ihnen einen Regenguß zu geben, gerade einen Guß; ja ich will jetzt gleich zu ihnen hinuntergehen und den Lumpen sagen, daß, wenn sie mir noch diesen Abend einige Ziegen und morgen früh einiges Getraide bringen, ich ihnen in vier oder fünf Tagen gerade einen Regenguß geben will."

Um seiner Erklärung Effekt zu verleihen, tutete er mehrere Male auf seiner Zauberpfeife. „Benutzen Sie in Ihrem Lande auch Pfeifen?" fragte Katschiba. Ich antwortete bloß damit, daß ich einen so schrillen und betäubenden Pfiff auf meinen Fingern hören ließ, daß Katschiba sich die Ohren zustopfte, und, in ein Lächeln der Bewunderung fallend, warf er vom Eingange der Hütte aus einen Blick nach dem Himmel, um zu sehen, ob der Pfiff etwa eine plötzliche Wirkung hervorgebracht habe. „Pfeifen Sie noch einmal," sagte er, und noch einmal ließ ich mich hören gleich dem Pfeifen einer Lokomotive. „So ist's gut; wir werden ihn bekommen," sagte der schlaue alte Regenmacher, und stolz darauf, daß er auf eine so pfiffige Art über seinen Fall das „Gutachten eines höheren Advokaten" erlangt hatte, schlenderte er fort zu seinen ungeduldigen Unterthanen.

In einigen Tagen vermehrte ein plötzliches Gewitter mit Regen und gewaltigem Donner Katschiba's Ruf, und nach dem Regenguß bliesen Hörner und schlugen Nogaras zu Ehren ihres Häuptlings. Unter uns gesagt, mein Pfeifen wurde als untrüglich betrachtet.

Weiter südlich ziehend gelangte die Reisegesellschaft in das Gebiet von Unyoro, wo ein anderer Negerkönig, Kamrasi mit Namen, herrschte, der minder gemüthlicher Natur war. Der Eintritt in dieses Land war nicht ohne Schwierigkeiten, die Gränzbeamten, wenn wir so sagen wollten, waren stumm, wie die Freimaurer, und die Geberde, die sie an ihrem Halse machten, wobei sie den Namen Kamrasi aussprachen, sagte deutlich, daß sie für ihre Köpfe fürchteten. Frau Baker machte indeß

*) Der Albert Nyanza u. s. w. von Samuel White Baker übersetzt von J. E. A. Martin. 2 Bde. Jena, H. Costenoble, 1867.

als erste weiße Frau in diesen Landen, ein Aufsehen, größer, „als es der Gorilla in den Straßen Londons machen würde." Merkwürdigerweise waren diese Schwarzen weit civilisirter, als die nackten und ärmlichen Stämme, mit denen man bisher verkehrt hatte. Sie waren anständig gekleidet; ihre Frauen trugen nette kurze Röcke mit doppeltem Saume aus einer Art Rindenzeug, das lederbraun ist und wie ein schwerer, gerippter Baumwollenstoff aussieht. Der Baum, der dieses Zeug liefert, steht in allen Gärten. Auch betrachteten die Bewohner von Ungoro das Nacktgehen ihrer Nachbarn genau vom selben Standpunkte, wie die Europäer. Ihre Grobschmiede sind geschickt und sie bedienen sich zum Schmieden eiserner, nicht steinerner Hämmer. Sie verstehen, den dicken Eisendraht, den sie von Zanzibar beziehen, zu verfeinern, und liefern in einer Art Steingut ein treffliches Töpfergeschirr. Als Vorbild ihrer Gefäße dienen ihnen dabei die verschiedenen Formen hohler Kürbisse. Dieses vortreffliche Steingut ist pechschwarz, und sie stellen darin schöne Tabakpfeifen, Näpfe, Flaschen u. s. w. her.

Endlich, als Baker durch eine abgesandte Kommission von Kamrasi's Leuten als „Speke's leiblicher Bruder" erkannt worden war, fingen die Schwierigkeiten an, zu schwinden; doch mußte Baker, um sie vollends hinwegzuräumen, zu sehr energischen Mitteln, d. h. einer theatralischen Schaustellung seines ungeheuren Zornes, greifen, um die Wilden einzuschüchtern.

Kamrasi war ein schlauer Diplomat. Er ließ sich, wie es später an den Tag kam, durch einen falschen Kamrasi, seinen jüngeren Bruder vertreten, und Baker selbst läßt uns im Irrthume, bis sich die Sache endlich aufklärt.

Der falsche Kamrasi, der dem Reisenden entgegenkam, war recht artig. „Er war ein schöner Mann, hatte aber in Folge seiner weit hervorstehenden Augen einen eigenthümlichen Gesichts-Ausdruck; er war etwa sechs Fuß hoch, schön rein und in einen langen Staatsmantel von Rindenzeug gekleidet, der hoch graziös in Falten geworfen war. Die Nägel der Hände und Füße waren sorgfältig gepflegt, und seine Hautfarbe war ein etwa ebenso dunkles Braun wie das eines Abessyniers. Er saß auf einem kupfernen Schemel, der auf einem Teppich von Leopardenfellen stand, und war von etwa zehn seiner vornehmsten Häuptlinge umgeben."

Baker war damals so krank, daß er auf einer Matte zu Füßen dieses Thrones gelegt werden mußte. Baker theilte ihm sein Vorhaben mit, worauf der falsche Kamrasi ihn auf die Schwierigkeiten der Reise und seinen hinfälligen Zustand aufmerksam machte. Die reichen Geschenke, die Baker gab, wurden durch ein Gegengeschenk an Vieh, Pisangwein und Früchten erwiedert; mehr als die Geschenke machte dem Könige das Knallen einer Büchse Spaß. Später entwickelte Pseudo-Kamrasi ein starkes Talent zum Betteln: Baker mußte einen Tag und alle Tage geben und wieder geben, den Eingeborenen, wie den türkischen Elfenbein-Händlern. Umgeben von einer „satanischen Kohorte," d. h. von wilden Kriegern mit Kuhhörnern an der Stirn, welche ihn lärmend umtanzten, machte Baker, auf einem Ochsen reitend und von seinen bewaffneten Trabanten und den Gepäckträgern begleitet, den weiteren Zug in das Unyoroland. Der Trupp der Wilden betrug nicht weniger als dreihundert Mann, und die Furcht, daß man mit dieser starken Begleitung Uebles im Schilde führe, schien nicht ganz ungegründet.

Der wilde König war so freundlich, Baker nach dem See und nach Schoa unter der Bedingung reisen zu lassen, wenn er dessen Frau in der Zwischenzeit bei sich behalten könne. Der Engländer mußte wieder einen Zorn-Ausbruch machen, um diese Unverschämtheit zurückzuweisen.

Ihm den Revolver auf die Brust haltend, drohte er mit Erschießen und schalt ihn einen unwissenden Ochsen, der keine Lebensart besitze und dem man seine Unwissenheit deshalb zu Gute halten müsse. Auch Frau Baker war zornig aufgestanden und schimpfte auf arabisch (das der Wilde natürlich nicht verstand) mit einem Gesichte, das (wie Baker selbst sagt) fast ebenso liebenswürdig war, wie das Haupt der Medusa. Auch die Negerin Batschita nahm die Partie seiner Frau, schimpfte wacker und übersetzte die Standrede derselben in's Unyoro.

Die Liebenswürdigkeit der beiden weiblichen Wesen brachte dem Pseudo-Kamrasi vielleicht ebenso viel Respect bei, als Baker's Revolver. Er entschuldigte sich so höflich, als möglich; er hatte sich gar nichts Böses dabei gedacht, und wollte ja Baker gern eine andere hübsche Frau geben, wie er das bei Bewirthung seiner Freunde gewohnt sei.

So gelangte man an den großen See, dem Baker den Namen „Albert Nyanza" gegeben hat. Er beschreibt diese seine Hauptentdeckung sehr ausführlich und stellt eine Menge Vermuthungen in Betreff der noch unbekannten Striche auf. Der See ist ungeheuer groß und erstreckt sich weit nach Südwesten. Baker hat nur eine mäßige Strecke im Nordosten, von Magungo bis Vacovia besucht. Steile Gebirge, an einzelnen Stellen bis 7000 Fuß hoch, umkränzen ihn im Westen und Osten. In Booten beträgt die Ueberfahrt von Vacovia aus, wie die Eingeborenen aussagten, vier Tage. Trotz dieser großen Entfernung konnte Baker mit dem Fernrohre am entgegengesetzten Ufer, wo das große Reich Malegga unter einem Könige, Namens Kadjoro, besteht, zwei Wasserfälle unterscheiden, die demnach von sehr bedeutenden Flüssen herrühren müssen. Auch der Victoria-Nil, der im Norden aus dem See fließt, macht auf seinem Wege nach Gondokoro mehrere sehr bedeutende Wasserfälle und Stromschnellen, welche die Möglichkeit einer Schifffahrt auf diesem Flusse vollständig aufheben.

Der prächtige Murchisonfall, welcher auf dem Titelkupfer abgebildet ist, hat ungefähr 120 Fuß Höhe.

Baker unternahm, nachdem er sich mit großer Mühe Boote und Leute verschafft, eine Fahrt nach dem See, der von Krokodilen und Nilpferden wimmelt und an dessen sumpfigen Ufern zahlreiche Elephanten-Heerden zu treffen sind. Die erste Tagereise war köstlich. „Der See war ruhig, der Himmel bewölkt und die Landschaft höchst reizend. Zuweilen waren die Berge auf der Westküste nicht zu erkennen, und der See schien von unbegränzter Breite zu sein." Bisweilen waren die Ufer flach und sandig, manchmal aber fuhren die Boote an steil abfallenden Höhen von 1500 Fuß und darüber vorbei. Sie bestanden aus Granit, Gneiß und rothem Porphyr. In den Klüften standen schöne immergrüne Gewächse und anmuthige (wilde) Dattelpalmen.

Nach dieser Fahrt fand sich Baker in einer schrecklichen Lage, und so zu sagen in's Land eingesperrt; die Eingeborenen ließen ihn im Stich, der Ort Schoa Moru, wo er sich aufhielt, war ein elendes Nest voller Schmutz, die Kost war erbärmlich. Denn Thee und Kaffee waren ausgegangen, und Nahrungsmittel waren selbst nicht für Geld zu haben. Diese Noth dauerte zwei Monate, und Baker machte nun die stärksten Versuche, sich daraus zu befreien. Bei dieser Gelegenheit kam es an den Tag, daß der bisher dafür gehaltene Kamrasi ein falscher sei. Der echte Kamrasi hatte nämlich aus Furcht, er könne von Baker und der Elfenbeinhändler-Bande Debono's, die gleichzeitig mit ihm im

Lande war, ermordet werden, seinen jüngern Bruder M'Gambi den König spielen lassen. Baker erhielt nun doch zuletzt eine Audienz bei dem großen M'Kamma Kamrasi, der auch Speke in ähnlicher Weise hingehalten hatte. Um mit Anstand auftreten zu können, warf sich Baker in ein noch vorräthiges schottisches Hochland-Kostüm; denn seine übrigen Kleider waren gänzlich abgerissen. Sein Erscheinen wurde von dem Volkshaufen mit einem Schrei der Verwunderung begrüßt.

Auch der echte Kamrasi war kein unübler Mann von Ansehen, aber ein durchtriebener Schurke und großer Bettler, der darauf ausging, den armen Fremdling bis auf's letzte Stück seiner Habe zu plündern. Bald darauf wurde das Land alarmirt, denn eine Bande, mit 150 Sklavenhändlern aus Debono's Gesellschaft verbündet, fiel in's Land ein und Kamrasi gerieth in die tödlichste Angst. Er dachte nicht an's Kämpfen, sondern an's Davonlaufen; denn die 150 Gewehre der Händler benahmen ihm den Muth, und er hatte wohl nicht ganz Unrecht, wenn er am Widerstande verzweifelte. Baker zog sofort die britische Flagge auf und sandte eine Botschaft an die Eindringlinge. Die Sache wurde zur Zufriedenheit abgemacht, und Kamrasi bettelte nun um die britische Flagge, die er ohne Zweifel als einen mächtigen Talisman betrachtete.

Wir wollen nun Baker's weitere Fahrten, Abenteuer, Leiden, Elephanten- und Antilopenjagden nicht weiter verfolgen. Baker trat endlich die Rückreise an und kam in sehr kläglichen Zuständen nach Khartum zurück, nachdem unter seiner Gesellschaft zum Uebermaaße des Elends noch die Pest ausgebrochen war, die auch den trefflichen Negerknaben Saat dahinraffte. In Khartum traf er durch Zufall den Schurken Mohammed Her, welcher auf dem Hinausmarsche seine Gesellschaft zur Meuterei angereizt hatte; er verklagte ihn bei dem Gouverneur Omer Bey und dieser ließ ihm in Baker's Gegenwart 150 Hiebe mit der Nilpferd-Peitsche aufmessen. Baker drang auf die Bestrafung, um den englischen Namen in Achtung zu bringen und künftige Expeditionen vor ähnlichen Belästigungen zu schützen. Von Khartum fuhr man den Nil hinab nach Alexandrien, wo Alles von Engländern und Engländerinnen wimmelte, und wo Baker die Entdeckung machte, daß man in der Zwischenzeit „die großen Haarbälle am Hinterkopfe," die Chignons, erfunden hatte, welche das Staunen seines Dieners, des Negers Richarn, erweckten.

Brasilien.

Die Eröffnung der freien Schifffahrt auf dem Amazonenstrom.

Bekanntlich wurde durch ein brasilianisches Dekret vom 7. December 1866 die Schifffahrt auf dem Amazonenstrom vom 7. September 1867 ab für die Handelsschiffe aller Nationen frei gegeben.

Brasilianische Lohnschreiber und Andere, die, ohne die Sache zu studiren, durch den Anschein sich täuschen ließen, haben über diesen Akt viel Lärm gemacht.

Aber die Freigebung der Schifffahrt auf dem Stromgebiet ist nur dem Wortlaut nach liberal, sie ist eine ganz begränzte, denn die Nebenflüsse des Amazonenstroms dürfen entweder gar nicht oder nur bis wenige Meilen von ihrer Mündung in den Hauptstrom beschifft werden. Wir verweisen hierüber auf:

La Politique du Brésil ou la fermeture des fleuves sous prétexte de l'ouverture de l'Amazone. Traduit de l'Espagnol. (Paris, 1867, Dentu.)

Die dieser Schrift beigefügte Karte giebt uns ein klares Bild von der sogenannten freien Schifffahrt. Somit vermögen wir also nicht die freie Schifffahrt auf einem höchst ungesunden Tropen-Strom, dessen Ufer circa 40,000 meist unkultivirte und nur wenig bedürfende Anwohner haben, als vor der Hand sehr bedeutsam zu bezeichnen.

Hauptsächlich wollte sich Brasilien durch diesen Akt die Gunst der Engländer erwerben, um diese in Betreff der frevelhaften Uebergriffe Brasiliens auf das La Plata-Gebiet milder zu stimmen, und daher stammt der viele, künstlich erzeugte Lärm in englischen Blättern über die Amazonenstrom-Schifffahrt.

Am Allerwenigsten liegt es im deutschen Interesse, brasilianische Anmaßungen in Betreff Uruguay's und des La Plata-Gebietes zu unterstützen, **denn gerade das La Plata-Gebiet kann noch für deutsche Colonisation von ganz unberechenbarer Wichtigkeit werden.**

Denjenigen, welche sich über die Politik Brasiliens bei Freigebung der Amazonenstrom-Schifffahrt noch näher unterrichten wollen, empfehlen wir unter anderen, nächst der schon oben erwähnten, noch folgende Schriften:

L'ouverture de l'Amazone et ses conséquences politiques et commerciales, par Claude de la Poëpe. Paris, 1867, Dentu, éditeur.

La libre navigation platonique des fleuves du Brésil et leurs cascades. Extrait de la Gazette de France. Paris, 1867, imprimerie de Dubuisson et Co.

Las dos Guerras del Plata y su filiacion en 1867. Carta dirigida por J. B. Alberdi a sus amigos y compatriotas. Paris, 1867, imprenta Hispano-Americana de Rouge Frères S.

Kleine literarische Revue.

— **Kaulbach's Zeitalter der Reformation.***) Der große Figurenreichthum der von Wilhelm von Kaulbach im Treppenhause des neuen Museums zu Berlin ausgeführten Wandgemälde, kann nicht verfehlen bei dem Beschauer, nachdem der erste überwältigende Gesammteindruck überwunden, nachdem dem rein künstlerischen Genusse in etwas Genüge geleistet ist, den Wunsch zu erwecken, sich nun auch mit den einzelnen Figuren nach ihrer historischen und wissenschaftlichen Bedeutung näher bekannt zu machen. Dies wird um so mehr der Fall sein, je mehr die dargestellte Epoche den Bereich der Sage verläßt und den Boden der Geschichte betritt, am meisten also bei dem letzten Bilde, das, Mythe und Legende hinter sich lassend, das Hereinbrechen einer neuen, vom vollsten Tageslicht erhellten Zeit — die Zeit der Reformation — repräsentirt. Selbst unter den „Gebildeten" dürfte es sehr Viele geben, welche nicht im Stande wären, aus dem Schatze ihrer Kenntnisse ein Erkennen aller auf dem Bilde befindlichen Figuren zu ermöglichen und sich eine erschöpfende Erklärung zu geben, in welcher Beziehung diese oder jene Persönlichkeit zur Reformation zu denken sei, daß aber nicht nur die sogenannten gebildeten Stände ihre Repräsentanten in's neue Museum senden, davon kann sich zu seiner Freude Jeder

*) Wilhelm von Kaulbach's Wandgemälde im Treppenhause des neuen Museums, historisch und biographisch erläutert von Dr. Carl Bach. Mit einer artistischen Beigabe. Berlin, Nicolai, 1867.

überzeugen, welcher namentlich Sonntags dessen Räume durchwandelt. Es ist daher als sehr dankenswerth anzuerkennen, daß Herr Dr. Carl Wach es unternommen, in einem nur wenige Bogen umfassenden Büchlein ein eingehendes Verständniß des Kaulbach'schen Bildes zu vermitteln durch eine kurze, populäre Darstellung der geschichtlichen Bestrebungen und Lebensaufgaben der bildlich gruppirten, reformatorischen Größen, sowie durch Erklärung der Motive, welche den Künstler veranlaßten, sie in diesen Gruppen zu vereinen.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir eine Frage beantworten, die der Carton zu Kaulbach's Zeitalter der Reformation bei jedem Besucher der Pariser Weltausstellung erregt. Wie kommt es, daß dort dieser Carton nicht an der Stelle, wo er hingehört, in der norddeutschen Kunsthalle, sondern in der bayerischen sich befindet? Sowohl der Gedanke dieser großartigen Conception der Geschichte des denkenden Geistes und der freien Forschung, als seine Ausführung in monumentaler Form gehört, wie der Künstler selbst durch Geburt und Jugendbildung, Norddeutschland an. Wir erwiedern auf diese Frage, daß wir in der Aufnahme von Kaulbach's Zeitalter der Reformation in die bayerische Kunsthalle ein erfreuliches Zeichen der Annäherung des süddeutschen Geistes an den norddeutschen, sowie der Anerkennung erblicken, welche jetzt die Freiheit der Forschung auch auf religiösem Gebiete in München findet.

— **Lehfeldt's Taschenbuch für Offiziere.***) Die Ausbreitung der allgemeinen Militair-Dienstpflicht und der Militair-Dienst-Instructionen Preußens über das gesammte Norddeutschland, dem sich in dieser Beziehung das übrige Deutschland hoffentlich sehr bald anschließen wird, rechtfertigt auch in unseren Blättern eine Hinweisung auf dieses Handbuch, das ein vollständiges Compendium für den Infanterie-Dienst bildet. Nach den bestehenden Reglements und nach den besten, vorhandenen Quellen, die für jedes einzelne Kapitel gewissenhaft angegeben sind, hat der Verfasser hier Alles zusammengestellt, was über die Ausbildung, das Ergänzungswesen, die Organisation, den inneren, den Garnison- und den Feld-Dienst des preußischen Heeres als Norm dient. Nächst den eigentlichen Infanterie-Waffen, wobei natürlich das Zündnadel-Gewehr nicht vergessen ist, sind die Waffen der Pioniere und der Artillerie in besonderen Kapiteln behandelt und ist eine Uebersicht der Geschäfte des Generalstabes gegeben. Die den Eisenbahnen und Telegraphen, die in neuerer Zeit für den Kriegsdienst so wichtig geworden, gewidmeten Abschnitte enthalten Manches, was auch für Nichtmilitairs — namentlich für Eisenbahn- und Telegraphen-Beamte — interessant und belehrend ist. Für das größere Publikum hat Alles, was über die Qualification, die wissenschaftlichen Prüfungen ꝛc. der Freiwilligen gesagt ist, ein naheliegendes Interesse. Die zahlreichen Illustrationen, lithographirten Tafeln, Uebersichts-Tabellen ꝛc., die dem Buche beigegeben sind, dienen demselben zu besonderer Erläuterung und lassen, wie die Ausstattung des Ganzen, nichts zu wünschen übrig.

*) Hand- und Taschenbuch für die Infanterie-Offiziere der preußischen Armee zum steten Gebrauch bei allen dienstlichen Functionen ꝛc., von R. Lehfeldt, Lieutenant und Adjutant im 8. Rheinischen Infanterie-Regiment Nr. 70. Mit 120 Holzschnitten und vielen lithogr. Tafeln und Tabellen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1867. (VIII und 756 S. in 12.)

— **Der König von Ungarn.***) Ein lateinisches Festgedicht auf die Krönung Franz Joseph's zum Könige von Ungarn ist uns aus Pesth zugegangen. Am Schlusse desselben ist als Verfasser Antonius Gyurits aus Szatmar genannt. Da die Ungarn bis in die neuste Zeit herein das Latein als zweite Muttersprache zu gebrauchen gewohnt sind, so ließ sich auch voraussetzen, daß dieser wichtige Vorgang im Leben der Nation nicht ohne Verherrlichung durch die Camönen Latium's bleiben würde. Das ziemlich umfangreiche Gedicht ist in Hexametern und in einer fließenden, gefälligen Diktion verfaßt, welche eine große Vertrautheit mit den lateinischen Dichtern verräth, ohne indeß dabei nach der Palme einer Klassicität zu trachten, wie sie im gelehrten Deutschland gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten affektirt wird. Mögen die in der vorliegenden Dichtung für das Wohl Ungarns geäußerten Wünsche in Erfüllung gehen!

Literarischer Sprechsaal.

Es liegt uns die Festrede vor, die der ord. Professor der klassischen Philologie an der Universität zu Kiel, Herr Dr. Otto Ribbeck, am 22. März d. J. zur Geburtsfeier Sr. Maj. des Königs von Preußen gehalten hat.**) Das Verhältniß von Staat und Wissenschaft in Griechenland und Deutschland, in Klein- und in Großstaaten, bildet den Gegenstand der ebenso vom Geiste des klassischen Alterthums, als von dem einer nationalen deutschen Gesinnung durchdrungenen Rede. Wir entnehmen derselben die folgende Stelle:

. . . „Also je bedeutender nicht nur an Umfang und Macht, sondern nach seiner Geschichte und der ihm durch dieselbe vorgezeichneten Zukunft ein Staat ist, desto reicher das Feld, desto lohnender die Aussaat an Ideen, die aus dem Schatz des Wissens gehoben werden. So gewiß nun Preußen echter Kern und Hort Deutschlands durch göttliche Sendung ist und sein wird, so findet jede Wirksamkeit, die über das tägliche Brod hinaus ideale Zwecke verfolgt, in ihm ihre eigentliche Heimat, ihren sichersten und fruchtbarsten Boden. Ja es giebt Gesichtspunkte und Ziele, und grade die höchste Wohlfahrt des Ganzen betreffende, die in engeren, befangenen Kreisen zu fassen kaum gestattet ist, die unverstanden, unverwerthet, als Visionen eines Schwärmers, von der selbstzufriedenen Menge verlacht, von oben verfolgt, den Bürgern eines großen Staates bereits Gemeingut geworden sind. Denn die Zeiten sind für Deutschland längst vorüber, wo aus der Kleinheit und Vielheit der Territorien besonderes Heil für eine mannigfaltige Volksbildung zu hoffen wäre. Die Zeit seiner Erziehung zu Sprache, Literatur und Kunst hat das deutsche Volk hinter sich. Unverloren ist die Summe eigenartiger Schöpfungen, welche auf diesen Gebieten die Besonderheit der Stämme und Zungen in den verschiedenen Gauen unseres Vaterlandes hervorgebracht hat. Aber seit Luther mit Gründung der deutschen Kirche den Grundstein zu der freilich nur durch thränenreiche Kämpfe zu erringenden

*) Imperator Austriae potentissimus dominus Franciscus Josephus I. regio apud Hungaros diademate redimitus IV. a. Idus junias MDCCCLXVII. Pestini, Gustav Emich. 1867.

**) Kiel, Schwers'sche Buchhandlung.

Einigung derselben gelegt hat — welcher Frühling mannigfacher Geistesblüthen ist denn durch die politische Zerklüftung, nicht trotz derselben gezeitigt worden?"

Die Revue de l'instruction publique, diese trefflich und durchaus unabhängig redigirte Zeitschrift für das französische Unterrichtswesen,*) enthält in ihrer Wochennummer vom 25. Juli eine von Herrn Alex. Pey geschriebene Anzeige von Karl Hillebrand's Buch: La Prusse contemporaine et ses institutions.**) In dieser Anzeige wird hauptsächlich hervorgehoben, was Hillebrand, der jetzt Professor an der literarischen Facultät von Douai ist, mit ebenso großer Sachkenntniß als Wahrheitsliebe von den weit über das deutsche Volk verbreiteten, dem rückwärts gekehrten Streben einiger deutschen Regierungen durchaus nicht entsprechenden, wissenschaftlichen Studien in Preußen und in Deutschland sagt. Die Revue, die mit einem gewissen Neid auf diese Bildungs-Zustände des deutschen Volkes hinweist, beschwichtigt zugleich die etwanige Besorgniß der Franzosen, daß Deutschland dadurch, bei dem kühnen nationalen Voranschreiten Preußens, die geistige und politische Suprematie in Europa erlangen werde, mit der Versicherung: es sei dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. „Preußen," bemerkt die Revue, „ist noch sehr weit davon entfernt, ein mächtiger, anziehender, parlamentarischer Staat zu sein, wie es England längst ist und Italien jetzt geworden. Es kann immerhin sein, daß Hannover und Hessen in der Annection eine Verbesserung ihrer inneren Zustände erblicken, aber Lothringen und Elsaß haben darum noch keinen Grund, Deutschland und Preußen zu beneiden. Wenn auch unser „gesetzgebender Körper" de jure nicht so viele Prärogative besitzt, als das preußische „Abgeordnetenhaus," so übt jener doch de facto einen viel größeren politischen Einfluß, als dieses; ja, es bleibt in Preußen noch viel zu thun, damit auch nur die öffentliche Meinung dort so beachtet und gewürdigt werde, als bei uns in Frankreich."

Eines der Hauptorgane des russischen Panslavismus, der in Petersburg erscheinende Golos, weist, um darzuthun, wie nothwendig unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen Europa's die allgemeine slavische Verbrüderung sei, auf die empfindlichen Nachtheile hin, welche die jetzt noch im Slaventhum herrschende Uneinigkeit für die Geltung desselben hat. „Und wie stark," sagt er, „diese Uneinigkeit der Slaven noch ist, bis zu welchem Grade sie unter ihnen Wurzel geschlagen, wie sehr ihnen der Mangel jeder Gemeinsamkeit der Interessen schadet, wie sehr sie die Slaven bei ihren vereinzelten Bestrebungen schwächt und ihren Feinden den Sieg über sie leicht macht, dafür brauchen wir keine Beispiele in der alten Geschichte zu suchen: sie kommen auch noch jetzt vor, und wir sehen sie täglich in Oesterreich und noch mehr auf der Balkan-Halbinsel. Wir sehen z. B. gegenwärtig, daß die Slaven Oesterreichs, welche mehr als die Hälfte der Bevölkerung der Habsburgischen Dynastie bilden, einen loyalen Kampf gegen den, sie den Magyaren und Deutschen überantwortenden Dualismus führen, allein dort wie hier, auf beiden Ufern der Leitha, sind sie die Besiegten, dort wie hier triumphiren ihre der Zahl nach viel schwächeren Feinde, weil dort wie hier der Kampf getrennt geführt wird, ohne alle Gemeinsamkeit und Einheit, ohne alle gegenseitige Unterstützung, welche allein den gesetzlichen Anforderungen Stärke verleiht. Während die Čechen bei ihrem Kampfe mit den Deutschen wenig an die Kroaten denken, verhalten sich die Kroaten bei ihrem Kampfe mit den Magyaren gegen die Čechen eben so; mit Einem Worte, ein Jeder kümmert sich nur um seine eigene Angelegenheit. Noch bemerkbarer ist diese Zwietracht, noch fühlbarer ist der Mangel an Einheit und gegenseitiger Unterstützung bei den Slaven der Balkan-Halbinsel. Wenn sich Bosnien und die Herzegowina, durch die Bedrückung der Türken dazu getrieben, erhebt, Serbien gegen die Türken zu den Waffen greift, die in ihren Bergen eingeengten Montenegriner gegen ihren Erbfeind aufstehen, oder das unterdrückte Bulgarien sich empört, so geschieht das Alles vereinzelt, ohne alle Unterstützung seitens der Anderen, obgleich sie unzweifelhaft Alle dasselbe Ziel haben — nämlich die Befreiung vom türkischen Joche. Wenn sich ein slavischer Stamm mit dem Feinde schlägt, — so rührt sich sicherlich kein anderer, obgleich alle denselben Grund zum Schlagen haben und denselben Zweck verfolgen, grade als ob jeder von ihnen erwartete, daß die Türken jedesmal siegen müßten. Deswegen wurden alle die neuern Aufstände in Bosnien niedergeschlagen, und eben so wurden die Montenegriner im Jahre 1863 zurückgedrängt. — Was könnten nicht gerade jetzt die Slaven erreichen, wenn bei ihren Unternehmungen nur einige Uebereinstimmung und Einheit, nur irgend ein gemeinsames Vorgehen Platz fände? Allein nichts dergleichen läßt sich bei den Slaven sehen, obgleich sie nur auf das Beispiel der Italiäner und Deutschen zu blicken brauchen."

Zur Verständigung.

Mit Bezug auf die S. 377 f. des gegenwärtigen Jahrgangs enthaltene Anzeige der Biographie meines verstorbenen Vaters seien mir, ohne im Uebrigen auf jene einzugehen zu wollen, zwei Bemerkungen gestattet.

Rudolf Stier ist niemals ein „Chorführer der modernen Kirchentage" gewesen, da er kaum einen derselben besucht und auch an den beiden Wittenbergern von 1848 f. nur als Einwohner der Stadt theilgenommen hat. Sein damals erschienenes „Auch ein Bekenntniß aus der unirten Kirche" trat sogar bald in gewissen Gegensatz zu jenen Chorführern. Der Wahrheit näher wäre wohl die Bezeichnung als „Stifter des Unionsvereins in Halle" gewesen.

Ebensowenig hat derselbe plötzlich 1821 „der nationalen Idee den Rücken gekehrt," wenigstens blieb ihm das nationale Ziel derjenigen Burschenschaft, welcher er angehört hatte, sein Leben lang theuer; aber die wirksamsten Mittel und Wege dazu fand er späterhin in der religiösen Erneuerung des Volkes von innen heraus, wie ihm auch die Umgestaltung und Veredelung, ja Neuschöpfung der Künste und Wissenschaften durch das Christenthum unerläßlich erschien.

So viel zur schuldigen Steuer der Wahrheit, indem ich hier auf die Verfolgung anderer Differenzen verzichte.

Colberg. G. Stier.

---

*) Paris, L. Hachette & Co., 1867, 27e année.

**) Paris, Germer, Baillière, 1867. (Pr. 3½ Fr.)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — Berlin, den 7. September 1867. — [№ 36.

Inhalt.

So eben ist erschienen:

Volkskalender für 1868.

Achtundzwanzigster Jahrgang.
Herausgegeben von Karl Steffens.

Mit **acht Stahlstichen**, nach Zeichnungen von **W. Amberg, C. Arnold, L. Burger, J. H. Kretzschmer**, und anderen Künstlern und **vier Illustrationen in Holzschnitt**, gezeichnet von **Adalbert Müller** und **O. Wiesnieski.**
Elegant geheftet. Preis 12½ Sgr.

Ein neues Gedicht von Emanuel Geibel eröffnet unsern diesjährigen Kalender. Da heißt es unter Anderm:

Wir wollen endlich fest
Ausbau'n die deutschen Hallen:
Nicht, wie sie Ost und West,
Nein, wie sie uns gefallen!
Reicht uns die Hand am Main,
Ihr Baiern und ihr Schwaben!
Wir wollen einig sein,
Und wollen Frieden haben.

Diese Strophe charakterisirt unsere Stimmung. Nach den großen und mächtigen Ereignissen, welche Deutschland endlich zu der ihm gebührenden Stelle in der Reihe der Nationen erhoben, hat das deutsche Volk als seine nationalen Pflichten eben diese beiden erkannt: im Innern den Bau der Einheit auf der gegebenen Grundlage friedlich zu vollenden, und nach außen jeden Zollbreit deutscher Erde und deutscher Ehre eifersüchtig zu wahren. Mag Krieg, mag Friede unser Loos sein: uns ziemt es, über die hohen Aufgaben, die unserer Zeit geworden, uns zu belehren und die Hingebung und Beständigkeit, die zur Erfüllung derselben notwendig, aus den Beispielen der Geschichte, den Thaten und Worten großer Vorbilder zu schöpfen. Obgleich sich der Gang der Ereignisse nicht vorhersagen läßt, wie derjenige der Sterne, so giebt es doch ein Mittel, sich von ihnen nicht überraschen zu lassen: indem man die Natur des Momentes, in dem man lebt, nach allen Seiten hin betrachtet. Denn auch hier ist eine organische Entwicklung thätig. Nach diesem Prinzip ist der Kalender verfahren: wissentlich hat er keine von den Erscheinungen unberücksichtigt gelassen, welche geeignet sind, das hinter uns liegende Jahr zu illustriren oder auf die zukünftigen ihr Licht voraus zu werfen. Zeitgeschichtliche, kulturhistorische, industrielle und moralische Momente sind dabei ins Auge gefaßt worden, in der populärsten Form, wie es für einen Volks-Kalender sich schickt.

Indessen kennen unsere Leser ihren „Steffens" zu gut, um ihn für einen Pedanten zu halten. Er ist seinen 28jährigen Traditionen treu geblieben, indem er mit seinen belehrenden Abschnitten in reichem Maaße die Unterhaltung abwechseln ließ. Vielleicht ist der belletristische Theil des Kalenders niemals besser ausgefallen, als in diesem Jahre, wo sich die Namen Geibel, Hoefer, Rodenberg, Gerstäcker, Ring und Heigel vereinten, um in Vers und Prosa dem Publikum eine Reihe der anmuthigsten Gaben zu bieten, während wir in den verschiedenen anderen Feldern, die wir diesmal betreten, zu unserer Garantie die Mitwirkung von Fachmännern haben, wie A. Lammers (Redakteur des Bremer Handelsblattes), Sanitäts-Rath Dr. Posner (Herausgeber der Berliner klinischen Wochenschrift), H. Schwabe (Vorstand des statistischen Bureaus der Stadt Berlin), Professor Karl Biedermann (Redakteur der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" und Verfasser zahlreicher höchst geschätzter kulturhistorischer Werke), Dr. Anton Vollert (als Herausgeber des „Neuen Pitaval", der Nachfolger von Hitzig und Häring), Dr. Emil Jacobsen (Redakteur des chemischen Repertoriums), zu welchen sich unser altbewährter Mitarbeiter und unermüdlicher Rezeptensammler D. Philipp gesellt.

Mit einer so glänzenden Mitarbeiterliste, wie sie vielleicht kein zweiter von den zur Zeit erscheinenden Volkskalendern aufzuweisen hat, treten wir diesmal ganz besonders vertrauensvoll vor unsere Freunde, und wir hoffen nicht nur, diese zu fesseln, sondern auch zahlreiche neue zu gewinnen, indem wir hier den Inhalt aufführen.

Berlin, im August 1867. **Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.**

Der Kalender enthält das vollständige katholische, protestantische, russische und jüdische Kalendarium, den astronomischen Kalender, die Genealogie der hohen regierenden Häuser rc.

Für Preußen und die neu erworbenen Provinzen ist das vollständige Verzeichniß sämmtlicher Jahrmärkte und Messen in der ganzen Monarchie und den angrenzenden Ländern, mit dem Datum der gewöhnlichen Zeitrechnung, hinzugefügt.

Der unterhaltende Theil besteht aus folgenden ausgezeichneten Beiträgen:

Kleiner Wirthschaftskalender für Hausfrauen. Von Dr. E. Jacobsen.
Was wir wollen. Ein neues Gedicht von Emanuel Geibel.
Gedichte zu den Stahlstichen. Von K. A. Heigel.
Das böse Gewissen. Erzählung von Friedrich Gerstäcker. (Mit Illustration von O. Wiesnieski.)
Die Welt-Ausstellungen. Von A. Lammers.
Wie man Hofrath wird. Historische Erzählung von Max Ring. (Mit Illustration von A. Müller.)
Schule und Gesundheit. Von Sanitäts-Rath Dr. L. Posner.
Der Croat. Eine Reminiscenz aus dem Jahre 1866. Von Julius Rodenberg. (Mit Illustration von O. Wiesnieski.)
Chronik der neuesten Erfindungen. Von D. Philipp.
Preußen und die deutsche Einheit. Von Karl Biedermann.
Der erste Jagdtag. Aus den Erinnerungen eines soliden Staatsbürgers. Von Edmund Hoefer. (Mit Illustration von A. Müller.)
Die Kunst-Industrie in England, Frankreich und Deutschland. Von Dr. jur. H. Schwabe.
Der Herzog von Enghien. Ein Kriegsgericht unter Napoleon I. Von Dr. Anton Vollert.
Rezepte. (573)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Lateinisch und Romanisch besonders Französisch
von
Dr. **Friedrich August Beger,**
vorm. Director der ersten Realschule zu Dresden.
1863. 8. geh. 15 Sgr. (574)
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen: (575)

Kinder- und Hausmärchen
gesammelt durch
die Brüder Grimm.
Kleine Ausgabe. (11. Aufl.) Velin-Ausgabe. Mit sieben Bildern in Holzschnitt.
1864. In engl. Einband. Preis: 1 Thlr.
„Unstreitig unter allen Märchenbüchern das schönste."
Bernhardi's Wegweiser durch die deutschen Volks- und Jugendschriften.
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

Erzbischof Anno.
Ein geschichtliches Trauerspiel in fünf Akten nebst einem Vorspiel.
8. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr. (576)

Revue moderne.
Septembre 1867.
A. Breton, Les Droits de la presse. — M Movila, Coups. (Suite.) — E. Zeller, La Femme de Socrate. — J. Ivanovitch, L'Orient a Paris en 1867. — F. Frank, Le Roman d'Hélène. — F. de Lasteysie, L'Histoire du Travail à Exposition universelle. I. Partie française. — A. Mercier, Le Congrès coopératif. — Ch. du Bouzet, L'Annexion en Cochinchine. — Notices et critiques.
Preis des Jahrganges 14 Thlr. (577)

Die Grenzboten. (578)
Nr. 36. Eine antike Dorfgeschichte von Otto Jahn. — Massimo d'Azeglio's politische Anfänge. — Die russischen Sektirer und der polnische Aufstand. — Politischer Monatsbericht.
Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (579)
Uebersicht der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.
Nr 35. Studien und Erinnerungen aus den Anden von Ecuador, von Dr M. Wagner. — Eine Reise in das Fajûm Aegyptens. — Die Geschichte der Lufttelegraphie. — Gegenwärtiger Stand der Arbeiten am Kanal von Suez. — Zur Geschichte des Pianoforte-Baues. — Martin Waltzemüller. — Eine Festnacht der Siamesen auf dem Menam. — Abneigung der Pflanzen gegen Kreuzung mit Pflanzen aus andern Welttheilen.
Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Magazin für die Literatur des Auslandes.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Zur deutschen Literaturgeschichte.

Ramler, Bürger und Göcking als Schüler in Halle*).

Der Inhalt des uns vorliegenden Buches wird durch seinen Titel hinreichend gekennzeichnet. Es ist eine Sammlung einzeln erschienener Programme, Abhandlungen und Gelegenheitsreden. Die Abhandlungen sind zuerst gestellt: Das pädagogische System des Comenius, Bürger auf der Schule, Göcking auf der Schule (zu Halle), Ramler's erste Ode auf Friedrich den Großen, das Gesangbuch (protestantisch kirchlich), Karl Ritter. Sodann folgen Reden über den heiligen Ansgar, die deutsche Weihnachtsfeier, die Säkularfeier Göthe's, die Säkularfeier Schiller's, die Feier des hundertjährigen Todestages des Grafen v. Zinzendorf, zur 150jährigen Gedächtnißfeier der Einweihung des königl. Pädagogiums. Zum Schlusse stehen drei Reisebilder: Wasserröllchen (eine Waldpartie in Thüringen), Fahrt nach Oberammergau (zum Passionsspiele), Paulinzelle. Man wird aus diesem Ueberblicke unschwer den Standpunkt und geistigen Gesichtskreis des gemüthlichen, um die Wissenschaft hochverdienten Verfassers erkennen· Kirche, Schule, Natur in Eins verbunden.

Die Mittheilungen über Bürger und Göcking sind interessant, wenn man Gefallen an dem kleinen Leben und Treiben der Schule findet. Wir erfahren eine Anzahl Einzelnheiten über die damaligen würdigen Lehrer und Magister, die am Pädagogium wirkten, indeß wollen ihre Geister nicht mehr recht Fleisch und Bein gewinnen. Es ging fein ehrbar und züchtig am Pädagogio zu, wie es der Geist der Brüdergemeinde mit sich bringt, indessen fehlt es auch nicht an Schärfen und Ecken. Von Bürger erfahren wir, daß er bereits am 8. September 1760, als mehr denn zwölfjähriger Knabe, auf dem Pädagogium recipirt worden sei (nicht 1762, wie man sonst angab). Er wohnte bei einem Herrn Schütz im zweiten Hause Nr. 36, und hatte eine Menge Stubengenossen, deren Namen und Charakteristiken bis auf kleine Seitenhiebe, wie z. B. daß des Einen Mutter katholisch, daß er (der Knabe) mehr auf die reformirte Seite wende, in den Personalakten des Directors Niemeyer angeführt werden.

Darunter war auch „Behnsdorf aus Schwedt — der liederlichste Knabe unter allen, die bei uns sind." Im Ganzen hat Bürger wohl mit hundert Knaben auf diese Weise zusammengelebt. Darunter waren der spätere Dichter v. Göcking, der spätere Kanzler Niemayer, der Theologe Knapp u. A.

Bürger muß ein kleiner unansehnlicher Knabe gewesen sein, dessen Gesundheit nicht gerade die beste war. Im Sommer 1761 litt der „kleine Bürger" an Blutauswurf, im Januar 1762 am rothen Friesel — dem „kleinen Bürger" wurden zum Uebermaß des Unglücks auch einmal vier Thaler gestohlen, und als der endlich fast 16 Jahre alte Primaner abging, war er noch immer der „kleine Bürger." — Es ging ihm also beinahe wie dem berühmten „kleinen Töffel." Auch seine Talente zeigten sich nicht besonders hervorstechend. Bis zum zehnten Jahre lernte er wenig mehr als deutsch Lesen und Schreiben, im Lateinischen konnte er nach zweijährigem Unterricht kaum mensa dekliniren und mit dem Cornelius Nepos war es nicht glänzend bestellt. Indessen Bürger war gar nicht so dumm, als er aussah; er war, nach dem Schulausdrucke charakterisirt, bloß ein gründlicher Faulpelz, dem das vorgesetzte Futter oder die Art, wie es vorgesetzt wurde, nicht behagte — eine Erscheinung, die gerade bei originell angelegten, energischen Naturen häufig genug vorkommt. Er arbeitete im Innern, er war nach außen ein Träumer. Bürger selbst versicherte später, daß ihm das Lernen nie die geringste Mühe und Anstrengung gekostet; es habe ihm nur an Aufmerksamkeit und Geduld gefehlt. Wie es scheint, waren die Hallenser Pädagogen etwas starke Pedanten und beurtheilten den Knaben zu hart; denn als er nach Aschersleben kam, machte er reißende Fortschritte und wurde bald als ein sehr fähiger Kopf anerkannt. Uebrigens that sich Bürger schon in Halle, wo man das Versmachen deutsch und lateinisch lehrte, als Dichter und Deklamator bei öffentlichen Akten hervor. So feierte er auch, als man am 18. April 1763 an der Anstalt das schöne Fest des Hubertsburger Friedens beging, diesen Frieden in einer Ode, wobei er Wünsche für das Wohl des großen Königs aussprach. Nach dem Friedensschluß hatte Bürger den Einmarsch des Bernburgischen Regimentes, das in Halle in Garnison lag, und der Ende Februars erfolgt war, als Augenzeuge mit angesehen. — Nun lese man die zweite Strophe der Lenore:

> Der König und die Kaiserin,
> Des langen Haders müde,
> Erweichten ihren harten Sinn
> Und machten endlich Friede,
> Und jedes Heer mit Sing und Sang,
> Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
> Geschmückt mit grünen Reisern,
> Zog heim zu seinen Häusern.
> Sie frug den Zug wohl auf und ab,
> Und frug nach allen Namen......

Wie lebendig wird dieser Eindruck, wenn man annimmt, der junge Bürger habe damals erlebt, was wir soeben vor kurzer Zeit und zu wiederholten Malen mit angesehen. „Sie frug den Zug wohl auf und ab." —

In ähnlicher Weise sind die Mittheilungen über Göcking gehalten, welcher, im selben Jahre mit Bürger geboren, im Mai 1762 unter die Alumnen des Pädagogiums aufgenommen wurde. Göcking hielt Freundschaft mit seinem Mitschüler und erinnerte sich noch in später Zeit daran. Auch er hat auf der Anstalt bereits viele Verse gemacht; „es herrschte damals eine größere Freiheit der Bewegung für den Einzelnen, als jetzt möglich ist." Göcking war stark im Homer und Horaz und für Friedrich den Großen begeistert, wie Bürger. — Höchst natürlich! Auch er hat den Friedensschluß poetisch und deklamatorisch mit verherrlichen helfen. Daneben brütete er aber auch schon über Freiheits-Ideen. Mit der Schulzucht scheint er nicht auf dem besten Fuße gestanden zu haben.

Die Ode, welche der jugendliche Ramler auf Friedrich II. dichtete, ist eine offenbare Nachahmung der von Günther auf den Frieden von Passarowitz und den Prinzen Eugen. Auch Ramler war Schüler zu Halle und trug das Gedicht am 8. Juli 1740 bei dem Trauerakte vor, den die lateinische Schule des Waisenhauses um Friedrich Wilhelm I. anstellte. Dasselbe ist schon ganz Ramler:

> Nein, holde Musen, weint nur nicht, (um den Soldatenkönig)
> Weint nicht, ihr deutschen Helden-Schaaren,

*) Zerstreute Blätter. Abhandlungen und Reden vermischten Inhalts von Dr. H. A. Daniel, Prof. und Inspect. adj. am königl. Pädagogium zu Halle. (Der Ertrag ist für die Krankenkasse der Waisenhaus-Buchdruckerei bestimmt.) Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1866.

Streicht nur den Flohr vom Angesicht,
Streicht nur die Asche von den Haaren.
Ein Phönix muß ja untergehn,
Um desto schöner aufzustehn.
Was trauert Ihr? Hier lebt Friedrichs Name,
Macht, Weisheit, Ebenbild und maiestätischer Saame.
Parnassens Glieder jauchzt mit drein,
Stimmt eure Harfen, rührt die Sayten,
Der Landes-Sonne sanften Schein
Auf Erd und Meere auszubreiten!
Geht, sagt es durch der Flöten Schall,
Den Wäldern und dn Wiederhall
Erzehl es gar dem kalten Bähren,
So wird er gleich die Nacht der Traurigkeit verklähren.

Der Artikel über „das Gesangbuch" ist in Ersch und Gruber's Encyklopädie abgedruckt und enthält einen Feldzug gegen die Art und Weise des Kirchengesanges, wie er in den durch die Reformation entstandenen kirchlichen Gemeinschaften sich eingebürgert hat. Er sieht das Gesangbuch überhaupt nur als ein nothwendiges Uebel an; er meint, daß der eigentliche Geist und Duft bei dem Lesen aus dem Buche verloren gehe und daß es weit schöner wäre, wenn das Lied herzhaft aus dem Gedächtnisse käme. So sei es im christlichen Alterthum und theilweise noch in der protestantischen Kirche selbst gewesen. Das ist richtig. Der allgemeine Eindruck des protestantischen Gottesdienstes ist nüchtern und einigermaßen langweilig, was man schon tausendmal gesagt hat. Dies rührt zumeist von der geringen Abwechselung und Gliederung des Altardienstes her. Die Geschichte des Kirchenliedes ist interessant genug, aber theilweise eine Geschichte der Verirrung und Geschmacklosigkeit — einer Geschmacklosigkeit, die noch im vorigen Jahrhunderte auf dem Gipfel stand. In dem Gottschaldt'schen Gesangbuche gab es Lieder: Für Adlige. — Für Advokaten. — Für Amtleute und Beamte. — Für Bader und Barbiere oder Chirurgus. — Für einen geheimen Rath oder Staatsminister. — Für Buchhalter, Factors oder Schichtmeister. — Für einen Buchdrucker. — Für einen Buchhändler. — Für einen Offizier, er mag im Quartier oder im Felde liegen. — Für Poeten. — Für Studenten. — Auch konnte man Verse einlegen: — Für Arme, Studenten u. s. w., für Leute, die eine Profession haben, so zur Sünde leicht Anlaß geben kann — oder, der man leicht entbehren kann.

England.

Das Buch der Königin Victoria.

Während die Könige und Fürsten Europas durch ihre glänzenden Wanderungen nach Paris und die kostbaren Festlichkeiten am Hofe des neuen Cäsar die Zeitungen füllten und diese Feste als Ereignisse des Tages, fast alle wichtigeren Interessen in den Hintergrund drängten, erschien die stille, trauernde Königin von England nach mehrjähriger Zurückgezogenheit zum erstenmale, jedoch in anderer Weise, vor den Augen der Oeffentlichkeit. Nachdem sie drei Millionen Thaler von ihren Ersparnissen für wohlthätige Zwecke bestimmt und die Prinz-Albert-Halle für Kunst und Wissenschaft und internationalen Austausch höherer geistiger Produkte eingeweiht hatte, trat sie mit dem edelsten Denkmal für ihren verstorbenen Gatten in Form eines Buches vor dem Volke auf, zu welchem wir Deutsche hier ganz wesentlich gehören. Unter ihrer persönlichen Leitung und mit vielen wesentlichen Beiträgen aus ihren theuersten Erinnerungen und Briefen gab der General-Lieutenant C. Grey ein getreues Bild von der Kindheit, Jugend, Erziehung, Verheiratung und überaus schwierigen, aber siegreich und edel durchgeführten Stellung und Wirksamkeit als Gatten der Königin, als der Quelle ihres schönsten, häuslichen Glücks und des Königs aller edlen, wohlthätigen, volksthümlichen, künstlerischen und ästhetischen Bestrebungen und Thaten. Diese früheren Jahre des Prinzen Albert, geschildert unter Leitung Ihrer Majestät der Königin, sind vor kurzer Zeit in London bei Smith Elder und Co. wie jeder andere Verlagsartikel erschienen und aller Welt zugänglich.*) Die Königin hat damit nicht nur den schönsten Beweis von ihrer längst als musterhaft anerkannten Liebe, sondern auch von dem Vertrauen gegeben, welches sie vor dem Volke und der Oeffentlichkeit hegt. Wir erinnern uns keiner monarchischen Persönlichkeit, welche je diesen edlen Muth gezeigt, mit ihren heiligsten Geheimnissen und ihrer tiefsten Trauer sich dem Volke zu offenbaren und vertrauungsvoll auf dessen richtige und edle Theilnahme zu bauen. Freilich hat sie auch die schönsten Gründe, sicher darauf zu hoffen, daß kein Geschichtsschreiber, kein Denkmal dem verewigten, unvergeßlichen Gatten eine bessere Unsterblichkeit und Anerkennung sichere, als diese treuherzige Biographie, zu welcher alle früheren Lehrer, die noch am Leben waren, alle Verwandte und Freunde ihre persönlichen Erinnerungen oder Briefe beigetragen haben.

Wir lernen den Prinzen zunächst als Kind und Bruder seines lieben Ernst kennen, sehen ihn zum lieblichen Knaben aufwachsen und mit anderen Kindern spielen. Dies ist ein Idyll des wirklichen Lebens, welches gerade dadurch fesselt, daß die gewöhnliche Alltäglichkeit ohne allen Schmuck und künstliche Verschönerung überall ihr Recht findet; nur daß hier und da bei irgend einem Spiele der Knaben, der edle Charakter unseres Helden mit verzeihlichem Stolze aus irgend einer That oder einem Worte hervorgehoben wird. Daß der junge Prinz bald auch sehr fleißig und ordentlich war und blieb, ersehen wir unter Anderem aus einem von ihm selbst entworfenen und lange pünktlich befolgten Lectionsplane, wonach er schon im zwölften Jahre alle Tage Vormittags von 7 bis 2 Uhr und Abends immer wieder mehrere Stunden lernte, studirte und unterrichtet ward.

Wir übergehen diese Knaben- und Jünglingsjahre und theilen bloß einige Thatsachen aus dem wichtigsten Wendepunkte seines Lebens mit, seiner Verheiratung, deren Entstehung und Verlauf zum Theil mit Stellen aus dem Tagebuch der Königin selbst sehr ausführlich und mit einer gewissen Naivetät geschildert wird.

Die verwittwete Herzogin von Coburg, gemeinschaftliche Großmutter der „Blume des Mai" und „Alberts von Rosenau", hatte ihren Enkel und die Enkelin schon in früher Jugend für einander bestimmt und kein Geheimniß daraus gemacht, und Prinz Albert erzählte hernach seiner Frau öfter, daß seine Wärterin nicht selten von der Königin von England, als seiner zukünftigen Frau, geplaudert habe. Noch angelegentlicher war es dem König der Belgier, dem alten, lieben Onkel, darum zu thun, diese Ehe zu Stande zu bringen, und es ist hauptsächlich seinen

*) The Early Years of His Royal Highnes the Prince Consort. Compiled under the Direction of Her Majesty the Queen, by Lieutenant-General the Hon. C. Grey. London: Smith Elder and Co. 65 Cornhill, 1867.

Bemühungen zu danken, daß der Widerstand König Wilhelm's IV. schon bei dessen Lebzeiten im Wesentlichen überwunden ward. Gegen dessen Willen besuchte der Herzog von Coburg 1836 England, wobei sich die betreffenden Persönlichkeiten und am Meisten das junge, zukünftige Paar schon vorläufig, wenn auch nur durch die Blume, miteinander verständigt zu haben scheinen. Aber erst 1838 sprach der König der Belgier zuerst offen mit seiner Nichte über den delikaten Gegenstand und bald darauf auch mit deren Zustimmung mit Prinz Albert, welcher darüber so glücklich war, daß er gegen weitere Aufschiebung der Entscheidung sehr stark opponirte und sich vornahm, bei seinem nächsten Besuche im Jahre 1839 der jungen Königin zu verstehen zu geben, daß, wenn sie sich nicht entscheide, er sich vor den anderen, ihr zugedachten vielen Bräutigamen zurückziehen wolle. Seinem Eifer aber kam die Königin mit ihrer eigenen Liebe sehr offenherzig entgegen. Er kam am 10. October in Windsor an, und schon am 15. machte die achtzehnjährige Jungfrau und Beherrscherin eines Reiches, in welchem die Sonne nicht untergeht, von ihrer ganz eignen Pflicht, sich selbst einen Gatten zu wählen, den rechten, beneidenswerthen Gebrauch. Sie ließ Prinz Albert zu sich kommen und trug ihm Herz und Hand an. Noch an demselben Tage schrieb sie an Onkel Leopold folgenden, wörtlich abgedruckten Brief:

Schloß Windsor, October 15. 1839.

Mein theuerster Onkel!

Dieser Brief wird Ihnen gewiß Freude machen, denn Sie haben stets das wärmste Interesse für Alles, was mich betrifft, bewiesen. Mein Entschluß steht nun fest und ich habe es diesen Morgen Albert gestanden. Die warme Liebe, die er mir zeigte, als er dies hörte, machte mir große Freude. Er scheint mir die Vollkommenheit selbst und ich denke, daß ich Aussicht auf große Glückseligkeit vor mir habe. Ich liebe ihn mehr, als ich sagen kann und werde Alles thun, was in meinen Kräften steht, um dieses Opfer (denn ein solches ist es nach meiner Meinung) so gering wie möglich zu machen. Er scheint großen Takt zu haben, eine sehr nothwendige Eigenschaft in seiner Stellung. Diese letzten Tage sind mir wie ein Traum dahingegangen, und ich bin dadurch so aufgeregt, daß ich kaum weiß, wie ich schreiben soll. Aber ich fühle mich sehr glücklich. Es ist durchaus nothwendig, daß dieser mein Entschluß Niemandem als Ihnen und Onkel Ernst eher bekannt werde, als bis nach der Versammlung des Parlaments, da es sonst von meiner Seite wie eine Vernachlässigung aussehen würde, das Parlament nicht sofort berufen zu haben, um es damit bekannt zu machen. Lord Melbourne, den ich natürlich über die Angelegenheit zu Rathe gezogen habe, billigt ganz meine Wahl und spricht mit großer Genugthuung darüber. Er hat in dieser Angelegenheit, wie immer, mit der größten Liebenswürdigkeit und Zuneigung für mich gehandelt. Wir halten es auch für besser, und Albert ist ganz derselben Meinung, daß wir bald nach Eröffnung des Parlaments, etwa im Anfange des Februar, unsere Hochzeit feiern. —

Ich wünsche den lieben, jungen Herrn bis zum Ende des nächsten Monats hier zurückzuhalten. Ernst's aufrichtige Freude erhöht noch meine Glückseligkeit. Er betet den lieben Albert förmlich an.

Auf ewig, theuerster Onkel,

Ihre

ergebene Nichte

V. R.

Wir überlassen das glückliche junge Paar sich selbst und übergehen die Schilderung der zum Theil persönlichen Aeußerungen und Angelegenheiten bis zum 23. November, als die Braut und Königin den Entschluß ihres Herzens zuerst den dreiundachtzig im Buckingham-Palast versammelten Mitgliedern des Privy-Council bekannt machte. Sie erzählt dies selbst aus ihrem Tagebuche mit folgenden kurzen Worten:

„Punkt zwei Uhr begab ich mich hinein. Der Saal war voll und ich wußte kaum, wer da war. Lord Melbourne sah ich freundlich mit Thränen in seinen Augen auf mich blicken, aber er war mir nicht nahe. Ich fühlte, wie meine Hände zitterten, aber ich machte keinen einzigen Fehler und las meine kurze Erklärung. Ich fühlte mich überglücklich und dankbar, als es vorüber war. Dann erhob sich Lord Lansdown und beantragte im Namen der Versammlung, daß diese gnädigste und willkommenste Mittheilung gedruckt werden möge. Ich verließ dann den Saal. Das Ganze hatte nicht länger als zwei oder drei Minuten gedauert. Dann kam der Herzog von Cambridge in das kleine Bibliothekzimmer, wo ich stand, und beglückwünschte mich. Das Armband mit dem Portrait des Prinzen, welches ich immer trug, schien mir Muth vor dem Staatsrathe einzuflößen."

Die Nachricht von dieser Verbindung wurde zunächst in England wie in Deutschland als ein freudiges, glückliches Ereigniß begrüßt, so auch in beiden Häusern des Parlaments; aber hier erhoben sich bald darauf hitzige, zum Theil ärgerliche und sogar skandalöse Debatten, welche der Herzog von Wellington im Oberhause durch die Beschwerde eröffnete, daß in der Erklärung der Königin an den Privy-Council Prinz Albert nicht ausdrücklich als Protestant bezeichnet worden sei, da man ohnehin in der Oeffentlichkeit Versuche gemacht habe, ihn als einen Katholiken zu denunciren. Lord Melbourne und Lord Brougham erwiederten, daß alle Welt wisse, Prinz Albert sei ein Protestant; außerdem gäbe es kein Gesetz, welches die Königin verhindere, einen Mann katholischer Confession zu heirathen. Aber Wellington bestand darauf, daß er in der Declaration hinterher ein Protestant genannt werde, damit die Welt sähe, wie er sagte, England sei wirklich noch ein protestantischer Staat. Noch lächerlicher machte sich das Oberhaus in der Discussion, welchen Rang und welchen Platz der Prinz officiell bei Staats-Ceremonien einnehmen dürfe und solle. Und hier sprach Wellington nach vielem Gewäsch seiner Collegen wieder einmal ein vernünftiges Wort:

„Man lasse die Königin den Prinzen placiren, wie sie beliebt und so die Frage entscheiden; das wird der beste Weg sein."

Von diesem Privilegium machte die Königin auch den richtigen Gebrauch und gab ihrem Gemahl bei Staats-Ceremonien stets den Ehrenplatz an ihrer Seite, wobei freilich unentschieden blieb, ob der Prinz, später officiell Prince Consort genannt, vor einem etwa künftigen Prinzen von Wales, also seinem Sohne, den Vorrang habe.

Die hitzigste Debatte entspann sich im Unterhause über die Civilliste des Prinzen Albert. Der damalige Premier, Lord Melbourne, schlug 50,000 Pfund jährlich vor. Mr. Hume, der Oekonom, hielt 21,000 Pfund für hinreichend. Doch vereinigte man sich später über die mittlere Summe von 30,000 Pfund. Wir übergehen die Partei-Intriguen und den Einfluß der Lady's of the Bedchamber, welche sich dabei geltend gemacht haben sollen, besonders um die Königin und den Prinzen gegen die Tories einzunehmen.

Auch den Abschied des Prinzen aus seiner deutschen Heimat und die Hochzeits-Feierlichkeiten, obgleich sehr interessant und

zum Theil rührend und bereichert mit neuen Thatsachen geschildert, übergehen wir, um noch einen Blick in die Häuslichkeit und die Herzen des jungen Paares zu werfen. Wir lesen in dem Tagebuche der Königin von dem Schmerze, welches der jugendliche Prinz über den Verlust seiner lieben, deutschen Heimat und die Trennung von all' den lieben Angehörigen fühlte. Sie schreibt: „Er sagte mir, ich habe nie einen Vater gekannt und könne deshalb nicht fühlen, was er fühle. Seine Kindheit sei sehr glücklich gewesen. Ernst (der jetzige Herzog von Coburg, der allein noch eine Zeit lang nach der Hochzeit bei ihnen blieb), Ernst sei nun der einzige, der von allen seinen Jugend-Erinnerungen noch zurückgeblieben sei; aber daß ich, wenn ich fortführe, ihn wie jetzt zu lieben, ihn für Alles entschädigen könne. Er weine sonst nicht leicht, aber Alvensleben und Kolowrath (welche ihn nach England begleitet und jetzt verlassen hatten) hätten so viel geweint, daß er ganz davon überwältigt sei. O, wie ich damals für meinen theuersten, edlen Gatten fühlte! Vater, Brüder, Freunde, Vaterland, Alles hatte er verlassen und Alles für mich. Gott gebe, daß ich die glückliche Person, die glücklichste sei, dieses theuerste, liebe Wesen glücklich und zufrieden zu machen! Was in meiner Macht steht, ihn glücklich zu machen, das will ich thun."

Nun galt es noch für den Prinzen, sich in seiner neuen und schwierigen Stellung zu bestimmen und zu sichern und seinen Haushalt einzurichten. Seine eigenen Gedanken darüber offenbart er der Königin schon vor der Hochzeit in einem Briefe vom 10. December 1839. Darin heißt es unter Anderm: „Nun komme ich zu dem zweiten Punkte, welchen Du in Deinem Briefe berührst und der mir ebenfalls sehr wichtig erscheint; ich meine die Wahl von Personen, die zu meinem Haushalt gehören sollen. Der Grundsatz: „sage mir, mit wem Du umgehst und ich will Dir sagen, wer Du bist", muß hier besonders im Auge behalten werden. Ich wünschte ganz besonders, daß die Wahl ohne Rücksicht auf Politik getroffen werde; denn wenn ich mich wirklich von allen Parteien freihalten soll, dürfen meine Leute nicht ausschließlich einer Seite angehören. Vor Allem dürften die Anstellungen nicht bloße Partei-Belohnungen, sondern müßten durch noch andere Empfehlungen begründet sein. Man lasse die Leute entweder von sehr hohem Range, oder sehr reich, oder sehr geschickt, oder solche Personen sein, die England wichtige Dienste geleistet haben. Es ist sehr nöthig, daß sie von beiden Seiten gewählt werden — dieselbe Zahl von Whigs, wie von Tories; und vor Allem wünsche ich, daß sie wohlgebildet, von hohem Charakter und, wie gesagt, solche Personen seien, die sich bereits in ihren verschiedenen Stellungen, sei es in der Armee, oder in der Marine, oder in der wissenschaftlichen Welt ausgezeichnet haben. Ich weiß, daß Du mit mir darin übereinstimmst."

Nach diesen Grundsätzen richteten sowohl er als die Königin ihr Haus ein, und Letztere wechselte mit jedem neuen Ministerium die Dienerschaften und Hofämter, die irgendwie mit Politik zusammenhingen. Besonders war der Prinz Albert sein ganzes Leben hindurch ungemein streng und vorsichtig in allen Dingen, welche Politik betrafen und enthielt sich daher auch mit großer Consequenz und Selbstverläugnung alles Umganges und der hohen Gesellschaft im Allgemeinen, um politischen Parteien keinen Anlaß zu Aergerniß zu geben. Er schuf sich einen Wirkungskreis zum Wohle des Volks, der Kunst und Wissenschaft und hat auf diesem Gebiete während seines verhältnißmäßig kurzen Lebens mehr segensreichere und dauerndere Denkmäler hinterlassen, als die mächtigsten und gefeiertsten Könige Europa's. Durch diese Wirksamkeit und sein anerkannt musterhaftes Leben als Gatte und Vater ist es ihm gelungen, allen Skandal und alle Böswilligkeit, welche höhere und niedere Klassen Jahre lang an seine Person zu heften suchten, vollständig zu vernichten und namentlich nach seinem frühzeitigen Tode mit einer Glorie und ewigen Schönheit sich auch hier auf Erden die beneidenswertheste Unsterblichkeit zu sichern. Er und sie gaben für das häusliche und eheliche Leben ein ewig musterhaftes und im ganzen Lande anerkanntes Beispiel. „Dies bildete", wie es an einer Stelle im Buche selbst heißt, „die Glorie und die Kraft des Thrones der Königin Victoria, und dadurch gewann der englische Hof die Liebe und Verehrung des englischen Volks und die Achtung der Welt. Vor Allem gab er seinen Kindern ein Beispiel und Ideal, von welchem sie sicherlich nicht abweichen dürfen, ohne in der öffentlichen Achtung zu fallen und Gefahr zu laufen, das Werk zu vernichten, welches durch ihn so wesentlich und schön vollendet ward."

Bald nach Begründung dieser schönen Häuslichkeit gab es noch ein sehr schwieriges Verhältniß zu klären und zu sichern. Prinz Albert war der Gatte der Königin, aber man sprach ihm das Recht ab, zugleich Herr im Hause zu sein, da er unmöglich über der Königin stehen könne. Darüber lesen wir in dem Buche folgenden interessanten Aufschluß: „Wir haben es der Festigkeit und zugleich dem guten Sinne des Prinzen zu danken, daß er darauf bestand, die ihm zukommende Stellung als Haupt der Familie einzunehmen — auch dem klaren Urtheil und dem richtigen Gefühl der Königin und ihrer eigenthümlich ehrlichen und offenen Natur —, noch mehr aber der gegenseitigen Liebe und dem vollkommenen Vertrauen, welches die Königin und den Prinzen mit einander verband, daß es bald unmöglich ward, irgend eine Trennung oder einen Zwiespalt von Interessen oder Pflichten zwischen ihnen aufrecht zu erhalten. Denen, welche die Königin zu überzeugen suchten, daß sie als Herrscherin nicht nur das Oberhaupt des Staates, sondern auch des Hauses und der Familie sei, und ihr Gatte eigentlich doch nur als einer ihrer Unterthanen gelten könne, pflegte Ihre Majestät zu erwiedern, daß sie sich feierlich vor dem Altare verpflichtet habe, ihm sowohl zu gehorchen, als ihn zu lieben und zu ehren, und sie würde sich nie dazu verstehen, diese heilige Verpflichtung zu beschränken oder wegzuraffiniren (rafine away)."

Aber noch bis wenige Jahre vor seinem Tode machten Presse und Parlament, eifersüchtig und sogar wüthend auf den sich in England immer mehr geltend machenden Germanismus, immer wieder Versuche, den Prinzen Albert politischer Beeinflussung der Königin anzuklagen und ihm das Recht dazu abzusprechen. Aber trotzdem ließen sich weder er noch sie in Ausübung dieses ganz natürlichen und sich von selbst verstehenden Rechts stören, und als unter dem letzten Russell-Ministerium diese Anklage zum letzten Male erhoben ward, erklärte Lord John Russell ganz ehrenhaft und ehrlich, daß er nichts natürlicher und schöner finde, als daß die Königin ihren Gatten, den Nächsten in ihrem Herzen, in allen schwierigen politischen Angelegenheiten um Rath frage, und sich von dessen klarem, unparteiischem Urtheil leiten und bestimmen lasse. Das Unterhaus, eben deshalb aufgebraust gegen Prinz Albert und das Ministerium, sah nach diesen ehrlichen und klaren Worten dieses Recht auch ein und zollte dem Minister sogar noch Beifall. Seit dieser Zeit waren ähnliche Vorwürfe allgemein als Unsinn anerkannt und sind seitdem für immer verschwunden. Dieser Einfluß des Prinzen wurde schon im ersten Jahre ihrer Ehe so vollkommen von der Königin anerkannt, und sie verließ sich seitdem stets so ohne Rückhalt und

vertrauensvoll auf seine Hilfe, daß sie in allen schwierigen Fragen sich nur nach seinem Urtheil richtete und stets nach seinem Rathe handelte. Deshalb rief sie auch, plötzlich dieser Stütze beraubt, aus, daß von jetzt an eine ganz neue Regierung beginne.

Doch bis dahin führt uns das Buch nicht. Es schließt vielmehr mit dem Beginne der vielleicht allersegensreichsten Thätigkeit des Prinzen Albert, nämlich der des Vaters, oder mit der Geburt unserer Kronprinzessin.

Wir wissen aus dem Munde mehrerer Personen, welche den Vater und die Mutter dieser unserer künftigen Königin und ihrer Geschwister in ihrer Häuslichkeit, mit den Kindern näher kennen zu lernen, das Glück hatten, daß dieser Vater, stets unterstützt von der Mutter, Erziehungs-Grundsätze befolgte, welche in pädagogischer und jeder anderen sittlichen und gesundheitlichen Beziehung für immer als die schönsten Muster gelten können. Ein jetzt sehr beliebter und allgemein geachteter Schulrath in Berlin, dessen pädagogische Schriften zu den gediegensten gehören, wird dies aus eigener Erinnerung mit freudigem Herzen bekräftigen.

Es steht uns nicht zu, dieses musterhaft schöne Leben, in welchem unsere künftige Königin als Kind aufwuchs, mit unseren nur mangelhaften Hinblicken vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Wir begnügen uns mit der allgemeinen Freude und Hoffnung, der Liebe und Verehrung, welche diese erste Tochter des englischen Königspaares in ihrer neuen Heimat umgiebt. Die Freude an der Unbefangenheit, Einfachheit, heiteren Mütterlichkeit und treuherzigen Weiblichkeit dieses ersten Kindes unseres unsterblichen Albert, ist bereits so tief und weit und breit in's Volk gedrungen, daß jedes Kind, namentlich jede gute Tochter mit wahrhafter Begeisterung von dem Schatze spricht, den wir, das ganze Land und besonders das aufwachsende Geschlecht, an dieser ersten Tochter des musterhaften Paares auf dem englischen Königsthrone gewonnen haben. H. Beta.

Das Stimmrecht der Frauen vor dem englischen Parlament.

Wir haben unseren Lesern durch verschiedene Aufsätze in diesen Blättern Gelegenheit gegeben, die in Großbritannien entstandene Bewegung zu Gunsten des Stimmrechts der Frauen, oder wenigstens einer gewissen Klasse derselben, durch alle Stadien, welche die Frage in der Presse und im Publikum zu durchlaufen hatte, zu verfolgen, und glauben nun diesen Mittheilungen einen vorläufigen Abschluß geben zu müssen durch einen Bericht über die Behandlung und das Schicksal, welche die Angelegenheit am 20. Mai d. J. vor dem Unterhause des englischen Parlaments erfuhr. „Einen vorläufigen Abschluß" sagen wir, denn wenn auch der Antrag, wie wir es kaum anders erwartet haben, mit ziemlich bedeutender Majorität verworfen worden ist, ja wenn uns derselbe überhaupt, wenn nicht unangemessen, so doch verfrüht erscheint, so halten wir uns doch nach allen Traditionen politischen Lebens in England im Allgemeinen und nach der Auffassung dieses Falles noch ganz speziell, zu der Annahme berechtigt, daß man sich bei dem fehlgeschlagenen Versuche nicht beruhigen wird. Die Angriffe werden sich erneuern und verstärken, und es steht noch durchaus nicht mit voller Bestimmtheit zu verneinen, daß sich der Sieg endlich auf die Seite der beharrlichen Petenten neige.

Den eigentlichen Kernpunkt der Verhandlung bildete die Rede des Mr. Stuart Mill, des beredten Anwalts des Stimmrechtes der Frauen. Er stellte den Antrag, überall, wo in der Bill das Wort *men* vorkommt, es durch „*persons*" zu ersetzen, und auf diese Weise gleichsam durch einen Federstrich der unbilligen Ausschließung der Frauen vom Wahlrechte ein Ende zu machen. Er könne, fuhr er fort, eine Berechtigung zu dieser Ausschließung nicht anerkennen, denn sie stehe vereinzelt in der englischen Verfassung; es lasse sich kein zweites Beispiel einer so absoluten Ausschließung nachweisen. Man verstoße durch dieselbe nicht bloß gegen die Gerechtigkeit, sondern auch gegen einen Hauptgrundsatz der Verfassung: die Zusammengehörigkeit der Besteuerung und Vertretung; Frauen bezahlten aber so gut Steuern wie Männer. Niemand werde behaupten, eine Frau, die selbständig einer Oekonomie oder einem Geschäfte vorsteht und in dieser Eigenschaft Steuern bezahlt, daß eine Frau, die als Lehrerin ihre Schülerinnen mehr gelehrt hat, als viele männliche Wähler in ihrem ganzen Leben gelernt haben, nicht zum Stimmen fähig sei. Man müsse erst den Mangel an Befähigung eines Individuums oder einer Klasse beweisen, man müsse die Gefährlichkeit des- oder derselben zur Evidenz darthun, ehe man gesetzlich das Recht habe, eine Ausschließung vom Wahlrecht zu verhängen. Ließen sich hinsichtlich der Frauen aber solche Beweise beibringen? Nein! Was könne man nun für stichhaltige Gegengründe anführen? Etwa, daß sie sich nicht bei großen Meetings in den Parks oder bei Demonstrationen in Islington betheiligen? Man führe hier mehr Gründe des Gefühls, als des Verstandes in's Feld. Es handele sich, wie man sagt, um etwas Neues, Niedagewesenes; indeß man irre sich, es sei eine sehr alte Forderung, vielleicht in einer neuen Form. Aber selbst zugegeben, es sei etwas Neues, so habe man sich an viele Dinge, die anfangs neu und unerhört geschienen, nach Verlauf von drei Monaten vollständig gewöhnt, und überhaupt, wem stehe es an, sich gegen Neuerungen zu wehren, leben wir nicht in einem Zeitalter der Neuerungen und des Fortschritts? Ein anderer Einwurf sei, die Politik passe nicht für Frauen, würde sie ihren Pflichten abwendig machen. Dem begegne er mit der Bemerkung, daß es noch Niemandem eingefallen sei, zu befürchten, ein Mann werde seine Berufspflicht versäumen, weil er alle paar Jahre einmal an die Wahlurne trete. Das Interesse an Staatsangelegenheiten werde das Selbstbewußtsein der Frauen heben, was nicht nur für sie, sondern für die gesammte Gesellschaft von den segensreichsten Folgen sein müsse. Frauen hätten z. B. anerkannt ein sehr gutes Urtheil über die Finanzen, weil sie darauf angewiesen, mit beschränkten Mitteln oft bedeutende Resultate zu erzielen, während es im Gegentheile gar nicht selten vorkomme, daß die an der Spitze der Regierung stehenden Herren mit großen Mitteln doch nur Kleinliches zu Wege brächten. Der Beruf der Frau weise sie zumeist auf das Haus und hoffentlich werde dies auch immer so bleiben, aber die Annahme, daß derartige Beschäftigungen unverträglich sein sollten mit der Theilnahme für nationale Angelegenheiten, für die höchsten Interessen der Menschheit, sei ebenso unhaltbar, als wenn man behaupten wollte, die Arbeiter würden, wenn man sie lesen lehre, die Fabriken und Werkstätten verlassen. Man spreche viel von politischen Revolutionen, aber man beachte viel zu wenig die sich ringsumher vollziehenden häuslichen und sozialen Revolutionen. Versäume man — vielleicht geleitet von dem ebenso irrigen, wie engherzigen Gedanken, die häusliche Behaglichkeit des Mannes beruhe auf einer gewissen geistigen Beschränktheit der Frau — diese auf das geistige

Niveau der Männer zu heben, dann würden die Männer bald auf den geistigen Standpunkt der Frauen zurücksinken, denn man vergesse nicht, daß in ihren Händen die Erziehung des künftigen Geschlechtes liegt. Wenn es wahr sei, daß das weibliche Geschlecht sich nicht um politische Gleichstellung mit den Männern kümmere, so sei damit noch gar nichts weiter bewiesen, als die bisher recht systematisch bewirkte Vernachlässigung ihrer Erziehung; die Behauptung sei aber nicht richtig, denn ein großer Theil der Frauen, und natürlich der intelligentere Theil, verlange das Stimmrecht; viele hätten diesem Verlangen durch die Petition Ausdruck gegeben, noch viel mehr aber hätten geschwiegen, weil häusliche Rücksichten oder auch die anscheinende Hoffnungslosigkeit der Sache sie veranlaßt hätte, ihrer wahren Herzensmeinung vorläufig noch keinen Ausdruck zu geben. Dem sei übrigens wie ihm wolle, die Frauen, welche aus diesem oder jenem Grunde das Stimmrecht nicht verlangten, brauchten dasselbe ja nicht auszuüben, es sei aber nicht nöthig, ihretwegen auch diejenigen, denen darum zu thun sei, desselben zu berauben. Man sage ferner, es sei nicht gerathen, den Frauen, welche schon sehr viel indirekte Macht durch ihren Einfluß auf ihre männlichen Verwandten und Bekannten besitzen, nun auch noch eine direkte Macht zu verleihen. Dies sei durchaus kein haltbares Argument. Der Begüterte besitze auch überall mehr Einfluß, als der Arme, und doch sei noch Niemand auf den Einfall gekommen, deshalb seine politischen Rechte beschränken zu wollen. Sei die Macht der Frauen bisher eine unverantwortliche gewesen, so möge man dieselbe jetzt zu einer verantwortlichen machen. Statt sie zu zwingen, durch geheime Schmeicheleien zu wirken, gestatte man ihnen, ihre politische Meinung offen ans-zusprechen (sic). An Verstand und Gewissenhaftigkeit übertreffe das Weib manchen Mann. Man gebe ihnen im Staate die Rechte, die sie zu fordern hätten: Das Recht zu stimmen, das Recht über ihr Eigenthum zu verfügen und das Recht zur praktischen Verwerthung akademischer Kenntnisse. Nicht mehr als dies werde durch die vorliegende Petition gefordert, und er sei überzeugt, daß wenn die Zeit ihrer Erfüllung gekommen sei, und sie werde kommen, Niemand sich darüber zu beklagen haben werde.

Mr. Karslake erklärte, er habe, wie wohl Alle im Hause, den beredlen Worten des Vorredners mit großem Interesse gelauscht; er gebe aber zu bedenken, daß, wenn auch die Petition das Stimmrecht nur für selbständige unverheiratete Frauen und Wittwen verlange, ein Eingehen darauf nothwendig zu weiteren Consequenzen führen werde. Das Mädchen könne zur Ehe schreiten, die Wittwe sich wieder verheiraten. Sollten diese am Altare dann die ihnen bisher zugestandenen Rechte opfern? In ein paar Jahren würden auch die verheirateten Frauen das Stimmrecht fordern. Er, der er bei Gelegenheit von Wahlen sich häufig bemüht habe, die Stimmung der weiblichen Bevölkerung zu sondiren, habe meist gefunden, daß Frau und Mann in ihren politischen Ansichten nicht übereinstimmten. Das Stimmrecht der verheirateten Frauen würde daher Zwiespalt in die Familien säen, die Frauen würden durch die Ausübung desselben von ihrer Anmuth und Weiblichkeit verlieren, und weit entfernt, durch die von Mr. Stuart Mill beantragten Gesetze, sie gegen die Brutalität der Männer zu schützen, würde man nur noch mehr Anlässe zu derartigen Ausbrüchen schaffen.

Während die Herren Denman und Fawcett den Antrag mit warmen Worten unterstützten, betrachtete Mr. Laing die Verhandlung nur wie eine heitere Unterbrechung in den ernsten Geschäften des Hauses, der keine weitere Folge zu geben sei. Wolle er die Frage aber ernsthaft behandeln, so glaube er, von zehn Männern, wie von zehn Frauen, werde sich bei neun das Gefühl gegen die politischen Rechte der Frauen erheben. Er wolle einmal den politischen Standpunkt verlassen und sich zur Poesie wendend in den Spiegel blicken, den Englands größter Poet den Frauen vorgehalten. Könne man sich eine Julia, eine Desdemona, eine Ophelia beschäftigt mit Parlaments-Affairen denken? Welche von König Lear's drei Töchtern könne man sich als Wählerinnen und Steuerzahlerinnen vorstellen, die sanfte Cordelia oder die abscheuliche Goneril und Regan? Er wolle die von ihm hier angeregten Punkte nicht weiter ausführen; er glaube es sei für Jeden leicht, die Consequenzen zu ziehen. Es gebe nur einen einzigen Staat, wo den Frauen ein unmittelbarer Einfluß auf die Regierungsgeschäfte gestattet sei: das Königreich Dahomey, dessen Einrichtungen aber doch kaum wünschenswerth erscheinen möchten.

Sir G. Bower erklärte, das Stimmrecht der Frauen könne logischer Weise nicht bestritten werden in einem Lande, wo eine Frau, das Muster aller häuslichen Tugenden, auf dem Throne sitze. Er sei kein Freund sogenannter emancipirter Frauen, aber er glaube nicht, daß eine Frau, weil sie ihr Stimmrecht ausübe, etwas von ihrer weiblichen Würde einzubüßen brauche, und endlich halte er es für billig, daß diejenigen, die Steuern zahlten, auch stimmberechtigt seien.

Lord Galway empfahl die Zurückziehung des Antrags, weil alle Bewunderer des schönen Geschlechtes bei der Abstimmung in eine peinliche Lage gerathen könnten, während Mr. Onslow, der ebenfalls gegen die Abstimmung war, das Haus zum Schlusse noch mit der Anekdote regalirte, er habe im Corridor zwei junge Damen getroffen, und auf die Frage, wem sie wohl vorkommenden Falls ihre Stimmen geben möchten, die Antwort erhalten: „Immer demjenigen, der uns die schönsten Diamant Ohrringe schenkt." (sic)

Mr. Stuart Mill weigerte sich natürlich, den Antrag zurückzuziehen, und so wurde darüber abgestimmt, und er, wie schon erwähnt, mit 196 gegen 73 Stimmen verworfen.

Wir haben schon zu wiederholten Malen unsere Stellung zu der Frage der Erlangung der politischen Rechte der Frauen angedeutet, so daß man uns nicht gerade für parteiisch halten wird, wenn wir es aussprechen, daß bei dieser Parlamentsverhandlung trotz des durch die Abstimmung herbeigeführten Endresultats doch der Sieg auf Seiten derer zu sein scheint, welche für den Antrag gesprochen haben. Sie stützten sich auf Gründe, welche allerdings auch anfechtbar sind, während die Gegner viel weniger von den ihnen dadurch gebotenen Waffen Gebrauch machten und sich auf eine Widerlegung gar nicht einließen, sondern weit mehr an Gefühl und Herkommen, als an Verstand und Gerechtigkeit appellirten, und hauptsächlich dadurch zu wirken suchten, daß sie die Sache in's Lächerliche zogen. Wer aber seinen Rivalen lächerlich macht, der erkämpft, auf die menschliche Schwäche spekulirend, wohl leicht einen augenblicklichen Vortheil über ihn, stellt sich aber indirekt das Zeugniß aus, es habe ihm an ernsten, gewichtigen Gegengründen gefehlt. Was uns in Deutschland betrifft, wo das Wahlrecht nicht abhängig ist von einem bestimmten zu zahlenden Steuersatze, so dürfte hier die Frage noch weit schwerer zu entscheiden sein. Bei uns, wo die allgemeine Wehrpflicht Hand in Hand geht mit dem allgemeinen Wahlrecht, dürften die Chancen der Frauen, da man sie dem ersteren nicht unterwerfen kann, auch für Erlangung des letzteren sehr gering sein. Vertagen wir die Angelegenheit deshalb

lieber bis zu jenen goldenen Tagen, wo uns keine Kriege mehr drohen und wir daher keiner allgemeinen Wehrpflicht mehr bedürfen. Dann werden wohl viele uns jetzt weit näher liegende Fragen hinsichtlich des weiblichen Geschlechtes gelöst, dann wird die soziale und wirthschaftliche Stellung der Frauen eine andere, dann werden sie erzogen und befähigt zur Ausübung politischer Rechte sein. Schade, daß wir Alle, die wir dies heut lesen, dann schon im Grabe ruhen!

Italien.

Das große Volkstheater zu Florenz.

„Ich betrachte das Theater als eine Schule, in welcher das Volk lernen soll frei, stark und edel zu sein," sagte Alfieri zu den erschlafften Italiänern des 18. Jahrhunderts, und verdrängte mit seinen antik-heroischen Tragödien die albernen Harlekinaden und seichten Schäferspiele von der Bühne seines Vaterlandes. Columbina und der Quacksalber, Polischinell und Stenterello flatterten erschrocken von dannen, erhabenen Gestalten das Feld einräumend, wie zur selben Zeit die Amoretten von Versailles den „Horatiern" und „Sabinerinnen" des Malers David. Letzterem war es ein Leichtes gewesen, Chlamis, Peplon und Toga in Frankreich zu neuen Ehren zu bringen: der cotillon célèbre war, von blutbespritzten Händen zerfetzt, in alle vier Winde zerstreut worden. Hingegen dem damaligen Italien Begeisterung für antike Größe einzuhauchen, hielt schwerer; namentlich in Toscana duftete noch Alles nach poudre d'Iris und künstlichem Parfum; der weichliche, verschnörkelte Roccoco-Geschmack hatte aus der Heimat der Künste allen echten Kunstsinn vertrieben. Nichtsdestoweniger strebte Vittorio Alfieri, der literarische Agitator und Reformator, unermüdlich vorwärts. Ihm, wie dem Jakobiner-Apelles, ist Starrheit und Härte eigen; Beide copirten im Feuereifer nicht mehr die Natur, sondern Statuen und Gypsabgüsse; wie alle energisch Lehrenden, übertrieben sie, aus Furcht, der Schüler möchte weniger kräftig zu Werke gehen, aus dem „frei, stark und edel" in den kleinlichen Miniaturgenre zurückfallend.

Ob indessen der Graf Alfieri direkt für das Volk dichtete, bleibt dahingestellt. Wie aus seiner ganzen Eigenthümlichkeit hervorgeht, und wie auch Göthe ihn charakterisirt, war er, trotz seiner Freiheitstrunkenheit, ein „Stockaristokrat", dem es wohl darauf ankam, auf die Literaten von 1793 einzuwirken und Männer von gewiegtem Urtheil, Frauen, wie Aloyse von Stolberg für seine Richtung einzunehmen, der aber nach dem eigentlichen Volk, den Plebejern, nie gefragt hat; so wenig wie David, der Tyrannenhasser, seine Republikaner für die Sans-culottes malte, sondern für die Kunstliebhaber, schließlich für den ersten Konsul.

Zu Alfieri's Zeiten besuchte nur ein kleines, ausgewähltes Publikum das Schauspiel. Die unteren Volksschichten fanden am ernsten Drama „senza musica" von jeher wenig Geschmack, wendeten ihr Geld lieber an die Oper, das Ballet oder Marionettentheater, statt in die „Schulen" zu gehen. Der Verfasser von Brutus, Virginia u. s. w. wurde daher bei den „lieben Müßiggängern" nicht populär, während die Gebildeten ihn als „principe della tragedia" bis zur gränzenlosen Ueberschätzung verehrten.

Im Jahre 1803 starb der Mann mit dem Feuerblick und dem flammenrothen Haar in seinem Palaste am Lung-Arno zu Florenz. Vor Kurzem erst — 64 Jahre nach seinem Tode — verwirklichte ein Genie der Neuzeit Alfieri's Absicht: das Theater in eine Volksschule zu verwandeln, die dramatische Kunst zum Nationaleigenthum zu machen.

Tommaso Salvini, der größte Schauspieler der Gegenwart, in welchem Fleck, Talma, Garrick wieder auflebten, faßte das florentinische Politeama in's Auge, richtig berechnend, daß dieses kolossale „Pferdetheater" ohne Dach mit seinen 8000 Plätzen durch ihn zu einem Tempel heiliger Kunst werden würde, wie einst zu Roscius Zeiten die Arena, wo der letzte Plebejer so gut wie der üppige Patrizier Beifall klatschte.

Die hohen Eintrittspreise erschwerten bis jetzt sogar dem Mittelstande den Besuch im Stadttheater. Welche Freude daher, als Salvini den allgemeinen Eintrittspreis auf 50 Centesimi (4 Silbergr.) setzte, und die Plätze der sechs ersten Parket-Reihen auf einen Franc.

Wie jeder Plan zu einer neuen, außergewöhnlichen Unternehmung, so wurde auch dieser anfangs verhöhnt, für unmöglich gehalten. „Salvini wird sich hüten im Politeama aufzutreten," hieß es, „dorthin gehören Kunstreiter! Und wenn es nun regnen sollte? könnte man unter aufgespanntem Schirme eines theatralischen Genusses froh werden! Und bei starkem Winde? werden nicht die Gasflammen auslöschen? u. s. w."

Kaum aber las man auf den Anschlagszetteln: Heut Abend, erste Vorstellung der compania Salvini, so stürzte in das Politeama wer 50 C. besaß. Eine wahre Völkerwanderung pilgerte aus den entlegensten Vorstädten herbei, um „ihren" Salvini im Alfieri'schen „Orest" zu sehen.

Der Erfolg dieser ersten Vorstellung war ein beispielloser. Fortan hingen Tausende Abend für Abend an Salvini's Lippen. Alfieri's, Voltaire's, Shakespeare's Helden wurden im wahren Sinn des Wortes populär bei den Florentinern; Schneider und Handschuhmacher, Näherinnen und Dienstmädchen unterhalten sich über Oresman, Othello, Appius Claudius, wie über persönliche Bekannte. Diejenigen, die sich anfangs mißgünstig geäußert hatten, behaupteten nun: jede andere Bühne sei dieses Heros der Tragödie unwürdig; schöner, als im kolossalen Raume unter freiem Himmel, habe sein metallenes und doch so weiches Organ nie geklungen, vortheilhafter sich seine imposante, männliche Erscheinung nie gezeigt.

Salvini könnte nun zwar in einer Scheune spielen, er bliebe immer Salvini. Doch war es in der That eine Freude, die großartigsten Gebilde der Dichterfürsten in so großartigem Rahmen zu sehen.

Nach dem Muster der Arenen aus der Cäsarenzeit, ist das Politeama in Stein aufgeführt; der in der Mitte des eleganten Rundbaus befindliche Platz (bei den Alten für die Kampfspiele, gegenwärtig für die Kunstreiter bestimmt) war in das Parquet und Parterre verwandelt; darüber erhebt sich eine Logenreihe, höher hinauf zwei Galerieen mit amphitheatralischen Sitzen, und von diesen an höher und höher entferntere Sitze, wie wir sie an den Ruinen zu Verona, Rom u. s. w. sehen. Denke man sich dieses gigantische Theater durch Gaskandelaber à giorno erhellt, desgleichen seine Foyers, Treppen, Vestibüls durch vergoldete Bronze-Kronleuchter sonder Zahl, und als Zeltdach über den Tausenden von Zuschauern den italischen Sternenhimmel! Am Eingang stehen die elegant gekleideten Blumenmädchen und reichen ihre duftenden Sträußchen einem Jeden, ohne Unterschied, dem Blusenmann, wie dem Stutzer. Das Programm

wird gratis ausgetheilt. Unverschämte Garderobiers, die Solchen, welche nicht ihre Mäntel abgeben, einige halblaute Schimpfwörter nachsenden, sind nicht vorhanden. Man behält den Hut auf und raucht seine Cigarre, so der Bürger, wie der König Galantuomo, der oft, den friedlichen „Glimmstengel" zwischen den Lippen, im einfachsten Civilanzuge, seine Loge im Politeama besucht.

Vornehme Damen zeigten sich in sehr einfacher Straßen-Toilette, die Frau aus dem Volk dagegen in vollem Putze, den Schleier über dem Chignon, den Fächer in Händen; ihr Gatte hält das Kind und den Hund auf den Knieen, doch hört man weder bellen, noch weinen, nur in den Zwischenakten fliegen die Pfropfen der Limonadegazeuse-Flaschen kanonengleich in die Höhe, doch entschädigt für diesen Lärm die reizendste Orchestermusik.

Auf diese Weise lernen die Unwissenden literarische Bildung. Ideale Schule, wo solch ein Meister wie Salvini lehrt! Vielseitiger als er, dürfte selten ein Schauspieler gewesen sein! So und nicht anders träumte der göttliche William seinen Mohren, anfangs so bieder, so menschlich, alsdann so wild empört, so fürchterlich. So Voltaire seinen liebenswürdigen Oresman, so Alfieri den melancholischen Saul. Auch im romantischen Schauspiel und im Conversationsstück, als eleganter Weltmann von Feuillet und Dumas Sohn ist Salvini Meister.

Die Krone dieser genuß- und lehrreichen fünfundzwanzig Abende war die Abschieds-Vorstellung: Adelaide Ristori, die von Amerika Heimgekehrte, vom guten Beispiel beseelt, zeigte sich, trotzdem sie an einen Marchese verheiratet, als echtes Kind aus dem Volk, und von Salvini und dessen Truppe unterstützt, gab sie Alfieri's Merope.

Von dieser Mustervorstellung werden die Florentiner sprechen, wie einst die Hamburger von Charlotte Ackermann und Eckhoff sprachen, wie die Erfurter und Dresdener von Talma und Mademoiselle Georges.

Die ganze „Blumenstadt" war schon früh Morgens in Aufregung, die Kasse des Politeama buchstäblich belagert. Anderthalb Stunden vor Beginn der Vorstellung war Jeder an seinem Platze. Nach einer ernsten Symphonie hob sich der Vorhang. Decoration: Die Königsburg von Messena. Doch sie, die dort hervorschreitet hinter den dorischen Säulen, ist's nicht die belebte Gewandstatue der Niobe aus den Uffizien? Ist Jene die Ristori, die ich zwei Tage vorher im modischen Kleide sehr gealtert fand? Schöner als in den weichen, edeln Falten dieses griechischen Wittwenkleides war sie nicht im Jahre 1856, wo sie zum erstenmal nach Berlin gekommen war. Alles an ihr schien mir idealisirt, sanfter, elegischer ihre Sprache, genug eine mir völlig neue Ristori stand vor mir: eine Ristori auf der italiänischen Bühne nämlich (vor Allem, eine Ristori neben Salvini)! Ist es doch nicht anders, als wäre dieser Künstler ihr dramatisches Gewissen; seine Begabung überragt die ihrige, wie ein Genie ein Talent; sie fühlt dieses wohl und vermeidet daher mit richtigem Gefühl die Uebertreibungen, die grellen, unerträglichen Effekte, womit sie in der Fremde, namentlich in Paris, wirken zu müssen glaubte. Salvini's Natürlichkeit, seine wunderbar poetische Auffassung gehen auf die Ristori über. Glich sie mit ihrem Cameen-Profil der Niobe, so erinnerte ihr genialer Kollege an die prächtigen Bronzestatuen des Alterthums und des florentinischen Mittelalters. Die Rolle des Egist, des todtgeglaubten Sohnes der Merope, gab er in jugendlichster Haltung und rührendster Anmuth; er, wie die Ristori, hatte sich um zwanzig Jahre verjüngt. Die große Erzählung (im zweiten Akt), in welcher Egist seinen Kampf mit dem Gegner schildert, dann seinen Sieg und seine Reue über die willenlose Mordthat, — etwas Schöneres an Ausdrucksweise und Geberdenspiel läßt sich nicht ahnen. Es war eine Verschmelzung der Pantomime und des Wortes in höchster Harmonie; jeden Vers schloß ein lebendes Bild, was von den empfänglichen Italiänern, die unter Statuen aufwachsen, mit endlosem Jubel applaudirt wurde: jetzt, in Erwartung des Zweikampfs, steht der Borghesische Fechter vor uns; jetzt tritt er einige Schritte zurück, neigt den Oberkörper etwas vornüber, einen Anlauf zum zweiten Angriff nehmend: der Discuswerfer des Myron! ruft Alles bewundernd. Nun setzt er dem überwundenen Feinde triumphirend das Knie auf die Brust, Michel-Angelo greife zum Meißel, kein schöneres Modell für den David! —

Salvini und die Ristori in einem und demselben Stücke zu sehen, ist eine Offenbarung.

O wüßten solche Größen, wie unrecht sie haben, immer allein sein zu wollen, wie sie sich und der Intention des Dichters damit schaden! wüßten sie, wie ein Juwel dem andern zu leuchtet; sie würden auf immer der unwürdigen Folie obscurer Umgebungen, entsagen und Mustervorstellungen auf Nationalbühnen würden in's Leben treten. Besonders in Italien, wo weder Sänger noch Schauspieler zu den königlichen Beamten zählen, wo nicht einmal das Theatergebäude königlich, da sollten die Talente sich nicht zersplittern, sondern vereinigen, wie die italiänischen Provinzen seit 1860 es thaten.

Günther von Freiberg.

Frankreich.

Memoiren Augeard's, Geheimsecretairs der Königin Marie Antoinette.*)

Erst seit einigen Monaten sind diese Memoiren, von deren Vorhandensein man längst wußte (Michaud erwähnt sie unter Anderem in dem Artikel „Augeard" in seiner Biographie universelle), dem Publikum übergeben, und mit großer Theilnahme hat man sie in Paris gelesen. In der von Evariste Bavoux (conseiller d'Etat) geschriebenen Vorrede werden genaue Nachweise über die Authenticität dieser Memoiren geliefert, deren Auffindung einen gewissen Werth für die Geschichte der Revolution hat. Augeard hatte sich im Laufe der Revolution den Emigranten in Deutschland angeschlossen, war aber nach dem 18. Brumaire nach Paris zurückgekehrt, wo er im J. 1805 verstorben ist. Die Handschrift seiner Memoiren hatte er einem Freunde, Namens Poullier, anvertraut mit der Bitte, sie erst nach völliger Wiederherstellung der Ordnung und zu einer Zeit zu publiziren, wo es ohne Verletzung noch lebender Personen geschehen könne. „Im J. 1830", fügt Herr Bavoux hinzu, „hat der Abbé Poullier diese Memoiren einem meiner Freunde übergeben, der im J. 1866 den Zeitpunkt für gekommen hielt, sie ohne Begehung einer Indiscretion zu veröffentlichen, weshalb er sie mir zu diesem Zwecke überließ."

Vierzig Jahre lang, vom J. 1760 bis zum J. 1800, stand

*) Mémoires secrets de J. M. Augeard, sécretaire des commandemens de la reine Marie Antoinette (1760—1800); documens inédits sur les événemens jusqu'au 18. brumaire. Paris, Plon, 1867.

Augeard zu den öffentlichen Ereignissen und zu den interessantesten Persönlichkeiten Frankreichs in naher Beziehung. Mit einer gewissen Treuherzigkeit, wenn auch stark beeinflußt von den alten conventionellen Ideen, in denen er erzogen war, hat er die Menschen und Zustände seiner Zeit beobachtet. Voll Hingebung für die Ueberlieferungen des ancien regime, hat er das Hereinbrechen der Stürme und die Nationalbewegung von 1789 nur von ihrer trüben Seite aufzufassen vermocht. Ihm sind die achtbaren Staatsmänner jener Zeit, die Turgot, Necker, Lafayette, weil sie dazu beitrugen, die alte Monarchie zu erschüttern, ebenso verhaßt und zuwider, wie die späteren Schreckensmänner der Revolution. Gleichwohl hat er auch für die Zustände unter Ludwig XV. nur Ausdrücke der tiefsten Verachtung. „Ich werde", sagt er in der Einleitung, „nicht anstehen, alle Thorheiten, allen Unsinn, alle Lüderlichkeit und Verschwendung der Minister Ludwig's XV. und Ludwig's XVI. schonungslos aufzudecken, denn sie sind die einzigen Urheber der Sündfluth von Leiden, die über Frankreich hereinbrachen."

Mit nicht minder lebhaften und energischen Farben malt Herr Augeard das Bild der Emigranten, welche in Coblenz den Hof der beiden Prinzen, Brüder des Königs, bildeten. „Coblenz", sagt er, „erschien mir als ein zweites, aber noch viel widerwärtigeres Versailles, als eine wahre Kloake von Intriguen, Kabalen, Uebermuths-Streichen, Lüderlichkeiten und Nachäffereien des alten Hofes. Die Prinzen hatten durch ihre Umgebung, besonders durch die Weiber, die sie um sich versammelten, aus der ehemaligen Residenz eines geistlichen Kurfürsten einen übelberüchtigten, lüderlichen Ort gemacht. Man sprach dort in Kaffeehäusern und anderen öffentlichen Lokalen in der indecentesten Weise über den König und die Königin. Ich verließ Coblenz, den Staub von den Füßen schüttelnd, mit dem Vornehmen, nie wieder an einen solchen unsauberen Platz zurückzukehren." — Dem nachmaligen Könige Ludwig XVIII. wirft Herr Augeard, als guter Royalist, neben der Unsittlichkeit seines Privatlebens, auch die revolutionäre Gesinnung vor, die ihn veranlaßt habe, in der zweiten Versammlung der Notabeln für eine doppelte Vertretung des Bürgerstandes, im Gegensatze zu den beiden Ständen des Adel- und des geistlichen Standes, zu stimmen.

Der Herausgeber dieser Memoiren, Herr Bavoux, ist von der Aufrichtigkeit, wie von der Unbefangenheit ihres Verfassers vollkommen überzeugt. Inzwischen blickt doch in den Darstellungen des Letzteren fast überall durch, daß er sich ebenso und oft mehr noch von seinen persönlichen und Privatneigungen und Interessen, als vom allgemeinen Rechtsbewußtsein und der Rücksicht auf das Wohl des Vaterlandes leiten ließ; er war mehr noch mit den Menschen, als mit den Zuständen in Zwiespalt. Als Geheimsecretair der Königin, ist er sich zwar bewußt, in dieser Vertrauens-Stellung nicht den Beruf zu haben, sich in Staats-Angelegenheiten einzumischen; gleichwohl zeigt er bei allen Gelegenheiten das Bestreben, hervorzutreten, seine Persönlichkeit geltend zu machen und eine politische Rolle zu spielen, was ihm freilich niemals gelungen ist. Er hält sich augenscheinlich für außerordentlich wichtig und einflußreich, ja für unentbehrlich am Hofe. Zu allen Zeiten ist er bereit, seine Meinung über die Fragen, um die es sich eben handelt, abzugeben und selbst als Publizist die Feder zu ergreifen, um anonyme Pamphlets gegen die Minister, wie gegen die Opposition zu schleudern. Und dabei läßt er sich meistens von den Gesinnungen leiten, welche die betreffenden Männer für oder gegen ihn persönlich an den Tag gelegt haben.

Im J. 1789, in dem Augenblicke, als die Generalstände zusammentraten, hatte er der Königin ein politisch-volkswirthschaftliches Memoire zur Reform der Verwaltung vorgelegt, mit dessen Hilfe er das Defizit in den Staatsfinanzen zu decken, die Zusammenberufung der Generalstände unnöthig zu machen und die Monarchie zu retten dachte. Inzwischen traten die traurigen, stürmischen Tage vom 5. und 6. October ein, die ihm Gelegenheit gaben, der Königin Beweise seiner Treue und Anhänglichkeit zu liefern. Er drang in sie, sich mit dem Dauphin in das Ausland zu begeben, wozu er einen vollständigen Plan entworfen hatte, aber die Königin war edelmüthig genug, nicht darauf einzugehen, weil sie in diesen Tagen der Bedrängniß den König nicht verlassen wollte.

Eine Zeit lang war auch Herr Augeard von den Revolutionairen eingekerkert worden, doch gelang es ihm, sich freizumachen und nach Deutschland zu entfliehen, wo er, wie bereits erwähnt, den Emigranten sich anschloß, deren Treiben zu desavouiren, er bis zum Schlusse seiner Darstellung nicht aufhört, obwohl er dabei von einem deutschen Hofe zum andern reiste, um Bundesgenossen gegen die Revolution zu werben und geheime Berichte über die Zustände Frankreichs abzustatten.

Seine Denkwürdigkeiten liefern auch jetzt noch in Bezug auf diese Zustände sehr viele interessante Aufschlüsse. Besonders über die Königin Marie Antoinette erfahren wir wiederum Manches, was neue Belege dafür liefert, wie sehr diese unglückliche Fürstin verleumdet worden und wie wohlbegründet die allgemeine Achtung und Theilnahme ist, die sich in neuerer Zeit in Frankreich, wie im ganzen übrigen Europa, an ihren Namen geknüpft hat. J. L.

Rußland.

Die Idee des Panslavismus verwirklicht durch eine allgemeine slavische Sprache.

Das Petersburger Journal Голосъ und nach demselben das „Centralblatt für slavische Literatur"*) enthält einen Artikel über „Charakter, Ziele und Resultate des ersten Slaven-Kongresses", dem wir, bei der großen Wichtigkeit, welche die jetzigen slavischen Bewegungen für Deutschland und seine Zukunft haben, Einiges entnehmen. Es wird dort zunächst die Idee des Panslavismus besprochen, wobei auseinandergesetzt wird, daß dieselbe in drei verschiedenen Formen zur Erscheinung kömmt: als politischer, als literarischer und als rein theoretischer Panslavismus. Von diesen drei Formen wird die zweite (der literarische Panslavismus) als die für jetzt allein zweckmäßige bezeichnet, als diejenige, welche zuletzt auch die theoretischen und die politischen Ziele des Panslavismus vermitteln werde. Der literarische Panslavismus vereinige die Bedingungen einer äußeren formalen Einheit mit der innern geistigen Freiheit, während der politische bei der gegenwärtigen Lage der Dinge die nationale Einheit ohne Freiheit, der theoretische dagegen geistige Freiheit ohne nationale Einheit gewähren würde. Im weiteren Verlaufe seiner Betrachtungen kömmt das russische Journal noch einmal auf den politischen Panslavismus zurück und sagt dabei, nachdem es seine Uebereinstimmung mit

*) Bautzen, Schmaler und Pech. Pr. vierteljährlich 20 Sgr.

der Ansicht ausgesprochen, daß, wenn es sich einmal darum handeln sollte, die slavischen Nationen alle von fremder Knechtschaft zu befreien, Rußland sich nothwendig dabei betheiligen müsse, Folgendes:

„Es kann aber den wirklichen Interessen Rußlands nichts ferner stehen, als die politische Vereinigung des Slaventhums unter dem russischen Scepter; denn es ist unsern Absichten nichts fremder, als der uns von den Deutschen (welche ihre Ziele und ihre Schwachheiten überall sehen wollen) imputirte Wunsch, den Panslavismus in der Form des Panrussismus anzunehmen (wie sie ihren Pangermanismus unter der Form des Panprussismus(!) verdecken), nämlich den Wunsch, uns alle Slaven zu assimiliren oder nach dem Ausdrucke Rieger's, alle slavischen Glöckchen in Eine Glocke zusammen zu gießen. Uns ist dies weder wünschenswerth, noch nützlich, sondern im Gegentheil nachtheilig und schädlich. Wir müßten dann nämlich in unsere Mitte Völkerschaften aufnehmen, denen unsere heimatlichen Bestrebungen und Unternehmungen vollständig fremd sind; sie haben dieselben entweder schon durchlebt, oder sie sind in ihrer Entwickelung noch nicht so weit gediehen. Wir stehen auf sehr verschiedenen Stufen der gesellschaftlichen und staatlichen Entwickelung; wir haben uns unser eigenthümliches Leben und Weben gebildet, welches außerordentlich verschieden von dem ist, in welches sie sich eingelebt haben und von dem sie möglicher Weise sehr ungern scheiden würden. Wir würden uns unsererseits zu Gunsten ihres provinciellen Egoismus und ihrer übertriebenen partikularen Bestrebungen nicht dafür entscheiden, unsere abgeschlossenen, öfters bis zur Unannehmlichkeit beengten, aber dafür sicheren und festen Zustände aufzugeben, wobei es möglicher Weise, nach dem protestantischen Sinne des Worts, an der vollkommenen Freiheit fehlt. Wir bekennen es recht gern, daß sich unser Staatsleben in vieler Beziehung unter sehr harten Formen herangebildet hat, allein das hat uns in den Zeiten der innern Unruhen und der von Außen über uns kommenden Ungewitter erhalten. Auf diese Weise würde uns die politische Einheit zu gegenseitiger Unterdrückung führen und die gute Freundschaft unter den Slaven würde sich in Feindschaft gegen die Hegemonie umwandeln.

„Nein, über die Süd- und die Westslaven erstreckt sich die Prophezeiung der Moskauer Mehrer des russischen Reichs keineswegs. Mit der (allerdings nahen und unabweislichen) Vereinigung Galiziens und der ungarischen Russen (Russinen), mit der Errungenschaft einer festen Stellung Rußlands im Westen hört der äußere Zuwachs Rußlands in dieser Beziehung auf; es hat dann seine Volljährigkeit erlangt und es muß sich dann der Entwicklung und Ausnutzung seiner innern natürlichen Schätze und der, ihrem Reichthum nach, unerschöpflichen Fundgruben des russischen Nationalgeistes zuwenden. Wir überlassen es Preußen, ein historisches Experiment in der Richtung zu machen, ob der Deutsche, nach Art des Franzosen, die nationale Ruhmsucht der persönlichen Freiheit vorzieht. Die Macht — ist etwas Berstrickendes und führt stets zum Despotismus der That. Wir zweifeln aber, daß die Deutschen lange zufrieden sein würden mit ihrem Kaiser, obgleich es ihnen immerhin ganz prächtig erscheint, Schleswig zu nehmen, Oesterreich zu schlagen, Frankreich zu schrecken, endlich das Meer und mithin auch Dänemark zu beherrschen und außerdem noch — und dieses ist immer das höchste Ziel der nationalen deutschen Bestrebungen — das friedliche Rußland zu bedrohen. Rieger bemerkte vollständig richtig, daß der Soldaten-Pangermanismus schwerlich die deutsche Kultur fördern wird: die Macht im Aeußerlichen schlägt die Freiheit der geistigen Manifestation in Banden.

„Wenn daher der politische Panslavismus möglich ist, so ist er nur außerhalb Rußlands möglich. Ist er nun daselbst wünschenswerth und in welcher Form und nach welcher Gruppirung?

„Livčak's in Wien erscheinende neue Zeitschrift in russischer Sprache „Славянская Зоря"*) predigt, wenn man nach dem Programme urtheilen darf, den politischen Panslavismus, welchen sie in zwei Gruppen zu sehen wünschen würde, nämlich um die zwei Centra — Moskau und Wien (!), miteinander durch die Einheit einer politischen, wissenschaftlichen und literarischen Sprache verbunden. Dann könnte der vereinigte, 80 Millionen Seelen starke slavische Nord- und Südwesten inmitten des deutschen, italiänischen und griechischen Wesens fest dastehen. Wir können dem Bestreben, im Occident eine slavische Föderation zu begründen, unsere Sympathieen nicht versagen; allein in diese könnte Rußland als eine höchst ungleichmäßige, folglich einer solchen Föderation gefährliche Größe allerdings nicht eintreten, und das wäre für dieselbe auch unmittelbar nicht nöthig. Wenn wir jedoch die ethnographischen und geographischen Bedingungen dieser Gegenden und die Bestrebungen dieser Völker in Betracht ziehen, so ist es nicht unschwer einzusehen, es sei die Möglichkeit oder vielmehr Nothwendigkeit vorhanden, daß sich auf den Ruinen Oesterreichs und der Türkei zwei slavische Föderationen, zwei Staaten mit zwei verschiedenen politischen Centren: dem einen — in Belgrad, dem andern — in Wien oder Prag bilden werden. Ihre gegenseitige Fühlung wird durch den von den Magyaren und Rumänen gebildeten Keil beeinträchtigt. Diesen neuzubildenden Staaten wird als erste und zur Genüge schwierige Aufgabe zufallen, jenen Keil wegzudrängen, um sich auf der Donau ungehindert die Hand reichen zu können. Ohne dieses kann die einheitliche, westslavische Föderation, welche die „Зоря" im Auge hat, nicht gebildet werden. Die Aufgabe ist allerdings schwer, aber nicht unmöglich auszuführen, wenn man erwägt, daß sowohl die Rumänen, als auch die Magyaren beziehentlich ihrer Sprache und ihres Blutes zur Hälfte slavisirt sind und in politischer und nationaler Hinsicht durchaus keine Zukunft haben. Es mag sein, daß diese betrübende Einsicht dem Kampfe der Magyaren eine so wilde Energie verleiht — einem Kampfe, der nicht für irgend ein Recht, sondern für nichts mehr und nichts weniger, als für ihre nationale Fortdauer gekämpft wird, an welcher sie selbst sehr zweifeln. Die magyarische Kraft ist nichts Organisches: es ist die krankhafte Kraftentwickelung eines exaltirten Zustandes. Ein kieniger Knorren brennt hell, aber er verbrennt auch schnell und hinterläßt nur einen unangenehmen Ruß in der Luft, den der Wind wegführt; das Revier selbst aber gewinnt aus der verwesten Asche eine neue Schicht Erde.

„Dieses wäre der glücklichste unter allen in nicht gar ferner Zukunft möglichen Ausgängen der slavischen Frage. Wir sind bereit, an eine solche Möglichkeit zu glauben, obgleich wir hierbei vorher noch an einen ganzen Haufen bisher noch nicht gelöster Fragen gerathen. Wer wird den Centralkern für das südslavische Reich bilden? Wird das politische Band zwischen den rechtgläubigen Serben und den katholischen Kroaten

*) Auch in Ungarn, und zwar in der Stadt Ungvar, erscheint seit dem 1. Juli d. J. im Verlage des dortigen „Vereins des heiligen Basilius des Großen" eine Zeitschrift in russischer Sprache, herausgegeben von J. J. Ignatkov und K. A. Sabov.

fest sein und freiwillig geknüpft werden? Wie wird sich zu diesem südslavischen Reiche Bulgarien verhalten und will es sich demselben anschließen? Werden sich nicht die alten Streitigkeiten der Asëne mit den Nemaniden erneuern? Wollen die Bulgaren und Griechen Konstantinopel in griechischen oder bulgarischen Händen sehen? Woher wird das serbische Reich die Elemente zur Bildung eines festen staatlichen Organismus nehmen, da es dieselben nicht in seiner Historie, ja nicht einmal in der bessern Zeit Serbiens unter Dušan genügend beschaffen konnte? Ist dieses — in einer südlichen Föderation, oder in einem illyrischen, oder serbischen oder dergleichen Reiche möglich?

„Und im Nordwesten? Wollen dort alle nationalen Gruppen in der Föderation gleichberechtigte Glieder sein und werden nicht schon beim ersten Schritte solche auftreten, welche die Hegemonie beanspruchen? Wie werden sich die Čechen mit den Slovaken einleben und werden die Polen nicht mit den jenseits der Karpathen wohnenden Russen (Russinen) zusammengerathen? Wie werden sie sich den slavischen Zuständen anpassen und wie werden sie sich bei ihrem bekannten Verhältniß zu Rußland verhalten? Wird diese 15 Millionen Seelen betragende Föderation nicht zu schwach sein, um den Andrang des geeinigten Deutschlands auszuhalten? Wie werden die internationalen Beziehungen der slavischen Reiche unter sich und zu Rußland formulirt werden?

„Wer giebt uns auf diese Fragen die gehörige Antwort? Allein es ist erlaubt, ja es ist sogar Pflicht für einen Jeden, daß er, bevor er an die Ausführung eines Werkes geht, die Wahrscheinlichkeits-Berechnung macht. Rußland kann nicht eher von der Geschichte die Verantwortlichkeit für seine Arbeit auf sich nehmen, es kann sich nicht eher an der Entscheidung der slavischen Frage in diesem Sinne betheiligen, bevor ihm nicht die hierbei interessirten Parteien eine kategorische Antwort auf die Frage gegeben haben:

„Was wird dann bei der bekannten politischen Getheiltheit der slavischen Welt das Bindeglied und das äußere Organ ihrer innern Einheit sein? Man antwortet uns: 1) Die Einheit des Geistes, des Blutes, die bindende Kraft der Liebe und Sympathie; 2) die Einheit der Interessen, der Ziele und der kosmopolitischen historischen Aufgaben. Allein wir werden wiederum fragen: wodurch manifestirt sich das Erstere und wodurch erlangt man das Andere? Wodurch manifestirt sich der Gedanke, das Gefühl, der Wille — die Seele? nicht durch das Wort? Wie verständigt man sich bei gemeinsamen Zielen? Durch die Einheit des Wortes! Wir sind also bei der Frage von der Nothwendigkeit einer allgemeinslavischen Sprache angelangt. Sie fordert nicht, allein sie schließt auch nicht den Panslavismus im politischen Sinne aus; sie, und nur sie kann den einstigen geistigen Panslavismus vorbereiten, welcher das letzte Resultat und nicht der erste Zug, die Endform und nicht der erste Ausdruck der slavischen Selbsterkenntniß sein muß. Sie setzt voraus, daß das klare Begreifen aller Stammes-Interessen nicht nur in die Erkenntniß der Gelehrten und Politiker, sondern in die ganze Gesellschaft — bis in die niedrigsten Schichten eindringt; dies wird die ruhige, auf äußere Sicherheit und innere Kraft gestützte Erkenntniß sein, nicht aber der unsichere und ruhelose Zustand eines Menschen, der sich im Vertheidigungs-Zustande befindet und von allen Seiten Angriffe erwartet — wie das gegenwärtige Slaventhum. Ja, wenn man auch eine vollständige und allerorts vorfindliche Entwickelung der slavischen Erkenntniß und der nationalen Interessen annehmen dürfte, so wird dies trotzdem für das allgemeine slavische Interesse so lange vollständig ohne Nutzen sein, als es an einem äußeren Organe fehlt, um die Gedanken und Gefühle eines slavischen Volkes dem andern mitzutheilen.

„Ein Vergleich dürfte dieses klar und deutlich vor Augen stellen: man hat sich z. B. vorgenommen, Prag dergestalt mit Moskau zu verbinden, daß sie gewissermaßen ein gleiches Leben lebten, daß das Wort, an einem Orte gesprochen, auch an dem andern hörbar und verständlich sei.... Man schreitet zur Errichtung einer telegraphischen Verbindung: man erbaut in Prag und Moskau telegraphische Stationen und Comptoire, versorgt sie mit telegraphischen Batterien, allein ... aus Vergessenheit, aus Unkenntniß oder aus einem andern Grunde hat man den verbindenden Draht nicht ausgeführt. Hat sich Prag Moskau genähert? Was haben wir für Nutzen von der Verwandtschaft uns beseelender Gefühle, wenn wir sie nicht Einer dem Andern mittheilen können? dies scheint so klar und augenfällig zu sein. Das Leben ist jedoch conservativ und selbst die beste Idee kann nur durch Kampf ihr Recht auf Existenz erringen, und muß um so härter kämpfen, wenn sie gegen die Vorurtheile des Herzens gerichtet ist und in die Massen eindringen muß, in denen die natürliche Spannkraft, der halsstarrige Widerstand und die furchtsame Vertrauenslosigkeit zu allem Neuen viel stärker ist. Und die Idee, von welcher wir sprechen, muß freilich mit einem Conservatismus vielhundertjähriger Ueberlieferungen kämpfen, sowie in die Tiefen des Lebens — in Schule und Familie, in das Innere des Geistes — in Kopf und Herz eindringen. Deswegen wird sich der Leser nicht wundern und es nicht der Unfähigkeit einer Idee zuschreiben, wenn er sieht, daß ihr das Leben noch mit einer starken Opposition entgegentritt: es wird genügen, wenn er sich überzeugt, daß man, wenn man auch den Triumph dieser neuen Idee noch nicht sieht, ihn doch voraussieht. Amerika ist, so zu sagen, noch nicht entdeckt, allein die von Westen heranschwimmenden Zeugen aus dem Pflanzenreiche und die von dorther anfliegenden Vögel überzeugen den aufmerksamen Capitain, daß die Küste nicht mehr fern ist."

Central-Afrika.

Du Chaillu's Reise in den Aequator-Ländern.*)

Der bekannte französische Reisende Du Chaillu versetzt uns im Eingange seines neuen in englischer Sprache geschriebenen und zuerst in Newyork gedruckten Buches nach einem einsamen Orte im Innern Afrika's, wo er nach einem ganz besonders anstrengenden Tage den Kopf an einen Felsen lehnt und sich bitter beklagt über die Undankbarkeit des Publikums, in dessen Interesse ein Reisender Gefahren und Abenteuer besteht, mit den härtesten Entbehrungen kämpft und das alsdann seine Erzählungen mit Kälte und Unglauben aufnimmt. Dieser Ausfall ist wahrscheinlich gegen Diejenigen gerichtet, welche sich erlauben, die Wahrhaftigkeit verschiedener in dem bekannten früheren Buche des Herrn Du Chaillu enthaltener Berichte etwas in Zweifel zu ziehen, und es gereicht uns Angesichts einer solchen Ermahnung zu nicht geringer Genugthuung, konstatiren zu können, daß wir uns im Stande sehen, die uns im vorliegenden

*) A Journey to Ashango-Land. By Paul Du Chaillu. New York, D. Appleton & Comp.

Buche gemachten Mittheilungen ohne zu großen Widerspruch als glaubwürdig anzunehmen. Allerdings mag diese Glaubwürdigkeit der neuesten Reisebeschreibung etwas von der Anziehungskraft rauben, welche die erste auf einen Theil des Publikums, dem es hauptsächlich um Sensations-Lectüre zu thun ist, ausübte; immerhin enthält die Reise nach Ashango-Land noch Abenteuer genug, so daß die Leser ihre Rechnung finden, während die beigegebenen Notizen über afrikanische Schädelbildung, sowie geographische, astronomische und linguistische Beobachtungen betreffend, das Interesse der Fachgelehrten erwecken dürften.

Wir geben vorläufig folgende kurze Uebersicht des Inhalts und kommen bald in einem nähern Artikel darauf zurück.

Unser Reisender landet im Herbst 1863 in West-Afrika, macht einige kleinere Excursionen im Küstenlande, ersteigt den Fernand Vaz, fährt in einem Dampfboote siebzig Meilen nach Goumbi und setzt von dort zu Lande seine Reise nach Obidji fort. Von hier aus beginnt er unter Bedeckung von hundert Mann des Commi-Stammes die Landreise durch die bergige Gegend des Bakalai, südöstlich nach dem Dorfe Olenda. An diesem Punkte macht er Halt, besucht von hier aus die einige fünfzig Meilen nordwärts gelegenen Wasserfälle von Samba Nagoshi, sowie das zwanzig Meilen von Olenda entfernte Adingo-Dorf und dringt dann in einer mehr südöstlichen Richtung in das Innere Afrika's bis zu Mouaou Kombo, das bereits in einer Entfernung von zweihundert Meilen vom Meere liegt.

Herr Du Chaillu ward bei dieser Reise von einem eigenen Unstern verfolgt. Sogleich bei seiner ersten Landung verlor er seine astronomischen Instrumente und sah sich genöthigt, so lange an der Küste zu verweilen, bis ein Ersatz von England eintraf. Auf dem Wege nach Mouaou Komboo wurde ihm sein photographischer Apparat gestohlen, ein Raub, der nach seinen Vermuthungen am verhängnißvollsten für die Diebe selbst geworden sein dürfte, da sie höchst wahrscheinlich die Chemikalien als europäische Leckerbissen verzehrt haben. Was den Reisenden anbetraf, so sah er sich dadurch auf Beobachtungen von allgemeinerem Charakter über die Landschaft, auf Untersuchungen ihres vegetabilischen und animalischen Lebens, sowie auf das Studium der Sitten ihrer menschlichen Bevölkerung beschränkt; wir könnten jedoch nicht sagen, daß er nach irgend einer Richtung etwas absolut Neues entdeckt hätte.

Beinahe der ganze Weg führte durch hügeliges oder gebirgiges, dicht bewaldetes, aber um desto spärlicher bevölkertes Land. Die größeren, sonst in Afrika einheimischen Thiere fehlten fast gänzlich, und wo er sie antraf, schienen sie ebenso friedlich, wie die Völkerstämme, in deren Nähe sie hausten. Die Völkerschaften, welche Du Chaillu auf seinem Wege antraf, waren außer den schon erwähnten, ihm befreundeten Commis, die Ashiras, die Ishogos, die Aponos und die Ashangos. Mit Ausnahme des Namens scheinen sie sich sämmtlich nicht wesentlich von einander zu unterscheiden; sie haben alle ein äußerst primitives System der Architektur und des Costüms und besitzen eine gemeinsame sehr ausgebildete Fertigkeit im Lügen und Stehlen. Dagegen sind sie keineswegs kriegerisch und auch nicht zu Grausamkeiten geneigt, außer wenn ihr Zorn gegen Hexen und Zauberer erwacht. Sämmtliche Stämme sind Fetisch-Anbeter und scheinen an keine höhere Macht, als an die des Bösen zu glauben. Sie sind gelehrig und lenksam, von welcher letzteren Eigenschaft Du Chaillu zu seinem Glücke eine Probe erhielt. Durch ein inficirtes Mitglied seiner Begleitung hatte er nämlich das Unglück, die Pocken bei ihnen einzuschleppen und dadurch ihre abergläubische Furcht zu erregen; trotzdem ließen sie sich durch ihre Häuptlinge von jeder Gewaltthätigkeit gegen die Reisenden zurückhalten, und diese gelangten ohne ernstliche Belästigung nach Mouaou Komboo. Hier stießen sie aber auf einen weit mißtrauerischen und feindseligeren Menschenschlag, und als bei der Abfeuerung von Salutschüssen, vermittelst welcher man durch Ueberraschung auf sie zu wirken hoffte, durch ein unglückliches Ungefähr zwei Eingeborene getroffen und getödtet wurden, war jede Hoffnung auf Herstellung eines freundschaftlichen Einvernehmens und auf weiteres Vordringen verloren. Schleunigst trat Du Chaillu seinen Rückzug an und seine Begleiter warfen auf der Flucht ihre Tage- und Notizbücher, sowie ihre Photographieen von sich und beraubten durch diese neuen Verluste Du Chaillu aller Hilfsmittel für Abfassung der von ihm, im Falle er mit dem Leben davonkomme, abzufassenden Reisebeschreibung.

Daß er den Gefahren glücklich entgangen, beweist das von uns im Vorstehenden skizzirte Buch, dessen Hauptfehler eine große Weitschweifigkeit ist, so daß es wohl Sympathie für die Gefahren des Reisenden, aber kein großes Interesse für den Erzähler erwecken kann. Wir bedauern aufrichtig, daß die von ihm bestandenen Abenteuer und Mühsale keine ausgiebigeren Resultate geliefert haben, und daß ihm diese Resultate noch durch eine Reihe widriger Zwischenfälle geschmälert sind. Inzwischen werden wir in unserem nächsten Artikel doch mancherlei hervorheben, was dem Rufe Du Chaillu's als origineller Beobachter einigermaßen entspricht.

Kleine literarische Revue.

— **Vlamisches Leben.***) Herr Ferd. v. Hellwald, unseren Lesern bereits als Kenner der niederländischen Literatur bekannt, hat in der vorliegenden Sammlung zehn Novellen belgischer Schriftsteller, die in vlamischer Sprache schreiben, zusammengestellt und damit dem deutschen Publikum einen Dienst erwiesen, da es jedenfalls für dasselbe interessant ist, die nationalen Literatur-Bestrebungen der wackeren, stammverwandten Vlamingen näher kennen zu lernen. Es weht durch alle diese Geschichten und Bilder ein Geist, der uns an manche Erzählungen von Zschocke, Hebel, Auerbach und anderen Schriftstellern, die sich in die Tiefe des deutschen Volksgemüthes zu versenken wußten, nirgends aber an die Polirtheit und Frivolität der geflügelten Autoren des französischen Demimonde erinnert. Während uns Adolf Glaser in Braunschweig das nordniederländische Leben vorführt, zeigt uns Ferd. v. Hellwald in Wien das südniederländische, oder vlamische**) Leben. Beiden muß man um so mehr Dank dafür wissen, daß sie zur Vermitteiung der Geister hüben und drüben beitragen, als wir gerade in neuester Zeit, zum Theil vielleicht durch eigene Schuld, die Sympathieen der germanischen freien Männer im alten Niederland verloren haben, während doch Deutschland und Niederland vielmehr gegen die bekannten Rheingelüste von einem Gefühle moralischer So-

*) Vlämisches Leben. Geschichten und Bilder. Deutsch von Ferd. v. Hellwald. Wien, Arnold Hilberg, 1867.

**) Wir wundern uns, daß Herr v. Hellwald „vlämisch" schreibt, da doch die Vlamingen selbst das stumme e in ihrem Worte vlaemisch principiell verbannt haben und überall statt ae jetzt aa schreiben. Das deutsche Wort „vlämisch" hat überdies eine Nebenbedeutung, die zu dem heutigen vlamischen Volke keinerlei Beziehung hat. D. R.

lidarität beseelt sein sollten. Wahrlich, es thut noth, daß die Männer der Wissenschaft und der Literatur die Fehler wieder gut zu machen suchen, die in dieser Beziehung etwa die Männer der Politik in Deutschland und Niederland begangen haben!

— **Zur Geschichte der Volkswirthschafts-Lehre in Frankreich** hat der bekannte, volkswirthschaftliche Schriftsteller J. E. Horn in Paris eine Schrift herausgegeben, welche die „Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften“ mit einem Preise gekrönt hat.*) Die Entstehung des Begriffes und der Lehre von der Volkswirthschaft datirt man in Frankreich gewöhnlich erst von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wo Turgot und Quesnay durch ihre den Finanzen Frankreichs gewidmeten Schriften, im Gegensatze zur merkantilischen Handelspolitik Colbert's, die Schule der Physiokraten die den Landbau als Grundlage des Reichthums der Nationen erkannte, in's Leben riefen. Herr J. E. Horn weist jedoch nach, daß bereits unter der Regierung Ludwig's XIV., gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts, Le Pesant de Boisguillebert in Rouen durch seine Schriften Détail de la France und Dissertation sur la nature des richesses den Anstoß zu der bis dahin gänzlich unbekannt gewesenen Idee gegeben habe, daß zu einer guten Regierung nothwendig auch die sorgsame Beachtung der Volks- und Arbeits-Kräfte, sowie der Mittel gehöre, durch deren natur- und zweckmäßige Verwendung allein eine Nation in den Stand gesetzt werde, ihre Selbständigkeit und ihre sittliche Freiheit zu bewahren.

— **Schleswig-Holsteins Steuer-Verhältnisse.****) Wie der Verfasser der vorliegenden Broschüre darthut, waren die von der dänischen Herrschaft erhobenen Steuern der Herzogthümer höher bemessen und nicht so gut unter die Steuerpflichtigen vertheilt, wie die Steuern in Preußen. Des Verf. Wunsch, daß das preußische Steuersystem unter gewissen Voraussetzungen möglichst bald in den Herzogthümern eingeführt werden möge, ist zum Theil noch vor Ausgabe seiner Schrift in Erfüllung gegangen, indem bereits im Juli eine Verordnung erschien, wonach die Einfuhrzölle des Zollvereins dort erhoben werden sollen. Diese sind jedoch keineswegs niedriger, als die dänischen. Auch klagen die Einwohner darüber, daß sie, ungeachtet dieser Mehrbesteuerung, doch noch nicht die Wohlthaten des Zollvereins genießen, indem sie nach wie vor von Letzterem ausgeschlossen bleiben, so daß jetzt ihre Erzeugnisse bei der Einfuhr in das Zollvereins-Gebiet noch den alten Zoll erlegen und sie selbst die Produkte des Zollvereins, gleichwie alle ausländischen, bei ihrer Einführung werden versteuern müssen. Es wird sich dies zwar hoffentlich bald ändern, doch ist das jetzige Uebergangs-Stadium für Schleswig-Holstein sehr drückend.

— **Karl v. Holtei's Theater.*****) Wer Holtei's Gesammtausgabe erzählender Schriften besitzt und liebt, der wird sich auch die jetzt erscheinende kleine Sammlung seiner dramatischen Arbeiten anschaffen, obwohl diese an ästhetischem Werth und dauerndem Erfolg jenen weit nachstehen. Er selbst sagt in seiner Widmung dieser Ausgabe an den Herzog von Coburg-Gotha:

„Vor fünfzig Jahren begann ich
Theaterstücke zu schreiben;
Der Pläne sehr viele ersann ich,
Geringe Preise gewann ich
Und ließ es endlich gar bleiben.“

Und in Prosa fügt er hinzu: „Erst im reifsten Mannesalter gewann ich die Erkenntniß, der dramatisch-theatralischen Poesie eigentlichstes Wesen gar nicht begriffen und voll naiver Sorglosigkeit epische wie lyrische Elemente unverarbeitet mit scenischen Effekten durcheinander gemengt zu haben. Ich mußte zuvor mehrere umfangreiche Erzählungen erfinnen, sorgfältig ausführen, ehe ich einsah, daß mein dramatisches Bestreben mich häufig auf Irrwege geführt.“ — Gleichwohl sind gerade diese mit epischen und lyrischen Elementen vermischten Theater-Effekte, z. B. die der „Lenore“, des „alten Feldherrn“, des „Lorbeerbaum und Bettelstab“, auch noch heutzutage nicht ohne dramatische Wirkung auf der Bühne, und wir wundern uns nicht, wenn uns berichtet wird, daß neuerdings einzelne dieser Dramen nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Nordamerika (unter Bogumil Dawison's Mitwirkung) und Holland mit Beifall aufgeführt worden sind. Jedenfalls aber sind selbst diejenigen Dramen Holtei's die heutzutage keine Wirkung mehr auf die Zuschauer üben, ihrer stets sittlichen Tendenz wegen, der großen Mehrheit aller Zugstücke, die jetzt in unseren Volkstheatern aufgeführt werden, unendlich vorzuziehen.

— **„Die Wappen aller regierenden Fürsten und Staaten“***) hat Herr Ed. von Schmidt, der Herausgeber einer großen, in demselben Verlag erschienenen, illuminirten Wappentafel, historisch erklärt und beschrieben. Wenn auch nicht gerade für sehr viele Leser, wird dieses belehrende Buch doch für Einige, die an der heraldischen Hieroglyphik ein specielles Interesse nehmen, ein willkommener Leitfaden sein. Es sind darin die Wappen von 35 Staaten in Europa, 3 Staaten in Asien und 7 Staaten in Amerika erläutert, und in einer besonderen Abtheilung auch die Wappen der seit dem Jahre 1859 depossedirten Fürsten in Italien und Deutschland behandelt.

Literarischer Sprechsaal.

Professor Faraday, der berühmte englische Physiker, ist am 26. August im 77. Jahre seines Alters mit Tod abgegangen. Bis zu seinem 21. Lebensjahre war Faraday Buchbinder gewesen, als welcher er in Folge seiner sinnreichen Zusammensetzung elektrischer Apparate mit Humphrey Davis bekannt wurde, der ihn an seinen Vorlesungen und Experimenten Theil nehmen ließ und ihn bald als seinen besten Schüler öffentlich auszeichnete. Eine Reihefolge glänzender Entdeckungen auf dem Gebiete der Elektricität und Chemie bezeichnet die lange, wissenschaftliche Laufbahn Faraday's, welchen Forschungen er bis zum Ende seines Lebens unermüdlich treu geblieben. Noch in der Zurückgezogenheit von Hampton-Court, wo er verstorben ist, beschäftigten ihn die höchsten Probleme der Naturwissenschaft. Faraday

*) L'économie politique avant les physiocrates. Par J. E. Horn. Paris, Guillaumin.

**) Die Steuern der Herzogthümer Schleswig-Holstein und des preußischen Staats. Von J. Thomsen-Oldenswort. Kiel, Schwers'sche Buchhandlung, 1867.

***) Theater von Karl v. Holtei. Ausgabe letzter Hand in sechs Bändchen. Erstes und zweites Bändchen. Breslau, Ed. Trewendt, 1867.

*) Mit 20 in den Text gedruckten Abbildungen. Frankfurt a. M., Boselli, 1867.

hielt an der Ueberzeugung fest, daß Licht, Wärme, Bewegung, Elektricität und Magnetismus eine und dieselbe Kraft sind, die nur, je nach den verschiedenen Umständen, verschiedene Wirkungen äußert, dabei aber einem großen Einheits-Gesetze gehorcht, welchem man, als dem göttlichen Urquell alles Lebens, sehr nahe sei, auf den Grund zu kommen.

Der französische Geolog, Herr Simonin, der bereits ein sehr anziehendes Buch über das unterirdische Leben der Erde, über Bergwerke, Kohlen-, Erz- und Goldgräbereien herausgegeben*), hat kürzlich eine kosmogonische Ergänzung dieses Buches erscheinen lassen unter dem Titel: Histoire de la terre; origines et metamorphoses du globe**). Die Geschichte unseres Erdballs, nach den Quellen erzählt, welche die über einander liegenden geologischen Schichten desselben darbieten, führt unseren Naturforscher auf die Hypothese, daß jeder Weltkörper ein dreifaches Leben durchzumachen habe: zuerst das der Sonne, d. h. eines feuerigen Sternes, dann das der Erde, d. h. eines von lebenden Wesen bewohnten Sternes, und endlich das des Mondes, d. h. eines innerlich erloschenen, unbewohnten Sternes, welchen Letzteren Herr Simonin einen planète en retraite nennt. Diese Hypothese, durch welche die gleichzeitig vorhandenen Zustände unseres Sonnensystems aus einander gerückt und zu historisch auf einander folgenden gemacht werden, stimmt jedoch zunächst schon nicht mit der in neuester Zeit von einigen Astronomen (Julius Schmidt in Athen, Flammarion in Paris u. A.) gemachten Beobachtung, wonach auf der Oberfläche des Mondes großartige Veränderungen stattgefunden (der Krater „Linné" ist nämlich, und zwar augenscheinlich in Folge vulkanischer Erschütterungen, vom Monde verschwunden), die keineswegs den Trabanten der Erde als einen Körper ohne Feuer, als einen innerlich erloschenen Planeten, erscheinen lassen. Ferner verstößt die Hypothese des Herrn Simonin gegen das große, von den berühmtesten zeitgenössischen Naturforschern als evident nachgewiesene Einheitsgesetz der Welt, wonach alle Bewegung, alles Leben des Universums, von einem einzigen Urquell ausgehend, fortdauernd nach einem und demselben Gesetze sich erneuert, indem es in beständiger Aus- und Rückströmung sich befindet, so daß unsere Sonne nur ein Mittelglied in der großen Kette der Wechselwirkungen ist, die bis zum Centrum aller Kraft und alles Lebens reicht.

Das im April 1866 vom Professor Clément in Berlin begründete, unter Protection der Frau Kronprinzessin, wie unter dem Patrocinium des Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts stehende Handels- und Gewerbe-Institut für Töchter veranstaltete am 22. August seine erste öffentliche Abgangs-Prüfung. Das Resultat derselben darf ein glänzendes genannt werden und lieferte den thatsächlichsten Beweis, daß es ein arges Vorurtheil ist, die Erlangung und den Besitz gewerblicher und kaufmännischer Kenntnisse als ein Monopol der Männer zu betrachten. Die jungen Mädchen, siebzehn an der Zahl, vermochten ohne Zögern sofort jede Art von Geschäftsbrief, die verschiedenen Wechselformen, Anweisungen u. s. w. mündlich in englischer, französischer und deutscher Sprache zu entwerfen; sie zeigten sich vertraut mit allen Zweigen der Handelskunde, wie der Technologie, lösten beim kaufmännischen Rechnen die schwierigsten und verwickeltsten Zins- und Gesellschafts-Rechnungen mit überraschender Schnelligkeit und bewiesen sich durch die ausgelegten schriftlichen Arbeiten, durch welche auch die Stenographie vertreten war, als vortrefflich befähigt zu Buchhalterinnen, Kassenführerinnen und Correspondentinnen. Neben dieser gewerblichen Ausbildung ist aber die Erziehung für den eigentlichen und höchsten Beruf der Frau keineswegs vernachlässigt. Ein Examen in der Haushaltungskunde und in der Naturgeschichte, wie ein von einer Schülerin gehaltener Vortrag über die Bedeutung der Naturwissenschaft im Berufe der Frau legten, wie noch einige andere, zum Theil in englischer und französischer Sprache gehaltene Vorträge, Zeugniß dafür ab, wie sehr angelegen es sich die Anstalt sein läßt, ihre Schülerinnen zu tüchtigen, vernünftig wirthschaftenden Hausfrauen heranzubilden. Aus dem Berichte des Herrn Clément erfahren wir, daß diejenigen jungen Mädchen, welche seit Ostern die Anstalt verließen, sämmtlich, so weit sie dies gewünscht, Anstellungen erhalten haben, ja daß bereits einige der jetzt abgehenden engagirt sind. Also auch nach dieser Seite erweisen sich die oft gegen das Institut erhobenen Bedenken als unbegründet, und es bleibt deshalb nur zu wünschen, daß recht viele Eltern ihren Töchtern die Ausbildung durch dasselbe zu Theil werden lassen und ihnen dadurch eine beruhigende Sicherheit für ihr künftiges Leben gewähren. J. H.

In Berlin haben die Herren Hugo Troschel, Herausgeber der „Monatsblätter zur Förderung des Zeichnen-Unterrichts an Schulen", und Dr. Julius Scholz eine höhere Zeichnenschule für Damen begründet, die in zwei Abtheilungen für den theoretischen und den praktischen Unterricht Lehrklassen für Perspective und geometrisches Zeichnen, für Kunstgeschichte und Aesthetik, für Osteologie und Methodologie einrichtet und dabei Unterweisung im Freihandzeichnen, Modelliren und Landschafts-Zeichnen, in der Aquarell- und Oel-Malerei ertheilt. Es wird diese höhere Zeichnenschule für Damen einem längst empfundenen Mangel abhelfen, da der Besuch der Unterrichts-Curse der Akademie der Künste dem weiblichen Geschlechte versagt ist, und bei dem Bestreben unserer Zeit, das Gebiet der selbständigen Thätigkeit der Frauen zu erweitern, gewiß das der Kunst nicht die geringere Beachtung verdient. Die Schule der Herren Hugo Troschel und Dr. Scholz wird am 16. Oktober eröffnet.

Die Revue de l'instruction publique spottet mit Recht über die in der Schreibweise der deutschen Wort-Zusammensetzungen immer mehr um sich greifende Gewohnheit, lange, für jeden Ausländer unlesbare Worte ohne Verbindungsstriche zu bilden. In Zürich, sagt die Revue, sei kürzlich eine Bekanntmachung über die Salz-Regie erschienen, deren Ueberschrift ein Wort bilde, das nicht weniger als elf Silben und dreiundvierzig Buchstaben habe, nämlich das Wort:

„Zürchersalzverbrauchsbuchhaltungsverordnung".

Wir unsererseits halten (soweit nicht die Herren Setzer und Correktoren uns einen Strich durch die Rechnung machen) an der alten Regel fest, daß wir alle Wort-Zusammensetzungen, die nicht bereits durch den Usus ihr Bürgerrecht als ein Wort erhalten haben, durch Verbindungsstriche dem Auge und dem Verständniß erläutern.

---

*) La vie souterraine ou les mines et les mineurs par L. Simonin.

**) Paris, L. Hachette, 1867.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — **Berlin, den 14. September 1867.** — **[Nº 37.**

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Ranke's deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation.

Von der bei der Jubelfeier Leopold Ranke's angekündigten Gesammtausgabe der Werke des großen Historikers ist kürzlich der erste Band, die „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation", erschienen, der uns in einer des Verfassers, wie der Verleger würdigen Ausstattung vorliegt*). Es ist überflüssig, zur Empfehlung des Unternehmens das Publikum auf die Verdienste Ranke's aufmerksam zu machen. Eine Lehr- und Schriftsteller-Thätigkeit, die sich ein halbes Jahrhundert bewährt hat, bedarf keiner Lobpreisung. Ranke theilt das Verdienst einer gründlichen Forschung, eines gesunden Urtheils und einer künstlerisch vollendeten Darstellung mit manchen anderen Historikern; was ihn aber vor seinen Vorgängern auszeichnet und worin er epochemachend in der Historiographie dasteht, ist die Methode. Er hat zuerst den Grundsatz aufgestellt, daß für die Geschichte der neueren Zeit die Hauptquellen nicht in den schriftlichen Ueberlieferungen gleichzeitiger und späterer Historiker, sondern in den Berichten von Augenzeugen und in den Urkunden und Aktenstücken der Archive zu suchen seien. Keiner vor ihm hat mit solchem Fleiße und solchem Erfolge das archivalische Material erforscht und benutzt. Was er prophetisch in der Vorrede zu seiner Reformations-Geschichte sagt: „Ich sehe die Zeit kommen, wo wir die neuere Geschichte nicht mehr auf die Berichte, selbst nicht der gleichzeitigen Historiker, außer insoweit ihnen eine originale Kenntniß beiwohnte, geschweige denn auf die weiter abgeleiteten Bearbeitungen zu gründen haben, sondern aus den Relationen der Augenzeugen und der echtesten, unmittelbarsten Urkunden aufbauen werden" — das ist jetzt schon zur Thatsache geworden. Die europäische Staaten- und Kulturgeschichte hat, seitdem man nach Ranke's Vorgang die in den Archiven verborgenen Schätze an das Tageslicht gezogen und benutzt hat, eine ganz neue Gestalt gewonnen.

Auf die deutsche Geschichte hat Ranke zuerst sein Verfahren in dem vorliegenden Werke angewendet. Die Periode, die es umfaßt, charakterisirt er als „die Zeit, in welcher die religiös-politische Lebensthätigkeit der deutschen Nation in ihren kraftvollsten und produktivsten Trieben stand. Die Politik hing damals nicht mehr, wie in früheren Jahrhunderten, von dem allwaltenden Willen eines Einzigen ab, noch hatte sie sich, wie später, in die einzelnen Landschaften zurückgezogen, sondern die, wenngleich nicht vollkommen fest bestimmten, doch überaus tief eingreifenden Rechte einer höchsten Regierung übten die Reichsversammlungen aus; Krieg und Frieden, Gesetzgebung, aufsehende und selbst vollziehende Gewalt, Besteuerung war in ihren Händen. Neben den Abgeordneten der Städte, den Vertretern der Grafen und Herren, erschienen Kaiser und Fürsten in Person; sie zogen noch in der That die wichtigsten vaterländischen Angelegenheiten, in ihren verschiedenen Collegien oder in den gemeinschaftlichen Ausschüssen, in Berathung und faßten durch Stimmenmehrheit Beschluß darüber. Die Einheit der Nation fand in diesen Versammlungen ihren lebendigen Ausdruck."

Man hatte vor Leopold Ranke wohl auch die Bedeutung der Reichstage erkannt, aber man begnügte sich größtentheils, bloß die Reichstags-Abschiede zu berücksichtigen, die doch nur die letzten Ergebnisse der Verhandlungen mittheilen. Die Motive und Kämpfe der Fürsten und Stände, die Stimmungen und Tendenzen der Parteien, die Auffassungen der Ereignisse und Zustände von Seiten der Zeitgenossen lassen sich nur aus der möglichst vollständigen Einsicht der vorhandenen Aktenstücke und der durch die politischen Bewegungen hervorgerufenen Gelegenheitsschriften erkennen. Ranke hat zu diesem Zwecke die Archive von Frankfurt a. M., Berlin, Dresden und Weimar sorgfältig durchforscht und ein Material daraus geschöpft, durch das es ihm möglich wurde, seiner Darstellung in einer bisher unbekannten Weise das Gepräge lebensvoller Wahrheit zu verleihen. Mit welcher Liebe er sich dem mühevollen Geschäfte der Durchmusterung der Archive hingegeben, davon legt er selbst Zeugniß ab: „Man bedauere den nicht, der sich mit diesen anscheinend trockenen Studien beschäftigt und darüber den Genuß manches heiteren Tages versäumt. Es ist wahr, es sind todte Papiere, aber sie sind Ueberreste des Lebens, dessen Anschauung dem Geiste nach und nach aus ihnen emporsteigt." Er fand den Lohn seiner Bemühungen in dem Bewußtsein, für die Auffassung des wichtigsten vaterländischen Ereignisses, der Reformation, neue Gesichtspunkte gefunden zu haben, die das bisherige Wissen theils vervollständigten, theils berichtigten. Sind auch die Ergebnisse seiner Forschungen längst Gemeingut geworden, so werden doch seine Schriften wegen ihres einfach klaren Inhaltes und ihrer ansprechenden Form immer gern gelesen werden. E. M.

*) Leipzig, Duncker und Humblot, 1867.

Aus dem Universitäts- und Gelehrten-Leben im Zeitalter der Reformation.*)

Deutsche politische Redner im 16. Jahrhundert.

Die großen Ereignisse, welche in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland sich zutrugen, kündigte eine bewegungsvolle Vorbereitungs-Zeit an. Nur durch ihre sorgfältige Betrachtung gelingt es, die Reformation richtiger aufzufassen, als es gewöhnlich geschieht. Will man die Großthaten derselben lediglich in der Kirchenverbesserung sehen, so schlägt man ihre welthistorische Stellung zu niedrig an. Die wahre Bedeutung der Reformation ist zu suchen in der geistigen Befreiung Deutschlands von der absoluten Herrschaft italiänischer Wissenschaft, oder, um weniger concret zu reden, in dem Sturze der romanischen Race mit einer ihrer gemischten Anlage entsprechenden Denkweise und Bildung und der Erhebung rein germanischer Völker auf den Herrscherstuhl im Reiche des Wissens und Könnens.

Dieser Umschwung bereitete sich in Deutschland langsam vor, und wenn wir erfahren wollen, wie weit die innere Fertigkeit der deutschen Nation gediehen war, als die That endlich kam, so müssen wir Quellen zu Rathe ziehen, die bis jetzt in der Regel etwas abseits vom Wege der Historiker gelegen haben. Vor Allem kommt es darauf an, die damalige öffentliche Meinung zu ergründen.

Nun gab es aber zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts keine Journale mit langathmigen Leitartikeln und politischen

*) Aus dem Universitäts- und Gelehrten-Leben im Zeitalter der Reformation. Vorträge von Dr. Theod. Muther. Erlangen, A. Deichert, 1866.

Raisonnements. Dagegen besitzen wir aus jener Zeit eine stattliche Reihe sogenannter „historischer Volkslieder" in denen das Kämpfen der Parteien ebenso lebhaft ist, wie in den Leitartikeln unserer Zeit. Hat auch die neueste und bedeutendste Sammlung dieser Lieder, die von v. Liliencron, von der bis jetzt zwei Bände erschienen, eine eingehendere Berücksichtigung dieser Quellen erst jetzt möglich gemacht, so war doch wenigstens der Werth derselben schon länger anerkannt. Weniger war das der Fall mit jenen Gelegenheits-Reden, die theils vor hohen Personen, theils bei akademischen Festen u. s. w. gehalten, zwar nur selten gleichzeitige Ereignisse direkt berühren, überall aber tendenziös erscheinen und sich am Besten mit unseren „Wissenschaftlichen Vorträgen für ein gemischtes Publikum" vergleichen lassen.

Auf sie in neuerer Zeit aufmerksam gemacht zu haben, ist das Verdienst des unten angezeigten Buches, eines Buches, das selbst aus Vorträgen besteht, die vor einem gemischten Publikum gehalten wurden. Diese Vorträge bieten zuerst einzelne ebenso unterhaltende als lehrreiche Bilder aus dem mittelalterlichen Universitätsleben, verbreiten sich dann über die Verfassungs-Geschichte der deutschen Universitäten und über politische und kirchliche Reden aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, und bringen die Biographieen des berühmten Italiäners Petrus Ravennas, der drei deutschen Juristen Christoph Kuppener, Hieronymus Schürpf und Johann Apel, sowie endlich die der Lieblingstochter Melanchthons, Anna Sabinus, der unglücklichen Gemahlin des ersten Rectors an der Universität Königsberg.

Mit seltener Meisterschaft beherrscht der Verfasser das Material, und wo man, wie bei den Biographieen der drei Juristen, erwartet, wenig Interessantes zu erfahren, da wird man überrascht durch die Fülle des interessanten Stoffes, der nach allen Seiten hin neues Licht verbreitet. Die Kulturgeschichte wird dieses Buch dankbar unter ihren Schätzen verzeichnen.

Doch zurück zu jenen politischen Reden. Unser Verfasser theilt unter anderen im Auszuge zwei Reden zum Lobe Deutschlands mit, gehalten von deutschen Humanisten. Wir folgen ihm dabei. Zuerst macht er darauf aufmerksam, wie die deutschen Humanisten einen durchaus günstigeren Eindruck machen als die italiänischen. Als man in Deutschland anfing, die Alten zu studiren, ging man zwar auch zunächst darauf aus, sich in den Besitz eleganterer Formen zu setzen; allein man nahm aus der Lectüre, namentlich römischer Historiker, eine Stärkung des patriotischen Gefühls, welche für die Weiterentwickelung der Bewegung höchst einflußvoll blieb. Es ist wohlthuend, zu bemerken, wie dem hirnlosen, auf Aeußerlichkeiten gerichteten Treiben der Anhänger des Alten gegenüber ein engeres Anschließen an das Vaterland das gemeinsame Streben ist, welches die Pfleger humanistischer Studien in Deutschland verbindet.

Man schrieb das Jahr 1501. Das treulose Streben der Stadt Basel, sich vom Reich loszureißen und mit den Eidgenossen zu verbinden, das wiederholte Geltendmachen der angeblichen Ansprüche Frankreichs auf das Elsaß, vor Allem das siegreiche Vordringen der Türken, welchem seit dem Sturze des griechischen Kaiserthrones kein Halt mehr geboten schien, erfüllte manches deutsche Herz mit trüber Besorgniß. Denn wenn auch die Nation es für Ehrensache des Kaisers hielt, an der Spitze deutscher Heere wider den gemeinsamen Feind zu ziehen und der ritterliche, kriegslustige Maximilian geneigt genug war, der öffentlichen Stimme nachzugeben, so verfolgten doch die Großen seines Reiches schon die verderbliche Politik, ihre eigene Gewalt auf Kosten der kaiserlichen zu stärken, indem sie das Aufgeben wichtiger kaiserlicher Rechte als Vorbedingung ihrer Theilnahme am Kampfe verlangten.

Damals war es, als Heinrich Bebel, Mag. art. und Lehrer der Philologie zu Tübingen, in der Hofburg zu Innsbruck dem Kaiser, der von fürstlichen Personen, Prälaten, Rittern und gelehrten Räthen umgeben war, eine Rede zum Lobe Deutschlands vortragen durfte. Er beginnt:

Der Sitte, den Kaiser zur Erhaltung des Friedens im Reich und der Kirche, sowie zum kräftigen Vorschreiten gegen den Erbfeind der Christenheit zu mahnen, will ich nicht folgen. Vor Maximilian wäre das überflüssig. Freilich ist die Gefahr groß. Vergangene Nacht erschien mir im Traume ein altes Weib von übermenschlicher Größe und gewaltigem Ansehen. Ihr Gewand war zerfetzt, zerstört ihr Aeußeres, abschreckend und doch erbarmenswerth entstellte sie Magerkeit und Schmutz. Aber ihr Haupt war erhaben und, so weit meine durch den Blitz ihrer Augen geblendete Sehkraft zu beobachten gestattete, mit einem zerzausten Lorbeerkranz gekrönt. Vom Glanz ihres Blickes und dem Schreck ihres übrigen Aussehens lag ich entseelt, kalt überrieselte es mich und die Stimme versagte.*) Jene aber faßte mich an, nannte mich Sohn und sprach zu mir. Dadurch wurde ich allmählich wieder aufgerichtet und erkannte, daß Mutter Germania vor mir stehe. Ehrfurchtsvoll begrüßte ich sie und fragte nach der Ursache der so ungleichen Beschaffenheit ihrer Glieder. Nach langem, die Rede unterdrückenden Schluchzen brachte sie die Worte hervor: „Eile, Bebel, eile zu meinem theuern Sohne, dem Könige Maximilian, denn er gestattet gern auch Privatleuten den Zutritt. Erzähle ihm von meiner trostlosen Lage, schildere ihm mein schmachvolles Aussehen, gemahne ihn meiner Thränen und des steten Kummers, der mich langsam verzehrt. Sage, er sei der einzige Trost, die alleinige Zuflucht der Mutter. Auf ihn habe ich seit seiner Geburt alle Hoffnung gesetzt. Er sei das blühende Haupt meiner Söhne, alle anderen Glieder seien krank. Doch soll er den Muth nicht verlieren und verkommen im Jammer. Durch seine Mannhaftigkeit und Kraft kann er manches angefressene Glied zur Heilung bringen. Wo aber die Fäulniß zu weit um sich gegriffen hat, da soll er das Messer gebrauchen. Keine andere Hoffnung bleibe uns, als gründliche Kur. Vor Allem, sage ihm, mißfalle mir die Sonderbündelei einiger Großen im Reiche, wodurch die Bande des Gehorsams sich lockern. Gieb dem Kaiser zu bedenken, daß die Ursache des Unterganges mächtiger Staaten, wie des persischen, des macedonischen, des griechischen und römischen nichts anderes war, als Eigennutz der Einzelnen und daraus hervorgehende innere Zwietracht. Erkläre ihm, daß er nur Einen Fehler hat: allzugroße Nachsicht und Milde, die dem Vaterland verderblich wird. Denn so obstinat sind gegenwärtig Alle, daß Langmuth vom Uebel, Tyrannei aber nöthig ist." — So sprach sie und verschwand.

Die freimüthige und taktvolle Art, mit der hier der Redner dem Kaiser die Schäden seiner Regierung darlegt, schwächt er gleich darauf selbst wieder ab durch das übertriebene Lob des Kaisers, zu dem er nun übergeht und in dem er den Kaiser mit allen Heroen des Alterthums vergleicht. Dann erst kommt der Redner auf seinen eigentlichen Gegenstand. Dem Elend des Augenblickes gegenüber will er die alte Herrlichkeit und Größe Germaniens schildern.

Nur wenige kennen dieselbe, sagt er, aber das hat seinen Grund darin, daß in Deutschland immer Männer genug

*) Im Original ein Citat aus Virgil.

waren, die Großthaten vollbrachten, Niemand aber, der darüber schrieb. Hätten wir Schriftsteller, so würden im frischen Gedächtniß sein die Großherzigkeit, die Ausdauer, die Wohlerfahrenheit unserer Karl, Ludwig, Lothar, Friedrich, Otto, Heinrich, Konrad, Rudolf, Albrecht und anderer Kaiser. Nicht immer würde das lügnerische Griechenland seine Theseus, Themistokles, Perikles, Miltiades, Konon, Epaminondas, Pausanias, Alkibiades u. s. w., Rom seine Curier, Fabier, Cäsar, Flavier, Scipionen, Horatier, Regulus u. A. als Muster aller Tugenden voranstellen dürfen. Die Unseren kommen den Genannten nicht bloß gleich, sondern haben sie weit übertroffen. Jene Alten trieb bloß eitle Herrschbegier; was aber die Unseren thaten, das thaten sie für Gott, für den Glauben, für die Ausbreitung christlicher Religion.

Der Redner schließt diese Ausführung mit der Behauptung: Alle Einzeltugenden, welche die verschiedenen Völker als etwas Besonderes für sich in Anspruch nehmen, finden sich bei den Deutschen vereint. — Dann folgt eine Untersuchung über den Namen Germanen.

Germania ist das sprossende, d. h. das volkreiche Land, Germanen sind seine Sprößlinge, gleichsam Brüder. Die sprossende Kraft der Muttererde zeigt sich in der körperlichen Stärke und Schöne, in dem kriegerischen Geiste der Kinder, die Brüderlichkeit dieser aber darin, daß unsere Vorfahren, mochte innerer Streit sie noch so sehr entzweien, dem äußeren Feinde stets in geschlossener Phalanx einig entgegentraten.

Falsch, fährt Bebel fort, ist die Ansicht des Strabo, welcher den Namen der Germanen daher leiten will, daß sie gleichsam Brüder der Gallier seien. Auch die Ansichten Anderer, z. B. des Tacitus, über den Namen Germanen sind unrichtig. Es bleibt also bei der gegebenen, völlig befriedigenden Erklärung. „Denn wo wird eine andere Nation gefunden, welche so viel edle Geschlechter und solche Volksmenge, wo eine, die so viel Körper- und Geistesstärke besitzt?"

Nun werden Beweise für die Tapferkeit der Germanen beigebracht, ihre Feldzüge von den Zeiten der Cimbern und Teutonen an erzählt. Alle Völker haben die Schwerter der Deutschen gefühlt, überall haben sie ruhmvoll sich geschlagen. Man lese nur, was sie den Römern für Noth machten. Und dabei kennen wir die Feldzüge Cäsar's und Octavian's gegen unsere Vorfahren nur aus römischen Quellen. Wie würden die Berichte lauten, wenn wir einheimische Geschichtsschreiber hätten? — Der germanischen Tapferkeit hat man die Erweiterung der Gränzen zu danken. Aber nicht bloß auf diese, auf unser Wachsthum und unsere Großthaten können wir stolz sein, auch unserer Abstammung und unseres Alters dürfen wir uns rühmen. Tuisco, der Sohn des Noah, war der erste deutsche König. Billigkeit und Recht, Standhaftigkeit und vor Allem echte Glaubenstreue war von jeher unser Erbtheil. Das bezeugen unsere hohen Dome, unsere keuschen Klöster für beide Geschlechter, die Kriege unserer Vorfahren zur Erhaltung und Ausbreitung christlichen Namens. Wie oft sind unsere Kaiser für die römische Kirche, für den katholischen Glauben, für das Wohl gemeiner Christenheit durch ganz Europa gezogen? Wie oft haben sie eben deshalb asiatischen Boden betreten? Wie oft haben sie Jerusalem zurückgefordert, wie oft Spaltung aus der Kirche entfernt und Auflehnung gegen die päpstliche Gewalt gezüchtigt? Wenn einzelne Kaiser von dem päpstlichen Bannstrahl getroffen wurden, so lag der Grund nicht in ihrer Schuld, sondern in der Habsucht und Herrschbegier mancher Päpste. Hätten die Kaiser den Päpsten in Italien stets freie Hand gelassen, so würden jene Excommunicationen nicht erfolgt sein.

Ausführlich werden nun die Verdienste deutscher Könige um die christliche Kirche aufgezählt; dann aber die Klage wiederholt, daß alle diese Großthaten in das Dunkel der Vergessenheit begraben seien, da es an deutschen Geschichtsschreibern fehle. Das werde jedoch in Zukunft besser werden. Denn endlich habe Gott Kaiser Maximilian gesendet, unter dessen Auspicien unsere glänzende Geschichte wieder zu Ehren komme. „Es blühen die Studien, tüchtige Talente treten überall auf, denn der Kaiser liebt die Gelehrten und unterstützt sie; ja er verschmäht es selbst nicht, gleich Julius Cäsar, über die Geschichte seines Reiches zu schreiben."

Damit schloß Heinrich Bebel seine Rede. Wie viel nun auch die heutige Wissenschaft von diesem Lobe Deutschlands und seiner Fürsten kassiren muß — immer verdient die Freimüthigkeit, mit der der Redner auftritt, die Begeisterung für die Größe des Vaterlandes unsere höchste Achtung. Wie würdig und ernst ist die Art, mit welcher Bebel die Tugenden seines Volkes zu erkennen und das Erkannte schön und geschmackvoll vorzutragen bemüht ist! Wie sticht diese Art ab von den possenhaften scholastischen Streitigkeiten um ein Nichts, die zu derselben Zeit an der Tagesordnung waren und über die man lachen müßte, wenn die Sache nicht auch eine gar zu ernste Seite hätte! Wahrlich, der Lorbeerkranz, den Kaiser Max dem Redner nach der Vollendung seiner Rede auf die Stirne drückte, war ein wohlverdienter! —

Die zweite der hier zu betrachtenden Reden führt uns nach Bologna, wo an einem Novembertage des Jahres 1505 Lehrer und Lernende aller Nationen in der Kirche des heil. Dominikus versammelt sind, um der feierlichen Uebergabe der Insignien seiner Magistratur an den aus der deutschen Landsmannschaft gewählten neuen Rector beizuwohnen. Dieser feierliche Akt wird in hergebrachter Weise mit einer im Auftrage des Rectors durch Christoph Scheurl aus Nürnberg*) zu haltenden Rede eingeleitet. Als Thema der Rede ist das Lob Deutschlands bezeichnet. Der Vortragende, ein Bürgerssohn aus Nürnberg, hat eben erst sein vierundzwanzigstes Jahr vollendet, studirt aber schon seit neun Jahren zu Bologna die Rechtswissenschaft und genießt bei seinen Commilitonen solches Vertrauen, daß er bereits zwei Jahre hintereinander das Amt eines Syndicus zu verwalten hat.

Passend hebt der Redner im Eingang die große Bedeutung Bologna's für den gesammten Kulturzustand Europas hervor. Bologna ist die Mutter des Rechts für alle Nationen. Das Recht aber ist Hüter und Schützer des menschlichen Gemeinlebens: „die wahre Philosophie." Daher ist es nicht wunderbar, daß ein so großer Zusammenfluß von Studirenden in Bologna stattfindet. Diese Menge bedarf eines Leiters und die Installirung des neuen Rectors ist Zweck der heutigen Versammlung. Die Heimat desselben ist Meißen, der Wohnsitz eines edlen deutschen Stammes. Es scheint daher passend, Einiges zum Lobe Deutschlands zu reden.

Aus dem, was nun folgt, erkennen wir, daß die vorerwähnte Rede Bebel's**) und auch die zuerst 1496 gedruckten „Tischreden Peutinger's von den wunderbaren Alterthümern Deutschlands" schon ihren Weg über die Alpen gefunden hatten, und daß

*) Später Professor des Rechts an der neugegründeten Universität Wittenberg.

**) Sie war bereits 1501 zu Innsbruck gedruckt erschienen.

unser Redner sie mehr, als es mit unseren heutigen Begriffen von literarischem Anstand vereinbar ist, ausbeutet. Für uns wird er erst interessant, als er, die Bebel'schen und Peutinger'schen gelehrten Deductionen von der ehemaligen Größe Germaniens verlassend, darauf übergeht, seinen Hörern ein schönes Bild von dem damaligen Deutschland zu zeichnen. Er knüpft an die Bebel'sche Etymologie des Namens „Germanen" die Ausführung: noch immer seien die Deutschen Brüder. Das zeige ihr gemeinsames Festhalten an alter eigenthümlicher Sitte, die Neigung zu geselligem und gastlichem Vergnügen, die häufige Vereinigung zu gemeinsamer Tafel, das Dareichen der rechten Hand beim Gruße, der Zusammenfluß des gesammten Volkes in den Gotteshäusern gleich einer großen Familie, die durchgehende Sitte, Knaben außerhalb des elterlichen Hauses bei befreundeten Familien erziehen zu lassen u. s. w. Das alles sei Deutschthum und zugleich Bruderthum (germanitas).

Was das Land selbst betrifft, fährt Scheurl fort, so zeichnet es sich aus durch große Anmuth und Fruchtbarkeit, besonders wo Flüsse es durchströmen. Das Klima ist mild, der Boden fruchtbar. Sonnige Hügel wechseln mit grünen Halden und schattigen Hainen. Groß ist der Reichthum an Getraide, edler Wein wächst auf den Bergen. Ueberall offene Wasserstraßen mehren Handel und Verkehr. Fremde finden gastfreie Aufnahme, Hilfsbedürftige Freundschaft. Und auch an Talenten und tüchtigen Männern, besonders im Kriegswesen, sind die Deutschen eben so reich, wie andere Nationen. Dazu birgt die Erde einen großen Schatz edler Metalle: Italien, Frankreich und Spanien beziehen dorther ihr Silber, auch Kupfer und Zinn. Salzquellen giebt es in Menge. Was aber die Hauptsache bleibt: Deutschland allein ohne fremde Hilfe ist im Stande, so viel Reiter und Fußtruppen zu bewaffnen, daß es den übrigen Nationen zusammen die Stirn bieten kann.

Nachdem nun dieser Zustand mit der Beschreibung des Tacitus zusammengehalten und ausgesprochen worden ist, Deutschland habe alle günstige Veränderung dem Christenthume zu danken, erzählt Scheurl weiter: „Deutsche Kaufleute, deutsche Studenten und Künstler finden sich durch die ganze Welt. Deshalb sagt mein berühmter Lehrer Philipp Beroldes: die Kenntniß der deutschen Sprache halte er für Nichtdeutsche unentbehrlich, denn sie sei neben der lateinischen unter allen Sprachen die verbreitetste und daher für Kaufleute wie Reisende überhaupt weitaus die nützlichste. — Die kernige Sprache wird gesprochen von einem körperlich tüchtigen Volke, das von früher Jugend auf zum Krieg und andern Strapatzen abgehärtet ist. Das zeigt sich schon in der äußeren Erscheinung. Die Kleidung der Deutschen ist nicht lang und faltenreich wie die der Italiäner, nicht bauschig und aufgebläht wie die der Franzosen, nicht herabhängend wie die der Griechen, nicht lax und offen wie die der Armenier und Perser, nicht knotenreich und verneftelt wie die der Inder, sondern so wie sie kriegerischen Männern wohl ansteht: kurz, knapp, leicht und den Waffengebrauch nicht hindernd. Das Alles zeigt den kriegerischen Charakter der Deutschen an, der nicht bloß bei Männern, sondern auch bei Frauen sich findet, die oft selbst mitkämpfend dem Feinde gegenüber traten."

Unser Redner hält sich hierauf wieder an Bebel, die Verdienste der Deutschen um Ausbreitung des Christenthums schildernd. Dies bildet den Uebergang zur Erhebung geistiger Größen deutscher Nation. Vor Allem werden der Deutschen Erfindungen, namentlich die des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst, gepriesen und dabei Gedichte des Deutschen Sebastian Brant und der Italiäner Ricardus Sbrulius und Philipp Beroaldes recitirt. Dann folgt eine Aufzählung der Deutschen, die zu Päpsten gewählt waren. Ferner weitläufige Auseinandersetzung über den Erwerb der römischen Kaiserkrone durch die deutschen Könige. Karl der Große, König der Franken, erhielt das Kaiserthum von den Griechen. Aber erst unter Otto I. wurde durch den Papst förmlich anerkannt, daß die Wahl des Kaisers den Ostfranken, d. i. den Deutschen zustehe. Von da an wählt Mainz für das eigentliche Deutschland, Trier für Gallien, Köln für Italien, die weltlichen Kurfürsten im eigenen Namen. Bei dieser Gelegenheit wird der Thaten deutscher Kaiser von Karl dem Großen bis auf Maximilian gedacht. Weiter geht der Redner darauf über, von den deutschen Städten eine hervorzuheben, die vor andern des Preises würdig sei, seine Vaterstadt Nürnberg.

„Nürnberg, der bedeutendste Stapelplatz deutschen Handels, eine freie und edle Stadt, geschmückt mit großartigen Werken, öffentlichen sowohl als privaten; dort sieht man wunderbare Häuser und stolze Paläste, saubere Straßen, kunstvolle Springbrunnen und gewaltige, schönverzierte Kirchen. Und was für Männer hat Nürnberg hervorgebracht? Von vielen sind zu nennen: Erasmus Topler, Sixtus, Antonius und Andreas Tucher, Wilibald Pirkheimer, vor allen: Albrecht Dürer. Letzterer war vor Kurzem in Italien. Da nannten ihn die Künstler von Venedig und Bologna Apelles und mit Recht, denn es ist eine wahre Anekdote, daß Dürer's Hund, das selbstgemalte Portrait des Herrn sehend, vor Freude bellte und an der Staffelei emporsprang, die Hände zu lecken." — Wie ich nun, sagt der Redner, von den deutschen Städten eine ausgezeichnet und eingehender geschildert habe, will ich auch von den deutschen Fürstenhäusern eins herausgreifen und seiner Verdienste gemäß preisen. Es sind die angestammten Herren unseres neuen Rectors, welche ich mir hierzu ausersehen habe: die Herzoge zu Sachsen. Nach kurzem Rückblick auf die Geschichte der Wettiner ertönt das Lob Kurfürst Friedrichs des Weisen. Er hat vor Kurzem die Universität Wittenberg als ein Asyl wahrer Gelehrsamkeit gestiftet, den elenden Ort in eine Marmorstadt verwandelt, eine herrliche Stiftskirche erbaut, für sie große Privilegien erlangt und eine Menge Reliquien — darunter den Daumen der heiligen Anna von Rhodus — angeschafft. Gerecht ist Friedrich und ein Freund der Gelehrten. Er liebt die Musik und versteht es sogar, schnell zu lesen und in ungebundener Rede elegant zu dictiren. Doch was ihn besonders ziert und was man bisher bloß von August und Tiber gehört hat, er schreibt selbst eine so schöne Hand, daß es ihm kein Kunstschreiber gleichthun kann.

Der Verfasser des von uns angezeigten Werkes übergeht das Resumé, das in üblicher Weise den Schluß der Rede bildet und fragt dann nach dem Eindrucke, den die Rede auf uns mache? Wir stimmen ihm bei, wenn er sagt: „Ich denke, sowohl was wir gehört, muß uns ergreifen, als daß wir es gehört. Diese Rede voll glühenden Patriotismus auf wälschem Boden vor einer Versammlung von Literaten aus allen Ländern Europas gehalten, ist ein gewaltiger Markstein für den, welcher die Gränze der alten und neuen Zeit sucht. Wenige Jahre früher wäre es keinem Deutschen eingefallen, derartiges zu denken, viel weniger zu sprechen; ja, wenn er selbst das Gefühl von alle dem gehabt hätte, was Scheurl sagt, er wäre nicht im Stande gewesen, dasselbe sich zu klarem Bewußtsein zu bringen, da es nicht in das traditionelle Denksystem paßte und in diesem keinen Ausdruck fand. Wie eine Vorahnung klingt es, daß

Scheurl am Schlusse seiner Rede auf Wittenberg hinweist, welches allerdings dazu bestimmt war, das gewaltige Vermögen deutschen Geistes der erstaunten Welt zuerst zu zeigen."

A. R.

Ungarn.

Die ungarische historische Gesellschaft.

Mit dem Wiedereintritte verfassungsmäßiger Zustände entwickelt sich in Ungarn auch auf dem geistigen Gebiete der Wissenschaft und Kunst, in Schule und Literatur eine frische, rührige Thätigkeit, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigt und um so vielversprechender wird, je mehr sie abläßt von dem oft unwissenschaftlichen Liebäugeln mit nationalen Schoßkindern, sondern vielmehr auf dem rauhen Wege ernstlicher Geistes-Arbeit nur der Wahrheit allein dient.

Ungarn ist das Land der Geschichte, denn die gesammte politische Existenz des magyarischen Volkes, seine staatsrechtliche Superiorität und staatliche Geltung beruht auf historischer Gewordenheit, auf dem historischen Rechte. Konstitution und Schutz der Nationalität haben hierin ihre Grundlagen, weshalb die besondere Vorliebe des Magyaren für historische Studien keiner weiteren Erklärung bedarf.

Die Geschichtsschreibung Ungarns bewegte sich jedoch bis in die neueste Zeit auf Bahnen, welche der ernst forschende Historiker nicht betritt. An die Stelle historischer Wahrheit traten fabelhafte Erzählungen, märchenhafte Phantasiestücke, welche der National-Eitelkeit zwar schmeichelten, allein mit den Thatsachen der Geschichte im Widerspruch standen. Es ist aber einer Nation unziemlich, ihre Vergangenheit mit trügerischen Dichtungen auszuschmücken. Ungarn hatte stets mehr Geschichtsschreiber als Geschichtsforscher.

Die Sammlung historischer Quellen begann zwar schon im vorigen Jahrhundert, und wurde bis zur Gegenwart mit rühmlichem Eifer und vielem Fleiße fortgesetzt; allein die Kritik dieser Quellen läßt noch viel, sehr viel zu wünschen übrig. Noch immer werden die falschen, halbwahren oder verdrehten Daten der ungarischen Quellen ohne viel Bedenken acceptirt; noch immer ist die Spreu vom guten Korn historischer Wahrheit nicht abgesondert und noch immer gilt ein im Interesse historischer Wahrheit gemachter Angriff auf die verdächtigen Geschichtsquellen für ungebührliches Wagniß und verletzendes Attentat. Das soll und muß anders werden. Ungarns Vergangenheit bleibt immer noch groß und herrlich genug, wenn auch die Fabeleien des anonymen Notars, die Ausschmückungen der St. Stephans-Legenden, die Sagen und Mythen des Thuróczy rc. über Bord geworfen werden. Nüchternheit ist ein Gebot für den Historiker, und die bitterste Wahrheit gilt mehr als der blendendste Schein.

Unsere Hoffnung auf eine Besserung dieser bedauerlichen Uebelstände im Gebiete ungarischer Historik, begründet sich zum Theil auf die wirklich vortrefflichen Leistungen einzelner neuerer Geschichtsschreiber Ungarns, zum Theil aber auch neben dem fortgesetzten Wirken der historischen Sektion an der ungarischen Akademie auf die eben neu begründete „ungarische historische Gesellschaft".

Männer der Wissenschaft und Erfahrung kamen nämlich schon lange zur Einsicht, daß die Gründung einer historischen Gesellschaft auf breitester Basis, wodurch die Historiker und Forscher mit dem Publikum in nähere Berührung kämen, eine unbedingte Nothwendigkeit geworden ist. Denn jede Wissenschaft, und besonders die historische, schwebt in der Luft, wenn sie nicht mit der Nation in steten Verkehr tritt, von der Nation empfangen und unterstützt wird.

Zu dem Zwecke vereinigten sich einzelne Mitglieder der Akademie und beriethen den Entwurf zur Errichtung eines derartigen Vereines, legten diesen dem Publikum und den Behörden vor, und während die letzteren den Plan genehmigten, nahm das Erstere die Idee in Schutz. Binnen wenigen Wochen war die anfänglich gewünschte Zahl von 100 Subscribenten verdreifacht, und bei der am 2. Juli l. J. abgehaltenen ersten Ausschuß-Sitzung zählte die Gesellschaft 52 gründende und 341 unterstützende, im Ganzen also 393 Mitglieder. Am 13. Juni wurde die constituirende Generalversammlung abgehalten und dabei gewählt: Minister Graf Emerich Mikó als erster, Michael Horváth zum zweiten und Arnold Ipolyi zum dritten Präses der Gesellschaft. Der Ausschuß zählt 45 Mitglieder, die theils in Pest, theils in der Provinz ihren Sitz haben, und das sonstige Kanzleipersonale besteht aus einem Secretair (Koloman Thaly), einem Kassier (Friedrich Pesty) und einem Notar (Julius Pauler).

Die „ungarische historische Gesellschaft", deren ständiger Sitz Pest ist, hat zum Ziele: die Pflege aller Zweige der vaterländischen Geschichte und die Weckung und Verbreitung des Interesses für dieselbe. Zu diesem Zwecke strebt sie nicht bloß die Verbindung von Fachleuten und Liebhabern an, wird sie nicht bloß die Abfassung und Herausgabe historischer Arbeiten fördern: sondern auch durch öffentliche Versammlungen und Ausflüge, durch die Untersuchung und Bekanntmachung der Archive, Bibliotheken und Kunstdenkmäler den historischen Sinn bis in die weitesten Kreise beleben und entwickeln. Aus diesem Grunde kann auch jeder Geschichtsfreund Mitglied der Gesellschaft werden, sobald er sich nur verpflichtet durch drei Jahre den jährlichen Beitrag von fünf Gulden zu erlegen. Außerdem hat die Gesellschaft auch Gründer, die sich zur Entrichtung von mindestens 100 fl. verpflichten müssen.

Die Gesellschaft hält — mit Ausnahme der freien Monate August und September — allmonatlich öffentliche Sitzungen, hält jedes Jahr im Monate Mai ihre Generalversammlung in Pest und macht alle Jahre einen wissenschaftlichen Ausflug nach einem historisch merkwürdigen Ort, bei welcher Gelegenheit eine öffentliche Sitzung gehalten, Abhandlungen vorgelesen, aneifernde Reden gesprochen, archivarische Untersuchungen gepflogen werden u. s. w. Auch giebt die Gesellschaft ein Journal heraus, das mit Ausnahme der Ferien, in jedem Monate einmal erscheint; ebenso erscheint alljährlich ein Gesellschafts-Almanach. Wenn die Geldkräfte des Vereines es erlauben, so wird derselbe auch selbständige historische Werke veröffentlichen.

Das erste Heft des Gesellschafts-Journals liegt vor uns; es führt den Titel: „*Századok.* A magyar történelmi társulat közlönye. A választmány megbízásából ozenkeszti *Thaly Kalman*, titkár", d. i. „Jahrhunderte. Journal der ungar. histor. Gesellschaft. Im Auftrage des Ausschusses redigirt von Koloman Thaly, Secretair." (Pest, 1867. 8. 88 S.), und hat folgenden Inhalt: „Entstehung der ungar. histor. Gesellschaft", vom Secretair (S. 1—3); „Eröffnungsrede" von Mich. Horváth (S. 3—12); „Eröffnungsrede" des Grafen Emerich Mikó (—18); „Die ersten Verbindungen des h. Stefan mit der christlichen Kirche", Abhandlung von Mich. Horváth (—42). Diese Arbeit ist ein

Fragment aus des Verf. nächsterscheinendem Werke: „Geschichte der ungar. Kirche"; „Merkwürdigkeiten ungar. Urkunden" von A. Ipolyi (—47); „Eine ungar. Denkschrift aus dem 16. Jahrhundert" von Emerich Nagy (—53); „Ueber die Venus von Murány" (Gräfin Maria Széchy) von Iván Nagy (—55); „Kriegsrelation und Bemerkungen des Alexander Károlyi über den Tataren-Einfall im J. 1717" von Koloman Thaly (—68); „das Wassernetz Ungarns in alter Zeit" von Friedrich Pesty (—78), eine besonders fleißige, interessante Arbeit.

Schließlich folgen noch Bücher-Recensionen, Gesellschafts-Nachrichten, Berichte aus der Akademie, Notizen über neu erscheinende Werke u. s. w. Der Inhalt ist mannigfaltig und entspricht namentlich auch dem weiteren Kreise der Leser; hält das Journal den eingeschlagenen Weg ein, so kann es nur Beifall finden. Besonders warnen möchten wir vor jedweder Patronage oder Kameraderie; das Gesellschafts-Journal soll und muß jeder Meinung offen stehen, die mit Anstand und vernünftigen Gründen vorgetragen wird.

Indem wir den geehrten Lesern des „Magazin" von dieser neuen, vielversprechenden Regung in Ungarn Kenntniß geben, haben wir schließlich nur den einen Wunsch, daß diese Gesellschaft immer tiefere Wurzeln fassen und stets weitere Verbreitung finden möge, damit der historische Sinn überall geweckt und damit eine vernunftgemäße, nüchterne Auffassung der Dinge in Staat und Societät stets allgemeiner und herrschender werde. Prof. J. H. Schwicker.

England.

Die parlamentarische Vertretung der Minorität des Volkes.

Die diesjährige Session des englischen Parlaments, in welcher, nach vieljährigen fruchtlosen Arbeiten, endlich eine neue Reform der Parlamentswahlen sanctionirt wurde, wird sowohl dieserhalb, als wegen des bei dieser Gelegenheit ganz neu eingeführten Princips der Vertretung der Minorität des Volkes, einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte der parlamentarischen Regierungsform bilden.

Bisher sind alle parlamentarischen Repräsentationen, mögen sie nun aus dem allgemeinen, oder aus dem durch einen Wahlcensus beschränkten Stimmrecht, aus einer Klasse, oder, wie das preußische Abgeordneten-Haus, aus drei Klassen von Wählern hervorgegangen sein, immer nur der Ausdruck der Majorität des betreffenden Volkes gewesen; die Minorität des Landes aber, wenn auch noch so ansehnlich an Zahl und noch so schwer wiegend in ihrer Geistes- oder Vermögens-Qualität, sah sich in Folge dessen meistens zurückgedrängt und zum Schweigen verurtheilt. Der berühmte, obwohl dem demokratischen Prinzip huldigende, englische Staatsrechts-Lehrer John Stuart Mill hat in seinem Buche On Liberty zuerst auf diese, die politische Freiheit eines großen Theiles aller Staatsbürger beeinträchtigende Folge des in den Kulturstaaten, im freien Amerika, wie in Europa, herrschenden Repräsentanten-Wahlsystems aufmerksam gemacht, zu deren Abwendung er ein System in Vorschlag brachte, welches in Deutschland zuerst in diesen Blättern, bei Gelegenheit einer Anzeige von Stuart Mill's „Liberty" und demnächst von Dr. Engel in der Zeitschrift des Berliner Statistischen Bureau eingehend besprochen wurde. Ein dahin zielender Antrag im englischen Unterhause, wo Stuart Mill, ebenso wie die politischen Rechte der Frauen, auch die Vertretung der Minoritäten zur Sprache brachte, hatte, nachdem sich dort die Regierung gegen die Idee des philosophischen Antragstellers ausgesprochen, keinen Erfolg. Wohl aber ist ganz unerwarteterweise diese Idee im britischen Herrenhause, kurz vor dem Schlusse der Parlaments-Session, aufgenommen, als ein Amendement zur Wahlreform-Bill von Lord Cairns in Vorschlag gebracht und sowohl von diesem hohen Hause, als vom Hause der Gemeinen, und endlich auch von der Königin Victoria genehmigt worden.

Was das neue System dem Hause der Lords, in welchem es mit 142 gegen 51 Stimmen durchging, besonders empfohlen haben mag, ist der Umstand, daß es für alle Parteien, für die Conservativen wie für die Liberalen, mit gleichem Vortheile wirkt, ohne irgend einer Klasse, gleichviel ob sie durch Rang und Reichthum, oder durch Fleiß und Arbeit sich auszeichnet, besondere Vorrechte zu verleihen und ohne daß dadurch eine politische oder sociale Stellung gegen die andere begünstigt wird. Vielmehr verleiht dieses System allen politischen Parteien und Meinungen gewisse solide und wohlthuende Bürgschaften gegen den mißbräuchlichen, exklusiven Geist der Majoritäten.

In England wählt bekanntlich jeder Wahlkreis im Allgemeinen zwei Parlaments-Mitglieder; nur eine beschränkte Zahl von Wahlkreisen wählt deren drei ein jeder, und nach der neuen Wahlreform-Bill, wird es solcher Wahlkreise von drei Abgeordneten (Three-cornered Constituencies) fortan zwölf geben. In diesen zwölf Wahlkreisen soll nun, unter Vorbehalt späterer Ausdehnung des Systems, dasselbe zuerst zur Anwendung gebracht werden.

Dieses System besteht, nach dem im Oberhause durchgegangenen Antrage des Lord Cairns, darin, daß in den gedachten zwölf Wahlkreisen jeder Wähler, obwohl er drei Abgeordnete zu wählen hat, nur zwei Namen auf seinen Wahlzettel schreibt. Die absolute Majorität können demnach eben nur zwei Namen erhalten, während als der dritte Gewählte derjenige Name erklärt wird, der nächst jenen beiden die meisten Stimmen, also die der Minorität der Wähler, erhalten hat. Als Minimum der Zahl von Stimmen, die ein solcher Kandidat der Minorität erhalten haben muß, ist ein Drittel sämmtlicher Stimmen-Abgeber festgesetzt. Die Idee, der Minorität der Wähler, sobald sie eben mindestens ein Drittel der Gesammtheit beträgt, zu ihrer Vertretung im Parlament zu verhelfen, ist jedenfalls sinnreich; es frägt sich nur, welche Resultate das System bei seinen ersten Anwendungen in der Praxis haben wird.

Im englischen Herrenhause waren es namentlich die durch ihre politische Bildung ausgezeichneten Lords Russell, Spencer, Stanhope, Carnarvon, Houghton, Shrewsbury und Strattford de Redcliffe, die, außer dem Antragsteller, Lord Cairns, für die Gerechtigkeit und politische Unparteilichkeit des neuen Systems gesprochen haben. Unter Anderem frug der alte Graf John Russell die Gegner des Antrages, ob es wohl gerecht und weise zu nennen sei, wenn von etwa 20,000 Wählern 8000 ohne Vertretung im Parlamente und in Folge dessen ohne Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten seien, weil ihnen gegenüber 12,000 zusammen gehalten und gestimmt hätten? Je weiter das Wahlrecht ausgedehnt werde, je geringer der persönliche Einfluß der wahrhaft Gebildeten und Unabhängigen auf die Menge der Wähler, d. h. auf die Majoritäten, sei, um so mißlicher stehe es bei dem bisherigen Systeme um eine richtige Vertretung des gesammten Volkes durch die Ge-

wählten. Am Schlimmsten natürlich sei es da bestellt, wo das allgemeine Stimmrecht herrsche. Eine Folge des bisherigen Systems sei oft, daß eine ansehnliche Zahl von Bürgern, nachdem sie die Erfahrung gemacht, daß sie bei den Wahlen stets in der Minorität bleiben, der Wahlhandlung überdrüssig werden und zuletzt die öffentlichen Angelegenheiten der großen Menge allein überlassen*). In Folge dessen bildeten sich Abgeordneten-Versammlungen, die, von einem ausschließlichen, engherzigen Geiste beseelt, diejenige politische Richtung, aus der sie hervorgegangen, blind und unduldsam verfolgten, da sie in ihrer Mitte keinerlei moralisches Gegengewicht und, was noch viel schlimmer für die Würde des Landes sei, keine Staatsmänner besäßen, die über den Parteien stehen, denn Männer dieser Art würden in der Regel von den politisch intoleranten Majoritäten bei den Wahlen ausgeschlossen.

Diesem Bilde gegenüber stelle man nun die Vortheile des neuen Systemes, welches durch seine Berücksichtigung der Minoritäten sehr wohl dahin zu führen vermag, daß eine im wahrsten Sinne des Wortes nationale Vertretung aus den Wahlen hervorgehe. Bei diesem Systeme bleiben übrigens die Rechte der Majorität unverletzt, da ihr jedenfalls von drei Wahlen immer zwei angehören und sie dadurch auch die letzte Entscheidung über die öffentlichen Angelegenheiten behält. Die Herrschaft der Majoritäten — oder, wenn man will, der öffentlichen Meinung — die das eigentliche Prinzip der parlamentarischen Regierung ist, wird demnach keineswegs durch das neue System abgeschwächt, aber man erblickt andererseits auch keine entmuthigten Minoritäten mehr, die, niedergedrückt von dem Bewußtsein ihrer absoluten Ohnmacht, sich als Opfer eines ungerechten, wiewohl verfassungsmäßigen Wahlgesetzes ansehen. Diese Minoritäten, von neuer Hoffnung beseelt, schließen sich dann nicht mehr vom öffentlichen Leben ab; es bleibt ihnen ja, auch wenn sie vorläufig keine Aussicht haben, zur Herrschaft zu gelangen, doch mindestens die parlamentarische Rednerbühne gesichert, auf welche sie ihre würdigsten Vertreter senden. Und wenn dereinst der Tag kömmt, an welchem ihre Partei den Sieg davon trägt und sie wieder zur Herrschaft gelangen, dann sind sie nicht verbittert und gereizt durch ihre bisherige Unterdrückung, sondern im Gegentheile gehoben durch das Bewußtsein, daß sie von einer freien, alle politischen Meinungen auf gleiche Weise begünstigenden Verfassung regiert werden.

Wir haben hier eine gedrängte Zusammenstellung der Motive geliefert, welche die ehrenwerthen Mitglieder des englischen Herrenhauses — augenscheinlich mit einem Hinblick auf das, was unter der Herrschaft republikanischer Einrichtungen in den Vereinigten Staaten geschieht — zu ihrem Votum vom 30. Juli d. J. bewogen haben. Wieviele Jahre und Jahrzehende dürften wohl noch vergehen, bis auch Preußen die Mitglieder seines Herrenhauses von einer so hochstehenden politischen Gesinnung und von einem solchen Rechtsgefühle durchdrungen sieht?

J. L.

*) In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist dies allerdings häufig der Fall. D. R.

Mexiko.

Zur Geschichte Mexiko's von den Azteken bis zu Juarez.

Nach Michel Chevalier.

Es ist keine Uebertreibung, sondern die lautere Wahrheit, wenn man behauptet, daß die Hinrichtung des Kaisers Maximilian ganz Europa in Trauer versetzt hat. Allgemein hat sich der Unwille geäußert bei der Nachricht von dem Ende jenes edelen und hochherzigen Fürsten, der einem ruhigen und angenehmen Leben als österreichischer Erzherzog entsagt hat und über das Meer geschifft ist, um eine gesunkene Nation wieder aufzurichten und ein Diadem zu empfangen, das für ihn eine Dornenkrone werden sollte. Nachdem ihn die sogenannten Liberalen Mexiko's besiegt und zum Kriegsgefangenen gemacht hatten, war kein Grund vorhanden, ihn hinzurichten. Ihr Interesse verlangte es vielmehr, sich den Schein der Großmuth zu geben und ihn unversehrt wieder heimzusenden. Die Menschlichkeit empfahl, die Politik rieth es ihnen; es wäre die beste Entgegnung für diejenigen gewesen, die sie beschuldigten, daß sie nichts als Barbaren seien. Aber die Sache ist anders gekommen; sie haben sich nicht enthalten können, das Blut eines besiegten Feindes zu vergießen.

Um dieses Ereigniß recht zu würdigen und seine Folgen zu ermessen, ist es nöthig, einen Blick zurück zu werfen auf die Sitten und Gewohnheiten der Nation, die der Welt ein solches Schauspiel gegeben hat. Aus der Prüfung der Vergangenheit wird vielleicht entnommen werden können, welches Loos ihr für die Zukunft bevorstehe.

Die mexikanische Nation besteht aus zwei stark geschiedenen Racen, die mehr über einander geschichtet, als unter einander vermischt sind, und zwischen welchen die Hautfarbe eine Schranke bildet, die kein Fortschritt der Humanität bisher beseitigen konnte. Es ist die weiße oder europäische und die rothe oder ursprünglich amerikanische Race, die man gewöhnlich mit dem Namen der Indianer bezeichnet, in Folge des irrigen Glaubens, in welchem sich Christoph Columbus befand, daß der neue Erdtheil das Indien der Brahmanen oder China, das Reich des Groß-Khan, sei. Diese rothe Race besteht aus zwei Stämmen, die sich durch ihre natürlichen und moralischen Anlagen unterscheiden, aus den Azteken, welche herrschten, als Ferdinand Cortez das Land eroberte, und den Tolteken, welche die Herrschaft einige Jahrhunderte früher inne gehabt hatten und von ihren ehemaligen Vasallen aus dem fernen Lande Aztlan unterjocht worden waren. Die weiße Race, d. h. die in die neue Welt verpflanzten Spanier, hat sich nicht ganz frei von der Vermischung mit indianischem Blute gehalten; denn schon die Eroberer trugen kein Bedenken, die Wittwen oder die Töchter der Häuptlinge Montezuma's, die ihnen große Ländereien zur Mitgift zubrachten, zu heiraten. Zwischen der weißen Race, die kaum eine Million der Bewohner ausmacht, und der rothen, die etwa 4—5 Millionen zählt, stehen die Mestizen, die von beiden Racen mehr die schlimmen, als die guten Eigenschaften geerbt haben.

Die Spanier sowohl wie die Indianer oder wenigstens die Azteken haben sich stets durch ihren Hang, Menschenblut zu vergießen, bemerkbar gemacht. Betrachtet man die Mexikaner während der Jahrhunderte, die der Eroberung durch Cortez vorausgehen, so findet man bei ihnen Menschen-Schlächtereien, wie sie nirgends vorgekommen sind. Was die Spanier betrifft, so haben sie ihre Herrschaft nur durch Grausamkeiten und Bar-

bareien gegründet und bewahrt, und von dem Augenblicke an, wo Mexiko sich unabhängig erklärt hat, schienen ihnen das Henkerbeil und die Flintenkugel die besten Mittel, die wankende Herrschaft zu befestigen. Während der ganzen Periode der Unabhängigkeits-Kämpfe bestand ihre Politik in der Vernichtung; sie straften nur selten mit Kerker oder Verbannung, gewöhnlich mit dem Tode. Sie haben an den Indianern gelehrige Schüler gefunden, die bald ihren Gegnern an Mordlust nichts nachgaben.

Schon vor der Eroberung Mexiko's durch die Spanier, seitdem die Azteken herrschten, hat sich das Volk durch Blutdurst ausgezeichnet. Die Opfer, die man den Göttern darbrachte, waren nicht Feldfrüchte oder Thiere, sondern Menschen, die die Priester schlachteten, um ihr Blut aufzufangen und mit Mehl gemischt den Gläubigen zu kosten zu geben. Bald gewöhnte man sich auch, die Glieder der Geopferten zu verzehren. Die Azteken nahmen die Künste und Wissenschaften der Tolteken an, ohne der Lust an Menschenopfern zu entsagen. Alle religiösen Feierlichkeiten schlossen mit der Abschlachtung einiger Menschen. Das Fest, das sie dem Gotte der Lüfte Tezcapolica feierten, endete damit, daß man den zum Tode Geweihten mit einem Messer die Brust öffnete und das Herz herausriß. Die Schädel der Geopferten wurden als Trophäen in den Tempeln aufgestellt. Die Gefährten des Cortez hatten zuweilen die Geduld oder den Muth, die Schädel zu zählen. Sie fanden einmal deren 136,000. Nach der mäßigsten Schätzung sind in der Zeit, in welcher die Spanier nach Mexiko kamen, jährlich 20,000 Menschen geopfert worden. Als man im Jahre 1486, 33 Jahre vor der Eroberung durch die Spanier, den großen Tempel des Gottes Huitzilopotchli in Mexiko einweihte, wurden 70,000 Opfer, die man Jahre lang vorher aus allen Theilen des Reiches zusammengebracht hatte, einzeln abgeschlachtet. Das Gemetzel dauerte mehrere Tage ohne Unterbrechung, und die Prozession dieser Unglücklichen bildete einen Zug, der vier Meilen lang war. Nach der Eroberung hörten die Menschenopfer auf. Die Indianer waren mit oder gegen ihren Willen zur katholischen Religion bekehrt worden, die diese Art der Gottesverehrung verwarf. Uebrigens wurden die Indianer wie ein besiegtes Volk behandelt. Der härteste Druck lastete auf ihnen, mehr durch Schuld der Einzelnen, als der spanischen Regierung. Diese that im Gegentheil Alles, um ihre Ausrottung zu hindern und ihnen gewisse soziale Vortheile, wie den Besitz ihres Eigenthums, zu sichern. Alle Indianer ohne Ausnahme, die stolzen und wilden Azteken, wie die unterwürfigen und sanften Tolteken, bequemten sich zur Arbeit. Sie widmeten sich dem Ackerbau; sie traten als Arbeiter in die Fabriken und nahmen freiwillig Theil an der Ausbeutung der Silberminen, wo man ihnen reichlichen Lohn zahlte. Der größte Theil war oder schien friedlich und harmlos, aber es gab immer noch eine kleine Zahl von Azteken, die den Hang des Blutvergießens bewahrten. Bis auf die neueste Zeit sollen sie in dem Dunkel der Wälder Menschenopfer dargebracht haben.

Sobald Mexiko die Fahne der Unabhängigkeit erhoben hatte und der Kampf zwischen den Spaniern und den Freiheitsmännern begann, fingen auch die Hinrichtungen wieder an und überschwemmten das Land mit Blut. Das erste Blut, das außerhalb der Schlachtfelder unter dem Vorwande der Rache oder zur Befriedigung der angeborenen Wildheit vergossen wurde, floß durch die Hand der Indianer. Der General der Insurgenten, der Pfarrer Hidalgo, der der weißen Race angehörte, bemächtigte sich einige Tage, nachdem der Aufstand begonnen hatte, der wichtigen und reichen Stadt Guanaruato, die den Mittelpunkt eines wegen seiner reichen Silbergruben berühmten Distrikts bildete. Bei der Nachricht, daß Hidalgo mit einem undisciplinirten Indianer-Heere herannahe, hatte sich Riagno, der Gouverneur der Provinz, mit den reichsten Einwohnern, theils Spaniern, theils Creolen, in der Alhondiga, einem geräumigen Gebäude, das zum öffentlichen Getraide-Magazine diente, eingeschlossen. Hier widerstand er, so gut er konnte, und tödtete einige der Stürmenden. Bald jedoch wurden die Thüren des Gebäudes gewaltsam erbrochen, und die Indianer erwürgten Alles, was sich darin fand. Von da verbreiteten sie sich durch die Stadt, die sich nicht vertheidigte, und stillten ihre Wuth in dem Blute aller Spanier.

Einige Monate später befahl Hidalgo zu Valladolid und Guadalaxara mit kaltem Blute die Niedermetzelung der Gachupines, d. h. der in Europa geborenen Spanier. Sie wurden in der Nacht, fern von der Stadt, in versteckten Schluchten, gleichsam verstohlen, abgethan. Diese Hinrichtungen waren nicht bloß Verbrechen, sondern auch Fehler; denn sie erregten den Schrecken und den Unwillen der Creolen, von denen eine Anzahl mit den Spaniern getödtet worden war, und die Erfahrung lehrte bald, daß ohne die Creolen der Erfolg der Insurgenten unmöglich sei. Einige Zeit später wurde Hidalgo in der Schlacht an der Brücke des Calderon besiegt, in die Flucht geschlagen und durch Verrath eines seiner Kriegsgefährten, Namens Elisondo, eines Lopez jener Zeit, mit seinem Gefolge den Spaniern ausgeliefert. Der spanische Feldherr ließ ihn und seine Begleiter erschießen. Der Pfarrer Morelos, der ihm als Generalissimus folgte, war weniger unmenschlich. Er suchte es bei den Spaniern anszuwirken, daß man sich gegenseitig als kriegführende Mächte behandle und die Gefangenen nicht mehr niederschieße. Calleja, der als General und Vice-König an der Spitze der spanischen Kriegsmacht stand, ging nicht darauf ein. So lange der Bürgerkrieg dauerte, zeigten die Spanier eine Grausamkeit, die bei weitem noch die der Insurgenten übertraf. Von jeher ist der Schrecken des Schaffots ein Hauptmittel der spanischen Politik gewesen; auch jetzt glaubte man die Insurrection in Strömen Bluts ersticken zu können. Man erschoß nicht bloß die Leute, wenn sie Theil an dem Aufstande genommen hatten, sondern schon, wenn sie nur verdächtig waren, einmal daran Theil nehmen zu können. Der spanische General Morillo, der mitunter glückliche Gegner des berühmten Bolivar, rühmte sich in einem offiziellen Dokument, daß er in seiner General-Capitanerie nicht einen Einzigen habe leben lassen, der einst einen Aufstand hätte versuchen, oder die Insurgenten unterstützen können.

Wie es in dem Unabhängigkeits-Kampfe in Mexiko zugegangen, möge man aus folgendem Beispiele entnehmen: Der Pfarrer Matamoros, einer der tüchtigsten Offiziere des General Morelos, war mit mehreren Anderen von den Spaniern gefangen worden. Dies geschah in der für die Spanier siegreichen Schlacht bei Puruaran. Zur Siegesfeier wurden 18 Offiziere erschossen, nur mit Matamoros machte Calleja eine Ausnahme, weil er als Priester nur von einem geistlichen und weltlichen Gerichte verurtheilt werden konnte. Um ihn zu retten, bot Morelos für ihn eine Anzahl spanischer Gefangenen, an deren Rettung, wie er glaubte, dem Vice-König Calleja besonders gelegen sein mußte. Es waren nämlich die Reste des Bataillons von Asturien, das sich in der Schlacht bei Baylen gegen die Franzosen besonders ausgezeichnet hatte und das dann nach Amerika geschickt worden war, um dort die Herrschaft Spaniens zu vertheidigen. Die

Insurgenten hatten sie in der Schlacht bei Palmar zu Gefangenen gemacht. Morelos ließ dem Vice-König Calleja anzeigen, daß, wenn er den Austausch verweigere und Matamoros das Leben raube, er als Repressalie die 200 Soldaten des asturischen Bataillons erschießen lassen werde. Calleja antwortete hierauf mit der Hinrichtung Matamoros', und Morelos befahl zur Erwiederung den Tod der unglücklichen Soldaten des Bataillons von Asturien. Wie es scheint, ist jedoch ein großer Theil derselben verschont worden. Die Proclamationen und Tagesbefehle der Vice-Könige Venegas und Calleja und des General Cruz, die Lucas Alaman in seiner ausführlichen Geschichte des mexikanischen Freiheitskampfes veröffentlicht, sind haarsträubend. Der General Cruz befahl alle Insurgenten zu verfolgen, einzusperren und zu tödten wie die wilden Bestien. Der Vice-König Venegas bestimmte, daß, wer ein Exemplar der mexikanischen Constitution oder Schriften ähnlicher Art besitze, sie innerhalb dreier Tage bei Todesstrafe und Confiscation seiner Güter ausliefern sollte. Dieselben Strafen wurden denen angedroht, die die Revolution unterstützen, vertheidigen oder nur günstig von ihr sprechen würden. Jeder, der eine Unterhaltung der Art gehört und nicht sogleich Anzeige davon gemacht hätte, sollte mit Deportation und Einziehung seines Vermögens bestraft werden. Im Jahre 1814 hatte ein spanischer General in einem Treffen einen Sieg errungen, und da gerade Charfreitag war, so ließ er, um den heiligen Tag würdig zu feiern, 300 Gefangene niederschießen, indem ja die Insurgenten, als solche, Excommunicirte seien. Der General, der diese That wilder Bigotterie verübte, war kein Anderer, als Iturbide, der später zu den Insurgenten übertrat und ihnen den endlichen Sieg verschaffte. Es ist derselbe, der einen ephemeren Kaiserthron errichtete, von dem er noch vor Ablauf eines Jahres gestürzt, und der später, als er, um seine Krone wieder zu erobern, mit bewaffneter Hand in Mexiko eingefallen war, erschossen wurde.

Wenn man mitten in diesen Schrecken des Freiheitskrieges einigen Zügen der Menschlichkeit begegnet, so sind es nur Insurgenten, denen dies Lob zukommt. Unter ihnen befanden sich creolische Offiziere, die sich durch die Lectüre französischer Bücher die Ideen der Philosophie des 18. Jahrhunderts und die Prinzipien von 1789 angeeignet hatten. Als Beispiel führen wir Nicolas Bravo an, der aus einer der angesehensten Familien des Landes stammte und General der Insurgenten war. Sein Vater Leonardo Bravo befand sich als Gefangener in der Gewalt des Vice-Königs Calleja. Der Generalissimus Morelos autorisirte Nicolas Bravo, zu Gunsten seines Vaters über 300 spanische Gefangene zu verfügen. Bravo beeilte sich, Calleja einen Tausch anzubieten; aber dieser Blutmensch ließ seinen Gefangenen hinrichten. Auf diese Nachricht beschloß Bravo, die 300 Gefangenen nächsten Morgen erschießen zu lassen; aber während der Nacht beunruhigte ihn der Gedanke, daß ein solches Blutbad die Sache der Freiheit schände, und beim Aufgang der Sonne schenkte er den Spaniern das Leben und befahl ihnen, sich auf das Schnellste zu entfernen, aus Furcht, es könnte ihm doch wieder die Lust ankommen, seinen unglücklichen Vater zu rächen. Solche Handlungen waren jedoch seltene Ausnahmen in diesem gräßlichen Kriege, in dem von nichts als Blut und Hinrichtungen zu melden ist. Selbst die Weiber wurden nicht verschont. Die Spanier ließen einige Mädchen erschießen unter dem Vorwande, daß ihre Schönheit Einen oder den Anderen verführen könnte, den Insurgenten beizutreten.

Das sind die Antecedentien des mexikanischen Volkes, das die Traditionen, die es von den Azteken erhalten, das die Lehren, die ihm seine alten Herren, die Spanier, hinterlassen haben. Die Hinrichtung Maximilian's darf uns daher nicht wundern. Diese Leute bleiben ihrer Vergangenheit treu; sie finden es ganz einfach, einen besiegten Feind dem Tode zu überliefern, weil dies bei ihnen feststehende Sitte und geheiligter Gebrauch ist. Sie nennen das: dem Rechte ihrer Nationalität Achtung verschaffen! Die Wahnsinnigen! Damit führen sie gerade den Verlust ihrer Nationalität herbei und drücken der Bestimmung ihres Landes das Siegel auf. Dieser mit Ueberlegung und kaltem Blute begangene Mord, dieser Todeskampf, an dem sie ihre Lust gehabt haben, wie Andere sich an einer dramatischen Vorstellung im Theater ergötzen, spricht ihnen das Urtheil. Eine Gesellschaft, in der solche Sitten herrschen, ist nicht werth, daß sie fortdauere. Man verdient nicht eines der schönsten Länder zu besitzen, wenn man es durch solche Handlungen besudelt.

Die Mexikaner sind nicht die einzige moderne Nation, die die Blätter ihrer Geschichte mit Blut befleckt haben. Hat nicht auch Frankreich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts seine häßliche Periode des Schreckens gehabt? Allein der Schrecken war hier nur eine vorübergehende Episode, die freilich noch immer zu lange dauerte, wenn sie auch nur zwei Jahre währte. Frankreich hat die Gräuel wieder gut gemacht durch unzählige Handlungen der Treue und des Muthes: es befand sich im Stande der Nothwehr, es schlug die Heere des verschworenen Europa's, es legte den Grund zu nützlichen Institutionen und gab sich neue Gesetze. Trotz der Frevel des Schreckens bleibt die französische Revolution ein großes und fruchtbares Ereigniß, das der Menschheit zum Segen gereichte. Die Grausamkeiten hingegen, die die Geschichte des modernen Mexiko charakterisiren, sind Gräuel ohne gute Folgen; sie sind nur der Ausdruck der Anarchie, der sozialen Auflösung, des allgemeinen Raubsinnes, der die Straßen unsicher macht und dem Städte und Dörfer zur Beute werden, des beständigen Triumphs der Bösewichter über die ehrlichen Leute. Wie jeder andere Ruhm, geht dem mexikanischen Volke auch der militärische Ruhm ab. Als die Nordamerikaner Mexiko angriffen, wurden die Mexikaner besiegt und immer wieder besiegt, und als die Franzosen in's Land fielen, wiederholte sich dasselbe Schauspiel. So viele Schlachten, so viele Niederlagen für die mexikanischen Truppen. Nur ein einziges Mal schienen sie im Vortheil zu sein, nämlich bei dem ersten Angriff auf Puebla; aber damals waren die Mexikaner den Franzosen, denen es an Allem fehlte, um das Zehnfache überlegen. Es scheint, als hätten die Mexikaner nur Energie in Gegenwart eines niedergeworfenen, vertheidigungslosen Feindes, den sie ohne Gefahr abschlachten können.

Maximilian war ein Ausländer. Er war unter dem Schutze fremder Bayonette gekommen, und dies war ein großes Unrecht; aber er brachte den Mexikanern die Ordnung und den Frieden, Güter, die sie sich selber zu verschaffen unfähig waren; er brachte ihnen den Geist der europäischen Civilisation, wovon sie bisher nichts wußten. Er hätte ihnen gewiß auch mehr Freiheiten gewährt, als sie je unter ihrer sogenannten republikanischen Regierung besessen. Sie haben nichts von ihm wissen wollen, sie haben ihn abgewiesen, haben ihn zu Boden geworfen, als er allein war, und haben ihn getödtet. Wie die Redner von 1793 haben auch sie sich wahrscheinlich gesagt: „Die Könige bedrohen uns; schleudern wir ihnen zur Ausforderung das Haupt eines Königes zu!" Aber es waren nicht die Könige allein, die sie bedrohten; nicht von Seiten der Könige kommt ihnen die größte Gefahr. Sie haben Nachbaren, die ihre Absichten nicht verbergen, sich ein Land anzueignen, dessen wunderreiche Hilfsquellen

die Merikaner nicht zu benutzen verstehen. Als Meriko seine Unabhängigkeit erlangt hatte, war es achtmal größer als Frankreich; heute ist es auf etwas mehr als die Hälfte reducirt. Was es verloren hat, das haben ihm die Nordamerikaner genommen, und schon bereiten diese sich vor, durch die Hand von Flibustiern sich den Rest anzueignen. Europa, das sonst ein solches Attentat verurtheilt hätte, würde es jetzt nur billigen. Die öffentliche Meinung Europa's war ein Zügel für den Ehrgeiz Nordamerika's; jetzt ermuntert sie diesen Ehrgeiz. Der Tod Marimilian's hat diese Veränderung hervorgebracht. Früher bemitleidete Europa die Merikaner, heute verabscheut es sie. Eine Nation, die kein Gut, das die Civilisation giebt, keine Tugend, die aus der Freiheit stammt, aufzuweisen hat und sich nur im Blutvergießen gefällt, hat keinen Anspruch auf einen Platz im Areopag der Völker. Die Einzelnen, die die Nation bilden, selbst die Besten unter ihnen, verstehen es nicht, sich gegen die Uebergriffe ihrer Mitbürger zu schützen; sie bedürfen daher eines Fremden, der ein strenges Gericht übt. Sie haben den nicht gewollt, der die merikanische Fahne hochgehalten hätte; so mögen sie den haben, der ihre Fahne zerreißen und die Stücke den Winden Preis geben wird!

Central-Afrika.

Gerad' unter der Sonne, unter Null Grad der Breite.

Wir haben in der vorigen Nummer des neuen Buches von Du Chaillu über die Aequator-Länder Afrika's erwähnt. Dieser Franzose war bereits vor einigen Jahren mit einem ganzen Bande so merkwürdiger und seltsamer Geheimnisse vor die civilisirte Welt getreten, daß ihm Niemand glauben wollte, und er auch von den meisten Männern der Naturwissenschaft und von den Kennern Afrika's verhöhnt ward. Zwar vertheidigte er ritterlich seine teuflischen Ungeheuer von Gorilla-Affen und schwarzen Menschenfressern, aber er war nicht im Stande, sich viele Gläubige zu verschaffen. Nach langem Streit zwischen ihm, deutschen, englischen und französischen Gelehrten, entschloß er sich endlich, nicht nur seine Reise noch einmal zu machen, sondern auch noch weiter in das Innere des äquatorischen Afrika einzudringen, um alle seine bezweifelten und verhöhnten Forschungen zu bekräftigen und weiter auszudehnen. Das Ergebniß dieser zweiten Forschungsreise liegt eben in dem von uns erwähnten englischen Buche vor, das nicht nur voll von Bestätigungen seiner früheren Entdeckungen ist, sondern auch unsere Kenntniß des äquatorialen Afrika um etwa hundert Meilen nach dem Innern hinein erweitert.*)

Wie sieht nun die Erde aus, da, wo die Sonne während des Mittags gradlinig niederbrennt und aus jedem Menschen einen Peter Schlemiel ohne Schatten macht? Es ist allerdings ein unglaubliches Wunder, daß dreißig bis funfzig Meilen breit auf beiden Seiten des Aequators und von der Westküste aus nach dem Innern Hunderte und aber Hunderte von Meilen lang und bis in's Unermeßliche und Unabsehbare der dichteste Schatten die Erde und deren fabelhafte Bewohner vor den tödtlichen Strahlen der Sonne schützt. Ein dichter Unter- und Oberwald, der nur selten durch offene Stellen unterbrochen wird, sichert gerade hier der obersten Erdhaut unter dem ungeheuersten Sonnenschirme mehr Schatten und Feuchtigkeit, als ihr gut und angenehm ist. Unter diesem unbegränzten Laubdache treiben sich neben Gorilla's und anderen Ungeheuern auch unzählige schwarze Menschenarten umher, welche unter den verschiedensten Häuptlingen und Kultur-Verhältnissen die Neger-Race in ihrer ganzen Ursprünglichkeit und Mannigfaltigkeit des Charakters darstellen. Es giebt wirklich Menschenfresser unter ihnen, aber auch ganz gutmüthige und naive, affenartig lustige und beispiellos häßliche Geschöpfe, die man kaum noch zu dem menschlichen Geschlechte zu rechnen wagt. Kurz nach seiner Ankunft bei dem König der Menschenfresser, der Fans, ward Chaillu mit einem gebundenen jungen Neger beschenkt. „Sei fröhlich, o weiser Mann, o Geist, und mache ihn Dir zu Deinem Abendessen zurecht, denn er ist jung und fett." So riefen sie ihm sehr gastfreundlich zu und machten ihn besonders auf den Kopf aufmerksam, der als Gericht ein Privilegium des Königs sei und niemals auf seinem Tische fehle. Doch lehnte er natürlich diesen Braten ab und besorgte sich meist selber seine Küche, so lange er sich unter diesen liebenswürdigen und gastfreien Menschenfressern aufhielt. Sie schlachten keine Menschen, sondern halten sich meist an solche, welche von benachbarten Stämmen gekauft und eines natürlichen Todes gestorben sind. Wenn unter letzteren Jemand im Sterben liegt, kommen sie herbei und bieten die nächstens käuflich werdende Waare in der geschäftsmäßigsten Weise an: Der und der oder die und die stirbt oder ist gestorben, wie viel wollt Ihr für's Pfund geben? Für einen ganzen Leichnam geben sie im Durchschnitt einen Elephanten-Zahn. Häufiger wird Menschenfleisch von Weibern umhergetragen und in mehr oder weniger größeren Stücken verkauft.

So unglaublich dergleichen Mittheilungen auch im ersten Buche des Verfassers klingen, finden wir sie doch im zweiten durch zu viel Einzelnheiten bestätigt, und zwar auch durch andere Afrika-Reisende in anderen Gegenden dieses Welttheiles, als daß wir ein Recht behielten, noch daran zu zweifeln.

Andere schwarze Könige boten ihm sehr oft bald nach seiner Ankunft alle ihre Weiber an; doch lehnte er diese Geschenke stets mit der größten Festigkeit ab und machte nur ein einziges Mal beim Könige der Apingi-Neger eine Ausnahme. Er wählte sich die häßlichste von den Weibern zur Haushälterin. Aber bald darauf erschien eines Morgens eine ganze Heerde von schwarzen Geschöpfen männlichen und weiblichen Geschlechts, welche ihm mit großer Freude für die ihnen angethanene Ehre dankten, ihn als Schwager, Schwiegervater, Schwiegersohn u. s. w. begrüßten und um Geschenke baten.

„Ich gestehe," sagt hier der Verfasser, „daß ich bei dieser Gelegenheit meinen guten Humor verlor; deshalb nahm ich einen großen Stock und trieb alle meine neuen Verwandten mit großer Energie davon, schleuderte ihnen meine Haushälterin und alle Flüche nach, die ich in ihrer Sprache gelernt hatte. Sie flohen denn auch in der größten Furcht und Verwunderung."

Die Zahl der Stämme und Könige unter diesem unabsehbar großen, natürlichen Sonnenschirm von dichtem Wald und Gebüsch ist so groß, wie kaum die Menge der Fürsten und Unterthanen-Cliquen im ehemaligen Deutschland, obgleich es hier vor hundert Jahren noch mehrere Hundert selbstständige Reiche gegeben hat. Auch die Gestalten, Sitten und Gebräuche dieser unzähligen Negerschwärme weichen sehr von einander ab. Es sind aber durchweg reine Neger, die noch nicht, wie viele

*) A Journey to Ashango Land, and further Penetration in Equatorial Africa, by Paul B. du Chaillu, Author of Explorations in Equatorial Africa. London: John Murray.

andere schwarze Bewohner Afrika's durch Einfluß der Weißen, durch Mohamedanismus oder christliche Missionäre irgend etwas von ihrer Ursprünglichkeit und Naivetät verloren haben, so daß unser Verfasser aus humoristischen Studien und komischen Erlebnissen selten herauskam. Sie sind ungemein gastfreundschaftlich und gutmüthig, dabei aber sehr listig und diebisch, zuweilen auch in ekelhaftester Weise grausam und durchweg Sklaven des entsetzlichsten Aberglaubens und der wahnwitzigsten Furcht vor allen möglichen bösen Geistern und Zaubereien. Sie weichen auch äußerlich sehr von einander ab. Während einige Stämme ziemlich menschlich und sogar wohlgebildet aussehen, findet er in den Obongo's die zwerghaftesten und miserabelsten Exemplare des Menschengeschlechts. Bisher hat man angenommen, daß die Bewohner der Andaman-Inseln das zwergenhafteste und niedrigste Geschlecht bildeten; aber diese Obongo's im Lande Ashango, unter dem Aequator, sind eine so elende Race von Zwergen und sehen dabei so affenartig aus mit ihren mageren Beinen, schweren Leibern, hervorragendem Bauche, zurücktretender Stirn und schnauzenartig ausgebildeten, hervorgestreckten Mäulern, daß sie jedenfalls als die nächsten Nachbarn der Affen-Geschlechter unter den Menschen angesehen werden müssen. Ihr König behandelt sie gut und verkauft niemals einen seiner Unterthanen. Sie sehen trotz ihrer Kleinheit entsetzlich aus, leben unstät und immer beweglich wie die Affen, sind aber harmlos. Von Arbeit wissen sie gar nichts, auch nichts von einer Heimat oder nur bleibenden Stätte. Sie klettern und schleichen fortwährend auf Bäumen und im Gebüsch umher und fangen Wild, theils um es selbst zu verzehren theils an andere Stämme zu verkaufen, durch deren Gegenden sie gerade hindurch ziehen. Sie lieben es, sich verborgen zu halten und sind eben so schwer zu finden, wie die riesigen Affen-Ungeheuer von Gorilla's, von denen Chaillu in beiden Bänden so viele Wunder und Wahrheiten zu erzählen weiß.

Am entgegengesetzten Ende der vielen Stufen von Kultur und Rohheit dieser Original-Neger, stehen die Ishgo's mit ihrer wohlentwickelten Muskulatur, ihren breiten Schultern und ausdrucksvollen Köpfen. Sie treiben schon etwas Handel und Industrie mit Oel, Wein, Calabassen-Früchten, Korbgeflechten, Geweben und sogar Werken der Nadel. Wenigstens nähen sie ihr einziges Kleidungsstück, Denguis, aus dünnen Häutchen des Palmbaumes mit Nähnadeln eigener Erfindung. Auch verstehen sie sogar etwas von der Verschönerungskunst, wenigstens in Bezug auf ihr Haar, welches die schwarzen Damen mit viel mehr Geschmack und Geschick zu drehen und zu flechten und um ihre Köpfe zu schlingen wissen, als unsere weißen Schönheiten ihre theuer erkauften Chignons. Auch ihre Dörfer sehen meist malerisch aus und sind mit großer Regelmäßigkeit, sogar mit Ansprüchen von Schönheit in gut gewählten Gegenden aufgebaut. Die Thüren ihrer Hütten, freilich blos zweiundeinhalb Fuß hoch, findet man vielfach ausgeschmückt. Kurz, diese Ishgo's sind die schönsten und gutmüthigsten Neger, mit welchen unser französischer Forscher auf seinem, mehrere hundert Meilen langen Wege nach dem Inneren in Berührung kam. Und er drang etwa hundert Meilen weiter in das Innere, als bei seiner ersten Expedition.

Von dem Flusse Fernand Vaz aufbrechend, wollte er so weit durch das Innere vordringen, um die neuerdings entdeckten Nilquellen näher zu untersuchen und namentlich über die großen Seen, aus welchen sich dieser alte Kulturfluß nährt, genauere Kunde einzuziehen. Aber nachdem er unter den mannigfaltigsten Schwierigkeiten und Hindernissen Tage und Wochen lang durch dichten Ober- und Unterwald, über heiße Sümpfe, Flüsse und Seen in noch nie vorher von Europäern betretene Gegenden, über hundert geographische Meilen lang weiter eingedrungen war, sah er von den höchsten Baumgipfeln und mit den stärksten Ferngläsern nach keiner Seite irgend ein Ende dieser ewigen, einförmigen Waldung, welche den Aequator-Erdgürtel nach beiden Seiten und von Westen nach Osten bis in's Gränzenlose schmückt. Deshalb sah er sich endlich genöthigt, umzukehren und sich mit den gesammelten Schätzen für die Wissenschaft zu begnügen. Diese bestehen erstens in genauer Kunde der geographischen Verhältnisse des Innern von Afrika unter Null des Breitengrades; zweitens in bedeutender Bereicherung der Ethnologie in Bezug auf die echten Neger; drittens in bedeutender Bereicherung der Zoologie von Afrika. Das spärliche animalische Leben in den Aequator-Gegenden bildet einen seltsamen Gegensatz zu der Fülle und dem Reichthum der Thiere in anderen Theilen von Afrika. Nur Ziegen und manche Vögel giebt es in ziemlicher Masse; auch fehlt es nicht an zum Theil riesigen Schlangen, aber man findet keine Art von Last- oder Zugthieren, keine Löwen, Rhinoceros', Zebra's, Giraffen, Strauße, keine Elendthiere und Gazellen, durch deren Menge und Verschiedenheit sich fast das ganze übrige Afrika auszeichnet. Selbst das schwerfällige Flußpferd findet man nur selten in den Flüssen. Nur einige Leoparden, Hyänen und Schakal vertreten die Raubthiere. Elephanten giebt es in ziemlich großer Menge. Der unendliche, feuchte Wald wird am Zahlreichsten von Reptilien und ungeheuren Massen von Spinnen bevölkert. Noch größer ist die Menge und die Verschiedenheit der Insekten, von denen auch den besten Kennern manche noch neu sein werden. Unter diesen Insekten sind die sogenannten Baschikuay-Ameisen beinahe eben so furchtbar, wie die entsetzlichen Könige dieser Wälder, die Gorilla's. Sie marschiren in der Regel ungefähr zwei Zoll breit, aber manchmal eine halbe Meile lang, in regelmäßigen, geraden Linien auf dem Boden entlang. Außerhalb derselben schreiten größere Exemplare, welche als Offiziere diese seltsame Armee in Ordnung zu halten scheinen. An offenen Stellen, wo der Wald nicht vor der gerade herunter brennenden Sonne schützt, graben sie vier bis fünf Fuß tief große Tunnels bis zur nächsten Waldstelle, um ihren Marsch nicht aufzuhalten. Finden sie unterwegs Beute, so greifen sie dieselbe, und seien es selbst Elephanten oder Gorilla's, mit einer so furchtbaren Geschwindigkeit und Wuth an, daß sich Nichts vor ihnen retten kann. Deshalb fliehen Menschen und Thiere über Hals und Kopf davon, sobald sie die Nähe dieses fürchterlichen Feindes wittern; doch werden sie nicht selten auch der schnellfüßigsten und stärksten Feinde Herr. Sie gehen mit einer Art von Napoleonischer Taktik zu Werke und verdichten mit unglaublicher Schnelligkeit ihre stärksten Kräfte nach dem Angriffspunkte hin. Mag es eine Maus, ein Hund, ein Leopard oder gar ein Gorilla sein — blitzschnell kriechen sie über das angegriffene Thier hin, machen es durch ihre Stiche ohnmächtig und fressen es während einer einzigen Nacht bis auf die Knochen kahl. Sie scheinen Tag und Nacht ihre langen, dichten Raubzüge fortzusetzen.

Unendlich oft mußte Chaillu des Nachts aus seinem Bett und aus der Hütte in's Wasser springen, um sein Leben zu retten, obgleich er nur erst von der Avantgarde dieser kannibalischen Ameisen angegriffen worden war. Sind sie erst in ein Haus eingedrungen, so verzehren sie alles Lebendige bis auf die Knochen; Mauerasseln und Kellerwürmer verschwinden fast augenblicklich; Ratten und Mäuse springen höchstens eine Minute mit den furchtbarsten Sätzen wie wahnsinnig umher, liegen dann

still und zeigen oft schon nach einer zweiten Minute nichts mehr als ihre baaren Knochen; sie sind mit Haut und Haar aufgefressen.

Auch eine achtzehn Fuß lange Schlange, die unser Held einmal unter seinem Bette fand, und ein ähnliches Ungethüm, das ihn an einem giftigen Mangrov-Baume hinauf verfolgte, gehörten nicht zu den angenehmsten Gästen. Aber er sah auch Vögel und Insekten von wunderbarer Schönheit, die noch nie ein weißer Mann erblickt hatte, neue Affenarten, welche sich Nester auf Bäume bauen, und eine große Menge anderer naturwissenschaftlicher Wunder. Ihm kam es freilich darauf an, außer Chimpanzen besonders die furchtbaren Könige dieser dichten, feuchten Wälder zu studiren, die Gorilla's. Sie sind wirklich so scheußlich, wie er sie im ersten Bande schilderte, wofür er in mehreren lebendig gefangenen Exemplaren und mitgebrachten Skeletten auch für die Zweifler hinreichende Bestätigung lieferte. Beinahe sechs Fuß hoch, mit riesigem, muskulösem Körperbau, furchtbarem Brustkasten und ungeheuren muskulösen Armen, die an den vorderen und hinteren in mächtige Fäuste mit dicken Daumen auslaufen, glotzigen, großen, grauen Augen und teuflischem Ausdruck in der ekelhaften Fratze — so steht der König des afrikanischen Aequator-Waldes wie ein leibhaftiger Teufel des Mittelalters vor uns. Er schlägt mit den Kloben der Vordertatzen so heftig auf seine Brust, daß sie wie eine Regimentstrommel donnert; sein Gebrüll klingt erst wie das wüthende Gebell eines riesigen Kettenhundes, dann vertieft es sich zu einem dumpfen Gedonner, das genau wie das eines heransteigenden Gewitters rollt. Wenn er sich einem Menschen naht, zucken wüthende Blitze aus seinen Augen; die kurzen, borstigen Haare über seiner Stirn ziehen sich rasch auf und ab, während er immer stärker auf seine Brust trommelt und sein donnerndes Gebrüll in steigender Wuth zu ersticken scheint. Dieses Gebrüll kann man, nach der Versicherung des Verfassers, drei englische Meilen weit hören, und das Getrommel auf seinem Brustkasten wenigstens eine Meile. Die ausgestreckten Vorderarme sind bis neun Fuß lang, und die haarige Brust hat einen Umfang von zweiundsechzig Zoll. Die Fäuste, diese entsetzlichen Waffen, mit denen er auf einen Schlag einen Menschen zerreißen kann, haben große Zehen, oder Daumen bis sechs Zoll dick. Wenn er sich dem Menschen nähert, dem er auf so entsetzliche Weise gleicht, sprühen seine tiefen Augen in boshafter, teuflischer Wuth; die Gesichtszüge entstellen sich in scheußlichen, scharfen Falten, und die dünnen, scharfgeschnittenen Lippen fletschen sich auf und zeigen mächtige Zähne und entsetzliche Kinnladen. Kommt ein Mensch ihm nahe, ohne ihn mit sicherer Kugel zu treffen, so zerschmettert er ihn mit einem Schlage, wovon unser Held bei einer fürchterlichen Gelegenheit als Augenzeuge einen Beweis erhielt. Sein Begleiter Gambo hatte einen Gorilla mit seiner schlechten Flinte verfehlt, wofür ihn dieser mit einem Schlage niederschmetterte und die Eingeweide aufriß; dann ergriff er das Gewehr und bog mit seinen furchtbaren Fäusten den Lauf krumm.

So fabelhaft diese Schilderungen von der Scheußlichkeit und der Kraft dieser Gorilla-Ungeheuer klingen, finden wir doch in den beiden Bänden unseres Forschers zu viel bestätigende Einzelnheiten dafür, als daß wir berechtigt wären, länger daran zu zweifeln und uns den Spöttern anzuschließen, welche, ohne irgend etwas vom Aequator gesehen zu haben, fast Alles besser wissen wollten, als der erste Pionier, der diese geheimnißvollen, noch nie vorher erforschten Gegenden der Wissenschaft, dem Handel und der Kultur aufschloß. H. B.

Kleine literarische Revue.

— **Ein dänischer Staatsmann in Petersburg.** *) Baron von Dirckinck-Holmfeld, der einstige Vertheidiger der dänischen Gesammt-Monarchie unter der Herrschaft des Absolutismus, hat, nachdem er vor vier Jahren (1863) die deutsche Leserwelt mit einer Flugschrift über „das Königthum von Gottesgnaden" beschenkt hat, nunmehr in französischer Sprache einen Streifzug nach Rußland unternommen, der aber häufig genug mit Abschweifungen nach Dänemark durchsetzt ist. Wir haben hier wiederum ein politisches Glaubensbekenntniß vor uns und keineswegs ein oberflächliches, obgleich Herr von Dirckinck-Holmfeld weder in der Religion noch in der Politik zu den rechtgläubigen Unverbesserlichen gehört. Natürlich ist er vor Allem Däne; er betrachtet Rußland, weil es für Dänemark immer wichtiger wird seit jener Heirat der Prinzessin Dagmar mit einem russischen Großfürsten; er giebt den französisch lesenden Dänen und Schleswig-Holsteinern in einem allerdings verbesserungsfähigen Französisch ein Bild von der nordischen Stellung Rußlands, von den Zuständen des Zarenreiches und von den Aussichten, welche dessen wachsende Bedeutung der Zukunft Europas eröffnet. Viel des Verschiedenartigsten hat Baron Dirckinck-Holmfeld hierbei durcheinander gemischt; man sieht deutlich, wie sein Büchlein aus zerstreuten Reisebemerkungen entstanden ist; aber überall darf man ein Körnlein Wahrheit erwarten, selbst da, wo Herr von Dirckinck-Holmfeld sein Schlachtroß, den orthodoxen Protestantismus, reitet und gegen Rom, als den Gottseibeiuns, zu Felde zieht. Wer einiges Frühere von demselben Verfasser gelesen, weiß, daß der orthodoxe Protestantismus des braven Freiherrn nur in den Augen gemäßigter Nationalisten Stich hält; er steht ungefähr auf dem Boden der „Protestantischen Kirchen-Zeitung" und hat gegen Oesterreich einen gründlichen Haß, weil es römisch gesinnt, weil es concordatisch ist. Aus gleichem Grunde ist er scheinbar sehr gut auf Preußen zu sprechen: Preußen hat ja die Augustenburgerei niedergeworfen, Preußen ist im Kern protestantisch, und so ist der dänische Gesammtstaats-Mann für die Erfolge von Königgrätz! Aber nichtsdestoweniger heimelt ihn weit mehr Rußland an, und er findet sogar, als religiöser Staatsmann des neunzehnten Jahrhunderts, einen religiösen Beweggrund für seine russischen Sympathieen! Rußland hat sich dem Joch des Papstthums von jeher entzogen; es macht Propaganda unter seinen römischen Katholiken; es treibt den katholischen Adel Polens aus seinem Grundbesitz in Litthauen Wolhynien und Weißrußland; dergleichen hat Herrn v. Dirckinck's Beifall, er findet das russische Gesetz hart, aber durch die Umstände hinreichend begründet (pag. 27). O des christlich-germanischen Staatsmannes, der „aus Rücksichten" der Gräcisirung Westrußlands das Wort redet! Also das ist die „Solidarität der abendländischen Kultur", von welcher die Lippen conservativer Staatsmänner so oft überflossen? Indem der Verf. die schärfsten Eingriffe in das Privatrecht eines staatlich untergegangenen Volkes vertheidigt, hat er bewiesen, daß die Gränzlinie zwischen „conservativ" und „revolutionair" heutzutage in ein bedenkliches Schwanken gerathen ist. T. v. B.

*) Visite à St. Pétersbourg. Remarques sur le principe réformateur du gouvernement russe et sur la question religieuse, du point de vue de l'Eglise Chrétienne en Russie, par le Baron C. Dirckinck-Holmfeld. Mai 1867. Altona, H. W. Köbner & Co. (64 p.)

— **Ein Idyll von Julius Rodenberg.***) In unserer realistischen, vom Gezänke der Parteien erfüllten, mit sozialen und politischen Fragen beschäftigten Zeit ein Idyll zu schreiben, ist wahrlich keine leichte Aufgabe, und nur ein Schriftsteller, der so mit Herz und Seele heimisch ist im Lande der Märchen-Poesie, durfte es wagen, sich ihr mit der Aussicht auf Erfolg zu widmen. Die Schwierigkeiten werden nicht vermindert, sondern weit eher vermehrt durch den Boden des Idylls, durch das Volk, von dem es erzählt; denn ach, das irische Volk bietet dem gesammten Europa schon lange ein recht trauriges Bild der Verkommenheit, und der Dichter, der von ihm singt, kann sehr leicht in die Gefahr gerathen, daß sein Lied ein „politisches" Lied, also nach Göthe „ein garstiges" werde. Haben sich auch die Ansichten über das politische Lied seit den Zeiten des Altmeisters geändert, ein politisches Idyll müßte jedenfalls ein garstiges sein. Rodenberg hat seine Aufgabe würdig gelöst und dem Kranze seiner poetischen Leistungen durch die „Myrthe von Killarney" eine schöne Blüthe hinzugefügt, eine Blüthe, die einen wehmüthig berauschenden Duft, wie die zertretene Blume aushaucht. Wie gar nicht dieser materiellen Welt angehörend, so klingt uns die Kunde des Sängers vom grünen Erin von dem Augenblicke an, wo er das Ziel seiner Reise, den fernen Westen Irlands erreicht, wo an den Seen von Killarney das Paradies Erins liegt, wo die Myrthe wächst, die Fiedel und der Frauenmund die schwermüthigen irischen Volksweisen singen. In einer andern, uns fremden Welt sind wir, wenn wir dem wandernden Sänger durch die öde Haide folgen, mit ihm die mondbeglänzten Ruinen versunkener Herrlichkeit besuchen, auf dem schaurigsten aller Kirchhöfe grausend den Blick abwenden von der hier unverhüllt von der schützenden Mutter Erde waltenden Zerstörung des Todes, wenn wir mit ihm in der Höhle von Dunloe die ganze Furchtbarkeit des Wortes „Allein" empfinden, wenn wir mit ihm über grünem Rasensammt, unter üppig grünenden Bäumen zum Seegestade schreiten, die „blauen, vom Abendroth durchblinkten Wogen" im Boot durchschneiden und dem Echo lauschen, das Sir Patrick, der wunderliche Spielmann, in gigantischen Verschlingungen mit seinem Horn aus den Bergen hervorzulocken weiß. In einer andern Welt fühlen wir uns bei den uns in dieser Wildniß begegnenden Menschen, die so gar nichts von unserem Leben kennen, so unwissend, so arm, in so krassem und doch so poetischem Aberglauben befangen sind und doch mit uns gemeinsam das dreifache, des Lebens Höchstes und Tiefstes umfassende L haben — das Leid, das Lied, die Liebe. Und wir fühlen uns wohl in dieser Welt, lassen gern den von ihr ausgehenden Zauber auf uns wirken, und es berührt uns beinah störend, wenn die Kultur der civilisirten Welt in der Familie des Mr. Macrie an uns herantritt.

Die eingestreuten Uebertragungen irischer Volkslieder waren uns zum Theil schon aus früher veröffentlichten Gedichtsammlungen des Verfassers lieb und bekannt, während wir die uns noch fremden mit Freuden empfangen haben. Die Sprache ist, wie wir dies bei Rodenberg gewohnt sind, fesselnd und elegant, Inhalt und Form decken sich, und ganz demselben entsprechend ist die Ausstattung des Büchleins, das durch die zahlreichen Illustrationen nach Zeichnungen von Hugo Becker und H. L. Brinkmann, geschnitten von Brandamour, einen sehr schönen Schmuck erhalten hat. J. H.

*) Die Myrthe von Killarney, ein modernes Idyll von Julius Rodenberg. Berlin, G. Grote, 1867.

— **Der Arbeiterfreund.** Diese im Auftrage des „Central-Vereins in Preußen für das Wohl der arbeitenden Klassen" von Herrn K. Brämer herausgegebene Vierteljahrsschrift erscheint jetzt im Verlage der Waisenhaus-Buchhandlung in Halle und hat mit dem kürzlich erschienenen 17. Hefte einen neuen Jahrgang (den fünften) begonnen*). In demselben finden sich folgende größere Artikel:

1) Schulze-Delitzsch, Vortrag über freie Arbeit, gehalten im Arbeiter-Verein zu Berlin.
2) Präs. Dr. Lette, die Aufhebung der Einzugsgelder und ähnlicher Communal-Abgaben in Preußen (Gesetz vom 2. März 1867);
3) Dr. H. Schwabe, Bericht über die Vorarbeiten zu dem neuen Gewerbe-Museum in Berlin. (Wer sich in der Pariser Weltausstellung von 1867 von dem augenfälligen Zurückbleiben der deutschen Kunst-Industrie gegen die französische, englische und belgische überzeugt hat, der wird von der Zeitgemäßheit der Idee der Begründung einer Anstalt zur Hebung und Förderung der deutschen Kunst-Industrie, wie sie in dem Aufsatze des Herrn Schwabe entwickelt ist, gewiß durchdrungen sein und seinen Ansichten überall beitreten.)
4) Prof. Manger, die Baugewerks-Schule des Berliner Handwerker-Vereins. Bericht über das Winter-Semester 1866—67.
5) Dr. F. Schneider, die Volksbanken (und Vorschuß-Vereine nach Schulze-Delitzsch), eine nothwendige Ergänzung des deutschen Bankwesens.

An diese überaus interessanten größeren Abhandlungen schließen sich kleinere Mittheilungen über Konsum- und Arbeiter-Vereine, sowie über innere Angelegenheiten des Central-Vereins für das Wohl der arbeitenden Klassen.

*) Der Jahrgang von vier Heften (circa 30 Bogen) kostet nicht mehr als zwei Thaler.

Literarischer Sprechsaal.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts in Frankreich, Herr Duruy, hat kürzlich in einer Ansprache, die er bei der Vertheilung der Schulprämien in der „Polytechnischen Gesellschaft" gehalten, auf die ansehnliche Verminderung der Verbrechen hingewiesen, die in Frankreich hauptsächlich der größeren Ausbreitung des Volks-Unterrichts zu verdanken sei. Vom J. 1850 bis zum J. 1865 hat sich in diesem Lande, nach statistischen Ermittelungen, die Zahl der Verbrechen fast um die Hälfte vermindert. In der That ist während dieser Zeit sehr viel für Ausbreitung des Volksunterrichts geschehen, indem überall die Elementarschulen vermehrt und den Unbemittelten gratis zugänglich gemacht sind. Auch der Unterricht in den Facultäten wird gratis ertheilt; wer die Lehrcurse derselben besucht, braucht nichts dafür zu zahlen. Das Collége de France in Paris, bekanntlich ein Zweig der Universität, unterrichtet ebenso unentgeltlich, wie die Sorbonne selbst. In den Rechts- und medicinischen Facultäten hat man nur die Inscriptions-Gebühren zu entrichten, wenn man dieselben besucht, um dort sich promoviren zu lassen. Nur der Gymnasial-Unterricht ist noch etwas theuer, indem die französischen Lyceen meistens zugleich Alumnate sind und eine Stelle darin 1200 Frs. (320 Thlr.)

jährlich, ohne die Unterrichts-Materialien ꝛc., kostet. Es wird nun dahin gearbeitet, auch diesen Unterricht billiger und zugänglicher zu machen, indem die Zahl der Externate, d. h. solcher Gymnasien, deren Zöglinge bei ihren Angehörigen wohnen, bedeutend vermehrt werden soll.

Bei dem am 1. Juli in Paris gefeierten Industrie-Feste wurde einer der zwölf außerordentlichen Preise, in welche der Hauptpreis von 100,000 Franken getheilt worden, durch die Spezial-Jury der deutschen Kolonie Blumenau in Süd-Brasilien zugesprochen. Es war die Aufgabe dieser Jury, diejenigen Anstalten oder Unternehmungen durch öffentliche Anerkennung und einen öffentlich ertheilten Preis zu belohnen, welche nicht nur bezwecken, die Lage und das Loos der vom Glücke weniger begünstigten Volksklassen dauernd zu heben und zu verbessern, sondern denen es wirklich gelang, bei redlichem Streben geeignete Wege, feste Grundlagen für diesen großen humanen Zweck zu finden. Der Preis sollte solchen Instituten werden, die in Wirklichkeit das Glück Derer begründeten, die, mehr oder weniger der Verkümmerung verfallen, voll muthigen Vertrauens jenseits des Meeres den neuen Herd zukünftiger Hoffnung aufbauten und in neuer, ungewohnter Umgebung den Kampf um das Leben von neuem begannen. Der Kolonie Blumenau wurde ein solcher Preis „als einer auf freiwilliger Einwanderung, auf Ackerbau und Gewerbfleiß, auf fortschreitender und dauernder Entwickelung beruhenden, durch die Sittlichkeit ihrer Bewohnerschaft, Gemeinsinn und andere gute Eigenschaften sich auszeichnenden Vereinigung" zu Theil.

Wann wird man endlich auch in Deutschland anfangen, diesem vorgeschobenen, nicht verlorenen Posten des Deutschthums die gebührende und gebotene Aufmerksamkeit zu schenken? Wann wird man im wohlverstandenen eigenen Interesse den Strom der vaterländischen freien Auswanderung dahin nicht mehr hindern und abschwächen, wo dieselbe, trotz allen ihr in den Weg gelegten Schwierigkeiten und Hemmnissen, zu so ehrenhafter Bedeutung, zu so schöner Blüthe durch die eigene Kraft erwuchs, und wo es nur des ungehinderten Zuflusses aus der Heimat bedarf, um das in seinen kleinen Anfängen nun endlich gebührend gewürdigte deutsche Element aus einem „verlorenen Posten" emporwachsen zu sehen zu all der Größe und Wichtigkeit, deren Keime bereits von dem unbefangenen Beobachter nicht mehr mißkannt werden können? (Allg. Auswanderungs-Ztg.)

Dem eben erschienenen, wiederum sehr zeitgemäß und anziehend ausgestatteten Volkskalender von Steffens*) entlehnen wir folgende Worte von A. Lammers über den Einfluß der Weltausstellungen auf den künstlerischen Geschmack der Gewerbetreibenden: . . . . „Die Kunst an sich ist zu aristokratischer und künstlerischer Natur, als daß sie von einem solchen lauten Markte unmittelbar viel Förderung und Anregung empfangen sollte. Anders ist es mit dem Geschmack in den eigentlichen Gewerden; für ihn bedeuten die Weltausstellungen geradezu eine neue, vielverheißende Epoche. Nichts trat schon nach der ersten von ihnen so rasch und umfassend hervor, wie ihr Einfluß auf diese Seite der Industrie. Es hatte sich Jedermann auf's Klarste aufgedrängt, daß die Franzosen in geschmackvoller Form allen übrigen Nationen voranständen. Sogleich machten sich die Engländer mit der ihnen eigenen praktischen Energie daran, sie einzuholen. Das Kensington-Museum wurde gegründet als Mittelpunkt eines ganzen durchgebildeten Systems von Vorträgen, Mustersammlungen und Zeichnenschulen, um die britischen Gewerbe, der äußeren Form nach, auf die Höhe der französischen zu heben, und so leidenschaftlich hat man sich hierauf geworfen, daß Kenner schon annahmen, die Ausstellung von 1867 könne möglicherweise darthun, daß der 1851 wahrgenommene ungeheure Vorsprung Frankreichs von England eingeholt worden sei. Auf die übrigen Völker wirkte die Erfahrung von 1851, der Natur der Sache nach, weit langsamer, aber sie wirkte doch unverkennbar auch auf sie. Im J. 1864 entstand ein Seitenstück zu dem Kensington-Museum in Wien, wo treffliche künstlerische Kräfte dafür zur Hand sind. In Berlin aber, wo dergleichen ebenso wenig fehlen und wo die allgemeine Rührigkeit des Volkes vielleicht noch williger entgegenkömmt, ist ein gleiches gegenwärtig im Werden vermöge der verständigen Initiative einer erlauchten Dame, der Tochter jenes vortrefflichen Fürsten, dem wir die erste aller Weltausstellungen verdanken."

*) 1868. Berlin, Louis Gerschel's Verlagsbuchhandlung.

Der in den letzten Tagen des Monats August in Paris abgehaltene „Kongreß der Freunde der Abschaffung der Sklaverei" gibt der „Berliner Gerichts-Zeitung" zu folgenden Bemerkungen Anlaß:

„Es war kein Kongreß freier Männer, denn es durften, laut obrigkeitlichem Befehl, weder Debatten gehalten, noch politische Fragen erörtert, es durften eben nur einige wohlvorbereitete und gut memorirte Vorträge gehalten werden. Die große Resolution (denn von einer Agitation war keine Rede), zu welcher der Kongreß sich erhob, ging dahin, „von den Regierungen und Völkern der ganzen Welt zu verlangen, daß sie die Sklaverei abschaffen." Der Kongreß erklärt sich geneigt, diesen Regierungen und Völkern die auf Abschaffung der Sklaverei bei ihm eingegangenen Petitionen und Dokumente zuzuschicken. — Hunderte waren, im Glauben an die lauteren Absichten des Kongresses, herbeigeströmt, um sich an den Berathungen und Arbeiten desselben zur gänzlichen Beseitigung der Sklaverei zu betheiligen; aber es ward Nichts berathen und noch weniger gearbeitet. Edle Männer verschiedener Nationen, freie Söhne ehemaliger russischer Leibeigener, selbst einige Farbige aus Hayti und Afrika, waren erschienen, die Einen um für die Freiheit zu sprechen, die Anderen um die Leiden der Sklaverei aus eigener Erfahrung wahrheitsgetreu zu schildern. Aber was geschah? Den französischen Republikanern, die sich zum Reden meldeten, ward das Wort verweigert und als sie es dennoch nahmen, abgeschnitten. Telegramme, welche zugleich mit dem Gruße entfernter Menschenfreunde ein Hoch auf die großen Befreier der Menschheit brachten, wurden unterdrückt. Die Resolution des freisinnigen Schriftstellers Chassin wurde zurückgewiesen und ihm bedeutet, daß hier nicht der Ort sei, von Politik zu sprechen. Der Mulatte, General Dubois aus San Domingo, der die von Franzosen auf Hayti verübten Gräuel in schwärzester Farbe schilderte, konnte nur mit Mühe seine von ungeduldiger Verlegenheit begleitete Rede zu Ende führen. Und als nun gar der Negerbischof Payne aus Baltimore das Wort ergriff und von der Lage der Neger vor der Emancipation sprach, da leerten sich die Bänke des Saales und der Präsident, Herr Laboulaye, scheute sich nicht, zu sagen: „Ich bitte um Entschuldigung, daß ich den Neger zum Worte verstattet, aber ich habe der Versammlung eben nur — eine Probe dieser Leute vorführen wollen."

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — Berlin, den 21. September 1867. — [Nº 38.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Mit der nächsten Nummer (39) endet das laufende Quartal dieser Zeitschrift. Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre geneigte Bestellung auf das nächste Quartal möglichst bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden. Die Verlagshandlung.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Zwei literarische Genossenschafts-Arbeiten.

I.

Das Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. *)

Das Kapitel über deutsche Shakespeare-Uebersetzungen in Nr. 29 des „Magazin" unterschreibt man gewiß erst recht angesichts des zweiten Jahrganges des „Jahrbuchs der deutschen Shakespeare-Gesellschaft". Ulrici's am 8. October 1865 erstatteter Jahresbericht ist der erste Artikel darin und in demselben wird von der Gesellschaft behauptet: „Sie hat sich die Aufgabe gestellt, sie hat die ernste Absicht wenigstens, eine deutsche Uebersetzung der Shakespeare'schen Dramen in's Leben zu rufen, welche den Geist und Stil derselben in größtmöglichster Klarheit wiederspiegeln u. s. w. soll." Bodenstedt, der Redacteur des Jahrbuchs, nennt diesen Jahresbericht „durchweg beherzigenswerth", — er ist es allerdings, aber für Bodenstedt nicht minder, als für Dingelstedt. Wenn beide Herren Vorstands-Mitglieder einer Gesellschaft sind, die sich zu bestimmtem Zwecke verbindet, wenn sie also der Gesellschaft ihre Mitwirkung zum gemeinsamen Streben nach diesem Ziele — sie als Vorstands-Mitglieder doch ganz besonders — versprechen, dann ist es gewiß auffallend, sie solchen Zweck auseinanderlaufend je auf eigne Hand abseits von der Gesellschaft verfolgen oder anstreben zu sehen!

Wie viel die Gesellschaft bei wirklich einigem Zusammenwirken erreichen könnte, dafür bürgen nicht nur a priori die Namen vieler ihrer Mitglieder, sondern auch mit unanfechtbarer Beweiskraft der Inhalt dieses Jahrbuches. Der Redacteur hätte nicht nöthig, ein besonderes Lob oder Löblein jedes einzelnen Artikels in Bausch und Bogen vorauszuschicken.

Aus internationaler Höflichkeit nennen wir zuerst die englisch geschriebenen „Beiträge zur Wiederherstellung des Shakespeare'schen Textes" von C. M. Ingleby: The still Lion; an essay towards the restoration of Shakespeare's text, den der Redacteur als Vorläufer eines größeren Werkes bezeichnet. Daß der Essay nicht übersetzt ist, begründet sich im Allgemeinen freilich darin, „weil derselbe, seinem Hauptinhalte nach, auch in deutschem Gewande, jedem der englischen Sprache nicht Kundigen doch unverständlich bleiben würde." Seinem Hauptinhalte nach ist derselbe übrigens weniger Kritik des überlieferten Textes, als Antikritik vielfacher Restaurations-Versuche. Dennoch wollen wir uns eine theilweise Uebersetzung erlauben, weil gerade diese Stelle auch allgemeiner beachtenswerth sein dürfte, und weil wir damit zugleich Tendenz und Inhalt der respektabeln Arbeit für diesen Ort hinreichend bezeichnen. Der Verf. schreibt S. 199 des Jahrbuchs:

„Wir sagen den Angreifern: ‚Wenn ihr eine Verbesserung vorschlagt, so sagt ihr damit der Sache nach, daß die Stelle, die eurer Untersuchung vorliegt, sinnlos sei. In jedem Falle also, wo wir zeigen, daß die Stelle guten Sinn hat, wenn auch „in ein alt Gewand" gehüllt, machen wir euch zur Trompete eurer eigenen Unwissenheit und lassen euch euer eigenes Verdammungsurtheil sprechen.' Dies Punkt für Punkt durchzuführen, würde die Dimensionen eines dicken Bandes fordern: Alles, was das Maß eines Artikels im Jahrbuch zuläßt, ist, die allgemeine Wahrheit an einzelnen Beispielen zu zeigen. Was hier versucht wird, mag in allgemeiner Uebersicht so bezeichnet werden: Wir wollen:

1) die Conjecturalkritik warnen vor der Gefahr des Herumkurirens an Wörtern oder Phrasen, welche schließlich ganz vollgiltig sein und ihre Dunkelheit nur dem Wechsel verdanken möchten, dem jede lebende Sprache unterworfen ist;

2) aus dem Shakespeare'schen Text eine kleine Beispielsammlung geben von Wörtern und Phrasen, die den Herausgebern und Erklärern Schwierigkeiten dargeboten haben, nicht weil der Text corrumpirt, sondern weil sein Sprachgebrauch veraltet ist;

3) eine kleine Beispielsammlung wirklicher Verbesserung geben.

Wenn wir dies Dreies geleistet haben, wollen wir den alten Text mit seinen Legionen von Archaismen und Corruptionen getrost den zarten Samariter-Diensten derjenigen Kritiker überlassen, deren Absicht ist, zu erhalten, was gesund, und wiederherzustellen, was verletzt ist, und nicht, Alles zu verbessern, was ihrem unvollkommenen Urtheil und ihrer beschränkten Kenntniß unzulänglich scheint. Dem Urtheil solcher Kritiker unterbreiten wir die Frage, ob in jedem besonderen Falle ein Wort oder eine Phrase, welche, ob noch so ungewöhnlich und seltsam, dem wohlunterrichteten Leser verständlich ist, die äußersten Anforderungen eines gebildeten Sinnes erfüllt, oder nicht, wenn gebührende Rücksicht genommen wird, in welchem Zusammenhange, in welcher Situation und in welchem Munde das fragliche Wort vorkommt."

Interessant wäre es, zu erfahren, was danach Ingleby von der Emendation urtheilen würde, die Karl Elze in demselben Bande für eine Stelle des Hamlet-Monologs (Akt III. Sc. 1) vorschlägt, nämlich statt: When we have shuffled off this *mortal coil*, zu lesen: mortal soil, da für das Verständniß der alten Lesart nur die Wahl bleibt zwischen einem „sterblichen Lärm" und einer „sterblichen Schlangenwindung", die wir abschütteln sollen. „Schlegel hat sich bekanntlich durch ‚den Drang des Ird'schen' aus diesem Gedränge gezogen." Nach Elze soll es nun also „dieser sterbliche Koth" sein*), den wir mit Hamlet abzuschütteln haben, und Ref. gesteht, daß ihm diese Lesart für Hamlet und für Shakespeare außerordentlich wahrscheinlich und angemessen däucht, obgleich Ingleby, wie sich in seiner Arbeit zufällig nebenbei ergibt, an dem mortal coil keinen Anstoß nimmt. Zu erwägen ist dabei, daß sich bekanntlich die Kritik des Shakespeare'schen nicht wie die des Göthe'schen Textes auf Original- oder Einzel-Ausgaben von beachtenswerther Authenticität stützen kann.

Hamlet, das in Deutschland populärste aller Stücke Shakespeare's, findet auch im Jahrbuch die vielfältigste Behandlung: abgesehen von der Textkritik einzelner Stellen auch bei Ingleby und dem Heranziehen in dem Aufsatze von Albert Lindner: „Bemerkungen über symbolische Kunst im Drama mit besonderer Berücksichtigung Shakespeare's", wie in den Referaten über die Aufführungen, haben drei umfassendere Essays gerade den Hamlet zum Gegenstande: 1) „Die Charakterzüge Hamlet's, nachgezeichnet von einem Nichtphilosophen", — einer Dame, wie man bald vermuthet und der Redakteur bestätigt, — „Die realistische Shakespeare-Kritik und Hamlet, von Friedr. Theod. Vischer", — und: „Eine Charakteristik Hamlet's für Schauspieler, von W. Roßmann". Gewiß ist diese Reihenfolge

*) Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch Friedrich Bodenstedt. Zweiter Jahrgang. Berlin, Georg Reimer. 1867.

*) Soil (franz. sol) bedeutet auch „Boden", „Heimat". D. R.

nicht zufällig, sondern eine von der Redaktion wohlberechnete Stufenleiter, in der Roßmann mit Recht die höchste Stelle einnimmt, welcher geistreich und überzeugend in der „Signatur Wittenberg" den vielgesuchten Schlüssel zu Hamlet's Charakteristik findet und in der That sich dadurch „berufen zeigt, auch auf ästhetischem Gebiete ein vollgiltiges Wort mitzusprechen", wie Bodenstedt von ihm rühmt, während auch die beiden andern Aufsätze wesentlich in derselben Richtung suchen.

Mit vollster Ehrlichkeit erkennt Vischer das große relative Verdienst des „Realisten" an, der gerade ihn wahrlich nicht geschont hat: „Eine Erscheinung wie die Shakespeare-Studien von G. Rümelin mußte einmal kommen, war längst Bedürfniß. Man meinte über den unkritischen Cultus des großen Dichters hinaus zu sein und man war es noch nicht. Man stand noch immer auf dem Boden der Voraussetzung, und die Voraussetzung hieß: in Shakespeare's Werken muß Alles vollkommen sein; sie wurde zum Vordersatz eines Schlusses, dessen weitere Glieder lauteten: hier scheint etwas unvollkommen (unmotivirt, unzusammenhängend, geschmacklos u. s. w.); da aber diese Unvollkommenheit nach der Prämisse nur Schein sein kann, so muß sie hinauserklärt, Vollkommenheit muß hineinerklärt werden. ...... Es ist nun ganz in der Ordnung, daß endlich Einer kommt, ein Realist (wie sich der Verfasser auf dem Titel nannte, als seine Studien zuerst im Morgenblatt erschienen), und dem kritiklosen Cultus, der Alles zurecht erklärenden ästhetischen Spekulation in's Gesicht wirft: Ihr seid unnatürlich; versucht es einmal, und, wo etwas keinen guten Sinn geben will, denket einfach: es wird halt eben nicht recht sein; hört auf, euern Mann absolut zu nehmen, fragt erst einmal genauer, unter welchen geschichtlichen Bedingungen er lebte, und vergeßt nie, daß er ein Mensch war." Doch beweist Vischer dann, daß er Recht hat, hinzuzufügen: „Aber auch das ist keine Neuigkeit, daß die Reaktion ihrerseits selbst in's Uebermaß zu fallen pflegt, daß sie gern das Kind mit dem Bade ausschüttet."

Noch erheblich schlechter aber kommt Rümelin und mit ihm sein Vertheidiger Gottschall davon in Elze's Artikel: „Shakespeare's Geltung für die Gegenwart", schlechter darum, weil Elze den Kampf frischweg mit den Waffen aufnimmt, auf welche die Herausforderung lautet, und allerlei „Menschlichkeiten" an dem Vorgehen beider Verbündeten schonungslos nachzuweisen sucht.

Albert Lindner, der viel bekämpfte und beneidete Preisgekrönte, legitimirt sich außer durch den schon erwähnten Essay durch den Nachweis der bestrittenen dramatischen Einheit in Julius Cäsar, und W. Oehlmann's „Cordelia als tragischer Charakter" ist — mit Bodenstedt's Prologus-Worten — „ein schätzenswerther Beitrag zur Lösung der Frage nach dem Verhältniß von Schuld und Sühne bei Shakespeare."

Bescheiden als „Vorarbeit" bezeichnet Friedrich Förster sein: „Shakespeare und die Tonkunst", eine Arbeit, die um so verdienstvoller ist, als für sie specielle Vorarbeiten noch nicht vorhanden waren, und die von Studien zeugt, welche sich keineswegs auf das musikalische Gebiet beschränken.

Als Nacharbeit im Gegentheil ließe sich bezeichnen: „Ueber Shakespeare's Timon of Athens von N. Delius", da den Verfasser seine Studien dahin geführt haben, daß er in ausführlicher Begründung die Ansicht widerruft, welche er vor 20 Jahren in seiner Schrift: „Die Tieck'sche Shakespeare-Kritik beleuchtet von N. Delius" vertheidigte, als sei der ganze Timon ein Werk Shakespeare's; er beweist jetzt vielmehr: „daß der Plan zum Timon of Athens weder von Shakespeare entworfen, noch von ihm wesentlich modificirt, sondern im Ganzen unangetastet so gelassen ist, wie ein gleichzeitiger Anonymus ihn ersonnen und ausgeführt, ferner: daß Shakespeare dieser fertigen Arbeit seines Vorgängers, ohne Rücksicht auf Zusammenhang oder einheitliche Haltung, mit Ausmerzung der entsprechenden Scenen oder Reden des Anonymus, solche Scenen oder Reden einverleibt hat, welche dem psychologischen Interesse an der Figur des Timon selber entspringen oder dienen mochten."

Zu einem noch mehr negirenden Resultat gelangt in Bezug auf ein anderes Stück Hermann Freiherr von Friesen, wie schon der Titel seiner Untersuchung verräth: „Eduard III., angeblich ein Stück von Shakespeare". Von demselben Verfasser sind „Bemerkungen zu den Alters-Bestimmungen für einige Stücke von Shakespeare", die sich beziehen auf die Comedy of Errors, — All's well that ends well, — Love's labour's lost.

Der „Altmeister" Ulrici hat außer dem Jahresbericht noch „Ludwig Devrient als König Lear" beigesteuert, eine kleine Skizze, doch hat wohl Prologus und Epitomator Bodenstedt wieder Recht, wenn er meint, jeder Darsteller des Lear habe Ursache, durch das Studium desselben seine Auffassung der überaus schwierigen Rolle zu vervollkommnen.

Ueber aufgeführte Shakespeare'sche Stücke berichten: Bodenstedt für München, Otto Devrient für Karlsruhe, W. Roßmann für Meiningen und, etwas dürftig und äußerlich, ein Anonymus für Stuttgart.

Unter der Rubrik „Zur Shakespeare-Literatur" sollte der Anti-Rümelin von Michael Bernays die erste Stelle einnehmen, doch hat der Verf. ihn nicht rechtzeitig eingeliefert, und der Redacteur selbst gibt eine Beurtheilung der „Shakespeare-Studien von Gustav Rümelin" — „Amicus Ruemelin, sed magis amica veritas" heißt es zum Schluß —, an die sich kurze Anzeigen von acht andern Erscheinungen auf diesem Gebiete anschließen. Wir bemerken, daß das von Bodenstedt empfohlene Buch: New Readings of Shakspere; or Proposed Emendations of the Text. By Robert Cartwright, M. D. — London: John Russell Smith. 1866. sich von Ingleby nicht solches Lobes zu erfreuen hat. Dieser führt es unter den Conjectural-Kritiken auf, von denen er spricht, aber er findet nur bei einem dieser Werke verhältnißmäßiges Verdienst, und dies eine ist nicht das von Cartwright, sondern die Stray Notes on the Text of Shakespeare, by Henry Wellesley, D. D. Principal of New Inn Hall, Oxford. (London, John Murray, 1865. 4.)

Den Schluß des Buches, und einen recht würdigen Schluß, bildet wieder die werthvolle „Shakespeare-Bibliographie" von Albert Cohn. Daß das Dante-Jahrbuch, über welches wir in nächster Nummer berichten wollen, einer analogen Arbeit entbehrt, ist eine auffallende und fühlbare Lücke.

Friedrich Hasenow.

Die österreichische Gesammtstaats-Idee.

Herr Professor H. J. Bidermann in Innsbruck hat es sich in seinem Geschichtswerke*) zur Aufgabe gemacht, nachzuweisen, seit wie lange die österreichische Gesammtstaats-Idee schon in der Durchführung „begriffen" ist und mit welchen Hindernissen

*) Geschichte der österreichischen Gesammtstaats-Idee, 1526—1804, von Dr. H. J. Bidermann. Innsbruck, Wagner'sche Buchhandlung.

letztere zu kämpfen hatte. Die Spitze dieses zusammengeschriebenen Berges ist gegen Ungarn gerichtet, und der Verfasser überläßt es dem aufmerksamen Leser, „unschwer herauszufinden", was von dem „angeblich tausendjährigen Alter der Rechtsansprüche zu halten ist, auf welche sich die Vertheidiger der Unabhängigkeit Ungarns der österreichischen Gesammtstaats-Idee gegenüber zu berufen pflegen." Der aufmerksame Leser wird aber das nicht allein nicht „unschwer", sondern er wird es gar nicht herausfinden, denn diese sein sollende „Geschichte" ist ein zusammengetragenes Material von Bruchstücken, ein Aktenbündel, dem die sichtende Hand und der bindende Faden fehlt. Mit der Aufzählung von Notizen und mit der Anhängung von lateinischen, ungarischen und deutschen Archivalien und Belegstücken schreibt man keine Geschichte, nicht einmal eine Tagesgeschichte, nicht einmal ein jetziges Zeitungsblatt, das in Leitartikeln die Leser zu belehren und die Thatsachen zu erklären sucht.

Ueberdies, was soll diese „Geschichte" nützen, was soll sie beweisen? Daß die österreichische Gesammtstaats-Idee schon lange „in der Durchführung begriffen" war? Ja, in Oesterreich ist immer Vieles in der Durchführung „begriffen", aber es wird eben nichts durchgeführt. Da war seit 1850 — um nur von der neuesten Geschichte zu reden — der aufgeklärte Absolutismus „in der Durchführung begriffen"; dann kam 1861 das Februar-Patent und da war wieder der Constitutionalismus „in der Durchführung begriffen"; dann kam 1865 das Sistirungs-Manifest und da war der Ausgleich mit Ungarn „in der Durchführung begriffen"; dann kam endlich heuer (April 1867) die Wiederherstellung der Verfassung hüben und drüben und da ist jetzt wieder der Dualismus „in der Durchführung begriffen". Wie lange wird das dauern? wie lange wird das wieder „in der Durchführung begriffen" sein? —

Die österreichische Gesammtstaats-Idee blieb eben immer eine Idee, die sehr wenig begriffen und noch weniger ausgeführt wurde; heute ist sie nicht einmal eine Idee, denn heute kann es Niemanden einfallen, an einen österreichischen Gesammtstaat zu denken. Wenn der Verfasser daher den Zweck verfolgt, diese Idee durch geschichtliche Erinnerungen und Aktenstücke wieder aufzufrischen, so hätte er sich die Mühe ersparen können, denn er wird sie nicht mehr beleben, und dieselbe vorgeladene Geschichte schreit laut und eindringlich genug: Zu spät! Mit der „symbolischen" Bedeutung des österreichischen Freiheitsbriefes, wonach die Herzoge von Oesterreich „als Lehenträger des römisch-deutschen Reiches stets zwölf gewappnete Mannen zur Heerfahrt nach Ungarn bereit haben sollen"; mit den Velleitäten Maximilians I., der sich im Jahre 1505 auf dem Kölner Reichstage anheischig machte, „die Cron Beheym wie solchs vorzenten and geweßt ist mitsampt der Cron Hungern zum heil. Reich zu pringen" — mit diesen und mit ähnlichen Anführungen wird man heute weder Ungarn noch Deutschland an sich ketten und das Verlorne zurückerobern. Wenn der gewesene Bozener Advokat und nachmalige Hofkanzler Baron Hocher in seinem 1672 verfaßten und an den Kaiser Leopold I. gerichteten Gutachten über die geeignetsten Mittel zur Bezähmung der Magyaren schreibt: „Insita genti ferocia nunquam cristas *nisi coacta* dimittet, nunquam insolentes spiritus *nisi fracta* deponet" — so sieht er mit diesem Rathe zur äußersten Gewalt nicht allein: die österreichischen Herrscher und ihre Regierungsmänner waren immer bestrebt, die Machtstellung Ungarns zu schwächen und zu brechen. Heute steht Ungarn mächtiger als damals da. Die Regierungskunst besteht eben nicht in der Gewalt und in der Schwächung der eigenen Landesgebiete, sondern in der guten Organisation und Verwaltung, in der Geschicklichkeit, neue oder widerspenstige Gebietstheile zu pacificiren und ihr Interesse mit dem Interesse des Reichs zu verschmelzen. Wer das im Stande ist, wer sich hierin fähig erweist, der gründet ein gesundes und lebensfähiges Staatswesen, der erzeugt die Gesammtstaats-Idee und der führt sie auch durch, nicht im „Begriff", sondern in der Wirklichkeit. Mögen die österreichischen Staatsmänner aus dem Begriff auch einmal in die Wirklichkeit treten! H. L. B.

Frankreich.

Die französische Central-Union für Kunst und Gewerbe.

Das in Berlin jetzt in der Entstehung begriffene Gewerbe-Museum, mit welchem, nach dem Vorgange des Kensington-Museums in London, nationale Kunstgewerbe-Schulen (National Schools of Art and Industry) verbunden werden sollen, hat die Aufgabe, die großen Mängel an Kunstsinn und Geschmack sowohl, als an Technik, Formen- und Farbensinn, zu beseitigen, die, bei Vergleichung der deutschen Kunstgewerbe-Erzeugnisse mit denen der Franzosen und der Engländer auf der Pariser Weltausstellung, selbst dem ungeübtesten Auge erkennbar sind. Ein Blick auf die französischen Bronzen, die französischen Kunst-Möbel, die französischen Buchbinder-Arbeiten, die französischen Teppiche und Tapeten hat jedem patriotischen, deutschen Beschauer tiefe Beschämung erregt, ja unwillige, spöttische Aeußerungen entlockt, wie jenem jüdischen Juwelier der Anblick des millionenwerthen „Kohi-Nur", vor welchem er ausspie. „Nicht", rief er, als man ihn darüber zur Rede stellte, „nicht vor diesem Wunder spuck' ich aus, sondern vor den Juwelen, die ich zu Hause habe."

Von dem Meisterwerke des Pariser Kunst-Tischlers Fourdinois, einem sogenannten „cabinet" (Büffet), welchem von der Ausstellungs-Jury die große, goldene Preis-Medaille zuerkannt worden, sagt selbst das Londoner Art-Journal, das sonst sehr eifersüchtig auf die Superiorität der englischen Arbeiten auf industriellem Gebiete ist: „Es ist unmöglich, mit der Feder oder durch Abbildungen dem „cabinet" des Herrn Fourdinois, diesem chef-d'oeuvre der Ausstellung und sicherlich dem besten Werke der Art, das in neuerer Zeit von „Arbeitern" geliefert worden, vollständig gerecht zu sein. Ja, man darf es kein bloßes Erzeugniß der Handarbeit, oder selbst des Kunstfleißes nennen; vielmehr haben wir hier eine Galerie von Werken der Skulptur vor uns, die in überaus wirksamer Weise dergestalt neben- und übereinander gruppirt sind, daß sie ein „cabinet" bilden, welches den höchsten künstlerischen Anforderungen genügt. „Schnitzwerk" diese einzelnen Theile zu nennen, zu deren Erfindung und Ausführung sich der Architekt mit dem Bildhauer verbunden, wäre in der That äußerst unangemessen. Wir liefern zwar einen Holzschnitt von diesem auf Säulen und Rundbogen ruhenden, von anmuthigen Karyatiden getragenen und mit einem Tempel der Minerva gekrönten Bauwerk, doch in dem beschränkten Rahmen unseres Journals läßt sich kaum ein annähernder Begriff davon geben."

Und trotz dieser Meisterschaft ihrer „Arbeiter" glauben doch die Franzosen, daß sie es nicht dabei bewenden lassen dürfen, daß sie noch weiter vorwärts und emporstreben müssen, und zu diesem Zwecke sind sie im Begriffe, in ihrer Hauptstadt ein Institut zu gründen, welches das Kensington-Museum und seine

Schulen, die selbst eine Nachahmung älterer französischer Einrichtungen waren, weit hinter sich zu lassen bestimmt ist.

Der Minister des öffentlichen Unterrichtes, Herr Duruy, ist es, unter dessen Patronat vor zwei Jahren eine Gesellschaft zusammentrat, welche die Statuten zu einer „Central-Union der schönen Künste, angewandt auf die Industrie" entwarf und ein „Collége des beaux arts appliqués à l'industrie" gründete. Für dieses Collége wird jetzt von der Central-Union ein umfassendes Gebäude, nahe an der Place du Trône, zwischen dem „Boulevard Prinz Eugen" und der „Avenue Philippe Auguste", erbaut, das zu einer Schule für Kunst und Gewerbe bestimmt ist, in welcher sowohl interne (d. h. in dem Gebäude selbst wohnende), als externe Zöglinge in allen Zweigen der Kunst-Industrie unterrichtet werden sollen. Der Unterrichtsplan ist von den geachtetsten Männern dieses Gebietes entworfen und auf das Sorgfältigste ausgearbeitet. Es wird sowohl theoretischer, als praktischer Unterricht ertheilt werden. Allerdings sind auch die höheren Stufen der Kunst nicht ausgeschlossen, doch hauptsächlich sind diejenigen Stufen berücksichtigt, die dem Gewerbfleiße direkt oder indirekt dienen. Das dem Ganzen zu Grunde liegende System hat als Hauptzweck im Auge, Frankreich die Suprematie zu erhalten, die es jetzt auf dem Gebiete der Kunstgewerbe einnimmt und zu diesem Behufe eine Generation von Arbeitern zu erziehen, welche selbst denken gelernt und ihren Geschmackssinn geläutert haben. Mit dieser Schule wird ein Museum für Kunst- und Industrie-Arbeiten und eine demselben Zwecke dienende Bibliothek verbunden sein. Wissenschaft und Literatur werden in der neuen Anstalt überall mit den Studien von Kunst und Gewerben Hand in Hand gehen. Auch die sittlich-religiöse Erziehung der Zöglinge hat der Unterrichtsplan auf das Großartigste in's Auge gefaßt, indem nicht bloß katholische, sondern auch evangelische und jüdische Religionslehrer und Prediger, und zwar auch in englischer und deutscher Sprache, bei der Anstalt fungiren sollen. Es versteht sich von selbst, daß das Lehrer-Collegium die renommirtesten Namen umfaßt. Zum Präsidenten desselben ist der berühmte Architekt und Gewerbeschul-Lehrer E. Guichard ernannt, und Herr August Lefébure, ebenfalls ein sehr geschätzter Meister in gewerblicher Kunst, fungirt als General-Secretair.

Im Gebäude des Collége werden besondere Hallen den verschiedenen großen Zeitaltern der Kunstgeschichte geweiht sein: namentlich dem Alterthum, dem Mittelalter, der orientalischen Kunst und der Renaissance, woran sich die Zeitalter Ludwig's XIII., Ludwig's XIV., Ludwig's XV. und Ludwig's XVI. reihen werden. Zum Studium von Pflanzen, Blättern und Blumen in ihrer Anwendung auf die verschiedenen Kunstzweige wird ein botanischer Garten dienen, mit welchem auch eine zoologische und eine mineralogische Sammlung, sowie ein chemisches Laboratorium, verbunden sein wird. Nicht minder sollen möglichst viele Werkstätten angelegt werden, in welchen das, worin in den Lehrsälen theoretisch unterrichtet wird, praktisch dargestellt und geübt werden soll, und zwar sollen diese Werkstätten der Kunst-Industrie künftig unter der Leitung der älteren, von ihren Lehrern als würdig befundenen Zöglinge stehen, welche dann den jüngeren die ersten praktischen Unterweisungen geben sollen und dabei Gelegenheit bekommen, sich zu Meistern auszubilden.

Endlich wird mit jeder Halle eine mit Glas gedeckte Galerie verbunden sein, in welcher die in das betreffende Fach einschlagenden Arbeiten zeitgenössischer Meister ausgestellt sind und wo die Zöglinge sowohl, als das Publikum, Gelegenheit haben, sich von den jedesmaligen Fortschritten der Kunstgewerbe zu überzeugen, sowie die verschiedenen Arbeits-Stadien kennen zu lernen, die ein künstliches Erzeugniß von der rohen Materie ab bis zum vollendeten Meisterwerke durchzumachen hat.

Wir fragen, indem wir dies lesen, besorgt: Sollen wir Deutsche das Alles in Frankreich vor sich gehen lassen, ohne daß wir zu ähnlichen Bestrebungen gereizt werden? Wollen wir wirklich ruhig zusehen, wenn die Franzosen, die uns jetzt schon in Technik und Geschmackssinn soweit voran sind, uns mehr und mehr hinter sich lassen und zuletzt, nicht bloß auf fremden Märkten, sondern auch auf unserem eigenen Markte, unseren Erzeugnissen zum Vortheile des Auslandes Concurrenz machen? Was jetzt für das künftige Gewerbe-Museum in Berlin geschieht, ist eben nur ein schwacher Anfang, der überdies von unseren Begüterten und Gebildeten keineswegs in der Weise unterstützt und gefördert wird, wie in Frankreich und England Aehnliches alle Tage stattfindet. Caveant consules! Noch ist der Ruf deutscher Bildung, deutscher Intelligenz unangetastet in der Welt, aber auch dieser — nicht bloß unser Nationalreichthum — steht auf dem Spiele, wenn wir die anderen Kulturvölker Europas, unter denen jetzt auch das italiänische wieder eine Rolle zu spielen anfängt, uns ferner so zuvorkommen lassen, wie auf der Pariser Weltausstellung! J. L.

E. Levasseur's Geschichte der Arbeit in Frankreich.*) Rückschritt oder Fortschritt?

Levasseur's kürzlich erschienene „Geschichte der arbeitenden Klassen in Frankreich seit 1789", die gewissermaßen eine Fortsetzung des Werkes ist, das derselbe Verfasser vor acht Jahren unter dem Titel „Geschichte der arbeitenden Klassen in Frankreich von Julius Cäsar bis zur Revolution" herausgab, veranlaßt Herrn Prévost Paradol (im Journal des Débats) zu einer Betrachtung über die französischen Arbeiter-Zustände, welcher wir Nachstehendes entnehmen:

Levasseur's ausgezeichnetes Werk ist nicht bloß eine Geschichte des Arbeiters in der Fabrik und Werkstatt; sie ist im eigentlichsten Sinne eine Geschichte der Arbeit, und zwar der erste Versuch, dieselbe auf Grund authentischer und ursprünglicher Dokumente zu schreiben. Es ist die Industrie selbst, die der Verf. als Historiker und Volkswirth behandelt; er zeigt ihre Fortschritte in einer Periode, die an Erfindungen alle Zeiten übertrifft; er entwickelt die Handels- und Gewerbe-Gesetzgebung mit allen den Wandlungen, denen sie im Wechsel der großen Politik unterworfen war; er zieht den materiellen, moralischen und intellektuellen Zustand der arbeitenden Klassen aus dem Dunkel hervor, das lange Zeit darüber lagerte; er beleuchtet alle Theorieen, alle Bestrebungen, alle gelungenen und mißglückten Versuche, die in der Arbeiterfrage aufgewendet worden sind. Der Kern dieser Geschichte ist die Frage, ob die Gesellschaft mit der modernen Arbeit und ihrem Gefolge gewonnen oder verloren hat, ob Frankreich in seinen sozialen Zuständen seit der Revolution vorwärts oder rückwärts geschritten ist.

Der Verf. weist den Fortschritt auf allen Punkten nach. In Betreff der Industrie selbst braucht nur an Eine Thatsache er-

*) Histoire des classes ouvrières en France depuis 1789 jusqu'à nos jours, par M. E. Levasseur, professeur d'histoire au lycée Napoléon, ouvrage couronné par l'Académie des Sciences morales et politiques. — Deux volumes. Paris, Hachette, 1867.

innert zu werden: an den Einfluß der Kunst und mehr noch der Wissenschaft auf die Gewerbthätigkeit in Frankreich. Jederzeit ist die Arbeit auf die Wissenschaft angewiesen, und beide haben eine Allianz geschlossen, die, vom achtzehnten Jahrhundert vorbereitet, erst im neunzehnten ihre volle Bedeutung erlangt hat. Ununterbrochen correspondirt das Laboratorium mit der Werkstatt; keine Entdeckung im ersteren, die nicht alsbald zur letzteren hinüberwandert und hier entweder adoptirt oder verworfen wird. Oft ist die Fabrik sogar nur ein großes Laboratorium, in welchem die Wissenschaft die Stoffe verbindet und löst, die Muskelkraft des Menschen durch die elastische Gewalt des Dampfes ersetzt, alle Bewegungen mit mathematischer Genauigkeit regelt, und in unerschöpflicher Mannigfaltigkeit alles Werkzeug nicht allein herbeischafft, sondern auch dirigirt. Und während auf diese Weise die Wissenschaft ein völlig neues Verfahren in die Industrie einführte und immer wieder einführt, gelangt sie auch ihrerseits im Dienste der Praxis zu größerer Vollkommenheit.

Betrachten wir den Fortschritt auf anderen Gebieten. An jedem Gegenstande beleuchtet Herr Levasseur auch die moralische Seite. Der Volkswirthschaft stellt er die allmähliche Besserung der menschlichen Person als letztes Ziel hin. Im Fortschritte der Industrie würdigt er nicht so sehr den Ueberfluß und die Vollendung der Erzeugnisse, als vielmehr die Leichtigkeit, mit welcher der Mensch den Stoff so behandelt, daß dieser zum willigen Sklaven seiner Bedürfnisse wird. Jemehr dies der Fall, desto größer der Wohlstand, welcher wiederum, indem er bis zu den niedrigsten Stufen der Gesellschaft hinabsteigt, nach und nach auch das moralische Elend von dort vertreibt und die Massen für Belehrung, Intelligenz und Moralität fähiger macht. In dieser Beziehung ist nach Ansicht des Herrn Levasseur schon Vieles erreicht.

Daß der Wohlstand sich seit einem Jahrhundert für alle Klassen des französischen Volkes ohne Unterschied vermehrt hat, ist eine allgemein, wenn auch nicht ohne Vorbehalt, angenommene Thatsache. Herrn Levasseur's Geschichte erhöht diese Behauptung zur unzweifelhaften Wahrheit. Gewerbtreibende, Arbeiter, Landleute leben in größerem Ueberfluß an nützlichen oder angenehmen Dingen. Besonders die Löhne sind in stetem Steigen geblieben. Seit den Zeiten des Direktoriums ist nicht allein ihr nomineller Werth, d. h. die Zahl der Franken und Centimen, die für den Werktag gezahlt werden, sondern auch ihr Zahlwerth unzweifelhaft höher geworden, obwohl Lebensmittel und Wohnungen im Preise gestiegen sind. Dafür sprechen zahlreiche Beweise, vorzugsweise aber die Thatsache, daß die jährlich erzeugte oder eingeführte Quantität der Lebensmittel und Fabrikate, insbesondere derjenigen für den allgemeinsten Gebrauch, jetzt viel größer als vor sechzig Jahren ist. Nun, da die Bevölkerung sich in weniger starkem Verhältniß vermehrt hat, so muß der persönliche Konsum erheblich gestiegen sein, und wiederum, da dieser Konsum hauptsächlich mit Arbeit erkauft wird, mag diese sich nun in den Nutzen des Fabrikanten oder in das Arbeitslohn des Arbeiters umsetzen, so hat ein Arbeitstag mehr Zahlwerth wie im vorigen Jahrhundert.

Diese Thatsache ist übrigens ein nothwendiger Erfolg des gewerblichen Fortschritts. Wie kühn auch den Franzosen von 1867 auf den ersten Anblick die Behauptung erscheinen mag: Herr Levasseur hat doch Recht, indem er sagt, daß das eigenste Ziel des industriellen Fortschritts die Sparsamkeit ist, und daß dies Ziel eben bei jedem Fortschritt erreicht wird.

Daß der Wohlstand nicht die Moralität ist, versteht sich von selbst; aber er trägt bei, sie zu verbreiten. Man kann das schon aus der Erfahrung schließen, daß die Armuth und das Elend die natürlichsten, die ursprünglichen Ursachen vieler Verbrechen sind. Der Hunger ist ein schlechter Rathgeber, sagt das Sprichwort, und wer rastlos mit undankbarer Arbeit beschäftigt ist, die ihm kaum das tägliche Brod einbringt, hat weder die Muße, sich selbst zu belehren, noch die Mittel, seinen Kindern Belehrung zu verschaffen. Der Wohlstand hilft diese Zustände beseitigen. Aber es giebt auch positive Beweise für jenen Satz. „In der auf gewerbliche Arbeit gegründeten Gesellschaft entwickelt sich zuerst der Reichthum; er schreitet voran; der Wohlstand und die Moralität folgen nach, freilich in großer Entfernung und mit ungleichen Schritten. Dies Verhältniß, das vielleicht bei einem Volke von Sklaven und Herren nicht zutrifft, ist eine nothwendige Thatsache bei einem Volke mit freier Arbeit." Und ferner: der Mensch ist zu allen Zeiten geneigt gewesen, die Zeit zu schmähen, in der er lebt. Die Generationen, unzufrieden mit der Gegenwart, pflegten ihr Ideal in die fernste Vergangenheit zu verlegen. Man fängt an, anders zu denken, und wenn der Arbeiter jetzt auch sein Ideal gern in die Zukunft stellt und allzuleicht den Träumereien gewisser Weltverbesserer sein Ohr leiht — er fühlt sich im Ganzen zufriedener, er ist besser geworden. Das ist auf Rechnung des Wohlstandes zu bringen.

Ueberhaupt ertappen wir uns bei näherer Betrachtung als gar zu willige Verleumder der Gegenwart. Was macht uns dazu? Die Wunder unserer gewerblichen Kunst reißen uns hin, an eine unbestimmte Vervollkommnungs-Fähigkeit der Mittel zu glauben, die sich uns zur Beherrschung der Natur darbieten. Wir sehen die Resultate unserer Thätigkeit in der Zukunft liegen. Auf der andern Seite hat uns die erst erwachte Sorge um das Geschick der Massen deren ganzes Elend offenbart. Die statistischen Tabellen zählen uns die Verbrechen auf und entsetzen uns durch die Beweise von Verworfenheit, die sich vor unsern Augen anhäufen. Für die Moralität, die daneben steht, geben uns die Tabellen keine Zahlen. Nun, sagt Herr Levasseur, bestand die Unsittlichkeit damals etwa nicht, als man noch nichts über sie schrieb? Sie bestand sicherlich. Aehnlich verhält es sich mit der Moralität der Gegenwart. Sie ist nicht mit Zahlen zu erweisen; aber auf allen Punkten, wo wir eine genaue Vergleichung zwischen der zweiten Hälfte des vorigen und der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts anstellen können, in Bezug auf Wohlstand, Unterricht, Verminderung der Bettelei, trägt die Gegenwart den Sieg davon; auf allen Punkten, wo der Anhalt zur Vergleichung fehlt, läßt sich im Laufe unsres Jahrhunderts, von der zweiten Hälfte des Juli-Regiments an, mindestens ein Besserwerden erkennen. Verfolgt man diese langsame und leider oft mit Rückschlägen vermischte Entwickelung der Moralität in den Arbeiterklassen seit der Revolution, so gelangt man zu folgendem Schlusse: Weniger Verbrechen im Verhältniß zur Zahl der Bevölkerung in den Städten; etwas weniger Völlerei; größere Sparsamkeit; starke Entwickelung der Vorsorglichkeit; mehr Unterricht; etwas Lektüre; größere Wißbegierde; mehr Sinn für persönliche Würde — ist das nicht mehr Moralität? Wenigstens steht heute die Person in höherem Werthe wie ehemals.

Diesen Fortschritt schulden wir der Wissenschaft und der Freiheit. Dies ist die Devise des Verf. — Wissen und Können, darin liegt das Geheimniß der Entwickelung des neunzehnten Jahrhunderts. Die Revolution hat der industriellen Arbeit wie dem Grundbesitz die Freiheit gebracht, und Dank dieser Freiheit hat die Wissenschaft ihren Einfluß um sich her ausüben können. Hinfort giebt es kein Hinderniß mehr für sie, während keine

Thätigkeit, kein ernster Wille, kein Talent mehr systematisch von der eingeschlagenen Bahn entfernt werden kann.

Freiheit und Wissenschaft sind für Herrn Levasseur die beiden Hauptstützen der modernen Industrie. In ihrem Fortschritt muß der Fortschritt der Industrie, der selbst wieder ein guter Theil des allgemeinen Fortschritts der Civilisation ist, gesucht werden. Abschaffung der Privilegien, freie Bewegung des Einzelnen zur Ausnutzung seiner Arbeitskraft, dabei große Verantwortlichkeit des Individuums als Gegengewicht großer Freiheit, Ausbreitung des Unterrichts in den Massen wie in der Bourgeoisie, Ausbreitung des Lichts, damit die Strahlen der Wissenschaft überall eindringen können — das ist des Verfassers System. Jemehr Freiheit und Unterricht in Ehren sind, desto größer sein Vertrauen in die Zukunft und in die Veredlung des Menschengeschlechts.

Das sind die Kardinaltugenden der Gewerbe-Politik. Daneben empfiehlt Herr Levasseur den Arbeitern Vorsorglichkeit, eine Eigenschaft, die ihnen am meisten mangelt, und deren sie am meisten bedürfen; er zeigt ihnen die Vorschule und die Gränzen der Association; den Fabrikanten empfiehlt er das Wohlwollen und die Fürsorge, die von den Bürgern von Mühlhausen mit so viel Einsicht geübt wird; der Bourgeoisie räth er, sich, wo immer die Gelegenheit sich bietet, mit den Arbeiterklassen zu vermischen, weil nur innige Beziehungen die gegenseitig bestehenden Vorurtheile beseitigen können. Gleichzeitig beruhigt er die Bourgeoisie. Wenn sie fürchtet, von der Demokratie gestürzt zu werden, so kennt sie ihre eignen Kräfte nicht. Sie besitzt zwei der größten Gewalten der modernen Zeit: Wissenschaft und Reichthum. Sie zu beseitigen, ist unmöglich, weil sie nicht kraft einer politischen Institution, sondern durch die Natur der Dinge besteht.

Das Vertrauen zur Freiheit macht übrigens Herrn Levasseur zum Gegner des obligatorischen Unterrichts, obwohl er den Unterricht als das fruchtbarste Kapital der Industrie betrachtet.

Die Aufhebung des gesetzlichen Verbotes der Arbeiter-Koalitionen in Frankreich und der Standpunkt des Herrn Levasseur in dieser Frage veranlassen Herrn Prévost-Paradol, seinen Artikel mit folgenden charakteristischen Worten zu schließen:

„Der Verfasser hat Recht, auf seiner Meinung von der Rechtmäßigkeit der Arbeiter-Koalitionen zu beharren. Auch er freut sich, daß man die Nothwendigkeit erkannt hat, das Gesetz des Landes mit dem Rechtsbewußtsein des Volkes in Uebereinstimmung zu setzen. Nein, es war nicht gerecht, das zum Verbrechen zu stempeln, was den Fabrikanten wie den Arbeitern die einzige Gelegenheit darbietet, durch freie Verständigung auf den Preis der Produkte und die Höhe der Löhne einzuwirken. Was den freien Arbeiter vom Sklavenarbeiter unterscheidet, ist eben seine Befugniß, im Verein mit seinen Mitinteressenten über die Bedingungen seiner Arbeit zu verhandeln. Die Gesellschaft hat wohlgethan, diesen Flecken aus ihren Strafgesetzen zu beseitigen, ihren Gegnern diesen Beschwerdepunkt, den Demagogen diesen Text ihrer Deklamationen zu entwinden, und eine gewisse Gefahr nicht zu scheuen, die, was sie auch bringen mag, mit der Schande einer gesetzlichen Ungerechtigkeit nicht zu vergleichen ist. Die Gesellschaft hat weder gegen ihre Pflichten, noch gegen ihre wahren Interessen verstoßen, als sie in dieser Hinsicht auf den Schutz des Gesetzes verzichtete und offen dem Versuche die Hand bot.

„Indeß hat sich bei dieser Gelegenheit leider gezeigt, wie wenig noch die wahrhaft liberalen Ideen in die Arbeiterklasse eingedrungen sind, und wie sehr die Arbeiter nunmehr dazu neigen, gegenseitig einen tausendmal härteren Druck auf sich auszuüben. In ihren Augen bedeutet die Freiheit der Koalition nur zu oft das Recht der Majorität, die Minorität zu einem Strike zu zwingen. Das Recht, sich zu verständigen, um die Arbeit einzustellen, ist in ihren Augen das Recht, die Arbeitseinstellung unter allen Umständen durchzuführen. Sie betrachten die Arbeiter, die einen Strike ausführen, als eine Nation, die den Krieg erklärt hat und nun berechtigt ist, jeden Bürger zur Theilnahme an den Feindseligkeiten heranzuziehen. Keine Idee ist irriger, kein Vergleich weniger logisch. Aber dieser Irrthum hat die traurigsten Folgen, da er es ist, der jene Arbeitsverbote, jene Wachtposten vor den Thüren der Werkstätten, jene Drohungen und Gewaltthätigkeiten herbeiführt, durch welche die Freiheit der Koalitionen diskreditirt und der Wunsch nach der früheren Gesetzgebung erweckt wird.

„Wie sollte man aber für diese Irrthümer der Arbeiter nicht eine gewisse Nachsicht fühlen, wenn man sieht, welche Lehren ihnen die aufgeklärten Stände in dieser Richtung geben, und wie geringe Fortschritte die wahrhaft liberalen Ideen in unsern Gewohnheiten gemacht haben. Wie viele Männer, die man für aufgeklärt hält, fassen nicht die Freiheit der Diskussion ebenso falsch auf, wie die Arbeiter die Freiheit der Arbeit! Wie viele Schriftsteller, Beamte, Lehrer — lauter Männer vom Liberalismus — hegen über alle möglichen Fragen der inneren Organisation nicht Ideen, die ebenso widersinnig, von Gerechtigkeit und wahrer Freiheit ebensoweit entfernt sind, wie die der Arbeiter in Bezug auf ihre Strikes! Haben wir nicht erst kürzlich gelesen, daß eine Maßregel, die nach Aller Ueberzeugung außerhalb jedes geschriebenen Gesetzes lag und gegen jedes Rechtsprinzip verstieß, weder strafbar war, noch rückgängig gemacht werden konnte, weil es sich um einen Akt der höheren Polizei handelte? Diejenigen, welche in solcher Weise schreiben, um rechtlose Handlungen mit sinnlosen Worten zu decken, haben, wie die Arbeiter, die Entschuldigung der Unwissenheit für sich, und darf man ihnen verzeihen, weil sie nicht wissen, was sie thun? In keiner Weise! Gegen sie muß man strenger urtheilen; und wenn sie die Arbeiter anklagen, die Freiheit zu mißbrauchen, wie soll man ihnen nicht antworten: sind die Arbeiter nicht in eure Schule gegangen, folgen sie nicht eurem Beispiele? Bessert ihr euch selbst erst, wenn ihr den Muth dazu habt, und wenn dann die Arbeiter euch nicht in die bessere Richtung ebenso folgen, wie sie euch auf euren schlimmen Wegen gefolgt sind, dann erst habt ihr das Recht, euch zu beklagen!"

England.

Die dritte Jahresversammlung der Female Medical Society.

Die Female Medical Society in London, deren wir schon zu verschiedenen Malen gedacht haben, als eines Vereins, der es sich zur Aufgabe gestellt, das Studium der Arzneikunde, ganz besonders in Rücksicht auf die Geburtshilfe, wie auf Frauen- und Kinder-Krankheiten, für Frauen aus den gebildeten Ständen zu ermöglichen und dadurch, namentlich was die Geburtshilfe anbetrifft, einem tief und schwer empfundenen Uebel abzuhelfen, hielt am 27. Mai d. J., unter Vorsitz des Lord Shaftesbury, seine dritte Jahresversammlung. Die weiten Räume der Hanover Square Rooms, in welchen die Versammlung stattfand,

faßten kaum die große Zahl der Anwesenden, die überwiegend aus Damen bestanden, was als ein sehr erfreuliches Zeichen des immer größer werdenden Interesses an den von dem Vereine verfolgten Zwecken gedeutet werden darf.

Doctor Edmunds, der Secretair der Gesellschaft sowie dirigirender Arzt bei dem durch dieselbe gegründeten Lehr-Institut, erstattete den Jahresbericht, dem wir Folgendes entnehmen:

„Der Verein vermag mit voller Befriedigung auf das verflossene Jahr zu blicken, denn es hat ihm in seinem Laufe viel des Erfreulichen und Ermuthigenden gebracht. Die öffentliche Meinung hat sich immer nachdrücklicher und günstiger für die Bestrebungen ausgesprochen, gebildeten Damen das Studium der Arzneikunde zugänglich zu machen und sie dadurch zu Geburtshelferinnen, wie auch zu Rathgeberinnen in Frauen- und Kinder-Krankheiten zu erziehen. Auch die bedeutenderen Organe der Presse haben der Gesellschaft ein wohlwollendes Interesse zugewendet und, mit sehr geringen Ausnahmen, sämmtlich einen oder mehrere Leitartikel einer eingehenden Beleuchtung der Vereinszwecke und einer warmen Empfehlung derselben gewidmet. Die Angriffe, denen der Verein, namentlich auch von Medizinern, in den ersten Jahren seines Bestehens ausgesetzt gewesen, haben sich in dem letzten Jahre wesentlich vermindert, während auf der andern Seite sich immer mehr Aerzte bereit erklären, in Gemeinschaft mit denen, die das Werk zuerst in die Hand genommen, an dessen Weiterführung zu arbeiten.

Was nun die von der Gesellschaft erzielten Resultate anbetrifft, so sind dieselben ebenso zufriedenstellend, wie verheißungsvoll für die Zukunft. Während der drei Jahre seines Bestehens sind fünfzig Damen als Studentinnen in das Institut getreten, und zwar zwölf während des ersten, neun während des zweiten und neunundzwanzig während des dritten Jahres. Unter diesen Damen befanden sich zehn Wittwen, fünfzehn verheiratete Frauen und fünfundzwanzig Mädchen. Einige derselben trieben das Studium ohne einen bestimmten Zweck, aus Liebhaberei und zur Vervollständigung ihrer Bildung. Neun von ihnen waren bereits ausübende Hebammen, zehn andere waren die Schwestern, Töchter oder Frauen von Aerzten; eine war Missionairin und bestimmt, nach Indien zu gehen. Unter den Uebrigen befanden sich Mehrere, die bereits Gouvernanten gewesen waren oder sich doch dazu ausgebildet hatten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß noch weit mehr Frauen aus den bessern Ständen gern das Institut besucht haben würden, hätte sie nicht der Mangel an pecuniären Mitteln daran verhindert. Es sei dringend zu wünschen und wohl auch zuversichtlich zu hoffen, daß eine größere Anzahl von Freistellen gestiftet und dadurch solchen Frauen die Möglichkeit des Studiums gewährt werde, deren Mittel dazu nicht ausreichen, die sich aber durch eine glücklich bestandene Vorprüfung als befähigt dazu erwiesen haben. Es giebt, fügte der Redner hinzu, wohl kaum einen besseren Zweck, für den wohlwollende und begüterte Personen einige hundert Pfund zu spenden vermöchten, als für die Gründung einer solchen immerwährenden Freistelle.

Die durch den Besuch des Instituts zu erreichenden Vortheile erfreuen sich einer immer mehr wachsenden Anerkennung, so daß voraussichtlich die Zahl der Studentinnen sich progressiv vergrößern werde und dadurch bald die von Anfang an gehegten Erwartungen erfüllt würden, daß das Institut bald in die Lage kommen werde, sich selbst erhalten zu können. Damit ist jedoch noch nicht Alles gethan. Die Organisation des Instituts ist noch nicht vollständig. Um mit den männlichen Aerzten und Geburtshelfern gleichen Schritt halten zu können, bedürfen die Frauen eines Museums von Illustrationen und einer Bibliothek von Fachwissenschaften. Ebenso ist es unerläßlich, ihnen Corporations-Rechte zu verschaffen, denn nur dadurch können hinfort die im Institute ausgebildeten Damen von den unfähigen und unwürdigen Personen, welche sich jetzt den Namen Geburtshelferin anmaßen, unterschieden und den ihnen auf Grund bestandener Prüfung vom Institute ausgestellten Zeugnissen die nöthige Würdigung im Publikum verschafft werden. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß zu allen diesen nothwendigen Einrichtungen die Mittel nicht durch eine Erhöhung des Unterrichts-Honorars beschafft werden können, indem man durch eine solche Maßregel vielen Frauen das ihnen wünschenswerthe und ihnen, wie der Gesammtheit nutzbringende Studium nur erschweren, wo nicht unmöglich machen würde. Das Honorar in seiner gegenwärtigen Höhe ist bei ausreichender Theilnahme genügend, das Institut zu erhalten, und mehr kann und soll aus dieser Quelle nicht geschöpft werden; das Andere muß den Mitgliedern und Gönnern des Vereins überlassen bleiben. Schließlich theilte Dr. Edmunds noch mit, daß an Honoraren die Summe von 452 Pfund gezahlt worden, und daß die Studentinnen außerdem 82 Pfd. als Beiträge für die Fonds der Anstalt gezeichnet hätten. Er knüpfte hieran die Hoffnung, die Damen würden, sobald sich ihre Praxis vermehre, ihre Dankbarkeit für die erlangte Ausbildung auch ferner durch Unterstützung des Instituts bethätigen.

Hierauf ergriff Herr Professor Murphy das Wort und berichtete, daß aus der von ihm geleiteten Klasse für Geburtshilfe dreiundzwanzig Essay's eingegangen seien, eine Zahl, wie ihm von den männlichen Studenten der gleichen Branche an der Universität noch nie vorgekommen. Die Klasse für allgemeine Arzneiwissenschaften und Gesundheitslehre hatte 17 Essay's geliefert. Der Berichterstatter sprach sich sehr anerkennend über viele der eingelieferten Arbeiten aus und ertheilte den Damen, welche sich am meisten hervorgethan, öffentliches Lob.

In den nun folgenden Reden wurde wiederholt auf die große Nothwendigkeit hingewiesen, die Geburtshilfe in die Hände gebildeter, intelligenter Frauen zu legen und dadurch die hilfsbedürftigen Frauen von der Alternative zu befreien, sich mit Hintenansetzung alles Schamgefühls Männern anvertrauen zu müssen oder durch rohe, unwissende Weiber in die höchste Gefahr gebracht zu werden. Man faßte den Beschluß, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß die Bestrebungen des Vereins immer ausgedehnter, immer segensreicher für das ganze Land würden, und daß man hierbei nicht nur mit Worten thätig sein wolle, bewiesen die bedeutenden Summen, die am Schlusse der Sitzung zum Besten des Institutes von den Anwesenden gezeichnet wurden.

Unter denen, welche mit begeisterten Worten für die Bestrebungen des Vereins eintraten, befand sich auch Dr. Mary Walker, die, als Zuhörerin anwesend, vom Secretair zum Sprechen aufgefordert ward, und sich, ohne Anstand zu nehmen, dazu bereit fand, obgleich man weiß, daß sie nicht in allen Punkten mit den Ansichten der Female Medical Society übereinstimmt. Davon trat jedoch nichts zu Tage; sie begnügte sich vielmehr, aus eigener Erfahrung mitzutheilen, wie hochwillkommen Frauen die Hilfe von Aerzten ihres eigenen Geschlechtes sei und daß sie schon öfter von Frauen herbeigerufen ward, welche dem Alter nach ihre Mutter hätten sein können und sich doch lieber ihren, als den Händen eines Mannes anvertrauten.

Die achtungsvolle Aufmerksamkeit und der Beifall, dessen sich dieser Vortrag erfreute, bewies, daß man nicht allerwärts

in England mit dem gegen Miß Mary Walker von gewissen Seiten geübten Betragen einverstanden ist, sondern sich ernstlich bemüht, den der englischen Sitte durch derartige Vorgänge aufgedrückten häßlichen Fleck zu verwischen.

Nordost-Afrika.

Reisen und Jagden des Grafen von Krockow in Nordost-Afrika. *)

Zu den vielen Forschern und Entdeckungsreisenden in Afrika ist nun auch der Graf Krockow von Wickerode gekommen. Er hat sich zu seinem Jagdgrunde und zur Erweiterung unserer geographischen Kenntnisse einen interessanten Theil von Nordost-Afrika im östlichen Sudan gewählt, von dessen Lage und geographischer Gestaltung wir uns nach dem ersten vorliegenden Theile seines Buches ohne Karte noch keine recht klare Vorstellung machen können. Diesem Mangel wird im zweiten Theile abgeholfen werden, so daß wir denselben abwarten müssen, um uns ein klares Urtheil über den Umfang und die Verdienste dieser Reisen und Jagden zu bilden. Unser edler Nimrod hat auf seinen Reisen von Dresden aus über Triest nach Alexandria, Kairo und Aegypten hinauf in die zweifelhaften Gränzgebiete zwischen dem Vicekönigthume und dem anarchischen revolutionszerrissenen schwarzen Abessinien ein ziemlich umständliches Tagebuch geführt und dieses einfach und schlicht veröffentlicht, und zwar in einer Ausstattung, welche an die üblichen, splendid gedruckten und illustrirten englischen Touristen-Werke erinnert, aber freilich bei diesem Vergleiche immer noch Manches zu wünschen übrig läßt. Auch will die gar zu ausführliche, oft durch Kleinigkeiten gedehnte, etwas zu schlichte Darstellung in Tagebuchs-Form nicht recht zu dieser Art von Ausstattung passen, wenigstens nicht, wenn man annimmt, daß das Buch für das große Publikum und nicht blos für einen engeren Kreis von Freunden bestimmt ist. Dieses große, mit dem Verfasser unbekannte Publikum wird es durchaus nicht interessant finden, den ziemlich gewöhnlichen Weg mit Dampf zu Wasser und zu Lande von Dresden bis Alexandria in allen Einzelnheiten durch beinahe die Hälfte des ersten Bandes zurückzulegen. Selbst in Alexandria und Kairo sehen und erleben wir mit dem Verfasser kaum etwas Neues, und auch weiter hinauf im Lande der Pharaonen geben die Eisenbahnfahrten und dann weitere Beförderungen auf Kameelen oder Eseln kaum eine Gelegenheit, aus den gewöhnlichen Kleinigkeiten von Erlebnissen auf Reisen herauszukommen. Wenn es dem Verfasser nur wenigstens gelungen wäre, Bekanntes und Gewöhnliches so mit den wenigen interessanten Erlebnissen und neuen Beobachtungen zu verschmelzen, daß sie sich in Form von Genrebildern abrunden. Aber er beharrt mit der größten Kaltblütigkeit dabei, seine gewöhnlichen Touren, mit den Vorbereitungen dazu und allen den unbedeutendsten Störungen, die etwa ihm oder einem Diener, dem Kameele oder Esel zustoßen, in seinem ruhig fortlaufenden Tagebuche aufzuzeichnen, so daß wir uns ziemlich ermüdet und gelangweilt fühlen, ehe wir in den frischen Regionen noch unbekannten Landes und interessanten Thier- und Menschenlebens ankommen.

Dieses bisher unbekannte Land, welches uns der Verfasser zuerst aufgeschlossen hat, gehört nach den bisher im ersten Bande gemachten Mittheilungen wohl zu den malerischsten und für die Naturwissenschaft interessantesten Theilen Afrikas; es liegt im östlichen Sudan (allerdings ein noch sehr weit ausgedehnter Begriff) und wird von den Flüssen Chor el Gasch und Zetit begränzt. Letzterer Fluß bietet in seinen vielfachen Windungen, Ufergestaltungen und Launen und gewissermaßen als die Stammkneipe und schönste Trinkhalle der kunterbuntesten und reichsten Wildniß von vierfüßigen, gefiederten und amphibischen Thieren wohl einen der interessantesten und anziehendsten Flüsse der Welt, den wir im zweiten Theile hoffentlich noch näher kennen lernen werden. Einstweilen genügt uns folgende Stelle aus dem Tagebuche, um uns eine Vorstellung von diesem Flusse und dessen Fauna und Flora zu bilden.

„Nach Verrichtung einiger kleinen Arbeiten gingen wir nebst zwei Dienern, mit mehreren Kugelbüchsen versehen, an dem Flusse aufwärts. Ich mußte meinen Weg über scharfe Steine des Flußbettes nehmen, erklomm die steilen Ufer und drang in dichte Naback und Mimosengebüsche ein. Vielerlei geschlungene Wildpfade gestatteten mir eine ziemlich freie Bewegung in dem Dickicht; vorsichtig schlich ich durch die Gebüsche weiter, allerlei Wild, wie Antilopen, Gazellen und Perlhühner aufstörend, die bei meiner Annäherung in die Wildniß entflohen. Um die Flußbiegung abzuschneiden, wendete ich mich jedoch bald wieder der freieren, schattenlosen Grasstrecke zu. Hier mußte ich mich durch stachelige Mimosengebüsche hindurchwinden; ein Paar große Antilopen sprangen auf und verschwanden schnell in der Ferne.

„Endlich zeigte sich zu meiner Rechten die Wasserlinie des Sett. Je mehr ich mich seinem buschigen Ufer näherte, um so lauter und vielstimmiger ertönte das lustige Gezwitscher oder flötenartige Pfeifen von allerlei bunt befiederten Vögeln zu mir herüber. Auch erhoben sich zwei große breite Köpfe von Hyppopotami in der Mitte des Flusses aus der Fluth; sie schauten sich einige Augenblicke um und versanken dann in das glänzende Wasser, um nach wenigen Minuten wieder, der nothwendigen Athmung wegen, zur Wasserfläche emporzutauchen. Nach kurzem, vorsichtigem Wandern stand ich an dem Flußufer, versteckte mich so schnell als möglich unter die dichten Nabackgebüsche und spähete von da nach Beute aus.

„An dem steilen jenseitigen Ufer breitete ein kurzer, dickstämmiger Baobab die jetzt unbelaubten, mächtigen Aeste über seine niedrigen Gefährten Heglik, Naback, Mimosen und Akazien aus. Dahinter stieg ein mit Gebüschen und dürrem Gras bewachsener, langer, drei- bis vierhundert Fuß hoher Bergrücken auf. In dem etwa hundertzwanzig Schritte breiten, hier wohl zwölf bis vierzehn Fuß tiefen Flußbette tauchten an verschiedenen Stellen die unförmigen Köpfe von vierzehn oder fünfzehn Hyppopotami auf und unter. Die meisten dieser Thiere kamen mit den Köpfen über die Wasserfläche hervor, während andere nur die Nasen und Augen zeigten. Etwa zwanzig bis vierzig Sekunden, selten länger als eine Minute, blieben die Köpfe über dem Wasser, und nach fünf bis acht Minuten zeigten sie sich meist an derselben Stelle wieder, wenn sie nicht etwa durch eine zischende Kugel oder durch ein ihnen fremdartiges Geräusch erschreckt waren. Die großen, männlichen Thiere erschienen mir meist sehr vehement; mit schnaufendem Grunzen tauchten sie

---

*) Reisen und Jagden in Nordost-Afrika von Karl Graf Krockow von Wickerode. Erster Theil. Mit Abbildungen, Holzschnitten und Farbendruck. Berlin, Alexander Duncker, 1867.

auf und hoben sich hoch über den Flußspiegel. Vor ihrem Herankommen sah ich jedesmal das Wasser sich förmlich heben, dann lief es zu beiden Seiten des auftauchenden Kopfes in kleinen Wellen herab, allmählich sich verlierend. Die kleineren Thiere kamen dagegen viel vorsichtiger aus der Fint empor, äugten viel genauer umher und besichtigten die umgebenden Ufer; auch sanken sie nach viel kürzerer Zeit, als die übrigen, geräuschlos in das nasse Element zurück.

„Einige Reiher standen fern von mir als aufmerksame Beobachter der Scene, drei Gazellen eilten dicht an dem Baobab vorbei, dem hellen Flusse zu, um nach gelöschtem Durst eben so schnell sich wieder in die Wildniß zurückzuziehen. Am jenseitigen Ufer schwammen zwei braune Enten hin und her und tauchten mit dem Kopfe unter. Leise nähert sich ihnen ein kleines Krokodil und verschwindet sachte im Wasser. Dann plötzlich ein ängstliches Geschrei, das Aufflattern der Enten, ein aus dem Wasser emporkommender, schnappender Krokodilkopf. Gellend erhebt sich das Geschrei der Spottvögel beim Erscheinen des Wasser-Raubthieres, ein ganzes Heer großer und kleiner Thiere fällt im Chore ein und belebt mit seinem lauten Concerte die Ufer. Das enttäuschte Krokodil verschwindet in die Tiefe; nach einigen Minuten tritt wieder an die Stelle des großen Aufruhrs das Schweigen der Wildniß. Ein Storch und ein gravitätischer Marabut, nahe dem Ufer im Flusse stehend, wenden ihre Aufmerksamkeit wieder den schuppigen Bewohnern des Wassers zu und harren geduldig, bis sie durch einen guten Griff ein Mahl erhalten können. Die vielen fremdartigen Erscheinungen wirkten anziehend und bezaubernd auf mein Gemüth; Bild auf Bild zog in reizender Mannigfaltigkeit vor meinen Blicken vorüber. Der Friede und wieder der Kampf der Thiere, die feierliche Ruhe der Natur, die glänzende Sonne am wolkenlosen Himmel machten auf mich einen überwältigenden Eindruck. Man kann Aehnliches nur selbst empfinden, nicht schildern! Welche tiefe Blicke leent man da in das rastlose Leben und Treiben thun, das in der großen Werkstätte der Natur sich regt; wie lernt man da die Weisheit ehren, die sich in der harmonischen Zusammensetzung des Weltganzen kund gibt. Lange Zeit saß ich hier in stiller Beobachtung der Scene, dann ergriff ich meine Büchse, um auch handelnd in dieses Naturleben einzugreifen.

„Ein besonders starkes, männliches Flußpferd tauchte etwa siebenzig bis achtzig Schritte von meinem Verstecke, meist an derselben Stelle auf; ihm wollte ich zuerst meinen gefährlichen Gruß übersenden. Nachdem ich mein Gewehr schon gerichtet, sehe ich das Wasser sich heben, der Kopf erscheint, ich ziele, feuere, das Echo des Schusses dröhnt an den gegenüber liegenden Bergen; plötzlich verschwinden alle Köpfe der Hyppopotami in dem Wasser. Meine Kugel schlug wenige Zoll vor dem Stück Wild auf die Wasseroberfläche und kann den Kopf vielleicht gestreift haben. Ich lade meine Büchse, und bald kommt hier und dort wieder der Kopf eines Nilpferdes hervor. Da das große Thier nicht sobald wieder auftaucht, so feuere ich meine zweite Kugel auf ein entfernteres Flußpferd, ich höre das Aufschlagen der Kugel und zugleich das rauschende Versinken des getroffenen Thieres. In der Hoffnung, eine Beute zu erlangen, lade und verschieße ich so nacheinander zwölf Kugeln auf die vor mir im Wasser tänzelnden und schwimmenden lebendigen Scheiben. Ich traf mehrere, erlegte aber nach einstündiger Kanonade nur eins jener gewaltigen Geschöpfe. — Die Nilpferde sind durch gewöhnliche Kugelbüchsen nur in Auge und Ohr tödtlich verwundbar, so lange sie sich schwimmend im Wasser befinden. Diese beiden Flecke sind nur sehr klein und haben kaum zwei Zoll im Durchmesser. Die Entfernung täuscht leicht, auch bewegen die Thiere oft die Köpfe in einem Halbkreis herum, während sie über dem Wasser erscheinen. Doch ist diese Jagdart nicht beschwerlich und sichert einem ruhigen Schützen nach einiger Uebung stets seine Beute. Das tödtlich getroffene Thier versinkt und kommt manchmal nach zehn bis zwölf Minuten nach Athem schöpfend an die Oberfläche des Wassers, oder es treibt nach etwas längerer Zeit todt, auf der Seite schwimmend, langsam mit dem Strom den Fluß hinunter. Der Koloß landet dann an einer der vielen Untiefen oder Sandbänke dieses sich so oft verengenden oder verflachenden Flusses, wird dort weiter mit Stricken herausgeholt und zerlegt an das Land geschafft. Aus der dicken Haut werden die bekannten zähen Nilpferd-Peitschen gearbeitet, die besonders in Aegypten zur Bastonnade gebraucht werden. Die Zähne bestehen aus einer guten, gesuchten Elfenbeinart. Das Fleisch ist eßbar, aber bei alten Thieren sehr zähe. Dagegen ist das geschmolzene Fett ganz weiß, geruchlos und ohne Beigeschmack; auch hat es die gute Eigenschaft, bei langer Aufbewahrung nicht ranzig zu werden. Ich habe mehrere Wochen anstatt Butter nur Flußpferdfett, und nicht zum Nachtheil meiner Küche, verbraucht.

„Die Eingebornen jagen und erlegen nur sehr selten das Nilpferd durch Harpunen; mit Feuergewehren aber wissen sie nicht sicher den kleinen, bezeichneten Fleck zu treffen. Das Weibchen bringt nur ein, selten zwei Junge zur Welt, doch vermehren sich die Thiere ziemlich in den von Europäern nicht beunruhigten Flußthälern, da sie nur einen geringen Verlust durch die Eingebornen oder durch wilde Landthiere erleiden. Das gefräßige Krokodil greift die lebenden Flußpferde nicht an, reißt indeß sehr bald die todten Thiere auf, wenn es ein solches findet.

„Diese größten aller Wasser- und Landthiere des afrikanischen Continents leben übrigens nicht nur im Nil und dessen Nebenflüssen, sondern auch in anderen großen Flüssen und Seen dieses Erdtheils. In der Nacht geht die ganze Heerde der Flußpferde zur Aesung an das Land; wenn es recht ruhig ist, sonnen sich auch diese plumpen Vierfüßler bei Tage nahe dem Ufer auf den Sandbänken. In den von Menschen bewohnten Gegenden halten sich die scheuen Flußpferde nie lange Zeit auf; der Nahrung wegen wandern sie oft Nachts über weite Landstrecken, am Tage dagegen bringen sie nahe am Ufer oder im tiefen Wasser die Zeit hin. Besonders in der Nacht, bei Mondschein kann der eifrige Jäger mit Erfolg sein Glück versuchen. An sehr entlegenen, tiefen Flußstellen findet er die Hyppopotami stets in größerer oder kleinerer Anzahl, die Weibchen öfter abgesondert mit ihren Jungen. Die Thiere leben sonst gesellig und werden, soweit ich gehört habe, durch besondere Krankheiten nicht vernichtet."

An andern Stellen machen wir die Bekanntschaft noch fast aller afrikanischen Geschöpfe der Wildniß, doch zerstreuen sie sich zu sehr in einzelne Bemerkungen des Tagebuches, als daß sie sich leicht zu Lebensbildern der Natur vereinigen ließen. Auch die Beobachtungen über die größtentheils mohamedanischen und araberartigen Bewohner fallen vielfach auseinander, und nur an folgender Stelle vereinigen sie sich zu einer beachtenswerthen ethnographischen Bereicherung über die östlichen Sudanesen.

„In ethnographischer Beziehung ist es sehr schwierig, nach den Sprachen allein die bestehenden Volksstämme auf den richtigen Ursprung zurückzuführen. Sprachmischung und selbst Entlehnung sind öfter unter den Völkern des Sudan vorgekommen, so daß

eine Sichtung zwischen fremdem und eignem Gute eine schwere Aufgabe ist. Leider fehlen unter jenen, meist nomadisirenden, kriegerischen und diebischen Völkern alle sicheren und geschichtlichen Anhaltepunkte, die einen Aufschluß über die Bewohner geben könnten. Nur aus den Sprachen, den Traditionen, Gebräuchen und Sitten läßt sich urtheilen, in welchem Grade der Verwandtschaft die verschiedenen Volksstämme unter einander stehen. Die Sitten, Gebräuche und Rechte deuten in ihren Grundformen bei allen Bewohnern des östlichen Sudan vorherrschend auf arabische Abkunft hin, und mancherlei sonstige Eigenschaften, sowie auch der Körperbau, bestätigen diese Annahmen im Allgemeinen. Es versteht sich von selbst, daß auch viele afrikanische (Nuba) Neger-Elemente sich theils durch Sklavinnen, theils durch Kriegsgefangene mehr oder weniger verbreitet haben, aber sie nehmen in dem Gepräge der Volksstämme nur eine untergeordnete Stelle ein.

„Die größere Zahl huldigt dem Islam, dagegen sollen einige, dem Bazen-Volke nahe liegende Gränzbewohner, noch vollkommene Heiden sein. — Nach den Beobachtungen, die ich bei jenen Volksstämmen in Bezug des Glaubens machte, bin ich zu der Meinung gekommen, daß der Islam für sie sehr geeignet ist und dem spirituellen Christenthum den Eingang sehr erschweren wird. Der Sudanese will nicht denken, Sittenlehre, Pflicht und Liebe kennt er kaum, und Anforderungen, wie Achtung vor fremdem Eigenthum oder gar Nächstenliebe, sind ihm höchst lästige Zwangsmaßregeln. Der freie Sohn der Wildniß findet es bequemer, mit Sonnen-Auf- und Untergang, sein Gesicht nach Osten gewendet, mechanisch sein Gebet zu murmeln, er erkennt Allah als Gott, Mohamed als seinen Propheten an. Im Uebrigen thut er, was er will, so lange ihn keine äußere Macht zum Gehorsam zwingt. Aus Allem, was ich bei den meisten arabischen Stämmen sah, ging hervor, daß nur die äußere Form und nicht das geistige Wesen des Islam in die Leute eingedrungen ist. Die Lehre Mohamed's ist bequem, äußerlich leicht faßlich und paßt für die warmen Länder und deren Bewohner. Durch die gebotenen jährlichen Pilgerreisen nach Mekka und durch den Fanatismus, der den Besuchern dort eingeimpft wird, verbreitet sich der Islam immer mehr und mehr in Afrika, ohne daß es der Aussendung theurer Missionäre bedarf. In andern orientalischen Ländern soll es ebenso sein; und während die politische Macht der Mohamedaner abnimmt, vergrößert sich die Zahl der Bekenner ihrer Religion. Das Klima entwickelt die Bewohner dieser Länder körperlich schneller, läßt das Blut rascher in ihren Adern pulsiren und macht sie leidenschaftlich und genußsüchtig, darum genügt ihnen die äußere Form dieser Religion, die an und für sich schon ihren Begierden keinen Zügel anlegt.

„Die gerühmte, orientalische Gastfreundschaft macht Gasthäuser und Herbergen überflüssig, aber sie wird nicht bei allen Bewohnern als Pflicht, sondern nur der hergebrachten Gewohnheit wegen und oft in kärglichster Weise ausgeübt. Die löbliche Sitte wird indeß auch von vielen Leuten mißbraucht, und eine Masse Vagabunden, die besonders in Zeiten der Noth das Land unsicher machen, ernähren sich auf diese Weise."

Solche Mittheilungen lassen sich, wenn sie durch andere vielfach verstreute Erlebnisse und Beobachtungen ergänzt werden, sehr wohl zur Bereicherung der ethnographischen Wissenschaft verwerthen. Und da wir im zweiten Theil einen hoffentlich befriedigenden Abschluß der Reise- und Jagd-Abenteuer, geographischen und naturwissenschaftlichen Ermittelungen, eine Specialkarte und auch wohl manche interessante Abbildung des Verfassers, (der wohl mit dem Maler gleichen Namens identisch ist) erwarten dürfen, sind wir auch überzeugt, daß dieser zweite Theil Stoff und Gelegenheit zu weiterer und wärmerer Anerkennung des Werkes und Verfassers bieten wird. H. B.

Nord-Amerika.

Das bisher russische Amerika.

Bei der Wichtigkeit, die in neuerer Zeit Alaska, das bisher russische Amerika, gewonnen hat, das jetzt durch Kauf an die Vereinigten Staaten übergegangen, wird es von Interesse sein, einige Details über dieses Land zu erfahren, die darthun, daß es keineswegs so unfruchtbar und unergiebig ist, wie man bei uns gewöhnlich annimmt. Von einem intelligenten und mit genügenden Mitteln versehenen Volke, wie das nordamerikanische, bearbeitet, verspricht es sogar reiche Quellen des lohnendsten Erwerbes zu erschließen.

Der größte Fluß von Russisch-Amerika ist der Yekon oder Koihpak, welcher erst im Sommer 1866 von Weißen ganz entdeckt worden ist. Es ist der Mississippi des Nordwestens; er ergießt sich in die Behringsstraße und ist für Dampfsboote schiffbar; andere Ströme von geringerer Wichtigkeit münden in Kotzebue's Bay und Norton's Sund, außerdem aber haben die meisten Ströme des Innern eine südwestliche Richtung und können mit Hilfe von kurzen Land-Transporten leicht zu einem zusammenhängenden Flußnetz umgeschaffen werden.

Das Innere des oberen Theils der Halbinsel ist ganz mit Waldungen bedeckt. Das am häufigsten vorkommende Holz ist die Pechtanne, die hier 70—100 Fuß hoch wird. Die Birke gedeiht auch, aber nicht in so großer Menge. Längs der Flüsse findet man die Pappel, die Weide und die Erle; die Fichte, der nützlichste aller Bäume, bedeckt in dichten Wäldern die Theile des Landes, welche sich bis zum Stillen Ocean hinziehen; außerdem findet sich hier eine Art von Cypresse, die wegen ihrer Dauerhaftigkeit und Leichtigkeit für den Schiffbau ihres Gleichen sucht. Die Russen haben es vernachlässigt, diese immense Erwerbsquelle sich zu Nutze zu machen. — Das Land wimmelt von Thieren jeder Gattung. Seine Seen bieten die schönsten Fischereien der Welt dar, ebenso die Ströme, und seine Wälder, Thäler und Hügel ernähren zahlreiche Gattungen pelztragender Thiere und werthvoller Vögel. Die Küste bis zu den aleutischen Inseln wimmelt von Stockfisch und Schollen von enormer Größe. — Verschiedene Male hat die Regierung von Washington ihre Aufmerksamkeit auf diese Schätze gerichtet, da von mehreren Seiten ihr Petitionen zugingen, das Recht der Fischerei, das von den Russen arg vernachlässigt wurde, den Amerikanern überhaupt zu verschaffen. Auch Walfische finden sich in großer Menge im nördlichen Theil des Stillen Oceans; im Innern findet man in den Flüssen Lachs, Hecht und Weißfisch von ganz besonderer Güte, die von den Eingeborenen auf eine eigenthümliche Art mittelst geworfener Speerhaken gefangen oder vielmehr gespießt werden. Lieutenant Pease, der im Auftrage der Regierung das Land bereiste, berichtet von einem solchen gespießten Lachs, der 40 Pfund wog und sah einen Hecht von sechs Fuß Länge.

Die Inseln längs der Küste sind von jeher Lieblingsplätze des Seehundes und der Seeotter gewesen, und von hier hat die russische Pelzhandels-Gesellschaft ihre meisten Vorräthe bezogen.

Jenseits der Halbinsel Aliaschka, wo sie noch nicht so molestirt worden sind, finden sich diese Thiere in unermeßlicher Anzahl; auch Heerden von Walrossen durchschwärmen die Behringssee. Im Innern, längs der Flüsse, besonders des Yukon und seiner Nebenflüsse, ist das Thierleben sehr entwickelt. Man findet hier Ottern, Biber, Hermeline, Zobelthiere, schwarze und arktische Füchse, Eichhörnchen — besonders eine Spezies mit sehr hübschem rothen Felle, — Murmelthiere, Luchse, Wölfe, schwarze, graue und weiße Bären, Moschus-Ratten, eine andere Art, als die man in den tieferen Regionen findet, Rennthiere und das Mustthier oder der amerikanische Hirsch.

Aber so groß auch die Anzahl und die Art dieser Thiere sein mag, das gefiederte Leben des Landes ist doch noch merkwürdiger. Die Region, welche zwischen den Rocky-Mountains und der Behringssee liegt, ist der Brüteplatz für Myriaden von Vögeln, die während eines Theils des Jahres die tieferen Regionen besuchen. Die geflügelte Kolonne, welche den östlichen Abhang der Rocky-Mountains vom Atlantischen Ocean und dem Golf von Mexiko heraufkommt, und die andere geflügelte Kolonne, die westlich vom Stillen Ocean herüberkommt, begegnen sich auf dieser Stelle und schwelgen an den Moos- oder Kranich-Beeren, welche in Ueberfülle den Boden bedecken*), erziehen hier ihre Brut und begeben sich dann südwärts.

Die Nahrung der Gänse- und Enten-Heerden, und anderer Vögel, die diesen Fleck zu ihrem Brüteplatz machen, ist hauptsächlich die Alpen-Moosbeere, die kleiner ist, als die gewöhnliche Moos- oder Kranichbeere (Kronbeere) und nicht so schmackhaft, bis sie vom Frost berührt worden ist, dann wird sie äußerst wohlschmeckend; ferner die Sumpf-Heidelbeere, die hier in größerer Fülle wächst, als in südlicheren Landstrichen, und noch verschiedene andere, in anderen Ländern unbekannte Arten von Beeren. Um die Mitte des April fangen die Besuche der Vögel an. Zuerst kommen die Schneevögel an, gefolgt von den Meer-Adlern, den Falken, Adlern und Möven. Dann kommen Gänse jeder Gattung an, Enten und Schwäne. Die weißen und schwarzen Gänse behalten ihren Strich bei und fliegen dem nördlichen Eismeere zu, und die andern lassen sich auf den Flüssen und auf Sümpfen im Innern nieder. Mit dem fortschreitenden Sommer kommen noch andere Vögelschwärme an, und gehen sofort an die Arbeit, ihre Nester zu bauen und ihre Eier auszubrüten. — Alle diese Vögel werden sehr rasch fett durch die Menge der saftigen Beeren, die sie im Innern vorfinden. Besonders die Gänse werden so fett, daß sie in der Mauserzeit kaum fliegen können und von Indianer-Knaben mit Stöcken todt geworfen werden. Letztere werden übrigens eben so schnell fett, wie die Gänse: es ist eine Zeit des Schwelgens von den Rocky-Mountains bis zur Behringsstraße, vom Stillen Ocean bis zum Eismeer. — Bei der ersten Andeutung des nahenden Winters ergreifen die Vögel die Flucht; die, welche von den Küsten des Atlantischen, sowie die, welche von den Ufern des Stillen Ozeans herbei gekommen sind, nehmen jeder seine Richtung mit unbeirrtem Instinkte, und lassen nur wenige Eisvögel zurück, denen sich im Laufe des Winters dann noch die arktische Eule und ein großer, weißer Adler anschließen, die hier vor der strengen Kälte der Polar-Region Schutz suchen. Eben so reich ist die Insektenwelt vertreten; jedoch sind weder Schlangen noch Frösche bisher gesehen worden.

Es ist kein Zweifel, daß die mineralischen Schätze von Russisch-Amerika ganz enorm sind. Die Küstengebirge, welche sich zwischen dem 54. und dem 60. Grad nördlicher Breite hinziehen, sind eine Fortsetzung der Sierra Nevada Kette, in welcher sich die Gold- und Silber-Minen von Californien und Britisch-Columbia befinden. Am Stikinefluß hat man bereits Gold entdeckt, und Bergleute arbeiten dort. Dieselbe Bildung zieht sich an der ganzen Küste entlang und setzt sich in der Halbinsel Aliaschka fort, die bis nach Asien reicht. Kupfer ist in reichem Maße vorhanden und Anzeichen von Blei finden sich. Eisen ist an verschiedenen Stellen der Küste des Stillen Ozeans gefunden worden und reiche Kohlenlager sollen im Norden an der Küste sich befinden. Die Eingebornen berichten von ähnlichen Lagern im Innern. Die Russen haben diese Lager nur in sehr geringem Maße verarbeitet, wie überhaupt diese Schätze alle für sie kaum existirt haben.

Das Klima ist nach diesen Berichten weit günstiger, als man nach der Lage des Landes erwarten sollte. Nach den durch zehnjährige Beobachtungen festgestellten Annahmen des Baron Wrangel zu Sitka hat es eine mittlere Temperatur von 46,4°, um 4 Grad wärmer als das 10 Grad südlicher belegene Portland im Staate Maine. — Der Hafen von Sitka ist immer offen, und die Einwohner haben nicht genug Eis für ihren Bedarf. Hier wächst auch Gras in Fülle, und Gemüse kann mit Leichtigkeit gezogen werden, und während in Kamtschatka, 10 Grad südlicher, Kartoffeln nicht mehr reifen wollen, gedeihen sie hier vortrefflich, so den großen Unterschied zwischen Ost- und Westküsten zeigend.

Die Einwohner von Russisch-Amerika bestehen aus fünf- oder sechstausend Russen und ungefähr fünfzig bis sechzigtausend Eskimos und Indianern. Letztere theilen sich in sehr viele verschiedene Stämme; sie hegen eine große Feindschaft gegen die Russen und haben verschiedene Male deren Vorposten überfallen und ermordet. Dies ist ein Grund, warum die Russen niemals weit in's Innere vorgedrungen sind, und mag ein Grund sein für die Bereitwilligkeit, das Land den Amerikanern zu verkaufen. Diese fanden, als sie den Telegraphen legten, keinen Widerstand, sondern vielmehr freundliches Entgegenkommen, sowohl bei Indianern als bei Eskimos.

Nach obiger Schilderung, erscheint die Kaufsumme, die Amerika für das ganze Land, mit Einschluß der Inseln in dem Behringsmeer, gezahlt hat, nur klein. Sie beträgt sieben Millionen zweimal Hunderttausend Golddollars.

Russische Ostsee-Provinzen.

Deutsche Sprache und Sitte dem Panslavismus gegenüber.

Der russische Panslavismus will sich, wie wir neulich vom Golos erfuhren, vorläufig mit der Erringung einer festen Stellung im Westen begnügen. Diese feste Stellung glaubt er nun aber am Besten zu gewinnen durch Ausbreitung der russischen Kirche und der russischen Sprache in den westlichen Ländern des Reiches, wozu nicht bloß das alte Polen und Finnland, sondern auch die sogenannten deutschen Ostsee-Provinzen gehören. Aus Riga wird gemeldet, daß, nächst der Errichtung russischer Gymnasien, die Einführung des Russischen in den deutschen Gymnasien dieser Provinzen, und zwar zunächst als Unterrichtssprache für das Fach der allgemeinen Geschichte, be-

*) Diese erreichen in Nord-Amerika eine bei uns nicht gekannte Größe und Saftigkeit.

verstehe und daß die kaiserlichen Behörden, statt des Deutschen, fortan des Russischen, als Amts- und Geschäftssprache sich bedienen sollen. Es kann natürlich keinem Staate die Berechtigung abgesprochen werden, in allen seinen Theilen ein einheitliches Nationalbewußtsein herzustellen; er darf jedoch niemals außer Acht lassen, daß es dafür eine gewisse Gränze giebt, die er nicht überschreiten darf, ohne das schreiendste Unrecht gegen die Kultur- und Bildungs-Zustände seiner Angehörigen zu begehen. Ja, es ist unsittlich und in den meisten Fällen auch unerreichbar, die politische Gleichartigkeit eines Staates auf Kosten eines wesentlichen Kultur-Rückschrittes in einem Theile desselben zu erzwingen.

Die „Baltische Monatsschrift" bemerkt in dieser Hinsicht: „Es würde uns übel anstehen, unserer seit drei Jahrhunderten so oft unterbrochenen und so vielfach behinderten baltischen Kultur-Entwickelung uns allzu sehr zu überheben; aber immerhin erlaubt muß es uns sein, in manchen nicht unwesentlichen Stücken dem übrigen Rußland uns überlegen zu fühlen und — was die Hauptsache ist — den vermittelst der Sprache gegebenen direkten Zusammenhang mit der Kultur eines der entwickeltsten Hauptvölker des jetzigen Europa als das wichtigste Erbstück unserer ganzen Geschichte hochzuschätzen. Einst, wenn Rußland wirklich den Westen eingeholt haben und namentlich hinter Deutschland nicht mehr an Civilisation und geistiger Production zurückstehen sollte, dann allerdings wird auch der Tag gekommen sein, da die durch Jahrhunderte bewährte und noch immer existenzberechtigte Besonderheit dieser Ostseeküste von selbst sich auflösen wird zum Behufe des Aufgehens in das größere Leben des Hinterlandes. Wie aber die Dinge bis jetzt noch stehen, so ist die betreffende hitzige Agitation der russischen Presse für nichts als kindische Ungeduld, wenn nicht für kulturfeindliche Barbarei zu erklären. Ein besonnener russischer Patriotismus sollte bedenken, daß die deutsche Sprache in den Ostsee-Provinzen ein wichtiges Kulturmittel nicht nur für diese selbst, sondern auch für das ganze Reich abgiebt. Die Ostsee-Provinzen sind gleichsam ein offenes Thor für die Einwanderung von Deutschland nach Rußland. Brauchbare Kräfte in den verschiedensten, namentlich aber in den von den Landeskindern noch ungenügend betriebenen Berufszweigen strömen, gerufen oder freiwillig, aus Deutschland hieher unter eine Bevölkerung, die ihre Sprache spricht, und in Verhältnisse, die ihnen nicht allzu fremdartig entgegentreten. Nachdem sie sich bewährt und geistig acclimatisirt haben, trägt Mancher von ihnen, und gewöhnlich nicht der Schlechteste, seine nützliche Thätigkeit weiter hinein in das russische Hinterland, oder seine Söhne oder Schüler thun es. Und diese Kulturvermittlung für die weitesten Strecken des Reichs ist gerade das eigenthümliche Verdienst der Ostsee-Provinzen, ein Verdienst, das sie weder mit den ehemals polnischen West-Provinzen noch mit Finnland theilen. Nur St. Petersburg bildet noch ein gleiches offenes Thor und zwar nicht für Deutschland allein, sondern für die ganze Westwelt. Aber die einziehenden Elemente und die Modalität ihrer Eingewöhnung sind verschieden hier und dort, und man kann nicht sagen, daß die Ostsee-Provinzen in dieser Beziehung durch Petersburg entbehrlich gemacht werden. Freilich den Maßlosesten unter den russischen Nationalitäts-Schwärmern ist diese Einwanderung an sich nichts weniger als etwas Erwünschtes; sie spotten über den deutschen „Drang nach Osten" und über die „Kulturträger" (geschrieben культуртрегеры) und bei der von ihnen erstrebten Ausrottung deutscher Sprache und Sitte in den Ostsee-Provinzen würden sie es gewiß für keinen geringen Nebenvortheil erachten, dadurch jene Einwanderung vermindert zu sehen... Lieber Barbarei und Ruin als eine Civilisation und ein wirthschaftliches Gedeihen, die nicht auf durchaus slavischer Grundlage ruhen — das ist, so unglaublich es scheint, wirklich die Maxime gewisser Ultra's, die, in größerem Umfange zur Ausführung gebracht, schwerlich ermangeln könnte, dem Staate selbst, dem sie dienen soll, die tiefsten Wunden zu schlagen und schließlich die weltgeschichtliche Nemesis wachzurufen."

Kleine literarische Revue.

— Janin's Buch für Bücher-Liebhaber. Der alte Jules Janin, der noch immer, wie vor vierzig Jahren, seinen literarisch-dramatischen Wochenbericht voll Sprühfunken des Geistes für das Journal des Débats schreibt, hat seit ungefähr einem Jahre auch wieder eine Anzahl Bücher, und zwar auf den verschiedensten Gebieten der Literatur, erscheinen lassen: zwei Novellen: „Circe" und der „Talisman", eine literar-historische Studie über „Beranger und seine Zeit,"*) und endlich (last but not least) einen bibliographischen Leitfaden für Bibliothek-Liebhaber: „L'amour des livres."**) Das letztgenannte Büchlein war kaum angekündigt, als es bereits vergriffen war. In Frankreich und besonders in Paris giebt es aber auch noch unter den Reichen und Vornehmen zahlreiche Bibliothek-Liebhaber, die man in Deutschland und besonders in Berlin mit der Laterne suchen muß. Bücher-Liebhaberei ist Janin's Leidenschaft von Jugend an gewesen. Er besitzt in seinem gastlichen Landhause zu Passy eine der umfassendsten, werthvollsten Privatbibliotheken, wo sich die besseren literarischen Erscheinungen der Neuzeit und des Alterthums, in den seltensten Ausgaben und in künstlerischen Einbänden finden. Seine Regeln bei der Auswahl und Aufstellung dieser Bibliothek hat er nun zu Nutz und Frommen für Andere in dem eben erschienenen Büchlein zusammengestellt. Janin sagt uns nicht bloß, welche Bücher eine gute Bibliothek haben muß, sondern er nennt uns auch die Arten, vor denen man sich zu hüten hat, wenn man nicht den überall unausreichend vorhandenen Raum vergeuden will. Er macht uns mit den bessern Ausgaben des Homer und des Herodot, des Virgil und des Horaz, der Bibel und des Koran, der Aldus Manutius und der Estienne, der Elzevire und der Didot bekannt. Die Bibliotheken von Hugo Grotius und der Scaliger, des Kardinals Mazarin, Larochefoucauld's und vieler anderer Berühmtheiten bis auf den jüngsten, königlichen und vor allen Dingen französischen Büchersammler, Herzog von Aumale, werden als mustergebend dargestellt. Hoffentlich wird das Büchlein bald in zweiter Auflage erscheinen, denn jetzt ist es nicht mehr im Buchhandel zu haben.

— Ein Italiäner über Christenthum und Universal-Geschichte.***) Die Rivista Bolognese enthält im ersten Hefte ihres zweiten Bandes eine kleine Studie über das Verhältniß des Christenthums zur Universal-Geschichte aus der Feder des geistreichen

*) Zwei Bändchen in 12. mit den Stahlstichen Beranger's und Janin's. Paris, René Pincebourde; Berlin, A. Asher u. Co.

**) Paris, J. Miard, 1866.

***) Il Cristianesimo in relazione colla storia universale, per Ermanno Lunzi. Bologna, 1867.

und scharfblickenden Ermanno Lunzi. Durch Separat-Abdrücke hat diese Abhandlung über den engeren Leserkreis der Rivista Bolognese hinaus in Italien Verbreitung gefunden und wie ein uns vorgelegtes Exemplar bezeugt, mit vollkommenem Rechte. Denn das von Daniel Schenkel jüngst in zwei starken Groß-octav-Bänden durchgesprochene Thema ist hier auf 23 Seiten ungleich klarer, unbefangener und treffender entwickelt worden. Während der italiänische Autor jedweder Kritik fremder Standpunkte der Zeitgenossen sich enthält, schöpft er aus dem lauteren Quell des historischen Zusammenhanges der Dinge; seine ganze Darstellung ist positiv, sie ist das Werk einer gewissermaßen protestantischen Gesinnung in der freieren Bedeutung des Worts, eine Apologie des Christenthums auf der Grundlage des modernen Bewußtseins. Für Ermanno Lunzi ist Christus der Messias kraft der geistig-sittlichen Erhabenheit seiner Lehre und seines Wandels; er braucht keine künstliche Hinaufschraubung seiner äußerlichen Beglaubigung als Religionsstifter. Christus ist der Vollender des von Moses begründeten Tempels reinerer Gottesverehrung, zu welchem aber auch das Hellenenthum ansehnliche Bausteine beigetragen. Ermanno Lunzi weist darauf hin, daß Jesu Heimatland Galiläa, ein Sammelpunkt mannigfacher religiöser und nationaler Einflüsse, den Charakter seiner Lehre wesentlich mitbestimmt, ihr schon im Keime den Stempel des Allgemeinen, Weltumfassenden aufgedrückt hat. Wo die jüdische, die hellenische und die römische Kultur sich begegneten, da konnte ein Glaube entstehen, der aus der ganzen antiken Entwickelung das Schlußergebniß zog und hiermit über die Einseitigkeit und über die sociale Zerklüftung des Alterthums die Menschheit für immer emporhob. T. v. B.

— Das Geld- und Bankwesen, nach J. L. Tellkampf.*) Die Grundbedingungen des Bankwesens sind mathematischer Art, d. h. sie lassen sich zwar in verschiedener Weise, mehr oder weniger klar und direct darlegen, aber sie müssen nothwendig alle ein und dasselbe mathematische Resultat haben. Das Recht, Banknoten auszugeben, gehört wie das Recht, Gold und Silber zu prägen, ausschließlich der Staatsgesellschaft und kann ohne die Zustimmung der gesetzgebenden Gewalt nicht von Privatpersonen in Anspruch genommen werden. Diese Zustimmung wird die gesetzgebende Gewalt, der es um die Sicherheit aller Staats-Angehörigen zu thun ist, an die Bedingung knüpfen müssen, daß die Bank stets einen genügenden Vorrath von baarem Gelde habe, um die ihr zu diesem Zwecke präsentirten Noten umzuwechseln. Dieser Baarfonds kann, je nach den Creditverhältnissen des betreffenden Landes und der betreffenden Bank, zwei Drittel, die Hälfte, oder auch nur ein Drittel der umlaufenden Noten betragen, wenn nur die nöthige Bürgschaft und Controle vorhanden ist. Als die beste Bürgschaft sieht der Verfasser das Prinzip der schottischen Banken an, wonach die Bank-Theilnehmer mit ihrem ganzen Vermögen für die Noten und Bankschulden haften, so daß sie schon darum die erforderliche Controle eintreten lassen. Daß der Verfasser, der seine volkswirthschaftlichen, praktischen Erfahrungen während eines langjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten gesammelt, ein Gegner aller Staatsbank-Monopole ist, versteht sich von selbst.

*) Die Prinzipien des Geld- und Bankwesens, von Dr. J. L. Tellkampf. Berlin, J. Springer, 1867.

— Ein Schweizer-Roman von Temme.*) Die Schweiz, des Verfassers Adoptiv-Vaterland, ist der Schauplatz dieses neuen Romans von Temme, der jedoch damit kein literarisches Seitenstück zu den Schweizer-Romanen seines berühmten Magdeburger Vorgängers Zschocke geliefert hat. Die „Heimat" beweist allerdings, daß sich der Verfasser schweizerische Orts- und Personen-Kenntniß angeeignet, aber von einem tieferen Verständnisse der Menschen und ihrer Zustände zeigt sich darin keine Spur. Temme hat seinen Ruf als Erzähler durch Behandlung einiger kriminalistischer Stoffe begründet, denen er, als früherer Criminalrichter, auch vollkommen gewachsen war. Zu künstlerischer Darstellung von historischen oder Familien-Ereignissen im Gewande des Romans fehlt es ihm jedoch an den Bedingungen eines feinsinnig beobachtenden Geistes und der nöthigen Ausdauer für sorgfältige Ausarbeitung seiner Stoffe und Feilung seiner Entwürfe. Wir bedauern, daß ein durch die Schule herber politischer Erfahrungen gegangener Mann, wie Temme, sich auf literarischem Felde nicht besser und dauernder zu erhalten gewußt hat.

— Rauhe Zeiten.**) In der That ein düsteres Bild, das aus diesen rauhen Zeiten uns entgegentritt! Der Roman spielt in Ungarn im sechzehnten Jahrhundert, zur Zeit, wo Soliman der Prächtige nach der schrecklichen Schlacht bei Mohacs (1526) die Hälfte von Ungarn mit Ofen besetzt hielt, und schließt mit der Uebergabe der ungarischen Reichsinsignien nebst der Königswürde an Kaiser Ferdinand (Juli 1551). Der ganze Roman ist ein schauriges Gemälde, das nirgends von einem freundlichen Lichtstrahl erhellt ist. Es bleibt allerdings Sache des Dichters, sich seinen Stoff aus der Geschichte zu wählen, und diese nach seinem Geschmacke in einem Romane auszumalen, aber eine so eintönige, grau in graue Malerei, wie die vorliegende, beschwert und verdüstert das Gemüth des Lesers und verleidet ihm die Lectüre. Das Leben bietet des Trübsals und der Traurigkeit genug, aber so arm und freudenleer, wie in diesem Roman ist es doch nicht, und von derartigen zur Unterhaltung bestimmten Büchern verlangt man doch etwas Ermunterung und Aufrichtung. In diesen „rauhen Zeiten" sieht man nichts von idealer Verschönerung und künstlerischem Aufschwung; der Faden der Geschichte wird zwar ruhig fortgesponnen und zuletzt richtig abgewickelt, auch sind die Charaktere mitunter gut gezeichnet, aber dem Ganzen fehlt der poetische Hauch.

Literarischer Sprechsaal.

Der junge französische Gelehrte, Herr G. Dietz, der sich in diesem Jahre mehrere Monate in Berlin aufgehalten und hier wegen seiner gründlichen Kenntnisse der französischen Literatur sowohl, als der deutschen, allgemein geschätzt wurde, liefert in der Revue des cours littéraires vom 14. September einen trefflich geschriebenen Nekrolog Böckh's, der am 3. August von dieser Welt geschieden, aber zu allen Zeiten in der Geschichte der Wissenschaft fortleben wird. Mit Recht sagt Dietz, nachdem

*) Die Heimat, ein Schweizer-Roman von J. D. H. Temme. 3 Bde. Leipzig, Alphons Dürr, 1868.

**) Rauhe Zeiten. Geschichtlicher Roman. 3 Bde. Von Sigm. Kemény. Aus dem Ungarischen von Theodor Opitz. Zürich, 1867, Verlags-Magazin.

er die Worte Gneist's bei dem sechzigjährigen Professor-Jubiläum des Verewigten citirt, worin auf die bedeutungsvolle Durchdringung des süd- und norddeutschen Geistes in der Individualität des berühmten badenfischen Preußen hingewiesen worden war, daß Böckh, gleich Estienne und anderen klassischen Gelehrten des 16. Jahrhunderts, nicht blos diese oder jene eifersüchtige Nationalität, sondern die gesammte Republik der Wissenschaften vertreten habe.

Vergönnt sei es uns bei dieser Gelegenheit, einen uns persönlich betreffenden Irrthum des Herrn Dietz zu berichtigen, der den Herausgeber des „Magazin für die Literatur des Auslandes" für den Verfasser einer bei Gelegenheit des sechzigjährigen Jubiläums von Böckh in den „Grenzboten" erschienenen biographischen Artikels über Letzteren hält. Eine zu jener Zeit auch im „Magazin" von uns gelieferte Notiz hat wahrscheinlich zu diesem wohlwollenden Irrthum Anlaß gegeben.

Das August-Heft der in vlamischer Sprache erscheinenden, pädagogischen Zeitschrift, de Toekomst, macht auf die gekrönte Preisschrift von Albert Richter in Leipzig über „die Concentration des Unterrichts in der Volksschule"*) aufmerksam. Die Verschiedenheit der Ansichten über Concentrirung und Vereinfachung des Unterrichts, die in dieser Schrift mit einem unbefangenen Blick auf das, was in der deutschen Volksschule seit fünfundzwanzig Jahren vorgegangen, dargelegt wird, hat auch für Belgien insofern ein großes Interesse, als man dort im Gegensatz auf den Einfluß, den in vlamisch Belgien die katholische Geistlichkeit auf den Volksunterricht ausübt, gern auf die in dieser Beziehung maßgebenden Principien des stammverwandten Deutschlands hinweist.

Zu den in Nr. 23 und Nr. 31 des „Magazin" gelieferten Bemerkungen über den von Friedrich dem Großen und von Voltaire gebrauchten Ausdruck „Ecrasez l'infâme" sind uns von zwei verschiedenen Seiten Berichtigungen zugegangen, die wir im Nachstehenden folgen lassen:

I.

In Nummer 31 dieser Blätter giebt der geehrte Herr Verfasser der „Geflügelten Worte" neue Auskunft über das bekannte „Ecrasez l'infâme". Er weist richtig nach, daß bei dem Gegenstande, der zermalmt werden soll, an ein Wort weiblichen Geschlechtes gedacht wird; und wenn er dabei vorzugsweise an superstition erinnert, so sprechen ihm doch auch Gründe dafür, daß religion gemeint sein könne. Daß für Voltaire, ungeachtet seines aufrichtigen Deismus, im vorliegenden Falle Religion und Aberglauben identisch sein mochte, findet Herr Büchmann nicht unmöglich, und bringt hierfür den Lobspruch bei, den Friedrich der Große dem berühmten Manne widmete: Il terrassa l'erreur et la religion. Mich dünkt, er hatte nur einen Schritt weiter zu gehen, um auf das entscheidend Richtige zu kommen. Im Sinne dieser Freidenker sollte doch „die Religion" nur insofern gestürzt werden, als man das Wort in der Bedeutung eines schädlichen Aberglaubens anwenden konnte. Diese Anwendung nun findet sich bei einem Dichter, mit welchem der König kaum minder vertraut war als d'Alembert und Voltaire, nämlich bei Lucretius (de natura rerum), auf welchen zu jener Zeit alle kühneren Geister gern Bezug nahmen; und zwar im Anfang des Werkes, wie denn immer die Einleitungen großer Gedichte am Bekanntesten werden und am Meisten geflügelte Worte liefern. Die Stelle, die ohnedies stark an Friedrich's Ausspruch erinnert, lautet in der Urschrift (I, 79 sq.): Quare Religio pedibus subjecta vicissim obteritur, nos exaequat victoria coelo. Etwa zwanzig Zeilen weiter heißt es „Tantum Religio potuit suadere malorum." In der zuerst angeführten Stelle wird die Zermalmung des Aberglaubens mit derselben Siegesfreude wie bei Voltaire vorausverkündigt, und hier möchte der Ursprung des Ecrasez l'infâme zu suchen sein.

Frankfurt a. M. Th. Creizenach.

II.

Der große König hat dieses Wort zuerst gebraucht, als Clemens XIII. sich im siebenjährigen Kriege, mit dem geweiheten Hut und Degen, als Feind von Preußen ankündigte. Damals schrieb er, den 2. Mai 1759, an seinen Freund d'Argens: „Vous vous plaignez, mon cher, de votre jambe. Celà empêche-t-il vos doigts d'écrire? Allons, allons, une bonne brochure contre *l'infâme*; cela sera bon, et vous combattrez ainsi sous nos étendards. Le pape a donné je ne sais quelle toque à Daun: il se conduit très-indécemment contre moi." D'Argens ergriff die Feder und schrieb so preußisch wie der König, welcher, als Schirmherr der evangelischen Kirche, im Namen der Reformation sein „Päpstliches Breve" an den Feldmarschall Daun in alle Welt sandte. Vielleicht ist es nicht überflüssig, wenn wir auch noch Friedrich's Brief an Voltaire vom 18. Mai 1759 mittheilen, in welchem dieser, weil er dem Papst zu Gefallen geschrieben, als Schmeichler gestraft wird; der König sagt nämlich: „Vous avez fait *Le Tombeau de la Sorbonne*. Vous dicterez encore, des Délices, des lois au Parnasse; vous caresserez encore *l'infâme* d'une main, et l'égratignerez de l'autre."

Auf die Frage, wie das Wort *L'infâme* zu ergänzen sei, muß man sich erinnern, daß Luther, auf die heftige Bulle vom 4. Juni 1520, sein Buch Von der Babylonischen Gefangenschaft der Kirche geschrieben, in welchem er den Papststuhl (nach Offenbarung Johannis 17, 5) „die große Babylon"*), die Mutter der Hurerei und aller Gräuel auf Erden" nennt. Man muß sich auch erinnern, daß Friedrich, in seinem Auszuge aus des Abbé Fleury Kirchengeschichte, quellengemäß schreibt: Luther habe vor jener Bulle Leo's X., so lange er von den Indulgenzen gesprochen, nur gesagt: daß das Papstthum nicht nach göttlichem Recht bestehe; nun aber, (um Friedrich's Worte wiederzugeben) behaupte derselbe *„que c'est le royaume de Babylon"*.**)

An d'Alembert, welcher den 15. Dezember 1774, in Bezug auf Rom geschrieben hatte: „qu'il faut détruire Carthage", antwortete der König: „Je vous la sacrifie, j'entends ce que Calvin nommait Babylone, la hiérarchie et toutes les superstitions qui en dependent". Ebenso schreibt der König an Voltaire, den 24. Oktober 1766: die französischen Philosophen könnten nun, nach dem Frieden, wo sie wollten, bei ihm ein Asyl finden; „à plus forte raison (fährt er fort) l'ennemi de Baal, on de ce-culte que, dans le pays où vous êtes, on appelle la prostituée de Babylone."

Also muß man bei „l'infâme", in Gedanken babylonienne oder prostituée de Babylone hinzufügen.***)

*) Leipzig, Serig, 1865.

*) Daniel 4, 27 sagt der König Nebucadnezar, als er auf der Königs-Burg zu Babel weilte: „Das ist die große Babel, die ich erbaut habe zum Königlichen Hause."

**) Supplément aux Oeuvres posthumes de Frédéric II. Cologne 1789. T. VI, p. 464.

***) Auch in des Königs „Facétie à M. de Voltaire (Oeuvres, XV., 2) kommt der Ausdruck l'infâme wiederholt in dem eben bezeichneten Sinne vor. D. R.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — Berlin, den 28. September 1867. — [No. 39.

Inhalt.

Benachrichtigung.

Mit dieser Nummer (39) endet das laufende Quartal dieser Zeitschrift. Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre geneigte Bestellung auf das nächste Quartal möglichst bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden. Die Verlagshandlung.

Literarische Anzeigen.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Karl Steffens' Volkskalender für 1868.

Achtundzwanzigster Jahrgang.

Mit **acht Stahlstichen**, nach Zeichnungen von **W. Amberg, C. Arnold, L. Burger, J. H. Kretzschmer**, und anderen Künstlern und **vier Illustrationen in Holzschnitt**, gezeichnet von **Adalbert Müller** und **O. Wiesnieski.**

Elegant geheftet. Preis 12⅓ Sgr.

Ein neues Gedicht von Emanuel Geibel eröffnet unsern diesjährigen Kalender. Da heißt es unter Anderm:

Wir wollen endlich fest	Reicht uns die Hand am Main,
Ausbau'n die deutschen Hallen:	Ihr Baiern und ihr Schwaben!
Nicht, wie sie Ost und West,	Wir wollen einig sein,
Nein, wie sie uns gefallen!	Und wollen Frieden haben.

Diese Strophe charakterisirt unsere Stimmung. Nach den großen und mächtigen Ereignissen, welche Deutschland endlich zu der ihm gebührenden Stelle in der Reihe der Nationen erhoben, hat das deutsche Volk als seine nationalen Pflichten eben diese beiden erkannt: im Innern den Bau der Einheit auf der gegebenen Grundlage friedlich zu vollenden, und nach außen jeden Zollbreit deutscher Erde und deutscher Ehre eifersüchtig zu wahren. Mag Krieg, mag Friede unser Loos sein: uns ziemt es, über die hohen Aufgaben, die unserer Zeit geworden, uns zu belehren und die Hingebung und Beständigkeit, die zur Erfüllung derselben nothwendig, aus den Beispielen der Geschichte, den Thaten und Worten großer Vorbilder zu schöpfen. Obgleich sich der Gang der Ereignisse nicht vorhersagen läßt, wie derjenige der Sterne, so giebt es doch ein Mittel, sich von ihnen nicht überraschen zu lassen: indem man die Natur des Momentes, in dem man lebt, nach allen Seiten hin betrachtet. Denn auch hier ist eine organische Entwicklung thätig. Nach diesem Prinzip ist der Kalender verfahren: wissentlich hat er keine von den Erscheinungen unberücksichtigt gelassen, welche geeignet sind, das hinter uns liegende Jahr zu illustriren oder auf die zukünftigen ihr Licht voraus zu werfen. Zeitgeschichtliche, kulturhistorische, industrielle und moralische Momente sind dabei ins Auge gefaßt worden, in der populärsten Form, wie es für einen Volks-Kalender sich schickt.

Indessen kennen unsere Leser ihren „Steffens" zu gut, um ihn für einen Pedanten zu halten. Er ist seinen 28jährigen Traditionen treu geblieben, indem er mit seinen belehrenden Abschnitten in reichem Maaße die Unterhaltung abwechseln ließ. Vielleicht ist der belletristische Theil des Kalenders niemals besser ausgefallen, als in diesem Jahre, wo sich die Namen Geibel, Hoefer, Rodenberg, Gerstäcker, Ring und Heigel vereinten, um in Vers und Prosa dem Publikum eine Reihe der anmuthigsten Gaben zu bieten, während wir in den verschiedenen anderen Feldern, die wir diesmal betreten, zu unserer Garantie die Mitwirkung von Fachmännern haben, wie A. Lammers (Redakteur des Bremer Handelsblattes), Sanitäts-Rath Dr. Posner (Herausgeber der Berliner klinischen Wochenschrift), H. Schwabe (Vorstand des statistischen Bureaus der Stadt Berlin), Professor Karl Biedermann (Redakteur der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" und Verfasser zahlreicher höchst geschätzter kulturhistorischer Werke), Dr. Anton Vollert (als Herausgeber des „Neuen Pitaval", der Nachfolger von Hitzig und Häring), Dr. Emil Jacobsen (Redakteur des chemischen Repertoriums), zu welchen sich unser altbewährter Mitarbeiter und unermüdlicher Rezeptensammler D. Philipp gesellt.

Mit einer so glänzenden Mitarbeiterliste, wie sie vielleicht kein zweiter von den zur Zeit erscheinenden Volkskalendern aufzuweisen hat, treten wir diesmal ganz besonders vertrauensvoll vor unsere Freunde, und wir hoffen nicht nur, diese zu fesseln, sondern auch zahlreiche neue zu gewinnen, indem wir hier den Inhalt aufführen.

Berlin, im September 1867. **Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.**

Der Kalender enthält das vollständige katholische, protestantische, russische und jüdische Kalendarium, den astronomischen Kalender, die Genealogie der hohen regierenden Häuser zc.

Für Preußen und die neu erworbenen Provinzen ist das vollständige Verzeichniß sämmtlicher Jahrmärkte und Messen in der ganzen Monarchie und den angrenzenden Ländern, mit dem Datum der gewöhnlichen Zeitrechnung, hinzugefügt.

Der unterhaltende Theil besteht aus folgenden ausgezeichneten Beiträgen:

Kleiner Wirthschaftskalender für Hausfrauen. Von Dr. E. Jacobsen.
Was wir wollen. Ein neues Gedicht von Emanuel Geibel.
Gedichte zu den Stahlstichen. Von K. A. Heigel.
Das böse Gewissen. Erzählung von Friedrich Gerstäcker. (Mit Illustration von O. Wiesnieski.)
Die Welt-Ausstellungen. Von A. Lammers.
Wie man Hofrath wird. Historische Erzählung von Max Ring. (Mit Illustration von A. Müller.)
Schule und Gesundheit. Von Sanitäts-Rath Dr. L. Posner.
Der Cront. Eine Reminiscenz aus dem Jahre 1866. Von Julius Rodenberg. (Mit Illustration von O. Wiesnieski.)
Chronik der neuesten Erfindungen. Von D. Philipp.
Preußen und die deutsche Einheit. Von Karl Biedermann.
Der erste Jagdtag. Aus den Erinnerungen eines soliden Staatsbürgers. Von Edmund Hoefer. (Mit Illustration von A. Müller.)
Die Kunst-Industrie in England, Frankreich und Deutschland. Von Dr. jur. H. Schwabe.
Der Herzog von Enghien. Ein Kriegsgericht unter Napoleon I. Von Dr. Anton Vollert.
Rezepte. (612)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51

Deutschland und das Ausland.

Zwei literarische Genossenschafts-Arbeiten.

II.

Das Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft.*)

Vischer sagt in seinem jüngst erwähnten Aufsatz über die realistische Shakespeare-Kritik: „Ich wüßte gleich noch einen Dichter zu nennen, dessen blinde Verehrung auf eine Höhe gestiegen ist, daß nachgerade Studien eines Realisten auch noth thäten: es ist Dante. Wo ist er wahrer Dichter? Wo ist er scholastisch, wo peinlich dunkel, wo abgeschmackt? Das müßte bei dem großen Wanderer durch Hölle und Himmel auch einmal genauer genommen werden, als bisher."

Das erste Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft thut in dieser Richtung keinen ersten Schritt, das sei vorweg bemerkt; die „gehobene Stimmung" der sechsten Säcular-Feier, durch welche das Entstehen der Gesellschaft veranlaßt wurde, trägt auch den bunten Inhalt des Buches, welches mit einer gewissen Mühe zu dem gewünschten Umfange gebracht zu sein scheint. Der deutsche Karl Witte erklärt in der „Rede zur Eröffnung der Dante-Gesellschaft, gehalten in Dresden am 14. September 1865", die auch das Jahrbnch eröffnet: die Ueberzeugungen der Mitglieder gingen auf politischem nnd auf religiösem Gebiet vielfach auseinander; „darin aber sind sie einig, in Dante's heiligem Gedichte den Ausdruck höchster dichterischer Weihe zu finden, die je einem Sterblichen zu Theil ward." Dieselbe Hymnen-Melodie klingt in der Schlußrede, die an demselben Tage und Orte ein italiänischer Gast hielt, Professor Giambattista Giuliani, „Erläuterer der Göttlichen Komödie an dem Florentiner Institut für höheren Unterricht". Diese Rede folgt im Buche italiänisch und deutsch der Witte'schen, und in ihr heißt es: „Alle sind darin einverstanden, daß Alighieri sich die Aufgabe stellte und sie löste, der Sänger der rechtlichen Weltordnung zu werden; mit noch besserem Grunde aber haben wir ihn als den Sänger derjenigen Glückseligkeit zu preisen, welche Gott den Menschen als endliche Ruhe bestimmt hat. In der That bestrebte sich der erhabene Dichter, uns zu diesem Ziele dadurch hinzuleiten, daß er uns die sicheren Wege angab, die das Leben zur Besserung führen und uns aus dem Elend des Lasters zur heiligen Freudigkeit der Tugend, aus der Finsterniß zum Licht gelangen lassen. Wer denn also immer nach jener Glückseligkeit Verlangen trägt, wem das klare Angesicht der Sittenreinheit theuer ist, jedes für die Liebe des Schönen und Wahren offene Gemüth wird sich zu dem von göttlichem Geiste durchwehten Gedicht hingezogen fühlen, das jedem (!) edelsten Verlangen unsres Herzens Genüge zu thun vermag." Ein Glück, daß der Professor nicht Omer's Macht hat, seine Meinung von der Komödie ist ziemlich genau dieselbe, wie sie Omer vom Koran hatte, da dürfte sich leicht dieselbe Konsequenz ergeben. Allzu scharf macht schartig, es brauchte Jemand noch nicht der von Vischer ersehnte Dante-Realist zu sein, um realistisch auszurufen: Jeder Krämer lobt seine Waare!

Professor Giambattista Giuliani erkennt die eigenthümlichen Verdienste der deutschen Forschung bereitwillig an und beglückwünscht die Festgenossen „zu Ihrem einmüthigen Entschlusse, als ein Verein zusammenzutreten, der entschlossen ist, alle seine Kräfte zu vereinigen, um in Dante's Geist einzudringen und dessen Gedanken und Gefühle bis zur Wurzel aufzudecken." Die Ueberfülle des Entschließens fällt nicht dem italiänischen Redner, sondern nur dem Uebersetzer zur Last. Die erhabene Aufgabe aber, die Gedanken und Gefühle Dante's bis zur Wurzel aufzudecken, scheinen die Italiäner allgemein mit einer gewissen Herzens-Erleichterung den Deutschen zu überlassen, um selbst dieser Verpflichtung ledig zu werden. Jene sehen so viele Aufgaben im Tageslichte der neuen Zeit vor sich, die sie zu vollbringen haben, daß sie sich schwer entschließen würden, sich in die Dämmerung und in die Finsterniß des Mittelalters ganz einzuwühlen. Und wer will behaupten, ohne sie Dante bis zur Wurzel zu verstehen? Wir bekennen ja gern: diese Wurzeln liegen so tief und breiten sich so weit aus, daß es eine volle Lebensaufgabe wäre, alle ihre Fasern zu verfolgen, aber eben darum wird Jeder darauf verzichten müssen, welcher für unsere Zeit noch andere Lebensaufgaben kennt. Den Italiänern ist Dante's, ihres unbezweifelt größten Dichters, Name heute zu einem Panier geworden, unter welchem sie die Erfüllung der Forderungrn des neunzehnten Jahrhunderts verlangen, weil Dante die Summe aller Ideale des dreizehnten Jahrhunderts zusammenfaßte und ihre Verwirklichung forderte; das gemeinsame Streben giebt der Fortschritts-Partei Italiens das Recht, Dante den ihrigen zu nennen; der positive Inhalt seiner Worte macht es möglich, daß auch die Reaction denselben großen Namen auf ihre Fahnen schreibt, denn dieser Inhalt ist eben das Mittelalter, in dem Höchsten, was es erreicht hatte, wie in dem Höchsten was es forderte, und was vor 600 Jahren vorwärts lag, wie sollte das nicht heute zum großen Theile rückwärts liegen?

Was von ewig gegenwärtiger Giltigkeit in des großen Florentiners Werken liegt, das bedarf der Kommentare am Wenigsten, — „was dagegen die Thätigkeit des deutschen Geistes vorzugsweise herausfordert, das werden die philosophischen und dogmatischen Tiefen des göttlichen Gedichts sein," vermuthet Herr Professor Witte. Heiliger Thomas von Aquino, „den man nennt den großen Ochsen der Gelehrsamkeit", dich Hauptpfahlwurzel wird also jeder rechtschaffene Deutsche vorläufig zu verdauen haben, wenn ihn nach den Früchten des Dichters Dante gelüstet! Vischer hat Unrecht, einen Rümelin für Dante zu fordern: Letzteren zu einem voraussetzungslosen Naturburschen stempeln zu wollen, wäre zu unzweifelhaft albern; den ganzen Wust der Scholastik hat Dante ja in der That hineingeheimnißt in die Göttliche Komödie, warum soll das geleugnet werden? Aber Vischer hat Recht, zu wünschen, daß einmal genauer gezeigt werde: „Wo ist er wahrer Dichter? wo ist er scholastisch?" Doppelt zu wünschen wäre, daß ein Deutscher diese Sonderung vollzöge, nachdem der „deutsche Geist" wahrhaft bedauernswerthe Fülle von Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Fleiß darauf verschwendet hat, zu finden, die höchste Poesie entfalte ihre Schwingen just dann, wenn die schwerste Wucht der Scholastik sie belaste.

In dem vorliegenden ersten Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft zeigt sich übrigens denn doch selbst, daß diese Art Arbeit an Dante, welche für die specielle und specifische Aufgabe der Deutschen gehalten wird, keineswegs die einzige ist, durch welche die deutsche Wissenschaft ihr Recht zur Dante-Forschung beweisen kann. Der Präsident der Gesellschaft und Redakteur des Jahrbuchs, Geheimrath Witte, hat an seinem Amt wahrlich keine Sinecure; er muß zugleich der fleißigste Mitarbeiter sein:

*) Erster Band. Mit einer lithographirten Tafel. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1867.

außer der eignen Rede und Uebersetzung der Guiliani'schen hat derselbe noch, abgesehen von der Probe seiner neuen Ausgabe der Opere minori di Dante, sechs eigene Beiträge geliefert. „Die neuen Arbeiten zur Kritik des Textes der Divina Commedia" ist darunter der räumlich ausgedehnteste, der für sich eine ziemliche Broschüre bilden würde. Es ist eine Oratio pro domo, eine glänzende, in welcher der Herausgeber der Berliner Ausgaben der Divina Commedia*) und Verfasser der vorausgeschickten Prolegomeni critici gelehrt, objectiv und mit feinstem literarischen Anstande die zum Theil komischen, zum Theil nicht eben anständigen Angriffe zurückweist, welche von Italiänern dagegen erhoben sind, besonders von dem Professor Luciano Scarabelli, welcher die Jubel-Ausgabe des Kommentators Jacopo della Lana besorgt hat. Der italiänische Dantist hat sich schon genöthigt gefühlt, aus einer zweiten Ausgabe einige gar zu kühne Purzelbäume fortzulassen, welche der National-Jubel ihn schlagen ließ. Es wird einem Unbefangenen oft schwer, an die volle Aufrichtigkeit der blinden Begeisterung zu glauben, mit welcher Herausgeber auf den von ihnen edirten Autor schwören, wie Professor Scarabelli auf den Lana. Nun hatte Witte besonders das Kapital-Verbrechen begangen, in einem Aufsatze in den Wiener Jahrbüchern (Inarbacher nach Scarabelli) zu reden von dieses Kommentars „großer in vielen Fällen nur durch Unkunde erklärbaren Simplicität, der gegenüber schon der Ottimo, den man ja sonst ausschließlich den Antico genannt hatte, als der gereiftere, ein weiteres Feld des Wissens beherrschende erscheine". Das aber gilt Herrn Scarabelli für eine „impertiosote accusa", die auf den Urheber zurückfällt, der als plumper Deutscher über das Italiänische gar nicht mitreden darf. Nur zeigt sich, daß dieser Deutsche in der einschlagenden italiänischen Literatur sehr viel besser zu Hause ist, als sein übermüthiger Angreifer.

Selbst eine „neuere Arbeit zur Kritik des Textes" nicht allein der Commedia sind die „Emendationen und Conjecturen in Dante's Schriften" von Eduard Böhmer, und eine unbefangene Würdigung gepriesenen Erklärungs-Materials giebt Dr. Theodor Paur: „Ueber die von Fr. Selmi herausgegebenen Chiose anonime zu Dante's Inferno".

Für weiterer Kreise Interesse und Verständniß berechnet ist der populäre Vortrag Prof. Witte's, welcher unter der Ueberschrift: „Dante's Weltgebäude" die Kosmologie des Mittelalters bequemer darlegt, als sie in den Quellen zu finden ist, und durch klare Topographie den Lesern der Divina Commedia das Verständniß wesentlich erleichtert. Ein Compendium mittelalterlicher Wissenschaft nach andrer Richtung liefert ein Vortrag des inzwischen verstorbenen Rektors der deutschen Dantisten, Ludwig Blanc: „Ueber die Entstehung der menschlichen Seele und der Schatten". Es wird gezeigt, wie die „Frage nach dem Verhältniß der Seele und des Geistes zum Leibe" beantwortet wurde von Aristoteles, Averroes, Albertus Magnus, Thomas von Aquino und endlich die Auffassung dieses Verhältnisses bei Dante, wie sie den Schilderungen und Verhandlungen in den Gesängen Purgat. 23, 24, 25 zu Grunde liegt.

Eine seltsame Special-Forschung hat C. F. Göschel beigesteuert. Auf die Frage: „Wer that aus Furcht den großen Rücktritt?" giebt die Untersuchung nicht etwa eine positive Antwort, sondern sucht nur den Papst Cölestin V., auf den die meisten Kommentatoren hinweisen, aus dieser Beziehung und damit aus der Vorhölle, dem Orte der Halben und Lauen, zu befreien. Die fragliche Stelle steht: Hölle III., 58—63:

Als ich darunter Keinen noch erkannte,
Da merkt' ich auf und sah den Schatten dessen,
Der den Verzicht, den großen, that aus Feigheit.
Alsbald verstand ich's und versichert war ich,
Daß es die Sekte war der Niederträcht'gen,
Die Gott mißfallen und auch seinen Feinden.

Der Verfasser beweist nun, daß Peter von Murrone, der als Papst Cölestin V. das Pontifikat am 13. Dezember 1294 niederlegte, ein frommer, demüthiger Christ gewesen sei. Das mag zugegeben werden; der Nachfolger, dem er durch seine Abdikation Platz machte, war es gewiß desto weniger. Je mehr aber der Charakter Cölestin's nun gelobt wird, desto wahrscheinlicher wird es ja gerade, daß Dante es für dessen Pflicht hielt, den hohen Platz festzuhalten und auszufüllen, auf den ihn, nach Dante's und gewiß auch nach päpstlicher Anschauung, Gott berufen hatte. Es braucht dem Dichter gar nicht „eine schmähliche Rache an dem frommen Greise" imputirt zu werden, dessen Nachfolger Dante's Verbannung veranlaßte. Es ist auch für den beabsichtigten Beweis völlig überflüssig, nachzuweisen, daß Petrarca jene Entsagung für eine preiswürdige Handlung hielt, daß Cardinal Jakobus ein Lobgedicht auf Cölestin verfaßt hat, daß Clemens V. mit großer Ehrfurcht von seinem Vorvorgänger spricht, und sonst noch allerlei. Das einzig beweiskräftige Argument wäre der Nachweis gewesen, daß Dante selbst irgendwo seine Anerkennung jenes Schrittes ausspricht. Dies Argument wird nicht beigebracht und kann nicht beigebracht werden, und höchst wahrscheinlich ist es, daß Dante, der die göttliche Weltordnung verkündet, in welcher Jeder seinen Platz mit vollster Hingebung an seine Pflicht auszufüllen hat, daß Dante, der überzeugungsstarre Parteimann das für erbärmlich, für frevelhafte Feigheit hält, was anderen, hübsch fern stehenden Leuten ja wohl als christliche Muster-Demuth erscheinen mag. Ein guter Christ als Papst that ja der Welt nach Dante's, und nicht nur nach seiner Meinung noth; um einen solchen hat aber Cölestin durch seine Abdankung die Welt um so mehr gebracht, je mehr man ihn nun übrigens zu loben sucht. Für Dante soll es doch nicht im Ernst abschreckend oder bestimmend sein können, daß Bonifaz VIII. die Renunciation eines Papstes überhaupt für zulässig erklärt und dabei loszieht gegen „etliche, besonders kluge Leute, welche über Dinge urtheilen, die ihnen nicht sonderlich nützen, und gegen die Lehre des Apostels mehr zu verstehen meinen, als ihnen gebührt" —? Könnte nicht gerade Dante einer von des Papstes „besonders klugen Leuten" sein? Dante, dessen Verbannung gerade dieser Papst betrieb? — Göschel's Gedankengang aber ist wesentlich folgender: Alle Urtheile Dante's sind absolut gerecht und richtig, nun scheint mir das vorliegende über Cölestin V. sehr hart, denn Cölestin war ein frommer Christ, also — kann Dante nicht den Cölestin gemeint haben. Irgend ein obskurer Mitbürger des Dichters soll daher „den großen Rücktritt" von der Partei der Weißen zu der der Schwarzen gethan haben; groß könne dieser Rücktritt heißen, weil — „der Unterschied zwischen Weiß und Schwarz groß ist" —! Diese Art psychologischer und historischer Kritik ist denn doch zu naiv.

Noch ein wunderlich Stück Arbeit ist: „Dante in der ungarischen Literatur. Von Kertbeny." Des Verfassers ungarischer Patriotismus ist höchst ehrenwerth, und sehr löblich mag sein Bestreben sein, uns „draußen in der Welt" zuzurufen: „Die Rasen eingespannt!" indessen — nachdem er sieben Achtel seiner Arbeit fertig hat, kommt ihm selbst das Bedenken: „Aber, wird man fragen, was mag all diese lange, bibliographisch minu-

*) Berlin, R. v. Decker, 1862. (Zwei Ausgaben in 4. und in 8.)

tiöse Herzählung eigentlich mit Dante zu thun haben, dem doch, dem Titel nach, dieser Artikel ausschließlich gewidmet ist?" Es geht nämlich eine kleine Geschichte der ungarischen Sprache, Kultur und Literatur voraus, nachdem bemerkt ist, daß nur 14, namentlich aufgeführte, nicht-ungarische Gelehrte bis jetzt der ungarischen Sprache mächtig sind, ferner der Nachweis eines „historischen wie geistigen Wechselverhältnisses zwischen Ungarn und Italien", wofür 10 Belege beigebracht sind, von denen einen „18 ungarische Reiseschilderungen aus Italien" (!) hergeben müssen, einen andern „zwei der bedeutendsten lateinischen Dichter des späteren Mittelalters, die zumeist in Italien berühmt sind", einen dritten die ungarische Legion unter Garibaldi. Daß alles dies mit Dante direct nichts zu thun hat, gesteht der Verfasser zu, dafür aber meint er: „indirect sehr viel". Speciell von Dante in Ungarn weiß er zwar nur anzuführen: „Man hat die Spur, daß die weltberühmte „Corvina" in Ofen ganz besonders kostbare und seltene Abschriften der Divina commedia besaß", man weiß nur nicht, wohin sie gekommen sind; Dante selbst habe sich lebhaft für Ungarn interessirt; ferner vermuthe man, daß zwei ungarische Priester, der Eine in Hexametern, der Andere in Terzinen die Göttliche Komödie übersetzten, und dann: „Somit ist bis jetzt blos ein einziges Werk Dante's als der ungarischen Literatur bereits angehörend zu verzeichnen. Es ist dies die Vita nuova, welche Uebersetzung Franz v. Császár zuerst Pest 1854, (216 S.) unter dem Titel Uj élet (Neues Leben) nebst Biographie und Porträt des Dichters veröffentlichte, und das so Beifall fand, daß noch im selben Jahre eine zweite vermehrte Ausgabe, Pest 1854, (268 S.) erschien." Folgt eine Biographie dieses Uebersetzers, dann ein Verzeichniß der Werke Johann Arany's, weil dieser der Verfasser eines lyrisch-allegorischen Gedichtes ist, einer „Hymne" auf Dante, welche schließlich in Uebersetzung mitgetheilt wird. „Zu beweisen und zum Bewußtsein zu bringen, daß der große Florentiner auch in dem fernen Ungarn keine unbekannte Größe ist, kein bloßer Schall und Name." — weiter hat es keinen Zweck, und in dem Jahrbuch füllt es 18 Seiten statt höchstens eben so viel Zeilen.

In dem Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft sind doch auch wohl eigentlich als Curiosa und Füllsel zu betrachten: „Der dritte Gesang der Hölle altcatalanisch", — „Francesca von Rimini neugriechisch" und: „Francesca von Rimini ungarisch", das letzte vielleicht eine Probe der von Kertbeny mit „wie man sagt" angekündigten Terzinen-Uebersetzung. Nach Kertbeny sind des Ungarischen im Ganzen sieben deutsche Gelehrte „mehr oder weniger mächtig" —!

Ein ander Ding ist's, wenn Dr. C. A. F. Mahn „über einige von Dante in seinen Werken erwähnte provenzalische Dichter" Notizen giebt, und gern wird man der Erfüllung des Versprechens entgegensehn, in einem der nächsten Jahrgänge „die von Dante erwähnten acht provenzalischen Dichter einzeln zu betrachten, die Stellen vollständig beizubringen, worin sie von Dante angeführt sind, das Urtheil desselben über die Dichter zu beleuchten, die Dichter an und für sich selbst zu beurtheilen, ihr Leben kurz zu schildern und die Werke, die sie uns hinterlassen haben, anzuführen." Die Arbeit kann so interessant werden, wie der durch Professor Holland mitgetheilte und eingeleitete „Beitrag zur Erklärung der Divina commedia von Ludwig Uhland", ein Aufsatz aus einer Zeitschrift von 1811, der in deutscher Uebersetzung die Stelle des altfranzösischen Ritterbuchs von Lancelot vom See mittheilt, welche in der Geschichte der Francesca von Rimini (Hölle, Ges. 5) eine so verhängnißvolle Wichtigkeit hat, da sich bei dieser Lektüre die Leidenschaft zwischen Francesca und ihrem Schwager enthüllt.

Eine historische Untersuchung von Fr. X. Wegele: „Die Beziehungen der Wettiner zu den Ghibellinen Italiens in der Zeit Dante's" ist wohl wesentlich als Compliment zu betrachten, welches die Dante-Gesellschaft ihrem Protektor, dem Könige von Sachsen, macht, der bekanntlich haltbarere und persönlichere Beweise seiner Beziehungen zu Dante selbst geliefert hat. Dieser Arbeit folgt im Buche eine Untersuchung des Anthropologen, Professor H. Welcker in Halle: „Der Schädel Dante's", welche nach Vergleichungen der Todtenmaske mit dem Bericht der Commission zur Bestätigung der Wiederfindung von Dante's Gebeinen und der Abhandlung von Dr. Nicolucci: Il Cranio di Dante Alighieri zu dem Resultate kommt, daß der in der sogenannten Kiste des Frate Santi zu Ravenna aufgefundene Schädel wirklich Dante's Schädel sei. Professor Witte schließt daran ausführliche Mittheilungen über „die Todtenmaske, das Florentiner Frescobildniß und die Kiste des Frate Santi" unter Einfügung von Notizen aus dem Tagebuche des Verlegers, Heinrich Brockhaus, welcher der Prüfung des letztgenannten Fundes in Ravenna am 7. Juni 1865 persönlich beigewohnt hat. Ueber „Dante's Geburtstag" stellt wiederum der unermüdliche Präsident der Gesellschaft complicirte Wahrscheinlichkeits-Rechnungen an, die ihn auf den 30. Mai 1265 führen. Abermals Witte leitet eine Untersuchung über „Dante's Familien-Namen" ein, worüber er noch Gutachten eingeholt hat von Friedrich Diez, Wilhelm Wackernagel, Zacher und Pott. Diez und Wackernagel lassen ziemlich unentschieden, ob Alighieri oder Allighieri, die drei Anderen entscheiden sich mit Gründen bestimmt für Allighieri, und Alle sind darin einig, dem Namen germanischen Ursprung zu geben, ihn durch Aldigherius und Aldagherius hindurch auf althochdeutsche Namensformen wie Aldeger, Aldegar, Aldiger-Altger, Altspeer zurückzuführen.

Es folgt nun die umfangreiche und bedeutende Arbeit des Geh. Justizraths, Professor Dr. Abegg in Breslau: „Die Idee der Gerechtigkeit und die strafrechtlichen Grundsätze in Dante's Göttlicher Komödie". Diese Studie bildet einen Theil einer noch umfassenderen Arbeit, welche als Freundes-Geschenk zu Witte's 50jährigem Doctorjubiläum im August 1866 bestimmt war, deren rechtzeitige Vollendung aber durch die Verhältnisse des vergangenen Jahres verhindert wurde. Der diesjährige deutsche Juristentag hat Herrn Prof. Abegg unter seine Präsidenten gewählt; hier beweist er, daß er auch unter den Dantisten einen hervorragenden Platz einnimmt, obgleich er sagt: „Einen neuen Beitrag zur Erklärung der Dichtung zu liefern, oder auch nur zu versuchen, lag nicht in meinem Plane". Das beabsichtigte Werk hat nämlich „die Grundsätze der Strafgerechtigkeit bei den ältern und spätern classischen Dichtern" zum Gegenstande. Welcher Dichter aber könnte da reicheren Stoff liefern, als gerade Dante, in dessen großem Gedicht, wie man wohl dem Verfasser zugeben wird, ohne Jurist zu sein, „der Nachweis und die Verherrlichung der Gerechtigkeit, wie sich diese nach göttlichem Rathschlusse und Ordnung über die Menschen in Lohn und Strafe und in Läuterung vollzieht, der Mittelpunkt, der wesentliche Inhalt, die folgerichtig durchgeführte Aufgabe" ist. Der Forscher stellt sich auf sicheres Fundament; er verhimmelt nicht in absoluter Dante-Verherrlichung, sondern sagt: „Wir befinden uns aber bei der Betrachtung der Dichtung, wie diese selbst, auf einem bestimmten Boden. Die Grundlage bieten bestehende geschichtliche Verhältnisse: die Gerechtigkeit, welche über denselben waltet, ist die

göttliche, wie sie sich im Christenthum offenbart — diese, was kaum der Bemerkung bedarf, nach der Auffassung der Zeit, der damals herrschenden Lehre der Kirche und des Verhältnisses des Staats, insbesondere des Reiches zu derselben, den Ansichten der Vertreter der Wissenschaft im Gebiete der Religion und Politik — die aber auch auf die Beurtheilung der Ersteren den unter den geschichtlichen Voraussetzungen nothwendigen Einfluß ausüben. Wenn hier neben der Objectivität der Sache, die für die Geltendmachung der Gerechtigkeit in Anspruch genommen werden muß, die Individualität des Dichters gleichfalls ihr Recht behauptet, so ist dies um so mehr begründet und anzuerkennen, als derselbe an dem nothwendigen Bestreben, die beiden Seiten des sich geltend machenden Objectiven und des seiner Freiheit sich bewußten Subjectiven in dem sonst unvermeidlichen Zwiespalt zur Versöhnung zu bringen und sie zu vermitteln, seinen Antheil gehabt hat. Theoretisch durch seine noch immer beachtenswerthen Arbeiten, vornehmlich das Werk über die Monarchie — praktisch durch sein politisches Leben und Wirken — allerdings unter den damaligen Verhältnissen, in den großen Kämpfen der Zeit und den bis ins Kleinste der einzelnen Staaten oder Herrschaften Italiens, mit ihren Spaltungen und unseligen Folgen, sich behauptenden Parteiungen, — so daß er selbst einen Partei-Standpunkt einnimmt, dem er, ihn für den berechtigten haltend, die größten Opfer, ja man muß sagen, sich selbst zum Opfer bringt, immer in der edelsten Gesinnung und im vertrauenden Hinblick auf die ewige Gerechtigkeit, die sich auch diesseits vollzieht."

So geführte Untersuchungen fordern gewiß Vischer und seinen postulirten Realisten nicht heraus, (sie könnten nur hier und da flüssigere Perioden wünschen) und außerdem hat der Verfasser das Verdienst, durch seine umfassenden Noten die dem Buche fehlende Dante-Bibliographie einigermaßen zu ersetzen, welche wir dem nächsten Jahrgange nebst einigen, nicht verdüftelnden, ästhetischen Essays über den Dichter Dante wünschen.

Eine interessante Beigabe ist das photo-lithographische Facsimile von Dante's Verbannungs-Urtheil, zu dem Alfred von Reumont eine erläuternde Skizze: „Dante's Exil" geschrieben hat.

Friedrich Hafenow.

Naturwissenschaftliche Volksbücher, von A. Bernstein.*)

Es ist ein anerkannt erfreuliches Zeichen unserer Zeit, daß sie an der vielfachen Ausbeute naturwissenschaftlicher Forschung ein so lebhaftes und allseitiges Interesse nimmt, wiewohl, gegen die Annahme und den Wunsch Mancher, namentlich der achtungswerthen Wortführer jener Richtung, einzuräumen ist, daß die Ergebnisse derselben heut nicht mehr (wie etwa im vorigen Jahrhundert) den Erfolg haben, einem gewissen autoritätsgläubigen Formalismus heilsam entgegenzuwirken, dieser vielmehr als ein nur anderer, wenngleich sehr zweideutiger und moralisch gebrochener Bildungsfaktor selbständig mit der realen Beobachtung parallel geht. Uebrigens zeigt die Naturwissenschaft, bei ihrer ungeheuren äußeren Ausdehnung, noch einen großen formellen Mangel darin, daß sie sich fast nirgends bemüht, die entdeckten Gesetze der natürlichen Erscheinungen an die gewonnene Entwickelung des logischen Gedankens anzuknüpfen, diesem also in seinem mühevollen Aufbau fruchtbar entgegenzukommen; und einen materiellen darin, daß sie so selten sich herbeiläßt, die höchste und vollendetste Erscheinung der ganzen Natur, den selbstbewußten menschlichen Geist, wenn auch nur in anziehender fragmentarischer Beobachtung zum Gegenstande ihrer eingehenden Forschung zu machen.

Die einzige rein empirische Wissenschaft, in welcher wir jene untergeordneten Stadien, und zwar mit siegreichem Glanze, überwunden sehen, ist die Weltgeschichte, wenn freilich auch nur die philosophische, nicht die populäre, welche, trotz allem liberalen Scheine, in Gehalt und Form auf leicht nachweisbaren Umwegen reactionär wirkt. — Diese wenig erhebenden Betrachtungen überschlichen uns wiederum, als wir von der neuen, vielfach verbesserten und vermehrten Auflage der naturwissenschaftlichen Volksbücher Bernstein's einen neuen Theil vor uns sahen. Der naturwissenschaftliche Stoff erscheint in allen seinen Theilen dem höchst achtbaren Verfasser wohl bekannt; er kommt überall zu einem übersichtlich gegliederten, klaren, ansprechenden, gemeinfaßlichen Vortrage; der gemüthlich-bequemen Darstellung fehlt aber im Ganzen fast jede energische Beziehung auf allgemeine Gesichtspunkte, auf einen höheren logischen Zusammenhang, die, wenn auch bei Leistungen dieser Art nicht in voller Strenge zu wahren, doch keineswegs verhindert ist, sie mit ihrer belebenden und spannenden Kraft zu durchdringen. Die Scheu vor einem durchgreifenden, begriffsmäßigen Princip ist es immer, was alle naturwissenschaftliche Arbeit, zumal in ihrer populären Richtung, kennzeichnet. Was will beispielsweise die durchaus müßige, einleitende Erörterung des II. Abschnittes sagen: „Wenn wir einen Sinn mehr hätten"? Bietet diese Etwas, das in seiner unbestimmten Bedingtheit der einfachsten Sinnenauffassung oder dem reinen Begriffe irgendwie zu veranschaulichen ist? Eher ließe sich doch irgend eine neue botanische oder zoologische Körperform vorstellen und ausführen, als ein neuer Sinn! Warum haben wir Menschen keinen sechsten Sinn? Weil wir beispielsweise für die hier in Betracht gezogene Erscheinung der Elektricität mit dem allgemeinen Tactus auskommen, weil wir für unsere Functionen keinen weiter gebrauchen, weil wir überhaupt für den (an sich freilich begränzten) Umfang unserer Anschauung und Erkenntniß mit unseren fünf Sinnen vollständig ausgerüstet sind, — wie dies die rationale Anthropologie längst überzeugend nachgewiesen hat! — Hypothetische Fragen sind nur so weit berechtigt, als irgend eine an sich noch unermittelte, selbst völlig unklare Erscheinung zu einer für ihre vorläufige Erklärung unentbehrlichen Voraussetzung Anlaß giebt; — dieser Anlaß war hier aber nicht vorhanden. Bis auf Weiteres konnte also unser Forscher, in diesem Falle wie in manchen anderen seiner Darstellung, sich theils mit dem schon erwähnten Sinne, theils mit demjenigen sechsten begnügen, den man das allgemeine Denkvermögen nennt, der unten wie oben verdächtig und verhaßt bleibt und dem er, wahrscheinlich um bei der lieben Masse nicht anzustoßen, in keinem Theile seines Werkes eine interessante psychologische Ausführung vergönnt hat.

*) Wohlfeile Gesammtausgabe. Berlin, Fr. Duncker, 1867.

Kotzebue's dramatische Werke.*)

Ist Kotzebue heutzutage nicht vollständig veraltet? Ja und nein, je nachdem man ihn auffaßt. Als veraltet und zugleich ungenießbar möchte an ihm vor Allem der ganze, nicht unbeträcht-

*) Auswahl dramatischer Werke von A. v. Kotzebue. Leipzig, E. Kummer.

liche Vorrath an hausbackener, etwas sentimentaler Tugendseligkeit zu betrachten sein, welcher als belebender, freilich noch jetzt nicht unbeutscher Grundzug durch die meisten seiner dramatischen Schöpfungen hindurchgeht; als veraltet selbstverständlich auch eine gewisse Zahl von äußeren Lebensformen nebst ihren Folgerungen, welche die politische und soziale Umwandlung des letzten halben Jahrhunderts größtentheil beseitigt hat; — als nicht veraltet und in voller Kraft bestehend die oft wiederholten Motive gemüthlich-sittlicher Beschränktheit, Uebertreibung und Zerfahrenheit, deren meist glücklich erfundene Situationen er in zutreffender, erschöpfender Humoristik und Satire zur heiteren, ergötzlichen Darstellung bringt. Nehmen wir als Beispiel unter vielen sein Lustspiel „die deutschen Kleinstädter". Haben die wunderlichen Kultur-Objekte dieses Stückes seit siebzig Jahren sich etwa geändert? Sind sie jetzt Großstädter oder Gemeinde-Vorsteher im besseren oder gar im guten Sinne des Wortes geworden? Sind die ehrsamen Insassen von Schilda und Krähwinkel, wie man sie noch sieht, nicht ganz mit denselben bühnenwürdigen Tugenden der zähen Engherzigkeit, des launenhaften Eigenwillens, der verstockten Kleinigkeits-Krämerei und Titelsucht reichlich ausgestattet, kaum anders als in jenem kunterbunten, privilegirten Wirrsal kleinstädtischer Reichsherrlichkeit? Hätten wir jetzt einen Kotzebue (ich meine einen Komiker, der seine Stücke nicht etwa aus dem populären Schau- und Klangfutter unseres fortgeschrittenen Publikums, d. h. aus einem faden, tendenziösen Mixpickle muthloser politischer Anspielungen und Couplets zusammenmengte), so würde dieser, bei einem ähnlichen Stoffe, mit gleich scharfem oder noch geschärfterem Spotte nicht allein die erwähnten Eigenschaften, sondern vor Allem auch den auf sie gesetzten Liberalismus lächerlich machen, welcher, mit rothgefärbten Phrasen kostümirt, sich als das reine todesieche Scheinleben in unserer hochentwickelten Vereinsthätigkeit, besonders auf dem curulischen Sessel der kleinstädtischen Communal-Verwaltung, breit macht.

Können wir nicht das Unveraltetsein in diesem Sinne sowohl jenem, als auch den meisten anderen Charakterbildern der Kotzebue'schen Lustspiele zusprechen? Wir kommen bei Ihnen, wie bei den Werken vieler anderen Zeiten-Maler, immer auf den zwar wenig erquicklichen, aber stichhaltigen Satz zurück: die besonderen und äußeren Formen des geselligen und technischen Lebens und Treibens entwickeln und ändern sich mit der Zeit, und darin hauptsächlich beruht der sogenannte historische Fortschritt; die Menschen im Allgemeinen und Wesentlichen aber, in der ganzen produktiven Masse ihrer Strebungen und Ansichten, ihrer ganzen und halben Tugenden und Laster, bleiben durch alle sozialen Prinzipien-Strömungen hindurch ziemlich unverändert dieselben. Wäre dies nicht, wie könnten wir heutzutage noch irgend ein Verständniß für die dramatischen Figuren eines Shakespeare, Calderon, eines Plautus, Terentius und Aristophanes haben? Wir haben es, beiläufig bemerkt, nicht bloß im vollsten Maße, sondern vermöge unserer logischen und kritischen Ueberlegenheit, sogar in höherem Grade als die harmlosen Zeitgenossen jener Volkslehrer, als diese selbst. Die getroffene Darstellung jener allgemein giltigen, unvergänglichen, bei allem Wechsel immer wiederkehrenden Typen der menschlichen Natur ist es, die uns ihre Werke lieb und werth macht und trotz aller fortschrittlichen Entfernung stets in vertraulicher Nähe erhält.

Vermissen wir nun auch in Kotzebue die gediegene, ideale Innerlichkeit, Tiefe und Energie, welche erforderlich ist, um gesellige Vorzüge oder Verkehrtheiten nach ihrem wahren, wenigstens bestmöglichen Maßstabe richtig und gerecht zu bestimmen (während er mit dem ihm eigenen verständigen Realismus doch gegen die Uebertreibungen gewisser, aus Sehnsucht und Wehmuth zusammengeblasenen, mit christlich-hellenischem Goldschaum umwickelten Aetherologen ein heilsames Gegengewicht bildete), verstimmt uns im Ganzen und Einzelnen die oben erwähnte rührselige und scheinheilige Maßlosigkeit, mangelt ihm demnach auch die wünschenswerthe künstlerische Vollendung, die er bei größerer Ruhe und Stetigkeit wohl erreicht hätte, so kann er, wie er in seiner Zeit eine bedeutende Lücke unserer belletristischen Bildung glücklich ausfüllte, uns mit seinen unläugbaren Vorzügen treffender Charakterzeichnung, sprudelnder, drastischer Kraft, technisch-bühnengerechter Gewandtheit und Abrundung noch immer als ein anzuerkennendes, von vielen Seiten beherzigungswerthes Muster dienen, an dessen Lesung und scenischer Vorführung man, bei nicht zu morosen Anforderungen, sich gelegentlich aufrichtig erfreuen mag.

Die vorliegende Sammlung seiner besten dramatischen Werke wird, nach dem Prospekt, aus 10—12 (geschmackvoll und sauber ausgestatteten) Bänden bestehen. Wir wünschen ihr vielseitige Berücksichtigung.

Frankreich.

Die Ermordung Heinrich's IV.*)

Die Ermordung Heinrich's IV. hat zu den verschiedenartigsten Vermuthungen Anlaß gegeben; bald ist sie einem Complott im eigenen Lande, bald einer vom Hause Oesterreich angezettelten Verschwörung zugeschrieben worden, welches verzweiflungsvoll dies letzte abscheuliche Mittel zum Heil nicht unversucht ließ; endlich, nach einer dritten Lesart, ist Heinrich den Streichen eines verruchten Wahnsinnigen erlegen, der in der Blindheit und Verstocktheit seines Fanatismus sich zu dem abschreckenden Verbrechen hinreißen ließ.

Heinrich's IV. Abschwörung der protestantischen Lehre, seine Absolution durch den Papst, seine Versöhnung mit den Jesuiten hatten sieben Jahre lang das Fieber des Königsmörders niedergehalten. Ein Umstand fachte es im Jahr 1609—1610 von Neuem an.

Der Defensiv-Vertrag der Liga, welchen Heinrich mit Holland abgeschlossen hatte, war für den zwölfjährigen Waffenstillstand und somit gleichfalls für die Unabhängigkeit der neuen Republik von entscheidender Wichtigkeit gewesen. Dieser große, dem reformirten Holland, gegenüber dem katholischen Spanien, geleistete Dienst hatte ihn bei den Ultra-Katholiken und alten Ligisten Frankreichs in schlechtes Licht gebracht, das noch befördert wurde durch den Verdacht der Mitschuld an einer eingebildeten abgeschmackten Verschwörung der französischen Reformirten gegen die Katholiken, der gegen ihn verbreitet wurde.

Es ist heutzutage schwer begreiflich für uns, wie es die Fanatiker jener Zeit möglich gemacht, einen Theil der Bevölkerung glauben zu machen „der König wünsche nicht das Einschreiten der Justiz bei dem von den Hugenotten (vorgeblich) angestifteten Complott, alle Katholiken am Weihnachtstage des Jahres 1609 zu ermorden". Es ist zwar hierüber nichts Ge-

*) Nach der von der Académie Française zweimal mit dem großen Gobert'schen Jahres-Preise gekrönten Histoire d'Henri IV., von Poirson.

naues mehr festzustellen, doch so viel ist sicher, daß dieses von Ravaillac für wahr gehaltene Gerücht den ersten Anstoß zu seinem mörderischen Plan gegeben hat.

Der Mörder hatte sehr exaltirte religiöse Anschauungen und war auch eigentlich nicht vollkommen Herr seiner Vernunft. Er war eine Zeit lang in einem Bernhardiner-Kloster gewesen und daraus relegirt worden, weil er sich Visionen und ähnlichen Ausschreitungen hingegeben, die das Kloster und den ganzen Orden compromittiren konnten. Er hatte nun seinen Unterhalt durch Führung von Prozessen und als Schullehrer in Angoulème gefunden, wobei er jedoch immer noch von Visionen heimgesucht wurde. Fanatismus und mißverstandene Schulphrasen entwickelten in dem leidenschaftlichen Menschen die Idee, daß der König, wenn er nicht vermocht werden könne, die Hugenotten zur Abschwörung ihrer Religion zu zwingen und zum Katholicismus zu bekehren, getödtet werden müsse. Als man ihn wenige Augenblicke nach seiner Gefangennehmung fragte, wie er denn an den Allerchristlichsten König habe Hand anlegen können, antwortete er: man muß erst wissen, ob er allerchristlich ist. Als man ihn späterhin fragte, was ihn denn zu dem Attentat getrieben habe, antwortete er: „Die Predigten, die ich gehört, haben mich die Gründe gelehrt, aus denen die Nothwendigkeit hervorging, die Könige zu ermorden."

Nachdem einmal die Idee in ihm Wurzel gefaßt hatte, den König gegen die Hugenotten zu waffnen oder ihn zu tödten, beschloß er, ehe er Gewalt brauchte, erst alle Mittel der Ueberredung in Bewegung zu setzen. Obgleich seine Eltern nur von Almosen lebten, obgleich er selbst sehr arm und mehr als einmal Schulden halber eingesperrt worden war, machte er um die Weihnachtszeit des Jahres 1609 eine erste Reise von Angoulème nach Paris, einzig und allein in der Absicht, den König zu sprechen und zu überreden, „daß er die Bekenner der sogenannten reformirten Religion zur katholischen, apostolischen und römischen Kirche zurückführe." Während dieses ersten Aufenthaltes in Paris hatte er die härtesten Prüfungen zu bestehen, die aber nicht vermochten, seine Halsstarrigkeit zu brechen und seinen Fanatismus zu zügeln. Einmal war er von Noth so gedrängt, daß er, nachdem er die Messe in der Jesuitenkirche der rue St. Antoine gehört, vor Hunger genöthigt war, ein Almosen von einem Sou zu erbetteln und anzunehmen. Auf der anderen Seite wandte er sich einen ganzen Monat lang, von Weihnachten 1609 bis Ende Januar 1610, mit unglaublicher Hartnäckigkeit an alle Personen, die ihm geeignet schienen, ihm den Zutritt zum Könige zu vermitteln. Da er von ihnen aber als Visionair behandelt und zurückgewiesen wurde, benutzte er den Augenblick, als der König bei der Kirche des innocens vorüberfuhr, sich ihm zu Füßen zu stürzen und ihm zuzurufen: „Im Namen unseres Herrn Jesu Christi und der heiligen Jungfrau will ich mit Ihnen reden." Er wurde aber fortgestoßen und gelangte nicht dazu, den König zu sprechen. Da erst, überzeugt von der Fruchtlosigkeit seiner Anstrengungen im Wege der Ueberredung, reifte der Entschluß in ihm, den König zu ermorden, der wohl die Macht, nicht aber den Willen hätte, die Hugenotten zu bekehren, dessen Tod aber einem Fürsten Platz machen würde, der dem Herrn besser zu dienen verstände. Diese Gedanken nährte er bei der Rückkehr von Paris nach Angoulème, wo er in der Ausübung seiner Lehrer-Thätigkeit für den Augenblick sein Brod und für die zukünftige Ausführung seiner Pläne die nöthigen Mittel zu erwerben suchte.

Am Ostertage des Jahres 1610 trat er seine zweite Reise nach Paris an, wo er aber so entblößt von allen Mitteln anlangte, daß er nicht einmal Geld hatte, das mörderische Messer zu kaufen und es in einem Wirthshaus nahe am Blinden-Spital stehlen mußte. Der neue dreiwöchentliche Aufenthalt in Paris erweckte aber alle die alten Zweifel und Schwankungen wieder in ihm. Noch einmal wies er den mörderischen Plan von sich, verließ Paris und gelangte nach Étampes, wo er nahe bei einem Garten die Spitze seines Messers um einen Zoll abbrach. Aber der Anblick eines Christus am Kreuze in einer Vorstadt von Étampes und das wiederum gehörte Gerücht, Heinrich wolle gegen den Papst zu Felde ziehen und den heiligen Stuhl nach Paris verlegen, erregten auf's Neue die Versuchung in ihm, den König zu tödten. Er schliff an einem Stein seinem Messer eine neue Spitze an, verließ Étampes, betrat zum dritten Male Paris und lauerte auf eine Gelegenheit für seinen Meuchelmord, bis er sie gefunden......

Der Prozeß Ravaillac's wurde von einer aus unbestechlichen Richtern bestehenden Commission unter dem Präsidium des tugendhaften, heroischen Harlay eingeleitet. Gefangenschaft, Verhör und Folterung dauerten dreizehn Tage. Schon beim ersten Verhör wurde dem Mörder entgegengehalten, daß er unmöglich in sich allein den Antrieb zu einer so ruchlosen Handlung gefunden haben könne, daß sicher ein fremder Wille ihn dazu gedrängt haben müsse. Er antwortete: „Mich hat Niemand verführt, nur das unter den Soldaten cursirende Gerücht, daß wenn der König gegen den heiligen Vater Krieg führen würde, sie ihm beistehen und ihr Leben dafür lassen wollten, hat mich zu dieser That verleitet; wer Krieg gegen den Papst führt, führt auch Krieg gegen Gott; denn der Papst ist Gott und Gott ist der Papst."

Im Verlauf des Prozesses und unmittelbar nach dem Ausspruch des Urtheils verhörten und drängten ihn Richter und Gerichtsdiener an siebzehn Mal, erschöpften sie alle Mittel der Ueberredung und des Zwanges an ihm, um ihn zur Nennung der Urheber des Meuchelmordes, zur Entdeckung der Mitschuldigen, oder auch nur der Vertrauten seines Verbrechens zu bewegen. Außer den gerichtlichen Mitteln nahm der Präsident Harlay zu den damals üblichen außergewöhnlichsten Kunstgriffen seine Zuflucht. Er sagte ihm, daß man, im Falle er nicht gestehen wolle, Vater und Mutter kommen und vor seinen Augen zerreißen lassen würde. Diese Drohung erschütterte ihn zwar einen Moment, doch beharrte er nichts desto weniger bei seinem Ausspruch, daß er keine Mitschuldigen zu nennen habe. Zweimal ließ man ihn die Folter erdulden, einmal außergesetzlich im Hôtel de Reta, bald nach seiner Festnahme, mittelst Karabiner-Schraube in so heftiger Weise, daß ihm die Knochen der Daumen zerbrachen; das andere Mal durch den spanischen Bock mit solcher Gewalt, daß er krank und bald todt auf dem Platze blieb. Dreizehn Tage hindurch unter den drängendsten Fragen, unter den schauderhaftesten Schmerzen hielt er an seiner ersten Erklärung fest, antwortete er einmal wie das andere, daß kein Dritter, weder Franzose noch Ausländer ihm den Rath gegeben oder ihn beeinflußt, wie auch er, der Angeklagte mit Niemandem gesprochen habe, daß er weder durch Geld von den Feinden Frankreichs, noch von fremden habsüchtigen Königen und Fürsten bestochen worden und daß, wenn er so gottvergessen wäre, ohne Geständniß der Wahrheit sterben zu wollen, er weder an Erlösung noch an die ewige Seligkeit für sich glauben würde. Als er schließlich zur Hinrichtung geführt wurde, im Moment, als ihn die vier Pferde zerreißen sollten, bat er seinen Beichtvater, der für einen der gelehrtesten und ehrenwerthesten Doctoren der Sorbonne galt, um Absolution. Der Beichtvater

verweigerte sie ihm mit dem Bemerken, daß es ihm verboten sei, dem Anstifter eines Majestätsverbrechens Absolution zu ertheilen, wenn derselbe die Namen der Verführer und Mitschuldigen zu nennen verweigere. Ravaillac antwortete, daß er keine besäße, wie er schon so oft versichert, und betheuerte dies von Neuem. Als der Priester auch hierauf nichts gab, sagte er: „Geben Sie mir denn wenigstens Absolution unter der Bedingung, daß es wahr ist, was ich aussage.“ „Ich will es,“ antwortete der Beichtvater, „aber unter der Bedingung, daß, wenn deine Behauptungen unwahr sind, deine Seele bei ihrem Ausgang aus dem Leben, welches du jetzt verlieren wirst, direct in die Hölle und zum Teufel geht, was ich dir im Namen Gottes als sicher und unfehlbar verkündige.“ — „Ich nehme sie und empfange sie unter dieser Bedingung,“ antwortete er.

Für uns liegt die Wahrheit in diesen Worten eines Sterbenden, eines Christen von wahrhaftem inbrünstigen Glauben, Angesichts der Ewigkeit seines Heils oder seiner Verdammniß.

Ravaillac hatte geglaubt, daß das Volk wenigstens für sein Verbrechen ihm dankbar sein würde. Als man der Polizei befahl, sie solle Beleidigungen des Pöbels verhüten, antwortete der arme Sünder, das habe man nicht nöthig. Wie sehr war er daher erstaunt, als er am Gefängniß-Thor, im Hofe des Palastes, auf allen Straßen Wuthgeschrei gegen sich ausstoßen hörte. Er sah, wie das Volk sich nicht allein für Bestrafung seines Körpers, sondern auch für den Verlust seiner Seele ereiferte, indem es nicht dulden wollte, daß man für ihn bete, und indem es ihn laut verfluchte: der Bösewicht! der Vatermörder! der Verräther! der Hund! der Mörder! — solche und ähnliche Worte der Entrüstung und Schmähung drangen aus den Menschenmassen auf ihn ein. Mehrere wollten sich auf ihn stürzen und ihn mißhandeln, aber die Polizei verhinderte es.

So trieb es das Volk jeglichen Geschlechts und Alters in allen Straßen, an Läden und Fenstern, bis zum Grèveplatz, während der Vorlesung des Urtheils und während er öffentliche Abbitte that, hatte er dieselben Beleidigungen und Beschimpfungen zu ertragen. Fast alle zur Zeit in Paris anwesende Fürsten und Herren befanden sich im Hôtel de Ville, um der Hinrichtung beizuwohnen. Als der arme Sünder endlich am Schauplatz seiner Qual angelangt war, sah er, wie am Schaffot ein Mann von seinem schönen Pferde abstieg, um dasselbe als ein leistungsfähigeres an Stelle eines erschöpften, bei der Zerreißung des Verurtheilten, einzustellen. „Hätte ich vorher gewußt, was ich jetzt sehe,“ sagte er, „wie sehr das Volk seinen König liebt, so hätte ich nie den Streich vollführt, den ich nun aufrichtig bereue. Aber nach Allem, was ich gehört, war ich überzeugt, daß ich ein dem Volke angenehmes Opfer brächte, für das die Menge mir danken würde; nun sehe ich im Gegentheil, daß gerade sie die Pferde hergiebt, die mich zerreißen sollen.“

Holland.

Hugo Grotius als Dichter.*)

Seit der Wiederbelebung der alten Classiker durch Dante, Petrarca, Boccaccio und andere Italiäner war auch die lateinische Poesie neuerdings in Schwung gekommen, während die lateinische Sprache nie aufgehört hatte, jene der gelehrten Welt zu sein. Mit der Zeit bildete sich eine förmliche solche „neolateinische“ Literatur heraus, welche übrigens in Folge der Einwirkung, die sie auf die Entwickelung der nationalen Literaturen hatte, vom Literärhistoriker ebenso wenig als vom Kulturhistoriker übersehen werden darf, zumal nicht in den Niederlanden, wo dieselbe so zahlreiche Pfleger und Verehrer fand, daß Prof. Hofmann-Peerlkamp einen dicken Quartband mit jenen Holländern füllte: „qui carmina latina composuerunt“. Der Aufschwung dieser „novantiken“ Dichtkunst in den Niederlanden fällt in die Gründungs-Periode der Leydener Hochschule (1575). Damals ereignete es sich wiederholt, daß man tüchtige Ausländer nach Holland berief, um an der neu errichteten Universität die betreffenden Wissenschaften zu dociren. Unter diesen befand sich auch der berühmte Joseph Justus Scaliger. Selbst ein ausgezeichneter lateinischer und griechischer Dichter, sammelte er alsbald einen Kreis von strebsamen jungen Studenten der Leydener Hochschule um sich, welche sowohl in den Wissenschaften als in der Dichtkunst in die Fußstapfen ihres Lehrers traten, und mit der Zeit eine eigene Schule bildeten, welche wir als jene der „antikisirenden Dichter“ bezeichnen möchten. Herr Dr. Müller, mit einer größeren Arbeit über die lateinischen Dichter der Niederlande beschäftigt, hat vorderhand einen der Hauptrepräsentanten dieser Richtung herausgegriffen und zum Gegenstand einer eigenen Monographie gemacht — Hugo Grotius.

Die eigentliche dichterische Produktivität dieses Mannes beginnt bereits mit dessen achtem Lebensjahr, nämlich 1591, und erwies sich dessen lateinische Muse als besonders fruchtbar bis zum Jahr 1617, wo Hugo's Bruder, Wilhelm, dessen Gedichte sammelte und herausgab.

Müller's Werkchen zerfällt in zwei ziemlich deutlich geschiedene Theile: der erste umfaßt eine mehr bibliographische, — aber mit außerordentlicher Genauigkeit durchgeführte Untersuchung über Grotius' sämmtliche lateinische Gedichte, — während der zweite sich mit dem dichterischen Genie, der Sprache und der Metrik des großen Holländers beschäftigt. Was das Erstere anbetrifft, so kommt Grotius in Müller's Schrift ziemlich schlecht weg: jedenfalls — meint Müller — sei das kritische, wissenschaftliche „ingenium“ bei Grotius weit größer und ursprünglicher gewesen, als das dichterische. In den Wissenschaften, insbesondere in den juridischen, habe er neue Ideen geschaffen, neue Pfade eröffnet; nicht desgleichen in der Poesie. Seine Gedichte seien zwar reich an schönen Gedanken und zierlichen Ausdrücken, aber gleichwohl bewegen sie sich meist innerhalb jenes Gedankenkreises, welcher damals Männern wie Scaliger, Buchanan, Daniel Heinsius, Baudius u. A., die auf der Höhe ihrer Zeit standen, eigen war. Mit großem Scharfsinn und merkwürdiger Ausdauer weist er ferner dem Dichter zahlreiche Stellen nach, wo dieser mit geringen Wortversetzungen, sehr häufig aber auch wörtlich ganze Verse aus bekannten und weniger bekannten Autoren des Alterthums in seinen Gedichten zur Verwendung brachte, was gewiß nicht zu Gunsten einer besonderen Originalität spricht. — Günstiger lautet Müller's Urtheil über die Sprache und Metrik, von welcher er sagt, sie thue sich durch Sauberkeit und Glätte hervor, während er auch von der Syntax meint, dieselbe verdiene alles Lob.

Die Dichtungen des Grotius sind dramatischer, lyrischer und didaktischer Natur. Von den dramatischen Werken verräth zwar der mit achtzehn Jahren geschriebene „Adamus exul“ zur Genüge des Dichters außerordentliche Fähigkeit für lateinische Versification, enthält jedoch mehrfache Gebrechen in der Metrik, —

*) Müller, L. Hugo Grotius als latijnsch dichter beschouwd. Haarlem, A. C. Kruseman, 1867, S. 793.

welche in dem 1608 erschienenen „Christus patiens" vermieden sind; minder bedeutend, was den Inhalt anbetrifft, ist das dritte Stück, der „Sophompaneas"; aber in Bezug auf Sprache und Metrik ist es das verdienstvollste von allen. Der Dichterfürst des siebzehnten Jahrhunderts, Joost van den Vondel, übertrug dasselbe in holländische Verse. — Von den übrigen Gedichten Grotius' rühmt Müller am meisten dessen Epigramme.

Zum Schluß geht der Verfasser noch auf die in den Ausgaben der Werke von Grotius häufigen Druckfehler, und auf die Herstellung mehrerer verdorbenen Lesarten ein, wobei er mit außerordentlichem Scharfsinn und gründlichem philologischen Wissen zu Werke geht.

Fassen wir das Charakteristische aus Müller's Darstellung des lateinischen Grotius in wenige Worte zusammen, so ergiebt sich, daß allerdings Baudius denselben zuweilen an Reichthum der Phantasie übertrifft, daß die Verse des Daniel Heinsius nicht selten wohlklingender sind als jene des Grotius, daß aber kein anderer Dichter, so wie er, die tiefsten Geheimnisse der lateinischen Poesie ergründet, noch glücklicher die modernen Gedanken in eine antike Sprache zu kleiden verstanden hat.

Ferd. v. Hellwald.

Schweiz.

Don Juan de Merlo.

In dem vierten Buche, Kapitel 49, des Don Quijote, wo dieser sinnreiche Junker seinen Glauben an die Abenteuer der Ritter-, Liebes- und Zauber-Romane, deren Lectüre ihn verrückt gemacht hat, mit triumphirendem Nachdruck gegen den Domherrn vertheidigt, heißt es zum Schlusse dieses Plaidoyers: „Daraus folgt offenbar, daß es zwölf Pairs, einen Peter, eine Magelone, einen Cid und mehrere solcher Ritter gegeben hat, die, wie man es nennt, auf Abenteuer auszogen. Wo nicht, so leugne man mir es auch, daß der tapfere Portugiese Juan de Merlo ein fahrender Ritter war, der nach Burgund zog und sich zu Roß mit dem berühmten Herrn von Charny, genannt Moses Peter, schlug, und hernach in Basel mit Moses Heinrich von Remestan, und in beiden Kämpfen Sieg und Ruhm davontrug."

Das Abenteuer des tapferen Portugiesen in Basel scheint wirklich eine historische Thatsache zu sein, und so wird man wohl mit dem sinnreichen Junker glauben müssen, daß der Zapfen, den man nach seiner Versicherung noch heutigen Tages in dem Zeughause von Madrid zeigt, derselbe sei, womit Peter den hölzernen Gaul lenkte, als er auf ihm die schöne Magelone durch die Luft entführte, und der wohl noch länger ist als eine Wagendeichsel.

Ueber diesen Don Juan de Merlo und seinen Kampf in Basel findet sich nämlich in einem Journale „Le Conservateur Suisse", welches 1814 bei Louis Knab in Lausanne erschien, Band 4, folgender Bericht, der in der Uebersetzung lautet:

„Während der Unruhen, welche Basel im Jahre 1428 erschütterten, kam ein junger und schöner Fremder von hoher Geburt, wie es schien, in diese Stadt. Da ihn Niemand kannte, so beschloß er, sich selbst vorzustellen. Er begab sich deshalb zu Pferde auf den Marktplatz und, vor dem Stadthause haltend, rief er mit lauter Stimme: „Ich bin ein Spanier; ich habe hundert Länder durchreist, tausend Städte gesehen; aber ich habe noch keinen Tapferen gefunden, welcher Don Juan de Merlo die Spitze zu bieten vermochte." Mehrere Adlige der Stadt und der Umgegend hörten diese anmaßende Herausforderung mit Verachtung; aber keiner war darüber so empört, als Heinrich, der Sohn des Bürgermeisters von Ramstein. Dieser junge Hitzkopf, aus einem Geschlechte stammend, in dem der Muth erblich, warf dem Fremden seinen Handschuh vor die Füße, dieser hob ihn auf, und die Herausforderung war angenommen. Auch über Waffen, Ort und Tag einigte man sich bald. Der Tag ward auf Sonntag vor St. Luzie festgesetzt, zum Ort der Münsterplatz bestimmt und als Waffen und Art des Kampfes ein Lanzenstoß, drei Hiebe mit der Streitart und vierzig mit dem Schwerte. Zu Kampfrichtern wählte man Wilhelm Markgraf von Rätheln, Johann Graf von Thierstein, Thüring Baron von Hallwill, Rudolf von Ramstein und Egloff von Rathsamhausen. Kaum hatte sich die Kunde von dem bevorstehenden Kampfe verbreitet, als sich eine so große Zahl von Zuschauern in Basel einfand, daß der Senat die von der Klugheit gebotenen Vorsichtsmaßregeln ergreifen mußte. Sie waren um so nothwendiger, als das ganze Land ringsum gährte, in Colmar, Schaffhausen und andern benachbarten Städten kürzlich ärgerliche Auftritte sich ereignet hatten und man befürchtete, daß diese Versammlung entweder der aufrührerischen Partei im Innern zu einem Tumulte, oder den äußeren Feinden zu einem Ueberfalle der Stadt einen willkommenen Vorwand bieten möchte. Auch hatte man noch nicht das blutige Turnier des Herzogs Leopold vergessen, welches fünfzig Jahre vorher den Baselern so heickelige Händel zugezogen hatte. Deshalb wurden am Tage des Zweikampfes fünf von den sieben Stadtthoren geschlossen und die Wachen an den beiden andern, welche offen blieben, verdoppelt. Eine starke Reiter-Patrouille durchzog die Straßen, auf die Stadt- und Glockenthürme stellte man Schildwachen, und trieb die Vorsicht so weit, daß man die Stränge von den Glocken abnehmen ließ, damit nicht Sturm geläutet werden könne. Die Rheinbrücke wurde mit Soldaten besetzt; auf dem Flusse selbst kreuzten zwanzig bewaffnete Fahrzeuge und starke Abtheilungen patrouillirten auf allen Zugängen zur Stadt.

Auf dem Münsterplatze wurde ein Raum von sechzig Fuß im Gevierte abgemessen und mit Schranken umgeben, die an drei Stellen offen waren. Rings um dieselben wurden 500 Mann aufgestellt. Die Kampfrichter bestiegen eine Estrade im Angesichte des geschlossenen Kampfplatzes; ihnen zunächst nahmen der Bürgermeister Burkhard zu Rhein und die Rathsherren, Alle in vollständiger Rüstung, Platz. Ueber ihnen flatterte das große Banner von Basel. Ein besonderes Gerüste war für die zu diesem Schauspiel herbeigeeilten fremden Edelleute bestimmt, unter denen sich die Grafen von Zollern, von Freiburg, von Vallengin, von Thierstein, von Bußnang und die Barone von Grünenberg, von Reich, von Waldner, von Ramstein, von Rothenburg befanden. Eine unübersehbare Menge Adeliger beider Geschlechter, Bürger und Bauern füllten die Fenster der benachbarten Häuser und den Platz, auf dem bei strenger Strafe Niemand zu Pferde erscheinen durfte. Endlich öffneten sich die Schranken den Kämpfern. Die beiden stolzen Nebenbuhler schlugen sich mit eben so viel Muth als Glück, ohne verwundet zu werden und ohne daß sich der Sieg für den Einen oder den Andern entschieden hätte. Nachdem sie sich, der Verabredung gemäß, der Lanze, der Streitart und des Schwertes bedient hatten, wurden sie von den Kampfrichtern getrennt. Der alte Graf Johann von Thierstein stieg auf den Kampfplatz hinunter,

umarmte den Spanier und ertheilte ihm den Ritterschlag, sei es, weil man Don Juan de Merlo seinem Gegner wirklich etwas überlegen, oder weil man aus Höflichkeit die Ehre des Tages einem Fremden schuldig zu sein glaubte.

Don Juan de Merlo genoß indessen seines Triumphes nicht lange. Er blieb noch einige Tage in Basel, und eines Morgens fand man ihn todt und durch und durch gestoßen unter einem Bette des Zimmers, das er im Gasthofe zum Schnabel bewohnte. Der Rath stellte alle möglichen Nachforschungen nach dem Mörder an. Ein junger Adliger aus dem Hause Thierstein, der in derselben Nacht in derselben Kammer geschlafen hatte, wurde lange der That verdächtig gefangen gehalten. Er gab zu seiner Rechtfertigung an, daß er unter dem Bette, in dem er geschlafen, ein Geräusch gehört, und in dem Glauben, es sei ein Dieb, mit seinem Degen einen Unbekannten durchbohrt habe. Man glaubt indessen, daß die beiden Edelleute nach einem reichlichen Mahle, vom Weine erhitzt, mit einander in Streit gerathen seien und von ihren Waffen Gebrauch gemacht hätten."



Polen.

Das Schulwesen im Königreich Polen.

Ueber die staatlichen Zustände von Polen ist eine beachtenswerthe Schrift erschienen.*) Anfangs hielten wir sie für das, was sie scheinen soll, für eine Vertheidigung der russischen Regierung, wegen ihrer strengen, tief einschneidenden, zum Theil gewaltsamen Maßregeln gegen die Polen im Königreich. Wir fühlten eine gewisse Befriedigung darüber, daß dadurch auch einmal eine Beachtung der Gesinnung des deutschen Publikums zu erkennen gegeben würde, da sonst alle solche Staatsschriften fast nur in französischer Sprache erscheinen. Nach genauerer Ueberlegung sind wir jedoch über den Zweck der Broschüre zu anderer Ansicht gelangt. Sie scheint uns offenbar von einem preußischen Beamten verfaßt. Die Ausdrucksweise, der Stil, die Anschauung von dem Berufe und der Stellung der Regierung zum Volke, die Gesichtspunkte bei der Beurtheilung der Verhältnisse im Lande, alles das trägt den Charakter des preußischen Beamtenthums. Daß der Verleger Herr F. Heinicke ist, bei dem auch die Kreuzzeitung erscheint, giebt einen Fingerzeig, daß die Schrift in gewisser amtlicher Beziehung steht. Die Anonymität und der Ausspruch in der Vorrede, daß „die Aufsätze anfänglich eine andere Bestimmung" gehabt hätten, ohne daß dieselbe genannt wird, geben zu allerlei Vermuthungen Anlaß.

Die in Deutschland verbreiteten Vorstellungen über Polen sind allerdings übertrieben düster. Es kommt das einfach daher, daß sie fast ausschließlich durch die Darstellungen der mißvergnügten oder aufständischen Polen geweckt sind. Berichte aus russischen Quellen kommen uns selten zu und werden noch überdies nicht geglaubt. Die Maßregeln der russischen Regierung haben fast nur die beiden Stände getroffen, deren Ansprüche sich in Polen mit dem modernen Staatsleben unvereinbar erwiesen, den Adel und die katholische Geistlichkeit. Beide sind jetzt dort allerdings gründlich niedergebeugt und ihrer alten Macht beraubt. Die Masse des Volkes dagegen, namentlich der Bauerstand, soll in jeder Weise gehoben und gefördert sein; sie ist deswegen der Regierung auch zugethan. Um die ländliche Gemeinde-Verfassung könnten wir Preußen die Polen beneiden(?). Auch die Städte sind durch wohlthätige Rechts- und Steuer-Reformen gehoben. (?) Das starke Drittel der nicht polnischen Bevölkerung, namentlich die 730,000 Juden, welche vollständige(?) Gleichberechtigung erhalten haben, die 330,000 Deutschen, die 250,000 Ruthenen und Russen, sind nicht minder wesentlich mit den Maßnahmen der Regierung zufrieden und hangen ihr an. Wir können ihr Kraft und eine gewisse Einsicht in die Bedürfnisse der Zeit, selbst eine kluge Mäßigung nicht absprechen.

Zu einiger Begründung dieser unserer Ansicht lassen wir hier an der Hand unseres Gewährsmannes eine Darstellung dessen folgen, was die russische Regierung, vertreten durch die beiden Deutschen, den Statthalter Graf Berg und den General-Director der Unterrichts-Kommission, Geh. Rath v. Witte, in den letzten Jahren für das Unterrichtswesen gethan. Bei Errichtung des neuen Königreichs 1815 befand sich dasselbe in einem höchst traurigen Zustande und blieb auch unter der fortdauernden Adelsherrschaft in demselben. Besonders leisteten die Gutsbesitzer gegen die Dorfschulen beharrlichen Widerstand, da sie ein Drittel der Unterhaltungskosten zu tragen hatten. In den Mittelschulen war das Polnische die ausschließliche Unterrichts-Sprache, die Lehrer ausschließlich Polen. Die nicht polnischen und nicht katholischen Schüler bemühte man sich auf alle Weise zu polonisiren; wenn das nicht gelang, wurden sie beschimpft, terrorisirt oder ganz aus der Schule verdrängt. „Dazu kam noch die verderbliche Beschränkung der Schülerzahl in den Klassen der Gymnasien, und wir kennen Beispiele, daß Eltern, die ihre Kinder in jener Zeit des Unterrichts in Gymnasien oder Realschulen theilhaftig werden lassen wollten, große Geldopfer für einen Schulplatz bringen oder ihre Kinder in's Ausland zur Ausbildung schicken mußten. Dieses verderbliche Schulsystem hatte denn auch die Folge, daß die bis zum Jahre 1845 auf 1335 mit 75,862 Schülern, 1852 aber auf 1510 Schulen mit 80,394 Schülern angewachsenen Lehranstalten aller Kategorieen im Jahre 1856 wieder auf 1454 Schulen mit 71,112 Schülern herabgesunken waren." „Die Unterrichtssysteme hatten in der Hauptsache von der einen oder der anderen Seite politische Zwecke zur Grundlage, mußten also — abgesehen vom sehr mangelhaften Unterricht — ihre eigentliche Bestimmung, Menschen zu bilden, großentheils verfehlen."

Den gerügten Mißständen ist nun durch die Unterrichtsgesetze vom 30. August (11. September) 1864 abgeholfen. Bei Vorlegung derselben sprach sich der Minister Milutin in seinem Bericht an den Kaiser dahin aus: „daß es wichtig sei, sich aller politischen Intentionen zu enthalten, da sie unverträglich sind mit den Erfolgen in Unterrichtssachen, und sich dagegen vor Allem mit den Fortschritten in den Wissenschaften und der Aufmunterung der polnischen Jugend zu ernsten Studien zu befassen." In diesem Geiste sind die Gesetze denn abgefaßt.

Es wurde ferner gegen die nicht polnischen Bevölkerungs-Elemente eine größere Gerechtigkeit geübt, indem für dieselben besondere Schulen errichtet wurden, in welchen die Unterrichts-Sprache diejenige der betreffenden Nationalitäten war und zugleich deren religiöses Bekenntniß allein gelehrt und nicht mehr unterdrückt wurde. Uns interessiren hauptsächlich die deutschen Schulen. Von höheren sind jetzt eingerichtet: eine Realschule in Lodz und die deutsche Hauptschule in Warschau, bestehend aus einem Knaben-Gymnasium von 7, einem Mädchen-Gymnasium von 6 und einem Schullehrer-Seminar von 3 Klassen. Wie

*) Verwaltung und Reformen im Königreich Polen von 1815 bis 1867. 2. Aufl. Berlin, F. Heinicke.

haben zwar gegen diese Anstalten noch mancherlei Ausstellungen. Ihre Zahl ist für eine Bevölkerung von 330,000 Seelen, von denen ein verhältnißmäßig sehr großer Theil den wohlhabenden Ständen angehört, viel zu gering. Der wissenschaftliche Unterricht ist laut Lehrplan ein viel zu beschränkter und mangelhafter; die Sprachen, besonders die für die Geistesbildung werthlose russische, nehmen als Unterrichts-Gegenstände einen zu großen Raum ein. Auch können wir zu dem wissenschaftlichen Geist einer Jugendbildungs-Anstalt kein Vertrauen fassen, an deren Spitze, wie an der deutschen Hauptschule in Warschau, ein orthodoxer Theologe steht. Die Kirchenväter und die Dogmatik geben nicht die rechte Vorschule für eine humane Geistesbildung. Indeß müssen wir diese Schulen dennoch als eine erste Abschlagszahlung an das wichtige und verdienstvolle deutsche Element in Polen dankbar annehmen, indem wir darauf rücksichtigen, wie dasselbe von den Polen und namentlich auch 1861 von Wielopolski systematisch zurückgesetzt und unbeachtet gelassen worden ist. Wie viel deutsche Elementarschulen im Lande vorhanden sind, erfahren wir nicht, obwohl die Zahl der littauischen (2) und der russischen (10) namhaft gemacht sind. Nur daß in Warschau deren zwei mit 6 Lehrern bestehen, wird gesagt.

In Betreff der allgemeinen Einrichtung der Schulen ist noch zu erwähnen, daß die Volksschulen als Gemeinde-Angelegenheit gelten, der Staat jedoch die Hälfte der Kosten trägt, während die Gymnasien und Realschulen ausschließlich Staatsanstalten sind. Das Schulgeld in denselben beträgt durchweg in allen Klassen 15 Rub. S. Ueber die Vermehrung der öffentlichen Schulen, besonders der niederen, seit dem Jahre 1864, werden wir im Dunklen gelassen. Die Gesammtzahl der höheren Schulen ist zwar recht ansehnlich, aber bei weitem die Mehrzahl derselben wird von Privat-Anstalten gebildet. Von Staatsanstalten dieser Kategorie wurden neu gegründet etwa 20, darunter 8 Mädchen-Gymnasien.

Ende Mai 1867 bestanden im Königreich:

A. Eine Hochschule in Warschau mit 84 Professoren und Lehrern und 1037 Studirenden. Die Unterrichts-Sprache ist polnisch.

B. 248 Gymnasien und andere Mittelschulen für beide Geschlechter mit 1627 Directoren, Vorstehern und Lehrern und 25,894 Schülern und Schülerinnen.

C. 1772 Elementar- und Sonntags-Schulen mit 1927 Lehrern und 94,847 Schülern und Schülerinnen. Die öffentlichen Elementarschulen besuchten zusammen 54,638 Knaben und 33,201 Mädchen. Also stand das weibliche Geschlecht dem männlichen beinahe um $\frac{2}{5}$ nach.

Von den 248 Gymnasien und anderen Mittelschulen waren nicht weniger als 204 Privat-Erziehungs-Anstalten, nämlich 114 mit 114 Vorstehern, 474 Lehrern, 1310 Schülern und 3849 Schülerinnen in Warschau und 90 mit 289 Lehrern, 964 Schülern und 2245 Schülerinnen in den Gouvernements. Zu den Mittel- oder höheren Schulen gehören auch verschiedene Schullehrer-Seminare, 1 Veterinär-Schule, 1 Zeichen-Schule, 1 Handels-Schule u. s. f. Ein polytechnisches Institut soll in Lodz gegründet werden. Im Ganzen giebt es z. B. in Polen 2021 Lehr-Anstalten mit 3638 Lehrern und 121,778 Schülern und Schülerinnen.

„Die Vermehrung der Schulen ist daher in allen ihren verschiedenen Zweigen von den Elementarklassen bis zur Hochschule eine bedeutende, bei den Elementarschulen seit 30 Jahren eine dreifache gewesen."

Eine ähnliche, mindestens größtentheils zeitgemäße und segensreiche Thätigkeit hat die russische Regierung auch in vielen anderen Zweigen des Staatslebens entfaltet; am Wenigsten konnte selbstverständlich bei der Willkür-Herrschaft für die Ausbildung des Rechts und der Justiz-Verfassung geschehen. Für gute Verkehrswege wurde dagegen seit dem Beginn der russischen Herrschaft angelegentlichst gesorgt; bekannt ist, daß jetzt Eisenbahnen in vier Hauptstrahlen von Warschau aus das Land durchschneiden. Neu ist, daß seit zwei Jahren drei neue, feste Brücken über die Weichsel, bei Warschau, Plotzk und Wlotzlawek, erbaut sind. Die Steuerfähigkeit des Volkes muß, trotz aller Mißgunst der Verhältnisse, doch nicht ganz gering sein, da jetzt jedem Einwohner sechs Rub. S. auferlegt sind gegen sieben Thaler, welche jetzt auf jeden Einwohner in den altpreußischen Provinzen treffen.

E. K.

Böhmen.

Die Vogelsprache bei den Čechen.

Ich wünschte, daß wir von mehreren sinnlichen Völkern, statt Beschreibungen über den Geist derselben, Proben ihres kindlichen Witzes, ihres sich übenden Scharfsinns in Sprichwörtern, Scherzen und Räthseln hätten; wir hätten damit die eigensten Gänge ihres Geistes. Herder.

Die ergiebigste und für das Slaventhum sogar einzige Quelle der Mythenforschung ist die lebende Volks-Ueberlieferung, welche bekanntlich in sehr verschiedenen Mischungs-Verhältnissen Urreligion, Helden-Mythologie, Legenden-Lehre und neuern Volksglauben umfaßt. Sitten und Gebräuche, Märchen und Sagen, Volkslieder und Kinderreime sind die Arten der Volksüberlieferung. Nichts davon ist so gering, so unscheinbar, so sinnarm, um von dem Auge des befähigten Forschers übersehen zu werden: das leblose Dürre ergrünt unter seiner Hand, setzt goldene Blüthe an und edle Frucht.

Sinniges Einleben in die Natur war schon den Altböhmen eigen, und diese haben bereits in urheidnischer Zeit, namentlich in die Geheimnisse der Thierwelt, tiefe Einblicke gethan. Bei dem alten Götterdienste, der bekanntlich ursprünglich Naturdienst war, hatten die Thiere als Symbole der Naturkräfte, als Gestalten und Attribute von Göttern, als Wohnsitze eingewanderter Seelen oder verwandelter Menschen eine bedeutsame Rolle inne. „Nequaquam bestiam aliquam pro deo colere debemus" sagt das Homiliar des Prager Bischofs aus dem XI. Jahrhundert, und dadurch ist der stark entwickelte Thierkultus der heidnischen Böhmen als gesichert zu betrachten.

Allerdings, jenes lebendige und innige Naturgefühl, welches die uralten Frühlingsfeste und Sommer-Lustbarkeiten theils schuf und sinnvoll belebte, theils als eine von den Vätern überkommene gar liebe Erbschaft getreulich hegte und pflegte, ist, wie man nur zu oft klagen hört, heutzutage im Volke nicht mehr vorhanden. Nur zu häufig werden die ersten Spenden und Verheißungen des goldenen Frühlings gleichgiltig aufgenommen; das erste Lenz-Veilchen wird nicht mehr von der singenden Dorfjugend fröhlich umtanzt, der erste Storch wird nicht mehr mit Festgepränge begrüßt, die Ankunft der ersten Schwalbe wird nicht mehr im Orte feierlich verkündet. Was in den alten guten Zeiten die Freude ganzer Städte und Dörfer war, ist leider jetzt nur noch eine armselige Kinder-Sitte. Allein gar so arg stehen die Dinge noch immer nicht, wie mancher gelehrte Schwarz-

jeder, der die Naturgeschichte des Volkes studirt, mißgelaunt behauptet. Immerhin erwartet auch noch heutzutage in gar vielen Weilern und einsamen Wohngebäuden die Hausgenossenschaft mit Sehnsucht den glücklichen Tag, wann die Frühlings-Schwalben kommen, und beim Erscheinen des Storches ist am Dorfplatze noch immer Freude, und als treuer, langvermißter Freund wird er von Jung und Alt mit Ruf und Reimsprüchen empfangen.

Bei allen Völkern hat sich vom grauesten Alterthume an die Sage von einer wirklichen, selbst bevorzugten Menschen zugänglichen Vogelsprache ausgebildet. Ganz natürlich; besitzen doch die Vögel unter allen Thieren am meisten Drang und Lust, die Regungen und Empfindungen ihrer beweglichen Seele durch Töne zu veranschaulichen! Und sie haben auch, gleich den Menschen, nicht nur eine Sprache des täglichen Umgangs, des Rufens, Schreiens und Plauderns, sie haben zum Ausdrucke der höchsten, schwungreichsten Empfindung das Lied, die Poesie! Allein nicht in diesem naturpsychologischen Sinne gedenken wir der Vogelsprache: die Wiedergabe der Töne geflügelter Sänger in Worten, wie sie seit uralten Tagen Alt und Jung im Volke zu seiner Erbauung und Erheiterung versucht hat, ist unser Gegenstand.

In zahlreichen böhmischen Volksliedern versehen Vögel gewöhnlich Botendienst: sie bringen Kunde von bedeutungsreichen Ereignissen in der Ferne und werden mit Meldungen entsendet. Man nennt dies „dozvědeti se po ptáčku“, etwas durch den Vogel erfahren. Sie weissagen Glück und Unglück durch ihren Gesang, ihr Zu- und Abfliegen, ihre Ein- und Auswanderung. Sie sind dem Landmanne Wetter- und Zeitpropheten und verkünden heitere Sommer, harte Winter, Nebel und ungesunde Witterung, Krieg und Frieden, Sieg oder Verlust, Leben und Tod.

In den Kinder- und Hausmärchen gehören redende Vögel zu dem phantastischen Wunderapparat, der die Sinne so lieblich fesselt. Vögel reden dort mit einander von den Geschicken der Menschen oder trösten die Unglücklichen oder verrathen die schwarze Missethat. Dieser Kunst, die auch der Mensch verstehen lernt, sobald er das Fleisch einer weißen Schlange genossen hat, gedenkt beispielsweise das traurig schöne Märchen, wo die böse Stiefmutter den kleinen Knaben der ersten Frau im Walde umbringt; dieser wird dann ein Vöglein und singt vor des Vaters Hütte zum Schrecken des bösen Weibes vom Baume herab:

„Die Mutter schlug mich todt,
Die Schwester weint' in Noth;
Sie irrte durch den Hain
Und sammelt' mein Gebein,
Hüllt's in ein Tüchlein dann,
Verscharrt' es an der Tann'.
Die Schwester kennt mich nicht,
Sie kennt den Bruder nicht;
Er ward ein Vögelein,
Ein Sänger, hold und klein.“

Kein wilder Vogel steht dem Menschen so nahe und wird von ihm so gern und so genau beobachtet, wie die Schwalbe (Vlaštovka). Beinahe in jedem Dorfe gilt noch der Glaube, die Schwalbe kümmere sich um die Wirthschaft, fliege durch das Haus und die Scheune, sehe sich überall um und gucke in alle Winkel. Wenn ihr nicht die gebührende Ehre erwiesen wird, oder wenn sie die Wirthschaft schlecht und die Vorräthe karg und gering findet, so zürnt sie und schimpft.

Oft geschieht es, daß die Mutter dem Kinde ein Stückchen Brod reicht und das Kind weint und verlangt unwillig ein größeres. Die beschwichtigenden Worte der Mutter sind umsonst gesprochen. Das sieht nun die Schwalbe am Dachgesimse und hebt zu zwitschern an:

„Dem Kleinen ein Kleines,
Dem Groben nichts Feines;
Und wer es nicht nehmen mag,
Verdient einen derben Schlag!“

Wie das Kind diese Strafpredigt der Schwalbe hört, wird es sofort ruhig und begnügt sich mit dem kleinen Brodschnitte.

Die Goldammer (Strnad) erscheint als Frühlings-Verkünderin, denn sie singt:

„Ich bringe, bringe, bringe Blumen!“

Zur Zeit der Feldarbeiten sitzt der Vogel auf einer freien Astspitze, beobachtet vergnügt das Thun der Menschen am Acker und singt:

„Wenn ich eine Peitsche hätt',
Möcht' ich ackern um die Wett'.“

Nicht selten aber übersetzt sich das Volk das muntere Liedchen der Goldammer in die Worte:

„Das Bäuerlein stinkt,
Wenn es Molke trinkt.“

Die regsame, sangeskundige Amsel (Kos) liebt den grünen Wald und bringt fröhliches Leben in den stillen Ernst der Gebirgslandschaften. Sie verweilt gern auf einem Nadelbaum und singt sehr fleißig. Sieht sie nun einen ehrsamen Dorfbewohner mit seinem Wagen vorbeifahren, so betrachtet sie den Mann gar wohl und ruft ihm dann halb vertraulich und halb necklustig zu:

„Bäuerlein, Bäuerlein,
Was bist du denn schuldig?“

Dann aber, bevor der verwunderte Bauer noch Zeit findet, diese naive Frage irgendwie, sei es auch mit einem Kernfluche, zu beantworten, flötet schon der kluge Waldvogel kraftvoll und bestimmt:

„Bezahl'! Bezahl'!“

Gewiß ein sehr guter Rath; ob wohl der Bauer ihn auch beherzigen mag?!

Bei schönem Frühlingswetter tönt uns aus allen Weizenfeldern der frohe Schlag der Wachtel (Křepelka) entgegen und verleiht den Fluren einen eigenthümlichen Reiz. Wenn der Wachtelhahn, den Gegenstand seiner Liebe und Sehnsucht suchend, am Felde hin und her läuft und zu Liebkosungen einladet, so wird dieser Lockruf in die Worte übersetzt: Pojd ke mě (Komm' zu mir) oder: Pojd pod mez (Komm' unter den Rain).

Den eigenthümlichen Ruf des Wiesenschnarrers (Chřastal) erklärt folgende Sage: Als der liebe Gott die Welt erschaffen hatte, flogen alle Vögel gen Himmel, um sich bei dem Schöpfer zu bedanken. Nur der Wiesenschnarrer thal dies nicht. Er versteckte sich lieber im dichten Grase und nahm sich vor, ein Ameisennest zu plündern. Da sah ihn aber seine Frau, nämlich die Weindrossel (Kořalka), als sie mit den übrigen Vögeln vorbeiflog, und diese fragte ihn, was er da vorhabe? Als sich der Wiesenschnarrer entdeckt sah, ergrimmte er und gab schreiend zur Antwort: Krást, krást (Stehlen, stehlen). Das hörte der liebe Gott und zur Strafe verurtheilte er den undankbaren Vogel, daß er fortan nicht anders sprechen dürfe, als: Stehlen, stehlen! So geschah es auch. Als hernach die Weindrossel von dem Mißgeschicke ihres Mannes, des Wiesenschnarrers, Kunde

erhielt, ward sie sehr traurig und rief: Já ubohá! Já ubohá! (Ich Unglückskind! Ich Unglückskind!) Und also hört man sie noch heute wehklagen.

Der Grünspecht (Datel) schreit, wie es in der Gegend von Königgrätz heißt, von den Waldbäumen herab:

„Ein Pärchen war hier im Gehege,
Das Beil mit der Säge."

In der Gegend von Pürglitz aber läßt er sich verlauten:

„Der Liebste hier mit der Liebsten stand,
Die Schöne trug ein weiß Gewand."

Der Bienenspecht (Vlha) hat eine pfeifende Stimme, die dem Gezische einer Schlange nicht unähnlich ist. Darum rufen die Kinder diesem Vogel spottend zu:

„Der Bienenspecht aß eine Schlange!"

Darüber ward der Bienenspecht böse und schreit sogleich zurück:

„Und du — eine Stute!"

Auch soll es nach dem Volksglauben Aufgabe des Bienenspechts sein, die Wolken herbeizupfeifen, welche die dürstenden Saaten mit kühlem Regen erquicken sollen. Es scheint überhaupt, daß alle jene Vögel als Regenvögel gelten, deren Ruf wie „pit, pit" (trinken, trinken) klingt, gleichwie bei den Deutschen alle Vögel mit dem wie „gieß, gieß" lautenden Rufe Regenpfeifer oder Gießvögel genannt werden.

Wenn der Nußhäher (Sojka) im Walde einen Menschen erblickt, so ruft er ihm zu, daß er ihm folgen solle. Der Nußhäher besitzt nämlich allein von allen Vögeln einen wunderbaren Stein, mittelst dessen man alle verborgenen Schätze auf der Welt findet. Ist der Mensch aufmerksam, so führt ihn der Vogel auf eine Stelle, woselbst sich ihm ein großes Glück offenbart. —

Der Kibitz (Čejka) fliegt ruhelos über seinem Neste, und wenn seine Jungen noch nicht flügge sind, so ruft er, sobald eine Heerde das Nest zu zertreten droht oder sonst eine Gefahr sich nähert, gar ängstlich: „Fliehe! Fliehe!" Und alsbald verstecken sich die Jungen in die Erdlöcher und bleiben dort so lange, bis die Gefahr vorüber ist.

Wenn bei Frühlings-Beginn die Kraniche (Jeřabi) angeflogen kommen, rufen sie aus den Lüften dem freudig aufblickenden Landmanne zu:

„Laß' den Schlitten!
Nimm den Wagen!"

Hierdurch zeigen sie ihm an, daß die rauhe Macht des Winters gebrochen sei und die schöne Zeit der Feldarbeit beginne. Ziehen sie jedoch im Herbste wieder von dannen, so kündigen sie ihm auch die öden, traurigen Wintertage an, indem sie ihn ermahnen:

„Nimm den Schlitten,
Laß' den Wagen!"

Der Sperber (Krahulec) genoß bei den heidnischen Böhmen eine außerordentliche Verehrung. Er wurde in Götterhainen gehegt und in den Liedern als heiliger Vogel gepriesen. Auf den Aesten der Eiche, die aus dem Grabe des Erschlagenen sproßte, saßen heilige Sperber und verkündeten den Mord.

Der schöne Eisvogel (Lednaček) wird bei uns zu Lande selten und nur immer einzeln gesehen und ist nebstbei bemüht, sich den Blicken des Menschen möglichst zu entziehen. Er läßt auch selten seine Stimme vernehmen und dies ist eben gut, denn wer bei einem Waldbache oder sonst im Ufer-Weidicht die eigenthümlich pfeifenden, kläglichen Töne des Eisvogels vernimmt, empfängt damit die Weissagung eines Unglücks oder baldigen Sterbens.

Der Storch (Čáp) ist zwar ein stummer Vogel, welcher den Mangel an Stimme durch das Klappern mit dem Schnabel ersetzen will. Trotzdem weiset auch ihm das Volk eine bescheidene Stelle in dem Wörterbuche der Vogelsprache an. Hört man ihn im Hochsommer stark mit dem in die Höhe gerichteten Schnabel klappern, so deutet man dies, er flehe zu Gott um Regenwetter. Der Storch bringt dem Hause, auf dessen Dachfirste er nistet, Glück und Segen und hält die Feuersgefahr ab. Sollte aber Nachts in dem Hause dennoch ein Brand entstehen, so schlägt alsbald der Storch einen gewaltigen Lärm und schreit so lange „Hohohobo", bis die Leute aufwachen und das Feuer löschen.

Auch unsere Hausgenossen, die gefiederten Insassen des Hofes, haben ihre Sprachverständigen im Volke gefunden. Die Henne (Slepice) freut sich, wenn sie ein Ei gelegt hat und ruft den Hauswirth, daß er komme und das Ei hole:

„Tko, tko, tko, tko, tko, tko, hört,
Die Henne legt ein Ei, das ist fünf Kreuzer werth!
Kot, kot, kot, kot, kot, kot, hört,
Sie legt' ein gold'nes Ei, das ist ein Goldstück werth!"

Anderswo wird das anhaltende Gackern der Henne wieder gedeutet:

„Kod, kod, kod, kod, kodkodak,
Schnell mein Ei zu Markte trag';
Hausfrau braucht Geld auf's Gewürze
Und der Hauswirth auf Tabak!"

Die Henne verspricht sogar, im Eierlegen recht fleißig zu sein und gackert daher gleichsam zählend

„Einer — Zehner!
Hunderter — Tausender!"

Wenn aber der Hausvater lange nicht im Hofraume erscheint, um das Ei zu holen, da fühlt sich die Henne gekränkt und schreit ärgerlich:

„Bist, bist, bist, bist ein saub'rer Wirth."

Darauf fieht sich der stolze Haushahn veranlaßt, verdrossen zu krähen:

„Reich' es mir her!
Reich' es mir her!"

Wenn der Hahn im Hofe mit den Flügeln schlägt und kräht, so heißt es, er rufe:

„Ich verlang' Brod!
Ich verlang' Brod!"

Mit dem grauenden Tage aber ruft er den Knechten und Mägden zu:

„Steh' auf, es tagt!
Steh' auf, es tagt!"

Die Gänse (Husy) fürchten sich so sehr vor den Dieben, daß sie nicht einmal in der Nacht ihrer Angst los werden. Sobald im Stalle eine Gans erwacht, weckt sie auch die andern auf, indem sie halblaut schnattert:

„Diebe, Diebe,
Diebe, Diebe!"

Da erwachen die andern Gänse und ermahnen einander im Chore zur Wachsamkeit, bis eine nach der andern sanft einschläft und es dann wieder still wird im dunklen Gänsestall.

Alfred Waldau.

Kleine literarische Revue.

— **Ein Parse über die altpersische Geschichte.** Ein in London lebender gelehrter Parse aus Bombay, Herr Jamschedschi Pallonji, hat Sir John Malcolm's Geschichte von Persien in das Hindostanische (in die Guzerati-Sprache) übersetzt und ist im Begriffe, dieses Werk, das zugleich die Resultate der neuesten Forschungen über die Achemenidische Dynastie, nach den Angaben Herodot's und Firdusi's, verglichen mit den Keil-Inschriften, enthält, in London drucken zu lassen. Der gelehrte Parse hat sich zu diesem Behufe auch mit unserem deutschen Landsmann, Herrn Prof. Spiegel, in Verbindung gesetzt, von welchem er in der Vorrede seines Werkes ein in's Hindostanische übertragenes Schreiben über die altpersische Geschichte mittheilt. Ein achtungswerthes Streben nach Wissenschaft und Wahrheit, wie wir das bereits bei mehreren parsischen Schriftstellern in neuerer Zeit wahrgenommen, macht sich, wenn auch mitunter in noch etwas unklarer Weise, bei Herrn Jamschedschi Pallonji bemerklich. Er kennt unter Anderm auch Bunsen's Werk über ägyptische Chronologie, mit welchem er sich, was das Zeitalter Zoroaster's und die Zeit der Aryer in Indien betrifft, in Uebereinstimmung erklärt. Die Geschichte der Semiten will er von der der Aryer vollständig getrennt wissen; die Bibel erwähnt, nach seiner Ansicht, die Aryer ganz und gar nicht, sondern handelt ausschließlich von den Semiten. Den ursprünglichen Sitz der Aryer verlegt er, angeblich in Uebereinstimmung mit den beiden ersten Kapiteln der „Vendidad", nach der Gegend des Nordpols, dessen Klima seitdem sich vollständig geändert habe. Der Theil der Vorrede seines Werkes, worin der gelehrte Parse diese seltsame Hypothese aufstellt, ist in der neuesten Nummer von Trübner's Literary Record (vom 2. September) in's Englische übersetzt.

— **Neu-arabische Sprachlehre.***) Die erste Ausgabe dieses Buches, über dessen Zweck und Inhalt der Titel genügende Auskunft giebt, ist im Jahre 1857 erschienen. Seit jener Zeit hat der gelehrte Verfasser keine Mühe gespart, an der Verbesserung des Buches zu arbeiten und sich die Bereicherungen an neuen Kenntnissen zu Nutze zu machen, welche durch die zahlreichen Reisenden, die unausgesetzt den Orient besuchen, geboten wird. Brugsch, Fallmerayer, Guarmani, Hänsche, von Kremer, Lane, von Maltzan, Munzinger, von Reimans, H. Petermann, Reib, Robinson, Rosen, Seetzen, Sepp, Sprenger, Tobler, Wellstedt, Wetzstein werden unter den Männern genannt, welche hierzu Beiträge gesteuert haben. Ebenso sind die Sprachlehren und Wörterbücher von Muhammed Ayyad El-Tantawy, Barthélémy, Berésine, Berggren, Bochthor, Faris El Shidiac u. A. zu Rathe gezogen worden. Auch ist ein vollständiger Abriß der Grammatik beigefügt.

Die Phrasen-Sammlung enthält zuerst verschiedene Rufe und Anreden, von Bettlern, an vornehme Leute (Titulaturen), Rufe der Nachtwächter, der Mueddin, die Sprüche beim Niesen, beim Gähnen, beim Erstaunen, beim Anfange und der Beendigung von Geschäften u. s. w., kurz, bei jeder möglichen Gelegenheit des alltäglichen Lebens, das im Morgenlande überall seine feste, stereotype Form hat und malerisch mit poetischen und religiösen Ausdrücken verbrämt ist. Die ersten jungen Gurken z. B. werden verkündet mit den Worten: „âlêk el-iwall ja môlâ: Dir, o Herr Gott, liegt die Vergeltung ob." Man erfährt, wie Spätgurken, Salat, Lupinen, Apfelsinen, Citronen, Saubohnen, Sahne u. s. w. ausgerufen werden. Kurz, wir haben das orientalische Leben in großer Lebendigkeit vor uns. Die Redensarten werden zuerst deutsch, dann arabisch in lateinischer und gegenüber in arabischer Schrift, mitgetheilt. Das Glossar ist sehr reichhaltig, und das Buch kann ebensowohl den Orient-Reisenden als verläßliger Führer, als jedem Andern, der sich einige Kenntniß vom Arabischen auf bequeme Weise verschaffen will, empfohlen werden.

— **Altdeutsches Lesebuch.***) Vorliegendes, schön ausgestattetes Lesebuch enthält Auszüge aus dem Nibelungenliede, der Kudrun, aus dem armen Heinrich, aus Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, Tauler u. s. w. — Der zweite Abschnitt bringt Auszüge aus den Meistersängern, Volkslieder, Auszüge aus Reineke Vos, Brant's Narrenschiff, Geiler von Kaisersberg, Luther, Hans Sachs und Fischart. Eine schematische Uebersicht der Literaturgeschichte, der mittelhochdeutschen Formenlehre und ein Glossar machen den Schluß. In der Vorrede wird gesagt, daß das Buch seinen Ursprung langjähriger Unterrichts-Erfahrung verdanke. Die Herausgeber seien zu der Ueberzeugung gelangt, daß auch in den oberen Klassen höherer Lehranstalten der Mittelpunkt des deutschen Unterrichts in die richtige Verwendung des Lesestoffes zu setzen sei. „Wie im Laufe der letzten Decennien die systematische Betreibung der Rhetorik, Metrik und Poetik aus unseren Schulen geschwunden ist, so möchten wir auch den systematischen Vortrag der Literaturgeschichte, dessen Erfolg nur ein sehr unbedeutender zu sein pflegt, aus unseren Lehranstalten gänzlich verbannt wissen. Nur in einer möglichst ausgedehnten Lektüre sehen wir das geeignete Mittel u. s. w. . . . ." In's Hochdeutsche übersetzt, dürfte das so viel heißen als: in Sekunda und Prima sind die Schüler der Mehrzahl nach so träge und theilnahmlos, daß sie die Literaturgeschichte gar nicht mehr lernen; um ihnen etwas davon beizubringen, muß man sie möglichst viel lesen lassen — wenn sie dem Lehrer nur den Gefallen thun, aufzupassen und die Lektüre schön und unterhaltend finden. Der Geschmack für das Altdeutsche pflegt nicht übermäßig bedeutend zu sein.

Literarischer Sprechsaal.

Der sogenannte Friedens-Congreß in Genf, wo, nächst Garibaldi, der für die Nothwendigkeit einer kirchlichen Revolution in Italien und den anderen romanischen Ländern sprach,**) hauptsächlich Franzosen mit großer Heftigkeit agitirt

*) Arabischer Dragoman. Grammatik, Phrasensammlung und Wörterbuch der neu-arabischen Sprache. Ein Vademecum für Reisende in Aegypten, Palästina und Syrien, sowie zum Gebrauche für den Unterricht, von Dr. Philipp Wolf. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1867.

*) Deutsches Lesebuch für die Oberklassen höherer Schulen, herausgegeben von Dr. Ed. Schauenburg und Dr. R. Hoche. 1. Theil, 13., 14., 15., 16. Jahrhundert. Essen, Bädeker, 1867.

**) Wir werden in den October-Nummern sehr interessante Enthüllungen über die religiösen — sowohl antipapalen, als antimaterialistischen — Ansichten und Pläne der italiänischen Fortschritts-Männer mittheilen. D. R.

haben, veranlaßt das Journal des Débats, welches an den im vorigen Jahre in Lüttich stattgehabten Studenten-Congreß erinnert, wo sich ebenfalls besonders die Franzosen durch ihr maßloses Geschrei bemerklich gemacht hatten, zu folgenden Aeußerungen: „Der Gedanke, daß es immer Franzosen waren, die bei diesen verschiedenen Versammlungen die glänzendsten Beweise ihrer praktischen Incapacität lieferten, erregt uns ein peinliches Gefühl. Die Belgier und die Schweizer, bei welchen unsere Landsleute alljährlich ein so trauriges Schauspiel aufführen, verfallen höchst selten in diesen Fehler. Es kömmt dies daher, daß sie seit längerer Zeit an die Freiheit gewöhnt sind, wir dagegen diese Gewohnheit gänzlich verloren haben."

Ein in der Berliner „Vossischen Zeitung" enthaltener, F. P. (Ferd. Pflug?) unterzeichneter Aufsatz zur Vergleichung der Militairkräfte Deutschlands und insbesondere Preußens mit denen von Frankreich kömmt zu folgenden erfreulichen Schlüssen:

„Den Ziffersätzen nach, erhebt sich die französische Macht zur Zeit um etwas mehr als die Hälfte über die englische; sie überragt die italiänische um gegen 100,000 Mann, allein sie steht schon der österreichischen um etwa ebensoviel nach und würde auch bei der äußersten Anspannung aller Kräfte, bei den von dem französischen Kriegs-Minister in Aussicht gestellten 750,000 Mann, hinter der mit jedem Augenblick bereiten norddeutsch-deutschen Streitmacht um mindestens 150,000 Mann zurückbleiben.

„Auch der neue französische Wehrgesetz-Entwurf vermag hierin eben nur wenig zu bessern. Das bisher in Frankreich beobachtete System ist darin unverändert geblieben, oder vielmehr der Kaiser über die drohenden Anzeichen in der französischen Armee wie im Volke von seiner anfänglichen Absicht, dies System in das der allgemeinen Wehrpflicht zu verwandeln, schleunigst wieder zurückgetreten. Die künftige französische Kriegsmacht soll nach diesem Entwurf aus einer aktiven Armee von 400,000 Mann, aus einer Armee-Reserve mit sechsmonatlicher Dienstzeit von der gleichen Stärke und einer mobilen Nationalgarde von ebenfalls 400,000 Mann bestehen. Ob der Kaiser bei der gegenwärtigen Stimmung in Frankreich die letztere wieder aufzurichten wagen wird, steht jedenfalls noch sehr dahin. Ob die Finanzen Frankreichs ausreichen, diese verdoppelte Last zu tragen, darf bei der Aufrechthaltung des schon gegenwärtig so ungeheuer kostspieligen Systems nicht minder bezweifelt werden. Selbst diese beiden Punkte angenommen, würde indeß die französische Armee noch immer und nach wie vor aus einem Drittel Rekruten bestehen und für die unmittelbar verwendungsfähige aktive Macht deshalb das Grundverhältniß beinahe unverändert dasselbe bleiben.

„Dem gegenüber ist die Durchführung des preußischen Ergänzungs- wie überhaupt des preußischen Militairsystems in Norddeutschland bereits zum Gesetz erhoben worden und darf wohl auch für Süddeutschland wenigstens in den Hauptpunkten als gesichert angesehen werden. Vierzig Millionen Einwohner der verschiedenen deutschen Staaten stehen demnach unter preußischer Führung und mit diesem die Wehrkraft der Nation zur höchsten Potenz entwickelnden Militairsystem den 37 Millionen des französischen Kaiserreichs mit seinem ebenso kostspieligen als unwirksamen Militairsystem gegenüber. Hier dabei zwölf, dort sieben Jahre der Militair-Verpflichtung, hier eine durchaus sachgemäße, ernste und feste militairische Schule, dort zu einem Drittel oder eigentlich zu zwei Dritteln ein schwächliches Milizsystem, hier endlich eine jugendliche aufstrebende, dort eine nur mit äußerster Anstrengung in der Schwebe erhaltene Kraft. — Die Ungleichheit kann auch in allen diesen Punkten unmöglich schärfer ausgedrückt sein, und es bleibt schlechterdings nicht abzusehen, wie Frankreich den Vorsprung, welchen Deutschland einmal schon vor ihm vorausgenommen hat und mit jedem Jahre in noch höherem Maaße zu gewinnen im Begriff steht, wieder einzubringen im Stande sein sollte."

Die „Neue Preußische Ztg." bringt in ihrer Beilage vom 19. September eine Mittheilung aus den russischen Ostsee-Provinzen, wonach es sich bestätigt, daß fortan dort alle Verhandlungen mit den „Kronbehörden" nur in russischer Sprache stattfinden sollen. Also bei den Gouverneuren, in den Gouvernements-Regierungen, in den Polizei-Aemtern, im Domainen-Hof und bei dessen Unterbehörden bis zu den Förstern, in den Kameralhöfen und bei deren Renteien, im ganzen Accisewesen und bei allen Postämtern bis herab zu den Poststations-Schreibern hat der deutsche Bürger, der lettische und der esthnische Bauer in Zukunft nur in einer ihm fremden und unverständlichen Sprache sich bescheiden zu lassen. Nur die aus Wahlen hervorgegangenen Justiz- und Landpolizei-Behörden, sowie die Stadt-Magistrate behalten vorläufig noch ihre deutsche Geschäftssprache, wie auch die Gemeinde-Gerichte der Landbevölkerung fernerhin noch des Lettischen und resp. Esthnischen sich bedienen dürfen. Die überwiegende Mehrzahl der jetzigen kaiserlichen Beamten in Liv-, Esth- und Kurland wird, weil sie des Russischen gar nicht, oder nicht genügend mächtig ist, entlassen werden müssen. Der Korrespondent der „N. Pr. Ztg." bemerkt, daß hierdurch die dem russischen Kaiser ergebensten Provinzen unzufrieden gemacht und in einen Zustand der Verzweiflung gedrängt würden. Selbst das deutsche Unterrichtswesen ist jener moskowitischen Partei, welche sich die des Fortschritts zu nennen beliebt, zuwider, und sie strebt bereits danach, die Universität Dorpat in eine russische Hochschule umzuwandeln. Die „Neue Pr. Ztg." kann ihre Bedenken darüber nicht unterdrücken, daß die russische Regierung solchergestalt in falsche Bahnen einlenke. Wir freuen uns aufrichtig, daß auch an dieser Stelle ein warmes Interesse für das Kulturleben unserer deutschen Brüder in Rußland sich zeigt.

In einem Artikel über den Panslavismus, den der Londoner Spectator enthält, wird nachzuweisen versucht, daß den Čechen in Böhmen und Mähren, wenn sie ihre Nationalität gegen die Deutschen und Magyaren zu wahren entschlossen seien, keine andere Wahl bleibe, als sich Rußland in die Arme zu werfen. Gleichzeitig wird in diesem Artikel erzählt, daß jetzt schon in Rußland und anderen slavischen Ländern Karten der Balkan-Halbinsel verbreitet seien, auf welchen Konstantinopel als freie Stadt bezeichnet ist, während Serbien, Bosnien, Bulgarien und die Herzegowina zusammen ein unabhängiges Reich, Rumänien und Montenegro aber einen zweiten besonderen Staat bilden.

Von Georg Büchmann's „Geflügelten Worten", diesem Citaten-Schatz aus dem Kultur- und Volksleben, sowie aus den besten Schriftstellern aller Nationen, ist soeben die vierte vermehrte Auflage in der Haude und Spener'schen Buchhandlung (F. Weidling) ausgegeben worden.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] **Berlin, den 5. Oktober 1867.** **[Nr. 40.**

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin. Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Das deutsche Gewerbe-Museum zu Berlin.

Je mehr es anerkannt wird, daß Wissenschaft und Kunst als Werth-Factoren auf dem Gebiete der gesammten Industrie eine bedeutsame Rolle spielen, desto mehr ist man bestrebt gewesen, überall Anstalten zu begründen, welche den Zweck haben, Wissenschaft und Kunst für die Industrie nutzbar zu machen. Leider steht Preußen unter allen größeren Staaten in Bezug auf die Förderung der Kunst-Industrie anerkannt an letzter Stelle.*)

Allseitig wird daher ein Unternehmen mit Freuden begrüßt, welches zunächst auf dem Vereinswege dem fühlbaren Bedürfniß abzuhelfen sucht. Im Spätherbst vor. Jahres bildete sich ein Comité, um ein Kunst- und Gewerbe-Museum in Berlin ins Leben zu rufen. Eine bereits Mitte Dezember zusammengerufene General-Versammlung wählte einen Ausschuß und beauftragte denselben mit Entwerfung der Statuten, des Lehrplans u. s. w. Einer zweiten General-Versammlung wurden am 25. März d. J. die Grundzüge des neuen Instituts vorgelegt, und diese wurden von ihr en bloc angenommen. Zugleich wurde ein provisorischer Vorstand aus fünfzehn Mitgliedern gewählt, welcher bestrebt ist, den finanziellen Theil des Unternehmens möglichst zu fördern, die Interessen des Instituts auf der gegenwärtigen Pariser Weltausstellung in Bezug auf Ankauf und Schenkung von Ausstellungs-Objecten zu wahren, die Lokalfrage zu berathen und Korporationsrechte nachzusuchen. Die von Sr. Majestät dem König bewilligten 15,000 Thlr. sind nach den Berichten von Sachverständigen in sehr geschickter Weise zum Ankauf von anerkannt schönen und zweckdienlichen Gegenständen verwendet worden; Korporationsrechte sind dem Institut durch königl. Kabinetsordre verliehen, und es bieten so die bisherigen Bestrebungen des Vereins in vieler Beziehung schon erfreuliche Resultate.

Neben diesen Erfolgen ist jedoch auch von Angriffen auf das Institut zu berichten; namentlich hält es in Nr. 17 und 18 des Beiblattes zur „Zeitschrift für bildende Kunst“ ein Kritiker für seine Pflicht, gegen dasselbe scharf vorzugehen. Indem derselbe als ein Berliner Kritiker von der Redaktion bezeichnet wird, verliert seine Kritik wohl deshalb etwas an Tragweite, weil die Berliner Kritik vielfach sehr verrufen ist. Ich will mich hierbei nicht mit dem „relata refero“ entschuldigen, sondern den Vorwurf begründen.

Warum ist denn die Berliner Kritik so verrufen? Sie glaubt, sie sei um ihrer selbst willen da; es ist ihr meist mehr um die Kritik als um die Sache zu thun. Das Wesen der Kritik besteht doch wohl darin, daß sie die Sache analysiren, das Feld säubern und reinigend wirken soll. Mit Recht behauptet aber ein neuerer Schriftsteller, die Berliner Kritik sei kein Reinigungs-, sondern ein Zerstörungs-Prozeß; wie ein Nachtfrost wirft sie sich auf die keimende Saat und ertödtet so das Wachsen und Schaffen selbst; sie kömmt zu keinem Ideal, zu keiner Begeisterung für irgend eine Sache, weil sie das höchste Vergnügen darin sucht, an jeder Sache eine schwache Seite zu entdecken und sie deshalb zu verspotten. In seiner Erkenntniß der psychologischen Wirkungen des Spottes behauptet aber Lessing mit Recht: „Ueber was man einmal gelacht hat, daran glaubt man nicht mehr.“ Und darin liegt denn auch das Destructive der Berliner Kritik und ihre Schädigung der Productivität. In einem seiner Briefe schreibt Felix Mendelssohn-Bartholdy über Berlin: „..... Aber da kommt schon wieder das Berliner Zwitterwesen: die großen Anforderungen, die geringen Leistungen; die vollkommene Kritik und die mittelmäßigen Musikanten ...“ — „Mir widersteht dieser ungemüthliche nüchterne Norden,“ ruft Lenau aus, „was bringt er denn hervor, außer Nadelholz und absprechender Kritik. Wenn Euklid heute seine Elemente schriebe, in Berlin würde man sie sicher in Zweifel ziehen! Da wird Alles kritisch secirt. Selbst eins der tiefsten und schönsten Erzeugnisse unserer Literatur blieb nicht verschont: Göthe's „Ueber allen Wipfeln ist Ruh“. Ein Berliner Kritiker fand sofort eine Unrichtigkeit im Ausdruck: es lasse sich zu keinem Moment sagen, überall ist Ruhe, denn wenn bei uns Nacht sei, da sei ja in Amerika Tag! Armer Kritiker, was bei Anderen beseligend durch das Gemüth zieht wie liebliches Geläute, das ruft bei dir eine kritische Entrüstung hervor!“

Doch ich wende mich nunmehr zu den Angriffen selbst und habe zunächst zu constatiren, daß unser Gegner an dem Plane der Unterrichts-Anstalt wie an den Satzungen nichts auszusetzen hat. Wohlverstanden: die Anstalt hat den Zweck, den Gewerbtreibenden die Hilfsmittel der Wissenschaft und Kunst zugänglich zu machen. Zu diesem Behufe wird eine Unterrichts-Anstalt gegründet und ein Museum angelegt, welches bildend auf den deutschen Kunstfleiß einzuwirken bestimmt ist und daher das Wesen der Schule, der Bildungsanstalt an sich tragen soll. Wer nun hieenach an dem Unterrichtsplane nichts auszusetzen hat, der erklärt sich ja im Wesentlichen mit uns einverstanden, und wenn trotzdem unser Gegner über Einzelheiten schonungslos herfällt, so dokumentirt sich eben darin seine Sucht, um jeden Preis Kritik zu fabriciren! Neben jener Uebereinstimmung wirft er dem Unternehmen vor, das künstlerische Element verschwinde zugleich in demselben; es jage als müßiges, lebensunfähiges Zwitterwesen unklar vorschwebenden Zielen wie Phantomen nach! Mit solchen und ähnlichen Donnerkeilen stürmt er einher wie der wilde Jäger, auch darin diesem ähnlich, daß er bei seinen Behauptungen den Kopf unterm Arm hat.

Er reinigt zuerst das Feld von einigen Dingen, welche das Gewerbe-Museum in den Kreis seiner Wirksamkeit gezogen hat, vor Allem von der Technik: „Alles was sich auf die Technik beziehe, sei mit der Uebertragung des Handwerks oder Gewerbes vom Meister auf den Lehrling eng verknüpft; das zu lehren gehöre in kein Gewerbe-Lehrinstitut.“ Es thut gerade in Berlin nichts mehr noth als eine Einwirkung in dieser Richtung; denn nirgends wird für die große Masse leichtfertiger und unsolider gearbeitet als hier. Hat denn der scharfe Kritiker noch nie beobachtet, daß von hundert Berliner Thürschlössern blos fünf wirklich schließen? Hat er noch keinen Familienvater klagen hören über die oberflächlichen Tischler- und Zimmerarbeiten? Hat er noch nie erlebt, daß bei einem geheimräthlichen Diner mindestens Ein Stuhl unter der Last eines Gastes auseinander

*) Dies war allerdings vor fünfundzwanzig Jahren noch nicht der Fall. Damals und als im J. 1844 die erste deutsch-internationale Gewerbe-Ausstellung in Berlin stattfand, wurde allgemein anerkannt, daß Preußen zu denjenigen Staaten gehöre, wo am Erfolgreichsten für die Förderung der Kunst-Industrie gewirkt werde. Damals hatte aber auch Beuth die günstigen Einwirkungen der Handels- und Gewerbe-Freiheit durch Gründung des Gewerbe-Instituts in Berlin und der Provinzial-Gewerbeschulen unterstützt, welchen Anstalten er die von ihm im Auslande und besonders in Frankreich gesammelten Musterzeichnungs-Vorbilder rc. zugehen ließ, während er jungen befähigten Männern des Gewerbestandes Reise-Stipendien zur Ausbildung ihres Geschmackes und ihrer technischen Geschicklichkeit bewilligte. D. R.

gefallen ist, dessen Schwere einige Pfund über das landesübliche Zollgewicht des mittleren Menschen hinausragte? Ich will nicht auf das lüderlich genähte Lederzeug von Geschirren, Koffern 2c., auf die Polster-Arbeiten, auf den haarsträubenden Leichtsinn der Baugewerbe u. s. w. eingehen. Gegenüber solchen Thatsachen, von denen in Berlin die Sperlinge auf den Dächern reden, dürfte es doch nicht unnütz sein, wenn das Museum Vorbilder enthalten wird von wirklich guter, sorgfältiger Arbeit, und wenn der Unterricht in dieser Richtung Einfluß üben wird. Die unsolide Arbeit ist in Berlin gerade so zur Regel geworden, wie in London die solide. Was aber die deutschen Arbeiter zu leisten im Stande sind, das sieht man erst recht klar im Auslande, wo man sie besonders zu schätzen weiß und, wie in London, zwingt, akkurat und gewissenhaft zu arbeiten. Die Zukunft wird zeigen, daß in dieser Richtung das Museum nicht ohne Wirkung sein wird.

„Aber, heißt es dann weiter, auch den Zusammenhang der Gewerbe mit der Wissenschaft herzustellen und zu unterhalten, kann unmöglich Aufgabe einer solchen Anstalt sein." Diesem apodiktischen unmöglich gegenüber heißt es nun aber auf S. 142: Stellt sich heraus, was ich durchaus nicht in Abrede stellen will, daß der Zustand der modernen Industrie hierbei eine Berücksichtigung auf das Technisch-Wissenschaftliche verlangt, dann muß es allerdings in dem Organismus der Anstalt aufgenommen werden .... (also doch!). Trotz der Klausel: „aber nie in den ersten Linien 2c." liegt hier ein Widerspruch vor, den weder ich, noch der Schreiber selbst lösen kann, denn er bleibt als solcher nach Mephisto gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren. — Ich will blos anführen, daß für das Gebiet der Email-Arbeiten, der Gefäß- und Glas-Fabrikation u. s. w. die wissenschaftliche Ausbildung bis zur Fertigkeit, chemische Versuche anstellen zu können, eine unbedingte Nothwendigkeit ist. Dies bestreitet mein Sachverständiger. Auf diesen Gebieten gehen eben Kunst und Wissenschaft so eng zusammen, daß Erstere ohne die Letztere nichts zu leisten vermag, weil ohne Beherrschen des Stoffes, derselbe nie „mit Grazie umspielt" werden kann. Man sieht, wie es mit den kühnen Behauptungen des Gegners bestellt ist!

Nächst diesen Angriffen, bildet nun den Hauptgegenstand der ganzen Opposition der den Satzungen als Anlage beigefügte Plan zur Sammlung. Hier wird nun der Gegner vollständig zum Don Quijote; hier kämpft er mit dem gesammten Arsenal gegen ein Paar Hundert Stichworte, gegen das gegenwärtige Inhalts-Verzeichniß eines zukünftigen Museums. Ei ei! kann denn ein gegenwärtiges Inhalts-Verzeichniß jemals ein zukünftiges Museum sein, das zum Theil durch Schenkung, Entleihung 2c., also unberechenbar gebildet werden soll? Wird denn nicht jede Idee modificirt, sobald sie in's Leben tritt? Dies Inhalts-Verzeichniß sollte dem Publikum eine Idee geben von den Dingen, welche das Museum enthalten wird; nachdem es dies gethan, hat es keinen Zweck; es wird zu Makulatur. Der Vorstand hat es selbst für so unwesentlich gehalten, daß bei der Verlautbarung der Satzungen behufs Ertheilung der Corporations-Rechte auf dasselbe gar keine Rücksicht genommen worden ist. Wir lassen unter diesen Umständen dem kühnen Kämpen gern die Genugthuung, daß er seinen Zweck erreicht hat; die Makulatur ist vernichtet, vernichtet durch Makulatur — similia similibus — sanft ruhe ihre Asche!

Man könnte sich in der That wundern, daß an dieses unschuldige Repertorium vier Spalten salz- und schwefelsaure Kritik verschwendet worden sind; doch man bedenke, daß unser professioneller Kritiker S. 150 ganz allgemein den Satz ausspricht: „Es giebt kein menschliches Werk, das nicht durch Fehler verunziert und der Verbesserung fähig und bedürftig wäre." In der That diesen Ausspruch sollte die Berliner Kritik annageln wie falsche Münze; er könnte ihr wie ein geflügeltes Wort gefährlich werden. Wer mit solchem Leitspruch menschliche Bestrebungen betrachtet, der kann auch selbstverständlich Kritiken, wie die vorliegende, bei jeder Gelegenheit aus dem Aermel schütteln. Ich nenne es aber hier offen ein sträfliches Beginnen, mit solcher Frivolität an werdende Institute für das öffentliche Wohl heranzutreten. Schritt vor Schritt und durch manchen Kampf pflegen selbst die besten Ideen ihrem Ziel entgegenzugehen. Wer wird aufstrebende Institute wegen ganz nebensächlicher Punkte öffentlich so begeifern? Selbst die Schöpfung ging in ewigem Kampfe verschiedene Male durch Wasser und Feuer, ehe sie wurde, was sie ist. Und sicherlich wird sie unserem Kritiker noch mangelhaft genug erscheinen! Er wird nächstens auch das „planlose Durcheinander" vor seine Feder nehmen, in welchem die Sterne über den Himmel zerstreut sind, während die Berliner Gaslaternen reihenweis, in gleicher Entfernung und systematisch ihre Strahlen entsenden!

Nach all' diesen Heldenthaten heißt es nun auf S. 150 in unfaßbarer Naivetät: „Es kann nicht von mir verlangt werden, daß ich einen neuen Plan als Gegengabe für den durch die Kritik beseitigten aufstelle, ausführe und begründe." Nun in der That, wir sind weit entfernt, dies zu verlangen, zumal durch diese Art von Kritik nicht nur der Plan, sondern auch ungleich mehr der Kritiker selbst in unseren Augen für beseitigt gilt.

So wären wir denn, glaube ich, unserm Gegner Schritt vor Schritt auf die Höhe seiner Anschauungen, oder noch bezeichnender, auf den Krönungs-Hügel seiner Kritik gefolgt und hätten uns die Lufthiebe angesehen, die er mit großer Fingerfertigkeit nach allen vier Himmelsrichtungen hin, gegen unser deutsches Gewerbe-Museum geführt hat. Komisch ist, daß nun seine Schlußrede diesem hohen Standpunkte würdig entspricht; er erklärt nämlich rund und bündig, „daß in die organisatorischen Fragen bei Gründung eines derartigen Kunst-Instituts Niemand sich einzumischen befugt und berufen ist, der nicht den heutigen Stand der Wissenschaft gründlich kennt." Klingt das nicht wie die nackte Theorie vom beschränkten Unterthanen-Verstand von anno 1838? Die sollte doch ein solcher Kritiker am wenigsten predigen, der, wie Figura zeigt, seine kritische Nase in Alles zu stecken pflegt und das Jahr lang an die drei hundert fünf und sechzig Meinungen in verschiedenen Journalen, über die verschiedensten Dinge, zu äußern in die Lage kommt. Doch mit der Person des Kritikers will ich nicht anbinden, das sei ferne von mir! Mein Grundsatz ist: non quis quid, sed quid quis dicat, intelligendum est. Ich habe seine Einwände widerlegt und nachgewiesen, daß er eigentlich kritisirt hat, um zu kritisiren. Ueber sonstige Detail-Studien unseres Gegners will ich schweigen und wünschte nur in seinem Interesse, er hätte dasselbe gethan! Dr. S.

Erziehung der Frauen zur Arbeit des Lebens.*)

Drei Schriften, sämmtlich von weiblicher Feder, liegen uns über die vielbesprochene Stellung und Erziehung der Frauen vor. Prüfen wir sie ihrem Inhalt nach und zuerst in dem, was sie Gemeinsames haben, so werden wir bei allen den tief sittlichen Ernst anerkennen müssen, von dem die Verfasserinnen erfüllt sind und mit dem sie ihre Aufgabe lösen wollen. Gemeinsam ist ihnen auch der scharfe Blick für die Mängel der heutigen Erziehung des weiblichen Geschlechts, sowie der Wunsch und die Aufforderung an alle denkenden und fühlenden Männer und Frauen, daß sie durch Vereinigungen aller Art der arg verkümmerten weiblichen Arbeitskraft aufhelfen mögen, daß sie die Frauen aus der materiellen und in Folge dessen aus der sittlichen und geistigen Noth erlösen möchten.

Die erstgenannte Broschüre „ein Vortrag" bietet in dem engsten Rahmen ein reiches Material sowohl in Beziehung auf die Stellung und Pflichten der Frau als Gattin und Mutter, als auch auf eine richtige Vorbereitung zu diesem heiligsten aller Aemter. „Verkürzt den Mädchen ihre Lehrjahre nicht; die Gesundheitspflege der Unsrigen — sie will erlernt sein. Die zweckmäßige, umsichtige Verwaltung unseres Hauswesens innerhalb unserer complicirten Verhältnisse — sie will erlernt sein. Die Erziehung unserer Kinder — sie will erlernt sein." — Auch die Lage der unverheiratet bleibenden Mädchen zieht die Verfasserin in den Kreis ihrer Betrachtung und will gerade, daß durch das Vereinsleben der unglücklichen Vereinzelung und Vereinsamung solcher Mädchen entgegengewirkt werde.

Umfassender ist das Buch der Frau Pinoff. Die rühmlichst bekannte Schriftstellerin, von der wir bereits früher eine Schrift über „die Erziehung der Frau zur Arbeit" angezeigt, bezeichnet in dem vorliegenden Buche die Mittel und Wege, eine soziale Reform der Erziehung und Stellung der Frau zu bewirken. Sie geht vom Kindergarten aus und will ihn erweitert und fortgesetzt haben.

„Der Kindergarten erweitere sich in Raum, Ziel und Form und gewähre eine Erziehungs-Stätte für das Mädchen in jeder Altersstufe bis zu seinem Eintritt in's bürgerliche Leben. Die Spielübungen müssen in wirkliche Arbeits- und Kunstfertigkeiten verwandelt und somit dem Mädchen Gelegenheit gegeben werden, sich später seinen Lebensunterhalt zu verdienen."

Die Verfasserin führt aus, wie in der sich dem Kindergarten anschließenden Schule Korbflechtereien, Papparbeiten, Holz-Malereien und Schnitzereien, Porzellan- und Glasmalereien, Lack- und Leder-Arbeiten, Flechten von Teppichen und Matten, Mosaik-Arbeiten, Zeichnen, Lithographiren und Photographiren gelehrt werden können.

Außerdem soll die Schule nicht bloß Lernanstalt, sondern Erziehungs-Stätte im ganzen Umfange des Wortes sein. Es soll in einer Abtheilung dieser Anstalt, die sich Frau Pinoff auf dem Lande, in der Nähe einer großen Stadt denkt, eine Zahl Kostkinder angenommen werden, die sonst von den Behörden armen Frauen übergeben, „verkümmern im Werden, vergehen im Entstehen." Die erwachsenen Mädchen sollen dabei Kinderpflege lernen und in der werkthätigen Liebe die beste Vorbereitung für das Leben erhalten. Da die Anstalt auf dem Lande sein soll, so wird hier der Platz sein, „wo Wirthschafts- und Kochschule" einzurichten wäre.

Es ginge über die Gränzen einer Besprechung, wollten wir den ganzen, im Einzelnen ausgeführten Plan des Unterrichts und der Erziehung der Mädchen, wie die Verfasserin ihn in klarer und doch sinniger Weise in ihrem Buche darlegt, vollständig wiedergeben.

Die Aufmerksamkeit der Pädagogen, sowie thatkräftiger Männer und Frauen möchten wir auf das Buch richten, damit sie es prüfen und das Annehmbare berücksichtigen.

Denn, um mit den Worten der Verfasserin zu schließen, „diese Menschheits-Frage werde von Mann und Frau gemeinsam erfaßt als eine zukünftige Menschheits-Erziehungsfrage; nicht für die Frau allein, sondern mit ihr und durch sie für die ganze künftige Generation."

Dürfte das Buch der Frau Pinoff seines pädagogischen Inhalts wegen Berücksichtigung verdienen, da es an Plänen für eine verständigere Erziehung der Mädchen noch fehlt, so hat das Buch von Louise Otto: „Das Recht der Frauen auf Erwerb" eine andere Bedeutung. Die bewährte Schriftstellerin und Vorkämpferin für das Recht der Frauen wendet sich größtentheils an die geistig Reiferen ihres Geschlechts. Diese fordert sie zur Thatkraft auf; sie sollen erkennen, daß die Pflichten der Frau eingeschlossen, aber nicht abgeschlossen sind in dem Kreis der Familie, daß sie ihrem Volke angehören und zur Zeit den am meisten Bedürftigen, den armen Töchtern des Volkes. Darum dringt sie auf Selbsthilfe und will sie als eine solidarische Verpflichtung der Frauen aufgefaßt wissen.

„Nur was man durch eigene Kraft erringt, hat einen Werth." Deshalb möchte sie Vereine von Frauen gegründet und verwaltet haben, damit in der Selbstthätigkeit und Selbstverantwortlichkeit der Charakter der Frauen erstarke und den Schwankenden und Schwächlichen ein Vorbild und eine Mahnung werde!

Und so wie sie von den zum selbständigen Denken Herangereiften auch selbständiges Handeln verlangt, so möchte sie, die Erziehung der Mädchen würde von dem Grundsatz bestimmt, „die Mädchen so gut wie die Söhne vor allen Dingen zu brauchbaren, guten und edlen Menschen zu erziehen und dazu nicht dem Einen die Mittel zu versagen, die man dem Andern gewährt."

Die Benachtheiligung der Töchter weist sie durch folgendes Argument klar und einleuchtend nach: Man hält diejenigen Staaten für barbarische, wo die Töchter von der Erbschaft ausgeschlossen sind — „dagegen aber, daß an die Ausbildung der Söhne Alles, an die der Mädchen fast nichts gewendet wird, erheben sich nur sehr wenig Stimmen." Daß dadurch eine fast schlimmere Art der Uebervortheilung als die der Erbschafts-Ausschließung entsteht, liegt auf der Hand.

So dringt die Verfasserin auf Ausgleich, auf richtige Erkenntniß der Pflichten, aber auch der Rechte der Frauen, und indem sie mit Zahlen den dürftigen und unzulänglichen Erwerb der Frauen durch die sogenannten „weiblichen" Arbeiten nachweist, will sie für dieselben, was auch das von ihr gegründete Blatt vertritt: „neue Bahnen."*)

*) Die Bedeutung des Vereinslebens für die Frauen. Vortrag, gehalten im Lissaer Frauenverein von Ulrike Henschke. Lissa, Scheibel, 1866.

Reform der weiblichen Erziehung als Grundbedingung zur Lösung der sozialen Frage der Frauen. Von Minna Pinoff. Breslau, Maruschke und Berendt, 1867.

Das Recht der Frauen auf Erwerb. Von Louise Otto. Hamburg, Hoffmann und Campe.

*) Neue Bahnen. Organ des „Allgemeinen deutschen Frauenvereins." Herausgegeben von Louise Otto und Auguste Schmidt. Erscheint monatlich zwei Mal. 1867, zweiter Band. Preis pro Band von 24 Nummern 1 Thlr. Leipzig, M. Schäfer.

Wir empfehlen allen Denen, die die Frauen-Frage nicht vornehm ignoriren, sondern wie wir, als eine der wichtigsten sozialen Fragen unserer Zeit anerkennen, die genannten Schriften zur Beachtung. Sie sind, abgesehen von ihrer wichtigen, praktischen Bedeutung, Zeugniß von dem sittlichen Ernst, dem klaren, selbständigen Urtheil und dem tiefen Gemüthsleben deutscher Frauen und somit ein Beitrag zur Kulturgeschichte unserer Zeit und unseres Volkes. H. G.

Schweden.

Ein Katechismus der Kriegskunst aus königlicher Feder.

Der Herrscher in Frankreich hat seit dem Luxemburger Handel eine Menge von Friedensreden über seine Lippen fließen lassen. Jedes Wort ein Palmenzweig — und die Welt glaubt fester als je an einen Krieg durch Frankreich. Er hat den Weg zum Vertrauen der Menschheit verfehlt.

Einen viel wirksameren Beweis seiner Friedensliebe hat ein anderer gekrönter Günstling der Musen vom Throne herab gegeben. König Carl XV. von Schweden hat — nicht unter seinem königlichen Titel, sondern unter seiner bekannten Dichter-Chiffre, dem C. mit einer Krone — die Resultate seiner kriegswissenschaftlichen Studien veröffentlicht und in schwedischer Sprache eine „Uebersicht der militärischen Grundsätze" herausgegeben.

Wer seine Geheimnisse über Kriegskunst dem Buchdrucker anvertraut, glaubt sicher nicht daran, sie praktisch verwerthen zu können. Das kriegerisch aussehende Buch dieses Königs ist ein Wort und Werk des Friedens! In dieses Fürsten Brust sprossen Gedichte und kriegskundige Gedanken friedlich neben einander empor. Erinnern wir uns, daß König Karl noch vor kurzer Zeit ganz Schweden mit seinen Liedern in patriotische Aufregung versetzt hatte. Eine neue deutsche Uebersetzung dieser Lieder hat soeben der Pastor Dr. F. L. Bömers in schöner Ausstattung herausgegeben.*) Dem Saitenspiel folgt theoretischer Kanonendonner.

Die „Uebersicht der militärischen Grundsätze" ist nur in einer geringen Zahl von Exemplaren aus der Presse hervorgegangen. Ein Zeichen königlicher Bescheidenheit! Die Schrift will auch nur eine kurze Abhandlung über die Kriegskunst sein. Aber weit entfernt, in den gewöhnlichen Styl gelehrter Abhandlungen zu verfallen, hat sich der fürstliche Verfasser sehr angemessen der militärischen Kürze befleißigt, die sich am Liebsten auf die Form des Imperativs zurückführt. Mit ihren gebotähnlichen Regeln ist man berechtigt, die Uebersicht einen Katechismus der Kriegskunst zu nennen. Nennen wir sie denn „Katechismus."

Einhundertsiebenundsechzig Regeln sind darin unter folgenden sechs Abtheilungen zusammengestellt: Allgemeine Regeln; Regeln für den Kommandirenden; Regeln in Betreff der Infanterie, der Kavallerie, der Artillerie; endlich Regeln über die Adjutantur.

Begnügen wir uns damit, auf die allgemeinen Regeln und auf die Regeln für den Kommandirenden einzugehen; überlassen wir dagegen die übrigen Abtheilungen der speziellen militärwissenschaftlichen Kritik.

Der erste Satz, dem wir unter den allgemeinen Regeln begegnen, ist der, daß eine kleine, aber gute, d. h. aus geschulten Soldaten bestehende Armee einem großen Heere vorzuziehen ist. Der Satz ist weder neu noch kühn; es ist ein Erfahrungssatz, den der Verfasser in der Geschichte seiner Vorfahren und im Uebrigen von Miltiades an bis zu Friedrich dem Großen, bis in den deutschen Feldzug von 1866 hinein bestätigt gefunden hat. Daß die Beweglichkeit einer kleinen, tüchtigen Armee selbst ein bedeutendes numerisches Uebergewicht des Feindes ausgleichen kann, war stets der Stützpunkt für das Selbstbewußtsein kühner Feldherren. Da aber die Stärke eines Heeres auch von dem Operations-Terrain und von den Hilfsquellen der kämpfenden Nation abhängt, so mag der Verfasser Recht haben, jenen Satz nicht absolut hinzustellen, sondern als vorsichtiger Kriegskünstler mit einer Reserve zu versehen, die auch den bedenklichsten Kritiker zufrieden stellen muß. Der Satz lautet: „Bilde lieber eine kleine und gute, als eine große Armee, wenn Du deren Cadre zu sehr mit ungeschulten Soldaten füllen müßtest."

Weiterhin will der Verfasser, daß der Soldat voll Frische, in gesundem Nahrungs-Zustande, gut bekleidet sei.

Dann geht er zur Taktik und ihren Bedingungen über. Er spricht sich gegen eine plumpe Zusammenhäufung des Heeres aus, womit er natürlich eine gute Verbindung nicht ausschließen will. Er empfiehlt, durch kleine Engagements die Truppen mit Erfahrungen auszustatten, den Mangel an Stärke durch Beweglichkeit und selbst durch die Offensive zu ersetzen. Er ist überhaupt für die Offensive, aber nicht ohne die Verwegenheit als ein Vorzeichen der Niederlage hinzustellen: „Im Angriff liegt schon der halbe Sieg!"

Die Ausdehnung einer Linie, um den Feind zu überflügeln, findet der Verfasser nur dann bedenklich, wenn der Feind sehr überlegene Kräfte besitzt. Er sagt treffend: „Das Ausbreiten der Arme macht die Brust frei." Doch warnt er, das Ueberflügeln auf Kosten der Geschlossenheit zu übertreiben; dies führe dahin, auf einer einzigen Linie zu schlagen, wie man sein ganzes Spiel auf eine einzige Karte setze.

Der Verfasser ist ein Gegner der Schießerei, wie der Marschall von Sachsen es spöttisch nannte. Die Regel lautet: „Vertraue Dich nicht ausschließlich der Wirkung des Feuerns an, um siegreich aus dem Kampfe hervorzugehen; beginne den Kampf mit dem Feuer; aber die wahren Früchte des Sieges lassen sich nur dann pflücken, wenn man dem Feinde mit dem Bajonnet fest auf dem Nacken sitzt!"

Es gehört ein gewisser Muth dazu, diesen Ausspruch mit solcher Entschiedenheit hinzustellen. Napoleon erreichte wichtige Erfolge mit seinem Brauch, das Feuer der Artillerie rasch auf Einen Punkt zu concentriren; im italiänischen Kriege von 1859 waren die gezogenen Kanonen der Franzosen das Verderben der Oesterreicher, und die Eile, mit welcher alle Welt nach den preußischen Siegen von 1866 die Heere mit Hinterladern bewaffnet, zeigt an, welches Uebergewicht man jetzt der Hand-Feuerwaffe zuzuschreiben geneigt ist. Gleichwohl hat jener Satz seine Berechtigung: welche Fortschritte dieser und jener Kriegsmaschine noch blühen mögen — man wird nie dahin gelangen, den Krieg durch Maschinen zu führen. Der Mensch, der Soldat selbst, ist noch immer das beste, das geschickteste Instrument, und die blanke Waffe, die er handhabt, und in welcher die Eigenschaften

*) Gedichte Karl's XV., Königs von Schweden und Norwegen. Deutsch von Dr. F. L. Bömers, Pastor in Frille bei Bückeburg. Minden, Wilh. Köhler, 1867. (59 S. gr. 8.)

des sie führenden Armes am besten hervortreten, hat noch nicht ihr letztes Wort gesprochen, zumal wenn man das alte Bajonnet nicht völlig über Bord wirft.

Die nächste Regel lautet: „Halte Maß im Angriff.“ Sie ist wohl eigentlich als Warnung vor Ueberstürzungen zu betrachten.

Ein Vorurtheil für denjenigen, der die Aufgabe hat, den Sieg zu Gunsten seines Landes vorzubereiten, besteht in dem Zweifel über die Güte seiner Truppen nach einem langen Frieden. Das fit fabricando faber findet auch auf den Krieger Anwendung. Unglücklicherweise aber kann man ihn in der Kunst, für die er bestimmt ist, nicht immer nach Wunsch üben. Daher die Nothwendigkeit, eine Aktion zuweilen mit Truppen vorzunehmen, die noch nie im Feuer gewesen waren. Es entspringt hieraus eine neue Idee, nämlich die, daß in einer solchen Lage, vielleicht einem kriegsgewöhnten Feinde gegenüber, der erste Sieg theuer ist, der aber dann unschätzbare Vortheile darbietet. Der Katechismus sagt darüber: „Nach einem langen Frieden darf kein Opfer zu groß sein, das in der ersten Schlacht zum Siege führen kann.“

In der taktischen Kunst vertheidigt man oft einen Punkt, ohne ihn gerade besetzt zu halten. Schon der Gebrauch der Wurfgeschosse beweist dies. Es giebt aber noch andere Beweise: eine Straße deckt man gern dadurch, daß man abseits eine Schanze anlegt; eine Linie Kavallerie schlägt ein Terrain am besten, wenn sie gegen tausend Schritt davon entfernt sich aufstellt. Aus demselben Grunde, meint der Verfasser, müsse man mit dem Gros der Streitkräfte nicht den an einem Orte zu vertheidigenden Punkt selbst, sondern eine seiner Flanken besetzen.

Diesen ersten Theil seines Werkes schließt der Verfasser, indem er des Soldaten gedenkt, dem sein wohlverdienter Antheil an den Erfolgen eines Krieges eingeräumt werden müsse, und indem er sich an Gott wendet, an den Gott, der den Sieg verleiht. Dem Soldaten und der Vorsehung, d. h. der niedrigsten Sprosse des Erfolges und der Krönung des Werkes, dem untersten Arbeiter und dem erhabensten Mitstreiter gilt sein Gedanke. Wie wohl steht es einem gekrönten Haupte an, in dieser Weise von Beiden zu sprechen, Beiden es zu bekennen, daß sie auch dem genialsten Feldherrn unentbehrlich sind!

Die zweite Abtheilung des Katechismus, die Regeln für den Befehlshaber enthaltend, ist sorgfältiger behandelt als der erste Theil; man fühlt es im Lesen heraus, von wie hohem Standpunkte aus der Verfasser sieht und urtheilt. Auch hier sind nicht alle Reflexionen neu; aber die Art und Weise ihrer Darstellung ist originell und sinnig. Es kommt hier noch Eins in Betracht. In dem, man kann sagen, vertraulichen Verhältniß, das sich, nach des Verfassers Meinung, zwischen dem Feldherrn und seinen Untergebenen bis zum letzten Soldaten hinab herstellen soll, steht König Carl in der That zu seinem Heere. In dieser Beziehung wenigstens beruhen seine Lehrsätze auf der Praxis. Bei den in Schweden üblichen „Lustlagern“ kann man sehen, wie er sie anwendet. Hier nivellirt die Gleichheit der Arbeit, und da der König seine Soldaten nicht zu sich herauf ziehen kann, so steigt er zu ihnen hinab: in Speise und Trank, in der Lagerstätte, im Aufwand physischer Kräfte läßt er keinen Unterschied bestehen; selbst ihre Vergnügungen weiß er zu theilen. Seine Soldaten wissen davon mit mehr Begeisterung zu erzählen, als seine Adjutanten.

Je mehr man diesen Charakterzug des Verfassers in's Auge faßt, desto höheres Interesse werden namentlich die folgenden Sätze seines Katechismus in Anspruch nehmen dürfen.

Der Heerführer soll sich, so lehrt der königliche Verfasser, beliebt machen, seine Untergebenen an Sorgfalt gewöhnen, ihre besonderen Anlagen und Fähigkeiten entwickeln. Er soll sich nicht zu sehr mit Kleinigkeiten befassen; das ist ein Strudel, in dem man leicht untergehen kann. Er theile die Entbehrungen des Soldaten; er lache, um ihn zu erheitern; er denke für ihn. Den Dienst im Felde zu vereinfachen, muß stets seine Sorge sein; vor Allem hüte er sich, den Infanteristen ohne Noth zu fatiguiren.

Dergleichen Rathschläge fließen kurz, bündig, glatt aus des Königs Feder. Zuweilen erhebt sich der Verfasser über die ernste, rein praktische Form hinaus, und sein Lehrsatz gewinnt einen poetischen Anhauch oder durch Gleichnisse aus dem Leben der Thiere eine durchschlagende Verständlichkeit. Davon nur ein Beispiel: „Setze Dein Vertrauen nicht auf einen einzigen Boten, um eine Nachricht von Wichtigkeit durchzubringen. Für den Sperber ist es weniger schwer, sich eines vereinzelten Opfers, als zweier Opfer zu bemächtigen.“

Mit diesem Satze korrespondirt der Rath zur Vorsicht bei Einholung von Nachrichten. Der Krieg, dies blutige Hazardspiel, ist in seinen Erfolgen unberechenbar, hauptsächlich wegen der Ungewißheit, in der man sich dem Feinde, zumal einem sehr beweglichen gegenüber befindet. Demzufolge empfiehlt der Katechismus, sich nicht mit Einem Berichte allein zu begnügen, um die Anwesenheit oder Annäherung des Feindes zu constatiren.

In der Nähe des Feindes soll der Feldherr stets auf den Kampf gefaßt sein, stets gewärtigen, zum Kampfe gezwungen zu werden. Denn oft muß man die Schlacht annehmen, ohne sie provocirt zu haben; so sei denn der Feldheer immer darauf bedacht, sie unter möglichst vortheilhaften Bedingungen anzunehmen.

Die folgende Regel ist wahrhaft golden: „Wenn Du avanciren mußt, thu' es rasch; wenn Du retiriren mußt, thu' es langsam!“ — In der That, der Rückmarsch gewinnt durch Würde und Ordnung, der Vormarsch durch Entschiedenheit und — affenartige Geschwindigkeit. In der Gefahr bleibt der Soldat kaltblütig; am liebsten geht er im Schnellauf, sie aufzusuchen.

„Detaschire kleine Corps nicht auf große Entfernungen. Vereinzelte Kettenglieder bilden keine Kette mehr.“

„Vermeide die Schlacht, wenn Du ein Defilé hinter Dir hast.“

In der Nähe des Feindes fordert der Verfasser für seine Soldaten trockene Lebensmittel und Kaffee, um mit dem Kochen nicht lange Zeit zu verlieren und von der Bagage nicht abhängig zu sein. Es ist die Methode, die Lamoricière in Afrika befolgte: Der Soldat muß wie ein Araber leben! — eine Methode, die ihm eine so große Schnelligkeit verlieh, daß er Abd-el-Kader verfolgen und einholen konnte.

Schließen wir mit einer Regel, die sich noch auf das persönliche Verhalten des Feldherrn in der Schlacht bezieht. „Der Feldherr muß sehen und gesehen werden; er verbleibe daher auf seinem Platze, so lange Alles gut geht. Er soll sich nicht ohne Noth den Gefahren des Kampfes aussetzen. Sobald er aber die Seinigen ermatten sieht, begebe er sich ohne Bedenken in den heftigsten Kampf und harre inmitten der Seinigen aus.“

Die Vorschriften bewegen sich, wie man sieht, auf der natürlichsten Grundlage. Sie folgen aus der Natur der Situationen. Man sollte meinen, es sei für einen Befehlshaber unmöglich, anderen Impulsen nachzugeben, als sie im Katechismus zu Regeln kristallisirt sind. Indeß, jeder Krieg vermehrt die Be-

weise dafür, daß im entscheidenden Augenblicke das helle Selbstverständliche sich in ein dunkles Räthsel verwandeln kann. Es mag also gut sein, wenn der Kommandirende den Katechismus des königlichen Lehrers im Kopfe, noch besser, wenn er ihn im Herzen, in seinen Adern hat. Jedenfalls wird eine Armee, von einem Feldherrn im Sinne dieses Katechismus geführt, schwerlich selbst hinter sehr weit gesteckten Zielen kriegerischer Thätigkeit zurückbleiben.

Italien.

Giuseppe Mazzini über die religiöse Seite der italiänischen Bewegung.

I.

Italien und das Papstthum.

Wir theilen in dem Nachstehenden den Inhalt einer merkwürdigen, von Giuseppe Mazzini in italiänischer und englischer Sprache geschriebenen und in England, sowie in Nordamerika, gedruckten Schrift mit, durch welche er seine gegenwärtige Stellung zu der herrschenden Regierung Italiens erklärt und zugleich einen interessanten Beitrag zur Kulturgeschichte Italiens liefert. Es gewähren diese Bekenntnisse, die weniger einen politischen, als einen philosophischen Charakter haben, einen Einblick in die jetzt in Italien herrschende religiöse Bewegung der Geister, von welcher kürzlich auch auf dem „Friedens-Kongreß“ in Genf ein für Viele unerwartetes Zeugniß von Garibaldi abgelegt wurde. Wir theilen hier diese Ansichten mit, ohne uns auf eine Erörterung derselben einzulassen und natürlich auch ohne irgend eine Verantwortlichkeit für dieselben zu übernehmen.

„Ich bin in letzterer Zeit“, sagt Mazzini in der Einleitung, „von meinen politischen Freunden in England oft gefragt worden, weshalb ich es ablehne, in mein Vaterland zurückzukehren und meine Bemühungen für die moralische und politische Wiedergeburt Italiens mit denen der Männer zu vereinen, welche jetzt an der Spitze der Regierung stehen.“ „„Die Amnestie hat Ihnen ein Feld eröffnet, sagt man mir, in legaler Weise Ihre Ideen auszustreuen. Durch die Annahme des Ihnen schon zu wiederholten Malen angebotenen Platzes in der Volksvertretung würden Sie denen, welche das Steuerruder des Staates führen, den Beistand der ganzen republikanischen Partei sichern. Vergrößern Sie nicht, indem Sie das Gewicht Ihres Namens in die Wagschale der Mißvergnügten werfen, die Verlegenheiten der Regierung? Verlängern Sie nicht dadurch die verhängnißvolle Zeit des Mangels politischer und moralischer Einheit, ohne welche das dürre Factum geographischer Einheit sehr wenig wahren Nutzen für das Volk hat?““

„Die Frage ist von ernsten, meinem Vaterlande aufrichtig wohlgesinnten Männern gestellt und verdient daher eine ernste Antwort. Ehe ich mich jedoch in persönliche Erörterungen einlasse, möchte ich vorausschicken, daß seit dem Jahre 1859 von der republikanischen Partei genau das Verfahren beobachtet worden ist, was meine englischen Freunde von ihr verlangen. Die italiänischen Republikaner haben mit einer volle Anerkennung verdienenden Selbstverleugnung die Regierung thatsächlich unterstützt und selbst ihr Recht auf das Apostel-Amt der großen Idee der Freiheit geopfert. Da sie wahrnahmen, daß die Nation entschlossen sei, es zuerst mit der Monarchie zu versuchen, so warteten sie mit jener Achtung vor dem Nationalwillen, welche die erste Pflicht des Republikaners ist, geduldig die Resultate ab . . .

„Allein die Monarchie, welche fünf Jahre Zeit zu ihren Kriegs-Vorbereitungen gehabt hatte, welche in der Lage war, mit 350,000 Mann regulairen Truppen, 100,000 ausgerüsteten Nationalgarden und 30,000 Freiwilligen unter Garibaldi in's Feld zu rücken, die Regierung, hinter welcher ganz Italien stand, bereit jedes Opfer an Gut und Blut zu bringen, brach plötzlich, nach den Niederlagen bei Custozza und Lissa, den Krieg ab, indem sie feige unsere wahre Gränze, das heroische Trentino (Südtirol), preisgab; sie brach den Krieg ab auf einen Wink Frankreichs und nahm Venedig als Almosen, das ihr von dem Manne des zweiten Dezember verächtlich zugeworfen ward.

„Man könnte sagen, ein Volk von 24 Millionen, das sich geduldig einer solchen Schmach unterwerfe, verdiene nichts Besseres. Ich widerspreche dem nicht, aber man darf nicht vergessen, daß die Massen bei uns ungebildet sind und daß die Ungebildeten von Natur dazu geneigt sind, sich von den Regierenden leiten zu lassen und ihr Verhalten dem ihrer sogenannten Oberen unterzuordnen. Wenn daher unser Volk kein Bewußtsein seiner hohen Bestimmung, kein Verständniß für seine wahre Macht und Mission hat, wenn die wahre Einheit, die große Seele Italiens immer noch gefesselt liegt in dem Grabe, das vor drei Jahrhunderten das Papstthum und die weltliche Macht gegraben, während 24 Millionen Italiäner gruppirt sind, ich will nicht sagen um den Begriff, sondern um das bloße, nicht feststehende Factum der Einheit, so trägt die Verdorbenheit und Unmoralität unserer Staatslenker die Schuld.

„Das wahre Leben eines Volkes ist zu suchen in den maßgebenden Ideen und Grundsätzen, nach denen es geleitet wird.

„Der wahre Begriff einer Nation umfaßt das Bewußtsein eines gemeinschaftlichen Ziels, der brüderlichen Vereinigung und des engsten Zusammenwirkens aller Kräfte des Landes zur Erreichung desselben.

„Das nationale Ziel ist vorgezeichnet durch die Traditionen der Vergangenheit, bestätigt durch das in der Gegenwart lebendige Bewußtsein des Landes.

„Ist das nationale Ziel einmal festgestellt, so wird es die Basis der souverainen Macht und das Kriterium des über die Handlungsweise der Bürger zu fällenden Urtheils.

„Jeder Schritt, welcher der Erreichung dieses Ziels näher führt, ist gut, jeder, der davon entfernt, ist schlecht.

„Das Sittengesetz steht am höchsten. Die Religion der Pflicht bildet ein Band zwischen der Nation und der Menschheit; sie ist eine Quelle ihres Rechtes, ein Kennzeichen ihres Platzes und ihres Werthes in der Menschheit.

„Dies ist das wesentlich Charakteristische einer Nation. Wo die hier ausgesprochenen Bedingungen fehlen, da existirt bloß eine Zusammenhäufung von Familien, zeitweise vereinigt, um die Widerwärtigkeiten des Lebens einander zu erleichtern, lose verknüpft durch alte Gewohnheiten oder Interessen, die sich früher oder später auflösen. Jede intellectuelle oder ökonomische Entwickelung unter ihnen durchdringt nicht gleichmäßig die verschiedenen Glieder der nationalen Familie, sondern dient nur zur Schöpfung einer gebildeten oder besitzenden Kaste und bringt der Nation weder anerkannte Thätigkeit, Stellung und Würde, noch Ruhm bei fremden Völkern.

„Diese Dinge, welche für alle Völker eine unumstößliche Wahrheit sind, erhalten noch eine ganz besondere Wichtigkeit für ein Volk, das soeben erst aus einem Zustande langer, todten-

ähnlicher Erstarrung zu neuem Leben erwacht. Die andern Völker beobachten aufmerksam jeden seiner Schritte. Finden sie, daß sein Auftreten durchleuchtet wird von den Strahlen einer hohen Mission, daß seine ersten Kundgebungen geheiligt sind durch die Taufe eines großen Prinzips, so werden sie die neuerstandene Nation mit Zuneigung und Hoffnung umgeben und bereit sein, ihr auf den ihr von Gott vorgezeichneten Pfad zu folgen. Entdecken sie an ihr dagegen keine Spuren einer edlen Inspiration, eines dominirenden, sittlichen Gedankens oder einer starken Zukunft, so werden sie sie verachten lernen und ihr Territorium als ein neues Feld räuberischer Politik und directer oder indirecter, absoluter Beherrschung betrachten.

„Die Geschichte hat in Italien mehr als irgendwo anders den Charakter einer hohen Mission gehabt. Wir allein unter allen Völkern des Alterthums haben zwei Mal eine Auferstehung gefeiert und Europa neues Leben verliehen. Die dem italiänischen Charakter unausrottbar inwohnende Neigung, den Gedanken und die That in Einklang zu bringen, bestätigt die Weissagungen der Geschichte und bezeichnet die Rolle Italiens in der Welt als das Werk moralischer Unification — das Aussprechen des verbindenden Wortes der Civilisation.

„Italien ist eine Religion!

„Fassen wir nun das unmittelbare, nationale Ziel und die Consequenzen, welche sich aus der Constituirung Italiens zu einer Nation ergeben müssen, in's Auge, so sehen wir, daß keinem Volke eine höhere Aufgabe geworden ist bei der Erreichung des erziehlichen Planes, zu welchem die Vorsehung das Menschengeschlecht von Epoche zu Epoche führt. Unsere Einheit an und für sich wird eine mächtige Initiative in der Welt sein. Das einfache Factum unserer Existenz als Nation wird eine wichtige Umgestaltung des äußern und innern Lebens von ganz Europa bewirken.

„Wir werden aber Rom nicht gewinnen, ohne daß wir das Papstthum zerstören und zum Wohle der gesammten Menschheit die Unverletzlichkeit der Gewissensfreiheit proclamiren, welche der Protestantismus nur für einen Theil Europas eroberte und in biblische Gränzen einzwängte.

„Große Ideen machen große Völker, und dieses Bewußtsein der ungeheuern Macht, welche die unzertrennbare Bedingung der Existenz unseres Italiens als einer Nation ist, sollte hingereicht haben, uns groß zu machen. Dieses Bewußtsein, Gott allein weiß, mit welchem Schmerze ich dies niederschreibe, dieses Gefühl fehlt uns.

„Und nun ein Wort über die Amnestie.

„Läge es in meiner Natur, persönlichen Rücksichten jemals da einen Einfluß zu gestatten, wo es sich um die Wohlfahrt des Vaterlandes handelt, so würde ich sagen: Niemand, der mich kennt, wird erwarten, daß ich mein ganzes vergangenes Leben Lügen strafe und die mir noch vergönnte kurze Spanne Zeit beflecke, indem ich das Anerbieten des Vergessens und Verzeihens annehme dafür, daß ich Italien über Alles auf Erden geliebt und für seine Einheit gebetet und gekämpft habe, als alle Andern dieselbe noch für einen Traum hielten.

„Aber mein Zweck bei diesem Aufsatz ist ein ganz anderer, als eine Selbstvertheidigung zu führen, und das Folgende wird zeigen, daß, wäre es auch möglich, die Ehre meines ganzen vergangenen Lebens zu opfern, dieses Opfer doch nutzlos sein würde.

„Meine vergangene, gegenwärtige und zukünftige Thätigkeit für die moralische und politische Wiedergeburt meines Vaterlandes ward, ist und wird geleitet sein durch eine religiöse Idee.

„Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Derjenigen, welche jetzt die Geschicke Italiens leiten, ward, ist und wird auch in Zukunft geleitet durch den Materialismus.

„Nun erhebt sich aber vor Allem die religiöse Frage und beherrscht jede andere; politische Fragen müssen dagegen nothwendigerweise als untergeordner und in zweiter Linie erscheinen.

„Diejenigen, welche mit vollem Ernste an die Suprematie des Sittengesetzes, als die einzige legitime Quelle aller Autorität, an eine Religion der Pflicht, von welcher die Politik die Erfüllung sein sollte, glauben, können, selbst mit dem größten Aufwande von Selbstverleugnung, nicht mit einer auf der Anbetung zeitlicher und materieller Interessen begründeten Regierung in Uebereinstimmung handeln.

„Unsere Machthaber besitzen keinen großen leitenden Gedanken, keinen Glauben an die Macht des Sittengesetzes, keinen richtigen Begriff vom Leben und von der menschlichen Einheit, keinen Glauben an ein göttlich vorgezeichnetes Ziel, das durch Arbeit und Opfer zu erreichen die Pflicht des Menschen ist. Sie sind Materialisten, und die logische Folge ihres Unglaubens gegen Gott und seine Gebote ist, daß sie an Stelle des Begriffs der Pflicht den Begriff des Interesses setzen — eine armselige Beobachtung von Taktik an die Stelle des furchtlosen Bekenntnisses der Wahrheit!

„Deshalb protestiren sie gegen das Unrecht, ohne es zu verhindern; deshalb haben sie den graden Weg verlassen und krumme Seitenpfade eingeschlagen, verblendet durch den Gedanken, sich staatsklug zu zeigen und vergessend, daß es solche Pfade waren, die uns zuerst in die Knechtschaft führten. Deshalb hat unsere Regierung Italien zu einer französischen Präfectur herabgewürdigt; deshalb kopirt unsere parlamentarische Opposition die elende Taktik der Linken in der französischen Kammer, welche während der Restauration den Weg für die gegenwärtige Erniedrigung, Corruption und Knechtung ihres Landes anbahnte.

„Diese Dinge, ich wiederhole es, sind Folgen, nicht Ursachen. Wir mögen die an der Spitze der Regierung stehenden Persönlichkeiten wechseln, so oft wir wollen — das auf einem falschen Prinzip ruhende System, die verhängnißvolle Idee wird sie Alle beherrschen. Sie können das neue Leben des italiänischen Volkes nicht rechtschaffen leiten und es von einer tiefen, unbewußten Unmoralität sehr alten Datums befreien.

„Da die demokratische Partei Italiens nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen kann, so ist ihre Pflicht, das Volk zu erziehen und es in Anbetracht, daß die Grundlage aller Erziehung Wahrheit ist, ihm klar zu machen, wie die gegenwärtige politische Ohnmacht Italiens zwei Gründe habe, zusammenzufassen in den Worten: Wir besitzen keine Religion und haben an ihre Stelle die Verneinung gesetzt.

„Auf der einen Seite haben wir als einzige Form und Sinnbild einer Religion das Papstthum.

„Vor dreißig Jahren, als kein Anderer offen dies Problem zu berühren wagte, als die Kühnsten sich begnügten, von Reformen in der kirchlichen Disciplin zu flüstern, als Schriftsteller, wie Gioberti, die sich Philosophen nannten, es angezeigt hielten, mit dem Utopien eines italiänischen Primats, bewirkt durch ich weiß nicht welche unmögliche Verjüngung des Katholicismus, zu liebäugeln, damals schrieb ich, daß Katholicismus, wie Papstthum, überlebte Institutionen wären, und daß ihr Tod nur die Folge eines ganz andern Todes sei.

„Ich sprach von dem Dogma, worauf beide gebaut sind.

„Jahre haben bestätigt, was ich damals aussprach. Das Papstthum ist jetzt ein Leichnam, den nichts mehr zu galvanisiren ver-

mag. Es ist das lügnerische Zerrbild der Religion, eine Quelle fortdauernder Corruption und Unmoralität unter den Völkern und am Verhängnißvollsten für das unsrige, auf dessen Seele der Alp und das Beispiel dieser Lüge lastet. Aber heutzutage kennen wir wenigstens die Ursache davon oder sollten sie doch kennen.

„Jede Berührung mit dem Papstthum ist eine Berührung mit dem Tode; es prägt dem aufstrebenden Italien das Brandmal seiner Fäulniß auf und erzieht die Massen zur Lüge, nicht weil Kardinäle, Bischöfe und Mönche vor drei Jahrhunderten Ablaß-Schacher trieben, nicht weil dieser oder jener Papst niedrige Handelsverträge mit Fürsten schloß und bei Gelegenheit der Verheiratung seiner Bastarde mit den Bastarden von Herzögen, Königen und kleinen Tyrannen einen Fetzen Land oder zeitlicher Macht zu erhaschen wußte, nicht weil sie die Menschheit ganz nach ihrer Willkür beherrscht haben, sondern weil sie nicht anders können, wenn sie es auch wollten.

„Diese Uebel und diese Sünden sind nicht Ursachen, sondern Folgen.

„Nehmen wir selbst die unmögliche Hypothese an, die schuldigen Individuen könnten bekehrt werden; es gelänge den Jansenisten oder andern Reformatoren, die verirrten Päpste zur Barmherzigkeit und Demuth ihres ursprünglichen Lebensweges zurückzuführen, so könnte dies nur dazu dienen, das Papstthum mit größerer Würde sterben zu sehen, niemals aber kann es wieder das werden, was es war — Gesetzgebung und Richtschnur des Gewissens der Völker.

„Die Mission des Papstthums — eine große und heilige Mission, was auch die heutigen Fanatiker der Rebellion, indem sie die Geschichte fälschen und Seele und Charakter der Menschheit in der Vergangenheit verleumden, vom Gegentheil fabeln mögen — ist erfüllt. Sie war schon vor sechs Jahrhunderten erfüllt und keine Macht des Genies, kein Wunder der Willenskraft vermag sie wieder zu beleben. Innocenz III. war der letzte wahre Papst. Er war der letzte Papst, der es unternahm, die Suprematie des Sittengesetzes über brutale Kraft und zeitliche Herrschaft zu etabliren, den Geist über die Materie, Gott über Cäsar zu stellen.

„Und dies war in Wahrheit die Mission des Papstthums, das Geheimniß seiner Macht, der Anhänglichkeit und willigen Unterwerfung, die ihm acht Jahrhunderte lang von der Menschheit gezollt ward. Diese Mission war verkörpert in einem der größten Italiäner an Genie, Tugend und eisernem Willen — in Gregor VII. — und dennoch gelang es selbst ihm nicht, sie zu verlängern. Mit dem Nachfolger Innocenz's III. begann der Verfall des Papstthums; es hörte auf, der Menschheit Leben einzuflößen. Hundert Jahre später und die Kirche war in den höheren Kreisen ihrer Hierarchie in skandalöser Weise corrumpirt, während in den niederen Regionen Aberglaube und Verfolgungssucht eingerissen war. Wieder hundert Jahre später war sie die Verbündete und nach abermals hundert Jahren die Magd der Cäsaren und war der einen Hälfte Europas verlustig gegangen.

„Von jener Zeit an ist das Papstthum unaufhaltsam gesunken, bis zu dem Punkte, wo wir es jetzt kennen — jeder Macht der Inspiration und Civilisation beraubt; die ohnmächtige Negation jeder Entwickelung von Kunst oder Leben; baar jedes Pflichtgefühls, jeder Opferfähigkeit, jedes Glaubens an seine eigene Bestimmung; aufrecht erhalten durch fremde Bajonnette, zitternd vor dem Angesicht des Volkes und verlassen von der Menschheit, die anderwärts die Bahn des Fortschritts sucht.

„Das Papstthum hat heutzutage jede moralische Basis, hat Zweck, Berechtigung und Quelle der Thätigkeit verloren. Seine Thätigkeits-Quelle in früheren Jahren war hergeleitet von den jetzt ganz veränderten Begriffen vom Himmel, von einer Ansicht über das Leben, die sich seitdem als unzulänglich erwiesen, von Begriffen über das Sittengesetz, tief unter denen stehend, welche die heutige Epoche aufstellt, von einer Lösung des ewigen Problems zwischen Menschheit und Gottheit, die jetzt verworfen ist vom Geiste, Herzen und Gewissen der Menschen, wie von ihren Traditionen.

„Das einst von der Kirche repräsentirte Dogma selbst ist erschöpft. Es flößt keinen Glauben mehr ein, besitzt nicht mehr die Kraft, das Menschengeschlecht zu vereinigen und zu leiten.

„Es naht die Zeit des neuen Dogmas, das Erde und Himmel wieder in einer umfassenderen Vereinigung, fruchtbar in neuem harmonischen Leben verbinden wird.

„Ihm Platz zu machen, muß das Papstthum aufhören. Und es ist unsere Pflicht, dies offen zu bekennen, ohne heuchlerisches Zurückhalten, ohne verblümte Reden, welche sich den Anschein geben, als ob sie zu gleicher Zeit angriffen und verehrten, die aber in Wahrheit das Problem nur zerstücken und nicht lösen, weil die Zukunft nicht eher völlig enthüllt werden kann, als wenn die Vergangenheit begraben ist. Indem wir die Uebergangs-Dauer schwächlich verlängern, laufen wir Gefahr, den Brand in die Wunde kommen zu lassen.

„Die Formel des Lebens und Lebensgesetzes, von welcher das Papstthum seine Existenz und seine Mission ableitete, war der Sündenfall des Menschen und seine Erlösung. Die logische und unausbleibliche Consequenz dieser Formel war:

„Der Lehrsatz von der Nothwendigkeit einer Vermittlung zwischen Gott und Menschen.

„Der Glaube an eine direkte, unmittelbare und unveränderliche Offenbarung und daher für eine bevorzugte Klasse — natürlich bestimmt ihre Centralisation in einem Individuum zu finden — das Amt, diese Offenbarung zu bewahren.

„Die Unzulänglichkeit der eigenen Bemühungen des Menschen für seine Erlösung und die daraus folgende Einführung des unbegränzten Glaubens an den Mittler statt der Werke, Gnade und unbedingte Vorherbestimmung, mehr oder weniger deutlich, an Stelle des freien Willens.

„Die Scheidung des Menschengeschlechtes in Auserwählte und Nicht-Auserwählte.

„Die Seligmachung der Einen und die ewige Verdammniß der Andern.

„Vor Allem aber: der Dualismus zwischen Himmel und Erde, zwischen Idealem und Realem, zwischen dem, dem Menschen gesetzten Ziel und einer durch den Sündenfall zum Anathema verurtheilten Welt, gehindert an der Erreichung dieses Zieles durch die Unvollkommenheit der ihm innewohnenden sterblichen Elemente.

„In der That, die auf den Polytheismus folgende religiöse Synthesis ließ keinen sich über das Individuum erhebenden Lebensbegriff zu und ebenso wenig erlaubte die historische Folge der Epochen die Bildung eines solchen. Dem Individuum wurde ein Mittel zur Erlösung geboten trotz der Selbsucht, der Tyrannei und Verderbniß, von der es rings umgeben war, und die keine individuelle Anstrengung zu besiegen hoffen durfte. Man lehrte es: Die Welt ist dein Widersacher, entsage der Welt und setze deinen Glauben auf Christus, das wird dich zum Himmel führen.

„Die neue Lebensformel und deren Gesetze, jetzt noch unbe-

kannt, aber uns in unserm eignen Dasein enthüllt durch unsere Kenntniß der Traditionen der Menschheit, bestätigt durch die Stimme des individuellen Gewissens, durch die Eingebungen des Genius und die großen Resultate der Wissenschaft, kann zusammengefaßt werden in Einem Worte: „Fortschritt“. Diese Lebensformel ist, wie wir jetzt wissen, durch göttliches Gesetz die angeborne Anlage der menschlichen Natur, gleichviel ob der Fortschritt sich im einzelnen Individuum oder im Wesen der Gesammtheit kundgiebt, und bestimmt, mehr oder weniger schnell, aber unaufhaltsam in Zeit und Raum entwickelt zu werden.

„Die logischen Consequenzen der neuen Formel sind:

„Die Aufstellung der Idee eines Gesetzes statt der Idee eines Mittlers, der Idee einer fortdauernden erziehlichen, an Stelle einer unmittelbaren willkürlichen Offenbarung.

„Das Apostelamt des Genius, der Tugend und der großen Gesammt-Eingebungen der Völker, erregt durch enthusiastische Thaten im Dienst der Tugend, an Stelle des Privilegiums einer Priester-Klasse.

„Die Heiligkeit der Tradition als Bewahrerin des bereits erreichten Fortschrittes und die Heiligkeit des persönlichen Bewußtseins als Bürgschaft und Mittel alles zukünftigen Fortschritts.

„Durch den Glauben geheiligte Werke an Stelle des bloßen Glaubens als Kriterium des Verdienstes und Mittel zur Seligmachung.

„Die neue Lebensformel verwirft das Dogma der Gnade, als Verneinung der allen Menschen zugeschrieben Fähigkeit zur Vervollkommnung, gleicherweise die Prädestination, als Negation des freien Willens, und das Dogma von der Ewigkeit der Strafe, als Negation des in jeder menschlichen Seele existirenden göttlichen Elements.

„Die neue Formel setzt an die Stelle der Vorstellung von einer unmöglichen, innerhalb des kurzen Zeitraums einer menschlichen Existenz zu erlangenden Vervollkommnung, die Idee eines langsamen fortdauernden Fortschrittes des menschlichen Ichs durch eine unendliche Reihe von Existenzen; sie betrachtet die Mission der Menschheit auf Erden aus einem durchaus neuen Gesichtspunkte und macht dem Antagonismus zwischen Himmel und Erde ein Ende durch die Lehre, diese Welt sei ein dem Menschen angewiesener Wohnsitz, auf welchem er verpflichtet sei, seine Seligkeit durch eigene Werke zu verdienen. Daraus entspringt die Nothwendigkeit, zu versuchen, durch Denken, Handeln und Opfern die Welt umzugestalten, die Pflicht, unser Ideal, so viel dies in unsern Kräften steht, zum Wohle künftiger Generationen schon hier zu verwirklichen und so viel wie möglich den Begriff vom Reiche Gottes schon auf Erden zu einer Thatsache zu machen.

„Die religiöse Anschauung, welche langsam, aber unfehlbar an die Stelle der alten treten wird, stellt einen neuen Gesichtspunkt auf: das fortdauernde Gesammtleben der Menschheit, was allein hinreichend ist, Ziel, Moralgesetz und Methode unserer Existenz zu modifiziren.

„Sind alle Bande mit dem alten Dogma gelöst als unnütz für eine Welt, die bereit ist, die Proklamation eines neuen zu begrüßen, so hat das Papstthum kein Recht zum Dasein mehr. Früher nützlich und heilig, ist es jetzt eine Quelle der Verderbniß und Unsittlichkeit.

„Früher nützlich und heilig, sage ich, denn wären wir nicht seit mehr als acht Jahrhunderten durch das Papstthum in einer Einheit des moralischen Lebens erhalten worden, so würden wir nicht im Stande sein, die nun kommende Einheit zur Wirklichkeit zu machen. Hätten wir kein Dogma der Gleichheit im Himmel gehabt, wir wären jetzt nicht vorbereitet, das Dogma von der Gleichheit auf Erden zu verkünden. Und ich erkläre das Papstthum für eine Lüge und eine Quelle der Unsittlichkeit in unserer Gegenwart, weil dies jede große Institution wird, welche, nachdem ihre Aufgabe erfüllt ist, ihre Autorität noch aufrecht zu erhalten sucht. Es war ein Fortschritt, als man die Sklaverei an die Stelle der bis dahin üblichen Niedermetzelung des besiegten wehrlosen Feindes setzte und ein weiterer Fortschritt, als man für Sklaverei die mildere Form derselben, die Dienstbarkeit, wählte. Die Bildung einer Bürgerklasse war wieder ein Fortschritt vor der Dienstbarkeit. Wer aber heute Sklaverei und Dienstbarkeit wieder einführen wollte, wer verwegen versuchte, die Ausschließung der Proletarier von den Rechten und Wohlthaten der socialen Organisation zu verewigen, würde sich als einen Feind aller vergangenen und zukünftigen Civilisation, als einen Lehrer der Unmoralität kennzeichnen.

„Es ist daher unser Aller Pflicht, die wir es im Herzen tragen, die Stadt der Zukunft und den Sieg der Wahrheit zu gewinnen, dem Papstthum den Krieg zu erklären, und zwar nicht etwa nur der weltlichen Macht des Papstes — wer dürfte wagen, sie dem anerkannten Stellvertreter Gottes auf Erden abzusprechen? — sondern dem Papstthum an und für sich. Es ist unsere Pflicht, zurückzugehen auf das seiner Einrichtung zu Grunde liegende Dogma und zu beweisen, daß dieses unzureichend und den moralischen Bedürfnissen und Ansprüchen, wie dem heranfdämmernden Glauben der Menschheit nicht mehr entsprechend sei.

„Wer in unseren Tagen den Beherrscher Roms angreift und sich doch als Verehrer des Papstes und guten Katholiken bekennt, macht sich entweder eines offenbaren Widerspruchs oder der Heuchelei schuldig.

„Diejenigen, welche die Lösung des Problems auf Schöpfung einer freien Kirche im freien Staate zu beschränken vorschlagen, sind entweder durch eine bedauernswerthe Furcht beeinflußt oder ermangeln jedes Funkens moralischer Ueberzeugung.

„Die Trennung von Kirche und Staat ist gut als Waffe gegen die Verderbniß einer Kirche, welche dieses Namens nicht länger würdig ist. Sie ist — wie alle Programme einer bedingten Freiheit — eine stillschweigende Erklärung, daß die Institution, gegen welche wir genöthigt sind, unsere Rechte als Individuen oder als Gesammtheit zu wahren, angefault und der Vernichtung geweiht ist.

„In einem Uebergangsstadium mag es eine heilsame Maßregel sein, individuelle und gemeinschaftliche Rechte gegen die Autorität einer religiösen Institution anzurufen, grade wie es gelegentlich nöthig wird, irgend einen Ort abzusperren, um andere vor Ansteckung zu bewahren; aber der Grund solcher Maßregeln muß dann erschöpfend erklärt werden. Indem man dies thut, veranlaßt man das Land, über die zeitweilige Maßregel hinwegzusehen und die Rückkehr eines normalen Zustandes der Dinge, wie die positiven organischen Prinzipien, bestimmt diesen normalen Zustand zu regeln, unverrückt im Auge zu behalten und zu studiren. Beobachtet man Stillschweigen, so gewöhnt man die Massen daran, die Moral von der Politik, die Theorie von der Praxis, das Ideal von der Wirklichkeit, den Himmel von der Erde zu trennen.

„Wenn einmal aller Glauben an die vergangene Synthesis erloschen und der Glaube an die neue Synthesis überall aufgerichtet sein wird, dann wird der Staat selbst zu einer Kirche auserwählt werden. Er wird in sich selbst ein moralisches

Prinzip verwirklichen und in den verschiedensten Manifestationen des Lebens der Repräsentant des Sittengesetzes sein.

„So lange die Kirche vom Staate getrennt ist, wird sie immer conspiriren, die Macht über denselben im Interesse des abgethanen Dogmas wieder zu gewinnen. Ist der Staat getrennt von allem gemeinsamen und anerkannten Glauben durch eine negirende Politik, ein System, welches das atheistische und negirende französische Parlament adoptirt hat, so wird er der anarchischen Lehre von der Souverainetät des Individuums und der Anbetung des materiellen Interesses zum Opfer fallen, er wird zur Verehrung des Egoismus und der vollendeten Thatsachen herabsinken und von da unvermeidlich dem Despotismus als Heilmittel gegen die Anarchie verfallen.

„Als ein Beispiel für diese Erscheinung unter den neueren Völkern brauchen wir nur auf Frankreich zu blicken, und wollen wir im Folgenden den Gegensatz von Materialismus — jener Philosophie oberflächlicher Köpfe — und wissenschaftlichem Gottesbegriff, jenem letzten Resultate des Studiums der Menschen-Natur, beleuchten.“

Belgien.

Die Minister-Verantwortlichkeit nach belgischem Staatsrecht.*)

Nachdem die Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts es festgestellt hat, daß der moderne Staat nur als Rechtsstaat sich gedeihlich entwickeln könne, weil jedes wahrhafte Staatswesen die Verwirklichung der Rechtsidee zum höchsten und bleibenden Ziel habe, ist das Studium des constitutionellen Staatsrechts und des Repräsentativsystems auf eine höhere Stufe politischer Bedeutsamkeit erhoben worden und nimmt in der Kulturgeschichte unserer Tage den hervorragendsten Platz ein. Nicht wie dieser oder jener subjective Standpunkt aus phantastischer Anschauung der Vergangenheit und Zukunft sich die Gestalt der öffentlichen Zustände einbilden und willkürlich zurechtlegen mag, sondern wie die Natur der historischen Grundverhältnisse, wie die Geschichte und wie die Bedürfnisse der Zeit dem Leben der Gesammtheit ihr innerst nothwendiges Gesetz vorschreiben, vollzieht sich die Entwickelung der Staatsform und das Wachsthum der im Staatskörper wirksamen Triebkraft. Der öffentliche Geist eines freien Volkes, diese edelste Blüte vaterländischer Gesinnung, hängt nicht von Zufälligkeiten, äußerlichen Erfolgen und vorübergehenden Maximen der Staatslenker ab, sondern von der innigen Lebensgemeinschaft des Volks mit den Anstalten, Einrichtungen, mit den durch Alter und treue Befolgung geheiligten Ueberlieferungen der Gesammtheit. Wo wahre Freiheit sich findet, da ist sie ehrwürdig und nicht von gestern. Denn es gehört eine lange Uebung in festen Formen, eine tiefgefühlte Hochachtung vor den Satzungen der Väter und ein großer Sinn für die ethischen Grundpfeiler des Staates dazu, um der Gesellschaft das Gut öffentlicher Freiheit zu sichern und der Selbstbestimmung des Volks dauerhaften Ausdruck zu geben. Der „Constitutionalismus“ taucht tief in die Geschichte des Mittelalters ein: Englands Magna Charta, die Joyeuse Entrée der Herzöge von Brabant, der Schwörbrief der freien Stadt Straßburg und ähnliche weltberühmte Verfassungen reichen mit ihrem Ursprung in die schroffen Kämpfe der Feudalzeiten zurück und sind nichts weniger als Ausgeburten jenes frivolen Leichtsinns, der, was Jahrhunderte lang gelten soll, in ein paar Stunden über das Knie bricht. Revolution und Verfassungsleben waren und sind entgegengesetzte Begriffe. Es mag für den Moment wohl bequemer sein, die Entscheidung über die höchsten Angelegenheiten des Staats der Waffengewalt oder den Pflastersteinen anzuvertrauen, aber im Verlauf der Geschicke bestraft sich dieser gleißende Leichtsinn. Frankreich und alle Länder seiner centralisirten Artung haben an den verhängnißvollsten Erschütterungen die Wahrheit erprobt, daß im Staatsleben nur der Rechtsweg ersprießlich ist und alle Gewalt zuletzt ihren Herrn schlägt.

Das Geheimniß, warum das von Parteien furchtbar zerklüftete Belgien, trotz der revolutionären Theorieen und Praktiken des Clerus und der kaum besseren seiner äußersten Gegner sich immer noch kräftig aufrecht erhält und der ungeheuere Proceß seines Kirchen-Staatsrechts noch immer durch parlamentarische Mittel sich ausgleichen läßt, beruht einfach auf der zähen Langlebigkeit seines Staats-Organismus. Die belgische Constitution vom 7. Februar 1831 ist nicht etwa das improvisirte Werk der damaligen „Revolution“; sie ist nicht vom National-Congreß erfunden worden, sondern sie ist für den Kenner der Verfassungs-Geschichte nichts Anderes als die zeitgemäße Fortbildung der in der alten Joyeuse Entrée und den verwandten Freibriefen der einstigen siebzehn Provinzen niedergelegten Rechtsgrundsätze. Wie die Mitglieder des Congresses von 1830, so hat man in Brabant schon 1355 gedacht, ja schon um 1312! (Vergl. Trauttwein von Belle, das belgische Verfassungsleben, 7 Artikel, Vossische Zeitung von 1862). Bestimmungen, welche heutzutage als wesentliche Bestandtheile moderner Repräsentativ-Verfassungen Geltung haben, sind schon im vierzehnten Jahrhundert von den Vertretern der niederländischen Provinzen ihren Fürsten gegenüber stipulirt worden, und Südniederland, das jetzige Belgien, ist seiner Zeit den nördlichen Landschaften auf dieser Bahn ausdrücklicher Formulirung der Volksrechte vorangeschritten. Der belgisch-niederländische Lehnsadel hat sich dieser Rechtsbildung nicht nur nicht widersetzt, sondern ist häufig die Seele derselben gewesen; der corporative Geist war ein aristokratischer, aber die Aristokratie der Niederlande, gleich der Englands, hat immerdar ihren volksthümlichen Beruf offenbart, sie steht heute noch, Hand in Hand mit dem Bürgerthum, an der Spitze der Staatsgeschäfte.

Belgische Studien über constitutionelles Staatsrecht sind daher keine Spielerei der politischen Laune. Die belgische Gesellschaft sieht mit Ernst auf die Entwickelung ihrer Institutionen, sie hat all' ihr Wohl und Wehe dem „glückhaften Schiff“ ihrer Verfassung anvertraut. Die Frage der Minister-Verantwortlichkeit, welche eine Cardinalfrage, weil an höchster Stelle das Thema der staatsrechtlichen Verantwortlichkeit behandelt wird, sammelt in Belgien und Holland alle Schichten der Vaterlandsfreunde um das Palladium der öffentlichen Freiheit. Eine treffliche Monographie des Herrn Oswald de Kerchove de Denterghem, Advokaten am Appell-Hofe zu Gent, ist von der königlichen Prüfungs-Commission auf dem Concurse der Hochschulen für das Universitätsjahr 1865—66 wegen ihrer scharfsinnigen Lösung dieser schwerwiegenden Frage des Preises einer goldenen Ehrenmedaille werth erachtet worden; sie verdient auch außerhalb des belgischen Staates die Anerkennung aller Derer, welche die Werke der Rechtsidee noch

*) De la responsabilité des ministres dans le droit public belge (mémoire couronné). Par Oswald de Kerchove de Denterghem. Bruxelles, C. Muquardt, 1867. (292 pag. 8. max.)

lebensfähig glauben und dem Andrang der socialen und socialistischen Erwerbs-, Genuß- und materiellen Gleichheits-Interessen mit den Waffen der sittlichen Zwecke der Gesammtheit Widerstand leisten wollen. An dem System der Verantwortlichkeit der obersten Staatsdiener ward allerdings kein Mittel zur Ausbeutung oder gar zur Plünderung der Gesellschaft entdeckt, das Trachten des Geld- und Papierschwindels liegt hier fern, das Feld des kleinen Privat-Eigennutzes ist hier ausgeschlossen, desto Höheres aber steht auf dem Spiele, da von der rechtlichen Stellung der ersten Rathgeber der Krone der ruhige, maßvolle Gang der Staatsangelegenheiten, der Rechtsfriede des Ganzen, sehr wesentlich abhängt.

Es bedarf keines weitläufigen Nachweises, daß die persönliche Verantwortlichkeit des Monarchen im monarchischen Staate eine Unmöglichkeit ist. Soll die Krone das sein, was ihr Beruf mit sich bringt, eine Rechtssphäre über den Parteikämpfen, eine von den Wogen und Stürmen der Volksbewegung unbewegte Bürgschaft für den Bestand des Staates, seiner Glieder und Anstalten, so muß die Verantwortlichkeit für die Handlungen der obersten Staatsleitung eine Stufe tiefer gerückt werden, sie muß die nächsten Rathgeber des Fürsten, nicht diesen selbst treffen. Wohl hat die französische Reichsverfassung vom 14. Januar 1852 die Person des Kaisers der Franzosen für die Schritte seiner Regierung verantwortlich gemacht; indessen kein Vernünftiger wird leugnen, daß diese Verantwortlichkeit leere Form ist und lediglich ausdrücken soll, daß die Minister des Kaisers eben nicht verantwortlich sind. Der aus der demokratischen Republik emporgestiegene Cäsarismus folgt dem natürlichen Zuge seiner Wahlverwandtschaft mit den Formen und Rechtsgedanken des römischen Alterthums; er giebt dem Staatsoberhaupte die Stellung eines obersten Volkstribunen, der am Eigentlichsten das Volk vertritt, also keiner untergeordneteren Art von Volksvertretung, die doch bloß Partikularitäten des Volkswillens ausdrückt, er selbst, so wenig wie seine Organe, die Minister, verantwortlich sein kann. Monarchisch ist der Charakter dieser Institution gewiß nicht; er ist schlimmer als republikanisch, er öffnet der schrankenlosesten Willkür Thür und Thor. Die alte Erbmonarchie, deren System in Belgien, staatsklug genug, angenommen wurde, beruht nimmermehr auf der Fiction einer höchsten einheitlichen Potenz des allgemeinen Volkswillens, oder auf den trügerischen Erfolgen einer Massen-Abstimmung, sondern auf einem von Staatswegen übertragenen Beruf, der an bestimmte Pflichten und Obliegenheiten und an einen bestimmten Umkreis von Rechten, sei es durch Tradition (ex pacto et providentia majorum), sei es durch Constitution gebunden ist. Wenn die Verantwortlichkeit des absoluten Dictators zur Wahrheit wird, ist es unzweifelhaft um dessen Thron geschehen, während der wirkliche Erbmonarch eine tiefe moralische Verantwortlichkeit tragen darf, ohne daß sein Thron umstürzt, weil nicht Er, sondern seine Minister die rechtliche Verantwortung zu tragen haben. Nur wenn der Schein-Constitutionalismus, das Gegenstück zur modernen Schein-Demokratie, die rechtlichen Wurzeln des Thrones in der Volksgesinnung erschüttert, kann auch der Bau der Erbmonarchie in Gefahr kommen und die Revolution Dasjenige niederwerfen, was schon seine eigene rechtliche Basis verleugnet hat. Wäre das ancien régime der französischen Ludwige nicht nach Außen, wie nach Innen, unablässig revolutionär verfahren, nimmermehr hätte ein so achtbarer Fürst, wie Ludwig XVI., das Schloß seiner Väter verlassen und sein Haupt unter das Henkerbeil legen müssen. Revolution und revolutionäre Gewaltthat sind unter den Ludwigen zur französischen Staatsraison geworden.

Belgien preise sich glücklich, daß es diese Klippen vermieden hat! Art. 63 der Constitution sagt: „Die Person des Königs ist unverletzlich, seine Minister sind verantwortlich." Mit großem Vorbedacht hat man die beiden Satzglieder so an einander gereiht. Durch die Unverletzlichkeit des Königs ist im geordneten Rechtsstaate die Verantwortlichkeit der Minister unmittelbar bedingt. Die preußische Verfassungs-Urkunde vom 31. Januar 1850, welche in den weitaus meisten Bestimmungen bloße, zum Theil sehr ungeschickte Uebersetzung der belgischen ist, hat darin gefehlt, daß sie beide Satzglieder eines und desselben Rechtsgedankens unter zwei verschiedene Artikel (43 und 44) vertheilt und den Sinn des Zusammenhanges dadurch abgeschwächt hat. Man wird es schon nach diesem Einen Beispiele Herrn von Kerchove nicht verdenken, daß er die preußische Verfassung stets mit Stillschweigen übergeht, während er sonst alle notablen Verfassungs-Urkunden zum Vergleich mit der belgischen heranzieht.

Wem sind die Minister verantwortlich? Hr. von Kerchove bemerkt: der Nation! Ist dies etwa die jeweilige „mehrste Menge" der Masse, welche unter dem Namen „Volk" das oft sehr handgreifliche Ideal der absoluten Demokratie verkörpert? Mit dieser elastischen Vorstellung des Radikalismus haben die belgischen Staatsmänner des National-Congresses, die Männer der katholischen Rechten wie der dynastischen Linken, nichts zu schaffen gehabt. Davon sind Herr B. C. de Gerlache, Baron Chokier, Baron Nothomb, der liberale Graf von Renesse, der katholische Vicomte Vilain XIV., ebenso wie Heinrich von Brouckere, Liedts, Forgeur, Frère-Orban und Andere sicherlich fern gewesen. Art. 25 der belg. Constitution erklärt: „Alle Gewalten gehen von der Nation aus; sie werden in der durch die Verfassung festgestellten Weise ausgeübt." Die Nation ist also, wie der Artikel selber erläutert, die organisirte Nation, nämlich der Staat. Der Artikel will sagen: alle Gewalten im Staate fließen von der Staatsgesammtheit aus, nicht von Einem oder mehreren Einzelnen, nicht von einer privilegirten Kaste, sondern vom Staate, als der constituirten Nation.

Dem Staate und folglich den Staatsbehörden sind auch des Königs oberste Räthe verantwortlich. Die Verfassung bestimmt, vor welchem Gerichtshof sie sich zu verantworten haben. Nicht vor einer außerordentlichen Richter-Commission, die erst ad hoc gebildet würde, sondern vor dem höchsten Gerichtshofe der ordentlichen Gerichtsbarkeit des Staates, vor dem Cassationshofe des Königreichs (Art. 90 und 134). Die Last der Verantwortung des Ministers — allerdings keine unerschwingliche im constitutionellen Staate, wenn man erwägt, daß Rußland in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts mehr Minister-Verfolgungen aufzuweisen hat, als England im ganzen Verlauf seiner Verfassungs-Geschichte: diese immerhin gewichtvolle Last darf nicht durch Willkür bei der Auswahl, Zusammensetzung und Prozeßführung des Gerichtshofes vermehrt werden. Auch den Ministern muß das gleiche Recht aller Staatsbürger gewahrt bleiben; die exceptionelle Stellung, welche ihr hohes Amt mit sich bringt, darf das Gesetz nicht bis zu einem privilegium odiosum ausdehnen und die besten Charaktere nicht vom Ministerposten zurückschrecken. Herr von Kerchove ist ganz im Rechte, wenn er zumal den letzten Punkt der belgischen Verfassungs-Motive hervorhebt.

Eine große Sorgfalt hat man in Belgien in der Sicherstellung der Unabhängigkeit des betreffenden Gerichtshofes

entwickelt. Der unsägliche Werth eines unabhängigen Richterstandes hat dem conservativen Geiste der belgischen Volksvertreter tief eingeleuchtet. Die richterliche Gewalt wird nicht blos doctrinell als eine ebenbürtige neben der gesetzgebenden und vollziehenden aufgeführt; die Verfassung hat mehr gethan, sie hat durch die Zusammensetzung des Richterpersonals, bei der verschiedene Staatsfactoren mitwirken, die Möglichkeit angebahnt, daß die Richter die ihnen verbriefte Selbständigkeit auch thatsächlich behaupten können. Nur die Friedensrichter und die Beisitzer der Untergerichte werden vom Könige direct ernannt, die Räthe an den Appellhöfen, so wie die Präsidenten und Vicepräsidenten der Untergerichte auf Grund zweier doppelten Candidatenlisten, von denen die eine von den Gerichtshöfen selbst, die andere von der Provinzialvertretung (conseil provincial) der betreffenden Provinz dem Könige überreicht wird. Die Räthe am Cassationshofe aber ernennt das Staatsoberhaupt auf Grund zweier doppelten Candidatenlisten, von denen die eine der Senat, das aus den Höchstbesteuerten des Landes (auf acht Jahre mit vierjähriger Erneuerung der einen Hälfte) gewählte Oberhaus Belgiens, die andere der Cassationshof überreicht. Der Senat, dessen Mitglieder, im vortheilhaftesten Gegensatze zum imperialistischen Frankreich, weder Gehalt noch Diäten empfangen, besitzt seinerseits alle Merkmale der Unabhängigkeit einer Staatskörperschaft, was Alter (mindestens 40 Jahre), Vermögen und Einsicht anlangt; er greift um so passender in die Rekrutirung des Cassationshofes ein, als er dem Staatsprozeß der Minister Anklage, über welche der Cassationshof richtet, fern bleibt, den höchsten Conflicten zwischen Ministerium und Volksvertretung als ein neutraler Zuschauer gegenübersteht. (Art. 99 verglichen mit Art. 90 und 134 der belg. Constit.) Denn allein die Repräsentanten-Kammer ist es, welcher das Anklagerecht zukommt: sie darf die Minister vor den Cassationshof citiren lassen, und dieser entscheidet in vereinigten Kammern über Rechtsfrage und Thatfrage „unbeschadet der Civil-Ansprüche des verletzten Theiles und der außerhalb ihrer Functionen von den Ministern verübten Verbrechen oder Vergehen". Aber selbst für die Verfolgung der letzteren hat das Gesetz vom 19. Juni 1865 die Competenz des Cassationshofes und die Initiative des Abgeordneten-Hauses aufrecht erhalten, und was die Civil-Ansprüche betrifft, so kann nach belgisch-französischem Recht (Code d'instruct. crimin. art. 3) der Verletzte zwischen dem Strafgerichte und dem ordentlichen Civil-Gerichtshofe seines Sprengels wählen, doch mit der Modification, daß das einmal mit der Criminalklage beschäftigte Gericht, sobald diese instruiet ist, auch die Entscheidung der Civilansprüche an sich zieht. Hiernach würde der Cassationshof in den meisten Fällen sogar über die Civil-Ansprüche gegen den Minister zu richten haben, ganz so wie über dessen außer dem Amt begangene Verbrechen, eine Ausdehnung der Competenz des obersten Staatsgerichtshofes, welche man in keinem Lande der Welt außer Belgien wiederfindet. Herr von Kerchove vertheidigt die belgische Einrichtung mit großem Geschick und vielem Scharfsinn; ob sie aber vor den höchsten Regeln der öffentlichen Rechtsidee Stich hält, möchte vielleicht noch bezweifelt werden.

Da das Gesetz vom 19. Juni 1865 nur die außerordentlichen Ausschreitungen der Minister behandelt, liegt selbst heute noch kein allgemeines Minister-Verantwortlichkeits-Gesetz für Belgien vor, und es wäre nach preußischem Ausdruck „eine Lücke in der Verfassung", wenn nicht Art. 134 der belgischen Constitution bis zum Erlaß eines solchen Gesetzes der Repräsentanten-Kammer discretionäre Gewalt verliehen hätte, einen Minister anzuklagen und dem Cassationshofe die Befugniß, über den Fall zu entscheiden, wobei derselbe das Vergehen juristisch zu kennzeichnen und die Strafe zu bestimmen hat. Mit Ausnahme der ausdrücklich im Strafgesetzbuch normirten Fälle darf die Strafe den Modus der gefänglichen Einschließung (réclusion) nicht überschreiten (Art. 134). Auf solchem Wege ist die Minister-Verantwortlichkeit in Belgien, trotz des zeitweisen Mangels eines organischen Ausführungs-Gesetzes, praktische Wahrheit, und sie ist ohne Aufenthalt in einer Weise geregelt worden, welche dem staatsmännischen Sinne der belgischen Volksvertreter von 1830 wahrlich bleibende Ehre macht!

Trauttwein von Belle.

Kleine literarische Revue.

— **Vogel's Lehrbuch der Photographie.***) Durch die Kunst der Photographie ist für die chemischen Wirkungen des Lichtes ein so allgemeines Interesse unter den Gebildeten erregt, daß ein Lehrbuch, wie das vorliegende sicher auf einen größeren Kreis von Lesern, als den der ausübenden Photographen, rechnen kann. Ein Jünger der Wissenschaft und der Kunst zugleich, hat Herr Dr. Hermann Vogel, Lehrer an der Gewerbe-Akademie in Berlin, in dieser ersten Abtheilung seines Werkes die Grund-Lehren der photochemischen und der optischen Wissenschaft zusammengestellt, auf welchen sämmtliche photographische Methoden (Silber-Photographie, Kohlen-Druck, Email-Verfahren, Photo-Lithographie rc.) basiren, während die folgenden Abtheilungen der Kunst der Photographie selbst, d. h. den ästhetischen Grundsätzen, welche bei der Herstellung künstlerisch schöner Bilder befolgt werden müssen, sowie den praktischen Operationen, gewidmet sein werden. Dem Ganzen voran geht ein Ueberblick der Geschichte der Photographie, der uns bekannt macht mit den Fortschritten dieser Kunst seit dem 19. August 1839, an welchem Tage die französische Akademie das Geheimniß der Entdeckung Daguerre's veröffentlichte, bis zu Talbot's Erfindung des photographischen Verfahrens, so wie endlich bis zur vervollkommneten Anwendung des Collodiums für den Negativ- und des Albumin-Papiers für den Positiv-Prozeß. Die zum Theil noch unerklärten physikalischen und chemischen Prozesse der Photographie zu ergründen, ihr neue Wege der Anwendung zu öffnen und die noch vorhandenen Unvollkommenheiten zu beseitigen, sind jetzt zahlreiche Männer der Theorie und der Praxis in allen Kultur-Ländern beschäftigt. Bereits liegt eine Reihe von interessanten Versuchen vor, Photographien in natürlichen Farben herzustellen, deren Fixirung freilich bis jetzt noch nicht gelungen ist. Mit besserem Erfolge gekrönt waren dagegen die Versuche, die bei dem jetzt üblichen Verfahren angewandten, sehr kostspieligen Silber-Salze durch billigere Materialien zu ersetzen. In großartigem Maaßstabe sucht man mehr und mehr die Productivität der Photographie durch ihre Combinirung mit Metall- und Steindruck zu erweitern. Das Problem, Zeichnungen in Linien-Manier danach zu reproduziren, ist bereits gelöst und findet schon die allgemeinste Anwendung.

Der vorliegenden Abtheilung des Werkes ist eine Farben-

*) Lehrbuch der Photographie. Nach Vorlesungen, gehalten an der k. Gewerbe-Akademie zu Berlin, von Dr. Hermann Vogel rc. Erste Abtheilung. Berlin, Louis Gerschel Verlags-Buchhandlung, 1867.

Tafel beigefügt, auf welcher von sechzehn verschiedenen Farben-Nüancen (von gelb, roth, grün und blau) die abweichenden, helleren oder dunkleren, photographischen Bilder dargestellt sind.

— Eine vlamische Preis-Cantate. Die Bestrebungen patriotischer Vlamingen, ihrer Muttersprache dadurch neuen Schwung und vermehrten Werth zu verleihen, daß sie die musikalische Kunst mit der vlamischen Poesie Hand in Hand gehen lassen, haben sich in diesem Jahre wiederum eines erfreulichen Resultats zu rühmen. Gleichwie im Jahre 1865, hatte nämlich der belgische Minister des Innern auch im J. 1867 angeordnet, daß zu den musikalischen Preisbewerbungen bei Gelegenheit der September-Feste auch Cantaten in vlamischer neben denen in französischer Sprache zulässig seien. Es sind in Folge dessen achtzehn französische und vlamische Dichtungen eingereicht worden, von denen die vlamische Cantate „Der Wald", von Karel Versnaeyen, mit dem ersten, und die französische Dichtung „Jeanne Darc", von M. Michaels, mit dem zweiten Preis gekrönt wurde. „Der Wald" (Het Woud) ist von drei Musikern komponirt, den Herren Waelput, Leo van Gheluwe und Jan van den Enden, von denen der Erstgenannte den ersten Preis und der Zweite das Accessit erhalten hat. Die in Brüssel erscheinende Nederduitsch Tijdschrift, herausgegeben von dem uns als Dichter des Oratoriums „die Schelde" rühmlichst bekannten Emanuel Hiel, sagt in Bezug auf diese Tondichtungen: „Niemals, seitdem die Staatsbehörde die große Preisbewerbung für Componisten gegründet, sind tüchtigere Compositionen als diese geliefert worden. Wissenschaftlich, so wie in technischer und ästhetischer Beziehung, übertrifft die Cantate des Herrn Waelput Alles, was bisher um den Preis concurrirte; es ist eine kraft- und prachtvolle Tonschöpfung! Aber wer lauschen will, wie tiefes Gefühl, mit reiner Poesie verbunden, sich austönt in der harmonischen Sprache der Dichtung und der Musik, wer vlamische Gemüthlichkeit, gepaart mit Anmuth und Würde, sucht, wer in tiefster Seele ergriffen und auf edle Weise bis in's Herz getroffen zu sein liebt, der muß die Cantate Leo's van Gheluwe hören. Unser gelehrter Mitbürger und Musikkenner Fétis hat in Bezug auf das von Gheluwe componirte Finale: „Der Wald ist ein Abbild des menschlichen Daseins" erklärt: es sei dies eine der schönsten Hymnen, die jemals in Belgien in Musik gesetzt worden."

— Bibliographisches Summarium. Neu eingegangen sind bei der Redaction:

„Düstre Nächte." — „Erlöst." — Zwei anziehende Novellen von Claire von Glümer, die einen Band der bei R. Lesser in Berlin erscheinenden „Internationalen Bibliothek" (Preis 15 Sgr. pro Band) bilden.

„Nord und Süd." — Erzählungen und Schilderungen aus dem westlichen Nord-Amerika, von Balduin Möllhausen. (Graphische Bilder, nach dem Leben gezeichnet) Zwei Bände.*)

„Der Sklavenhändler." — Original-Roman aus den Papieren eines Touristen, von Ludwig Heinrich. (Transatlantische Skizzen, die durchweg auf wahren Ereignissen beruhen sollen und in der Darstellungsweise an die deutsch-amerikanischen Romane erinnern, die vor einigen Jahren unter dem Namen Armand erschienen.) Zwei Bände.**)

*) Jena, Hermann Costenoble, 1867.
**) Breslau, Eduard Trewendt, 1867.

„Eine deutsche Bürger-Familie." — Nach einer Familien-Chronik bearbeitet von Julius v. Wickede. (Diese mecklenburgisch-preußisch-amerikanische Chronik, die angeblich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges von einem Familienvater in Rostock gegründet wurde und die Zeiten des Großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen und des nordamerikanischen Freiheitskrieges umfaßt, ist ein bloßes Phantasiestück, wie uns der Verfasser dergleichen schon mehrere geliefert. Die bunten Zeiten, Ereignisse und Reise-Abenteuer, die sich darin drängen, sind jedoch mit großem Talent geschildert und werden daher jedenfalls zur Unterhaltung ihrer Leser beitragen.) Drei Bändchen.*)

„In der Sommer-Mondnacht." — Novellen von Theodor Storm.**) (Auf 95 Seiten in Sedez sind hier vier novellistische Skizzen mitgetheilt, die, mit Ausnahme des Kindermährchens „Der kleine Häwelmann", sämmtlich auf eine elegische Wirkung berechnet sind, was auch dem Publikum zuzusagen scheint, da wir hier bereits die dritte Auflage vor uns haben.)

„Aus Herz und Leben." — Gedichte von Heine.***) (Eine Dame, jedenfalls edlen Herzens und hochgebildeten Geistes, theilt hier eine Reihe von Gedichten mit, die größtentheils dem Familien- und Freundes-Leben, zum Theil aber auch religiösen und künstlerischen Empfindungen gewidmet sind.)

„Die dunkeln Häuser Berlins." Von Gustav Rasch.†) Nachdem vor zwei Monaten erst die dritte Auflage dieses seinem Inhalte nach viel unschuldigeren Büchleins, als Manche nach dem Titel vermuthen, erschienen war, ist jetzt bereits die vierte ausgegeben worden.

Literarischer Sprechsaal.

Der „Allg. Deutsche Frauen-Verein" in Leipzig hatte an den „volkswirthschaftlichen Kongreß" in Hamburg eine Adresse gerichtet, worin sich folgende Vorstellungen befanden:

1) „Wenn Sie sich mit den Fortschritten der Volkswirthschaft beschäftigen, so wollen Sie dabei nicht nur die Interessen der Arbeiter, sondern auch die der Arbeiterinnen im Auge haben."

2) „Wenn es einer der ersten Grundsätze der Volkswirthschaft ist, keinerlei Arbeitskraft unbenutzt zu lassen im Interesse der Gesammtheit, so dürfen wir von Ihnen erwarten, daß Sie auch die weibliche Arbeitskraft von der Verkümmerung, in der sie sich gegenwärtig befindet, zu retten suchen und zu einem nutzenbringenden Factor im Staatshaushalt heranziehen werden."

3) „Eine fernere Bitte geht unsererseits dahin, daß Sie der weiblichen Arbeitskraft neue Bahnen anweisen und eröffnen helfen, da in den Zweigen, welche man speziell weibliche Arbeiten nennt, eine so große Ueberfüllung herrscht, daß der Verdienst dabei allerdings kaum ausreicht, vor Hunger zu schützen."

4) „Wir bitten Sie, hauptsächlich dahin mitzuwirken, daß überall zunächst durch Sonntagsschulen, wie sie für das männliche Geschlecht längst bestehen, auch der Bildung des weiblichen in gleicher Weise nachgeholfen werde und daß durch

*) Jena, Hermann Costenoble, 1867.
**) Berlin, Heinrich Schindler, 1868.
***) Berlin, R. v. Decker, 1867.
†) Wittenberg, R. Herrosé, 1867.

Ihre Befürwortung von Industrie-, Handels- und Oekonomie-Schulen für das weibliche Geschlecht demselben die Möglichkeit eröffnet werde, sich auf einen Erwerb vorzubereiten, der die Existenz sichert, und daß Sie dahin zu trachten streben, daß alle Vortheile, welche der volkswirthschaftliche Fortschritt bietet und immer mehr bieten wird, wie Gewerbefreiheit, Freizügigkeit &c., nicht nur dem männlichen, sondern auch dem weiblichen Geschlecht zu Gute kommen."

Wir haben nicht gelesen, daß diese in der Adresse sehr verständig motivirten Bitten und Vorstellungen im „volkswirthschaftlichen Kongreß" zur Erörterung gekommen. Wahrscheinlich hat das von seinem ständigen Ausschuß, im Interesse gewisser finanzpolitischen Grundsätze, formulirte Programm seiner Tagesordnung ihn nicht dazu kommen lassen.

Auch in Süddeutschland zeigt sich für die Frage über Erziehung der Frauen zur Arbeit des Lebens eine immer regere Theilnahme. Der durch seine volkswirthschaftlichen Bestrebungen rühmlichst bekannte Fabrikant, Herr Moritz Müller in Pforzheim, hat an die deutschen Arbeiter-Vereine ein Gutachten gerichtet, worin er namentlich auch die Angst vor der Concurrenz der Frauen-Arbeit als lächerlich und diejenigen, welche die Freiheit zwar für sich, nicht aber auch für Andere wollen, als verächtlich darstellt. In Bezug auf Letztere sagt er: „Es giebt nur Eine Concurrenz, welcher Alle möglichst entgegentreten sollten, wo indeß fast nichts geschieht und bei der man sich mit dem Spruche tröstet: „Die Welt will betrogen sein." Es ist die Concurrenz, die fälscht, betrügt und schwindelt, die wir meinen. Gegen solche Concurrenz sollte man losziehen, aber nicht gegen das Recht der freien Arbeit. Aber der Concurrenz-Neid zeigt sich ja allerwärts. Wenn die Landleute in die Fabrik gehen, um irgend ein Geschäft zu lernen, z. B. in Pforzheim das Bijouterie-Geschäft, so werden sie „Kühschwänze" geschimpft und man beschuldigt sie, daß sie das ganze Geschäft verderben. Kommt ein Fremder in eine Stadt, und sei es nur von Karlsruhe nach Pforzheim, so heißt man sie „hergelaufene Kerle," die anderen Leuten das Brod nehmen. Kommen z. B. Württemberger nach Baden, um Arbeit zu suchen, so ist bei manchen Handwerkern der Teufel erst recht los, und man sagt: „Wo ein Schwab —, da wächst kein Gras mehr;" warum? weil die Württemberger meist fleißig sind und hier und da auch billiger arbeiten! Und so in tausend Dingen, und natürlich auch bei der Concurrenz bezüglich der Frauen. „Da kann man dann vollends ganz umsonst arbeiten;" — so schrie mich Einer an, und noch dazu ein Bäcker, der übrigens ein ganz dickes Bäuchlein hatte. Er erklärte das Vaterland in Gefahr, wenn auch noch die Frauen sich unterstehen wollten, selbständig als Bäcker-Meisterinnen aufzutreten! Er meinte sein Bäuchlein, das in Gefahr kommen könnte, etwas zu schmelzen, wie ja auch z. B. die Pfaffen Einbuße und mit Recht fürchten und die Religion in Gefahr erklären, wenn von der Glaubensbekenntniß-Freiheit und von wissenschaftlicher Bildung die Rede ist."

Herr Professor Preuß giebt in einem literargeschichtlichen Artikel über Graun's Cantate „Der Tod Jesu" (Beilage zur Voss. Ztg. vom 22 September) folgende Andeutungen über den musikalischen Standpunkt Berlins beim Regierungs-Antritte Friedrichs des Großen: „Die Tonkunst bildet in der Kultur-Geschichte von Berlin ein gewichtiges Kapitel; ganz im Vordergrunde dieses Kapitels aber steht der Name Graun, als der Träger der weltlichen und der geistlichen Musik in Friedrichs Tagen. Als er sein Oratorium zur Leichenfeier Friedrich Wilhelms I. aufführen sollte, wagte er es nicht, seinen Freund Telemann dazu einzuladen: „weil man (wie er ihm schrieb) mit zwei (aus Dresden erbetenen) Sängern keine rechtschaffene Kirchenmusik aufführen kann." So dürftig beginnt bei uns, am 22. Juni 1740, die Kunst des Gesanges. Aber, Graun eilt stracks nach Italien, bis nach Neapel, um Künstler zu werben, und seiner schöpferischen Kraft gelingt es, dem Könige, am Tage seiner Heimkehr aus dem ersten Feldzuge in Schlesien, den 11. November 1741, die italiänischen Sänger und Sängerinnen in einem Concerte zur Prüfung vorzustellen und mit denselben am 13. Dezember schon seine Oper „Rodelinda, Regina dei Longobardi", auf dem Schloßtheater aufzuführen. Das war die erste italiänische Oper in Berlin und sie erfreute sich, nach einem Briefe des Königs an seine Schwester von Baireuth, des allgemeinen Beifalls. Was Graun's Opern auf der Bühne 46 Jahre lang gewirkt, ist freilich, wie die Kunst des Mimen und des Sängers, mit Vergessenheit bedeckt; doch ist es nicht umsonst gewesen; was Graun's „Tod Jesu" 112 Jahre lang fort und fort geschaffen, das ist in jeder Charwoche unter uns noch heute, immer frisch und jugendlich wieder wahrzunehmen."

In der Revue de l'instruction publique hat sich ein eigenthümlicher Streit über die Nationalität berühmter elsassischer Philologen entsponnen. Herr Professor E. Benoist in Marseille hatte in dem genannten Journal den gelehrten Herausgeber und Commentator des Virgil, Brunck, unter dessen Hörern an der Universität Straßburg im J. 1772 auch Göthe sich befand, einen Vertreter der deutschen Wissenschaft genannt. Dies hat einem auf die Nationalität des Elsasses eifersüchtigen Franzosen in der Revue vom 18. Juli Anlaß gegeben, Herrn Benoist vorzuwerfen, daß er es mit den Preußen halte und Letzteren etwas überlassen wolle, was den Franzosen gehöre. Herr Benoist antwortet darauf in der Revue vom 1. August: er wisse sehr wohl, daß Brunck in Straßburg zu einer Zeit geboren war, als diese Stadt bereits über fünfzig Jahre zu Frankreich gehörte, ferner daß Brunck hier ausschließlich gelebt und gearbeitet und daß er während des siebenjährigen Krieges das französische Heer als Kriegscommissaie nach Hannover begleitet habe; gleichwohl aber müsse Brunck, ebenso wie die elsassischen Philologen Oberlin und Schweighäuser, als Mann der deutschen Wissenschaft bezeichnet werden, da sowohl seine Studien, die er zunächst in Gießen gemacht, als seine Lehrmethode und seine ganze Bildung ausschließlich deutsch gewesen. Deutsche Studirende hätten auch hauptsächlich zu seinen Füßen am Lehrstuhle der Universität Straßburg gesessen, die damals ebenfalls noch einen ganz deutschen Charakter gehabt und mit demselben Rechte, wie jetzt noch die Universitäten Zürich und Bern, zu den deutschen Universitäten gezählt worden sei. „Ich bin", fügt Herr Benoist hinzu, „gewiß weit davon entfernt, dem deutschen Land etwas zu annektiren; vielmehr möchte ich ihm sehr gern etwas nehmen, was es besitzt — ich meine nicht das linke Rheinufer, sondern seine Liebe zu gründlichen Studien, seine Geduld bei wissenschaftlichen Forschungen und seine Lehrfreiheit, die nicht, wie in Frankreich, unzählige Hindernisse zu bekämpfen hat, unter denen gewisse Ansichten der Convenienz nicht die geringsten sind."

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — Berlin, den 12. Oktober 1867. — [Nr. 41.

Inhalt.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Harrwitz (D.), Lehrbuch des Schachspiels

enthaltend die Analyse der Eröffnungen und Endungen nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen, Boden, Horwitz, Kieseritzky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen,* dem Verfasser u. A.

$21\frac{1}{2}$ Bogen in 8. In engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (645)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

So eben erschien in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin:

v. Clausewitz. — Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals **Carl von Clausewitz.** Dritte Auflage. Mit dem Bildniß des Verfassers in Stahlstich. Band I. gr. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Band II. und III. erscheinen in kürzester Zeit zu gleichem Preise.

Diese neue Ausgabe des seit mehreren Jahren vergriffenen Hauptwerkes des Verfassers wird nach den Kriegs-Ereignissen des vergangenen Jahres, die Gegenstand des eifrigsten Studiums aller deutschen Heere werden, eine ganz besonders günstige Aufnahme erwarten dürfen. Die übrigen hierunter folgenden, vollständig vorliegenden, kriegsgeschichtlichen Werke werden sich nach Vollendung des vorstehenden als Fortsetzung anreihen.

Clausewitz (General **Carl von**), **Hinterlassene Werke über Krieg und Kriegführung.** Neue Auflage. Zehn Bände, mit Karten und Plänen, zu je 1 Thlr. 10 Sgr.

Erste Gruppe. Band I–III. **Vom Kriege.** Dritte Auflage. 4 Thlr.

Zweite Gruppe. Band IV–VI. **Der Feldzug von 1796 in Italien. — Die Feldzüge von 1799 in Italien und der Schweiz.** Zweite Auflage. 1858. Mit einer Karte von Oberitalien und 5 Plänen von **H. Kiepert.** 4 Thlr.

Band IV und V werden nicht von einander getrennt.

Dritte Gruppe. Band VII–X. **Der Feldzug von 1812 in Rußland. Der Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstand** und **der Feldzug von 1814 in Frankreich.** Mit einer Karte von Rußland. VII. — **Der Feldzug in Frankreich.** VIII. — **Historische Materialien zur Strategie.** IX. u. X. Zweite Auflage. 1862. 4 Thlr.

Der Einzelpreis dieser Bände stellt sich höher und zwar wie folgt: Bd. VII kostet 1 Thlr. 20 Sgr., Bd. VIII 1 Thlr., Bd. IX und X. je 1 Thlr. 10 Sgr. (646)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschienen:

Herman Grimm: Ueber Künstler und Kunstwerke.

Zwei Bände. 1865 und 1867. Mit 15 Photographieen. Velinpapier. Zu je 2 Thlr.

Diese beiden Bände enthalten ein überaus reiches Material zur Kunstgeschichte, namentlich über Raphael, Michelangelo, Dürer, Holbein, Lionardo. Der erste Band enthält photographische Darstellungen von Kunstwerken (namentlich von Dürer und Michelangelo), der zweite (hauptsächlich von Raphael und Lionardo) zum Theil nach den Originalen, zum Theil nach Stichen angefertigt. (647)

In dem unterzeichneten Verlage ist erschienen: (648)

Herman Grimm: Neue Essays über Kunst und Literatur.

1865. Ein Band von 375 Seiten. Velinpapier. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien.

„Hier tritt uns eine befestigte künstlerische Mannhaftigkeit entgegen mit großen, zugleich kulturgeschichtlichen Interessen, selbständig anziehende Momente der Kunst und Literatur in einer fast durchweg eigenthümlichen, den Leser persönlich fesselnden Form auffassend und von dem sicher erkannten und frisch dargestellten Detail immer zu allgemein bedeutsamen, wenn auch bisweilen nur leicht hervorgehobenen Resultaten fortschreitend." (Preuß. Jahrbücher.)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Photographische Mittheilungen.

Organ des Deutschen Photographen-Vereins.

Herausgegeben von Dr. Hermann Vogel,

Lehrer der Photographie an der Königlichen Gewerbe-Akademie in Berlin.

Vierter Jahrgang.

Jährlich 12 Hefte von $1\frac{1}{2}$-2 Bogen gr. 8. Velinpapier. Mit photogr. Beilagen. 2 Thlr. 20 Sgr.

Diese Monatsschrift, Organ des grössten photographischen Vereins, erfreut sich eines europäischen Rufes. Die **Sitzungsberichte** stellen den Werth aller neu auftauchenden Erscheinungen in der Photographie fest. Die **Mittheilungen aus dem photographischen Atelier der Königl. Gewerbe-Akademie** berichten über Untersuchungen, angestellt zur Prüfung neuer Entdeckungen. — **Originalartikel** und **Correspondenzen**, letztere namentlich aus England und Amerika, belehren in verständlicher Sprache über alle Gebiete der Photographie.

Keine andere photographische Zeitschrift erfreut sich so grossartiger Hülfsmittel wie die unsrige.

Ueber die photographische Abtheilung der Pariser Internationalen Ausstellung berichtet unser Chef-Redacteur in monatlichen Briefen.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung in Berlin. (649)

Vor Kurzem erschien in unserem Verlage:

REDE AUF SCHINKEL

gehalten (650)

vor der Festversammlung des Architekten-Vereins zu Berlin am 13. März 1867

von **Herman Grimm.**

Velinpapier. gr. 8. geh. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Luise, Königin von Preußen.

Ihr Leben, Leiden und Sterben

dem Volke erzählt von (651)

Friedrich Adami.

8. geh. 20 Sgr. — in engl. Einband 1 Thlr.

„Das Leben einer großen patriotischen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre sein, besonders wenn es wie dieses — aus den besten Quellen geschöpft — so reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifenden Momenten ist. Wir können dies Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Wortes nur bestens empfehlen, da es die weiteste Verbreitung verdient."

Bernhardy's Wegweiser durch die deutsche Volksschriften-Literatur.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Die Grenzboten. (652)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 41. O. Jahn, Der Apoll von Belvedere. — Abseit der Heerstraße. Eine erstarrte deutsche Stadt. — Preußische Kriegsmarine. Kleinere Fahrzeuge zum Schutze des Handels und der Küsten. — Springer's Bilder aus der neueren Kunstgeschichte. — Briefe vom Reichstag. I.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Revue moderne.

Octobre 1867.

E. Havet, Le christianisme et ses origines: Aristote. — M. Movila, Loupo. (Suite) — K. Hillebrand, Ludwig Häusser. — P. Lacombe, La morale sous Louis XIV. — E. Osenbrüggen, Arenenberg. — F. de Lasteyrie, L'histoire du travail à l'exposition universelle. II. Partie étrangère. — Varia. — A. Kaempfen, Paris en feuilles volantes. — L. de Ronchaud, Chronique politique. — M. Bloch, Périodiques étrangers. — M. Bloch, Nécrologie: Mittermeyer.

Preis des Jahrganges 14 Thlr. (653)

Das Ausland. (654)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 40. O. Peschel, Die Rückwirkung der Ländergestaltung auf die menschliche Gesittung. — F. Maurer, Einiges über die Bulgaren. — Eine Dampfschifffahrt auf dem Ganges. — Ornithologie der Levante. — Ueber Lichtentwickelung des Phosphor. — Ein Fest bei dem Häuptling Watton in Neu-Caledonien. — Neue Nachrichten über den fossilen Riesenvogel Epiornis maximus von Madagaskar. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit $1\frac{1}{2}$ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Zur Charakteristik der deutschen Zeitungs-Literatur.

Königlich sächsische Blätter.

Wenn es wahr ist, daß der Zustand der Presse eines Landes den geistigen seiner Bevölkerung abspiegelt, so ist es mit dem der sächsischen übel bestellt. Leider kann darüber, in politischer Hinsicht wenigstens, auch nicht der geringste Zweifel obwalten, wie aus dem Ausfall der sächsischen Reichstags-Wahlen, bei welchem auch nicht in Einem Wahlbezirk die politische Ueberzeugung den Ausschlag gegeben, nur allzu deutlich hervorgeht. Im Königreich Sachsen dreht sich der Wahlerfolg zur Zeit noch immer um die Person, denn wo das politische Glaubensbekenntniß bei der Wahl den Sieg des Kandidaten entschieden, kann man sicher sein, daß die Leichtgläubigkeit der Masse dabei eine große Rolle gespielt. Die politische Unmündigkeit unseres Volkes ist aber wiederum eine Verschuldung unserer in den Regierungstagen des Herrn v. Beust in Unmündigkeit erhaltenen Presse.

Folgen wir einem neuerlichen Ausspruche des „Dresdener Journals," so giebt es in Sachsen mit seinen 2½ Millionen Einwohnern nur fünf eigentlich politische Zeitungen: zwei amtliche — das „Dresdener Journal" selbst und die „Leipziger Zeitung" — und drei nichtamtliche — die „Constitutionelle Zeitung" zu Dresden, die „Deutsche Allgemeine Zeitung" und die „Sächsische Zeitung" zu Leipzig. Das offizielle Blatt findet die anderen täglich erscheinenden Lokalblätter Sachsens, obgleich sie eines politischen Inhaltes nicht entbehren, nicht anführenswerth; wir sind jedoch darin anderer Meinung. Gerade die kleineren Blätter sind es ja, welche das Bild von dem Zustande des sächsischen Volkes und seiner Presse erst vervollständigen, gerade sie sind es ja, welchen ein ganz besonderer Einfluß, sei es auch nur in negativem Sinne, auf die politische Haltung unseres Landes zuzuschreiben ist.

Die erste Nummer der diesjährigen Zeitschrift des k. sächsischen Statistischen Büreaus zählt in dem Aufsatze „Zur Statistik des Zeitungewesens im Königreich Sachsen" 109 politische Tages- und Lokalblätter auf, so daß also außer den oben genannten noch 104 zu verzeichnen sind. Sie alle herzuzählen wäre eine müßige Arbeit, allein es sei uns gestattet, zur Unterstützung unserer Behauptung über den Einfluß derselben, wenigstens der vorzüglichsten Erwähnung zu thun. Und so nennen wir denn: das Annaberger Wochenblatt, die Bautzener Nachrichten, das Chemnitzer Tageblatt, die Chemnitzer Nachrichten, die Dresdener Nachrichten, den Erzgebirgischen Volksfreund zu Schneeberg, den Freiberger Anzeiger, das Glauchauer Tageblatt, die Leipziger Nachrichten, das Leipziger Tageblatt, den Leipziger Dorf-Anzeiger, die Meißener Blätter, das Meeraner Wochenblatt, den Neuen Schönburger Anzeiger zu Glauchau, die Oberlausitzer Dorfzeitung zu Neu-Gersdorf, das Reichenbacher Wochenblatt, die Sächsische Dorfzeitung zu Dresden, den Sächsischen Postillon zu Löbau, den Voigtländischen Anzeiger zu Plauen, die Zittauer Nachrichten, das Zwickauer Tageblatt und endlich das Zwickauer Wochenblatt. Unter den sämmtlichen 109 politischen Tages- und Lokalblättern sind 70 amtliche, und deren 13 unter den zuletzt namentlich erwähnten. Die Zeitschrift des statistischen Büreaus hebt hervor, daß, da der Zeitungsstempel in Sachsen nicht eingeführt worden, eine offizielle Angabe der Abonnentenzahl der Blätter auch nicht durchgeführt werden könne, die Selbstabschätzung derselben aber, wie sie etwa die Annoncen-Büreaus liefern, allzuwenig Gewähr für deren Zuverlässigkeit bieten. Die Wahrheit dieser Bemerkung ist nicht zu bestreiten, und kann daher unsere nachfolgende Abonnenten-Angabe auch nur annähernd ein Bild des Leserkreises der wichtigeren Zeitungen abgeben, zumal in Sachsen mehr, denn anderswo, die einzelnen Exemplare derselben aus einer Hand in die andere wandern. Die größte Abonnenten Zahl haben die Dresdener Nachrichten — 13,000, die Leipziger Zeitung (amtliche Ausgabe) — 6419, das Chemnitzer Tageblatt — 6000, die Sächsische Dorfzeitung — 5000, das Leipziger Tageblatt — 5000, das Dresdener Journal (amtliche Ausgabe) — 4025, die Deutsche Allgemeine Zeitung — 4000, die Oberlausitzer Dorfzeitung zu Neu-Gersdorf — 4000, das Zwickauer Wochenblatt — 3000 und die übrigen der genannten Blätter herab bis auf 1000. Die Gesammtsumme der Abonnenten für alle sächsischen politischen Tages- und Lokalblätter wird von der Zeitschrift des statistischen Büreaus auf ungefähr 100,000 veranschlagt. Vergleicht man diese Zahl, bei einer Bevölkerung von 2½ Millionen Seelen, mit der Abonnentenzahl der Berliner Zeitungen allein, welche doch mindestens 120,000 beträgt, so hat man eine schlagende Bestätigung nachfolgenden Ausspruches der erwähnten amtlichen Zeitschrift über die geringe Wichtigkeit der sächsischen Journalistik. „Die fortschreitende Centralisation des öffentlichen Lebens," sagt dieselbe, „bedingt eine entsprechende Centralisation der journalistischen Thätigkeit. In wenige große Hauptpunkte ziehen sich die entscheidenden Vorgänge zusammen. Von dort kommen die allgemein wichtigen Nachrichten; dort den treibenden Kräften am nächsten, lassen sich am bequemsten die laufenden Beurtheilungen geben. Von dort geht täglich eine Fluth von Korrespondenzen hinaus in das Land, das nur sehr wenig zum Austausch dagegen zu bieten hat. Dort erscheinen die Zeitungen, deren Artikel Sensation machen und aller Orten nachgedruckt werden. Sachsen schließt keinen dieser Hauptpunkte in sich. Kein Wunder, wenn hernach in der sächsischen Journalistik die Production von der Reception überwogen wird."

Die Ergüsse unserer amtlichen Organe lauten nicht immer so bescheiden, wie der vorstehende Satz der Zeitschrift des k. sächs. statistischen Büreaus. Daß es so gekommen, wie die Zeitschrift erörtert, will zwar der Gang der Weltgeschichte, der Kur-Brandenburg, statt Kur-Sachsen an die Spitze des sich einigenden freien Deutschland gestellt; dennoch will uns bedünken, daß, wenn die Zahl unserer politischen Zeitungen oder Blättchen in 12 Jahren nur um acht zugenommen, daran doch nicht bloß der Attraction des großen politischen Centralpunktes weltbewegender Ereignisse im Norden Deutschlands, Berlin, alle Schuld beizumessen ist, sondern zum guten Theile auch dem entmannenden, alles politische Leben ertödtenden Beust'schen Regierungssysteme, das 17 Jahre unser Land belastete. Gefallen lassen wollen wir uns den amtlichen Ausspruch aber schon darum, weil er eine Einsicht in den wahren Entwickelungsgang unserer deutschen Verhältnisse verräth, welche hoffen läßt, daß die deutschen Centralisations-Bestrebungen auch in unseren Regierungskreisen fernerhin als keine gewaltsamen, von dieser oder jener Regierungsgewalt in Preußen, oder von diesem oder jenem verschrieenen national-liberalen Aufwiegler im Lande gepflegten, sondern als das Ergebniß eines Zusammenflusses ganz natürlicher Umstände betrachtet werden dürften, gegen welche anzukämpfen, jetzt selbst mit Zahlen nicht mehr möglich ist.

Es ist oft und viel, mit mehr oder minderem Rechte, über die große Zahl der sächsischen, von oben herab beeinflußte Amts-

blätter geschrieben worden — vermag doch selbst die statistische Zeitschrift ihr Erstaunen über deren große Zahl nicht zu verbergen — gleichwohl muß man, heute wenigstens, der Regierung eine gewisse Berechtigung dazu zugestehen, den direkten Einfluß, welchen sie auf dieselben ausüben soll, abzuleugnen. Man irrt sich, wenn man allen diesen 70 Amtsblättern eine planvolle tendenziöse politische Färbung eine vorbedachte Einwirkung auf den Geist unserer Bevölkerung zuschreibt. Ihr Inhalt entspricht zwar im Allgemeinen dem des „Dresdener Journal" oder der „Leipziger Zeitung", aber es hängt doch zumeist davon ab, ob das betreffende Blatt ein, zwei oder mehreremale wöchentlich erscheint und wieviel der von den amtlichen Bekanntmachungen und bezahlten Anzeigen in Anspruch genommene Raum zur Aufnahme von politischen Artikeln aus genannten Zeitungen übrig läßt. Diese werden aber gemeiniglich, just so wie sie der Verleger und Redakteur der Blätter in Einer Person zur Ausfüllung der für den politischen Theil bestimmten ganzen, halben oder Viertel Seite benöthigt, rein nach ihrem äußerlichen Umfange zur Verwendung gebracht und durch kurze volkswirthschaftliche oder recht lange unterhaltende Artikel, Erzählungen im Styl alter Ritter und Räuber-Romane — zu einer Wochen- oder Tageskost für den Leser vervollständigt. Eile in Mittheilung von Tages-Neuigkeiten thut dabei nicht Noth, und ist der Artikel einmal gesetzt und wegen Raummangel vielleicht im letzten Augenblicke wieder ausgehoben worden, so kann er immer noch später, in Tagen — auch Wochen, seinen Platz ausfüllen. Fürwahr, etwas Seichteres, Abgeschmackteres, als die Eintheilungsweise des Inhaltes der meisten unserer kleinen, amtlichen und nichtamtlichen Tages- und Lokal-Blätter, ist kaum denkbar! Nehmen wir z. B. auf's Gerathewohl eine Nummer der „Dresdener Nachrichten", des gelesensten sächsischen Lokal-Blattes, zur Hand, so finden wir in buntem Durcheinander eine ernsthafte Besprechung und eine Verspottung einer Reichstags-Wahlangelegenheit, den Bericht über den Selbstmord eines Dienstmädchens, eine Bemerkung über das Stehlen der Hundemarken, das begeisterte Lob eines slovakischen Topfstrickers über den österreichischen Reichskanzler Herrn von Beust ꝛc. aufeinander folgen. Und nun erst die Art und Weise, in welcher diese Mittheilungen gegeben werden! Hier eine Probe aus einer anderen Nummer:

„Gestern Morgen sah man eine große Anzahl Dresdener kopfschüttelnd vom Heller hereinkommen, welche sich auf eine großartige Revue vorbereitet hatten, welche Morgens um 10 Uhr vor Sr. Majestät dem König und den Prinzen stattfinden sollte. Das Publikum hatte sich gewaltig getäuscht gefunden; denn es war ein ganz gewöhnliches Artillerie-Exercitium, das in Gegenwart des Kronprinzen und zweier k. preußischer höherer Offiziere stattfand. Auf dem Exerzierplatz selbst war das Publikum nicht stark vertreten, schien aber umsomehr Lust zu humoristischen Extemporalien zu haben, zu denen auch eine kleine Lynch-Justiz gehörte, die sehr heiter endete. Ein schon etwas ältlicher Herr hatte Vergleiche zwischen den preußischen und sächsischen Exercitien angestellt, und sich etwas sehr laut und voreilig zu Gunsten der Ersteren ausgesprochen. In Folge dessen wurde das Publikum lebendig, zog über ihn her, so daß er mannigfache Bekanntschaften mit der Boden-Beschaffenheit jener Gegend zu machen Gelegenheit hatte. Als ihn endlich zwei Soldaten aus der irischrömischen Walkerei befreiten und ihm die einzige hohle Gasse öffneten, durch die er entkommen konnte, machte er sich mit Windeseile trotz seiner Corpulenz auf die Beine, und hinter ihm her sauste eine Schaar von mindestens 160 Vertretern des jungen Norddeutschlands, die es an Hurrahs, Hochs und anderen katzenmusikalischen Herzensergießungen nicht fehlen ließen. Kaum war diese Hetzjagd vorüber, so begann eine zweite; ein Roß ohne Reiter jagte über den Plan, wurde aber bald eingefangen. Das waren die einzigen Erholungen für den mühseligen Weg nach dem Heller."

Und 13,000 Abonnenten und mindestens die vierfache Zahl von Lesern, lassen sich einen solchen gesinnungslosen Artikel gefallen, und was schlimmer ist, kaum der zehnte Theil derselben findet heraus, daß das Blatt sich nicht die geringste Mühe giebt, auch nur scheinbar bildend auf seine Wißbegierde und Neugier einzuwirken! Freilich ist das Blatt billig, denn um 20 Sgr. vierteljährlich erscheint es täglich in einem ganzen Bogen, da derselbe jedoch oftmals zu drei Viertheilen mit Anzeigen bedeckt ist, wird diese Billigkeit, die überdies in keiner Weise den seichten Ton des Inhalts entschuldigen kann, durch anderweiten Gewinn wieder ausgeglichen. Von der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" mit 2 Thalern und dem „Dresdener Journal" mit 1 Thlr. 15 Sgr. Abonnementspreis an, bis zu dem „Pegauer Wochenblatt" u. dgl. für 7½ Sgr. vierteljährlich, sind überhaupt alle sächsischen Blätter wegen der Kosten-Ersparniß für den Zeitungsstempel billig, ein Umstand, der insofern zu denken giebt, als er doch bei einem Vergleiche zwischen der sächsischen und preußischen Journalistik zu beweisen scheint, daß die Vertheuerung der Zeitungen durch den Stempel, inmitten einer politisch regsamen Bevölkerung, nicht gerade als eine drückende Last empfunden wird. Die Entstehung von Lokal-Blättern kann bei uns freilich in der ungehemmtesten Weise vor sich gehen, allein was will das sagen? Irgend ein kleiner Buchdrucker im Lande sucht seiner Presse noch eine regelmäßige Beschäftigung zuzuwenden, und einige „gebildete Einwohner" finden, daß durch die Gründung eines besonderen Wochenblattes ihrem Städtchen, Flecken oder Dorfe ein höherer Glanz verliehen werden könnte, und bald darauf läßt das Erscheinen des neuen Blattes erkennen, daß dem beiderseitigen Bedürfnisse Genüge geschehen. Der Preis ist billig gestellt, um, was man so die Menge heißt, anzulocken, und ist man so glücklich, das Gerichtsamt oder den Stadtrath zu vermögen, dem Blatte seine öffentlichen Anzeigen zuzuwenden und damit ihm einen „amtlichen Charakter" beizulegen, dann ist auch die Zukunft des Blattes gesichert. Es hat nun seinen bestimmten Leserkreis, und der Modewaaren-Händler X. und der Heringshändler Y. gewinnen dadurch ebenfalls ein Interesse, ihre Waaren in dem Blatte feil zu bieten.

Die Konkurrenz der Tages- und Lokal-Blätter untereinander ist für deren Fortbestand um so ungefährlicher, als wenige derselben durch ihren Inhalt sich über den Lokal-Patriotismus zu erheben vermögen, und deswegen ihren Leserkreis auch gewissermaßen nur innerhalb ihrer vier Pfähle suchen; kaum, daß die Dresdener und Leipziger Blätter darin eine Ausnahme machen. Es ist wahr, es giebt einige tüchtige Zeitschriften, wie etwa die „Oder-Lausitzer Dorfzeitung", welche durch ihre folgerecht gemäßigt und freisinnige Haltung sich einen weiteren Leserkreis in den lausitzer Dörfern gesichert hat; allein, statt gegen den nichtssagenden Inhalt der Amts-Blätter anzukämpfen, geben doch auch die meisten sogenannten unabhängigen Blätter lieber denselben Weg, tragen der Lokal-Stimmung Rechnung und lassen sich, aus Furcht Abonnenten zu verlieren, nur zu oft dazu bestimmen, ihren Lesern ein Gemisch von liberalen, reaktionären und partikularistischen Artikeln, ähnlich wie die „Dresdener Nachrichten" zu bieten. Blätter, die sich in höherem oder geringerem Grade zu solchen Transaktionen nicht herbeiließen, sind in dem Beust'schen Sachsen, mit bedingungsweiser Ausnahme der „Deutschen All-

gemeinen Zeitung" und der „Constitutionellen Zeitung", immer noch zu Grunde gegangen. Wir erinnern nur hier an die Dr. Heyner'sche „Mitteldeutsche Volkszeitung" zu Leipzig, vor Beginn des vorjährigen Krieges (deren Leben später für einige Zeit noch von radikaler Seite künstlich gefristet wurde), und wir kennzeichnen zum Gegensatz das noch bestehende Organ der Volkspartei im Erzgebirge und dem Voigtland, das „Zwickauer Tageblatt", das seine antipreußischen und anticentralistischen Kraft-Artikel aufliest, wo es sie findet, vornehmlich aber aus der „Sächsischen Zeitung", jenem Gemisch von Radikalismus und Partikularismus, Weltbürgerthum und Kleinbürgerthum, Witz und Plumpheit, dem man es ansieht, daß es nur im Interesse gewisser Zustände und Persönlichkeiten zur Anfeindung Preußens geschrieben wird. Wer es nicht wüßte, könnte ohne Mühe aus Zeitschriften, wie der „Sächsischen Zeitung" und ihrer Kopie, dem „Zwickauer Tageblatt", die Verbindung herauslesen, welche das partikularistische Sachsenthum mit den Föderativ-Republikanern oder, wie sie lieber genannt sein wollen, den Männern der Volkspartei, eingegangen.

Die Aussicht auf den materiellen Gewinn spielt unter uns, seitdem Herrn von Beust's Regierungs-System unserem Lande anderweitig so tiefe Wunden geschlagen, so ziemlich bei allen Unternehmungen eine Hauptrolle, mithin auch bei journalistischen, wie wir schon betreffs der kleinen Blätter gedacht, wie aber noch deutlicher bei den beiden Haupt-Amtsblättern zu Tage tritt. Die Zeitschrift des k. sächsischen statistischen Büreau's erwähnt des „Dresdener Journal's" und der „Leipziger Zeitung" als zweier Staats-Zeitungen, über deren ganze Oekonomie öffentlich Rechnung abgelegt wird, und in der That figuriren die Einnahmen und Ausgaben beider Blätter im Jahres-Budget, und demgemäß finden wir auch im Staats-Handbuch für das Königreich Sachsen unter den Staats-Einkünften 18,000 Thlr. Zeitungs-Nutzung verzeichnet. Aehnlichen Nutzen von ihrem journalistischen Unternehmen zieht die Stadt Leipzig von ihrem „Tageblatt", die Stadt Dresden von ihrem „Anzeiger" und die Stadt Zittau von ihren „Nachrichten", Unternehmungen, welche diese Städte zwar nicht begründet haben, deren Nutznießung, unter der Bedingung ihrer Erhaltung, aber ihnen doch zugefallen. Bei allen diesen Blättern beherrscht Staat und Stadt nur das Bestreben, eine möglichst große Einnahme zu erzielen; aber wenn bei Letzterer das Absehen von einem höheren leitenden Gedanken noch einigermaßen entschuldigt werden kann, so verlangt das öffentliche Wohl doch bei Ersterem eine ganz andere Umsicht, als sie gegenwärtig die königlichen Aufsichtsräthe über die beiden Staats-Zeitungen, die Herren Geheimrath Häpe in Dresden und Kreis-Direktor v. Burgsdorff in Leipzig, entwickeln, denn beide Herren lassen im „Dresdener Journal" und mehr noch in der „Leipziger Zeitung" gar sehr die freundschaftliche, offene Gesinnung vermissen, die man als die nothwendige Unterlage eines dauernden Bündnisses zwischen Sachsen und Preußen zu erwarten berechtigt ist.

Mit welcher Harmlosigkeit übrigens politische Idealisten, wie der Reichstags-Abgeordnete von Altstadt-Dresden, Professor Dr. Wigard, den nahe liegenden Stein des Anstoßes für das Volkswohl übersehen und darüber hinweg den Blick auf ihren idealen politischen Horizont richten, das war vor einiger Zeit wieder aus einer Verhandlung in der Dresdener Stadtverordneten-Versammlung über die Ertrags-Fähigkeit des „Dresdener Anzeigers" ersichtlich. Es wurde vorgeschlagen, das bisher nur öffentlichen und geschäftlichen Anzeigen gewidmete Blatt mit einigem Unterhaltungs-Stoff politischen und nicht-politischen Inhaltes zu versehen, um es den Einwohnern der Hauptstadt noch lesenswerther zu machen, und keine Stimme, selbst die des Vorsitzenden-Stellvertreters, Prof. Wigard's, erhob sich, um darauf aufmerksam zu machen, daß es des Hindernisses für das Aufkommen einer unabhängigen politischen Zeitschrift schon genug wäre, wenn eine Stadt ein Inseraten-Blatt zu ihrer Einnahme-Quelle mache, und daß, bei aller Unparteilichkeit der Redaktion, ein städtisches Blatt in der Politik jederzeit die Farbe von Bürgermeister und Rath tragen werde. Welches Ergebniß der Antrag gehabt, scheint noch nicht offenkundig, gilt der Dresdener Stadtverordneten-Versammlung aber Leipzig und Zittau als Vorbild, so wird ihr „Anzeiger" zu einem politischen Blatte umgeschaffen werden.

Die „Preußischen Jahrbücher" enthielten vor Kurzem einen Aufsehen erregenden Artikel: „Zur Charakteristik des öffentlichen Geistes in Sachsen"; darin wird, wie natürlich, auch unseres Zeitungswesens gedacht. Wir haben das wenige darüber Gesagte hiermit zu vervollständigen gesucht, ohne gerade Vollständiges geliefert zu haben. Es ließe sich noch viel darüber schreiben, wie Herr von Beust, gegen dessen ehemalige Verwaltung jener Artikel gerichtet gewesen, heute die Hand eines nunmehr verstorbenen Oppositionsführers in der zweiten Kammer gedrückt und ihm die Beseitigung des Geheimrath Häpe von der Oberleitung der Post-Angelegenheiten, denen derselbe doch noch heute vorsteht, in wärmsten Worten verheißen und morgen dann wieder ihn brieflich gebeten, in der „Mitteldeutschen Volkszeitung" einen glimpflicheren Ton gegen ihn, der nur das Gute wolle, vorwalten zu lassen; und wie er endlich in dieser und noch vielfach anderer Weise unsere Kammer-Opposition nur zu einem Studium für seine diplomatische Geschicklichkeit benutzte — der öffentliche Geist unter uns, immer stumpfer und stumpfer gegen unsere inneren Landes-Angelegenheiten geworden, läßt dergleichen Erinnerungen ja doch unbeachtet an sich vorübergehen. Im Gegentheil! Er ist entrüstet, daß man ihn in seiner behaglichen Ruhe zu stören wagt, und er klagt die einzigen Journale von leidlich oppositioneller Färbung, die „Deutsche Allgemeine Zeitung" zu Leipzig und die „Constitutionelle Zeitung" zu Dresden, der Kabale und der Verrätherei gegen das Sachsenthum an, wenn sie daheim nicht Alles wohlgeordnet, Vieles wohl gar in Preußen und anderswo besser finden.

Dresden. K. Babewitz.

Italien.

Giuseppe Mazzini über die religiöse Seite der italiänischen Bewegung.

II.

Der Materialismus und der wissenschaftliche Gottes-Begriff.

Steht auf der einen Seite das Papstthum, so steht auf der andern, zwar mit demselben in Opposition, aber an und für sich nicht weniger verderblich, der Materialismus.

Der Materialismus, die Philosophie aller dem Grabe zuwelkenden Epochen, aller sinkenden Völker, ist, historisch zu reden, eine alte, vom Tode jedes religiösen Dogma's unzertrennliche Erscheinung. Er ist die Reaktion jener oberflächlichen Geister, welche, unfähig das Leben der Menschheit mit verständnißvollem Blicke zu prüfen, die wesentlichste Charakteristik des-

selben durch Erfahrung gewinnen und das religiöse Ideal selbst leugnen, statt ganz einfach den Tod einer seiner Verkörperungen zuzugeben.

Luther verglich den menschlichen Geist mit einem betrunkenen Bauer, der, vom Pferde gefallen, durch eine hilfreiche Hand wieder hinauf befördert, schleunigst von der andern Seite wieder hinunter plumpst. Der Vergleich ist, auf Uebergangs-Perioden angewendet, ein sehr treffender. Die Jugend Italiens sieht sich plötzlich emancipirt von der servilen Erziehung, welche länger als drei Jahrhunderte auf ihr gelastet hat und steht berauscht von ihrer moralischen Freiheit einer Kirche gegenüber, die jeder Mission beraubt ist, keine Liebe für das Volk, keine Verehrung für die Wahrheit, ja nicht einmal Glauben an sich selbst hat. Sie sieht das existirende Dogma in offenem Widerspruch stehen mit der weltbewegenden Idee, ihren Begriff der Gottheit weit untergeordnet demjenigen, der erlangt ist durch die Wissenschaft, die Philosophie und durch das Studium der Traditionen der Menschheit, welche den Ursprung des Menschengeschlechtes bis zu seiner östlichen Heimat verfolgend, ganz neue Lebensanschauungen schafft. Um daher ihre moralische Freiheit radikal und für immer zu befestigen, glaubt sie nur folgerichtig zu handeln, wenn sie zu gleicher Zeit die Idee der Kirche, des Dogma's und Gottes verwirft.

Philosophisch gesprochen, thun diese unüberlegten Ausschreitungen von Menschen, die sich soeben erst zum Selbstdenken aufgerafft haben, dem Fortschritte der Menschheit keinen ernstlichen Schaden. Solche Irrthümer sind bloße Wiederholungen der stets beim Verfall und Tode eines Dogma's wahrgenommenen Erscheinungen und werden, wie dies ebenfalls stets geschehen ist, früher oder später verschwinden. Der Tag wird kommen, wo unsere italiänische Jugend einsieht, daß mit demselben Rechte, mit welchem sie, nicht zufrieden das Dogma zu leugnen, auch die Existenz Gottes und des religiösen Lebens der Menschheit in Abrede stellt, mit demselben Rechte, sage ich, ihre Voreltern hätten von der Verwerfung des feudalen Systems zur Verwerfung jeder Form einer sozialen Organisation gelangen können oder erklären, es gebe keine Kunst mehr, als sie sich in jenem Uebergangsstadium sahen, wo die griechische Kunst aufgehört hatte, mit jenen Anforderungen des menschlichen Geistes und Gemüthes in Einklang zu stehen, die den Weg zu den Domen des Mittelalters und der christlichen Kunstschule vorbereiteten.

Kunst, Gesellschaft, Religion sind Facultäten, die vom menschlichen Leben unzertrennlich, progressiv und ewig, wie das Leben selbst sind. Jede Epoche der Menschheit hat ihren eigenen künstlerischen, gesellschaftlichen und religiösen Ausdruck gehabt und wird ihn haben. In jeder Epoche wird der Mensch an die Tradition, wie an sich selbst die Frage richten, woher er kommt, welchen Zweck er erfüllen soll und durch welche Schritte dieser Zweck zu erfüllen ist; er wird versuchen, das ihm durch das Dasein aufgegebene Räthsel zu lösen durch eine Vorstellung des Unendlichen und durch ein Ideal, dessen Verwirklichung unter den Bedingungen seiner irdischen Existenz unmöglich ist. Er wird von Zeit zu Zeit eine andere Lösung annehmen, je nachdem der Horizont der Traditionen sich fortschreitend erweitert und den menschlichen Begriff erleuchtet, aber zu einer bloßen Negation wird es sicher niemals kommen.

Philosophisch gesprochen, basirt der Materialismus auf einer eigenthümlichen Verwirrung zweier radikal verschiedener Dinge — des Lebens und seiner aufeinander folgenden Formen der Kundgebung, des Ich und der Organe, durch welche es der äußeren Welt in einer sichtbaren Form enthüllt ist, des Nicht-Ich. Die Menschen, denen es gelungen ist, die Instrumente, in denen sich das Leben in einer Reihe irdischer Erscheinungen kundgiebt, zu analysiren und die sich nun einbilden, sie hätten damit einen Beweis für das Materielle des Lebens selbst, gleichen dem armen Irren, der, nachdem er chemisch die Tinte analysirt, mit welcher ein Gedicht geschrieben ward, wähnt, er besitze nun das Geheimniß des Genius, der es schuf.

Leben, Denken, die initiative Kraft der Bewegung, der Begriff des Unendlichen, Ewigen, Gottes, welcher der Menschenseele angeboren ist, das Streben nach einem Ideal, dessen Verwirklichung unmöglich ist während der kurzen Spanne unserer Lebensdauer, der Instinct des freien Willens, dieses Alles bildet das geheimnißvolle Band zwischen uns und einer höheren unsichtbaren Welt, trotz aller Zersetzung einer exclusiv empirischen Philosophie, die unfähig ist, die Sphäre des untergeordneten Gesetzes des Seins zu überschreiten.

Die Materialisten versuchen die Lehre der Tradition, die Stimme des menschlichen Gewissens und der inneren Anschauung zu verwerfen und sich auf den Mechanismus analytischer Beobachtungen zu beschränken; sie setzen ihre enge, schlecht verstandene Physiologie an die Stelle der Biologie und Psychologie, und wenn sie dann vermöge dieser unvollkommenen Methode unfähig sind, die Grundgesetze und den Ursprung der Dinge zu verstehen, so leugnen sie kindisch die Existenz solcher Gesetze, klagen die ganze vergangene Menschheit des Irrthums und der Unfähigkeit an, während nur sie selbst daran leiden. Wäre Italien schon seit einem halben Jahrhundert eine Nation, würde ich den ganzen Ballast solcher Lehren für keine wirkliche Gefahr erachten. Die Menschheit wird deshalb nicht von der ihr vorgezeichneten Bahn abweichen, und es wäre weit eher geeignet, Heiterkeit, statt Aerger zu erregen, wenn man in einem Zeitalter, wo die Entdeckungen aller großen Denker sich verbinden, das Dasein eines vorher bestimmten weisen Gesetzes, die Einheit der Welt-Idee zu beweisen, den Materialismus im Namen der Wissenschaft predigen hört, weil sein Apostel vielleicht einen Band von Vogt durchblättert oder eine Vorlesung bei Moleschott gehört hat.

Aber Italien ist noch keine Nation, es ist erst auf dem Wege, eine solche zu werden. Die Gegenwart ist daher ein hochwichtiger Moment; denn wie die ersten Eindrücke für die Kindheit entscheidend sind, so sind es auch für ein Volk die ersten Lehren, welche es empfängt im Augenblicke seiner Erhebung aus einer langen Vergangenheit der Verderbniß und des Irrthums, für ein Volk, das erst seine Wahl für die Zukunft zu treffen hat. Die Lehren der Decentralisation, die, jetzt in Frankreich verkündet, ein unschuldiges Utopien wären, drohten während der ersten Jahre der Revolution die Auflösung des Landes herbeizuführen. Sie öffneten den Pfad für fremde Eroberungen und erweckten den Weg zu furchtbaren Maßregeln der Unterdrückung.

Dasselbe gilt für uns von den beklagenswerthen Lehrsätzen, die ich besprochen habe. Das Schicksal hat uns eine große und heilige Mission verliehen, die, wenn wir sie jetzt nicht erfüllen, vielleicht noch um ein halbes Jahrhundert verzögert wird. Jeder Verzug, jeder Irrthum kann verhängnißvoll werden. Und das Volk, mittelst dessen wir zu wirken haben, ist unerzogen, geneigt, jeden Irrthum anzunehmen, der einem Kampfe mit der Vergangenheit ähnlich sieht, und durch seine lange Sklaverei in Gefahr, dem Egoismus zu verfallen.

Die Lehren des Materialismus dienen dazu, die Massen auf dem Pfade des Eigennutzes zur Selbstsucht zu führen. Deshalb bekümmert es mich, sie von so vielen würdigen, aber unbe-

dachten jungen Männern predigen zu hören, und ich beschwöre sie, bei Allem, was ihnen heilig ist, recht ernst über die moralischen Consequenzen solcher Lehrsätze nachzudenken und deren Wirkungen ganz besonders am Beispiele eines Nachbarvolkes zu studiren, das während des vorigen Jahrhunderts die Negation bis zum äußersten Extrem trieb und das wir jetzt durch und durch corrumpirt sehen durch die Anbetung zeitlicher und materieller Interessen, das, jeder edlen Thätigkeit beraubt, zur Entwürdigung und Infamie der Sklaverei hinabgesunken ist.

Jeder Irrthum wird zum Verbrechen für Diejenigen, deren Pflicht es ist, die Wiege einer Nation zu bewachen.

Entweder müssen wir uns zur Gottes-Idee, zur Idee des Sittengesetzes, das ein Ausfluß von jener ist und zu der freiwillig vom Menschengeschlechte übernommenen Pflicht, als Folge dieses Gesetzes, bekennen, oder wir müssen die Idee einer herrschenden Gewalt der Dinge aufstellen und deren praktische Folgen acceptiren, als da sind: die Anbetung der persönlichen Kraft und des Erfolgs und die Allmacht der vollendeten Thatsachen. Aus diesem Dilemma giebt es kein Entrinnen.

Entweder wir müssen die Herrschaft eines vom Gewissen vorgeschriebenen Berufes annehmen, einen Zweck, zu dessen Erreichung sich alle zu einer Nation gehörende Individuen zu verbinden gehalten sind und dessen Verfolgung die Nationalität eines Volkes inmitten der andern Völkerschaften der Erde kennzeichnet, oder wir müssen die Herrschaft des von jeder Nation willkürlich zu definirenden Rechtes anerkennen und dessen praktische Consequenz, daß jedes Individuum nur sein Interesse, sein Wohlsein verfolgt und damit die Unmöglichkeit eines dominirenden Pflichtgesetzes, dem jeder Bürger, der höchste wie der niedrigste, Gehorsam und Opfer schuldet.

Welche von diesen Lehrsätzen werden am Meisten geeignet sein, unser Volk zu hohen Dingen zu führen? Vergessen wir nicht, daß, wenn auch die Gebildeten, Intelligenten und Tugendhaften gern und willig zugeben, das Wohlsein des Einzelnen dürfe, wenn dies selbst Opfer koste, nur auf dem Wohlbefinden der Gesammtheit begründet sein, die Masse darunter doch immer nur ihr Wohlsein, d. h. die positive Befriedigung und den Genuß verstehen wird. Sie wird die Zumuthung eines Opfers als etwas sehr Unbehagliches von sich weisen und versuchen, sich ihre eigene Glückseligkeit, selbst mit Beschädigung Anderer, zu verschaffen. Sie wird sie heute bei der Freiheit, morgen bei den trügerischen Versprechungen eines Despoten suchen, aber die praktischen Resultate werden, sobald man sie ermuthigt, die Realisirung individuellen Wohlergehens als ein Recht anzustreben, unvermeidlich die sein, daß man sie zur Befriedigung des persönlichen Egoismus anspornt.

Wenn Ihr jedes höhere Gesetz, jede providentielle Leitung, jeden Beruf, jede durch den Glauben an eine Mission auferlegte Verpflichtung gegen die Menschheit ablehnt, so habt Ihr auch kein Recht, Andere Eure Ansichten über Wohlsein als würdiger und besser aufzudringen; Ihr habt keine gewisse Basis, kein Prinzip, auf dem sich ein Erziehungs-System aufbauen ließe; Ihr habt nichts, als die physische Kraft, vorausgesetzt, daß sie stark genug sei, um Euch ihrer zu bedienen. Dies war die von der französischen Revolution adoptirte Methode, die wiederum von der Kraft Anderer niedergeworfen ward, ohne zu wissen, in wessen Namen sie protestiren sollte. Und Ihr wolltet es ebenso machen? Ohne Gott müßt Ihr entweder Anarchie als den normalen Zustand der Dinge annehmen — und das ist unmöglich — oder Ihr müßt Eure Autorität in der Stärke dieses oder jenes Individuums suchen, und das ist der grade Weg zum Despotismus und zur Tyrannei.

Was aber wird alsdann aus der Idee des Fortschritts? Was aus den Anschauungen, welche wir durch die historische Wissenschaft von der allmählichen aber unfehlbar zu erwirkenden Erziehung der gesammten Menschheit gewonnen haben, was aus dem Bande der Solidarität aufsteigenden Lebens, das die auf einander folgenden Generationen verbindet, was aus der Pflicht, die lebende Generation, wenn es nöthig sein sollte, der Erhebung und Moralität der zukünftigen zu opfern, was aus dem Vorrang des Vaterlandes vor dem Individuum, was aus der Ueberzeugung, daß die Hingebung und Opferfreudigkeit des Einzelnen mit der Zeit die Ehre, Größe und die Tugend der Nation mehren wird?

Der Materialismus leugnet dies Alles, wenn es auch Materialisten giebt, die es durch den Impuls eines höher als die Doctrin stehenden Herzens empfinden und etwas unleugbar mit Verehrung des Ideals handeln. Der Materialismus sieht im Universum nichts als eine mit einer bestimmten Anzahl von Eigenschaften ausgestattete und für Modificationen, aber nicht für den Fortschritt empfängliche Masse vergänglichen Stoffes, in welchem gewisse productive Kräfte thätig sind durch ein zufälliges Agglomerat von nicht vorherzubestimmenden Umständen oder durch die nothwendige Reihenfolge von Ursachen und Wirkungen, von Ereignissen, die unvermeidlich und unabhängig von jedem menschlichen Eingreifen sind.

Der Materialismus giebt weder die Einwirkung schöpferischer Intelligenz, noch die göttliche Initiative, noch den menschlichen freien Willen zu. Er leugnet den gesetzgebenden Verstand und damit jedes intelligente providentielle Gesetz. Die Philosophie des Eichhörnchens im Käfig, Pantheismus genannt, vernichtet, indem sie das Subject und das Object vermischt, zu gleicher Zeit das Ich und das Nicht-Ich, das Gute und das Böse, Gott und den Menschen und folgerichtig die individuelle Mission oder den freien Willen. Der traurige Lehrsatz, der keine andere historische Formel kennt, als die nothwendige Reihenfolge von Abwechselungen, verdammt die Menschheit, sich ewig in demselben Kreise zu drehen, da sie unfähig ist für den Begriff eines spiralen Pfades unbeschränkten Fortschrittes, auf welchem die Menschheit allmählich zu einem höhern Ideal aufsteigt.

Seltsamer Widerspruch! Männer, deren Aufgabe es sein sollte, den dem italiänischen Volke durch die Tyrannei eingeimpften Egoismus zu bekämpfen, ihm eine heilige Vaterlandsliebe einzuflößen, aus ihm eine große Nation, den Urheber des Fortschritts der Menschheit zu machen, bieten diesem soeben erst zu neuem Leben erwachten Volke, dessen ganze Stärke in seinem richtigen Instinct, in der Frische seiner geistigen Anlagen besteht, als erste intellectuelle Nahrung eine Theorie, deren endliche Consequenzen dahin führen, den Egoismus als eine rechtliche Basis aufzustellen.

Sie fordern ihr Volk auf, sich der großen Traditionen seiner Vergangenheit würdig zu zeigen, während ringsum Päpste, Fürsten, Heerführer, Literaten und die servile Menge die Sache der Freiheit frech mit Füßen getreten oder feige verlassen haben, und sie predigen dabei demselben Volke eine Lehre, die es jeder Bürgschaft eines künftigen Fortschrittes, jeder Fähigkeit der Liebe, jeder edlen Opferwilligkeit beraubt; sie nehmen ihm den Glauben, welcher Vertrauen auf den Sieg verleiht und selbst die heutige Niederlage fruchtbar für den morgenden Triumph werden läßt. Dieselben Männer, welche dem Volke die Pflicht auferlegen, sein

Blut für eine Idee zu vergießen, beginnen ihre Ermahnungen mit der Erklärung: Es giebt für Euch keine Hoffnung auf eine Zukunft. Der Glaube an Unsterblichkeit — diese Euch durch alle Epochen der Menschheit überlieferte Lehre — ist eine Lüge, ein Lufthauch; eine geringe Störung Eurer animalischen Funktionen vernichtet Euch gänzlich und für immer. Es ist selbst ungewiß, ob Eure Werke dauern werden; es giebt kein Vorsehungs-Gesetz, keinen Vorsehungs-Plan und demzufolge keine mögliche Theorie für die Zukunft. Ihr baut heute nur auf, was irgend ein unvorhergesehener Umstand, eine blinde Kraft, eine Zufälligkeit morgen wieder einreißen kann.

Sie lehren ihre Brüder, die sie zu veredeln wünschen, daß sie nichts sind, als Staub, eine nothwendige, unbewußte Absonderung ich weiß nicht welcher materiellen Substanz, daß die Gedanken eines Dante oder Kepler Staub oder besser Phosphor sind, daß der Genius von Prometheus bis zu Jesus nie einen Funken des göttlichen Feuers vom Himmel gebracht hat, daß das Sittengesetz, der freie Wille und der consequente Fortschritt des Ich Illusionen sind, daß die Ereignisse nach und nach unsere Herren werden und unerbittlich, unverantwortlich und unwiderruflich sind.

Und sie sehen nicht, daß sie damit die Unterwerfung unter die vollendeten Thatsachen bestätigen, daß sie die Lehre von der Opportunität befestigen, daß sie damit dem Bastard-Machiavellismus, der Huldigung des zeitlichen Vortheils und jener Gleichgültigkeit gegen höhere Interessen Vorschub leisten, welche heutzutage in unserm Vaterlande in allen Klassen Ausdruck findet, in den höhern durch den Verrath an den nationalen Pflichten, in den niedern durch die stumpfe Resignation in der Menge.

Ich erflehe das Erstehen einer italiänischen Schule der Gottesidee — und ich würde getröstet sterben, wenn auch in der Verbannung, wäre mir vergönnt, die erste Morgenröthe ihres Kommens zu sehen; aber das darf ich nicht hoffen! — einer Schule, welche die Ursachen des Verfalls im Papstthum begriffen und die ebenso die Ohnmacht der von unsrer Jugend den französischen Materialisten entlehnten, lediglich verneinenden Doctrin eingesehen hat, und, sich über Beide erhebend, auftritt mit der Verkündigung einer unausbleiblichen religiösen Umgestaltung, welche die jetzt bestehende Trennung zwischen Gedanken und That aufheben und die jetzt von Europa zu überstehende Krisis der Unsittlichkeit und des Egoismus beenden wird.

Ich erflehe das Erstehen einer Schule, bestimmt für Italien den Weg zu bereiten für die Initiative, welche auf der einen Seite die Untersuchung des den Katholizismus stützenden und begründenden Dogma's in die Hand nehmen und beweisen soll, daß es sich überlebt hat und mit unseren Anschauungen vom Leben und dessen Gesetzen in Widerspruch steht, und die von der andern Seite den Materialismus widerlegt und ihm ebenfalls beweist, daß er im Widerspruch steht mit diesen neuen Anschauungen, daß er eine thörichte und gefährliche Verneinung des freien Willens, der Moral, jeder heiligen Verheißung und der stillen, ausdauernden Tugend der Selbstverleugnung ist.

Ich erflehe eine Schule, welche alle philosophischen Konsequenzen des so lange von der Oberflächlichkeit vernachlässigten oder ignorirten Keimes entwickeln soll, der enthalten ist in dem Worte Fortschritt, ihn betrachten soll als einen Grundstein in dem neuen historischen Bau, als den Ausdruck der aufsteigenden Erhebung der Menschheit von Epoche zu Epoche, von Religion zu Religion, zu immer klarerem Verständniß ihres Berufes und ihres Gesetzes.

Ich erflehe das Erstehen einer Schule, welche der Jugend Italiens klar macht, der Rationalismus sei nur ein Instrument, das vom menschlichen Verstande in jeder Uebergangs-Periode benutzt ward, um den Fortschritt von einer unbrauchbar gewordenen Religionsform zu einer neuern und bessern zu vermitteln, und Wissenschaft sei nur eine Anhäufung von Material, das erst durch fruchtbare Verbindung mit einem neuen moralischen Begriff organisch geordnet wird, einer Schule, welche die Philosophie von ihrer kindischen Verwirrung der Mittel mit dem Zwecke zur einzigen wahren Basis der Erkenntniß des Lebens und seiner Gesetze zurückführen soll.

Ich erflehe eine Schule, welche nicht in einer bloßen Analyse, die immer unfruchtbar sein wird und sicher zu Irrthümern führt, wenn sie nicht von einem herrschenden Prinzip geleitet wird, die Wahrheiten unseres Zeitalters sucht, sondern in einem ernsten vergleichenden Studium aller Traditionen als Kundgebungen des Gesammtlebens der Menschheit und des Gewissens als Kundgebung des Einzellebens.

Ich erflehe eine Schule, welche die Intuition, die eine Concentration aller uns verliehenen Fähigkeiten auf einen gegebenen Grundbegriff ist, erlöst von der Vernachlässigung, der sie anheimgefallen ist durch Theorieen, die nur durch eine dieser Fähigkeiten deducirt sind. Ich erflehe eine Schule, welche die Vergangenheit, obgleich sie dieselbe für abgethan erklärt, ehrt und anerkennt, daß ohne sie die Zukunft unmöglich wäre, die protestirt gegen jene gebildeten Barbaren, für die jede Religion Lüge, jede ältere Civilisation eine nun beseitigte Thorheit, jeder große, jetzt vom Laufe der Dinge überholte Papst, König oder Krieger ein Verbrecher oder Heuchler ist, die es nicht duldet, daß die frühere Arbeit der ganzen Menschheit von der Gegenwart gelästert werde; eine Schule, welche verdammt, aber nicht verleumdet, richtet, aber nicht in revolutionärem Wahnwitz die Geschichte fälscht; eine Schule, die das Todte für todt erklärt, ohne das Leben zu leugnen, das gewesen ist, die Italien aufruft, sich zur Erwerbung neuen Lebens zu ermannen, die aber nicht ein einziges Blatt aus dem Ruhmeskranze der Vergangenheit bricht.

Eine solche Schule würde Italien wieder zum ersten, tonangebenden Lande Europa's machen.

Italien, wie ich gesagt habe, ist eine Religion!

Eine gleiche Behauptung ist von Einigen auch in Bezug auf Frankreich aufgestellt worden; sie befanden sich im Irrthum. Frankreich — mit Ausnahme des einzigen Momentes, wo die Revolution und Napoleon eine Epoche der Individualität herbeiführten — hat niemals eine äußere Mission gehabt, es sei denn als Arm der Kirche, als Werkzeug einer von Rom ausgegangenen Idee.

Die Mission Italiens war dagegen zu allen Zeiten eine religiöse, der wesentliche Charakter des italiänischen Genius war immer religiös.

Das Wesen jeder Religion liegt in einer der bloßen Wissenschaft unbekannten Macht, welche die Menschen bestimmt, den Gedanken der That unterzuordnen, das praktische Leben mit dem moralischen Begriff in Einklang zu bringen. Der Genius unserer Nation, wann immer er sich freiwillig offenbart und unabhängig von fremden Einflüssen bestanden, hat stets den religiösen Charakter, die einende Macht, von der ich spreche, bewiesen. Jeder Gedanke des italiänischen Geistes sucht seine Verkörperung durch die That, strebt, eine Form in der politischen

Sphäre anzunehmen. Das Ideale und Reale, anderwärts streng geschieden, hat sich in unserem Lande immer zu verbinden gesucht. Die Sabiner, wie die Etrusker leiteten ihre bürgerliche Organisation aus ihren Begriffen über den Himmel her. Die Pythagoräer gründeten zu gleicher Zeit ihre Philosophie, ihre religiöse Vereinigung und ihre politischen Institutionen. Die Quelle der Lebensfähigkeit und Macht Roms war das religiöse Gefühl einer gemeinsamen Mission, eines zu erreichenden Zieles, vor dem Alles Individuelle verschwand. Unsere demokratischen Republiken waren alle religiös. Unsere früheren philosophischen Denker wurden alle gestachelt durch den Gedanken, ihre idealen Begriffe in praktische Regierungs-Gesetze zu übertragen.

Und was nun unsere äußere Mission anbetrifft:

Wir allein haben zweimal Europa und der ganzen bekannten Welt moralische Einheit gegeben. In der Vergangenheit sprach die Stimme, welche von Rom ausging, zur Menschheit und wurde von der Menschheit verehrt — „Urbs Orbi."

Italien ist eine Religion! Und wenn ich in meinen jüngeren Jahren glaubte, das dritte Leben Europa's würde hervorgehen aus dem Herzen, der Thatkraft, der Opferfreudigkeit und dem Enthusiasmus unseres Volkes, so vernahm ich in meinem Innern die erhabene Stimme, die einst von Rom ausging, mit liebender Ehrfurcht von den Völkern begrüßt ward und ihnen die moralische Einheit, die Brüderlichkeit in einem der ganzen Menschheit gemeinsamen Glauben verkündete. Es war nicht die Einheit der Vergangenheit, welche, obgleich der Civilisation durch viele Jahrhunderte förderlich und geheiligt, doch den Menschen nur individuell emancipirte und ihm ein erst im Himmel zu realisirendes Ideal der Freiheit und Gleichheit einräumte: es war eine neue Einheit, welche die Menschheit gemeinschaftlich emancipirte und ihr die Form der Verbindung offenbarte, durch welche Freiheit und Gleichheit schon hienieden realisirt zu werden bestimmt sind, durch welche die Erde geheiligt und zu dem gemacht werden soll, was Gott wollte, daß sie sein solle — eine Stufe auf dem Pfade zur Vollkommenheit, ein Mittel, dem Menschen verliehen zur Erwerbung einer höheren und edleren Existenz nach diesem Leben.

Und ich sah Rom im Namen Gottes und der Republik Italien anstatt einer unfruchtbaren Erklärung von Rechten, eine Erklärung der Grundsätze geben, von Grundsätzen, welche eine logische Folge der verwandten Ideen des Fortschritts waren, hörte den Nationen einen gemeinsamen Beruf und die Basis einer neuen Religion offenbaren. Und ich sah Europa, müde des Unglaubens und der Anarchie, diesen neuen Glauben mit Jubel empfangen. Ich sah auf diesem Glauben einen neuen Pact gegründet, einen Pact vereinter Thätigkeit am Werke der menschlichen Vervollkommnung, der nichts von den Uebeln und Gefahren des früheren Pactes enthielt, weil unter den ersten Consequenzen eines auf dem Dogma des Fortschritts gegründeten Glaubens die Rechtfertigung der Ketzerei stehen wird, als Versprechen oder Versuch weiteren Fortschritts für die Zukunft.

Diese Vision, welche meine ersten Träume für unser Land verklärte, ist für mein Leben erblichen. Wenn sie sich jemals verwirklicht, und ich glaube fest, sie wird sich verwirklichen, werde ich in meinem Grabe ruhen. Möge die noch nicht vom Unglauben verdorbene Jugend den Weg dazu bereiten, möge sie im Namen unserer Traditionen und unserer Zukunft unermüdlich Protest erheben gegen Alle, welche das menschliche Leben kraft eines erstorbenen Dogma's fesseln oder die es erniedrigen wollen, indem sie ihm die ewige Verehrung des Ideals rauben.

Die religiöse Frage geht gegenwärtig jeder andern vor und die moralische Frage ist unauflöslich damit verknüpft. Wir sind verpflichtet, sie zu lösen, oder müssen auf jeden Gedanken einer Mission Italiens in der Welt verzichten.

Frankreich.

Das Kaiserreich und die Kunst.

Dr. Julius Meyer's „Geschichte der modernen Französischen Malerei" *), auf welche wir bereits nach dem Erscheinen der ersten Abtheilung (in Nr. 9 dieser Blätter) hingewiesen haben, liegt nunmehr abgeschlossen vor. Die Vorzüge, welche schon früher hervorgehoben werden durften, sind dem zweiten, umfangreicheren Theile des Werks nicht minder eigen als dem ersten: die klare Anordnung des reichen Stoffes, die feste und feine Charakterisirung der bedeutenden Künstler-Persönlichkeiten, vor Allem aber das gründliche Verständniß der Wechselwirkungen, welche in Frankreich lebhafter als irgendwo zwischen der Kunst und dem ganzen politischen, socialen und literarischen Leben der Nation walten, — alle diese Eigenschaften erheben das Buch des deutschen Kunstgelehrten zu einer wahrhaft historischen Schilderung, welche weit über das eigentliche Objekt hinaus wirklich, wie die Vorrede uns verheißen hatte, im Spiegel der Kunst das gesammte Kulturleben des modernen Frankreichs zur Darstellung bringt.

Zeichnete der Verfasser in der ersten Partie, nach einem historischen Rückblick und einer einleitenden Betrachtung über die Stellung der Kunst im 19. Jahrhundert überhaupt, die Malerei der Revolution, des ersten Kaiserreichs und der Restauration, wußte er den Kampf, der gegen den Beginn der zwanziger Jahre zwischen der in David's strengen Formen sich abschließenden Malweise des Klassicismus und den wild aufstrebenden jüngeren Talenten der Romantiker stattfand, aus den gleichzeitigen Gegensätzen, die namentlich die Literatur und die Dichtkunst der Zeit erregten, tiefer zu begründen: so tritt nunmehr als ein selbständiges Element jener französische Idealismus hinzu, welcher in der Malerei vornehmlich durch Ingres, gleich bedeutend an Wucht des Charakters wie an Umfang und Dauer seiner Wirksamkeit, repräsentirt wird. Ingres und sein bedeutendster Schüler, der ihm innig befreundete Hippolyt Flandrin, beides tief ernste Naturen, jener von südlicher Glut, die um so energischer wirkte, als sie durch eine ungewöhnliche Willenskraft gezügelt ward, dieser von einem harmonischen Gleichmaß des Gefühls, das ihn zum ersten religiösen Maler der modernen französischen Kunst erhebt: sie sind für die Franzosen, was Cornelius und Overbeck, ihre Zeitgenossen, uns waren und sind. — Während ihre Richtung seitab führt von dem lärmenden Streit zwischen den Klassikern und den Romantikern, war es den Malern des Juli-Königthums beschieden, die Vermittelung und die Auflösung dieses Kontrastes zu bilden. Wie in der Politik und in der Literatur, so gelangte auch in der Kunst das gebildete Bürgerthum zur Herrschaft — jenes französische Bürgerthum, das sich bei aller Friedensliebe an der Verherrlichung des Soldatenwesens, sei es durch Dichter wie Scribe und Béranger, oder durch die kecke Malerei eines Horace Vernet und eines Charlet, begeisterte; das sich mit

*) Leipzig, E. A. Seemann, 1867. Mit vielen Abbildungen.

den Historikern der englischen und französischen Revolutionen, mit Mignet, Guizot, Thiers, wie mit dem großen Maler des Geschichtsbildes, **Paul Delaroche**, an Betrachtung und Darstellung einer reichbewegten nationalen Vergangenheit erfreute, und das für die tiefpoetische Auffassung des Natur- und Volkslebens, wie sie in den Schöpfungen des unglücklichen **L. Robert** einen monumentalen Ausdruck errang, die lebhafteste Theilnahme bezeigte.

Mit den letztgenannten beiden Meistern schließt die Kette der Entwickelung, welche bis dahin in der französischen Malerei dieses Jahrhunderts in ununterbrochenem Zusammenhange wahrnehmbar ist. Das Jahr 1848 bildet für die Kunst nicht minder, als für die politischen Geschicke Frankreichs einen Hauptabschnitt. Keine gemeinsame Anschauung verbindet die zahlreichen Talente, auf deren Kunstfertigkeit das heutige französische Publikum seinen Anspruch stützt, auch in der Kunst „an der Spitze der Civilisation zu marschiren." Neben den mehr und mehr verblassenden Ausläufern der alten Schulen treten in der Kunst des zweiten Kaiserreichs die verschiedenartigsten Elemente auf, von denen es noch keins dahin gebracht hat, für den Anfang einer neuen fruchtbaren Entwickelung gelten zu können.

Die Methode des Verfassers, welche überall auf die Veranschaulichung des Zusammenhangs zwischen der Malerei und dem gesammten Entwickelungsgange des nationalen Lebens gerichtet ist, läßt sich nicht besser wahrnehmen, als in den Bemerkungen die er an die Spitze seiner Darstellung der Malerei des zweiten Kaiserreichs gestellt hat. Sie vergegenwärtigen das Wesen dieses, auch uns deutsche Nachbaren gerade jetzt immer stärker berührenden Cäsarismus mit so kräftigen Zügen, daß wir uns nicht versagen können, die Hauptgesichtspunkte mitzutheilen.

Die Umwälzung von 1848, in Frankreich am Wenigsten einem innern nationalen Bedürfnisse entsprungen, hatte allen Glauben an die bestehende Ordnung erschüttert; sie hatte mit dem Auftreten des Proletariats eine furchtbare Gefahr für das gesammte Gemeinwesen heraufbeschworen. Die Nation, der blutigen Kämpfe um ihr Dasein müde, sehnte sich nach einem Mann, der ihr die Last der öffentlichen Dinge mit der Garantie irgend welchen festen Zustandes abzunehmen vermochte; sie übertrug dem Napoleoniden, der sich zu diesem Manne für berufen erklärte und erwies, durch das allgemeine Stimmrecht ohne alle Einschränkung die gesammte Staatsgewalt. Es ist, wie man schon öfter bemerkt hat, ein Charakterzug der Franzosen, sich mit augenblicklicher Leidenschaft in Umwälzungen einzulassen, mit fieberhaftem Aufschwunge die Staatsgeschäfte selber in die Hand zu nehmen, wobei sie im Stande sind, Haus und Hof, Weib und Kind zu verlassen: aber ebenso plötzlich der selbstthätigen Theilnahme am Gemeinwesen überdrüssig zu werden und, zurückfallend in eine schlaffe Unthätigkeit, das ganze Staatswesen einer kühn zugreifenden Einzelkraft zu überlassen. Nun, da die Republik im Grunde nichts Anderes gewesen war, als ein Kampf der Nothwehr gegen das wilde Anstürmen der untersten Volksmasse, nun bestimmte jene Neigung vollends das Schicksal des Landes. Dazu kam noch jener andere, allen Klassen und Parteien gemeinsame Zug des französischen Wesens, gern alle Lasten, Pflichten und Aufgaben der Staatsmacht aufzuladen, an sie alle Forderungen zu stellen, von ihr Alles zu erwarten. Ist das doch nicht bloß der Grundsatz der besitzenden Stände, sondern selbst die Theorie des Socialismus, der den Staat zum Herrn aller Köpfe, aller Kräfte und Verhältnisse macht und von ihm wieder die Befriedigung aller Interessen, die Mittheilung aller Güter verlangt. Darauf also lief nun die Souveränetät des Volkes hinaus, daß es mit fast allen Stimmen alle seine Rechte und Ansprüche, ja seinen Willen und seine Kräfte in die starken Hände Napoleons legte... Der Kaiser hat sich durch die Weise, wie er dieses Regiment geführt, als der Mann der Situation, als der richtige Herr des neuen Frankreichs und in den allgemeinen europäischen Angelegenheiten — wenigstens bis vor Kurzem — als eine eminente und überlegene staatsmännische Kraft bewährt...

Betrachtet man nun die sittlichen Zustände, welche das französische Leben neuesten Zuschnitts charakterisiren: die sittliche Verwilderung, die Erschlaffung des Charakters, die geistige Abspannung oder Ueberreizung, die Unreinheit der Zwecke, die Neigung zu hohlem und glänzendem Schein: so wäre es allerdings Unrecht, sie lediglich auf Rechnung des Imperialismus zu schreiben. Der auflösende Charakter des Kaiserreichs, der auf Kosten der Gesammtentwickelung die Laune und die Genußsucht des Einzelnen, auf Kosten der geistigen Selbständigkeit das materielle Wohlleben freigiebt und begünstigt, er hat nur deshalb so leichtes Spiel, weil er mit den stillen Wünschen und Anlagen des ganzen Geschlechts zusammentrifft. Er gräbt ihnen gleichsam das bequeme Bett, worein sie, lange schon in hundert Bächen sich vorwärts wälzend, nun mit breitem Strom sich ergießen...

Ein merkwürdiges Schauspiel, welches das Leben der Hauptstadt, die nun mehr als je alle Kräfte des Landes aufzehrt, seit etwa fünfzehn Jahren bietet, ein Schauspiel von unheimlichem, fast abstoßendem Charakter und doch wieder von anlockendem Reiz. Der Franzose verleugnet auch jetzt nicht, bei den schweren Wechselfällen der jüngsten Zeit und der Aussicht auf eine dunkle Zukunft, die Sorglosigkeit seines Charakters, *die Leichtlebigkeit* seines Naturells. Von jeher gewohnt, die Bedenken über das Morgen in den Wind zu schlagen und vom Tag auf den Tag zu leben, auch in eine mißliche Lage sich eher zu fügen als darüber zu grübeln, läßt er sich den politischen Druck, die Unsicherheit der kommenden Dinge und das Geheimnißvolle in der Lenkung der Geschicke des Landes wenig anfechten. Widerstandslos und fast mit verbundenen Augen überläßt er sich der Leitung seines Führers. Indessen das Bild paßt nur halb. Denn er giebt zugleich den ruhigen Zuschauer seines eigenen Schicksals ab; er ist zugleich auf der Bühne und im Parterre. Er sieht zu, wie er mehr gespielt wird, als selber spielt, bald von den vorbeigegangenen Ereignissen lebhaft bewegt, bald auf die kommenden neugierig und gespannt, fast wie wenn er von jenen nicht berührt würde, von diesen nichts zu fürchten hätte....

Die Wirkungen dieses Verhältnisses auf die sittlichen Zustände der Nation sind mit überraschender Schnelligkeit eingetreten. Alle Interessen werfen sich auf **die Seite des Lebens**, welche die Regierung vollkommen frei läßt. **Erwerb und Genuß**, das sind die Pole, um die sich das Treiben aller Klassen dreht, welche die Sitte bestimmen, dem Leben seinen Charakter geben und auch auf die Kunst den tiefsten Einfluß üben.

Der Verfasser zeichnet nun in scharfen Zügen das Bild jener Verwandlung der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Zustände, wie sie unter der Aegide des neu erstehenden Empire in Frankreich sich in wenig Jahren vollzogen hat; jenen unheimlichen Wirbel der Fortuna, der heut fabelhafte Reichthümer aufsteigen ließ, um sie morgen ins Nichts verschwinden zu lassen; jene Jagd nach dem Gewinne, die alle Stände mit sich fortriß, der keine Schranke Stand hielt. Aerger als je, fährt er fort, und wie ein Taumel hat nun Genußsucht, der Reiz eines üppigen

und verfeinerten Daseins die verschiedenen Klassen des französischen Volkes ergriffen. Ein Treiben, das den gemüthlichen und denkenden Menschen in uns Deutschen abstößt, aber was wir vom Weltmanne „der zu leben weiß" in uns haben, doch wieder anzieht. Denn es hat seine gefährliche Seite. Der französische Geist hat ihm die ganze Anmuth und Gefälligkeit seines Wesens aufgedrückt; Luxus und Genuß erscheinen nicht geradezu als Zweck, sondern als Mittel eines behaglichen, leichten und heitern, durch die liebenswürdige Sitte des gesellschaftlichen Verkehrs und eine gewisse künstlerische Bildung gehobenen Lebens. Immer tiefer zieht dieses die Nation in seine seidenen verstrickenden Netze. Wir in Deutschland haben leicht reden und die Philosophen spielen. Wir haben es in der Anmuth und im Behagen des sinnlichen Lebens noch nicht gar weit gebracht; der Genuß ist für uns immer noch der Kavalier mit dem Pferdefuß und wir das Gretchen, das vor dem Menschen „ein heimlich Grauen" hat, denn er hat noch immer ein mehr oder minder „widrig Gesicht." Uns ist es nicht gegeben, der Ausschweifung mit runden zierlichen Formen und der feinen Hülle des guten Tons ein gefälliges Ansehen zu geben, auch die Unsitte in das Reich der Kunst zu erheben und durch eine vollendete Bequemlichkeit den Ernst des Lebens abzustumpfen...

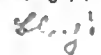
Was jenem Leben in Frankreich die bedenkliche Ausdehnung giebt, das ist die leise leichte Art, womit es sich spielend, anziehend, entgegenkommend nach allen Seiten unmerklich ausbreitet. Wie ein feines Gewand, legt es sich auf Sinn und Geist, und während es dem Leibe der Nation sich anschmiegt, wandelt es ihn allmählich nach seinem Schnitt. Auch dem Laster wissen die Franzosen eine gewinnende Form zu geben, und man kommt nicht dazu, hinter den lächelnden Zügen die häßliche Fratze des Todtenkopfes zu suchen. Indem nun das ganze Leben durch alle seine Kreise hindurch in derselben verlockenden Weise sich ausprägt, treibt die Nation wie im Wirbel eines ausgelassenen Tanzes sich über die Gränze des Erlaubten hinaus. Dazu trägt nicht wenig bei der sichere und flüssige, durchweg gleichmäßige Ton des gesellschaftlichen Umgangs; spielend, rund, geistreich schleift er den Menschen die verletzenden Ecken ab, nimmt den Dingen ihren unbequemen Ernst. Man mag immerhin das heutige Frankreich mit dem kaiserlichen Rom vergleichen; aber seine Ausschweifungen haben nichts von der brutalen, mürrischen und prahlerischen Weise, welche die Lasterhaftigkeit der römischen Welt auszeichnete. Die scharfe Geißel eines Juvenal fände hier keinen Stoff, den sie treffen könnte; an dem glatten Körper würden die Hiebe wirkungslos abgleiten.

Wir verweilen bei diesem Sittenbilde, dessen Treue zu erproben jener Festtaumel, zu welchem die Weltausstellung den — soll ich sagen Anlaß oder Vorwand? — giebt, dem europäischen Publikum die lockendste Gelegenheit geboten hat; wir reproduciren es in seinen Hauptzügen, theils wegen des schicksalvollen Interesses, das wir an den Zuständen unseres ruhelosen Nachbarvolkes zu nehmen gezwungen sind, theils weil es uns darauf ankam, zu zeigen, auf wie breiter Grundlage der Verfasser der neuesten Geschichte der französischen Malerei seinen Gegenstand erfaßt, mit welcher Energie er die innigen Zusammenhänge der Kunstentwickelung mit dem Volksleben zu erforschen und zu veranschaulichen sich bestrebt. Der Nachweis des Specielleren muß dem Buche selbst überlassen bleiben. Niemand wird dort den Abschnitt, der die Rückwirkung des modernen Pariser Lebens auf die Dichtkunst, namentlich auf die dramatische Poesie, und die Wiederspiegelung dieses Schauspiels der Demi-Monde durch die Malerei zur Darstellung bringt, ohne die ernstesten Bedenken über den Bestand dieser Gesellschaft wie über den Werth dieser Kunst lesen können.

In Hinsicht Beider wird das zweite Kaiserreich neuerdings vielfach mit dem Zeitalter Ludwigs XV. in Vergleich gebracht. Und wirklich fehlt es trotz der ungeheuren Kluft, welche die Gegenwart von dieser Vergangenheit zu trennen scheint, nicht an auffallenden Berührungspunkten. Wie die Mode der äußeren Erscheinung auf jene Zeit gerade in Dingen, die man längst für immer abgethan meinte, zurückgriff, wie man das Rokoko in der Einrichtung der Paläste der Großen, der Boudoirs und Salons der Wohlhabenden mit Vorliebe aufnahm und festhält, so werden die sinnlich lüsternen Werke der Maler des ancien régime, jener Boucher, Fragonard u. A., von den reichen Liebhabern zu ganz enormen Preisen erworben; so wetteifern heutige Künstler von europäischem Rufe mit der miniaturhaften Kunstfertigkeit der Kleinmeister des vorigen Jahrhunderts. Heut wie damals bildet die Darstellung des weiblichen Körpers, die Malerei des Nackten einen unerschöpflichen Gegenstand eifrig gesuchter Schildereien, nicht in dem Sinne der Renaissance, deren Kunst gleichfalls die mythischen Götter aus ihrem Olymp in die warme Ueppigkeit des unmittelbaren Lebens zog, die aber das Verlangen der Sinne durch selbständige künstlerische Schönheit tilgte, sondern auf die Reizung der Phantasie abzielend, die Begierden erregend, ohne sie durch reine ästhetische Befriedigung zu stillen. Heut wie damals erscheint die bildende Kunst, unter dem Patronat des Hofes und der Großen, in äußerlich glänzender Stellung, doch als Dienerin und als Werkzeug eines sinnlichen Luxus, der von den oberen Schichten der Gesellschaft sich unmerklich und unwiderstehlich in alle Klassen der Bevölkerung herab verbreitet.

Stehen dieser Gesellschaft und dieser Kunst des zweiten Kaiserreichs Ausgänge bevor, wie sie die Welt des alten Königthums genommen hat? Steht diese sinnlich verfeinerte, dem Ernsten und Gemeinsamen abgewendete, zu atomistischer Selbstsucht aufgelöste Civilisation vor einem neuen Sprung in das Chaos einer Revolution, die aufs Neue die unheimlichsten Tiefen dieses dämonischen Nationalcharakters auf die Oberfläche wirft? Sind jene vollendete Abschleifung der Sitte und Unsitte zum guten Ton, jene gepriesene Glätte und Politur im Gebahren und in der Redeweise der Franzosen, die vielbewunderte Ausbildung des Lebensgenusses und des äußerlichen Daseins abermals dazu bestimmt, von den Sturzwellen der rohesten Volkswuth überfluthet und in den Abgrund allgemeinster Barbarei gerissen zu werden? Fragen dieser Art steigen unwillkürlich in Jedem auf, der die Entwickelung des modernen französischen Lebens mit einigem Antheil betrachtet; sie werden durch die treffliche Darstellung eines hervorragenden Theils der geistigen und künstlerischen Zustände in Frankreich, wie sie das Meyer'sche Buch bietet, mit besonderer Lebhaftigkeit angeregt. Wer vermöchte sie anders als durch Wünsche zu beantworten, wer sich der Hoffnung völlig entziehen, daß diesem geistreichen, thätigen, lebensfrohen Volke ein abermaliger Kampf um das Dasein seiner Bildung und Gesittung erspart werden möge?

P. D. Fischer.



England.

Zur Bibliographie.

Neben dem häufig undankbaren Geschäfte, Bücher zu schreiben, giebt es kaum ein undankbareres, als Bücherkataloge zu verfassen; denn nicht bloß ist die Arbeit eine sehr mühsame, zeitraubende und geistabspannende, sondern auch eine, die unter Hunderten kaum von Einem die gebührende Anerkennung findet. Der Leser, welcher in einem Katalog nach einem Buche sucht, das für ihn Interesse hat, denkt nicht, mit welcher Mühe und welchem Schweiße der Abfasser des Katalogs oft den Verfasser und das nähere Bibliographische herausstudiren mußte, um etwas dem Leser Genießbares zu bieten oder auf ein seltenes Werk hinzuweisen. Um so verdienstlicher ist aber dann eine solche Arbeit, wenn sie mit gründlicher Sachkenntniß und Gewissenhaftigkeit vor das Publikum tritt und ein erleichternder und erfreulicher Wegweiser wird. Dank verdient deshalb derjenige, der dem gelehrten Forscher und dem Freunde der Wissenschaft so nützlich in die Hände arbeitet und von den Schätzen, welche in den Bibliotheken aufgestapelt sind und häufig verborgen liegen, Kunde giebt, um so mehr Dank, wenn der Bibliothekar selbst ein Interesse für die Wissenschaft hat und sie fördert.

Einen solchen gerechten Anspruch auf den Dank der Gelehrten hat Herr Joseph Zedner, einer der Bibliothekare am „Britischen Museum" zu London, durch seinen vor Kurzem erschienenen Katalog der hebräischen Bücher dieses Museums.*)

Das Britische Museum besitzt zur Zeit die zahlreichste hebräische Bibliothek der Welt, welche hauptsächlich erst durch die Bemühungen des Herrn Zedner zu dieser Bedeutung angewachsen ist. Die Geschichte dieser hebräischen Bibliothek selbst ist eine bemerkenswerthe. Sie, die jetzt über 10,100 Bände besitzt, besaß im Jahre 1759, da das Museum zuerst dem Publikum geöffnet wurde, von hebräischen Werken ein einziges Talmud-Exemplar (eine Editio princeps), aus der von König Georg II. dem Museum geschenkten Bibliothek, und dieses Exemplar selbst stammte aus der Bibliothek Heinrich's VIII. In demselben Jahre schenkte Salomon da Costa, ein aus Holland eingewanderter jüdischer Kaufmann, dem Museum 180 Bände, eine Sammlung der schätzbarsten Werke der rabbinischen Literatur, die (auf welche Weise, ist bis heute noch nicht ermittelt) aus der Bibliothek des Königs Karl II. von England herrühren. In den folgenden 89 Jahren wuchs die Sammlung bis auf 600 Bände; im Jahre 1848 gewann sie durch den Ankauf von 4420 Bänden aus der über 5000 Bände starken und durch seltene Werke und Handschriften ausgezeichneten Bibliothek des in Hamburg verstorbenen H. J. Michael Bedeutung; und endlich entnahm die Bibliothek aus der bedeutenden Sammlung des in Padua verstorbenen Joseph Almanzi jene Werke, die ihr bisher fehlten, und so wuchs sie zu der bedeutendsten hebräischen Bibliothek heran, die es giebt. Der Katalog weist jedoch, außer rein hebräischen, auch Uebersetzungen biblischer hebräischer Werke auf, wie auch Werke in arabischer, spanischer, deutscher und andern Sprachen, wenn sie mit hebräischen Buchstaben gedruckt sind.

Das Hauptverdienst aber sowohl in der Anschaffung neuer und seltener alter Werke, als in der Ordnung derselben gebührt, wie gesagt, unserm deutschen Landsmann, Herrn Zedner, welcher seit 21 Jahren unermüdet im Museum arbeitet und bei ungemeiner Sachkenntniß und echt deutscher Gründlichkeit die gehörige Liebe und Ausdauer zu solcher Arbeit besitzt. Den hebräischen Büchern ergeht und erging es meist, wie den Juden selbst; sie wurden in alle Welt zerstreut und mußten daher, wenn man sie kennen lernen wollte, wieder aus aller Welt gesammelt werden; nach allen Weltgegenden mußte oft geschrieben und unterhandelt werden, um eine editio princeps, ein unicum (soweit es bis jetzt bekannt ist) zu erhalten, oder um den richtigen Namen des Buches oder des Verfassers herauszufinden.

Der Katalog selbst enthält in alphabetischer Ordnung die Namen der Verfasser und der Werke. Um einen übersichtlichen Begriff von der Reichhaltigkeit der Arbeit zu geben, bezeichnet die Vorrede 15 Klassen von Werken biblischen, talmudischen, exegetischen, rituellen, philosophischen, poetischen u. a. Inhalts; die Anordnung ist also, daß 1. die Bücher mit den Namen der Verfasser, 2. allgemeine Uebersichten der Bibeln, Talmude, Liturgieen und periodischen Erscheinungen und 3. anonyme Werke darin aufgereiht sind. Endlich erleichtern uns Anhänge das Aufsinden der Autoren, der Bücher, der Druckorte und die Erklärung der Abbreviaturen. — Man wird kaum ein Buch, das in der hebräischen Literatur und über dieselbe erschienen ist, hier vermissen, und dabei enthält die Bibliothek, wohlgeordnet und gut erhalten, 60 Bände auf Pergament gedruckt, 65 Werke aus dem 15. Jahrhundert (schon von de Rossi erwähnt), 31 Werke zwischen 1480—1540, die de Rossi nicht kannte, 38 Unica oder sehr seltene Werke u. m. dgl.

So dient dieser Katalog bei seiner Gründlichkeit, ohne wie der von M. Steinschneider über die *Bibliotheca Bodleiana* in Oxford kritisch und raisonnirend sich auszubreiten, zur Berichtigung mancher früher erschienenen über hebräische Bibliotheken, wie beispielsweise des bibliographischen Handbuchs (Bibliotheca judaica) von Dr. Julius Fürst, welches von Irrthümern und unrichtigen Angaben strotzt. K.

*) Catalogue of the Hebrew Books in the Library of the British Museum. Printed by Order of the Trustees. Sold at the British Museum. 1867 (891 pages; gr. Lexicon 8o.) Berlin, Asher.

Nordost-Afrika.

Graf Krockow's Reisen, zweiter Band.*)

Nachdem wir bereits dem ersten Theile der „Nord-Ost-Afrikanischen Reise" des Grafen Krockow unsere Aufmerksamkeit geschenkt und auf den zweiten für eine nähere Würdigung hingewiesen haben, finden wir in letzterem, besonders durch eine spezielle Karte, Stoff und Gelegenheit, einen deutlichen Begriff von dem Umfange und dem Werthe dieser Expedition zu geben. Die Reise streckt sich von Suakin am Rothen Meere etwa unter dem neunzehnten Grade nördlicher Breite südlich hinauf und hinein in oberägyptisches und zweifelhaftes Gränzland zwischen Aegypten und Abessinien bis in das Gebiet der Takruri, Galabat, mit den Hauptorten Matama und Derbish, dem Ziele der Reise jenseits des 13. Grades, so daß wir sie der Länge nach auf etwa hundert geographische Meilen abschätzen können. Diese Strecke ist, mit Ausnahme eines verhältnißmäßig kleinen Ge-

*) Reisen und Jagden in Nord-Ost-Afrika von Karl Graf Krockow von Wickerode. Zweiter Theil mit Abbildungen in Holzschnitt und Farbendruck und einer Karte. Berlin, Alexander Duncker, 1867.

bietes zwischen den Flüssen Chor el Gasch und Setit, die sich in den Atbara, einen Nebenfluß des Nil, ergießen, schon von anderen europäischen Reisenden mehr oder weniger durchforscht worden, und das neue Gebiet kann nach den Mittheilungen unseres Forschers nicht als besonders interessant gepriesen werden. Nur der Setit liefert mit seinen vielfach gewundenen, gestaltungsreichen und von afrikanischer Fauna und Flora stark bevölkerten Ufern und Wassern ein malerisches Paradies ziemlich mitten auf dieser hundertmeiligen, meist trostlosen Strecke, welche durch die Tagebuchsform und die trockene Anreihung von Notizen und einer Menge kleinlicher Erlebnisse des Verfassers durchaus nicht an Anziehungskraft gewonnen hat. Er verläßt diese Form von Aufzeichnungen im Tagebuche nur sehr selten, und es wird den Lesern daher schwer, sich das interessante Material etwa für naturwissenschaftliche Zwecke zusammenzutragen und zu ordnen. Nur am Ziele der Reise, im Lande Galabat, hat er sich, seine Materialien und Studien etwas zusammengenommen und giebt ein Bild von diesem charakteristischen Zwischenlande und Mischvolke. Dieses Land Galabat ist auf folgende Weise entstanden: Die mohamedanischen Bewohner Inner-Afrikas pflegen seit Jahrhunderten jährlich nach Mekka zu pilgern, so daß sie vom Innern ost- und nordwärts ziehen und in Suakin, welches Mekka ziemlich gegenüber liegt, den geeignetsten Hafen finden. Statt einzelner Pilger ziehen große Karavanen nach dem Ziele ihres Glaubens. Von jenen schwarzen Bewohnern Inner-Afrikas nun sind allmählich auf dem Rückwege in verschiedenen Gegenden des östlichen Sudan immer mehrere sitzen geblieben, theils weil sie hier fruchtbareren Boden, theils mehr Unabhängigkeit und bessere politische Zustände fanden. Erst siedelten sich einzelne Familien an, die bald Zuwachs bekamen; daraus wurden mit der Zeit größere und kleinere Dörfer, deren Bewohner sich mit eingeborenen Sudanesen verbanden. Durch weiteren Zuwachs aus Darfur, Bornu und Kordofan gewannen diese Neger unter den arabischen, den Urbewohnern in Sudan, so viel Gewalt, daß sie sich frei machten und in dem bewohnten Lande zwischen Abessinien und den Gränzen Ober-Aegyptens einen eigenen Staat, dieses Galabat, gründeten. Wenn auch den Sklavenjägern weniger zugänglich, waren sie doch Raubzügen und Ueberfällen durch die kleinen Machthaber Abessiniens, sowie den Erpressungen der Araber und der ägyptischen Regierung ausgesetzt. Doch ward es ihnen durch strenge Regelung ihrer Zustände und durch Vereinigung immer neuer Einwanderer mit den früheren Kolonisten endlich möglich, sich eine Art von Unabhängigkeit zu erwerben, welche des eigenen Vortheils wegen auch von den beiden mächtigen Nachbarn respectirt wird. Der Andrang von Pilgern aus dem Innern Afrikas zur heiligen Wanderung nach der Kaaba in Mekka ist zuweilen ungeheuer groß. Ihre Anzahl mag am 6. Mai, dem Bairamsfeste 1864, wohl eine halbe Million betragen haben. Unter dieser ungeheuren, meist sehr unreinlichen Menschenmasse brach plötzlich die Cholera aus und verbreitete sich über Kairo und die süd-europäischen Häfen über das ganze Festland. Der Name dieser Bewohner Galabats, Takruri oder Takrir, soll wandernder Bettler oder ziehender Pilger bedeuten, und diese Bezeichnung der schwarzen Mekka-Pilger, die ihnen wahrscheinlich durch die wohlhabenderen, in der Heimat zurückgebliebenen Landsleute gegeben ward, ist auch am richtigen Platze. Es sind Abenteurer und Arme, die nichts zu verlieren haben und, von Glaubenseifer aufgeregt, es leicht über sich gewinnen, die gewagte Reise zur heiligen Stadt zu unternehmen. Sie haben Alle die Zeichen reiner Neger-Abstammung, sind groß und kräftig gebaut, haben große Hände und Füße und zeichnen sich durch dickere Arme und Beingelenke von den übrigen Bewohnern des ost-afrikanischen Sudan aus.

Galabat hat die Gestalt eines unregelmäßigen Dreiecks. Die Ufer des Flusses Atbara bilden die Basis und haben wegen der vielen Windungen desselben eine große Ausdehnung. Der andere Schenkel westwärts streift den von Norden nach Südosten hinlaufenden Höhenzug Gal el Bascham. Von dort nach Ost-Nordost zieht sich die Gränze eine Viertel-Tagereise vor dem Orte Wogin vorbei; das erste Takruri-Dorf hier, Derbish, liegt an reichen Quellen und ist von der Gränze des zu Aegypten gehörenden Bezirks el Rashid nur durch einen Zwischenraum von drei Stunden getrennt. Die äußerste abgestumpfte Spitze des Bezirks im Süden wird durch den Fluß Gendoa von Abessinien geschieden, und diese Gränze liegt nur eine starke Tagereise von Matama ab. Das Dorf Derbish in etwa gleicher Entfernung von letzterem Punkte nach Norden hat eine sehr günstige Lage und ist deshalb einer der Hauptorte geworden.

Die Bevölkerung von Galabat wächst durch die Pilger aus dem Innern mit jedem Jahre bedeutend, und es mangelt bereits an gutem Lande, da die besten Stellen größtentheils schon mit Getraide angebaut sind, so daß es mit den nomadisirenden Nachbarvölkern bereits zu ernstlichen Mißhelligkeiten gekommen ist. Das Land hat eine verhältnißmäßig gute Regierung und Verwaltung. An der Spitze steht der Jumma oder Shuma, der vom Volke gewählte Oberste und ziemlich unumschränkte Herrscher. Dieser erwählt sich aus den Vornehmen des Landes einen Wekil oder Staats-Secretair, im Nothfalle zugleich Stellvertreter des Shuma. Unter Beiden stehen sechsunddreißig Erbab oder Ortsrichter, deren jeder etwa über acht Dörfer zu gebieten hat. Die Erbab zusammen bilden den Staatsrath. Jeder derselben hat wieder einen Wekil, welche in den einzelnen Dorfschaften für Ruhe und Ordnung zu sorgen und die Steuern einzutreiben haben. Diese bestehen aus Landesproducten, Sklaven und Thieren an den Shuma, der zugleich Schutzgelder an Abessinien und Aegypten in klingender Münze entrichten muß. Dieses Geld weiß er mit Profit durch den Verkauf von Naturalsteuern und Sklaven zu gewinnen. Auch die wohlhabenderen Erbab benutzen diese Gelegenheit, sich zu bereichern. Doch ist es dadurch so häufig zu Ausbrüchen der Unzufriedenheit gekommen, daß der jetzige, sehr scharfsichtige und staatskluge Shuma diesem Uebelstande durch die Bestimmung abgeholfen hat, daß die Lieferungen öffentlich bekannt gemacht werden müssen und den Erbab jeder Kauf bei ihren ärmeren Untergebenen gehörigen Besitzes untersagt ist. Durch eigenes gutes Beispiel geht der Shuma selbst den Uebrigen voran, und sein Gebot erfreut sich daher der eifrigsten Befolgung. Der Haupt- und Handelsort Matama zählt etwa sechstausend Einwohner, und das ganze Land, mit Einschluß einiger Familien arabischen Ursprungs, bis etwa 140,000. Der Shuma hat eine unbestimmte Anzahl von bewaffneten Dienern und Sklaven zur Verfügung, welche theils zur Leibwache, theils zu polizeilichen Zwecken verwendet werden. Wie wahrscheinlich im ganzen Sudan, wird es auch hier von den reicheren Personen als eine Ehrensache angesehen, möglichst viel Sklaven zu besitzen. In der Nachbarschaft blüht der Sklavenhandel noch in ungeheurer Ausdehnung, und an einem einzigen Orte werden jährlich über zwanzigtausend auf den Markt gebracht und im Lande selbst und bis in die Türkei verkauft.

Der Shuma in Matama hat zwei Weiber, einen Sohn und außerdem eine Menge von Sklavinnen. Die letzteren werden aber nur zur Bedienung verwendet, und obwohl sie zum Harem

gehören, zieht der Herr doch zwischen ihnen und seinen beiden Frauen eine strenge Gränze. Durch dieses Beispiel des Landesfürsten hat, trotz der mohamedanischen Vielweiberei, hier diese Unsitte nur wenig Anhänger, und unter dem Volke herrscht daher ein besserer sittlicher Zustand, als unter anderen Völkern mohamedanischen Glaubens. Doch werden auch sie vielfach von Aberglauben, schmutzigen Heiligen, Wunder-Doctoren und Amulet-Verkäufern gemißhandelt."

Die Fauna des ziemlich üppigen und fruchtbaren Landes ist sehr reichhaltig. Graf Krockow bemerkte während seiner Ausflüge mehrere Arten von Antilopen und Gazellen, auch Perlhühner, Marabuts, Reiher, schwarze Krähen, Aasgeier, Waldhühner, Störche, Stelz- und andere schöngefiederte Vögel an den Flüssen und in schattigen Waldthälern. Außerdem sollen sich an dem Flusse Atbara auch Büffel, Elephanten, Löwen, Leoparden und kleinere Katzenarten, darunter die schwarzgestreifte Zibethkatze und andere Raubthiere aufhalten.

In der Regenzeit herrscht das thierische Leben in seiner ganzen Fülle, vor Allem das Treiben der Insektenwelt. Andere Thiere, die Feinde dieser, werden durch sie wieder angelockt, und so kann man in einer afrikanischen Steppe diesen Krieg Aller gegen Alle zur Genüge kennen lernen. Wir wünschten nur, unser Graf hätte ihn selbst näher kennen gelernt und uns diese und jene Bereicherung der Naturgeschichte mitgebracht. Auch die Pflanzenwelt lebt zur Regenzeit wieder auf. Die Flüsse füllen sich und ergießen sich über weite Flächen. Der vorher dürre Boden, von dem befruchtenden Naß durchdrungen, bringt wie mit einem Zauberschlage eine großartige Vegetation zu Tage. Die kahle Erde bedeckt sich mit einem sammetartigen grünen Teppich, und nach einigen Wochen ist die Steppe ein Wald von Grashalmen, die zehn bis sechszehn Fuß hoch werden und den Viehheerden der Eingeborenen zum Tummelplatz, den großen Schaaren von wilden Thieren zum Versteck und Hinterhalt dienen. Von all' diesem üppigen Reichthume der Thier- und Pflanzenwelt weiß uns unser edler Nimrod freilich weiter nichts zu erzählen, als daß er vorhanden ist und am Flusse Atbara vorhanden sein soll. Ein echter Sportsman würde sich mit dieser bloßen Sage gewiß nicht begnügt haben.

Außerdem finden wir hier und da in dem zweiten Bande beherzigenswerthe Bemerkungen über den Sklavenhandel, welche sich hoffentlich die Herren, die zu Ende Augusts ihren Kongreß zur Abschaffung der Sklaverei hielten, zu Nutze machen werden. Auch die christlichen Gesellschaften, welche von der Noth ihrer schwarzen Mitbrüder ergriffen, Missionäre und Prediger verschiedener Konfessionen in diese wilden und durch Fieber häufig ungesunden Gegenden schicken, können von unserem Verfasser guten Rath annehmen. Er sagt an einer Stelle: „Diese Herren Missionäre nun beteten, tauften und predigten nach mühevoller Erlernung der Sprachen in blindem Glaubenseifer darauf los, ohne den Verhältnissen Rechnung zu tragen. Die Erfolge aller jener Missionen an der West- und Ostküste von Afrika sind darum kaum nennenswerth. Die Orthodoxie wird es nie dahin bringen, die noch so tief stehenden Neger für ihre dogmatischen Sätze zu gewinnen. Die Erfahrung hat dies bis jetzt genugsam bestätigt, und der Konfessionsstreit, den man auch bis in diese Missions-Stationen trug, verwirrt die ohnehin wenig Fassungskraft besitzenden wenigen und meist nur äußerlichen Proselyten in ihren Begriffen um so mehr und macht sie dem neuen Glauben noch unzugänglicher. Die mohamedanischen Kaufleute haben mit dem Handel, der den inner-afrikanischen Völkern die ihnen nothwendigen Waaren zuführte, zugleich einen biegsamen, an leichte Formen gebundenen und wenig Moral fordernden Glauben mitgebracht. Der Mohamedanismus ist dem ziemlich thierischen Neger sehr angemessen, und will man seiner Verbreitung wehren, muß man ihm andere Mittel entgegensetzen. Eine Hauptwaffe zu diesem Zwecke liegt in der vollständigen Unterdrückung der Sklaverei. Hier helfen jedoch keine, die Küsten bewachende Kriegsschiffe, keine, nur auf dem Papiere stehenden Verträge mit dem Sultan, sondern ein ernstliches Eingreifen durch gesittete europäische Völker. Nur durch strenge Strafen und unnachsichtliche Ausführung der Machtgebote läßt sich das Ziel erreichen, wie es Kaiser Theodor von Abessinien bewiesen hat. In seinem Lande wurde früher starker Sklavenhandel getrieben, besonders mit sehr begehrten abessinischen Mädchen, die in großer Menge nach Aegypten, der Türkei und nach Arabien verkauft wurden. Dieser Uebelstand hat jetzt in Habesh ganz aufgehört, denn jeder Sklavenhändler oder Sklavenhalter verliert ohne Weiteres seinen Kopf. Gewaltigen Uebelständen gegenüber muß man Gewaltmittel brauchen. Mit der Unterdrückung der Sklaverei wird dem Vorschreiten des Islam nicht nur vorgebeugt werden, sondern auch eine Hauptstütze der auf Sklaven-Arbeit beruhenden mohamedanischen Staaten fallen. Um dem Drängen der europäischen Großmächte nachzugeben, hat der Sultan allerdings bereits ein Verbot gegen den Sklavenhandel erlassen, das in Alexandria und Kairo dem Scheine nach gilt, in den südlich von Aegypten gelegenen Bezirken aber, besonders im Sudan, nicht im Mindesten beachtet wird. Hier ist vielmehr das verruchte Treiben im vollen Gange."

Das schwarze Helden-Genie in Abessinien, der sich von Gott und dem Heilande berufen fühlt, die Sklaverei, das Heidenthum und den Mohamedanismus bis nach Konstantinopel zu vertilgen und das Christenthum mit dem Schwerte eines christlichen Prophetenthums zu verbreiten, wäre jetzt der rechte Mann dazu, um wenigstens im Sudan diesen niederträchtigen Menschenhandel zu unterdrücken, wenn er sich nicht im eigenen Lande durch bis jetzt noch nicht erklärte Willkür und Tyrannei immer neue Feinde zuzöge und endlich auch die Engländer gezwungen hätte, sich gegen ihn zu rüsten, da er die Jahre lang gefangen gehaltenen christlichen Missionäre durchaus nicht herausgeben wollte. Wenn etwas aus dem Feldzuge der Engländer gegen Kaiser Theodor wird, können sie diese Gelegenheit benutzen, zugleich etwas Gründliches für das Christenthum und die Civilisation zu thun und für energische Unterdrückung des Sklavenhandels in diesen Gegenden zu sorgen.

„Die schlechte türkische Wirthschaft" (so schließt der Verfasser seinen zweiten Band), „welche durch den Import von Sklaven in hohem Maße befördert wird, hat zur Entvölkerung der Sudan-Ländereien, zur Sittenlosigkeit ihrer Bewohner und zur Auflösung der sozialen Verhältnisse unendlich viel beigetragen. Das Verlangen nach Hilfe und Besserung ist wohl vorhanden, aber den eingeborenen Mischlingsracen fehlt es an Energie und Kultur, um sich und ihren Nachkommen eine bessere Zukunft zu schaffen. So müssen wir abwarten, ob eine höhere Macht dem Lande noch eine Zukunft für eine bessere Entwickelung bereiten wird."

Diese höhere Macht liegt zunächst in den Engländern und dem Kaiser Theodor. Es kommt nur darauf an, ob sie sich mit oder ohne Krieg mit dem schwarzen Genie Abessiniens für eine gesunde, civilisirende Politik und die Verbreitung des Christenthums einigen werden. Und zuletzt hängt Alles von der Lösung der sogenannten orientalischen Frage ab. Die europäischen Großmächte, bereits eifersüchtig um den Nachlaß des kranken

Mannes, werden es freilich sehr schwer finden, sich über eine gesunde Politik im Dienste wahrhafter Kultur des Friedens und der Freiheit zu einigen; aber dem Verlangen, daß dem Sklavenhandel gründlich das Handwerk gelegt werde, wird sich wohl selbst ein Napoleon nicht widersetzen, obgleich seine Polizei dem Kongresse zur Abschaffung der Sklaverei strenge Befehle gab, die Frage nur mit Glacéhandschuhen anzufassen, damit nicht etwa selbst Franzosen auf den Gedanken kämen, daß sie, wie fast ganz Europa, eigentlich nichts viel Besseres seien, als Sklaven seiner Politik, welche sich von der der Räuber-Chefs nur dadurch unterscheidet, daß sie sich nicht in Wälder verkriecht, sondern in den stolzesten Palästen etablirt hat und nicht einzelne Gegenden unsicher macht, sondern so ziemlich die ganze civilisirte Welt. H. B.

Kleine literarische Revue.

— **Auerbach's Volkskalender für 1868.***) „Was lange währt, wird gut," läßt sich dem Volkskalender von Berthold Auerbach jedesmal als Wahlspruch mitgeben. Unter den beliebteren Jahrbüchern dieser Art gewöhnlich als der Letzte erscheinend, ist er, seinem Inhalte nach, stets der Erste. Unter den zehn größeren Beiträgen des diesjährigen Kalenders sind nicht weniger als fünf vom Herausgeber selbst, und zwar sind darunter zwei norddeutsche Stoffe (worunter eine Fortsetzung seiner vorjährigen Polemik gegen die Todesstrafe), zwei süddeutsche Dorfgeschichten und eine Sammlung von „Neuen Stücklein vom alten Gevattersmann." Paul Thumann hat zu den anmuthigen Charakter-Zeichnungen Auerbach's eine große Anzahl wahrhaft überraschender, charakteristischer Illustrationen geliefert. Der Dorfgeschichten- und Gevattersmann ist natürlich im J. 1867 ein völlig anderer, ein viel vollständigerer Deutscher, als in den Jahren des unselig-seligen Bundestags. Allen seinen Geschichten, den süd- wie den norddeutschen, merkt man die große politische Umgestaltung an, die seit Jahresfrist aus Hunderttausenden von Idealisten und Particularisten praktische Politiker gemacht, welche, weil jetzt ein mächtiger deutscher Staat an der Spitze Deutschlands sich befindet, ein ganz anderes Vertrauen zu dessen Zukunft haben, als früher. „Die stete Kriegsbedrohung", ruft Auerbach den Franzosen zu, „und der Hinweis auf Entscheidung durch Gewalt ist Verrath an der Hoheits-Macht des sittlichen Geistes. Die Besten aller Nationen wissen, daß Friede zwischen den Völkern und Freiheit in den Völkern eins und unzertrennlich sind." — Höchst zeitgemäße volkswirthschaftliche Themata sind in den Essays: „Die sociale Frage", von Ludwig Bamberger, „Justus Liebig ein Eroberer", von Friedrich Mohr, „Die Kunst im Handwerk", von Alfred Woltmann und „Was eine schöne Frau für das Eisenbahnwesen (?) that" (!), von Max Maria von Weber behandelt. Nicht minder zeitgemäß und interessant, obwohl durch die vorwärts drängenden Ereignisse längst überholt und darum scheinbar veraltet, ist das „Tagebuch eines Annektirten" (Hannoveraners), von H. A. Oppermann. Der Verfasser setzt mit Recht voraus, daß dieses am 14. Juni 1866 angefangene und am 27. Juni 1867 geschlossene Tagebuch, das die Wandlungen erklärt, die in dieser Zeit in den Gemüthern vieler Particularisten und Idealisten Deutschlands vorgegangen, auch noch im J. 1868 mit Theilnahme gelesen werden wird.

*) Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

— **Hoffmann von Fallersleben,** der ebenso gründliche, germanistische Gelehrte, als leichtbeschwingte, volksbeliebte Liederdichter, hat soeben unter dem Titel „Mein Leben" seine Lebensgeschichte, oder vielmehr erst einen Theil derselben — denn obwohl es drei starke Bände sind, reichen sie doch nur bis zum J. 1842 — herausgegeben.*) Wahrscheinlich werden wohl noch zwei bis drei Bände — oder, wenn der Verfasser, wie wir wünschen, noch lange lebt, viel mehr — später nachfolgen. Etwas wortreich, burschikos und selbstgefällig, dabei stets gerade, ehrlich und liebenswürdig — ganz so wie die Persönlichkeit Hoffmann's selbst, ist auch dieses Buch seines Lebens. Man wird nicht müde, ihn immer und immer wieder von seiner eigenen Person, um die sich die ganze soziale und wissenschaftliche Geschichte unserer Zeit in diesem Buche dreht, sprechen zu hören. Der Verfasser der Horae belgicae, der Dichter der „Unpolitischen Lieder", der Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Breslau steht mit seinen kleinen und großen Freuden und Leiden, mit seinen wissenschaftlichen Forschungen und seinen poetischen Fictionen, vor Allem aber mit seinen Kämpfen gegen Philisterthum und Büreaukratie vor uns, wie er leibt und lebt. Das Buch ist gewissermaßen eine Chronik der Universitäts-Disciplin und der Censur in Preußen von 1823 bis 1842. Es ist ein trauriges Stück deutscher Kulturgeschichte, das uns hier dargestellt ist; ja man mag gegen die Norddeutsche Bundes-Verfassung von 1867 noch so viel zu erinnern haben, sie ist doch mit ihren Beamten- und Preß-Zuständen ein außerordentlicher Fortschritt gegen dieselben Zustände jener beiden Jahrzehende.

— **Kultur-Zustände in Buenos-Aires.****) In immer weiteren Kreisen sieht man es ein, daß die Verhütung krankheiterregender Ursachen, die Vernichtung der Entstehungs-Ursachen von Krankheiten wichtiger ist, als das Sinnen über Mittelchen für die Heilung von künstlich durch den Menschen selber erzeugten Krankheiten.

In diesem Sinne begrüßen wir mit Freuden obengenanntes, uns aus Buenos-Aires zugegangenes Schriftchen über das Begraben der Todten: „Enterrar los muertos". Vor Allem wird hierin der Mißbrauch gerügt, der aus religiösen Vorurtheilen in Buenos-Aires mit dem Begraben der Todten geübt wird, die dort in offenstehenden Kasten auf den Kirchhöfen dahinfaulen und die Luft für die Lebenden verpesten. Die Yankee's, sagt Herr Frias, fangen an, so einsichtsvoll zu sein, daß sie sich selbst anklagen, wenn sie von einer Seuche heimgesucht werden. In England erklärte eine Parlaments-Acte vom J. 1850 die Kirchhöfe trotz des Begrabens der Leichen für Herde pestilenzialischer Krankheiten. Was sind die Kirchhöfe denn hier, fragt der Autor, wo die Leichname an offener Luft faulen?

Auf Reinlichkeit achten und darin Religiösität finden, ist besser, als mit luxuriösen Toiletten die Kirchen profaniren. Zu den Arten und Weisen übergehend, wie verschiedene Völker ihre Leichen behandeln, wird namentlich auch der schmutzige Gebrauch der Hindu's, die in ihrem religiösen Aberglauben die Leichen in den Ganges werfen, verdammt.

Wunderbar ist es allerdings, wie sich in Buenos-Aires, trotz aller Paläste, Theater, Gaserleuchtung und so vielen Dokumentationen einer vorgeschrittenen Civilisation, noch so schnöde Miß-

*) Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen von Hoffmann von Fallersleben. 3 Bände (jeder von 340—350 S. 8.). Hannover, Carl Rümpler, 1868.

**) Enterrar los muertos, por Felix Frias, Buenos-Aires, 1867.

bräuche, die vom orthodoxen Pfaffenthum gehegt werden, halten können, und wir müssen Herrn Frias, der sich schon vielfach als Schriftsteller durch nützliche Anregungen verdient gemacht hat, dankbar sein, daß er diesem Uebelstande in energischer Sprache den Krieg erklärt und ihn der öffentlichen Geißelung preisgegeben hat. Dr. Aug. Theod. Stamm.

Literarischer Sprechsaal.

Die Presse darf es als ein Zeichen der heute noch, wie vor einem Jahrhundert, unter Berlin's Einwohnern fortlebenden Achtung für den Ernst des Lebens und die Heiterkeit der Kunst betrachten, daß zwei zum Theil ganz verschiedene Kreise von Bürgern, Kunst- und Literatur-Freunden dem am 7. August d. J. verstorbenen Dr. Otto Lindner, Redacteur der „Vossischen Zeitung", zuerst am 9. September und sodann am 6. October würdige öffentliche Erinnerungsfeiern veranstalteten. Bürger aus den Stadttheilen Alt-Köln und Friedrichs-Werder waren in Verbindung mit dem Gesang-Verein „Melodia" die Veranstalter der ersten Feier, bei welcher Herr A. T. Wislicenus die Weiherede hielt, in der vorzugsweise der philosophisch-religiösen Ideen, des gediegenen, ehrenfesten Charakters und der immer hilfsbereiten Theilnahme des Verewigten an allen gemeinnützigen Bestrebungen seiner Mitbürger gedacht wurde. Die zweite Feier, die vorzugsweise dem Journalisten, dem Freunde und Förderer der klassischen Musik, dem Verfasser der Geschichte der deutschen Oper und des deutschen Liedes im 18. Jahrhundert galt, ging von einigen persönlichen Freunden des Hingeschiedenen aus, die sich mit dem von Lindner mit begründeten Bach-Verein, sowie mit dem, jedem künstlerischen und literarischen Verdienste mit Bereitwilligkeit huldigenden Stern'schen Gesang-Verein in Verbindung gesetzt hatten. Es wurden bei dieser Gelegenheit im Saale der Singakademie drei schöne, ernste Gesang-Compositionen Lindner's, worunter ein Herbstlied des von ihm so tiefinnig verehrten Lenau, und schließlich eine Trauer-Musik von Joh. Seb. Bach (Chöre, Recitative und Choräle) vorgetragen. Dr. Guido Weiß, ein Jugendfreund, Studien- und Berufs-Genosse des Verstorbenen, hielt ihm die Gedächtnißrede, die in schmucklosen, aber kräftigen und wahren Zügen das Bild des Literaten und Journalisten zeichnete, der für sein schwieriges, undankbares Geschäft den schönsten Lohn in dem Bewußtsein gefunden, mit den Besten seiner Zeit zu sympathisiren.

Siebenbürgen, das Land der Sachsen, Ungarn, Seckler, Wallachen und Zigeuner, ist, trotzdem es dem Herzen Europa's nicht fern liegt, verhältnißmäßig wenig gekannt und wird von Reisenden nur selten besucht, obwohl es für Völker- und Länderkunde eine sehr reiche und dankenswerthe Ausbeute gewährt. Es ist daher von großem Interesse, daß das vortreffliche, in England mit allgemeinem Beifall aufgenommene Werk von Charles Boner über Land und Leute in Siebenbürgen, ausgestattet mit zahlreichen belehrenden Karten und Illustrationen, in einer deutschen Ausgabe soeben angekündigt wird.*)

*) Leipzig, J. J. Weber.

Als treue Verbündete in dem Kampfe der baltischen Provinzen gegen ihre Russificirung darf die dortige deutsche Bevölkerung die Zeitschriften für die evangelische Kirche betrachten, die daselbst erscheinen. Es sind deren nicht weniger als sechs, nämlich: 1) Zeitschrift der theologischen Facultät in Dorpat; 2) Mittheilungen und Nachrichten der evangelischen Kirche Rußlands, herausgegeben vom Consistorialrath Dr. Berkholz in Riga; 3) Rigaisches Kirchenblatt; 4) Kirchlicher Anzeiger der Stadt Dorpat, vom Oberpastor Schwartz; 5) Sonntagsblatt (herausgegeben von P. Berthold in St. Petersburg).

Der Vorstand des deutschen Rechtsschutz-Vereins in London veröffentlicht folgende Erklärung:

Im März d. J. veröffentlichten wir unsern zweiten Jahresbericht. Wir haben es mit besonderem Danke anzuerkennen, daß die deutsche Presse demselben durch Auszüge und Besprechungen die weitestmögliche Verbreitung gegeben hat und durch ihr Anerbieten, Beiträge anzunehmen, dem Verein bereitwilligst entgegengekommen ist. In diesem Berichte legten wir über unsere Wirksamkeit Rechenschaft ab, und wir können als Resultat derselben bis jetzt constatiren, daß durch den Verein 360 Civil- und 58 Criminalfälle aufgenommen und beinahe alle zu Gunsten der Betreffenden gerichtlich durchgeführt worden sind. Außerdem fanden über 900 Fälle, welche vor den Verein gebracht wurden, ihre Erledigung durch praktischen Rath oder durch Vermittelung auf gütlichem Wege. Der Verein hat die freiwillig übernommene Pflicht, seinen bedürftigen und unschuldig bedrängten Landsleuten den hier so nothwendigen gerichtlichen Beistand zu schaffen, redlich erfüllt, und es wird hiernach nicht befremdend erscheinen, wenn die Mitglieder mit einiger Befriedigung auf eine Thätigkeit zurückblicken, die, wenn auch mit persönlichen Opfern von Zeit, Mühe und Geld verknüpft, immerhin das lohnende Bewußtsein, Gutes gewirkt zu haben, in sich trägt. Es muß aber einleuchten, daß die persönlichen Opfer Einzelner zur wirksamen Fortführung eines solchen Instituts nicht ausreichen. Der Verein glaubte deswegen, auf materielle Unterstützung hier und besonders in Deutschland, von wo der Beistand des Vereins sehr häufig in Anspruch genommen wird, rechnen zu dürfen. Diese Erwartung ist leider unerfüllt geblieben! In unserem letzten Berichte war ausdrücklich darauf hingewiesen, wie der Stand unserer Kasse nicht mehr im Einklange stehe mit den Anforderungen, welche an uns gestellt werden, und daß ohne schleunige Hebung desselben selbst das Bestehen des Vereins gefährdet sei. Das einzige Resultat dieses Hilferufs war die Bewilligung eines jährlichen Beitrags von 100 Thalern von Seiten des Raths der Stadt Leipzig, und wir sprechen demselben für das werkthätige vaterländische Gefühl, welches sich in dieser Bewilligung kundgiebt, hiermit den warmen Dank des Vereins aus. Weitere nennenswerthe Erfolge sind nicht erzielt worden; die Mittel des Vereins sind unzureichend, und der Vorstand sieht sich deswegen genöthigt, öffentlich zu erklären, daß die Vereinsmitglieder sich nicht für berechtigt halten, ihre Thätigkeit länger als bis zum 30. November fortzusetzen, wenn nicht vor diesem Datum dem Verein die Mittel zur Weiterverfolgung seiner Zwecke an die Hand gegeben werden.

Der Vorstand.

C. Trübner, 13a, Red Lion Square, London.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. Herausgegeben von Joseph Lehmann. Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] Berlin, den 19. Oktober 1867. [Nr. 42.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

Empfehlenswerthe Werke.

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.

Drei Theile. (68 Bogen.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

Das Literarische Centralblatt spricht sich über das Werk, wie folgt, aus:

„Mit Freuden schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.

Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben. (663)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

So eben erscheint im unterzeichneten Verlage:

Berthold Auerbach's Deutscher Volkskalender
auf das Jahr 1868.

Mit 44 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 12½ Sgr.

Drei größere Aufsätze, zum Theil heiteren Inhalts: Das Frankfurter Loos, Michel Phönix und Das Glück auf der Extrafahrt aus der Feder des Herausgebers; ferner Beiträge von **Ludwig Bamberger** (Die soziale Frage), **Max Maria von Weber** (Was eine schöne Frau für das Eisenbahnwesen thut), **Friedrich Mohr** (Justus Liebig ein Eroberer), **Alfred Woltmann** (Die Kunst im Handwerk), **H. A. Oppermann** (Tagebuch eines Annektirten); endlich Neue Stücklein vom alten Gevattersmann bilden den hauptsächlichsten Inhalt dieses neuen Jahrganges des beliebten Kalenders. Er wird seinen zahlreichen Freunden willkommen sein. (664)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien:

Jacob Grimm, Ueber den Ursprung der Sprache.

Aus den Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851.

Sechste Auflage. 1866. 8. geh. 10 Sgr.

Nachdem dargethan, dass die Sprache dem Menschen weder von Gott unmittelbar anerschaffen, noch geoffenbart sein könne, wird sie als Erzeugniss freier menschlicher Denkkraft betrachtet. Alle Sprachen bilden eine geschichtliche Gemeinschaft und knüpfen die Welt an einander. In ihrer Entwickelung werden drei Hauptperioden unterschieden, welche mit meisterhafter Feinheit und Durchsichtigkeit geschildert werden. (665)

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

Gesammtausgabe von Theodor Mügge's Romanen.

Nunmehr vollständig in 33 Bänden.

So eben sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theodor Mügge's Romane.

30. Band:	31.—33. Band:
König Jacob's letzte Tage.	**Der Prophet.**
Ein Roman.	Historischer Roman aus dem Bauernkriege.
2. Aufl. 8. Brosch. ½ Thlr.	3. Aufl. 3 Bände. Brosch. 1½ Thlr.

Die ersten 29 Bände enthalten: **Der Chevalier** 3 Bde. — **Toussaint** 5 Bde. — **Erich Randal** 4 Bde. — **Afraja** 3 Bde. — **Tänzerin und Gräfin** 3 Bde. — **Die Vendeerin** 2 Bde. — **Weihnachtsabend** 1 Bd. — **Arvor Spang** 2 Bde. — **Verloren und gefunden** 2 Bde. — **Die Erbin** 1 Bd. — **Der Voigt von Sylt** 2 Bde. — **Der Majoratsherr** 1 Bd.

Die Kritik hat die Vorzüge dieses Schriftstellers schon so oft in das richtige Licht zu stellen gesucht, daß es in der That nur das Bekannte wiederholen und das längst Anerkannte bestätigen heißt, wenn wir die Schönheit der Darstellung, die Vortrefflichkeit des Stils, vor Allem jedoch die sittliche Reinheit, von welcher Alles, was der zu früh vollendete Mügge geschrieben, durchdrungen ist, als die Eigenschaften hervorheben, um derentwillen es aufrichtig zu wünschen ist, daß seine Werke noch mehr, als schon geschehen, in die Hände des Volkes kommen möchten. — Der billige Preis und die saubere Ausstattung der vorliegenden Gesammtausgabe sollen diesen Zweck möglichst fördern. (666)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

Erzbischof Anno.

Ein geschichtliches Trauerspiel in fünf Akten nebst einem Vorspiel.

8. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr. (667)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ist erschienen:

Das weströmische Reich

besonders unter den Kaisern

Gratian, Valentinian II. und Maximus.

(375—388.)

Von (668)

Dr. Heinrich Richter.

44 Bogen gr. 8. geh. 1865. 3 Thlr. 20 Sgr.

„So hat uns Richter erheblich mehr gegeben als eine Geschichte Roms unter den auf dem Titel genannten Kaisern, denn ein reichliches Drittel des Buches befaßt sich mit der christlichen Kirche und den Germanen in Rom während der Zeit von Diocletian und Valens.... ...... Auch sind die hervorragenden Persönlichkeiten unter den Kaisern, wir heben namentlich Julian hervor (S. 136), wie unter den Geistlichen trefflich charakterisirt. Ohne uns hier auf Einzelnes einzulassen, können wir uns darauf beschränken noch hervorzuheben, daß Quellen und Literatur gründlich und erschöpfend verarbeitet erscheinen. Es ist dies um so beachtenswerther, da leider noch immer Gründlichkeit und Schönheit der Darstellung, die das Buch Richter's in hohem Grade auszeichnet, so selten vereinigt gefunden werden..... Namentlich erscheint seine Darstellung von dem thatsächlichen Einflusse der Germanen, seine Charakteristik der einzelnen bedeutenden germanischen Meister und Feldherren und deren Verhältniß zum Römerthume in hohem Grade gelungen." Literar. Centralbl.

Die Grenzboten. (669)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 42. Der Tod des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. Zum Gedächtniß des 10. Oktober. — Preußische Kriegsmarine. Die Aviso's und Transportschiffe. — Der Nationalverein. — Aus Schwaben. — Ein ultramontane Versammlung. — Briefe vom Reichstag. 2.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (670)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 41. Einheit und Unzerstörbarkeit der Kräfte. — F. Mauer, Einiges über die Bulgaren. — Die vulkanischen Erscheinungen der Vorzeit auf den britischen Inseln. — Der Krokodilweiher bei Karratschi (Indien). — C. Schick, Das Audscheh-Thal und die Sümpfe bei Jaffa. — Die Lagunen an der Ostküste von Korsika. — Vorzüge des Ueberlandweges durch Nicaragua im Vergleich zu dem über die Landenge von Panama. — Wald und Regen im südlichen Indien. — Der westliche Weg nach dem Orient. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Maria Theresia und Joseph II. während der Jahre 1773 bis 1778.*)

Neue Aufschlüsse über den Teschener Frieden.

Die tragische Verkettung der Schicksale des Hauses Habsburg-Lothringen, welche im vorigen Jahre durch eine neue, den alten Irrthümern entsprungene Katastrophe bereichert worden ist, hat im achtzehnten Jahrhundert an den Gestalten Maria Theresia's und ihres ungestümen Mitregenten und Nachfolgers, des deutschen Kaisers Joseph II., ihre mächtigsten und ausdrucksvollsten Träger hervorgebracht. Den Staats-Geheimnissen dieses Fürstenpaares kommt die höchste historische Wichtigkeit zu. Beide haben dem Osten Europa's seine heutige Richtung verliehen, Beide die Machtstellung Oesterreichs auszudehnen und zu sichern versucht, Beide die Bedeutung Preußens und Rußlands verkannt und Beide endlich durch ihre Thaten wie durch ihre Versäumnisse den unberechenbaren Einflüssen die Bahn geöffnet, welche dermalen den Kaiserstaat dem Verderben nahe brachten.

Es mag vom österreichischen Standpunkte nicht eben staatsklug gehandelt sein, wenn das ungeschminkte Urbild der Fehler, der Aengste, der Kümmernisse und der häufigen Rathlosigkeit der kaiserlichen Mutter und ihres Sohnes im jetzigen Augenblicke aus den Tiefen des Reichsarchives an das Licht der kritischen Tageswelt gehoben wird, aber es bleibt immerhin ein denkwürdiges Merkmal der Fortschritte auf dem Gebiete des Rechtes der Wissenschaft, daß der österreichische Reichs-Archivar, Herr Alfred Ritter von Arneth unter den Augen und mit Willen seiner Regierung den inhaltschweren Briefwechsel Maria Theresia's und Joseph's II. herausgeben und sogar, wie es scheint, unverkürzt herausgeben darf. Wir haben dem ersten Bande dieser Sammlung (vergl. Magazin Nr. 7 d. J.) eine eingehende Betrachtung gewidmet und auf den Werth seines Inhalts nach Kräften aufmerksam gemacht; gegenwärtig liegt uns der zweite Band vor, der das Interesse bei weitem verstärkt, weil er die im ersten Bande nur keimenden Verwickelungen schon auf ihrem Gipfel und in ihrer Blüthe zeigt. Das Urtheil, welches wir über die Charakter- und Rollen-Verschiedenheit von Mutter und Sohn aussprachen, wird durch die Enthüllungen des zweiten Bandes lediglich bestätigt und im Einzelnen fest begründet. Maria Theresia gewinnt bei diesen Offenbarungen ihres Denkens und Fühlens, Joseph II. hingegen, trotz seiner sporadischen Einblicke in die Anforderungen der Neuzeit, trotz seiner warmen Gutmüthigkeit und seines redlichen Strebens für die innere Heilung der Drangsale Oesterreichs, giebt von Seite zu Seite immer deutlicher den politischen Dilettanten kund, welchen ein ruheloser Feuereifer ohne nachhaltige Kraft und ohne umfassende Erleuchtung verzehrte. Halbheit und Uebereilung sind die steten Begleiter seines Thuns und Treibens. Die große Monarchin ist in unaufhörlicher Besorgniß um ihren Sohn; sie ist vollauf damit beschäftigt, seiner Kühnheit Zügel anzulegen, seine Unbesonnenheiten auszugleichen, den Staat im gewohnten Fahrwasser zu erhalten. Wo nicht ihre angeerbten Vorurtheile und die Früchte ihrer bigotten Erziehung in's Spiel kommen, ist es die Kaiserin Mutter, der man die Palme des tieferen Verständnisses der öffentlichen Dinge zuerkennen muß.

In Einer Beziehung allerdings war Joseph seiner Mutter weit überlegen. Er würdigte den mächtigen Hebel der Toleranz, und hiermit bewies er, daß er nicht bloß Bürger seiner Zeit, sondern stellenweise wirklicher Staatsmann war. Er sah es ein, daß die Toleranz Preußen groß gemacht habe und die Unduldsamkeit der ungeheure Fehler Oesterreichs gewesen. Aber wenn Maria Theresia ihm in politischen Dingen zuweilen nur schwach widerstrebte, in den religiösen Angelegenheiten erwachte die ganze Hartnäckigkeit ihres Charakters, da war sie vollkommen unzugänglich. 1777 hatte man in Mähren protestantische Gemeinden entdeckt, während die kaiserliche Regierung in diesen Landen den Protestantismus mit Stumpf und Stiel ausgerottet glaubte. Maria Theresia war zur größeren Ehre Gottes und der österreichischen Glaubenseinheit wegen entschlossen, diese harmlosen Evangelischen Mährens in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Eine scharfe Ketzer-Verfolgung begann; man steckte die Protestanten gewaltsam unter die Soldaten („assentirte" sie, nach österreichischem Sprachgebrauch), schickte Andere in die Bergwerke, wobei aus Gesundheitsrücksichten wohl den Bleigruben der Vorzug gegeben wurde, verwandte sie zu entehrenden Strafarbeiten und quälte sie so lange, bis sie thaten, was man verlangte, d. h. sich zurückbekehrten, die Messe besuchten und zur Beichte gingen. Joseph II. tadelte diese Regierungs-Maßregeln in seinen Briefen an die Kaiserin und an seinen Bruder Leopold von Toscana auf das Entschiedenste, obgleich mehr auf Grund philosophischer Gemeinplätze und politischer Erwägungen, als im Namen der Menschlichkeit und des Christenthums. Er wußte nicht, was auf seine Mutter Eindruck hervorbringen konnte. Hätte er das Christenthum als durch solche Grausamkeiten tief verletzt dargestellt, vielleicht würde sein Widerstand wirksamer gewesen sein. Aber schon im December 1775 hatte Maria Theresia ihrem Sohne geschrieben, eine der Grund-Abweichungen ihrer beiderseitigen Denkungsart sei seine Vorliebe für Toleranz und ihre Ueberzeugung, daß kein katholischer Fürst, ohne schwere Verantwortung auf sich zu laden, freie Religionsübung gewähren dürfe. In der That war dieser Gegensatz ihrer Standpunkte eine Hauptursache des ewigen Zwiespalts der Kaiserin und ihres Mitregenten. Ein Mal über das andere ist Joseph der Mitregentschaft von Herzen müde, bittet seine Mutter inständigst, ihm dieses martervolle Amt abzunehmen, da weder ihm noch den Staatsgeschäften damit gedient sei, und immer steht die Glaubensfrage im Centrum der Streitigkeiten. Man traut seinen Augen kaum, daß eine Frau des achtzehnten Jahrhunderts, eine Monarchin von der Geisteshöhe einer Maria Theresia einen solchen Grad von religiöser Befangenheit und kleinlicher Engherzigkeit hat kundgeben können, wie die Kaiserin durch ihre Briefe an Joseph vom Juli 1777 (Nr. 262 und 266 der Arneth'schen Sammlung). Zwar bricht selbst durch diese Herzensergüsse ein Strahl von Erkenntniß der Zeit und von den Charakterfehlern ihres Sohnes, dessen Scheitern sie richtig voraussah: nur schade, daß ihre bessere Einsicht mit so krassen Irrthümern und veralteten Vorurtheilen vermengt war! Ueber die Pflicht Oesterreichs, der getreue Schildknappe der heiligen Roma zu sein, ist Maria Theresia sammt den meisten Herrschern ihres Geschlechts niemals hinausgekommen!

Und wie unglücklich war Joseph II. in seiner Reform der

*) Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz sammt Briefen Joseph's an seinen Bruder Leopold, herausgegeben von Alfred Ritter von Arneth. Zweiter Band: 1773—Juli 1778. Wien, Carl Gerold's Sohn (402 S. gr. 8.) 1867.

traditionellen Politik seines Hauses! Der erste Band des Briefwechsels hat Joseph's bedeutenden Antheil an der ersten Theilung Polens enthüllt; der Eingang des zweiten Bandes beweist, daß der junge Kaiser diese traurige Angelegenheit mit einem wahrhaften Wutheifer ergriff, sich kopfüber hineinstürzte und Galiziens Einverleibung persönlich vollzog, während Maria Theresia seine Anwesenheit in Wien für weit ersprießlicher hielt. Allein die geknickte Aristokratie Polens schmeichelte ihm; man umgarnte ihn mit glatten Reden und schönen Frauen; er fühlte sich in Lemberg selbständiger und glaubte mit der möglichsten Ausdehnung von Oesterreichs Gränzen dem Staate die wirksamste Wohlthat zu thun. Gebiets-Erweiterungen lockten ihn unablässig; Friedrich's II. Triumphe ließen seinen Ehrgeiz nicht schlafen. Seine Länder-Gelüste begleiten ihn überall hin; „Territorial-Arrangements“ schweben ihm auf seinen Reisen nach Italien, nach der Schweiz, in Frankreich und in Deutschland vor. Schon im Juli 1777 sind seine Erwerbungs-Pläne hoch in die Saat geschossen: als er Vorderösterreich, d. h. den Breisgau, bereist, denkt er nicht bloß an die Einlösung des schweizerisch gewordenen Thurgaues und die Vergrößerung der Markgrafschaft Burgau am Lech bei Augsburg, sondern auch zur Sicherstellung dieser Erwerbungen an die Einverleibung Ober- und Nieder-Bayerns sammt der Ober-Pfalz. (Brief Joseph's an Maria Theresia aus Freiburg vom 24. Juli 1777.) Denn die bayerischen Kurlande ergänzten ja trefflich die Lücke zwischen Vorder-Oesterreich und den östlichen Kernprovinzen des Staates!

Diese schönen Absichten auf Bayern, welche im besagten Jahre 1777 das Aussterben der Wittelsbachischen Hauptlinie und der schnöde Schacher des rechtmäßigen Erben, des verschwenderischen Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, für Joseph's Ehrgeiz zurechtgelegt hatten, war eine baldige Fortsetzung der gegen Polen befolgten Politik des uneigennützigen Kaisers. Aus Arneth's Briefsammlung ersehen wir, daß Joseph II. von vornherein die Seele des bayerischen Handels gewesen ist und ihn die Hauptverantwortlichkeit dafür treffen muß. Das Schreiben Maria Theresia's an ihren Sohn vom 2. Januar 1778, ein schon von Karajan in dem Buche: „Maria Theresia und Joseph II. während der Mitregentschaft“ leider nach einer ungenauen Copie abgedrucktes Aktenstück, das wir jetzt nach seinem authentischen Wortlaut vor uns haben, wird immer ein ehrendes Denkmal für die achtbare Gesinnung der großen Kaiserin sein. Es redet die Sprache der Redlichkeit, der bestehenden Rechtsordnung; es predigt die Heiligkeit der Verträge und die edleren Regenten-Pflichten angesichts der gebildeten Welt und der wahren Interessen des Reichs. Wenn Theresiens Angabe auch unrichtig ist, daß der König von Preußen die Aera der politischen Raubsucht eröffnet habe, muß doch die Stimme des Gewissens ihr beipflichten, daß alle bewaffneten Ueberfälle in befreundeten Staaten das Rechtsgefühl der Mit- und Nachwelt empört haben, daß ein Kainszeichen solchen Unternehmungen anklebt und daß der Erfolg meistens gegen den Friedensbrecher entschieden hat. Indessen selbst dieser klassische Brief zeigt Maria Theresien mit dem Erwerbungs-Projekt an und für sich einverstanden; sie will nur von Gewaltübung nichts wissen, sie will keinen Krieg, sondern friedliche Abmachung. Ihr Rechtsgefühl war also nicht stark genug, das falsche Princip von der Hand zu weisen, und diese ihre Schwäche ist von Joseph und dem machiavellistischen Kaunitz trefflich ausgebeutet worden. Kaunitz hat überhaupt in der bayerischen „Frage“ eine äußerst zweideutige Rolle gespielt. Zuerst arbeitete er mit Joseph für dessen saubern Plan und stimmte scheinbar dagegen; dann, als Preußen kräftig dazwischen getreten war, arbeitete er mit der Kaiserin Mutter wider die Strömung des kaiserlichen Ehrgeizes und blieb scheinbar ein Anhänger von Joseph's leichtfertiger Politik. Er wollte es eben weder mit der Abend- noch mit der Morgensonne verderben.

Bei keiner Gelegenheit aber ist Joseph II. ärger von Freund und Feind hinter's Licht geführt worden. Seine Briefe aus dem Feldlager, wo er, nach dem endlichen Ausbruch des „Kartoffelkrieges“, Friedrich dem Großen gegenüber die österreichischen Streitkräfte in Person befehligte, bieten die ergötzlichste Selbstkritik seiner hochfahrenden Entwürfe und des Maßes seiner praktischen Wichtigkeit im Rathe der regierenden Kaiserin. Sie liebt ihren Sohn zärtlich und ängstlich, wie eben eine besorgte Mutter einen tollköpfigen Sprößling liebt; gar zu gern möchte sie dem kaiserlichen Oberbefehlshaber statt des stählernen einen hölzernen Säbel in die Hand drücken und, sie thut ihr Möglichstes, daß der gute Sohn keinen Schaden erleide und daß der Staat bei dem Hochfluge dieses Icarus nicht in Brand gerathe! Joseph II führt Krieg, die Preußen necken ihn wohl, aber sie thun ihm nicht den Gefallen, ernstlich ihrerseits mit ihm Krieg zu führen. Friedrich der Große nagelt Joseph's Streitmacht an der Elbe unweit Königgrätz fest, bedroht bald durch Möllendorf, bald durch Prinz Heinrich Prag und läßt den unglücklichen Gegner alle tausend Aengste seiner verantwortlichen Stellung auskosten, während doch Joseph II. aus bester Quelle, nämlich von preußischen Ueberläufern, die kostbare Nachricht empfangen hat, daß im Lager des Feindes ein im Hochsommer sehr entsetzliches Uebel, nämlich der Durchfall, grassirt! Aber Maria Theresia ist fern davon, diese Dysenterie ausnutzen zu wollen. Sie steht vielmehr längst in geheimen Unterhandlungen mit Friedrich; der neugebackene Baron Thugut ist hinter Joseph's Rücken in's preußische Lager geschickt, und die Preußen offenbaren allmählich eine stets wachsende Sparsamkeit mit Pulver und Blei. Wunderbar genug in einem ernsthaften Kriege! Vergebens meldet Joseph eine kleine Heldenthat über die andere an seine Mutter. Die Preußen scheinen ganz erstaunt, daß die ungarischen Husaren Joseph's ihnen ernstlich zumuthen, sich mit ihnen herumzuschlagen! Der Kaiser Joseph verdoppelt seinen Eifer; er schildert die Uebermacht des feindlichen Heeres, die Nothwendigkeit, recht bald einen entscheidenden Schlag zu führen, aber Maria Theresia zieht aus den unablässigen Vorstellungen Joseph's gerade den entgegengesetzten Schluß. Wenn die Preußen ihrer Armee mindestens um 40,000 Mann überlegen sind, so sind sie, zumal unter Friedrich und Prinz Heinrich, ein Gegner, mit dem schlecht Kirschen essen, und ohnehin wegen einer so schmutzigen Angelegenheit! So wird denn des Kaisers Majestät eines guten Tages, wieder durch einen preußischen Ueberläufer, mit der neuen Nachricht erfreut, daß die Preußen Befehl haben, nicht mehr auf die Kaiserlichen zu schießen, es sei denn, daß diese zuerst gefeuert hätten! Eine rührende Kriegführung, in der That! Aus dem preußischen Lager erst muß Joseph erfahren, daß bereits drüben von Frieden und Waffenstillstand die Rede ist! Da schreibt er unterm 30. Juli 1778 mit unverstelltem Zorne an seine kaiserliche Mutter, sie möge doch gefälligst erwägen, was für einen Eindruck solche Vorkommnisse in der Armee hervorbringen müßten, wie schwer ihn dergleichen compromittire. „Ich habe in meinem Leben viele Unannehmlichkeiten, viele Demüthigungen erlebt, aber ich gestehe es, niemals eine ähnliche erfahren und ich würde sogar nie haben denken können, daß mir derartiges vorbehalten sei.“

Was kehrte sich Maria Theresia an die Exclamationen des

kaiserlichen Heißsporns? Sie hatte gemerkt, daß Friedrich das Reich wie das Recht auf seiner Seite hatte; sie sah auch schon Sachsen in Waffen gegen sich, und deshalb schrieb sie am folgenden Tage (am 31. Juli 1778) ihre wahrhafte Willensmeinung an Joseph, machte ihm gründlich den Standpunkt klar und schrieb zugleich an eben demselben 31. Juli einen vertrauten Brief an ihren Gesandten, Grafen Mercy, in Paris, worin sie das vollständige Bild des Jammers der politischen Sachlage aufdeckte, ihren sehnlichen Wunsch kundgab, ihren Sohn mit Ehren aus einer Sache zu ziehen, die so unglücklich eingefädelt sei, auch des Fürsten Kaunitz Haltung nicht vorwurfsfrei fand, und Angesichts der drohenden Gefahren, welche die falsche Aufstellung des Heeres (ohne Deckung von Wien!) und Friedrich's rastlose Schritte bei den deutschen Reichsfürsten täglich vermehrten, den Grafen dringend beschwor, mit seinem besten Rathe ihr Hilfe zu leisten. Auch dieser Brief ist eine Ehrenerklärung für Maria Theresia, wofern man einräumt, daß ein Mann anders hätte handeln müssen. Aber die alternde Kaiserin war schwach geworden. Zwei Jahre vor ihrem Tode mußte sie einen diplomatischen Rückzug antreten, der einer empfindlichen Niederlage gleich kam, Oesterreich tief demüthigte und für die selbstständige Politik ihres Nachfolgers von den bösesten Vorzeichen war. Das ist die Grundstimmung jenes Briefes an Joseph, mit welchem der zweite Band der Arneth'schen Sammlung abschließt. Eine trübe Zukunft scheint Oesterreich eröffnet, denn auf Frankreichs Vermittelung muß es sich stützen, auf Frankreich, das selber schon wankt! — — —

Hat nicht Rabbi Akiba Recht, wenn er sagt: Alles schon da gewesen? Trauttwein von Belle.

Oesterreichische Volksschriften im siebenjährigen Kriege.

Im vorigen Jahrhundert, wo das Zeitungswesen noch in der Kindheit lag und wo es daher noch nicht Art und Brauch war, daß von den streitenden Ländern die Journalisten als aufgelöste Plänkler-Kette zuerst den Federkrieg eröffneten, daß sie sich gegenseitig reizten und sich und ihre Leser in den Krieg hetzten, da waren es Chroniken, Lieder, Pasquille, Flugschriften rc., welche die Stimmung, die Gefühle und die Eindrücke nach den Ereignissen schilderten. Solche Schriften sind ganz geeignet, ein Bild aus vergangener Zeit vorzuführen, die Denk- und Anschauungsweise eines Volkes aus einer wichtigen Epoche darzulegen und den blätterreichen Baum der Literatur- und Kulturgeschichte um einen üppigen Zweig zu bereichern. Es ist sonach ein unbestreitbares Verdienst des Herrn Dr. H. M. Richter, daß er die österreichischen Volksschriften aus dem siebenjährigen Kriege durchforscht und gesichtet, und daß er die Ergebnisse seiner Forschung als „Beiträge zur Geschichte der politischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts" in der „Oesterreichischen Revue" veröffentlicht hat.*) Der norddeutsche Leser wird Ort, Zeit und Ursache dieser in Streit, Freud' und Herzeleid getränkten Schriften in Betracht ziehen; er wird der Aufregung und patriotischen Wallung manche parteiische Färbung (von der selbst der genannte Sammler und Verfasser der literargeschichtlichen „Beiträge" nicht freizusprechen ist) zu Gute halten, und er wird schließlich in seinem Urtheil, sich selbst prüfend, auch erwägen, daß es eine vorherrschende Neigung der Deutschen (ach, es ist vielmehr eine allgemeine Unart und liegt in der menschlichen Natur), gegen welche schon Karl der Große und Karl V. geeifert und Verbote erlassen hatten, daß es ihre alte Neigung ist, den Gegner in Spottgedichten persönlicher Art zu verhöhnen.

Wir finden diese Gattung Schriften im Zeitalter der Reformation, also bald nach der Erfindung des Druckes; sie tauchen auf und streiten im dreißigjährigen Religionskampfe, und sie vermehren sich zur Unzahl im siebenjährigen Kriege. Früher kehrten sich Satyre und Polemik, „diese Waffen niedergedrückter Meinungen", gegen den tief verhaßten Franzosen-König Ludwig XIV. „In ihm sah man die Incarnation der Raubgier, die Quelle aller Leiden, den Urheber aller auf deutschem Boden von seiner rohen Soldateska verübten Greuelthaten." Jetzt wendete man sich gegen den mächtigen Preußen-König Friedrich II., der die Geister und Gemüther allenthalben aufregte, dessen Reden und Thaten hier für, dort gegen ihn einnahmen. „Man sagt wohl nicht zu viel, schreibt Herr Richter, wenn man behauptet, daß in ihm der Bewegungs-Gehalt der Zeit lag." Den Oesterreichern war er jedenfalls der gefährlichste Gegner, der das Erzhaus von der Höhe der Macht zu stürzen suchte, und sie traten daher mit großem Ingrimm und mit zäher Ausdauer in Druckschriften gegen ihn auf. Aber auch Friedrich war nicht unthätig: ihn trafen diese Angriffe sehr empfindlich, und er selbst griff zur Feder, um auch in Flug- und Spottschriften seine zahlreichen Feinde, Oesterreicher, Russen, Sachsen und Franzosen, zu bekämpfen. „Je me défends de mes dents et de mes griffes", sagte er.

Uebrigens fanden die Thaten Friedrichs auch in Oesterreich Anerkennung, sowie andererseits die Verherrlichung der eigenen Sache und die Begeisterung für dieselbe eine Menge kunstgemäßer Poesieen dort zu Tage förderten, deren Schwung und Kraft auch das Volk erhob und ihnen über die Gelegenheit hinausreichenden Werth verleiht. Es waren ähnliche poetische Stimmungen, wie sie auf der entgegengesetzten, preußischen Seite Rammler, Gleim und Ewald v. Kleist in begeisterten Oden und kriegerischen Liedern beim Volke erregten.

Nach Inhalt und Form bieten diese österreichischen Erzeugnisse der Volksmuse eine wahrhaft erstaunliche Mannigfaltigkeit. Alle Schichten der Gesellschaft sind vertreten. Der salbungsvolle Priester, der Kaufmann, der Kleinbürger, der Soldat, der Student, der dünkelhafte Gelehrte, sie Alle sprechen ihre Gedanken aus. In der Regel ist es eine hochgradige Begeisterung, eine hyperbolische Verhimmelung der eigenen Waffenthaten, ein Siegesrausch, dann wieder ein Stimmungsbericht, eine gereimte und auch ungereimte „Relation", ein Zwiegespräch mit Verspottung und Ironisirung der gewaltigen Gegner. Friedrich ist da „der gefürchtete Fürst der Brennen", der „Norder-Held", der „Löwe", der „Adler", der „große", der „stolze" Friedrich (auch einmal ein „zweiter Attila").

Unser Gewährsmann ordnet die vorgefundene Sammlung (an 100 Stücke, im Besitze des Herrn Fr. Haydinger in Wien) in die Reihenfolge der Kriegsjahre. Am 29. August 1756 rückte ein preußisches Heer von 70,000 Mann in Chur-Sachsen ein. Am 22. September erschien das preußische Manifest über die „Ursachen, sich wider die Absichten des Wienerischen Hofes zu setzen". Am 1. Oktober 1756 kam es zur Schlacht, und schon wenige Tage darauf erschien in Wien eine französische Flugschrift („Lettre ...... du camp de Budin le 4. Oct. 1756"), welche

*) Im Juni 1866, zur Zeit als der neue preußisch-österreichische Krieg entbrannt war, erschienen diese „Beiträge" in der „Oesterreichischen Revue" (Wien, Gerold).

den Reigen der Flugschriften eröffnete, den Preußenhaß schürte und den König persönlich als „modernen Cäsar ꝛc." angriff und verspottete. Darauf folgten rasch in beiden Lagern Staats- und Flugschriften in Folio, so daß das heilige römisch-deutsche Reich, nach Göthe, unter einer schweren Menge von Schriften verschüttet wurde.

Es ist die alte Geschichte von der deutschen Zerfahrenheit. Wie im vorigen Jahr der Bundestag, konnte damals der deutsche Reichstag lange nicht schlüssig werden. Endlich schickte er gegen Friedrich eine Reichsarmee, und die verspottete man bald als eine Reißaus-Armee. Fast genau dieselben Fehler beging auch Oesterreich; seiner Armee fehlte es anfangs an der Führung und an Ordnung. Es wäre sehr interessant, einen Vergleich zwischen dem siebentägigen und dem siebenjährigen Kriege anzustellen; man würde eine auffallende Aehnlichkeit in der Kriegführung und in dem Verfahren auf beiden Seiten finden.

Nachdem die Oesterreicher am 6. Mai 1757 geschlagen wurden, kam mit dem 18. Juni der für sie glückliche Tag der Koliner Schlacht und damit die Befreiung Prags. Sofort ergriff ein „Beherrscher des sinnreichen Parnassi" die „Posaune der Musen" (Wien, Trattner, 1757), und ließ da ein Jubellied auf die österreichische Tapferkeit ertönen. Oden feiern dann in schwungvollen Ausdrücken den erfochtenen Sieg, und einer schreibt ihn (Prag bei J. Pruscha) der Mitwirkung des Landespatrons zu.

„Das ist ein Werk nicht unsrer Mächten,
Der Höchste hilft uns selber fechten,
Gott und Johann von Nepomuck
Trieb von der Stadt den Feind zurück."

Ein Anderer giebt „Gespräche" zwischen „einem aufrichtigen Tiroler" und einem Kaufmann „aus dem Reich", und läßt den treuherzigen Tiroler sagen:

„— Daß König Friederich ein großer Kriegsheld sei,
Dem stimmet Freund und Feind mit Grund der Wahrheit bei."

Ein Anonymus bringt „Ernstliche Gedanken über die Anno 1757 im Monat Mai und Junio von der Stadt Prag durch 6 Wochen erlittene Belägerung", und schildert im Volkston und in drastischer Weise die Leiden der Bevölkerung. Dann dankt er Gott und den Landespatronen für die Rettung.

„Als die Sonn' in Krebs gegangen,
Hat den Krebs-Gang angefangen
Auch der stolze Feind, der Preuß."

Den Oden, Liedern und Gesprächen schlossen sich die Sendschreiben an; es sind dies gereimte Episteln zwischen einem preußischen und einem österreichischen Kriegsmann. Eine eigene Dichtungsart bilden die Gespräche im Reiche der Todten, wie sie im 17. und bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts beliebt waren. Auch Friedrich der Große hat einige Dialogues des Morts geschrieben. Eine andere Form sind die Trost- und Trauergedichte, welche der Stimmung der Landesbewohner (eines frommen Schlesiers und eines klagenden Sachsen) in schlechten und guten Reimen Ausdruck geben. Der verhängnißvolle Schluß des Jahres, die für Oesterreich unglückliche Schlacht bei Leuthen (5. December 1757), brachte in Wien eine Masse Schmähschriften zu Tage, die besonders den Schwager der Kaiserin, den Prinzen Karl von Lothringen verhöhnten. Ein satyrisches Bild stellte die drei Feldherren Daun, Nádasdy und Prinz Karl dar. Daun sprach: „Mit Verstand und Muth." Nádasdy: „Mit Schwert und Blut." Der Prinz (auf eine Flasche zeigend): „Der Wein ist gut."

Das Jahr 1758 sah die beiden Mächte, nachdem ein von Friedrich ausgegangener Versuch zum Frieden mißlungen war, wieder feindlich einander gegenüber stehen. Olmütz wurde belagert und von den Kaiserlichen wieder durch Entsatz befreit. Deß freuten sich die Poeten und Pamphletisten wieder sehr. Es erschienen Episteln, Chroniken, „Bauerngespräche", Polemiken und „Gezänke" (gegen den Zeitungsschreiber Groß in Erlangen), Parodieen und Jubelrufe („Victoria redux Austriae"), die über die That bei Olmütz und über die Schlacht bei Hochkirch sich klagend oder jubelnd in Reimen oder in Prosa ausließen. Im darauf folgenden Jahre 1759 stieg die Fluth dieser Schriften noch höher. König Friedrich nahm selbst an dem Federkriege lebhaft Theil, wovon sein „päpstliches Breve an den Marschall Daun" und viele polemische „Briefe" Zeugniß geben. Von österreichischer Seite blieb man die Antwort nicht schuldig und parirte die preußischen Hiebe in Gegenschriften. Die Gefangennahme Fink's bei Maxen (20. November) rief eine endlose Reihe satyrischer Schriften und Spottgedichte hervor, die alle den Wortwitz vom „Finkenfang" zu Tode ritten. Der Jubel ging auch noch in die folgenden Zeiten hinüber, und die Jahre 1760—63 weisen eine erkleckliche Anzahl von Trost- und Siegesschriften aus diesem und jenem Nachlasse auf. Ein „Bericht" („lateinisch verfasset von einem Trientinischen Poeten") schildert in der Uebersetzung („von einem österreichischen Patrioten") die Thaten Laudon's und läßt Friedrich also sprechen:

„Gesetzt, es fügte sich, daß sie mich überwinden,
Dann werden sie mich todt am Bett der Ehren finden,
Mein Ruhm wird beständig sein, auch bei der späten Welt,
Hier, wird es heißen, liegt Friedrich der große Held!"

Es zeigte sich also im Feindeslager auch das hohe Verständniß für die Heldengröße Friedrichs, sowie andererseits die Leiden der Sachsen selbst Göthe zu dem Ausspruch veranlaßten: „Die gehässige Spannung, in welcher Preußen und Sachsen sich während des Krieges gegen einander befanden, konnte durch die Beendigung desselben nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst recht schmerzlich die Wunden, die ihm der überstolz gewordene Preuße geschlagen. Selbst durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemüthern nicht sogleich wiederhergestellt werden." Man sieht auch hier die Aehnlichkeit der Situation zwischen den Kriegführenden von damals und heute. Andere „poetische Gedanken" (Wien, Kurtzböck, 1761) lassen sich über die Drangsale des Krieges also vernehmen:

„O können Menschen, Freunde, Christen,
Wenn sie die Länder so verwüsten,
Auch Menschen, Freunde, Christen seyn?"

und der Anonymus ruft weiter dem König Friedrich zu:

„Erlöse Sachsen von Beschwerden,
Vergieß' um eine Hand voll Erden
Doch nicht so viel unschuldig Blut."

Wir schließen diesen Auszug aus der sorgfältigen Arbeit des Herrn Dr. Richter, die der Würdigung und des besondern Interesses der Literaturfreunde ganz werth ist, mit den Worten Friedrichs. Nach dem Tode der Zarin Elisabeth Petrowna (5. Januar 1762) schreibt er*): „Woran hangen doch alle Ereignisse der Welt und alle Pläne der Menschen! Die Kaiserin von Rußland stirbt; ihr Tod enttäuscht alle Staatsmänner in Europa und zertrümmert eine zahllose Menge sorgfältig geordneter, mühsam verketteter Pläne und Entwürfe!" H. L. B.

*) Oeuvres de Frédéric le Grand. T. V.

Frankreich.

Die französische Kriegsmacht der Gegenwart.

Seit drei Jahrhunderten war Frankreich der bedeutendste Kriegsstaat Europa's. Diese Thatsache reicht hin, das Interesse für die bewaffnete Macht der „großen Nation" zu begründen; die Erfahrungen des 19. Jahrhunderts haben das Ihrige beigetragen, dasselbe wiederum neu zu befestigen. Ob Frankreich, wenigstens zu Lande, von Preußen bereits überholt ist, und ob es überhaupt nothwendig, daß beide Staaten auf dem Schlachtfelde das Maß und Verhältniß ihrer Kräfte erproben, wollen wir dem besonnenen Urtheil der leitenden Staatsmänner überlassen, die hoffentlich einsehen werden, was die Aufgabe der modernen Kultur erheischt. Wenn Frankreich sich auf sich selbst zurückzöge, wenn es, die freie Selbstbestimmung seiner Nachbarn achtend, der Vertiefung in seine inneren Angelegenheiten sich hingäbe, so würde es, unserer Meinung nach, tausendmal mehr gewinnen, als die Früchte eines gewiß sehr zweifelhaften Sieges ihm im günstigsten Falle verschaffen könnten. Frankreich bedarf jetzt der ernsten Sammlung, des entschiedensten Einlenkens auf die Bahn des Fortschrittes, einer neuen Aera der Gesetzlichkeit und öffentlichen Sittlichkeit. Die großen Ansprüche, welche die Revolution von 1789 ihm auferlegt hat, verlangen endlich und endlich ihre volle Befriedigung. Möge man dies erwägen. Die Weltgeschichte hat schon oftmals in Flammenzungen geredet, 1812 und 1813 wurden nicht vergebens gekämpft. Auch der begabteste Feldherr des Jahrhunderts hat den Schlägen des Schicksals erliegen müssen: denn es giebt Mächte auf Erden, gegen deren unwiderstehliche Gewalt die furchtbarsten Kriegsanstalten nichts ausrichten.

Auf den ersten Blick sind allerdings die französischen Kriegsanstalten furchtbar genug! Ein Heer, welches aus fünfmalhunderttausend Mann besteht, nämlich aus 17,000 Offizieren und 483,000 Soldaten mit 1014 Feldgeschützen, eine Flotte von 477 Fahrzeugen jeder Größe, die 6800 Kanonen führt und eine Flotten-Mannschaft von 85,000 Mann in Anspruch nimmt, bilden starke Hebel zur Vertheidigung des Franzosen-Reiches, und sie werden sicherlich in keinem Lande der Welt unterschätzt. Sie sind freilich auch so ziemlich das Aeußerste, was man leisten könnte; denn jene 500,000 Mann schließen schon alle Festungs-Besatzungen, Reserven und Depot-Truppen in sich. Wenn Frankreich zu Wasser die preußische Macht der bloßen Zahl nach fast um das Zehnfache überragt, so ist dafür sein Landheer um den dritten Theil schwächer, besitzt in Folge des Dotations-Systems lange nicht die Expansivkraft des preußischen und ist aus politischen, sozialen und strategischen Gründen lange nicht so leicht auf jedem Punkte verfügbar.

Die Gegenwart eines Staates ist oft sehr wesentlich auf seine Vergangenheit angewiesen, und über die Schöpfungen der letzteren kommen auch Riesengeister nur selten hinaus. Das gilt in Krieg und Frieden. Mag man in Frankreich den ungeheuren embarras de richesse des Vauban'schen Festungs-Gürtels dermalen aufs Drückendste empfinden — der dreifache, gegen moderne Geschütze großentheils unbrauchbare Gürtel besteht dennoch und wird unter allen Umständen mehr als 100,000 Streiter (vielleicht 130—140,000) an den Umkreis der Festungen bannen. Und soll vollends der Festungs-Schaden homöopathisch geheilt werden, indem man z. B. dem verschanzten Lager bei Belfort noch das verschanzte Lager bei Straßburg hinzufügt, so wird der Subtrahendus der Feld-Armee in entsprechendem Verhältniß wachsen und der bewegliche Theil des Heeres, dem die eigentliche Action im Kriege zukommt, zum Schaden der wirksameren Vertheidigung noch umfassender vermindert werden.

Es genügt hierbei zu bemerken, daß Frankreich 23 Festungen ersten Ranges besitzt, von denen allein Paris, Straßburg und Metz an voller Kriegs-Garnison zusammen 90,000 Mann brauchen. Sollten also die übrigen 20 Haupt-Festungen, unter denen Lille und Givet außerdem noch mit verschanzten Lagern umgeben sind, selbst nur mit 40,000 Mann abgefunden sein, so würde wenigstens das stehende Heer die 36 Festungen zweiter Klasse und die 29 Plätze dritten Ranges kaum mehr besetzen können, und erwägt man ferner, daß dieses Uebermaß noch 47 Plätze vierten Ranges verstärken, so wird man sogar die mobilisirte Nationalgarde heranziehen müssen, um die nöthigsten Besatzungs-Erfordernisse zu decken. Was das Schlimmste hierbei ist, die weitaus meisten der kleineren festen Plätze sind nach veralteten Maximen angelegt, haben dem gezogenen Hinterladungs-Geschütz gegenüber nur geringe Widerstandskraft und absorbiren durch ihr bloßes Vorhandensein ein gewaltiges Kapital an Mannschaft und Unterhaltungs-Kosten.

Das französische Heer ergänzt sich (Rekrutirungs-Gesetz vom 21. Mai 1832) von Hause aus auf zwei Arten: durch Rekruten-Aushebung (conscription) und freiwilligen Eintritt (engagement volontaire) der Eingeborenen. Die normale Ergänzungsart ist heute noch die Conscription, deren Umfang jährlich durch das Contingents-Gesetz festgestellt wird. Seit 1860 hat das Jahres-Contingent immer 100,000 Mann betragen, von denen etwa 22,000 im Landheer jährlich zur Verwendung gelangten. Das Contingents-Gesetz bestimmt auch sofort die Vertheilung der Rekruten auf die einzelnen Departements, während die Anlage auf die Arrondissements und auf die Kantone von den Verwaltungs-Behörden geregelt wird. Jeder Franzose, der das zwanzigste Jahr vollendet hat und sich im Vollgenuß der bürgerlichen Rechte befindet, ist conscriptionspflichtig und bleibt es, wofern er diensttüchtig befunden, sieben Jahre lang. Niemand wird vor seinem dreißigsten Lebensjahre zu einem öffentlichen Amte zugelassen, der nicht seiner Militairpflicht genügt hat. Unter den Dienstpflichtigen desselben Kantons entscheidet das Loos über die Einstellung in's Heer; die Nichteingestellten, welche felddienstfähig erscheinen, bleiben, obwohl auf unbestimmten Urlaub entlassen, ihre Dienstzeit hindurch zur Verfügung des Kriegsministers und bilden, den neuesten Anordnungen gemäß, die Armee-Reserve (bisher die „deuxième portion des conscrits" genannt). Diese Reservisten werden bei den Depot-Truppen eingeexerzirt, sind im ersten Jahre drei Monate, im zweiten zwei Monate, im dritten nur Einen Monat unter den Waffen, worauf sie für die übrige Dienstzeit Urlaub empfangen. Die première portion, d. h. die sofort in's Heer Eingereihten, müssen vier Jahre bei der Fahne dienen, für die andern drei Jahre erhalten sie ebenfalls unbestimmten Urlaub. Auch wird die Verpflichtung auf sieben Jahre so gerechnet, daß schon das Einberufungs-Jahr vom ersten Januar ab mitgezählt wird, eine Maxime, welche die Dienstzeit im Durchschnitt auf 6½ Jahre ermäßigt.

Wer nicht persönlich seiner Militairpflicht genügen wollte, mußte vordem auf eigene Hand einen Stellvertreter (remplaçant) beschaffen; seit dem kaiserlichen Gesetz vom 26. April 1855 übernimmt diese Sorge der Staat, indem er entweder mit solchen Leuten, die ihrer Dienstpflicht bereits genügt haben, Kontrakte schließt (rengagement) oder noch nicht gediente Militairpflichtige, die unter andern Umständen noch nicht bei der Fahne verbleiben

müßten, für die Stellvertretung des unmittelbar Verpflichteten gewinnt (remplaçants administratifs). Der Letztere muß, um diese Vergünstigung zu erlangen, eine jährlich fixirte Summe an die Armee-Dotations-Kasse zahlen (jetzt ungefähr 2300 Frcs.), aus welcher Kasse der rengagé als Aequivalent für die Loskaufssumme eine Prämie empfängt, überdies aber höheren Sold und Pensions-Ansprüche erwirbt. Dem remplaçant wird nur die Loskaufssumme gewährt und dieselbe nicht gleich ausgezahlt, sondern theils beim Eintritt, theils beim Austritt aus dem Dienstverhältniß verabfolgt; bei der Verpflichtung unter sieben Jahren auch nur zu einem seiner Dienstzeit entsprechenden Theile.

Neben dem rengagement des troupiers (jedesmal auf 2—7 Jahre), welches den Grundstock der Berufs-Soldaten (der „Capitulanten") stellt, spielt das engagement des volontaires eine nicht unbedeutende Rolle. Um sich freiwillig zum Kriegsdienst verpflichten zu können, muß man im Landheere 17, im Seeheere 16 Jahr alt sein und dreißig nicht überschritten haben; man muß unverheiratet, im Vollgenuß seiner bürgerlichen Rechte und dienstfähig sein; beim Alter von unter 20 Jahren außerdem die Einwilligung der Eltern oder des Vormundes beibringen. Der Freiwillige muß ebenso wie der Conscribirte sieben Jahre dienen, wenn er aber weniger als zwei Jahre vor seiner Befreiung vom Conscriptionsdienst sich freiwillig zum Eintritt in's Heer gemeldet hat, erwirbt er dafür auch dieselben Vortheile, welche das rengagement der gedienten Soldaten gewährt. Etwa 5000 Mann (1863 genau: 5168) sind in den letzten Jahren alljährlich aus freien Stücken in die Armee eingetreten. Das giebt zusammen mit der weit stärkeren Anzahl von wiederangeworbenen Troupiers eine Masse von präsenten Berufs-Soldaten, gegen welche das Contingent der allgemeinen Wehrpflicht immer mehr schwindet. 1865 konnte man im Frieden schon auf zwei Conscribirte einen Berufs-Soldaten, für den Kriegsfuß auf vier Conscribirte einen derartigen Capitulanten rechnen. Somit wird das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht in Frankreich allmählich ganz illusorisch, und weder die Armee-Reserve, die man auf die gleiche Stärke des activen Heeres zu bringen hofft, noch die mobilisirte Nationalgarde, eine vollends kriegerisch ungeübte Miliz, wird das Verhältniß günstiger gestalten. Die quasi neu creirte Armee-Reserve stellt bloß nothdürftig abgerichtete Depot-Rekruten, die nach den bis 1867 geltenden Bestimmungen kaum den vollen Compagnie-Dienst erlernt, vom Fechten im Bataillon und Regiment u. s. w. aber nicht eine Ahnung bekommen haben. Da die Regierung nicht daran denken kann, das Dotationswesen aufzuheben und jeder gesunde Mann bis zum vollendeten 47sten Lebensjahre das Spiel der Wiederanwerbung fortsetzen darf, so wird der Verlust an kriegsmäßig ausgebildeten Mannschaften, deren Einstellung die rengagés und Volontairs überflüssig machen, von Jahr zu Jahr wachsen und die Unbekanntschaft mit der Waffenübung in dem kriegslustigsten Volke der Welt auf erstaunliche Art überhand nehmen. Man darf nicht wähnen, daß Reserve und Nationalgarden etwa die Stelle der preußischen Landwehr vertreten könnten. Die preußische Landwehr besteht durchweg aus altgedienten Soldaten, in deren Reihen ein hohes Maß von Intelligenz die längeren Pausen der Waffenübung nach wenigen Wochen schon wieder ausgleicht. Die französischen Reserven und Nationalgarden hingegen, welche letztere sogar zum Theil nur auf dem Papier vorhanden, sind junge Rekruten, ungeübte Bürger und Landbewohner, also der Mehrzahl nach aus Nichtsoldaten zusammengesetzt, die man schwerlich binnen kurzer Zeit in wirkliche Feldsoldaten verwandeln dürfte. Der allererste und handgreiflichste Grund hiervon ist der Mangel an Cadres, d. h. an festen Rahmen, in welche die Neulinge einzufügen wären. Da die Depot-Bataillone und Depot-Escadrons (nämlich die vierten Bataillone der Linien-Infanterie und die fünften und sechsten Escadrons der Linien-Cavalerie-Regimenter) kaum den vierten Theil der Stärke des activen Heeres erreichen und auf diese Depot-Truppen die kriegerische Ausbildung der Reserve und der Mobilgarde lediglich angewiesen ist, so scheint es mindestens äußerst zweifelhaft, ob Frankreich seine 450,000 Mann activer Truppen ohne eine Radicalreform der Armee zu der projectirten Masse von 7—800,000 Mann auszudehnen vermag.

T. v. B.

Italien.

Carlo Poerio.

„Morte di Carlo Poerio" ist der Titel einer so eben in Neapel veröffentlichten kleinen Schrift. Ihr Verfasser ist der Professor Luigi Settembrini, einer der treuesten Freunde des neapolitanischen Patrioten, der Gefährte seiner Waffenthaten, seiner Gefangenschaft wie seiner Befreiung. Diese sehr beredt geschriebene Biographie, die viele bisher unbekannte Thatsachen enthält, wirkt fast wie ein Vorwurf. Der Tod des Mannes, den Neapel Ende April verloren hat, scheint schon fast vergessen zu sein. Mit drei Worten hatte ihn der Telegraph angezeigt, und die meisten Journale haben sich mit dieser kurzen Angabe begnügt. Dennoch ist der Zeitpunkt noch nicht so fern, in dem sich das ganze südliche Italien im Namen Poerio's personificirte, den seltene Talente und vor Allem große Charakterzüge schnell berühmt gemacht hatten.

Der französische Publicist Marc Monnier sagt über ihn: „Wer hätte ihn nicht bewundert, diesen letzten Sprößling eines edlen Geschlechtes, der, verfolgt von Unglück und Mißgeschick aller Art, immer besiegt, unaufhörlich verfolgt, zu entehrenden Strafen verurtheilt, nur durch die Unbeugsamkeit seiner Haltung und die Würde seines Wesens, ohne andere Waffen als seine heroisch getragenen Ketten, dahin gelangt war, seine Richter zu brandmarken und seinen König moralisch zu entthronen! Aber nach ihrem Siege vergaßen die Männer von heute die Tapferen von gestern. Einige alte Kämpfer stiegen allerdings einen Augenblick zu Macht empor, um, überhäuft von Schmähungen, sofort wieder herabgezogen zu werden. Andere wurden beseitigt, noch Andere verfolgt. Da man sie noch am Leben sah, fragte man sich, ob sie denn wirklich so viel gelitten hätten? Man wiederholte ihnen gegenüber den schlechten Scherz Proudhon's: „Nächst den Unterdrückern giebt es nichts Abscheulicheres auf der Welt, als die Märtyrer!" Italien, einst eine Niobe, wurde zum Saturn; nachdem es seine tollen Kinder beweint hatte, verschlang es die noch lebenden. Poerio theilte dieses Schicksal. Diese grausame Ungerechtigkeit wird jetzt, zu spät, bereut; jetzt, wo er nicht mehr ist, erinnert man sich dessen, was er gewesen." Wir wollen es in wenig Worten sagen:

Sein Vater, Giuseppe Poerio, aus guter kalabresischer Familie, war unter den Patrioten des J. 1799 gewesen und zum Tode verurtheilt worden, um dann begnadigt in das Gefängniß von Favignana geworfen zu werden. Die Franzosen befreiten ihn und machten ihn zum Baron; nach der Restauration und Revolution von 1820, als er gegen die Auflösung

des Parlaments, dessen Mitglied er war, protestirt hatte, wurde er abermals gefangen genommen und in das Fort St. Elmo gesetzt; dann wieder verbannt und nach Gratz in Steyermark mit seinen Kindern verwiesen. Seine Familie bestand aus einer edlen Frau, zwei Söhnen und einer Tochter, Carlotta, welche einen andern neapolitanischen Patrioten, P. E. Imbriani, heiratete, dem sie in ein anderes Exil folgte. Von seinen beiden Söhnen war der älteste, Alessandro, eine hochbegabte Künstlernatur; er kannte alle Sprachen, ja alle Dialekte, er machte Verse voll Feuer und Schwung; noch sehr jung fand er in Venedig seinen Tod. Der andere Sohn war der jüngst verstorbene Carlo Poerio.

Er war in guter Schule gebildet worden, zuerst in Steyermark unter den Verbannten, dann in Toskana, dem Lande der Toleranz, wenn auch nicht der Freiheit, wohin sich nach 1820 Alles, was von Italiänern noch in Italien war, geflüchtet hatte. Sobald er nach Neapel zurückgekehrt war, that Carlo Poerio, was die Andern thaten: er conspirirte; das heißt: er träumte von Freiheit und Unabhängigkeit, sprach unaufhörlich davon in heimlich verbreiteten Schriften, geheimen Zusammenkünften, er erregte das Nationalgefühl auf jede Weise, organisirte den Widerstand und verbrachte die Hälfte seines Lebens im Gefängniß. Bald war er das Haupt dieser Verschwörung, und wie Crispi von ihm richtig sagte: das Herz und der Kopf der Jugend. Folgendermaßen schildert ihn Settembrini: Lebhafte Intelligenz, scharfes Urtheil, Gewalt der Rede, mannigfaches Wissen, viele Freunde, unzählige Bekannte, dies Alles hatte er; mit Allen sprach er freundschaftlich, kannte das Leben eines Jeden, entsann sich tausend kleiner Züge, witterte genau die Geheimnisse des Hofes: große Augen, ein wenig Malice im Lächeln, große Seelengüte, eine große Liebe zu Wahrheit und Rechtschaffenheit; mit dem Anstrich eines Schalks war er doch der ehrlichste Mensch von der Welt. In den Abruzzen, in Kalabrien, in Sizilien thaten die Liberalen Nichts, ehe sie ihn nicht um Rath gefragt hatten. Auch wurde er nach jeder neuen Insurrektion festgenommen, im J. 1837, 1844 und 1847, und immer auf bloße Verdachtsgründe hin, denn er war nicht der Mann dazu, Beweise gegen sich zu liefern. Nicht ein einziges Mal konnte er gesetzmäßig festgehalten werden. So lebte Poerio von 1830 bis 1848, stets überwacht, beständig verfolgt, aber immer Herr der öffentlichen Meinung, das geistige Oberhaupt des Königreichs Sizilien.

Im J. 1847 wandte sich, wie man weiß, ganz Italien dem Papste zu, der als Reformator aufzutreten begann. Poerio war einer der Wenigen, die nicht an die Aufrichtigkeit seiner Absichten glaubten; und sein prophetisches Wort: „Noch ist er Mastai; wenn er ganz Papst sein wird, so wird er es machen wie die übrigen!" sollte sich nur zu bald bewahrheiten. Dennoch darf man den Einfluß nicht leugnen, den der Vorgang des Papstes auf die italiänische Bewegung hatte. Unter dem Schutze des heiligen Vaters wagten die Italiäner, Reformen zu beanspruchen. Poerio war noch im Gefängniß, aber sein Haus wurde ein politischer Sammelplatz; dort wurde eine Adresse an den König entworfen und mit Unterschriften bedeckt, die eine Constitution verlangte. Man kennt das Resultat dieser Petition: eine Verfassung wurde oktroyirt. Poerio, aus dem Gefängniß entlassen, wurde Chef der Polizei, dann Minister; hierauf folgte die bekannte Thatsache, daß er durch einen falschen Brief denuncirt wurde, der auf der Post angehalten und von denen selbst, die ihn geschrieben hatten, denuncirt worden war. Er wurde auf's Neue festgenommen, zwanzig Monate lang in Untersuchungshaft gehalten, von Kerker zu Kerker geschleppt, und endlich zu vierundzwanzigjähriger Galeerenstrafe verurtheilt.

Lange Jahre hindurch trug er nun in den Bagnos von Nisida, von Ischia, von Montefusco und Montesarchio die rothe Jacke und schleppte dieselbe Kette, an der irgend ein Dieb oder anderer gemeiner Verbrecher ebenfalls befestigt war, denn so wurden die Liberalen behandelt.

Gladstone, der dies mit eigenen Augen in Nisida sah, bestätigt in seinen Briefen alle diese Thatsachen, und fügt in dem Briefe an Lord Aberdeen hinzu: „Ich kann sagen, daß die Verurtheilung Poerio's wegen Verraths eine so flagrante Verletzung aller Gesetze der Wahrheit, der Gerechtigkeit, des Anstandes und des einfachen, gesunden Menschenverstandes ist, als es in unserm Lande eine ähnliche Verurtheilung eines unserer bekanntesten Staatsmännner wäre, wie z. B. Lord John Russell's, Lord Lansdowne's, Sir James Graham's oder Ihre eigene."

Die fürchterliche Strafe Poerio's rief die Briefe Gladstone's in's Leben, diese Anklageakte gegen eine Regierung, welche eine „Verneinung Gottes" war. So hat also der bescheidene Verurtheilte durch sein langes Leiden die Befreiung seines Vaterlandes herbeiführen helfen, durch sein Leiden und durch seinen Muth, der sich keinen Tag verleugnete. Man versprach ihm seine Begnadigung, falls seine alte Mutter, die, vom tiefsten Kummer gebeugt, noch bis 1852 lebte, sie vom Souverain erbitten würde; er lehnte es ab. Er äußerte niemals eine Klage. Dem Intendanten von Avellino, der ihn nach seinem Ergehen befragte, erwiderte er: „Ich brauche diese Eisen-Kur schon viele Jahre, und ich fühle mich stärker." — Er war wirklich stärker geworden; der König ließ ihn fast bitten, nachzugeben; er that es nicht. Um diese Zeit schloß Ferdinand einen Vertrag mit der argentinischen Republik ab und verpflichtete sich, politische Gefangene dorthin zu schicken, denen die republikanische Regierung Geld, Terrain und Arbeits-Instrumente zu liefern hätte. Poerio protestirte und erklärte, im Bagno sterben zu wollen. Seine Gefährten folgten seinem Beispiele; ohne ihn hätten sie Nichts gethan. In seiner Sträflings-Jacke befehligte er nicht nur die Gefangenen, sondern auch die freien Männer; er lenkte die Liberalen des ganzen Königreichs, die auf seine Befehle warteten, um zu handeln. Er correspondirte mit den öffentlichen, wie mit den geheimen Leitern der europäischen Politik, mit Lord Palmerston, mit Manin. Er beförderte ihre Instruktionen an seine Hauptleute, und sicherlich hat er an zwanzig vorzeitige Erhebungen verhindert. Vom Bagno von Montesarchio aus, wo er eine vierfache Kette schleppte, besänftigte er die Ungeduldigen, widerstand den Mazzinisten, gebot den Neapolitanern zu warten und zu hoffen. Und sie warteten und hofften.

Endlich, gestachelt von England, vielleicht auch von seinen Genossen, denn er war dem Tode nahe, entschloß sich Ferdinand, die schon seit sieben Jahren verbüßte Freiheitsstrafe der Liberalen seines Königreichs in lebenslängliches Exil zu verwandeln. Er wählte als Verbannungsort Amerika. Ein neapolitanischer Dampfer brachte die Gefangenen nach Cadix, wo sie einem amerikanischen Schiffe übergeben wurden, das sie in New-York absetzen sollte. Alle diese Dispositionen waren von Ferdinand getroffen worden, der diese neue Art der Behandlungsweise für erlaubt hielt. — Zum Glück kannte Poerio besser das Völkerrecht. Als das Schiff auf offenem Meere war, machte Poerio dem Capitain begreiflich, daß die Deportation vollkommen ungesetzlich sei, und daß es in New-York Gerichtshöfe gäbe. „Sie haben bereits", fügte er hinzu, „5000 Thaler für die Vollführung dieses Verbrechens erhalten von den 8000, die Ihnen

dafür versprochen sind, lassen Sie sich an denselben genügen. Setzen Sie uns in Lissabon aus." Anfangs schwankte der Capitain, dann lehnte er entschieden ab. Aber zufällig sprang eine Kugel unter den Füßen eines Matrosen auf Deck. Der Capitain erschrack; er glaubte, daß alle diese früheren Sträflinge bewaffnet seien und er wandte seinen Kiel gegen Irland. Settembrini selbst so wie sein Sohn befanden sich in Verkleidung auf dem Schiffe.

Man weiß, welche Huldigungen den Flüchtlingen in England dargebracht wurden. Poerio kehrte nach Italien zurück, zunächst nach Turin, von wo er von Neuem das politische Verfahren der Neapolitaner lenkte. Er bekehrte sich selbst und sie sofort zur unitarischen Monarchie, während er mit seinem ganzen Einflusse die Idee eines Bundes von kleinen Fürstenthümern von sich wies, den man unter dem Namen einer Conföderation geträumt hatte. Die kleinen Fürsten übrigens wünschten ihn so wenig, wie ihre Völker.

Nachdem Neapel annektirt worden, wurde Poerio natürlich bis in den Himmel erhoben; man bot ihm alle Aemter, alle Würden der Welt an, einen Sitz im Senat, ein Portefeuille im Ministerium. Er nahm nur den Sitz und die Vice-Präsidentschaft im Parlamente an. Ungeachtet seiner großartigen Uneigennützigkeit, und obgleich er von den Trümmern seines Vermögens im Hause seiner Freunde lebte, wurde er von den Mazzinisten (unter denen sich freilich viele frühere Bourbonisten befanden) auf's Heftigste angegriffen. Des „Moderantismus", mit andern Worten der Bestechlichkeit und Käuflichkeit angeklagt, wurde er bis in seinen Zufluchtsort hinein von wüthenden Banden verfolgt, die seine Fenster einwarfen und ihn mit Schmähungen überhäuften. Ist es wahr, daß diese Beschimpfungen sein Ende beschleunigt haben? Die Aerzte haben es behauptet.

Bis zu seinen letzten Jahren hat sich Poerio die Heiterkeit seines Geistes bewahrt. Er ist mit vollster Seelenruhe gestorben; er hat es erlebt, ganz Italien frei von Fremden zu sehen, er, der nur neun Jahre früher Ketten an den Füßen getragen hatte, weil er gewagt, von dieser Chimäre zu träumen! —

Auch kannte er die Menschen genug, um zu ahnen, daß früher oder später die vergeßlichen, undankbaren zu ihm zurückkehren würden! Und wirklich sind sie schon zurückgekehrt. Die Italiäner aller Parteien haben sich vereinigt, um Poerio das prachtvollste Leichenbegängniß zu veranstalten; an seinem Grabe wurden beredte Worte gesprochen. Eine Straße in Neapel wird seinen Namen führen; bald soll ihm eine Statue errichtet werden — wohlverdiente, wenn auch — verspätete Ehrenbezeigungen. Unter die Männer unseres Jahrhunderts wird man stets Poerio, wenn nicht seines Genies, so doch seines Charakters willen zählen. Italien hat vielleicht größere hervorgebracht, aber niemals einen besseren!

England.

Essays von Buckle in deutscher Uebersetzung.*)

Die Frauen und die Wissenschaft.

Durch Ruge's Uebersetzung der History of Civilisation in England ist Buckle in Deutschland so bekannt geworden, wie in seinem Vaterlande, und hat bei uns vielleicht allgemeinere Anerkennung gefunden, als dort. Sein Tod, der die Vollendung jenes Werkes, seiner erwählten Lebensaufgabe, hinderte, wird noch von so Vielen bedauert, daß Reliquien von ihm der Aufmerksamkeit gewiß sind. Herr Dr. Asher hat solche für uns gewissermaßen entdeckt in einer ursprünglich in New-York (neuerdings auch in Leipzig) gedruckten Edition**) und stellt sie nun in deutscher Uebersetzung her.

Der amerikanische anonyme Biograph vergleicht Buckle an Universalität des Wissens, Energie der Forschung und Umfang der Pläne seiner durch den Tod abgebrochenen Arbeiten mit Giovanni Pico di Mirandola, zeichnet aber den Gegensatz Beider mit folgenden Strichen: „Der Abstand der Zeit, in der sie schrieben, ist in dem verschiedenen Gepräge ihrer Werke abgespiegelt. Die Gegenstände, denen der Italiäner sich widmete, umfaßten die Gelehrsamkeit und Wissenschaft seiner Zeit, und mit dieser Zeit sind auch sie zum größten Theil dahin gegangen. Die Forschungen des Engländers, die sich auf einen ebenso weiten Kreis erstrecken, tragen den Keim längerer Dauer in sich, insofern sie es mit den bleibenden Interessen und nicht mit den vorübergehenden Lehren und Meinungen der Menschen zu thun haben." Obgleich der Biograph außerdem Buckle „einen der Helden, wo nicht der Märtyrer der Wissenschaft" nennt, läßt er sich durch Liebe und gerechte Bewunderung die ruhige, unparteiische Würdigung nicht trüben, die derselbe ja auch bei uns nun wohl schon gefunden hat. Folgende, auch objectiv interessante Ausführung mag das beweisen (S. 10 und 11):

„Seine zurückgezogene Lebensweise war nicht ohne bedenkliche Nachtheile für seine Schriften. Der Verkehr mit der Gesellschaft ist nicht minder dazu geeignet, die Sitten der Menschen zu mildern, als es die edeln Künste sind. Wenn er die Menschheit auch nicht von seinem Studirzimmer aus verspottete, so bildete er sich doch aus seinem langen Umgang mit Büchern über gewisse Klassen harsche und einseitige Ansichten, welche ein früherer und freierer Verkehr mit ihnen gemildert oder berichtigt haben würde. Von der Geistlichkeit z. B. hat er nur eine und zwar nicht die günstigere Seite gesehen. Er betrachtete sie lediglich als Schriftsteller oder Prediger, nicht aber als thätige und vermenschlichende Elemente in der Gesellschaft. Er hat Recht, wenn er der dogmatischen Theologie dunkle, grausame, unwissende (NB. Uebersetzung) und grundlose Theorieen, die ebenso unvereinbar mit einem göttlichen Urheber, wie entehrend für die Menschheit sind, zuschreibt. Er hat Unrecht, wenn er den Redner auf der Kanzel oder den Gelehrten im Studirzimmer als eben so hart, bigott und streng wie seine Lehre darstellt. In den Bekenntnissen des Augustin haben wir die Ergüsse eines großen und freisinnigen Herzens: in seinen Schriften über das Schicksal die Willensfreiheit und das Vorherwissen (?) erscheint er nur als der durus pater infantium, der Vorläufer des unversöhnlichen und düstern Calvin. Daß Luther's Wesen mit der Natur und den Menschen mehr im Einklang stand, als das des Erasmus, daran lassen uns ihre Schriften nicht zweifeln; sobald Luther jedoch sich auf das dunkle Meer der theologischen Spekulation begiebt, so wird er, wie sein Genfer Gegner und Zeitgenosse, streng, herbe und erbittert. Der eifrigste und liebevollste Men-

*) Essays von Henry Thomas Buckle, Verfasser der „Geschichte der Civilisation in England", nebst einer kurzen Lebensbeschreibung des Verfassers. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. David Asher. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung, 1867.

**) Essays by Henry Thomas Buckle, Author of the „History of Civilisation in England". With a Biographical Sketch of the Author. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1867.

schenfreund, ein Penn oder ein Howard, war von der Liebe zur Menschheit nicht stärker erfüllt, als es Richard Hooker und Jeremy Taylor waren; und doch würde es nicht schwierig sein, Stellen aus ihren Werken anzuführen, welche, aus dem Zusammenhang herausgerissen, unsere Vernunft sowie unsere Gefühle gleich sehr beleidigen. Die Auszüge aus den schottischen Theologen, welche in den Anmerkungen zu Buckle's zweitem Bande einen so großen Raum einnehmen, sind gräßlich genug, um zu beweisen, daß Torquemada und der heilige Dominicus nicht mehr dazu geneigt waren, ihre Nebenmenschen zu foltern und zu verbrennen, als die Gillespies', die Guthrie's, die Halyburton's und die Rutherford's, von einigen von welchen (besser: von deren einigen) schon Milton den Ausspruch gethan, daß „der neue Presbyter nichts als der alte Pfaffe breit geschrieben sei." Gleichwohl gehörten vielleicht viele von diesen feurigen Zungen Männern an, welche wohlthätig und theilnahmsvoll waren, und deren Leben die Lehre vom Frieden und Wohlwollen veranschaulichte. In seinen scharfen Bemerkungen über den Volkscharakter legt Buckle wiederum nur einen geistigen Maßstab an. Die sittlichen Ausgleichungen für unvollkommene Kenntniß und Fortschritte ignorirt oder übersieht er. Sein auf wissenschaftlichen Fortschritt allein gerichtetes Auge sah viele fruchtbare Stellen nicht, welche selbst der Dürre zwischen Dan und Berseba eine angenehme Abwechselung geben."

Der Biographie folgen zwei kleinere Arbeiten von Buckle selbst, eine Besprechung der berühmten kleinen Schrift von John Stuart Mill: On liberty, aus Fraser's Magazine entnommen, und ein der Zeit nach vorangegangener Vortrag, gehalten 1858 in der Royal Institution über den Einfluß der Frauen auf die Fortschritte der Wissenschaft.

Letzterer Essay, meint der Uebersetzer in der Vorrede, sei subjectiv von großem Interesse, da er gestatte, „in die geistige Werkstätte eines großen Denkers einen Einblick zu thun und die Genesis seiner Werke zu verfolgen", doch müsse man gestehen, der Vortrag habe seinen eigentlichen Zweck verfehlt. Es soll „dem einsichtigen Leser nämlich nicht entgehen, daß die eigentliche Frage, um die es sich hier handelt, eine nichts weniger als befriedigende Lösung gefunden hat; es wird kaum der Schatten eines Beweises, geschweige denn ein wirklich überzeugender Beweis beigebracht, und wer etwa glauben sollte, hier eine Stütze für die in neuerer Zeit Mode gewordenen Mädchen-Handelsschulen zu finden, der würde sich gewaltig getäuscht sehen." Wenn überhaupt irgend Jemand diese Täuschung erfahren sollte, so müßte derselbe wunderlicher Weise annehmen, wo Buckle sagt: „Einfluß auf den Fortschritt der Wissenschaft", da meine er eigentlich: „Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts", — gewöhnlich pflegt man das aber doch nicht für gleichbedeutend zu halten.

Wenn der Uebersetzer anmerkt, daß Buckle „da, wo er seine Behauptungen zu beweisen sucht, von Männern anstatt (?) von Frauen spricht", so ist dabei übersehen, daß Buckle's Verfahren für den einsichtigen Leser eigentlich nichts Ueberraschendes haben kann, da von jenen Männern als Urhebern bedeutender wissenschaftlicher Entdeckungen die Rede ist, und Buckle von vorneherein als „Thatsachen, die sich nicht bestreiten lassen," Folgendes anerkannt hat: „Um aufrichtig zu sein, muß man nämlich eingestehen, daß keines der größten Werke, welche die Menschheit belehren und entzücken, von Frauen geschaffen worden. In der Dichtkunst, der Malerei, der Bildhauerei und der Musik sind die vorzüglichsten Schöpfungen das Werk von Männern. Kein Weib, in wie günstiger Lage sie sich auch befunden haben mag, hat eine Entdeckung gemacht, die wichtig genug wäre, eine Epoche in den Annalen des menschlichen Geistes zu bezeichnen." Buckle will nun aber der daraus gezogenen Folgerung entgegentreten, „daß die Frauen keinerlei Einfluß, weder mittelbar noch unmittelbar, auf die Fortschritte der Wissenschaft auszuüben vermögen"; er vindicirt ihnen nicht eigene große Leistungen in Kunst oder Wissenschaft, sondern nur mittelbaren Einfluß auf die wissenschaftliche Methode. Hiernach fragt man sich vergeblich, was der Uebersetzer für den von ihm betonten „eigentlichen Zweck" hält, was für die „eigentliche Frage, um die es sich hier handelt"? Das Hier kann sich doch nur auf den vorliegenden Vortrag beziehen; dessen Zweck aber bezeichnet Buckle selbst ausdrücklich so: „Der Punkt, den ich zu beweisen versuchen werde, ist der, daß es im Geiste der Frauen ein natürliches, leitendes und wahrscheinlich unzerstörbares Element giebt, welches sie befähigt, nicht etwa wissenschaftliche Entdeckungen zu machen, sondern den wichtigsten Einfluß auf die Methode, durch welche Entdeckungen gemacht werden, auszuüben." Er erläutert dann mit durchaus genügender Klarheit die inductive und die deductive Methode und fährt fort: „Sie sehen jetzt den Unterschied zwischen Induction und Deduction und bemerken auch, daß beide Methoden ihren Werth haben, und ein Schluß bedeutend an Kraft gewinnen muß, wenn wir auf zwei so verschiedenen Wegen zu ihm gelangen können. Um dies mit der uns vorliegenden Frage in Verbindung zu bringen, will ich suchen, zwei Sätze festzustellen. Der erste ist, daß die Frauen von Natur die deductive Methode der inductiven vorziehen. Der zweite ist, daß die Frauen dadurch, daß sie deductive Denkgewohnheiten in den Männern befördern, dem Fortschritte der Wissenschaft einen unermeßlichen, wenn auch unbewußten Dienst geleistet, insofern sie nämlich wissenschaftliche Forscher daran verhindert haben, so ausschließlich inductiv zu sein, wie sie es sonst gewesen wären." Für den zweiten Satz handelt es sich um Erledigung der wichtigen Vorfrage, ob denn überhaupt große Entdeckungen anders, als auf dem Wege der sorgfältigen Einzelforschung und der Induction gemacht werden können, und als Belege seiner bejahenden Antwort auf diese Frage führt Buckle Entdeckungen an, welche augenscheinlich deductiv, ja durch Intuition gemacht sind, wie das Gravitations-Gesetz von Newton, die Krystallographie von Hauy, die Pflanzen-Metamorphose und die Deutung der Schädel-Knochen von Göthe. Daß die Entdecker Männer sind, macht nach allen Prämissen doch in der That die Beweiskraft der Beispiele nicht um eine Spur geringer für Buckle's Frage; wer in aller Welt kann erwarten, er werde zum Beweise Frauen als große Entdecker anführen, nachdem er vorweg zugegeben, nie sei eine bedeutende Entdeckung von Frauen gemacht worden? — Was des Uebersetzers „eigentliche" Frage sei, sagt er uns nicht, die Leser werden aber doch annehmen müssen, wenn Buckle sagt: „dies will ich", daß er dann dies, und nicht ein anderes x, auch eigentlich wolle.

Die Differenz zwischen Uebersetzer und Verfasser scheint die zu sein, daß Letzterer ein Geringeres beweisen will, als Ersterer verlangt und — aber warum? — vermuthet, und daß er überdies dabei mehr deductiv, als inductiv verfährt. „Seiner Mutter," heißt es im Vorwort des Uebersetzers, „der er ja auch den ersten Band seines ersten Werkes gewidmet hat," — wie ihrem Andenken den zweiten, — „verdankte er augenscheinlich seine geistige Entwickelung oder doch die specielle Richtung seines Geistes, und der Vortrag legt ein untrügliches Zeugniß davon

ab, daß er selbst nach Frauenart bei der Untersuchung eines Gegenstandes deductiv verfuhr." Buckle hat das wesentlich durch die Dedicationen anerkannt, mit welchen er der Mutter den Dank für diesen ihren Einfluß abstattet.

Er hält solchen Einfluß der Frauen und die Vermehrung desselben für nothwendig, weil „schon die Arbeitstheilung so weit getrieben worden, daß wir in der drohenden Gefahr schweben, an Uebersicht mehr zu verlieren, als wie an Genauigkeit gewinnen. In unserem Forschen nach besonderen Wahrheiten laufen wir keine geringe Gefahr, unsern eigenen Geist zu verkrüppeln. Indem wir unsere Aufmerksamkeit ausschließlich auf einen Punkt richten, beschränken wir leicht unsere Fassungsgabe und verfehlen jene Fernsicht, welche wir durch einen weiteren, wenn auch vielleicht weniger genauen Ueberblick erreichen würden. Es ist nur zu klar, daß etwas derartiges bereits eingetreten und bedenklicher Schaden angerichtet worden ist"......

„Von diesem Gesichtspunkte aus werden Sie den unberechenbaren Dienst, welchen die Frauen dem Fortschritte der Wissenschaft geleistet haben, erkennen. So groß und ausschließlich unsere Leidenschaft für die Induction auch ist, so würde sie doch ohne sie noch größer und ausschließlicher sein. So sehr wir auch der Erfahrung zugethan und Sklaven der Tyrannei der Thatsachen sind, so würde doch unsere Sklaverei ohne sie noch vollständiger und schimpflicher sein."

Buckle läßt sich auch „die auffallende Thatsache" nicht entgehen, „daß die meisten geistreichen Männer, wie bekannt, merkwürdige Mütter gehabt und von ihren Müttern weit mehr als von ihren Vätern erlangt haben", aber während ein Anderer inductiv diese Thatsache zur Unterstützung seiner Behauptungen benutzen würde, deutet Buckle auf dieselbe nur hin, insofern sie durch seine Grundsätze leichter erklärt werden könne. Um so weniger brauchen wir auf den Streit einzugehen, ob jene geistreichen Männer ihren Müttern hauptsächlich den angeerbten Geist verdanken, oder ob, wie Buckle glaubt, „in Bezug auf das Verhältniß zwischen Männern von Geist und ihren Müttern, die wirklich wichtigen Ereignisse erst nach der Geburt eintreten, wo die dem einen Geschlecht eigenthümliche Gedankenrichtung auf die dem andern eigenthümliche einwirkt und sie veredelt." So kann Buckle den Gattinnen noch einen ähnlichen Einfluß wie den Müttern zuschreiben.

Der Zusammenhang des Gedankenganges in diesem Vortrage mit dem des Essay über John Stuart Mill ist ganz evident. Die große Verehrung nämlich, welche Buckle für Mill empfindet, gründet sich zuerst darauf, daß Mill der einzige lebende Engländer sei, dem es gelungen, „die speculative und die praktische Geistesrichtung" zu vereinigen, während sonst kläglicher Weise die tiefsten Denker gewöhnlich durchaus unpraktische Leute und die praktischen Staatsmänner unvermögend seien, sich zu philosophischer, umfassender Anschauung zu erheben. In Bezug auf Jene heißt es z. B.: „Würde ein Verzeichniß der praktischen Vorschläge, welche unsere größten Denker gemacht haben, aufgesetzt, so wäre es unmöglich, sich eine dem Rufe der ganzen denkenden Klasse mehr Schaden zufügende Urkunde vorzustellen. Die Denker sind in ihren Theorieen dem Zeitalter stets voraus und bleiben in ihrer Praxis hinter demselben zurück." Andererseits sei es „eine offenkundige Thatsache, daß selbst die scharfsinnigsten Staatsmänner in ihren Voraussagungen der Ergebnisse großer und allgemeiner Neuerungen öfter Unrecht, als Recht hatten und da Uebel vorausgesehen haben, wo nur Gutes entstanden ist. Gegen diese Art Irrthum gewährt auch die längste und ausgedehnteste Erfahrung keinen Schutz. So lange Staatsmänner sich auf Detailfragen und Ansichten über unmittelbare Zweckmäßigkeit beschränken, sollte man auf ihr Urtheil mit Achtung hören, über dieses hinaus aber darf man es selten beachten. Es geschieht häufig und in der That gewöhnlich, daß Staatsmänner und Gesetzgeber, die ihr ganzes Leben den öffentlichen Angelegenheiten widmen, nichts von ihrem eigenen Zeitalter wissen, als was auf der Oberfläche liegt, und daher außer Stande sind, auch nur annähernd entlegene und allgemeine Fragen zu berechnen." Als wesentliche Ursache dieser Verschiedenheit erscheint Buckle nur — „ein Unterschied der Methode". — Die Vereinigung beider Methoden zu einer sie beide aufhebenden und umfassenden höheren stehe leider noch nicht in Aussicht. Wir müssen zufrieden sein, wenn ein Mann auftritt, wie Mill, der durch sein alleiniges Beispiel zu beweisen vermag, daß aus der höchsten Region des Gedankens geschöpfte Ansichten auf die gewöhnlichen Verrichtungen des täglichen Lebens anwendbar seien." Wiederum also nicht inductiv die Ableitung des Allgemeinen aus dem Besondern, sondern deductiv die Anwendung des Allgemeinen auf das Besondere.

Einer Nachconstruction des in dem Essay dargestellten Gerüstes von Mill's Werk On Liberty können wir uns hier enthalten, wie Buckle schon selbst bei dem ersten Erscheinen seiner Arbeit begründet: „Es müßte in der That sonderbar zugehen, wenn diese herrliche Abhandlung, die von Weisheit und Gedanken überströmt, nicht binnen kurzem in den Händen eines Jeden wäre, dem die künftige Wohlfahrt der Menschheit am Herzen liegt, und dessen Ideen sich über die nächsten Angelegenheiten seiner eigenen Zeit erheben." Der Erfolg aber, den Mill's jüngster politischer Plan, die Vertretung der Minoritäten gehabt hat, veranlaßt uns, noch eine Stelle über ihn aus Buckle's Essay hier folgen zu lassen: „Wir haben andere Männer, die ihrer Gedankentiefe, und wiederum andere, die ihrer nützlichen Vorschläge wegen bemerkenswerth sind. Mill's Eigenthümlichkeit hingegen ist es, daß er diese beiden Eigenschaften in stärkerem Grade in sich vereinigt, als irgend einer seiner Zeitgenossen. Daher kommt es, daß er eben so geschickt darin ist, die Wirkung allgemeiner Ursachen nachzuweisen, wie das Ergebniß besonderer Maßregeln vorherzusehen. Daher auch ist sein Einfluß weit größer, als es sonst möglich sein würde; denn seine Schriften erstrecken sich nicht nur über ein weiteres Gebiet, als die irgend eines andern lebenden Schriftstellers, sondern er ist auch durch seine Beherrschung der speciellen und praktischen Einzelheiten im Stande, zu zeigen, daß, wie spitzfindig und die gewöhnliche Fassungsgabe übersteigend, gewisse Grundsätze auch scheinen mögen, sie doch ohne eine so gefährliche Störung der gesellschaftlichen Ordnung und ohne ein so großes Opfer bestehender Einrichtungen, wie man es auf den ersten Blick erwarten sollte, durchgeführt werden können. Dadurch hat er oft die Gegner entwaffnet und praktische Männer vermocht, Schlüsse welche keinerlei wissenschaftliche Beweiskraft sie hätte überreden können gelten zu lassen, aus praktischen Rücksichten anzunehmen. Indem er sich auf einem Wege die Zustimmung speculativer Denker und auf einem andern die der praktischen Staatsmänner sichert, beeinflußt er die beiden äußersten Seiten des Lebens und bietet den seltenen Anblick eines der kühnsten und originellsten Philosophen in Europa dar, welcher sich den Beifall einer nicht geringen Zahl bloßer Gesetzgeber und Staatsmänner erwirbt, die sich gegen seine höheren Verallgemeinerungen (?)*) gleich-

*) Nicht ganz glückliche Uebersetzung: eine Verallgemeinerung

gültig verhalten, und, indem sie sich auf ihre eigene Kunst beschränken, unfähig sind, über die sichere und begränzte Routine der gewöhnlichen Erfahrung sich emporzuschwingen. Dies hat seinen Einfluß in mehr als Einer Hinsicht vermehrt; denn äußerst selten findet man einen Mann, der sowohl in der Praxis wie in der Theorie sich auszeichnet, und ebenso ungewöhnlich ist es, einen zu finden, der ein Verlangen danach hätte." Jüngst hat trotzdem Mill's Einfluß nicht ausgereicht, die „bloßen Gesetzgeber und Staatsmänner" den Plan acceptiren zu lassen, nach welchem die Frauen in politische Aktivität gesetzt werden sollten, und fügen wir hinzu: Buckle hätte dabei unzweifelhaft auf der Seite von Mill's Gegnern gestanden.

Von vielen Orthodoxen wird Buckle als ein Voltaireaner verrufen; er zeigt sich im vorliegenden Essay als ein Voltaire: Mill spielt in seinem Buche auf ein juristisches Inquisitionsverbrechen vom Jahre 1857 an, und Buckle hat sofort dem Falle nachgespürt, die Urkunden zusammengebracht, und schonungslos veröffentlicht er mit Nennung aller Namen den Zusammenhang der Thatsachen und das Verfahren. Auffallend sind die Aehnlichkeiten des letzteren mit dem im Jahre 1766 zu Abbeville gegen de la Barre und d'Etallonde angestrengten, gegen welches Voltaire den wirksamen Schrei seiner Entrüstung erhob.

An der Uebersetzung ist zu bedauern, daß die Muße gefehlt zu haben scheint, sie der Feile zu unterwerfen, welche eine Uebertragung von Arbeiten Buckle's doch wohl verdiente. Wir wünschen dem Werkchen um so mehr weite Verbreitung und schnellen Absatz, als dadurch das Erscheinen einer neuen Auflage herbeigeführt würde, in der die von uns gerügten und manche andere leicht nachzuweisende Verstöße beseitigt sein könnten.

Friedrich Hafenow.

Rußland.

Der Nihilismus der heutigen Russen.

Wie man manchmal die Erscheinungen eines krankhaften Zustandes verkennt und die Anzeichen desselben als unbedeutend mißachtet, so geschieht es auch umgekehrt, daß man Etwas als eine Krankheit ausgiebt, was es eigentlich nicht ist und was entweder nur in der Einbildung des Betreffenden oder in der irrthümlichen Auffassung des behandelnden Heilkünstlers seinen Ursprung hat. Solche Fehlgriffe und Irrungen trifft man im Privatleben und bei der pathologischen Beurtheilung des Individuums, wie im öffentlichen Leben beim Heilverfahren zur Rettung der Gesellschaft und bei der politischen Kur eines Staatswesens. Beim Einzelnen aber, wie bei der Gesellschaft, beim Arzt wie beim Staatsmann kommt es darauf an, die richtige Diagnose zu stellen, und diese Kenntniß der Ursachen, dieses Verständniß von der Entstehung oder von dem Wahne einer Krankheit, diese scharfsinnige Einsicht zeichnet gerade den Arzt wie den Staatsmann aus und bringt beide in Ruhm und Ansehen.

Da haben wir es mit einer angeblich neuen Erscheinung, mit dem Nihilismus in Rußland zu thun. Ist der Nihilismus wirklich ein Gattungsbegriff, ist er das Kennzeichen einer organisirten Partei, ist er eine gesellschaftliche Krankheit? Hören wir zuerst, was Herr Schédo-Ferroti, der ein ganzes Buch darüber geschrieben hat,*) davon hält. „Was den charakteristischen Zug des Nihilisten ausmacht, ist die bis an die äußersten Gränzen getriebene Selbstzufriedenheit, die in das Gefühl der Selbstbewunderung übergeht und der sich dann das Erstaunen über die eigene Verstandesschärfe beimengt. Indem sich der Nihilist allen gegenwärtigen und vergangenen Denkern überlegen glaubt, verwirft er mit Verachtung die aus ihren Forschungen für die Menschheit gewonnenen Wahrheiten und läßt nur die Theorieen als ewig wahr und unveränderlich gelten, die er selbst zu erfinden so glücklich war. Da er ferner nur Vertrauen hat zu seinem eigenen Urtheil, das er als unfehlbar betrachtet, verweigert er auch die Anerkennung gleichviel welcher Autorität in gleichviel welchem Gegenstand, und gelangt endlich dahin, daß er alles das als ein seiner Würde widerrechtlich auferlegtes Joch ansieht, was die ihn umgebende Gesellschaft als die Grundsäulen des sozialen Verbandes betrachtet und achtet: die Religion, die Familie, die eingesetzte Regierung." .... Und weiter: „Wollte man strenge Maßregeln gegen ihn anwenden, so würde er, da er sich in der Idee der eigenen Ueberlegenheit verrannt hat, endlich ein thätiges Mitglied der großen nihilistischen Verbrüderung werden, dieser Verbrüderung, die durch das Uebermaß ihres Stolzes auf ihren Geist zu der Negation der Grundbedingungen der menschlichen Gesellschaft gekommen ist, zu der Negation jeder religiösen, moralischen und administrativen Autorität, zu der Vergötterung des Ich, zu der Unfolgsamkeit als obersten Grundsatz, zu der Regellosigkeit, die zur Ehrensache erhoben wird." .... Dann noch: „Auf diese Weise hat der Nihilist, wie wir ihn in Rußland sehen, weder einen klaren Begriff von dem, was er erreichen will, noch das Bewußtsein von dem, was zu erreichen möglich ist, noch irgend ein Prinzip, das er nicht nöthigenfalls zu brechen bereit wäre .... Fragt ihn nicht, was er will, ihr würdet ihn sehr in Verlegenheit bringen, und er könnte euch nur mit Gemeinplätzen, mit windigen Vorschlägen antworten; aber er wird euch sehr genau sagen, was er nicht will, und das ist in drei Worten: alles thatsächlich Bestehende. Daher der Name „Nihilisten", den man dieser sonderbaren Brüderschaft von Wahnwitzigen gegeben hat."

Sind das Nihilisten? ist das Nihilismus? Nein und abermals nein! Es ist ganz einfach der Gegendruck gegen den andern Druck, die Reaction gegen die starke Action. Diese Wirkung kommt überall zum Vorschein, wo dieselben Ursachen sie hervorrufen. Wenn ein Vater seinen Sohn allzu strenge erzieht und ihm jedes Vergnügen und jede Ausgabe verbietet, um ihn durch diese Methode zur Sparsamkeit zu zwingen, wenn dieser Sohn dann als Erbe des großen Vermögens plötzlich selbständig wird und frei schalten kann, so tritt dann gewöhnlich eine Zügellosigkeit ein, und die lang zurückgehaltene Lebenslust macht sich in der Unmäßigkeit und in der leichtsinnigsten Geldverschleuderung Luft. Ebenso geht es, wenn eine Regierung mit rücksichtsloser Gewalt verfährt und ihre Unterthanen despotisch niederhält, oder wenn die priesterliche Tyrannei den Geist knechtet und jede Denkfreiheit mit Feuer und Schwert auszurotten glaubt. In allen diesen Fällen wird die Reaction nicht ausbleiben, und der heimliche Haß und die Verachtung führen dann auf die Irrwege der Selbstvergötterung und der

---

müßte aus Besonderem aufsteigen, während Buckle an Mill die Anwendung der allgemeinen Grundsätze auf das Besondere rühmt.

*) Neuvième étude (sur l'avenir de la Russie): Le nihilisme en Russie, par D. K. Schédo-Ferroti. Berlin (E. Bock) und Brüssel (F. Claassen), 1867.

blinden Verwerfung aller Schranken und jeder Autorität. Wenn man nun diese Auflehnung des menschlichen Geistes und diesen passiven Widerstand Nihilismus nennt, weil Einer oder der Andere durch den erlittenen Zwang aufschäumt und nunmehr gar keine Obrigkeit und keine Religion anerkennen will, so könnte man mit demselben Recht auch den Verschwender einen Nihilisten nennen, weil er gar kein Geld an sich halten kann! Es ist aber eben nichts Anderes als das Springen der zu stark gespannten Feder, als das Emporschnellen des elastischen Balles, wenn man ihn heftig niedergeschleudert hat.

Gestützt auf diesen von physikalischen Gesetzen getragenen Erklärungsgrund, bestreiten wir, daß es Nihilisten als solche giebt, oder daß die russischen Fortschrittsmänner oder After-Demokraten diese Bezeichnung verdienen. Schedo-Ferroti sagt selbst im Eingange seines Buches: „Der Nihilismus ist keine politische Sekte, er ist nicht einmal eine Doktrin, nicht eine Lehre, die eine Schule bilden und der Gegenstand weiterer Verbreitung werden könnte. Der Nihilismus ist ein moralisches Gebrechen, von dem die lebende Gesellschaft befallen ist und das sich unter verschiedenen Gestalten kundgiebt, je nach dem Kreise, in welchem es zum Vorschein kommt. Man sieht also die Nihilisten nicht allein bei uns (in Rußland): man trifft deren allenthalben, in der alten Welt wie in der neuen, und wenn die russischen Nihilisten die ersten gewesen sind, die von sich reden gemacht und die die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen haben, so hängt das mit verschiedenen bei Gelegenheit weiter zu enthüllenden Ursachen zusammen."

Nun wohl! wenn der Nihilismus keine politische Parteifarbe, wenn er eine gesellschaftliche Krankheit ist, die hier wie dort, in Europa wie in Amerika ausbricht: so zeigt das eben, daß etwas faul in der Gesellschaft ist, daß diese wunde Stelle von einem scharfen Drucke herrührt, daß entweder das Regierungs-System oder die religiöse Abrichtung oder das gesellschaftliche Verhältniß oder auch alle drei miteinander vermaledeit schlecht sind, und das zeugt für unsere Auffassung. Warum also die russische Jugend anschwärzen, warum sie überhaupt anklagen? Man gehe auf die Ursache der Erscheinung zurück, man verfahre beim Staatskörper wie bei den Leibesgebrechen des Einzelnen nach den Grundsätzen einer geläuterten Pathologie, man entferne die unnöthigen Schrauben und alle die spitzen Werkzeuge, die sich in das Fleisch des Volkes bohren, man erkläre auch nicht Jeden gleich für krank, der bloß — Hunger hat, sei dieser Hunger nun ein physischer oder ein moralischer, man gewähre dann dem Hungrigen die Möglichkeit zur Erwerbung des täglichen Brodes, sei es in der politischen Berechtigung oder in der gesellschaftlichen Gleichstellung, und man wird sehen, daß die „Nihilisten", Kommunisten, Sozialisten, Pessimisten und sonstigen —isten ganz verschwinden oder höchstens noch in den Büchern der phantasiereichen Schriftsteller fortleben werden.

Ueber den weitern Inhalt der vorliegenden „Studie", sowie über deren Eigenschaften werden wir in einem andern Artikel sprechen.

Kleine literarische Revue.

— **Die Werke des Generals von Clausewitz.***) Einer der berühmtesten und gediegensten Militär-Schriftsteller des 19. Jahrhunderts wird jetzt, nach dem Eintritt eines wichtigen Abschnittes der Kriegsgeschichte, in einer neuen Auflage seiner Werke den lernbegierigen Jüngern des Mars vorgeführt. Es ist selbstverständlich, daß diese Schriften, neben der Geschichte des Feldzugs von 1812, vor Allem das meisterhafte Lehrbuch „Vom Kriege" welches dermalen schon in dritter Auflage erscheint, nicht erst der Empfehlung bedürfen. Die eigenthümlichen Vorzüge von Clausewitz, den Preußen stets zu seinen begabtesten Kriegskennern zählen wird, sind überall, wo es europäisch geschulte Heere giebt, anerkannt. Wir begnügen uns daher im gegenwärtigen Augenblicke, der möglicherweise ein neues Verhängniß der Staaten bringt, auf die Thatsache des Erscheinens hinzuweisen und möchten nur den dringlichen Wunsch hinzufügen, daß die Werke des großen Strategen in dem vom Autor gewollten Sinne aufgefaßt werden, nämlich als kräftige Fingerzeige für die Bahn selbständiger Entwickelung des kriegerischen Geistes und Talents, als Ermunterungen zum Selbstdenken, als Warnungen vor dem militärischen „Methodismus" und als treu gemeinte Rathschläge, die mit offenem Auge und lebendigem, auf den realen Gang der Dinge gerichtetem Verständniß zu befolgen sind. Clausewitz hat nicht eine Dogmatik, sondern eine Phänomenologie der Kriegsthätigkeit und Feldherrnkunst schreiben wollen, dabei aber den praktischen Zweck des Krieges und innerhalb desselben den Zweck des Gefechtes vorangestellt.

— **Wießner's Kriegs- und Vaterlands-Lieder.***) Wer noch irgend einen Zweifel hegt, unser deutsches Volk sei ein sinniges und siegendes und verdiene deshalb schon auch ein singendes zu sein, der wende die paar Groschen an und verschaffe sich das vorliegende Schatzkästlein von dreimal sieben, wahrhaft vaterländischen, herzstärkenden und gesinnungstüchtigen Liedern, und dafür noch die schönsten Noten zum besten Text. Sie sind großentheils bekannten Kirchen- und Volks-Gesängen entnommen und müssen in jedes frommen und freien deutschen Mannes Brust an- — und was nicht minder für ihren Werth spricht, in jedes echten, edlen deutschen Weibes Herz wiederklingen — Und wenn wir zur weiteren Empfehlung des kleinen Noten- und Lieder-Buches hinzufügen, der Komponist und Dichter desselben sei ein Landsmann unseres unsterblichen Graun, der Kantor und Lehrer Wießner zu Wahrenbrück, welches Städtchen seit Kurzem darauf bedacht und dahin bemüht ist, diesem größten Kantor, dem Kapellmeister des großen Königs, ein Denkmal zu errichten, so wird und kann dies bei keinem wahren Patrioten Grauen erregen, sondern nur noch mehr Theilnahme und Genugthuung, und Sporn zur Beschaffung. Hätte W. aber nichts Anderes als den Zuruf an, und das Loblied auf das Vaterland (Nr. 13 und 14), den Nachruf an die Todten und das Steinmetz-Lied (Nr. 12 und 11) gedichtet, er würde verdienen, als ein bescheidener Nachfolger des tüchtigen Wahrenbrücker bezeichnet zu werden, denn wahrlich, Graun ist ihm ein Vorbild gewesen, zu folgen seinen Fußstapfen. 5.

— **Die deutschen Volksbanken im Jahre 1866.** Der in jedem Jahre dem „volkswirthschaftlichen Kongreß" und

---

*) Hinterlassene Werke des Generals Carl von Clausewitz über Krieg und Kriegführung. Neue Auflage. Erster Band: Vom Kriege. (3. Aufl.) Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann), 1867.

*) Der deutsche Krieg im Jahre 1866, in Liedern besungen nach Volksweisen. Nebst einem Anhang: Volkslieder aus dem deutsch-dänischen Krieg. Für zwei Stimmen, bearbeitet von C. Wießner. Wittenberg, Herrosé. (28 Seiten, Preis 5 Sgr.)

dem „Allg. deutschen Genossenschafts-Verband" vorgelegte, nicht in den Buchhandel kommende „Jahresbericht über die auf Selbsthilfe gegründeten, deutschen Erwerbs-Genossenschaften," von H. Schulze-Delitzsch, ist uns für das Jahr 1866 kürzlich zugegangen.*) Es ist erfreulich, daß selbst die Kriegsereignisse des vorigen Jahres die Ausbreitung des Genossenschaftswesens in Deutschland nicht gehindert haben Sogar in den dem Kriege zunächst ausgesetzten deutschen Landestheilen (mit Einschluß von Böhmen) haben die Genossenschaften, wenn auch mit einigen kleinen Verlusten, sich behauptet und die Schwierigkeiten der Lage mit Umsicht und Energie überwunden. Die politische Krisis hat vielmehr zur Kräftigung und Läuterung des Systems beigetragen, indem man mehr als früher bedacht war, einzelnen Uebelständen, auf welche die Anwaltschaft bisher vergeblich hingewiesen hatte, abzuhelfen. Besonders die Verstärkung des eigenen Kapitals in Reserven und Geschäfts-Antheilen, als der einzigen zuverlässigen Stütze bei schweren Kredit-Erschütterungen, ist vielfach erstrebt und herbeigeführt worden. Die Zahl der der Anwaltschaft bekannten deutschen Genossenschaften, die im Jahre vorher 1317 betragen hatte, war im Jahre 1866 auf 1433 gestiegen, worunter 1047 Vorschuß- und Kredit-Vereine (86 mehr), 187 Rohstoff-, Magazin- und Productiv-Genossenschaften (12 weniger) und 199 Consum-Vereine (22 mehr). Mit Einschluß der der Anwaltschaft nicht näher bekannten deutschen Genossenschaften wird die Gesammtzahl derselben auf 1600 und ihr Jahres-Geschäftsverkehr auf 105—110 Millionen Thaler geschätzt. Die seit zwei Jahren bestehende Deutsche Genossenschafts-Bank in Berlin hat im J. 1866, bei einem Commandit-Actien-Kapital von 270,000 Thaler, einen Geschäfts-Verkehr von 14½ Millionen Thaler nachgewiesen. Das am 27. März 1867 publizirte Genossenschafts-Gesetz in Preußen, welchem größtentheils der Entwurf zum Grunde liegt, den Schulze-Delitzsch im J. 1862 ausgearbeitet, so daß überall das Prinzip der Selbstverwaltung gewahrt ist, und zwar ohne daß es der Regierungs-Concessionen und Beaufsichtigungen durch Regierungs-Beamte bedarf, wird gewiß sehr viel zur weiteren segensreichen Entwickelung des deutschen Genossenschaftswesens beitragen.

— **Die Sagen der alten Brema.****). Eine kleine Sammlung Bremenscher Sagen, die mit dem Spruch eingeleitet wird: Was dir die Sage erzählt, mit der Geschichte vermählt, mit Phantasie im Verein — laß dir's willkommen sein! Die Verfasserin hat die Sagen ihrem muthmaßlichen Ursprunge nach aneinandergereiht und sie in das Gewand recht anmuthiger Erzählungen gekleidet. — Bei Arbeiten dieser Art kommt es darauf an, entweder die Sage, wie sie aus dem Volksmunde kommt, niederzuschreiben, oder die Form der Bearbeitung so eng als möglich dem Zeitalter der Sage anzupassen. Die Verf hat den letzteren Weg einzuschlagen gesucht. Gerade bei der ersten Sage — vom Ursprunge Bremens — hat sie indeß den mageren Sagenkern mit gar modernem Phantasie-Werk herausputzen zu müssen geglaubt. Dagegen ist in den Sagen von Till Eulenspiegel in Bremen und „Hat-awer" der Ton des späteren Mittelalters recht wirksam angeschlagen. Die letztere Sage — vom ungetreuen Bruder und ungerechten Richter handelnd — erscheint uns nach Inhalt und Form als das werthvollste Stück der Sammlung.

*) Leipzig, Gustav Mayer, 1867

**) Bearbeitet von Marie Mindermann. Bremen, C. Heyse, 1867.

— **Das Kind und der Schultisch.***) Der Titel dieser kleinen Schrift spricht für sich selbst, und bedarf es keiner weiteren Erläuterung, welches die Uebel sind, gegen die der Verfasser hier auf rationelle Weise anzukämpfen sucht. Zwez, Guillaume, Dr. W. Parow in Berlin u. A. haben bereits über diesen Gegenstand geschrieben, aber es läßt sich noch Manches darüber sagen. Die Ursache der schlechten Schreibestellung wird in der bisherigen Gestalt und Form der Schultische, sowie in der Bestuhlung gefunden, und danach auf Grund der angestellten Untersuchungen eine rationellere Anfertigung derselben in Vorschlag gebracht, welche auf zwei angehängten lithographirten Tafeln deutlich gemacht ist. Auf die Einzelnheiten können wir hier nicht eingehen. Wir empfehlen das Büchlein den Schulvorstehern und Pädagogen zur Berücksichtigung.

Literarischer Sprechsaal.

Bei der kürzlich stattgehabten Prüfung und Preisvertheilung der mit dem Kensington-Museum von London in Verbindung stehenden Kunstschulen wurde von zehn goldenen Medaillen eine einer Schülerin zu Theil. Von den vertheilten zwanzig silbernen Medaillen kamen zehn auf männliche, zehn auf weibliche Schüler, von den einundfünfzig bronzenen Medaillen erhielten die Mädchen zwölf und an den dreiunddreißig in Büchern bestehenden Preisen waren sie mit acht betheiligt. Der uns vorliegende Bericht, dem wir diese Zahlen-Angabe entnehmen, macht dazu die Bemerkung, das Verhältniß der mit Auszeichnungen bedachten Schülerinnen scheine auf den ersten Blick ungünstig im Vergleich zu den Schülern, stelle sich aber besser, sobald man in Erwägung zieht, wie viele Vorschulen lediglich für Knaben vorhanden sind, und daß die männlichen Zöglinge durch Abendklassen und andere Vergünstigungen noch mancherlei Vortheile vor den weiblichen haben. Andererseits kann aber der Bericht auch nicht umhin, dem Wunsche Ausdruck zu geben, die lernenden jungen Mädchen möchten im Allgemeinen nicht so leicht befriedigt von ihren Leistungen sein. Es komme gar oft vor, daß sie, sobald sie etwas einigermaßen Gutes geschaffen, sich für fertig ausgebildet halten und mit ihren Anstrengungen gerade in dem Augenblicke nachlassen, wo sie dieselben verdoppeln sollten. Die Schwäche der Eltern, welche, entzückt von einem mäßigen Talente des Töchterchens, dieses durch übertriebene Lobsprüche irre machen, wird als Grund der gerügten Erscheinung in erster Linie angeklagt, und wir können zu dieser Behauptung, der wir auch aus eigener Erfahrung zustimmen möchten, die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die der Frauen-Natur so oft vorgeworfene Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit im Arbeiten sehr häufig eine Folge jener Erziehung ist, die sich mit Allem, was das Mädchen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst leistet, sei es noch so stümperhaft, befriedigt, ja davon entzückt erklärt, aus keinem andern Grunde, als weil das Weib darin ja eigentlich gar nichts zu leisten braucht. Die Halbheit taugt nirgend; es wird aber an keinem Orte so viel und so schwer durch sie gesündigt, als in der Frauen-Erziehung.

*) Das Kind und der Schultisch. Die schlechte Haltung der Kinder beim Schreiben und ihre Folgen, sowie die Mittel, derselben in Schule und Haus abzuhelfen. Von Dr. Fahrner, praktischem Arzte und Mitgliede der Schulpflege in Zürich. Zweite, unveränderte Auflage. Zürich, Fr. Schultheß, 1865.

Bei dem Arbeiter-Tage, den die vereinigten deutschen Arbeiter-Vereine am 7. October in Gera hielten, wurden von Herrn Moritz Müller aus Pforzheim folgende, die Frauen-Frage betreffende Resolutionen beantragt, die demnächst angenommen wurden:

1) „Die Frauen sind zu jeder Arbeit berechtigt, zu welcher sie fähig sind."

2) „Die Vorurtheile und die gesetzlichen Hindernisse, welche den Rechten der Frauen noch entgegenstehen, sind zu beseitigen."

3) „Es ist Pflicht der Familien, der Gemeinden und des Staates, für gute weibliche Bildungs-Anstalten zu sorgen, welche denen des männlichen Geschlechts in keiner Beziehung nachstehen."

4) „Es ist Sache der Arbeiter-Vereine, die in den bestehenden Gesetzen, Gewohnheiten, Sitten und Vorurtheilen liegenden Hindernisse, welche der Vollziehung dieser Beschlüsse entgegenstehen, nach besten Kräften beseitigen zu helfen."

Nachdem Dr. Heinrich Laube in Wien kürzlich von der Direction des Burgtheaters zurückgetreten, hat er jetzt die Redaction des dramatischen Feuilletons der „Neuen freien Presse" übernommen. Wie im constitutionellen England der durch seinen politischen Gegner verdrängte Minister an die Spitze der Opposition tritt, so steht jetzt seinem Directions-Nachfolger, Frhrn. v. Münch-Bellinghausen (Friedr. Halm) der Theater-Kritiker Heinrich Laube gegenüber. Und die Opposition dieses Kritikers wird um so gewichtvoller sein, als er den Ruhm für sich hat, durch seine neunzehnjährige Verwaltung das Burgtheater zur ersten Bühne Deutschlands gemacht zu haben. Der sehr interessanten, historischen „Briefe über das Burgtheater", welche Heinr. Laube seit einiger Zeit in der „Oesterreichischen Revue" hat abdrucken lassen, gedachten wir bereits mehreremal. Diese Briefe umfassen die Geschichte des Burgtheaters zur Zeit Maria Theresia's und des Kaisers Joseph, welcher Letztere es zum „deutschen Nationaltheater" unter Lessing's und Schröder's Leitung erheben wollte, und reichen bis zur Zeit der Directionen Schreivogel's (West's), Holbein's und des Grafen Dietrichstein. Eine Fortsetzung dieser Briefe erscheint jetzt in der „Neuen freien Presse", und zwar liefert Laube hier die Geschichte seiner eigenen Direction von 1848 bis 1867, verbunden mit Theater-Memoiren, die in der That sehr anziehend zu werden versprechen.

In dem „Lyceum des Kronprinzen" (Lycée du Prince-Impérial) in Paris nehmen in diesem Semester 232 Zöglinge an dem Unterricht in der deutschen Sprache Theil. Bei der letzten großen Prüfung haben von diesen Zöglingen 66 das Zeugniß „sehr gut" erhalten und 85 das Zeugniß „gut"; 22 dieser jungen Leute sind bereits im Stande, sich über alle Gegenstände in deutscher Sprache geläufig auszudrücken. Hiernach zu urtheilen, scheint das Deutsche auf französischen Gymnasien jetzt mit größerem Eifer gelernt zu werden, als das Französische in deutschen.

Sieht man im Innern der großen Maschinen-Halle des Pariser Ausstellungs-Gebäudes, oder auch außerhalb derselben die zahllosen Dampfmaschinen, wie sie hier den härtesten aller Körper — den Diamanten — schleifen, dort Hasenhaare zu Filzhüten zusammen blasen, hier gewaltige Krahne in Action setzen, dort zierliche Gemmen schneiden, hier pflügen, dort Eis fabriciren, spinnen und hämmern und in tausend und aber tausend andern Dingen dem Menschen in jetzt unentbehrlicher und unersetzbarer Weise helfend zur Seite stehen, so ist es unmöglich, der Hauptquelle uneingedenk zu sein, der all' dieser reiche Segen entströmt. Die in Kraft umgewandelte Wärme ist es, die immer auf Erden war und sein wird, so lange die Sonne scheint, die aus der Urzeit in Form von Steinkohle uns aufbewahrt und gleichsam eine concentrirte urweltliche Wärme darstellt, die man aber in früheren Jahrhunderten nicht, oder doch nur durch Zufall, aufzufinden vermochte, weil die Leuchte der Wissenschaft fehlte, die durch Felsen und gewaltiges Steingeröll hindurch heute ihr helles Licht tief in das Innere der Erdrinde hinab leuchten zu lassen vermag. Kein Wunder daher, wenn man von allen Enden und Ecken der von civilisirten Menschen bewohnten Erd-Oberfläche Proben jenes internationalen, concentrirten, urweltlichen Wärmestoffes einsandte, ja mit innerem Behagen lehnt man sich an die gewaltigen Steinkohlen-Blöcke, welche Spanien an die Eingangspforten seines mit Landesprodukten so reich ausgestatteten Inneres setzte; mit wahrem Entzücken mißt man neben Anderen den 33 Fuß hohen Steinkohlen-Obelisk, den Nova Scotia in der Nähe des electrischen Leuchtthurmes aufstellte, aber mit der größten und innigsten Freude steht man als Preuße in der Rue de Prusse die aus vergoldeten Würfeln dargestellte Pyramide, welche die allmählich steigende Zunahme der Steinkohlen-Förderung in unserem engern Vaterlande Preußen, gleichsam handgreiflich in Goldwerth ausgedrückt, uns veranschaulicht. Mit wohlbegründetem Stolze dürfen wir uns dem kohlenreichen Australien, Belgien, Albion und Nordamerika ebenbürtig an die Seite stellen, denn es bedarf nur der Segnungen eines längeren Friedens, um diese gigantischen Massen wohl conservirten Urwärmestoffes in Arbeit und Gold umzuwandeln.

(Bresl. Gewerbeblatt.)

Nachstehende Zusammenstellung der gelesensten, in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika in deutscher Sprache erscheinenden nichtpolitischen Blätter und ihrer Preise ist der im August 1867 gedruckten Zeitschriften-Liste von E. Steiger in New-York entlehnt:

	pr. Nummer.	pr. Jahr.
Amerikanischer Agriculturist	t5 Cts.	$ 1.50
Atlantische Blätter und N. Y. Kladderadatsch	4	2.00
Beobachter am Hudson	4	2.00
Frank Leslie's Illustrirte Zeitung	10	4.00
Illustrirtes Familien-Journal (Philadelphia)	10	2.40
Museum......................	10	5.20
Nachrichten aus Deutschland und der Schweiz	10	4.00
Neue N. Y. Musik-Zeitung	10	4.00
N. Y. Belletristisches Journal (Crim.-Ztg.)	t0	5.00
N. Y. Handels-Zeitung	25	10.00
Pionier	10	5.00
Die Reform, Monatsschrift für Freimaurer	—	2.00
Sonntagsblatt des N. Y. Journals	4	2.00
„ der N. Y. Staats-Zeitung .	4	2.00
Wochenblatt der N. Y. Abend-Zeitung ...	7	3.00
„ des N. Y. Demokrat	8	3.50
„ des N. Y. Journals	6	2.50
„ der N. Y. Staats-Zeitung...	7	2.50

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] **Berlin, den 26. Oktober 1867.** **[Nº 43.**

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Harrwitz (D.), Lehrbuch des Schachspiels

enthaltend die Analyse der Eröffnungen und Endungen

nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen, Boden, Horwitz, Kieseritzky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen*, dem Verfasser u. A.

21¼ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (681)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten: (682)

Neue Essays über Kunst und Literatur

von

Herman Grimm.

Velinpapier. gr. 8. 1865. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Undine. Eine Erzählung von **Friedrich Baron de la Motte Fouqué.**

Miniatur-Ausgabe (13. Auflage). 1864. Mit Titelbild, gezeichnet von Ludwig Richter, gestochen von Chr. Hoffmeister. In englischem Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Volks-Ausgabe (14. Auflage). 1865. Eleg. geh. 10 Sgr. In englischem Einband 15 Sgr.

Pracht-Ausgabe (12. Auflage). 1860. Mit 70 Holzschnitten. cart. 1 Thlr. 10 Sgr. reich gebunden 1 Thlr. 20 Sgr.

Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig, und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (683)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena sind erschienen und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Geld und Frauen.

Erzählungen

von

Gustav Höcker,

Verfasser von: „Kaufmännische Carrièren", „Dunkles Spiel" und „Sein und nicht sein".

3 Bde. 8. Brosch. 3⅓ Thlr.

Der Meerkönig.

Eine Erzählung

von

Balduin Möllhausen.

Drei Abth. in 6 Bänden. 8. brosch. 6⅔ Thlr.

Der General-Anzeiger für Leihbibliotheken und Lesezirkel begrüßt das Erscheinen des Romans wie folgt:

„Der Roman führt uns in das wechselvolle, an spannenden Scenen reiche Leben beider Hemisphären ein. Hier wie dort wird der Leser durch die mit großer Sorgfalt gezeichnete Charakteristik der auftretenden Personen überrascht, welche mit einer, tiefe psychologische Studien voraussetzenden Lebenswahrheit geschildert sind. Selbst in den aufregendsten Scenen, in denen wir die Menschen in der tiefsten moralischen und sittlichen Verkommenheit kennen lernen, wird das ästhetische Gefühl durch wirklich geniale und lebensfrische Schilderung wahrhaft edler Charaktere wieder versöhnt und gelingt es dem Verfasser, stets durch einen frischen und doch feinen Humor das Ganze zu einem Bilde zu vereinen, dessen dunkel gehaltene Stellen nur dazu beitragen, die Lichteffekte wirksamer erscheinen zu lassen. (684)

Verlag von Carl Rümpler in Hannover.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die mittelalterlichen Baudenkmäler Niedersachsens.

Herausgegeben von dem

Architekten- und Ingenieur-Verein für das Königreich Hannover.

Zwei Bände. Folio. cart. Mit 93 lithographirten Tafeln. 12 Thlr.

Inhalt: Band I. Einleitung. Die St Godehardi-Kirche zu Hildesheim. — Die Kirche des Klosters zu St. Michael in Hildesheim. — Die Kirche zu Wallenhorst bei Osnabrück. — Die Klosterkirche zu Fredelsloh bei Einbeck. — Die Kirche des kaiserlichen Stifts zu Königslutter. — Die Klosterkirche zu Fredelsloh. — Krypta der ehemaligen Klosterkirche zu Riechenberg. — Die Klosterkirche des vormaligen Augustinerklosters zu Riechenberg bei Goslar. — Die Kirche zu Nicolausberg bei Göttingen. — Die Klosterkirche zu Bursfelde. — Die Klosterkirche zu Wilhelmshausen. — Das Kloster Hilwartshausen. — Die Klosterkirche zu Bassum. — Die Kirche des ehemaligen Augustinerklosters zu Hadmersleben. — Die Kirche des ehemaligen Moritzklosters bei Hildesheim. — Die Benedictiner-Klosterkirche zu Breitenau in Hessen. — Die Ruine der Kirche des ehemaligen Benedictiner-Klosters zu Burghasungen in Hessen. — Die Kirche zu Idensen bei Wunstorf. — Die Klosterkirche zu Drübeck. — Die Gemeindekirche zu Drübeck. — Die Benedictiner-Klosterkirche zu Ilsenburg. — Die Kirche zu Neustadt am Rübenberge. — Die Stiftskirche zu Wunstorf. — Die Stiftskirche zu Mandelsloh. — Die Klosterkirche zu Mariensee. — Die Kirche des Cistercienser-Nonnenklosters zu Wiebrechtshausen.

Band II. Die Abteikirche zu Quedlinburg. — Klosterkirche St. Peter und Paul zu Hadmersleben. — Klosterkirche Zu Unserer Lieben Frauen zu Halberstadt. — Die Krypta der Klosterkirche St. Wiperti in Quedlinburg. — Klosterkirche zu Heiningen. — Die Kirche zu Berne. — Die Ruinen der Klosterkirche zu Hude. — Kirchen an der Unterweser. — Das Cistercienser-Kloster Loccum. — Die Stiftskirche St. Materniani zu Bücken. — Die Stiftskirche zu Wildeshausen. (685)

So eben erschien in unserm Verlage:

Voigt (Fr.), Grundriß der brandenburgisch-preußischen Geschichte in Verbindung mit der deutschen. Dritte Auflage. 1864. 5¾ Bogen. 8. 6 Sgr.

„Die Vorzüge, die wir an dem größeren Werke (Brandenburg.-preuß. Geschichte 1860) rühmten: knappe, kernige Darstellung, Klarheit und Uebersichtlichkeit, sind auch diesem kleineren Buche eigen. — — Als besonders praktisch arrangirt, möchten wir schließlich noch die drei Tabellen hervorheben, die Prof. Voigt seinem Buche als Anhang beigegeben hat. — — Wir zweifeln nicht, daß sich, wie das Buch überhaupt, so auch dieser Anhang in der Praxis bewähren wird." Schulbl. f. d. Prov. Brandenb.

Voigt (Fr.), Grundriß der alten Geschichte. 1862. 4¾ Bogen. 8. 5 Sgr.

Der Verf. hat den vorliegenden Grundriß auf den Wunsch bewährter Schulmänner und in eben der Weise entworfen, nach welcher der vorstehende von ihm 1861 herausgegebene und mit so großem Beifall von den Fachblättern wie von den Herren Lehrern aufgenommene bearbeitet ist. (686)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin.

Die Grenzboten. (687)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 43. Die Reform in der Türkei. — Ein Wort über den „Allgemeinen deutschen (Lassalleschen) Arbeiter-Verein." Correspondenz vom Rhein. — Die Lage Süddeutschlands. — Politische Rundschau: Stimmungen in Frankreich. — Briefe vom Reichstag.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Mittheilungen

aus Justus Perthes' geographischer Anstalt. 1867. X.

J. R. Lorenz, Die kartographischen Darstellungen auf der Pariser Ausstellung 1867. — Uebersicht von G. Rohlfs' Reise durch Afrika, 1866—1867. — Neue Karten über den Westen der Vereinigten Staaten. — Die französische Nordpol-Expedition. — Geographische Notizen. — Karten: Tafel 12. Uebersicht von Gerhard Rohlfs' Reisen in Afrika 1861—1867. — Tafel 13. H. Berghaus, Karte vom westlichen Theil der Vereinigten Staaten Nord-Amerika's.

Preis des Jahrgangs von 12 Heften 4 Thlr.

Ergänzungsheft Nr. 21. Preis 20 Sgr.

J. Spörer, Nowaja Semlä in geographischer, naturhistorischer und volkswirthschaftlicher Beziehung.

Gotha, Justus Perthes. (688)

Dieser Nummer liegen zwei Beilagen bei: 1) **Alphons Dürr's Skandinavischer und Niederländischer Literatur-Bericht.** Nr. 9. — 2) Neuerer Verlag der **C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg.** II. Abth. (Naturwissenschaften, Mathematik, Vermischtes.) III. Abth. (Rechts- und Staatswissenschaft. Politik und Geschichte.) IV. Abth. (Philologie, Theologie und Pädagogik. Vermischtes.) (689. 90)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Göthe in Schlesien, 1790.*)

Unter diesem Titel schildert der unten genannte Verfasser in einem Schriftchen, das sich ebenso durch gründliche Forschung, wie durch geschickte Anordnung und gefällige Darstellung auszeichnet, eine kleine Episode aus Göthe's Leben. Dem Texte folgen Bemerkungen und Zusätze, von denen besonders die Auszüge aus damaligen Tageblättern interessante Beiträge zur Vervollständigung des Bildes von der Zeit und der Umgebung, in der sich der Dichter bewegte, geben, und endlich eine chronologische Uebersicht der zu Göthe's Anwesenheit in Schlesien in irgend einer Beziehung stehenden Tagesereignisse.

Die Veranlassung zur Reise Göthe's gab die damalige preußische Politik, die zur Sicherung des europäischen Gleichgewichts ein Heer gegen Oesterreich in Schlesien zusammenzog, eine Demonstration, die mit der Convention von Reichenbach, am 27. Juli 1790, ruhmlos endete. Karl August, der Herzog von Weimar, erhielt als preußischer Generalmajor auf seinen ausdrücklichen Wunsch die Führung einer Brigade in Schlesien und begab sich im Juni 1790 dorthin. Vorher hatte er Sorge getragen, Göthe, welcher nach Venedig gegangen war, um die aus Italien zurückkehrende Herzogin Mutter zu empfangen, die Einladung zuzustellen, ihn nach Schlesien zu begleiten. Die Beweggründe des Herzogs, Göthe aus seiner gewohnten Lebensweise herauszureißen, findet unser Verfasser in der rücksichtsvollen Theilnahme, die der Herzog seinem Freunde schenkte. Ungern war Göthe aus Italien unter den trüben Himmel Deutschlands zurückgekehrt. Die damaligen literarischen Zustände trugen dazu bei, ihn zu verstimmen; vor Allem aber hatte sein Verhältniß zu Christiane Vulpius alle seine Freunde in Weimar ihm entfremdet und den Bruch mit der Frau v. Stein veranlaßt; kein Wunder, daß er sich in Weimar nicht heimisch fühlte. Deshalb eben hatte der Herzog ihn nach Venedig gesendet, und jetzt berief er ihn nach Schlesien, womit er zugleich den Wunsch Göthe's, einmal einem kriegerischen Schauspiel beizuwohnen, erfüllte. Am 9. Juli nimmt Göthe von Knebel, der in Jena lebte, mit folgenden Worten Abschied: „Kaum habe ich mich von meiner venetianischen Reise erholt, so werde ich zu einer anderen berufen, von der ich mir außer mancherlei Beschwerden viel Vergnügen und Nutzen verspreche. Der Herzog hat mich nach Schlesien berufen, wo ich einmal statt der Steine und Pflanzen die Felder mit Kriegern besät finden werde."

Ein Fußübel verzögerte seine Abreise, die erst am 26. Juli erfolgte. Am 28. kommt er nach Dresden, und von da unternimmt er den bedeutenden Gebirgsritt, dessen er noch später gedenkt, nach der Grafschaft Glatz zur Armee des Königs, macht einen Ausflug nach Adersbach und dichtet sein Epigramm: „Feldlager in Schlesien". Am 10. August kommt Göthe nach Breslau, wo am folgenden Tage der König unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug hält. Ueber die Einwirkungen, die der Anblick des ihm völlig fremden Schlesiens auf ihn ausgeübt, geben die wenigen Briefe, die er von Breslau aus an Herder gerichtet hat, einige Aufklärung. Schon im ersten Briefe, vom 10. August, berichtet er mit unverkennbarer Freude, daß er sich von den Schönheiten, die er auf seinen Streifzügen durch dasselbe angetroffen, behaglich berührt fühle: „Seit Anfange des Monats bin ich nun in diesem zehnfach interessanten Lande, habe schon manchen Theil des Gebirgs und der Ebene durchstrichen und finde, daß es ein sonderbar schönes, sinnliches und begreifliches Ganze macht. Manche Unannehmlichkeit und Plage wird durch neue Begriffe und Ansichten vergütet. Ich werde viel zu erzählen haben, wenn es mir im Winter wieder erzählerlich wird. Schreiben kann ich nicht, das wisset Ihr!" Sein Versprechen, das er seinen Weimarer Freunden gegeben, hat er auch gehalten; denn das „schöne Schlesien" wurde von da an in Weimar ein Gegenstand hohen Interesses.

Ueber die alte Hauptstadt Schlesiens waren mit der Ankunft des Königs festliche Tage hereingebrochen. An dem reich bewegten Leben, das sich vor Göthe's Augen entfaltete, nahm er einen lebhafteren Antheil, als er später einzugestehen für gut fand. „In Breslau, heißt es in den Annalen, wo ein soldatischer Hof und zugleich der Adel einer der ersten Provinzen des Königreichs glänzte, wo man die schönsten Regimenter ununterbrochen marschiren und manoeuvriren sah, beschäftigte mich unaufhörlich, so wunderlich es auch klingen mag, die vergleichende Anatomie, weshalb mitten in der bewegtesten Welt ich als Einsiedler in mir selbst abgeschlossen lebte." Daß er trotzdem mit mehreren bedeutenden Persönlichkeiten zusammengekommen, sagt er selbst in einem Briefe an Herder: „Schlesien ist ein sehr interessantes Land, und der Augenblick ist interessant genug. Eine Menge Menschen lerne ich kennen, neue Verbindungen werde ich wohl schwerlich eingehen." Vor Allem war es der Oberbergrichter Freiherr von Schuckmann, der spätere preußische Minister des Inneren und der Polizei, der bald Göthe's Aufmerksamkeit auf sich zu lenken verstand. Ihre Bekanntschaft vermittelte die beiderseitige Freundschaft zu dem Musiker Reichardt, damals königlichem Kapellmeister in Berlin. Ueber den Eindruck, den Göthe auf ihn gemacht, schreibt Schuckmann: „Böse Beispiele verderben gute Sitten, und so macht der Anblick imponirender Müßiggänger faul, oder vielmehr das sinnlose Drehen in ihrem Kreise zu leer, um sich in solcher Stimmung dem Freunde zu nahen. Doch bin ich äußerst zufrieden über diese verlebte Zeit, in der ich im größten Contrast auch manche Stunden des höchsten Lebensgenusses gehabt habe. Ohne daß ich Dir's sage, wirst Du errathen, daß ich sie Göthen verdanke. Ich bin sehr nahe und innig mit ihm bekannt worden und habe einen vortrefflichen Menschen an ihm gefunden. Was ich Dir über seine Schwierigkeit im Ausdruck schrieb, war ganz weg, sobald er herzlich ward und außer der Convention mit mir lebte. Kalt kann er eigentlich nicht reden, und dazu will er sich mit Fremden zwingen; und das wohl aus guten Gründen. Vertraut folgt er seiner Natur und wirft aus dem Schatze die Ideen in ganzen Massen hervor. Ich möchte sagen: er spricht, wie der Algebraist rechnet, nicht mit Zahlen, sondern mit Größen, und seine lebendige Darstellung ist nie Gaukelspiel der Phantasie, sondern seine Bilder sind immer das wahre Gegenstück, was die Natur dem Dinge gab, und führen die Hörer ihm zu, nicht ab." — Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Beiden bestanden bis in die späteste Zeit. Durch Schuckmann wurde Göthe auch mit dem Grafen Reden, Director der schlesischen Bergwerke, bekannt, der Alles aufbot, dem Herzog und Göthe die höchste Einsicht in das Bergfach zu verschaffen. Den dirigirenden Minister von Schlesien, Hoym, lernte Göthe, wenn auch nur flüchtig, kennen, wie er in einem Briefe an Herder meldet.

Von literarischen Größen gab es damals, etwa mit Ausnahme Garve's, keine in Breslau. Garve hatte Göthen bereits

*) Ein Beitrag zur Göthe-Literatur, von Herman Wentzel. Oppeln, Gustav Tempeltey, 1867.

im Jahre 1781 in Weimar einen Besuch abgestattet, den ihm Göthe jetzt erwiederte. Garve's geistiger Gesichtskreis hatte in Folge seines einförmigen, abgeschlossenen Lebens, zu dem ihn eine langjährige Krankheit verurtheilte, zwar nicht an Tiefe, aber an Weite verloren; fremdartige Charaktere verstand er nicht mehr sich zurechtzulegen. Er schrieb an seinen Freund Weiße, am 10. October: „Daß Göthe bei uns einige Wochen gewesen ist, habe ich Ihnen, glaube ich, schon gesagt. Ich will glauben, daß das, was in gewissen Augenblicken Stolz zu sein scheint, im Grunde nur Zurückhaltung ist. Er kann nur auf eine einzige Art sein (um seiner eigenen metaphysischen Art zu reden mich zu bedienen). Um vertraulich und offenherzig mit Jemanden zu werden, muß er sich erst in diesen Ton hineinfinden." — Ueber Göthe's Begegnung mit Joh. Timotheus Hermes, Consistorialrath und Probst bei St. Magdalena in Breslau dem berühmten Verfasser des sechsbändigen Romans „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", berichtet unser Verfasser nach einer mündlichen Tradition Folgendes: Als Hermes von Göthe's Anwesenheit in Breslau Kunde erhalten, gab er sich Anfangs der Erwartung hin, daß dieser nicht lange zögern werde, ihm einen Besuch abzustatten. Doch als dieser nicht erfolgte, entschloß er sich endlich, selbst den ersten Schritt zu thun. Mit geziemender Würde stieg er die zu Göthe's Wohnung führenden Stufen hinauf, als dieser raschen Schrittes dieselben hinunter kommt und beide sich mitten auf der Treppe begegnen. Hermes, welcher Göthe bereits einmal gesehen, wußte sofort, wen er vor sich sähe, und läßt sich, da er bemerkt, daß Göthe an ihm vorübereilen will, zu der Anfrage herbei, ob er wohl den Dichter des Werther vor sich zu sehen die Ehre hätte? „Mein Name ist Göthe," antwortete dieser kurz, „und wer sind Sie?" „Ich bin der Verfasser von Sophiens Reise von Memel nach Sachsen." „Und der ist?" fragte Göthe und setzte, unbekümmert um das Schicksal des unglücklichen Hermes, der in seinen gehegten Erwartungen bitter getäuscht, kein Wort hervorzubringen vermochte, seinen Weg fort.

Die Anwesenheit des Königs in Breslau verzögerte sich über Erwarten, und Göthe unterbrach seinen Aufenthalt daselbst und unternahm eine Reise in das Gebirge. Am 31. August finden wie ihn in Landeshut, von wo aus er wahrscheinlich Warmbrunn mit seinen Stein- und Glasschleifereien besuchte. Weiter scheint er nicht gekommen zu sein, da der Herzog ihn nach Breslau berief, ihn nach den Bergwerks-Districten in Oberschlesien zu begleiten. Beide befinden sich schon am 4. September in Tarnowitz, von wo aus sie unter Führung des Grafen Reden die oberschlesischen Hüttenwerke besichtigen. In das Fremdenbuch trugen beide ihre Namen eigenhändig ein; Göthe ließ außerdem das Epigramm: „An die Knappschaft von Tarnowitz", mit Unterschrift seines einfachen Namens Göthe durch fremde Hand einschreiben. Die Anfangsworte des Epigramms: „Fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches u. s. w.", nahmen schon damals die Tarnowitzer dem Dichter übel, und nach seinem Tode, noch im Jahre 1835, zogen sie ihm unwürdige Schmähungen von einem gewissen Kosmali in den „Neuen schlesischen Blättern" zu. Von Tarnowitz aus besuchte Göthe mit dem Herzoge und dem Grafen Reden Krakau, die Salzbergwerke von Wieliczka und Czenstochau. Am 10. September kehrte die Gesellschaft nach Breslau zurück. Ein Brief an Herder spiegelt die nicht vom besten Humor beseelte Stimmung, in welcher sich der Dichter nach seiner Ankunft befand: „Ich habe lange von Dir nichts gehört, bin wieder hier in Breslau, nachdem wir von einer Reise nach Tarnowitz, Krakau, Wilitzka, Czenstochau glücklich gestern zurückgekommen sind. Ich habe in diesen acht Tagen viel Merkwürdiges, wenn es auch nur meist negativ merkwürdig gewesen, gesehen. An dem Grafen Reden haben wir einen sehr guten Gesellschafter gehabt. Nun sind wir wieder hier in dem lärmenden, schmutzigen, stinkenden Breslau, aus dem ich bald erlöst zu sein wünsche."

Die Erlösung kam mit der Nachricht, daß die Pforte die in Reichenbach geschlossenen Friedenstractate und den Waffenstillstand angenommen habe, am 17. September Am folgenden Tage schreibt Göthe an den Hausmarschall von Racknitz in Dresden (nach unseres Verfassers nicht unwahrscheinlicher Vermuthung): „Endlich kann ich Ihnen melden, daß ich morgen, den 19. September, von Breslau abgehe. Eine Woche bringe ich wohl im Gebirge Schlesiens zu, hoffe aber Sonnabend, den 25. September, in Dresden einzutreffen. .. Ich habe in Schlesien manches Gute genossen, manches Merkwürdige gesehen, manche interessante Bekanntschaft gemacht, davon ich allerlei erzählen werde."

Göthe kam im Gefolge des Herzogs am 6. October in Weimar an. Seine Ankunft meldete er Knebel, am 17. October: „Wir sind nun wohl und glücklich aus Schlesien angekommen und ich begrüße Dich wieder aus Thüringen. Ich kann sehr zufrieden mit meiner Reise sein, denn ich habe sehr viel Interessantes gesehen, besonders hat mich Dresden glücklich gemacht. Sehen wir uns wieder, so werde ich Manches erzählen und mittheilen können." Das Ergebniß, welches Göthe von seiner Anwesenheit in Schlesien nach Hause mitbrachte, faßt unser Verfasser kurz also zusammen: „Unruhigen Sinnes hatte er seine Heimat verlassen, doch willig trug der Fuß den Willigen zurück; das bunte Bild, das vor seinen Augen im fremden Lande emporgestiegen war, es konnte ihn, wie dankbar er auch das Gute, Schöne, das es mit sich führte, empfand, auf die Dauer nicht fesseln, den verbannten Frieden in seine Brust nicht zurückführen: er sehnte sich nach der stillen, geweihten Stätte des Schaffens zurück, und wenn er dann in seinen Annalen das folgende Jahr mit den Worten bezeichnen konnte: „Ein ruhiges innerhalb des Hauses und der Stadt zugebrachtes Jahr", so hat an dieser Wandelung der Denkweise des Dichters gewiß auch Schlesien seinen Antheil."

E. M.

Literarhistorisches.

Georg Weißel. — Johann Hevelias. — Aennchen von Tharau.

Im fünften diesjährigen Heft der „Altpreußischen Monatsschrift" (Königsberg i. Pr., Th. Theile's Buchhandlung) finden wir werthvolle Notizen über drei in sehr verschiedener Art auch außerhalb Alt-Preußens bekannt gewordene Persönlichkeiten.

Die erste derselben ist Georg Weißel, über welchen der Pfarrer Dr. Kahle in Caymen das nur in dürftigem Maße vorhandene biographische Material gesammelt hat. Georg Weißel, erster Pfarrer an der 1623 gegründeten Altroßgärtschen Kirche in Königsberg, war Vorläufer jenes preußischen Dichterbundes, als dessen Seele und Meister Simon Dach gefeiert wurde. Ausgezeichnet besonders als Kirchenlieder-Dichter, legte er sein echt frommes, von allen Aeußerlichkeiten freies Gemüth in zahlreichen kirchlichen Gesängen nieder, zu denen der Cantor Stobäus und der fürstliche Kapellmeister Eccard die besten Weisen komponirten. Einfachheit und Innigkeit des Ausdrucks, Natürlichkeit des Gefühls und Zartheit der Empfindung sind die her-

vorragenden und damals nicht gerade landläufigen Eigenschaften dieser Lieder, die sicher würdig wären, manches Kernlied verschrobenen und veralteten Inhalts in den Gesangbüchern christlicher Gemeinden zu ersetzen. Nur wenige Weißel'sche Lieder sind noch in preußischen Gesangbüchern zu finden. Es liegt dies, wie Dr. Kahle treffend bemerkt, in der Mannigfaltigkeit ihres Strophenbaus, die nicht gestattete, die Lieder nach den damals bekannten Melodieen zu singen. „Ein Lied gilt nur so lange und so weit, als es gesungen wird. So hat es geschehen können, daß werthlose Lieder mit bekannter Melodie sich in kirchlichem Gebrauch erhalten und köstliche Lieder ihrer schweren Weise wegen erst eine Zeit lang als ein todter Schatz in den Gesangbüchern begraben gewesen sind und allmählich sich ganz daraus verloren haben. So ist es den Weißel'schen Liedern mit ihren Stobäus'schen Melodieen ergangen." — Uebrigens ist Weißel einer der Ersten, die nach dem epochemachenden Buche des Martin Opitz: „Von der deutschen Poeterei" (1624) Kirchenlieder verfaßt haben.

Die zweite jener Persönlichkeiten ist der Danziger Astronom Joh. Hevelius. Veranlassung, sich seiner zu erinnern, giebt ein im Besitze des Geh. Kommerzienraths Jebens in Danzig befindliches kleines Kästchen von Ebenholz, von der Art derjenigen, wie sie im 17. Jahrhundert vielfach, besonders zur Aufnahme von Schmuckgegenständen, angefertigt wurden. Dieses mit großer Kunstfertigkeit hergestellte Kästchen mit Inschriften und in Silber eingravirten Callot'schen Landschaften enthält den Vermerk: „I. Hevelke. A° 1639. Gedani." Die Vermuthung spricht dafür, daß Hevelius selbst der Verfertiger gewesen ist. Er war nach mehrjährigen Reisen durch Deutschland, Holland, England, Frankreich und die Schweiz 1634 nach Danzig zurückgekehrt. Statt Mathematik zu treiben, widmete er sich dem Studium der Verfassung und der Rechte seiner Vaterstadt und unterstützte seinen Vater in der Leitung seiner großen Bierbrauerei, bis er 1639 auf die Bitte seines alten sterbenden Lehrers Peter Krüger sich mit Energie wieder der Mathematik und Astronomie zuwandte. In allen mechanischen Arbeiten: Drechseln, Glasschleifen, Uhrmachen, Zeichnen und Kupferstechen wohl geübt, hat der berühmte Astronom wahrscheinlich in der Zeit von 1635 bis 1639 seine Mußestunden mit der Fertigung jenes merkwürdigen Kunstwerks ausgefüllt, das er der Tradition nach seiner jungen Frau widmete.

Die dritte Persönlichkeit ist — Aennchen von Tharau, der Gegenstand von Simon Dach's unglücklicher Liebe. Ein in der Bibliothek der lutherischen Stadt-Parochie zu Insterburg befindliches Exemplar von Friedrich Pastenaci's bekannter Schrift „Kurzgefaßte historische Nachrichten von allen im Königreich Preußen befindlichen Kirchen und Predigern u. s. w." (1757) enthält auf durchschießendem Papier folgende handschriftliche Notiz:

„Aennchen von Tharau, auf welche Simon Dach als Studiosus das Hochzeitslied „Annke von Tharau ös de mi gefölt" dichtete, war die Tochter des Pfarrers Neander in Tharau, welcher 1630 starb. Sie war 1615 geboren, kam 1630 zu ihrem Vormunde, dem Mäzenbräuer Stolzenberg in Königsberg, heiratete 1633 den Pfarrer Joh. Portatius in Trempen, später in Laukischken, nach seinem Tode seinen Nachfolger Grube und nach dessen Tode wieder dessen Nachfolger Melchior Beilstein, ging dann als Wittwe zu ihrem Sohne erster Ehe Friedrich Portatius, Pfarrer (Adjunct) in Insterburg, welcher am Osterfeste 1688 starb, wurde von dessen Wittwe verpflegt und starb (in Insterburg) 1689 um Michaelis, 74 Jahre alt."

F. Voigt's Preußische Geschichte.*)

Seit dem Ende des Mittelalters tritt die historische Bedeutung Süddeutschlands gegen die in wahrhafter Gediegenheit anwachsende Macht des norddeutschen Staatskörpers immer mehr zurück; sie ist namentlich seit Friedrichs des Großen siegreichen Unternehmungen, vor Allem aber seit der vorjährigen Entscheidung, trotz der äußeren Ausdehnung ihres territorialen Bodens, thatsächlich auf ein so Geringes beschränkt, daß sie kaum noch einer gesonderten Berücksichtigung werth erscheint. Welcher Geschichtschreiber hätte von den süddeutschen Staaten, insofern er sie an und für sich betrachtet, fortan etwas Anderes zu berichten, als die einzelnen Momente ihrer zunehmenden Unselbständigkeit und Ohnmacht, ihres sicht- und greifbaren Verfalles, ihrer Auflösung und ihres unvermeidlichen Aufgehens in eine neue, allumfassende Formenbildung, die erweislich aber nur vom protestantischen Norden zu erwarten ist? Welche irgend denkbare Genugthuung könnte ihm die Mühe gewähren, die er, selbst als begabtester Wortführer der altkaiserlichen Kleinstaaterei, an ein, wenn auch nicht stoffloses, doch so unergiebiges und unerquickliches Werk verschwendete?

Erfreulich und fruchtbar dagegen erscheint uns eine jede wissenschaftliche Förderung, welche das neu Entstandene, sittlich wie thatsächlich allein Berechtigte, zu stets reicherer Machtentfaltung Drängende zum ausschließlichen Gegenstande der Darstellung macht. Jene unter den gegenwärtigen Verhältnissen sehr gerechtfertigte Ansicht leitete unzweifelhaft auch den Verfasser eines geschichtlichen Werkes, welches, den bevorzugten Theil der Entfaltung der deutschen Nationalität seit 1860 behandelnd, so eben in zweiter verbesserter Auflage erschienen ist; es ist dies die „Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates" von F. Voigt.

In dem kurzen Vorworte zu dieser Auflage sagt der Verfasser, er habe, außer den bezüglichen Notizen in neuerlichst erschienenen Werken, einzelne Bemerkungen in den öffentlichen Beurtheilungen des Werkes, noch zahlreichere von befreundeter Hand benutzt und für die ältere Geschichte der Mark das Resultat vielfacher eigener Forschungen aufgenommen, die zum Theil in der Zeitschrift des märkischen Geschichts-Vereins zum Abdruck gekommen sind.

Bei dem Bestreben, vor Allem den thatsächlichen, auch die geographischen Wandelungen bestimmenden Inhalt der preußischen Geschichte in kurzem Umrisse zu veranschaulichen, hat der Verf. in der Darstellung ihrer hauptsächlichsten und bedeutendsten Erscheinungen eine übersichtliche, klarfaßliche Einfachheit glücklich bewahrt, welche die nicht umfangreiche Leitung als ein brauchbares Handbuch sowohl zum Schulunterricht wie zur eigenen Belehrung empfiehlt. Wünschenswerth wäre neben diesen bereits mehrfach anerkannten Vorzügen noch der gewesen, daß die sittliche und geistige Charakteristik der in unserer Geschichte meist so großartig und ruhmvoll hervortretenden Persönlichkeiten, sowie außerdem die der verschiedenen Epochen unserer höchst wichtigen literarischen und künstlerischen Entwickelung eine finn- und gehaltvollere Behandlung gefunden hätte, wie sie innerhalb der gezogenen Gränzen, den Ansprüchen der gegenwärtigen Bildung gemäß, in kürzeren und markirten Ausführungen sehr wohl möglich war.

*) Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates. Von F. Voigt, Professor an der k. Realschule in Berlin. Zweite verb. Auflage. 2 Bde. (376 und 385 S.) Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1867.

Italien.

Aus der römischen Kaisergeschichte.

Zenobia, Königin von Palmyra.

Die jüngste Zeit hat mehrere treffliche Monographieen aus der römischen Kaisergeschichte hervorgebracht, über die wir theilweise im „Magazin" berichtet haben. Es liegt uns wieder die tüchtige Arbeit eines jungen Historikers, Theodor Bernhardt, vor, die Geschichte Roms von Valerian bis zu Diocletian's Tode (253—313 n. Chr.) umfassend.*) Das Buch ist dem englischen Prinzen Alfred gewidmet, an dessen Studien in Bonn, wie es in dem Widmungs-Schreiben heißt, dem Verfasser vermöge eines hohen Auftrages Antheil zu nehmen gestattet war. Die Absicht des Verfassers ging ursprünglich nur auf eine eingehende Darstellung der Geschichte des Kaisers Diocletianus. Als Einleitung sollte ein Ueberblick über die Entwickelung des römischen Reiches seit den Tagen des Kaisers Decius dienen, damit neben dem Bilde des völligen Zerfalles das Gegenbild des durchgreifenden Reformations-Versuches, welchen Diocletianus unternahm, in möglichst scharfen Umrissen sich abhebe. Allein der Verfasser gewann bald die Ueberzeugung, daß die Geschichte Roms unter Valerianus und seinen Nachfolgern nicht wohl einleitungsweise behandelt werden könne, wenn zugleich für die genaue Kenntniß der damaligen Zustände ein Gewinn herauskommen sollte. Er hat daher in dem vorliegenden ersten Theile die Geschichte von Valerian bis zu Diocletian's Regierungsantritt (253—284 n. Chr.) behandelt. In einem zweiten Theile soll dann die Geschichte Diocletian's und in einem dritten die Culturgeschichte dieses Zeitraums geliefert werden.

Es ist eine traurige Zeit, die der Verfasser in diesem Theile vorführt. Von dem Tode Marc Aurel's bis ungefähr zur Mitte des dritten Jahrhunderts bietet die römische Geschichte wenigstens doch noch einige Erscheinungen, auf denen das Auge des Beschauers mit Befriedigung ruhen könnte. In dem darauf folgenden Zeitraum erscheint der Römerstaat in seiner tiefsten Erniedrigung. Während der Gefangenschaft des Kaisers Valerianus und der Herrschaft seines Sohnes Gallienus fanden an verschiedenen Punkten des Reiches Thron-Usurpationen statt, von denen es wenigstens einigen gelang, Dauer zu gewinnen und einzelne Provinzen längere Zeit vom Reiche abzuwenden. Rom war in dieser Zeit der sogenannten dreißig Tyrannen einer Militär-Herrschaft hingegeben, die es zwar einerseits vor den andrängenden Barbaren des Ostens und Westens schützte, andererseits aber das Reich einer völligen Zerrüttung entgegenführte. Der Senat in Rom mit seinen eitelen Ansprüchen, seinen ohnmächtigen Träumen von einer glänzenden Vergangenheit, war nicht im Stande, irgend einem staatlichen Bedürfnisse zu genügen. Als ihm im Jahre 275 noch einmal durch die Wahl des Kaisers Tacitus die Gelegenheit ward, seine politischen Fähigkeiten an den Tag zu legen, bestand er seine Probe so schlecht, daß das Heer es ferner übernehmen mußte, Kaiser ein- und abzusetzen. Einer Militär-Herrschaft konnte Rom allerdings nicht entbehren, aber entschieden mußte man dafür Sorge tragen, daß die Willkür eines eigentlichen Soldaten-Regime ein Ende nehme. Schon machte sich der Anfang dazu bemerklich, indem wiederholt durch eine Verständigung der oberen Heerführer, ohne jeden Einfluß der Soldaten, eine Bestimmung über das erledigte Imperium getroffen wurde. Noch immer blieb jedoch der Intrigue ein weites Feld offen, und es war nicht zu erwarten, daß sich in allen Fällen eine Verständigung der Heerführer unter einander werde erzielen lassen. Deshalb fühlte man das Bedürfniß nach einer bestimmt geregelten Erbfolge, die allmählich ein dynastisches Interesse herausbilde, welches dem Staate einen festen Halt in den inneren Bewegungen und einen wirksamen Schutz gegen die äußeren Angriffe gewährte. Die Erbfolge hätte sich am natürlichsten auf das Princip der natürlichen Abstammung gründen lassen; aber vorerst wurde durch Diocletian der Versuch gemacht, sie auf einer anderen künstlichen Grundlage in's Leben zu rufen, und es mußten daher erst bedeutende innere Kämpfe und schwere Verwicklungen durchgemacht werden, ehe eine so naturgemäße und damit wirklich lebensfähige Staatsordnung im römischen Reiche Platz griff.

Diese Zeit der Wirren glich in den bisherigen historischen Darstellungen einer öden Steppe, über die man nicht schnell genug hinwegeilen konnte. Die Quellen für diesen Zeit-Abschnitt fließen sparsam und trübe, und es ist daher ein wohl anzuerkennendes Verdienst, daß ein Historiker es unternommen hat, Klarheit und Ordnung in diesen Theil der Geschichte zu bringen. Der Verfasser hat die Namen und Data aus Münzen und Inschriften verificirt; er hat durch eine verständige Kritik die oft parteiischen Urtheile der Quellen-Schriftsteller, besonders der christlichen, berichtigt und dem Stoffe durch eine lebendige Darstellung ein allgemeineres Interesse abzugewinnen verstanden. Es fehlt auch in dieser Zeit der Erniedrigung und des Verfalles nicht an Persönlichkeiten, die uns anziehen. Die meisten Kaiser, die der Wille ihrer Soldaten auf den Thron hob, waren Männer von bedeutender Thatkraft und nicht ohne Herrscher-Tugenden. Geboren in den Provinzen — meistens entstammten sie aus den unteren Donau-Ländern Illyrien, Dalmatien und Pannonien — und aufgewachsen in den Kriegslagern, fern von der Ueppigkeit und Verweichlichung Roms, waren sie Männer ohne feinere Bildung, doch von gesundem Sinne und starkem Arme. Es sind besonders zwei historische Gestalten, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen: der Kaiser Aurelianus und seine große Gegnerin, Zenobia, Königin von Palmyra. Während Aurelianus der Wiederhersteller des römischen Reichs wurde, nicht blos dadurch, daß er dem Staate die alten Gränzen wiedergab, sondern durch das Princip der Legitimität, das er zuerst aussprach, hatte es Zenobia darauf angelegt, eine orientalische Weltmacht zu schaffen, um dem alten hinwelkenden abendländischen Reiche ein junges aufstrebendes morgenländisches entgegenzustellen. Zenobia unterlag, aber mit ihr nicht der Gedanke an ein morgenländisches Weltreich, der sich später verwirklichen sollte. Der Verfasser hat mit besonderer Sorgfalt die Geschichte Beider behandelt; wir entnehmen daraus die kurze Charakteristik ihrer Persönlichkeit und der ihrem Wirken zu Grunde liegenden Ideen.

Zenobia's und ihres Gemahls Vorfahren waren nabatäische Häuptlinge, welche die Schwäche der Römer im Osten für sich ausbeuteten, sich in Palmyra festsetzten und viele ihrer Stammgenossen nach sich zogen. Auf arabischen Ursprung deuten schon die Namen „Septimia Zenobia", latinisirte und gräcisirte Formen für die arabischen „Zabb" und „Zeynab". Zenobia selbst nahm den Adel eines königlichen Stammes für sich in Anspruch; sie rühmte sich der Verwandtschaft mit den Ptolemäern, wohl nur, um Kleopatra, welcher sie in vieler Hinsicht geistig nahe stand, auch leiblich zu den Ihrigen zu rechnen. Allein daran ließ sie

*) Berlin, J. Guttentag, 1867.

sich nicht genügen, sondern setzte ihre Ahnentafel bis in die Urzeit fort: die sagenhaften Gestalten einer Semiramis und Dido sollten nicht minder zu ihrem Geschlechte zählen. Offenbar wollte sie, als die Letzte in der Reihe der merkwürdigen Frauen des Orients, zugleich aber auch als die legitime Erbin der Herrschaft derselben erscheinen, um einen Rechtstitel für das zu gewinnen, was sie hatte und noch erstrebte, nichts Geringeres nämlich, als die Völker semitischer Zunge unter ihrem Scepter zu einem Reiche zu sammeln. Daß sie nicht, wie römische Schriftsteller glauben machen wollen, an die Herrschaft Roms, sondern nur an ein orientalisches Reich gedacht habe, dafür spricht das Bemühen, ihren Ländern auch in geistiger Beziehung einen gemeinsamen Stempel orientalischen Wesens aufzuprägen, ihnen in einer neuen, specifisch orientalischen Religion eine Einheit und einen festen Verband zu geben. Sie wußte es sehr wohl, daß ein Reich nicht blos auf die Spitze des Schwertes gestellt werden könne, sondern daneben eines inneren geistigen Bandes bedürfe, wie es sich in der Gemeinsamkeit der intellectuellen und Cultur-Interessen darbietet.

Zenobia war körperlich und geistig zu der großen Rolle, die sie sich zuertheilt hat, geschaffen. In ihrer äußeren Erscheinung wird sie als außerordentlich liebreizend geschildert: die Haut von mäßig dunkeler Färbung, das tiefbraune Auge und das Haar von blendend schwarzem Glanze gaben dem Antlitz den dunkelen Ton und das Colorit des Morgenländers, mit denen das blendende Weiß der Zähne in wunderbarem Contrast stand. Ueber dem Ganzen lagerte der Zauber der weiblichen Milde, welcher sich nur selten zur Strenge verkehrte, allein, wenn es die Verhältnisse erheischten, dem gebieterischen Ernste und der unerbittlichen Festigkeit, wie sie nur Männern eigen sind, den Platz überließ. Dieser Doppelnatur ihres Wesens entsprach sodann sehr bezeichnend die Stimme, deren voller Klang weibliche Anmuth und männliche Kraft in sich vereinigte. Und diese äußeren Reize ihrer Persönlichkeit wußte sie durch die Art ihrer Kleidung nicht wenig zu erhöhen. Sie erschien nicht selten in der Pracht orientalischer Fürsten; öfter aber trug sie den Helm und kriegerischen Schmuck, sowie ein am Saume mit Edelsteinen reich verziertes Purpurgewand, welches sie entweder lose über die Schulter warf, so daß der Arm unbekleidet blieb, oder mehr nach Frauenart mit einem Gürtel und Schloß von kostbarer, kunstreicher Metallarbeit zusammenhielt. Dabei hat sie keineswegs in weibischer Putzsucht Verschwendung getrieben, sondern war stets darauf bedacht, sich durch sparsames Wirthschaften reiche Geldmittel zu Gebote zu halten. In vielen anderen Dingen hat sie ein völlig männliches Wesen bekundet: sie ritt sehr gern, machte angestrengte Märsche zu Fuß mit den Soldaten und verstand es, wie ein Mann zu zechen. Gewöhnlich zeigte sie sich indeß sehr mäßig und enthaltsam; zuweilen auch nahm sie an den Gelagen der Heerführer Theil und suchte gelegentlich wohl die Gesandten fremder Völker beim Glase Wein auszuholen oder für sich zu gewinnen. Im Rathe zeigte sie sich klug erwägend, in der Anordnung und Ausführung des Beschlossenen meist von einer unerschütterlichen Festigkeit. Je nach den Umständen, erschien sie gegen das Heer milde und freigebig oder ernst und gemessen. Mit persönlichem Muthe und einer seltenen Entschlossenheit begabt, war sie den Vorder-Asiaten, wie den benachbarten Aegyptern, ein Gegenstand der Furcht und Verehrung, und welche Bedeutung man ihr in Rom beimaß, das beweist der Umstand, daß bei Claudius' Thronerhebung dem Neuerwählten seitens des Senates der Zuruf entgegengebracht wurde: „Räche uns an den Palmyrenern, befreie uns von Zenobia!"

Zu der Kraft des Willens und der Klarheit und Stärke des Geistes kam noch eine umfassende Bildung. Sie war der griechischen und ägyptischen Sprache neben der ihres Vaterlandes vollkommen mächtig und des Lateins wenigstens nicht unkundig. Mit dem lebhaftesten Interesse verfolgte sie die Geschichte; ihr Sinn erfüllte sich vor allen Dingen mit den Bildern der großen Vergangenheit Vorder-Asiens. Ja man erzählt sich, sie habe selbst einen Auszug aus der Geschichte des Orients für sich angefertigt. Zenobia huldigte daneben einer freieren philosophischen Anschauung und bewahrte sich jedem Standpunkte gegenüber volle Vorurtheilslosigkeit. Wer seiner Ueberzeugung zum Opfer gefallen war, fand bei ihr eine sichere Zufluchtsstätte, so unter Anderen der Bischof Paulus von Samosata, dessen kritischer, schöpferischer Geist sich dem immer starrer werdenden Dogma der Kirche nicht anbequemte und die ursprüngliche Gottheit Christi leugnete. Der Schutz, den ihm Zenobia gewährte, zog ihr die Feindschaft der frommen Kirchen-Schriftsteller zu; Athanasius hat sie deshalb zur Jüdin gemacht. Daß sie es nicht gewesen, beweist schon die Abneigung der Juden gegen sie und die Palmyrener, die sich in dem Ausspruche des R. Jochanon kundthut: „Heil denen, die Thadmor's Untergang erleben!" Ihren Geist umfaßte nicht die Schranke eines Bekenntnisses; das religiöse Interesse erschien ihr als das untergeordnete, dem politischen dienstbare. Deshalb wollte sie ihrem Reiche eine neue Religion geben, deren Bestandtheile aus dem Wesentlichen der hellenistischen, christlichen und jüdischen, also der hauptsächlichsten Geistesrichtungen im Orient, zusammengebracht werden sollten — ein ähnlicher, aber doch auch wieder ganz anderer Gedanke, als ihn einige Jahrhunderte später Mohammed mit so ungeheurem Erfolge verwirklicht hat. In diesen, wie in allen anderen Bestrebungen ihrer Regierung stand ihr vornehmlich Cassius Longinus als Berather zur Seite, der zugleich einen mächtigen Einfluß auf ihr geistiges Leben gewann. Unter seiner Anleitung erschlossen sich ihr die Schönheiten der griechischen Literatur, besonders des Homer und des Plato, und durch ihn wurde sie in die Mystik des Neuplatonismus eingeweiht. Longinus hatte aber auch für realistischere Dinge Sinn und Verständniß; er war der eigentliche Urheber und Leiter der Entwürfe, welche Zenobia verfolgte, und dafür büßte er auch mit seinem Leben, als er dem Kaiser Aurelian in die Hände gefallen war.

Den vollständigsten Gegensatz zu der fein gebildeten Königin Zenobia bildet ihr Besieger, der rauhe Soldaten-Kaiser Aurelianus. Nur einem solchen konnte es gelingen, die letzten Reste jener Usurpationen aus des Gallienus Zeit zu vernichten, dem Reiche seine frühere Ausdehnung zu geben und so dessen eigentlicher Wiederhersteller zu werden. Von seiner Tapferkeit zeugen seine Kriegsthaten, von seiner politischen Einsicht der Gedanke eines göttlichen Herrscher-Rechtes, zu dem er sich in den Worten bekannte: daß Gott nicht nur die Herrschaft verleihe, sondern auch ihre Dauer in der Hand habe. Er ist der Erste, der den Glauben an ein absolutes Herrscher-Recht aus dem Orient nach dem Occident gebracht hat, in der richtigen Erkenntniß, daß nur ein solcher Glaube einen festen Damm bilden könne gegen die Alles überfluthende Willkür der Legionen in dem Erheben und Stürzen von Imperatoren. Er war es auch, der zuerst ein Diadem getragen und sich mit Edelsteinen und einem ganz mit Gold durchwirkten Gewande geschmückt hat, nicht aus eiteler Prunksucht, sondern in der politischen Absicht, auch äußerlich das seit Gallienus niedergedrückte Kaiserthum aus dem Staube zu erheben. Mit ihm beginnen eben die Anfänge einer Umgestaltung des bisher abwechselnd von der Gunst des

Volkes oder des Heeres getragenen Kaiserthums zu einer von Gott verliehenen Gewalt, zu einer religiös-politischen Macht über den Erdkreis, welche schon in ihrer äußeren Erscheinung bekunden sollte, daß sie unwandelbar feststehe, unberührt von dem Wechsel menschlicher Leidenschaften — ein Gedanke, welchen freilich erst Diocletian mit Bewußtsein und planmäßig verfolgt hat. Das politische Verständniß für eine solche Auffassung des Herrscherthums mochte dem Kaiser Aurelian dadurch aufgegangen sein, daß er mit dem Oriente, der Geburtsstätte des Glaubens, an ein absolutes Herrscherecht, in nahe Berührung gekommen war. Persönlich interessirte ihn das Alles wenig; er erfreute sich vor allen Dingen daran, in der Halle, welche er bei seiner Wohnung in den Gärten des Sallust, von tausend prächtigen Säulen umgeben, hatte herrichten lassen, sein Pferd zu tummeln oder sich sonstige Leibesbewegung zu machen, deren er bei seiner nicht sehr kräftigen Gesundheit besonders bedurfte.

Die hier gegebenen Proben dienen dazu, einen Beweis zu geben, in wie geistreicher Weise der Verfasser seinen Stoff aufgefaßt und behandelt hat. Möge die Fortsetzung seiner Geschichte recht bald folgen! E. M.

Irren-Heilanstalten in Italien.*)

Der bekannte Verfasser der unten genannten kleinen Schrift widmet dieselbe dem ärztlichen Direktor der Senarra in Mailand, Dr. Castiglioni. Er bespricht den Stand der wissenschaftlichen Psychiatrie in Italien, die Heilanstalten, die statistischen Daten über die Krankenzahl, den Kretinismus.

Aus der Statistik heben wir nur hervor, daß allein in der Lombardei im Jahre 1865 in die Heilanstalten der Provinz 1042 Geisteskranke eingeliefert wurden: ein bedeutendes Contingent. Den Zustand, die Verwaltung, die Leitung der Heilanstalten rühmt der Verfasser; wir wissen aus zahlreichen Notizen in Fachschriften, daß das günstige Urtheil vielfach getheilt wird.

Interessant sind einige Bemerkungen des Verfassers über den Gang der Seelen-Heilkunde bei den verschiedenen Völkern, die wir hier wiedergeben wollen:

„In der ersten humanen Sorge für Irre war Spanien vorangegangen, indem dort das erste Irrenhaus (zu Valencia) errichtet und vor allen andern Ländern zuerst die moralische Behandlung in die Psychiatrik eingeführt wurde. Bald wurde es von anderen Ländern überflügelt, namentlich von Italien: man behandelte in Italien die Geistesgestörten schon auf moralischem Wege mit aller Humanität, während noch in den beiden großen Anstalten zu Paris die Unglücklichen ihre klirrenden Ketten trugen. Frankreich macht zwar später auf wissenschaftlicher Grundlage ungewöhnliche Fortschritte, aber in der eigentlichen Irren-Pflege wurde es doch von Belgien, Deutschland und England überholt."

Ueber die verschiedenen wissenschaftlichen Richtungen der Psychologie — der Basis aller brauchbaren therapeutischen Versuche — in Italien bemerkt der Verfasser: „In neuerer Zeit hat in Italien das Gall'sche System Vertheidiger und neue Anhänger gefunden (z. B. den berühmten Alienisten Miraglia in Neapel). Danach ist das Gehirn aus Organen zusammengesetzt, den individuellen Sinnen entsprechend; der Geist ist nur ein abstraktes Wort, welches die Vereinigung der organischen Verrichtungen anzeigt; der Geist ist in Wirklichkeit der harmonische Complex aller Fakultäten untereinander — ein Ergebniß der Organe — je vollkommener demnach diese Organe, desto höher steht der Geist."

Wir erlauben uns zur Orientirung für unsere Leser die Bemerkung, daß in Deutschland die Gall'sche Lehre in den letzten Jahrzehenden fast alle Anhänger verloren hat, wesentlich darum, weil die Eintheilung der Seele in Grundvermögen sich nicht hat wissenschaftlich begründen lassen und weil danach die angenommene Zahl dieser Grundvermögen eine ganz willkürlich gewählte ist. Ebenso ist die Annahme von Miraglia willkürlich, daß das Gehirn aus Organen zusammengesetzt sei, welche den individuellen Sinnen entsprechen. Man ist in Deutschland geneigt, offen zu sagen: man wisse Nichts über ein wissenschaftlich gerechtfertigtes Eintheilungs-Prinzip der Seelenkräfte, und wir enthalten uns auch gern aller klingenden Worte, die doch mehr Irrthum als Wahrheit enthalten. Dr. P.

*) Italiens Irrenwesen aus dem laufenden Jahrzehend. Von Dr. Ullersperger. Würzburg, Stahel'sche Buchhandlung, 1867. (83 S.)

Frankreich.

Camille Desmoulins, der Journalist der Revolution.

Es ist bereits sehr richtig bemerkt worden, daß dasjenige, was Schiller in dem Prolog zu „Wallenstein's Lager" von dem Schauspieler sagt: „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze", in demselben, ja vielleicht noch in höherem Grade vom dem Journalisten zu gelten hat. Ja, der Journalist ist, während den Schauspieler wenigstens von den Zeitgenossen diejenigen von Person kennen, die das Theater besuchen, in den allermeisten Fällen selbst seiner eignen Zeit nicht einmal dem Namen nach bekannt; es sei denn, daß er durch das Gesetz genöthigt werde, sich unter einem jeden Artikel zu nennen, der aus seiner Feder fließt, wie es zur Stunde in Frankreich Brauch ist. Ich will mir daher erlauben, gerade um seiner Thätigkeit als Journalist willen, den Lesern des „Magazin" einen Namen in Erinnerung zu bringen, der ihnen sonst aus der französischen Revolutionsgeschichte und namentlich von seinem kühnen Auftreten im Palais Royal am Abend des zwölften Juli 1789 her sehr wohl bekannt ist.

Camille Desmoulins ist, wie Peter der Einsiedler, wie Calvin, wie die Guise, wie Condorcet und St. Simon, mit Michelet zu reden, ein Sohn der colérique Picardie. Er wurde im Jahre 1760 zu Guise, im Departement Aisne geboren, wo sein Vater lieutenant général du bailli war. Derselbe hatte eine zahlreiche Familie bei schmalem Einkommen; es kam ihm daher sehr erwünscht, daß ein entfernter Verwandter, Herr Viefville Desessarts, sich des jungen Camille annahm und ihm eine Freistelle in dem berühmten Collége Louis-le-Grand verschaffte. Camille war, was man einen Musterschüler zu nennen pflegt, gerade wie ein anderer Stipendiat, für den die Stadt Arras bezahlte und mit dem er schon damals intime Freundschaft schloß, Maximilian Robespierre. Obwohl von sehr ungleichem Temperament, der eine lebhaft und unbesonnen, der andere schon damals ernst und verschlossen, fühlten sie sich durch den ihren beiden gemeinsamen Enthusiasmus für die Institutionen der großen Republiken des Alterthums zu einander hingezogen, und ihre jugendliche Phantasie gefiel sich darin, Frankreich im Geiste zur Republik

umzuformen. In der Histoire secrète de la Révolution spricht sich Desmoulins darüber so aus: „Die ersten Republikaner, die im Jahre 1789 auftauchten, waren junge Leute, die sich im Collége an der Lectüre des Cicero für die Freiheit passionirt hatten. Man zog uns in der Schule Athens und Roms auf, in dem Stolze der Republik, und nachher sollten wir in der Nichtswürdigkeit der Monarchie und unter der Herrschaft eines Claudius und Caligula leben! Unsinniges System, das sich dem Wahne hingeben konnte, wir könnten uns für die patres patriae auf dem Kapitol enthusiasmiren und würden nicht zu gleicher Zeit mit Abscheu erfüllt werden müssen gegen die Menschenfresser in Versailles; wir würden die Vergangenheit bewundern können, ohne die Gegenwart zu verurtheilen, ulteriora mirari, praesentia secaturos!"

Camille Desmoulins hatte das Glück gehabt, gleich bei seinem Eintritt in's Collége dem Director desselben, dem Abbé Bérardier aufzufallen und in ihm Interesse für sich zu erwecken, der ihn nun in jeder Weise protegirte. Wir erfahren dies aus einer Epître à MM. les Administrateurs du collège Louis-le-Grand, in welcher er bei seinem Austritt aus der Anstalt in überschwänglichen, aber herzlich schlechten Versen, seiner Dankbarkeit, namentlich gegen Abbé Bérardier Ausdruck giebt. An dem Collége Louis-le-Grand war es damals üblich, ausgezeichneten Schülern ein Viaticum mitzugeben bei ihrem Eintritte in's bürgerliche Leben, und wahrscheinlich hat auch Desmoulins ein solches erhalten, wir können es jedoch nicht mit Bestimmtheit behaupten, da die Protocolle des bureau du Collége gerade aus dem Jahre seines Austritts verloren sind, dagegen wissen wir es von einer andern berühmten Persönlichkeit sicher und wollen den betreffenden Beschluß der Curiosität wegen hier mittheilen:

„Sitzung vom 19. Januar 1781.

„Auf den günstigen Vorbericht des Herrn Vorstehers über die eminenten Talente des Sieur de Robespierre, Stipendiaten der Stadt Arras, der auf dem Punkte steht, seine Studien abzuschließen, ferner über seine musterhafte Führung während seines zwölfjährigen Aufenthalts in der Anstalt und über die günstigen Resultate, die er sowohl bei der Vertheilung der Preise der Universität, wie in den Prüfungen für Philosophie und Jurisprudenz erlangt hat:

„hat das Büreau dem Sieur de Robespierre einstimmig eine Gratification von 600 Livres zugesprochen, die ihm von dem Herrn Grand-maître des deniers du collège d'Arras ausgezahlt und diesem gegen Einschickung gegenwärtiger Erklärung und Quittung des genannten Sieur de Robespierre gutgeschrieben werden sollen."

Camille Desmoulins widmete sich der Advocatur, aber ohne jede Aussicht, es darin zu einiger Berühmtheit zu bringen; er stieß nämlich etwas beim Sprechen mit der Zunge an. Nichtsdestoweniger wagte er es, am 12. Juli 1789 als Volksredner aufzutreten; mit welchem ungeheuren Erfolge ist bekannt. Die Verhandlungen der états généraux versetzten ihn in eine fieberhafte Aufregung, er versäumte keine Sitzung und war beständig nach Versailles unterwegs. Die Abgeordneten aus dem Dauphiné und aus der Bretagne lernten ihn, wie man damals die Opposition zu bezeichnen pflegte, als guten Patrioten kennen, die Erstürmung der Bastille machte ihn zum öffentlichen Charakter, und la France libre, eine politische Broschüre, legte den Grund zu seinem Rufe als Publicist. Er war auf diese Erfolge nicht wenig stolz, wie aus einem Briefe aus dieser Zeit an seinen Vater hervorgeht: „Die meisten Leute rechnen mich unter die hauptsächlichen Veranlasser der Revolution, ja Viele gehen so weit zu sagen ich sei der eigentliche Urheber!" Armer, verblendeter Thor; höchstens war er die Sturmglocke, die die mißvergnügte Menge zusammenrief! Auf la France libre hat Desmoulins immer große Stücke gehalten, aber seine späteren Sachen sind ungleich besser; jedoch bleibt die Schrift immer interessant als sein politisches Glaubensbekenntniß, wobei wir nicht übersehen dürfen, daß sie aus dem Monat Juli des Jahres 1789 datirt. „Auch bei den geknechteten Völkern", heißt es unter Andern darin, „giebt es Republikaner-Seelen; es sind immer noch Männer da, in denen die Liebe zur Freiheit die Oberhand behält über alle politische Institutionen. Umsonst haben sich diese verschworen, dieses großherzige Gefühl in ihnen zu ersticken, sie bleiben lebendig im Grunde ihrer Herzen, bereit, durch den ersten Funken zu explodiren und alle Geister zu entflammen. Ich empfinde in meinem Innern ein gewisses Gefühl, das mich mit unwiderstehlicher Gewalt mit sich zur Freiheit fortreißt, und es muß wohl angeboren sein, dieses Gefühl, da ich allen Vorurtheilen der Erziehung, und allen Lügen der Rhetoren und Dichter, und allen den ewigen Lobsprüchen auf das Königthum im Munde der Pfaffen, der Journalisten und in allen unsern Büchern zum Trotz, es nur mit jedem Tage mehr hassen lerne."

Natürlich mußten solche excentrische Ansichten die Polizei auf Desmoulins aufmerksam machen, und er wurde deshalb auch mehrfach beunruhigt. Dadurch aber ließ er sich keineswegs einschüchtern, sondern trat kurze Zeit darauf mit einem zweiten Pamphlet hervor: Discours de la Lanterne aux Parisiens, ein ominöser Titel, der ihn vielfach in den Verdacht eines blutdürstigen Unmenschen gebracht hat. Aber es ist auch hiermit gegangen, wie es so häufig geht; man hat die Schrift nach dem bloßen Titel verurtheilt, und weil das Wort lanterne an die an Berthier und Foulon geübte Lynch-Justiz erinnerte, ohne Weiteres präsumirt, die Schrift rede dieser Gräuelthat das Wort, und den Stab über den Verfasser gebrochen. In Wahrheit enthält sie aber umgekehrt eine Aufforderung zur Mäßigung, und in der That, Männer wie Montmorency, Castellane, der Abbé Sieyès, und namentlich Target und Mirabeau, die doch nichts weniger als Blutmenschen waren, würden ihr sicherlich nicht so unverhohlen Beifall gezollt haben, wie sie es gethan, wenn es anders gewesen wäre. Die Schrift führt das Motto: Qui male agit, odit lucem, und läßt die Laterne mit harten Worten die Execution mißbilligen, zu der sie mißbraucht worden. „Ich kann — so läßt er die Laterne sprechen — ich kann eine zu schnelle Justiz nicht billigen und habe bei Gelegenheit der Erhöhung Berthier's und Foulon's den unzweifelhaften Beweis meiner Unzufriedenheit dadurch gegeben, daß ich den Strick habe zweimal reißen lassen. Ich war von dem Verrathe und den Uebelthaten der beiden Schurken überzeugt; aber der Tischler ging zu schnell zu Werke. Ich hätte gewünscht, man hätte ein Verhör mit ihnen vorgenommen und Facta an's Licht gebracht. Statt aber Facta zu constatiren, habt ihr jetzt vielleicht in eurer Verblendung die Beweise für die gegen euch angesponnene Verschwörung vernichtet, und während die Laterne nur der Gerechtigkeit und dem Vaterlande dienen wollte, habt ihr sie entehrt. Mein Ruhm wird in Vergessenheit gerathen, aber ewig wird es der Menschheit im Gedächtniß bleiben, wie ihr mich durch eure Mordthat geschändet und besudelt habt!"

Aber, so lesen wir wenigstens bei Michelet, Desmoulins hat sich den Titel procureur général de la lanterne selbst beigelegt. Das ist freilich ein großer Irrthum, Desmoulins hat sich denselben, den man übrigens damals eher spaßhaft als gehässig fand,

nur eine ganz kurze Zeit lang stillschweigend gefallen lassen, denn schon in einer der ersten Nummern der Révolutions de France verbittet er ihn sich ausdrücklich und erklärt, er habe dieses Amt, das übrigens keiner Fliege, geschweige denn einem Menschen das Leben gekostet hat, niedergelegt. Und auch die Drohung Gare la lanterne, Monsieur Maury! ist in seinem Munde nicht wörtlich zu nehmen und nur Styl der Zeit, sowenig wie Mme. Roland's Aeußerung in einem Briefe aus dem September 1790: „Desmoulins hätte allen Grund, als procureur général de la lanterne wieder in's Amt zu treten." Dergleichen Aeußerungen waren, wie gesagt, Styl der Zeit. Wir legen deshalb ähnlichen, allerdings ungleich drastischeren aus dem entgegengesetzten Lager keine größere Bedeutung bei, wenn es z. B. in dem Dictionnaire laconique ou Etrennes aux Démagogues unter dem Artikel foin heißt: „Man hat Foulon und Berthier Heu in den Mund gestopft und in dieser Verfassung ihre Köpfe in den Straßen von Paris herumgetragen. Dieselbe Behandlung sollte man allen jenen Nichtswürdigen angedeihen lassen, die es wagen, ihre verbrecherischen Hände an die Güter des Clerus und an die Apanagen des Adels zu legen, nachdem man diese fluchwürdigen Blutegel, die sich an unser eigenstes Eigenthum gesetzt, an einem langsamen Feuer hat braten lassen" —, oder wenn wir in Nr. 85 der Actes des Apôtres lesen: „Man sollte Lameth, Barnave, Dupont, Robespierre, den Bischof von Autun, Mirabeau, Chapelier, Dubois-Crancé und wie sie Alle heißen mögen, der Armee, die sie beschimpft haben, ausliefern, um die strengste Justiz an ihnen auszuüben und um sich an dem Schauspiele zu ergötzen, sie das Loos theilen zu sehen, das man den Kröten auf dem Felde anthut, indem man sie an einer Stange aufspießen und auf den Trümmern der Bastille an langsamem Feuer würde sterben lassen."

Desmoulins war bald populär geworden, Mirabeau versuchte es deshalb, ihn an sich zu ziehen. Desmoulins schreibt darüber an seinen Vater: „Seit acht Tagen wohne ich in Versailles bei Mirabeau. Wir sind dicke Freunde, wenigstens nennt er mich nie anders als theurer Freund und drückt mir alle Augenblick die Hand. Dann geht er in die Versammlung, sowie er aber dort eintritt, findet er seine ganze Würde wieder und thut Wunder. Wenn er zurückkommt, speisen wir zusammen und immer in gewählter Gesellschaft, bisweilen auch bloß mit seiner Maitresse. Ich fühle, daß mich seine so reichlich mit den feinsten Gerichten besetzte Tafel verdirbt. Seine Bordeaux-Weine und sein Marasquin kosten nicht wenig, was ich mir vergebens zu verhehlen versuche, und es fällt mir hernach recht schwer, meine republikanische Strenge wieder anzunehmen und die Aristokraten zu hassen, deren Hauptvergehen mit darin besteht, daß sie auf feine Diners etwas halten. Ich bereite für Mirabeau Motionen vor; er nennt das „mich in die Staatsgeschäfte einführen." Wenn ich mir mein früheres Leben in Guise vergegenwärtige, so kommt es mir vor, als sollte ich mich recht glücklich fühlen, der Tischgenosse und Freund Mirabeau's geworden und auf Befehl des Parlaments von Toulouse auf dem Scheiterhaufen verbrannt zu sein und mich der Reputation eines ausgezeichneten Bürgers und guten Schriftstellers zu erfreuen. Meine lanterne macht jetzt dasselbe Aufsehen, wie seiner Zeit meine France libre; das hindert mich aber nicht, mich manchmal recht unglücklich zu fühlen. Einen Augenblick finde ich das Leben schön, und den Augenblick darauf beinahe unerträglich, und so wechseln meine Gefühle wohl zehnmal des Tages."

Wie sich Desmoulins hier schildert, so war er sein ganzes Leben hindurch. Seine Freunde, sie mögen nun Mirabeau heißen oder Robespierre oder Danton, behandeln ihn alle wie einen leichtsinnigen, liebenswürdigen, geistreichen Menschen ohne Beständigkeit, er aber seines Talentes wegen, aus dem sie Nutzen ziehen können, verdient, gehätschelt zu werden. Sie verzeihen ihm gern seine Unüberlegtheiten. „Adieu, mein lieber Sohn!" schreibt Mirabeau an ihn nach ihrem Zerwürfniß, das nicht hatte ausbleiben können, „du verdienst es, daß man dich lieb hat, trotz der ungestümen Seitensprünge, die du machst!" Später nahm ihn Robespierre unter seine Protection und bewies ihm ein Wohlwollen, das nicht frei von Hochmuth war. Er nennt ihn immer bloß bei seinem Taufnamen Camille und nicht allein in seinen Briefen an ihn, sondern auch in officiellen Actenstücken.

Die günstige Aufnahme seiner beiden ersten Schriften ermuthigte Desmoulins zur Gründung eines neuen Journals: Les Revolutions de France et de Brabant. Die erste Nummer erschien am 28. November 1789. In dem Prospect heißt es: „Das Journal wird jeden Sonnabend erscheinen. Jede Nummer besteht aus drei Abtheilungen. Die erste Abtheilung bespricht Frankreich; die zweite Brabant und die andern Königreiche, die die dreifarbige Kokarde aufstecken und eine Nationalversammlung verlangen und daher einen Platz in diesem Journal verdienen; die dritte Abtheilung soll, um die Gränzen unseres Reiches als öffentlicher Censor soviel als möglich zu erweitern, unter dem Titel Variétés Alles umfassen, was meine lieben Mitbürger interessiren und ihnen die Langeweile des Winters vertreiben kann. Ich bin auf die Verwünschungen der Aristokraten gefaßt. Ich sehe sie im Geiste in ihre Fauteuils hingestreckt, wüthend aufspringen und die Feuerzange ergreifen: „Verwünschter Zeitungsschreiber, hätten wir dich hier!" Aber mir fällt dabei ein, was mein lieber Cicero gesagt hat: Subeundae sint bonis inimitiae, subeantur! Quid novi? Der Abonnementspreis ist 10 Livres 15 Sols für Paris und 7 Livres 10 Sols vierteljährlich in den Provinzen portofrei durch das ganze Königreich." Von Zeit zu Zeit wurden auch, im Ganzen ziemlich mißlungene, Karrikaturen beigegeben, für die er aber die Verantwortlichkeit nicht übernahm, sie sind auch in der Regel weniger scharf und beißend als der Text.

Frankreich befand sich damals in einer eigenthümlichen Lage. Auf die erste Begeisterung war eine Zeit der Furcht und Enttäuschung gefolgt; die große Majorität der Nationalversammlung war aufrichtig constitutionell, aber dabei voll von gerechtfertigtem Mißtrauen gegen den Hof und gegen den König. Selbst derjenige, der vielleicht allein in Frankreich klar wußte, worauf es hinaus wollte, Robespierre, ließ im Jahre 1790 noch mit keiner Silbe ahnen, daß er von dem Umsturze der Monarchie träume. Nur vier Personen sprachen sich damals schon unumwunden für die Republik aus, Brissot und Condorcet im Namen der Philosophie, Camille Desmoulins ohne Zweifel aus demselben Grunde, aber zu gleicher Zeit mit aus Schwärmerei für das Alterthum, und Abbé Fauchet auf Grund einer neuen Auffassung des Christenthums, die das Evangelium mit dem Contrat social verquickte und Katholicismus und Demokratie miteinander in Einklang bringen wollte. Wunderbares Spiel des Zufalls, daß diese vier Evangelisten der Republik, die dabei von so verschiedenen Ausgangspunkten ausgingen, schließlich an dem Fuße eines und desselben Schaffots wieder zusammenbringen sollte, das die Republik ihnen aufgerichtet. Desmoulins scheint schon damals ein Vorgefühl davon gehabt zu haben; die Herausforderungen der Royalisten, die in dieser Zeit an der Tagesordnung waren — Lameth z. B., schlug sich mit dem Herzog de

Castries, und Barnave hatte ein Pistolenduell mit Cazalès — wies er mit folgenden Worten zurück: „Ich fühle die Kraft in mir, mit einem Gefühl von Entzücken das Schaffot zu besteigen, indem ich ausrufen würde: Dulce et decorum est pro patria mori! Ich würde mit Ehren sterben, wenn ich durch Samson stürbe, aber von der Hand eines Raufboldes getödtet zu werden, der mich herausfordert, hieße an dem Stich der Tarantel sterben. Meinetwegen beschuldige man mich der Feigheit. Wenn einem Rendezvous mit einem Todtschläger aus dem Wege gegangen zu sein, mit dem ich nichts zu thun habe, soviel sein soll, als für jenen Lakedämonier seine Flucht bei Thermopylae, so ist auch für mich die Schlacht bei Platää nahe, wo ich mich zu rechtfertigen wissen werde. Ich fürchte, daß die Zeit nicht fern ist, wo es nicht an Gelegenheit fehlen wird, rühmlicher und nützlicher zu sterben."

Desmoulins täuschte sich nicht; seine Prophezeiung ist buchstäblich eingetroffen, am 5. April 1794 fiel sein Kopf durch Samson's Hand.

Von der ersten Nummer der Revolutions ab wünschte er die Republik herbei: „Täuschet euch nicht, das Problem der großen Republiken ist gelöst. Der gesunde Sinn des Arbeiters und des Tagelöhners setzt mich von Tag zu Tag mehr in Erstaunen. Das Faubourg St. Antoine nimmt an Weisheit zu, und mit Riesenschritten geben wir der Republik entgegen. Schon haben die Demokraten die Majorität, aber sie lieben ihr Vaterland zu aufrichtig, um es den Schrecken eines Bürgerkrieges aussetzen zu wollen; wartet noch einige Jahre, und die Vernunft wird ohne Blutvergießen triumphiren!" Uebrigens dachte Desmoulins dabei nicht etwa an die Republik, wie sie die Montagnards später wollten, nach dem Muster Sparta's; ein Perikleïsches Athen war das Ideal seiner Träume, verschönert durch Feste, Künste und Vergnügungen.

„Die ganze Weisheit des Lykurg", sagt er, „hat darin bestanden, seinen Mitbürgern Entbehrungen aller Art aufzuerlegen; aber die Kunst liegt nicht darin, dem Menschen die kleine Zahl seiner Vergnügungen zu verkürzen, sondern vielmehr darin, dem Mißbrauch vorzubeugen; fürwahr ein schönes Verdienst von Lykurgus, den Lakedämoniern die Lüsternheit mit seinem Kupfergeld vertrieben zu haben, von welchem tausend Francs, die wir heute so bequem in der Form eines Kassenbillets bei uns tragen können, ein Haus bis zum Dach anfüllten! Fürwahr ein schönes Verdienst, ihnen mit seinem Käse und seiner abscheulichen Suppe Mäßigkeit beizubringen und die Ehemänner dadurch von der Eifersucht zu heilen, daß er den Hahnreih zu Ehren brachte, und den Ehrgeiz zum Schweigen zu bringen mit seiner table d'hôte zu 10 Sous das Couvert! Mably findet das alles bewunderswerth, aber das heißt die Leidenschaft der Liebe mit dem Rasirmesser ausrotten, und wir haben in der That keinen Grund, besonderes Aufheben davon zu machen. Lykurg ist ein Arzt, der euch mit Diät und Wasser bei Gesundheit erhalten will. Aber giebt es etwas Schlimmeres, als ewig Diät halten und Wasser trinken zu müssen? Ich wundere mich nicht mehr, sagte ein Sybarit, der nur vierundzwanzig Stunden in Sparta gewesen war und dann schnell wieder anspannen ließ, um seine Reise fortzusetzen, über den Todesmuth dieser Leute! Wer, zum Teufel, soll in diesem Lande den Tod fürchten, wo ein Jeder froh sein muß, aus diesem Hundeleben herauszukommen! Lykurg hatte seine Lakedämonier gleich gemacht, wie der Sturm diejenigen gleichmacht, die miteinander Schiffbruch erleiden. Aehnlich hat Omar seine Moslemin alle dadurch gleich weise gemacht, daß er die Bibliothek von Alexandria verbrennen ließ! Eine solche Gleichheit wollen wir uns nicht wünschen.

„Besteht nicht vielmehr die Politik, die Kunst, die Menschen zu regieren, das heißt sie glücklich zu machen, gerade darin, die Künste, diese Gaben des Himmels, der Freiheit dienstbar zu machen, um so den Traum des Lebens zu verschönern? Nicht durch sein Theater, nicht durch seinen Luxus, nicht durch seine Prachtbauten, nicht durch seine Gärten, nicht durch seine Statuen, noch durch seinen blühenden Handel und seinen Reichthum ist Athen untergegangen, sondern durch seine Grausamkeit, durch seine Erpressungen gegen die asiatischen Städte, durch seinen Hochmuth gegen die Bundesgenossen, durch seine blinden Vorurtheile, durch seine wahnsinnige Vergötterung einzelner Führer ohne Erfahrung und durch seine Undankbarkeit gegen das wahre Verdienst, weil es herrschsüchtig geworden war und nicht mehr die Metropole, sondern die Beherrscherin Griechenlands sein wollte. In einer Zeit, wo es noch keine Buchdruckereien und keine Zeitungen gab und wo noch nicht die unbeschränkte Freiheit der Meinungs-Aeußerung existirte, machten in Athen Wissenschaft und Philosophie denselben Effekt, wie die Luxus-, Acker- und Fasten-Gesetze in Sparta."

Wenn demnach Desmoulins eine Republik träumte, durch Luxus, Industrie und Kunst verschönt und veredelt, so darf man doch nicht etwa glauben, als habe er den Klassen, die sich im Besitze dieser nach ihm für das Allgemeinwohl unentbehrlichen Elemente befanden, ein Vorrecht eingeräumt wissen wollen; noch weniger war eine Bourgeois-Republik sein Ideal. Als die Nationalversammlung den Beschluß gefaßt hatte, um das Activbürgerrecht ausüben zu können, müsse man eine Mark Silber an jährlichen Steuern zahlen, gerieth Desmoulins außer sich vor Zorn. „Dieses Decret macht Frankreich zu einem aristokratischen Staate, und es ist der größte Sieg, den die schlechten Bürger in der Versammlung nur erringen konnten. Um die ganze Absurdität dieses Decrets so recht begreiflich zu machen, braucht man nur anzuführen, daß z. B. Rousseau, Corneille, Mably nicht wahlfähig gewesen sein würden." Und den Priestern, die in der Versammlung für das Gesetz gestimmt hatten, rief er unwillig zu: „Seht ihr denn nicht ein, daß auch Jesus Christus nicht wahlfähig gewesen wäre, ihr Priester eines Proletarier-Gottes, der selber nicht Activbürger war? Ehrt doch die Armuth, die durch ihn geadelt worden ist! Und was wollt ihr eigentlich mit dem zur Ungebühr wiederholten Wort Activbürger? Die die Bastille genommen haben, die den Acker bestellen, das sind die wahren Activbürger u. s. w."

Uebrigens erwarben sich die Revolutions de France et de Brabant ebensowenig wie ein späteres Journal, le vieux Cordelier, das Desmoulins als Organ der gemäßigten Dantonisten im National-Convente in den Jahren 1793 und 94 herausgab und in dem er nach dem Sturze der Girondins Robespierre Opposition machte, die Popularität, die er sich wünschte; es war dies eine Folge seiner höheren Bildung und seines gebildeten Geschmacks. Sie waren deshalb eben mehr für das gebildete Publikum berechnet und wurden auch von diesem gerne gelesen, aber mit andern Blättern der Zeit konnten sie nicht concurriren, die Revolution de Paris von Lonstalet zum Beispiel zählten bis 20,000 Abonnenten, während Desmoulins immer nur von zwei Bataillonen seines Blattes spricht. Deshalb war er aber nicht etwa eifersüchtig oder neidisch auf Lonstalet. Der Journalismus jener Zeit hatte einen viel zu ernsten Charakter. Es war eine Sache der Ueberzeugung und vielleicht auch des Ehrgeizes, ein Journal zu schreiben, aber es geschah nicht aus Interesse, um Geld damit zu verdienen; ja Desmoulins hielt sogar die Gedächtnißrede auf Lonstalet im Jakobinerklub, die in No. 45 der

Revolutions de France et de Brabant abgedruckt ist und Zeugniß davon ablegt, daß er von aufrichtiger Hochachtung für Lonstalet erfüllt war. Die Sache ist übrigens leicht zu erklären. Um Lonstalet's Revolution de Paris zu verstehen und mit Vergnügen zu lesen, brauchte man eben nur lesen zu können, gesunden Menschenverstand zu besitzen und guter Patriot zu sein. Um aber Desmoulins' Journale zu verstehen und ihnen Geschmack abzugewinnen, dazu gehörte mehr. Wir erinnern nur an die beständigen historischen Anspielungen und an seine Vorliebe für Citate aus den Schriften der Alten, namentlich Tacitus und Cicero. Er übersetzte sie nicht selten und zwar in der Regel in einer Weise, die die Sache pikant macht, indem er die Verhältnisse seiner Zeit auf sie überträgt. Der Patriarch Joseph ist bei ihm surintendant des finances im Dienste des ägyptischen Königs und ehrt sein Ministerium durch glückliche Reformen, Catilina gehört zur Rechten, Cato und Cicero sind Jakobiner und zeigen sich immer nur in der Carmagnole und mit der dreifarbigen Kokarde. Aber dergleichen ist nicht für den gemeinen Mann. Nicht daß es Desmoulins nicht auch diesem hätte recht machen wollen und etwa eine aristokratische Abneigung gegen diejenigen in sich verspürt hätte, die nicht wie er ihre Studien auf dem Lycée Louis-le-Grand gemacht hatten; im Gegentheil, die Sprache des Volks entzückte ihn, und der gesunde Menschenverstand des Pariser Arbeiters erfüllte ihn mit Bewunderung. Er versuchte es auch, es ihnen nachzumachen und in ihrer Sprache zu ihnen zu reden, aber es ging ihm da, wie es allen denen geht, die einen Volksdialekt zur Schriftsprache erheben wollen. Jeremias Gotthelf's Schriften werden so wenig von den Berner Bauern gelesen, wie Fritz Reuter's „Olle Kamellen" von den Knechten und Mägden auf den mecklenburgischen Domanialgütern. Heugeruch und Schwarzbrot haben in der Beschreibung wohl für den Städter einen gewissen Reiz, der Bauer jedoch lernt sie zur Genüge in natura kennen, um sie sich noch einmal in der Literatur auftischen lassen zu wollen.

Ein charakteristischer Zug an dem französischen Journalismus ist die Medisance und die Vorliebe für die directe Invective, für die persönliche Spötterei. Dergleichen hat den Franzosen zu allen Zeiten gefallen, und Guignol und Figaro, der Nain jaune und das Petit Journal mit ihren zweideutigen Anekdoten und Anspielungen sind keineswegs Original-Erzeugnisse des zweiten Kaiserreichs. Auch Desmoulins schlägt in seinen Blättern ganz denselben Ton an. Auf theoretische Discussion läßt er sich nicht viel ein; in dem schnellen, lebhaften Wortgefecht, das auf Alles eine Antwort hat, in der persönlichen Polemik liegt seine Stärke, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, nur allzuoft machen ihn seine Vorurtheile blind, und die üble Nachrede, mit der er begonnen, wird immer hämischer und artet schließlich in pure Verleumdung aus. Seine politischen Grundsätze sind seine ganze journalistische Laufbahn hindurch sich stets gleich geblieben, aber sein Urtheil über Personen ändert sich nicht selten in der allerbefremdlichsten Weise und ist geradezu ungerecht. Er trug einem Umstande nicht Rechnung, daß sich nämlich die Menschen in den unruhigen Zeiten einer Revolution ungemein schnell verbrauchen und daß der Reiz der Ruhe und der Taumel der Macht über kurz oder lang den Sieg auch über die entschlossenste Thätigkeit davontragen muß, wenn sie durch die Kämpfe, die sich in solchen Zeiten täglich wiederholen, physisch und moralisch erschöpft ist.

Bei den Wahlen zum National-Convent im September 1792 war auch sein Name aus der Urne hervorgegangen, aber Desmoulins spielte in der Versammlung keine bedeutende Rolle. In dem Prozesse des Königs stimmte er mit der Majorität, in dem Kampfe zwischen der Montagne und den Girondins stellte er sich auf die Seite der Ersteren; als sich im Schooße der Bergpartei eine Fraction der Modérés unter Danton's Leitung bildete, die der Dictatur des von Robespierre gänzlich dominirten Comité du salut public ein Ende machen wollte, schloß er sich diesen an, ohne aber in der Partei eine hervorragende Stellung einzunehmen, obwohl er, wie schon gesagt, den Vieux Cordélier, das Organ der Modérés, redigirte. Bekanntlich glückte es Robespierre im Convente ihre Verhaftung durchzusetzen, und sie wurden vor das Revolutions-Tribunal unter dem Vorsitz von Fouquier-Tinville gestellt, und, da sie es gegen den Gerichtshof an dem nöthigen Respekt fehlen ließen, hors des débats gesetzt und ungehört verurtheilt. Am 8. April 1794 fand die Hinrichtung Statt. Desmoulins stand damals im fünfunddreißigsten Lebensjahr. er hatte lange genug gelebt.

Dr. Karl Brunnemann.

Griechenland.

Neugriechische Volksgesänge.*)

Der durch seine umfangreichen und gehaltvollen dichterischen Anthologieen rühmlichst bekannte Professor J. M. Firmenich-Richartz hat uns mit einer Fortsetzung seiner „Neugriechischen Volksgesänge", Τραγούδια Ῥωμαϊκά, dem zweiten Theile derselben nach fast achtundzwanzigjähriger Pause, erfreut. Welche ungeheure Masse politischer und literarischer Umwälzungen und Wandelungen hat sich zwischen jener Zeit und der unsrigen abgespielt, — und immer noch bleibt die alte Achtung und Neigung für seine schönen und reizenden Sammlungen unverändert und ungeschwächt in uns lebendig! In dem Vorworte dieses Theiles, welchen er dem nunmehr dahingeschiedenen „Heros deutscher Wissenschaft", A. Böckh, widmete, sagt er, er habe die in demselben mitgetheilten Lieder theils Fauriel („Chants populaires de la Grèce moderne" par C. Fauriel. Paris 1824. 2 vol.) und Anderen entlehnt, theils selbst gesammelt und theils von griechischen Freunden zugesandt erhalten. Die zum besseren Verständniß den Liedern beigefügten geschichtlichen Erläuterungen seien aus griechischen oder griechenfreundlichen Quellen geschöpft, können mithin auf strenge geschichtliche Wahrheit keinen Anspruch machen. Türkische Quellen über die kleinen und ununterbrochenen Kämpfe zwischen den Griechen und Türken standen ihm nicht zu Gebote. Es ist ihm aber auch hauptsächlich auf das volle Verständniß der Lieder angekommen, und diese können nur aus den Anschauungen heraus, aus denen sie hervorgegangen sind, richtig verstanden werden. Bei der deutschen, dem Versmaße des Urtextes folgenden Uebersetzung hat sich der Bearbeiter bemüht, die Lieder in ihrer einfachen und schmucklosen Naturwüchsigkeit fast wortgetreu wiederzugeben, so daß seine Uebersetzung auch zur Erlernung der Volkssprache der Neugriechen dienen kann. Hinzugefügt sind den Liedern hundert neugriechische, aus Epirus stammende Sprüchwörter. Zur Erweiterung des Ueberblickes über das Gebiet der neugriechischen Volksdichtungen und Volkssprache wird später ein dritter Theil, enthaltend neugriechische Volksgesänge, Volkserzählungen, Märchen, Fabeln und Sprüchwörter im Urtext nebst Uebersetzung, erscheinen, zu welchem ein reicher Stoff dem Verf. bereits vorliegt.

*) Von J. M. Firmenich-Richartz. Berlin, W. Hertz, 1867.

Die alte, in ihrer Art wohlgelungene Sammlung von Fauriel ist nicht bloß an Umfang, sondern auch an Korrektheit, sachgemäßer Auffassung und künstlerischer Bearbeitung von dieser weit überboten worden. Strenge geschichtliche Wahrheit für einzelne verdächtige, dunkle und unaufgeklärte Punkte war hier jedenfalls äußerst schwer herzustellen, und türkische Quellen würden, bei dem bekannten Mangel türkischer Berichterstatter und Historiker, für die betreffenden Lücken wahrscheinlich gleichfalls wenig geholfen haben. Das Bestreben, die vorliegenden naturfrischen und gehaltvollen Poesieen, theils lyrisch-epischen, theils rein lyrischen (überwiegend erotischen) Inhalts, in angemessener und ansprechender Weise zu übertragen, ist dem Herausgeber in wünschenswerthester Vollendung gelungen; und viele der mitgetheilten Stücke nebst ihren Bearbeitungen werden nicht allein dem angegebenen didaktischen Zwecke vortrefflich genügen, sondern außerdem wahrscheinlich auch manchem heimischen Dichter-Talente Stoff und Anregung zu kunstgemäßeren romantischen Ausführungen liefern. Wir können uns nicht versagen, zwei der anmuthigsten kleineren Lieder, nichthistorischen Inhalts, ohne beigefügten Urtext, hierher zu setzen:

Lied.

Kam durch Zufall mal nach Smyrna,
Haben Freunde mich vermählet
Und ein Weib mir da gegeben.
Feiertag hat sie den Montag,
Und den Dienstag fei'rt sie wieder,
Mittwochs und am Donnerstage
Schauet sie sich nur im Spiegel;
Freitags wäscht sie sich bis Abend,
Samstags kämmt sie sich die Haare,
Und am Sonntag fragt sie, höret!:
„Sagt mir, junge Frauen, saget,
Nehmt ihr wohl zur Hand den Rocken?"

Hochzeitslied.

Die Mägdlein all', von Antlitz braun, und die mit schwarzen Augen,
Voll schöner Mutterfleckchen,
Sie gaben einen Kuß mir all', nur eine giebt mir keinen,
Und läßt mir großen Kummer.
Auf einen Berg will steigen ich, zu bauen einen Garten,
Will bau'n dort einen Garten,
Und auch ein Nebengärtchen noch und einen schönen Weinberg,
Ein Pförtlein auch als Eingang.
Die Schönen mögen kommen dann, um Trauben dort zu essen,
Mit Küssen auf den Lippen.
Sieh da, die Mägdlein kommen all', mit feurig schwarzen Augen;
Daß alle sie der Kuckuk!
Denn schau, den Gärtner rufen sie: „Gieb Trauben uns, o Theurer,
Und küss' uns auf die Lippen!" —
„So zieht euch die Pantöfflein aus und kommt herein, ihr Mägdlein,
Kommt weiter in den Garten!
Willst einen Apfel? nimm ihn dir! Willst eine Quitte, Mägdlein?
Nimm, Niemand wird's euch wehren.
Willst Muskatellertrauben du? willst lange Trauben? nimm nur,
Für deine süße Liebe!"

Brasilien.

Brasiliens Aufschwung in neuester Zeit.

Das Kaiserthum Brasilien ist auf der Pariser Weltausstellung in sehr respektabler Weise vertreten, indem daselbst von 684 brasilischen Produzenten 3558 Gegenstände aufgestellt sind. Die verschiedenen werthvollen Nutzhölzer Brasiliens nehmen allein schon einen ziemlich bedeutenden Raum des Ausstellungs-Palastes ein. Darunter ist uns speciell eine in den Provinzen Ceára und Rio Grande do Norte in großer Menge wachsende Palme, „Carnauba" genannt, aufgefallen, deren Verwendung und Nützlichkeit von der mannigfaltigsten Art ist. Das Holz dieser Palme ist sehr fest und wird daher vorzugsweise als Bauholz, demnächst aber auch zu musikalischen Instrumenten, Röhren und Pumpen verwandt. Aus dem Harze des Baumes wird ein gelbes, durchsichtiges Wachs gewonnen, das in Millionen von Kerzen verwandelt wird. Die weiche faserige Substanz im Stiele der Blätter wird, statt des Korkes, zu Pfropfen verwandt. Ein sehr reichlicher, nahrhafter Sago wird aus der Wurzel dieses Baumes bereitet. Die Carnauba-Frucht, die die Größe einer Haselnuß hat und sehr ölreich ist, liefert eine Art Mehl oder „Maizena" und eine angenehm schmeckende Flüssigkeit, gleich der Cocus-Milch. Aus den geschnittenen, zu Stroh getrockneten Blättern werden Decken, Hüte, Körbe, Fächer und Besen verfertigt; die Fibern liefern einen starken Faden, aus welchem Stricke gedreht werden. Jenes Stroh geht auch in Massen nach Europa, wo es zu feinen Herren- und Damen-Strohhüten verarbeitet wird. — Nicht minder sind in Paris zahlreiche Baumwollen-Pflanzen und Ertrags-Proben aus vielen Provinzen Brasiliens ausgestellt, wo seit dem amerikanischen Bürgerkriege der Anbau der Baumwolle mit außerordentlichem Erfolge betrieben wird. Auch die Provinzen Santa Catharina und Rio Grande do Sul, wo sich die meisten deutschen Niederlassungen befinden, sind im Industrie-Palast sehr ansehnlich vertreten und liefern namentlich ein ehrenvolles Zeugniß für den Fleiß und die Betriebs-Kenntnisse der in Brasilien angesiedelten, nicht unter der Herrschaft von großen Gutsbesitzern arbeitenden, freien Deutschen.

Wir haben bereits (Nr. 37 des Mag.) erwähnt, daß einer der großen Preise von 10,000 Francs zur Anerkennung solcher sozialer Institutionen, die den Bedürfnissen der arbeitenden Klassen in praktischer Weise abhelfen, der deutschen Kolonie Blumenau in Santa Catharina zu Theil geworden, deren in Paris ausgestellte Erzeugnisse, verbunden mit den über die Einrichtungen der Kolonie gegebenen Nachrichten, die Aufmerksamkeit der Special-Jury auf sie gelenkt haben. Die brasilianische Regierung hat augenscheinlich mit großem Eifer die Gelegenheit der Pariser Ausstellung dazu benutzt, die Vorurtheile und die zum Theil unrichtigen Vorstellungen zu widerlegen, die in Europa und speciell in Deutschland über das südamerikanische Kaiserreich verbreitet sind. Allerdings können dadurch nicht die gerechten Beschwerden über den Mangel an rechtlicher Gleichstellung der Glaubensbekenntnisse und noch weniger die Klagen über die Härte der auf ihre Parceria-Kontrakte sich stützenden, großen Barone widerlegt und beschwichtigt werden. Aber die Regierung hat doch wenigstens bewiesen, daß sie durch die Einrichtungen, die sie seit einigen Jahren getroffen, die Vortheile der freien Arbeit zu würdigen und anzuerkennen weiß. Sie hat zu dem Zwecke mit dem sehr ausführlichen Katalog, den sie über die brasilischen Ausstellungs-Gegenstände in portugiesischer, französischer und deutscher Sprache herausgegeben, zugleich eine vollständige, geographisch-statistische Uebersicht des Landes, seiner Provinzen, seiner Bevölkerung, seiner Verwaltung, seines Land- und Bergbaues, seiner Unterrichts-, Kunst- und gewerblichen Anstalten, seines Handels, seiner Eisenbahnen und seiner Schifffahrt drucken lassen.

Von diesem sehr belehrenden Buche in deutschem Gewande

ist auch uns ein Exemplar aus Rio de Janeiro zugesandt worden*). Man muß die hier zusammengestellten Leistungen Brasiliens um so mehr anerkennen, wenn man erwägt, daß dieser Staat gerade zu der Zeit, als er die Ausstellung beschickte, in einem Kriege mit dem aller socialen Kultur feindseligen Diktator Lopez von Paraguay sich befand, der, um sein Land zu vergrößern, einen Eroberungszug in die brasilianische Provinz Matto-Grosso unternommen hatte, zu dessen siegreicher Bekämpfung Brasilien sein Heer und seine Flotte neu organisirt hat.

Alle neueren Nachrichten stimmen aber darüber überein, daß dieser Staat in einem glücklichen Aufschwunge begriffen ist. Großartige Marine-Etablissements sind dort in den letzten Jahren begründet worden, ebenso Maschinen-Werkstätten, Werfte für Panzerschiffe ꝛc. Eine Telegraphen-Linie von 250 Meilen Länge ist zum Theil durch das wildeste Terrain gezogen; Eisenbahnen und Chausseen sind nach allen Richtungen gebaut, oder projektirt. „Immer kleiner", schreibt man von Rio de Janeiro, „wird dagegen die Partei der großen Land-Barone, die nichts lernen und nichts verstehen wollen, als die Arbeit ihrer Sklaven. Die Sklavenfrage selbst ist nur noch eine Zeit-Frage: der Tag rückt mehr und mehr heran, wo nur die freie Arbeit gilt, und wo Jeder, gleichviel welcher Nationalität, welcher Religion er auch sei, eingeladen ist, von den Gaben, die die Natur so verschwenderisch über das schöne Land ausgestreut, seinen Theil zu nehmen."

Die mit dem vorliegenden, statistisch katalogisirenden Werke verbundene große Karte von Brasilien ist nach den Aufnahmen brasilianischer Ingenieur-Offiziere von dem Obersten Conrad Jacob von Niemeyer gezeichnet.

Kleine literarische Revue.

— **Haus-Bibliothek deutscher Classiker.****) Unter den vielen gleichzeitig angekündigten neuen Ausgaben der deutschen Classiker, deren Göschen-Cotta'sches Bundes-Privilegium mit Ende des Jahres 1867 abläuft, zeichnet sich die von der Verlags-Buchhandlung von G. Grote in ihrer ersten Lieferung erschienene, durch ihre vortrefflich gezeichneten charakteristischen Illustrationen aus. Die vorliegende Lieferung enthält die epische Dichtung „Luise" von Joh. Heinr. Voß, mit Zeichnungen von Paul Thumann, in Holz geschnitten von Brend'amour. Der Zeichner hat nicht bloß den Geist und Charakter der Dichtung, sondern auch das Gewand und den Typus der Zeit, in welcher sie spielt, der Zeit der Renaissance Deutschlands im achtzehnten Jahrhundert, vortrefflich wiederzugeben gewußt. Das norddeutsche Stillleben jener Zeit bietet in der „Luise" von Voß so viele frische und herzliche Empfindung dar, so viele ehrenfeste, männliche Gesinnung, daß sich das deutsche Volk gewiß noch lange daran erfreuen und darum eine Ausgabe, wie die vorliegende, ihm gewiß sehr willkommen sein wird.

*) Das Kaiserreich Brasilien bei der Pariser Universal-Ausstellung von 1867. Rio de Janeiro, Buchdruckerei von E. u. H. Laemmert, 1867. (204 S. in 8., mit einer Karte von Brasilien.)

**) Berlin, G. Grote, 1867—68. Preis pro Band von 11—12 Bogen 8 Sgr.

— **Bernh. v. Cotta's „Geologie der Gegenwart."** Die zweite Auflage dieses Werkes wird soeben angekündigt*), nachdem erst vor Jahresfrist die erste Auflage ausgegeben worden. „Was man Weltgeschichte zu nennen pflegt, heißt es in der Ankündigung, ist nur der letzte und kürzeste Akt der Geologie. Gewöhnlich läßt man diese da aufhören, wo jene beginnt, indem man mit dem Auftreten der Menschen die Erde als fertig betrachtet. Erst seit Lyell's Lehre von der Unveränderlichkeit der geologischen Wirkungen hat man auch die jetzigen Bildungen und Umbildungen als wesentlich und bedeutungsvoll in das Gebiet geologischer Betrachtung hineingezogen. So ist die Geschichte der Menschheit zum Schlußsteine der Geologie geworden, die wie sie, und besonders die Religionsgeschichte der meisten Völker, mit dunkeln Traditionen über die Entstehung der Erde beginnt. Diese poesiereichen Mythen sind die älteren geologischen Lehren. Was die wenigen Naturforscher des Alterthums als in ihrem Sinne wissenschaftlich hinzufügten, war theils ganz unfruchtbare Speculation, theils nahm es eine sehr lokale Färbung an, je nach der örtlichen Beschaffenheit des Vaterlandes. Das Aufblühen europäischer Wissenschaften im Mittelalter brachte der Geologie fast nur ebenso kühne als sonderbare Hypothesen; man kannte den Bau der Erde nicht und wollte ihn dennoch erklären. Spät erst, und am meisten zu Werner's Zeit am Schluß des vorigen Jahrhunderts, fing man ernstlich an, den inneren Bau der Erde zu untersuchen, und neben der Geologie, die bis dahin ein luftiges Hypothesen-Gebäude gewesen war, bildete sich unter der neuen Benennung Geognosie die Kenntniß vom inneren Bau der Erde aus. Aber es war die Zeit des Systematisirens. Die ganze Natur sollte sich Systemen fügen, die auf verhältnißmäßig wenig beobachtete Thatsachen gestützt waren. So künstliche Gebäude konnten nicht lange bestehen. Auf ihren Trümmern hat man erkannt, daß eine ungemeine Mannigfaltigkeit von Ursachen zusammengewirkt hat, um aus einem langen Entwickelungs-Prozeß, der noch fortdauert, die Erde mit ihren Bewohnern so hervorgehen zu lassen, wie sie heute beschaffen sind."

— **Holländischer Text zu Beethoven's „Ruinen von Athen."****) Kotzebue hat den Text zu dieser dramatischen Musik bekanntlich i. J. 1812 zur Feier der Einweihung eines neuen Theaters in Pest geliefert. Es war ein Gelegenheitsstück, wie hundert andere, ein Festspiel, worin den Künsten und dem österreichischen Kaiserhause in eben nicht sehr zarter, künstlerischer Weise gehuldigt ward, aber — der Genius Beethoven's erfand eine herrliche Musik dazu, die noch heute überall, wo man sie aufführt, mit Entzücken gehört wird. Der „Chor der Derwische" mit seinem unendlich komischen Effekt, der feierliche „Türken-Marsch" mit der prachtvollen Janitscharen-Musik und der Wechselgesang der Priester und der Jungfrauen sind wohl das Schönste, was jemals irgendwo für ein ephemeres „Festspiel" geschrieben wurde. Man hat längst den Wunsch gehegt, die trivialen Textworte Kotzebue's durch eine poetische Form ersetzt zu sehen, die des großen Tonmeisters würdig ist, und Robert Heller machte auch in Deutschland bereits einen Versuch, dessen Mangelhaftigkeit er zwar selbst erkannte, doch hat er jedenfalls das Verdienst,

*) Leipzig, J. J. Weber.

**) Ludwig van Beethoven, Athene's Bouwvallen. Een nieuw Nederlandsch gedicht, in metrischen vorm door Dr. J. D. Heije. Met Hoogduitsche vertolking door Mevr. Henriette Heinze-Berg. Amsterdam, van Heteren, 1867. Leipzig, Friedr. Fleischer.

daß dadurch ein niederländischer Dichter, Herr J. P. Helje, der die holländischen Worte zu den Oratorien von Händel, Haydn, Felix Mendelssohn, Hiller u. A. geliefert, dadurch veranlaßt wurde, einen der Musik angepaßten würdigen Text zu Beethoven's „Ruinen von Athen" zu schreiben. Dieser ist kürzlich, und zwar mit einer deutschen Uebersetzung von Frau Henriette Heinze-Berg, sowie mit einer Einleitung des Herrn Heye ausgestattet, zu Amsterdam im Druck erschienen. „Griechenlands Kampf und Erlösung" bildet jetzt das poetische Thema der Beethovenschen Composition, und wir glauben, daß Letztere in diesem Gewande auch in Deutschland mit Beifall aufgenommen werden wird.

— **Dante in Holland.***) In einem Bericht an die deutsche Dante-Gesellschaft giebt Herr Dr. Herm. Grieben in Köln Nachricht von dieser (nicht in den Buchhandel gekommenen) Prachtausgabe Dante's in holländischen Terzinen, mit einem reichen wissenschaftlichen Apparat, mit Illustrationen nach den Zeichnungen von Gustav Doré ausgestattet. Das Ganze, in honorem Dantis veranstaltet, gereicht sowohl dem Herausgeber und Uebersetzer, als der Nation, unter der es erschienen, zur Ehre. Wahrlich, ein Volk, das Männer, wie Dr. Hacke van Mijnden besitzt, die ihren Reichthum, ihr poetisches Talent und ihre Studien zu solchen glänzenden Huldigungen des Genius verwenden, muß auf einer hohen Stufe der europäischen Kultur-Leiter stehen.

— **Dante's „Hölle" von Adolf Dörr.** Von der ebenso treuen, als poetischen Bearbeitung der Göttlichen Komödie von Dörr (unseren Lesern bereits durch frühere Mittheilungen im „Magazin" bekannt) sind soeben die beiden ersten Lieferungen, die 34 Gesänge der „Hölle" umfassend, erschienen.**) Der deutsche Uebersetzer hat den Text mit erklärenden Noten ausgestattet, ohne ihn jedoch zu überladen. Er hat sich auf die üblichen allegorischen und geschichtlichen Auslegungen beschränkt und von den in neuerer Zeit in Italien beliebt gewordenen, politischen und geheimbündlerischen Bedeutungen gewisser Persönlichkeiten und Lieblingswörter Dante's keine Notiz genommen. Die Verse sind mit großer Formen-Gewandtheit gearbeitet, doch dichtete der Deutsche nicht, wie sein gleichzeitiger holländischer Rival, Terzinen mit weiblichen Reimen, die der weichen Form des italiänischen Originals entsprechen, sondern dreizeilige Verse mit zwei weiblichen Reimen und einer reimlosen Zeile mit männlicher Endsilbe, wie aus nachstehenden Anfangs-Versen des ersten Gesanges zu ersehen:

Als ich die Bahn des Lebens halb vollendet,
War ich in einem dunkeln Wald verirrt,
Weil ich vom rechten Pfad mich abgewendet.

Ach, dürft' ich schweigen von dem ungeheuern,
Verworrnen wilden Wald, um nimmermehr
Dem Geist das alte Grauen zu erneuern!

Dem finstern Tode gleichen seine Schrecken,
Doch da von dort mir auch das Heil erging,
So muß ich Manches aus dem Wald entdecken.

*) De Komedie van Dante Alighieri. In dichtmaat overgebracht door Dr. J. C. Hacke van Mijnden. Eerste deel. De Hel. Haarlem, 1867.

**) Dante Allighieri's Göttliche Komödie. Die Hölle. Uebersetzt von Adolf Dörr. Darmstadt, F. L. Schorkopf, 1867.

— **Moderne Romane des Auslandes.** Herr Verlags-Buchhändler Otto Janke in Berlin hat neben seiner „Roman-Zeitung" ein „Roman-Magazin des Auslandes" gegründet, das, seinem Titel nach, unser „Magazin" insofern ergänzt, als wir principiell keine Romane und Novellen aufnehmen. Zur Vorbeugung von Mißverständnissen bemerken wir jedoch, daß unsere Zeitschrift zu dem gedachten „Roman-Magazin des Auslandes" in keiner Beziehung steht. Sämmtliche Romane dieses Magazins erscheinen übrigens auch mit einigen anderen, die darin wegen Raum-Mangels nicht aufgenommen wurden, in Buchform unter dem allgemeinen Titel: „Moderne Romane des Auslandes."*) Es liegt uns davon Band 16—18 vor, enthaltend: Charles Kingsley's historischen Roman „Hereward der Wachsame, der letzte Engländer", übersetzt von Marie Giese. Dieser Roman, der in der Zeit König Wilhelms des Eroberers spielt und dessen Held eigentlich „der letzte Angelsachse" heißen sollte, ist zwar in England selbst nicht mit dem Beifall aufgenommen, den früher des Verfassers „Hypatia" und sein „Alton Locke" gefunden, wird jedoch immerhin, besonders in der vorliegenden guten Uebersetzung, von dem deutschen Leihbibliotheks-Publikum mit Theilnahme gelesen werden.

— **Schweizer Volkskalender.** Auch in der Schweiz ist für das Jahr 1868 ein deutscher Volkskalender, nach Art der von Karl Steffens und Trewendt erschienen: der zum erstenmale jetzt ausgegebene „Illustrirte Volkskalender", von K. v. Gerstenberg.**) Er ist jedoch weder so geschmackvoll illustrirt, noch so reich an unterhaltenden Beiträgen, wie jene beiden Volkskalender aus Berlin und Breslau. Das einzige, wirklich Lesenswerthe, was er enthält, sind zwei poetische Gaben von Gottfried Kinkel: „Schweizerwein" („Der Wein hier liebt sein Vaterland, Klopft nicht an fremde Thüren, Doch dem, der ihn baut mit Sorg' und Fleiß, Dem stillt er den Durst und lindert den Schweiß Und hilft ihm, frisch sich rühren.") und Emanuel Geibel: „An das Vaterland" (Seit ich mich zuerst entwand Aus der Kindheit Traume, Dir gehör' ich Vaterland, Wie das Blatt dem Baume. Meines Wesens Eigenbild Hast du mir gegeben, Und aus deiner Wurzel quillt Fort und fort mein Leben.")

Literarischer Sprechsaal.

Die „Leser" und Correctoren der Buchdrucker von London hielten am 17. September eine Generalversammlung unter Vorsitz des Herrn Charles Dickens. Zweck derselben war, von ihren Arbeitgebern eine höhere Remuneration zu erlangen, nachdem in neuerer Zeit den Schriftsetzern eine Erhöhung des Arbeitslohns bewilligt worden war. Herr Dickens erklärte zunächst, daß er den Vorsitz übernommen, weil er mit Allem sympathisire, was auf die Presse, diese große öffentliche Schutz-Anstalt, sich beziehe, und weil er bezeugen könne, wie groß und nützlich die keineswegs bloß mechanischen Dienste seien, welche die Correctoren leisteten, die oft sehr viele Studien gemacht haben und große Kenntnisse besitzen müßten. Es wurden hierauf zwei Re-

*) Preis 20 Sgr. pro Band. Jeder Roman wird auch einzeln verkauft.

**) 1868. Zürich, Lohbauer.

solutionen gefaßt, worin anerkannt wurde: erstlich, daß mit Rücksicht auf die in den letzten Jahren sehr gestiegenen Preise der Lebensmittel die Lohnsätze der Correctoren, die noch immer die alten wären, zu niedrig seien und mindestens um zehn Procent erhöht werden müßten, und zweitens daß ein Comité mit der Ausarbeitung einer in diesem Sinne abgefaßten Denkschrift beauftragt werde, welche sämmtlichen Buchdruckerei-Besitzern von London zu übergeben sei.

Es ist keine kleine Anzahl junger und älterer Mädchen, die alljährlich die Gränzen Deutschlands überschreiten, um als Lehrerinnen und Erzieherinnen in andern Ländern ein, wie sie glauben, besseres Unterkommen und die ihnen in der Heimat selten gewährte Gelegenheit, Ersparnisse für die Zukunft machen zu können, zu finden. Das Ziel dieser Auswandernden ist meistens England oder Rußland, und zwar begeben sie sich nach beiden Ländern entweder in der Absicht, dort eine Stellung zu suchen oder einem bereits durch Agenten oder in Folge von Zeitungs-Annoncen abgeschlossenen Engagement folgend. Das Loos der deutschen Gouvernanten in England ist schon vielfach Gegenstand der Behandlung in der Presse gewesen; das Geschick derselben in Rußland hat sich dagegen der Oeffentlichkeit ganz entzogen, und doch wäre es sehr wünschenswerth, daß denselben eine eingehende Betrachtung geschenkt, daß den jungen in die Ferne ziehenden Mädchen gute Rathschläge mit auf den Weg gegeben, daß ihnen ein Asyl und ein Anhalt geschaffen würde. Als einen auch für deutsche Gouvernanten sehr beachtenswerthen Fingerzeig, zugleich aber auch als Anregung zur Schöpfung ähnlicher Einrichtungen, veröffentlichen wir im Nachstehenden eine Bekanntmachung, die ein Herr Machin, Secretair des British Governesses' Home in St. Petersburg, im Interesse englischer Gouvernanten in Rußland kürzlich in der Times erließ: „Gouvernanten, welche ein Engagement in Rußland annehmen, ist dringend anzurathen, ehe sie einen Kontrakt unterzeichnen, erst durch die Gesandtschaft oder das Konsulat in St. Petersburg oder London genaue Erkundigungen über die betreffende Familie einzuziehen oder sich an die britischen Geistlichen in St. Petersburg, Moskau oder Kronstadt zu wenden, welche sehr gern jede von ihnen gewünschte Auskunft geben. Junge Damen, welche diese Vorsicht zu beobachten versäumten, sind dadurch schon häufig in eine sehr peinliche Lage oder doch wenigstens in Verlegenheiten gerathen. Sehr viele Familien verlassen während der Sommermonate die Hauptstädte, um sich auf ihre Güter oder auf Reisen zu begeben. Für solche Damen, welche in der Absicht nach Rußland kommen, daselbst ein Engagement zu suchen, empfiehlt es sich daher, ihre Reise so einzurichten, daß sie Ende August in Petersburg eintreffen, wodurch sie der Möglichkeit vorbeugen, monatelang auf ihre eigenen Kosten dort leben zu müssen."

Zu den besten Leistungen der französischen Kunstgewerbe auf der Welt-Ausstellung von Paris gehören unstreitig die Arbeiten der beiden großen Teppich-Fabriken der Gobelins und von Beauvais. Es befinden sich darunter eine „Aurora", nach Guido Reni, „die heilige und die profane Liebe", nach Tizian, die „Musen", nach Le Sueur, das „Scheibenschießen", nach Boucher und „die Hunde und das Wild", nach Delaporte. Namentlich ist der Teppich, der das berühmte Tizian'sche Gemälde aus der Galerie Borghese in Rom mit allen seinen Licht-Effecten und Farbenspielen in Wolle und Seidenfäden wiedergiebt, ein wahres Meisterstück zu nennen. Die Fabrik von Beauvais wetteifert jetzt durch ihre künstlerischen Leistungen mit der alten königlichen Fabrik der Gobelins, deren historische Teppiche aus der Zeit Ludwig's XIV. jetzt noch eine der größten Zierden des Schlosses von St. Cloud bilden.

Die im J. 1862 von Toselli erfundenen italiänischen Eisbereitungs-Maschinen haben in der neueren Zeit eine wesentliche Verbesserung dadurch erlangt, daß der Erfinder jetzt auch die zur Fabrication des Eises nöthigen Salz-Präparate viel billiger, als bisher, zu liefern vermag. Toselli's neue Eisbereitungs-Maschine, glacière roulante genannt, besteht (nach „Dingler's polytechnischem Journal" und dem „Breslauer Gewerbe-Blatt") aus einem, auf einem Untersatze ruhenden Metall-Cylinder, in welchen zuerst kohlensaures Natron und nach 15 bis 20 Minuten Ammoniak-Salz eingelegt wird, worauf man den etwas kleineren mit der zum Gefrieren zu bringenden Flüssigkeit &c. gefüllten, inneren Cylinder hineinstellt. Sodann verschließt man das Ganze zuerst mit einer Kautschuck-Scheibe und darauf mit dem metallenen Deckel, steckt den Apparat in einen kleinen Sack oder einen ähnlichen Behälter, und läßt ihn mittelst einer leichten Bewegung der Hand auf einem Tische hin- und herrollen. Nach Verlauf von etwa zehn Minuten ist der Inhalt des inneren Cylinders durch und durch gefroren und bildet eine Walze von schönem klarem Eise. Es kann keinen einfacheren und dabei billiger und wirksamer arbeitenden Apparat geben als diese neue Eisbereitungs-Maschine, welche nur 10 Francs kostet und mittelst der man — was mit den bisher benutzten Apparaten nicht erreichbar war — eine Karaffe Wasser u. s. w. binnen kurzer Zeit zum Gefrieren bringen kann. Mit Verpackung und nebst 20 Kilogr. des Kälte erzeugenden Satz-Präparates kostet der verbesserte Toselli'sche Apparat 25 Frcs. Ein Kilogramm des Salz-Präparats allein (ausreichend um Eis für 5—6 Personen herzustellen) kostet 50 Centimes (4 Sgr.).

In einem jüngst veröffentlichten Vortrage über „die Reformationssagen und die Volks-Ueberlieferung der Protestanten"*) führt Herr Dr. Heinrich Pröhle dem Leser eine anmuthige Sagenreihe vor, die sich meist an große Persönlichkeiten der protestantischen Geschichte knüpft. Luther und Gustav Adolf, die volksthümlichsten Gestalten derselben unter den Deutschen, stehen, wie sich ziemt, voran. Auch von Kurfürst Friedrich dem Weisen von Sachsen sind die beiden hervorragendsten Sagen mitgetheilt. Es ist ein sehr ergiebiges Thema, aus welchem der Verfasser mit geschickter Hand einige Perlen herausgegriffen und zusammengefügt hat. Seine Hauptfundgruben sind das Halberstädtische, der Ober- und Unterharz, Sachsen und Schlesien, weniger jedoch Thüringen, auf dessen ungemeinen Reichthum an Sagen aus den Zeiten der Reformation und des dreißigjährigen Krieges wir den Verfasser aufmerksam machen möchten. Mittel-Deutschland ist der eigentliche Sitz dieser Sagenkreise, denn in Mittel-Deutschland hat die Reformation ihre tiefsten Wurzeln.

Der in unserer vorigen Nummer erwähnte Jahresbericht über das deutsche Genossenschaftswesen im J. 1866 von Schulze-Delitzsch. (Leipzig, Gustav Meyer) ist jetzt auch auf dem Wege des Buchhandels zu beziehen.

*) Berlin, Ulrich Frank.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] Berlin, den 2. November 1867. [Nº 44.

Inhalt.

So eben erscheint im unterzeichneten Verlage:

Berthold Auerbach's Deutscher Volkskalender

auf das Jahr 1868.

Mit vollständigem Kalendarium mit zwölf bezüglichen neuen Gedichten von Emil Rittershaus. Mit 44 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis 12½ Sgr.

Drei größere Aufsätze, zum Theil heiteren Inhalts: Das Frankfurter Loos, Michel Phönix und Das Glück auf der Extrafadet aus der Feder des Herausgebers; ferner Beiträge von **Ludwig Bamberger** (Die soziale Frage), **Max Maria von Weber** (Was eine schöne Frau für das Eisenbahnwesen thut), **Friedrich Mohr** (Justus Liebig ein Eroberer), **Alfred Woltmann** (Die Kunst im Handwerk), **H. A. Oppermann** (Tagebuch eines Annektirten); endlich Neue Stücklein vom alten Gevattersmann bilden den hauptsächlichsten Inhalt dieses neuen Jahrganges des beliebten Kalenders. Er wird seinen zahlreichen Freunden willkommen sein. (699)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Verlag von Carl Rümpler in Hannover.

So eben ist erschienen und durch sämmtliche Buchhandlungen zu beziehen:

Mein Leben.

Aufzeichnungen und Erinnerungen

von Hoffmann von Fallersleben.

Band I–III. Octav. Geheftet. 5 Thlr. 7½ Ngr.

Das höchst interessante Werk, dessen erste drei Bände vorliegen und welches im Ganzen sechs Bände umfassen wird, enthält wichtige und werthvolle Aufzeichnungen aus dem politischen, dem gelehrten und socialen Leben der zwanziger, dreißiger und vierziger Jahre dieses Jahrhunderts, es charakterisirt eine große Anzahl bedeutender Männer, die tonangebend gewesen sind bei der Entwickelung Deutschlands zu Macht und Größe, es zeigt uns große deutsche Gelehrte und Dichter, wie sie schafften und wirkten in ihrer frischen Jugend und läßt uns einen Rückblick thun auf eine Zeit, die trotz alledem in ihrem Schoße die Keime barg, aus denen ein großes nationales Leben entsprossen ist, ein Leben, das dem deutschen Volke naturgemäß die Stellung anweist, welche es in Europa einzunehmen berechtigt ist. (700)

In allen Buchhandlungen ist stets vorräthig: (701)

Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe. Mit sieben Bildern in Holzschnitt

Elfte Auflage. 1864. Velinpapier. in englischem Einband 1 Thlr.

Zwölfte Auflage. 1867. Druckpapier. in farbigem Umschlag kartonnirt 15 Sgr.

„Unstreitig unter allen Märchenbüchern das schönste."

Bernhardi's Wegweiser durch die deutschen Volks- und Jugendschriften.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Julian Schmidt,

Geschichte der deutschen Literatur. Fünfte Auflage 3 Bände. 8⅔ Thlr.

Dieses rühmlichst bekannte Werk umfaßt die deutsche Literatur von Lessing's Tod, 1781, bis heute; die Zeit von 1681 bis 1781 behandelt genau in derselben Weise die

Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland. 2 Bände. 7⅓ Thlr.

Beide Werke bilden ein zusammenhängendes Ganzes. Die neue Auflage der „Geschichte der deutschen Literatur" enthält eine Reihe neuer und höchst wichtiger Forschungen. (702)

Karl von Holtei's Theater. 6 Bände.

So eben ist vollständig erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Theater

von

Karl von Holtei.

Ausgabe letzter Hand.

Sechs Bände. 16. Elrg. brosch. Subscriptions-Preis 3 Thaler. (703)

☛ Januar 1868 tritt der Ladenpreis von 4 Thalern ein. ☚

„Diese Ausgabe schließt sich in ihrer äußeren Ausstattung an die Gesammtausgabe der erzählenden Schriften Holtei's an und wird den Besitzern derselben ohne Zweifel eine willkommene Ergänzung dieses Schatzes von Haus- und Familienlectüre sein. — Ein Blick in das Inhaltsverzeichniß erfüllt uns mit Achtung vor der auch auf diesem Gebiete so reichen und von dauernden Erfolgen gekrönten Thätigkeit Holtei's. Enthält doch jeder Band mehr als eine dramatische Arbeit, die sich nicht nur bereits durch mehrere Jahrzehnte auf der Bühne gehalten hat, sondern auch ein beliebtes Volkseigenthum geworden ist. Wir brauchen zum Belege dafür nur an „Leonore", „Der alte Feldherr", „Wiener in Berlin", „Lorbeerbaum und Bettelstab", „Hans Jürge" u. s. w. zu erinnern. Viele der im Ganzen 30 dramatischen Dichtungen Holtei's eignen sich auch vortrefflich zum Lesen oder Aufführen in Privatkreisen, so daß auch aus diesem Grunde die Anschaffung der Sammlung zu empfehlen ist, die durch den verhältnißmäßig billigen Preis nach Möglichkeit erleichtert wird." Hamburger Correspondent. 1867. Nr. 180.

Verlagshandlung Eduard Trewendt in Breslau.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Luise, Königin von Preußen.

Ihr Leben, Leiden und Sterben

dem Volke erzählt von (704)

Friedrich Adami.

8. geh. 20 Sgr. — in engl. Einband 1 Thlr.

„Das Leben einer großen patriotischen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre sein, besonders wenn es wie dieses — aus den besten Quellen geschöpft — so reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifenden Momenten ist. Wir können dies Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Wortes nur bestens empfehlen, da es die weiteste Verbreitung verdient."

Bernhardy's Wegweiser durch die deutsche Volksschriften-Literatur.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Die Grenzboten. (705)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 44. Die baltischen Provinzen Rußlands. 1. Prolog. — Die 41. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Frankfurt a. M. — Das 12. (sächsische) Bundesarmeekorps. — Musikalische Literatur.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (706)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 42. G. Jäger, Ueber den Ursprung der menschlichen Sprache. — Die sogenannte Gesetzmäßigkeit in den willkürlichen menschlichen Handlungen. — F. Spiegel, Das östliche Turkestan. — Erforschungen am Glenelgfluß in Tasmans-Land. — Friedländer's Sittengeschichte Roms unter den Kaisern. — Californien. — Die Terpen in den Niederlanden und die antiquarischen Funde in denselben. — Spiegelhöhe des todten Meeres. — Reizbarkeit der Pflanzen. — Produktion der mineralischen Brennstoffe in Preußen. — Verschiedenes.

Nr. 43. O. Peschel, Die Rückwirkung der Ländergestaltung auf die menschliche Gesittung. — A. Sprenger, Zur Geschichte der Erdmessung im Alterthum. — F. Spiegel, Das östliche Turkestan. — Die letzte Empörung in Abchasien. — Ein neuentdeckter altägyptischer Roman. — Raimondy über die Campos-Indianer. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

☛ **Hierzu** (für die durch den Buchhandel gehenden Exemplare) **eine Extrabeilage,** betreffend die in 13. Aufl. erschienenen engl. und franz. Unterrichtsbriefe nach der Methode **Toussaint-Langenscheidt. Französisch** von **Charles Toussaint,** Prof. de langue française, u. **G. Langenscheidt,** Literat, Mitglied der Berliner Gesellschaft für neuere Sprachen; **Englisch** von Dr. **C. van Dalen,** Oberlehrer am Königl. Kadettencorps zu Berlin und Mitglied der Kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften, Prof. **Henry Lloyd,** Mitglied der Universität zu Cambridge, und **G. Langenscheidt** etc. etc. — (Beide Werke sind als die besten ihrer Art bekannt.) — Auswärtige können Probebriefe à 5 Sgr. (18 Xr. rh., 30 Nkr.) durch jede Buchhandlung beziehen. (707)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 50.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Kleine Schriften von Karl Friedrich Neumann.

Die Čechen und die Urzustände der slavischen Völker.

Herr Prof. Karl Friedrich Neumann, der Verfasser der „Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika", hat eine Anzahl theils ungedruckter theils in Zeitschriften zerstreuter Aufsätze zusammenstellen lassen, welche im nächsten Jahre dem Druck übergeben werden. Die Sammlung ist auf 5 bis 6 mäßige Octavbände berechnet, deren jeder mehrere sich gegenseitig ergänzende Arbeiten enthalten soll, so daß der einzelne Band je einen abgeschlossenen Bereich der Wissenschaft umfaßt und zu einem Ganzen sich abrundet.

Der erste Band: Ostasien und der nördliche Stille Ocean, enthält unter Anderem die Reise des Verfassers nach China und dem östlichen Archipelagus während der Jahre 1829, 1830 und 1831, die Beschreibung der Insel Singapore und die Gründung des Freihafens daselbst, sowie andere Ergänzungen des von Neumann herausgegebenen Werkes: Ostasiatische Geschichte, vom ersten chinesischen Krieg bis zu den Verträgen in Peking, 1840—1860. (Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, 1861.)

Im zweiten Band: China und Indien, sind die Uebersetzung der Encyklopädie aller chinesischen Wissenschaften, die eines buddhistischen Katechismus und andere auf die Religion des Schakiamuni bezügliche Aufsätze enthalten; ferner die Darstellung der Sipahi-Revolution, des Unterganges der Großmongolen in Delhi und der englisch-ostindischen Compagnie. Die letzteren, aus den seltensten Quellen gearbeiteten Schriften sind eine Ergänzung des vor einem Jahrzehend erschienenen größern Werkes des Verfassers: „Geschichte des Englischen Reiches in Asien." (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1847, 2 Bde. 8.)

Der dritte Band behandelt Mittelasien und Persien, worin die Geschichte der Sefi-Dynastie in Persien, dann die folgenreiche Gründung der russischen Herrschaft im mittleren und östlichen Asien, wohl geeignet sind, das allgemeine Interesse zu erregen, namentlich in unseren Tagen.

Der vierte Band umfaßt zahlreiche Arbeiten über Armenien und den Kaukasus. Der Verfasser hat vor mehr als vierzig Jahren bei den armenischen Mönchen auf der Insel San Lazaro bei Venedig armenisch gelernt und war bekanntlich zu unserer Zeit der Erste in Deutschland, welcher auf die großen Schätze der armenischen Literatur aufmerksam machte. Man vergleiche seinen „Versuch einer Geschichte der armenischen Literatur" (Leipzig, 1830). Mehrere von Neumann's Uebersetzungen aus dem Armenischen und Chinesischen sind auf Kosten der Königl. Asiatischen Gesellschaft in London in englischer Sprache im Druck erschienen.

Die zwei letzten Bände bringen Recensionen von bleibendem Werthe, welche nicht selten zu selbständigen Abhandlungen herangewachsen sind: so z. B. die Recension über Alexander v. Humboldt's „De l'Asie centrale", und über die „Slavischen Alterthümer" von Paul Joseph Schaffarik, wovon wir weiter unten einige, bei den jetzigen Zeitläuften äußerst anziehende Bruchstücke mittheilen; dann Erläuterungen zu dem italiänischen Marco Polo und zu dem deutschen Marco Polo, Johannes Schiltberger aus München, welchen Neumann vor einigen Jahren zum erstenmal, nach der einzigen Handschrift des Schiltberger auf der Heidelberger Bibliothek, in der Sprache des Reisenden herausgegeben hat.*) Die frühern Drucke aus dem 15 und 16. Jahrhundert sind von den Herausgebern derart willkürlich umgeändert und mit allerlei Zusätzen vermehrt worden, daß das ganze Werk von mehreren Gelehrten für unterschoben, und von Göthe in seinen Anmerkungen zum Westöstlichen Divan nicht einmal erwähnt wurde.

Wir lassen nun nachstehendes, durch Schaffariks „Slavische Alterthümer" veranlaßte Fragment folgen:

Die Čechen und die Urzustände der slavischen Völker.

Die Liebe zum Vaterlande und dem eigenen Volke wurzelt in dem Grade im Bewußtsein eines jeden Menschen, daß der Verräther der Heimat, selbst Jeder, welcher es mit den Fremden hält, und sei es auch, um dem angestammten Volke ein besseres Loos, eine glücklichere Zukunft zu bereiten, bei Allen Widerwillen und Abscheu erregt, bei den Rohen wie bei den Gebildeten des In- und Auslands. Man verlangt, daß dieses heilige Gefühl für die Scholle, wo man geboren, für das Volk, wo man erzogen wurde, alle unsere bedeutendern Handlungen durchdringe und aus allen unsern geistigen Erzeugnissen hervortrete, die ja die edelsten Handlungen sind unseres Geschlechts. Wer noch daran zweifelt, daß die Völker des europäisch-christlichen Kultursystems während der letzten Jahrzehnde auf der Bahn der Geistesbildung bedeutend vorwärts geschritten sind, den verweise man nur auf dieses Nationalgefühl, welches sich allenthalben regt; man mache ihn auf das Streben aller Völker und Völklein Europas aufmerksam, die sämmtlich darauf ausgehen, selbst was zu sein, zu gelten und selbständig heranzuwachsen. Nirgendwo jedoch erscheint das Nationalgefühl in dem Grade, als bei den Stämmen des zahlreichen und weitverbreiteten Volkes der Slaven; und in diesem nationalen Getriebe zeigt der am Weitesten nach Westen gerückte Stamm, die Čechen, deren selbständiges Wesen von den umgebenden Deutschen auch am Meisten bedroht war, die größte und nachhaltigste Rührigkeit. Die Čechen erfreuten und erfreuen sich durch diese ihre geographische Stellung anderer Vortheile, welche den nationalen Bestrebungen großen Vorschub leisteten und leisten. Während viele andere slavische Stämme in religiöser, staatlicher und bürgerlicher Beziehung sich abschlossen und dem Südwesten ganz entfremdet wurden, ist der Čeche seit Samo bis auf den heutigen Tag, in ununterbrochener Verbindung mit Deutschland geblieben. Böhmen ward in alle religiöse und geistige Strömungen unseres Vaterlandes hineingezogen; die blutigen Kämpfe des fünfzehnten und siebzehnten Jahrhunderts haben einen treibenden, befruchtenden Samen im Lande zurückgelassen. Nicht minder ist es ein großer Vortheil, welchen die Čechen ihrer Lage und Verbindung mit Deutschland verdanken, daß sie dadurch immer aufgefordert waren, deutsch zu lernen, mit der deutschen Literatur und Wissenschaft fortzuschreiten. Aus diesen Gründen sind die Böhmen der gebildetste, vielseitigste Zweig der slavischen Völkerfamilie geworden; sie verdienen das Lob, welches Mickiewicz ihnen spendet, in vollem Maße. „Die čechischen Gelehrten schreiben in allen Sprachen, benutzen alle möglichen Mittel zur Erreichung ihres Zieles. Aus der Leuchte der ganzen Civilisation Vortheil ziehend, bemühen sie sich, das Slaventhum vor der ganzen Welt zu enthüllen und unter den Slaven selbst Frieden zu stiften. Der russische Schriftsteller

*) Reisen des Johannes Schiltberger aus München in Europa, Asia und Afrika von 1394 bis 1427. Zum ersten Mal nach der gleichzeitigen Heidelberger Handschrift herausgegeben von K. F. Neumann. Mit Zusätzen von Fallmerayer und Hammer-Purgstall. München, 1859.

hegt Mißtrauen gegen den polnischen und dieser vergilt ihm Gleiches mit Gleichem, aber mit demselben Vertrauen nähern sich beide, Polen und Russen, den Čechen. Sie sind die Vorkämpfer auf dem Felde der Wissenschaft."

Die Vermehrung der physischen Kräfte des böhmischen Volkes hielt gleichen Schritt mit seiner geistigen Erhebung. Die Bevölkerung des Landes war vor dem Beginne der hussitischen Kämpfe und des dreißigjährigen Krieges sehr dicht, doch dürfte sie, wie Palacky meint, in frühern Zeiten niemals vier Millionen überschritten haben. Dies ist aber bereits seit einigen Jahrzehnden der Fall.¹) Von diesen Millionen ist jedoch, vermöge der traurigen bürgerlichen Zustände aller slavischen Stämme, verhältnißmäßig nur eine sehr geringe Anzahl von Personen, welche das ganze Volk repräsentiren: der hohe und niedere Adel, die Bürger in den Städten und einige andere Freie. Aus diesen höhern Klassen geht die panslavistische Bewegung hervor, und nur von diesen wird sie unterhalten; auf die Massen scheint dieses neue Leben noch keinen Einfluß zu äußern. Es ist bekannt, daß Franz Palacky durch die Stände im J. 1831 veranlaßt wurde, die Geschichte Böhmens von der ältesten bis zur neuesten Zeit zu schreiben, und zwar unter der Begünstigung, daß die hierzu nothwendigen Kosten aus den ständischen Domesticalfonds bewilligt wurden. Man weiß, daß eine Anzahl trefflicher Werke der Unterstützung der patriotischen Čechen, welche den Verein für die Ausbildung der böhmischen Sprache und Literatur gebildet haben, der in der letzten Zeit jährlich an hundert neue Mitglieder erhalten hat, wenn nicht ihr Dasein, doch ihre Bekanntmachung verdanken, und so unter andern auch Schafarik's slavische Alterthümer. Dieses lebendige Gefühl für's Vaterland, hier und da von tiefer Wehmuth und unterdrücktem Grolle begleitet, durchweht alle Arbeiten der Čechen und verleiht auch dem trockensten, gelehrtesten Stoffe Empfindung und Wärme. Wie hoch überragen nicht in dieser, ich möchte sagen: höhern Beziehung auch Schafarik's „slavische Alterthümer" alle Werke gleichen Stoffes unserer Literatur! Keine Spur der gedankenlosen Stoppelei der Uebergründlichen, welche dem Leser die ganze Masse vorwirft, dann es ihm überläßt, seinen Theil herauszulesen und sich ein Urtheil zu bilden; nein, die Liebe besiegt bei dem Slaven den spröden, alterthümlich zersetzten Stoff, weiß ihm junge Lebenskraft einzuhauchen und zum Theil organisch zu gestalten. Das Leben führt aber, wie Jeder weiß, in mancherlei Irrgänge, unter welchen die Parteilichkeit am schwersten oder vielleicht gar nicht zu vermeiden ist. Alles was da in Wahrheit lebt, lebt nach einem gewissen Principe und sucht dies natürlich geltend zu machen. Nur der Tod ist unparteiisch. Wie viele Stellen der slavischen Alterthümer können nicht als Belege dieses Satzes angeführt werden! Solch' ein parteiisches Wesen ist aber, wie die Geschichte des menschlichen Geistes zeigt, vorzüglich eine Eigenthümlichkeit jeder neuen Kraft, die nach langem Schlummer oder Drucke zu dem Rechte ihres Daseins sich emporarbeitet; diese Richtung zeigt eine jede junge Literatur, welche, wie die slavische des neunzehnten Jahrhunderts, das Volk zum nationalen Bewußtsein emporrufen, von entnervenden auswärtigen Einflüssen und fremdem Drucke befreien will. Man mißdeute diese Worte nicht. Ich weiß wohl, daß die slavische Literatur in gewisser Beziehung mit der Anpflanzung des Christenthums unter dem Volke im zehnten und eilften Jahrhundert beginnt; ich weiß, daß die verschiedenen Stämme dieses zahlreichen Volkes alte Lieder und Jahrbücher besitzen, die noch weiter hinaufreichen und nicht hinter den ähnlichen Erzeugnissen der gleichzeitigen südwestlichen Völker zurückstehen; dessen ungeachtet müssen die geistigen Erzeugnisse der Slaven aller Stämme als eine neue junge Literatur betrachtet werden.

Die Geschicke der deutschen und slavischen Lande gleichen sich in vielen Beziehungen; die Stürme von außen und die innern Zwiespälte haben den naturgemäßen Entwickelungsgang unterbunden; die Säfte geriethen in Stocken und das ganze Gemeinwesen ist zu einer gewissen Zeit in Fäulniß übergegangen. Dies war bei den Slaven in noch höherem Grade der Fall als bei den Deutschen; denn als Gesammtheit genommen, ist ihnen mit dem Beginn der neuern Zeit weder durch religiöse noch durch politische Ereignisse eine frische Lebenskraft eingehaucht worden. Im Gegentheile, der geistige Samen früherer Jahrhunderte wurde durch wilden Aufruhr und im Getriebe maßloser Gewalt zu Grunde gerichtet. Das Jahr 1620, sagt Mieckewicz, ist der Wendepunkt für die Geschichte der slavischen Literatur; es sank in Rußland das Slavisch-Kirchliche, in Polen näherte man sich dem Falle und in Böhmen ist Alles zusammengebrochen. Von innen heraus war also nichts mehr zu bilden. Sobald man zu einem neuen Leben erwachte und die einheimische Wildniß erkannte, wurden die jungen Setzlinge aus der Ferne herbeigeholt, um in der Heimat angepflanzt zu werden. Man suchte sich an den Musterwerken der vorgeschrittenen Nationen heranzubilden. So bei den Deutschen in der ersten Hälfte des achtzehnten und bei den Slaven in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Deutsche und Slaven haben beinahe in gleichem Grade die Vortheile der Spätgebornen zu benutzen gewußt; sie stellten sich gleich auf die Schultern der Völker, die vor ihnen wirkten und übersahen mit freiem Blick das ganze Feld der geistigen Erzeugnisse. Wo der Slave hinter dem Deutschen zurückblieb und zurückbleibt, da ist sicherlich nicht dem Mangel an Einsicht oder Triebkraft die Schuld beizumessen, sondern dem staatlichen und bürgerlichen Zustande seines Vaterlandes. Der deutsche Schriftsteller hat das Glück, von einem großen, bürgerlich freien Gemeinwesen getragen zu werden, das, zum Theil wenigstens, sich seiner künftigen großen Bestimmung bewußt wird, während der geistige Slave jenen räthselhaften Steinen zu vergleichen ist, welche einzeln zerstreut, hier und da auf der weiten Fläche seines Vaterlandes gefunden werden. Der edle Schafarik ist sich dieser Einsamkeit, dieses Mangels eines allgemeinen geistigen Lebens bei seinem Volke oder seinen Völkern bewußt; der Unmuth hierüber und über die fernen Urheber dieses Jammers beschleicht ihn, gleichwie Palacky, nicht selten mitten unter den sprachlichen und alterthümlichen Untersuchungen und reizt ihn, namentlich wenn von deutschen Grüblern der Gegenwart und vergangenen Zeiten die Rede ist, bald zu den herbsten Ausdrücken, bald zu wahrhaft poetischen Ergüssen. Der Groll der Gegenwart blickt verstohlen aus dem Grabe der Vergangenheit, fällt hier „die deutschen Schmierer an, denen in der argen Beschränktheit ihres Wissens die slavische Welt noch mit undurchdringlichem Dunkel bedeckt sei"; ergreift dort Jornandes und schreit ihm barsch in's Gesicht: er habe die Thaten der Gothen, namentlich Ermanrich's, „unverschämt" übertrieben, ja

¹) Nach Schafarik ward im Jahre 1842 die čechisch-slavische Mundart von 4,414,000 gesprochen, wovon 3,016,000 in Böhmen, 1,354,000 in Mähren und 44,000 in den preußischen Landen wohnten. Davon bekennen sich nur 144,000 zum Protestantismus; die übrigen 4,270,000 gehörten sämmtlich zur römisch-katholischen Kirche. Nach A. Petermann, beläuft sich jetzt die Zahl der Čechen in Böhmen, Mähren und Schlesien auf 5,899,000.

nicht grundlos werde vermuthet, seine ganze Geschichte von dem unermeßlichen Reiche Ermanrich's beruhe auf Irrthum oder Lüge.

Nicht minder herb zeigt er sich gegen die eigenen, seinem patriotischen Sinne widerstrebenden Landsleute; es werden wieder eine neuere Schule der russischen Alterthumsforscher die Schatten slavischer Heiden aus dem Grabe heraufbeschworen: „Manen Lawretas! Swatoptuks! Könntet ihr aus der Todtenwelt zu uns kommen, ihr würdet schauen die Trübsal eurer Väter und die Schande eurer Enkel. Fremder Durst saugt uns das Blut aus und der Sohn rühmt sich seiner Knechtschaft, uneingedenk des Ruhmes seiner Ahnen!"

Ein Beitrag zur Roswitha-Frage.

Die scharfsinnige Untersuchung J. Aschbach's über die Autorschaft der Roswitha'schen Dichtungen hat den Humanisten Conrad Celtes und seine Freunde als die Autoren der Pseudo-Roswitha-Dichtungen erwiesen. (Siehe J. Aschbach, Roswitha und Conrad Celtes, Wien 1867.) Vor einiger Zeit habe ich an anderer Stelle (National-Zeitung Nr. 439) weiteren Kreisen Bericht über die interessante Schrift erstattet; heute kann ich jenem Referat eine wesentliche Ergänzung, den Aschbach'schen Thesen ein wichtiges Beweisstück hinzufügen.

Celtes hat, nach den von Aschbach beigebrachten Belegen, um 1492 das Legendenbuch einer sächsischen Nonne Roswitha von Gandersheim bei den Benedictinern von St. Emmeran zu Regensburg aufgefunden. Diesen Pergament-Codex hat der Falsarius vernichtet, und an seiner Statt einen andern, der seine und der rheinischen Sodalität Dichtungen enthielt, der Kloster-Bibliothek zurückgegeben. Die unter dem Namen der Roswitha gehenden Dichtwerke behandeln alle, mit Ausnahme des Panegyricus auf Otto I., Legenden-Stoffe; es fragt sich nun, ob Celtes die im Legendenbuch der sächsischen Nonne vorgefundenen Stücke benutzt und vertheilt, oder ob er beliebige Legenden-Stoffe, die ihm und seiner Zeit mundgerecht waren, zu seiner Fälschung bearbeitet hat. Für letztere Annahme dürfte folgende Thatsache sprechen:

Ein höchst seltenes Werk des 15. Jahrhunderts: Der Altväter Buch, zu Latein Vitas (sic) patrum. Fol., Augsburg bei Peter Berger, 1488, mit gemalten Holzschnitten, enthält unter anderen eine Legende, die sich fast wörtlich in einer Comödie der Roswitha wiederfindet. Es ist dies die Legende von Maria, Abraham's Bruder-Tochter, die offenbar der vierten Comödie der Roswitha, Abraham, zum Stoffe gedient hat.

Sicher gewinnen hierdurch Aschbach's Behauptungen einen neuen Beleg. Im Jahre 1488, also vier Jahre vor Celtes' Fund, erscheint der „Altväter Buch", wahrscheinlich ein zu jener Zeit vielgelesenes Buch; nichts ist einleuchtender, als daß unserm Falsarius das Augsburger Legendenbuch, das ihm dankbarere Stoffe darbot, als das der Gandersheimer Nonne, die Stoffe zu den zu edirenden opera Roswithae hergeben mußte. Leider sind mir die „vitas patrum" noch nicht zugänglich geworden; ich gebe den Inhalt der in Rede stehenden Legende nach Scheible's Kloster (Band VI), wo dieselbe abgedruckt ist.

Der fromme Einsiedler Abraham hat sich eine Zelle im Walde erbaut, in der er ein gottseliges Leben führt. Da stirbt sein Bruder, der eine siebenjährige Tochter Maria hinterläßt; Abraham nimmt seine Nichte zu sich, baut ihr eine Zelle neben der seinigen und lehrt sie die heilige Schrift. „Und also" — erzählt unsere Legende — „was sy bey im zweinczig jar in aller vollkommenheit recht als ein unschuldig schäflin und als ein Taub on gall." Bald jedoch verführt sie ein Mönch unter dem Deckmantel der Religion; als sie zur Besinnung kommt, verzweifelt sie an Gott und Menschen, flieht aus der Wildniß und begiebt sich in ein öffentliches Frauenhaus. Abraham, durch ein Gesicht erschreckt, sucht sie vergebens; so bleibt er denn zwei Jahre in Betrübniß und Sorge um Maria, bis ihm endlich ein Freund ihren Aufenthaltsort verräth. „Und do der heilig man die warheit vernam do entlehnet er von einem ritter sein gewand und sein pferde, prach seine Zell auf und leget das ritterlich gewand an und satzt ein vehen hut (Pelzhut) auf und zoch den nider für das angesicht, das man ihn nit kant, und entlehnet pfennig und hanckte die an sein gürtel und saß auf das wolgeziert pferd als ein geziertet adelicher ritter, als der Welt gezimpt, und fure zu der stat mit seinem Freund, der in weiset zu yr, und kam recht als einer der seinem Veind will sein statt abgewinnen." Im Frauenhaus findet er denn die Verlorene, die, treu ihrem Gewerbe, ihn zur Lust reizen will. — Abraham spielt seine Rolle vortrefflich: erst als er mit Maria im Kämmerlein ist, giebt er sich zu erkennen, und nun folgt eine Scene der Reue und Zerknirschung, die poetisch und voll dramatischen Lebens geschildert ist. Maria wird wieder zu Gnaden angenommen und folgt dem Oheim in die Waldzelle, wo sie nach siebzig Jahren eines heiligen Lebens ihr Ende findet. — Die Comödie „Abraham" ist nun nichts anderes als eine wortgetreue Dialogisirung dieser Legende. So gern ich auch den ganzen Text beider Dichtungen vergleicheshalber hier mittheilen möchte, so verbietet es doch der Raum: ich begnüge mich daher, einzelne Stellen der Comödie neben gleichlautende der Legende zu stellen, die meine Behauptung erweisen sollen. Ich folge dabei der Ausgabe Hroswithae Opera ed. H. L. Schurzfleisch. Vitembergae 1707.

Text der Legende von 1488.	Text der Comoedia „Abraham" aus den opp. Rosw.
Und hieß im (dem Kinde) ein Zell an seiner Zell machen und ein Venster da zwischen dardurch lernet er die Tochter den Psalter und andre Wort von d' Heiligen geschrifft.	*Abr.* Ideo faciam illi exiguam ab introitu cellulam, per cuius fenestram psalterium ceterasque divinae legis paginas illam instruam.
Nun füget es sich desselbigen Nachts, das yr vetter Abraham sahe ein gesicht als einen ungeheuer übelschmekenden Traken (Drachen), der ging auf sein Zell und vieng do ein minnikliche schneeweiße Tauben und verschlang sie. Do erschrak der Heilig Vater Abraham gar ser, und veracht das es ein groß Unglük in der Cristenheit bedeute.	*Abr.* Putabam, me ante fores cellulae stetisse et, ecce, draco, mirae magnitudinis nimiique foetoris, rapido impetu adveniens, candidulam secus me columbam reperiens, cepit, devoravit, subitoque non comparuit. — At ego, ubi expergiscens, mente, quae videbam, tractavi, verebar aliquam ecclesiae imminere persecutionem.
(Abraham spricht:) Freund ich hab' vernomen, das du ein gar schöne Frawen hie inn bei dir habest, die gesähe ich gar geren. Da spottet sein der Hauswirth (stabularius bei Roswithae) gütiglichen in seinem Herzen, wan er sahe wol das er ein alter man was und krank des Leibs und sprach zu ihm. Wer euch das gesagt hat, d' hat euch nicht betrogen, es ist wol die schönest Fraw die man vinden mag.	*Stab.* Curillam desideras videre? *Abr.* Quia nimium delector in eius cognitione, cuius pulchritudinem a pluribus laudari, audiebam saepissime. *Stab.* Quisquis laudator eius formae extitit, nihil fefellit. Nam praenitet venusta vultu prae ceteris mulieribus. *Abr.* Ideo ardeo in eius amore. *Stab.* Miror, te in decrepita senectute juvenculae mulieris amorem spirare.
(Maria wehklagt.) O wee mir vil armen und ellenden Weib das ich	*Mar.* Vae mihi infelici! Unde cecidi et in quam perditionis

an diese welt je geboren ward. Do erschrok der Hauswirt gar seer und sprach. O wee mein liebe Tochter, was ist dir geschehen oder was meinet dein Weinen und dein bitterlich Seufzen. Es synd nun zwey Jar das du herkamest dos ich sollichen jumer nie an dir gesahe. Do sprache sie. O wee ich wär sälig, war ich vor iij jaren tod. Do tet der Heilig mon dergleichen als ob er seer zürnet umb die wort die sie hrt gesprochen, das sy in dester minder erkante und sprach zu ir wir seien in Freude hier miteinander, wilt du denn deine sünd herfürrechnen, wer zu freuden kompt der soi frölich seyn.	foveam corrui? *Abr.* Hic non est aptus querelae locus, ubi convivarum confluit conventus. *Stab.* Domna Maria, cur suspiria trahis? Cur madas lacrymis? Nonne per biennium hic conversabaris, et nunquam ex te gemitus prorupit, nunquam tristior sermo prodiit. *Mar.* O utinam fuissem ante trium annorum spatia morte absumpta, ne ad tanta devenirem flagitio. *Abr.* Non, ut tua peccata plangerem, adveni, sed, ut tuo iungerer amori.
Und du er auf dem bedt soß do sprach sie zu im. Herr lasset euch die Schuch abziehen. Do sprach er: beschleuß vor dos Gaden vestigklich und sehe auch ob yemand dar sey durch keinen argen Lust und das beschahe.	*Mar.* Ecce, triclinium, ad inhabitandum nobis aptum, ecce lectus, haud vilibus stramentis compositus. Sede, ut tibi detraham calciamenta, ne tu ipse fatigeris discalciando. *Abr.* Muni prius seris ostium, ne quis introeundi inveniat aditum.
(Abrah. spricht:) O wee Tochter, wo ist dein engiisch gewand, wo ist dein vasten dein wachen und dein emsiges Gebete. — Worum sagetest du mir es nit do du in die schuld vielest das ich für dich Buß hätte empfangen und got für dich gebeten mit meinem gesellen dem heyligen vater Effrem. — Es ist doch niemant on sünd denn got allein. — O wee ein teyl meiner adern! — Auf mir sei alle deine sünd. Got empfach oll dein missetot von meinen Henden, ich will Gott für dich antwurten und kum mit mir wieder heym.	*Abr.* Ubi est angelica illa, quam in terris egisti, conversatio? Ubi continentia admirabilis? — Quare eventum tuae perditionis mihi non indicasti, quo ergo, cum dilecto meo Effrem dignam pro te poenitentiam agerem? — Quis unquam a peccato extitit immunis, nisi solus Filius Virginis? — O meae pars animae! — In me sit iniquitas tua, tantummodo revertere ad locum, unde existi, et iui secundo conversationem, quam deseruisti.
(Maria spricht.) Lieber vater ich hab gut on gold und gewande was sol ich damit thun. Do sprach Abraham. Tochter laß dem Teufel was mit seinem rat gewunnen ist und auch zergeet.	*Mar.* Aliquantulum auri vestiumque possideo, quod tua de his auctoritas decreverit, expecto. — *Abr.* Non satis acceptabile munus Deo esse comprobatur, quod criminibus acquiritur.
Und (Abrahom) fur frolichen mit yr wieder heim recht ols ein hirt der sein schaf verloren hat und es dann wider vindt und es an seine arm zartlich nimpt und es wid' zu den andern schofen treyt.	*Mar.* Tuum est, pater amande, ut, ad instar boni pastoris, praecedas repertam ovem, et ego, paribus incedens vestigiis subsequor praecedentem.

Soweit meine Vergleichung. Dieselbe scheint mir Herrn Aschbach's Behauptungen nicht unwesentlich zu unterstützen. Ein Legendenwerk, das vier Jahre vorher, ehe Celtes seinen Mystifications-Plan in Scene setzt, erscheint und fast wörtlich mit dem Inhalt einer Comödie der Roswitha übereinstimmt, kann unmöglich jener sächsischen Nonne bekannt gewesen sein. Es ist offenbar Celtes oder einer seiner gelehrten Freunde, der die Legende von Maria, Abraham's Bruder-Tochter, dialogisirt und in den Pseudocodex der Regensburger Benedictiner hineingefälscht hat.

Dr. Franz Hirsch.

Frankreich.

Oberstlieutenant Charras über die Anfänge des Jahres 1813.*)

Alle Apotheosen sind hienieden dem Wechsel der Meinungen unterworfen. Nachdem noch nicht funfzig Jahre seit dem Tode Napoleon's I. verstrichen sind, hat schon das Bild, welches die vergötternde Bewunderung eines Adolf Thiers und seines Gleichen von dem Schlachten-Kaiser uns ausgemalt, den herbsten und meistentheils auch den gerechtesten Widerspruch erfahren. 1863 schrieb der elsassische Fabrikant Victor Chauffour-Kestner (aus Thann im Obereisaß, protestantischer Confession, vor 1848 Prof. der Rechtsphilosophie in Straßburg, dann Abgeordneter des Niederrhein-Departements und nach dem Staatsstreiche wegen seiner republikanischen Gesinnung eine Zeit lang aus Frankreich verbannt), ein glühender Anhänger der politischen Freiheit, seine zuerst in der Revue germanique, dann in mehreren Auflagen selbständig erschienene Skizze: M. Thiers historien. Notes sur l'histoire du consulat et de l'empire (Paris, Brüssel rc. 1863, Librairie internationale, Lacroix, Verboeckhoven et Cie.), welche mit Hülfe deutscher Quellen die innere wie äußere Haltlosigkeit der von Herrn Adolf Thiers verkündigten Napoleons-Legende der Welt offenbarte. 1865 folgte der geistreiche Genfer Professor Julius Barni mit dem Buche: Napoléon et son historien M. Thiers (Genf 1865), welches dem Andenken des am 23. Januar 1865 auf fremder Erde entschlafenen Charras gewidmet ist. Dies war ein Denkmal pflichtmäßiger Dankbarkeit gewesen. Denn der intellectuelle Urheber des französischen „Antinapoleonismus“ auf dem Felde der Geschichtschreibung ist Oberstlieutenant Charras. Sein tief durchdachtes Werk: Histoire de la campagne de 1815 hat nicht allein der Kriegsgeschichte des 19. Jahrhunderts einen hochwichtigen, von den bedeutendsten Kennern laut anerkannten Baustein geliefert, sondern auch eine wissenschaftliche Würdigung der Thaten Napoleon's I. unter den Franzosen überhaupt erst möglich gemacht; er hat der unparteiischen Geschichtschreibung hier die Bahnen geebnet. Mag er in dem Feuereifer seines edelherzigen Rechtsgefühls in einzelnen Punkten sogar zu weit gegangen sein; diese Geschichte des Feldzuges von 1815 ist ein Epoche machendes Werk, das kein zweiter Thiers wieder umstürzen wird. Es ist doch immer der sittliche Geist, der im Verlauf menschlicher Geschicke den schließlichen Ausgang bestimmt, nicht aber die Macht des momentanen Erfolges.

Nachdem Charras mit dem Feldzuge von 1815 sich den freien Blick auf die Verkettung des Napoleonischen Drama's verschafft, beschloß er den Kern seiner und der Tragik des französischen Volkes in dem Feldzug von 1813 aufzusuchen. Er lernte zu diesem Zwecke deutsch, durchforschte die besten deutschen Quellen und Hilfsmittel, wußte andererseits auch gründliche Einsicht in die Akten des französischen Generalstabes zu erlangen und hat namentlich die Original-Berichte des Generals Bertrand an den Kaiser für sein Unternehmen nutzbar gemacht. Leider entriß ihn der unerbittliche Tod seiner großartigen Arbeit, von welcher er kaum den ersten Band vollendet hatte. Sein Freund und Gesinnungsgenosse, der oben genannte Chauffour-Kestner, hat diesen glänzenden Torso herausgegeben und ihn mit einer kräftigen Einleitung der Leserwelt des unabhängigen Europa's

---

*) Geschichte des Krieges von 1813 in Deutschland. Von Oberstlieutenant Charras. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Leipzig, Brockhaus, 1867. XX und 436 S. gr. 8o.

empfohlen. Uns liegt hier die autorisirte deutsche Uebersetzung vor, welche im Ganzen vortrefflich gelungen ist und nur an einzelnen Stellen Mißverständnisse aufzeigt (so z. B. S. 201, wo das Wort magistrature mit „Obrigkeit“ statt, wie es hätte geschehen sollen, mit „Richterstand“ übersetzt ist).

Wenn wir beklagen müssen, daß der mannhafte Charras nichts weiter als die Anfänge des Kriegsjahres 1813 uns hat hinterlassen können, so dürfen wir desto höheren Werth auf das Gelieferte legen und uns dessen getrösten, daß doch das Vorbereitungs-Stadium der großen Ereignisse des Befreiungsjahres fast erschöpfend dargestellt wird. Und wie achtbar und würdig treten diese Schilderungen nicht hervor! Die ganze Plastik eines unbeugsam-ehrenwerthen Charakters, dem die Gerechtigkeits-Liebe, die Anerkennung fremden Verdienstes zur Leidenschaft geworden, hat dem Werke den Stempel des sittlichen Adels aufgedrückt und es von vornherein über die Schranke des angeborenen Volksthums weit hinfortgehoben! Charras ist Franzose; er ist es mit vollem Herzen, aber nicht in dem Sinne der Geringschätzung oder gar des Hasses fremder Volkseigenheit. Jenes Deutschland von 1813 ist ihm ein Gegenstand aufrichtiger Bewunderung, ja Verehrung. Männer wie York, Stein, Scharnhorst und Bülow werden von Charras als Helden einer großen National-Erhebung gefeiert; der Wahnwitz des fränkischen Eroberers, die doppelzüngige Politik eines Metternich empfangen ihr reichlich verdientes Urtheil. Diejenigen, welche Napoleon I. zu jedwedem Gewaltstreich brauchen konnte und Diejenigen, welche selber den Soldaten-Kaiser brauchen zu können wähnten, werden mit der gleichen Strafe für ihren verblendeten Eigennutz belegt. Das Buch des Obersten Charras ist ein Gericht über die Frevelthaten des Despotismus. Es ist ein Buch, welches in den Zeiten des Sinkens der politisch-sozialen Kräfte mit dem höchsten Nutzen gelesen wird.

Das Tribunal des Geschichtsschreibers wird durch die Kunde von dem Gottesgerichte in Rußland eröffnet. Napoleon I. hatte am 5. December 1812 in Smorgonie (der lithauischen Hochschule aller Tanzbären von Europa) die Trümmer seines unglücklichen Heeres verlassen und dem Könige Murat von Neapel den Oberbefehl übertragen. Kaum 20,000 Mann dienstfähige Leute waren von der stolzen „großen Armee“ übrig geblieben und auch dieser Rest bei der Ankunft an Preußens Grenze im allerkläglichsten Zustande. Ein fürchterlicher Contrast zu dem Auszuge mit 610,000 Mann und 150,000 Pferden! Aber, was Charras im Widerspruche mit andern Berichterstattern betont, Murat hatte von vornherein nicht den Kopf verloren. Er brachte die 20,000 dienstfähigen Soldaten binnen Kurzem auf 22,000, welche ebenso bald wieder ein kriegerisches Ansehen gewannen; weitere 20,000 entwickelten sich nach und nach aus geretteten Versprengten, die Murat in den Weichsel-Städten kleiden, bewaffnen und ausrüsten ließ; 30,000 schlagfertige Leute, worunter das etwa 18,000 Mann starke preußische Hülfscorps des Generals York, befehligte der Marschall Macdonald in Kurland; 40—45,000 Oesterreicher, Polen und Sachsen hatte der österreichische Feldmarschall Schwarzenberg unter sich, der zwischen Bug und Narew Stellung genommen; von Danzig aus war die Division Heudelet von 10,000 Mann Infanterie mit 24 Geschützen, von Hannover her die Cavalerie-Brigade Cavaignac mit 1500 Reitern zu Murat gestoßen. Dann kam die Infanterie-Division Detrès, Heudelet's 3. Brigade, 8000 Mann in Marschbataillone formirt: Franzosen, Bayern und Westfalen. Aus Franken war die schöne Division Grenier von ganzen 20,000 Mann im Anmarsch; 2000 Mann junger Garde näherten sich von Frankreich kommend der unteren Oder, 1200 Badenser gleichfalls und 10,000 Mann Preußen unter General Bülow, die in Ostpreußen zusammengezogen wurden, waren von Napoleon mitteist eines sehr dringlichen Briefes an Friedrich Wilhelm III. erbeten worden.

Murat wäre ein schlechter Soldat gewesen, hätte er Ende December 1812 seine Lage für eine verzweifelte gehalten. Er war auch weit davon entfernt. Nicht der unmittelbare Eindruck von den entsetzlichen Folgen des russischen Winter-Feldzugs, sondern die Nachricht von dem Abfalle Yorks brachte den französischen Oberbefehlshaber außer Fassung. Dem General York und der zu Tauroggen abgeschlossenen Neutralitäts-Convention, welche die 18,000 Mann preußische Kerntruppen aus der französischen Vertheidigungs-Linie herausriß, diesem verhängnißvollen Beispiele der Empörung wider Napoleon's Gewaltherrschaft, mißt Oberstlieutenant Charras die Entmuthigung Murat's bei. Vor den gräßlich zusammengeschmolzenen Schaaren Kutusov's, die dem Winter und den Entbehrungen des Marsches keinen viel geringeren Tribut gezollt, hätte Murat sich nicht zu fürchten brauchen. Aber der ungeheuere Franzosenhaß, der in Ostpreußen hervorbrach, und die Unsicherheit der militärischen Kräfte, auf welche Napoleon's Stellvertreter am Meisten gerechnet hatte, beschleunigten seinen Rückzug über die Maßen; er ließ den Marschall Macdonald mit der treu gebliedenen bayerisch-polnischen Division Grandjean achtlos im Stich, eilte vom Pregel zur Weichsel, von der Weichsel zur Warthe, übertrug in Posen dem Vicekönige von Italien, Eugen Beauharnais, den Oberbefehl, und während er dem Major-General Berthier eine Erholungs-Reise zu König Jérôme nach Kassel gemeldet, schlug er, was die Pferde laufen konnten, den Weg nach Neapel ein. Ohne Macdonald's Ausdauer war das 10. Corps der „großen Armee“ sammt den neu hinzugekommenen französischen Heertheilen für Frankreich verloren. Die Disciplin zeigte sich bei Hoch und Niedrig in bedenklicher Art gelockert.

General York und neben York der Freiherr vom Stein sind nach Charras die Hebel des großen Umschwungs gewesen. Charras ist im Wesentlichen der Darstellung Droysen's in dessen Lebensbeschreibung des Feldmarschalls York gefolgt; aber Stein's Auftreten bei den Ostpreußen wird gleichzeitig stark in den Vordergrund gerückt und, wie es scheint, nach dem Eindrucke der Schilderungen des umfassenden Werkes von Pertz („Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein“), hat Charras dem Wirken des großen Agitators einen breiteren Platz anweisen müssen. Zwar ist es fast zum Dogma erhoben worden, daß der gewaltige Stein sowohl den ostpreußischen Beamten, dem Oberpräsidenten von Auerswald, dem Präsidenten von Schön, als York und den ostpreußischen Ständen gegenüber die Rolle eines wilden Strudelkopfes gespielt und mehr geschadet als genützt habe, doch die Unrichtigkeit dieser historischen Dogmatik leuchtet aus den eigenen Schriften der betreffenden Darsteller ein, indem die ängstliche Rücksicht auf die zu erwartenden Entschließungen des vorerst noch nicht entschlossenen Königs dessen Offiziere und Beamten lähmte, selbst einen York, so gut wie Auerswald und Schön, stutzig machte (Jenen freilich erst nach der entscheidenden That) und deshalb ein Sporn von außen her durchaus nicht überflüssig war. Stein, als Bevollmächtigter des Kaisers von Rußland, d. h. also der antifranzösischen Kriegspartei, war all' dieser Bedenklichkeiten enthoben; er kannte überdies aus Erfahrung die Personen und die Dinge zu Berlin, auch den leitenden Minister Hardenberg; er wußte, daß man in der Mark vom Strom der Ereignisse fortgerissen zu werden wünschte, und Stein war der Mann dazu, den Strom zu entfesseln. Seine rücksichtslose

Grobheit, der Reflex seiner stählernen Energie, hat trotz mancher Schwankungen, die unerläßlich waren, wenn die Sache in Gang kommen sollte, gründlich Wirkung gethan und Ostpreußen am Ende allen Zauderns ruhmvoll auf eigene Füße gestellt. Altpreußens Erhebung wider Napoleon war eine Thatsache der Weltgeschichte; seine Organisation der Landwehr unter den beiden Dohna war fertig, als das Cabinet von Berlin noch in den Klauen des Bonapartismus lag: entweder mußte es nun die That anerkennen und dem Strome folgen, oder das Preußen des Hauses Hohenzollern war aus der Geschichte gestrichen! Stein hat im Namen dieses „Entweder, oder" dagestanden, York, Auerswald, Schön, Alexander und Ludwig Dohna begriffen klar das Verhängniß, und die Frucht ihrer muthvollen Einsicht war die Rettung des Vaterlandes!

Wohl muß es auffallen, wenn ein Franzose, ein Landsmann der Unterdrücker, mit feuerigem Munde die That der Völker-Befreiung lobpreist. Allein es ist eben ein Franzose, der vor Napoleon's vernichtender Willkür den tiefsten Abscheu empfindet und den die Scham peinigt, daß die Söhne der Männer von 1789 und 1792 sich zu Schergen des unersättlichen Eroberers hergegeben haben. Daß er die kulturhistorischen Verdienste des Napoleonischen Alexanderzuges geringschätzt, ist gerade vom Standpunkte des Franzosen um so erklärlicher, weil Frankreich von diesen Verdiensten weit weniger zu Gute kam, als dem Auslande. Napoleon hat das Deutschthum wider Willen mächtig gefördert: von den Siegen des Bonapartismus her datirt die Auferstehung der deutschen Nation, die mit dem alten Reiche zu Grunde gegangen schien. Unbestreitbar ist es Napoleon I. gewesen, der in Deutschland die Reste der Feudalzeit niedergeworfen hat, sein Einfluß hat sich auch in dieser Beziehung weit über die Gränzen des Rheinbundes hinaus erstreckt. Aber derselbe Napoleon hat den Feudalismus in Italien wieder eingeführt und in Frankreich wenigstens den Adel. Um Principien war der große Schlachten-Kaiser wenig bekümmert; er sorgte für tapfere Heere und blindlings gehorsame Beamte. Seinem Stern traute er wie der Ruhmsucht und Eitelkeit seines Volkes. Und dennoch hat er zuletzt sich arg verrechnet, das gesammte Arsenal der Mittel und Mittelchen des militärischen Cäsarismus ist zu böser Stunde über seinem Haupte zusammengebrochen und hat seinen Meister erschlagen.

Charras, der unversöhnliche Feind des Bonapartistischen Systems, sucht mit eifrigem Nachdruck darzuthun, daß nicht etwa die Unfähigkeit, die Schwäche oder gar die Treulosigkeit der Marschälle und Generale, sondern der hartnäckige Eigensinn, der maßlose Hochmuth und der bodenlose Leichtsinn den Gewaltigen vom Thron gestürzt haben. Auch nach dem Gottes-Gericht in Rußland wollte der Imperator nicht erkennen, daß die Herrschaft der blutgierigen Willkür ihrem Ziele nahe sei. Er gefiel sich in der prahlerischen Fortdauer des „Kaiserwahnsinns" (um den treffenden Ausdruck von Scherr zu gebrauchen) und ahnte kaum die ungeheure Schwere seines eigenen, zu Warschau auf der Flucht hervorgestoßenen Wortes: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt!" Preußen wähnte er für immer gedemüthigt; von Oesterreich und dessen Reichskanzler Metternich glaubte er, man sei durch die Ehre seiner Verwandtschaft geblendet und ganz mit seinem System verschwistert; Frankreich hielt er trotz der Verschwörung des Generals Mallet für seine unerschöpfliche Domäne, für seine stets flüssige Geld- und Menschen-Quelle und ein nie leer werdendes Waffen-Magazin; Europa, mit einziger Ausnahme Englands, erschien ihm als die unfehlbare Beute seiner Beharrlichkeit.

Wie furchtbar hat er sich getäuscht! Was hat die Auspressung aller Geldmittel Frankreichs, was die Antecipation der Rekruten-Aushebungen, was der schnöde Verkauf der Staatsforsten und was die geniale Neuschöpfung des in Rußland erfrorenen Heeres dem Fortbestande seiner Herrschaft genützt? Die Geschichte giebt zur Antwort: es nützte nichts! Man muß, selbst nach Charras' keinesweges schmeichelhafter Darstellung, den kriegerischen Organisator bewundern, der Heer auf Heer aus dem Erdboden stampft; man staunt über diese gigantische Thatkraft, die nicht müde ward, Wurf auf Wurf gegen ihre Feinde zu schleudern. Aber die Sache des Imperators war nicht gerecht; bei seinen Adlern war keine Begeisterung für Freiheit und Vaterland; ungern und von den Thränen der Aelteen begleitet, zogen die Conscribirten, fast lauter blutjunge Bürschlein, zu der unersättlichen Fahne ihres Kaisers, dieser nie endenden Schlachtbank. Der Ruhm, welchen Vicekönig Eugen von Italien, vom Februar bis zum April 1813 durch planloses Hinundherziehen empfindlich geschmälert hatte, sollte auch unter des Kaisers persönlicher Führung keinen unverkümmerten Lorbeer mehr tragen. 1812 war der Wendepunkt dieses Ruhmes gewesen, 1813 ward der Hauptakt der Katastrophe!

Trauttwein von Belle.

Russische Ostsee-Provinzen.

Die slavische und die baltische Frage.*)

Bei Gelegenheit der ethnographischen Ausstellung dieses Jahres in Moskau und des künstlich wieder erweckten panslavistischen Fanatismus sind, bekanntlich, sowohl in Moskau, als in St. Petersburg Reden gehalten worden, die den Zweck dieser Demonstration unverhohlen zu Tage treten ließen. Die hier mit dreister Offenheit gesprochenen und mit ungeheurem Beifall beklatschten Worte des Dr. Polit: „Man muß endlich der Herrschaft einer Nationalität über die andere ein Ende machen", leben noch jetzt in dem Gedächtniß Aller und sind nicht allein in St. Petersburg, sondern auch in Oesterreich, Deutschland und Frankreich gehört worden. Das Streben Rußlands, zum wenigsten der panslavistischen Partei, geht dahin, diejenigen Landestheile Deutschlands und der Türkei, in welchen Slaven ansässig, ihren jetzigen Staatskörpern zu entreißen und sie zu annektiren. Die Gelegenheit dazu wird der nächste, vielleicht nicht allzuferne kriegerische Zusammenstoß der europäischen Völkerschaften beiläufig wohl von selbst herbeiführen.

Ungeachtet die Slaven Oesterreichs bis jetzt nie über Bedrückung und Knechtung zu klagen Ursache hatten und das Beispiel des gewaltsam und mitleidslos zertretenen Polens vor Augen haben, sind sie doch durch die Schmeicheleien der moskowitischen Diplomaten dermaßen verblendet, daß sie, wie die um das Licht schwärmende Motte, bald ihre Flügel an dem Feuer versengen und verbrennen könnten. Hat denn Rußland bis jetzt unter seinem Scepter je einen anderen Stamm, als den

*) Nachdem die „Riga'sche Zeitung" erklärt hat, daß es ihr untersagt worden, fernerhin die Sache der deutschen Nationalität in den baltischen Provinzen gegen die Angriffe der moskowitischen Partei zu vertheidigen, wird es um so mehr die Aufgabe der Journalistik in Deutschland sein, diese Vertheidigung in die Hand zu nehmen. D. R.

rein russischen sich frei und selbständig entwickeln lassen? Sind die Finnland gewährten Rechte und Zugeständnisse denn mehr als bloße Schein-Concessionen, die ihm bei nächster Gelegenheit wieder entrissen werden können, und liegt dieses von Elend und Hunger geplagte Land jetzt eben nicht mehr danieder als je? Zerrt man nicht schon seit 25—30 Jahren an den von allen Zaren bis jetzt heiligst zugeschworenen Rechten und Privilegien der baltischen Ostsee-Gouvernements? Und wo ist die selbständige Verwaltung des Königreichs Polen, die Kaiser Alexander I. bei der Uebernahme dieses Reiches der polnischen Nation zugeschworen? Mit gewaltsamen Händen haben ihnen die Moskowiter Stück für Stück entrissen und bei der natürlichen Widersetzlichkeit jener begabten Nation gegen solch grausames Unrecht Tausende und Abertausende mißhandelt und erbarmungslos niedergetreten.

Warum haben die Polen unter preußischem Scepter nie revoltirt, und sich mit Ruhe und Ergebenheit in ihr Geschick gefügt? Aus dem einfachen Grunde, weil man sie in Preußen stets mit Schonung und Humanität behandelt und ihre Menschenrechte nicht mit Füßen getreten hat. Glauben denn die Slaven Oesterreichs und der Türkei ihre nationale Individualität unter der Herrschaft der Moskowiter frei und selbständig entwickeln zu können? Gesinnungslose, vollständig uniforme Russen dem Glauben und der Sprache nach müssen sie werden, unselbständige Knechte, ob sie wollen oder nicht, wenn sie einmal unter russischem Scepter stehen. Der Wahn wird kurz, aber die Reue lang sein!

Wie wenig Achtung die Moskowiter-Regierung vor den heiligsten Verträgen und zugeschworenen Rechten einer Nation hat, das ersehen wir jetzt nur zu deutlich aus den Anordnungen derselben in den baltischen Provinzen. Man lese nur die „Livländischen Beiträge zur Verbreitung gründlicher Kunde von der protestantischen Landeskirche und dem deutschen Landesstaate in den Ostseeprovinzen Rußlands, von ihrem guten Rechte und von ihrem Kampfe um Gewissensfreiheit.“)*) Hier sind unter Anderm folgende wahre Worte gesagt: „Die konfessionellen Wirren in Livland, von wo sie neuerdings auch auf Esth- und Kurland übertragen werden zu sollen scheinen, sind auf einen Punkt gediehen, wo die gesammte politische, nationale und soziale Zukunft des ganzen ansehnlichen Gebietes von der Nordspitze Ostpreußens bis an die Mündung der Narowa in Frage steht. Denn mehr als sonst irgendwo sind hier die Geschicke des Protestantismus, in Form der örtlichen lutherischen Landeskirche, identisch mit den Geschicken des Deutschthums, und wiederum mehr als irgend eine andere Kirche, ist die griechisch-orthodoxe Staatskirche Rußlands das Werkzeug in der Hand der Politik, und zwar einer auf Nivellirung aller zum russischen Reiche gehörenden nichtrussischen Nationalitäten und deren Gesellschafts-Formen unablässig gerichteten Politik. Dieser profan-propagandistische eigentliche Kern der genannten Staatskirche, so weit sie sich zu andern Konfessionen und zumal zu den Angehörigen einer territorial begründeten katholischen oder protestantischen Landeskirche verhält, gelangt insbesondere gegenwärtig zu dem unverhülltesten Ausdrucke und der evidentesten Anschaulichkeit.“

Der vortreffliche, in edler Sprache gehaltene Bericht des Grafen Bobrinsky, welchen der Kaiser im Jahre 1864 in Folge wiederholter, flehentlicher Bitten der in ihrer Gewissensfreiheit Bedrängten nach Livland entsendet hatte, ist leider ohne jeglichen Erfolg geblieben, und die Grafen Schuwalow und Baranow haben in der kurzen Zeit ihres dortigen Regimentes eher zur Verschlimmerung, als zur Besserung der Lage beigetragen.

Die Russifizirungs-Künste der Regierung beschränken sich natürlich auch nicht allein auf Religions- und Glaubenssachen. Die Jugend in den Schulen, die Bürger vor den Gerichten, der Adel vor der Obrigkeit, sie sollen russisch sprechen, schreiben und denken, aber nicht deutsch. Die ererbten volksthümlichen Gesinnungen und die angeborene Nationalität sollen sie abstreifen und aus dem Herzen reißen, um dagegen die russische stumpfsinnige Uniformirung anzunehmen; den deutschen Geist mit seiner hohen Kultur und seiner welthistorischen Bedeutung sollen sie verleugnen, um dagegen die russische Verderbtheit und Bestechlichkeit, verbunden mit einer rohen, unkultivirten Sprache anzunehmen — einer Sprache, welche die Russen selbst verachten, indem bei Hofe, wie in der gebildeten Welt, fast ausschließlich Französisch gesprochen wird, und die Kinder in Rußland meist noch heutzutage Französisch und Deutsch erzogen werden. Die Details dieser Gewaltmaßregeln und Bedrückungen gegen die zugeschworenen heiligsten Rechte und Privilegien der baltischen Provinzen sind durch alle öffentlichen Blätter in Deutschland zu sehr bekannt und verbreitet, als daß sie hier noch einer Erörterung bedürften.

Seit 150 Jahren haben sich die Bewohner der baltischen Provinzen stets als treue und loyale Unterthanen erwiesen; die Wohlthaten der deutschen Civilisation in den baltischen Provinzen und die Früchte der Dorpater Universität zum Besten Rußlands haben die Russen mehr als ein Jahrhundert genossen und den Segen davon wohl verspürt; in jedem Kampfe und bei jeder Bedrängniß des russischen Reiches waren die baltischen Deutschen stets die Ersten an dem Orte der Gefahr und haben treuer und ergebener zum russischen Zaren gehalten, als oft die Russen selbst, und weder Gut noch Blut zum Besten des russischen Staates geschont; mit kurzen Worten: es waren aufopfernde, treue und brave Unterthanen! — Nun sollen sie aber ihre eigene Würde, ihr eigenstes Ich, das Heiligste, was die Natur und Gott dem Menschen verliehen, ihre Sprache und ihren Glauben verleugnen und sich dem krassesten, russischen Fanatismus unterwerfen. Die heiligen Menschenrechte werden aus purem Rassenhasse mit Füßen getreten, verhöhnt und verlästert. Ist es da zu verwundern, wenn die treuesten Gesinnungen stutzig werden, und der Bedrückte sich umsieht nach Hilfe und Rettung?

Deutschland hat die Leiden seiner Brüder in Schleswig-Holstein und Dänemark gesehen und gehört und ist ihnen bereitwillig zu wiederholten Malen zu Hilfe geeilt. Glänzender Erfolg und Ruhm haben die echt nationale Intervention mit Lorbeern gekrönt. Deutschland hat sich unterdessen noch bedeutend gestärkt und consolidirt, und hohe Achtung und Ehrfurcht wird ihm von der ganzen gebildeten Welt gezollt. Deutschlands innerster Kern ist jugendlich, frisch und unglaublich lebenskräftig, während Rußlands innerstes Wesen faul und von traurigen Leidenschaften zerstört und zerfressen ist; Deutschland hat weder Frankreich noch Rußland zu fürchten. Die baltischen Provinzen appelliren jetzt in ihrer Bedrängniß und Noth an das Mutterland, — der Schmerzensschrei und Angstruf dieser Lande dringt gegenwärtig unaufhaltsam an das Ohr der deutschen Brüder und fleht um Hilfe und Beistand im Kampfe mit dem Despotismus des asiatisch barbarischen Moskowiterthums. Kann Deutschland sich stillschweigend einer Bruderpflicht entziehen, ohne wenigstens eine diplomatische Intervention zu versuchen?

*) Berlin, Stilke und van Muyden, 1867.

Mögen alle braven und tapferen Deutschen sich bei diesem Rufe an's Herz schlagen und ihr Gewissen befragen; die nächste Zukunft bringt vielleicht schon sehr ernste, trübe Tage für die baltischen Provinzen Rußlands herbei!

Italien.

Die Frauen Italiens.

Von Dora d'Istria.

Die auch in Deutschland wohlbekannte und hochgeschätzte Schriftstellerin, Dora d'Istria, welche, wie überhaupt für Freiheit und Menschenrecht, so auch ganz besonders für die Sache der Frauen schon mehrfach erfolgreich aufgetreten ist und die durch sich selbst schon den besten Beweis liefert, welche hohe Stufe der Wissenschaft die Frau zu erreichen vermag, hat jetzt wieder ein größeres Werk veröffentlicht, betitelt: „Die Frauen der lateinischen und germanischen Racen". Gestützt auf tiefe, umfassende Studien, thut sie in demselben zur Evidenz dar, daß die Civilisation eines Volkes immer gleichen Schritt gehalten mit der Stellung, die es seinen Frauen gewährte, mit der Bildung, die es ihnen zu Theil werden ließ, und daß in allen Ländern, wo man den Frauen verstattete, sich Wissenschaften und Künsten zu widmen, von ihnen auch Bedeutendes darin geleistet worden ist.

Das Werk der Frau Dora d'Istria dürfte sehr geeignet sein, die Behauptung zu entkräften, die Natur habe den Frauen die Befähigung für eine gründlich wissenschaftliche, philosophische Ausbildung versagt. Die geistreiche Verfasserin behandelt die Frauen der lateinischen und germanischen Racen nach den verschiedenen Ländern und Zeiten, nach den verschiedenen Phasen der Entwickelung der einzelnen Völker, nach der Stellung, welche den Frauen die Familie, die Kirche, das bürgerliche Gesetz angewiesen und nach ihren Leistungen auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst, des sozialen, politischen und kirchlichen Lebens. So sorgfältig jeder Abschnitt bearbeitet ist, scheint die Verf. doch bei den Frauen Italiens mit besonderer Vorliebe verweilt zu sein; wir haben deshalb diesen zur ausführlicheren Mittheilung ausgewählt, behalten uns indeß vor, später auf andere Theile des interessanten Werkes zurückzukommen.

Die Verfasserin leitet diesen Abschnitt ein mit der Bemerkung, daß die Civilisation Italiens die älteste von ganz Europa sei. Hierauf wirft sie einen Blick auf die Völker, welche das Land bewohnt, ehe es durch Rom unter Einem Scepter vereinigt ward und aus der Dämmerung der Sage in das Tageslicht der Geschichte trat. Dann beschäftigt sie sich mit der abhängigen rechtlosen Stellung der Frau in Rom zur Zeit der Könige und der Verbesserung derselben, welche der Einfluß griechischer Bildung in den Tagen der Republik herbeiführte. Nur flüchtig, da sie bereits in einem andern Abschnitte eine eingehendere Erörterung erfahren, werden die Frauen der Kaiserzeit berührt; aus gleichen Gründen geht die Verfasserin schnell über den Fall des weströmischen Reiches und die ersten Jahrhunderte des Christen- und Papstthums in Italien hinweg und beginnt die eigentliche Geschichte berühmter Frauen Italiens mit der Gräfin Mathilda, der enthusiastischen Freundin Gregors VII., auf deren festem Schlosse Canossa Heinrich IV. Kirchenbuße that. Nach unserer Ansicht, möchten die Folgen ihrer Handlungen ihr eher einen Platz unter den „berüchtigten", als unter den berühmten Frauen anweisen; jedenfalls ist sie geschichtlich höchst bemerkenswerth, und sie steht auch berechtigt an der Spitze der nun folgenden Italiänerinnen, welche sich sämmtlich in heldenmüthiger Vertheidigung ihres Vaterlandes oder als Staatslenkerinnen ausgezeichnet haben. Unter ihnen rettete Chinzeia im Jahre 1005 Pisa vor der Wuth der anstürmenden Araber. Adelaide, Markgräfin von Susa, gestorben 1091, ist als die eigentliche Begründerin des Staates zu betrachten, der in unseren Tagen bestimmt war, das Königreich Italien zu bilden. Die tapfere Eleonora d'Arborea, die berühmteste Italiänerin des vierzehnten Jahrhunderts, gab Italien ein Gesetzbuch (la Carta di Logu), das für seine Zeit sehr freisinnig war. Marzia Ubaldini vertheidigte im Jahre 1357 Rocca di Cesena tapfer gegen die Waffen des spanischen Kardinals Albornoz; Catharina Appiani-Orsini hielt 1448 Piombino gegen Alphons von Arragonien; Orsina Visconti Torelli rettete am 17. März 1426 Guastalla durch ihre energische Haltung.

Die Verfasserin wendet sich nun zu der Epoche, wo fast überall in Italien auf den Trümmern des feudalen Systems die absolute Fürsten-Herrschaft aufgerichtet ward und zählt wieder eine Anzahl von Frauen als Vertheidigerinnen der erlöschenden Freiheit auf. In den Kämpfen der Florentiner gegen Papst Clemens VII. und Karl V. spielen die Frauen eine hervorragende Rolle. Ihnen ebenbürtig zur Seite stehen die Frauen von Siena, als Cosmo I, Großherzog von Toscana, die Stadt für das Haus Oesterreich in Besitz nehmen wollte. Edelfrauen, wie Bürgerinnen, bewaffneten sich und bildeten drei regelrechte Schwadronen, welche jede unter dem Oberbefehl einer Frau stand.

Noch mehr, als an den kriegerischen und politischen Bewegungen, betheiligten sich aber, wie die Verfasserin nachweist, die italiänischen Frauen an den geistigen Bestrebungen ihres Vaterlandes, und zwar zu einer Zeit, wo Französinnen und Deutsche noch gänzlich abgeschlossen von der äußeren Welt waren. Nach Dante und Petrarca, hielt es in Italien doch schwer, Beatricens Zeitgenossinnen als „untergeordnete Geschöpfe" zu behandeln. Die Sprache, der getreue Spiegel der Sitten eines Volkes, giebt dafür den deutlichsten Beweis; sie hat eine autrice, dottoressa, poetessa, rimatrice, pittrice, scultrice, während dem stammverwandten Französisch alle diese Bezeichnungen bis auf den heutigen Tag fehlen.

Das sechzehnte Jahrhundert ist so reich an berühmten Frauen, daß die Verfasserin sich begnügen muß, einzelne Beispiele aus denselben herauszugreifen und wir uns genöthigt sehen, die Zahl derselben noch zu beschränken. Es giebt kaum eine Stadt Italiens, die zu dieser Epoche nicht ihre poetessa gehabt hätte. Neapel rühmt sich einer Vittoria Colonna, Tullia d'Aragona und Isabella di Morra; Florenz einer Clarice dei Medici Strozzi; in Rom ist Ersilia Cortese; in Mailand Camilla Scarampa; in Bologna Lucia Bertana u. s. w. u. s. w.

Aber nicht nur in der Poesie haben sich die italiänischen Frauen ausgezeichnet, auch die Wissenschaft hat nach den verschiedensten Richtungen ernste, strenge Vertreterinnen unter ihnen gefunden. Vor Allen erwähnt Frau Dora d'Istria die tapfere Glaubensstreiterin Olympia Morata, der sogar Deutschland die Ehre erwiesen, ihr den Lehrstuhl einer Universität (Heidelberg) einzuräumen. In Italien steht ein solcher Fall jedoch keineswegs vereinzelt da, sondern wiederholt sich an den Universitäten von Padua, Bologna und Pavia.

Schon im vierzehnten Jahrhundert war Dota d'Accorso Professorin der Rechte an der Universität von Bologna; im

fünfzehnten Jahrhundert zählt Brescia Laura Ereta-Serina zu seinen Professoren, und diese Beispiele waren von so guter Wirkung auf die folgenden Jahrhunderte, daß man nicht wagte, den Frauen die Wege zur höchsten Ausbildung zu versperren.

Als unsterblicher Ruhm für Italiens Frauen aller Zeiten wird Maria Gaetana Agnesi hervorgehoben. Geboren zu Mailand im Jahre 1718 zeigte sie schon in frühester Jugend Spuren einer außergewöhnlichen Begabung. Mit neun Jahren schrieb sie bereits eine lateinische Abhandlung über die Berechtigung ihres Geschlechtes zu wissenschaftlichen Studien, mit elf Jahren verstand sie altgriechisch, mit dreizehn übersetzte sie Freinsheim's Supplemente zu Quintus Curtius aus dem Lateinischen in's Griechische, Italiänische, Französische und Deutsche und verstand mit siebzehn Jahren noch Spanisch und Hebräisch. Alle diese Sprachen waren indeß für sie nur Mittel, um die tiefsten Studien zu treiben. Sie war noch nicht zwanzig Jahre alt, als sie unter dem Titel propositiones philosophicae die Vertheidigung von 191 philosophischen Thesen herausgab. Durch ihre mathematischen Kenntnisse feierte sie Triumph über Triumph. Benedict XIV., ein aufgeklärter Papst und Freund der Wissenschaften, berief sie auf den Lehrstuhl der Mathematik an der Universität Bologna. Weit entfernt, um öffentlichen Beifall zu buhlen, zog sich Gaetana Agnesi, wo es irgend anging, in die Einsamkeit zurück, widmete ihre Erholungsstunden Werken der Wohlthätigkeit, wie sie denn auch die letzten Jahre ihres edlen Lebens gänzlich dem Dienste der Armuth weihte, und um ihrem Herzen Genüge thun zu können, selbst die ihr von der Kaiserin Maria Theresia als Zeichen der Anerkennung verehrten Juwelen verkaufte.

Kurze Zeit nachdem Signora Agnesi Italien mit ihrem Ruhm erfüllte, nahm eine andere Frau, Laura Bassi, ebenfalls in Bologna den Lehrstuhl der Naturphilosophie ein und erfüllte dabei, nachdem sie sich mit Dr. Verati verheiratet hatte, die häuslichen Pflichten so eifrig und gewissenhaft, wie die ungelehrteste ihrer Schwestern. Dieselbe Universität zeichnete auch in Tagen, welche den unseren sehr nahe liegen, zwei Frauen auf das Schmeichelhafteste aus, indem sie die 1817 gestorbene Clotilde Tambroni als Lehrerin berief und ihrer sie um mehrere Jahrzehende überlebenden Zeitgenossin, Maria dalle Donne, die Würde einer Doctorin der Medizin verlieh. Diese dottoressa wurde im Jahre 1802 von Caterzani mit der Selbstverleugnung eines echten Philosophen für den Lehrstuhl der Philosophie vorgeschlagen, jedoch die neueste Zeit war in ihren Ansichten über die Befähigung oder vielleicht mehr über die Berechtigung der Frauen für eine solche Stellung schwieriger geworden, und man wählte, statt der von ihm Empfohlenen, Caterzani selbst.

An der Universität Padua lehrte Helena Cornaro Piscopia Philosophie, Mathematik, Astronomie und Theologie, und Novella d'Andrea trat an die Stelle ihres Vaters als Professorin des romanischen Rechtes. Sie war ebenso schön, wie gelehrt, so daß, um die Aufmerksamkeit ihres Auditoriums nicht durch ihren Anblick abzulenken, ihr Stuhl immer durch einen Vorhang verhüllt war.

Die Universität Brescia bewahrt das Andenken der zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts noch nicht dreißig Jahre alt gestorbenen Laura Cereta-Serina, die bereits in ihrem zwanzigsten Jahre Professorin der Philosophie und Theologie war. Nur die Bescheidenheit der Neapolitanerin Martha Marchina, welche, in den beschränktesten Verhältnissen geboren, ihre Nächte den Studien widmete, während sie am Tage Seifenhändlerin war, verhinderte es, daß auch die Universität Rom eine Frau unter ihren Professoren zählte, indem sie den ihr gebotenen Lehrstuhl der Philosophie nicht annahm. Ebenso zeichneten Neapel und Venedig mehrere ihrer gelehrten Mitbürgerinnen durch hohe Ehren aus.

„Vielleicht", fährt die Verfasserin, von der Wissenschaft zur Kunst übergehend, fort, „setzt es die Widersacher der Frauen weniger in Erstaunen, daß Italien pittrici, als daß es dottoresse hervorbrachte." Und in der That ist das Vaterland Rafael's und Correggio's auch reich an Künstlerinnen gewesen. Es werden unter Andern angeführt die 1518 zu Bologna geborene Madonna Properzia dei Rossi, ferner die im achtzehnten Jahrhundert blühenden Malerinnen Rosa Alboni und Lucia Casalini-Torellini, und endlich die ebenso durch ihre Kunst, wie durch ihr tragisches Ende bekannte Elisabetta Sirani.

In der Italien so schwer belastenden Fremd- und Priester-Herrschaft sieht Dora d'Istria die Fessel, welche den Genius des Volkes gefangen hielt, und die Ursache, weshalb die Zahl der bedeutenden Frauen sich von Jahrzehend zu Jahrzehend verringerte. Dennoch sei nicht zu verkennen, daß während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts ernste, wenn auch vereinzelte Anstrengungen zur Regeneration gemacht wurden, und daß auch dabei die Frauen nicht müßig gewesen sind. Hierher gehören die Heldinnen der ersten Revolution, die Opfer des Kardinals Ruffo und der Königin Karoline — eine Herzogin di Popoli, Eleonore Fonseca und Luisa di San Felice. Ihnen würdig zur Seite steht die aus den Jahren 1848 und 49 bekannte Prinzessin Belgiojoso, und endlich weiht der Aufsatz noch ein ehrenvolles Andenken Anita Garibaldi, die zwar nicht Italiänerin von Geburt, doch der lateinischen Race angehörte und, eine würdige Gefährtin ihres edlen Gatten, Herz, Seele und Leben dem Glücke, der Ehre und der Freiheit ihres Adoptiv-Vaterlandes widmete.

Als einen Beweis, daß den jetzt lebenden Frauen Italiens mit Unrecht der Vorwurf gemacht werde, daß sie gar keinen Antheil am geistigen Leben und Streben ihres Vaterlandes hätten, wird einer Reihe jetzt lebender Schriftstellerinnen, Dichterinnen und Improvisatricen gedacht; ebenso werden mehrere Malerinnen und Bildhauerinnen namhaft gemacht, und endlich erfährt Adelaide Ristori, die größte jetzt lebende Tragödin, die verdiente Würdigung. Daß der Sängerinnen, welche Italien Europa geschenkt, einer Grisi, Alboni, Frezzolini u. s. w. nicht vergessen wird, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Zum Schlusse drückt Frau Dora d'Istria den Wunsch, die Hoffnung, ja die feste Ueberzeugung aus, daß der frische Hauch, welcher das befreite, aus langem, todtenähnlichem Schlafe erwachende Italien angeweht, auch seinen belebenden Einfluß auf die Frauen nicht verfehlen werde. Sie erwartet, daß ein verbessertes Schulwesen auch den Frauen zu Gute kommen, daß die Befreiung vom Drucke einer finstern Priester-Herrschaft sie erlösen werde von der Last der Unwissenheit und des Aberglaubens, daß Familie, Ehe, Erziehung eine heilsame Umgestaltung erfahren, und daß der neue Staat, indem er seine Bürger mündig spricht und ihnen das selbstbewußten, selbstverantwortlichen Menschen zukommende Maß politischer und sozialer Freiheit gewährt, auch seiner Bürgerinnen nicht vergißt und eingedenk ist, daß die Frauen als Gattinnen und Mütter hochwichtige Trägerinnen und Verbreiterinnen der Civilisation sind, daß ein untrügliches Kriterium für den Bildungsgrad eines Volkes die Bildung und Stellung seiner Frauen ist.

Neuhebräische und jüdische Literatur.

Der jüdische Schul-Unterricht in Oesterreich.

Von G. Wolf in Wien, dem es vergönnt ist, die dortigen kaiserlichen und städtischen Archive zu benützen, ist eine kleine Schrift erschienen unter dem Titel: „Zur Geschichte des Unterrichts der israelitischen Jugend in Wien. Mit Benützung von archivalischen Dokumenten".*)

Wenn auch der Juden in Wien schon sehr frühe (im 10. Jahrhundert) Erwähnung geschieht, und bereits im 14. Jahrhundert Rabbiner dort wirksam waren, die sicher auch für den Jugend-Unterricht Sorge trugen, so kann von Volksschulen doch erst unter der Regierung Maria Theresia's und Joseph's II. die Rede sein. Vor Maria Theresia hatte jede in Wien wohnende jüdische Familie ihren eigenen Hauslehrer, der wohl zugleich Hausgeistlicher war. Erst unter der genannten Kaiserin wurden überhaupt die Volksschulen in's Leben gerufen, und auch auf die Bildung der Juden wurde ein Augenmerk gerichtet. Im Jahre 1776 trug die Kaiserin den Gubernien in Böhmen und Mähren auf, jüdische Schulen zu begründen; in Wien selbst geschah dies erst unter Joseph II. Aber die Errichtung besonderer jüdischer Schulen wird da in eigenthümlicher Weise begründet. In einem Vortrage der Hofkanzlei vom 3. Oktober 1781 wird nämlich befürwortet, „die reichen Juden im Lande zu lassen, die armen aber wegzuschicken. Als wünschenswerth erscheine es, Juden nach dem Banate zu senden; denn sie würden bald den türkischen Handel an der Donau wichtig machen. Die jüdischen Kinder sollen nicht christliche Schulen besuchen; denn die christlichen Kinder des Landes seien nicht reif dazu, mit Juden beisammen zu sein. (!!) Hingegen soll in den Fällen, wo eine jüdische Schule nicht errichtet werden kann und jüdische Kinder genöthigt sind, eine christliche Schule zu besuchen, ein christlicher Knabe, der einen jüdischen Schüler mißhandelt, sogleich scharf bestraft werden. Auch die Logik sollen jüdische Schüler auf besondern Gymnasien hören." — In einem andern Erlaß der Hofkanzlei vom 19. Oktober 1781 an die Gubernien wird den Schullehrern die Weisung ertheilt, „daß (durch sie) die Gemüther der christlichen Jugend nach und nach (!) zur Toleranz, Verträglichkeit und Menschenliebe gegen ihre, einer fremden Religionslehre zugethanen Nebenmenschen vorbereitet werden sollen." Dabei fehlt es aber bei diesen „Vorträgen der Hofkanzlei" selbst nicht an gehässigen Expektorationen gegen die Religion und die Sittlichkeit der Juden, und sie kennzeichnen so den Geist, der selbst unter Joseph II. noch in den höchsten Regierungskreisen herrschte. Den Juden in Wien wurde durch Erlaß vom 8. Oktober 1781 aufgegeben, daß sie, ungeachtet sie nur tolerirt wurden „und keine Gemeinde ausmachen und keine Synagoge halten dürfen", dennoch eine Normalschule auf ihre Kosten errichten sollen, welche unter derselben Aufsicht, wie die übrigen städtischen Normalschulen stehen solle. „Uebrigens (heißt es schließlich) habe Se. k. k. Majestät zu befehlen geruht, daß den Juden anbei erlaubt sein soll, ihre Kinder auch in die christliche Normal- und Realschule zu schicken."

Aber diese Verordnungen fanden bei den Juden selbst nicht den erwarteten Anklang und Erfolg, ja sogar vielfache Opposition, einerseits weil man fürchtete, der Besuch der deutschen Schulen von Seite der israelitischen Jugend werde dem Judenthume Abbruch thun und Manche geradezu darin den Untergang des Judenthums sahen, andererseits die Wiener Gemeinde die Erhaltungskosten einer Schule kaum bestreiten zu können fürchtete. Der tiefere, richtigere Grund lag in der Besorgniß vor Separatismus, da eine eigene jüdische Normalschule für sie ein neues, geistiges Ghetto werden könnte. Sie wollten den Grund, „als sei die christliche Jugend nicht reif dazu, mit der jüdischen Jugend unterrichtet zu werden," nicht gelten lassen und meinten eben, es sei für beide Theile besser, wenn von frühester Zeit jüdische und christliche Kinder zusammenleben. Auch noch der Grund mochte vorwiegen, daß sie durch ihre Weigerung die Regierung eher dazu bestimmen konnten, sie erst als Gemeinde anzuerkennen. Nur in österreichisch Italien fand die Maßregel der Regierung freudige Aufnahme, und in Triest wurde sofort eine jüdische Volksschule eingerichtet.

Endlich erging am 15. April 1786 ein Gesetz, daß kein Jude, der sich nicht über den erhaltenen Normalunterricht ausweisen könne, heiraten dürfe. Bis zum 16. Jahre sollten jüdische Kinder zum Normalschul-Unterricht angehalten werden. Nun besuchten auch die jüdischen Kinder die öffentlichen Schulen, und es ergingen an die Lehrer eigene Anweisungen über ihr und der christlichen Schüler Verhalten gegenüber den jüdischen. — Es sollten nun eigene Religions-Lehrbücher für die Letzteren eingeführt werden; in Venedig erschien ein italiänisch abgefaßtes, das wohlgefällig aufgenommen wurde; minder gelungen war das im Jahre 1812 von Herz Homberg für die deutschen Schulen abgefaßte, „Bne Zion", das durch seinen faden, geistlosen Inhalt den Schülern das Lernen verleiden konnte, und das dennoch, mit Zwang in die Schulen eingeführt, sich bis zum Jahre 1856 behauptete, wo ein Ministerial-Erlaß auch andere, bessere Religions-Lehrbücher zuließ. In Wien errichteten die Juden im Jahre 1813 nicht eine Volks-, sondern eine bloße Religionsschule.

Erst mit dem Eintritte des gelehrten Predigers Mannheimer, dessen Einfluß und Bestrebungen nicht nur die Wiener, sondern überhaupt die österreichischen Juden so viel zu danken haben, erhielt die Schule und die Bildung unter den Juden Wien's einen neuen Aufschwung. Durch ihn und durch andere später an der Schule wirkende Lehrkräfte, wie Saalschütz (später Prediger in Königsberg i. P.), Breuer u. A. hob sich die Schule und die Gemeinde stets mehr, und in jetziger Zeit, wo ebenfalls durch Prediger und Lehrer heilsam auf die Jugend gewirkt wird, hebt sich das Volksschulwesen auch dort mehr; — wenn nicht auch durch diese Schrift die Klage durchschimmerte, daß das Concordat, dieser „unselige Vertrag", wie es richtig bezeichnet wird, wie die politischen, so auch die sozialen Verhältnisse in Oesterreich mannigfach hinter die Zeit Joseph's II. und selbst Maria Theresia's zurückdrängt. — Hatte doch Maria Theresia schon am 14. Februar 1780 rescribirt, „daß die Juden von der Anstellung für Staatsämter nicht auszuschließen seien". — Und doch melden die Zeitungen der Residenz Wien im Jahre 1867 die interessante Neuigkeit, „daß ein Israelite zum — Concipisten im Finanzministerium ernannt worden sei und den Diensteid nach jüdischem Ritus abgelegt habe". Welch ein kolossaler Fortschritt! ruft Herr Wolf aus.

Solche Curiosa — leider vom fortschreitenden — Rückschritte! — finden wir aber in unserem lieben, noch immer nicht einigen Deutschland, auch anderswo; man vergleiche nur die §§. 6 und 7 des in Preußen promulgirten Ediktes vom 11. März 1812 („Die Juden genießen gleiche bürgerliche Rechte und Freiheiten mit den Christen; — sie können daher akademische Lehr- und Schul-, auch Gemeinde-Aemter, zu welchen sie sich ge-

*) Wien, Herzfeld und Bauer, 1867.

schickt gemacht haben, verwalten") mit den neuen, neuern und neuesten Ministerial- und Regierungs-Erlassen, wo es jüdischen Realschulen und Bildungsanstalten nicht gestattet sein soll, auch christliche Schüler aufzunehmen, als seien (wie es im Erlasse der Hofkanzlei vom Jahre 1781 heißt) auch jetzt noch christliche Kinder nicht reif, mit Juden beisammen zu sein! Oder ein anderes Curiosum: Vom verstorbenen Fürst Metternich wird erzählt, daß er auf eine ihm gemachte Vorstellung, die Juden zu emancipiren, antwortete: „Die Christen in Oesterreich seien für diesen Zustand noch nicht reif!" Denkt man etwa in anderen Ländern auch jetzt noch so? — Doch diese und ähnliche Fragen wird hoffentlich eine nicht gar ferne Zeit lösen, wenn nur erst gute Schulen, ungehemmt, guten Samen reichlich werden ausgestreut haben. K.

Der Raschi-Kommentar zum Pentateuch. — Der alte jüdische Friedhof von Berlin.

Die jüdisch-rabbinische Literatur ist im letzten Jahre, und zwar von Berlin aus, durch zwei fleißige Arbeiten bereichert worden, von denen eine kurze Nachricht manchem Leser dieses Blattes nicht ohne Interesse sein dürfte.

Die eine betrifft den vielgenannten Kommentator der heil. Schrift und des Talmuds, Salomo ben Isaak genannt Raschi (fälschlich noch immer trotz wiederholter Berichtigungen Jarchi), geb. zu Troyes 1040, gestorben zu Worms 1105. Sein Pentateuch-Kommentar kann — abgesehen von der h. Schrift und den Gebet-Ritualien — als das in jüdischen Kreisen bekannteste und gelesenste Buch bezeichnet werden; es erschien früher im Druck als der h. Text und ist wahrscheinlich das erste von Juden gedruckte Buch. Und ohne „Raschi" ist überhaupt noch keine Talmud-Ausgabe erschienen. Die Biographie Raschi's ist eine der ersten Arbeiten des Dr. Zunz, der in jedem seiner späteren größeren Werke werthvolle Ergänzungen und Berichtigungen jener Jugendarbeit mittheilt. So wie Raschi's Lebensbild durch Unkritik und übermäßige Verehrung von Fabeln und Anachronismen getrübt erschien, bevor jene Schrift von Zunz veröffentlicht war, so sind auch seine Kommentare, ganz besonders der zum Pentateuch, von den Editoren, oder richtiger gesagt, von den Druckern durch Einschaltungen, Auslassungen, Corruptionen aller Art auf eine bedauernswerthe Weise entstellt. Der hierauf bezügliche, von Zunz in jener Biographie vor nunmehr vierundvierzig Jahren ausgesprochene Wunsch hat einen jungen, strebsamen Gelehrten, Herrn Dr. A. Berliner (gegenwärtig Leiter einer Talmud-Schule in Berlin) den Anlaß gegeben, sich längere Zeit mit einer kritischen Bearbeitung des Raschi-Textes zu beschäftigen.

Diese mit vieler Sorgfalt und Umsicht unter Benutzung von Handschriften und alten Ausgaben, wie anderer kritischer Hilfsmittel, veranstaltete Edition liegt nun vor unter dem Titel: Rascbii (Salomonis Isaacidis) in Pentateuchum commentarius. E. Codd. manuscriptis atque editis, auctoris in talmud commentariis fontibusque praeterea optimis codicis primum edidit et auxit, fontium indices locupletes variasque observationes adjecit A. Berliner. Berolini sumtibus auctoris 1866. — Sie giebt den Raschi-Text in hebräischer Quadratschrift, von einer doppelten Reihe Anmerkungen begleitet; davon enthält die eine Nachweise über die Quellen Raschi's aus Talmud und Midrasch, die andere eine Sammlung von Varianten zum Texte Raschi's. Möge dem fleißigen Herausgeber, der das Werk im Selbstverlag hat erscheinen lassen, die verdiente Anerkennung und Unterstützung zu Theil werden, und ihn in den Stand setzen, seine Arbeit auch über die ferneren Theile des Raschi-Kommentars fortzuführen.

Für eine geschmackvolle, zeitgemäße Herstellung und Ausstattung jüdischer Gebet-Rituale ist seit dem Vorgange Heidenheim's (gest. 1832) Vielfaches geschehen und nehmen in dieser Hinsicht die bei Veit u. Comp. (jetzt Louis Gerschel) mit Uebersetzungen von Dr. M. Sachs erschienenen Ausgaben, die erste Stelle ein. Eine weniger beachtete Partie, die Sammlung der bei Kranken, Sterbenden und an den Gräbern Verstorbener üblichen Gebete und Gebräuche, ist im vorigen Jahre bei W. Wolf u. Comp. hier ebenfalls in zeitgemäßerer Gestalt (ohne Uebersetzung) erschienen, hat aber einen besonderen Werth durch die Zugaben von E. Landshut bekommen. Dieser eben so fleißige wie anspruchslose Kenner der jüdischen Literatur (gegenwärtig Inspektor des alten jüdischen Friedhofes in Berlin) hat sich durch die Herausgabe des jüdischen Gebetbuches und der Passah-Hagada mit kritischem Quellen-Nachweis, sowie durch ein alphabetisches Verzeichniß von synagogalen Dichtern, Anerkennung erworben. Bei jener gedachten Gebet-Sammlung theilt uns Landshut eine auf mühevoller Forschung beruhende Abhandlung, betreffend Ursprung und Entwickelung der im rabbinischen Judenthum geltend gewordenen Gebräuche in Krankheits- und Sterbefällen, mit und am Schluß eine Sammlung von Grabschriften älteren und neueren Datums, zumeist von den beiden Berliner Friedhöfen. Diese Inschriften, für deren Aufnahme in diese Sammlung oft persönliche Beziehungen maßgebend waren, würde ihrem größten Theile nach nur für einen kleinen Theil von Lesern Interesse haben, hätte der Herausgeber es nicht verstanden, bei passenden Gelegenheiten Nachrichten über hervorragende jüdische Familien der Berliner Gemeinde einzufügen. Durch die Pietät und Munificenz der gegenwärtigen Verwaltung der jüdischen Gemeinde in Berlin ist seit einigen Jahren der ganz verfallene alte Friedhof jahrelanger Vernachlässigung entrissen, in Folge dessen eine große Zahl versunkener Grabsteine aufgerichtet und renovirt und so einer Spezialgeschichte der Berliner Gemeinde eine wichtige Grundlage erhalten worden. Herr Landshut, der sich im Auftrage des Vorstandes dieser mühevollen Arbeit mit seltener Selbstverleugnung, ja mit Aufopferung der Gesundheit hingegeben, ist dadurch in den Besitz nicht zu unterschätzender Nachrichten über Ursprung und Geschichte mancher Familie gelangt, die den Angehörigen und Nachkommen selbst abhanden gekommen waren, und hat dieselben durch unausgesetztes fleißiges Studium sonstiger, hierauf bezüglicher literarischer Denkmäler erweitert. Bei dem Umstande, daß die im vorigen und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts üblichen Familiennamen von Juden bei der Aufnahme in das Staatsbürgerthum sich oft verändert haben, sind die Nachweise von der Angehörigkeit an eine bestimmte Familie nicht bloß schwierig zu führen, sondern haben auch wohl noch ein anderes als wissenschaftliches Interesse. — Das mit vieler Sorgfalt angefertigte Verzeichniß der Inschriften des alten Friedhofes wartet noch seiner Veröffentlichung.

D. C.

Kleine literarische Revue.

— **A. Petermann's neue Karte von Europa.** Als Seitenstück zu ihrer berühmten Weltkarte (Chart of the World), die in der That geworden, was ihr Name besagt, nämlich eine Karte,

die in der ganzen Welt verbreitet ist, hat die Verlagshandlung von Justus Perthes in Gotha soeben eine von Dr. A. Petermann herausgegebene, mit allen karthographischen Zuthaten der neueren Zeit ausgestattete Karte von Europa versandt.*) Im Maßstabe von 1: 6,000,000, bietet diese sehr praktisch kolorirte Karte gleichzeitig ein politisches Bild von Europa in der Gegenwart und eine graphische Darstellung der Eisenbahnen, der See-Dampfschiffarths-Linien und der Telegraphen-Dräthe des Welttheils dar, welche Letzteren auf einer der Nebenkarten besonders eingetragen sind. Die drei anderen Nebenkärtchen gewähren Uebersichten 1) der Dichtigkeit der Bevölkerung, 2) der Nationalitäten-Vertheilung und 3) der kirchlichen Verhältnisse des Welttheils. Gewiß wird diese Karte in dem Augenblicke, wo sich in Europa die Entscheidung der zum Theil mit den Nationalitäts-Verhältnissen Hand in Hand gehenden weltlichen Verhältnisse der römischen Kirche vorbereitet, überall eine willkommene Erscheinung sein. Wir können mit Hilfe dieser Karte nicht bloß den bewaffneten Expeditionen von Frankreich nach Italien mit dem Auge folgen, sondern auch die physischen und zum Theil sogar die moralischen Hilfsmittel berechnen, die sich ihr entgegenstellen. So erscheint z. B., was die Dichtigkeit der Bevölkerung betrifft, Italien, mit 4688 Einwohnern auf der Quadratmeile, als vierter Staat Europa's, dem nur Belgien, die Niederlande und Großbritannien vorangehen, während Frankreich, mit 3804 Einwohnern, die siebente Stelle einnimmt. Deutschland beansprucht in seinen beiden Fractionen, Süden und Norden, die fünfte und die sechste Stelle, indem Süddeutschland 4069 und der Norddeutsche Bund 3875 Einwohner auf der Quadratmeile zählt. Beide, Nord- und Süddeutschland zusammen, haben eine Bevölkerung von 37,745,448 Seelen, während die von Frankreich 37,472,732 und die von Oesterreich 32,579,932 beträgt. Italien (mit Einschluß des Kirchenstaats von 682,489) zählt 24,905,879 (also rund 25 Millionen) Seelen. Die römisch-katholische Bevölkerung Europa's vertheilt sich auf die europäischen Staaten folgendermaßen in runden Zahlen: Frankreich 35 Millionen, Italien 25 M., Oesterreich 23½ M., Spanien 15 M., Großbritanien 6½ M., Preußen 6½ M., übriges Deutschland 5½ M., Belgien 4½ M., Portugal 3½ M., Rußland 2¾ M., Niederlande 1½ M., Schweiz 1 M., europ. Türkei ¾ M.

— **Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm****) sind soeben in einer allerliebsten, kleinen Ausgabe, mit sieben reizenden Zeichnungen von L. Pietsch und mit einem geschmackvollen, farbigen Umschlag-Bilde ausgestattet, erschienen. Die Märchen haben sich ebenso in England und Amerika, wie in Deutschland selbst, das klassische Ehrenbürger-Recht erworben. Wir zweifeln darum auch nicht, daß diese neue, handliche und wohlfeile Ausgabe schon durch den nächsten Weihnachtsbedarf vollständig erschöpft werden wird.

— **Deutsche Volkslieder mit Singweisen und Illustrationen.*****) Der Herausgeber des vorliegenden Werkes hat sich der verdienstlichen Arbeit, eine Sammlung älterer deutscher Volkslieder mit musikalischer Begleitung in eleganter und reich ausgestatteter Form zu veranstalten, auf's Neue unterzogen. Ueber die allgemeine Schwierigkeit, die in ihren metrischen Cadenzen nicht ganz regelmäßigen Gefüge solcher Dichtungen mit zugleich sinnentsprechenden und kunstgerechten Klängen zu verbinden, und über die Mühe, welche diese im Besonderen erheischten, spricht er sich in der ausführlichen Vorrede klar und überzeugend aus. Diese Vorrede enthält zugleich eine geistvolle und tief eingehende, auf die Entwickelungen unsrer bedeutendsten früheren und gegenwärtigen Aesthetiker begründete Ausführung über den literarischen und kulturhistorischen Werth der älteren volksthümlichen Poesie und des Volksliedes, aus welcher Dichter und Componisten für ihre Kunst viel Beherzigenswerthes entnehmen können. Alle aufgenommenen Lieder, welche schon durch ihren großentheils epischen oder halbepischen Inhalt zu malerischer Darstellung vielfachen Stoff gewähren, sind mit entsprechenden, die bezüglichen Motive höchst charakteristisch und gefällig veranschaulichenden Illustrationen versehen. — Das Buch eignet sich vorzugsweise zu einem sinnigen, künstlerischen Weihgeschenke.

— **Theodor Körner, ein Operntext.**†) Die als socialpolitische Schriftstellerin bereits rühmlichst bekannte Frau Louise Otto liefert uns in dem vorliegenden Werkchen eine zwar secundäre, aber in ihrer Art anerkennungswerthe Arbeit. Sie enthält das Ende des Heldenjünglings, des Dichters von „Leyer und Schwert", in trefflich gelungener melodramatischer Aufführung, in welcher außer dem kämpfenden Dichter auch seine Braut, Antonie Adamberger, Adolf von Lützow nebst dessen Gattin und andere bedeutende Personen auf den Schauplätzen Berlin, Wien, Rogau, Wald bei Kitzen, Großzschocher bei Leipzig und Wald bei Wöbbelin ihre wohlgehaltenen Rollen zu spielen haben. Hoffentlich wird auch bald eine deutsche Bühne diesen vaterländischen Stoff zur Aufführung bringen.

— **Sozialwissenschaftliche Essays.**††) Als ein Beitrag zur Lösung der sozialen Aufgaben der Gegenwart ist die vorliegende Schrift zu betrachten. Sie umfaßt in kürzeren und längeren Ausführungen folgende Gegenstände: „Die Erweiterung der Berufszweige der Frauen." — „Ueber geselliges Leben in ländlichen Orten." — „Bemerkungen über Sparcassen-Institute." — „Küche und Keller auf dem Lande." — „Frankreichs Fürsorge für die Landwirthschaft." — „Vermehrung von Wohnungen auf dem Lande." — „Vereinigung mehrerer Landgemeinden." — „Ueber Anbau und Consum von Tabak." — „Die Ausbreitung der Industrie in ländlichen Orten." — „Aphorismen. Zur socialen Frage. Zur Frage des Verhältnisses der Behörden gegenüber den gemeinnützigen Cassen-Instituten und Vereinen." — „Miscellen. Wohlfahrts-Polizei und Gesundheits-Pflege. Land- und Forstwirthschaft. Nahrungsmittel. Handel, Industrie und

*) Dr. A. Petermann's Karte von Europa und dem Mittelländischen Meere. Mit 3 Nebenkarten. Neue Auflage. Pr. 2 Thlr. in 4 Bl., aufgezogen und in Mappe 2½ Thlr. Gotha, Perthes, 1867.

**) Zwölfte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1867. Pr. 15 Sgr.

***) Die schönsten deutschen Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Singweisen. Gesammelt und herausgegeben von Georg Scherer. Mit einer Radirung nach Moriz von Schwind und 68 Holzschnitten nach Original-Zeichnungen. Die vierstimmige Bearbeitung der Melodieen von K. M. Kunz. Zweite reich vermehrte Auflage. Leipzig, Alphons Dürr, 1867.

†) Theodor Körner. Große vaterländische Oper in 5 Akten und einem Vorspiel: „Des Königs Aufruf". Dichtung von Louise Otto. Musik von Wendelin Weißheimer. Leipzig, G. Matthes.

††) Skizzen über soziales Leben, von Louis Richter. Dresden H. Schöpff. 1867

Gewerbe. Gemeinnützige und Verkehrs-Anstalten. Allgemeine Bildung." — Der Verfasser hat für diese zwar nicht wissenschaftlich geordnete und im Ganzen und Einzelnen zusammenhängende, doch in vielfacher Hinsicht belehrende und anziehende Sammlung sozialer Uebersichten aus einer großen Menge heimischer und fremder Monographieen und in Zeitschriften veröffentlichter Aufsätze ein reiches Material statistischer und nationalökonomischer Angaben und Mittheilungen verarbeitet, dessen Ergebnisse sowohl zur Orientirung auf den einzelnen Gebieten wie als Anregung zu weiteren Erörterungen und damit zu verbindenden Reformen dienen können.

— **Internationale Bibliothek.** Die beiden Sammlungen unterhaltender Schriften, welche der Verlagsbuchhändler R. Lesser in Berlin unter den Collectiv-Titeln „Internationale Bibliothek" (à 15 Sgr. der Band) und „Welt-Bibliothek" (à 10 Sgr. der Band) herausgiebt, haben sich, wie es scheint, einer guten Aufnahme im Publikum zu erfreuen. Die neueste Publication der „Internationalen Bibliothek" ist die Schweizergeschichte: „Ein stilles Plätzchen" von dem in London lebenden, englisch schreibenden Italiäner J. Ruffini, Verfasser des „Doctor Antonio". Englische Blätter haben diese Schweizergeschichte als ein anziehendes Familien- und Still-Leben bezeichnet, das besonders in der Frauen-Welt allgemeines Interesse erregt. Ebenfalls dieser Bibliothek einverleibt ist eine mit Sorgfalt ausgeführte Bearbeitung von E. Laboulaye's berühmter Humoreske „Paris in Amerika", deren wir vor einigen Jahren in diesen Blättern als einer überaus interessanten, die heutigen überschwenglichen Zustände der französischen Hauptstadt mit Glück persiflirenden Erscheinung, gedachten. Es sind seitdem nicht weniger als siebzehn Auflagen des Originals erschienen. Andere Beiträge der „Internationalen Bibliothek" sind demnächst von Elise Polko, M. Ant. Niendorf, Alfred Meißner, Jul. Rodenberg, Miß E. Braddon u. A. zu erwarten.

Literarischer Sprechsaal.

In Paris ist unlängst von einem Herrn Chrétien, Doctor der Rechte, eine Uebersetzung der Schrift von Wilhelm von Humboldt: „Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen", erschienen.*) Bekanntlich hat Humboldt die Schrift im Jahre 1792, in der Blüthezeit der französischen Revolution, verfaßt, sie aber selbst nicht veröffentlicht; sie erschien erst nach seinem Tode, im Jahre 1851. „Dieses Buch, sagt der Uebersetzer, ist geschrieben worden in einem Volke, dem die Natur die Gabe des tiefen Denkens verliehen hat, zu einer Zeit, die zu den glänzendsten Epochen der Menschheit gehört, von einem Manne, dessen herrliche Persönlichkeit noch heute die bewundernden Blicke seiner Landsleute auf sich zieht, und über einen Gegenstand von der größten Bedeutung, über die Freiheit." — In der Einleitung, die von der Zeit, dem Leben, den Schriften und dem Wirken W. von Humboldt's handelt, zieht der Uebersetzer, um den Geist der Zeit, in der die Schrift entstanden ist, zu charakterisiren, eine Parallele zwischen den großen Literatur-Epochen Frankreichs und Deutschlands im 18. und 19. Jahrhundert, deren Resultat ist, daß es damals zwei charakteristische Merkmale gab, wodurch sich das literarische Frankreich und Deutschland unterschieden und von denen das eine zum Vortheil der Deutschen, das andere zum Vortheil der Franzosen gereichte. „Während nämlich, sagt er, die größten Geister Frankreichs sich nur allzu oft verleiten ließen, die Verschiedenheit ihrer wissenschaftlichen Ansichten zu persönlichen Differenzen zu machen, die sich in kleinlichen und unwürdigen Zwistigkeiten äußerten, boten die Deutschen in dieser Hinsicht dem Volke die schönsten Muster würdiger Haltung. Während Voltaire und Rousseau sich gegenseitig mit den gemeinsten Schmähungen angriffen und so ihr philosophisches Apostelamt zur größten Freude ihrer Gegner entehrten, gestatteten Göthe, Schiller, Humboldt u. A. nicht, daß ihre literarische Nebenbuhlerschaft irgend einen störenden Einfluß auf das freundschaftliche Verhältniß, in dem sie zu einander standen, übe. Daher gewährt auch die Lectüre ihrer Briefe fast mehr noch als die Betrachtung ihrer Geisteswerke einen wahren geistigen Genuß, indem sie nicht bloß den Charakter dieser großen Männer, sondern die Trefflichkeit der menschlichen Natur überhaupt enthüllen. Standen in diesem Punkte die Deutschen den Franzosen voran, so hatten diese wieder in einer anderen Beziehung den Vorzug vor jenen. Die geistigen Bewegungen der Deutschen waren ausschließlich spekulativ. Diejenigen, die sie leiteten, hatten für die Wirklichkeit und für die Ereignisse ihrer Zeit eine auffallende Gleichgültigkeit, so daß es schien, als hätten diese großen Männer auf die Zeitgenossen einen nur geringen Einfluß geübt. In der That, wie bedeutend hätten sie einwirken können, wenn sie etwas weniger beflissen gewesen wären, die antike Würde ihrer Persönlichkeit correct zu bewahren, wenn sie vielmehr etwas von jener glühenden Liebe für die Menschheit, von der die französischen Philosophen durchdrungen waren, besessen hätten! Wir ziehen den majestätischen Gestalten in ihrer unveränderlichen Ruhe und in ihrem edel drapirten Gewande von fleckenloser Weiße jene fieberhaft erregten mit Staub bedeckten Franzosen vor. Der Kampf, in den sie sich stürzten, dient ihren ästhetisch unschönen Bewegungen zur Entschuldigung, und den Staub, der sie bedeckt, haben sie gesammelt in der Schlacht, die sie für die Menschheit geliefert und gewonnen haben. Die leidenschaftslose Ruhe Göthe's und fast aller seiner Landsleute und Zeitgenossen ist eine Tugend, die nicht dieser Welt angehört."

In einer vortrefflich ausgeführten Charakteristik des verstorbenen Ludwig Häusser, in der Revue Moderne vom 1. October, zieht Herr K. Hillebrand eine Parallele zwischen den beiden Schulen der Geschichtschreibung von Schlosser und von Ranke. Die Formlosigkeit und Massivität des Einen hat, nach den Ansichten des jetzt in Frankreich lebenden, lehrenden und für das französische Publikum schreibenden Deutschen, ebenso wie die Goethe'sche Formbeherrschung und die Quellen-Kritik des Andern, in gleicher Weise auf die heutige Entwickelung der geschichtlich-politischen Idee in Deutschland eingewirkt. „Wenn die Schule Ranke's", sagt Hillebrand, „die neue historische Wissenschaft geschaffen, so ist es der nicht sehr liebenswürdige, etwas forcirte, aber markige und kräftige Geist der Schule Schlosser's, der den neuen deutschen Staat geschaffen hat. Der Zukunft ist es vorbehalten, zu entscheiden, welche von beiden Schulen ihrem Lande und der Menschheit den größeren Dienst geleistet hat."

*) Essai sur les limites de l'action de l'état, par Guillaume de Humboldt; traduit de l'allemand et précédé d'une introduction sur la vie et les écrits de l'auteur, par M. Chrétien, docteur en droit.

Häusser's „Geschichte Deutschlands seit dem Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes" stellt Hillebrand, wegen ihrer tief in die Gefühle und Gedanken der Nation eingehenden Einheits-Idee, der Thiers'schen Geschichte der Revolution und Napoleon's I. an die Seite. Die Franzosen, sagt er, können daraus lernen, was ihre Gloire dem übrigen Europa gekostet hat. „Man erinnert sich in Frankreich beständig der Demüthigungen von 1815, aber man vergißt nur zu leicht, daß diese, im Vergleich mit den Demüthigungen, die Deutschland funfzehn Jahre lang erlitten, unbedeutend waren. Man spricht hier immer von den über den ganzen Continent verbreiteten Wohlthaten der Ideen von 1789, aber man denkt nicht immer an den Preis, den dieser dafür hat zahlen müssen. Diese Unkenntniß der Erinnerungen und gerechten Beschwerden des Auslandes ist es allein, die es erklärlich macht, warum man in Frankreich die nationale Bewegung des heutigen Deutschlands nicht versteht. Ja, diese Unwissenheit ist es, welche in Frankreich die öffentliche Meinung hindert, einer Politik Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die den Zweck hat, der Wiederkehr solcher Ereignisse, gleich denen von 1806, vorzubeugen."

Hauptsächlich (so fügt Herr Hillebrand hinzu) sei es das Verdienst der neueren, aus den Schulen Schlosser's und Ranke's hervorgegangenen, deutschen Geschichtschreibung — einer nationalen Richtung, die er mit der der sogenannten „Gothaer" vollständig identificirt, — welcher man die Umwandlung der alten deutschen Antipathie gegen Preußen in die neuere gegen das Habsburgische Oesterreich zu verdanken habe. „Die Gothaische Partei", sagt der Kritiker in der Revue Moderne, „ist seit einem Jahre todt; sie ist abgeschieden, wie das Insekt, das die Aufgabe seiner Existenz erfüllt hat, aber sie hat diese Aufgabe auf das Edelste und Nützlichste erfüllt. Und sollte Jemand an der Allmacht der Ideen und der starken politischen Ueberzeugungen zweifeln, so würde ich ihn auf jene Gruppe von Männern verweisen, welche Deutschland um das Jahr 1840 aus seiner Lethargie erweckten und in einem Vierteljahrhundert aus einem für das öffentliche Leben gleichgiltigen, das Ausland servil bewundernden und seiner Würde uneingedenken Lande ein einiges, patriotisches und für seine staatlichen Interessen begeistertes Volk gemacht haben".... „Hätte Häusser, der leider seit zwei Jahren körperlich paralysirt war, den deutschen Begebenheiten von 1866 vollständig folgen können, so zweifle ich nicht, daß auch er, nach einem Augenblicke peinlichster Ueberraschung, keinen Anstand genommen haben würde, sich dem neuen Werke anzuschließen, wie es die anderen, seiner Partei und seiner Generation angehörenden Historiker, die Sybel und Treitschke, gethan, und wenn er im constituirenden Reichstage von Berlin gesessen hätte, so würde er seinen Platz sicherlich neben Simson eingenommen haben, dem bewährten Haupte der Gothaer, der das Glück gehabt — was vor zwanzig Jahren gewiß Niemand gehofft hat — dem Berliner Reichstag im J. 1867 ebenso zu präsidiren, wie er der Frankfurter Nationalversammlung im J. 1848 und dem Erfurter Parlament im J. 1850 präsidirt hat."

Am 14. October hat der Vorstand des Deutschen Gewerbe-Museums in Berlin, an dessen Spitze der Herzog von Ratibor und der Präsident der Norddeutschen Bundeskanzlei, Herr Delbrück, stehen, sich definitiv constituirt und seine Statuten festgestellt. Wir entnehmen den Letzteren die nachstehenden Bestimmungen:

§. 1. Unter dem Namen „Deutsches Gewerbe-Museum" hat sich ein Verein gebildet, welcher seinen Sitz in Berlin und den Zweck hat, den Gewerbetreibenden die Hilfsmittel der Kunst und Wissenschaft zugänglich zu machen.

§. 2. Zu diesem Behuf wird eine Sammlung von künstlerischen und technischen Mustern und Modellen angelegt und öffentlich ausgestellt. Ueber die Einrichtung der Sammlung beschließt die General-Versammlung.

§. 3. Mit der Sammlung wird eine Unterrichts-Anstalt verbunden, in welcher Gelegenheit zur Erwerbung wissenschaftlicher und künstlerischer Fachbildung geboten wird; außerdem werden öffentliche Vorlesungen über künstlerische, gewerbliche und naturwissenschaftliche Gegenstände veranstaltet. Ueber die Einrichtung der Unterrichts-Anstalt beschließt gleichfalls die General-Versammlung.

§. 4. Zur Aufbringung der Kosten wird ein Stammkapital gebildet durch Ausgabe von Antheilscheinen im Betrage von Einhundert Thaler, welche auf den Namen des Einzahlenden lauten. Die Höhe des Stammkapitals wird vorläufig auf 250,000 Thlr. festgestellt. Sobald 25,000 Thlr. gezeichnet sind, soll das Museum seine Thätigkeit beginnen.

§. 5. Die Mitgliedschaft kann außerdem erworben werden durch Zahlung eines Beitrages von mindestens 6 Thalern jährlich. Die Zahlung erfolgt im Voraus in jährlichen oder halbjährlichen Fristen. Die Verpflichtung zur Zahlung des Beitrages gilt jedoch mindestens auf ein volles Jahr und hört später nur nach vorhergegangener dreimonatlicher Kündigung auf.

Bei Gelegenheit der Gründung des Ordens der französischen Ehrenlegion hat Napoleon I. ein merkwürdiges, für ihn und seine Franzosen überaus charakteristisches Wort gesprochen. Als der erste Konsul im Mai 1802 dem Staatsrathe den Plan zur Ehrenlegion vorlegte, fand er bei den Mitgliedern des Tribunats und des gesetzgebenden Körpers einen ganz unerwarteten Widerstand. „Solch eine Schöpfung", sagte Bertier, „führt zur Aristokratie; Orden und Bänder sind die Schlingen der Monarchie, mit denen Dummköpfige und Narren eingefangen und bei der Nase herumgeführt werden. Ein Freistaat kennt keine anderen Auszeichnungen als die vom Volke gewählten Beamten und Abgeordneten. Dies ist die einzige Belohnung für alle möglichen Talente und Tugenden." — Bonaparte entgegnete darauf mit der ihm eigenen unverschämten, verlogenen Sicherheit: „Weder im Alterthume, noch in der Neuzeit hat es eine Republik gegeben ohne solche Auszeichnungen. Man nenne diese Auszeichnungen nun Fallstricke, Narrenseile — gleichviel. Nur vergesse man nicht, daß die Menschen mit solchen Narrenseilen herum- und angeführt werden. Ich werde dies natürlich nicht öffentlich aussprechen, aber in einer Versammlung von einsichtsvollen Staatsmänneen darf man Alles sagen. Das französische Volk liebt, wie ich glaube, weder die Freiheit noch die Gleichheit.*) Die Franzosen haben sich nicht geändert; sie sind immer noch die alten hochmüthigen und leichtfertigen Gallier; sie haben nur Ein Gefühl, das der Ehre; man muß diesem Gefühle Nahrung geben; man muß Auszeichnungen schaffen." **) (K. F. Neumann: Kleine Schriften.)

*) Je ne crois pas que le peuple français aime la liberté, l'égalité.

**) Thibaudeau, Histoire de France et de Napoléon II. 476 ff. Lefebvre, Histoire des Cabinets de l'Europe. I. 199 ff.



Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — Berlin, den 9. November 1867. — [N° 45.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Max Duncker's Geschichte der Arier.*)

Die „Geschichte des Alterthums“ von Max Duncker gehört zu denjenigen Werken, welche unserer Literatur und unserer Geistesbildung im vollsten Sinne Ehre machen. Dieses Werk über alte Geschichte übertrifft, was den Umfang der Uebersicht, die Höhe des Standpunktes, klare Anordnung, gründliches, in's Detail gehendes Quellenstudium und Einfachheit der stilistischen Darstellung betrifft, alles Frühere, was bei uns, wie bei andern Völkern in dieser Hinsicht da gewesen ist. Freilich kommt dem Geschichtschreiber hierbei die großartige Thätigkeit, die seit mehr als einem Menschenalter auf allen Gebieten der Alterthumskunde, der Völker- und Sprachenforschung herrscht, zu Hilfe, und er hat in vielen Fällen nur die Aufgabe gehabt, die durch Anderer Fleiß ermittelten und festgestellten Resultate in ihrem Kerne zu erfassen und dem Organismus des Ganzen einzuverleiben. Es ist dies allerdings auch eine an und für sich nicht unbedeutende Aufgabe. Denn die rastlos betriebene Forschung liefert unausgesetzt neue Resultate, welche die kurz vorher als giltig angenommenen Ansichten entweder umstoßen, oder modificiren oder klären und erweitern. Wie groß diese Thätigkeit ist, kann man an diesem Buche sehen, welches als besonderes Werk „Geschichte der Arier“ betitelt ist, in der That aber nur den erweiterten und theilweise umgestalteten zweiten Theil der „Geschichte des Alterthums“ bildet. Bekanntlich hat Herr Max Duncker auch den ersten Theil in ähnlicher Weise bereits zum zweiten Mal erscheinen lassen. Wir sehen hieraus, wie sehr derselbe bemüht ist, sein Werk auf der Höhe der Zeit zu erhalten und in ihm den gesammten Kern geschichtlicher Thatsachen niederzulegen. In der ersten Fassung enthielt dieser Theil 655 Seiten, in der vorliegenden zweiten Bearbeitung 962; er ist also um etwa ein Drittel gewachsen.

Der Plan des Ganzen hat dabei keine Veränderung erlitten, ebenso wenig die durchgeführten Grundanschauungen; wohl aber ist der Stoff umfangreicher, die Darstellung schärfer, die Begründung sicherer geworden. Für Indien sind die Arbeiten von Max Müller, Weber, Muir's Sanskrit-Texte, Köppen (Darstellung des Buddhismus), für Iran Spiegel's, Burnouf's, Haug's, Windischmann's Forschungen, endlich die Entzifferung der Keilschriften und Hieroglyphen von Oppert, de Rougé, Lepsius u. s. w. benutzt worden.

Im ersten Abschnitte (5. Buch) wird von den Ariern am Indus und Ganges, d. h. von der Entstehung des indischen Volkes, seiner Einwanderung, allmählichen Verbreitung, von Sitte und Religion gehandelt. Hierauf folgt der wichtige und sehr erweiterte Abschnitt über Buddhismus und Brahmanenthum. In ähnlicher Weise wird die Urgeschichte der Völker Ost-Iran's, das Reich der Baktrier, die Religion Zoroasters besprochen und daran die Geschichte West-Iran's, d. i. der Herrschaft der Meder und Perser, gefügt. Die Regierung des Darius macht den Schluß.

*) Geschichte der Arier in der alten Zeit, von Max Duncker. Leipzig. Duncker und Humblot, 1867.

Gervinus' Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.*)

Wissenschaft und Dichtung vor dem Ausbruch der Juli-Revolution.

Beim Erscheinen des siebenten Bandes von Gervinus' großem zeitgenössischem Geschichtswerke ist vor zwei Jahren in diesen Blättern darauf hingewiesen worden, daß mit jenem Theile die Darstellung bis zu den Thoren der Juli-Revolution geleitet und hiermit zu dem ersten großen Abschnitt und Ruhepunkte auf dem mühevollen und vielverschlungenen Pfade, den zu durchwandern er sich vorgenommen, gelangt war. Inzwischen haben wir der in stets gleichem Maße vorschreitenden, rastlosen Thätigkeit des Verfassers den Abschluß eines neuen, umfangreichen Bandes zu verdanken, dessen Hauptmasse der Erzählung jener gewaltigen, in die gesammte Entwickelung der Geschichte unserer Zeit tief eingreifenden Umwälzung und ihrer unmittelbarsten Folgen gewidmet ist. Bevor wir jedoch an das mit wunderbarer Kraft und Frische entworfene lebensvolle Bild der großen Juli-Woche treten, führt uns der Geschichtschreiber die geistigen Bewegungen des Jahrzehnds, das dem Ausbruche der Revolution voranging, in einer die Literatur aller Völker des Erdtheils musternden Heerschau vor. Wenn dieser Ueberblick, am Eingangspunkte einer neuen epochemachenden Geschichts-Entwickelung, naturgemäß auf die kommenden Ereignisse gerichtet, das Auge des Lesers vor Allem für die inneren Zusammenhänge und Wechselwirkungen zu schärfen bestimmt ist, welche zwischen der geistigen Bewegung des Erdtheils und dem Wiederaufleben der politischen in Frankreich obwalten: so lenkt er doch auch vielfach zurück auf frühere Abschnitte und bietet eine Warte zur Rückschau auf die ganze Richtung im staatlichen wie im literarischen Leben, deren Joch durch die Juli-Revolution so nachhaltig erschüttert werden sollte. Und während so die innige Berührung der geistigen und der staatlichen Dinge auf das Ueberzeugendste veranschaulicht wird, ist doch der Bericht, der hier über die wissenschaftliche und belletristische Literatur Europa's im dritten Decennium unseres Jahrhunderts von sachkundiger Hand entworfen wird, mit so breiten, kraftvollen Zügen angelegt und zugleich mit solcher Meisterschaft und Feinheit ausgeführt, dabei auch so umfangreich (fast 300 Seiten), daß ihm eine ganz selbständige Bedeutung zuerkannt werden muß.

Es ist der Aufschwung der deutschen Wissenschaft, mit dem dieser Bericht eröffnet wird; jene auf allen Gebieten der Forschung hervortretende Erhebung und Vertiefung von andauerndster und nachhaltigster Wirkung, durch welche der deutsche Geist damals sich in der Wissenschaft auf dieselbe Höhe schwang, die er unter dem Vortritt der großen Dichter-Dioskuren in der Kunst soeben erstiegen hatte. Der staunenswerthe Abstand dieser wissenschaftlichen Blütezeit gegen die erbärmlichen Zustände des politischen Daseins in dem von Metternich'scher Staatsweisheit gegängelten Deutschland führt unsern National-Literatur-Historiker zu den schwerwiegendsten Betrachtungen. War dieser Aufschwung in der gegebenen Lage Deutschlands ein Gewinn oder ein Verlust, Gefahr oder Rettung, Verheißung oder Verhängniß? War es gegründet, wenn man in Wien sich freute, die Deutschen, ablenkend von ihren jungen politischen Anwandelungen, auf unfruchtbare Beschäftigungen zerstreut zu haben? Oder war der Trost derer wahr, die in der erhöhten Bedeutung des deutschen Geisteslebens eine Erstarkung des Nationalgefühls und darin eine Bürgschaft für das öffentliche Leben erblickten? „In Deutsch-

*) Achter Band.

lands nationaler Entwickelung steht der mühsame Vorschritt aus den geistigen Bildungen zu der politischen, wie peinlich und endlos die Um- und Irrwege dieses Ganges sind, doch als der naturgemäße Weg in den stärksten Zügen vorgezeichnet. Seitdem das deutsche Volk, nach dem Ausgang der kräftigen Kaiserhäuser, seine große, nationale Stellung im Mittelalter eingebüßt hatte und alles Leben aus dem Ganzen in die Theile zurückgetreten war, ist in den neueren Zeiten der Verlauf seiner Fortbildung zu der nationalen Gemeinsamkeit, die es dieser Zertheilung wieder entreißen soll, die Geschichte einer säcularen Verjüngung, in der sich seit der physischen Erneuerung im 14.—15. Jahrhundert, seit dem Aufkommen des unteren Volkes, Ring an Ring ansetzt in einer langsamen, aber durchaus gesetzmäßigen Entwickelung; einer ganz inneren Entwickelung, durch die das Volk, seiner Zusammengehörigkeit mehr und mehr bewußt und bedürftig geworden, in Kirche, Schule, Kunst und Wissenschaft schrittweise vorbereitet werden sollte für den zusammenfassenden Abschluß der nationalen Bildung, den Gesammtstaat."

Und wenn noch, als der Verfasser diese Worte schrieb — vor dem Sommer 1866 — die große Frage, ob dieser Abschluß uns beschieden sei, als über den ferneren Geschicken Deutschlands schwebend bezeichnet, wenn auf die widersprechenden Züge hingewiesen werden mußte, welche wie im dritten, so noch im siebenten Jahrzehnd die Antwort auf diese Frage unsicher machten, wenn der Verfasser noch damals die Nation wie zweifelnd an einem Scheidewege sah: so glauben wir, daß die Zwischenzeit auch für ihn „den Ausschlag gebracht hat, der das Urtheil über diese schwankende Lage entscheidet." Wir dürfen von dem Standpunkte aus, auf den uns die Ereignisse des vorigen Jahres gehoben haben, mit rückhaltloserer Freude auf die wissenschaftliche Thätigkeit jener Tage zurückschauen; wie dürfen, wenn die Koryphäen dieses glänzenden Zuges von Forschern und Denkern, „Stern bei Stern" hier an uns vorüberziehen, mit froherer Sicherheit bekennen, daß nichts von dem, was sie auf geistigen Gebieten erobert, für die politische Zukunft des Vaterlandes unfruchtbar gewesen ist.

Folgen wir dem Verfasser nun in's Einzelne, so sehen wir zunächst, wie die Theologie durch Schleiermacher aus einem Zustande trostloser Verwelkung zu neuer Blüthe gefördert, wie die Union der evangelischen Bekenntnisse, „nicht das Verdienst des Königs noch der Geistlichkeit, sondern das stille Verdienst der aufgeklärten Laien-Kirche, der ganzen Zeitbildung", in Schleiermacher's Dogmatik, diesem Werke, das die ganze protestantische Theologie neu belebte, auch wissenschaftlich befestigt wurde. Zugleich aber erkennen wir in der für Viele unfaßlichen Stellung, welche dies Buch zu dem Dogma von der Person Christi nahm, in der Haltung des vielseitigen, nach seiner ganzen Naturanlage für die verschiedenartigsten Eindrücke empfänglichen und grade dieses Reichthums und dieser Feinfühligkeit halber noch neuerdings*) unbillig hart als zweizüngig gescholtenen Mannes deutlich die Keime der Gegensätze, die sich im religiösen Leben unserer Tage so heftig befehden. Wir gehen von hier über zur Philosophie, wo wir Hegel, jetzt auf der Höhe seiner Dictatur, mit einem vordringlichen Heere von Schülern und Gesellen, allumfassende metaphysische Bauwerke aufführen sehen, deren Abschluß nach der Meinung der Zeitgenossen den Weltgeist seinem Ziele zuführen sollte. Wir erblicken diesen Philosophen, der, von den freiesten Anschauungen ausgehend, in seiner Zurückgezogenheit von den äußeren Dingen allmählich den gesunden Instinkt der Beziehungen zu Zeit und Vaterland verloren hatte, mehr und mehr in Abhängigkeit von der Wirklichkeit gerathen. Seine Rechtsphilosophie zeigt ihn uns im Bündniß mit der preußischen Reaction, äußerlich geschieden von der Sache des nationalen Fortschritts, aber von bedeutendstem Einfluß auf die Zukunft durch die Tieflegung der Grundbegriffe des Staatswesens. Diese große Auffassung des Staates wird weiter begründet durch die Meister der historischen Rechtsschule, durch Savigny und Eichhorn, und neben ihnen durch Niebuhr's fruchtbare Forschungen; alle drei vielfach angefochten wegen ihrer Abneigung gegen die momentanen Forderungen und Bestrebungen eines Liberalismus, der ihnen in seinem Gegensatz zu dem geschichtlichen Entwickelungsgange des nationalen Lebens flach erschien, aber Jeder von der gewaltigsten Wirkung auf die spätere Entfaltung der öffentlichen Dinge. — Nach einem Blicke auf den geweihten Boden der klassischen Philologie, wo durch Böckh, Welcker, Gerhard, Otfr. Müller, Gottfried Hermann „die innigste Kenntniß des Alterthums nach allen Seiten hin unvergleichlich weiter als früher ausgedehnt und tiefer eingesenkt wurde", wird das Pflanz- und Wachsthum der vergleichenden Sprachkunde geschildert, dieses neuen Zweiges, der sich vom Stamme der Philologie zu eigenem Wuchse ablöste, und der unter der Pflege Wilh. von Humboldt's und durch die Arbeiten von Bopp sofort zu kräftiger Selbständigkeit erstarkte. Wir verweilen dann, von der großartigen Thätigkeit auf dem Gebiete der allgemeinen Sprachkunde zur deutschen Alterthums- und Sprachforschung übergehend, mit besonderem Stolze bei Jacob Grimm, „der unter den geistigen Häuptern der Nation das köstlichste Haupt, weil die eigenthümlichste Gestalt in der gelehrten Welt dieses Zeitalters darstellt", und dem hier, von seinem alten Gefährten unter den Göttinger Sieben, ein leuchtendes Denkmal errichtet worden ist. „In diesem Reiche des neidischen Ringens und eifersüchtigen Kämpfens steht er, eine Erscheinung ohne ihres Gleichen, um jener seltenen Bescheidung und selbstverleugnenden Hingebung willen, um der so kindlichen und doch so hohen patriarchalischen Einfalt seines Geistes und Gemüthes willen, um seiner durch und durch vaterländischen Gesinnung willen fast gänzlich unangefochten; in seinem langen Leben oft unsanft angefaßt von den Härten, den Störungen, den Unbilden des Regiments und des öffentlichen Lebens, blieb er unberührt von irgend einer Befleckung, in die höchste Reife eingetreten mit dem unversehrten Schmelze der jungen Frucht. Er ist ein Wesen aus Einem Gusse, und dieser Guß von dem Gepräge gestempelt der guten alten Zeit; und diese Stärke der Natur in ihm muß es sein, die ihn mit einer unvergleichlichen Entschiedenheit antrieb, sein Leben der Erforschung des Alterthums des deutschen Volkes zu widmen, und der Gegenwart, wie er sagte, ein Prophet mit umgekehrtem Gesicht zu werden." Neben ihm bezeichnet Niemand deutlicher den Zusammenhang wissenschaftlicher Forschung und öffentlichen Lebens, als Dahlmann, den all sein Leben lang der stolze Ehrgeiz beseelte, Werk und Beruf des Historikers zu verbinden mit dem des Staatsmannes, und bei dem, als dem Repräsentanten der deutschen Geschichtsschreibung jener Zeit, wir, ohne bei Rotteck, Leo, Ranke, Raumer, Schlosser und ihrer vielseitigen, anregenden und andauernden Thätigkeit zu verweilen, diesen Blick auf die wissenschaftliche Erhebung in Deutschland abschließen müssen.

Das Gegenbild gegen dieses verheißungsvolle Erblühen der

*) In David Strauß' berühmter Schrift „Die Ganzen und die Halben".

Wissenschaft bietet der Verfall, in welchen gleichzeitig die deutsche Dichtung mehr und mehr gerieth. Die Romantik blätterte ab; die Theilnahme des Publikums für die überwürzten Produkte ihrer Kunst war im Schwinden; auch was an frischen Kräften sich emporzuringen suchte, blieb auffallend unbeachtet. Erbärmliche Fehden gaben den Tummelplatz, auf dem diese Poeten sich erprobten; den öffentlichen Dingen zeigten sie sich nicht minder fremd, als die meisten Vormänner der Wissenschaft.

Anders war dies in den Ländern, wo das Reactions-System in schärfere Zusammenstöße mit dem Geiste des Fortschrittes kam, wo ein härterer Druck lebhafteren Widerstand hervorrief. In Rußland und Polen, in Italien und Spanien sehen wir die Dichtung dieser Zeit von dem Gedanken durchdrungen, die Nation zu reformiren oder sie zur Wiedergeburt zu erwecken. Puschkin und Mickiewicz, der Italiäner Leopardi und die meist zum Exil genöthigten Poeten des jungen Spaniens sind in dieser Richtung thätig, mit sehr verschiedenen Kräften und Mitteln, aber Alle unter gleich unnatürlichem, ihre freie Entwickelung hemmendem Drucke.

Dagegen erreichte in Frankreich die romantische Poesie, der große Romantismus, wie sie zum Unterschied gegen den deutschen genannt worden ist, ihren Höhepunkt. Gervinus weist nach, wie diese Dichtung, von Anfang an durch deutsche Einflüsse angeregt, und später auf bedeutenden Grundlagen durch die Nachwirkungen der deutschen Literatur mächtig gefördert, zu einer unabhängigen, die nationale Eigenart bewahrenden Schule emporwuchs, die von ihrem ursprünglichen Gegensatz gegen Revolution und Kaiserreich gar bald, zum Theil durch den unglaublichen Stumpfsinn der Bourbonen dazu gespornt, in ein Bündniß mit der Opposition getrieben ward. Das Vertrauen und die Hoffnungsseligkeit, durch welche Lamartine's Lyrik, in der dürren Oede nach dem Sturze des Kaisers eine Erquickung sonder Gleichen, eine wahre Umwälzung hervorrief, der keusche, „Immanuelische" Ton des jugendlichen „Coenaculums", welches sich mit Begeisterung um diesen Dichter schaarte (de Vigny, Ste. Beuve u. A.), die geradezu legitimistischen Anfänge Victor Hugo's, den Chateaubriand als ein „erhabenes Kind" begrüßte: — alle diese Hilfsmächte, die sich dem Throne freiwillig darboten, verließen ihn bald, als sie völlig unberücksichtigt blieben, ja sogar Zurückweisungen der herbsten Art zu erleiden hatten. Der Historiker verweilt bei diesem lehr- und folgenreichen Verhalten des Fürstenhauses gegen die geistigen Mächte ihres Landes und bei dem Ereigniß, in welchem dieser Widersinn sich am schärfsten kundthat, bei der Entlassung Chateaubriand's, mit Betrachtungen, welche der ernstlichsten Beachtung werth sind. „Von wie winziger Weisheit die Welt regiert wird, zeigt sich nirgends grade so grell, wie in der Unkunde aller Regenten aller Zeiten, die geistigen Kräfte einer Zeit und die Gewalt der Ideen zu würdigen, zu deren Verständniß eine politische Combinationsgabe gehört, die über die Kunst des Depeschenlesens hinausgeht." Die Rücksichtslosigkeit, mit welcher der König und sein Minister diesen Mann, den stärksten Anker, an dem ihr Fahrzeug lag, geradezu wegjagten, machte ihn, der bisher dem Fürstenhause blind ergeben war, zum unversöhnlichen Feinde. Die Literatur, die in ihm, dem Verfasser des Génie du Christianisme, das Haupt der positiven und monarchischen Richtung verehrte, sah sich mit ihm in allen ihren Zweigen wie mit Gewalt in das Volk hinausgestoßen, so daß sein Fall und sein Uebertritt zur Opposition geradezu einen Umschlag der literarischen Zustände Frankreichs bewirkte.

Von noch tieferer Bedeutung wurde dieses Ereigniß dadurch, daß es mit dem Tode Lord Byron's zusammentraf. Dieser Poet war von der Vorsehung dazu bestimmt, den Widerstands-Stoff, welchen die reactionäre Regierungsweise der Machthaber in dem ganzen Welttheile angehäuft hatte, zu einem allgemeinen Brande zu entzünden. In ihm war die politisch-oppositionelle Ader, welche schon die Werke der ihm befreundeten Thomas Moore, Shelley und Savage Landor durchdringt, je länger je mehr zum Grundquell seiner Dichtungen geworden, die Göthe's treffendes Wort „verhaltene Parlamentsreden" nannte, und die grade durch seinen Tod eine ungeahnte Wirkungskraft erlangten. Gervinus zeichnet das Bild dieses von den tiefsten Widersprüchen zerrissenen, durch die Macht der Verhältnisse und durch selbstgeschaffenes Elend zur erschütterndsten Tragik verurtheilten Lebenslaufes in ungeschminkten Farben; er übt an der Dichtung wie an der Persönlichkeit Byron's eine rückhaltlose Kritik, die an keiner Schwäche, an keiner verderblichen Anlage, an keinem Fehlgriffe schweigend vorübergeht; aber er findet für die Selbstsucht des schrankenlosen Individualismus, durch die Byron so verführerisch und verhängnißvoll auf die Nachwelt wirken sollte, ein volles Gegengewicht in der aufrichtigen selbstlosen, leidenschaftlichen Theilnahme, mit der er den Geschicken der Menschheit Herz und Sinn geöffnet hielt, in dem tiefen Widerwillen gegen jede Art von Unterdrückung, der ihm so angeboren war, wie die Antipathie gegen alle Verstellung und Heuchelei, und der ihn stachelte, sich in seiner Dichtung zum Sprecher aufzuwerfen für diese leidende Welt. Der Ernst, mit dem er sich der unterdrückten Italiäner angenommen, die Hingebung, mit der er sich in den Dienst des griechischen Freiheitskampfes gestellt hatte, hatten bereits begonnen, viele Gemüther mit ihm zu versöhnen; jetzt ward sein Leben wie verklärt durch seinen Tod, der das Licht eines Märtyrers der Freiheit auf ihn warf.

Die Wirkung, die sein poetischer Nachlaß auf die geistige Bewegung Europa's ausübte, ist unermeßlich. Um die Fahne des Mannes, der — so sprach Delavigne die Ansicht Unzähliger aus — wie Homer gesungen hatte und wie Achill gestorben war, schaarte sich in allen Landen eine Schule, die der Dichtung den neuen Beruf gab, zwischen Kunst und Leben den innigsten Bund zu schließen. Die Niccolini und Berchet in Italien, in Spanien die Galcano und Rios, in Deutschland Börne und Heine, sie Alle lassen den unmittelbaren Einfluß der Byron'schen Poesie wie mit Händen greifen. Am Klarsten aber zeigt sich der Umschlag, den sie nach dem Tode ihres Urhebers hervorrief, in Frankreich. In Victor Hugo's „Orientalen" (1826) geht die Verkehrung der zahmen Immanuelischen Romantik in die neue von Byron inspirirte gleichsam vor den Augen des Beobachters vor sich. Bald folgten seine Dramen, jenes „dramatische 1793", wo die gemäßigten Romantiker stürzten, die Gironde vom Berg überwältigt wurde, wo der Gegenkampf des Classicismus erlosch und die Revolution aus der schönen Literatur unwiderstehlich in die anderen Künste überdrang. Und neben den regellosen Klängen dieser sich überhebenden und überstürzenden Dichtung schwirrten wie Pfeile die politischen Satiren Béranger's, des Chansonniers, der sich bald mit so viel Leichtfertigkeit wie Berechtigung rühmen durfte, daß seine Lieder die Patronen geliefert, die den Thron zerschossen.

Wir brechen hier ab, ohne dem Verfasser zu dem letzten Abschnitt seiner Uebersicht zu folgen, welcher der Wissenschafts-Pflege in Frankreich gewidmet ist, und welcher, nächst den Hirngespinnsten der Irr- und Wunderlehrer St. Simon und Fourier, die ernstere Arbeit der Philosophen, wie Cousin,

der Sprachforschung von Burnouf und de Sacy, und endlich der am Tiefsten in das politische Leben eingreifenden Geschichtsschreibung von Guizot, Thierry, Mignet und Thiers schildert, um an der durch diese Historiker vielfach erörterten und in die Meinung der Zeitgenossen eingeführten Parallele der englischen und der französischen Restauration, unmittelbar vor den Julitagen Halt zu machen, in denen man alsbald das französische 1688 begrüßen sollte. P. D. Fischer.

Bilder aus der neueren Kunstgeschichte, von Anton Springer.*)

Es sind zumeist Vorträge, wie sie den Männern vom Fach immer gebieterischer zu Nutz und Frommen des allgemeinen Publikums abgefordert werden, Vorträge und einzelne gelegentlich erschienene Aufsätze des als Vertreter der Kunstgeschichte an unserer rheinpreußischen Hochschule weitbekannten und geschätzten Verfassers, welche dieser eben herausgekommene Band vereinigt darbietet. Wie sehr wir uns in der Sitte, gemeinnützige Wissenschaft durch derartige Vorlesungen zu verbreiten, befestigt und vervollkommnet haben, beweist auch diese kleine Sammlung. Die Vorrede berichtet uns, daß die Vorträge, welche hier, natürlich in festerer Begründung und reicherer Ausführung, ihren Kreislauf von Neuem antreten, im Laufe der letzten Jahre als Vorlesungen in „verschiedenen Städten: Barmen, Berlin, Coblenz, Cöln, Crefeld, Düsseldorf, Frankfurt" entstanden sind. Wem dabei die „Sieben Städte streiten sich drum" des alten Schulverses von der Vaterstadt des Homeros einfallen, der lächelt wohl (die deutsche Heptapolis giebt auch einen Hexameter); aber hat nicht der griechische Vers gerade darin seinen Ursprung, daß die Ilias und die Odyssee von wandernden Rhapsoden vor den Bürgern von Smyrna, Rhodus, Kolophon u. s. w. vorgetragen worden sind? Jene Freizügigkeit, die dem deutschen Gelehrten verstattet, aus dem Schatten der Akademie in das volle Licht und Leben der reichen Städte ringsum hinzutreten und seine köstliche Gabe dem Herrlichen und Erfreulichen ihrer Märkte hinzuzufügen, dürfen wir in ihr nicht ein Wiederaufleben des Alterthums, einen Fortschritt zum Humanen, ein demokratisches Bildungselement im besten Sinne des Worts begrüßen? In Amerika sind diese Wander-Vorlesungen so ausgebildet, daß jede größere Stadt der Union den Anspruch erhebt, die literarischen, wissenschaftlichen und politischen Notabilitäten alle Jahr oder doch wenigstens alle paar Jahre einmal zu hören. Wenn dort die ungeheure Ausdehnung des Staatsgebietes auf die Nothwendigkeit hinweist, daß die vorhandenen geistigen Kräfte sich durch Circulation vervielfältigen, so ist das freilich in Deutschland, wo die literarischen Mittelpunkte nahe genug, oft zu nahe beisammen sind, nicht nöthig. Wohl aber bringt die Menge und Engigkeit derselben bei uns gerade die umgekehrten Uebelstände hervor: gelehrte Stuben- und Stickluft, selbstgenügsames Pedantenthum, Entfremdung von den nationalen Interessen, und dafür giebt es wiederum kein besseres Heilmittel als die frische Berührung mit dem großen Publikum.

Gesammelte Vorträge und Aufsätze sind gewöhnlich disjecta membra. Auch die vorliegende Collection, die vor vielen Geschwistern schon den großen Vorzug hat, daß sie nur Einem Verfasser entstammt und wesentlich Ein Gebiet betrifft, vereint doch ziemlich weit auseinanderliegende Gegenstände. Die Betrachtung über das Nachleben der Antike im Mittelalter, die Anfänge der Renaissance in Italien, das Essay über den Allmenschen der italiänischen Früh-Renaissance, Leon Battista Alberti, diese ersten drei Bilder der kleinen Galerie, kann man sie eigentlich zur neuen Kunstgeschichte zählen? Und auch die folgenden, denen diese Eigenschaft minder zweifelhaft beiwohnt, gehören verschiedenen Ländern und verschiedenen Jahrhunderten an: dem italiänischen Cinquecento die Aufsätze über Rafael's Disputa und Schule von Athen, sowie das Genrebild des gothischen Schneiders von Bologna, dem deutschen Reformations-Zeitalter die Abhandlung vom altdeutschen Holzschnitt und Kupferstich. „Rembrandt und seine Genossen" führen uns die Blüthezeit des niederländischen Bürgerthums im siebzehnten, „der Rococostil" die Dienstbarkeit der Kunst im Hofleben des achtzehnten Jahrhunderts vor. Die Darstellung der „Kunst während der französischen Revolution" bahnt den Uebergang zu den neuesten Entwickelungen, welche in der Schlußbetrachtung über „die Wege und Ziele der gegenwärtigen Kunst" einer eingehenden Kritik unterzogen werden.

Bei so erheblicher Verschiedenheit der Objecte dürfen wir es um so höher veranschlagen, daß sich in der Auffassungsweise ein gemeinsamer und zugleich ein sehr fruchtbarer Gesichtspunkt für die ganze Reihe dieser Bilder wahrnehmen läßt. Hierin liegt zugleich das Charakteristische und das Verdienst des Springer'schen Buches — denn diese Aufsätze sind ein Buch, eben wegen dieser Einheit des Standpunktes. Springer weist nämlich überall nicht sowohl auf die Merkmale und Eigenthümlichkeiten hin, welche seinen Gegenstand von den übrigen Erscheinungen der Kunstwelt absondern, als auf die Zusammenhänge, die ihn zu einem Gliede in der großen Kette des allgemeinen Werdeganges machen. Seine Betrachtung ist durchgängig mehr auf das Verbindende, als auf das Trennende zwischen den einzelnen Epochen der Kunstgeschichte gerichtet; seine Forschung strebt, die Vermittelungen und Uebergänge der verschiedenen Entwickelungen in ein helleres Licht zu stellen. Dieser Standpunkt ist nirgend ersprießlicher, nirgend nothwendiger als in der Kunstgeschichte. Mehr als irgend sonst wo werden hier die Anschauungen der Gebildeten durch Schlagwörter bestimmt, für jedes Zeitalter gewisse Schranken und Besonderheiten festgestellt, nur zu leicht das einigende Band vergessen. So herrscht beispielsweise, bei allen sonstigen Differenzen in der Auffassung des Mittelalters, darüber vollkommene Uebereinstimmung, daß ihm die Abkehr von der Antike eigenthümlich sei. Und doch lassen sich zahlreiche Spuren dafür namhaft machen, daß die Antike nicht nur im technischen Kunstgebrauch des Mittelalters niemals außer Uebung gekommen ist, sondern auch in vielfältigster Berührung mit der Phantasie und mit dem ganzen Anschauungskreise der Menschen geblieben ist. Nähert sich hierdurch das Mittelalter dem Alterthume, so überbrückt sich nicht minder die Kluft, welche nach den landläufigen Vorstellungen das Mittelalter von der neueren Zeit trennt, wenn wir erfahren, daß die Renaissance, die man so vielfach als gleichbedeutend mit der Wiederbelebung des klassischen Alterthums begreift, doch auf's Tiefste im mittelalterlichen Geiste gewurzelt ist und daß sie die aufgefundenen antiken Denkmäler in diesem Geiste sich unbefangen und selbständig angeeignet hat. Auf die zahlreichen interessanten Belege, mit denen die beiden ersten Aufsätze dies illustriren und veranschaulichen, ist hier nicht näher einzugehen. Ebenso können wir nur kurz hervorheben, daß der Verfasser die Kunst des Rococo mit der schon in Rubens' Hofschildereien beginnenden Kunstweise in Verbindung bringt, während er anderer-

*) Bonn, Adolph Marcus, 1867. VI und 380 S.

seits den Nachweis führt, daß die Neigung zu dem antikisirenden römisch-griechischen Stil, die man für gewöhnlich als das Charakteristische der von David eingeleiteten Revolutionskunst bezeichnet, schon lange vor dem Ausbruch der Revolution und mitten unter der Gesellschaft des ancien Regime aufgetreten ist. Wir müssen uns hier vielmehr darauf beschränken, mit Vergnügen zu constatiren, daß die Bilder, welche Zufall und Muße hier aneinandergereiht haben, durchweg von wirklich geschichtlicher Auffassung zeugen. Möge dem deutschen Publikum, welches sich auf die bevorstehenden Winter-Vortrags-Abende bereits rüstet, überall eine so geschmackvolle und zugleich kräftige Kost geboten werden. F.

Der commerzielle Theil von Scherzer's Novara-Reise in zweiter Auflage.*)

Die günstige und ehrenvolle Aufnahme, deren sich der im Auftrage der kaiserlich österreichischen Regierung unter der Leitung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften herausgegebene „Statistisch-commerzielle Theil der Novara-Expedition" zu erfreuen hatte, sowie der vielseitig ausgesprochene Wunsch nach einer handlicheren und billigeren Ausgabe desselben, veranlaßte den Verfasser des vorliegenden Werkes, dasselbe neu zu bearbeiten und mit Zusätzen bis auf die Gegenwart zu versehen. Indem er sich bemühte, das persönlich Erlebte und Beobachtete durch fremde Erfahrungen und Arbeiten zu ergänzen, beabsichtigte er, den Handeltreibenden und Industriellen mit allen nothwendigen Bedingungen eines ausgedehnteren Verkehrs bekannt zu machen, um größere überseeische Unternehmungen mit Aussicht auf Erfolg einleiten zu können.

Zum besseren Verständniß hat der Verf. die Schilderung der Boden-Erzeugnisse, der Produktionskraft, der Verkehrsmittel, der Waaren- und Schifffahrts-Bewegung, der Ein- und Ausfuhrzölle und der wichtigsten Handelsgebräuche in jedem einzelnen Lande durch eine kurze geographisch-historische Skizze desselben, durch Mittheilungen über die Sprache, den Kulturzustand und die Bedürfnisse der Eingeborenen eingeleitet. Zugleich hat er an geeigneter Stelle Andeutungen über die Bedeutung der Naturerzeugnisse der besuchten Länder für den europäischen Handel und Schiffsverkehr, sowie über die im Interesse der Hebung des Handels etwa wünschenswerthen Reformen gegeben. In dem Vorworte führt er über die ungünstige Stellung Oesterreichs im Welthandel einige Betrachtungen aus, deren desideratives Ergebniß, wie das vieler ähnlichen, in der richtigen und wahren, den gegenwärtigen Zuständen jenes Staates leider sehr widersprechenden Ansicht besteht: daß freie Institutionen, liberale Zollgesetze, Aufhebung alles beengenden Zunftzwanges, Beseitigung aller gewerblichen Monopole, welche wie mittelalterliche Ruinen in das Verkehrsleben der Gegenwart hineinragen, weise Benutzung der Mechanik und der technischen Chemie, kurz, der Wissenschaft und der industriellen Künste, sorgfältige Bearbeitung der natürlichen Stoffe die verläßlichsten Führer auf dem Wege des gewerblichen und commerziellen Heils seien.

In geographisch-historisch-statistischen Ausführungen werden demnach die einzelnen, für den Weltverkehr wichtigsten Plätze zur Darstellung gebracht: Gibraltar, Rio de Janeiro, Capstadt, die Inseln St. Paul und Amsterdam im südindischen Ocean, die Insel Ceylon, Madras, die Nikobarischen Inseln, der Meerbusen von Bengalen, Singapore, Java, Manila, Hongkong, Shanghai, Japan, Sidney, Neuseeland, Tahiti, Valparaiso, Lima, der Isthmus von Panama, die mittelamerikanischen Freistaaten und Mexiko, die westindischen Inseln St. Thomas, Haiti, Porto Rico und Cuba, die nordamerikanische Union.

Ein Anhang des Werkes enthält: den Vertrag zwischen Preußen und China, den zwischen Preußen und Japan, eine lexicographisch geordnete Uebersicht der im Weltverkehr wichtigsten Münzen, Maße und Gewichte und schließlich einige, die merkantile Bedeutung der geographischen Verbreitung verschiedener Produkte darstellende Karten.

*) Statistisch-commerzielle Ergebnisse einer Reise um die Erde, unternommen an Bord der österreichischen Fregatte „Novara" in den Jahren 1857—1859, von Dr. Karl von Scherzer. Zweite, verbesserte und mit den neuesten statistischen Daten ergänzte Auflage. Nebst 4 Karten in lithographischem Farbendruck. Leipzig und Wien, F. A. Brockhaus, 1867.

Frankreich.

Die Sprachwissenschaft in Frankreich.*)

Wir nehmen mit großer Freude wahr, wie die vergleichende Grammatik in Frankreich immer mehr Boden gewinnt. Schon hat sie sich ein eigenes Organ gegründet, und gern geben wir uns der Hoffnung hin, das Land der Stephanus, der Scaliger, Casaubonus, Salmasius u. A. werde auch für den neuen Zweig der Philologie recht fruchtbar werden. Wir glauben aber, unsere Theilnahme nicht besser bekunden zu können, als indem wir unseren jungen Freunden jenseits des Rheins folgende zwei Punkte zur Beherzigung empfehlen.

Erstlich, wenn sie nicht eine bloße Treibhaus-Pflanze pflegen wollen, so haben sie mit allem Eifer dahin zu wirken, daß die klassischen Studien wieder mit aller Liebe und Gründlichkeit betrieben werden. Unsere Kuhn, Curtius, Corssen, Steinthal u. A. sind außer Zusammenhang mit der Philologie undenkbar und unverständlich. Ein allseitiges Zusammenwirken der französischen Forscher mit der deutschen Gelehrsamkeit ist unerläßlich. Wie die Erfahrung lehrt, muß jedes Volk ideell wie materiell verarmen, sobald es sich isolirt. Frankreich hat es erfahren. Die französische Jugend wird heute die Verdienste ihrer eigenen großen philologischen Vorfahren in Deutschland am besten würdigen lernen.

Läuft nun schon dieser erste Punkt darauf hinaus, daß ein-

*) Revue de linguistique et de philologie comparée. Revue trimestrielle de documens pour servir à la science positive des langues, à l'ethnologie, à la mythologie, et à l'histoire. Tome I. Prem. Fascicule. Juillet 1867. Paris, Maisonneuve & Co.

Das vorliegende Heft enthält folgende Artikel: 1) Die positive Wissenschaft der indo-europäischen Sprachen, ihre Gegenwart und Zukunft, von H. Chavée. 2) Das Studium und der Unterricht der französischen Sprache nach der historisch vergleichenden Methode, von Abel Hovelaque. 3) Ueber die indo-europäische Declination, von St. Romour. 4) Vedische Studien, von Girard de Rialle 5) Studium und Unterricht der germanischen Sprachen, von Max Führer. 6) Kritische Studie über die „Skizze der griechischen Etymologie" von Curtius, von A. Hovelaque. 7) Die Keil-Inschriften, von H. Chavée.

zelne Bestrebungen nicht aus dem Gesammtbetriebe der Wissenschaften herausgerissen werden dürfen, so noch mehr der folgende. Die deutsche Sprachwissenschaft hat ihren Ausgangspunkt und Quell nicht blos in Grimm, Bopp, Dietz, sondern auch in Wilhelm von Humboldt; d. h. sie hängt nicht blos mit der Philologie und Geschichte zusammen, sondern auch mit der Philosophie, und die deutsche Philosophie ist noch mehr als die Hegel'sche.

Indem wir also die Aufmerksamkeit der französischen Sprachforscher auf die deutsche Sprachphilosophie lenken, berühren wir einen Gegenstand, der grade mit Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit des französischen Nationalgeistes besonders wichtig ist. In Deutschland ist es möglich, daß ein Forscher sich auf Untersuchung einzelner historischer Thatsachen mit Ausschluß jeder allgemeinen Theorie beschränke; er vermag es für sich und für seine Leser. Der Franzose liebt es, jede Untersuchung zu einer Theorie zu entwickeln; sonst mag er weder gern arbeiten, noch würde er Leser finden. So bricht nun schon in dem uns vorliegenden ersten Hefte der französischen Zeitschrift das Streben hervor, über Bopp's rein thatsächliche Betrachtungsweise hinauszugehen und zu theoretisiren, zu systematisiren. Hiergegen wäre an sich gar nichts einzuwenden. Wenn aber die Miene angenommen wird, als sei hier eine Lücke in Deutschland, die in Frankreich ausgefüllt werden müßte, so müssen wir unsere überrheinischen Freunde darauf hinweisen, daß neben Kuhn's Zeitschrift die „Zeitschrift für Völker-Psychologie und Sprachwissenschaft" von Steinthal und Lazarus besteht, müssen überhaupt auf Steinthal's Arbeiten verweisen, aus denen zu lernen wäre, daß solche Kategorieen, wie Individualisirung, Polarisation der sprachlichen Erscheinungen u. s. w. in Deutschland nichts Neues, sondern längst bekannt und längst widerlegt sind. Auch positiv philosophiren läßt sich nicht mit individuellen Einfällen, sondern nur im Zusammenhange mit schon entwickelten, mit verbreiteten, gründlich durchgearbeiteten Ideen. Es gilt auch hier nicht, ganz neu anzufangen, sondern sich an Bestehendes anzuschließen und in dasselbe einzugreifen.

Möchten unsere jungen überrheinischen Freunde in diesen offenherzigen Bemerkungen einen Beweis der aufrichtigsten Theilnahme und der besten Wünsche sehen, mit denen wir ihre Bestrebungen begleiten. Sobald sie so weit gelangt sein werden, nicht blos die schon gewonnenen Ergebnisse in Frankreich zu verbreiten, sondern auch Positives neu zu schaffen, werden sie die deutschen Forscher neidlos und bereitwillig finden, von ihnen zu lernen.

Italien.

Zur Geschichte der weltlichen Herrschaft des Papstes.

Seit dem December vorigen Jahres weht wieder die Fahne des Erzengels als Zeichen päpstlicher Macht und Herrlichkeit auf der Engelsburg zu Rom, nachdem sie siebzehn Jahre durch französische Bayonette gegen den Willen des italiänischen Volkes und unserer ganzen europäischen Kultur in ihrer innersten Schwäche gestützt worden war. Victor Emanuel, durch Garibaldi zum König des befreiten und sich vereinigenden Italiens erhoben, und Napoleon III. haben durch die sogenannte September-Convention sich verbürgt, die weltliche Macht des Papstes zu stützen und aufrecht zu erhalten, d. h. mitten in dem vereinigten Königreiche Italien gleichsam das Herz von den Pulsschlägen dieses neubelebten Einheitskörpers und seines Willens und Geistes abzuschließen. Wir brauchen nicht erst zu sagen, welch ein Vergehen gegen Italien und den ganzen Geist der Zeit in dieser Convention begangen ward. Es fragt sich nur, ob sie den neuesten Zeitereignissen gegenüber diese Bürgschaft aufrecht zu erhalten und mit Gewalt durchzusetzen den Willen und die Macht besitzen?

Sehen wir uns die Entstehung und das Wachsthum des sogenannten Kirchenstaates einmal etwas näher an. Wir werden dabei finden, daß sich schon zu Anfang der Entwickelung dieser weltlichen Herrlichkeit mitten unter den gläubigsten und besten Christen edle Männer fanden, welche das Haupt der Religion, deren Herrlichkeit nicht von dieser Welt sein soll, von dieser Verbindung mit weltlicher Herrschaft zu befreien suchten.

Anfangs war der Bischof von Rom ein geistlicher Seelsorger, wie alle anderen Bischöfe; es fanden sich aber bald fromme, römische, reiche Grundbesitzer, welche diesem Bischofe Güter vermachten und dadurch den Himmel zu betrügen und trotz ihrer Sünden selig zu werden hofften. Diese geschenkten Güter oder Latifundien wurden indessen von besonderen Beamten verwaltet und beeinträchtigten das Ansehen der geistlichen Herren in Rom noch nicht. Als aber Pipin, König der Franken (754), dem römischen Bischof Stephan III. das ehemalige oströmische Besitzthum in Italien, das sogenannte Exarchat geschenkt und Karl der Große diese Schenkung als Lohn für die deutsche Kaiserkrone bestätigt hatte, war der Grund zur Verweltlichung und irdischen Habsucht der römischen Bischöfe gelegt worden. Mit dem Essen kam der Appetit der römischen Kirche, die seitdem, wie Göthe drastisch genug sagt, einen guten Magen hat und ganze Länder aufgefressen und sich dabei doch nicht übergessen hat. Den fettesten Bissen wußte man der berüchtigten Mathilde von Toskana abzuschwatzen. Sie vermachte ihre bedeutenden Güter und Länder-Besitze, besonders beredet von dem Verächter alles Irdischen, Gregor VII., zu Anfang des zwölften Jahrhunderts dem apostolischen Stuhle von Rom. Später gelang es Innocenz III. mit seinem Ideale, ganz Italien unter päpstlicher Heerschaft zu einem einzigen Staate zu vereinigen, die Deutschen aus der Romagna zu vertreiben und wenigstens einige kleine Herzogthümer und Güter zu annektiren und dann sogar dem deutschen Kaiser Otto IV. (1201) die Verpflichtung abzutrotzen, daß er alle Besitzthümer des Papstes erhalten und beschützen und ihm bei neuen Erwerbungen Hilfe leisten wolle. Damit war der Kirchenstaat wesentlich in seinem Umfange, wie er bis zum Jahre 1860 bestand, begründet.

Wir übergehen als für unseren Zweck unwesentlich, was später durch Kauf, Eroberung, gewaltsame Wegnahme oder durch Erbschleicherei noch dazu kam und welche Gränzveränderungen im Laufe der Jahrhunderte eintraten, um an die verschiedenen, zum Theil edelsten und wahrhaft christlichen Versuche zu erinnern, den heiligen Vater von der Last weltlicher Herrschaft zu befreien und die römische Kirche und ihre Geistlichen aus ihrer Versunkenheit zu erheben.

Der Druck und die Unfreiheit unter der weltlichen Herrschaft des Papstes wurde von den Bürgern Roms, die nur Inquilini und nicht Cives im alten Sinne waren, sehr bald gefühlt, so daß sie gleich Anfangs strebten, sich ihr Betheiligungsrecht an den Gemeinde-Angelegenheiten und der Stadt-Regierung wieder zu erwerben. Von ihnen unterstützt, gelang es auch Alarich, dem Papste seine weltliche Herrschaft zu nehmen, ihn in der Engelsburg gefangen zu halten (933) und zwanzig Jahre

lang als Jurist und Senator über das römische Gebiet zu herrschen. Doch diese Trennung der weltlichen und geistlichen Macht des Papstes ging schon durch Alarich's Sohn Octavian wieder verloren, da er als Johann der Zwölfte Fürst und Papst in Einer Person war.

Edler und großartiger war das Streben Arnolds von Brescia, in der Mitte des zwölften Jahrhunderts, dem heiligen Vater seine weltlichen Regierungs- und Polizei-Functionen abzunehmen, ihn und die ganze geistliche Würde auf das religiöse Gebiet der Seelsorge zu beschränken, die weltlichen Angelegenheiten den sogenannten Baronen und Senatoren zu überweisen und überhaupt Kirche und Staat ziemlich im modernen Sinne so von einander zu trennen, daß Geistliche und Religions-Cultus durch wahrhaft religiösen Inhalt an Würde und Ansehen wieder gewannen, was sie durch ihre weltlichen Begierden verloren hatten. Aber der Papst gewann in diesem Kampfe bald wieder die Oberhand und den Beistand des Volkes und der Geistlichen, so daß er Arnold aus der Stadt vertrieb und sogar den deutschen Kaiser Friedrich Barbarossa, als ewige Schmach für ihn, zu bewegen wußte, den edlen und reinen Helden auszutiefern und ihn auf dem Scheiterhaufen verbrennen zu lassen.

Ebenfalls eigenthümlich tragisch war das Schicksal und Ende Cola Rienzi's, der in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts als Volkstribun auftrat, um zunächst, theils in Erinnerung an ehemalige republikanische Freiheit, theils im Interesse des Papstes, die oft mißbrauchten Vorrechte der Barone zu brechen und eine Art von Selbstregierung republikanischer Art, jedoch ohne Beeinträchtigung der geistlichen und geistigen Alleinherrschaft des Papstes, wiederherzustellen. Da er bei diesen Bestrebungen zum Feinde gegen die weltliche Herrschaft des heiligen Vaters ward, benutzte derselbe seine hierarchische Gewalt, den vorher gegen den Adel unterstützten Volkstribun gefangen zu nehmen, wie es ja dem neuen Rienzi, Garibaldi, ebenfalls passirt ist. Wieder frei gegeben, benutzte er den alten Glanz seiner Popularität und seiner Beredtsamkeit, sich in Rom wieder zur Herrschaft gegen Adel und Papst emporzuschwingen, jedoch ohne sich auf das Volk zu stützen. Verdiendet von seinem Stolze und zu schwach, sich inmitten feindlicher Parteien und Interessen zu halten, suchte er bei dem deutschen Kaiser Karl IV. Zuflucht, aber dieser lieferte ihn aus, wie der Rothbart den edleren Arnold von Brescia. So konnte er dem tragischen Schicksale nicht entgehen, welchem seit Jahrhunderten die stärksten Gegner der päpstlichen Hierarchie unterlagen, und welches Julius Mosen zu einer seiner besten historischen Tragödien, und Richard Wagner sogar zu einem Operntexte seiner Zukunftsmusik benutzt hat.

Das italiänische Volk selbst wagte nach dem Tode Cola Rienzi's Jahrhunderte lang keinen neuen Angriff auf die weltliche Macht des Papstes, dessen Kirchenstaat, zu einer einheitlichen Macht zusammengeschroben, von der Diplomatie wohl immer als zur Aufrechthaltung des sogenannten Gleichgewichts geschützt und gestützt ward. Erst die französische Republik von 1789 wurde Veranlassung zu neuen Versuchen, den Papst von seinen weltlichen Polizei-Functionen zu befreien und Rom wieder zu republikanisiren. Dies thaten die Franzosen, gegen welche sich die sehr päpstlich gewordene Stadt empörte, so daß sie von ihnen erobert und der Papst Pius VI. gefangen fortgeführt ward. Aus der französischen Revolution und Republik ging der tapfere Corse als Alleinherrscher und despotischer Welteroberer hervor. Als erster Konsul gab er zwar den Kirchenstaat wieder frei und schloß mit dem Papste sogar ein Concordat, wofür dieser ihn für seine spätere Tyrannei eigenhändig und persönlich salbte (1804), aber dies schützte den heiligen Vater nicht gegen eine abermalige Säcularisirung und ähnliche Demüthigungen, wie sie sich fast alle Potentaten Europa's von ihm gefallen lassen mußten. Mit dem Sturze Napoleons I. erhoben sich Alle wieder und so auch der heilige Vater als weltlicher Monarch.

Die Republikaner von 1848 und 1849 trieben den Papst wieder von seinem Throne, aber die provisorische Regierung, welche die weltliche Herrschaft desselben für erloschen erklärte, hatte als Mazzinismus keine Lebenskraft, wenigstens nicht gegen das „republikanische" Heer des „Republikaners" Louis Napoleon Bonaparte, welches im Namen der französischen Republik die römische Republik stürzte, den unglückseligen neunten Pius als absoluten weltlichen Monarchen in die Engelsburg wieder einführte und ihn seitdem von allen Seiten mit den weltlichsten Bayonetten in seiner Heiligkeit schützen und stützen mußte.

Wie es ihm seit dem vorigen December ohne diese Stütze gegangen ist, wissen wir wohl Alle aus den Zeitungen. Aber die gegenwärtige Lage Rom's ist eine andere geworden, als jemals während des verflossenen Jahrhunderts. Nicht bloß die Italiäner, sondern auch die Bewohner des Kirchenstaates können die Malaria der weltlichen Herrschaft des Papstes nicht mehr aushalten. Rom, ehemals die blühende, mächtige Weltbeherrscherin, liegt jetzt, von einer Wüste umgeben, als lebendiger Leichnam mitten in dem freudig putsirenden, neuen, einheitlichen Italien. Die Italiäner wollen die Einheit um jeden Preis und werden nur durch Zerstörung aller ihrer neuen Errungenschaften und Hoffnungen gezwungen werden können, die weltliche Macht des Papstthumes noch länger in ihrer Mitte zu dulden und unter der brutalsten Reaction wieder in die Ruhe eines Kirchhofs zu versinken.

Wie es bei uns und in dieser wirthschaftlich gebildeten Zeit überhaupt Niemanden einfallen wird, etwa einen General-Superintendenten oder evangelischen Bischof zugleich zum Polizei-Präsidenten machen zu wollen, erscheint es auch im Lichte dieser Zeit schon jedem gewöhnlichen Sterblichen, welcher Confession er auch sein mag, als absurd und unmöglich, dem obersten Seelenhirten noch länger die Last einer weltlichen Regierung aufzubürden. Gerade hier ist Theilung der Arbeit, das große, sich jetzt offenbarende Geheimniß alles wirthschaftlichen Gedeihens, unumgänglicher nöthig geworden, als in irgend einer anderen Sphäre kultivirten Lebens. Die Kunst und das Amt des Regierens beschäftigt auch den gebildetsten und tüchtigsten Mann mit allen seinen Talenten und Kräften, so daß er, als Regent, entweder nicht zugleich Seelenhirt, oder Letzteres nur auf Kosten seines ersteren Amtes sein kann. Wir brauchen nicht erst zu beweisen, daß das Papstthum mit seinen Versuchen, beide Aemter zu vereinigen, seit einem Jahrtausend fast ununterbrochen bankerott gemacht und die kirchliche Welt mit dem Unheil der Widersprüche dieser vereinigten Functionen überladen hat. Wir wissen Alle, daß das Regieren ein rationelles Geschäft und Amt geworden ist, wozu immer ein ganzer Mann gehört, der nebenher nicht zugleich auch Seelenhirt sein kann, denn auch zu letzterem Amte allein gehört wieder die ganze Kraft eines dazu ganz besonders gebildeten Mannes, wie dies jeder Candidat der Theologie, der seine Examina ordentlich bestanden hat, gern bekräftigen wird.

Es muß auch endlich in der katholischen Christenheit eine Theilung der Arbeit eintreten, und wie die fürstbischöflichen Souveraine und Herrscher zum Heile kirchlichen und weltlichen

Gedeihens überall verschwunden sind, muß auch der erste und oberste Königsbischof in Rom endlich einsehen, daß er, um über die Laien erhaben zu bleiben, ein ganzer Seelenhirt werden und auf die weltliche Regierungskunst verzichten müsse.

Die Welt, alle wahrhaften Katholiken, alle Könige und Fürsten unserer Zeit müssen dies nicht bloß im Namen des italiänischen Einheitsstaates und seines Volkes, sondern auch im Interesse des weltlichen und geistlichen Gedeihens aller christlichen Staaten und Völker, im Namen der göttlichen Wissenschaft und aller Bildung, welche der Papst neuerdings jedes Jahr in seinen Hirtenbriefen verklagt, verdammt und in den Bann thut, also am Meisten im Interesse der päpstlichen Würde, verlangen und nach Jahrhunderte langen vergeblichen Kämpfen um jeden Preis durchsetzen zur Ehre Gottes und für den Frieden auf Erden. H. B.

Rußland.

Das Volksschulwesen in West-Rußland.

Wir haben in Nr. 39 d. Bl. über das Schulwesen im Königreich Polen nach der Schrift „Verwaltung und Reformen in Polen" berichtet. Schon damals drückten wir unser Bedenken aus, ob nicht darin vieles parteiisch zu Gunsten der russischen Regierung dargestellt sei; besonders machen wir darauf aufmerksam, daß die außerordentlich große Anzahl von Privatanstalten unter den Mittelschulen (204 unter 248) der Regierung nicht mit zum Verdienst angerechnet werden dürfte. Wir können jetzt dieses Urtheil dahin vervollständigen, daß jenes Mißverhältniß vielmehr den Beweis liefere, wie durch öffentliche Mittelschulen dem Bedürfnisse des Landes viel zu wenig Genüge geleistet wird. Seitdem berichteten die Zeitungen, daß die Privat-Unterrichts-Anstalten der Schulordnung der Staatsanstalten unterworfen worden sind, und daß man das Schulgeld in den letzteren, mit Ausnahme der russischen Mittelschulen, auf den doppelten Betrag erhöht hat. Es betrug danach bisher nicht 15 Rubel, wie es in „Verwaltung und Reformen" heißt, auf das Jahr, sondern 30, und ist also jetzt auf 60 Rubel festgesetzt — ein übermäßig hoher Satz, welchen nur verhältnißmäßig wenige Eltern für ihre Kinder tragen können. Sie werden dadurch genöthigt, sie entweder ohne höheren Unterricht aufwachsen zu lassen oder sie in die russischen Gymnasien oder Realschulen zu schicken. Nicht also Verbreitung der Bildung ist der Zweck der russischen „Schulreformen", sondern Russifizirung, und der ist es auch bei der gedachten Maßregel gegen die Privatmittelschulen; ihnen soll dadurch nur die russische Sprache aufgedrungen werden. Nicht Kultur, nicht Erhebung, Aufklärung und Veredlung des Volkes, sondern Russifizirung, nichts als Russifizirung ist das Ein und das All der Moskowiter-Partei, die jetzt am Ruder ist: Russifizirung in allen Provinzen des riesigen Reiches, welche um den großrussischen Kern herum liegen, von Torneo bis zum Peipus-See, von Oesel bis zur oberen Warthe, vom Bug bis zum Schwarzen Meer, vom Pruth bis zum Sir-Darja. Und so sehr wir den Russen die Erreichung dieses Zieles gönnen, wo es sich um Tataren, Kalmücken oder Turkmanen handelt, so entschieden müssen wir im Namen der Menschheit, welche nicht in dem slawischen Laute, sondern in dem Fortschreiten der Humanität ihr Heil erkennt, dagegen protestiren, wenn Volksstämme von weit überlegener Kultur mit roher Gewalt dem Umschmelzungs-Prozesse unterworfen werden, namentlich die Schweden in Finnland, unsere Stammesbrüder in den Ostsee-Provinzen und die Polen in den früher polnischen Provinzen.

Was die Russifizirung des Schulwesens bedeutet, das bekundet ein freimüthiger Aufsatz in der Petersburger „Börsen-Zeitung" über dessen Zustand in „Nordwest-Rußland", also in Littauen. Es wird darin offen erklärt, daß „das System der Verwaltung die Russifizirung des Landes bezweckt". „Kann aber", fährt der Verfasser fort, „die Lokal-Verwaltung dieselbe betreiben, wie es sich gehört? Kann sie das Land mit allerhand Circularen russifiziren, wenn wir, die Vertreter des russischen Prinzips, die zum Handeln berufenen russischen Männer, die Regierung nicht nur nicht unterstützen (an Geschrei und Lärm hat es freilich nicht gefehlt), sondern uns noch bemühen, die Sache zu verderben oder die Regierungs-Maßnahmen auf unsere Weise auszulegen? Bei uns stehen auf dem ersten Plane stets nur — persönliche Vortheile*), und keineswegs die Russifizirung des Landes. Was haben wir z. B. aus den Volksschulen gemacht? Die Regierung hat vortrefflich begriffen, daß sie sich, behufs Russifizirung des Landes und um das westrussische Volk an Rußland zu fesseln, dieses Volk durch Erlernung des Lesens in russischer Sprache, so wie der russischen Geschichte und durch die Bekanntschaft mit den Russen geneigt machen müsse.**) Und wie haben wir hierin die Regierung unterstützt? Seit 1864 eröffnete man Volksschulen in allen Dörfern. Da aber nicht genug Lehrer vorhanden waren, erließ man Aufrufe an die großrussischen Seminare, Lehrer nach West-Rußland zu schicken. Damals bewies ganz Rußland den Maßregeln des Grafen Murawjew seine Sympathie. Als es aber dazu kam, Lehrer und Beamte nach West-Rußland zu schicken, da — o weh! — erwiesen sich unsere Patrioten, welche Champagner auf das Wohl Murawjews tranken und ihm fast täglich Telegramme schickten, als schreckliche Egoisten. Uns haben die Lehrer selbst erzählt, daß die besten Schüler der Seminare niemals nach West-Rußland geschickt worden sind. Eins der westlichen Gouvernements erhielt einen Direktor der Volksschulen aus Moskau. Derselbe wollte so schnell und so viele neue Schulen als möglich eröffnen. Bei dem Mangel an Kandidaten stellte man verabschiedete Soldaten an, die ihre Sache so gut führten, daß man sie bald wieder entlassen mußte. Einer dieser soldatischen Lehrer kam unmittelbar von seinem Lehrstuhl auf eine Thürsteher-Stelle bei derselben Direktion der Volksschulen. Die verschriebenen Seminaristen waren aber nicht besser. Wir wollen nicht über die Sittlichkeit vieler dieser Ankömmlinge sprechen, nicht davon, wie z. B. Einer einem Eisverkäufer 60 Rubel, ein Anderer seinem Direktor einen Pelz stahl, wie sie sich dem Trunke hingaben, wie sie sich mit Gensdarmen und Bauern prügelten — sprechen wir von ihren Kenntnissen, von ihrer Thätigkeit als Erzieher."

Der Verfasser theilt nun mehrere Briefe solcher Lehrer mit, die in der That einen entsetzlich tiefen Bildungsgrad der Verfasser verrathen. Dann fährt er fort: „Nach allem dem hat sich Niemand zu wundern, wenn die Zahl der Schüler mit jedem Jahre geringer wird. Wonach sehen denn aber die Vorgesetzten? fragt vielleicht der Leser. Das Unglück liegt darin, daß diese, mögen sie wollen oder nicht, alle ihnen zugesandten Lehrer an-

*) Ein merkwürdiges Zugeständniß. Denken denn die Russen daran, daß sie mit ihrer Sprache und Sitte auch ihre also gezeichnete Sittlichkeit den fremden Stämmen aufzwingen?

**) Es ist schwer abzusehen, wie die Bekanntschaft mit der russischen Blut- und Schreckensgeschichte und mit den verschlagenen, unredlichen Moskowitern Zuneigung für Rußland erwecken soll.

stellen müssen. Auch schadet den Schulen die schwache Beaufsichtigung. Der Bezirks-Inspektor des einen Gouvernements fährt häufiger nach seinem heimatlichen Moskau und nach Wilna, als in dem ihm anvertrauten Gouvernement umher. In die Schulen, die in seinem Wohnorte liegen, blickt er wohl einmal im Jahre hinein. Der Direktor ist mit Kanzlei-Arbeiten beschäftigt, und die Inspektoren machen einmal im Jahre eine Rundreise, obgleich sie 300 Rubel Reisegelder erhalten. Besonders schlecht geht der Volksunterricht in den samogitischen Distrikten, weil das Volk nicht ein Wort Russisch versteht und die russischen Lehrer sich nicht littauisch ausdrücken können. Man hat mir erzählt, daß es ihnen verboten sei, das Littauische zu erlernen, damit sie sich nicht polonisiren. Wir erwähnen hauptsächlich der Volksschulen, weil wir die Bildung, eine gute Bildung des Volkes der westlichen Gouvernements, für eine Sache von erster Wichtigkeit erachten. Die Mehrheit der Bauern mag orthodox und der russischen Regierung ergeben sein; aber in Folge des jahrhundertelangen polnischen Druckes haben sie so viele polnische Sitten angenommen, so viele polnische Wörter in ihre Sprache gemengt, daß die hingekommenen Russen sich keineswegs mit der Thatsache befreunden können, daß die nordwestrussischen Bauern eben solche Russen sind, wie sie. Deshalb muß man sich bemühen, diese Massen mit Rußland zu verbinden; man muß sie in dem echtrussischen Geiste bilden und erziehen, damit sie durch gewisse polnische Tendenzen nicht aufgeregt und irregeführt werden. Es ist nöthig, dem Volke zu beweisen, daß der Russe klüger, ehrlicher als der Pole ist. Und doch steht sich das Volk nicht selten umgeben von tobenden, trunkenen, der Bestechung zugänglichen, alle Eingebornen „Empörer" schimpfenden Civilisatoren."

So weit der offenherzige russische Patriot. Wir müssen ihn darauf aufmerksam machen, daß sich seine Landsleute nicht anders zu geben vermögen, als sie wirklich sind. Anstatt des „echtrussischen" dürfte ihnen vielmehr ein echtmenschlicher Geist zu empfehlen sein. Je mehr sie sich von jenem losmachen und sich zu diesem erheben, desto besser wird es ihnen gelingen, Littauer, Polen, Deutsche, Letten u. s. w. an das Reich zu fesseln. Die Zustände in den littauischen Schulen, wie sie Verfasser schildert, sind jedenfalls „echtrussische". Sie sollen nun auch in Polen und in den deutschen Ostsee-Provinzen eintreten. Wer wendet solches Unheil ab? E. K.

Siam.

Bastian's Reisen in Siam im Jahre 1863.*)

Bastian's Forschungen auf dem Gebiete der ostasiatischen Völker sind ein epochemachendes Werk. Sie geben Aufschlüsse der mannigfaltigsten und gründlichsten Art über Völker, Zustände und Lebensformen, die uns bisher sehr fern lagen und räthselhaft gegenüberstanden. Man merkt, daß die Zeit gekommen ist, wo auch jene verschlossenen Pforten sich öffnen und uns ihre Wunder zeigen. Herr Dr. Bastian, ein geborener Bremenser und von frühester Jugend mit den fernen Handelsverbindungs-Plätzen seiner Vaterstadt in persönlichem Verkehr, ist tiefer eingedrungen als die meisten anderen Reisenden in bisher wenig bekannten Ländern. Er hat seinen Blick vornehmlich auf das geistige Leben, auf die Religion und den Kultus gerichtet, welche die Hauptwurzel des Lebens immer und überall bilden und aus der sich alles Uebrige erklärt. Er bringt zu dieser Aufgabe umfassende Vorkenntnisse und eine reiche Gelehrsamkeit mit, die ihn befähigt, die Besonderheiten und Eigenthümlichkeiten der einzelnen Erscheinung aus allgemeinen Gesichtspunkten zu betrachten, und sie sofort im Interesse der ganzen Menschheit zu verwerthen. In dieser Hinsicht ist die Vorrede besonders lesenswerth. Der Schlüssel zu jedem Verständnisse ist die Sprache; und diesen besitzt Herr Bastian. Seine Aufschlüsse über den siamesischen Buddhismus versprechen nach dem, was er über die religiösen Vorstellungen der Siamesen mittheilt, von großer Bedeutung zu werden.

Am 15. November 1862 hatte Hr. Bastian auf seiner Reise von Molmein, in der englischen Provinz Pegu, nach Bangkok die birmanisch-siamesische Gränze passirt. Die Beamten der Gränzstation in Maiteta machten einige Schwierigkeiten, ihm die Reise zu gestatten; diese lösten sich aber nachdem man einen Ausweg gefunden. Der Reisende wurde nach Rahein, an den Sitz des Gouverneurs, instradirt, und dieser gab trotz obwaltender Formschwierigkeiten seine stillschweigende Genehmigung.

Es wird die Audienz geschildert, die in einer prächtig geschmückten Halle stattfand. „Als der Gouverneur oder Chao-Myang, den meine Birmanen den Mingyi (Großfürsten) nannten, eintrat, reichte er mir seine Hand zum englischen Gruße, der indeß bei seinen zollangen Fingernägeln etwas schwierig auszuführen war. Die vornehmen Siamesen adoptiren gern diese chinesische Sitte, um dadurch zu zeigen, daß sie einer Bürgerklasse angehören, die von Handarbeit befreit ist. Die ganze Versammlung lag beim Eintritt des Fürsten natürlich auf Ellbogen und Knieen, doch wurde dem Richter und höheren Beamten die Gnade eines herablassenden Winkes, der ihnen erlaubte, sich nach den Teppichen hinzuwälzen, um auf dieser weicheren Unterlage Platz zu nehmen. Das übrige Gefolge mußte es sich auf dem Fußboden bequem machen. Der Mingyi trug unter seinem Putzo oder Lendentuch ein silberdurchsticktes Untergewand, einen kostbaren Ueberwurf in der Form eines Schlafrockes am Oberkörper und chinesische Pantoffeln. Er ließ sich auf den einen Armstuhl nieder, mit Schwertträgern, Schreibern, Cigarren- und Beitelknaben zu seinen Füßen, und begann dann ein längeres Gespräch über die verschiedenen Nationen, die die Erde bewohnen, mich über meine Reisebeobachtungen in andern Ländern, meinen Aufenthalt in Birma und Aehnliches mehr befragend. Er spielte mehrfach auf die Beziehungen zwischen Franzosen und Engländern an, sprach von den Kriegen des großen Napoleon und kannte ebenso den jetzigen Kaiser. Auch die Kunde des furchtbaren Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten war schon bis zu ihm gedrungen. Dann wandte sich die Unterhaltung auf meine Reisezwecke, und gab besonders der Unterschied zwischen den Lehrern der Weisheit oder der Philosophie und den Lehren der Religion (den Missionären) Gelegenheit zu weiterer Discussion. Nachdem etwa eine Stunde so verbracht war, bat mich der Gouverneur, sein Gast zu sein, und ließ die auf den Tisch gestellten Schüsseln aufdecken."

Das Mahl bestand aus allerlei Ragouts, Fricassées, gebratenen und gekochten Enten, Hühnern, Schweinefleisch, Fischen und Saucen, Reis, wobei man die Artigkeit hatte, dem Europäer Messer und Gabel hinzulegen. Der zweite Gang bestand

*) Die Völker des östlichen Asien. Studien und Reisen von Dr. Adolph Bastian (Privatdocent an der Universität Berlin). 3 Bde. Nebst einer Karte Hinterindiens von Prof. Dr. Kiepert. Jena, H. Costenoble, 1867.

aus Kuchen, Confitüren, verzuckerten Bananen, Kokosnuß-Pudding; zuletzt wurde Thee herumgereicht und bei einer guten Cigarre das Gespräch weiter geführt.

Dieser höfliche Gouverneur verzögerte indeß auch seinerseits die Weiterreise, indem er eine Wallfahrt nach einer nahe gelegenen Pagode unternahm, und den Reisenden, der mit seiner Dienerschaft an Krankheit und Langeweile litt, in der Stadt zurückbehielt. Die Stadt Rahein wird geschildert. Sie ist stark von Chinesen bewohnt, die sich durch ihre Opium-Häuser und Spielbuden sehr bemerkbar machen. Runde Porcellan-Stücke mit chinesischer Schrift — die Whistmarken (um so zu sagen) der Spielhäuser — bildeten fast durchaus die cursirende Münze, und das eigentliche Geld Siams sah man sehr wenig. Mit Pagoden war die Stadt reichlich versehen, die Festtage schienen streng gefeiert zu werden.

Endlich begann die Abfahrt nach der Hauptstadt auf dem Menam, dessen Ufer sehr anziehend geschildert sind. Das Land ist sehr civilisirt; denn bald gelangen wir in eine andere Bezirksstadt mit einem andern Gouverneur, der wieder gehörig auf dem Flecke ist; bis wieder ein anderer, der schon von Rahein benachrichtigt war, den Fremdling als eine hohe Person empfing, und einlud, mit ihm und seinem Gefolge zugleich die Reise nach Bangkok zu machen, wohin ihn der Landesherr zu einer großen Feierlichkeit eingeladen — eine fein erdachte Auskunft, ihn als eine Art Staatsgefangenen mit Regierungs-Beamten nach der Hauptstadt zu schaffen.

Dieser Gouverneur war ein äußerst artiger Mann, und bewirthete Hrn. Bastian aufs Beste. Er setzte sich neben ihn auf den niederen der beiden Stühle und unterstützte ihn im Essen, indem er das gesottene Huhn mit eigenen Händen für den Teller seines Gastes zerriß, die hartgesottenen Eier öffnete, und um die Erlaubniß bat, ihm den Dotter in den Mund stecken zu dürfen. Auch hier wurde, wie schon früher an andeen Orten, das buddhistische Kloster in Augenschein genommen. — Doch wir müssen die Einzelnheiten dieser Reise übergehen, die noch mehrfach von Verzögerungen unterbrochen wurde, weil es den hohen Beamten als etwas Unerhörtes erschien, daß ein Reisender den Fluß hinab aus dem inneren Lande, statt von dem Meere und der Mündung herauf nach Bangkok gelange. Dort angekommen, suchte Herr Bastian mit erneuten Schwierigkeiten das englische Consulat auf, um sich nur zurechtzufinden. Der englische Consul, Sir Robert Schomburgk, ließ ihn zum hanseatischen Consulate geleiten, und erst von dort war es ihm möglich, das Haus Markwald u. Co., an welches seine Creditive gerichtet waren, zu erreichen. Es ist jetzt mit dem preußischen Consulate betraut.

Herr Bastian gab sich in Pension bei einem von der Stadt entfernt lebenden Missionär, Herrn Chandler, wo er seine stark angegriffene Gesundheit herstellen konnte und zugleich Gelegenheit hatte, die siamesische Sprache zu erlernen. Die Frau des Missionärs und ein junger Mann, den man als eingeborenen Lehrer zu erziehen dachte, waren ihm hierzu behülflich. Für die Erlernung des Pali, in welchem viele buddhistische Schriften verfaßt sind, wurde ein Privatlehrer engagirt, der seinen Unterricht stundenweise gab.

Bangkok, die Stadt der wilden Oelbäume, erstreckt sich an beiden Ufern des Menam, besonders aber am linken; die innere Stadt, die den Palast enthält, ist mit einer bezinnten Mauer umgeben und nur an den Stellen der Land- oder Wasserthore zugänglich. Die äußere, an die sich das Quartier der Fremden anschließt, läuft ohne bestimmte Gränze in die Vorstädte über. Die mittlere Stadt ist durch Kanäle und Flußverzweigungen in verschiedene Inseln getheilt, zwischen denen die Häuser auf dem Festlande dichtgedrängt beisammenstehen und kaum einen Raum für die engen Gassen offen lassen. Nur die Straße des Haupt-Bazars ist breiter und von längerer Ausdehnung. In den äußeren Stadttheilen ist der Grund weniger beschränkt und sind die Häuser häufig von Gärten umgeben. Sie sind aus Holz oder Bambus gebaut und auf Pfähle gestellt, so daß man auf einer Treppe zu der Veranda emporsteigt. Stein-Material wird außer von den Europäern, nur zu den Klöstern und königlichen Palästen verwandt. Der vornehmste Verkehr in Bangkok findet nicht auf dem Lande, sondern auf dem Wasser statt, indem an jeder Seite des Flusses eine doppelte Reihe schwimmender Häuser das Ufer einrahmt und den großen Markt bildet, auf dem sich täglich der betriebsame Theil der Bevölkerung versammelt. Jedes Haus ist an der dem Flusse zugewendeten Seite offen und bildet durch die dort aufgestellten Gegenstände einen offenen Laden, den man beim Vorbeifahren im Boote bequem inspiciren kann, um das Convenirende auszuwählen. Gewöhnlich wohnen die Handwerker derselben Zunft zusammen, so daß man einen raschen Ueberblick über den Vorrath gewinnt. Dazwischen liegen Verkauf-Schiffe, die frische Früchte, Fische, Gemüse u. s. w. herbeigebracht haben. — Man kann diese Häuser bequem weiter schaffen, um sie anderswo festzulegen. Manchmal ist freilich dieses Fortschwimmen ein unfreiwilliges, und ganze Straßen werden auf diese Weise vom Flusse herabgeführt, wie der Verfasser selber gesehen hat. Fast alle Geschäfte werden in dieser Stadt zu Schiffe abgemacht. Boote von allen Farben und Formen, europäische Dreimaster, Dampfschiffe, chinesische Dschonken wimmeln auf diesem großen Markte durcheinander. An den Ufern erheben sich in malerischen Gruppirungen die Thürme der schlanken Pagoden, blicken die Klostergebäude zwischen den Bäumen ihrer Gärten hervor oder glitzern und schimmern die Dächer der mit Schmuck überladenen Paläste im Sonnenschein.

Die Wohnungen der Vornehmen bestehen in einem Compound (ein englisirtes, siamesisches Wort) von Häusern und Höfen, in denen das Hauptgebäude dem Herrn zum Aufenthalte dient, die übrigen den Frauen, Dienern oder Sklaven. Siamesen des gewöhnlichen Volkes begnügen sich mit einem Fachwerk aus Bambus, indem sie sich zwei oder drei kleine Zimmer einrichten; doch sind Kaufmanns-Häuser, um die Waaren sicher zu bergen, auch mit Plankenwänden versehen. Viele derselben, besonders die der chinesischen Händler, tragen bunte Aufschriften und Anpreisungen in chinesischer oder siamesischer Schrift.

Eine Fahrt auf dem Menam bietet das mannigfaltigste Interesse, da man überall in das Innere der offenen Wohnungen hineinblicken und die Bewohner bei ihren häuslichen Geschäften beobachten kann. Man sieht sie kochen, essen, schlafen, mit ihren Bekannten um einen Theetopf zusammensitzen, der Vorlesung eines Priesters lauschend, mit ihren Kindern spielend; der Handwerker sitzt eifrig an seiner Beschäftigung; der Müßiggänger raucht; eine für Flucht oder sonstige Vergehen mit Fesselung an den Beinen bestrafte Frau wäscht demüthig und beschämt die Küchengeräthe. Dann findet man Käufer oder Verkäufer in langen Unterhandlungen begriffen, hört die kreischende Stimme zankender Weiber oder findet sich in einem Knäuel von Booten verwickelt, aus dem sich unbeschadet herauszuwinden die ganze Aufmerksamkeit des Steuerers nöthig ist. In einer Ecke der Veranda oder auf dem Festlande des Hofes errichtet der Hauseigenthümer gern eine San thu, eine Art auf Pfosten gestellter Kapelle mit Puppen-Figuren von Menschen oder

Pferden für die Schutzgeister. Die Kaufleute knüpfen ein kleines Stück rothes Zeug an ihr Boot, damit dasselbe Glück im Handel habe........

Die siamesischen und chinesischen Kaufleute sind bereits vielfach im Besitze europäischer Schiffe, die sie den Dschonken vorziehen. Sowohl der König als verschiedene Prinzen haben Ankäufe von solchen gemacht; auch werden sie schon auf den Werften von Bangkok gebaut, ebenso wie Dampfer. Obwohl man die Maschinen für die letzteren noch aus England oder Amerika bezieht, so sind sie doch bereits ganz mit Eingeborenen bemannt und haben selbst eingeborene Ingenieure. Bei einer Fahrt nach der malayischen Halbinsel ging der König einmal mit achtzehn Dampfern in See, ohne daß sich, wie es hieß, darauf ein Fremder befand.

Der Verfasser hatte schon in den ersten Wochen eine Audienz bei dem vielnamigen gelehrten Könige, den wir aus einer Anzahl von Reiseberichten als einen sehr umgänglichen alten Herrn kennen gelernt. Er ist in der Zwischenzeit verstorben. Er war beim Tode seines Vaters (1825) rechtmäßiger Thronerbe gewesen, hatte sich aber vor seinem älteren Halbbruder, der den Thron usurpirt, in ein Kloster zurückgezogen und bald die höchsten geistlichen Würden erlangt. Dabei hatte er fleißig dem Studium obgelegen, und von katholischen Missionären Lateinisch, von amerikanischen Englisch erlernt. Außerdem sprach er Pali, Birmanisch, Peguanisch, Cochinchinesisch, Malayisch und Hindostanisch. Er bestieg 1851 den Thron. Auch sein Bruder, der zweite König (Vang-na), war ein gebildeter Mann. Er sprach das Englische noch correkter und schrieb es sogar, und hatte sich vorzüglich auf Naturwissenschaften und Mathematik gelegt, worin er auch seinen Sohn (Prinz George nennen ihn die Europäer) zu unterrichten sucht. Er zeigte dem Verfasser in seinem chemischen und physikalischen Kabinette sehr in's Detail gehende Karten des Landes, die er nach eigenen astronomischen Berechnungen angefertigt hatte.

Ein dritter Bruder des Königs, Prinz Krom Luang, ein wohlbehädiger, fetter Herr ist Doctor Americanus und Obermedicinal-Präsident. In einem medicinisch-anatomischen Gespräche mit ihm beging Herr Bastian einen schrecklichen faux pas, indem er seinen Arm erhob, um ihm einige Punkte des Schädels zur Erklärung anzudeuten. Die am Boden kriechenden Vasallen begannen sofort auf eine drohende Weise zu knurren und ihr Mißfallen zu bezeugen. Denn in Siam giebt es keine größere Beleidigung, als einen höher Gestellten am Kopfe zu berühren. Aus diesem Grunde hat das Rasiren der Köpfe für große Herren seine besonderen Schwierigkeiten, und die heiligsten der Priester schaden sich gegenseitig, um die Beleidigung durch die Revanche wieder gut zu machen.

Den Hof von Bangkok lernte Herr Bastian sehr genau kennen. Die Seele des Ministeriums war ein gefürchteter, aber wegen seiner Thatkraft und Fachkenntniß unentbehrlicher Intrigant und Conspirator, Namens Phra Kalahom. Er liebte die Fremden nicht, aber war verständig genug, die Unmöglichkeit des Widerstandes einzusehen, und die heimischen Mißbräuche richtig abzuschätzen. Schaaren von Mönchen — an Festen Hunderte und Tausende — werden am Hofe fetirt. Als sie eines Tages mit gefülltem Ranzen abzogen, meinte er: „Statt diese Bettler und Tagediebe zu füttern, sollte man sie unter die Soldaten stecken und arbeiten lassen, dann wären sie doch noch etwas nütze; aber so liegen sie dem Lande nur zur Last."

Der Schatzmeister und Minister des Auswärtigen Phra-Klang, ist dagegen ein taktfester Theologe und buddhistischer Gelehrter, dabei aber neuen Ideen nicht unzugänglich. Wir erfahren dabei, daß der König als Reformator aufzutreten und eine neue buddhistische Sekte zu stiften gedachte, aus der alles Fabelhafte und Abergläubische entfernt werden sollte.

Die Klöster, die Pagoden, die Geistlichkeit spielen in Siam eine ungeheure Rolle, und Theologie ist mit Gelehrsamkeit und Philosophie ein und dasselbe. Herr Bastian, dem daran lag, dieselbe so genau als möglich kennen zu lernen, machte die Bekanntschaft einer ganzen Anzahl von Klöster-Vorständen, höheren Geistlichen, Doctoren der Theologie und sonstigen Gelehrten. Es geht dort ziemlich gerade so zu, wie bei uns bei den gelehrten Fakultäten. Hr. Bastian fand aufrichtige Seelen und Heuchler, Gelehrte und Scheingelehrte, Zeloten und Freisinnige, Tugendhafte und Liederliche. Um einen der berühmtesten Gelehrten zu sprechen, mußte er sich in's Freudenhaus bemühen. Er war dort Stammgast.

Die buddhistischen Prälaten und Ordensleute sind durchaus keine so durchaus friedselige und sanfte Gemüther, wie uns manche Forscher auf diesem Gebiete haben glauben machen wollen. Es giebt sehr eifrige und schlagfertige Kämpen unter ihnen, die gegen den europäischen Ungläubigen sehr anzüglich werden konnten. So wohnte Herr Bastian einer Predigt bei, die ein sehr hochgestellter Hierarch, der Vorstand des Glockenklosters hielt und die auf ihn gemünzt war, übrigens in der Landessprache (nicht in Pali) gehalten wurde und voller derber Späße und Gassenhauer war, die das Volk zum Lachen reizten. Er machte anschaulich, welche große Thorheit dieses Unterfangen sei, als ungeweihter Fremdling (blinder Heide, dolmetscht Herr Bastian) in diese tiefe Weisheit, die zu erschöpfen selbst das längste Leben des Eingeweihten nicht hinreiche, eindringen zu wollen. Dabei sprach der weise Mann in Versen. Diese Philippika waren die Nachwehen der Aufwartung, die der europäische Reisende ihm in seinem Kloster gemacht. Er hatte mit einem Lieblingsschüler des als großes Licht berufenen Mannes (Achan To hieß er) eine Disputation geführt, und dabei denselben in Widersprüche verwickelt, während der Meister ungesehen hinter der Bretterwand gelauscht hatte. Doch fand Herr Bastian auch sanfte und wohlwollende Charaktere, von denen er viel lernen und profitiren konnte.

An Archiven und Bibliotheken fehlt es nicht, und man muß gestehen, daß die Siamesen in ihrer Weise ein geistig regsames Volk sind. Sie haben Encyklopädieen, Chroniken, Geschichtsbücher, Epen, Dramen, Märchen, Fabeln, illustrirte Werke und eine reiche Uebersetzungs-Literatur. Im Palast herrscht viele literarische Thätigkeit; jährlich wird ein Almanach herausgegeben, der das Land mit den wichtigsten Ereignissen bekannt macht, und in gewissen Zeiten kam eine Hofzeitung heraus, deren Leitartikel der König mit eigener Hand schrieb.

Auch über den berühmten weißen Elephanten, der bei den Siamesen etwa dieselbe Rolle spielt, wie der Apis bei den alten Aegyptern, finden wir die genaueste Auskunft. Wenn ein solcher in den Wäldern entdeckt wird, so entsteht in Siam eine ähnliche Freude, wie sonst im Nillande, wenn man einen jungen Apis gefunden hatte. Der weiße Elephant, den Herr B. bei seiner Ankunft im Palaste vorfand, war kein ganz echter, weil ihm einige der vorgeschriebenen Zeichen fehlten. Glücklicherweise wurde einige Monate später ein echter Sproß dieser heiligen Thier-Majestät in den Wäldern des Nordens gefangen. Der König zog ihm einige Tagereisen weit entgegen und in Bangkok wurden riesige Anstalten getroffen, um die Einholung und öffentliche Schaustellung so feierlich als möglich zu machen. Wir über-

gehen diese läppischen und abgöttischen Ceremonien, welche uns die Kehrseite der flamesischen Geistesbildung zeigen. Herr B. erhielt das Buch zur Einsicht, worin über die Elephanten-Arten im Allgemeinen und über den weißen Elephanten im Besondern gehandelt wird. Zu den Kennzeichen eines solchen gehören: männliches Geschlecht, weißes Fell mit röthlichem Schimmer, völlig schwarze Farbe der Nägel, und ein unverletzter Schwanz. Denn die meisten Elephanten haben ihn nur mehr oder minder verstümmelt aufzuweisen, weil er gewöhnlich im Kampfe abgebissen wird. Der glückliche Sterbliche, dem es gelingt, einen weißen Elephanten zu entdecken, wird in den Adelstand erhoben, erhält alles Land, so weit man die Stimme eines Elephanten hört, frei von Steuer und Frohndienst.

Man verehrt auch weiße Pferde reinster Race und weiße Affen, welche letztere in den Ställen der weißen Elephanten gehalten werden, um die Krankheitsteufel abzuwehren. Das oben erwähnte Buch enthält einen schrecklichen Unsinn und furchtbare Abbildungen, z. B. das Reitthier Indras, den „dreiunddreißigköpfigen" Elephanten Erawan, den „dreiköpfigen" Elephanten u.s.w. Die indisch-brahmanische Phantasie, der diese Ungeheuer entsprossen sind, verleugnet sich nicht. Sie kann auf den Geist der Völker, die sich ihr unterwerfen, nur einen sehr nachtheiligen Einfluß ausüben, und wenn der Buddhismus mit dem Christenthume mehr als eine Aehnlichkeit zeigt, so bleibt er im Großen und Ganzen doch nur eine widrige Fratze davon, da er nicht im Stande ist, den Geist von dieser bestialischen Phantasie zu befreien, die auf das Gemüth der davon unterjochten Völker wie ein wüster, abscheulicher Traum wirken muß. Götterbilder wirken auf das rohe Volk mit der Gewalt des Zaubers. Müssen solche vielköpfige, vielarmige Gestalten, solche widrige Thierfratzen, die darauf Anspruch machen, das Göttliche vorzustellen, nicht ein Grauen, eine namenlose Scheu und Furcht erwecken und geradezu alle Gefühle der Liebe, der zutraulichen Annäherung ertödten?

Diese Verirrungen des menschlichen Geistes erklären Vieles; sie erklären vielleicht das buddhistische Nirvana und den todten Atheismus, der dahinter lauert. Ein menschlich schönes Ideal, wie die Griechen, haben die Inder nie gekannt, sondern nur Ideale der Stärke, der Macht, der Uebertreibung; und doch blieb selbst das griechische Ideal in der Vermenschlichung stecken; die höchsten Leistungen ihrer Kunst (wie der olympische Zeus) drücken Hoheit, Würde, majestätischen Ernst aus, aber sie bleiben kalt und verbieten die Annäherung. Nur der christlichen Kunst war es aufbehalten, das Gemüth lebendig zu machen und die Majestät durch Milde, Güte und erbarmende Liebe zu erklären und der Gottheit ein zugleich göttliches und menschliches Antlitz zu verleihen.

Im Grunde genommen, macht der Buddhismus einen unheimlichen Eindruck. Die Dämonen spielen eine ungeheure Rolle, und an dämonischen Affen, Pferden, Elephanten, Schildkröten u. s. w. ist kein Mangel. Der Aberglaube ist wahrhaft furchtbar und der oberste der bösen Geister (Chao) ein mächtiger Gebieter, der mit Krankheit, Besessenheit und jeder Art von Uebeln schlägt. Um ihn zu besänftigen, spielt man ihm Theater vor. Die Kranken hängen Puppenfiguren an Baumzweigen auf, um „ihn zuschauen zu lassen." Die Aerzte sind zugleich Teufel-Austreiber und glauben selbst an ihre Kunst. Herr Bastian hat seine sehr umfangreichen Mittheilungen hierüber durch einen reichen Schatz von Parallelstellen aus den alten Autoren, wie aus neueren Quellen, illustrirt.

Kleine literarische Revue.

— **Georg Koch's Rafael-Galerie.** Es ist wahrhaft erfreulich, den großen Fortschritten zu folgen, welche die photographische Kunst in Deutschland macht. Ueber die trefflichen, artistischen und wissenschaftlich-technischen Leistungen von Joseph Albert in München und Dr. Hermann Vogel in Berlin haben wir bereits oft Gelegenheit gehabt, in diesen Blättern zu berichten. Gegenwärtig haben wir eines neuen, aus den Kunst-Werkstätten München's hervorgegangenen Unternehmens zu gedenken, einer Rafael-Galerie, deren erste Lieferung soeben im Verlage von Theodor Kay in Cassel erschienen ist. Zeichner dieser Rafael-Bilder ist Herr Georg Koch, der eine Auswahl in chronologischer Folge aus den bedeutendsten Werken des großen Meisters, von dessen Austritt aus der Schule Perugino's bis zum Ableben Rafael's, getroffen hat. Das vorliegende erste Heft enthält zwei der lieblichsten Madonnen-Bilder aus der Jugendzeit des Malers: „La belle giardinière" und „La vierge au linge", Letztere auch „Madonna mit dem Diadem" genannt. Die „schöne Gärtnerin" heißt das erstgedachte Bild wahrscheinlich darum, weil die heilige Jungfrau inmitten eines mit Pflanzen und Blumen geschmückten, im Hintergrunde von anmuthigen Höhen bekränzten Wiesengrundes sitzt, den man als eine der landschaftlichen Umgebungen des Trasimener Sees bei Perugia erkennt. Noch treffender aber könnte man dieses Bild jetzt „die schöne Kindergärtnerin" nennen, die in der mütterlichen Ueberwachung des Christuskindes und des kleinen Johannes ihr Glück und ihre innere Befriedigung findet. Das zweite Bild ist gleichsam die Fortsetzung des ersten, indem die sorgsame Kindergärtnerin hier mit mütterlichem Ausdruck den Schleier emporhebt, der das schlummernde Christuskind bedeckte, während der kleine Johannes, zu ihrer Seite knieend, mit kindlicher Pietät auf den Schlummernden blickt. Die Zeichnung sowohl, als die Photographie hat in beiden Bildern die ideale Wirkung, die der Meister beabsichtigte, zu erreichen gewußt.

— **Der Kalender aller Kalender.** Als ein solcher darf wohl der Leipziger „Illustrirte Kalender", dieses „Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe", bezeichnet werden, dessen 23ster Jahrgang für das J. 1868 soeben erschienen ist.**) Zwei Jahre später, als die „Illustrirte Zeitung" gegründet, ist der Illustr. Kalender mit jener Bilder-Chronik der Zeitgeschichte stets Hand in Hand gegangen und hat jedesmal in seinen Jahrgängen Alles resumirt und übersichtlich geordnet, was dort in 52 Wochen-Lieferungen zerstreut ist. Außer der reich illustrirten Chronik liefert das Jahebuch aber auch noch zwei gesonderte, vollständiger als in irgend einem anderen Almanach bearbeitete Abtheilungen: nämlich I. ein Kalendarium dessen Monatsblätter nicht bloß anmuthige, allegorische Bilder und Medaillons, sondern auch Sternkarten zur allnächtlichen Orientirung am Himmel darbieten, zu welchem letzteeen Zwecke ein wissenschaftlich eedigirter, astronomischer Kalender beigegeben ist, der die Entdeckungen am Sternhimmel und die Erscheinungen desselben verzeichnet; II. einen statistischen Ka-

---

*) Rafael Santi. Eine Auswahl seiner bedeutendsten Werke, nach den Originalen gezeichnet von Georg Koch. Serie I. In 12 photographischen Nachbildungen. Heft I. Cassel, Theodor Kay.

**) Leipzig, J. J. Weber. (XLIV., 186 und 83 S. in 4.)

lender Europa's und insbesondere Deutschlands, welcher Letztere wieder ein kleines Buch für sich bilden könnte. Er umfaßt nämlich folgende Rubriken: 1) Hof und Staat; 2) Kirche und Schule; 3) Militair und Marine; 4) Handel und Verkehr; 5) Heilwissenschaft; 6) Kunst und 7) Todtenschau des Jahres 1866. Dem deutschen Rechts-Kalender der Gegenwart hat der politische Geschichts-Kalender des J. 1866 in überraschender Weise vorgearbeitet. Letzterer ist daher in dem vorliegenden Jahrgange bedeutend in den Vordergrund getreten, während für den „Rechts-Kalender" für 1869 ein sehr ansehnliches Material vom Reichstag in Berlin und vom Reichsrath in Wien im laufenden Jahr 1867 bereits angesammelt ist.

— **Eduard Hildebrandt's Reise um die Erde.***) Das vorliegende Werk, bereits durch journalistische Veröffentlichung des Herausgebers bekannt, ist durch diesen Wiederabdruck einem größeren Leserkreise zugänglich gemacht worden. In seiner äußeren Ausstattung läßt es die vielen künstlerischen Illustrationen des Malers und Meisters, der die Reise gemacht und dem Erzähler geschildert hat, leider ganz vermissen. Die Reise erstreckte sich über einige der wichtigsten und interessantesten Küstengegenden Afrikas, Asiens und Amerikas, deren Besuch dem Künstler eine große Fülle natürlicher und geselliger Anschauungen und Erlebnisse gewährte. Seine Mittheilungen geben nur Das wieder, was sich seiner scharf, klar und glücklich auffassenden Beobachtung jedesmal darbot, und ausgeschlossen sind im Ganzen alle überschtlicheren und eingehenderen Ausführungen über politisch-soziale Verhältnisse und Zustände der Völker und Staaten. Dem heiteren, der jedesmaligen Lage stets gewachsenen Gleichmuth, mit welchem er bei seinen mannigfaltigen Begegnissen sich benommen, entspricht durchaus der muntere, humoristisch-pikante Ton, in welchen der verdienstvolle Herausgeber seine Mittheilungen gekleidet hat.

Eine der kleineren Notizen, welche, wenn auch nicht drastischer Art, besonders auffallen dürfte, mag unter tausend anderen hier eine Stelle finden; sie betrifft eine öffentliche Angelegenheit, welche, in China vielleicht schon seit 4000 Jahren erledigt und fertig, in Europa, in Deutschland noch immer ihrer ferneren Entwickelung harrt. Er macht, gelegentlich seines Aufenthalts in Kanton (II. Bd. S. 11), folgende Bemerkung: „Wir kamen bei vielen Opferhäusern vorbei, wo Papier und wohlriechende Stäbchen verbrannt wurden, und betraten einige derselben. Ueberall wurden wir höflich aufgenommen. In den gewöhnlich mit einem Bethause verbundenen Schulen herrschte große Ordnung. Die Kinder saßen sittig, ein Jedes vor einem kleinen Pulte, und arbeiteten. Die geräumigen Schulzimmer waren mit vielen Blumen und kleinen Palmen geschmückt. Wenn ich diese sauberen Räume und die elegante Einrichtung mit den Klassen der Bürgerschulen und Gymnasien unseres Vaterlandes verglich, mußte ich der chinesischen Pädagogik den Vorrang einräumen."

— **Balduin Möllhausen's Meerkönig.****) Gefühlvolle Lyriker und verständige Kritiker ergehen sich fortwährend in der resignirten Aeußerung: daß die Gegenwart, ihren gesellig entwickelten Formen und den in ihr vorwaltenden industriellen Interessen und Tendenzen gemäß, der schaffenden Phantasie durchaus widerstrebend und ungünstig sei. Betrachtet man dagegen die massenhafte Production von Novellen und Romanen, welche unter zahllosem Mittelmäßigen und Schlechten auch manches Annehmbare und Gute fördert, so sollte man umgekehrt glauben, daß für den Betrieb der edlen Dichtkunst, wenn man sie nur richtig anzufassen verstehe, überhaupt für die künstlerische und imaginative Richtung des Geistes, kein Zeitalter günstiger und ergiebiger, kurz keines romantischer gewesen sei, als das vielgeschmähte unsrige. Zwischen beiden Seiten des Dafürhaltens machen wir, mit Rücksicht auf das viele Verwerfliche innerhalb jenes literarischen Gebietes, billigerweise einen Durchschnitt, und indem wir von der uralten Erfahrung ausgehen (zu welcher schon ein Longus, Heliodor und Xenophon von Ephesus ihre Belege geben), daß außerordentliche Begegnisse und Schicksale mehr oder weniger immer mit Fehltritten, Bosheiten und Verbrechen, also mannigfachen moralischen und physischen Unzuträglichkeiten, verbunden oder auf sie begründet sind, so können wir wohl annehmen, daß, so lange dergleichen Vorkommnisse und Ausschreitungen des freien Willens durch keine Staatsordnung zu hindern und zu hemmen sind, dem bewegteren Leben des Einzelnen auch manches Besondere und Merkwürdige zustoßen und Dieses, sei es nun als einfache Copie eines Wirklichen oder als verschönernde Ausführung desselben, auch Gegenstand und Motiv einer anziehenden, kunstreichen Darstellung werden kann.

Derartige Grundlagen scheint man, wie bei tausend anderen, auch bei dem uns vorliegenden Werke vorauszusetzen. Die Entwickelung der vielfach verschlungenen Handlungen, Thatsachen und Ereignisse in diesem reich ausgestatteten Lebensbilde ist anschaulich, übersichtlich und anziehend gehalten; die einzelnen Charaktere sind durchweg mit sicherer und leichter Hand gezeichnet; nur daß die Vertreter der niederen Schichten, Landleute und Tagelöhner, in ihrem sprachlichen Ausdrucke weit mehr logisch-formelle Kultur zeigen, als bei ihnen sachgemäß möglich ist. Ein großer und bedauerlicher Fehler des sonst tadellosen Ganzen ist die ermüdende, maßlos behagliche und reflectirte Breite und Weitschweifigkeit, welche in der Darstellung sowohl von Thatsachen und Gesprächen, als besonders von persönlichen und lokalen Aeußerlichkeiten herrscht.

— **Loeillot's Bilder aus dem Feldzuge von** 1866.***) Unter dem Titel „Per aspera ad astra" hat die Steindruckerei von Loeillot in Berlin soeben ein Bilderwerk veröffentlicht, das den Feldzug der Preußen im Jahre 1866 zum Gegenstande hat. Es ist sehr passend der Kronprinzen-Stiftung gewidmet und verdient schon deshalb rege Aufmerksamkeit. Aber es verdient sie auch aus inneren Gründen. Der talentvolle Ferdinand Schmidt hat auf den Wunsch der Herausgeber in kräftigem Schwung der Sprache eine Einleitung vorangestellt und der schönen Reihenfolge der Bilder sofort eine höhere Stimmung verliehen. Die Zeichnungen der Herren F. Kaiser, Ludwig Burger, H. Lüders und L. Koch sind ihr plastischer Commentar. Es ist ein den Thaten des Heeres würdiges Denkmal, welches die Künstler in lebenswahrer Erinnerung der Vorgänge mit Meisterschaft entworfen haben.

*) Prof. Ed. Hildebrandt's Reise um die Erde. Nach seinen Tagebüchern und mündlichen Berichten erzählt von Ernst Kossak. 3 Bde. Berlin, O. Janke, 1867.

**) Der Meerkönig. Eine Erzählung in drei Abtheilungen, von Balduin Möllhausen. Jena, H. Costenoble, 1867.

***) Per aspera ad astra. Blätter zur Erinnerung an die Siegesthaten der preußischen Armee im Jahre 1866. Berlin, Verlag der lithogr. Anstalt und Kunstdruckerei von W. Loeillot. (24 Blätter Quer-Folio.)

— **Aug. Becker's „Hedwig".***) Aug. Becker gehört zu den berufeneren Novellisten der Janke'schen Bibliothek für Romanleser. In dem vorliegenden neuen Romane wird die alte Erfahrung, daß der Mensch nicht selten auf besonderen, unerfreulichen Umwegen wider Erwarten zu seinem Lebensglücke gelangt, oder gewissermaßen hingestoßen wird, in anziehender und ergötzlicher Weise ausgeführt. Ein junger baierischer Offizier, der zu seinem großen Verdrusse die Widerwärtigkeit hat, durch seine Vorgesetzten aus der schönen und genußreichen Hauptstadt nach der Festung Landau versetzt zu werden, findet dort unverhofft die schöne Hedwig und macht sie zu seiner beglückenden Lebensgefährtin. Die Entwickelung des Ganzen, durchaus klar, anschaulich und übersichtlich, gewährt eine große Menge überraschender und drastischer Einzelheiten, welche allerdings nicht gerade der feinsten Komik angehören, in ihrer lebensfrischen jugendlichen Heiterkeit aber erfreulich genug wirken.

Literarischer Sprechsaal.

Bei G. Basse in Quedlinburg ist in den Jahren 1835 bis 1867 eine Bibliothek der deutschen National-Literatur erschienen, deren 39 Bände der ersten Abtheilung die werthvollsten Dichtungen und Sprachdenkmale des deutschen Mittelalters umfaßt. Adolf Ziemann, Karl Haltaus und H. F. Maßmann waren die ersten Herausgeber dieser Sammlung, die mit der „Kutrun" (mittelhochdeutsch) dem „Theuerdank", der großen „Kaiser-Chronik" und anderen deutschen Gedichten des zwölften Jahrhunderts beginnt und deren letzte Bände (30—39) von Ludw. Ettmüller, Heinr. Rückert, Karl Bartsch und Reinhold Bechstein edirt wurden. (Band 36 enthält den „Lohengrin", zum erstenmale kritisch herausgegeben von H. Rückert, Band 35 den von Bartsch edirten „Karl der Große", von dem Stricker). Eine zweite Abtheilung dieser Bibliothek brachte Arbeiten von Mone und San-Marte über deutsche, bretonische und celtisch germanische Heldensagen, denen sich in einer dritten Abtheilung ein „Mittelhochdeutsches Wörterbuch" von Ad. Ziemann und ein „Reim-Register zu den Werken Wolfram's von Eschenbach", von Dr. A. Schulz (San-Marte) anschließen. Es ist zu wünschen, daß das mit großen Kosten verknüpfte Unternehmen, das in der That einen wichtigen Beitrag zur Fortpflanzung und Geschichte der älteren deutschen National-Literatur bildet, von Allen unterstützt werde, denen es um die Erwerbung einer literar historischen Bibliothek zu thun ist.

Im Bibliographischen Institut in Hildburghausen erscheint noch in diesem Jahr eine große kritische Ausgabe Schiller's, welche Heinrich Kurz besorgt hat. Zum Unterschied von der neuesten Cotta'schen Ausgabe Schiller's in 12 Bänden, die bereits vollständig vorliegt, als auch von der großen kritisch-historischen Ausgabe, von der zwei Bände erschienen sind, kennzeichnen die Kurz'sche Ausgabe folgende Eigenschaften:

1) größere Vollständigkeit als bei irgend einer anderen fertigen Ausgabe; denn sie enthält nicht nur eine bedeutende Anzahl von Gedichten, die sich bis jetzt in keiner Ausgabe finden, sondern auch die „Räuber" in zwei, „Fiesko" in zwei, „Don Carlos" sogar in drei Original-Bearbeitungen und außerdem zahlreiche prosaische Schriften (Aufsätze, Vorreden, Recensionen rc.), die man ebenfalls in den bisherigen Ausgaben vergeblich suchte.

2) Sorgfältige Revision des Textes nach den Original-Drucken und Restituirung des ursprünglichen Textes.

3) Vergleichung des Wortlautes sämmtlicher Original-Ausgaben und Anführung aller abweichenden Lesarten.

Diese Ausgabe ist auf den Umfang von 16 mäßigen Oktavbänden berechnet, wird aber, trotz des reichen Inhalts und gelehrten Apparats, nicht mehr kosten als die Cotta'sche 12 bändige Ausgabe. Sie ist offenbar für die zahlreichen Literatur-Freunde bestimmt, welchen die seitherigen Schiller-Ausgaben zu ungenügend, die große, sogenannte kritisch-historische Ausgabe aber zu weitschichlig und kostspielig sein wird.

Die Gesammtausgabe von Friedrich Rückert's bisher sehr zerstreuten, poetischen Werken, welche die Verlagshandlung von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. kürzlich angekündigt, ist von den Herausgebern auf das Zweckmäßigste zusammengestellt und geordnet. Das Ganze wird zwölf starke Bände (à 1 Thlr.) umfassen, wovon die erste Abtheilung (acht Bände) den lyrischen Gedichten („Vaterland", mit „Geharnischten Sonetten", „Zeitgedichten" rc., „Liebesfrühling", „Haus und Jahr"; „Wanderung", mit „Oestlichen Rosen", „Italienischen Gedichten" rc.; „Pantheon", mit „Weisheit der Brahmanen" rc. rc.) gewidmet sein wird. Die zweite Abtheilung (zwei Bände) bringt die dramatischen Dichtungen Rückert's und die dritte (zwei Bände) seine epischen Dichtwerke (die „Evangelien-Harmonie", Makamen des Hariri", Nal und Damajanti" rc). Im Besitze dieser Gesammtausgabe, werden wir erst vollständig ermessen können, was wir an Friedrich Rückert besessen und verloren haben.

Die in vlamischer Sprache redigirte pädagogische Zeitschrift De Toekomst,*) vom Monat November 1867, enthält einen längeren Bericht über den großen Berliner Handwerker-Verein (den sie irrthümlich „Arbeiter-Verein" nennt), worin über dessen Geschichte seit 1843 und 1854, über dessen Einrichtungen, öffentliche Vorträge, Unterrichts-Stunden, Bibliothek u. s. w. Nachricht gegeben wird und woran das belgische Journal folgende Betrachtungen knüpft:

„Seit einiger Zeit wird, und nicht mit Unrecht, die preußische Heeres-Einrichtung überall eifrig studirt; man entlehnt Preußen sein Zündnadel-Gewehr und denkt daran, auch sein Rekrutirungs-System zu adoptiren. In ähnlicher Weise handelten die alten Römer, die immer bereit waren, sich anzueignen, was bei fremden Völkern Nützliches und Gutes zu finden war. Aber warum uns auf das Zündnadelgewehr rc. beschränken? Es wäre doch allzu kurzsichtig, wenn man in dem Triumphe von Königgrätz nichts Anderes, als eine Militair-Frage erblickte. Nicht in den preußischen Kasernen und Zeughäusern, sondern vielmehr in den Schulen und Bildungs-Anstalten Preußens hat man den eigentlichen Schlüssel seines heutigen Uebergewichts zu suchen. Wie der Elementar-Unterricht in Preußen beschaffen und wie groß dessen wohlthätiger Einfluß ist, brauchen wir unseren Lesern nicht mehr zu sagen. Lieber sprechen wir jetzt einmal über eine ganz eigenthümliche, im höchsten Grade interessante Einrichtung, die bisher hierzulande wenig bekannt ist, nämlich über den Berliner Handwerker-Verein."

---

*) Hedwig. Roman aus dem Wasgau, von Aug. Becker. Berlin, O. Janke, 1868.

*) Herausgegeben von Frans de Cort. Brüssel und Antwerpen.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | Herausgegeben von Joseph Lehmann. | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] Berlin, den 16. November 1867. [Nº 46.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

☞ Am 9. November ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Goethe's Werke,

Textrevision von **H. Kurz. — 1. Heft, Gedichte,**
als **erste** Lieferung der im Bibliographischen Institut in Hildburghausen erscheinenden

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur.

Herausgegeben von **Heinrich Kurz.** (733)

Im ersten Subscriptions-Halbjahr werden vollständig ausgeliefert:
Goethe's sämmtl. Gedichte und acht Dramen. — **Schiller's** sämmtl. Gedichte und Dramen. — **H. v. Kleist's** gesammelte Werke,
in **25** wöchentlichen Lieferungen von **10** Oktav-Bogen zu **5** Sgr. = **18** Kr. rhn.

Der vollständige Inhalt der Bibliothek ist in einem ausführlichen Programm angegeben, welches von allen Buchhandlungen und Zeitungen verbreitet wird.

Zur Unterhaltungs-Literatur.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Im Halbdunkel.

Erzählungen

von **Friedrich Dornau** (**Friedrich Ritter von Hentl**).

2 Bände. 8. Elegant brochirt. Preis $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Inhalt. Erster Band: **Prinz Anastasio. — Der Talisman. — Das innere Gesicht.** — Zweiter Band: **Der schreibende Tisch. — Die innere Stimme. — Ein Künstler-Ideal. — Die rettende Geige.**

Neben den realistischen Leistungen der Gegenwart, denen ihr Verdienst nicht abzusprechen ist, thut es wohl, wie in den vorliegenden Novellen, wieder einmal der Richtung nach dem Idealen zu begegnen, den Gedanken nicht dem, wenn auch interessanten, Stoff unterliegen zu sehen. — Der Weg, den Goethe im Wilhelm Meister, in den Wahlverwandtschaften einschlug, wird jetzt nur noch von einigen wenigen Wanderern betreten, man liebt nicht die Höhen und Tiefen, zu denen er führt, man will auf flachster Ebene möglichst rasch vorwärts kommen und begnügt sich mit dem flüchtigen Genuß auf den rasch wechselnden Anhaltspunkten. — Deshalb wird diesen nach möglichster Vollendung sterbenden Erzählungen, wenn auch kein großes, aber ein gewähltes Publikum sicher sein.

In demselben Verlage erschienen kürzlich:

Brachvogel, A. E., Hamlet. Roman. 3 Bde. 8. $4\frac{1}{2}$ Thlr.
— — **Neue Novellen.** 2 Bde. 8. 3 Thlr.
Heinrich, Ludwig, Der Sclavenhändler. Reise-Roman in 2 Bdn. 8. $2\frac{1}{2}$ Thlr.
Hoefer, Edmund, Neue Geschichten. 2 Bde. 8. 3 Thlr.
— — **Die gute alte Zeit.** Erzählungen und Geschichten. 3 Bde. 8. $4\frac{1}{2}$ Thlr.
See, Gustav vom, Heimathlos. Roman. 4 Bde. 8. 6 Thlr. (734)

Von **Brehm's Illustrirtem Thierleben** erscheint soeben im Verlag des Bibliographischen Instituts eine

Wohlfeile Volks- und Schulausgabe

von **Friedrich Schödler** (Verf. vom „Buch der Natur").

Bewährt hat sich, was der hochverdiente Leunis vor drei Jahren vorausgesagt hat: „daß Brehm's Thierleben auf dem Gebiete der populären Naturgeschichte nicht nur eins der gründlichsten und interessantesten, sondern das **beste** Buch zu werden verspricht, was unsere Literatur über das Leben der gesammten Säugethiere und Vögel besitzt". Bewährt hat sich aber auch die Fähigkeit des berufenen Volkslehrers und Schulmanns, die weitumfassende Aufgabe des Brehm'schen Werkes auf den engeren Gesichtskreis der Schule und Volksbelehrung einzugrenzen und sie auch da fruchtbar zu machen, wo sie ihrer äußeren und inneren Natur nach bisher ausgeschlossen blieb. Wir verweisen deshalb auf die von allen Buchhandlungen verbreitete Schödler'sche Vorrede.

Die **Volksausgabe** ist räumlich zwar nur auf den dritten Theil der großen Ausgabe bemessen, wird aber in diesem Raum die große Mehrzahl der Illustrationen aufnehmen, die meist nach dem Leben gezeichnet, auf Reisen in den Tropen und in nicht weniger als elf zoologischen Gärten Europa's gesammelt worden sind. Daß durch diese Anstrengungen möglichst Naturtreue an Stelle der Zerrbilder tritt, welche die meisten naturkundlichen Werke noch bevölkern, ist gerade für diese Volksausgabe ein nicht zu unterschätzendes Verdienst.

Das ganze Werk, die Säugethiere und Vögel umfassend, wird nur zwei mäßige Bände bilden und in **31 Lieferungen** erscheinen, deren jede nur **5 Sgr.** kostet. Monatlich werden 2 Lieferungen ausgegeben.

☞ In allen Buchhandlungen ist die erste Lieferung eingetroffen und werden Subscriptionen angenommen. (735)

Bei **Fr. Thiele** in Ratibor ist erschienen:

Hebräisches Vokabularium

von

Dr. Arno Grimm, Gymnasial-Religionslehrer.
Gr. 8. $5\frac{1}{2}$ Bogen. geh. 10 Sgr.

Bei der Bearbeitung dieses, insbesondere für Gymnasien bestimmten Buches verfolgte der Verfasser den doppelten Zweck, den Schülern einen Memorirstoff darzubieten, welcher nur das Nothwendigste enthält und daher schon auf der unteren Lehrstufe bewältigt werden kann und alsdann die Einführung des Uebersetzens ins Hebräische durch ein an die gebräuchlichsten Uebungsbücher sich anschließendes Wörterbuch zu erleichtern. Die äußere Ausstattung des Buches, das einen reinen deutlichen Druck hat, läßt Nichts zu wünschen übrig. (736)

Neuer Verlag von **Theobald Grieben** in Berlin:

Praktisches Handbuch der naturgemäßen Heilweise

von **Theodor Hahn.**

2. umgearbeitete Auflage. 2 Thlr. = 3 fl. 30 kr.

Motto:

„Getreu der Natur! Getreu seiner Natur!"

Der Verfasser, seit 20 Jahren als der vielgelesenste Vorkämpfer für populäre Heilkunde und als Mitarbeiter und Redacteur des „Naturarzt" rühmlichst bekannt, bietet dem Publikum im vollen Sinne des Wortes ein Handbuch volksthümlicher Heilkunde, das Ergebniß reicher praktischer Erfahrung, getragen von dem Ernst der Wissenschaft wie der Strenge der Forschung, doch leicht faßlich für Jedermann, auch das geringste Leiden genügend, die vorherrschenden Krankheiten, die Blut-, Nerven- und Geschlechtsleiden, ausführlicher abhandelnd. Getreu seinem Motto, befähigt dies Buch jeden Leser, in allen erdenklichen Krankheitsfällen sich und den Seinen ohne irgend welche Medikamente ein zuverlässiger Rathgeber und Selbstarzt zu sein.

Tabak ist Gift!

Physischer und psychischer Einfluß des Tabaks auf den menschlichen Organismus. Nebst einer Abhandlung über den Vegetarianismus. Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen, in verschiedenen Ländern gesammelt von **B. Lundahl.** Aus dem Schwed. 3 Auflage. 10 Sgr. = 36 kr.

Eine Warnung für Kranke und Gesunde! (737)

Die Grenzboten. (738)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 45. Die baltischen Provinzen Rußlands. 2. Land und Leute. — Die Stellung der Hansestädte im neuen Deutschland. — Politischer Monatsbericht. — Briefe vom Reichstag. 4. — Vermischte Literatur. — Erklärung von Herrn Abg. Grumbrecht.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.
Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Dieser Nummer liegen bei: 1) Prospekt, betreffend die **Bibliothek der Deutschen Nationalliteratur,** herausgegeben von **Heinrich Kurz.** Verlag des **Bibliographischen Instituts** in **Hildburghausen.** — 2) Prospekt über **Geschichtlich-geographische Werke** von **Professor** Dr. **J. Kutzen.** Verlag von **Ferdinand Hirt** in **Breslau.** (739. 40)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit $1\frac{1}{2}$ Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Schleiermacher's Leben, von W. Dilthey.*)

Man kann ein Werk, von welchem erst ein Bruchstück vorliegt, nicht treffend charakterisiren und im Urtheil ihm noch nicht gerecht werden; wenn es aber sein Ziel so genau und sicher in's Auge faßt und sein Anfang zugleich so gehaltvoll ist, wie die erste Lieferung des soeben erschienenen „Leben Schleiermacher's von Dilthey", so kann die Aufmerksamkeit des Publikums ihm nicht zu früh zugelenkt werden. Vielen ist dieses Werk ein lang erwartetes; die Betheiligung des Verfassers an der Herausgabe von Schleiermacher's Briefen und seine andauernde Arbeit an diesem umfänglicheren Werke haben den weiten Kreis der Freunde Schleiermacher's das Erscheinen dieser Biographie bereits mit Theilnahme erwarten lassen. Wie groß der Verfasser seine Aufgabe genommen hat, das bezeugen die Umrisse, in denen er sie in der Einleitung schildert, und die Darstellung der Grundlagen Schleiermacher's, wie sie diese erste Lieferung beginnt.

Das Werk geht weit über den gebräuchlichen Begriff einer Biographie hinaus. Es erzählt nicht einfach den Lebensgang eines bedeutenden Mannes; es begnügt sich auch nicht damit, insbesondere die Entwickelung und den Inhalt des geistigen Lebens darzustellen, all den Anregungen und Verknüpfungen nachzugehen, die aus der Zeit auf dasselbe wirkten — wie es für die schwierigste und gemeiniglich für die höchste Aufgabe eines Biographen gehalten wird — sondern dieses Werk stellt sich die Aufgabe, an einem der hervorragendsten Männer einer großen Zeit uns den geistigen Gehalt dieser Epoche überhaupt zu schildern und zwar nicht allein zu wissenschaftlicher Aufklärung, zu rein geschichtlicher Feststellung von Thatsachen, sondern aus der ernsten Ueberzeugung, daß es uns noth thue, uns selbst diesen Männern geistig zu nähern, die uns nicht historische Namen sein dürfen, sondern die wir als unsere unmittelbaren Vorgänger, als die Gründer unserer Bildung zu ehren haben. Eine solche Erweiterung der Aufgabe ist für die biographische Auffassung wichtiger und ergebnißreicher, als es auf den ersten Blick erscheint. Indem der Verfasser den einzelnen Mann in der Gesammtbewegung seiner Zeit betrachtet und ihn in Zusammenhang und Wechselwirkung mit den großen Gedanken seiner Zeitgenossen darstellt, läutert und vertieft er zugleich das Charakterbild seines Helden selbst, und gelangt zu einem umfassenderen und klareren Verständniß seines Lebensganges, als es nicht nur den Zeitgenossen, sondern jenem Manne selber aufzufassen möglich war. Wir Alle täuschen uns über die Tragweite mancher Eindrücke, die wir erleben; wir Alle nehmen zuweilen Flüchtiges für entscheidend, Nachhaltiges für unbedeutend; wir Alle empfangen Einwirkungen auf unseren Geist, ohne uns jedesmal über ihre Herkunft, über die Zeit ihres Eintritts und über ihre Umwandlung in uns selber bewußt zu werden. So, wie Dilthey seine Aufgabe faßt, vermag er selbst über die Denkmale und Selbstzeugnisse Schleiermacher's hinaus ein freieres, treffenderes Urtheil zu gewinnen, schärfer, als es Schleiermacher selbst aufzeichnete, den wesentlichen Gehalt seines Lebens und seiner Lehren festzustellen und seine ihm selbst zum Theil unbewußte und vielverschlungene Verknüpfung mit den Zeitgenossen nach vollem und wahrem Werthe zu entwickeln.

Aber ebensosehr verdient es Dank, uns selbst den Ideen jener Zeit wieder nahe zu bringen. Niemand kann das tiefe und dringende Bedürfniß leugnen, daß wir in unserer vielgespaltenen, von den wichtigen Interessen des öffentlichen Lebens und von den fast noch drängenderen des Wohllebens bestimmten Zeit uns wieder auf das schlichte große Leben und die Geistesarbeit der Männer besinnen sollen, die zu Anfang unseres Zeitalters die Grundsätze unserer Vernunft, unseres Handelns und unseres Glaubens feststellten, durch deren Besitz gesichert, wir uns der Mannigfaltigkeit des Lebens leichter überlassen und einer schneller lohnenden Spezialforschung auf den Gebieten der Wissenschaft widmen konnten. Zwar fühlt Jeder von uns sich für seinen Theil noch in der unmittelbaren Nachwirkung jener Zeit, aber eben weil der Einzelne nur in seinen Schranken sich der Anregung von dort bewußt ist, ist uns die Ueberschau über ihre gesammte Bewegung und ihre allgemeinen Motive erschwert. Und in der That, von keiner Seite war es erforderlicher und ersprießlicher, uns jener Zeit wieder zu nähern, als indem wir sie in dem verstandesklaren und gemüthstiefen Geiste Schleiermacher's sich spiegeln und ihn in ihr wirken sahen.

Die ersten Kapitel erzählen in anmuthiger Form und mit der liebevollen Beobachtung, wie sie den Anfängen eines bedeutenden Lebens gewidmet werden soll, die Jugendjahre Schleiermacher's. So schlicht der Verfasser auch den Ereignissen aus Schleiermacher's Leben folgt, so weiß er uns doch, fast unbemerkt, ein anschauliches Bild der damaligen bürgerlichen Gesellschaft zu entwerfen. Manche charakteristische Figuren aus jener Zeit, wo Kant's kritische Weltbetrachtung den Kampf gegen die zahme Aufklärung und den dogmatischen Kunstbau eben erst begann, und wo das monotone äußere Leben, die Schwerfälligkeit aller Verkehrs-Verbindungen, die Menschen auf sich und spärliche geistige Hilfsquellen anwies, treten vortrefflich gezeichnet uns entgegen. Der Hauptinhalt dieses Heftes ist der Hinweis, daß Schleiermacher's Wurzeln mehr, als ihm selbst bewußt war, in Kant liegen. Um völlig aufzuzeigen, wie sich seine Grundsätze aus der Kenntniß, aus der Opposition und der Fortbildung dieses philosophischen Systems entwickelten, und wie auch Schleiermacher in erster Reihe zu den Männern gehört, welche von jenem Urheber unserer jetzigen Geistesbildung ausgingen, nimmt der Verfasser eine sehr gründliche, klare und auch kritisch ergiebige Uebersicht der Kantischen Philosophie in sein Werk auf, für deren schwer zu fassenden Gedankengang er zwar für nöthig hält, die Geduld des Lesers zu erbitten, die uns aber in der That für die Lösung seiner Aufgabe unerläßlich scheint. Denn nicht nur Schleiermacher's erste Schriften, nicht nur seine ganze spätere selbständige Stellung beruhen auf dem frühen Studium von Kant, sondern auch für alle Zeitgenossen, mit denen er später in Verkehr trat, ist Kant's Philosophie der Ausgangspunkt oder doch ein Entwickelungs-Moment gewesen. In ihr ruhen die Grundlagen, und sie bestimmte die Richtung für das geistige Leben jener Zeit, welche Dilthey darstellen will. — Das Heft bricht da ab, wo der Verfasser die ebenso wichtige Einwirkung der deutschen Literatur-Bewegung auf Schleiermacher darstellen will.

Ein wesentlicher Vorzug des Buches, daß es in den wichtigsten Theilen aus handschriftlichen Quellen schöpft und unsere Kenntniß von Schleiermacher und seinem Freundeskreise auch in dieser Hinsicht erst sicherstellt, haben in diesen einleitenden Abschnitten noch nicht voll hervortreten können. Aber neben diesem wissenschaftlichen Werth des Buches ist immer hervorzu-

*) Leben Schleiermacher's von Wilhelm Dilthey. Erster Band, erste Lieferung. Berlin, G. Reimer, 1867. (160 S. gr. 8.)

heben, daß es, wie der Verfasser sagt, „nicht belehren, sondern überzeugen" will. Und wer Antheil nimmt an diesem schönen und großen Zweck, uns die edlen Gedanken unserer nächsten Vergangenheit, diese Grundgedanken unserer Gegenwart, nahe zu stellen, der hat die Pflicht, das Buch zu lesen. Es wäre, wenn auch ein bleibender, doch ein karger Dank für den Verfasser, wenn sein Buch nur die wissenschaftliche Welt belehrte; es soll die Besten aus dem Volke bilden. Theod. Töche.

Die preußische Politik unter König Friedrich I.

Nach Joh. Gust. Droysen.*)

Die kleinen Anfänge großer Dinge sind in der Geschichte der Staaten nicht ein einmaliges, sondern ein in verschiedenen Epochen wiederkehrendes Schauspiel. Das alte Kurfürstenthum Brandenburg hatte mit Friedrich Wilhelm dem Großen glanzvoll und mächtig abgeschlossen, es stand im Zenith seines Glückssterns; aber die Jahre, in welchen der Thron des Hauses Hohenzollern aufgerichlet wurde, zeigen keineswegs die geradlinige Fortsetzung des bisherigen Aufschwungs; an seiner Wiege ist die Politik des neuen Königreichs Preußen, wie Johann Gustav Droysen aus den besten Urkunden nachweist, schwach, unbeholfen, oft planlos und schwankend gewesen. Allerdings waren die Schwierigkeiten der preußischen Stellung schier ungeheuerlich zu nennen! Frankreich war nach wie vor der unablässige Dränger des deutschen Reiches und Habsburgs; die Aera der Raubkriege Ludwigs XIV. war noch in vollem Gange, und als der Friede von Ryswick 1697 diese Noth Europa's geendet, brachen, während Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg eben zur Krone griff, fast gleichzeitig der spanische Erbfolge- und der nordische Krieg aus, welche den jungen Königsstaat von zwei Seiten her ernsthaft genug bedrohten. Selbst ein Geist ersten Ranges hätte unter solchen Umständen viel zu schaffen gehabt. Friedrich dem Dritten, der seit dem 18. Januar 1701 Friedrich I. hieß, fehlte es nicht an dem richtigen Blick für die wahren Interessen seines Staates; er wäre gern, so weit es mit Ehren und Redlichkeit ging, in den Fußstapfen seines gewaltigen Vaters fortgewandelt; sein Ehrgeiz war keineswegs gering, noch bloß eitel, und bei allem Hange zu Prunk und Schaustellung nicht rein auf äußerliche Dinge gerichtet; was ihn von Friedrich Wilhelm nachtheilig unterschied, war die mindere Thatkraft und Energie, die größere Abhängigkeit von seiner Umgebung, die mindere Festigkeit und zweifellos auch ein engerer Gesichtskreis. Das preußische Staatsschiff hat unter ihm bedenkliche Klippen umsegeln müssen, und daß es nicht gestrandet, ja kaum einmal ein gefährliches Leck davongetragen, dies verdankt es dem tüchtigen Rest hochachtbarer Ueberlieferungen, den mächtigen Antrieben, die der große Kurfürst hier heimisch gemacht und den nicht leicht zu verschleudernden Vermächtnissen seines Feuereifers in Heer und Verwaltung.

Zwar selbst die Hinterlassenschaft Friedrich Wilhelms enthielt einen bösen Keim für die Zukunft. Das Testament des großen Kurfürsten, welches, wenngleich unter Vorbehalt der Oberherrlichkeit des Familienhauptes, den jüngern Brüdern des Nachfolgers Minden, Ravensberg, Halberstadt, Lauenburg und Butow als Dotation verlieh, riß die von Friedrich Wilhelm mühsam, theilweise sogar gewaltsam begründete Einheit der brandenburgisch-preußischen Staaten wieder auseinander; Friedrich III. konnte und durfte das Testament nicht vollstrecken lassen. Und Oesterreich war zum Testaments-Vollzieher ernannt! Wollte man also das Testament umstoßen, so mußte der Kaiser gewonnen werden. Friedrich hatte schon als Kurprinz deswegen Schritte gethan, durch einen Revers die Rückgabe des 1686 erst erworbenen Schwiebuser Kreises Oesterreich zugesichert; er schien an eine dem Kaiserhause freundliche Politik gebunden, noch ehe er den Kurhut auf's Haupt setzte. Der Gedanke, daß er Oesterreichs Geneigtheit den Vollbesitz des väterlichen Erbes recht eigentlich schulde, hat Friedrich seine ganze Regierung hindurch an die Strömung der kaiserlichen Interessen gebannt, die tapferen Brandenburger auf Oesterreichs Schlachtfelder getrieben, dem Kurfürsten und später dem neuen König das reichste Maß des Undankes in den kärglichsten Früchten seiner patriotischen Aufopferung eingebracht. Friedrich I. von Preußen war ein redlicher, gewissenhafter Monarch, aber diese Gewissenhaftigkeit war ihrerseits dem Staatsinteresse gefährlich. Sie vermochte ihn 1695 zur wirklichen Abtretung des Schwiebuser Kreises, womit 20,000 Evangelische der katholischen Glaubenswuth Oesterreichs preisgegeben wurden; sie verkehrte ihm seine Anhänglichkeit an das Reich, seinen thatkräftigen Patriotismus in die Rolle dienstbeflissener Unterthänigkeit Habsburgs gegenüber, machte ihn zum Schildknappen einer Dynastie, der das deutsche Reich nie Zweck, nur Mittel und die Treue der protestantischen Fürsten das willkommenste Werkzeug der Unterdrückung allen germanischen Aufschwungs war. Wie müssen es Friedrich hoch anrechnen, daß er den Zug Wilhelms von Oranien nach England hinüber mit Rath und That unterstützt, durch die Ueberlassung des Marschalls Schomberg ersprießlich gefördert hat. Sein Kampf gegen Frankreich neben England und Holland ist im Sinne seines großen Vorgängers gewesen, doch hat er, immer zugleich Oesterreichs stets bereiter Bundesgenoß, die Linie nicht alle Zeit inne gehalten, welche die Situation und die Aufgaben seines Staates ihm vorschrieben.

Ein vergleichsweise schwacher Staat muß jeden Fortschritt auf der Bahn seiner Macht oder seines äußeren Ansehens unverhältnißmäßig theuer bezahlen. So Brandenburg-Preußen den Gewinn der Königswürde. Droysen bestätigt es, daß Kurfürst Friedrich III. schon in den ersten Jahren seiner Regierung an die Verwirklichung seines Lieblingswunsches, nämlich die Erlangung des Königs-Titels, gedacht hat. Hierzu brauchte er Oesterreichs Zustimmung, sowohl als Vasall des Reiches, als in Rücksicht auf die seit einem Menschenalter befolgte Richtschnur der brandenburgischen Politik. Mochten auch die einzelnen Bestandtheile des jungen Staates durch eine wahre Real-Union (in Heerwesen, Justiz und Verwaltung) verschmolzen sein, als Ganzes bewegte sich der Staat mitsammt dem „souverainen" Herzogthum Preußen in dem alten Rahmen des Reichsverbandes. Friedrich III. zumal fühlte sich durchaus als deutscher Reichsstand; er sah zu der Höhe „kaiserlicher Majestät" mit der Demuth eines vom Ceremoniel geleiteten Hofmanns empor. Derselbe Fürst, welcher durch sein preußisches Königthum den Grundstein zu der politischen Unabhängigkeit des preußischen Gesammtstaates gelegt, der am 18. Januar 1701 den Reichsverband thatsächlich zerrissen, war mehr als der große Kurfürst bewußtes und diensteifriges Glied jenes Reichskörpers, aus welchem auszuscheiden Alt-Brandenburg den Muth und die Kraft besaß. Dergleichen Widersprüche sind im Staatsleben nicht selten. Wer hätte es wohl denken oder gar vorhersagen mögen, daß der-

*) Geschichte der preußischen Politik, von Joh. Gust. Droysen. Vierter Theil. Erste Abtheilung: Friedrich I., König von Preußen. Leipzig, Verlag von Veit u. Comp., 1867. 434 S. gr. 8.

jenige Kurfürst, der am Spätesten von allen seinen Kollegen für die Gesammtheit seiner Ländergebiete vom Kaiser privilegia de non appellando, d. h. die Emancipation seiner Reichslande vom Reichs-Kammergerichte, empfing, am Ersten den Reichsverband sprengen würde? Noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts gelten die brandenburgischen Gerichtshöfe dem Reichs-Kammergerichte untergeordnet; das Ober-Appellationsgericht zu Kölln an der Spree ist erst am 28. November 1703 eingesetzt worden, und auch diese Institution wäre ohne den Stillstand des Reichs-Kammergerichts in den Jahren 1704 bis 1711 (während des spanischen Erbfolgekrieges) nicht epochemachend gewesen.

Die Erlangung der Königswürde mit dem Einverständniß des Kaiserhofes war unter solchen Umständen ein großer Fortschritt, der unmittelbar einen Rückschritt bedingte. Denn der Preis der kaiserlichen Anerkennung mußte nothwendig die treue Action an der Seite Oesterreichs sein. Völkerrechtlich blieb man an Oesterreich gebunden, wenn schon das neue Königreich Preußen nicht auf Reichsboden, sondern in dem souverainen Herzogthum wurzelte. Aber eine breite Basis war dieses kleine Preußen eben nicht. Von Brandenburg aus zog man die Fäden der Hohenzollerschen Staatskunst; nach Westen statt nach Osten war der Blick des Herrschers vorzüglich gewendet; in den spanischen Erbfolgekrieg zu des Kaisers und der Seemächte Nutzen warf man die Schwerkraft der „preußischen“ Regimenter und behielt in Ostpreußen kaum so viel Mannschaft, um das Stammland der Krone vor den Plünderungen der nordischen Kriegsmächte nothdürftig zu schützen. Nicht der nordische Krieg, der damals rings um Preußen entbrannte, sondern der Kampf gegen Frankreich beschäftigte zumeist das Cabinet von Berlin. Mit beispielloser Selbstverleugnung hat Friedrich I. fort und fort frische Truppen dem Kaiser, den Niederlanden und England gestellt, in Flandern, am Rhein und in Oberitalien die Sache der „großen Allianee“ ruhmvoll verfechten lassen, aber weder hier, auf dem westlichen Schauplatz, zum Lohne die ihm gebührende Erbschaft des letzten Oraniers, Wilhelms III., geärndtet, noch drüben im Osten die Verbindung zwischen Pommern und dem Königreich gewinnen können. Trotz der Friedrich I. im Allgemeinen sehr günstigen Stimmung Augusts des Starken und trotz der später mit Schweden angeknüpften Beziehungen war es und blieb es unmöglich, die Lücke zwischen den Hauptländern des Staates auszufüllen; man mußte froh sein, daß man auf Grund eines Pfandvertrages endlich den Besitz Elbings von Polen erlangte, und schwebte obendrein lange Zeit in Gefahr, von dem anschwellenden Koloß Rußland überrannt und verschlungen zu werden. Wenn der Staat noch heil und mit ziemlich gesunden Gliedern aus dem Wirrsal der nordischen Verwickelungen hervorging, so war dies bei der Abwesenheit von drei Viertheilen des preußischen Heeres (gegen 30,000 Mann Preußen sochten im Westen) der bedeutendste Erfolg, den des Staatsraths Ilgen List und Verschlagenheit den widrigen Umständen abdringen konnte. Aber von einer Schwächung Polens zu Gunsten Preußens war nicht die Rede. Friedrich I. mußte seinen „großen Dessein“ vorläufig ad acta schieben; Friedrich dem Großen blieb er vorbehalten. Die aussaugende Verwaltung der „drei bösen W'n“ (Kolbe von Wartenberg, Wittgenstein und Wartensleben) hatte dem Staat vorerst andere Ziele gestellt, als die Ausbreitung seines Länder-Complexes. Innerlich mußte er wieder erstarken durch weise Sparsamkeit, Zucht, Ordnung, militärische Straffheit und kerndeutsches Wesen. Das hat Friedrichs Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., dem Staate geleistet! Trauttwein von Belle.

Frankreich.

Berüchtigte Romane einer Frau.

Wir haben seit einiger Zeit eine Ueberschwemmung des Büchermarkts mit Romanen, die man nicht lesen kann oder vielmehr nicht lesen mag und die doch in allen Leihbibliotheken dringend verlangt werden. Es sind dies Werke von bekannten Verfassern mit lockenden Titeln. Lobende Anzeigen von Buchhändlern und Rezensenten, die, natürlich ohne zu lesen, ihre Kritiken schreiben, gehen dem Erscheinen solcher Bücher voran. Das große Publikum, das immer hungriger nach Lektüre wird, drängt sich nach der neuen Lockspeise, und auch der ernste Leser fühlt sich gereizt durch Autor-Namen und Titel, einen Versuch zur Kenntnißnahme des gerühmten Buches zu machen. Vielleicht kann man es seinen Töchtern nicht in die Hände geben, aber interessant ist es doch wahrscheinlich umsomehr.

Man drängt den Leihbibliothekar und bestärkt ihn dadurch in der Idee, das Buch sei gut und ein sogenanntes Zugstück; nach einigen vergeblichen Versuchen erhält man es endlich. Aber wie ist man enttäuscht! Man beginnt zu lesen; der Styl ist drastisch, die Ungeheuerlichkeiten und Unmoralitäten, auf die man einigermaßen gefaßt war, lassen nicht lange auf sich warten, aber sie häufen sich so sehr, sie werden so roh und unvermittelt erzählt, sie arten in ein wüstes Einerlei und ewiges Wiederholen aus, daß sie langweilig werden, man schlechterdings nicht weiter lesen kann und sie wegwirft wie eine taube Nuß.

Es lassen sich leider eine große Zahl deutscher namhafter Schriftsteller anführen, bei denen man diese Erfahrung macht, aber es ist unseres Amtes nicht, sie hier zu verurtheilen. Die französische Literatur bringt indessen noch im erhöhten Grade diese tauben Nüsse des Schriftstellerthums zu Markte.

Ponson du Terrail häuft in seinen Romanen alle Schrecken des Todes und alle Gräuel des Verbrechens, er läßt seine Helden vergiften, grün und schwarz anlaufen; er läßt sie rauben, morden, schänden — Alles vergebens, er bleibt langweilig, und es wird gewiß nicht mehr lange dauern, daß seine Romane das Publikum täuschen; man wird sie nicht mehr lesen wollen.

Berüchtigte Romane, die augenblicklich in den Leihbibliotheken sehr begehrt sind und einen hohen Curs haben, aber ebenso hohl sind, wurden von einer Frau geschrieben, von der Gattin des italiänischen Minister-Präsidenten, Frau Rattazzi, geborene Marie de Solms. In allen Buchläden liegen sie aus und finden mehr Käufer, als selbst die neuesten Sachen von George Sand!

Vier starke Bände sind neuerdings erschienen unter dem pikanten Titel: „Eine Falle für Ehemänner“.

Jeder Band hat eine Unterabtheilung mit anderm Titel; der erste Band enthält die Geschichte einer Dame der Halbwelt, Susanne die Thörin genannt. Sie wird in einem Kloster erzogen und hat die romantische Neigung, ein Tagebuch zu führen. Der Schreiblehrer findet es und ersieht daraus die erhitzte Phantasie des jungen Mädchens; er weiß die arglosen Nonnen zu hintergehen und ein Liebes-Verhältniß mit ihrem Zögling anzuspinnen, welches auch noch fortdauert, nachdem Susanne das Kloster verlassen und sich mit einem Maler verheiratet hat. Der entsetzliche Liebhaber verleitet die Neuvermälte nicht für sich allein zur Untreue gegen ihren Mann; er veranlaßt auch noch andere Verhältnisse mit reichen Sündern, deren Geschenke er alsdann mit der Ehebrecherin theilt. Als endlich der betrogene

Gatte dieselbe mit Schimpf und Schande aus seinem Hause wirft, ist sie vollständig reif für die Laufbahn der Halbwelt. Im Champagner-Taumel erfährt sie einst, daß ihr Sohn noch am Leben sein soll und, um seine Erziehung übernehmen zu können, vollzieht sie ihre Bekehrung vom Laster und wird eine pflichttreue Mutter. In dieser Lebensgeschichte liegt eine schauerliche Wahrheit, die wohl geeignet wäre, zu fesseln und zu rühren, wenn sie mit poetischer Feder geschildert würde, aber Frau Rattazzi erzählt sie so platt, so flach und unvermittelt, daß man kalt und gelangweilt zuhört.

Der zweite Band heißt: „Das Auftreten der Schmiedemeisterin.“ Ein reichgewordener Schmiedhat eine ehrgeizige Frau, die ihre hübsche Tochter durchaus vornehm verheiraten will, diese liebt aber einen Schmiedegesellen ihres Vaters und widerstrebt den Plänen der Mutter standhaft. So unwahrscheinlich die Verhältnisse auch sind, in welche die Verfasserin ihre Heldinnen führt, so ist doch diese Seite des Romans wenigstens unterhaltender als alles andere.

Die Schmiedemeisterin setzt es durch, in die höhere Gesellschaft einzudringen, und ihr Auftreten darin wird von sehr komischen Umständen begleitet; sie selbst macht sich bewundernswürdigerweise nicht lächerlich, wie man es von einer Handwerker-Frau allenfalls erwarten könnte. Aber die Gesellschaft, die als die beste gelten möchte, wird in ihrem Scheinwesen in einer Art geschildert, wie es eben nur einer französischen Feder möglich ist. Frau Rattazzi behauptet, die Halbwelt sei noch immer des Studiums werth, obwohl Alexander Dumas Sohn sie eigentlich schon erschöpfend geschildert hat. Nach ihrer Zusammensetzung ist allerdings die Halbwelt der Frau Rattazzi verschieden von der des Dichters der Camelien-Dame, die sich auf den schwankendsten Sprossen der gesellschaftlichen Stufenleiter, geradezu schon dicht über dem Abgrund schwebend, bewegt, während Frau Rattazzi noch ein Fundament im bürgerlichen Leben voraussetzt. Nach ihr, soll sich die Halbwelt auf einer unbestimmbaren Gränzlinie zwischen der wirklichen großen Welt und dem Bürgerthum vorfinden. Drei Klassen von Frauen sind angeblich die Bestandtheile: erstens diejenigen Welt-Damen, die wegen eines wirklichen Sündenfalls aus dem Paradiese entlassen wurden; zweitens anständige Frauen, die mit ihren Männern aus den engen Kreisen des bürgerlichen Lebens hinaus wollen und durch die Scheingröße der Halbwelt so getäuscht werden, daß sie sich in der wirklichen großen Welt glauben und drittens Frauen, die nicht gerade einen offenen Fehltritt begangen haben, aber doch heimlich Geschenke von Männern annehmen. Dazu gesellen sich dann, als flüchtige Erscheinungen oder beständige Gäste, Kometen oder Fixsteene, eine Menge Menschen, die als Staffage dieses belebten Gemäldes gelten können. Besonders Künstler, Schauspieler, Journalisten, Abenteurer und Glücksritter sind zu nennen; Neugier, Beobachtungstrieb, Langeweile und Gefallen an schlechten Sitten führen diese Leute zusammen. Den Künstlern allein schadet diese Berührung nicht und entehrt sie auch nicht, sie betrachten Alles, was in ihr bewegtes Leben tritt, als Mittel zum Zweck, nämlich sich auszubilden und immer neue Studien zu machen.

Hier öffnet Frau Rattazzi eine Parenthese, um einen Punkt zu besprechen, der vielen Weltbürgern so seltsam vorkommt. Es ist ein unumstößlicher Satz, daß eine Dame der Halbwelt niemals, und wäre sie tugendhaft wie Penelope, in die große Welt aufgenommen wird. Ein Mann, der durch Namen, Rang und Stand ausgezeichnet ist, kann sich nie in ihrer Loge zeigen, während die berühmte Rachel mit ihrem genossenen Leben, sowie Augustine Brohan, Frau Arnoult Plessy und andere Berühmtheiten aus der Künstlerwelt in ihren Logen zwischen den Gesandten der Großmächte sitzen. „Ich habe, fährt Frau Rattazzi fort, diese Schauspielerinnen in den vornehmsten Salons der großen Welt gesehen, wo sie mit Ehrenbezeugungen überhäuft wurden. Es ist dies ganz einfach zu erklären; ihr Talent dient ihnen als Adelsbrief; auch sind ihre Beschäftigungen so durchaus verschieden von den unsrigen, sie sind nicht mit uns auf gleicher Stufe geboren. Woher sie kommen weiß Niemand; ihr Privatleben verläuft entfernt von dem unsrigen, ihre Intriguen, ihre Cabalen dringen nicht bis in unsern Salon. Sie legen mit ihrem Pelz in unserm Vorzimmer Alles ab, was mit dem Theater in Verbindung steht, eh sie sich bei uns anmelden lassen, und wir besitzen einige Stunden die geistreichsten reizendsten Frauen in unserm Zirkel; sie benehmen sich tadellos und fühlen sich behaglich, weil sie keine Demüthigung zu fürchten haben. Wir überhäufen sie mit Artigkeiten, weil wir nichts dabei wagen. Wenn sie unser Haus verlassen, gehen sie uns nichts mehr an, und sogar ihr Benehmen, sollte es in der Welt Anstoß erregen, thut uns keinen Schaden; man achtet uns deswegen nicht geringer und enthebt uns jeder Verantwortlichkeit. Sie erscheinen nur von Zeit zu Zeit bei uns, um uns ihren köstlichen Witz und Geist genießen zu lassen; wir verlangen nicht mehr und sie kennen vollkommen ihre Rechte und die Gränze, die sie nicht überschreiten können. Ohne sich gedemüthigt zu fühlen, nehmen sie die Gaben an, die wir ihnen dieten, und wir lassen unsere Töchter ruhig mit ihnen plaudern, denn wir wissen, daß kein unpassendes Wort aus dem Munde dieser Damen kommt und daß sie Ehrfurcht für die Jugend empfinden.

„Ganz anders steht es mit den Frauen der Halbwelt, namentlich mit den gefallenen; sie haben einst zu unsrer Gesellschaft gehört, sei es durch ihre Heirat oder ihre Herkunft. Verleugnet, verstoßen, müssen sie sich immer gedemüthigt fühlen, und wir sind verlegen ihnen gegenüber. In unseren Zirkeln haben sie den Fehltritt begangen, der sie zwingt eine andere Gesellschaft aufzusuchen, in der sie nur wider Willen und mit Erröthen sich bewegen. Alle Augen richten sich auf sie und die Unterhaltung stockt, denn man wagt nicht mehr zu sprechen aus Furcht, etwas zu sagen, wodurch dieser gefallene Engel sich getroffen fühlen könnte; man kann nicht mehr in die große Pforte der Welt eintreten, nachdem man durch eine Seitenthür ihr entlaufen ist. Die Gesellschaft ist unerbittlich und sie hat Recht; sie muß ihre Schwelle hüten vor der Unberechtigten.

Frau Rattazzi liefert eine ziemlich ungenaue Beweisführung über die Unnahbarkeit der großen Welt; die tägliche Erfahrung lehrt, daß dieselbe eigentlich gar nicht existirt. Wie oft bewegen sich in den höchsten Kreisen Schwindler, Abenteurer und verrufene Frauen, ohne im Geringsten von strengen Gesetzen zu leiden. In Paris sowohl wie in Berlin, denn von großen Städten kann nur die Rede sein, ist gar keine wirkliche Controle mehr möglich gegen Eindringlinge, und selbst Hof-Zirkel, die doch nach bestimmten Vorschriften gebildet werden, können von ihnen zu leiden haben, wie dies durch pikante Beispiele leicht zu beweisen wäre, wollten wir eine chronique scandaleuse schreiben.

Es ist schon als charakteristisch genug hervorzuheben, daß die Damen der Halbwelt im Aeußern, in Glanz und Kleiter-Pracht, kaum zu unterscheiden sind von den Damen der großen Welt, die sich mindestens oft ebenso auffallend kleiden und benehmen wie sie. Augenzeugen beschuldigen auch Frau Rattazzi, daß sie in diesen Fehler verfalle und von der Menge oft ver-

wechselt werde mit den Damen der Halbwelt. Vielleicht ist sie deshalb so scharf gegen dieselben zu Felde gezogen.

Von der Gesellschaft in einer bekannten Badestadt erzählt Frau Rattazzi noch schlimmere Dinge, als von der Halbwelt; man hat Nizza in dem stark karrikirten Bilde erkennen wollen, sie nennt den Ort Bicheville. Jedoch ist so wenig wirklich Charakteristisches vorgebracht, daß ebenso gut jede andere Stadt damit gemeint sein könnte; es werden nur Lächerlichkeiten und Scandale erzählt, aber in einer Weise, die nicht den Reiz der Wahrheit hat, deshalb auch keineswegs unterhaltend, sondern nur abstoßend wirkt.

Der dritte Band heißt die Mexikanerin und der vierte der Weg zum Paradiese; beide Theile enthalten jedoch eben so wenig wie ihre Vorgänger eine Rechtfertigung ihres gemeinschaftlichen Titels: Eine Falle für Ehemänner, und es ist sehr augenscheinlich, daß derselbe nur eine Reklame ist, um die Leihbibliotheken zu täuschen und anzulocken. Die Verfasserin sagt ganz naiv, man werde wohl nach der Bedeutung des Titels fragen, sie wolle deshalb ihren Mitschwestern den Rath geben, auf Ehemänner überhaupt keine Jagd zu machen; die beste Falle wäre immer die Tugend der Frauen. „Die Reinheit, die Redlichkeit, die Ergebenheit im Unglück, das Vertrauen auf Gott, die Ruhe des Gewissens, das sind die sichersten Mittel zum Glück. Wie schön ist es, sich sagen zu können: ich habe kein Unrecht gethan" — so schließt Frau Rattazzi ihre berüchtigten Romane, mie denen sie sich gegen alle Regeln der Kunst und der Moral versündigt, also großes Unrecht gethan hat.

F. von Hohenhausen.

Kleine Uebelthäter.

Die nur durch das Mikroskop wahrnehmbaren kleinsten Organismen (pflanzliche oder thierische) beschäftigten in früherer Zeit die Forscher wesentlich wegen der scheinbaren Räthselhaftigkeit ihrer Entstehung: sie waren vorhanden, wo man die Keime aller organisirten Bildung (durch hohe Temperatur) zerstört zu haben glaubte; es schien nicht anders denkbar, als daß sie sich aus anderen organischen, aber nicht mehr lebenden Materien entwickeln könnten. Erfahrungsgemäß entstanden sie dort am häufigsten oder verbreiteten sich wenigstens am schnellsten, wo Ueberreste von Pflanzen und Thieren bei mäßiger Feuchtigkeit und bei geringer Licht-Einwirkung einer langsamen Zersetzung anheimfielen. Aus dieser Erfahrung abstrahirte man die Theorie: die mikroskopischen Gebilde stehen im Reich des organisirten Lebens auf der tiefsten Sprosse der großen Stufenleiter; wo ein höher organisirtes Leben auf feindliche Bedingungen stieße, könne es zwar seine eigene Existenz nicht ungeschmälert festhalten, es falle dem Tode anheim, aber die in ihm liegende organisirende Kraft ginge nicht verloren, sondern erzeuge ein neues, freilich erheblich tiefer stehendes, aber immer noch organisirtes Leben: mikroskopische Pflänzchen und Thierchen.

Diese Theorie fiel, sobald man die Versuche von allen Fehlerquellen befreite. Man entdeckte, daß überall sich Keime jener kleinen Wesen vorfinden, und daß die Zersetzung organischer Wesen nur eine günstige Brutstätte für ihre Entwickelung bilde.

Die zweite Epoche der Untersuchungen über die mikroskopischen Wesen betraf die Frage von dem Zusammenhang ihrer Entwickelung und dem Zerfall ihrer Brutstätten. Man nahm nach dem Vorgange von Berzelius bis vor wenigen Jahren allgemein an, daß die kleinen Wesen (Infusorien und Pilze) sehr kurzlebig seien, und daß sie nach ihrem baldigen Dahinsterben durch ihren eigenen Zerfall auch den Zerfall anderer organischen Gebilde beschleunigten. Man nannte dies die Einwirkung durch Contact und erklärte auf diese Weise die Wirkung der gährungerregenden Substanzen (z. B. der Hefe) auf gährungsfähige Stoffe. Wie diese Contact-Wirkung zu Stande kam, war nicht zu sagen.

In den letzten Jahren ist namentlich durch Pasteur's Untersuchungen jene Ansicht fast allgemein aufgegeben worden. Pasteur wies nach, daß die Pilze und Infusorien nicht durch ihren Tod, ihren Zerfall, sondern durch ihr Leben andere Wesen zerstören; zu ihrem Wachsthum, zu ihrer Vermehrung brauchen sie gewisse Stoffe, die sie vermöge einer sehr bedeutenden Aneignungsfähigkeit ihrer Umgebung entziehen und dadurch die ausgesogene Umgebung dem rascheren Zerfall überliefern. Also nicht Contact, sondern Ausnutzung des Dahinsterbenden durch den Lebenden.

Es ist somit der alte Satz vom Krieg Aller gegen Alle, nach dem jene kleine Wesen ihr Wesen treiben und freilich am liebsten im Dunkeln treiben. Es ist diese neue Erkenntniß von bedeutender praktischer Wichtigkeit, und durch dieselbe haben nach unserer Ansicht jene Pilze und Infusorien an Gefährlichkeit für uns eingebüßt; wir wollen das dem geehrten Leser kurz anzudeuten versuchen:

Es giebt eine Reihe von Krankheiten, die den Organismus befallen, ohne daß er seinerseits sich Etwas hat zu Schulden kommen lassen. Der Typus dieser Krankheiten ist das Nervenfieber, und es gehören in die Reihe derselben die bösen Feinde des menschlichen Lebens, die in Form von Seuchen, als gelbes Fieber, Pest, Cholera, einen Rundgang über den Erdkreis zu machen pflegen. Die Alten nannten die erwähnte typische Form dieser Zustände Typhus, weil ihnen die Krankheit, gleich Blitz und Donner plötzlich kommend, als eine besondere Strafe der Götter erschien. Bis in die neueste Zeit behielt diese ganze Krankheits-Gruppe in Bezug auf ihren Ursprung den alten räthselhaften Charakter: in den letzten Dezennien brach sich die Anschauung Bahn, daß jene Leiden durch das Eindringen verderblicher Stoffe in den menschlichen Organismus entständen, und daß diese Stoffe ausschließlich oder wesentlich Gährungs- oder Fäulniß-Producte abgestorbener pflanzlicher oder thierischer Ueberreste wären. Man dachte sich: diese Fäulniß-Producte kommen in das Blut, kreisen mit demselben, stecken durch ihre eigene Fäulniß das bis dahin gesunde Blut an (Contact-Wirkung), werden unter gewissen Umständen aus dem Organismus nach einer bestimmten Zeit eliminirt oder (bei ungünstigeren Verhältnissen) bedingen seine Auflösung.

Es war das ein unheimlicher Gedanke: das Todte, Zerfallene drang in blühendes Leben und vernichtete dasselbe.

Durch Pasteur erfuhr diese Anschauung ihre Berichtigung. Nicht das Todte dringt ein, sondern das Lebende; nicht das Zerfallende steckt an, sondern das Wachsende sucht seine Nahrung! Nun sehen wir in dem Feind nicht mehr einen Geist, der uns unheimlich ist, weil er unter uns völlig conträren Bedingungen sein Dasein lebt: wir erkennen ihn als einen kleinen Weltbürger, der denselben irdischen Bedingungen unterliegt, wie wir; er ist freilich ein Liebhaber großer Familie, und erlebt an Einem Tage schon seine Urenkel, er ist ein unermüdlicher Pionier und sucht für sein Fortkommen überall Terrain zu gewinnen — aber seine unheimliche Furchtbarkeit hat er für uns verloren, seitdem er sich als ein redlich organisches Wesen ausgewiesen hat.

Ganz insgeheim wollen wir dem geehrten Leser unsere private Meinung verrathen, daß die Sache allerdings noch nicht so ganz sicher ist! Es laufen noch allerhand (nennen wir sie: nüchterne) Leute herum, die da sagen: „Ja, ja, es finden sich bei allen jenen Kranken gewisse mikroskopische Organismen in außerordentlicher Anzahl, und sie mögen auch gewisse Theilerscheinungen des Krankheitsprozesses bedingen oder mindestens steigern — aber ob sie ihn ganz und gar allein hervorrufen, das ist — —!" „Sie wollen doch nicht etwa sagen: zweifelhaft? Nach den Untersuchungen von Klob und Thomé und . . .?" — Lieber Leser, du hast mich verrathen und ich sollte dich zur Strafe jetzt eine medizinische Vorlesung für und gegen anhören lassen, welche du in diesem Journal dir eigentlich nicht vermuthetest! Aber ich will gnädig sein! Nichts vom Detail! Aber nicht aus Stolz, als hielte ich mein Wissen für zu gut für ein Laien-Auge — nein, nein — soll die Frage, die eine der schwierigsten ist, der Lösung näher gebracht werden, so ist es recht förderlich, möglichst viel Laien für dieselbe zu interessiren.

Und das wollen wir auch ehrlich thun und Einiges über die Lebensverhältnisse jener kleinen Wesen berichten, das uns Dr. Lemaire*) mittheilt. Wir bemerken dabei: man weiß über die Lebensbedingungen der mikroskopischen Wesen noch so wenig, daß man jede bezügliche Erfahrung für allgemeingiltig anzusehen geneigt ist:

Man kennt seit frühester Zeit die Anhäufung vieler Menschen in Einem Raume als gesundheitsschädlich. Die chemische Untersuchung hat nachgewiesen, daß ein abgeschlossener Raum noch eine große Menge freien Sauerstoff enthalten kann, ohne daß darum die Luft in ihm für die Respiration geeignet ist.

Welche Veränderungen erfährt die Luft in einem mit Menschen angefüllten Raume — abgesehen von der Umänderung des Sauerstoffs in Kohlensäure, welche der Athmungsprozeß bedingt?

Dr. Lemaire prüfte die Luft in einer Kaserne, in der gesunde Soldaten die Nacht hindurch geschlafen hatten; die Wasserdämpfe, welche in diesem Saal enthalten waren, ließ er durch plötzliche Abkühlung sich niederschlagen und untersuchte unter dem Mikroskop den Inhalt des Niederschlages.

Die Soldaten befanden sich seit 9 Uhr Abends in ihren Betten, Dr. Lemaire stellte seinen Apparat Morgens um 4 Uhr auf und ließ ihn bis 5 Uhr in dem Saale stehen. Der Saal befand sich im zweiten Stock, enthielt 24 Betten, von denen 20 belegt waren; im Saale befanden sich zwei große Fenster und eine Thür: — in der Nacht waren sie beständig geschlossen gewesen. Kamin oder Ventilator befanden sich in dem Raume nicht. Mauern und Decke waren jüngst mit Kalk frisch getüncht worden. Zur Zeit der Untersuchung hatte das Zimmer eine Temperatur von 18 Grad C.; der Geruch in dem Raume war der eigenthümlich unangenehme, den man nicht näher zu definiren vermag, den aber Jeder kennt, der einmal in einen bewohnten und schlecht gelüfteten Raum getreten.

In diesem Saal ließ Lemaire etwa 6 Grammes Wasserdampf sich condensiren. Unmittelbar nach der Condensation war die Flüssigkeit farblos, klar, von dem eigenthümlichen Geruch des Zimmers und von leicht stechendem Geschmack; ihre chemische Reaction war neutral.

Zwei Stunden nach der Condensirung erfolgte die erste mikroskopische Untersuchung. Es fand sich eine beträchtliche Anzahl kleiner durchscheinender Körper, mit verschiedenen (sphärischen, cylindrischen, eiförmigen) regelmäßigen oder unregelmäßigen Formen. Die cylindrischen hatten 0,001 bis 0,002 Millimeter Breite und etwa eine doppelt so große Länge; die sphärischen und eiförmigen variirten in ihrem Durchmesser zwischen 0,002 und 0,015 Millimeter. Die weitere Untersuchung ergab, daß diese Körperchen in ihrer Entwickelung begriffene mikroskopische Organismen waren.

Vier Stunden später fanden sich die durchscheinenden Körper bereits in viel größerer Menge vor: zu Tausenden in einem einzigen Tropfen der Flüssigkeit. Außerdem sah man eine große Anzahl jener kleinen Wesen, welche die Fachmänner mit dem (übrigens auch den Laien schon geläufigen) Namen Bakterien und Vibrionen bezeichnen und eine Spezies der Infusorien, welche bereits Ehrenberg ausführlich beschrieben hat. Auf diesen letzten Fund legt der Verfasser das Hauptgewicht und wirft die Frage auf, ob diese eiförmige, ausgebogte Monade nicht als Ursache des Typhus angesehen werden könnte? Lemaire ventilirt diese Frage, ohne indeß irgend einen stringenten Beweis beizubringen, welchen er selbst als äußerst schwierig bezeichnet.

Achtzehn Stunden später untersuchte er die Flüssigkeit von Neuem. Es fanden sich zahlreiche Bakterien, theilweise isolirt, theilweise in Gruppen von 10, 20 und selbst 100 vereinigt. Die kleinen durchscheinenden Körper hatten an Zahl beträchtlich abgenommen. Lemaire ist der Ansicht, daß ihre Anzahl in umgekehrtem Verhältniß zur Anzahl der Thierchen und Sporen steht, weil sie eine frühere Entwickelungsstufe derselben bilden.

Diese Beobachtung ist nicht allein bedeutsam, weil sie die Menge der mikroskopischen Wesen erkennen läßt, sondern auch weil sie auf die Entwickelung derselben ein Streiflicht wirft: man erkennt aus derselben, daß es nur eines kurzen Zeitraumes bedarf, um in schlecht ventilirten Räumen jene Wesen entstehen zu lassen, während bekanntlich bei Wasserdämpfen, die in der frischen Luft condensirt sind, bei derselben Temperatur frühestens nach 48 Stunden Bakterien, Vibrionen und deutliche Sporen sich einfinden.

Lemaire machte einen zweiten Versuch in einer Kasematte, die 38 Betten enthielt, von denen nur 17 belegt waren. Innerhalb derselben Zeiträume wie beim ersten Versuch fanden sich dieselben kleinen Wesen und in derselben Entwickelungsstufe, aber in erheblich geringerer Zahl. Lemaire leitet diese letzte Differenz von der kleineren Anzahl der Menschen in dem Raume und von der besseren Ventilation her, welche in der Kasematte statthatte; er gesteht übrigens zu, daß seine Meinung noch vieler Control-Versuche bedarf, wenn sie den Charakter einer Hypothese einbüßen soll.

Einen dritten Versuch machte der Verfasser mit den Wasserdämpfen, die er im Freien, auf einem hochgelegenen Platze, in seinem Apparat sich condensiren ließ. Der Platz befand sich in der nächsten Nähe der Kaserne und der Apparat stand in gleicher Höhe mit dem zuerst erwähnten Zimmer der Kaserne, welche gleichfalls hochgelegen ist. Es war dies wesentlich, um dem Einwand zu begegnen: daß verschiedene Luftschichten sehr leicht völlig verschiedene mikroskopische Keime enthalten könnten. Das Wetter war günstig, es herrschte fast Windstille. Unmittelbar nach der Condensirung war die Flüssigkeit farblos, klar, geruch- und geschmacklos. Erst 48 Stunden nach der Condensirung ließen sich unter dem Mikroskop einige Bakterien erkennen, sehr kleine Vibrionen und sehr kleine Sporen, aber Nichts von den oben erwähnten eiförmigen Monaden.

Diese Differenz ist bedeutend: die reine Luft verdient ihren Namen mit Recht; sie enthält eine verschwindend kleine Menge

*) Recherches sur la nature des miasmes fournis par le corps de l'homme en santé.

organisirter Individuen im Verhältniß zu der Luft jener Kaserne oder jener Kasematte. Lemaire hat in 10 auf einanderfolgenden Tagen den Versuch wiederholt: stets mit demselben Resultat. Er hat in diesen Tagen der Akademie zu Paris das Resultat seiner Forschungen mitgetheilt.

Wir haben bereits im Eingange dieses Aufsatzes unsere Ansicht dahin ausgesprochen, daß wir die von vielen Aerzten mit Sicherheit angenommene hohe Bedeutung der mikroskopischen Pflänzchen und Thierchen für die menschliche Gesundheit etwas mißtrauisch betrachten. Wir sind jedoch verpflichtet, ausdrücklich zu bemerken, daß auf der Cholera-Conferenz in Weimar und auf der Naturforscher-Versammlung in Frankfurt a. M. sehr gewichtige Stimmen sich über jene Theorie günstig ausgesprochen haben. Und während wir diese Zeilen schreiben, kommt uns eine in den Zeitungen veröffentlichte Notiz zu Gesicht, welche das Interesse der Fachgelehrten an der in Rede stehenden Frage deutlich beweist, und welche wir daher zum Schluß unseres Aufsatzes noch folgen lassen wollen:

Aus Jena, 22. October, kommt der „Allg. Ztg." von den Herren Professor Dr. Hallier und Docent A. Zürn folgende Mittheilung zu: „In der Lymphe von Schafpocken, welche in der bekannten Weise in Glas-Haarröhrchen aufgehoben war, fanden die Obengenannten eine große Anzahl lebhaft sich bewegender, sehr kleiner Schwärmer und äußerst zarte Gliederfäden, in deren Gliedern je ein dunkler Kern, den Schwärmern ähnlich, enthalten war. In der Kuhpocken-Lymphe aus dem Hamburger Impf-Institut fanden sich in nicht minder großer Menge ähnliche, aber bewegungslose Kernzellen. Die anatomische Untersuchung von noch nicht völlig ausgebildeten Pocken eines Schafes ergab, daß das ganze Gewebe von kleinen Kernzellen (schwärmenden Mikrokokkus-Zellen) erfüllt war. Die verschiedenen Elemente der Oberhaut zeigten in großer Menge diese Kerne und äußerst feine Pilzfäden. Eine Reihe von Kulturversuchen, welche mit Sorgfalt eingeleitet sind, wird hoffentlich Aufschluß darüber geben, ob diese Pflanzengebilde zum Krankheitsprozeß irgend eine Beziehung haben oder nicht, und die Obengenannten glauben bei der großen Wichtigkeit der Frage nach der Natur des Blatterngiftes sich die Priorität für die Auffindung der bisher gewonnenen Thatsachen sichern zu müssen." Dr. P.

England.

J. A. Froude's kleine Studien über große Dinge.*)

Große Gelehrte und Künstler, die sich durch irgend ein besonderes Werk ungewöhnlichen Ruhm erworben haben, verdanken diesen selten einer leichten, ohne Vorbereitungen und tiefes Studium ausgeführten Arbeit. In ihrem berühmten Kunstwerke verstecken und offenbaren sich zugleich eine mehr oder weniger große Menge von Baumaterialien, Vorstudien, Skizzen und durch verschiedene Stadien hindurch wie durch ein Fegefeuer geläuterte Ideen. Diese werden dann durch das berühmte Kunstwerk für das Studium und das Verständniß selbst wichtig und interessant. Wir brauchen nur an die vielen literar-historischen Bücher über Gothe, Schiller, Shakespeare u. s. w., an das Museum Rauch's, an Schinkel's verschiedene Zeichnungen und Skizzen u. dgl. zu denken, um zu begreifen, welche Wichtigkeit die betreffenden Aufschlüsse und Vorstudien zu berühmten Schöpfungen der Poesie und Kunst für die Würdigung und das Verständniß derselben erworben haben. Dies gilt besonders von Selbstbekenntnissen und eignen Veröffentlichungen der betreffenden Dichter und Künstler. Wir erinnern an Göthe's Dichtung und Wahrheit, an Schiller's Briefe über seine Dramen. Einen ähnlichen Charakter haben die jetzt veröffentlichten Kleinigkeiten über große Dinge von dem berühmten englischen Geschichtschreiber Froude. Er hat nicht viel historische Werke geschrieben, aber seine Geschichte Englands während der stürmischen Krisis der Reformation gilt, trotz mancher Fehler, als eine der berühmtesten historischen Arbeiten in der englischen Literatur, in der Sprache für klassisch, für originell in Ansichten und Ideen, muthig in Form und Ton, tief und gelehrt durch Quellen-Studium und noch für sehr einflußreich auf die Intelligenz der Gegenwart. Zu diesem Werke hat er viele bedeutende Vorstudien gemacht, um verwickelte und bedeutende Fragen in Religion und Ethik genau zu untersuchen und zu lösen; er schildert darin mit tiefem Verständniß, genialer Betheiligung und großer Kraft eine der merkwürdigsten religiösen Bewegungen und zeichnet mit malerischem Pinsel die Scenen und Personen dieses mächtigen Dramas mit solcher eignen, künstlerischen Kraft, daß wir die bekanntesten deutschen Helden desselben ebenso in einem neuen und zum Theil vielleicht sogar besserem Lichte sehen, wie in unseren eignen historischen Werken. Insofern erinnert seine Geschichte an das Leben Göthe's von dem Engländer Lewes.

In diesen kurzen Studien nun über bedeutungsvolle Gegenstände haben wir die Vorarbeiten, Skizzen und Baumaterialien für sein großes Geschichtswerk und gewinnen dadurch nicht nur ein besseres Verständniß derselben, sondern auch eine klarere Einsicht in den wissenschaftlichen und ästhetischen Standpunkt des gelehrten und genialen Historikers.

Wir wollen nur einige Beispiele geben. Schiller hat bekanntlich in seiner Abhandlung: „Was ist und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" in seiner Weise darzulegen gesucht, daß man aus derselben wirklich etwas lernen könne und müsse, und nicht jeder König und Fürst zu den Bourbonen gehöre, die sprüchwörtlich niemals etwas daraus gelernt haben. Ebenso sucht Froude in seiner beredten Weise darzuthun, daß die Geschichte nicht sowohl als Wissenschaft, als vielmehr wie ein Spiegel unter Anderem lehre, wie die Welt unter einer Art von Regierung in Harmonie mit unsren sittlichen Vorstellungen geleitet werde und in Völkern sowohl, wie in den einzelnen Menschen sich unsittliche und lasterhafte Leidenschaften und Thaten zum Verfall und Untergang, und richtige, gute Bestrebungen und Thaten zu Wohlstand, innerem und äußerem Glück führen. So vervollkommnet die Geschichte unsere sittliche Natur. Wir lernen in ihr mit allem Guten und Großen sympathisiren; wir lernen alles Schlechte und Niedrige hassen. In den Anomalien des Schicksals fühlen wir die Geheimnisse unserer sittlichen Existenz, und in Gesellschaft der berühmten Naturen, welche die Schicksale der Welt gestaltet haben, entfliehen wir den Kleinigkeiten, welche sich an die Alltäglichkeit des gemeinen Lebens heften.

Die Geschichte erweitert und mäßigt zugleich unser Urtheil; sie zeigt uns die Menschheit unter den verschiedensten Bedingungen von Zeit, Ort, Lage und Erkenntniß; sie warnt uns vor Selbstbetrug und Anmaßung, denn sie erzählt uns, wie eitel die Hoffnungen und Bestrebungen der besten und weisesten

*) Short Studies on Great Subjects. By James Anthony Froude. London, 1867.

Männer waren. Und da die Geschichte wesentlich eine Erzählung von dem Leben, den Thaten und Gedanken menschlicher Wesen ist, sollte die historische Darstellung durchaus dem Drama gleichen, wo Alles Bewegung, Handlung und Thatkraft ist, wo die Charaktere für sich selbst sprechen sollen, so daß es anmaßend wäre, des Dichters eigne Ideen und Reflexionen dazwischen zu drängen.

Demnach sind allgemeine Betrachtungen und Schilderungen in der echten Geschichtsschreibung nie am rechten Orte; noch weniger darf eine besondere Parteinahme daraus hervorleuchten. Froude spricht sich darüber noch entschiedener aus: „Geschichte ist der Natur, nicht Shakespeare's Drama, aber nichts destoweniger ein Drama. So wenigstens erscheint es mir. Wo irgend möglich laßt uns nichts über diesen oder jenen Mann hören. Laßt uns den Mann selbst sprechen hören; laßt uns ihn handeln sehen und überlaßt es uns, unsere eignen Meinungen über ihn zu bilden. Der Geschichtsschreiber, so heißt es, darf seine Leser nicht sich selbst überlassen. Er soll ihnen nicht allein die Thatsachen vorlegen; er soll ihnen auch sagen, was er selbst darüber denkt. Nach meiner Meinung ist dies grade, was er nicht thun soll. Bischof Butler sagt irgendwo, daß das beste Buch, welches geschrieben werden könnte, blos aus Voraussetzungen, aus welchen die Leser Schlüsse für sich selbst zu ziehen haben, bestehen müsse. Damit verlangt Butler die höchste Poesie, und diese sollte auch die höchste Geschichtsschreibung zu erreichen suchen. Wir sollten ebensowenig nach einer Theorie dieser oder jener Periode der Geschichte fragen, wie nach einer Theorie über Macbeth oder Hamlet (was würde Göthe dazu sagen?). Freilich werden wir immer Philosophieen der Geschichte, Wissenschaften der Geschichte u. s. w. haben; aber die Physiognomieen derselben werden sich ändern wie unsere Ansichten; jeder neue Philosoph wird es sich zum Hauptgeschäft machen, nachzuweisen, daß vor ihm Niemand irgend etwas verstand; aber das Drama der Geschichte ist ewig, und die Lehren desselben gleichen denen, die wir aus Homer und Shakespeare lernen — Lehren, für welche wir keine Worte haben."

Dagegen wird jeder durchgebildete Historiker und Mann der Wissenschaft viel einzuwenden haben, denn er hat gewiß Worte und auch Begriffe für den sich immer klarer entwickelnden Inhalt der Fortschritte der Menschheit, welche durchaus nicht immer in dramatischer Form auf- und ausgeführt werden. Nur während großer Krisen, wenn gleichsam neue Entwickelungs-Knoten und neue Ideen plötzlich hervorbrechen, gleicht die Geschichte dramatischen Handlungen. Der sogenannte ruhige Fortschritt, der sich langsam in wirthschaftlichen, sozialen, religiösen und materiellen Angelegenheiten ganzer Völker geltend macht, kann von dem Historiker nur episch schildernd klar gemacht werden. Froude gehört aber trotz seiner Selbständigkeit der Carlyle'schen Schule an und treibt Hero-Worship, Cultus des Genius, so daß er die Macht und die Fortschritte der Geschichte mehr im einzelnen Helden sieht, als in der stillen, aber oft viel mächtigeren Bewegung großer Massen.

Durch diese Behandlung gewinnen seine einzelnen historischen, literarischen und kulturgeschichtlichen Essays allerdings wieder einen besonderen Werth, da sie mehr oder weniger zu ausgezeichneten Biographieen und Charakteristiken großer Männer und Werke werden. Wir lesen deshalb auch seine Abhandlungen über Heinrich VIII., Maria Stuart, Spinoza, das Buch Hiob, Erasmus und Luther, über die Iliade und Odyssee, obgleich uns die Helden und die Thatsachen genau bekannt sein mögen, doch immer wie etwas ganz Neues und Lichtvolleres, da uns darin gewissermaßen seine historische Dogmatik klarer wird und wir wirklich tiefer in die Geheimnisse der Geschichte zu blicken glauben, als bisher. Diese Dogmatik wiederholt er ziemlich häufig in den verschiedensten Formen, am Deutlichsten vielleicht in folgender Stelle:

„In der Naturgeschichte der Religionen wiederholen sich gewisse allgemeine Phänomene immer wieder; sie erheben sich zum höchsten Gedanken der Zeit; die Schlußfolgerungen der Philosophie setzen sich fest als ein Ideal und Glaube, der von der Kunst schön verkörpert, von der Andacht geheiligt, von der Zeit ausgearbeitet wird. Er wächst durch eine lange Reihe von Generationen in die Herzen, Sitten und Gebräuche des Volks hinein, und so lange keine störenden Ursachen eingreifen, oder so lange die Idee der Zeit im Mittelpunkte lebendig bleibt, schießt ein gesundes, kräftiges, natürliches Leben aus dieser intellectuellen Wurzel schön empor. Aber endlich veraltet die Idee. Der geisttödtende Einfluß der Gewohnheit verknöchert den Geist in äußerlichen Ceremonieen, während neue Fragen unter den Denkern aufsteigen und Ideen in neue und unerklärte Verbindungen eingehen. Die alte Formel läßt sich nicht mehr brauchen; aber neue Formeln kommen nur sehr langsam zur Erscheinung, und Gewohnheit und Aberglauben klammern sich an das Veraltete. Die Politik nimmt sich desselben an, und die Staatskunst hält es mit Gewalt als nothwendig für die öffentliche Ordnung aufrecht, bis durch die vereinigten Einflüsse der Verblendung, Weltlichkeit, Unwissenheit und Unterdrückung das einst schöne Symbol oder Zeit-Ideal nichts Besseres wird, als ein übertünchtes Grab, voll von todten menschlichen Gebeinen und schmutziger Verwesung."

In solchen Zeiten treten dann immer früher oder später die Helden der Reformation oder Revolution auf, welche die alten abgestorbenen Formeln stürzen und die Menschheit durch neue Ideen höhere und tiefere Erkenntniß aus ihrem Gewohnheits-Schlummer emporrütteln und eine neue Epoche oder Periode der Geschichte begründen. Dies sind denn auch die eigentlichen Lieblings-Helden unseres Historikers, der aber dadurch nicht selten ungerecht oder sogar blind wird gegen die stilleren Zeiten und deren Helden oder Märtyrer, welche seinen Helden die Stätte bereiteten und ihnen vorarbeiteten. So ist auch seine Schilderung des Verfalls und der Hohlheit der katholischen Kirche, der von ihm vorher über die Maßen gepriesenen, vor dem Ausbruch der Reformation, obgleich ungemein drastisch und lebendig, doch viel zu dunkel gerathen. Er zeigt uns mit besonderer Vorliebe die übertünchten Gräber, die unlautere Verwesung und die todten Gebeine darin, hat aber kein Auge für Männer wie Huß und vor und nach ihm auftretende, mehr oder weniger bedeutungsvolle Bestrebungen im Geiste Luther's, der in England, nach seiner Schilderung, in Königin Elisabeth waltete. Freilich brachten es weder Elisabeth noch Heinrich VIII. mit ihren persönlichen oder dynastischen Rücksichten zu einem gesunden Protestantismus in England, sondern nur zu der nie sehr geistvollen und jetzt längst verknöcherten und durch List und Gewalt bis jetzt aufrecht erhaltenen Hochkirche, dem übertünchten Grabe voller Verwesung und Gebeine, aber ohne Geist und Leben. So kann es uns nicht wundern, daß der Verfasser von der jetzigen Lage der Religion und Kirche in England ein düsteres Bild entwirft:

„Die stärksten Geister scheinen jetzt grade am wenigsten ihren Weg nach einem Endziele zu wissen und trotz aller Schul- und Kirchenbauten, ausgedehnter Episcopate und religiöser Zeitschrift kommt ein religiöser Zweifel heraus, wie ein Gewitter dem Wind entgegen, den Himmel verdunkelnd. Die, welche sich

am Hartnäckigsten an den Glauben klammern, in welchem sie erzogen wurden, bekennen doch, daß sie in Verlegenheit seien. Sie wissen, was sie glauben; aber warum sie es glauben oder warum sie Andere zu diesem Glauben verpflichtet halten sollten, darüber sind sie nicht einig oder können überhaupt keine Gründe anführen. Zwischen der Autorität der Kirche und der Autorität der Bibel, dem Zeugnisse der Geschichte und dem Zeugnisse des Geistes, den bewiesenen Thatsachen der Wissenschaft und den widerspruchsvollen Thatsachen, welche offenbart zu sein scheinen, werden die Geister der Menschen hin- und hergezerrt und gequält von der veränderten Stellung, in welche wissenschaftliche Forschung uns Alle zu übernatürlichen Vorgängen uns gebracht hat."

Diese Klage kehrt oft in den verschiedensten Formen wieder, ohne daß der Verfasser eine freudige Aussicht auf Erlösung von diesen Uebeln und Zweifeln auf eine neue, gründliche Reformation zu geben weiß. Deshalb flüchtet er sich mit Vorliebe in literarische Zustände und Zeiten hinein, wo Geist und Materie, Ideal und Wirklichkeit im Einklange wirkten und gesunde Zustände und eine blühende Kultur hervorriefen. Diese Einheit findet er am Naivsten und Heroisch'sten in Homer's Ilias. Er hat mit einer feinen und künstlerischen Hand das sittliche Glaubensbekenntniß des großen Dichters, die sozialen Zustände, in denen er sich bewegt, die Kraft und erhabene Einfachheit seines Wesens, seine Sympathie für alles Edle und Schöne geschildert.

Wir citiren die folgenden Betrachtungen über die sittlichen Unterschiede in der Iliade und der Odyssee und finden in der Letzteren einen merkwürdigen Unterschied hervorgehoben, der in deutschen Büchern über dasselbe Thema unseres Wissens noch nicht genügende Aufmerksamkeit gefunden hat: „In der Iliade finden wir trotz der Trauer des Achilles durchweg einen sonnigen und heiteren Lebenssinn. Da ist keine Sehnsucht nach irgend etwas Jenseitigem, nichts Undeutliches, nichts Mystisches. Die Erde, die Menschen, die Götter, Alle haben eine greifbare Wirklichkeit in und um sich. Von Anfang bis zu Ende wissen wir, wo und woran wir sind. In der Odyssee athmen wir eine andere Athmosphäre. Die Spekulationen über die sittlichen Geheimnisse unseres Daseins hängen wie ein Nebel vom Anfang bis zu Ende über uns, und die Wolke steigt zuweilen auf die handelnden Personen herab und umhüllt sie mit einem unnatürlichen Heiligenschein. Wir wissen niemals, während wir weiter fortschreiten, mögen wir noch so schnell von Einem zum Andern gehen, wann wir unter bloß menschlichen Wesen sind, und wann unter geisterhaften und mystischen. Diese Seenymphen, diese Kannibalen, diese Zauberinnen sollen vielleicht real sein, aber sie sind weder sterblich noch göttlich, und zuweilen bemerken wir an den Helden selbst etwas Fremdartiges. Zuweilen ist es Ulysses, wie er mühselig seinen Weg nach Hause über den unbekannten Ocean hinweg sucht; zuweilen sind wir Ulysses, und jener unbekannte Ocean ist das Leben, durch welches wir wandern und zwar mit nur zu vielen Circes und Sirenen und Inseln der Verirrung auf unserem Wege. In demselben Geiste ist der Tod nicht mehr das Ende, und auf jeder Seite scheinen sich lange Aussichten in's Unendliche zu strecken, bevölkert mit schattigen Gestalten."

Wir könnten uns noch weiter und genauer auf diese kleinen Studien über große Gegenstände einlassen, wollen uns aber mit den gegebenen Bruchstücken begnügen, weil sie wohl hinreichend sind, auf den reichen Inhalt und den selbständigen originellen Geist und Charakter eines der gefeiertesten englischen Historiker aufmerksam zu machen. Seine Skizzen und Studien zu dem großen Geschichtswerke haben für uns Deutsche noch ein ganz besonderes Interesse, da sie viele von uns genau bekannte und erschöpfend dargestellte historische Thatsachen und Männer in manchem neuen Lichte zeigen und uns deutlicher zu machen scheinen.

Schweiz.

Ein ganz kleiner, aber wirklicher Friedens-Kongreß in Genf.

Der große Friedens-Kongreß hat ausgetobt, und als ich wenige Wochen nach seinem Ende die Hallen in Genf betrat, in denen er seine kurze, stürmische Existenz begonnen und beendet, und die noch geschmückt waren mit den in allen Farben schimmernden Fahnen der verschiedenen Nationen, da fand eine Friedens-Demonstration anderer Art darin statt, weniger geräuschvoll, aber um so eindringlicher: eine Ausstellung von Früchten, Blumen und Gewächsen aller Art, die zu einer Preisbewerbung hierher gesandt waren.

Aber nicht von dieser Friedens-Demonstration will ich berichten; so beredt auch jene stummen Friedens-Zeugen sprachen, so dringend auch Industrie, Gewerbe, Künste den Frieden verlangen mögen, — es bleiben eben nur Demonstrationen, und wie machtlos diese der Gewalt der Thatsachen gegenüber sind, das sieht man am deutlichsten daraus, daß nicht einmal jene Riesen-Friedens-Demonstration der Pariser Ausstellung Kriegsfurcht und Kriegsgelüste in Schranken zu halten vermag. Unsre erwachsene Generation wird wohl in's Grab steigen müssen, ohne den „lieblichen Knaben am murmelnden Bach" in seiner ganzen Schönheit erblickt zu haben. Vielleicht ist das kommende Geschlecht glücklicher! Weiser und besser muß es nothwendig werden, denn wohl noch kein Zeitalter hat sich mehr als das unsre mit den Mitteln zur Verbesserung der Erziehung und des Unterrichts beschäftigt.

Die richtige Erkenntniß, daß die Erziehung beim Anfang anzufangen habe, hat sich endlich Bahn gebrochen; sie ist es auch, die die Kinder-Gärten in's Leben gerufen hat. Ueberall, wo dieselben Wurzel gefaßt haben, entfalten sie ein fröhliches Leben, aber nicht überall hat der ausgestreute Same Wurzel gefaßt. Während sie überall in Deutschland, in England, ja selbst in Amerika sich verbreiten, schien bisher bei den Völkern romanischer Zunge die Idee und ihre Ausführung keinen rechten Eingang zu finden.

Dennoch ist es gelungen, hier in Genf einen Kindergarten zu gründen, der in den wenigen Jahren seines Bestehens bereits größere Dimensionen angenommen hat, und sich in der ganzen Art seiner Durchführung mehr der Verwirklichung des Fröbel'schen Ideales nähert, als irgend einer der mir bisher bekannt gewordenen.

Während man sicher sein kann, bei großen industriellen Unternehmungen überall in der Welt einem englischen Namen zu begegnen, trifft man eben so sicher deutsche Namen in der Fremde an, wo es sich um wissenschaftliche oder musikalische Leistungen handelt, oder um eine jener Unternehmungen, die nicht die Aussicht auf augenblicklichen glänzenden Erfolg ins Leben gerufen hat, sondern jene stille Hoffnung und Arbeit, die einer bessern Zukunft den Weg bahnen, „jener Glaube, der sich stets erhöhter bald kühn hervorwagt, bald geduldig schmiegt, damit das Gute wirke, wachse, fromme, damit der Tag dem Edlen endlich komme." — Auch hier ist es eine deutsche Dame, Frau von Portugall, die unter den größten Schwierigkeiten das schwere Werk begonnen und bisher sehr glücklich fortgeführt hat.

Die Schwierigkeiten lagen nicht nur in der fremden Sprache, die die Uebertragung sehr erschwert (die Kinder singen jetzt schon alle Spiellieder in deutscher Sprache), sondern es stellten sich auch Vorurtheile mancher Art dem Unternehmen entgegen, und da anfangs sich nur die arbeitenden Klassen betheiligten, die ein sehr niedriges Schulgeld zahlten, so waren auch pekuniäre Opfer zu bringen. In den ersten Jahren unterstützte zwar der conseil d'état von Genf das Unternehmen mit einer Summe von 300 Francs, und ähnliche Unterstützungen flossen ihm von mehreren Seiten zu, doch genügte dies noch nicht, und erst jetzt, wo über hundert Kinder den Kindergarten besuchen, die ein für Genf hohes Schulgeld bezahlen (10 Francs monatlich) sind die Unterhaltungskosten gedeckt.

Es sind vier Klassen eingerichtet, in denen die Kinder dem Alter nach in progressiver Weise beschäftigt werden. Auf den beiden obern Stufen findet schon förmlicher Unterricht statt, aber immer noch im Anschluß an den Kindergarten, wie es Fröbels Ideen entspricht. Die Kinder lernen hier lesen und schreiben, und zwar französisch sowohl als deutsch, rechnen, singen und zeichnen; Bewegungsspiele und Gymnastik gehen Hand in Hand damit. Die in Preußen eingeführte Schreiblese-Methode ist von Frau von Portugall in's Französische übertragen worden, natürlich nicht ohne wesentliche Modifikationen. Für den Gesang befolgt man die in Frankreich allgemein eingeführte Methode Cheret, die hier überraschend glückliche Resultate liefert. An die vorhandenen Klassen sollen sich, dem Plane der Frau v. P. gemäß, die höheren für Mädchen allein allmählich anschließen, und an diese wieder eine Ausbildungs-Klasse für Kindergärtnerinnen. Mehrere junge Genferinnen besuchen schon jetzt in der Absicht, sich zu Gehülfinnen auszubilden, den Kindergarten.

Ein Punkt, der vielleicht in Zukunft noch größere Schwierigkeiten bereiten wird, ist die Frage des religiösen Unterrichts. Bisher ist geflissentlich jeder konfessionelle Charakter vermieden worden. Ein kurzes gemeinsames Gebet eröffnet den Unterricht, einige biblische Erzählungen werden den Kindern eben nur als solche mitgetheilt — voilà tout. Daß in einer so orthodoxen Stadt, wie Genf, in der eben so viel strenge Calvinisten wie strenge Katholiken leben, dieses Verfahren schon jetzt stark angefeindet wird, war zu erwarten. Bisher aber nimmt die Frequenz zu, und die kleinen Calvinisten, Katholiken und Juden leben in schönster Eintracht mit und neben einander, ohne eine Ahnung von irgend einem trennenden Elemente zwischen ihnen, wie es sich doch in konfessionellen Schulen schon sehr frühe fühlbar macht. — Hoffen wir, daß es der edlen und energischen Dame gelingen möge, ihr Werk in diesem Sinne fortzuführen. Ihre große Arbeit wird durch Einen Umstand sehr erleichtert: die kleinen Genfer Bürger und Bürgerinnen bieten ein äußerst günstiges Material dar. Ich erinnere mich nicht, eine solche Menge kräftiger, geweckter, intelligenter kleiner Menschen bei einander gesehen zu haben. „Wir haben weder schwächliche noch dumme Kinder hier!" sagte mir die Vorsteherin. Es ist Kern in diesen Naturen, das sieht man auf den ersten Blick; Norden und Süden scheinen hier eine recht glückliche Mischung eingegangen zu sein.

In dem benachbarten Lausanne ist ein Kindergarten errichtet, den ebenfalls eine deutsche Dame aus Berlin, Frl. Fröhlich, mit großen Opfern erhält. Die Verhältnisse sind hier nicht ganz so schwierig als in Genf, und obgleich der Garten in Lausanne erst 34 Kinder zählt, kann man ihm doch eine rasche Entwickelung vorhersagen.

Genf. M. St.

Türkei.

Zur Geschichte der orientalischen Frage.

Der christliche und der muhamedanische Orient.

Es ist das Unglück und das traurige Zeichen unserer Zeit, daß Treu und Glauben aus ihr immer mehr schwinden, und daß viel Phrasen und Manöver darauf verwandt werden, durch äußern Glanz zu bestehen und den Schein zu wahren. Das öffentliche wie das Privatleben, der Luxus da, das Gepränge dort, sie geben Zeugniß von der chronischen Krankheit des heutigen Geschlechts, von der schön angestrichenen Außenseite beim innern Wurmfraß. Das greift natürlich über den örtlichen oder staatlichen Gesellschafts-Kreis hinaus und geht in den internationalen Verkehr über. Man giebt Versprechungen, tönende Worte, schriftliche Versicherungen, protokolarische Zusagen — und hinterher verflüchtigt sich Alles in Dunst und Luftblasen. So kommt es, daß Verträge und Uebereinkünfte, sonst die Bürgschaft und der Schutzwall des öffentlichen Rechts, heute ihren Werth unter Privaten wie unter Staaten verlieren, und so kommt es auch, daß der im Jahre 1856 in Paris abgeschlossene Vertrag über die Rechte der Christen im Orient ohne Kraft und hinfällig ist. Brauchen wir zur Erhärtung des Gesagten noch auf die Vorgänge bei dem Züricher Friedensschluß, auf die Garantie-Versicherungen der Mächte in Bezug auf die Neutralität Luxemburgs hinzuweisen? Brauchen wir da noch die Rede Lord Stanley's über den Werth dieser Garantie-Verheißung als Beweis vorzuführen?

Rufen wir uns einmal das Verfahren der europäischen Mächte im Orient in Erinnerung zurück. Zu Ende des Jahres 1853 war die Pforte zu der Erkenntniß gekommen, daß Europa seine Aufmerksamkeit nicht mehr ausschließlich auf den muhamedanischen Orient richten wolle, sondern daß es sich auch mit dem so lang vernachlässigten christlichen Orient, der von jetzt ab eine an Wichtigkeit täglich zunehmende Rolle spielen sollte, ernstlich zu befassen gedenke. Demzufolge erbot sich die türkische Regierung, in einer an jeden der europäischen Höfe besonders adressirten Erklärung, die Rechte und die Freiheiten der christlichen Bevölkerung anzuerkennen. Rußland, welches die Bedeutung dieser von der Pforte im Angesichte der anderen europäischen Mächte einzugehenden Verbindlichkeit wohl würdigte, Rußland stellte die Forderung auf, daß die Abmachung nur zwischen den zwei kriegführenden Staaten, will sagen zwischen der Pforte und Rußland, abgeschlossen werden solle; dadurch wollte es sich das ausschließliche Protektorat über die Christen des Orients zusichern. Aber England und Frankreich durchschauten diesen Plan und verwarfen unverzüglich den russischen Vorschlag, worauf dann von den vier in Wien berathenden Mächten, von England, Frankreich, Oesterreich und Preußen, in einer am 9. April 1854 abgehaltenen Conferenz — gerade zur Zeit, als der Krieg losbrechen sollte — feierlich zu Protokoll erklärt wurde:

„daß sie vereinigt bleiben zu dem doppelten Zwecke, erstlich zur ungeschmälerten Erhaltung des ottomanischen Reiches, wobei die Räumung der Donau-Fürstenthümer eine der wesentlichen Bedingungen ist und bleiben wird; und dann die bürgerlichen und religiösen Rechte der christlichen Unterthanen der Pforte zu befestigen (de consolider), in Uebereinstimmung mit dem Interesse und den Gesinnungen des Sultans, und durch alle mit seiner Unabhängigkeit und

Souveränetät verträglichen Mittel (Recueil des Traités de la France, par M. de Clercq, tome VI, p. 409)."

Hier handelte es sich also um die Erreichung, sei es durch den Frieden, sei es durch den Krieg, zweier großer Ziele, um die Sicherstellung der beiden Oriente gegen Rußland: des muselmanischen Orients, der schwach und schwächer wird und den man stützen muß, und des christlichen Orients, der stärker wird, sich entwickelt, und den man schützen muß. „Wer diese zwei Gedanken des Krimkrieges nicht auffaßt, sagt Herr Saint-Marc Girardin in einem Artikel der Débats, der sieht zwar die fast unentwirrbaren Schwierigkeiten der türkischen Frage; er achtet aber nicht auf die Auswege, welche die orientalische Frage in ihrer Zukunft birgt."

Mag sein, aber das Geschehene hat auch einen Anspruch auf unsere aufmerksame Beachtung, und wenn wir in die Zukunft blicken, dürfen wir darüber die Vergangenheit nicht vergessen. Herr S.-M. Girardin hat mit vielen Andern Etwas übersehen, das hier nachgeholt und constatirt werden muß. Es wird nämlich bei der Nachforschung über die Ursachen und Veranlassungen eines Krieges Ein Beweggrund oft gar nicht beachtet, ein Beweggrund, der keine geringe Rolle bei den Weltbegebenheiten und keine mindere Triebkraft als die andern auf den Schauplatz stellt: die Rache! Diese heimtückische Begierde war eine der Entstehungs-Ursachen des Krimkrieges. Man wird sich erinnern, daß die ungarischen Revolutions-Führer Kossuth, Bem u. A., sich nach der Katastrophe bei Világos auf türkischen Boden flüchteten, daß Oesterreich und Rußland deren Auslieferung peremtorisch begehrten, und daß die Pforte, berathen, angeeifert und unterstützt von den Westmächten, sie mit ihrem Begehren rundweg abwies. Dies trug sich zu im zweiten Semester 1849. Damals beschloßen Oesterreich und Rußland, an der Türkei für ihre freche Weigerung und Revolutions-Begünstigung Rache zu nehmen. Oesterreich fiel darauf plötzlich ein, daß es eine alte Schuldforderung bei der Türkei ausstehen habe. Es setzte einen großen militärischen Apparat in Bewegung, schickte den Feldmarschall-Lieutenant Graf Leiningen mit einer Sommation nach Konstantinopel und drohte mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen und mit Gewaltmaßregeln. Den Vorwand lieferte freilich die Geldschuld, thatsächlich war es aber ein Rache-Act wegen der verweigerten Auslieferung. England, das durch seinen Gesandten in Wien Vorstellungen erheben und die Integrität der Türkei nachdrücklich betonen ließ, diesem England erwiderte Oesterreich, daß es den territorialen Bestand der Türkei nicht verletzen und daß es bloß seine Schuld eintreiben wolle. Die wahren Beweggründe wird man im österreichischen Archiv vielleicht später, vielleicht auch nie finden; nichtsdestoweniger war Rache die Haupt-Triebfeder. Wenden wir uns nun zu Rußland.

Rußlands schlaue Diplomatie wollte die günstige Gelegenheit auf's Beste ausbeuten. Sie war des Einverständnisses mit Wien über die Rache-Uebung versichert, und sie hatte auch diesbezügliche Erklärungen über die Sendung Mentschikow's, über die Forderungen und Garantie-Verträge zum Schutze der griechischen Glaubensgenossen &c. in Wien abgegeben. Aber sie ging weiter, als verabredet und ausgemacht war, weil sie eben die verlockende Gelegenheit zur Eroberung eines türkischen Gebietstheils (eventuell auch der ganzen Türkei) benützen wollte, und weil sie sich der österreichischen Zustimmung — schon aus Dankbarkeits-Rücksichten für die geleisteten Dienste in Ungarn — versichert hielt. Daher die Besetzung der Donau-Fürstenthümer und die fortgesetzte Occupation trotz der nachherigen Einsprache seitens der Wiener Regierung, daher die Aeußerung des Kaisers Nikolaus über die selbstverständliche Einwilligung Oesterreichs („wenn ich von Rußland rede, rede ich auch von Oesterreich" ...) im Gespräche mit dem englischen Gesandten, Sir Hamilton Seymour. Wenn aus den Eingebungen der Rache und aus der ursprünglich geringen Veranlassung später der mörderische Krieg (der Pentarchen: Frankreich, England, Türkei, Italien und Oesterreich gegen Rußland) in der Krim entsprang, und man vielleicht der Angelegenheit der Flüchtlinge keine so große Bedeutung als verursachendes Agens beilegen möchte, so bitte ich, des Spruches nicht zu vergessen: „Kleine Ursachen, große Wirkungen", und sich die geschichtlichen Illustrationen dazu ins Gedächtniß zu rufen.

Ebenso hat die Rache den Antrieb zu dem Luxemburger Handel im heurigen Frühjahr gegeben. Zur Erklärung muß ich wieder an die Erinnerung auf frühere Vorkommnisse appelliren. Graf Bismarck ist 1865 nach Biarritz gereist. Er hat dort über die vorbereiteten und ihren Schatten voraus werfenden Ereignisse des Jahres 1866 mit dem Kaiser der Franzosen Rücksprache gepflogen, und er hat bei der Gelegenheit nicht unverständliche Andeutungen, möglicherweise auch ausdrückliche Versprechungen über die für Frankreich herausschauenden oder ihm zu gewährenden Compensationen bei einem Kriege zwischen Preußen und Oesterreich gemacht. Richtig ist, daß der französische Gesandte, Benedetti, in Berlin seinerseits wieder Andeutungen und Vorstellungen wegen der Erfüllung der Zusage in Betreff der Entscheidung machte, und daß er vom preußischen Cabinet eine mehr oder minder zarte, jedenfalls abschlägige Antwort erhielt. Kaiser Napoleon schrieb sich das hinter die Ohren, und einige Wochen später begann er den Streit über Luxemburg. Die Absicht war weder die Annexion des Herzogthums an Frankreich, noch die preußische Besatzung hinauszutreiben (wie man dies aus angeblicher Bedrohung Frankreichs freilich als Vorwand benützte), sondern Rache an Preußen für die vorenthaltene Entschädigung (betraf diese nun Saarbrücken oder ein anderes Gebiet) zu nehmen. Beweis dessen, die schnelle Friedensliebe des französischen Hofes und seine Nachgiebigkeit nach befriedigter Rache. Im Vorbeigehn haben wir dies zur Erwägung hier eingeflochten — die Geschichte wird später weitere Aufschlüsse und die Rechtfertigung dieser Ansicht liefern. Jetzt kehren wir wieder zum Orient zurück.

Es war also das Streben der Mächte, den christlichen Orient zu schaffen oder vielmehr zu befestigen, um ihn dereinst an die Stelle des im Untergange begriffenen muselmanischen Orients gegen Rußland als Wall vorzuschieben. Dieser Gedanke, heilsam wie er war und zugleich entsprechend der öffentlichen Meinung in Europa, wurde während des Krieges nicht außer Acht gelassen und erhielt in den Friedens-Verhandlungen zu Paris 1856 einen noch lebhaftern und deutlichern Ausdruck. Die Sitzung vom 25. März 1856 verbreitet ein eigenthümliches Licht über die fraglichen Ideen und Bestrebungen der conferirenden Mächte. In dieser Sitzung wurde über den Artikel verhandelt, der die bürgerlichen und religiösen Rechte der christlichen Unterthanen des Sultans sicherstellen sollte. Graf Walewski hatte diesen den Rechtsschutz aussprechenden Artikel sehr geschickt abgefaßt, und schlug ihn im Namen Frankreichs und Englands zur Genehmigung vor. Da erhob sich Herr von Brunnow, einer der Bevollmächtigten Rußlands, und sprach in seiner Rede von dem besondern Interesse, welches Rußland den Christen des Orients widme; er schlug eine andere Redaktion vor. Der Congreß ging darauf nicht ein. Dabei sprach der englische Gesandte

Lord Cowley, „daß er die von Herrn von Brunnow gebrauchten Ausdrücke von dem besondern Interesse Rußlands für die christlichen Unterthanen der Türkei nicht passiren lassen könne, indem das Interesse, welches die andern Mächte ihnen zu bezeugen nicht aufgehört haben, nicht minder groß und nicht weniger besonders sei." Baron Brunnow replicirte, daß, wenn er die Gesinnungen, von denen sein Hof allezeit beseelt war, hier dargelegt habe, er die gleichen der andern Mächte für ihre „Glaubensgenossen" weder in Zweifel ziehen noch bestreiten wollte. (Congrès de Paris. Traité et protocoles, p. 94.)

Man wird die Feinheit bemerken, welche Herr v. Brunnow in seiner Antwort gebrauchte, indem er das Wort Glaubensgenossen (coreligionaires) dem Worte Christen substituirte. Durch diese schlaue Wendung wollte er die europäischen Mächte verleiten, daß jede ihren Schutz blos über einen Bruchtheil der christlichen Bevölkerung in der Türkei geltend mache, z. B. England und Preußen über die Protestanten (ein sehr geringer Theil), Frankreich und Oesterreich über die Katholiken (auch eine Minderheit), Rußland endlich über die griechischen Christen, und die sind da in der größten Zahl. Indem er also die von ihm vorgeschlagene Redaktion fahren ließ, hielt Herr v. Brunnow das russische Princip doch aufrecht. Dieses Moment wird den Eifer der europäischen Großmächte für die Sache der Christen im Orient ins hellste Licht setzen. Es war förmlich ein Wettstreit unter ihnen; jede wollte am meisten beschirmen, und keine wollte der andern das Verdienst überlassen, ein besserer oder größerer Freund der Christen zu sein.

Was ist aus diesem Eifer geworden? Er ist erkaltet. Seit zehn Jahren häufen sich die Unruhen, die Revolutionen und die Hetzereien in den christlichen Distrikten der Türkei — und die europäischen Mächte sehen ruhig zu, oder halten es gar mit dem Russenthum (wie die famose Depesche des Herrn v. Beust, zu Gunsten Rußlands eine Revision des Pariser Vertrages von 1856 vorzunehmen, den Beweis liefert). Jetzt tritt vielleicht wieder eine Umkehr ein. Es soll in Salzburg zwischen den beiden Kaisern die Aufrechthaltung des Pariser Vertrages von 1856 beschlossen worden sein. Möge sich dies bewahrheiten! Mögen die Großmächte den genannten Vertrag — und namentlich den Artikel 9 desselben, denn in ihm liegt der Schlüssel der Unabhängigkeit und der Zukunft des christlichen Orients — erhalten und zur Ausübung bringen! H. L. B.

Kleine literarische Revue.

— **Ettmüller's Herbstabende und Winternächte,***) von denen wir vor Kurzem die beiden ersten Bände zur Anzeige brachten, haben mit dem eben erschienenen dritten Bande ihren vorläufigen Abschluß erlangt. Derselbe behandelt die Minnesänger des dreizehnten Jahrhunderts, das Volkslied und das Schauspiel des vierzehnten bis sechzehnten Jahrhunderts. Die zahlreichen Proben aus den Liedern der Minnesänger sind in lesbaren Uebersetzungen mitgetheilt, und wer die Schwierigkeiten gerade dieser Art von Uebersetzungen kennt, wird die Mängel, die sich wohl finden, nachsichtig beurtheilen. Mehr gelungen sind die Uebersetzungen des Spieles von den klugen und thörichten Jungfrauen und des sogenannten Redentiner Osterspieles. Hans Sachsens Tragödie von dem hörnen Seifried, desselben Fastnachtsspiel: „Das Wildbad", sowie die Proben aus dem Fastnachtsspiel: „Der todte Mann" sind unverändert mitgetheilt. Alle die Vorzüge, die wir den beiden ersten Bänden nachgerühmt haben, müssen wir auch diesem dritten Bande zuerkennen; nur das Bedauern wollen wir nicht unausgesprochen lassen, daß der Minnesang räumlich auf Kosten des Volksliedes bevorzugt ist. Wir würden uns freuen, wenn dem vorläufigen Abschlusse des Werkes recht bald wieder die Fortsetzung folgte. Was auf Seite 425 und 426 im knappsten Umrisse dargestellt ist, verdiente wohl, dem deutschen Volke in gleicher Weise wieder nahe gebracht zu werden, wie das in den vorliegenden drei Bänden Gebotene. A. R–r.

— **Weiter und weiter,** von Amely Bölte.*) Der Titel des vorliegenden Werkes, auf dem es als „Roman" bezeichnet wird, entspricht seinem Inhalte wenig, denn es umfaßt sieben verschiedene Novellen, Lebensbilder und Charakteristiken. Die Verfasserin besitzt ein sehr bedeutendes Talent klarer, sicherer und lebendiger Entwickelung und Darstellung, mit welchem sie die verschiedensten menschlichen Verhältnisse, in guten und schlimmen Richtungen, zur Anschauung bringt. Auffallend in dieser kleinen Sammlung ist ein kunstgeschichtlicher Beitrag „Etrurien und sein Einfluß auf die Kunst und Michel Angelo". Die Thatsache eines durch etrurische Kunstwerke, namentlich auf Buonarota geübten, unfehlbar durchaus ungünstigen Einflusses dürfte anzuerkennen sein; ungenügend ist aber die Ausführung über die Kunst-Entwickelung des etrurischen Volkes, über deren ästhetischen Werth die Verfasserin die Ergebnisse der neuesten geschichtlichen Forschungen und Betrachtungen nicht berücksichtigt hat. Am Ungenügendsten erscheinen „Englands berühmte Namen"; sie umfassen die Koryphäen: Bulwer, Lady Bulwer, Thomas Carlyle, Anna Jameson, Thackeray, Harriet Martineau, Elliotson, D'Israeli, Robert Owen, Charles Dickens. Die kurzen Charakteristiken enthalten zwar viel Richtiges und Treffendes, sind aber in ihrer leicht skizzirten, fast nur das Oekonomische und Physiognomische berührenden Flüchtigkeit bei weitem nicht so eingehend und erschöpfend, wie jene Vertreter der englischen Literatur es wohl verdient hätten.

— **Ein englischer Sitten-Roman von Florence Marryat.****)

Die vorliegende Dichtung einer Tochter des berühmten, vor etwa zwanzig Jahren verstorbenen englischen Erzählers Capitain Marryat, gehört zu den nunmehr auch im Auslande ziemlich seltenen Kunstschöpfungen, welche, mit vollständiger Ausschließung aller öffentlichen und staatlichen Angelegenheiten und Zustände die Entfaltung des individuellen, auf die Häuslichkeit beschränkten Lebens und seiner wechselnden Erscheinungen und Verhältnisse zum Gegenstande ihrer Darstellung machen. Umfassendere, auf das große Ganze bezügliche Ideen und Strebungen treten in ihnen zurück, die Beschäftigung mit dem eigenen Geschicke, die Vertiefung in die eigene Neigung und Leidenschaft, der Anstoß zu gleichartigen Bewegungen in der nächsten Umgebung ist es, was den engen Raum bekannter und vertraulicher Schranken

*) Herbstabende und Winternächte. Gespräche über deutsche Dichtungen und Dichter. Von Ludwig Ettmüller. Dritter Band. Stuttgart, J. G. Cotta, 1867.

*) Jena, J. Hermsdorf, 1867.

**) Für immer und ewig. Roman von Florence Marryat. Aus dem Englischen von Helene Hardt. Leipzig, B. Schlicke, 1868.



ausfüllt. Noch vor wenigen Jahrzehnden war diese Gattung des Romans die einzige, welche unsere Literatur bereicherte, im Berufe höherer Bildung das allgemeine Interesse bestimmte und fesselte; heutzutage dagegen hat die von politischen und sozialen Tendenzen, nicht immer zum Vortheil der reinen Kunst, versetzte und durchdrungene Darstellung sich der Theilnahme der Lesenden so überwiegend bemächtigt, daß für jene frühere harmlose Art derselben, namentlich soweit sie neu auftritt, leider kaum noch ein Rest uninteressirter, herzlicher Theilnahme wahrzunehmen ist.

In den privaten Kreisen des Einzellebens, des eigenen Sinnens, Anschauens, Schaffens, Erwerbens, Empfindens und Genießens bewegt sich die vorliegende Erzählung, deren Ergebniß man, wie das aller ähnlichen, als eine Lösung nicht sowohl besonderer sozialer, als allgemein menschlicher Fragen und Aufgaben betrachten kann. Der Inhalt besteht in der allmählichen Entwickelung des gegenseitigen Verhältnisses der Glieder einer verarmten britischen Adels-Familie. Diese werden, bei der Verschiedenheit ihrer Bedürfnisse, Anlagen und Charaktere in verschiedenen Richtungen thätig, nach langjährigen, kleineren und größeren Zerwürfnissen, mit und ohne eigenes Verschulden, im Laufe der Zeit einander zum Theil entfremdet und stoßen in ihren Angelegenheiten und Bestrebungen zuletzt mehr oder weniger feindlich auf einander. Als belebender Halt zieht sich durch das Ganze die ideale Verschönerung des Lebens durch malerische und scenische Kunst und die neigungsvolle, wenngleich meist zerstreute und dilettantische Ausübung derselben. Die Entwickelung des reich gegliederten Ganzen, obgleich eine große Menge mannigfaltiger Charaktere, Angelegenheiten und Begegnisse in sich schließend, ist nach wohlgeordnetem Plane übersichtlich und klar; die Darstellung bewegt sich in maßvoller, bequemer, fast naiver Schlichtheit und Einfachheit.

Literarischer Sprechsaal.

Die von der Cotta'schen Buchhandlung angekündigte historisch-kritische Ausgabe von Schiller's sämmtlichen Schriften ist soeben in ihren beiden ersten Bänden erschienen.*)

Diese sind allerdings geeignet, die Aufmerksamkeit der Freunde des großen Dichters, die gern einen tieferen Blick in die Geschichte des Genius thun und das Werden dieses mächtigen Geistes von seinen ersten Anfängen zu verfolgen lieben, in hohem Grade zu befriedigen. Der Herausgeber, Karl Goedeke, den Verehrern Schillers bereits durch die kurzen historisch-kritischen Einleitungen bekannt, die er zu den einzelnen, besonders abgedruckten Dramen desselben geschrieben, hat Alles gesammelt, gesichtet und geordnet, was seit dem Tode des Dichters über seine Erziehung und Bildung, über die Entstehung seiner Schriften und die Veränderungen, die er selbst oder seine späteren Correktoren damit vorgenommen, veröffentlicht worden ist. Auch die tüchtigen Vorarbeiten des Prof. Joachim Meyer von Nürnberg sind, soviel uns bekannt, in seine Hände übergegangen. Und da sich ihm außerdem so verdienstvolle Männer, wie Ellissen, Sauppe, Oesterley u. A. für die Herausgabe angeschlossen, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die im bibliographischen Institut von Hildburghausen erscheinende, kritische Ausgabe Schillers, von Heinrich Kurz, obwohl die Konkurrenz nur vortheilhaft für das Publikum sein wird, eine größere Vollständigkeit nicht wird darbieten können. Von den vorliegenden beiden Bänden umfaßt der erste die Jugend-Versuche, und der zweite die verschiedenen Bearbeitungen der „Räuber". Wir denken darauf in einem ausführlicheren Berichte näher zurückzukommen.

Die Ausgabe, die im Manuscript vollendet ist und im Druck rasch gefördert wird, umfaßt 15 Theile und zwar: I. Jugendversuche, herausgegeben von Dr. K. Goedeke in Göttingen; II. Die Räuber (Schauspiel und Trauerspiel nach den Drucken und Theater-Manuskripten), Wirtembergisches Repertorium, herausgegeben von Dr. W. Vollmer in Stuttgart; III. Fiesko (Druck und Bühnen-Bearbeitung); Kabale und Liebe; Rheinische Thalia, herausgegeben von Dr. W. Vollmer; IV. Leipzig-Dresdner Zeit (Gedichte; Uebersetzungen; Verbrecher aus Infamie; Philosophische Briefe; Geisterseher); herausgegeben von K. Goedeke; V. Don Carlos (Thalia-Ausgabe; Bearbeitung in Prosa); herausgegeben von Hofrath H. Sauppe in Göttingen; VI. Weimar und Jena (Gedichte; Griechisches Theater; Virgil; Spiel des Schicksals; Menschenfeind); herausgegeben von K. Goedeke; VII. Abfall der vereinigten Niederlande; herausgegeben von Dr. A. Ellissen in Göttingen; VIII. Geschichte des dreißigjährigen Krieges; herausgegeben von Dr. H. Oesterley in Göttingen; IX. Kleine historische Abhandlungen; herausgegeben von Dr. W. Müldener in Göttingen; X. Aesthetische Abhandlungen und Recensionen; herausgegeben von Dr. R. Köhler in Weimar; XI. Gedichte; herausgegeben von K. Goedeke; XII. Wallenstein; Maria Stuart; herausgegeben von Dr. H. Oesterley; XIII. Macbeth; Jungfrau von Orleans; Turandot; herausgegeben von Dr. W. Vollmer; XIV. Braut von Messina; Parasit; Neffe als Onkel; Tell; herausgegeben von Dr. H. Oesterley; XV. Huldigung der Künste; Phädra; Nachlaß; herausgegeben von K. Goedeke.

Der vorgedachten Schiller-Ausgabe dürfen wir mit vollem Rechte die historisch-kritische Edition des von der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft herausgegebenen Schlegel-Tieck'schen Shakespeare anreihen, von welcher so eben der erste Band erschienen.**)

Eine Edition dieser Art ist bekanntlich von Anfang an die Aufgabe gewesen, welche die am dreihundertsten Jahrestage Shakespeare's gegründete, deutsche Gesellschaft sich gestellt hat. Diese besitzt in ihrem Schoße alle diejenigen Mittel und Kräfte, die zur befriedigendsten Lösung einer solchen, die englische und die deutsche Kritik Shakespeare's in gleicher Weise berücksichtigenden Ausgabe erforderlich sind. Seit der Zeit der Wiedergeburt der deutschen Dichtung und Literatur durch Lessing, Göthe und Schiller steht es im Publikum fest, daß kein Anderer, wie A. W. Schlegel, der Genosse und Mitstrebende jener Zeit, in unserer Sprache die großen Gedanken des britischen Dichters in entsprechender Form wiederzugeben verstanden. Gildemeister, der Uebersetzer Byron's, sagt in seiner Einleitung zu einer von ihm veranstalteten Uebertragung des „König Johann": „Gewisse

*) Schiller's sämmtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe. Im Verein mit A. Ellissen, R. Köhler, W. Müldener, H. Oesterley, H. Sauppe und W. Vollmer von Karl Goedeke. Erster und zweiter Theil. Stuttgart, Cotta, 1867.

**) Shakespeare's dramatische Werke, nach der Uebersetzung von Aug. Wilh. Schlegel und Ludw. Tieck, sorgfältig revidirt und theilweise neu bearbeitet, mit Einleitungen und Noten versehen, unter Redaction von H. Ulrici, herausgegeben durch die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft. Erster Band (VIII u. 525 S. gr. 8.) Berlin, Georg Reimer, 1867.

Ausdrücke, Wendungen, Sentenzen rc. der Shakespeare'schen Dramen haben von Schlegel ihr deutsches Gewand für alle Zeiten erhalten; es kann ihnen nicht mehr abgestreift werden, ohne ein Stück ihres poetischen Lebens mit abzureißen." Bei den von Schlegel übersetzten Dramen kann es sich daher nur darum handeln, die von ihm, aus Mangel an Kenntniß der zum größten Theil erst später in England und Deutschland zur Anwendung gekommenen historischen Kritik Shakespare's, begangenen Versehen und Irrthümer zu berichtigen und mit taktvoller Hand einzelne Stellen im Geiste des Originales zu korrigiren. Anders verhält es sich dagegen mit den viel später, unter Tieck's Namen im deutschen Publikum eingeführten Stücken von Shakespeare, die an großen Mängeln leiden und daher zum Theil einer Umarbeitung bedürfen. Jener Berichtigung und Korrektur, sowie dieser Umgestaltung hat sich nun die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft unter der Redaction ihres kundigen Vorsitzenden, Professor H. Ulrici, unterzogen. Letzterer hat zu dem vorliegenden ersten Bande die allgemeine Einleitung geschrieben, welche eine Geschichte Shakespeare's und seiner Dichtungen auf 128 Seiten umfaßt. Es schließen sich daran „König Johann", „König Richard der Zweite" und „König Heinrich der Vierte" (Erster Theil), durchgesehen, eingeleitet und erläutert, das erste Stück von K. Elze und die letzten beiden von Alexander Schmidt. Wir denken auch auf diese Arbeiten näher zurückzukommen. Einstweilen empfehlen wir den Bestellern der neuen historisch-kritischen Cotta-Ausgabe Schillers auch die Anschaffung der neuen Shakespeare-Ausgabe im Verlage von Georg Reimer.

Der von uns in den ersten Blättern des vorigen Monats mitgetheilte Artikel Mazzini's gegen die weltliche und geistliche Macht des Papstes einerseits und gegen den Atheismus und Materialismus andrerseits*) hat die allgemeine Aufmerksamkeit auf die philosophische Seite dieses revolutionairen Kopfes gelenkt, der selbst gegen jede Zusammenstellung und Vergleichung seiner Bestrebungen mit denen der französischen Schreckensmänner des vorigen Jahrhunderts auf das Lebhafteste protestirt. Seitdem ist uns aus Hamburg die deutsche Uebersetzung eines Theiles der gesammelten älteren Schriften Mazzini's in zwei Bänden zugegangen.**) Die Auswahl ist von der Uebersetzerin, Fräulein Ludmilla Assing, aus den zu Mailand bei Daelli in sieben Bänden erschienenen Originalen getroffen. Sie beginnt mit einer im Jahre 1861 geschriebenen Geschichte des Bundes Giovine italia, dessen Organisationsplan von Mazzini, 1831, im Anschluß an die Carbonaria, entworfen wurde. Aus dem Plane selbst, wie aus Mazzini's Erzählung seines Ursprunges, ist ersichtlich, daß der berühmte Demagog seit mehr als dreißig Jahren von der Idee beherrscht ist, nicht mehr Frankreich, sondern Italien sei fortan dazu berufen, auf dem Gebiete der religiös-politisch-sozialen Reformation unter den romanischen Völkern die Initiative zu ergreifen. „Ich hatte die Ueberzeugung, sagt er unter Anderem, daß in Europa eine Leere eingetreten sei, daß die Autorität, d. h. die wahre, gute, heilige Autorität, in welcher stets und allezeit — mögen wir es uns nun gestehen, oder nicht — das Geheimniß des Lebens zu finden, die Autorität, die von Vielen unvernünftig geleugnet wird, die man mit einem Scheinbilde, einer Lüge der Autorität verwechselt, so daß man Gott zu leugnen wähnt, während man nur die Götzen leugnet — daß diese Autorität, sage ich, verschwunden und unter den Menschen erloschen sei und daß deshalb in keinem Volke mehr die Kraft der Initiative lebt. Dies ist der Gedanke, den nachmals die Jahre, meine Studien und der Schmerz, den ich empfunden, unumstößlich in meiner Seele bestätigt und in Glauben verwandelt haben ... Noch bevor er zur Reife gelangt war, blitzte mir aus jenem Gedanken, wie ein Stern der Seele, die unendliche Hoffnung entgegen: Italien, das wiedergeborene, wird dadurch mit Einemmale der Missionair eines weit umfassenderen Glaubens des Fortschrittes und der Verbrüderung der Menschheit, als es der alte Glaube war ... Aus Rom, das bereits zweimal das einheitliche Leben der Welt erhoben, aus dem Rom des italiänischen Volkes, wird eine dritte, noch umfangreichere Einheit erstehen, die den Himmel und die Erde, Recht und Pflicht, harmonisch verbindet."

An diese Geschichte der Giovine Italia knüpft sich in den vorliegenden Bänden eine Reihe von politischen und sozialen Abhandlungen aus den Jahren 1831 bis 1861. Zu bedauern ist, daß die Uebersetzerin nicht auch die rein literarischen Aufsätze Mazzini's berücksichtigt hat, worin sich derselbe auch sehr eingehend mit deutscher Literatur beschäftigt und unter Anderem seine Vorliebe für Schiller's „Don Carlos" und für den Marquis Posa zu erkennen giebt.

Es ist seinerzeit viel von der sogenannten „Cogitanten-Gemeinde" die Rede gewesen, als deren Stifter Dr. Eduard Löwenthal genannt wurde. Letzterer, der jetzt in Dresden lebt, steht im Begriff, am 11. November dort eine „Cogitanten-Akademie" zu eröffnen, die in zwei Abtheilungen, eine propädeutische und eine fachwissenschaftliche, zerfallen soll. Die erstere, zur eventuellen Ergänzung der Vorkenntnisse, welche zum Besuche der letzteren für nöthig erachtet werden, umfaßt den Unterricht in Sprachen, Naturgeschichte, Weltgeschichte, Mathematik, Zeichnen und Gesanglehre, und sollen dafür schon tüchtige Lehrkräfte gewonnen sein. Was die fachwissenschaftliche Abtheilung anbelangt, so enthält sie eine philosophische, eine naturwissenschaftliche (incl. medizinische) und eine Staats- und gesellschaftliche (incl. juristische) Facultät, die bei regelmäßigem Besuch mit allen ihren Disciplinen in zwei Semestern (zehn Monaten), bei täglich vier Stunden Vortrag, absolvirt werden sollen. Das Vorhaben des Vorstandes der Akademie, Dr. Löwenthal, erscheint unter den dermaligen Zeitumständen als märchenhaft; indeß hat er in einem am 27. October d. J. zu Dresden gehaltenen Vortrage erwähnt, daß ihm nicht nur die Bewilligung der Regierung zur Ausführung desselben schon geworden, sondern daß auch ein eigenes Gebäude für die Zwecke der Akademie gemiethet worden sei. Für Letztere nahm Dr. Löwenthal die Bedeutung einer auf Denkfreiheit beruhenden Hochschule in Anspruch, auf welcher die akademische Freiheit darin bestehen solle, nicht, wie auf den bestehenden (Brodstudiums-) Universitäten, nichts, sondern recht viel zu lernen, und berief er sich bei seiner Beleuchtung der Gebrechen unserer jetzigen Universitäten auf das Urtheil des Professors Beckers in München und auf das bekannte, welches Schiller im Jahre 1789 in seiner akademischen Antrittsrede zu Jena ausgesprochen. — Es muß der Zeit zur Beurtheilung überlassen bleiben, wie sich die Praxis des Unternehmens der „Cogitanten-Akademie" zur Theorie desselben verhalten wird.

---

*) Das Original dieses Artikels war uns aus Amerika zugegangen.

**) Giuseppe Mazzini's Schriften. Aus dem Italiänischen, mit einem Vorwort von Ludmilla Assing. Zwei Bände (335 und 324 S.) Hamburg, Hoffmann und Campe, 1868.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — Berlin, den 23. November 1867. — [Nº 47.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Neue Essays (741)
über Kunst und Literatur

von

Hermann Grimm.

Velinpapier. gr. 8. 1865. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reisen durch Südamerika.

Von

Johann Jacob von Tschudi.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten.

Erster bis dritter Band.

8. Geh. Jeder Band 3 Thlr.

So eben erschien von diesem allgemein mit grosser Auszeichnung aufgenommenen Reisewerke des bekannten Verfassers der dritte Band. Derselbe enthält die Reise durch die Provinzen Espiritu Santo und Rio de Janeiro, den Besuch der Colonien in Sao Paulo und in Santa Catharina; durch eine grosse Anzahl Abbildungen nebst 3 Karten illustrirt, übertrifft er noch die vorhergehenden Bände an Reichhaltigkeit wie an Neuheit und Interesse der ethnographischen Schilderungen und Culturbilder aus den vom Verfasser bereisten Gegenden Brasiliens. (742)

Complet in neuer berichtigter Ausgabe (Herbst 1867), welche die jüngsten politischen und geographischen Veränderungen aufgenommen hat, erschien im **Bibliographischen Institut** in Hildburghausen und ist in allen Buchhandlungen vorräthig: (743)

Meyer's grosser Hand-Atlas in 100 Karten, redigirt v. **L. Ravenstein.**

Preis: In Mappe 12½ Thlr. — in ächten Saffian gebunden 15 Thlr.

Meyer's kleiner Hand-Atlas, allg. Auszug in 30 Karten. Geb. 4 ℛ

do.	do.	für Nord-Deutschland,	do.	32	„	„ 4½ „
do.	do.	„ Süd-Deutschland,	do.	30	„	„ 4 „
do.	do.	„ Oesterreich,	do.	30	„	„ 4 „

Verlag von Bernhard Tauchnitz.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen: (744)

Geschichte
der
biblischen Literatur
und des
jüdisch-hellenistischen Schriftthums.

Historisch und kritisch behandelt
von
Dr. Julius Fürst,
Professor an der Universität zu Leipzig.
Erster Band.
gr. 8. brosch. 2½ Thlr.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben: (745)

Reisen
in
Siam und Kambodja
im Jahre 1863.
Die Völker des östlichen Asien.
Dritter und vierter Band.
Von
Dr. **Adolf Bastian.**

III. Band. Reisen in Siam mit einer Karte von Hinter-Indien vom Professor Dr. H. Kiepert. Lex.-8. Eleg. broch. 3⅔ Thlr.
IV. Band. Reisen in Kambodja. Lex.-8. Eleg. broch. 3 Thlr.

Dieses Werk enthält im dritten Bande die interessanten Reise-Erlebnisse des Herrn Verfassers in Siam; im vierten die in Kambodja, unter Festhaltung des ethnographischen Gesichtspunktes, der denselben bei seinen Untersuchungen leitete. In Bildern und Schilderungen, die dem wirklichen Leben nach eigener Anschauung entnommen sind, lernen wir durch Herrn Dr. Bastian die Ostasiatischen Völker und deren Geistesleben kennen.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Berthold Auerbach's (746)
Deutscher Volkskalender
auf das Jahr 1868.

Mit Beiträgen von Ludwig Bamberger, Friedrich Mohr, H. A. Oppermann, Alfred Woltmann, Max Maria von Weber und Erzählungen des Herausgebers: **Das Frankfurter Loos, Michel Phönix, Das Glück auf der Extrafahrt** (Ein Pfingstabenteuer), sowie **Neue Stücklein vom alten Gevattersmann,** mit zahlreichen Bildern von Paul Thumann. Neue Kalendergedichte von Emil Rittershaus.

Preis 12½ Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Bei **Orell, Füßli u. Cie.** in Zürich ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte
Jesu von Nazara
in ihrer Verkettung mit dem Gesammtleben seines Volkes frei untersucht und ausführlich erzählt
von
Dr. **Theodor Keim,**
Prof. der Theologie an der Universität Zürich.
1. Band: **Der Rüsttag.**
Preis: Rthlr. 3. 10 Sgr., fl. 5. 48 kr. rhn.

Wohl in keiner andern geschichtlichen Darstellung des Lebens Jesu findet sich die christliche Frömmigkeit, die pietätsvolle Verehrung Jesu als des Heilandes der Menschheit einerseits, und wissenschaftlich freie Forschung andererseits so ganz und voll vertreten. Es ist diese Arbeit des berühmten Verfassers ein wissenschaftliches Kunstwerk und wird vermöge des blühenden Stils der Erzählung nicht nur Gelehrte, sondern überhaupt jeden Gebildeten zu fesseln wissen. (747)

So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Brockhaus'
Bibliothek der deutschen Nationalliteratur
des 18. und 19. Jahrhunderts.

Jeder Band (15—20 Bogen) geheftet nur 10 Ngr., gebunden 15 Ngr.

Diese Sammlung soll dem deutschen Volke die reichen Schätze der neuern deutschen Nationalliteratur in correcten, schön ausgestatteten und wohlfeilen Ausgaben darbieten. Jedes Werk wird von einem namhaften Schriftsteller der Gegenwart herausgegeben, mit Einleitung und, wo nöthig, mit erläuternden Anmerkungen begleitet.

Die bereits erschienenen Bände sind nebst einem Prospect über die ganze Sammlung in allen Buchhandlungen vorräthig. (748)

In dem unterzeichneten Verlage erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Achtundzwanzigster Jahrgang.



Mit 8 Stahlstichen nach Zeichnungen von W. Amberg, C. Arnold, L. Burger, J. H. Kretzschmer u. A. und 4 Holzschnitten gezeichnet von Adalbert Müller und O. Wisniesky.

Mit Gedichten von **Emanuel Geibel** und **K. A. Heigel**, Erzählungen von **Friedrich Gerstäcker** (Das böse Gewissen), **Max Ring** (Wie man Hofrath wird), **Julius Rodenberg** (Der Kroat), **Edmund Höfer** (Der erste Jagdtag) und sonstigen interessanten Beiträgen von **A. Lammers** (Die Welt-Ausstellungen), Dr. **L. Posner** (Schule und Gesundheit), **Karl Biedermann** (Preußen und die deutsche Einheit), Dr. **H. Schwabe** (Die Kunst-Industrie in England, Frankreich und Deutschland), Dr. **Anton Vollert** (Der Herzog von Enghien), endlich die **Chronik der neuesten Erfindungen**, und **Rezepte** von D. Philipp und **Kleiner** Wirthschaftskalender für **Hausfrauen** von Dr. Jacobsen. (749)

Berlin, im November 1867. **Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.**

Im Verlag von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Von Spitzbergen zur Sahara.

Stationen eines Naturforschers auf Spitzbergen, in Lappland, Schottland, der Schweiz, Frankreich, Italien, dem Orient, Aegypten und Algerien.

Von

Charles Martins,

Professor der Naturgeschichte an der medicinischen Fakultät zu Montpellier, Director des botanischen Gartens daselbst, correspondirendem Mitgliede des Institut de France und der Geologischen Gesellschaft zu London.

Autorisirte und unter Mitwirkung des Verfassers übertragene Ausgabe.

Aus dem Französischen.

Mit Vorwort von **Carl Vogt.** (750)

2 Bände. Groß-Octav. broch. 3⅔ Thlr.

Carl Vogt sagt über den Werth dieses Buches von **Ch. Martins** Folgendes:

„So sehr Martins auch Franzose ist in Gesinnung und Richtung, so sehr ist er auf der anderen Seite mit deutschem Geiste genährt und durch seine unter den Gelehrten seines Landes seltene Kenntniß der Kultursprachen befähigt, auch den Arbeiten und Richtungen der übrigen Länder Rechnung zu tragen. Martins war vielleicht der Erste, welcher die Franzosen mit den naturwissenschaftlichen Arbeiten Goethe's bekannt machte; seine Forschungen, Reisen und Abenteuer erstrecken sich über einen Raum, den nur wenige Forscher durchmessen zu haben sich rühmen können, über 50 Breitengrade, von den aus dem Eismeere hervorragenden Felsenkämmen Spitzbergens bis zu den glühenden Sandebenen der Sahara. Es ist ein populäres Buch im wahren Sinne des Wortes, eben so klar und verständlich wie angenehm und unterhaltend.

Vor Kurzem erschien in unserem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Voigt (F.) — Geschichte des brandenburg.-preußischen Staates.

1860. gr. 8. 2 Thlr.; in Leinwand gebunden mit Deckelpressung 2 Thlr. 10 Sgr.

Das Schulblatt für die Provinz Brandenburg sagt über das Werk u. a.:

Das kurze Vorwort betont sehr richtig die beiden Punkte, die der Herr Verfasser bei Concipirung und Niederschreibung seines Buches als ein besonderes Ziel, als eine vorzügliche Aufgabe im Auge gehabt hat, nämlich das Hervorheben des nie unterbrochenen innigen Zusammenhanges zwischen der märkischen und der deutschen Geschichte, dann die objektive Darstellung des Thatsächlichen unter Ausschließung alles anekdotischen Beiwerks." (751)

„Droysen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich diese dem Leser vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat seine Aufgabe trefflich gelöst. — — Auch die Darstellung der zwischen liegenden Zeit, für die Voigt am meisten auf sich selber angewiesen war, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unseres Jahrhunderts, von der Thronbesteigung des großen Kurfürsten bis zum Tode des großen Königs kann sich dem Anfange und Ende sehr wohl zur Seite stellen." Literar. Centralblatt.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Verlag von Louis Gerschel in Berlin.

Lehrbuch der Photographie.

Nach Vorlesungen gehalten an der Königl. Gewerbe-Akademie zu Berlin von Dr. **Hermann Vogel**, Lehrer der Photographie an der Königl. Gewerbe-Akademie zu Berlin, Vorsitzendem des Deutschen Photographen-Vereins zu Berlin, Redacteur der Photographischen Mittheilungen, Mitglied der internationalen Jury der Pariser Ausstellung von 1867.

Erste Abtheilung; Photochemie und Photographische Optik. Mit einer Farben- und einer photographischen Tafel und in den Text gedruckten Holzschnitt-Illustrationen. Velinpapier. (So eben erschienen.) gr. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Der Verfasser dieses Werkes ist durch seine theoretische wie praktische Thätigkeit auf dem Gebiete der Photographie weithin bekannt. Er hat das zerstreut umher liegende Material gesammelt, gesichtet und geordnet. Die neuesten Erfindungen haben Berücksichtigung gefunden. — Die zweite Abtheilung wird die Photographische Praxis, die dritte die Photographische Aesthetik behandeln. Diese beiden Lieferungen, die im Laufe der nächsten Zeit erscheinen, werden schwächer als die erste sein, und das Ganze bei einem Umfange von höchstens 30 Bogen den Preis von 3 Thlr. Pr. Cour. voraussichtlich nicht überschreiten. (752)

Außerordentliche Preisermäßigung von: 9 Thlr. 20 Sgr. auf 3 Thlr.

Aus Schinkel's Nachlaß.

Reisetagebücher, Briefe und Aphorismen.

Mitgetheilt und mit einem **Verzeichniß sämmtlicher Werke Schinkel's und einem Katalog des künstlerischen Nachlasses versehen von**

Alfred Freiherrn von Wolzogen.

Vier Bände. 110½ Bogen gr. 8. geheftet.

Mit 4 Portraits und 1 Skizze in Photographie, 1 Facsimile, 2 Plänen in Steindruck und 22 in den Text gedruckten Holzschnitten.

Früherer Preis 9 Thlr. 20 Sgr., jetzt nur 3 Thlr.

Um auch weniger bemittelten Kreisen **diese wichtige und interessante Sammlung** zugänglich zu machen, ist eine Anzahl von Exemplaren zu **diesem billigen Preise** zur Disposition gestellt und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Kgl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin. (753)

Spielwerke

mit 4 bis 48 Stücken, worunter Prachtwerke mit Glockenspiel, Trommel und Glockenspiel, mit Himmelsstimmen, mit Mandolinen, mit Expression u. s. w. (754)

Spieldosen

mit 2 bis 12 Stücken, ferner Necessaires, Cigarrenständer, Schweizerhäuschen, Photographie-Albums, Schreibzeuge, Cigarren-Etuis, Tabaks- und Zündholzdosen, tanzende Puppen, Arbeitstischchen, alles mit Musik, ferner Stühle spielend, wenn man sich darauf setzt, empfiehlt **J. H. Heller** in **Bern.** Franco.

Diese Werke, mit ihren lieblichen Tönen jedes Gemüth erheiternd, sollten in keinem Salon und an keinem Krankenbette fehlen; — großes Lager von fertigen Stücken. — Reparaturen werden besorgt. — Selbstspielende, elektrische Klaviere zu Frcs. 10,000.

Revue moderne.

Novembre 1867.

A. Laugel, La représentation des minorités. — M. Movila, Loupo (suite). — V. Chauffour-Kestner, Histoire du droit de paix et de guerre. — Multatuli, Max Havelar. — A. Mercier, La politique du grand livre. — M. Chaumelin, Les beaux-arts à l'exposition universelle: peinture. — F. Otte, Poésies alsaciennes. — Notices et critiques. — Varia. — A. Kaempfen, Paris en feuilles volantes. — L. de Ronchaud, Chronique politique. — M. Block, Périodiques étrangers.

Preis des Jahrganges 14 Thlr. (755)

Dieser Nummer liegt bei 1) ein Verzeichniss von **Literarischen Neuigkeiten und Festgeschenken** im Verlage von **J. J. Weber** in **Leipzig.** 2) Prospekt über ein Werk unter dem Titel: **Der Rhein**, von **W. O. von Horn.** Verlag von **Julius Niedner** in **Wiesbaden.** (756. 57)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die dreispaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Franz Pfeiffer: Zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache.*)

Es ist noch nicht lange Zeit verstrichen, seit die Wissenschaft von deutscher Literatur und Sprache zu einer selbständigen geworden ist und in einer verhältnißmäßig so jungen Wissenschaft kann es nicht überraschen, wenn Ansichten und Meinungen derjenigen Männer, die jene Wissenschaft, so zu sagen, erst geschaffen und dann lange Zeit, wie das ebenfalls natürlich, beherrscht haben, sich nach und nach so fest eingebürgert haben, daß man an ihrer Richtigkeit kaum noch zu zweifeln wagt. Soll nun die Wissenschaft sich weiter entwickeln, so wird es nöthig sein, immer wieder nachprüfend auch das anscheinend am Meisten Sichergestellte, das durch die besten und berühmtesten Namen Vertretene von Neuem zu untersuchen. Oft genug wird es da zu berichtigen geben, wo man bis jetzt keine Ahnung von einem Irrthume hatte. Schlimm freilich ist es, wenn dadurch eine erbitterte, nicht allein der Sache dienen wollende Polemik hervorgerufen wird, denn durch eine solche wird die Wissenschaft mehr gefährdet als gefördert. Eine Polemik im guten Sinne ist da zu finden, wo nicht die Lust am Widerspruch und an der Negation die Feder führt, sondern die Liebe zur Wahrheit, das ernste aufrichtige Streben, an die Stelle des Bekämpften Positives zu setzen, und durch Nachweis und Widerlegung des Irrthums die Wissenschaft zu fördern. Eine solche Polemik ist ebenso wohlberechtigt, wie unentbehrlich. Ist doch alles lebendige Weiterarbeiten mit Nothwendigkeit bis zu einem gewissen Grade gegen die bestehenden Systeme der Wissenschaft gerichtet und eben der Conflikt mit ihnen das Zeichen der Productivität; denn nicht die ruhige Zustimmung, sondern — wie Göthe sagt — „der Widerspruch macht productiv".

„Freie Forschung" ist daher das Losungswort der Wissenschaft von deutscher Sprache und Literatur ebenso, wie es das aller Wissenschaft ist, und getreu diesem Losungsworte, das es sogar zu seinem Titel gemacht hat, bietet uns das unten angezeigte Buch eine Reihe von Aufsätzen, die zum guten Theil polemisch sind, polemisch aber im guten Sinne des Wortes. Daß es bei dieser Polemik zuweilen etwas scharf hergehen mußte, wird leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß es galt, entweder tief eingewurzelte oder wenigstens von hervorragenden Männern der Wissenschaft herrührende Irrthümer zu bekämpfen.

Für ein Meisterstück der Polemik müssen wir die beiden Abschnitte über Freidank erklären, die bereits in den Jahren 1855 und 1856 erschienen und gegen Wilhelm Grimm's Hypothese, daß Walther von der Vogelweide der Verfasser des mittelalterlichen Lehrgedichts „Freidanks Bescheidenheit" sei, gerichtet sind. Pfeiffer ist, wohl nach der Meinung aller Sachverständigen, als Sieger aus diesem Streite hervorgegangen; um so wohlthuender berührt neben jenen vernichtend scharfen Abhandlungen der von wärmster Pietät gegen einen Heros der Wissenschaft, von der neidlosesten Anerkennung des Verdienstes zeugende Nachruf an Wilhelm Grimm, der alsbald nach dessen Tode in der Wiener Zeitung veröffentlicht wurde und in unserem Buche auf Seite 379—397 wieder abgedruckt ist. Ihm folgt ein ebenso warmer und pietätvoller Nachruf an Ludwig Uhland, zu dessen vertrautesten Freunden unser Verfasser sich zählen durfte.

Wir dürfen in Rücksicht auf den Raum nicht so eingehend über die einzelnen Abschnitte berichten, wie wir es wohl möchten und müssen uns nur auf die Inhaltsangabe beschränken. In das Gebiet der deutschen Literaturgeschichte führen die Abschnitte über den Dichter der Nibelungenlieder, als welchen Pfeiffer mit großer Wahrscheinlichkeit den österreichischen Ritter von Kürenberg, den ältesten deutschen Minnesänger bezeichnet, sowie der über den Dichter Bligger von Steinach, dem hier mit ebenso großer Wahrscheinlichkeit ein uns erhaltenes Bruchstück eines epischen Gedichtes zugeschrieben wird, welches, wenn es ganz erhalten wäre, zu den Perlen der alten deutschen Literatur gezählt werden müßte. Das hier abgedruckte Bruchstück ist von so großer Schönheit, daß es uns — abgesehen von allen äußeren Gründen — glaublich erscheinen muß, wenn Pfeiffer vermuthet, wir hätten darin einen Theil jenes Gedichtes von Bligger von Steinach, welches einen Gottfried von Straßburg, den poesiereichsten und geschmackvollsten unserer alten Dichter, zum enthusiastischen Lobe begeisterte. In das Gebiet der Literaturgeschichte gehören ferner die geistvollen Aufsätze über Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg und Konrad Fleck.

In das Gebiet der Kultur- und Rechtsgeschichte führt uns ein von außerordentlicher Belesenheit und von scharfsinniger Kritik zeugender und die annehmbarsten Vermuthungen aufstellender Artikel über Hünengräber und Dingstätten, der an die zahlreichen Stellen anknüpft, in welchen der Gunzerle, jene räthselhafte in der Nähe von Augsburg gelegene und in Chroniken und Urkunden des elften bis dreizehnten Jahrhunderts häufig genannte Oertlichkeit, erwähnt wird.

Einen alteingewurzelten Irrthum bekämpft der Verfasser — wie wir meinen, ebenfalls siegreich — in dem in die Geschichte der Sprachen einführenden Artikel über Wesen und Bildung der höfischen Sprache in mittelhochdeutscher Zeit. Die herkömmliche Meinung, daß es in mittelhochdeutscher Zeit, mit mehr oder minder mundartlichen Abweichungen und Besonderheiten, eine gemeinsame Schrift- und Dichter-Sprache gegeben habe, oder um es mit Lachmann's Worten auszudrücken: „daß die Dichter des dreizehnten Jahrhunderts bis auf wenige mundartliche Eigenheiten ein bestimmtes unwandelbares Hochdeutsch geredet haben, sowie daß die Grundlage dieser allgemeinen höfischen Sprache die schwäbische Mundart gewesen sei, eine Meinung, die bis jetzt ein Grammatiker dem andern nachschrieb, wird hier dahin beschränkt, daß die Gemeinsamkeit in der Hof- und Dichter-Sprache es keineswegs mit den Wurzellauten zu thun hatte, sondern sich lediglich auf die Flexions- und Ableitungs-Silben beschränkte. In den Verbal- und Nominal-Flexionen hat seit den letzten Jahrzehnden des zwölften Jahrhunderts in der Sprache der Dichter, mochten diese nun dem obern oder niedern Deutschland angehören, nahezu vollkommene Uebereinstimmung geherrscht, und auf dieser Uebereinstimmung beruht ausschließlich das Charakteristische, das Gemeinsame der höfischen Sprache im Gegensatz zu den Volks-Mundarten.

Verwandten Inhalts sind die Aufsätze: „Die Kanzlei-Sprache Kaiser Ludwig's des Baiern" und „Unhöfische Worte", von denen der letztere hier zum ersten Male gedruckt vorliegt und von jenen Worten handelt, die gegen den höfischen Brauch verstießen und deßhalb am Hofe, sowie bei höfischen Dichtern verpönt und gemieden waren. Auch dieser Aufsatz ist polemischer Natur und bekämpft die Ansicht der Lachmann'schen Schule, nach welcher der Ausdruck „unhöfische Worte" auf eine Menge von Wörtern ausgedehnt wird, denen wir selbst bei den besten Dichtern begegnen.

*) Freie Forschung. Kleine Schriften zur Geschichte der deutschen Literatur und Sprache. Von Franz Pfeiffer. Wien, Tendler und Comp. 1867.

Von allgemeinerem Interesse ist bei dieser Untersuchung das Ergebniß, daß im Mittelalter, d. h. während der Blüthen-Periode der höfischen Poesie, unter Gebildeten in Bezug auf Anstand in Wort und Rede dieselben Grundsätze walteten wie heute noch, und daß die Gegenwart in dieser Hinsicht vor jener Zeit Nichts voraus hat.

Den Schluß des Buches bilden zwei Recensionen, eine über die Auswahl von Minneliedern, die Lachmann und Haupt unter dem Titel „Des Minnesangs Frühling" herausgaben, die andere über eine Neudichtung einer altdeutschen Sage, die Wilhelm Hertz unter dem Titel „Hugdietrich's Brautfahrt" veröffentlichte. Während die Erstere ein mehr sprachliches Interesse bietet, betrachtet die Zweite ihren Gegenstand mehr vom ästhetischen und vom nationalen Standpunkte. Wir empfehlen die Letztere den deutschen Dichtern angelegentlich, denn wir müssen dem Verfasser von Herzen zustimmen, wenn er unter Anderem sagt: „Die deutsche Literatur des Mittelalters besitzt eine große Fülle volksmäßiger epischer Dichtungen, die in hohem Grade würdig wären, unter den Händen echter Dichter zu frischem Leben zu erwachen und der deutschen Lesewelt in neuen Gestaltungen wieder vorgeführt zu werden. Diesen uralten Sagenstoffen, in denen einst unser Volk seine historischen Erinnerungen einer großen Vorzeit, seine sittlichen und religiösen Anschauungen, sein ganzes Sein und Denken niederlegte und zum poetischen Ausdruck brachte, wohnt soviel Frische und Ursprünglichkeit, soviel Tüchtigkeit und unverwüstliche Kraft inne, daß sie, von den Entstellungen späterer Zeit gereinigt und in einer dem Geschmacke der Gegenwart entsprechenden Form erneuert, auf diese gewiß ebensoviel Reiz und Zauber ausüben würden, als sie es durch Jahrhunderte auf unsere Vorfahren gethan haben. Denn was in diesen Sagen lebt und pulsirt, ist Fleisch von unserem Fleische und Blut von unserm Blute; es ist der germanische Volksgeist dessen kräftiger Hauch darin weht und waltet.

Unter den Erneuerungen unserer alten Volkssagen, die ich für wünschenswerth und erfolgreich halte, sind aber keine bloßen Uebersetzungen gemeint, zumal nicht nach der Art jener, wie sie in jüngster Zeit dutzendweise auf den Markt gebracht wurden, deren Verfasser sich, weiß der Himmel welches Verdienst erworben zu haben glauben, wenn sie ganze Reihen altdeutscher Gedichte schwunglos, handwerksmäßig, in oft sehr zweifelhaftes Neu-Hochdeutsch umschreiben und das Ganze, wie sie es eben finden, meist auf Grund schlechter Handschriften und unkritischer Drucke, unverändert, mit Haut und Haar ihren Lesern vorsetzen. Nicht in solcher Weise darf man der Gegenwart jene Sagenbildungen darbieten, wenn sie Geschmack und Gefallen daran finden soll, sondern es müssen wirkliche Neugestaltungen, freie dichterische Reproduktionen sein."

Wir scheiden von dem Buche mit dem Ausdrucke vollster Befriedigung und mit dem Wunsche, daß nicht nur die Fach-Gelehrten, sondern Alle, die zu den Gebildeten sich zählen, sich desselben freuen möchten. A. R—r.

Die Frauen-Arbeit.*)

Zu den vielen ungelösten Fragen, welche die Gegenwart bewegen, und die deutlich darthun, daß wir uns in einem jener Uebergangs-Zeitalter befinden, dem die alten Formen überlebt erscheinen, und das doch noch keine neuen gefunden hat, gehört auch die Frage, welche Stellung die auf eigenen Erwerb angewiesene Frau in Zukunft einzunehmen habe? — Viele wohlwollende Geister, viele gewandte Federn bemühen sich im Dienste dieser hochwichtigen Angelegenheit, und so verschiedenartig auch die zu Tage tretenden Ansichten sein mögen, sie scheinen doch nicht so zu divergiren wie auf anderen Gebieten.

Darin sind wohl Alle einig, daß die Arbeitskraft der Frauen, besonders der unverheiratheten, systematischer als bisher verwerthet werden müßte, daß es wünschenswerth wäre, zu den vorhandenen Erwerbsquellen, besonders für Gebildetere, neue hinzuzufügen, und daß die Vorbildung der Frauen für einen solchen Beruf möglichst früh zu beginnen habe.

Ueber die Mittel zur Erreichung dieser Zwecke ist man jedoch noch recht abweichender Meinung, und manche von den an sich ganz wohlgemeinten Vorschlägen würden in ihrer Ausführung der eigentlichen Natur des Weibes Zwang anthun.

In der ewig weisen Oekonomie der Schöpfung ist einmal das Weib „der Träger des Ideals, der Vereinigung beider Welten des Sinnlichen mit dem Geistigen, kurz, der Schönheit, die aus dem Gemüthe strömt". — Diese Wahrheit, die von den Völkern aller Zeiten und aller Zonen, wenn auch oft nur getrübt, erkannt worden, hat wohl Niemand klarer, leuchtender ausgesprochen als Schiller, der schon deshalb immer der Dichter der Frauen bleiben wird. Allein die Gesetze der Natur haben das mit den menschlichen gemein, daß sie verschieden gedeutet und ausgelegt werden können. Daß dem Weibe das Reich der Schönheit angewiesen sei, hat das letzte Jahrhundert in dem Sinne ausgelegt, als ob eine nur äußerliche Anmuth sich anzueignen, den Genuß des Lebens nach möglichst vielen Richtungen fördern zu helfen, die Haupt-Lebensaufgabe der Frauen sei. So entstand das Geschlecht der Mode- und Putznärrinnen, das, von der Männerwelt geschaffen, nun deren vollen Zorn auf sich gezogen hat.

Der Auswuchs muß fortgeschafft werden — gewiß; doch hüte man sich nur, nicht zugleich edle Theile zu verletzen! Selbst die eitelste kleine Modepuppe geht von dem an sich richtigen Gefühle aus, daß die Persönlichkeit der Frau ebenso in erster Linie zähle, wie beim Manne die Leistungsfähigkeit. Giebt es doch unter den zahlreichen Beschäftigungs- und Erwerbsarten der Frauen kaum Eine, in der nicht die Persönlichkeit der Leistenden mindestens ebenso wichtig wäre, wie die Leistung selbst; weshalb auch wohl in öffentlichen Blättern so häufig „Damen von angenehmer Persönlichkeit" gesucht werden oder sich anbieten. Was man unter dieser Bezeichnung versteht, ist doch meist eine gewisse Gleichmäßigkeit des Wesens, die man auf einer höheren Stufe der Gesellschaft vielleicht als harmonische Ausbildung bezeichnen würde. Eine solche Harmonie zu erreichen wird dem Manne in unserer vielverlangenden Zeit schwerer und schwerer gemacht; wenigen Auserwählten verhältnißmäßig ist es vergönnt, frei nach Neigung und innerem Beruf die eigenen Fähigkeiten zu schöner Menschheit auszubilden: die Fach- und Brotstudien nehmen körperliche wie geistige Kräfte früh in Anspruch; aus Mangel an Anregung erstirbt zuletzt selbst der Wunsch nach allseitiger Fortbildung, und ein ebenso glücklicher als seltener Fall ist es immer, wenn wenigstens der Trieb gerettet wurde, der noch spät, wenn die äußere Stellung gesichert ist, neue Sprossen zeitigt. Wenn dann eine gut vorgebildete verständige und klare weibliche Seele dem Manne in diesem Triebe fördernd zur Seite steht, so kommt wenigstens

*) Die Frauen-Arbeit oder der Kreis ihrer (?) Erwerbsfähigkeit. In mehr als 600 Erwerbs- und Berufsarten praktisch nachgewiesen von A. Daul. Empfohlen und mit einem Vorwort von Max Wirth. Altona, Hammerich, 1867.

den Kindern, der zweiten Generation noch Vieles zu gute, und manche der edelsten Menschheits-Güter werden auf diese Weise von Geschlecht zu Geschlecht überliefert.

Wie unendlich wichtig ist daher schon von diesem Einen Gesichtspunkt aus eine allgemeine, so zu sagen humanistische Ausbildung der Frau. Den höheren und mittleren Schulen ist wohl kein Vorwurf daraus zu machen, daß noch die Resultate so mangelhaft sind; würde Das, was sie bieten, überall wirklich gewissenhaft benutzt, die Durchschnittsbildung unserer Frauen müßte auf einer höheren Stufe stehen. — Allein die natürliche Trägheit und der Leichtsinn der meisten heranwachsenden Mädchen findet nur zu häufig im Hause einen Vorschub; hier hört das Kind fast nur mit einer gewissen Geringschätzung von der Mädchenschule und ihren Leistungen gegenüber denen der Knabenschule reden. Was die Brüder zu lernen haben, erscheint so unendlich viel wichtiger, Schulversäumnisse und andere Hindernisse werden ängstlich vermieden — „bei Mädchen hingegen kommt ja darauf so viel nicht an!" Diese Auffassung prägt sich von früh an dem Mädchen ein und nimmt ihr den Begriff von der Nothwendigkeit ihrer Studien; nun treten gerade in den letzten Schuljahren schon allerhand Versuchungen in Gestalt von geselligen Zerstreuungen ꝛc. dem jungen Mädchen in den Weg, was wunder, daß da der Schule und ihren Anforderungen, wo es immer angeht, abgebrochen und abgezogen wird? Schwebt ihr doch kein Schreckbild des Abiturienten-Examens vor, wie den Brüdern, kein Tag des Gerichts, der alle heimlichen Versäumnisse und Unterlassungssünden mit Schrecken an's Licht zu bringen droht. Und sei man nicht zu hart! Wie würde es wohl ohne diesen dies irae mit dem wissenschaftlichen Eifer der meisten Gymnasiasten bestellt sein?!

Das also wäre eine der wünschenswerthesten Verbesserungen: eine Prüfung beim Abgang aus der ersten Klasse und ein Zeugniß darüber! So bliebe es doch nicht wie bisher ganz in's Belieben der jungen Mädchen gestellt, wie viel oder wenig sie aus ihren Schuljahren in's Leben hinübernehmen wollen; denn wenn auch an den Besitz eines solchen Zeugnisses sich nicht sofort Rechte knüpfen würden, wie beim Abiturienten-Zeugniß, so würde doch das weibliche Ehrgefühl ein genügender Antrieb sein, und ganz natürlich würde es sich bald ergeben, daß die Institute, welche für einen besonderen Beruf ausbilden, die Besitzerinnen guter Zeugnisse bevorzugen müßten.

Eigentliche Berufsschulen für das weibliche Geschlecht wären das zweite Desideratum, das wir hervorheben möchten. Auch hierfür ist ja schon an manchen Orten ein Anfang gemacht worden und bisher von günstigem Erfolg begleitet gewesen. Ob nun der Staat damit vorzugehen habe, solche Anstalten zu eröffnen, oder ob dies für's Erste Privatpersonen überlassen bleiben kann, darüber wird die Erfahrung der nächsten Jahre wohl eine Entscheidung bringen. Sind doch städtische oder königliche Mädchenschulen in Preußen auch erst eine Einrichtung neueren Datums; aber wie hier der Staat dem Bedürfniß nachgebend die Sache in die Hand nahm, so würde er es gewiß auch in Bezug auf die höheren Ausbildungs-Anstalten thun. Für die Ausbildung von Lehrerinnen sind bereits in verschiedenen deutschen Staaten Seminare geschaffen worden, die sich als eine Nothwendigkeit herausgestellt haben und zu denen der Zudrang ein sehr großer ist. Noch vor fünfzig Jahren würde der Begriff einer „geprüften Lehrerin" wohl nur ungläubiges Lächeln erregt haben.

Welche Gebiete aber sind es, die außer den genannten der Frauen-Arbeit erschlossen werden könnten? Herr A. Daul verspricht in obengenanntem Buche eine praktische Lösung dieser Frage zu geben; ja er verheißt in diesem „Handbuche für alle weiblichen Beschäftigungen", 1) „allen allein und sich selbst überlassen dastehenden weiblichen Wesen und den Hausmüttern dürftiger Familien Mittel und Wege anzugeben, sich ihren Lebensunterhalt ꝛc. zu gewinnen. 2) Gewerbsleute, Industrielle u. dgl. auf die erlaubten Vortheile angemessener Verwendung der Frauen-Arbeit aufmerksam zu machen. 3) Gutsbesitzern und Inhabern größerer industrieller Etablissements Anleitung zu geben, den Frauen und Töchtern ihrer Untergebenen einen angemessenen Nebenverdienst zu verschaffen. 4) Dazu beizutragen, die vielen, vielen Vorurtheile und irrigen Ansichten, welche noch im Volke gegen die Industrie (sic) wurzeln, auszujäten, Aufklärung zu verbreiten ꝛc. ꝛc. ꝛc."

Herr Max Wirth in Bern spricht in einer Vorrede zu dem Buche ebenfalls die Hoffnung aus, daß durch dasselbe das Loos armer Frauen eine bedeutende Hebung erfahren werde. „Diesem ersten Theile, der nur die Beschäftigungen in der Handarbeit behandelt, soll dann ein zweiter folgen: die Thätigkeit der Frauen in der Verstandes- und der geistigen Arbeit."

Trotz all dieser schönen Verheißungen können wir nicht den geringsten reellen Nutzen dieser Arbeit erkennen. Ein im Jahre 1863 in Boston erschienenes Buch: The Employment of Women von Virginia Penny gab dem Verfasser die Anregung und die Schablone zu dem seinigen. Was aber soll dem deutschen Publikum die genaue Angabe amerikanischer Lohnsätze, von denen der Verf. selber sagt, daß sie sich auf deutsche Verhältnisse schlechterdings nicht anwenden ließen?

Und was sollen Angaben wie folgende, die wir wörtlich ausziehen? Wem wird etwas Neues dadurch mitgetheilt?

„14. Beschäftigung. Bonnen. Solche Stellen zur Stütze der Hausfrau versehen gewöhnlich junge Mädchen von 18 bis 24 Jahren. Dieselben haben durchschnittlich die mittleren, zuweilen auch die höheren Töchterschulen besucht, verstehen etwas Klavier- und Elementar-Unterricht zu geben und nehmen sehr häufig nur solche Stellen an, um einmal auch eine Zeit lang unter andern Verhältnissen, als im elterlichen Hause zu leben.

„15. Kammerjungfern. Vermögliche und vornehme Damen nehmen sich der Bequemlichkeit und des Brauches halber weibliche Beihilfe, um sich aufzuputzen und sich aufwarten zu lassen. Jedoch ist dies nicht so sehr in Amerika als vielmehr in Europa der Fall." Die Verrichtungen der Kammerzofe sind nicht schwer, tragen dagegen guten Lohn ein, und kluge Mädchen sollten ja suchen, sich solche Stellen bei gütigen Gebieterinnen so lange als möglich zu erhalten, dieselben aber auch nicht durch Ränke, Vorwitz und Ausplaudereien zu mißbrauchen." ꝛc.

In dieser Weise sind sämmtliche längst bekannte Beschäftigungs- und Erwerbsarten der Frauen „dargestellt" — eine neue haben wir nicht zu entdecken vermocht.

Bei der Besprechung der eigentlichen Handarbeiten kommt der Verf. fast auf jeder Seite darauf zurück, wie unendlich wichtig die Anwendung der Nähmaschine sei, und empfiehlt dieselbe aus allen Kräften. Ist es Zufall, daß er fast immer nur zwei oder drei Hamburger Firmen nennt, und zwar gerade solche, die recht theure Nähmaschinen verkaufen? Jedenfalls erscheint der Hinweis auf dieselben viel zu häufig in dem Buche, um nicht unwillkürlich den Verdacht der Reklame wachzurufen.

Die Frage nun, die eben in diesem Buche keine Lösung gefunden hat: welche Berufsarten den Frauen zugänglich zu machen seien? wird sich wohl a priori überhaupt nicht beantworten lassen. Die Neigung, ihre Individualität auszu-

bilden, ist beim Weibe viel stärker ausgesprochen, als beim Manne (ein uniformirtes Heer von Frauen ist ganz undenkbar), daher ist es noch viel prekärer, allgemeine Behauptungen über „den Beruf der Frauen" aufzustellen, als es sein würde, wollte man über den Beruf der Männer ganz im Allgemeinen reden. Das aber glauben wir ganz bestimmt: wo ein wohlorganisirtes weibliches Wesen jene Vorbildung erhalten hat, die wir die humanistische nennen möchten, wo sein Pflichtgefühl, seine Gewissenhaftigkeit in gleichem Grade ausgebildet worden, als seine übrigen Fähigkeiten, da wird ein solches Wesen, falls die Nothwendigkeit dazu an dasselbe herantritt, auch den richtigen Beruf aufzufinden und ihn zu erfüllen wissen! Verstand und guter Wille können ein gut Theil Uebung und praktische Geschicklichkeit ersetzen, natürlich ist es immer noch besser, wenn diese beiden Factoren auch vorhanden sind. M. St.

Frankreich.

Die Gewerbe-Schulen für Mädchen in Paris.

Bereits bei einer früheren Gelegenheit, bei den Mittheilungen über das von Herrn Bischoffsheim zu Paris gegründete „neue Athenäum" *), nahmen wir Gelegenheit, einer edlen Frau und ihres sie im blühenden Zustande überlebenden und ihr Andenken in Segen erhaltenden Werkes zu gedenken. Wir sprachen von Madame Lemonnier, welche bereits seit dem Jahre 1848 das Geschick der zur Beschaffung ihrer Existenz auf eigene Arbeit angewiesenen Frauen zum Gegenstande eines eingehenden Studiums und der lebhaftesten Fürsorge gemacht hatte. Wir berichteten, wie sie, bald zu der Ueberzeugung gelangt, daß man, um hier wirklich zu helfen, bei der Erziehung anfangen müsse, nicht eher ruhte, bis sie einen Verein zur Gründung von Gewerbe-Schulen für Mädchen in's Leben gerufen, was ihr nach Jahren unausgesetzter Mühe gelang, so daß im Jahre 1856 die erste Schule dieser Art für Mädchen eröffnet ward und sich bald eines zahlreichen Besuches erfreute. Wir theilten endlich mit, daß es Madame Lemonnier nicht vergönnt war, den Ausbau und die Krönung ihrer Schöpfung zu erleben, sondern daß sie, gleich Mose, nur einen Blick werfen durfte in das „gelobte Land" der durch redliche Arbeit gewonnenen Unabhängigkeit und Selbständigkeit, das sie den Töchtern ihres Landes erobert hatte.

Es liegt uns jetzt ein Bericht vor über den gegenwärtigen Stand und die Einrichtung der Gewerbe-Schulen in Paris, den wir mittheilen, erstens um darzuthun, daß die von einer edlen Frau ausgestreute Saat bereits reichliche Frucht zu tragen beginnt, dann aber auch um einen Vergleich zwischen den französischen Institutionen und ähnlichen von uns schon zu wiederholten Malen besprochenen deutschen Einrichtungen zu ermöglichen und auf letztere eine immer größere Aufmerksamkeit zu lenken.

Der Verein zur Gründung jener Schulen in Paris besitzt gegenwärtig zwei solche Anstalten, die eine in der Rue Turenne, die andere in der Rue Rochechouart. Der Plan, nach dem die aufgenommenen Schülerinnen unterrichtet werden, ist ein zweifacher. Zuvörderst ist ein allgemeiner, für sämmtliche Schülerinnen verbindlicher Cursus eingerichtet, und neben diesem bestehen einzelne Fachcurse, berechnet für die spezielle Ausbildung für kaufmännische Geschäfte oder technische Gewerbe.

*) Nr. 5 des Magazin, Jahrg. 1867.

Der allgemeine Cursus währt drei Jahre und umfaßt den Unterricht in der französischen Sprache, im Rechnen, in der Geschichte, Geographie, in den Grundlagen der Naturgeschichte, der Physik, Chemie und Gesundheitslehre, ferner im Schönschreiben, Linien- und Ornament-Zeichnen und im Gesang.

In dem speziellen Handels-Cursus wird Buchhaltung, kaufmännisches Rechnen und Schreiben, sowie englische Sprache, etwas Handelskunde und Musterzeichnen gelehrt.

An diesen theoretischen Unterricht schließen sich praktische Unterweisungen im Nähen, Kleider- und Putzmachen (couture et confection), Holzschneiden und Porzellan-Malerei. Der Vormittag ist dem Unterrichte in den für alle Schülerinnen verbindlichen Grund-Elementen des Wissens gewidmet; den Nachmittag nehmen die einzelnen Fach-Cursus abwechselnd für sich in Anspruch.

Jede Schülerin hat zehn Francs als monatliches Unterrichts-Honorar zu zahlen; es sind jedoch zahlreiche Freistellen gegründet für lernbegierige Töchter von Familien, deren Verhältnisse eine solche Ausgabe nicht gestatten.

Die Schule in der Rue Turenne, die von Mlle. Marchef-Girard geleitet wird, zählt mehr als zweihundert Schülerinnen, in der zweiten, später eingerichteten Anstalt in der Rue Rochechouart, unter Leitung der Madame Souvestre, werden gegenwärtig achtzig Schülerinnen unterrichtet.

Der Verein geht jetzt damit um, eine dritte Schule im Quartier Popincourt zu gründen und hat außerdem in verschiedenen Stadtgegenden von Paris Abendcursus eingerichtet für solche junge Mädchen, welche bereits irgend eine Thätigkeit haben, sich aber noch weiter auszubilden wünschen.

Die mit dem Zeugnisse der Reife von diesen Schulen entlassenen Mädchen stehen unter dem Schutze eines Damen-Comité', das sich für ihr ferneres Fortkommen interessirt und ihnen Stellungen oder Beschäftigung vermittelt.

Außer diesen Gewerbe-Schulen existirt in Paris noch eine besondere Zeichenschule für Mädchen (école speciale de dessin) unter Oberleitung von Mademoiselle Rosa Bonheur, in welcher die verschiedenen Arten des Zeichnens und Malens täglich gelehrt werden. Junge Mädchen, welche sich der Bühne widmen oder sich in der Gesangskunst ausbilden wollen, finden dazu Gelegenheit im Conservatoire de musique et de declamation in der Rue du Faubourg Poissonnière, und um endlich eines zwar des zuletzt genannten sehr heterogenen, aber für Gesellschaft und Humanität hochwichtigen Berufszweiges des weiblichen Geschlechts zu gedenken, bemerken wir, daß mit dem großen Hospital der Rue-Port-Royal eine École d'Accouchement verbunden ist.

Der Luftballon am Seil, eine Zugabe der Weltausstellung.

Herr Paul de Remusat veröffentlicht im Journal des Débats einen Artikel über den „Ballon am Seil", der viele Besucher der Pariser Welt-Ausstellung zu einer kurzen Luftfahrt eingeladen; der Artikel ist interessant, insofern der Verfasser die wesentlichsten bezüglichen technischen Fragen kurz erörtert. Auch nüchterne Männer hoffen für den Luftballon noch eine Zukunft, sie halten das Problem der Steuerung des Ballons in der Luft nicht für unlösbar. Abgesehen von diesem Problem hat gerade der Luftballon am Seil bereits die meiste Verwendung für

wissenschaftliche Zwecke gefunden: wir geben darum im Folgenden die wesentlichsten Gedanken jenes Artikels:

„Der Ballon am Seil, welcher erst gegen das Ende der allgemeinen Ausstellung die Aufmerksamkeit zu fesseln versuchte, gehört, genau genommen, nicht in das Gebiet der Wissenschaft! Und doch wie viel Wissen war nöthig, um ihn zu konstruiren! Wie viel Probleme mußten gelöst sein, bevor man den Versuch wagen konnte, der Neugierde dieses Vergnügen zu gewähren! Das Prinzip des Archimedes, die Dampfmaschine, der Kautschuk, die Zersetzung des Wassers: hohe Leistungen der Mechanik, der Algebra und der Chemie mußten sich vereinigen, um einigen unserer Zeitgenossen einen schönen Anblick zu gewähren und ihnen eine behagliche Empfindung zu bereiten! Das sind Spiele für Fürsten! Wenn das die Vergnügungen des Volkes sind — wie müssen dann seine Rechte und seine Pflichten sein! So dachten wir einen Moment lang, als wir den Ballon des Herrn Giffard sahen, eines Mannes, der an die Möglichkeit der praktischen Verwerthbarkeit der Luftschiffahrt glaubt und der in der Maschinen-Galerie der Ausstellung mehr als Einen Beweis von seiner geistreichen Erfindungsgabe geliefert hat. Der Ballon hat nicht wie alle übrigen eine längliche Form, sondern die Form einer Kugel (von 21 Meter Durchmesser); der Stoff ist feine Leinewand, der Firniß, der sie bindet, aus Kautschuk; die Leinewand ist mit Leinöl getränkt, das die Poren des Stoffes ausfüllt und so alle Diffusion zwischen dem Gase im Ballon und der umgebenden atmosphärischen Luft verhindert. Die Undurchlässigkeit des Gewebes hat es möglich gemacht, den Ballon mit reinem Wasserstoffgas zu füllen, das viel leichter ist als Leuchtgas (Kohlen-Wasserstoffgas), welches gewöhnlich zur Füllung eines Ballons benutzt wird. Das Wasserstoffgas wurde aus der Zersetzung des Wassers (mit Hilfe von Schwefelsäure und Eisen) bereitet. Die Kosten der Füllung des Ballons beliefen sich auf 4000 Thaler.

„Jeder Luftballon befindet sich am Erdboden unter dem Druck der ganzen Atmosphäre; in dem Grade, in welchem er aufsteigt, vermindert sich dieser Druck: das in dem Ballon enthaltene Gas dehnt sich in Folge dessen aus. Man muß daher Sorge tragen, daß die Füllung des Ballons bei der Abfahrt keine vollständige sei und daß eventuell eine am Boden des Ballons befindliche Klappe durch den gesteigerten Druck des eingeschlossenen Gases sich öffne und dieses bis zur Entfernung des Ueberschusses entweichen lasse. Ohne diese Vorsichts-Maßregeln würde der Ballon zerreißen. Bei dem in Rede stehenden Ballon ist eine solche Vorsicht weniger nöthig, weil er nicht hoch steigen soll und weil man jeden Gasverlust vermeiden will; denn der Ballon soll für sehr lange Zeit seine Pflicht thun. Die Oeffnung, durch welche das Gas in den Ballon eingelassen wurde, befindet sich am oberen Umfang des Ballons; sie wurde sorgfältig verschlossen; am unteren Umfang des Ballons hat man einige Sicherheits-Ventile angebracht, die sich nach Außen öffnen für den Fall, daß der innere Druck über ein gewisses Maß steigt.

„Wie erwähnt, beträgt der Durchmesser des Ballons 21 Meter; sein Inhalt entspricht dem des Ballon Géant. Aber bei seiner Kugelgestalt hat er im Verhältniß zu seinem Inhalt eine geringere Oberfläche und ein geringeres absolutes Gewicht; auch seine Füllung mit Wasserstoffgas macht ihn erheblich leichter, so daß seine Steigungskraft bedeutender ist, als man sonst je an einem Ballon beobachtet hat. Es mußte aber diese Kraft sehr bedeutend sein, wenn er 8 bis 10 Personen tragen sollte und außerdem noch das Gewicht des Seiles, welches ihn mit der Erde verbindet. Wenn ein Luftballon sich frei erheben kann, braucht der Unterschied zwischen dem Gewicht des Ballons und dem eines gleichen Volums Atmosphäre nicht bedeutend zu sein, einige Pfund genügen; und die Steigungskraft nimmt auch bei der Erhebung vom Boden nicht ab, denn mit dem Aufsteigen in die Höhe, also in dünnen Luftschichten, dehnt sich das Gas aus und der Ballon nimmt nun ein größeres Volum ein. Bei dem in Rede stehenden Ballon tritt in größerer Höhe freilich auch eine Ausdehnung seines Gases ein, aber es wächst auch mit jedem Fuß Erhebung der Ballast durch das Seil, das nun einen Fuß länger abgerollt ist und in der Luft schwebend gehalten werden muß. Ueberdies wirkt der Wind, welcher einen freien Ballon einfach forttreibt, bei dem Seil-Ballon abwärts drückend, nach dem Gesetz des Parallelogramms der Kräfte. Der Wind war freilich ein unberechenbarer Faktor und bereitete bei der Frage von der praktischen Ausführbarkeit des Problems die meisten Schwierigkeiten. Gesetzt der Ballon hatte das Seil völlig abgewickelt und befand sich auf dem höchstmöglichen Punkte, im Gleichgewicht mit der umgebenden Luft, ohne Steigungskraft — blies nun der Wind horizontal, so konnte der Ballon natürlich dieser Richtung nicht folgen, sondern mußte in der Richtung der Diagonale zwischen Wind und Seil zur Erde getrieben werden. Befand sich hingegen der Ballon noch im Aufsteigen, so trieb ihn der Wind in eine diagonale Richtung gaut Höhe hinauf und mußte ihn somit sehr erheblich von der lothrechten Richtung entfernen. Giffard hat nun die gewöhnlichen Luftströmungen berechnet, so daß selbst ein ziemlich erheblicher Wind das Seil nur um 40 Grad von der geraden Richtung ablenken würde; bei einem Sturme dürfte man nicht aufsteigen oder man müßte das Seil kappen.

„Das Seil vereinigt in sich alle Schnürchen des Netzes des Ballons, es ist mit einem Apparat versehen, der in jedem Moment die Steigungskraft anzeigt; es läuft durch den Rachen, der die Form eines runden Balkons hat und ist am Boden an einer Rolle befestigt, die durch zwei Maschinen von 30 Pferdekraft gedreht wird. Es ist 230 Meter lang, also bei seiner Anspannung etwa fünfmal so hoch als die Vendome-Säule. Es ist dies die Höhe, von der aus man noch einen klaren Blick auf die Tiefe hat, und in der That ist der Blick auf die Erde wundervoll. Das Aufsteigen und Niedersteigen dauert zwei oder drei Minuten; die dabei stattfindende Erschütterung ist unbedeutend. An dem Seil-Ballon hat man noch das Gefühl des Aufsteigens und Niedersteigens: in einem Ballon, der frei schwebt, glaubt der Luftschiffer unbeweglich zu stehen, mag auch die Geschwindigkeit noch so bedeutend sein, und die Richtung, welche der Ballon nimmt, ist ihm völlig unbekannt; der stärkste Sturm würde eine brennende Kerze im Kahn nicht auslöschen, denn der Wind ist die einzige treibende Kraft und man schreitet mit ihm fort. In dem Seil-Ballon hingegen ist die Strömung der Luft sehr merkbar und scheint das Kältegefühl zu steigern.

„Und wenn das Seil risse?“ Diese Frage wirft man leicht auf, wenn man oben schwebt, und einige Ballon-Gäste beschäftigten sich fast ausschließlich mit ihr: — in diesem Falle würde das Aufsteigen unter den gewöhnlichen Bedingungen eintreten. Der Rachen enthält mehrere tausend Kilogrammes Ballast: man könnte ohne Gefahr aufsteigen, sich wieder herniederlassen und sich einen Landungsort aussuchen.

„Das Unternehmen ist geistreich erdacht und klug ausgeführt; bisher freilich hat es mehr dem Vergnügen gedient, als Nutzen geschaffen. Indeß könnte man mit seiner Hilfe einige Fragen lösen: die Windrichtung in verschiedenen Höhen des Luftmeeres bestimmen, die Menge freier Elektrizität, welche in

jedem Moment in der Luft vorhanden ist, das Verhalten des Magnetismus, die Abnahme der Wärme bei der Entfernung von der Erdoberfläche (die man vielleicht fälschlich auf einen Grad für je 200 Meter angenommen hat); Herr Pasteur könnte eine absolut reine Luft dort oben finden und in ihr seine Untersuchungen über die Entstehung der kleinen Pflänzchen und Thierchen fortsetzen.

„Für einen Zweck freilich können die Ballons nicht benutzt werden: nämlich zur Luftschifffahrt; das ist ein Gemeinplatz, den man aber trotzdem nicht oft genug wiederholen kann. Die Fachmänner selbst glauben, daß die Entdeckung Montgolfier's mehr als alles Andere den Fortschritt in jener schwierigen Kunst aufgehalten hat. Vor ihm versuchte man zu fliegen, das wird vielleicht noch einmal sich durchführen lassen — aber diese großen und leichten Massen der Ballons werden stets unlenkbar sein; sie bieten dem Winde eine so breite Angriffsfläche, daß die mächtigsten Maschinen ihnen keine andere Richtung geben können. Die Fachmänner müssen diesen Weg verlassen, wenn sie das Problem der Luftschifffahrt lösen wollen, und sie haben bereits andere Methoden anzuwenden versucht.

„In früherer Zeit nahm man als Modell einer Flugmaschine den Vogel, der das Problem gelöst zu haben schien. Aber man hatte den Bau des Vogels falsch aufgefaßt. Die Naturforscher bewunderten sonst seine Leichtigkeit, seine Luftsäcke, seine hohlen Knochen. Newton, Leibniz, Buffon, Cuvier nahmen an: er bleibe sich in der Luft, weil er eigentlich nur ein Reservoir sei für warme und daher erheblich leichte Luft. Das wäre in der That ein Luftballon, der durch die Flügel und den Schwanz gesteuert und gelenkt würde. Die Ansicht war irrig: die Menge der in den Luftsäcken und in den Knochen zurückgehaltenen Luft ist so gering, daß die Gewichts-Differenz derselben durch die gesteigerte Temperatur kaum wahrnehmbar ist und daß der Vogel nach seinem Tode, also nach erfolgter Abkühlung, nicht mehr wiegt, als bei Lebzeiten. (Wir bemerken hierbei, daß bei dieser Gewichts-Rechnung ein nicht unbedeutender Faktor übersehen ist, nämlich die Athmungs-Thätigkeit: der lebende Vogel nimmt ein größeres Volum ein als der todte. R.) Die hohlen Knochen haben keinen anderen Vortheil, als daß sie das Gewicht des Gerüstes verringern, übrigens hat z. B. die Schwalbe Knochenmark, und andererseits hat der Strauß, der sich kaum vom Boden erheben kann, Luftsäcke, während die Fledermaus, die sich so leicht in der Luft bewegt, deren nicht hat. Die Anatomie und die Physiologie lehren, daß allein die Bewegung der Flügel und die Muskelkraft den Vögeln das Fliegen ermöglichen. Die Kraft ihrer Muskeln ist freilich außerordentlich groß. Die Entwickelung der Bewegungs-Organe steht nicht immer im Verhältniß zum Gewicht des Thieres; der Schmetterling hat einen zarten, dünnen Körper, aber sehr breite Flügel, das Rebhuhn einen massigen Körper, aber seine Flügel sind klein. Pettigrew, dem wir eine vortreffliche Arbeit über diesen Gegenstand verdanken, hat nachgewiesen, daß, wenn es auch kein konstantes Verhältniß zwischen dem Gewicht des Vogels und der Größe der Flügel giebt, doch die Anzahl der Schläge der Flügel ausgleichend eintritt. Und dies giebt den richtigen Fingerzeig für die Konstruktion der künftigen Flugmaschine: eine sehr mächtige, aber sehr leichte Triebkraft, die den Mangel räumlicher Ausdehnung durch gesteigerte Intensität ersetzt. Man hat oft gedacht, daß der Mensch das richtige Modell für diese Maschine sei, und daß die Anwendung seiner Muskelkraft auf ein System von Schrauben oder leichten Flügeln ihn in der Luft erhalten müsse. Die Erfahrung hat diese Vermuthung nicht bestätigen können, und die theoretische Berechnung hat ergeben, daß die Muskelkraft des Menschen im Verhältniß zu seinem Gewicht und seiner Größe etwa 92 mal kleiner ist, als die des Vogels im gleichen Verhältniß.

„Viele Leute haben jene mächtige aber leichte Triebkraft aufzufinden versucht; es hat sich eine Gesellschaft zu dem Zwecke gebildet, und der günstige Erfolg steht vielleicht noch in Aussicht. Die Anwendung der leichten Metalle (Aluminium und Magnesium) muß den Hoffnungen neue Nahrung geben. Man hätte auch denken können, daß die Elektrizität oder der Magnetismus zur Construktion von Triebmaschinen sich verwenden ließen, die weniger massig wären als die Dampfmaschinen, indeß die Fachmänner sind nicht dieser Ansicht; sie beschäftigen sich vielmehr mit dem Versuch, Wärme und Bewegung in Elektrizität umzugestalten als umgekehrt; die meisten Leuchtthürme sind durch ein elektrisches Licht erleuchtet, welches durch eine Dampfmaschine erzeugt wird; eine Menge Apparate in der großen Ausstellung bewiesen das erfolgreiche Ergebniß der hierher gehörigen Versuche.

„Die zahlreichen Erfindungen einschlägiger Gebiete, welche die Ausstellung darbot, gab dem menschlichen Geist eine Richtschnur, wohin er sich zu wenden habe bei Lösung des Problems, das uns beschäftigt: die zahlreichen Wesen, welche fröhlich die Luft durchschneiden, geben den Beweis, daß die Lösung möglich ist. In der neuen Schöpfung, welche ganz und gar Resultat menschlicher Arbeit ist, steht die Lokomotive an der Stelle des Zugthiers, das Dampfboot an der Stelle des Fisches; vielleicht erleben wir's, daß auch der Vogel seinen würdigen Konkurrenten findet!"

Russische Ostsee-Provinzen.

Aus der Geschichte der baltischen Provinzen.*)

Es dürfte jetzt, wo man sich im deutschen Mutterlande wieder daran zu erinnern anfängt, daß zwischen der Narwa und der Heiligen Aa einst von ihm verlassene Söhne in fremder Dienstbarkeit schmachten, an der Zeit sein, darauf aufmerksam zu machen, daß wir zwei verdienstvolle Geschichtswerke besitzen, welche uns über die Erwerbung jener baltischen Lande für das deutsche Reich, so wie über deren Verlust in trüben Zeiten Auskunft geben. Das eine, von A. v. Richter, reicht bis zu deren Vereinigung mit Rußland, das andere, von O. v. Rutenberg, nur bis zum Untergange ihrer Selbständigkeit, 1561. Für die von beiden behandelte Zeit waren wir von vorn herein geneigt, dem letzteren den Vorzug zu geben, weil es unserem unvergeßlichen Geschichtschreiber Fr. Chr. Schlosser gewidmet ist, während der kaiserlich russische Staatsrath „Sr. Kaiserl. Majestät Alexander Nicolajewitsch in tiefster Unterthänigkeit ersucht, die Darbringung seines Werkes huldreichst anzunehmen zu geruhen". Bei näherer Kenntnißnahme wurden wir in unserem Vorurtheil lediglich bestärkt. Wir erkennen zwar an, daß auch v. Richter nicht die geschichtliche Treue fehlt, daß er seinen Mitbewerber in der ruhigen, gründlichen Forschung und Prü-

*) A. v. Richter, kaiserl. russ. Staatsrath &c., Geschichte der dem russischen Kaiserreich einverleibten deutschen Ostsee-Provinzen bis zu deren Vereinigung mit demselben. Riga, Nicolai Kymmel, 1857, 58. 4 Bde.
Otto von Rutenberg, Geschichte der Ostsee-Provinzen, Liv-, Esth- und Kurland, von der ältesten Zeit bis zum Untergang ihrer Selbständigkeit. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1859—60. 2 Bde.

fung vielleicht übertrifft, daß die Rechtsverhältnisse der Lande von ihm besonders genau untersucht und eingehend dargestellt sind. Dagegen übertrifft ihn v. Rutenberg durch Ausführlichkeit in dem kulturgeschichtlichen Element, durch Lebendigkeit der Erzählung, durch scharfe Zeichnung der Charaktere, durch Untersuchung der Triebfeder der Handlungen, durch Aufhellung des geschichtlichen Lebens und Treibens, indem er Vergleiche mit anderen Zeiten, besonders aber mit der Gegenwart zieht.

Wichtiger als alles das ist aber Rutenbergs, des kurländischen Ritters, warmes Herz, welches man überall für das Recht und das Wohl des Menschen als solchen schlagen sieht, und die treue Anhänglichkeit, welche er sich für das deutsche Stammland und Stammvolk bewahrt hat. Richter ist mehr gelehrt, Rutenberg mehr volksthümlich. Rutenberg erregt viel mehr unser Gefühl; voll Zorn, Abscheu und Grauen betrachten wir mit ihm die Gemeinheit, Rohheit, Schlechtigkeit und Verworfenheit der Menschen, aber auch mit Freude und Erhebung ihren Edelmuth und ihre Seelengröße. Wenn Rutenbergs Lehrer und Vorbild, der Verfasser der Geschichte des 18. Jahrhunderts, die Geschichte Livlands im Mittelalter geschrieben hätte, so würde sie, wie diese ausgefallen sein; nur in der Reinheit und Klarheit der Sprache, so wie in der Volksthümlichkeit der Darstellung wird Schlosser von seinem Schüler übertroffen. Aber wie bei ihm tritt auch hier auf größtentheils dunkler, ja schwarzer Folie einzelnes Schöne und Große in dem hellsten Lichte hervor. Rutenberg zeigte sich dabei in der höchsten Würde des Geschichtsschreibers, indem er dieses anerkennt, wo er es auch findet. Die Littauer Großfürsten waren die grimmigsten Feinde seiner Vorfahren; dennoch zeigt er uns in Gedimin, in Kynstutt, auch in Olgerd Helden, welche diesen an Adel und Größe der Gesinnung weit überlegen sind.

Doch freilich freudigere Anerkennung zollt er den großen, hochherzigen Deutschen. Vor ihnen allen erregt des Landmeisters W a l t e r v o n P l e t t e n b e r g hehre Gestalt unsere Bewunderung, er, welcher bei Pleskau im Jahre 1502 mit einem Heerhaufen von 4000 Mann die Horde von 90,000 russischen Barbaren schlug, und dadurch deutsches Wort und deutsche Kultur in jenen Gebieten für Jahrhunderte, hoffentlich für immer, rettete. Auch der letzte Ordensmeister K e t t l e r, welcher das morsche Staatsgebäude im Felde, Johann dem Schrecklichen gegenüber, nicht mehr zu halten vermochte und es 1561 unter Polens Hoheit stellen mußte, erregt unseren Beifall durch seine Sorge für den durch die Ritter herabgewürdigten Bauer, durch Stiftung von Kirchen und Schulen. Die erfreulichsten Gemälde liefert uns Rutenberg in seinen Schilderungen aus dem Leben der Städte, besonders Riga's, Reval's und Dorpat's. Durch ihren Gemeinsinn, ihre Freiheitsliebe, welche Riga in drei ruhmvollen, wenn auch nur Einmal glücklichen Kämpfen gegen den Orden bewies, durch die freudige Aufnahme und muthige Durchführung der Kirchen-Reinigung, durch die Pflege des Geisteslebens, durch treue Anhänglichkeit an das Mutterland, gewähren uns diese nordischen Gemeinwesen Bilder des schönsten deutschen Bürger-Lebens. Als hervorragende Männer von Riga nennen wir den Bürgermeister S c h ö n i n g, die Kriegshelden W i n h o l d und B e h r e n s, die Reformatoren K n o p k e n und T e g e t m e i e r, den Stadt-Sekretär L o h m ü l l e r, von Dorpat den todesmuthigen Bürgermeister A n t o n T h i e l e, aus späterer Zeit den Stadt-Syndikus H i l c h e n und den Bürgermeister N y e n s t ä d t, Beide von Riga; auch eine ganze Anzahl von Geschichtsschreibern könnte namhaft gemacht werden. Wahrlich, diese Städte verdienen es durch ihre zum Theil großen Thaten, durch die Ehre, welche sie bis in die neue Zeit dem deutschen Namen erworben haben und auch noch heute erwerben, daß wir die Ostsee-Provinzen nicht als Opfer des russischen National-Fanatismus fallen lassen. Eine der letzten kriegerischen Thaten war die heldenmüthige Vertheidigung Riga's gegen Gustav Adolf im Jahre 1621, so daß der große König nach der Uebergabe dem Rathe erklärte, er verlange von den Rigaeen keine bessere Treue, Glauben und Mannhaftigkeit, als sie der Krone Polen wider ihn bewiesen hätten.

Mit den Sympathieen, welche die Ostsee-Provinzen, namentlich die Städte, durch ihre Geschichte bei uns erregen, erschöpft sich jedoch noch nicht ihr Anspruch auf unseren Beistand; dieser ist auch staatsrechtlicher Art. Rutenberg spricht sich darüber Bd. I. Seite 227 folgendermaßen aus: „Die Deutschen kämpften im 13. Jahrhundert, die Lehre des Heilands mißverstehend, mit dem Schwerte für die Religion der Liebe, und leiteten ihr Recht zu diesem Kampfe von einem Kaiser und einem Papst her, die damals auf Livland keinen besseren Anspruch hatten, als der Kaiser von China und der Dalailama heute auf Deutschland haben. Die Gewalt, und nur diese, entschied für die Deutschen. Die Gewalt war aber oft, war meistentheils das höchste Gesetz in menschlichen Dingen, die Gewalt hat fast alle Staaten Europas gegründet oder wenigstens groß gemacht; der s e c h s h u n d e r t j ä h r i g e B e s i t z d e r D e u t s c h e n i n d e n O s t s e e - L ä n d e r n i s t d a r u m j e t z t s o g u t u n d s o f e s t g e g r ü n d e t, w i e i r g e n d e i n a n d e r e r i n E u r o p a."

Es ist bekannt, daß die deutsche Herrschaft in Livland und somit auch in Kurland und Estland ihren Ursprung aus einer friedlichen Niederlassung von Bremer Kaufleuten an der Mündung der Düna, am Ende des 12. Jahrhunderts, genommen hat. Ihnen schlossen sich Geistliche an, welche, gleichfalls im Anfange friedlich, den eingebornen Heiden das Christenthum predigten. Der hervorragendste von ihnen, Meinhart, wurde 1187 von dem Erzbischof Hartwig von Bremen zum Bischof von Livland ernannt. Dieser erwirkte im folgenden Jahre eine päpstliche Bulle, durch welche das neue Bisthum auf ewige Zeiten dem Erzbisthum Bremen untergeordnet wurde. Da öftere Rückfälle der Neubekehrten in das Heidenthum und damit zugleich gefährliche Aufstände derselben vorkamen, so trat dem Zeitgeist gemäß die Predigt des Schwertes ein, anfangs nur durch Kreuzfahrer, seit 1202 durch den mönchischen Ritterorden der Schwertbrüder, welcher dem Bischof unterthänig war.

Bald nachdem der deutsche Ritterorden die Eroberung von Preußen begann, vereinigten sich die Schwertbrüder mit diesem, 1237. Seitdem war Livland, mit welchem Namen bis zu seiner Zerstückung, 1561, alle drei Ostsee-Provinzen gemeinsam belegt wurden, durch ein doppeltes staatliches Band an das deutsche Reich geknüpft, durch den Bischof, welcher Suffragan des Erzbischofs von Bremen, und durch den deutschen Orden, dessen Hochmeister deutscher Reichs-Fürst war. 1246 wurden durch Innocenz IV. Preußen und Livland zu einem erzbischöflichen Verbande mit acht Bisthümern zusammengelegt, und 1251 zum Sitz des Erzbischofs Riga bestimmt. Diese Verbindung, also die Unterordnung der preußischen Bischöfe von Kulm, Pomesanien, Ermland und Samland unter jenen, hat bis zur Auflösung und Verweltlichung des Erzbisthums, 1561, bestanden. Der Erzbischof von Riga war selbstverständlich deutscher Reichs-Fürst; später wurden es auch seine livländischen Suffraganen. Noch vom Jahre 1527 giebt es eine Urkunde, aus welcher die Anerkennung des Bischofs von Oesel als solchen durch Karl V. erhellt.

Als das Hauptland des Ordens, Preußen, durch den zweiten Thorner Frieden, 1566, theils ganz an Polen abgetreten, theils abhängig wurde, bekam der livländische Landmeister eine selbstständigere Stellung dem Königsberger Hochmeister gegenüber, und wurde um das Jahr 1481 von Kaiser Friedrich III. als Reichs-Fürst anerkannt.

Die Verbindung und Zubehörigkeit des alten Livland zum deutschen Reich ist durch zahlreiche Akte seit Errichtung des ersten Bisthums nachzuweisen, durch Anordnungen der Kaiser, durch Beschlüsse der Reichstage, durch Theilnahme livländischer Fürsten an ihnen, durch Rechts-Verhandlungen der Livländer vor den Reichsgerichten, durch Erkenntnisse von diesen, besonders auch vom Reichskammergericht, durch Anerkennung auswärtiger Regenten. So entschuldigte noch 1558 Iwan II. seinen Schreckenszug durch Livland bei Ferdinand I. Die Stadt Riga erklärte sich 1561 an das Reich gebunden, huldigte dem Könige von Polen nur mit Vorbehalt und nannte sich bis 1581 „freie Reichsstadt". Die Kaiser haben bis in das 17. Jahrhundert hinein gegen das Besitzrecht der fremden Mächte in den Ostsee-Provinzen Protest erhoben. Das Reich hat in eine Abtretung derselben niemals gewilligt. So lange es bestand, bestand auch sein Recht auf sie. Seitdem es aufgelöst ist, müssen wir, wenn nicht ein volles Recht, so doch ein Anrecht des deutschen Volkes auf sie in Anspruch nehmen. Und dieses Anrecht ist besser begründet, als dasjenige auf Schleswig, welches niemals zum deutschen Reiche gehört hat, und auf die Provinz Preußen, welche durch Kur-Brandenburg 1701 zu einem unabhängigen und souveränen Königreich gemacht, auch schon hundert Jahre früher von Deutschland abgerissen worden ist, als Livland. E. Kattner.

Spanien.

Salomo Gabirol, spanisch-jüdischer Dichter und Philosoph.

Die erste Hälfte des elften Jahrhunderts war eine Zeit mächtigen Ringens, woran sich edle kräftige Geister betheiligten. Unter den Arabern war die Wissenschaft zwar schon früher erwacht, aber um diese Zeit erstarkte sie; denn nachdem die Araber stürmisch vordrängend sich in Spanien festgesetzt hatten, blühte das Land auf, und Wohlstand und Gesittung, reiches Wissen und freie Forschung gelangten zu großer Entfaltung. Zwar stand dort dem Islam das Christenthum, dem Araber der Romane unversöhnlich gegenüber; allein der arabische Moslem hatte ein entschiedenes Uebergewicht an Macht und Bildung vor dem mittelalterlichen Christen voraus, und dieses Uebergewicht erwuchs ihm aus der Einheit des geistigen Lebens und Ausdrucks.

Dem europäischen Christen war seine Religion aus geschichtlichen Faktoren entstanden, die ihm ganz fern lagen, sie war auf Ereignissen und Anschauungen begründet, die er nicht mehr verstand, und er war auf Bücher hingewiesen, die ihm versiegelt erschienen; das Christenthum war dem Judenthum aufgepfropft, das es halb annahm und halb verwarf, und so nährte es einen spaltenden Dualismus in sich, der die klaffendsten Widersprüche einschloß. Das geduldige Wort auf der Lippe konnte den Zwiespalt im Denken allein nicht ausgleichen; überdies war dem Christen die Sprache seiner Religion und Wissenschaft, die lateinische, eine fremde und zugleich eine todte, und Religion und Wissenschaft blieben ein dem Volke Entlegenes; anders beim Araber; sein Religionsbuch, der Koran, war aus dem arabischen Geiste geboren und ward getragen von den Klängen der heimischen Sprache; seine Religion strömte voll in das Volksleben ein und ward wiederum von allen Bewegungen und Anschauungen desselben im Fluß erhalten; und weil die religiöse Sprache auch die des Verkehrs war, so erhielt die letztere selbst eine gewisse Verklärung und Weihe, und so wurde sie denn auch bald die Sprache der Wissenschaft; selbst was aus fremden Sprachen aufgenommen werden mußte, ward bald ihr lebendiges Eigenthum und strömte in den Charakter der Sprache und des Volkes mit ein; war auch die Religion der Araber an sich dürftig und mehr phantastisch, als aus tiefem Geiste und Denken geboren und die Wissenschaft selbst mehr aus fremdem Boden übertragen, als ein ursprüngliches Erzeugniß des eigenen Volkes, so glich die Sprache und das mit ihr verbundene frische Leben diese Mängel aus; sie hauchte Allen das Bewußtsein der Einheit ein, und bei aller staatlichen Zerklüftung entfaltete sich die arabische Bildung zu immer schönerer Blüthe und an ihr nahmen auch die Nichtmoslems Antheil. Diese von dem Leben nach allen seinen Beziehungen getränkte Sprache zog alle Bewohner der dem arabischen Scepter unterworfenen Länder an sich, selbst wenn sie nicht demselben Stamme und Glauben angehörten. Eine solche gemischte Bevölkerung unter arabischer Herrschaft fand sich nun vorzugsweise in Spanien.

Während aber die früheren Bewohner Spaniens, die wilden Gothen, romanisch und christlich geworden, nur mit dem größten Widerwillen sich der Herrschaft der Araber beugten, weil sie nicht bloß Religion und Sprache strenge von einander schieden, sondern noch mehr die politische Unterwerfung ihren nicht zu besiegenden Ingrimm stets von Neuem anfachte, fanden sich die in Spanien eingewanderten Juden weit eher in ihre Lage, weil sie, die unter den Westgothen in unerträglichem Drucke schmachteten, in den Arabern ihre Befreier sahen, und dann auch, weil von vorneherein zwischen ihnen und ihren neuen Herrschern die Scheidewand nicht so unübersteiglich war; der Glaube und die Sprache, die sie von den Arabern trennte, hatte bei beiden in der Verehrung des einen unbildlichen Gottes und in der, der arabischen so nahe verwandten hebräischen Sprache, der Sprache der jüdischen Religion, einen gemeinsamen Geistesboden.

Darum steht auch das Judenthum unter den Arabern, zumal in Spanien, einzig in seiner Art da und wird auch nie so wiederkehren. — Juden in allen Lebensbeziehungen, nahmen sie dennoch Antheil an allen geistigen Gütern mit der weitesten Unbefangenheit, und auch dem politischen Leben nicht fremd, begegnen wir ihnen als ergebenen Staatsmännern im Dienste der Khalifen, als kühnen Metaphysikern, als Naturkundigen und Aerzten, wie als Sprachforschern und Dichtern. Was von den Männern der arabisch-spanischen Schule für hebräische Dichtung, Forschung, Sprachkunde und Schrifterklärung geleistet wurde, ist mustergiltig für alle Zeiten geblieben: Abu-Jusuf Chasdai ben Isak Schaprut, der als Leibarzt am Hofe Abdurrhamans des Dritten und seines Sohnes Al-Hakhim und als kluger Vermittler in Staatsgeschäften ein halbes Jahrhundert sich in Gunst zu erhalten wußte, Menachem ben Saruk, der erste hebräische Lexikograph, Dunasch ben Labrat, der feine Sprachkenner und Kritiker und einer der Ersten, der die arabischen Versmaße den hebräischen Dichtungen anpaßte, sind unvergessene Namen in der jüdischen Wissenschaft. Alle überragte als Staatsmann, als Mann der Wissenschaft

und als Meister der Dichtkunst Samuel Ha-Levi Nagdilah, als Wesir und Dichter, der, aus Merida stammend, in Cordova seine Bildung erhalten hatte. Der Neid der Großen, der den wilden Glaubenseifer des Volkes gegen ihn aufrief (eine Erscheinung, die sich später auch an andern Orten gegen die Bevorzugten und Bessern wiederholte), feindete ihn an: aber Glück und Freunde, die er auch unter den Arabern fand, blieben ihm treu. Was ihn aber besonders ehrte, war, daß er, der gewandte, hochstehende Mann, mit dem offenen Blicke, für die Verhältnisse des Lebens und des Staates, sich ein warmes Herz für das Judenthum, seine Wissenschaft und seine Bekenner bewahrte. Er hat selbst ein neues Buch der Sprüche, ein Buch der Betrachtungen und auch ein Psalmenbuch geschrieben (sie sind verloren gegangen), und viele religiöse Dichtungen verfaßt; ebenso besitzen wir von ihm Lehren und Entscheidungen über religiöse Gesetze; — kurz, der Mann stand auch als Nagid, d. h. als Haupt der Juden des Reiches und als oberste geistliche Autorität derselben, hoch da. — Und neben ihm standen und wirkten noch andere strebsame Männer, wie der als Arzt und Grammatiker angesehene Jona Abulwalid Meewan ben Gannach, der Rabbine und Sittenlehrer Bachja ben Josef Bakuda (beide in Saragossa) und Jekuthiel Hassan ben Hassan, der schon frühzeitig astronomische Studien und Beobachtungen machte.

Unter solchen Einflüssen und mittelbarer Umgebung trat Salomo ben Jehudah aben Gabirol, arabisch Abu-Ajub Suleiman den Jachja ibn Gebrol*) in's Leben. Er theilte das Loos so mancher hervorragenden Männer, deren tief innerliches, geistiggroßes Leben von äußerer Dunkelheit umschattet wird. Er gehörte nicht zu den Glücklichen, „Seligen, welchen (wie der Dichter singt) die Götter vor der Geburt schon liebten und das Siegel der Macht auf die Stiene gedrückt. Aber groß war er, sein eigner Bildner und Schöpfer, der durch der Tugend Gewalt die Parze bezwang". — Ueber ihn ist in diesem Jahre ein Buch erschienen, Salomo Gabirol und seine Dichtungen, von Abraham Geiger**), das mit einem tiefen Verständnisse des Dichters und Philosophen den Mann anerkennend würdigt und in vielen, mit großem Geschmacke bearbeiteten Uebersetzungen vieler seiner Gedichte, uns Proben der Vielseitigkeit Gabirol's vorführt. — Der Bearbeitung Geiger's, der sich seit vielen Jahren mit Liebe und Hingebung mit dem Dichter vertraut gemacht hat, sind meistens die hier niedergelegten Schilderungen des Dichters und seiner Zeit entnommen.

Selbst Geburtsjahr und Geburtsort Salomo Gabirol's sind nicht genau ermittelt; ebenso wenig wissen wir etwas von seinen Aeltern und Verwandten; gegen 1020 ward er in Cordova oder Malaga geboren; er selbst zeichnete sich als Malagenser, weil er jedenfalls in früher Jugend dahin kam; „früh scheint er die Seinigen verloren zu haben, und er stand nun vereinsamt, mit stolzem, anspruchsvollem Geiste, mit der heißen Sehnsucht nach der Ergründung der Wahrheit, mit einem liebewarmen Herzen und doch allein. Die Muse hatte an seiner Wiege gestanden und ihm die Gabe des Gesanges verliehen; aber sie flößte ihm nicht frohe Jugendklänge ein;.. der unbefangene Frohsinn wich dem strengen Ernste..

„Ein Knab' von sechzehn Jahren
Und wie ein Greis erfahren,"

sagt er von sich.

Der Grund dieses tiefen Seelenleidens bleibt uns unbekannt; er spricht in Liedern seinen Drang und Durst nach Wahrheit aus; aber seinen Bekannten erscheint er als ein schwärmerischer Träumer; wenn er sich Mitstrebenden anschließt, so glaubt er sich von ihnen nicht hinlänglich verstanden und kehrt wieder in sich zurück. Nur Eines bleibt ihm treu: der Ernst der Forschung, der dichterische Schwung der Seele. — Wie ein vereinsamter, freundloser Mann, der den innern Drang höhern Aufschwungs fühlt und dennoch an der Erde kleben muß, so wird ihm sein Aufenthalt und selbst sein Vaterland, das andern zufriedenen Gemüthern so viel des Schönen bot, verleidet und er wünscht sich weg. Saragossa war nicht arm an Männern wissenschaftlichen Strebens, und dennoch genügten sie Gabirol's Ansprüchen nicht; er spricht seine Wünsche und seinen Unmuth in den verschiedenartigsten Liedern aus; auch entgegenkommenden Freunden weiß er sich nicht dauernd anzuschließen; und doch war es nicht etwa ein blasirter Weltschmerz, an dem er litt, sondern es war mehr der Unmuth über den Abstand zwischen der alltäglichen Wirklichkeit und dem hohen Ideale, das in seiner denkenden und dichtenden Seele lebte; er kennt keine andere Liebe, als die zur Weisheit, die er einzig sucht und die er also redend einführt, wie sie ihn anmahnt:

(„Die Weisheit spricht:")

„Laß doch das „Wenn", das „Aber", das „Vielleicht",
Das ungewiß bedenkliche „Mir deucht!"
Gib ohne Zaudern mir dein Herz! 's ist Täuschung,
Wenn es der geil'gen Zeit sich hoffend neigt.
Wenn mich die Erde keck anfeindet, — Neid ist's,
Den, ob mein weitgebietend Wort, sie zeigt.
Denn was die Tage schaffen, fürcht' ich nicht,
Mein Wort erstrebt's und hat's erreicht.
Ich bin die Seele, mein Gebild der Mensch,
Er ein Planet und ich die Himmelsleucht'.
Ich kenne einen Schmerz nur — Menschen-Thorheit,
Nur eine Freude — wenn Erkenntniß steigt.
Die heiße Sehnsucht, meinen Freunden liebend
Und reich zu spenden, nimmer mir entweicht.
Doch feiges Schwanken, je nachdem die Schale
Des Erdenglücks sich hebet oder neigt,
Das ist mein Feind, den züchtig' ich ohn' Mitleid
Mit meines Mundes Pfeilen, bis er schweigt."

Und diesem Rufe folgt er allein. — Er hat Freunde, die ihn und sein Streben hochehren, und er besingt sie zuweilen in Liedern; aber sein tiefer, innerer Ernst läßt ihn gegen seine Freunde erkalten; unter diesen Freunden ragt Einer an Lebensstellung, wie an tiefwirkendem Einflusse auf Gabirol's Leben hervor; es war der schon früher genannte Samuel Ha-Levi Nagdilah, der Wesir, Schulhaupt und Dichter. Er zog den reichbegabten Jüngling, mit dem er in Malaga zusammenlebte, an sich, und Gabirol schloß sich ihm freudig an; zu Ehren gelangt, blieb Samuel dem Freunde treu und das Band der Dichtkunst umschlang beide Freunde; aber die düstere ernste Natur Salomo's ließ mit der Zeit auch dieses Verhältniß erkalten, und er stand wieder vereinsamt da. — Gabirol war aber nicht bloß Dichter, um seine Freunde und deren Werth zu besingen; er ist auch Denker und Philosoph. In einem Werke, das ihm einen großen Namen machte, legte er seine philosophischen Forschungen nieder; aber auch hier verfolgte ihn ein eigenthüm-

*) Wir finden Gabirol und Gebirol neben einander von Schriftstellern gebraucht; bei den Scholastikern ward sein Name in Avencebrol, Avicebron (entstanden aus Aben Gebirol) umgestaltet.

**) Leipzig, Oskar Leiner, 1867.

liches Geschick noch nach seinem Tode. Das Werk, arabisch verfaßt, ist nicht auf uns gelangt; man kannte nur einen hebräischen Auszug unter dem Titel: Mekor Chajim (Lebensquell). In lateinischer Uebersetzung: fons vitae, durch den Archidiaconus Dominicus Gondisalvi, der das Werk mit Hilfe eines übergetretenen spanischen Juden, Avendeath, um 1150, vollbrachte, war es zwar schon früher bekannt, galt aber bei den Scholastikern als die Arbeit eines christlichen Weisen von großer Bedeutung, Avicebron (Avenceebrol), bis es dem Scharfsinne des gelehrten Salomon Munk in Paris (1846) gelang, in dem hebräischen Auszuge, sowie in dem lateinischen Werke die Arbeit unseres Gabirol zu entdecken und in seinen Mélanges de philosophie juive et arabe (1. und 2. Lieferung, 1857 und 1859) zu veröffentlichen.

Es ist hier nicht der Ort, ausführlich über den Inhalt dieses, sowie eines andern philosophischen Werkes: Auswahl von Perlen (eine Zusammenstellung von weisen Lehrsprüchen) desselben Verfassers zu sprechen; nur in wenigen Worten seien hier einige Anschauungen Gabirol's angedeutet. Er weist die Anschauung von der Selbstdemüthigung über die eigene Unvollkommenheit, die Selbstanklage über den Mangel an genügender Reinigung entschieden zurück. Die wahre Weisheit, welche mit der wahren Frömmigkeit einerlei ist, steht weit über dieser Anschauung. „Wenn der Thor gesündigt, sagt Gabirol, so klagt er Andere an, der Moralist sich selbst, der fromme Weise jedoch klagt weder sich noch Andere an, d. h. er versenkt sich nicht mit nagender Reue in das Vergangene, er sucht es vielmehr abzuweisen, sich darüber zu erheben und weiter vorzudringen." Dem Gabirol ist die „Ethik" die Vorstufe zur „Metaphysik", die Leidenschaftslosigkeit, der Gemüthszustand, in dem es allein möglich ist, die Wahrheit unverhüllt zu schauen. „Zu dieser Höhe muß der Mensch hinanringen. Die Seele muß frei werden, damit sie ein reines Gefäß sei zur vollen Aufnahme der ganzen Wahrheit. Am Glauben genügt es nicht. Echter Glaube ist Ueberzeugung, bewirkt durch die Vernunft; wird diese aufgegeben, so schwindet der Glaube dahin . . . Das Erkenntnißvermögen ist das Edelste im Menschen; dieses selbst zu erkennen, ist seine Aufgabe; ausgerüstet mit diesem Wissen, erkennt er auch die Welt, denn der Menschengeist mit seiner Kraft des Erkennens umfaßt und durchdringt Alles. Aber sich selbst begreifen, heißt eben die letzte Ursache begreifen; in dem Urgrunde aller Dinge wurzelt er selbst, nur wenn er ihn erkennt, wie er aus ihm hervorgegangen, erfüllt er seinen wahren Beruf, gelangt er zur vollen Seligkeit." — Diese Gedanken zur Klarheit zu gestalten, war für Gabirol eine Lebensaufgabe; und er legte sie in seinem Werke: „Der Lebensquell" nieder.

Und wie er philosophischer Denker war, so war er auch philosophischer Dichter. In einer längeren religiös-philosophischen Betrachtung legte er mit dichterischem Schmucke, wobei man oft Metrum und Reim vermißt, seine philosophischen Anschauungen nieder. Dieselbe ist hebräisch verfaßt unter dem Titel: Kether Malchuth (Königskrone)*) Und nicht bloß Gott und seine Herrlichkeit feiert der Dichter; er hat auch ein Herz für den Druck und die Leiden seiner Glaubensbrüder. So klagt er über die Bedrückungen und Verfolgungen, die die Juden vor und zu seiner Zeit zu erdulden hatten:

„Der Feind ist Sieger, ich bin matt geworden,
Zur Beute wilden, ungezähmten Horden,
Wag's nicht zu künden meinen Schmerz in Worten,
Ein zitternd Lamm, ein Bettler an den Pforten.
Erinnerst, Gott, Dich nimmer Deiner Schaar,
Wird nimmer mir das Ende offenbar?

Mich drückte Babel bis zu seinem Falle,
Die Perser, Griechen, Edoms*) Völker alle,
Daß flüchtig ich von Land zu Lande walle;
Auch Ismael**) zertritt mit seiner Kralle
Mich nun vierhundert einundsechzig Jahr:***)
Wird nimmer mir das Ende offenbar?

Auch das Verhältniß Israels zu seinem Gotte stellt er in bilderreichen Liedern dar; so schließt eines der innigsten Gedichte:

„O Gott, Du den Gebeugten
So liebreich, Schirm und Schild,
Schau' auf die müden Wand'rer,
Die Armen, gnädig, mild,
Ach sieh, wie sie so niedrig,
In Trauer tief gehüllt!
Denk' fürder nicht, daß Sünde
Und Thorheit sie erfüllt,
Heil' ihre Wunden, wirke,
Daß bald ihr Gram gestillt!
Du bist's, aus dem Vertrauen,
Ermuth'gung ihnen quillt.
— — —
Du giebst uns wieder Tage,
Wie wir sie einst gekannt,
Denn Deines Wort's Verheißung
Ist treues Unterpfand.
— — —

So lebte, dachte und dichtete Gabirol. Wann und wo er gestorben, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Valencia soll seine Asche decken; wir erfahren aber nicht, wann und wie er dahin gekommen; sicher ist, daß er um 1070 gestorben, etwa im Alter von 50 Jahren. „Sein Leben, sagt Geiger, bestand in seinen Werken, nicht in seinem Wirken; darum kümmerten sich die ihm Folgenden wenig um die Abgränzung seiner Lebens-Abschnitte nach Zeit und Raum. Sie begnügen sich, sich mit seinen Leistungen zu beschäftigen, die die Vergänglichkeit überdauerten."

Aber später ward er immer mehr erkannt und gewürdigt, so von dem geistvollen, philosophisch gebildeten Moses ben Esra (um 1130) und früher schon von dem Dichter und ästhetischen Kritiker Juda ben Salomo Charisi, der in seinem Divan (Tachkemoni) an zwei Orten sich höchst belobend über ihn ausspricht: „Salomo Gabirol bezeichnet sich in seinen Dichtungen als den Kleinen — doch muß jeder Große vor ihm als klein erscheinen, — einen gleichen Sprachgewaltigen findet man Keinen. — Ihm gegenüber sind alle Dichter seiner Zeit ohne Gehalt, — der Kleine allein ein Fürst an Gewalt. — Er hat die höchste Stufe der Dichtkunst erstiegen."

Wie Salomon Munk unsern Gabirol auf höchst würdige Weise der gelehrten Welt als Philosophen einführte, so hat Geiger ihn als Dichter dem deutschen Publikum durch sehr gelungene Uebersetzungen vieler seiner Poesieen zur Kenntniß gebracht, und wie schon früher durch eine geistvolle Darstellung des Lebens und Wirkens des Castiliers Abu'l Hassan Juda

*) In deutscher Uebersetzung von Stein, Sachs, Dukes.

*) Rom.
**) Araber (und Türke).
***) 461 nach der Hedschra = 1069.

Ha-Levi und durch Uebersetzung vieler Gedichte desselben*), hat auch jetzt Geiger durch diese Arbeit gerechten Anspruch auf den Dank des Publikums sich erworben. K.

Arabien.

Logik und Psychologie der Araber im zehnten Jahrhundert.**)

Das vorliegende Buch ist eine Fortsetzung der früheren interessanten Arbeiten des gelehrten Verfassers, die er über die philosophische Schule der Araber, der „Ihwan as safa", d. h. der „lauteren Brüder",***) veröffentlicht hat.

Der Kampf zwischen Wissenschaft und Glaubenslehre tritt überall da hervor, wo die Religion nicht sowohl in der Hebung der Sittlichkeit, sondern im Festhalten der nicht göttlichen und ewigen, sondern von Menschen verfaßten Glaubenssätze ihr Wesen zu finden meint. Da entsteht der Kampf zwischen freier Wissenschaft und knechtischer Rechtgläubigkeit. Derselbe geht durch die Geschichte des Christenthums, obwohl in diesem der Geist der Duldnng und Liebe herrschen sollte, noch weit mehr aber durch die Geschichte des Islams, obwohl derselbe die Vernichtung aller Andersgläubigen an der Stirne trug.

Der Koran, eine aus den verschiedensten Religionsbüchern zusammengewürfelte und mit dem Geist des alten Araberthums durchhauchte Offenbarung, bietet der Schroffheiten und Widersprüche so viel, daß es ein Leichtes wäre, die verschiedensten Glaubenssätze daraus zu begründen.

Die strenge Lehre eines absolut allmächtigen Gottes, der das allein Bestimmende der willenlosen Creatur gegenüber ist, schuf als strenge Consequenz die Lehre von der absoluten Vorherbestimmung, wonach Gott den Sünder erst zur Sünde bestimmt und ihn dann mit ewiger Qual bestraft.

Diese, alle erhabeneren Anschauungen von Gott vernichtende und jede Sittlichkeit aufhebende Lehre rief schon, nachdem der Islam etwa ein Jahrhundert bestanden, den lebhaftesten Kampf aller edleren Geister hervor: Gott, hieß es, könne nimmer ein grausamer Tyrann, noch der Mensch ein willenloser Sklav sein, und widerlegte die „Mutazila" (das Schisma) Alles, was von der Orthodoxie hierfür geltend gemacht wurde. Die Orthodoxie griff zum Schwert und suchte ihre Gegner nicht sowohl zu widerlegen, als zu unterdrücken.

Da versuchte es denn eine Gemeinschaft sittlich edler und geistig gebildeter Männer, alle Elemente der Bildung, wie sie von den Byzantinern durch die Syrer und sogenannten Sabier in Charran auf sie gekommen waren, in einer nach den Stoffen geordneten Encyklopädie zusammenzustellen und geistig zu durchdringen, um durch die Erhaltung der Bildnng und Wissenschaft die geistige und sittliche Freiheit des Menschen vor dem Joch der Orthodoxie zu retten.

Die griechische Philosophie kam aber den Arabern in der Weise zu, wie die eliektische Schule, welche durch die Verbindung der Platonischen und Aristotelischen Lehrweise die Wahrheit zu erfassen strebte, dieselbe betrieben hatte, ohne sich dabei der großen Unterschiede beider Systeme bewußt zu werden.

So ist es gekommen, daß in der Naturwissenschaft die Aristotelische Lehrweise mehr vorherrscht, in der Propädeutik dagegen in neoplatonischer Weise die Zahl als das im Geist schon vorhandene Gerüst betrachtet wurde, daran den Aufbau aller Erkenntniß zu versuchen. In diesem Buche, in welchem die Logik und Psychologie betrachtet wird, ist zunächst Aristoteles der Lehrer der Welt, auch Lehrer der Araber, und begegnen wir hier dem Organon des Aristoteles, Kategorien Hermeneutik, Analytika I und II, mit der Isagoge des Porphyrius. Daneben aber tauchen oft Platonische Vorstellungen, wie die von der Einbildung der Formen in den Geist und der Emanation Gottes auf die Vernunft, von da auf die Seele und von da auf den Urkörper auf.

Dieser logischen Abhandlung geht eine andere über die theoretische Wissenschaft überhaupt vorher, und wie diese Araber ihre eigentliche Bedeutung in der Zusammenfassung und dem Versuch einer systematischen Darstellung alles Wissens haben, finden wir hier eine vollständig klare Gliederung aller Wissenschaften, wie solche von den Arabern des X. Jahrh., dem damals gebildetsten Volke der Welt, beherrscht wurden. Hinter die logischen Wissenschaften sind dann vom Verf. die Practica gestellt worden, d. i. die Hervorführung der ruhenden Kraft zur Thatkraft. Den Schluß bildet die Psychologie, eine mit Erzählungen vermischte Darstellung von der Einwirkung der Elemente, Naturen und Temperamente auf die verschiedenen Charaktere.

Der Versuch, das gesammte Wissen in einem organisch gegliederten Ganzen zu erfassen, ist es, der diese Philosophie als höchst wichtig für die allgemeine Kulturgeschichte macht. Denn die Araber bilden zwischen der mit den Byzantinern untergehenden griechischen Bildung und der in der neuen italiänischen Akademie wieder erblühenden Wissenschaft recht eigentlich das verbindende Mittelglied.

* * *

Nachdem die vorstehende Anzeige geschrieben war, erhalten wir von einem gelehrten Magyaren, Herrn Professor Julius Dalios, der sich seit einiger Zeit in einer ungarischen wissenschaftlichen Mission in Berlin aufhält, eine Anzeige desselben Werkes, die wir, da sie das Vorstehende auf interessante Weise ergänzt, hier folgen lassen:

Die ungemein rapide Entwickelung und die massenhafte Anhäufung des Materials der verschiedenen Wissenschaften seit dem Beginn unseres Jahrhunderts machen die Vertheilung der Arbeit auf dem Gebiete der geistigen Thätigkeit ebenso nothwendig, wie auf dem der materiellen. Dies gilt besonders von den zwei Hauptfeldern, welche auch die größten Erfolge aufzuweisen haben: von den Naturwissenschaften in allen ihren Zweigen und den vergleichenden Sprach- und historischen Studien. Es ist nur wenig auserkorenen Geistern vergönnt, das gesammte Gebiet einer Wissenschaft zu beherrschen, und so verpflichten uns diejenigen Forscher zu aufrichtigem Danke, die sich mit Liebe einer Spezialarbeit hingeben, in einen finstern Schacht hinabsteigen und mit beharrlichem Fleiße und Ausdauer die daselbst bisher unbekannten oder der Vergessenheit anheimgegebenen Schätze an's Licht fördern.

In diese Kategorie gehören die seit Jahren fortgesetzten Forschungen des Herrn Professors Dieterici über die arabische Philosophie und besonders über die wissenschaftlichen Leistungen

*) Divan des Castiliers u. s. w. Nebst Biographie und Anmerkungen. Von Abraham Geiger. Breslau, Verlag von J. U. Kern, 1851.

**) Die Logik und Psychologie der Araber im X. Jahrh. n. Chr., von Dr. Fr. Dieterici, Prof. an der Universität Berlin. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung, 1868.

***) Thier und Mensch, ein Märchen (1858). Die Naturwissenschaft der Araber (1861). Die Propädeutik der Araber (1865).

des Ordens der „ihwan as-safâ", „Brüder der Reinheit" oder „Lautere Brüder" im zehnten Jahrhundert n. Chr. Diese edlen Männer hatten sich in ihrem Kampfe für die Wissenschaft gegen eine alle Forschung und Sittlichkeit unterdrückende Orthodoxie zu einem wohlgegliederten Orden vereinigt, der in Basra am Persischen Meerbusen seinen Sitz hatte, sich von da durch alle Theile des weiten arabischen Reichs verbreitete und besonders in Spanien, dem eigentlichen Kulturlande des Mittelalters, ein fruchtbares Feld für ihre wissenschaftlichen Bestrebungen fand.

Herr Professor Dieterici hat bis jetzt drei Schriften über diesen Orden verfaßt, und zwar zuerst durch das Uebertragen des Märchens „Mensch und Thier"*) die allgemeine Geistesrichtung dieser Schule geschildert und in einem darangeschlossenen Excurs die einzelnen Abhandlungen, 51 an Zahl, aufgeführt, dann ihre Naturwissenschaft und Naturanschauung (Naturwissenschaft und Naturanschauung der Araber. Berlin, 1867) und im Jahre 1865 ihre Propädeutik, d. h. die geometrische und mathematische Vorschule, in welcher er zeigte, wie diese Schule in neopythagoräischer Weise die Zahl und das Maß als das im Geiste schon vorhandene Gerüst betrachteten, um daran den Aufbau der Wissenschaft zu versuchen.

Hätten diese Schriften keinen andern Werth, als einen rein philosophischen oder literarhistorischen, würden sie es auch verdienen, bekannt zu werden. Indeß ist dem nicht so: sie haben vielmehr eine große kulturhistorische Bedeutung dadurch, daß sie die Keime des menschlichen Wissens der damaligen Zeit enthalten, und uns jenen sittlich-erhebenden Kampf vorführen, der überall hervortritt, wo die Religion nicht sowohl in der erhabenen Sittlichkeit, als in den von Menschen erfaßten Glaubenssätzen die absolute Wahrheit zu heben behauptet. Es ist dies der jahrtausend lange Kampf zwischen freier Wissenschaft und knechtischer Orthodoxie.

Schon im Anfang des zweiten Jahrhunderts des Muhammedanismus — ebenso wie im ersten Jahrhundert des Christenthums — versuchten edle Kämpfer der Wissenschaft durch eine freisinnigere Auslegung des Korans in die feste Zwingburg der islamitischen Orthodoxie Bresche zu legen, und in diesem Streben that sich vorzüglich der Orden der „Lautern Brüder" hervor, der es versuchte, alle Elemente der Bildung, wie sie von den Griechen durch die Syrier und sogenannten Sabier auf die Araber gekommen waren, in einer nach Stoffen geordneten Encyklopädie zusammenzustellen und durch die Erhaltung der Bildung und Wissenschaft die geistige und sittliche Würde und Reinheit des Menschen von dem Joch der Orthodoxie zu retten.

Diesen logischen Abhandlungen geht eine über die theoretische Wissenschaft voran, und finden wir hier eine vollständige klare Gliederung aller Wissenschaften, wie sie im 10. Jahrhundert von den Arabern, damals dem gebildetsten Volk der Welt, beherrscht wurden. Auf die logische Wissenschaft folgt dann eine Abhandlung über die praktische Wissenschaft, d. h. die Hervorführung der ruhenden Kraft zur Thatkraft.

Den Schluß bildet die Psychologie, eine mit Erzählungen vermischte Darstellung von der Einwirkung der Elemente, Naturen und Mischungen im Körper auf die verschiedenen Charaktere.

Noch ist eines Anhanges zu erwähnen, durch welchen uns der Herr Verfasser zu besonderem Danke verpflichtet. Es enthält dieser Anhang nämlich die termini, mit den entsprechenden arabischen Ausdrücken, und verbindet dabei die Synonyma, Gegensätze, Definitionen und Hauptsätze, und es ist dies ein höchst werthvoller Beitrag für die in diesem Fache noch höchst mangelhafte Lexicographie.

Der Versuch, das gesammte Wissen in einem organisch gegliederten Ganzen zu fassen, ist es, der diese Philosophen so wichtig für die Entwickelung der allgemeinen Kulturgeschichte macht, und wir müssen es nur der verhältnißmäßig kleinen Zahl der Arbeiter auf dem großen Gebiete der arabischen Philologie zuschreiben, daß sie bis jetzt so wenig Berücksichtigung fanden, und dürfen daher um so aufrichtiger wünschen, daß Herr Prof. Dieterici mit dem bisherigen Eifer diese Studien und ihre Veröffentlichung fortsetze. Julius Dallos.

*) Vollständiger Titel: „Der Streit zwischen Mensch und Thier", ein arabisches Märchen aus den Schriften der lautern Brüder, übersetzt und mit einer Abhandlung über diesen Orden, sowie mit Anmerkungen versehen von Prof. Dr. Friedr. Dieterici. Berlin, 1858.

Kleine literarische Revue.

— **Rubin's Gedichte.***) Die unten angezeigte Ausgabe sämmtlicher Gedichte des mittelalterlichen Dichters Rubin, dem Prof. Müllenhof in Berlin zur Feier seines fünfundzwanzigjährigen Doctor-Jubiläums gewidmet, vereinigt in sich alle die Vorzüge, die man an Text-Ausgaben der geistigen Erben Lachmanns gewöhnt ist. Freilich finden wir auch — wenn man so sagen darf, denn eben jene Erben protestiren gegen eine solche Bezeichnung — all die gewohnten Mängel, insbesondere, worauf wir an dieser Stelle das meiste Gewicht legen müssen, die allzugeringe Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse eines Publikums, das gewiß gar gern auch dieser Blüthen deutschen Geistes sich freuen möchte, dem aber nicht zugemuthet werden kann, jene Studien zu machen, welche die Herausgeber für das Verständniß ihrer Ausgaben voraussetzen. Nachdem in neuester Zeit die Ueberzeugung immer mehr Raum gewonnen hat, daß ein großer Theil der uns erhaltenen altdeutschen Dichtungen nicht blos als geschichtliches Quellen-Material vor die Wenigen gehört, die Erforschung und Darstellung der Geschichte zu ihrer Lebensaufgabe gemacht haben, daß jener Theil vielmehr von allgemeiner Bedeutung für unser ganzes geistiges Leben ist, weil er nach Form und Inhalt eine Seite der höheren Productivität des Geistes darstellt, die sich in dieser Art weder in der modernen deutschen noch in irgend einer andern Literatur findet, hat man auch angefangen, Ausgaben altdeutscher Dichtungen herzustellen, die selbst dem nichtfachgelehrten Publikum verständlich sind. Zu dieser Art von Ausgaben gehört die angezeigte an sich vortreffliche Ausgabe der Gedichte Rubins nicht. Wir bedauern das, weil die Gedichte nach unserem Dafürhalten der Theilnahme Aller würdig sind. Rubin, wahrscheinlich ein Tiroler und dem zweiten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts angehörend, gehört, wenn er auch mit Recht ein Nachahmer Walthers von der Vogelweide genannt wird, doch zu den besten Minnesängern, und in seinen Liedern erklingt gar mancher Ton, der auch die Saiten unseres Herzens noch ertönen machen kann. Wer alt deutsche Dichtungen ohne Commentar zu verstehen vermag, wird nicht bereuen, die Bekanntschaft des vorliegenden Büchleins gemacht zu haben. A. R.

*) Rubin's Gedichte. Kritisch bearbeitet von Julius Zupitza. Oppeln, A. Reisewitz. 1867.

— **Neue Uebersetzung der Frithjofsage.***) Elias Tegner's klassisches Meisterwerk, die in eine poetische Form gekleidete Erzählung von Frithjof, dem freien Bauernsohn und Ingeborg, der schönen Königstochter, hat im stammverwandten Deutschland schnell den lebhaftesten Anklang gefunden und mußte ihn finden, denn dieses Lied der edelsten, reinsten Minne, dieses Lied löwenkühner Tapferkeit, kindlicher Herzenseinfalt und felsenfester, unbestechlicher Mannentreue ist ja in jedem Zuge dem germanischen Geist abgelauscht und muß, was auch Civilisation und Vermischung gethan haben mögen, doch in jedem germanischen Herzen noch einen vollen, reinen Accord anzuschlagen vermögen. Eine ganze Reihe von mehr oder minder guten Uebersetzungen haben das Ihrige gethan, das Gedicht in Deutschland einzubürgern. Der Verfasser der uns vorliegenden Arbeit zählt nach dem, was er uns in seinem Vorworte berichtet, sechzehn auf, allerdings eine große Zahl, wenn man bedenkt, daß seit dem Erscheinen des Originals in Schweden nicht viel mehr, als vierzig Jahre verflossen sind. Nach unserm Gefühl hätte sich der Verfasser mit der Aufzählung der vorhandenen Uebersetzungen begnügen und das Urtheil über den höheren oder geringeren Werth derselben dem Publikum und der Kritik überlassen sollen. Wer richtet, wo er Partei ist, erregt leicht Mißtrauen, selbst wenn er gerecht richtet und beweist, daß er die Sache gründlich versteht. Und Beides muß man Freytag mit vollster Ueberzeugung zugestehen. In seinem Vorworte zeigt er sich als gründlichen Kenner der schwedischen Sprache, der, mit ihren Eigenthümlichkeiten ganz genau vertraut, sich der großen Schwierigkeiten, die sie trotz und vielleicht eben wegen ihrer nahen Verwandtschaft mit dem Deutschen für die Uebertragung eines Gedichtes in unsere Sprache bietet, sehr wohl bewußt ist. Und der Uebersetzer hat die Schwierigkeiten seiner Aufgabe nicht nur gekannt, was weit besser und anerkennenswerther ist, er hat sie auch überwunden. Die Freytag'sche Uebersetzung der Frithjofsage ist eine mustergültige zu nennen. Eng dem Originale sich anschmiegend, weiß sie doch überall den eigenthümlichen Schönheiten, dem Schwung und Rythmus unserer Sprache gerecht zu werden, mit sehr geringen Ausnahmen die Echtheit des Reims zu bewahren und ihre Bilder sehr glücklich zu wählen, so daß man wohl das größte Lob einer Uebersetzung — die Uebersetzung nicht merkt. Sehr gediegene, gründliche Studien verrathende, erläuternde Bemerkungen und eine mit Liebe und Verständniß abgefaßte Lebensbeschreibung Elias Tegner's erhöhen noch den Werth der an und für sich schon verdienstvollen Arbeit.

— **Ein dänisches Seebad.****) Unter diesem Titel veröffentlichte Julius Rodenberg kürzlich in einem Büchlein gesammelt eine Reihe von Schilderungen eines vierwöchentlichen Aufenthaltes in Dänemark und namentlich in Helsingör und Marienlyst, an denen wir uns früher schon erfreut hatten, als sie uns vereinzelt im Feuilleton der National-Zeitung geboten wurden. Ist die Darstellung des Lebens in dem reizenden, noch nicht von der „Kultur beleckten“, von den unvermeidlichen Berlinern unsicher gemachten Seebade auch sehr poesievoll und verführerisch, erweckt sie eine brennende Sehnsucht, sich den blauen Wogen der Ostsee anzuvertrauen, um hinüberzuschiffen nach jenem herrlichen Erdenfleckchen und einige köstliche Wochen daselbst zu verleben, zu verschwärmen, zu verträumen, so ist diese Schilderung doch weder das einzige, noch das größte Verdienst des Buches. Ein Reisender wie Rodenberg sieht und genießt mit dem Herzen, dem Gemüthe, dem Geist und Verstande, und wenn er von seinen Reisen erzählt, so kommt in schönem Gewande zu Tage, was ihm diese verschiedenen Faktoren zugeführt. Helsingör ist ihm unzertrennlich von Hamlet, wie wohl er auch unterrichtet ist, daß der geschichtliche Hamlet, wenn es überhaupt einen solchen gegeben, wenig Anrecht auf diesen Platz hat, und sein Aufenthalt auf diesem Boden wird ihm zum Anlaß, die Gestalt des Dänenprinzen vor sich aufsteigen zu lassen und seiner und seines Dichters in eingehender, liebevoller und kenntnißreicher Weise zu gedenken. Und könnte man von dem Dichter der „Reinen Frauen“ erwarten, daß er Kronenburg sehen und nicht der schönen unglücklichen Königin, Caroline Mathilde, gedenken, ihr nicht ein schönes Denkmal setzen und ihr edles Verhalten im Gegensatz zu Struensee's erbärmlichem Betragen im Unglück nicht in's hellste Licht stellen sollte? Die Schilderung bleibt endlich nicht bei Helsingör stehen; sie erstreckt sich auch auf Kopenhagen, auf Thorwaldsen und seine Werke, auf Seeland und die Seeländer, auf Sitten und Charakter der Dänen. Es gereicht der Unparteilichkeit des deutschen Schriftstellers zur Ehre, daß er Dänemark und den guten Eigenschaften seiner Bewohner, ohne jegliche nationale Voreingenommenheit, volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, und es wäre sehr zu wünschen, daß sich die dänischen Schriftsteller im Betreff Deutschlands und der Deutschen ein Beispiel daran nähmen. Da nach allen von dort zu uns herübertönenden Kundgebungen dazu aber noch wenig Aussicht vorhanden scheint, könnte eine etwas schneidigere Sprache unserseits wohl gerade nicht schaden. J. H.

*) Die Frithjofsage des Esaias Tegner, in den Versmaßen des Urtextes übertragen und mit erläuternden Bemerkungen versehen, von L. Freytag. Bremen, L. Kühlmann, 1867.

**) Vier Wochen in Helsingör von Julius Rodenberg, Berlin, Louis Gerschel's Verlagshandlung 1867.

Literarischer Sprechsaal.

Der Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes in Berlin beabsichtigt im Jahre 1868 in den alsdann durch einen Neubau bedeutend erweiterten Räumen seiner Central-Verkaufsstelle, des „Victoria-Bazar“, eine allgemeine Frauen-Industrie-Ausstellung zu veranstalten, und bereits ist eine Kommission mit den ersten Vorbereitungen zu diesem Unternehmen beschäftigt. Diese Ausstellung, zu welcher nicht nur die vorzugsweise mit dem Namen „weibliche Handarbeiten“ bezeichneten Gegenstände zulässig sein, sondern die auch Werke der bildenden Kunst und der Industrie, kurz alle Arbeiten aufnehmen soll, welche von Frauen oder unter deren wesentlicher Mitwirkung angefertigt sind, hat einen mehrfachen Zweck. Sie soll zuvörderst eine Uebersicht gewähren über diejenigen Erwerbszweige, welche jetzt vorzugsweise in den Händen der Frauen sind, dann soll sie Material liefern zur Entscheidung der noch immer mit so viel Lebhaftigkeit diskutirten Frage, welche neue Arbeitsgebiete sich wohl besonders für Frauen eignen, worauf man in erster Linie sein Augenmerk bei ihrer Ausbildung für gewerbliche Thätigkeit zu richten habe, und endlich soll sie dazu dienen, die Beziehungen zwischen Angebot und Nachfrage zu erweitern, arbeitenden Frauen einen größeren Markt zu verschaffen, das Publikum neue und gute Bezugsquellen entdecken

zu lassen. Der Vortheil, den eine solche Ausstellung, wenn ihr eine recht allgemeine Theilnahme geschenkt und sie in der rechten Weise beschickt wird, nicht nur den arbeitenden Frauen, sondern der Gesammtheit bringen muß, liegt auf der Hand. Kann sie auch nicht im Entferntesten den Vergleich mit den internationalen Ausstellungen beanspruchen, so wird sie doch sicher ganz in derselben Weise, wenn auch nicht in dem Maße, anregend und befruchtend auf viele Zweige unserer Industrie wirken, um so mehr, als die Kommission, ohne ihr ausgesprochen einen internationalen Charakter geben zu wollen, doch die Betheiligung auch von Nichtdeutschen nicht nur für zulässig, sondern für sehr wünschenswerth erklärt hat. Auch diesem gemeinnützigen Unternehmen schenkt die Frau Kronprinzessin von Preußen wieder ihr reges Interesse und ihre persönliche Theilnahme, indem sie sich, als Protectorin des Vereins, vorbehalten hat, goldene Medaillen, welche die hervorragendsten Leistungen der Ausstellung belohnen sollen, zu schenken und zu verleihen.

Um recht zu begreifen, wie eine so gebildete Nation, als die französische ist, heutzutage, hundert Jahre nach Voltaire und sechzig Jahre nach der Revolution, noch den Kämpen für das Papstthum und dessen weltliches Regiment spielen kann, muß man nicht nur im Auge behalten, daß es in derselben eine rührige legitimistisch-jesuitische Partei giebt, sondern auch wissen, daß neben der vollen Aufklärung, wie sie in den höheren Regionen der Gesellschaft herrscht, auch noch der dickste, gröbste Aberglaube unter dem Schirme der römischen Kirche, namentlich auf dem Lande, fortwuchert. Was für bigotter Unsinn in gewissen Andachtsbüchelchen und Wundergeschichten dem Volke, das nicht bloß aus dem „armen" Volke besteht, gelehrt wird, das ist wirklich himmelschreiend. Da erscheint in Paris, diesem Herde der Bildung und Wissenschaft, bei Moronval ein Traktätchen „der Armenarzt", in welchem dem Landvolke folgendes Gebet, um die Darmgicht der Pferde zu heilen, empfohlen wird. (Damit man die Uebersetzung nicht für eine Erfindung halten möge, stehe der Text hier; mit dem Styl muß man's nicht genau nehmen, die Sache ist für die Dummen geschrieben):

„Cheval uoir ou gris (car il faut distinguer la couleur du poil de la bête), appartenant à N..., si tu as les avives de quelque couleur qu'elles soient, ou tranchées rouges, ou en trente-six sortes d'autres maux, de cas qu'ils y soient, Dieu te guérisse et le bienheureux Saint-Éloi. Au nom du père, du fils et du Saint-Esprit. Ainsi soit-il!

Et vous direz cinq *Pater* et cinq *Ave-Maria*, pour remercier Dieu de sa Grâce."

Daß man mit solchen Schädeln, wie die, in denen dieser Unsinn nistet, Thüren und Pfosten einrennen kann, und wäre es die Porta del popolo in Rom, das ist gewiß. Nun vergleiche man damit den altheidnischen, germanischen Zauberspruch über den verrenkten Fuß eines Pferdes:

Phol ende Wôdan vuorun zi holza:
du wart demo Balderes volon sin vuoz birenkit:
thu biguolen Sinthgunt, Sunnâ era suister;
thu biguolen Frijâ, Vollâ era suister;
thu biguolen Wôdan, sô he wola conda,
sôse bênrenki, sôse bluotrenki,
sôse lidirenki,
bên zi bêna, bluot zi bluoda,
lid zi geliden, sôse gelimidâ sin.

Welcher Unterschied ist zwischen dieser Beschwörungs-Formel, die zur Zeit der Entstehung des Christenthums unter den deutschen Heiden im Gebrauch war, und der angeführten römisch-katholischen Formel? Keiner! Es lohnte der Mühe, Heiden und Ketzer mit Schwert und Feuer zu vertilgen, um nach achtzehn Jahrhunderten noch immer auf derselben Bildungsstufe zu stehen, die man zu bekämpfen vorgab. Der Minister Duruy macht sich verdient um sein Volk, wenn er die Volksschullehrer gegen das Jesuitenthum schützt und befördert. Ein Kreuzzug gegen die Unwissenheit! H. S.

Die Berliner Spenersche Zeitung sagt am Schlusse eines geharnischten Artikels über die Unterdrückung der deutschen Sprache und Nationalität in den russischen Ostsee-Provinzen:

„Wäre das eine gute Sache, was die moskowitische Partei betreibt, dann hätte sie keinen Grund, das Licht und die Discussion zu scheuen. Aber was soll man dazu sagen, daß die russischen Zeitungen in St. Petersburg und Moskau für die Russificirung der Schule, Verwaltung und Justiz in den Ostsee-Provinzen ganz ungehindert schreiben und die unhaltbarsten Gründe vorführen dürfen, während den Zeitungen in Riga und Reval, überhaupt in den Ostsee-Provinzen, direkt verboten wird, etwas zur Abwehr vorzubringen? Dieser Umstand erregt die allgemeinste Sensation in der gebildeten Welt. Als im Anfang der 40er Jahre Emissäre der griechisch-russischen Kirche den lettischen und esthnischen Bauern, die bekanntlich lutherisch sind, vorspiegelten, wenn sie ihren Glauben wechselten, sollten sie Land bekommen, machte das auch großes Aufsehen, indeß man dachte: ländlich, sittlich. Heute aber, unter dem milden, menschenfreundlichen Alexander, bei den anerkannten Fortschritten der Civilisation in Rußland, wäre es doch ein trauriger Rückfall, wenn die moskowitische Partei mit ihren Plänen gegen die Ostsee-Provinzen Erfolg haben sollte. Bald wird sie sich auch überzeugen, daß man durch einen Ukas vergeblich ankämpft gegen deutsches Kulturleben, gegen deutsche Aristokratie, gegen den passiven Widerstand einer intelligenten Bevölkerung."

Der antiquarische Buchhändler, Herr R. Zeune in Berlin (Victoria-Straße 29a.), der ein seltenes großes Lager von Portraits und Autographen besitzt, hat daraus eine Sammlung von 1283 Nummern zusammengestellt, die sich insgesammt auf Berlin beziehen und von denen er einen Katalog unter dem Titel „Das berühmte Berlin in Portraits" herausgegeben. Das Verzeichniß hat folgende vier Abtheilungen: 1) Brandenburgisch-preußisches Regentenhaus; 2) berühmte in Berlin geborene Personen; 3) berühmte Personen in Berlin, die, anderswo geboren, dort gelebt haben; 4) ältere Ansichten von Berlin, Curiosa 2c. Wir glauben, daß diese Sammlung, die mit jedem Jahr einen größeren Werth für Liebhaber erhält, sehr bald einen Käufer finden werde.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. — Herausgegeben von Joseph Lehmann. — Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] — Berlin, den 30. November 1867. — [N° 48.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

Literarische und künstlerische Festgeschenke

vorräthig in allen Buchhandlungen.

Festgeschenke aus dem Verlage von
Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandl.) in Berlin, 7 Behrenstraße.

Heyse, Paul, Novellen und Terzinen. Siebente Sammlung. 8. Preis 2 Thlr.
Inhalt: Mutter und Kind. Auferstanden. Der Salamander. Beatrice.

— — Thekla. (Ein Gedicht.) Erste und zweite Auflage. 8. Cart. Preis 16 Sgr.

Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte. Roman. 3 Bde. 8. Preis 5 Thlr.

Schack, A. F. v., Gedichte. Zweite (Miniatur-) Auflage. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.; geb. 1 Thlr. 25 Sgr. (769)

Olfers, Hedwig von, geb. von Staegemann, Der Kinderadvokat. Zweite sehr vermehrte Aufl. Cart. Preis 15 Sgr.

Firdusi, Heldensagen. In deutscher Nachbildung nebst einer Einleitung über das Iranische Epos von Adolf Friedrich von Schack. Zweite vermehrte Auflage der „Heldensagen" (1 Band) und der „Epischen Dichtungen" (2 Bde.). Lexicon-Octav mit gespaltenen Columnen. (439 Seiten.) Preis 2⅔ Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Undine. Eine Erzählung von **Friedrich Baron de la Motte Fouqué.**

Miniatur-Ausgabe (13. Auflage). 1864. Mit Titelbild, gezeichnet von Ludwig Richter, gestochen von Chr. Hoffmeister. In englischem Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Volks-Ausgabe (14. Auflage). 1865. Eleg. geh. 10 Sgr. In englischem Einband 15 Sgr.

Pracht-Ausgabe (12. Auflage). 1860. Mit 70 Holzschnitten. kart. 1 Thlr. 10 Sgr. reich gebunden 1 Thlr. 20 Sgr.

Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig, und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauenwelt in hohem Grade erworben. (770)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Nachfolgende Schriften von (771)

Henriette Davidis

empfehlen sich nach Inhalt und Ausstattung vorzüglich zu

= Festgeschenken: =

Die Hausfrau.

Praktische Anleitung zur Führung des Haushalts. 3. Auflage. geb. 1⅓ Thlr.; feine Ausgabe in Goldschnitt 1⅔ Thlr.

Der Beruf der Jungfrau.

Mitgabe für Töchter bei ihrem Eintritt in's Leben. 3. Auflage. Fein gebunden mit Goldschnitt 1⅓ Thlr.

Puppenmutter Anna.

2. Aufl. Mit 4 colorirten Kupfern. 15 Sgr.

Puppenköchin Anna.

3. Aufl. Mit 1 colorirten Kupfer. 10 Sgr.

Verlag von E. A. Seemann in Leipzig.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschienen:

Herman Grimm: Ueber Künstler und Kunstwerke.

Zwei Bände. 1865 und 1867. Mit 15 Photographieen. Velinpapier. Zu je 2 Thlr.

Diese beiden Bände enthalten ein überaus reiches Material zur Kunstgeschichte, namentlich über Raphael, Michelangelo, Dürer, Holbein, Lionardo. Der erste Band enthält photographische Darstellungen von Kunstwerken (namentlich von Dürer und Michelangelo), der zweite (hauptsächlich von Raphael und Lionardo) zum Theil nach den Originalen, zum Theil nach Stichen angefertigt. (772)

Werthvolle Weihnachtsgeschenke.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Dargestellt von **H. A. Berlepsch.** Mit 16 Illustrationen und einem Titelbilde in Tondruck nach Originalzeichnungen von Emil Rittmeyer. **Pracht-Ausgabe.** Lexikon-Octav. 1 starker Band. Eleg. brochirt 3 Thlr. 26 Sgr. Eleg. geb. 4⅔ Thlr. Goldschnittband 4⅚ Thlr. **Wohlfeile Volks-Ausgabe** mit 16 Illustrationen ohne Tondruck. Octav. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Sgr. **Taschen-Ausgabe.** Mit 6 Illustrationen. Sedez-Format. Eleg. geb. mit Golddrucktitel 1 Thlr.

„Das Werk soll ein Seitenstück zu Tschudi's Thierleben der Alpenwelt sein und verdient seinen Platz neben diesem Meisterwerke in dem Bücherschrein eines jeden Naturfreundes. Die Schilderungen des Verf. sind außerordentlich lebendig und mit Geschmack und Sachkunde durchgeführt; nur hier und da vielleicht etwas zu schwungvoll, wenigstens für Den, der die zu allen Ueberschwänglichkeiten der Naturbegeisterung hinreißende, unnennbare Pracht der Alpenwelt noch nicht selbst geschaut hat." **Roßmäßler, Aus der Heimath.**

Baker, Samuel White, Der Albert-Nyanza, das grosse Becken des Nil und die Erforschung der Nilquellen. Deutsch von J. E. A. Martin. Autorisirte Ausgabe. Nebst 33 Illustrationen in Holzschnitt, 1 Chromolithographie und 2 Karten. Zwei starke Bände. Eleg. broch. Lex.-8. . . . . 5⅓ Thlr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Aus dem Englischen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Pastor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzschn. 2 Thle. in 1 Bde. 8. br. 1⅔ Thlr. In elegantestem engl. Einbande mit reich vergoldeten Deckelverzierungen und Goldschnitt. 2⅓ Thlr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Miniatur-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt . . . . 1 Thlr. 2 Sgr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Miniatur-Ausgabe. 2. Aufl. broch. 24 Sgr. Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt . . . . 1 Thlr. 2 Sgr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Dramatisches Gedicht in 5 Akten. Miniatur-Ausgabe. broch. 27 Ngr. Prachtvoll gebunden mit Goldschnitt . . . . 1 Thlr. 5 Sgr.

Hamm, Dr. W., Ordnung und Schönheit am häuslichen Herd. Den deutschen Frauen gewidmet. Octav-Format. Elegant gebunden in Farbendruck-Umschlag. . . . 28 Sgr.

Hann, Dr. Wilhelm, Königl. Sächs. Superintendent und Pastor an der Stadtkirche St. Matthäi zu Leisnig. **Das Gebet vermag viel!** Stunden religiöser Erbauung für alle Lebensverhältnisse evangelischer Christen. Mit 1 Titelkupfer. gr. 8. broch. . . 1⅓ Thlr. Elegant gebunden mit vergoldeten Deckelverzierungen . . . . 1⅔ Thlr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt). **Das Buch der Erziehung in Haus und Schule.** Erste Abtheilung: Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. 8. broch. 27 Sgr.

Körner, Friedrich, Prof. an der höheren Handelsakademie in Pesth. **Das Buch der Erziehung in Haus und Schule.** Zweite Abtheilung: Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. broch. . . . . 27 Ngr.

Lindner, Albert, Stauf und Welf. Ein historisches Schauspiel in 5 Aufzügen. Miniatur-Ausgabe. broch. 24 Sgr.

Livingstone, David und Charles, Neue Missionsreisen in Südafrika, unternommen im Auftrage der englischen Regierung. Forschungen am Zambesi und seinen Nebenflüssen nebst Entdeckung der Seen Schirwa und Nyassa in den Jahren 1858 bis 1864. Autorisirte Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. Nebst 1 Karte und 40 Illustrationen in Holzschnitt. 2 Bände. gr. 8. Eleg. broch. . . . . 5⅓ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Wie der Christbaum entstand. 2. Aufl. des „Ersten Christbaums". Ein Märchen. Mit 6 color. Bildern. In Buntdruck-Umschlag geb. Preis 1 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Mit 6 colorirten Bildern. Zweite Auflage. In Buntdruck-Umschlag gebunden. . . . Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Wallfischfänger. Zweite Auflage. Erzählung für die Jugend. 8. Mit 1 colorirten Titelbilde. In Buntdruck-Umschlag geb. 1 Thlr. 10 Sgr.

Alle drei Jugendschriften wurden in dem kritischen Verzeichniß der pädagogischen Vereine Berlins den Eltern zur Anschaffung empfohlen. (773)

In allen Buchhandlungen ist stets vorräthig: (774)

Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe. Mit sieben Bildern in Holzschnitt.

Elfte Auflage. 1864. Velinpapier. In englischem Einband 1 Thlr.

Zwölfte Auflage. 1867. Druckpapier. In farbigem Umschlag kartonnirt 15 Sgr.

„Unstreitig unter allen Märchenbüchern das schönste."
Bernhardi's Wegweiser durch die deutschen Volks- und Jugendschriften.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Literarische und künstlerische Festgeschenke

vorräthig in allen Buchhandlungen.

Die auf der Londoner Welt-Ausstellung 1862 prämiirten (775)

Zeichen-Vorlagen

von **Wilh. Hermes** in Berlin empfehlen sich zu hübschen Festgeschenken. à Heft 6 Sgr. und 10 Sgr.

Festgeschenke

aus dem Verlage der **Haude- & Spener'schen Buchhandlung** in Berlin, Bernburgerstr. 30.

Andersen, H. C., Neue Märchen und Geschichten. Min.-Ausg. Eleg. geb. 24 Sgr.

Archenholz, W. v., Geschichte des siebenjährigen Krieges. 9. Aufl. Mit d. Stahlstich-Porträt Friedrichs II. und der kolorirten Karte des Kriegsschauplatzes. In illustrirtem Umschlag kart. 1 Thlr. Eleg. geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Büchmann, G., Geflügelte Worte. 4. umgearbeitete und vermehrte Aufl. geb. 1 Thlr. geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr. Mit Goldschnitt $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Damen-Almanach, Notiz- und Schreibkalender für 1868. Mit einer Illustr. in Farbendruck von H. Stilke. Eleg. geb. m. Goldschn. 20 Sgr.

Klein, J. L., Heliodora. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 20 Sgr.

Lehmann, Dr. A. L., Der Tugendbund. Aus den hinterlassenen Papieren des Mitstifters Prof. Dr. H. F. G. Lehmann. 1 Thlr. 10 Sgr.

Löwenberg, J., Geschichte der Geographie von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 2. umgearbeitete Aufl. Geh. $1\frac{1}{3}$ Thlr. geb. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Schwarz, Dr. W., System der Gesangkunst nach physiol. Gesetzen. 3. Aufl. 1 Thlr.

Solly, Th., A coronal of English Verse. Or a Selection from English and American Poets. Geh. 1 Thlr. 12 Sgr., in reichem Relief-Einb. m. Goldschn. 2 Thlr.

„Eine kostbar ausgestattete Blüthenlese aus englischen und amerikanischen Dichtern; der Name des Herausgebers bürgt für die gute und treffliche Auswahl. Bei der Neigung und dem Anklang, den die englische Lyrik bei uns in weiten Kreisen findet, wird dieser hübschen Sammlung ein dankbares Publikum nicht fehlen, sie empfiehlt sich zumeist für die Frauenwelt als ein gefälliges Geschenk." (776)
(Nat.-Ztg. v. 28. Oct. 1864.)

Spielwerke

mit 4 bis 48 Stücken, worunter Prachtwerke mit Glockenspiel, Trommel und Glockenspiel, mit Himmelsstimmen, mit Mandolinen, mit Expression u. s. w. (777)

Spieldosen

mit 2 bis 12 Stücken, ferner Necessaires, Cigarrenständer, Schweizerhäuschen, Photographie-Albums, Schreibzeuge, Cigarren-Etuis, Tabaks- und Zündholzdosen, tanzende Puppen, Arbeitstischchen, alles mit Musik, ferner Stühle, spielend wenn man sich darauf setzt, empfiehlt **J. H. Heller in Bern.** Franco.

Diese Werke, mit ihren lieblichen Tönen jedes Gemüth erheiternd, sollten in keinem Salon und an keinem Krankenbette fehlen; — großes Lager von fertigen Stücken. — Reparaturen werden besorgt. — Selbstspielende, elektrische Klaviere zu Frcs. 10,000.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Harrwitz (D.), Lehrbuch des Schachspiels

enthaltend die Analyse der Eröffnungen und Endungen nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen, Boden, Horwitz, Kieseritzky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen*, dem Verfasser u. A. $21\frac{1}{2}$ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (778)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

Im Verlag von **J. Guttentag** in Berlin, 8 Unterwasserstr. sind erschienen:

Lessing's Leben und Werke. Von Adolf Stahr. Vermehrte und verbesserte Volks-Ausgabe. Vierte Aufl. 1867. 2 Bände. Preis geh. 2 Thlr. Eleg. geb. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Lessing's Nathan der Weise. Von David Friedrich Strauß. 2. Aufl. Eleg. geb. 12 Sgr.

Göthe's Frauengestalten. Von Adolf Stahr. I. 1865. Preis geh. $1\frac{1}{6}$ Thlr. Eleg. geb. 1 Thlr. 14 Sgr.

Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft. Von Carl Twesten. Geh. 25 Sgr.

Bilder aus dem Alterthume. Von Adolf Stahr. 4 Bände. 1863—1867. Preis à Band geh. 2 Thlr. (I. Tiberius. II. Cleopatra. III. Römische Kaiserfrauen. IV. Agrippina, die Mutter Nero's.)

Künstlerbriefe, übersetzt und erläutert von Ernst Guhl. Preis geh. 4 Thlr. $27\frac{1}{2}$ Sgr. geb. $5\frac{1}{3}$ Thlr.

Dieses von der Kritik einstimmig anerkannte und empfohlene Werk enthält in seinem ersten Bande eine reiche Auswahl von Charakteristiken der berühmtesten italienischen Künstler des 16. und 17. Jahrhunderts. — Der zweite Band behandelt in ähnlicher Weise die hervorragendsten Künstler des 17. Jahrhunderts, z. B. die Carracci, Guido Reni, Domenichino, Guercino, Albani, Rubens, Rembrandt, Salvator Rosa u. A. m., deren kunst- und kulturgeschichtliche Bedeutung sowohl in den Erläuterungen zu ihren Briefen, als auch in ausführlicheren Lebens- und Charakterbildern anschaulich geschildert wird.

Die Frauen in der Kunstgeschichte von Ernst Guhl. Preis geh. $1\frac{1}{3}$ Thlr., eleg. geb. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Durch den Gegenstand und dessen schöne Darstellung, wie auch durch die elegante Ausstattung, dürfte sich wohl zunächst der Frauenwelt das vorliegende Werk empfehlen, welches das weibliche Geschlecht in seinen künstlerischen Vertreterinnen verherrlicht, aber auch der wissenschaftliche Leser wird in demselben die Resultate tiefer Forschung sicherlich nicht verkennen. (779)

Römische Tage. Von Louis Ehlert. 1867. Geh. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Dante's göttliche Komödie. Metrische Uebersetzung mit Erläuterungen, Abhandlungen und Register. Von August Kopisch. Zweite Ausgabe. Mit Dante's Bildniß. Eleg. geh. $1\frac{1}{3}$ Thlr., geb. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Empfehlenswerthe Werke.

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.

Drei Theile. (68 Bogen.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

Das Literarische Centralblatt spricht sich über das Werk, wie folgt, aus:
„Mit Freuden schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.

Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile ($66\frac{1}{2}$ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben. (780)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Literarische und künstlerische Festgeschenke

vorräthig in allen Buchhandlungen.

In dem unterzeichneten Verlage ist erschienen: (781)

Herman Grimm: Neue Essays über Kunst und Literatur.

1865. Ein Band von 375 Seiten. Velinpapier. gr. 8. geb. 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien.

„Hier tritt uns eine befestigte künstlerische Mannhaftigkeit entgegen mit großen, zugleich kulturgeschichtlichen Interessen, selbständig anziehende Momente der Kunst und Literatur in einer fast durchweg eigenthümlichen, den Leser persönlich fesselnden Form auffassend und von dem sicher erkannten und frisch dargestellten Detail immer zu allgemein bedeutsamen, wenn auch bisweilen nur leicht hervorgehobenen Resultaten fortschreitend." (Preuß. Jahrbücher.)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Festgeschenke.

Berg, A., Die Insel Rhodus, aus eigener Anschauung und nach den vorhandenen Quellen historisch, geographisch, archäologisch, malerisch beschrieben und durch 80 Originalradirungen und 150 Holzschnitte nach eigenen Naturstudien und Zeichnungen illustrirt. Gross Hoch-Quart. geb. 26 Thlr.

—— —— Wohlfeile Ausgabe. Mit 20 Radirungen und mehr als 100 Holzschnitten. Quart. geb. 6 Thlr. 20 Sgr.

Böttger, Adolf, Dichtergarben vom Felde deutscher Lyrik. Dritte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Velinpapier. 31 Bogen. Auf's Eleganteste in Goldschnitt gebunden. Mit feinstem Stahlstich. Preis 2 Thlr.

Ducros, Napoléon, Le Parnasse français. Choix de Poésies. 3. Auflage. Miniatur-Ausgabe. Velinpapier. 31 Bogen. Brillant in Goldschnitt mit feinstem Stahlstich gebunden. Preis 2 Thlr.

Elwell, William Odell, The British Lyre or Selections from the English Poets. 5. Auflage. Miniatur-Ausgabe. Velinpapier. 38 Bogen. Prachtvoll in Goldschnitt mit feinstem Stahlstich gebunden Preis 2 Thlr.

Lange, H., Vollständiger Schulatlas über alle Theile der Erde in 26 Karten in Stahlstich und Buntdruck. 4. Auflage. geb. 1 Thlr. 4 Sgr.

Liechtenstern, Th. von, und H. Lange, Neuester Schulatlas zum Unterricht in der Erdkunde. Nach den neuesten wissenschaftlichen Forschungen. 13. Auflage.
in **29 Karten** für die unteren Classen. geb. 1 Thlr. 25 Sgr.
in **37 Karten** für die mittleren Classen. geb. 2 Thlr. 8 Sgr.
in **44 Karten** für die oberen Classen. geb. 2 Thlr. 21 Sgr.

Macaulay, Thomas Bab., Geschichte von England. Deutsch von Wilhelm Beseler u. Th. Stromberg. Mit dem Porträt des Verfassers. 12 Bände. geb. 9 Thlr. 13 Sgr.

—— Ausgewählte Schriften geschichtlichen und literarischen Inhalts. Deutsch von Fr. Steger, A. Schmidt und J. Althaus. 13 Bände. geb. 9 Thlr. 13 Sgr.

—— Geschichte von England. Erste illustrirte Volksausgabe. 8 Bände in Classikerformat mit 200 Porträts. geb. 8 Thlr. 10 Sgr.

Porträtgallerie zu Macaulay's Geschichte von England in 200 historisch denkwürdigen Bildnissen nach den besten Originalen. Zu allen Ausgaben des Werkes. In zwei Ausgaben: Gross Octav geb. 3 Thlr. 7½ Sgr. — Classikerformat geb. 2 Thlr. 25 Sgr.

Rotteck, Karl von, Allgemeine Geschichte. Dritte billigste Volksausgabe. 25. Auflage. Bis auf die gegenwärtige Zeit ergänzt. Mit 24 Stahlstichen und dem Porträt des Verfassers. 11 Bände. ca. 270 Bogen. geb. 9 Thlr. 20 Sgr.

Sporschil, Joh., Die Freiheitskriege der Deutschen von 1813, 1814, 1815. Als 7. veränderte Auflage der grossen Chronik. Taschenausgabe in 9 Bänden mit 12 Stahlstichen und 22 colorirten Schlachtenplänen. 9 Bände. geb. 8 Thlr.

—— Neues Heldenbuch für die deutsche Jugend, enthaltend die Grossthaten der Deutschen in den Befreiungskriegen 1813, 1814 und 1815. 4. wohlfeilere Stereotypausgabe mit 20 Stahlstichen. 3 Bände. cart. 2 Thlr.

Das grosse Völker- und Naturleben. Physiognomische Züge aus fernen Welttheilen. 35 Bogen mit über 100 Illustrationen. Preis geb. 2¼ Thlr., eleg. geb. 2 Thlr. 12½ Sgr.

Verlag von George Westermann in Braunschweig. (782)

Im Verlage von **E. A. Seemann** in Leipzig erschien und ist in jeder Buchhandlung zu haben:

Populäre Aesthetik

von Prof. Dr. **Carl Lemcke. Zweite,** stark vermehrte Auflage. Mit Illustrationen. 1867. broch. 2¼ Thlr., eleg. geb. 2 Thlr. 27 Sgr., mit Goldschnitt 3¼ Thlr.

Geschichte der Malerei

von Dr. **Ad. Görling.** 2 Bände. Mit 192 Illustrationen. 1865—1866. broch. 3 Thlr.; eleg. geb. 3¾ Thlr.; mit Goldschnitt 3⅞ Thlr. (783)

Literarisches.

Dr. **Feodor Wehl** urtheilt im Feuilleton der Dresd. Const. Ztg. über die **Methode Toussaint-Langenscheidt** *) wie folgt:

„Diese Methode hat sich nicht nur durch die Praxis bewährt, sondern auch die Anerkennung der wissenschaftlichen Fachkritik in so maßgebender Weise errungen, daß es unnöthig scheint, darüber noch viele Worte zu machen. Hier ist es der Erfolg, der für die Sache spricht, und wenn wir eine Beifügung uns zu machen erlauben, so ist es nur die, daß wir unsere Bewunderung aussprechen über die Art und Weise, mit welcher die Sprachlehre gewissermaßen in den Geist der Zeit aufgegangen ist und sich da mit imponirendem Geschick die Intelligenz zu eigen gemacht hat, die in der heutigen Welt Gemeingut der Menschen geworden ist. Auf sie basirend, handhabt diese Methode die Regeln der Grammatik und Aussprache mit einer in Erstaunen setzenden Leichtigkeit, ja wir möchten sagen mit einer gewissen Anmuth des Geistes derart, daß alles Steife, Verknöcherte und Verletzte der Sprachlehre daraus verloren geht, und diese Einem jung und frisch, gleichsam Leben quellend, entgegentritt ꝛc. Die Lehrmethode von Toussaint und Langenscheidt tritt ohne vieles Gepäck wie ein Weltmann und Reisender bei uns ein. Sie hat einen leichten Umgangston und gefällige Manieren. Sie spricht einfach, kurz und schlicht aber immer so, daß der Geist dadurch angeregt wird und man gewissermaßen bei dem Sprechenlernen in fremden Sprachen auch zugleich denken lernen kann. Das Organisatorische und Gymnastische der Methode beschäftigt und stählt den Sinn; sie hat entschieden ein philosophisches Element in sich, oder doch etwas von den Errungenschaften eines solchen. Das hebt sie über viele hinaus und giebt ihr jenes gehobene und geistige Leben, das sie vor vielen andern auszeichnet und ihr die großen Erfolge verschafft, die sie hatte und noch haben wird.

*) Briefl. Unterricht im Franz. u. Engl. So eben in 13. Aufl. complet erschienen. Probebriefe à 5 Sgr. nebst Prospekt in jeder Buchhandlung, so wie von G. Langenscheidt in Berlin, Hallescheстr. 17, zu beziehen. (784)

Die Grenzboten. (785)

Nr. 46. Norddeutsche Kriegsmarine. Die Panzerschiffe: technischer Wettkampf der Panzer und der Artillerie. — Das Mausoleum zu Halikarnass. — Napoleon und der Norddeutsche Bund. — Literatur: eine Biographie H. Heine's.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Dieser Nummer liegen bei: 1) Prospekt eines Werkes unter dem Titel: **Deutsche Lyriker** seit 1850, von Dr. **Emil Kneschke.** Verlag von **Albert Fritsch in Leipzig. 2) Auswahl von Festgeschenken** aus dem Verlage der **C. F. Winterschen Verlagshandlung** in **Leipzig** und **Heidelberg.** 3) Prospekt über eine Zeitschrift unter dem Titel: **Allgemeiner literarischer Anzeiger für das evangelische Deutschland.** Verlag von **C. Bertelsmann** in **Gütersloh.** (786. 87. 88)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Expediteure.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Heinrich Hoffmann von Fallersleben.*)

Mag es schon überhaupt keine leichte Aufgabe sein, in einer Selbstbiographie allen Dingen gegenüber einen gänzlich objektiven Standpunkt zu bewahren, so scheint uns, als ob der Verfasser des gegenwärtigen „Lebens“ diese Schwierigkeit in noch erhöhterem Maße empfunden haben müßte. Während er einen Theil seines Lebens der Erfüllung seiner amtlichen Pflichten widmete, benützte er die wenigen Mußestunden, welche ihm sein Doppelberuf als Bibliothekar und als Professor übrig ließ, im Dienste der strengen Wissenschaft, und opferte seine Augenblicke geweihterer Stimmung der Poesie. Wie Hoffmann's Beruf ein doppelter, so war auch seine Individualität eine doppelte; trotzdem hatte dieses viergespaltene Wesen mächtige Berührungspunkte unter sich, — ja, mehr noch, wir möchten behaupten, jeder dieser Zweige seiner Thätigkeit sei nur als ein Ausfluß der übrigen zu betrachten. Die Liebe zur Wissenschaft brachte den akademischen Beruf mit sich; die Wissenschaft selbst barg den Keim der dichterischen Thätigkeit. Nicht würde es uns wundern, wenn Hoffmann's „Leben“ das Gepräge entweder strengwissenschaftlicher oder aber poetischer Auffassung trüge; keines von beiden ist jedoch der Fall. Beide Elemente schreiten natürlich und unbeeinträchtigt neben einander her, und gleich plastisch sind die Bilder, welche uns Hoffmann von sich als Bibliothekar, als Professor, als Gelehrter und als Dichter entwirft.

Die drei Bände, welche bisher erschienen, lehren uns den Nestor der germanischen Philologie als Kind, als Jüngling und als Mann kennen; sie reichen vom Jahre seiner Geburt, 1798, bis zum Schlusse des Jahres 1842, also bis zu seiner Absetzung von der Würde eines preußischen Universitäts-Professors.

Der erste Band (1798—1823) umfaßt seine Kindheit, seine Jünglingsjahre und seine Studentenzeit, bis zu seiner Ernennung zum Custos an der königl. und Universitäts-Bibliothek zu Breslau. Der zweite (1823—1836) behandelt seine Leidensgeschichte in Breslau bis zu seiner Habilitation, der dritte endlich (1837—1842) die Fortsetzung dieser Leidensgeschichte bis zu seinem völligen Verlustiggehen sowohl der Anstellung als Bibliothekar, wie seiner Professur.

Wenn ein Greis — und ein solcher ist Hoffmann leider nun schon zu nennen — sein Leben schreibt, wird man nur selten jene überschwängliche Redseligkeit darin vermissen, welche ein Attribut des Alters ist. Vieles, was nur für ihn wichtig erschien, hat für das große Publikum nur ein sehr beschränktes Interesse, und wäre besser — wenn nicht ganz weggeblieben, so doch nur auszugsweise mitgetheilt worden. Dazu rechnen wir viele — durchaus nicht alle — Eingaben, Erlasse, dann einzelne Mittheilungen über häusliche Verhältnisse, allzu ausführliche Beschreibungen minder wichtiger Feste, u. s. w. Es würde uns nie beifallen, darunter einen Zug von Eitelkeit zu suchen, als ob alle auf seine Person Bezug habende Stücke schon dadurch allein hinreichend an Wichtigkeit gewännen; wir wissen zu gut, daß dem bescheidenen Wesen Hoffmann's von Fallersleben nichts fremder ist, als ein derartiger Zug lächerlichen Eigendünkels; allein unsere eben ausgesprochene Ansicht vermögen wir nicht zu widerrufen, und sind fest überzeugt, daß mancher Leser uns Recht geben wird, wenn wir sagen, daß, ohne dem Stoffe, geschweige dem Interesse an demselben Eintrag zu thun, die bisher erschienenen drei Bände füglich in zwei zusammengedrängt hätten werden können.

Muß man also hier und da Manches mit in Kauf nehmen, was an und für sich kein besonderes Interesse wach zu rufen vermöchte, so muß man doch andererseits anerkennen, daß Hoffmann von Fallersleben so anmuthig und liebenswürdig zu erzählen und darzustellen versteht, daß man selbst diese Stellen ohne den geringsten Anflug von Ueberdruß an sich vorüberziehen läßt. Viel ist hingegen im Uebrigen des Anziehenden und Belehrenden geboten.

Ein Kind jener trüben Zeiten, wo Deutschland erniedrigter dastand als je, wo ein meteorenhaftes Königreich Westfalen die Geburtsstätte unseres Dichters, das niedliche Fallersleben, drei Meilen von Braunschweig, in seine Gränzen bezog, hatte Hoffmann uns in seinem Leben einen Abschnitt Geschichte zu schildern, bei dessen Behandlung ein Deutscher nur mühsam seine Kaltblütigkeit bewahrt, und gleichzeitig unwillkürlich vom Strudel der Ereignisse fortgerissen wird. Die Art und Weise, wie er über diese traurige Periode berichtet, verdient, nach unserer Ansicht, volle Anerkennung: in richtiger Auffassung seiner Aufgabe, beschränkt er sich auf dasjenige, was seine engste Heimat zum Schauplatz hatte; er hat keinen anderen Horizont, als den Horizont seines Dorfes, und was am Marktplatz Flüchtlinge von weiter her den geängstigten Dorfbewohnern erzählen. Uns kommt vor, man lerne zuweilen auf solche Art die Zustände und Verhältnisse in ihren Details besser kennen, als durch ein nothwendigerweise unzureichendes, nicht selten verschwommenes Gesammtbild. Wohl ist es nur ein kleines Stückchen Erde, von welchem uns Hoffmann berichtet, allein es ist ein Stückchen deutscher Erde, — und in der nächsten Nähe des Schauplatzes großer Ereignisse. Dazu kommt, daß Hoffmann's Vater, als Bekleider eines öffentlichen Amtes, an den Schicksalen seines heimatlichen Bodens einen thätigeren Antheil nehmen mußte, als jeder Andere, und daß Wohl und Weh der ganzen Gemeinde so zu sagen in seiner Person gipfelte. Obgleich wir später, im Verlaufe des ganzen Werkes, nirgends besondere Sympathieen für Frankreich bei dem Verfasser entdecken konnten, so legt er doch eben in dieser Zeit eine merkwürdige Unparteilichkeit an den Tag und läßt dem häufig nachtheilig entstellten Benehmen der Franzosen in Deutschland volle Gerechtigkeit widerfahren.

Mitten in der noch keineswegs beschwichtigten, von den Freiheitskriegen hervorgebrachten Aufregung, und unter den Einflüssen einer mit Macht erwachenden Nationalität, bezieht Hoffmann von Fallersleben die Universität Göttingen. Wer Sinn hat für das, was man „deutsches Studentenleben“ nennt, für die Bünde inniger, oft unauflöslicher, oft bald wieder versiegender Freundschaft, welche beim Biertisch geschlossen werden, für die Gefühle entschiedenster Abneigung, welche von der Universität ab, nicht selten durch's ganze Leben zwei Menschen trennen, insbesondere aber für jene mächtig sich regenden Empfindungen, welche im zweiten Dezennium dieses Jahrhunderts die Brust der deutschen Jugend schwellten — der wird gewiß mit gespanntem Interesse und innigster Theilnahme den ersten Band von Hoffmann's Leben lesen. Göttingen, besuchsweise auch Jena, dann aber wieder Bonn, wo Hoffmann hauptsächlich seine Ausbildung erhielt — mit allen ihren Studenten- und Professoren-Verhältnissen sind eingehend geschildert, — die Charakteristiken der zahlreichen, theils als Freunde, theils als bevormundende Gönner des Verfassers auftretenden Persönlichkeiten, durch-

*) Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen. Hannover, Carl Rümpler, 1868. Bd. 1—3.

gehends äußerst scharf und treffend. Der kühne Flug, zu dem das junge Deutschland sich anzuschicken schien, wurde aber leider gar bald gehemmt; man gelangte zur Einsicht, daß mit den alten, angestammten Regierungen auch der alte hergebrachte Schlendrian eingezogen war, und daß Freisinn nach wie vor zu den verpönten Eigenschaften am Staatsbürger gehörte; das gewaltsame Vorgehen gegen die Göttinger Studenten, welches auch Hoffmann zwang, sich einer anderen Hochschule zuzuwenden — Welcker war der Magnet, der ihn nach Bonn zog — hatte zur Genüge dargethan, daß Hannover an verrotteten Anschauungen und reaktionären Tendenzen nicht hinter seinen Nachbarstaaten zurückzubleiben gedachte.

Im Jahre 1822 finden wir Hoffmann von Fallersleben in Berlin; er sucht eine Staatsanstellung nach, welche ihm auch endlich in dem oberwähnten Bibliothekars-Posten zu Breslau wird. Am 21. März 1823 verläßt er Berlin, um sich nach dem Orte seiner Bestimmung zu begeben. — Der Eindruck, den Breslau gleich von vorneherein auf ihn macht, ist kein besonders günstiger; sollte es etwa eine Ahnung der Widerwärtigkeiten sein, welche ihn in dieser Stadt erwarten? Er schreibt darüber Folgendes: „Breslau hatte etwas Fremdes für mich, es machte auf mich gar nicht den Eindruck einer deutschen Stadt. In den zwar geraden, aber schmalen Straßen, zwischen hohen finsteren Häusern, bewegte sich langsam eine wühlige Volksmenge, darunter Kerle in schmierigen Schafpelzen, in alten Schlafröcken, Bettler in zerlumpten Kleidern, nur hin und wieder Mädchen in sauberem, nettem Anzuge." Was er nach sieben Jahren — am 21. April 1830 — schrieb: „Mein Breslauer Leben war und ist eine Schule harter Prüfung, ein wahres Martyrium, wo ich aber statt der Kronen nur Wunden verdienen konnte; der alten Wunden werden bald so viele werden, daß für die neuen kein Platz mehr übrig bleibt", — das behielt wohl so ziemlich für die ganze Zeit seines Breslauer Aufenthaltes seine Gültigkeit. Die unausgesetzten Streitigkeiten mit seinen Vorgesetzten an der Bibliothek, die erbärmlichen Anfeindungen und Plackereien seitens der philosophischen Fakultät, endlich die fehlgeschlagenen Hoffnungen, sich einen Hausstand zu gründen (1832), mußten ihm nothwendigerweise Breslau zur Hölle machen; gern glauben wir ihm daher, wenn er, beim Antritt seiner Reise nach Belgien, 1837, sagt: „Wie einem Gefangenen zu Muthe sein muß, der nach jahrelanger Haft endlich aus seinem engen, düsteren, dumpfen Kerker befreit wieder den Himmel sieht und die freie Luft athmet, so fühlte ich mich wieder frisch und froh, wie neugeboren, als ich den Postwagen bestieg."

So deprimirend ein solcher Zustand auf wissenschaftliche, gar auf poetische Beschäftigungen wirken sollte, — bei Hoffmann schien er einen ganz anderen Einfluß auszuüben. Kräftig, jung und lebhaft, wie er war, vermochte er nicht, den Nacken zu beugen, weder vor den Verfolgungen einer süffisanten, in hergebrachtem Formenwesen verknöcherten Büreaukratie, noch vor den hämischen Anfeindungen, ja selbst Verdächtigungen einer gesinnungslosen neidigen Collegenschaar. Er ward zum Adler, der nur auf der Höhe wohnen kann, und auch auf Felsen zu nisten weiß. Muthig und mit männlicher Ausdauer unternahm Hoffmann den Kampf gegen seine Widersacher, ja gegen das Ministerium selbst. Die Details dieses langwierigen Streites, in welchem er mehr denn zehnmal um seine Entlassung aus dem Amte eines Bibliotheks-Custos bat, welche ihm schließlich auch wurde, — die zahlreichen in dieser Angelegenheit mit hochgestellten Persönlichkeiten in Berlin gepflogenen Unterredungen geben so recht einen Begriff von den wenig erbaulichen Zuständen in Preußen unter Friedrich Wilhelm III. Hoffmann selbst lernen wir dabei als einen Mann der That kennen, der fest an seinen Prinzipien hält, und zu jedem Opfer bereit ist, außer zu dem seiner Meinung. Von Vielen abgestoßen, von den Meisten gemieden, blieb ihm, außer dem Umgange mit einigen wenigen Freunden, — als einziger Trost, als einzige Erholung — die Wissenschaft. Sagt er doch selbst in einem Briefe vom 10. Mai 1830: „Ich fühle es lebendiger und tiefer als je, daß ich nirgend Freude und Glück suchen soll als in der Wissenschaft und Kunst, daß ich sonst überall der Verlassene, Heimatlose bleiben muß. Ich verstehe diesen Wink des Himmels, könnte ich ihm nur mein Herz unterwürfig machen, es ganz daran zu gewöhnen." So entstanden in Breslau die meisten und bedeutendsten seiner wissenschaftlichen Werke, wenn er auch zu mehreren den Keim von einer oder der anderen seiner häufigen Urlaubsreisen mitbrachte.

Dieses Sich-Abschließen, dieses Angewiesensein auf sich selbst, brachte aber gleichzeitig noch eine andere Wirkung hervor; die anfangs mißmuthige düstere Stimmung machte bald einer wehmüthigen, diese — einer poetischen Platz. Darf der Dichter jemals für sich fürchten, wenn Nacht und Schatten seine Seele einhüllen? bricht nicht eben dann die Poesie am lebendigsten hervor, stellt sie nicht eben dann, wie der farbige Regenbogen auf der dunklen Wolke, die schönsten Farben dar? Muß nicht dem lyrischen Dichter jede Concentrirung seines Gefühls willkommen sein, muß nicht stets ein Sondern, Sich-Abschließen, Vereinsamen der Anfang jedes Schaffens sein? Hatte ihm auch die Begeisterung für die Befreiung seines Vaterlandes schon vor vielen Jahren ein Gedicht entlockt, so war Hoffmann dafür geraume Zeit nicht mehr in die Lage gekommen, seine dichterische Begabung zu erproben; in den Jahren 1826—1829 betheiligte er sich an der damals zu Breslau bestandenen sogenannten „Zwecklosen Gesellschaft" und rief die eingeschlummerte Muse wieder wach; 1832 schrieb er mehrere Gedichte in das „Archiv der literarischen Abtheilung des Breslauer Künstler-Vereins"; seine wissenschaftlichen Bestrebungen gingen Hand in Hand mit dieser Richtung; die Arbeiten über schlesische, dann die Herausgabe von holländischen Volksliedern (1833) unterstützten und nährten seine Vorliebe für die Dichtkunst: im Jahre 1836 erschien sein „Buch der Liebe." — Hoffmann's nächste poetische Hauptthat waren seine „Unpolitischen Lieder" (1840). Den dritten Band seiner Selbstbiographie möchten wir auch eigentlich lieber eine Geschichte seiner „unpolitischen Lieder" nennen; wenigstens dreht er sich meist um diese.

Man weiß wohl allgemein, welches Aufsehen diese Gedicht-Sammlung in Deutschland erregte. Man glaubte an das, was der Dichter von sich selbst sagt:

Und wie des Volkes Noth und Pein
Mir ist in's Herz gedrungen,
So had' ich was ich sah und fand
Zurück in's Volk, in's Vaterland
Auch wiederum gesungen.

Nun weiß von seiner Noth und Pein
Das ganze Volk zu singen;
Es fragt nicht, ob es euch gefällt,
Es singet frei durch alle Welt,
Daß euch die Ohren klingen.

Man weiß auch, daß die schwachen Regierungen der vormärzlichen Zeit, — die preußische nicht ausgenommen — alsbald vor dem wuchtigen Nachhall, welchen die „Unpolitischen

Lieder" in allen deutschen Gauen fanden, erschraken, und das Buch, obwohl es in Hamburg mit Genehmigung der Bundes-Censur gedruckt war, im Umfange ihrer Staaten verboten; so Hannover, so Sachsen, so Frankfurt, u. s. w.; Preußen ging sogar so weit, den ganzen Verlag des Buchhändlers Campe, bei welchem die „unpolitischen Lieder" und die ebenfalls sehr verpönten „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" von Dingelstedt, in Hamburg erschienen waren, mittelst Ministerial-Erlaß vom 8. December 1842 in den gesammten preußischen Staaten zu verbieten. Was man aber weniger allgemein weiß, das sind die dem Erscheinen obigen Buches vorausgegangenen Kämpfe, die willkürlichen Eingriffe einer ebenso strengen, wie kleinlichen Censur, die darauf folgenden, eines großen Staates unwürdigen Verfolgungen des Verfassers — und dies Alles erfahren wir umständlich aus dem dritten Bande von Hoffmann's Autobiographie.

Vielseitig und mannigfaltig wie der Verfasser, ist auch der Spiegel seines Lebens. Gönnt dieser uns einerseits einen Einblick — wenn auch keinen heiteren — in die innere politische Lage Deutschlands, und insbesondere Preußens, bis zum Beginn der Vierziger Jahre, so gewährt er uns andererseits ebenso ungehemmte Einsicht in die ganze Misère des deutschen Gelehrtenstandes jener Zeit. Es muß uns gewiß schmerzlich berühren, die Träger der Namen, welche wir stolz sind Deutsche zu nennen, in einem solchen Zustande äußerster Dürftigkeit zu erblicken, daß es uns zuweilen unfaßlich erscheint, wie es diesen Männern möglich geworden ist, sich aus dem Schlamme des Elends zu jener Höhe des menschlichen Geistes emporzuheben, welche allein in einer sorgenlosen Existenz gedeihen und eine dauernde Pflege finden kann. In den engeren Gränzen seiner Wissenschaft sind es zunächst Männer wie Wackernagel, Schmeller, die beiden Grimm, Lachmann, Vilmar, Gervinus, Moriz Haupt, Endlicher u. A., welche wir aus Hoffmann's Leben näher und in ihrem wahren Lichte kennen lernen; ebenso treu und unparteiisch schildert er beinahe die ganze holländische und auch belgische Gelehrtenschule am Anfange dieses Jahrhunderts, mit welcher er in naher und freundschaftlicher Verbindung stand, — mit all' ihrem eigenthümlichen Treiben, mit all' ihren wissenschaftlichen Bestrebungen. Besonders fiel uns auf, daß er Willem Bilderdyk keineswegs in so germanophobischem Lichte darstellt, wie man diesen größten Dichter der Holländer allgemein zu zeichnen pflegt. Willems war nicht bloß ein Stern am Gelehrten-Himmel; als eigentlicher Urheber der vlamischen Bewegung nahm er auch an dem politischen Leben seines Vaterlandes einen regen Antheil. Ebenso beschränkte sich Hoffmann's Umgang in Deutschland keineswegs bloß auf Männer seines Faches: Kortüm, Dahlmann, Rod. Blum u. A. haben auch an der politischen Entwickelung Deutschlands, wenn auch keinen gleichmäßigen, doch immerhin einen nicht zu übergehenden Antheil gehabt. Bettina von Arnim, die geschworene Feindin Lachmann's, Uhland, Ilse Horn, Justinus Kerner, Rückert, Nathusius, sind in der Literatur genügend bekannte Namen, damit ihre Persönlichkeiten uns Interesse einflößen. Man sieht also, daß Hoffmann's Selbstbiographie eine reiche Fülle von Silhouetten hervorragender Personen bietet, mit denen allen er im Laufe seines wechselvollen, bewegten Lebens in Berührung kam, und wir müssen hinzufügen, daß er am Charakter jedes Menschen so sehr die charakteristischen Züge zu erfassen versteht, daß, wenn er auch manchem nur wenige Zeilen widmet, wie doch ein lebendiges und klares Bild jedes Einzelnen erhalten.

Als hätte er nicht — wenn auch nur vorderhand — von uns Abschied nehmen und uns in der traurigen Misère des damaligen Polizeistaates zurücklassen wollen, schließt Hoffmann den dritten Band seines „Lebens" mit seiner im Herbst 1842 unternommenen Reise durch Deutschland, welche mehr ein Triumphzug als eine Reise war, — ihm aber von vielen Seiten sehr verübelt wurde. Die Breslauer Zeitungen ließen sich darüber aus Leipzig schreiben: „Die Art und Weise, wie Herr Hoffmann durch Deutschland zieht, sich fetiren läßt und Lieder dagegen als Entschädigung vorträgt, mißfällt hier auch denen, die seiner Sache zugethan sind." Auf dieser Reise war es auch, wo er zu Köln jenes herrliche Gedicht verfaßte, welches so ganz seine damalige innerste Stimmung ausdrückt, und am 23. September (1842) in der Rhein. Zeitung Veröffentlichung fand; wir können uns nicht enthalten, dasselbe hier mitzutheilen:

An meinen König.

Aus dürrem Stabe wird das Laub noch brechen,
Und auch der nackte Felsen wird noch grün.
Du darfst Ein Wort, ein einzig Wort nur sprechen,
Und unsre ganze Hoffnung wird erblüh'n.

Nur in der Hoffnung ruht das schön're Leben,
Die Hoffnung ist auch unser Heil und Hort,
Du giebst uns Alles, willst Du Hoffnung geben,
Und unser ganzes Hoffen ist Ein Wort.

O sprich Ein Wort in diesen trüben Tagen,
Wo Trug und Knechtssinn, Lug und Schwindelei
Die Wahrheit gern in Fesseln möchten schlagen,
Mein König, sprich das Wort: Das Wort ist frei!

Fehlte ihm auch die Anerkennung von oben für sein redliches, echt deutsches Streben, die Anerkennung aller freidenkenden Männer wurde ihm dafür in vollstem Maße zu Theil; diese und die warmgefühlten Ovationen, welche die gesammte intelligente Jugend Deutschlands sich drängte, ihm allerorts auf seiner Reise darzubringen, mußten Hoffmann für die schon erlittenen und noch zu gewärtigende Unbill entschädigen, welch' letztere alsbald im staatsministeriellen Erlasse vom 9. Dezember (1842) einen neuen Ausdruck erhielt. Seine „Unpolitischen Lieder" hatten zwar den Keim zu seiner Popularität, zugleich aber auch den zu seiner Absetzung in sich getragen.

Fünfundzwanzig Jahre sind es demnach, über die der Gelehrte und der Dichter uns noch Rechenschaft schuldig ist — fünfundzwanzig Jahre, in denen der begeisterte deutsche Vaterlandsfreund die Befriedigung genoß, die von ihm vertretenen Ideen, wenn auch noch nicht zum förmlichen Siege, doch immerhin zum Durchbruch gelangen zu sehen, und schließlich jene Ruhe zu finden, welche ihn bis zum Umwälzungs-Jahre 1848 beständig geflohen hatte. Mit inniger Theilnahme und gespanntem Interesse erwarten wir daher die noch folgenden Bände, welche nach widersprechenden Versionen das gesammte Werk auf 5, 7 und gar 8 Bände bringen sollen. Wir hegen nur den Wunsch, der Verfasser möge, mit Beiseitelassung alles überflüssigen Ballastes, zunächst den Hauptzweck seiner Aufgabe im Auge behalten, dafür die aphoristische Darstellungsweise aufgeben, welche uns stellenweise unangenehm berührt, vor Allem aber darauf bedacht sein, daß, so wie in den bisherigen Bänden, seine Individualität sich rein und vollkommen auspräge.

Ferdinand v. Hellwald.

Frankreich.

Die Jungfrau von Orleans und die deutsche Kritik.

I.

Die Fabel von der Schenkmagd.

Unter Beschäftigungen allerlei Art hatte ich Nr. 23 vom Jahre 1866 dieses Blattes unbeachtet unter andern Papieren gelassen und fand sie erst kürzlich zufällig wieder. Ich lese darin einen interessanten Artikel über Voltaire's Pucelle. Auf ähnliche Weise haben schon andre Schriftsteller die Vertheidigung nicht des Gedichtes, sondern des Dichters aufgenommen; in ähnlichem Sinne habe ich selbst in Oppenheim's „Deutschen Jahrbüchern für Literatur und Politik" (December 1863) die Profanirung dieses Stoffes erklärt. Wir sind also, Herr Hasenow und ich, darüber einverstanden. Wo ich aber dem genannten Kritiker entschieden entgegentreten muß, das ist, wenn er sich auf die Geschichte der Jungfrau selbst zu stützen sucht, um Voltaire zu rechtfertigen, wenn er die Martyrin in Wirklichkeit zu einer gemeinen Schenkmagd machen will, an der Voltaire, vielleicht die physische Jungfräulichkeit ausgenommen, nicht allzuviel zu besudeln gehabt habe. Er sagt: „Eine junge Schäferin ist Johanna freilich nicht erst bei Schiller, sondern schon diejenigen, die sich ihrer bedienten, fanden es nützlich, sie für eine solche auszugeben, während wir heute wissen, daß sie Magd in einem Wirthshause war, „robust, gewohnt auf ungesattelten Pferden zu reiten und anderes dergleichen zu unternehmen, womit sich junge Mädchen gewöhnlich nicht befassen". Und hinter diesem Satz bricht wie eine Bombe mit Donnergebrüll die Parenthese aus: (Monstrelet)! Die Jungfrau also, der in Orleans seit nun mehr denn vierhundert Jahren ein unwandelbarer Cultus dankbarer Verehrung gewidmet wird, wie ihn außer den Heiligen der katholischen Kirche in ganz Frankreich keine einzige historische Person erhält, die Martyrin von Rouen, der die größten wie besonnensten Historiker Frankreichs, ein Michelet, ein Martin, nur mit Ehrerbietung, ja mit heiliger Scheu nahen, das Wundermädchen, das den Dichter des Ideals, Schiller, begeisterte, mit Einem Faustschlag wird das heilige Bild von dem Piedestal heruntergestoßen, auf den es der Segen der Mitwelt und die Verehrung der Nachwelt gestellt hat, und nichts hinzugefügt, um das zu rechtfertigen als der Brennusruf: Monstrelet!

Meint denn Herr H., daß Historiker wie Michelet, Martin und Andere, die über diese Epoche geschrieben, diesen Monstrelet nicht auch gekannt haben? Er sei vielmehr versichert, daß Voltaire seine Pucelle zu tief in den Schmutz herabgezogen, Schiller aber die seinige durchaus nicht zu hoch gestellt hat, ja auch nicht richtig auffaßte. Jedoch Voltaire kannte die Pucelle gar nicht, Schiller nur halb; darum sind sie Beide zu entschuldigen. Aber jetzt, wo alle Documente dieser Geschichte gesammelt vor Augen liegen, wo fast kein Papierstreifen unbeachtet geblieben ist, der des Namens Jeanne d'Arc Erwähnung thut, jetzt noch die giftige Scharteke Monstrelets in die Wagschale zu werfen, um „das Erhabne in den Staub zu ziehn", das verräth Unkunde der Quellen, aus denen der Historiker die Geschichte des heiligen Mädchens zu schöpfen hat.

Verdient schon darum diese Ungeheuerlichkeit eine gründliche Widerlegung, so wird letztere um so nöthiger, als jene Entstellung der Geschichte selbst in die Volksbücher übergegangen ist. Der Zufall hat mir hier den ersten Cursus des „deutschen Volksbuchs von Carl Oltrogge" (zehnte Auflage, Hannover 1859, Hahn) in die Hände gespielt, worin ich in einer Biographie der Jungfrau von Orleans, verfaßt von einem gewissen Weiter, Folgendes lese: „Sie hatte in einem Wirthshause der kleinen Stadt Neufchâteau in Lothringen als Magd gedient ... Der herzogliche Palast wurde ihr (in Orleans) zur Wohnung eingeräumt ... (Vor dem Gericht) versicherte sie, Gott selbst und die heilige Jungfrau sei ihr erschienen ... Und ihre wunderbaren Thaten leben bis auf den heutigen Tag in Sagen und Liedern des Volkes fort." — Ich habe die Stellen, gegen die ich einzuwenden habe, hervorgehoben und — aber, wird man mir sagen: „wenn wir diese Thatsachen erzählen, so haben wir uns von ihrer Wahrheit überzeugt; woher wollen Sie es besser wissen?"

Woher? Zum dritten Male bewohne ich jetzt seit meiner Verbannung die Stadt Orleans, dieses Mal seit fünf Jahren; ich habe die ganze Oertlichkeit studirt, auf dem städtischen Archiv habe ich mit dem Archivar alles darauf Bezügliche durchwühlt, die nun gedruckten Acten beider Processe (der Verurtheilung und der Rehabilitirung) liegen vor mir; wohl alle Schriftsteller des fünfzehnten Jahrhunderts, die über die Jungfrau geschrieben haben, sind im Druck erschienen und alle habe ich sie durchgegangen. Auch die Wallfahrt nach Rouen habe ich gemacht und über Manches dort Aufklärung, u. A. von dem Präsidenten der dortigen Akademie, erhalten. Ebenso hat mir der Herr Maire von Vaucouleurs gewünschte Mittheilungen gemacht. Ich bin mit dem Stoffe vertraut. Alles Material zu einer umfassenden Geschichte liegt vor mir aufgehäuft und es wäre längst geordnet, nähme des Tages Bedürfniß meine Thätigkeit nicht fortwährend in Anspruch. Solcherlei Entstellungen der Geschichte gegenüber wächst mir allerdings Muth und Lust zur Arbeit auf's Neue. Heute begnüge ich mich mit der Berichtigung obiger Irrthümer. Monstrelet und die Magd will ich zuletzt vornehmen, vorerst nur die geringeren Irrthümer beseitigen.

Als Jeanne d'Arc am 29. April 1429 Freitags Abends um 6 Uhr in Orleans einzog, wurde ihr nicht der herzogliche Palast zur Wohnung eingeräumt. Das Wort Palast klingt etwas pomphaft. Das hart neben der Brücke am Fluß gelegene Schloß le Châtelet, war ein massives Gebäude, zum Theil im plumpen Styl der Merowinger Zeit erbaut, aber von den Capetingern erweitert; es diente dem Gouverneur zur Wohnung und den Schöppen der Stadt zu ihren Versammlungen; übrigens war der Herzog damals in London gefangen. Johanna wohnte bei dessen Schatzmeister Jacques Boucher und schlief mit der Tochter des Letztern in Einem Bett. Das Hôtel Boucher's stand hart bei dem Thore Renart; von dem damaligen Bau ist wohl nichts mehr vorhanden. Das Haus, das auf seinem Platze steht, befindet sich in der Straße Tabourg und das alte Thor hat einem Markt Raum gemacht. Auch das Châtelet ist niedergerissen. Niemals hat Johanna ausgesagt, daß ihr die h. Jungfrau oder Gott selbst erschienen sei. Die Heiligen, die sie zu sehen glaubte, waren die h. Katharina, die h. Margaretha und der h. Michael, die sie ihre „Stimmen" nannte.

Mit unwandelbarer Treue hat Jahr aus Jahr ein, höchst selten durch schwere Ereignisse hervorgerufene Unterbrechungen ausgenommen, die Stadt Orleans den Tag ihrer Befreiung und das Gedächtniß ihrer Retterin gefeiert; aber außerhalb dieser Stadt verscholl der Name Johannen's gar früh. Man bedenke, daß gleich darauf die Renaissance und die Reformation ausbrach, wodurch das ganze Mittelalter in Vergessenheit ge-

rieth. Unter Ludwig XIV. feierte man griechische und römische Helden: die einheimischen hatten für Boileau zu barbarische Namen. Chapelain's unglücklicher Versuch, ein episches Gedicht aus der Geschichte jener Zeit zu schaffen, bewirkte grade, daß man die Heldin, die er unsterblich machen wollte, nur mehr und mehr vernachlässigte. In Folge von Schiller's Drama ist die Jungfrau von Orleans in Deutschland viel bekannter, viel populärer als in Frankreich. Erst — man kann es ohne große Einschränkung behaupten — durch Schiller's Drama ist der Gedanke, die Retterin Frankreichs zu feiern, in ihrer Heimat wieder wach geworden; die Literatur hat sich nach und nach mit Werken über Jeanne d'Arc bereichert, bis ihr endlich J. Quicherat sein großes Denkmal errichtete. Vor ihm hat der Historiker Michelet am meisten dazu beigetragen, die Begeisterung des französischen Volkes für das Mädchen von Domremy wieder anzufachen. In neuerer Zeit hat sich Prof. Morin durch die zahlreichen Vorträge, die er in den verschiedensten Städten gehalten, um Beisteuern zum Ankauf des Thurmes in Rouen zu sammeln, große Verdienste um das Gedächtniß Jeanne's erworben. Aber wenn man sagt: „ihre Thaten leben bis auf den heutigen Tag in Sagen und Liedern des Volkes fort", so ist das eine Phrase ohne allen Halt. Das Volk, das nur die Elementarschulen besucht, weiß nichts davon. Wie viele Provinzen sind doch auch erst lange nach Jeanne d'Arc erst zu Frankreich gekommen.

In Nr. 34 von 1866 sagt das „Magazin" ebenfalls irrthümlich, daß Johanna in dem Thurme zu Rouen eingekerkert und gefoltert worden sei. Der Thurm ist der letzte Rest des königlichen Schlosses aus der Feudalzeit und gehört den Ursulinerinnen, in deren Klostergarten er steht. Derjenige Thurm, in welchem Johanna gefangen saß, ist im Anfang dieses Jahrhunderts niedergerissen worden; in dem noch bestehenden wurden ihr nur die Folterwerkzeuge vorgezeigt, um sie unter Androhung der Marter zu Geständnissen zu bewegen. Die Folter selbst hat man ihr erspart. Nebenbei erwähne ich, daß die Ursulinerinnen, unterstützt vom Bischof von Rouen, sich geweigert haben, den Thurm zu verkaufen; die Regierung hat einschreiten müssen, um den Starrkopf der Nonnen zu beugen.

Ein anderer Irrthum betrifft das Alter. Herr Hasenow sagt: „wir wissen auch, daß sie bei ihrem Auftreten im Jahre 1429 schon 26 Jahr alt war". Wenn er das Journal de Paris, dessen Verfasser sich un bourgeois de Paris nennt, gekannt hätte, so würde er noch weiter gegangen sein und 27 Jahr geschrieben haben; die Jungfrau wäre also eine alte Jungfer. Der Umstand ist wichtiger, als es auf den ersten Blick scheint. Bei einer alten Jungfer, die noch dazu gewohnt war, die Pferde in die Schwemme zu reiten, fällt all das Wunderbare weg, das bisher die Gestalt Johannen's umgab. Man darf dann mit Recht nüchterne Verständigkeit, ja Berechnung voraussetzen. Aller Zauber schwindet. Ich meine, daß dies schon ein moralischer Beweis gegen dies Alter ist. Wer die Briefe von Augenzeugen liest, wer da weiß, wie wunderbar die jungen Herren von Laval von ihrer Erscheinung ergriffen waren, als sie Johannen im Juni 1429 in Selles in Cher sahen („et semble chose *toute divine* de son faict, et de le voir et de l'ouir" schrieben sie an ihre Mutter), der wird sich sofort sagen: das konnte keine Schenkdirne von 26 Jahren sein. Aber ich will andre Beweise liefern.

Der bourgeois de Paris sagt also: „Item, vrai est qu'elle disoit estre aagée environ de vingt-sept ans." Der gründlichste Kenner dieser Epoche, Herr J. Quicherat, sagt in einer Note dazu: „Erreur de transcription sans doute. Corrigez: dix-sept." Das Original soll sich nämlich in Rom unter den Manuscripten Christinen's von Schweden befinden; in Frankreich giebt es nur Copieen und die Ausgabe von Herrn de la Barre, die vielfach abgedruckt worden ist. Wenn Herr Hasenow den Schreibfehler nicht gelten lassen will, so wird er andern Stimmen glauben.

Vor dem Tribunal zu Rouen erklärte Johanna im ersten Verhör am 21. Februar 1431, daß sie ungefähr 19 Jahr alt sei. Die Acten sagen: item, interrogata cujus aetatis ipsa erat: respondit quod, prout sibi videtur, est quasi XIX annorum. Es hat ihr Niemand daselbst widersprochen. Im Rehabilitations-Proceß erklärt der 65jährige Magister Nicolaus von Houppeville: „et sibi videtur quod erat aetatis quasi viginti annorum" (als sie in Rouen war); ebenso sagen aus Johannes Faber, Professor der Theologie, Petrus Cusquel, Bürger von Rouen, und Johannes Riquier, Pfarrer im Dorfe Heudicourt bei les Andelys.

Es existirt eine Chronique de la Pucelle; dieselbe ist zwar erst nach 1467 geschrieben worden, aber der Inhalt ist fast wörtlich aus einem andern (Manuscript gebliebenen) Werke geschöpft, das die Ereignisse bis zu Karl's VII. Belagerung von Troyes 1429 erzählt und von dem ein Exemplar (auf der kaiserlichen Bibliothek in Paris) um 1429 oder 1430 für den Herzog Karl von Orleans abgefaßt worden ist. Dies Werk hat zum Titel „Les gestes des Nobles françoys descendus de la royalle lignée du noble roy Priam de Troye jusques au noble Charles filz du roy Charles la Sixième, qui tant fut amé des nobles et de touz autres. Der Verfasser der Chronik ist gänzlich unselbständig; er stoppelt sein Werk aus allerlei zusammen, ohne sich die Mühe zu geben die verschiedenen Versionen zu verschmelzen. So liest man in der Chronik: L'an mille quatre cent vingt neuf, y avoit une jeune fille, — elle estoit aagée de dix-sept à dix-huict ans; und weiterhin: elle estoit aagée environ de dix-huict à dix-neuf ans. In dem Manuscript der Gestes liest man: Ces choses durans, fut admenée à Chinon par devers le Roy de France une fille de simple estat, — aagée d'environ vint ans.

Ich will nichts verhehlen und noch einen Autor anführen, der Johannen bei ihrem Tode 24 Jahre giebt. Wer ist es aber? Ein Ausländer, Bruder Jakob Philipp von Bergamo, Augustiner-Mönch, geboren 1433, ein unzuverlässiger Autor, der in Allem, was Frankreich betrifft, sehr unwissend ist. In einem Werke: „de claris electisque mulieribus", das er 1497 in Ferrara drucken ließ, sagt er: Cap. CLVII. de Janna Gallica pulcella, optima juvencula: Janna, virgo Gallica, natione Lotharingensis, circa annum salutis nostrae M. quadringentesimum octavum et quadragesimum—, quum quartum et vigesimum tantummodo ageret annum, in summa castitate decessit, igne cremata.

Daneben will ich aber noch eine Zeitgenossin Johannen's anführen, die auf die Befreierin von Orleans ein großes Gedicht verfaßt hat, das einzige, das bei Lebzeiten derselben geschrieben worden ist. Christine von Pisan, geboren in Venedig 1363, mit ihrem Vater 1370 nach Frankreich ausgewandert, lebte seit 1418 in einem Kloster; als der Ruf von Johannen's Thaten in ihre klösterliche Einsamkeit drang, nahm die 66jährige Dichterin noch einmal die Feder, um den Ruhm der Jungfrau zu singen. Sie sagt u. a.:

„Une fillette de seize ans
(n'est-ce pas chose fors nature?).

Ja wohl, eben die zarte Jugend war das Wunderbare an ihrer Erscheinung, durch ihre Jugend und den Schmelz der Milde, der sie umwob, bezauberte sie alle Herzen. Wie einer Gottgesandten, wie einer Heiligen strömten ihr die Bürger von Orleans bei ihrem Einzug entgegen; ihre Fahne gerieth in Brand, so

nahe hielt man die Fackeln, um sie zu sehen; die Frauen fielen auf die Kniee, als sie vorüberzog und die Anklage log nicht, als sie behauptete, die Jungfrau habe fast göttliche Verehrung genossen. Und das soll einer alten Schenkdirne begegnet sein? Das obige Gedicht wurde am 31. Juli 1429 beendigt.

Wir dürfen uns nach Allem, was wir von Johannen's Charakter beglaubigt finden, mit Gewißheit an ihrer Aussage in Rouen halten. Sie war im Jahre 1412 geboren. Ein Zeitgenosse giebt sogar den Tag an, es war der Dreikönigstag, der 6. Januar. Das Datum steht in einem Briefe, den Perceval de Boulainvilliers, Kammerrath (conseiller-chambellan) Karl's VII. und Seneschall von Berry, am 21. Juni 1429 an Philipp Maria Visconti, Herzog von Mailand, schrieb. Er sagt: In nocte epiphaniarum Domini — hanc intrat mortalium lucem. Das Original des Briefs liegt in Deutschland, in der Karthause von Mölk, und ist im Codex historico-diplomaticus abgedruckt.

Es ist ganz im Sinne seiner Angabe des Alters, wenn Herr Hasenow sagt: „Schon diejenigen, die sich ihrer bedienten, fanden es für nützlich, sie für eine junge Schäferin auszugeben, während wir wissen u. s. w." Einem Shakespeare kann man eine ähnliche Interpretation der Geschichte verzeihen, heutzutage kann man sie jedoch nicht mehr hingehen lassen. Es fehlt mir hier der Raum die Wahrheit zu entwickeln. Johanna mußte sich dem König, dem Hof, dem Heere aufdrängen; sie fand bei ihren Unternehmungen fortwährend Widerspruch und Widerstand; nur das Volk glaubte an sie. Erst als sie ihr Versprechen gelöst und den König nach Rheims geführt hatte, erst da ward ihrer Sehnsucht heimzukehren einige Gewalt angethan und der König suchte mit Berechnung aus ihrer Gegenwart Nutzen zu ziehen. Sie unterwarf sich, um den Undank des Königs und die Martyrkrone zu Rouen zu empfangen.

Um seine Ansicht zu begründen, stützt sich Herr Hasenow auf das Beispiel eines andern „falschen" Wunderthäters: er sagt: „wie Dunois die Schäferin, so hatte Saintrailles einen Schäfer, der sich himmlischer Eingebungen rühmte." Schon die Darstellung ist eine Entstellung; in dieser Gegenüberstellung liegt der Gedanke an Gleichzeitigkeit versteckt. Der arme Teufel trat aber erst nach Johannen's Gefangenschaft in Scene. Daß im 15. Jahrhundert, wo der Glaube an Uebernatürliches, an Bündnisse mit den Heiligen wie mit dem Teufel noch in Aller Herzen lebte (die Geschichte des Marschalls von Retz, Johannen's Waffengefährten, die ich im „Morgenblatt" erzählt habe, liefert das Nachtstück zu dem Lichtbilde der Jungfrau), daß in einer solchen Epoche ein armer Schäfer, der in der Einsamkeit der wüsten Sevennen weidete, durch das wunderbare Leben der Jeanne d'Arc sein Gehirn verrückt sah, ist leicht begreiflich. Auf die Ansicht der Zeitgenossen kommt es hierbei an. Der Jungfrau von Orleans ward alle königliche Ehre und alle gläubige Huldigung zu Theil, dem albernen Schwärmer Spott und Schande, die Dummköpfe ausgenommen, deren es zu allen Zeiten giebt. Folgendes sind die Stellen, die sich auf den Schäfer beziehen.

Der Erzbischof Regnault von Chartres, Kanzler Karl's VII., schrieb an die Bürger von Rheims einen Bericht über die Gefangennahme der Jungfrau. Es heißt darin: Ung jeune pastour, gardeur de brebys des montaignes de Gévaudan en l'évesché de Mande lequel disoit ... qu'il avoit commandement de Dieu d'aller avec les gens du roy ... et que Dieu avoit souffert prendre Johanne la Pucelle pour ce qu'el s'estoit constitoé en orgueil, et pour les riches habitz qu'el avoit pris etc.

Ueber des Schäfers Thaten und Geberden sagt der Verfasser des erwähnten Journal de Paris bei der Erzählung des Treffens zwischen Beauvais und Gournay im Anfang August 1431: „Entres les autres (qui furent pris) avoit ung meschant, nommé Guillaume le Berger, qui faisoit les gens ydolastrer en lui, et chevauchoit de costé, et monstroit de fois en aultre ses mains et piez, et son costé; et estoient tachez de sanc, comme Saint François. Solches Gaukelspiel verräth deutlich eine Geistesarmuth, die das mitleidigste Lächeln hervorruft. Ein flüchtiger Blick auf Johannen's Charakter und Leben sagt uns, daß ein Vergleich der Martyrin mit dem Schäfer eine Lästerung ist. Oder will man den armen Burschen auch zum Märtyrer stempeln, weil ihn die Engländer ohne Proceß in's Wasser geworfen haben? Ein anderer Zeitgenosse, Jean Lefèvre, sagt bei der Erzählung des erwähnten Treffens (la battaille du Bregier — statt berger — où les Franchois furent desconfiz des Angloix): „et là (nämlich nach Rouen) fut mené le Bregier. Qu'il devint depuis, je ne scay, mais je ouy dire qu'il avoit esté gecté en la rivière de Seyne et noyé. Icelle battaille fut appelée du Bregier. Ich sagte, daß ihn die Engländer ohne Proceß in's Wasser warfen. Die geringe Achtung, die sie dadurch vor dem Narren bewiesen, giebt den Maßstab seines Werthes.

Seine Zeit würdigte ihn richtig durch Martial d'Auvergne, Procurator beim Parlament (geboren zu Paris 1440, gestorben 1508), der die von Jean Chartier verfaßte Chronik unter dem Titel „Vigiles du roy Charles VII." reimte. Er sagt:

> Ung *jeune enfant*, bergier *tout sot*,
> *Soy disant* envoyé de Dieu,
> Pour l'amour de la feue Pucelle
> Qu'on avoit veu ainsi conquerre,
> *Chascun vouloit faire comme elle*
> *Et s'entremettre de la guerre.*

Hermann Semmig.

Schweden.

Tegnér's Leben und Wirken.

Nach L. Passarge.

„Schweden, Wisby und Kopenhagen. Wanderstudien von L. Passarge",*) ist der Titel eines Buchs, das einer Reise kreuz und quer durch die südliche Hälfte von Schweden seine Entstehung verdankt. Der Verfasser, ein Norddeutscher, hat darin viele anziehende Schilderungen und Urtheile über Land und Leute, Geschichte und Literatur, politische und soziale Verhältnisse unserer nordischen Nachbarn niedergelegt. Man kann ihm dort für diese Publikation Dank wissen. Herr Passarge war, als er seine Reise beschloß, natürlich über die wenig wohlwollende Gesinnung, mit der sowohl Schweden wie Dänen uns Deutsche zu betrachten pflegen, sehr wohl unterrichtet. Dies hat ihn aber nicht abgehalten, die Dinge jenseits der Ostsee mit vollster Unbefangenheit zu betrachten. Ja die Schweden sind ihm, so möchte man glauben, wie eben soviele Peter Schlemiele erschienen: sie haben, nach ihm, keinen Schatten; sie standen, indem er sie zeichnete, im allseitigen Sonnenlichte. Man wird dies dem Verfasser eher zum Verdienst als zum Vorwurf machen wollen. Es ist eben deutsche Art, selbst an unsern Widersachern nur die liebenswürdigen Seiten herauszufinden.

*) Mit fünf Ansichten. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1867.

Dem sei nun wie ihm wolle. Wir unsererseits wissen dem Verfasser Dank, daß er als Kenner der schwedischen Literatur und großer Verehrer von Tegnér's sinnigen Dichtungen vorzugsweise die Erinnerungen an diesen Fürsten im Reiche nordischer Dichtkunst wachgerufen hat.

Ausdrücklich um seiner Liebe zu Tegnér Genüge zu thun, suchte der Verf. in Lund und Werið die klassischen Stätten seiner Thätigkeit auf, und auf diesen Schritten wollen wir ihm folgen.

.... „Wir begannen, so erzählt der Verf. von seinem Besuche in Lund, unsere Umschau damit, daß wir uns unter den uralten Buchen, Linden und Kastanien des „Lundhofes", gerade über dem ebeenen Standbilde Tegnér's, auf eine Bank setzten und eine halbe Stunde verträumten.

Tegnér! — So hatte ich denn endlich das erste Ziel erreicht und sah den einen meiner Wünsche verwirklicht. Wenn ich es offen gestehen soll, so kam es mir, der ich seit Jahren den Dichter nicht gelesen, nein auswendig gelernt hatte, nicht sowohl darauf an, ein fremdes Volk und ein fremdes Land kennen zu lernen, als vielmehr alle die Stätten zu betreten, an welchem der große Dichter des schwedischen Volkes gelebt, gewandelt und gedichtet hatte, vor Allem die winzige Stelle, wo sein reicher Geist die ersehnte Ruhe gefunden. Lund und Werið sind für mich nicht bloß Ziele, sondern Wallfahrtsorte. So halle ich denn „gerührt", wie er selber in einem Gedichte schildert, „Saxo's — jetzt auch Tegnér's — Stadt betreten" und war wie er zu dem grünen Lundagård geeilt, um ihn in seiner monumentalen Pracht an der Stelle zu sehen, wo er einst als Student, dann als Lehrer so oft gewandelt, wo er seine bedeutendsten Gedichte: Die Frithjofssage, Gerda und andre concipirt, und den interessanten Studentenkrawall erlebt hat, von welchem er uns eine so genaue Schilderung hinterlassen. Quarnström hat den Dichter dargestellt auf einen Runenstein gestützt, neben sich eine Harfe, auf welcher ein Lorbeerkranz hängt, den Blick nach oben gerichtet. Vor ihm der schattige Lundagård, daneben die verschiedenen Gebäude der Universität im Norden; im Süden dagegen der himmelanstrebende Dom, das schönste romanische Bauwerk Schweden's. Mit einem Blick umfaßt hier der Dichter, was seine Seele erfüllte, ihm lieb und theuer war: die sprossende Fülle der Natur, die Stätte der Wissenschaft, die Wohnung des christlichen Glückes. Hinter ihm aber ragt der heilige Hügel (Haigonabacken) auf, der sagenhafte Sitz des nordischen Heidenthums, des Riesen Finn und seiner Geister.

Wir ließen uns den Dom öffnen.

Außer den christlichen Festen, welche in diesem Tempel gefeiert werden, ist es als eine besondere, Schweden eigenthümliche Erscheinung hervorzuheben, daß auch der feierliche Akt, womit die Promotionen der Studirenden geschlossen werden, in diesem Dome stattfindet. Feierlich reihet sich die Schaar der jungen „Magister" vor dem Altare, sämmtlich mit Lorbeerkränzen geschmückt. Begeisterte Ansprachen werden gehalten, heiße Gelübde gethan. Zwei der schönsten Gedichte Tegnér's, betitelt: „Bei der Magister-Promotion in Lund 1820 und 1829", verdanken diesem Akte ihre Entstehung. Alles, was des Menschen Herz bewegt und besonders die Seele des Jüngers der Wissenschaft erfüllt, findet in diesen Gedichten seinen Ausdruck. Es ist, als berühre ein wahrhaft göttlicher Hauch die Harfe des Dichters. Jedes Wort klingt Zuversicht und Gelingen, und jene Gefühle, die in dem Ringen um das Dasein, in der Begegnung mit dem Egoismus der Welt so oft verflüchtigen, sie treten hier mit einer Reinheit und Kraft auf, als ob die Jugend ewig und das Ideal etwas Erreichbares wäre. — Es ist aber nicht bloß der reiche gedankliche Inhalt, der Blick auf das altnordische Leben, was den Schweden noch jetzt bei diesen erhabenen „Gelegenheitsgedichten" bezaubert: es ist zugleich die unerreichbare Form, das vollendet schöne Kleid, welches sich dem Inhalt anschmiegt, wie das feuchte Gewand einer antiken Statue. Und es wird uns nicht Wunder nehmen, die wir wissen, daß Tegnér den Urquell seiner Bildung mehr noch als in der altnordischen Sagenwelt in den Tiefen des hellenischen Alterthums aufsuchte. Nicht blos als Knabe las er schon die Gedichte Homer's (zuweilen auf dem Rasendache einer Hütte liegend); das Studium der griechischen Sprache, des griechischen Geistes war ihm dauernd die Hauptaufgabe seines Lebens, und noch Jüngling galt er in Lund als der vorzüglichste Kenner des Griechischen.

Tegnér vereinigt, wie kein Dichter anderer Nationen in gleich hohem Grade, die Bildungs-Elemente seiner Zeit: christliche Anschauung, nationales Leben und hellenischen Geist. Ueberall klingen diese Töne in einem mächtig bewegenden Dreiklang zusammen und bilden eine wunderbare Harmonie. Es kann daher nicht überraschen, wenn wir bei Tegnér eine Ausdrucksweise finden, die andere an Genie ihn weit überragende Dichter vergebens erstreben. Was ist der schwedische Skalde gegen Göthe oder Shakespeare! Aber in der Harfe unseres deutschen Dichters fehlt die Saite, welche von Golgatha erklungen, und der erhabene britische Dichter kannte nicht die formenschöne Grazie des hellenischen Geistes. Während Göthe dem eigentlichen Volke fernsteht, und Shakespeare den formliebenden Romanen abstößt, ist Tegnér der Lieblingsdichter seiner Nation im weitesten Sinne geworden. Der gebildete Schwede liest seine Gedichte mit demselben Entzücken, wie der einfachste Landmann; seine Werke stehen im Palast wie in der Hütte, und selten werden wir einen Bauer oder eine einfache Landfrau finden, die nicht ganze Stellen seiner Gedichte auswendig wüßten. Etwas Aehnliches haben die Italiäner in Tasso aufzuweisen. Aber in welche deutsche Hütte verirrte sich jemals Schiller, geschweige denn der Olympier Göthe?

Es soll einen wahrhaft majestätischen Eindruck gemacht haben, wenn Tegnér als Promotor auf dem Altare gestanden und seine dichterische Ansprache an die lorbeerbekränzten Jünglinge gehalten. Bei dem Feste im Jahre 1829 war Oehlenschläger aus Kopenhagen anwesend und empfing von dem schwedischen Dichter, der des Prokanzlers Stelle vertrat, einen Lorbeerkranz, „der gewachsen, wo Saxo gelebt hat." Es regten sich damals in den Nachbarländern die ersten Zeichen des Bewußtseins von der Zusammengehörigkeit der skandinavischen Völker. Diesem Gefühle Ausdruck gebend, spricht der Dichter:

„Hier sind die Zeiten der Trennung — im Reiche des Geistes, dem freien,
Sollten ja nimmer sie sein — und verschwisterte Lieder ertönen
Ueber den Sund und entzücken uns jetzt, und vor allen die Deinen.
Drum beut Svea den Kranz Dir — ich spreche im Namen von Svea:
Nimm von dem Bruder ihn an und trag' ihn zur Ehre des Tages."

Der Eindruck auf die überraschten Anwesenden, verstärkt durch das ehrwürdige Lokal und den Lichterschein, der die weiten Hallen karg beleuchtete, durch die edle Gestalt des Dichters und den Kreis andächtig lauschender Jünglinge, soll ein so bedeutender gewesen sein, daß er sich in einem lauten Lebehoch für den dänischen Barden Luft machte.

Es ist ein eigenthümlicher Gegensatz, unmittelbar nachdem man aus den Hallen des Domes getreten, das einfache Haus

zu besuchen, das Tegnér nach seiner Verheiratung mit Anna Myhrmann in Lund bewohnte. Es ist klein und dürftig, wie die Wohnung eines einfachen Handwerkers; es erscheint um so ärmlicher, als die ganze Straße nur aus solchen Häusern besteht.

Wir steigen von der Straße ein paar steinerne Stufen einer Treppe hinan und betreten eine Hausflur, neben der sich links die Wohnung der Familie, rechts aber die des Dichters befindet. Diese letztere besteht aus zwei vorderen Zimmern, mit großen Oefen versehen. Beide sind jetzt wüst und verlassen. Die Tapeten hängen von den Wänden herab, Staub bedeckt den Fußboden und die Gesimse der niedrigen Fenster. Das zweite dieser Zimmer ist das Adytum des Dichters, worin Frithjof gedichtet worden und „Garda's Morgenröthe" ihn umleuchtete. Hier befinden sich noch einige Möbel und Geräthe, gleichsam Reliquien des Dichters: ein altes steinhartes Sopha mit schwarzem Ueberzuge, zugleich als Bett dienend; ein Gestell zum Waschbecken, ein mit grünem Tuche beschlagenes Schreibepult, eine Lampe mit Blechschirm, ein Spiegel über einem Kästchen, auf- und zuzuklappen. Alles verbraucht, halb verdorben, von unglaublicher Einfachheit. Wie großartig erscheinen, verglichen mit diesen, die so einfachen Möbel unsres Schiller! Sonst enthält dies Zimmer nicht das mindeste, was uns besonders fesselte, es seien denn die beiden ausgetretenen Stellen im Fußboden, an welchen der Dichter beim Auf- und Abwandeln umzukehren pflegte.

Der Eindruck in diesen Räumen ist ein unsäglich wehmüthiger. Der Dichter hatte, als er dies Haus, sein Eigenthum, bezog, nicht mehr in dem Grade wie vorher mit eigentlicher Noth zu kämpfen; um so mehr verstehen wir aber nun seine Klage in dem „Morgenpsalme des Dichters", wenn er singt:

Vor der bleichen Noth
Schütze meine Thür;
Gieb mir heut mein Brod,
Gieb es ferner mir.

Wir lesen mit Staunen, welch' winzige Summe ihm sein Amt eintrug und verstehen jetzt auch seinen Ausruf: „Wenn ich durchaus den Schriftsteller-Tod sterben soll, wie mein Schicksal es zu wollen scheint, so hungere ich doch anderswo eben so gut zu Tod wie hier!" Er war freilich, der arme Pastorssohn, an Entbehrungen gewöhnt. Als er im September 1799 in Lund als Student einzog, auf einem Karren, der mit Büchern, Kleidern und allerlei Proviant bepackt war, da hatte er in Gemeinschaft mit seinem Freunde ein Zimmer bezogen und mit diesem zusammen in einem schmalen, nur für Eine Person berechneten Bette geschlafen. Wenn ihnen des Nachts das enge Lager zu unbequem wurde, standen sie auf und vertrieben sich den Schlaf mit einer Partie Schach. Sie brauchten nicht viel Zeit darauf zu verwenden; denn sie begannen ihre neue Tagesarbeit schon wieder mitten in der Nacht und zündeten ihre Lampen selten später als um halb drei Uhr nach Mitternacht an. Tegnér's Fleiß war so außerordentlich, daß er gar nicht merkte, wie über dem Studium am Abend die Nacht einbrach und verging. Als einst das Stubenmädchen morgens in der Frühe kam, um den Ofen zu heizen, war er ganz erstaunt darüber, was sie „so spät" noch wolle. Er pflegte 18—20 Stunden täglich zu studiren. Dafür sah er auch verstudirt aus und nahm am Studentenleben keinen Antheil.

Die Lundener Tage waren und blieben trotz aller Entbehrung die schönste Zeit des Dichters. Indem wir nach Weriö hinübergehen, werden wir sehen, ob er dort, wo er als Bischof fürstengleich in einem Palaste wohnte, sich eines gleichen ungetrübten Glückes zu erfreuen hatte.

Lassen wir uns inzwischen einen Zug aus Tegnér's Leben erzählen, der uns einen Einblick in wahrhaft glückliche Tage des Dichters gestattet. Tegnér verheiratete sich 1806 mit der Tochter seines Wohlthäters Myhrmann. Dieser besaß in Rämen einen Eisenhammer. Das Besitzthum fiel, als Myhrmann 1811 starb, seinen acht Söhnen und zwei Schwiegersöhnen zu, von welchen Tegnér damals bereits Professor in Lund war.

Am Ende des Sommers 1811 fand in Rämen eine seltsame Ausfahrt Statt. Vier von den anwesenden Eigenthümern, zwei Militairs, ein Kanzlist von Stockholm und Tegnér kamen eines Tages überein, mit einer Karre Eisen in die Stadt zu fahren und dafür von dort Getraide zu holen. Es lag nicht in ihrer Absicht, bloßes Aufsehn zu erregen; sie wollten vielmehr ihren Nachbarn und Untergebenen ihre Achtung für die Arbeit und den Bergbau, zugleich aber beweisen, daß es ihnen, wenn es gelte, nicht an Kraft fehle, selber die Hand an schwerere Arbeiten zu legen. Das heitere Wald-Abenteuer behagte Tegnér's Sinn für die Natur. Aus der Mitte des Volks entsprossen, wurzelte er noch fest in demselben. Er wollte einmal wissen, wie es dem Arbeiter zu Muthe sei; er hatte seinen Großvater so gesehen, wenn er gebeugt unter seiner Last durch Smålands Wälder gegangen war.

Gleich den Andern, schmierte er am Abend seine Karre und belastete sie mit zwei Schiffspfund Stangeneisen, die befestigt werden mußten, damit sie bei der Fahrt über die Berge nicht hinabglitten. Im Comtoir empfing er dann seinen Frachtbrief, auf die Faktorei in Filippstadt lautend. Um zwei Uhr des Morgens stand er auf, um sein Pferd anzuspannen. Eine Stunde danach setzten sich die vier Fuhren in Gang. Der Tag war schön und herrlich. Ein Jeder legte die sechs Meilen zu Fuß zurück, indem er neben seiner Last ging. Am Abend kamen sie in der Stadt an und luden selber ihr Eisen ab, um am folgenden Morgen auf dieselbe Weise zurückzukehren, nur daß sie jetzt die Wagen mit Getraide befrachtet hatten. Aber nun wurde ihre Ausdauer auf die Probe gestellt durch einen starken anhaltenden Regen, der ihre Wadmalsröcke durchnäßte; Ueberröcke hatten sie nicht, und in Folge schlechter Wirthschaft am Tage vorher, hatte ihnen selbst ihr Brodsack nichts mehr zu bieten. Aber es war einmal eine Ehrensache; sie setzten ihre Fahrt ruhig fort und kamen nach beinahe zwei Tage langem Wachen und einer Fußwanderung von 12 Meilen in später Nacht mit ihrer Fahrt glücklich in Rämen an, zwar hungrig und naß, aber sehr zufrieden, den Beweis geführt zu haben, daß sie auch noch zu etwas Anderem tauglich seien, als zu bloßen „Herren".

Als der Dichter im Mai 1826 als Bischof nach Weriö kam, nahm er anfangs seine Wohnung in Tusva, einem schönen Landsitze in der Nähe der Stadt, dessen weiter Blick über den Helgasee und freundliche Hängebirken ihn für sein ganzes Leben fesselten. Später zog er nach Oestrabo selber und entfaltete hier eine Thätigkeit, welche ihm, dem Bischof, keine geringere Bewunderung einbrachte, als vorher dem Dichter.

Die Reformation hat in Schweden die alten Bischofssitze mit reichem Einkommen weiter bestehen lassen. Während Tegnér als Adjunkt der Aesthetik an der Universität zu Lund als jährliches Gehalt 83 Thaler 16 Schilling Banko, später 60 Tonnen Getraide bezogen hatte, gewährten ihm nun die reichen Einkünfte des Bischofssitzes das sorgenfreieste Dasein. Indessen betrachtete er sein Amt als Bischof nie als Sinekure. Er trieb

noch in Werið theologische Studien mit dem Eifer des Studenten, bereiste seinen Sprengel nach allen Seiten, sorgte für den Bau neuer Kirchen — es wurden im Stifte Werið unter Tegnér 3t neue Kirchen errichtet und mehr noch umgebaut und wiederhergestellt — hielt Versammlungen der Geistlichen, ermahnte, lehrte, belohnte überall. Er sprach das schöne Wort: „Wenn der Dichter Tegnér zur Unsterblichkeit geht, soll auch der Bischof Tegnér in dankbarer, gesegneter Erinnerung bleiben". Bei den Eingesessenen erfreute er sich einer unbegränzten Hochachtung und Liebe. Als er an einem Sommerabend auf einen Pfarrhof kam, brachten die Töchter des Pfarrers seinen Pferden mit eigenen Händen Wasser, indem sie äußerten, daß sie es für eine Ehre erachteten, die Pferde des Bischofs zu tränken.

Nach allen Seiten sehen wir den Bischof Tegnér eine Thätigkeit entfalten, die ihm im engen Lundeuer Kreise versagt blieb. Ueberall ist sein Wirken vom Erfolge gekrönt. Das schöne Werið erscheint wie gemacht zum Mittelpunkt solchen Schaffens, mit der heitern Fernsicht über die Stadt unten, den blauen Werið-See und die fruchtbringenden Fluren. Der Dichter steht inmitten behaglichen Reichthums, glücklichen Familienlebens, segenbringender Arbeit.

Dennoch lauert auch in diesem heiteren Bilde eine Schlange, ein echt schwedisch-nationales Ungeheuer, an dessen Bisse der große Mann allmählich verblutet und dahingesiecht ist. Schon lange ging die fast unglaubliche Sage, dieser edelste Mensch und tiefsinnige Dichter, dieser milde und lehrende Christ sei zuletzt der Trunksucht in so hohem Grade verfallen gewesen, daß sie sein Dasein vergiftet, seine Gesundheit untergraben, ihn sogar dem Dämon des Wahnsinns in die Arme geworfen habe. Auch dunkle Anspielungen in seinen Gedichten, die schmerzlichsten Ausrufe eines gequälten Gemüths zeigen, daß der Mensch und Dichter kein glücklicher zu nennen, daß auch der Christ nicht im Stande gewesen, die vernichtende Anschauung von der Unzulänglichkeit des Erdendaseins zu verscheuchen.

„Es geht ein Leichengeruch durch's Menschenleben." Diese Worte des Dichters finden auf seine eignen Gedichte Anwendung. Durch all diese Lieder voll ätherischen Wohllauts klingt zuweilen ein markdurchschneidender Ton; in die Milde der Sommernacht bricht es wie ein eisiger Strom, der die Blüthe erstarren macht. In allen seinen Briefen stoßen wir auf eine lange, bittere Klage. Vergebens überhäufen ihn seine dankbaren, entzückten Mitbürger mit Lob und Bewunderung. Er giebt auf sein Talent als Dichter nichts, er hält sich für einen bloßen Vorgänger des einst Kommenden; er spricht es wiederholt aus, er sei bloß — Dilettant. „Im Ernste, ich habe mich niemals für einen Dichter in des Wortes höherer Bedeutung gehalten. Die sehen ganz anders aus. Ich bin ein Dilettant wie die Anderen, ein Homeride, ein Täufer Johannes, der dem Kommenden den Weg bereiten soll." Gequält von diesem Zweifel an seiner Begabung, verloren in der vernichtenden Erkenntniß des Menschen-Daseins, bringt er es gar zu dem schmerzlichen Ausruf: „Gott, schütze meinen Verstand! Es geht ein Zug von Wahnsinn durch meine Familie!" Doch fügt er ironisirend hinzu: „Bei mir ist er bis jetzt freilich in der Poesie zum Ausbruch gekommen, die eine sanftere Art Wahnwitz ist; aber wer kann behaupten, daß er immer den Weg einschlagen wird?"

Wenn der Dichter in dieser trüben Auffassung, dieser Verzweiflung am Leben Vergessen sucht, und in echt nationaler Weise sucht, so kommt ein tiefschmerzendes Bedauern über uns; aber es würde die Stirn des Pharisäers erforderlich sein, um ein Wort der Verurtheilung hören zu lassen.

Das schwedische Volk hat, seitdem der Dichter heimgegangen, diesen Fleck in dem Bilde seines Lieblings längst vergessen. Tegnér ist ihm nichts, als sein größter Genius. Der Nebel, welcher in den letzten Jahren seines Daseins das theure Bild umzogen hatte, ist in der Beleuchtung des Ruhms zu einer Strahlenkrone geworden, zu welcher Alles, was strebt, leidet, liebt und hofft, in Verehrung und Bewunderung aufblickt. Wir aber gedenken des Wortes unsres Dichters, daß alle menschlichen Gebrechen reine Menschlichkeit sühnt, und beugen unsre Stirn in Demuth. — —"

Der Dichter liegt in Werið mit seiner Gattin auf dem allgemeinen Kirchhofe begraben. Die Gräber sind durch keine Erhöhung bezeichnet, nicht einmal, wie sonst in Schweden üblich, durch ein kleines rundes Blumenbeet. Die Ruhestätte des Dichters bezeichnet ein einfaches schmuckloses Marmorkreuz, auf einem Granitsockel stehend, der die Inschrift trägt:

Esaias Tegnér född 1782, död 1846.

Rumänien.

Gustav Rasch in Rumänien.*)

Nachdem Herr Gustav Rasch in Schleswig-Holstein traurige Erfahrungen gemacht, hat er dieses Feld seiner Thätigkeit vorläufig verlassen, und sich im größeren Maaßstabe zum Weltfahrer ausgebildet. So ist er über Algerien bis in die Sahara vorgedrungen und hat bald darauf jene Reise in die Länder der Ungarn und Wallachen unternommen, die uns eben in der Beschreibung vorliegt.

Die Titel-Vignette des vorliegenden Buches stellt einen mit zehn Pferden bespannten, von drei hemdsärmlichen Postillonen zu wüthender Eile beflügelten wallachischen oder ungarischen Postwagen dar. Sie sieht beinah aus, wie eine Kritik des Buches, denn etwas Eile ist dabei, und wenn Herr Rasch im Vorworte sagt, daß er im vorigen Jahre zu politischen Zwecken „die Zustände der Ungarn, Serben, Rumänen, türkischen Südslaven, der siebenbürgischen Sachsen und der das Banat bewohnenden Stämme — untersucht habe, so hat er damit wirklich etwas Wunderbares geleistet. Als Reise-Eindrücke, als Reise-Skizzen u. dgl. lesen sich diese Blätter ganz gut, — aber als Untersuchungen! — wo sollten die stecken?! Was die politischen Räsonnements anbelangt, auf die der Verfasser großes Gewicht zu legen scheint, so laufen sie auf einen Optimismus hinaus, der alles Heil erwartet, wenn es nur einmal zu etwas frischem, fröhlichem, freiem Krakehl kommt. Die Ungarn, die Serben, die Wallachen, die siebenbürgischen Sachsen — Alle brauchen Freiheit! Um die tiefen, inneren Gegensätze zwischen diesen Stämmen, um die Möglichkeit, daß die Freiheit des Einen die des Anderen beeinträchtigen könne, macht sich Herr Rasch keine Sorgen. Er hat sein Buch „dem tapferen serbischen Volke" gewidmet, unter der deutlich ausgesprochenen Voraussetzung, daß es nächstens gegen die Türken geht. Herr Rasch schwelgt bereits im Gedanken, wenn der Sturm losbrechen wird, und wenn die 150,000 wohlorganisirten Serben (die tapfersten, energischesten, freiheitlichdenkendsten, gebildetsten unter allen südslavischen

*) Die Völker der unteren Donau und die orientalische Frage. Von Gustav Rasch. Breslau, Joh. Urb. Kern, 1867.

Stämmen) an den Balkan ziehen und die Bulgaren, die Bosnier u. s. w., die alle zum Aufstand bereit seien, befreien werden.

Das allgemeine Bild, das man von diesen Ländern hat, wird hier von Neuem durch den Augenschein bestätigt. Was könnten dieselben sein, und was sind sie, namentlich die Wallachen? Diese Menschen verderben Alles. Die Wirthschaft, welche der gestürzte Fürst Kusa mit seiner Bande geführt, läßt fast die Herrschaft der Türken zurückwünschen. Als derselbe den Hospodaren-Stuhl bestieg, war er ein armer Offizier; und als er das Land verließ, hatte er sich in sechs Jahren ein Vermögen zusammengestohlen, von dem er heute, nach Herrn Rasch, mehr als 100,000 Dukaten Rente bezieht. Seine Minister und Räthe, zum Theil ehemalige Kellner und Kuppler, machten es natürlich nicht anders. Der Polizeimeister von Bukarest, Marphiloman, verkaufte den Mördern und Räubern die Freiheit und ließ an hundert dieser gefährlichen Subjekte aus der Buskarie frei. Dies erzählt der Verfasser, nachdem er einige Seiten vorher von der auffallend geringen Zahl der Verbrecher in der Wallachei geredet und über den sanften und harmlosen Charakter der Rumänen philosophirt. „Die Zahl der Verbrecher ist sehr gering. Auf mehrere Tausend Menschen kommt nicht Ein Sträfling. In der Buskarie, dem Bukarester Strafgefängniß, fand ich äußerst wenig Verbrecher im Vergleich zu der großen Bevölkerungszahl der Stadt." Und doch erzählt er uns, wie häufig Attentate auf die Post geschehen, und wie er selbst einem solchen Raubanfalle nur mit genauer Noth entgangen sei. Der Grund, weshalb es so wenig Verbrecher in den Gefängnissen giebt, scheint uns also mehr in dem Verfahren des genannten Polizei-Aga's zu liegen, sowie in dem Umstande, daß in der Wallachei die meisten Räuber und Spitzbuben außerhalb des Gefängnisses sich befinden und ein freies Leben führen. Es herrscht ein gemüthliches Leben in Jung-Rumänien, und im Ganzen scheinen die Leute mit ihren Zuständen nicht unzufrieden zu sein, wie die Mexikaner mit den ihrigen. Es kommt Alles auf die Gewohnheit an!

Türkei.

Die neue türkische Zeitung.

Es liegt uns die erste Nummer (vom 31. August) der ersten freisinnigen Zeitung in türkischer Sprache vor, welche, von Sa'ädi redigirt, unter dem arabischen Titel **Muchbir** (s. v. a. Advertiser) in London gedruckt wird. Für's Erste soll sie wöchentlich nur Einmal erscheinen. Der Druck ist zierlich, aber viele Buchstaben und diakritische Punkte gar nicht erkennbar.

Die vorliegende Nummer hat es nur mit türkischen Angelegenheiten zu thun. Eine Art Leitartikel verkündet die Absicht der nach Europa übergesiedelten Mußlimen, für Förderung und Verbreitung nützlicher Kenntnisse in dem verlassenen Vaterlande thätig zu sein. Zunächst sollen bessere Elementar- und Lehrbücher für niedere wie höhere Schulen gefertigt werden, und der Redakteur selbst zeigt an, daß er an einem größeren Werke in zwei Abtheilungen arbeitet: die erste wird hauptsächlich der Würdigung aller bisherigen wissenschaftlichen Leistungen aus muhamedanischer Feder, die andere einer gemeinverständlichen Darlegung aller Wissenschaften gewidmet sein. Zugleich verspricht Herr Sa'ädi eine türkische Uebersetzung der vollständigsten Sammlung von Fetwa's*), d. h. Rechts-Entscheidungen der Mufti's, die bis heute dem großem Publikum so gut als unbekannt geblieben sind, so daß nur Wenige wissen können, wieviel davon für unsere Zeit, zumal bei der Umgestaltung so vieler internationalen Verhältnisse, noch brauchbar ist und was für Ergänzungen nothwendig sind.

Mit Beziehung auf ein Telegramm vom 20. August, wonach der Sultan ein neues Reichs-Kollegium von 20 Mitgliedern (10 Mußlimen und 10 Christen) errichten und die höchsten Würdenträger in's Künftige für ihr Wirken verantwortlich machen will, bemerkt die Redaktion: „Jedermann weiß, daß die nach Gerechtigkeit dürstenden Morgenländer (Scharkylar) schon lang Reformen entgegensehen. Da tritt endlich ein neues Kollegium in's Dasein, und man darf wohl hoffen, daß es gewissen Erwartungen einigermaßen entsprechen werde. Die Nation hat aber eine berathende Körperschaft von ihr selbst zu wählender Vertreter gewünscht, und eine solche ist es nicht. Außerdem muß die geringe Zahl der Mitglieder, die numerische Gleichheit der Christen mit den Mußlimen, und der Umstand, daß kein Jude beigesellt ist, Bedenken erregen. In rechtlicher Beziehung sollten die übrigen Religions-Gesellschaften der mußlimischen gleichgestellt werden; auf numerische Gleichheit der Vertreter kommt es dabei nicht an. Was nun die Verantwortlichkeit der Großwürden betrifft, so weiß Jeder, daß ehemals, wenn z. B. ein Großwesir sein Amt unredlich verwaltete, ihm dafür der Kopf abgeschlagen und seine Habe konfiszirt wurde. In neuerer Zeit ist dies Verfahren abgeschafft, aber Nichts an seine Stelle gesetzt worden. Wenn jetzt ein hoher Würdenträger etwas Gutes thut, so sagt man nicht: „Er hat seine Schuldigkeit gethan", sondern man verfährt so, als hätte er ganz Ungewöhnliches und über seine amtlichen Obliegenheiten Hinausgehendes geleistet; er bekommt dann reichliche Schenkungen (Dotationen). Thut er aber Böses, so besteht seine ganze Strafe darin, daß man ihn mit einer Pension von 25,000 Aspern in Ruhe setzt. Von jetzt ab sollen diese Herren also verantwortlich werden. Mögen unsere Landsleute in die Hände klatschen und alle Oßmanen vor Freude Hurra rufen!**) Wer aber soll zur Rechenschaft ziehen? Etwa die Würdenträger sich selber und ihre Kollegen? Oder wird irgend eine Gerichtsperson dies Amt verwalten? Oder gehört es zu den Obliegenheiten der erwähnten Körperschaft der Zwanzig? Darüber hat das Telegramm uns auch nicht belehrt."

Als Anhang zu dem politischen Theile will der Muchbir seinen Lesern statistische Notizen über alle Reiche unserer Erde liefern, und beginnt dieses Geschäft schon in der ersten Nummer mit Turkistan, bei welchem Namen man aber nicht an die innerasiatische Urheimat der Türken, sondern an das Oßmanische Reich zu denken hat. Die Bevölkerung, meint der Redakteur, könne nicht genau festgestellt werden, doch dürfte sie in Asien und Europa zusammengenommen etwa 35,250,000, in Aegypten und dem dazugehörenden Sudan aber wohl 5,000,000 betragen. Die Macht des Sultans sei bekanntlich im höchsten Grade unumschränkt, selbst die Beschlüsse aller Reichs-Kollegien dürfe er annulliren; man möge aber darum nicht glauben, die Religion Muhammed's verlange ein solches Regiment — ganz im Gegentheil habe sie den Staat auf Konstitution und Berathung

*) Die Fetwa's werden in arabischer Sprache abgefaßt, welche bekanntlich dem gemeinen Türken und der großen Mehrzahl der Raja's ganz unverständlich ist.

**) Der Text hat wirklich das Wort Hurra mit arabischer Schrift!

mit dem Volke gegründet, was der Redakteur in einer bald erscheinen sollenden Abhandlung zu beweisen gedenkt.

Von Seiten des religiösen Bekenntnisses kann man die Bevölkerung (dem Muchbir zufolge) so eintheilen:

	in Europa	in Asien	Gesammtzahl.
Muslimen	4,550,000	16,650,000	21,200,000
Griechische Katholiken	10,000,000	3,000,000	13,000,000
Römische Katholiken	640,000	260,000	900,000
Juden	70,000	80,000	150,000

Die Einkünfte des Oßmanischen Staates beliefen sich, dem neuesten Budget zufolge, nach Pfund Sterling berechnet, auf **14 Millionen***). Die Bilanz mit den Ausgaben ergiebt ein offiziell eingestandenes Defizit von 8,280,000 Pfund, das aber Einige drei bis vier Mal größer abschätzen. Während des letzten Krieges mit Rußland wurde die oßmanische Schatzkammer zum ersten Mal dem Auslande verschuldet, und seitdem wuchsen die Schulden mit jedem Jahre, bis sie vor zwei Jahren zur Höhe von 73,750,000 Pfd. Sterl. anschwollen. Von dieser Zahl sind 2,440,000 einstweilen mit Banknoten zu einem Pfd. Sterl. gedeckt. Als der Sultan im gegenwärtigen Jahre Europa bereiste, erhob er in Frankreich ein außerordentliches Anlehen von zwei Millionen Pfd. Sterl., wogegen die Zehnten seines Reiches verpfändet sind und dessen Tilgung in drei Jahren verheißen ist. Die bei Wechslern (Bankhaltern, Banquiers) von Galata „um sündhaft und empörend große Interessen“ gemachten Schulden kommen hier noch gar nicht in Betracht. Sch.

Kleine literarische Revue.

— **Zwei Vorträge aus St. Petersburg.** Die schöne Sitte, wissenschaftliche Vorträge öffentlich vor gebildeten oder bildungsuchenden Männern und Frauen zu halten, hat sich seit einem Vierteljahrhundert, wo sie zuerst von dem Geschichtschreiber Friedrich von Raumer in Berlin eingeführt worden**), von Deutschland über alle Kulturländer Europa's bis nach den Vereinigten Staaten von Amerika verbreitet. Wir sehen mit Vergnügen, daß auch in Rußland diese schöne Sitte eingeführt ist, und zwar von Deutschen, unter denen bekanntlich der Petersburger Akademiker von Bär ebenfalls bereits seit einem Vierteljahrhundert sich das Verdienst erworben, wissenschaftlich humanistische Ideen in populärer Weise öffentlich auszusprechen und zu verbreiten***). Neuerdings sind uns aus St. Petersburg zwei solcher gedruckten Vorträge zugegangen, die der dortige evangelische Prediger, Herr Hermann Dalton, im Winter 1867 vor größeren, gemischten Versammlungen gehalten*). Beide haben, wie sich von dem geistlichen Charakter des Redners voraussetzen läßt, eine ebenso religions- als kulturgeschichtliche Tendenz. Obwohl Herr Dalton kein Verächter, sondern vielmehr ein warmer Freund und Verehrer des deutschen Geistes und seiner poetischen Erzeugnisse ist, sind doch seine Ideale andere, als die der modernen deutschen Dichtung, die weder die Sünde, noch ihren Gegensatz, die Erlösung, in seinem Sinne auffaßt und zur Darstellung bringt.

*) Auch die europäischen Worte Budget und Konstitution haben jetzt oßmanisches Bürgerrecht erlangt.

**) Seit dem Jahre 1840, dem Thronbesteigungs-Jahre Friedrich Wilhelms IV., dieses königlichen Beschützers aller die Sitten veredelnden, künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen, besteht der von Friedr. v. Raumer gegründete Verein, der in jedem Winter seine zu Vorbildern aller späteren, englischen „lectures“ und französischen „conférences“ gewordenen Vorträge im Saale der Sing-Akademie von Berlin hält.
D. R.

***) Reden, gehalten in wissenschaftlichen Versammlungen, von Dr. K. E. von Bär. St. Petersburg, H. Schmitzdorff, 1865.

In dem einen Vortrag behandelt der Verfasser die Legenden vom ewigen Juden und vom ewigen Johannes, deren Verwandtschaft und Berührungspunkte mit der deutschen Faustsage er nachweist, während der andere Vortrag Berthold Auerbach's Roman „Auf der Höhe“ zum Gegenstand hat. Wir können es uns nicht versagen, aus dem letztern die nachstehende Stelle über die Vorzüge der heutigen deutschen Roman-Dichtung zu citiren:

„Nicht die Form allein ist es, noch die Zeichnung der verschiedenen Erscheinungen des Natur- und Geisteslebens, was bei der Beurtheilung eines Dichterwerkes den Ausschlag giebt; auch das Thema, der Grundgedanke der Erzählung fällt dabei in die Wagschale. Je wichtiger und gehaltvoller dieser Grundgedanke, eine desto höhere Stufe ist der Roman berechtigt, einzunehmen. Mit einigem Stolze dürfen wir da gestehen, daß seit ein paar Jahren, wie mir vorkömmt, der Deutsche den Engländer überholt, der seit Walter Scott und auch noch früher fast immer den Preis davon getragen. Wenigstens was in der letzten Zeit von dort mir als das Gepriesenste in die Hand fiel, der Sensations-Roman, nimmt wohl die niederste Stufe auf diesem Gebiete der Dichtung ein. Höher haben die hervorragenden Meister unter den Deutschen angefangen, sich die Aufgabe zu stellen. Nicht wenige von ihnen haben an die tief eingreifendsten Lebensfragen sich gewagt und versucht, zu ihrer Lösung auf diesem Wege ihr Scherflein beizutragen. Es ist schon ein Versuch dazu, das ernste Bemühen, das Leben der Gegenwart in seinen verschiedenen Strömungen im Spiegel der Dichtkunst aufzufangen und den Zeitgenossen zu zeigen, wie es das Seher-Auge des wahren Dichters geschaut. Einen Schritt weiter auf diesem Wege hat der gethan, der nicht nur der Zeit ihre innersten Lebens-Aeußerungen ablauschen und, wenn es ihm gelingt, in seiner Dichtung einen kulturhistorischen Beitrag der Gegenwart niederlegen will, sondern der sich anschickt, durch sein Werk in die Entwickelung der Zeit mit einzugreifen und seine Stimme da abzugeben, wo die Edleren des Volkes aufgerufen werden, an des Vaterlandes Größe, an der Menschheit Heil mitzuarbeiten. In einer Weise wird dann die Erzählung eine Predigt, die in des Meisters Hand tief eingreifend und bedeutsam wirken kann. Ich erinnere an das Wort, das Gustav Freytag seinem „Soll und Haben“ vorangeschickt. Die gleiche Bahn hat Auerbach in unserem Roman („Auf der Höhe“) betreten, und um deswillen wollen wir einen Blick auf denselben werfen.“

— **Sir Samuel Baker's Zuflüsse des Nil's aus Abessinien.**) Der berühmte Entdecker des „Albert-Nyanza“, der mit

*) Auerbach's Roman „Auf der Höhe“. — Der ewige Jude und der ewige Johannes. Vorträge, gehalten von Hermann Dalton. (47 und 34 S. in 12.) St. Petersburg, kaiserliche Hofbuchhandlung (Karl Röttger), 1867.

**) The Nile Tributaries of Abyssinia and the Sword Hunters of the Hamaran Arabs. By Sir Sam. W. Baker, M. A. F. R. G. S. London: Macmillan. Berlin: A. Asher u. Co. 1867.

Speke und Grant gemeinschaftlich das Verdienst hat, die Frage über die Quellen des Nil definitiv erledigt zu haben, hat nicht bloß die beiden großen Seen, den „Victoria- und den Albert-Nyanza", explorirt, die mit ihrem in jedem Jahre zehn Monate lang in den Aequator-Distrikten herabströmenden Regenwasser den „Weißen Nil" speisen, sondern auch in Abessinien die zahlreichen Flüsse, den Atbara, den Settite, den Royan, den Dinder, den „Blauen Nil" rc. aufgesucht, welche die alljährlichen, großen Ueberschwemmungen des Nil's bewirken und dadurch die Fruchtbarkeit von Unter-Aegypten herbeiführen. Während die aus den beiden Bassins der Aequator-Seen kommenden Wasser des „Weißen Nil" durch fruchtbare, nur von wilden Neger-Stämmen bewohnte Wüsten strömen, wo ihnen keinerlei Zufluß mehr zu Statten kömmt und sie während einiger Monate des Jahres einer völligen Versiegung ausgesetzt sind, liefert der bei Chartum mit dem „Weißen Nil" sich vereinigende „Blaue Nil", sowie der nachmals, unfern vom fünften Kataract in den Nil sich ergießende „Atbara", die beide aus verhältnißmäßig kultivirteren Regionen kommen, nicht bloß einen beständigen reichen Zufluß, sondern auch den Schlamm und den Humus, welche das Nil-Delta so kenntlich und so fruchtbar machen. Die letztgedachten Regionen Abessiniens und Ober-Aegyptens sind es, denen das neue Werk Baker's gewidmet ist, welches wiederum mit Karten und Illustrationen — Letztere hauptsächlich Jagden von Rhinoceroſſen, Elephanten, Nilpferden, Giraffen rc. darstellend — reich ausgestattet ist.

— **Gustav vom See's „Vor funfzig Jahren."***) Ein anziehendes, reich ausgestattetes Familiengemälde, dessen geschichtlichen Hintergrund die Besetzung Breslaus durch die Franzosen (1807) und die weitere nationale Entwickelung der politischen Thatsachen bildet.

— **Edmund Höfer's „gute alte Zeit."****) Eine Reihe gemüthlicher und zugleich überaus redselig und weitläufig ausgesponnener Darstellungen aus dem Privat- und Gemeindeleben der Vergangenheit.

Literarischer Sprechsaal.

Von den in Nr. 24 des „Magazin" von 1867 erwähnten „Livländischen Beiträgen" zur Geschichte des deutschen Rechtes und der evangelischen Kirche in den baltischen Provinzen ist soeben die zweite Abtheilung ausgegeben worden.***) Dieselbe ist wiederum reich an Aktenstücken zur Kenntniß der obschwebenden, nationalen Differenz, welche die Moskowiten gern der Kritik des europäischen Publikums entziehen möchten, weshalb sie auch, wie uns die neuesten telegraphischen Depeschen berichten, alle deutschen Kundgebungen in Rußland zu unterdrücken bemüht sind. Die Ostsee-Provinzen Rußlands sind aber Kinder des deutschen Geistes, und das Vaterland dieses Geistes ist verpflichtet, der Bedrängniß von Männern deutscher Bildung und Gesittung Aufmerksamkeit zu schenken und ihre Klagen nicht verhallen zu lassen in dem für Deutsche ein viel weniger naheliegendes Interesse habenden Geräusche der französisch-italiänischen Politik.

Serive hat bei den in den Trancheen vor Sebastopol gefallenen Franzosen einen Todesfall durch Kopfverletzung auf zwei durch Verletzung anderer Theile geschätzt. Er knüpft daran das Verlangen nach einem besonderen Schutz für den Kopf: „Der eben erwähnte hohe Prozentsatz, sagt er, beweist, wie klug es wäre, die Truppen, welche bei einer Belagerung verwendet werden, mit einem Helm zu versehen." In Bezug hierauf bemerkt der preußische Generalarzt Löffler: „Der preußische Soldat besitzt den Helm. Von unseren 422 im dänischen Kriege Gefallenen sind 420 durch Geschosse getödtet worden; bei 196 von diesen war der Kopf getroffen. Von 100 Todesfällen auf dem Kampfplatz rührten also etwa 47 von Kopfschüssen her, also 14 pCt. mehr als in den Trancheen von Sebastopol, wofern Serive die Zahl der tödtlichen Kopfverletzungen nicht unterschätzt hat. Es scheint somit, daß eine der tödtlichsten Arten von Verletzungen im Kriege — der Kopfschuß — je länger, desto mehr Uebergewicht erlangt. Der Grund dafür dürfte vorzugsweise in der Vervollkommnung der Feuerwaffen zu suchen sein. Darf aus diesen Zahlen geschlossen werden, daß unser Helm, was den fraglichen Schutz des Kopfes betrifft, nutzlos gewesen? Bei den meisten größeren Actionen wurde der Helm vorher abgelegt und durch die Feldmütze ersetzt; er hatte also wenig Gelegenheit, seine Schutzkraft zu bewähren. Vor Miffunde geschah es nicht. Dennoch hatten die Kopfverletzungen gerade bei dieser von unseren jungen Soldaten rühmlichst bestandenen Feuertaufe den stärksten Antheil an den Todesfällen auf dem Kampfplatz, nämlich 55 pCt. — Anders freilich fällt die Antwort aus, wenn man nur das Sterblichkeits- resp. Heilungsverhältniß der Nichtgefallenen zu Grunde legt. Von den Schädelverletzten, welche lebend den Kampfplatz verließen, ist keiner gestorben. Dieses Beispiel beweist, wie die Statistik irreleiten kann, wenn sie mit halben Werthen rechnet: berücksichtigt man nur die Gefallenen, so muß man sagen, daß der preußische Helm dem Kopf gar keinen Schutz gegen die Geschosse gewährt; rechnet man nur mit den nichtgefallenen Verletzten, so muß man diesen Schutz sehr hoch anschlagen. Das wirkliche Verhältniß aber ist folgendes: Am 2. Februar vor Miffunde am Kopfe verletzt 50, davon gestorben 21, d. h. 42 pCt.; in allen übrigen Kämpfen am Kopfe verletzt 418, davon gestorben 200, d. h. 48 pCt. Diese Differenz von 6 pCt., welche sich für die Kopfverletzten von Miffunde herausstellt, bezeichnet ein nicht unerhebliches Vorwiegen der leichteren Verletzungen des Kopfes, und es hieße den Thatsachen Zwang anthun, wenn man dem Helme jeden Einfluß darauf absprechen wollte."

Die Erfahrungen des Krieges von 1866 haben gleichfalls die Antipathieen vieler Militairs gegen den Helm nicht steigern können; die meisten Soldaten haben ihn selbst in den Fällen in welchen es ihnen freigestellt wurde, den Helm nicht mit der Feldmütze vertauscht. Gegner und Freunde der alten Kopfbedeckung haben bei der vor einigen Monaten in Berlin erfolgten Commissions-Sitzung ein Compromiß geschlossen, nach welchem der Helm eine Gewichts-Abnahme und eine kleine Gestalt-Veränderung erfuhr. Und damit möchte wohl für längere Zeit dieses unter den Fachleuten oft erörterte Thema erledigt sein.

*) Vor funfzig Jahren. Roman in drei Bänden. Zweite Auflage. Breslau, E. Trewendt, 1868.

**) Die gute, alte Zeit. Erzählungen und Geschichten von Edmund Höfer. 3 Bde. Breslau, E. Trewendt, 1868.

***) Livländische Beiträge zur Verbreitung gründlicher Kunde von der protestantischen Landeskirche und dem deutschen Landesstaate in den Ostsee-Provinzen Rußlands, von ihrem guten Rechte und ihrem Kampf um Gewissensfreiheit. Zweiter Beitrag. Berlin, Stille und van Muyden, 1867. (XII und 232 S.)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] Berlin, den 7. Dezember 1867. [Nº 49.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

Literarische und künstlerische Festgeschenke

vorräthig in allen Buchhandlungen.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Berthold Auerbach's (798)

Deutscher Volkskalender

auf das Jahr 1868.

Mit Beiträgen von Ludwig Bamberger, Friedrich Mahr, H. A. Oppermann, Alfred Woltmann, Max Maria von Weber und Erzählungen des Herausgebers: **Das Frankfurter Loos, Michel Phönix, Das Glück auf der Extrafahrt** (Ein Pfingstabenteuer), sowie **Neue Stücklein vom alten Gevattersmann,** mit zahlreichen Bildern von Paul Thumann. Neue Kalendergedichte von Emil Rittershaus.

Preis 12½ Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Neue Essays (799)

über Kunst und Literatur

von

Herman Grimm.

Velinpapier. gr. 8. 1865. Preis 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Verlag der

Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Oscar Pletsch,

Kleines Volk. 20 Charakterzeichnungen. In Holz geschnitten von Prof. H. Bürkner in Dresden. Zweite Auflage. 4. Elegant cartonnirt. Preis 1 Thlr.

Gute Freundschaft. Eine Geschichte für Damen, aber für kleine. In 24 Bildern erzählt. Holzschnitt von Prof. H. Bürkner in Dresden. Dritte Auflage. quer 4. Elegant cartonnirt. Preis 1 Thlr.

Wie's im Hause geht nach dem Alphabet. In 25 Bildern. Holzschnitt von Prof. H. Bürkner. Vierte Auflage. Hoch 4. Elegant cartonnirt. Preis 1 Thlr.

Was willst du werden? In 43 Bildern. Holzschnitt von Professor H. Bürkner. Zweite Aufl. 4. Elegant cartonnirt. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Allerlei Schnik-Schnak mit 41 Original-Zeichnungen von Oscar Pletsch, in Holz geschnitten von Prof. H. Bürkner in Dresden. Hoch 4. Eleg. cartonnirt. Preis 2 Thlr. (800)

Als Festgeschenk empfiehlt die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung:

Worte des Herzens von J. C. Lavater.

Für Freunde der Liebe und des Glaubens. (801)

Herausgegeben von **C. W. Hufeland.**

Prachtausgabe (Zwanzigste Auflage. 1866) gr. 8. mit einer biographischen Einleitung von A. Krummacher, mit L.'s Portrait in Stich; in engl. Einband m. Goldschn. 1 Thlr. 10 Sgr.

Kabinetsausgabe (Siebzehnte Auflage. 1862) mit L.'s Portrait in Stahlstich, Schriftbild und radirtem Widmungsblatt; in englischem Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Miniaturausgabe (Neunzehnte Auflage. 1865) in engl. Einband mit Goldschnitt 20 Sgr.

„Diese Sammlung, lange Zeit theures Eigenthum einer edlen Fürstin, und nachdem von dieser dem berühmten Arzt Hufeland die Herausgabe zu einem milden Zweck gestattet war, durch Beiträge aus den Papieren Lavater's vermehrt, enthält eine reiche Fülle von schönen Gedanken, wie sie diesem edlen Herzen so leicht entströmten. Mit Versen wechseln Sentenzen, Auszüge aus Briefen und andere Fragmente, an denen der Leser sich wahrhaft erquicken kann." Theolog. Repert.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Für die reifere Jugend. (802)

Karl Ruß. **In der freien Natur.** Schilderungen aus der Thier- und Pflanzenwelt. 28 Bogen in gr. 8. **broch. 1⅓ Thlr., geb. 2 Thlr.**

— — **Meine Freunde.** Lebensbilder und Schilderungen aus der Thierwelt. 24 Bog. in 8. mit charakt. Zeichnungen. **broch. 1 Thlr., geb. 1⅓ Thlr.**

Empfohlen für **Gymnasien** und **Real-Lehranstalten** vom **K. Preuß.** und **K. Würtemb. Unterrichts-M.,** vom **K. Sächs. Cultus-M.,** vom **Großh. Badischen Oberschulrath.**

Berlin. **Verlag von Max Boettcher.**

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschienen:

Herman Grimm: Ueber Künstler und Kunstwerke.

Zwei Bände. 1865 und 1867. Mit 15 Photographieen. Velinpapier. Zu je 2 Thlr.

Diese beiden Bände enthalten ein überaus reiches Material zur Kunstgeschichte, namentlich über Raphael, Michelangelo, Dürer, Holbein, Lionardo. Der erste Band enthält photographische Darstellungen von Kunstwerken (namentlich von Dürer und Michelangelo), der zweite (hauptsächlich von Raphael und Lionardo) zum Theil nach den Originalen, zum Theil nach Stichen angefertigt. (803)

Verlag von I. Guttentag in Berlin.

So eben erschienen neu:

Briefe über Musik an eine Freundin von L. Ehlert. 1868. 2. Auflage. Geheftet. 27 Sgr.

Diese Briefe behandeln die wesentlichen Fragen und Erscheinungen, welche von Beethoven bis auf unsere Zeit das musikalische Publikum beschäftigt haben. Die Neuheit des Standpunkts sowie die aus dem gewöhnlichen Geleise heraustretende überraschend geistreiche, pikante Behandlung des Stoffs haben nicht verfehlt, Aufsehen zu erregen, und dem Buche in den gebildeten, von musikalischem Interesse belebten Kreisen die grösste Theilnahme zu verschaffen.

Musikalische Studien von W. Tappert. 1868. 1⅓ Thlr.

Inhalt: I. Wandernde Melodien. — II. Ein Umbildungs-Prozess. — III. Der übermässige Dreiklang. — IV. Die alterirten Accorde. — V. Ein Dogma. — VI. Zooplastik in Tönen.

Früher erschienen:

Aesthetik des Klavierspiels. Von Dr. Ad. Kullak. Geh. 2⅔ Thlr.

Felix Mendelssohn-Bartholdy. Sein Leben und seine Werke von A. Reissmann. 1867. Geh. 1⅓ Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr.

Robert Schumann. Sein Leben und seine Werke, dargestellt von A. Reissmann. Gr. 8. Geh. 1⅓ Thlr. Eleg. geb. 1⅔ Thlr.

Von Bach bis Wagner. Zur Geschichte der Musik von A. Reissmann. Geh. 27 Sgr.

Lehrbuch der musikalischen Komposition von A. Reissmann. I. Band: Elementarformen. Preis 3 Thlr. — II. Band: Die angewandte Formenlehre. Preis 3 Thlr.

Zur Tonkunst. Abhandlungen von Ernst Otto Lindner. Geheftet. 1 Thlr. 28 Sgr.

Musik und musikalische Erziehung. Von Wilh. Tappert. 1867. Geheftet. Preis 16 Sgr. (804)

Literarische und künstlerische Festgeschenke

vorräthig in allen Buchhandlungen.

Zu Weihnachten.

Im Verlage von J. Guttentag in Berlin, 8. Unterwasserstraße sind erschienen:

Rastbüchlein. Dichtungen aus allen Zeiten zur Einkehr und Selbstschau. 1867. Miniatur Format. Preis geh. 1 Thlr., gebunden mit Goldschn. 1⅓ Thlr.

Gedenkbuch fürs Haus. 1867. 2. Aufl. Mit reizendem Titelblatt in Buntdruck. Min.-Form. In Prachtband mit Goldschn. Preis 1⅓ Thlr.

In einsamen Stunden. Erbauliches und Beschauliches in Liedern. 5. Aufl. Min.-Form. In Prachtband mit Goldschn. Preis 1⅓ Thlr.

Saat und Garben. Zur Beachtung und Betrachtung aus deutschen Prosaikern. 4. Aufl. Min.-Form. In Prachtband mit Goldschn. Preis 1⅓ Thlr.

Freudvoll und leidvoll. Liebesgrüße von nah und fern. 3. Aufl. Miniatur-Form. Mit Titelblatt in Buntdruck. In Prachtband mit Goldschnitt. 1⅓ Thlr. (805)

All' die vielen Kritiken stimmen darin überein, daß man nicht leicht Bücher finden kann, werthvoll im Innern und elegant im Aeußern, die so ganz zu Weihegaben bei ernsten Anlässen und zu gehaltreichen Erinnerungsspenden passen wie diese.

Als Festgeschenk empfohlen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Voigt (F.) — Geschichte des brandenburg.-preußischen Staates.

Zweite verbesserte Auflage. Zwei Theile. Geheftet. 8. 1867. Preis: 2 Thlr.

Das Schulblatt für die Provinz Brandenburg sagt über das Werk u. a.:

„Das kurze Vorwort betont sehr richtig die beiden Punkte, die der Herr Verfasser bei Conceptirung und Niederschreibung seines Buches als ein besonderes Ziel, als eine vorzügliche Aufgabe im Auge gehabt hat, nämlich das Hervorheben des nie unterbrochenen innigen Zusammenhanges zwischen der märkischen und der deutschen Geschichte dann die objektive Darstellung des Thatsächlichen unter Ausschließung alles anekdotischen Beiwerks." (806)

„Droysen will dem Kundigen die verborgenen Fäden der Politik bloß legen und läßt den äußeren Gang der Begebenheiten außer Acht; Voigt dagegen will vorzüglich diese dem Leser vorführen, natürlich im Lichte der Politik und hat seine Aufgabe trefflich gelöst. — — Auch die Darstellung der zwischen liegenden Zeit, für die Voigt am meisten auf sich selber angewiesen war, in welcher die Prüfungen und der Ruhm des Staates kaum geringer waren, als im Anfange unseres Jahrhunderts, von der Thronbesteigung des großen Kurfürsten bis zum Tode des großen Königs kann sich dem Anfange und Ende sehr wohl zur Seite stellen." Literar. Centralblatt.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Im Verlage von **E. A. Seemann in Leipzig** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

= Zu Festgeschenken empfohlen! =

Populäre Aesthetik von Dr. **Carl Lemcke,** Docent a. d. Univ. Heidelberg. Zweite Aufl. Mit Illustr. 1867. broch. 2⅔ Thlr., eleg. geb. 2 Thlr. 27½ Sgr.

Geschichte der Architektur von Dr. **Wilh. Lübke.** Mit 583 Holzschnitten. Dritte verb. u. verm. Aufl. broch. 6 Thlr., eleg. geb. 6⅔ Thlr.

Geschichte der Plastik von Dr. **Wilh. Lübke,** Prof. d. Kunstgesch. in Zürich. Mit 238 Illustrationen in Holzschnitt. broch. 5⅓ Thlr., eleg. geb. 6½ Thlr.

Vorschule zum Studium der kirchlichen Kunst. Von Dr. **Wilh. Lübke.** Fünfte stark verm. u. verb. Aufl. Mit 170 Holzschnitten. 1866. broch. 1⅓ Thlr., eleg. geb. 1 Thlr. 27 Sgr.

Geschichte der Malerei In ihren Hauptepochen bis zur Gegenwart dargestellt von Dr. **Ad. Görling.** 2 Bde. Mit 192 Holzschnitten. 1866. 3 Thlr., eleg. geb. 3⅔ Thlr.

Kunst und Künstler des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Biographien und Charakteristiken von **A. Wolfg. Becker.** Mit vielen Illustr. in Holzschnitt. 3 Bände (1863—65). broch. 10 Thlr., eleg. geb. 11⅔ Thlr.

☛ Jeder Band (Jahrhundert) dieses Prachtwerkes ist auch einzeln zu haben. ☚

Die Meisterwerke der Kirchenbaukunst. Eine Darst. der Geschichte des christl. Kirchenbaues. Von Dr. **Carl von Lützow,** Bibliothekar der k. k. Akademie in Wien. Neue Ausgabe. Mit vielen Abbildungen in Tondruck. broch. 2 Thlr., eleg. geb. 2⅔ Thlr.

Holbein und seine Zeit. Von Dr. **Alfred Woltmann.** Mit Holzschnitten. I. u. II. Theil. 1867. broch. 7⅓ Thlr.

Geschichte der modernen französischen Malerei seit 1789. Von Dr. **Jul. Meyer.** Mit Holzschnitten. 1867. broch. 5⅓ Thlr., eleg. geb. 6 Thlr.

Zeitschrift für bildende Kunst. Herausgegeben von Dr. **C. v. Lützow.** Mit Kunstbeilagen (Stichen, Holzschnitten, Radirungen 2c.) und vielen Illustrationen. Jahrgang 1866 u. 1867. broch. à 4 Thlr., sehr eleg. geb. 5 Thlr. pro Jahrgang. (807)

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Luise, Königin von Preußen.

Ihr Leben, Leiden und Sterben dem Volke erzählt von (808)

Friedrich Adami.

8. geh. 20 Sgr. — In engl. Einband 1 Thlr.

„Das Leben einer großen patriotischen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre sein, besonders wenn es wie dieses — aus den besten Quellen geschöpft — so reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifenden Momenten ist. Wir können dies Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Wortes nur bestens empfehlen, da es die weiteste Verbreitung verdient."

Bernhardy's Wegweiser durch die deutsche Volksschriften-Literatur.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Kinder- und Hausmärchen

gesammelt durch (809)

die Brüder Grimm.

Kleine Ausgabe. Mit 7 Bildern in Holzschnitt.
Velin-Ausgabe. (11. Aufl. 1864.) geb. 1 Thlr.
Gew. Ausgabe. (12. Aufl. 1867.) kart. 15 Sgr.

„Unstreitig unter allen Märchenbüchern das schönste."

Bernhardi's Wegweiser durch die deutschen Volks- und Jugendschriften.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Probleme

des Londoner Schachturniers von 1862 nebst deren vollständigen Lösungen enthaltend:

sämmtliche Preis-Probleme nebst einer Auswahl der besten Aufgaben derjenigen Bewerber, die keinen Preis erhielten von **Jean Dufresne.**

Auch unter dem Titel:

Anhang zu Dufresne's Anthologie der Schachaufgaben. 1865. Lex.-8. geb. Preis 15 Sgr. (810)

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Spielwerke

mit 4 bis 48 Stücken, worunter Prachtwerke mit Glockenspiel, Trommel und Glockenspiel, mit Himmelsstimmen, mit Mandolinen, mit Expression u. s. w. (811)

Spieldosen

mit 2 bis 12 Stücken, ferner Necessaires, Cigarrenständer, Schweizerhäuschen, Photographie-Albums, Schreibzeuge, Cigarren-Etuis, Tabaks- und Zündholzdosen, tanzende Puppen, Arbeitstischchen, alles mit Musik, ferner Stühle, spielend, wenn man sich darauf setzt, empfiehlt **J. H. Heller in Bern.** Franco.

Diese Werke, mit ihren lieblichen Tönen jedes Gemüth erheiternd, sollten in keinem Salon und an keinem Krankenbette fehlen; — großes Lager von fertigen Stücken. — Reparaturen werden besorgt. — Selbstspielende, elektrische Klaviere zu Frcs. 10,000.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Das Samariterthum in den Kriegen unserer Zeit.

Es war dem Menschenfreund eine unerquickliche Neuigkeit, als jüngst die Zeitungen meldeten, daß der Vater der Genfer Konvention, Herr Dunant, wegen Unterschlagung ihm anvertrauter Gelder flüchtig geworden. Das Buch des Herrn Dunant über Solferino athmete so viel edle Menschenliebe, daß man dieselbe sich auch nur aus dem edelsten Gemüth fließend denken konnte. Indeß der Charakter des Menschen ist wandelbar, und auch abgesehen davon: wer viel gesehen hat, fragt nicht immer nach der Ursprungs-Stätte des Guten.

Und gut war unzweifelhaft der Gedanke der Genfer Konvention. Freilich ist die praktische Ausführung nicht so leicht, als das Laien-Publikum sich dachte. Während des Gefechtes schützt das rothe Kreuz nicht vor der Kugel, nicht vor dem Schwanken des Gefechts-Feldes. Wo jetzt der Verbandplatz wohlbedacht aufgeschlagen ist, dahin trägt nach einer halben Stunde der Feind seine siegreichen Fahnen, dort werden neue Wunden geschlagen; wer will in diesem Augenblick seitens der Führer der kleinen Abtheilungen Rücksichtnahme auf die Verband-Stätte verlangen? Und wäre der Führer noch so menschlich: die Rücksicht auf die Befestigung des Sieges erlaubt ihm oft die Schonung dieses bestimmten Gebäudes gar nicht. Nicht viel geringer sind die Schwierigkeiten nach dem Gefecht. Soll man es dem subjektiven Ermessen der feindlichen Aerzte überlassen, ob sie bei den verwundeten Gefangenen zurückbleiben oder durch unsere Vorposten-Kette zu ihrer eigenen Truppe zurückkehren wollen? Und wenn man ihnen Letzteres erlaubt, wie schützen wir uns vor nachtheiliger Mittheilung unserer Verhältnisse an den Feind? Bleibt hier etwas Anderes übrig, als jedesmal dem kommandirenden Offizier das Recht der Entscheidung einzuräumen, ob er den Sanitäts-Beamten als neutrale Person ansehen will oder nicht?

Die Schwierigkeiten wachsen, jemehr man ins Detail eingeht. Allein der Nutzen desjenigen, was sich bei auch nur mäßig gutem Willen der beiden Parteien erreichen läßt, ist bedeutend; die erwähnten Schwierigkeiten sind groß genug, um zur ernstesten Prüfung der Bestimmungen der Genfer Konvention aufzufordern, aber nicht hinreichend, um einen muthigen Geist von dieser Prüfung zurückzuschrecken.

Die beiden letzten großen Kriege sind ohne die Wohlthat der Genfer Konvention geführt worden; in Amerika hinderte schon das „Rebellenthum" das Festhalten völkerrechtlicher Stipulationen; in Oesterreich hatte man von der Leistungsfähigkeit der militairärztlichen Organisation zu hohe Vorstellungen. In Amerika leistete die Privat-Wohlthätigkeit Bedeutendes, in Deutschland linderte sie viele Härten.

Es ist jedoch gut, daß man sich über die Leistungsfähigkeit der Privat-Wohlthätigkeit keine Illusionen mache. Ein lichtvoller Vortrag des Dr. Roth über amtliche und freiwillige Krankenpflege*) enthält in dieser Beziehung einige sehr deutlich sprechende Zahlen. Im Feldzuge von 1864 haben die sämmtlichen Lazarethe des Johanniter-Ordens in Schleswig zusammen 249 Verwundete verpflegt; die amtliche Krankenpflege hingegen hat 2194 Verwundete und 26,717 Erkrankte zu versorgen gehabt. Im Kriege von 1866 hat die preußische Regierung 69,600 Lagerstellen vorbereitet, die freiwillige Krankenpflege 8900 (1000 in Johanniter-Lazarethen, 2500 in Vereins-Lazarethen, 5400 durch Privatpflege). Herr Roth fügt, um jedem Mißverständniß seiner Absicht vorzubeugen, hinzu: „Diese Zahlen, in keiner Weise bestimmt, den Werth der freiwilligen Lazareth-Einrichtungen herabzusetzen, sollen nur darthun, daß die Vermehrung der Lazareth-Einrichtungen von freiwilliger Seite nicht so groß sei, als daß sie nicht nöthigenfalls auch von der Regierung ausgeführt werden könnte."

Etwas günstiger wird das Verhältniß, wenn man die von der Behörde und den Privaten verausgabten Geldsummen vergleicht. Der preußische Verein zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger hatte eine halbe Million Thaler baar und etwa den dreifachen Werth in Material zusammengebracht; Herr Roth berechnet die gesammten Leistungen der freiwilligen Krankenpflege auf 5 Millionen Thaler, die Leistungen der amtlichen Krankenpflege noch nicht ganz doppelt so hoch.

In Amerika berechneten sich die Leistungen der freiwilligen Krankenpflege auf 5 Millionen Dollars in baarem Gelde und 15 Millionen an Materialien: die Regierung verwendete für den Sanitätsdienst in den Jahren 1864 und 1865 dreißig Millionen Dollars.

Herr Roth berührt ferner in sehr taktvoller Weise die Frage von dem Werth des freiwilligen Warte- und Pflege-Personals. Es ist auch dem nicht unmittelbar betheiligten Publikum bekannt geworden, daß Kranke und Aerzte im letzten Kriege über die unmittelbaren Dienstleistungen der freiwilligen Pfleger nicht immer günstig sich geäußert haben. „Es ist nicht schwierig," sagt Herr Roth, „bei näherem Eingehen in dieser Frage klar zu sehen. Es besteht ein eigenthümliches Mißverhältniß zwischen denjenigen, welche, geistig hochstehend, den Gedanken der freiwilligen Krankenpflege vertreten, und denjenigen, welche sich zur praktischen Ausführung derselben melden. Sehen wir unter Männern von der verhältnißmäßig geringen Anzahl gebildeter Persönlichkeiten ab, die sich aus innerem Drange diesen Samariter-Pflichten unterziehen (z. B. die Breslauer Studenten im vorigen Feldzuge), nehmen wir ferner die geistlichen Orden Angehörigen aus, so dürften sich nicht viel Persönlichkeiten weiter finden, auf welche nach dieser Richtung Verlaß ist. Es liegt in dem Charakter unseres Volks, gern und freudig mit Hintenansetzung aller Neben-Interessen die Waffen zu ergreifen, aber ohne Nebenzwecke sich dem Krankendienste zu widmen, dürfte bei Männern der niederen Volksklassen eine so vereinzelte Erscheinung sein, daß man sie nicht sicher in Rechnung ziehen kann. Was das weibliche Pflege-Personal betrifft, so ist es ja bekannt, daß dasselbe auf dem Gebiete der Krankenpflege vortrefflich ist, jedoch muß dasselbe zum Zwecke einer ausgiebigen Verwendung vorher geschult und auch dann immer einem männlichen Pflege-Personal zur Unterstützung beigegeben sein. Die weibliche Krankenpflege wird jederzeit immer nur die größere Annehmlichkeit des Patienten bilden, und als solche von hohem Werthe sein; der schwere Krankendienst wird durch sie nicht gesichert."

Diesem Urtheil müssen wir nach unseren eigenen Erfahrungen durchaus beistimmen. Es ist nicht zu verkennen, daß eine umgeänderte Organisation des Lazareth-Wesens die amtliche Leistungsfähigkeit künftighin erhöhen wird, aber selbst wenn diese für den norddeutschen Bund zu erwartende Neu-Organisation nur mäßige Aenderungen bringen sollte, würden wir auch fernerhin auf die amtliche Krankenpflege das Hauptgewicht legen.

Wir befinden uns mit dieser Ansicht im Widerspruch mit Herrn Dr. Naundorff, der in einem in vielfacher Beziehung

*) Berlin, August Hirschwald, 1867 (18 S.)

verdienstlichen Werke*) von der Privat-Pflege Vieles erwartet, das sie schwerlich wird leisten können. Wenn Herr Naundorff die Absicht hatte, die Theilnahme des großen Publikums für die unglücklichen Hilfsbedürftigen im Kriege zu steigern, so hat er diesen (sehr löblichen) Zweck nach den Besprechungen, welche sein Buch in öffentlichen Blättern und in Privatkreisen erfahren hat, unzweifelhaft erreicht. Es hat auch gewiß sein Gutes, wenn ein Fachmann die erschütternden Eindrücke, welche er erfahren hat, als ernste Mahner veröffentlicht. Allein die Intensität, auch der löblichsten Empfindung, garantirt nicht immer für die Angemessenheit der Rathschläge, welche aus ihr entspringen. Der Herr Verfasser plaidirt dafür, daß die Aktion der freiwilligen Krankenpfleger bereits auf dem Schlachtfeld beginnt; er beruft sich auf die Thatsache, daß bei Königgrätz eine große Anzahl Verwundeter verschmachtet ist, ohne erquickenden Labetrunk, ohne tröstenden Zuspruch. Wir entgegnen keineswegs, daß jene Unglücklichen wegen der Schwere ihrer Verletzungen auch bei rechtzeitiger Hilfe schwerlich hätten gerettet werden können, denn wir können das nicht wissen, und wir halten ein tröstendes Wort allein auch für bedeutsam. Aber wir halten diese Uebelstände für unabwendbar, so lange nicht die freiwilligen Krankenpfleger nur aus den besten Ständen, deren Gesinnung und Umsicht über allem Zweifel erhaben ist, in genügender Anzahl sich finden. Dies aber halten wir für einen frommen Wunsch. Wir sind mit Herrn Naundorff der Ansicht, daß die freiwillige Hilfe gerade möglichst kurze Zeit nach der Schlacht am meisten erwünscht ist und am meisten heilsam wäre — und wenn das Königreich Sachsen eine genügende Anzahl für eine solche Pflege geeigneter Elemente enthält, so haben wir vielleicht die Organisation eines bezüglichen Corps für das zwölfte Bundes-Armeekorps zu erwarten; das würden die Militair-Bestimmungen des norddeutschen Bundes gestatten. Eine solche Organisation würde sich gerade für Sachsen am Leichtesten versuchen lassen; für eine große Armee wird es zunächst noch bei der bestehenden Organisation sein Bewenden haben müssen.

Aus voller Ueberzeugung stimmen wir aber, wir bereits oben angedeutet, Herrn Naundorff bei, wenn er bemerkt, daß die dermaligen Bestimmungen der Genfer Konvention zwar widerspruchsvoll sind, daß sie aber dennoch mehr als nur „einen schönen Gedanken enthalten", wenn „Alle, die es vermögen, zu dem, was geschaffen werden kann, beitragen".

Sehr treffend charakterisirt Herr Naundorff die in Deutschland nicht kleine Anzahl theoretischer Schönredner, welche aus Mangel an verständiger Initiative oder aus unpraktischem Idealismus die Hände in den Schooß legen: „Seien wir Praktiker! Erinnern wir uns jenes bekannten Beispiels, in welchem ein Schüler des Epiktet und ein Schüler des Baco als Reisegefährten vorgeführt werden. Sie kommen in ein Dorf, in welchem die Kinderpocken soeben zu wüthen angefangen haben: sie finden die Häuser verschlossen, den Verkehr unterbrochen, erschrockene Mütter über ihre Kinder weinend. Der Stoiker versichert der bangen Bevölkerung: es liege nichts Böses in den Kinderpocken, und für einen weisen Menschen wären Krankheit, Entstellung, Tod, der Verlust von Freunden kein Uebel. Der Baconianer nimmt eine Lanzette heraus und beginnt zu impfen. — Sie finden einen Haufen Bergleute in großer Angst: eine Explosion schädlicher Dünste hat soeben viele von denen, welche an der Arbeit waren, getödtet, und die Ueberlebenden wagen nicht, in die Grube zu steigen. Der Stoiker predigt Gleichmuth, der Andere, dem hochtönende Worte nicht zu Gebote stehen, erfindet eine Sicherheitslampe. — Sie treffen einen schiffbrüchigen Kaufmann am Strande, die Hände ringend: sein Fahrzeug mit einer kostbaren Ladung ist eben gescheitert, und er ist in einem Augenblick aus einem reichen Mann zum armen geworden. Der Eine ermahnt ihn, das Glück nicht in Dingen zu suchen, welche außer ihm liegen. Der Andere baut eine Taucherglocke, senkt sich in die Tiefe und kehrt mit den kostbarsten Effekten aus dem Wrack zurück."

Ganz von dem verlangten praktischen Sinn durchleuchtet ist ein drittes, hierher gehöriges Werk, über welches wir noch kurz berichten wollen. Die nordamerikanische Regierung hat die wichtigsten Fragen der militairischen Sanitäts-Pflege, nach den Erfahrungen des letzten Krieges, von den gewiegtesten Fachmännern ihres Landes erörtern lassen. Diese Erörterungen sind vortreffliche Monographieen geworden. Die Regierung hat dieselben veröffentlicht: Dr. Evans hat die bedeutendsten unter ihnen in's Französische übertragen*) Die Anforderungen, welche die amerikanischen Militairärzte an die Regierung stellen, sind sehr beträchtlich, allein die Leistungs-Möglichkeit der amerikanischen Regierung übertrifft auch die der europäischen Regierungen erheblich. Andererseits läßt sich allerdings nicht leugnen, daß die Rücksicht, welche in Amerika von vorn herein auf die Sanitätspflege genommen worden ist, eine größere war, als man anderweitig gewöhnt ist. Man meint oft, diese Differenz daher erklären zu können, daß man sagt: in Europa datire die erste Einrichtung des Sanitätswesens aus einer Zeit großer Unwissenheit auf diesem Gebiete, und es ließe sich immer leichter neu das Gute einführen, als das alte Schlechte aufbessern. Jedoch dieser Ansicht widerspricht die in Amerika selbst gemachte Erfahrung: die Sanitäts-Anstalten des ersten Jahres der Kriegführung waren höchst unvollkommen; erst die große Noth rief zur Anspannung aller Kräfte. Die baulichen Lazareth-Einrichtungen der Amerikaner werden von den erfahrensten Fachmännern für mustergiltig gehalten, aber die Solidität in der Beschaffung der Medikamente und Erfrischungsmittel läßt viel zu wünschen übrig; der Unterschleif in Amerika ist keine Mythe.

Die amerikanische Regierung hatte Nichts versäumt (abgesehen vom ersten Jahre der Kriegführung), was prophylaktisch heilsam wirken konnte. Wie sehr dies nothwendig ist, das kann den Regierungen und dem Publikum nicht oft genug klar gemacht werden, und wir wollen daher zum Schluß einige hierher gehörige Zahlen aus dem amerikanischen Bericht mittheilen:

In der englischen Armee herrschte in den Jahren 1812, 1813, 1814 Ruhr und Nervenfieber: von 7500 Soldaten, welche von der Ruhr ergriffen wurden, starben 4700.

Im Krim-Kriege hatte die englische Armee in der ersten Woche des April 1856, unter je 1000 Mann, 124 Kranke und Verwundete; unter diesen 124 waren jedoch nur immer je 6 verwundet. Im Zeitraum von 10 Wochen wurden in die Lazarethe 3858 Verwundete eingebracht, von diesen starben 336; in derselben Zeit kamen in die Lazarethe 18,600 Kranke, von diesen starben 1300.

Die französische Regierung hatte im Krim-Kriege 310,000 Soldaten nach dem Orient geschickt; davon starben durch das Geschoß 7500, an der Cholera hingegen 11,000, am Nervenfieber 17,500.

*) Unter dem rothen Kreuz. Leipzig, Veit u. Co., 1867. (519 S.)

*) Essais d'hygiène et de thérapeutique militaires. Paris, Victor Masson et fils, 1865 (385 pages).

Wie sich dieses Verhältniß im letzten deutschen Kriege gestaltet hat, weiß man noch nicht genau; jedoch war die Cholera gewiß ein ebenbürtiger Genosse der Kugel. Gegen Seuchen im Kriege giebt es kein anderes Mittel, als möglichste Kräftigung des Soldaten: die Privatpflege trat bisher erst ein, wenn hohe Noth gekommen; die prophylaktische Thätigkeit verblieb dem Staat allein. Hierin läßt sich, nach unserm Erachten, künftig Manches ändern. Gebe Gott, daß die Gelegenheit fern liege. Aber die besonnene Güte denke rechtzeitig daran, nicht nur bestehendes Leid zu lindern, sondern auch dem drohenden vorzubeugen. Dr. P.

Ahasverus in Rom.*)

Zeiten kommen und verschwinden, Wetter stürmen und vertoben, Menschen, Reiche und ihre Schreckgewalten tauchen auf und gehen unter: aber unveränderlich bleibt doch die Natur in diesem Wechsel; ewig alt und immer neu steht die Urgestalt im Erdenwesen; Zeiten, Wetter und Menschen drehen sich nur im Kreislauf, sinken da und steigen dort, verändern die Form, wechseln das Gewand, vertauschen den Ort, verwandeln die Scene — und kehren zurück und wiederholen sich und bleiben doch, was sie waren. Ist diese Stabilität der Wesen, diese Wiederkehr der Erscheinungen, diese Unvergänglichkeit in der Veränderung, ist das traurig für den Erdensohn, abschreckend für den Wissensdrang, entmuthigend für den Fortschritt, so liegt doch wieder in dieser göttlichen Ewigkeit ein Trost für die Sterblichen, so haucht die Weltenseele uns doch immer mit ihrem frischen Geiste an, so verschönert die tausendmal tausendfältige Variation doch das irdische Leben und Weben, so führt das unwandelbare Naturgesetz doch wieder zur Harmonie in den schwellenden und gellenden Tönen, zur Einheit in der Mannigfaltigkeit.

Das muß uns aufrichten in dem gegenwärtigen Trübsal, unter der Herrschaft cäsarischer Zeiten und Sitten. Wieder regieren in Frankreich Willkür und Tyrannei, wieder neigt und beugt sich alles Volk vor dem Ruhmgeflimmer, vor der Lüge, vor der Gewalt! Wieder prunkt dort die Niedertracht, heucheltfromm und gleißt im Wort und macht sich breit in Ehrenstellen. Wieder lockt die Herrschbegier, „die immerdar durchfraß das tiefste Leben des Römerthums", wieder fängt sie mit Gold und Sold die Alten wie die Jungen, die Männer wie die Frauen, verderbt die Sitten und corrumpirt die Gesellschaft! Ja Nero ist wieder auferstanden, Nero, der keinen Menschen achtet außer sich, Nero, dem alle Mittel recht sind für seine Macht, Nero, der im Morden seine Wuth stillt und in der Unzucht seine Lust füllt, der „die Raritäten aus der ganzen Welt um sich versammelt", der einmal die Straßen seiner Residenz niederbrennen und einmal niederreißen läßt, Nero-Dionysos!

Und dieses Bild des alten Roms entrollt uns „Ahasverus in Rom", dieses Bild der Gegenwart malt uns Hamerling in seiner meisterhaften Dichtung.

„Im Spiegelbild Nero'scher Eigensucht
Zu zeigen euch, was wieder sich erneut —"

Unmuth, Abscheu und Entsetzen zu erregen vor den scheußlichen Ausschweifungen des Despotismus, vor demjenigen,

„Was unbekümmert oft euch läßt im Leben",

das ist die edle Aufgabe des Dichters, das ist seines Sanges Zweck. Ob er diesen Zweck erreichen wird? ob dieses Gemälde voll brennender Farben, diese Glut der Empfindung und diese gigantische Kraft der Sprache, der Beschreibung und der Charakteristik es dahin bringen wird, daß auch nur einige Leser in sich gehen, sich aufraffen und die Wege des Rechtes muthvoll und beharrlich wandeln? O, fast möchte man verzweifeln! Wenn man die großherzigen Thaten aller der Edlen aller Zeiten in Betracht zieht, wenn man ihre Kundgebungen zusammenhält, ihre erhabenen und unvergänglichen Kundgebungen, die sie in Werken, Reden und Schriften niedergelegt und der Welt als theures Vermächtniß überliefert haben, wenn man die hellstrahlenden Schöpfungen der erlesenen und erlösenden Geister und die moralischen Lehren der Apostel, Reformatoren, Philosophen, Dichter und Künstler aufzählt und vorführt, und dagegen die jetzigen Zustände ansieht, die heutige Verkommenheit, Erniedrigung, Rechtsverletzung und Ruchlosigkeit — muß man da nicht in wehmüthige Klagen ausbrechen und ausrufen: Männer der Ehre und Lehrer der Sitten, Märtyrer der Wahrheit und Streiter des Rechtes, was habt ihr bewirkt? wofür habt ihr gekämpft, gerungen und gelitten?—?—

„O überfeines Rom, o Zeit, in der
Die Worte mehr verbergen als enthüllen,
Die Kleider mehr enthüllen als verbergen" —

du bist jetzt wieder in deiner Blüthe, du funkelst da und schimmerst dort, du lebst in Rom und herrschest in Gallien, du nistest an der Themse, du wandelst an der Donau, du lagerst an der Spree und du streckst dich bis an die Wolga! Nur die Mode hast du angelegt, nur den Firniß der Kultur; die Taufe hast du angenommen, die Sprache hast du umgebildet: das Heidenthum ist entwichen — die Barbarei ist geblieben!

Stellt also Nero in dieser Dichtung das übergreifende tyrannische Individuum, den maßlosen Egoismus eines entgötterten Menschendaseins — „das unter veränderten Formen immer wieder möglich ist" — den dämonisch überwältigenden Willen, den Lebensdrang des Einzelwesens, das Wechselnde und das Zeitlich-Giltige dar, so vertritt Ahasver wieder das ewig Menschliche, die unsterbliche Menschheit, die Ruhe- und die Todesjehnsucht, das Bleibende, das Ueberragende, das Unzerstörbare. Was hier geschildert und gesungen wird, ist die sittliche Ausführung einer Aufgabe des Weltgerichts, ist die poetische Lösung eines Räthsels, das die Menschheit immerfort beschäftigt. „Wer die Gräuel der Cäsarengeschichten im Suetonius liest, der fragt entsetzt: Wie war so Ungeheuerliches möglich? — Der Historiker bleibt die Antwort schuldig; der Dichter giebt sie", so spricht Hamerling in seinem „Epilog an die Kritiker". Der Dichter sieht, daß wir das doch gelten lassen, was der Autor selbst über sein Buch sagt, und daß er in dieser Hinsicht nichts zu „fürchten" braucht. Eine Wahrheit verliert dadurch nichts an ihrem Werth, wenn man sie wiederholt, und der Kritiker giebt seine Selbständigkeit nicht auf, wenn er das Urtheil des Autors oder auch eines Andern acceptirt, wenn er nur dieses Urtheil auch seinerseits zu begründen und seine eigenen Bemerkungen einzuflechten weiß.

Haben wir so den poetischen und prosaischen Ergüssen des Dichters Gerechtigkeit widerfahren lassen, so sind wir doch nicht mit Allem einverstanden, was er im Sange und im „Epilog" uns vorträgt. Erstlich müssen wir gegen ihn selbst für den Dichter Partei ergreifen. Hamerling sagt: — „Sein eigenes Werk zu erläutern, ist der Dichter nun einmal nur im gering-

*) Eine Dichtung in sechs Gesängen von Robert Hamerling. Zweite Auflage. Hamburg und Leipzig, J. P. F. E. Richter, 1867.

sten Maße berufen." .... Gerade das Gegentheil! Niemand ist mehr geeignet und berufen, ein Werk zu erläutern und es uns zu erklären, als der Schöpfer selbst. Niemand kann besser den Grundgedanken einer Dichtung darlegen, unserem Verständnisse entgegen- und unsern Einwürfen zuvorkommen, als gerade der Dichter und Urheber selbst, und wenn Shakespeare z. B. sich hätte erklären und uns Rede stehen wollen, es wären uns viele haarsträubende Kommentare und viel Unsinn erspart worden. Das „geringste Maß" ist es also gewiß nicht, womit der Dichter zur Erläuterung seines Werkes beitragen kann. Allerdings ist jedes echte Dichterwerk „vieldeutig" und „geheimnißvoll tief", allerdings können auch die Erklärer manches „Ueberraschende" und sogar auch Treffende daraus entwickeln, was der Dichter nur instinktiv verkörpert hat, aber befähigt und berufen dazu ist doch Niemand so wie er, und er in Person kann und darf nachhelfen und das Verständniß vermitteln. Der Dichter hat also Recht und Hamerling hat Unrecht.

Dann theilen wir auch nicht Hamerling's „feste Ueberzeugung", wonach „es leichter ist, ein wirksames Gedicht in klingenden Reimen als in schlichten reimlosen Jamben zu schreiben." War Göthe's Faust etwa eine „leichte" Arbeit und fehlt es ihm deswegen an „Kraft und Präcision des Ausdrucks", weil er in klingenden Reimen dahertönt? oder sind andere Dinge etwa deswegen schwerer, weil sie — ungereimt sind? Der wahre Dichter schreibt ebenso kräftig in diesem wie in jenem Metrum, und „der klappernde Reim" thut wahrhaftig dem Pathos und dem Kothurn keinen Eintrag. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß H.'s Gedicht keinen Anklang findet und daß Ahasver mit seinem reimlosen Fünffuß nicht auch auf erhabenen Stelzfüßen zu gehen versteht; aber man braucht in der prosaischen Ausführung nicht zu hinken und einen Grund gewaltsam herbeizuziehen, um „den Verdacht (des Leichtmachens) abzuwehren" und sein Versmaß zu rechtfertigen. Wir für unsern Theil hätten zwar lieber den Hexameter, der keineswegs „zu antik" für uns ist, in diesem Epos gesehen, doch geht der fünffüßige Jambus hier in anmuthigen Bewegungen fort, und dies ist am Ende Geschmacksache des Dichters. Auch die „moderne Färbung" des historischen Stoffes wollen wir gelten und Ausdrücke wie „Kokette", „Phlegma" ꝛc. im Gedichte hingehen lassen; daß aber der Dichter in seiner Anrede, als persönlich uns ansprechender Wegweiser, daß er in der Einleitung selbst auf der ersten Seite mehrere Fremdwörter („Blasirt" — „Contrastirung" — „Pikantes" — „Cancan" ꝛc.) gebraucht, das ist weniger zu verzeihen und verdient eine Zurückweisung, denn was der Dichter selbst zu uns spricht, muß doch ganz anders gehalten sein, als was er in Locusta's Taberne einem Schuster in den Mund legt. Ebenso sollten die vielen Athmungs-Ansätze (wie: „Und nun beginnt ein wechselndes Gespräch" — u. dergl.), die wie saumselig fahrende Postillons fleißig Halt machen und „Courage trinken", sowie die lästig sich wiederholenden Interjectionen: „Horch!" — „Sieh!" u. s. w., vermieden und lieber durch andere Vorsylben oder Wörter, wenn schon wegen des Versmaßes, ersetzt werden. Dergleichen eintönige Anrufe, meist aus Verlegenheit oder Unbeholfenheit, hemmen nur den beflügelten Schritt des Pegasus; derlei paßt allenfalls für einen engbrüstigen Anfänger, und solches geziemt nicht einem Dichter wie Hamerling, der so glänzende Proben seiner hohen Begabung ablegt.

H. L. B.

Zur Geldwirthschafts-Lehre.*)

Der Haupttitel dieses Buches ist einigermaßen auffallend; es tritt mit einem „Puff" in die Welt und würde dem Publikum Schreck einjagen können, wenn nicht der Augenschein lehrte, daß das sociale Zündnadel-Gewehr von Papier und deshalb ungefährlich ist. Der Verfasser selbst erklärt uns (Seite 137) den Sinn, den er mit diesem Titel verbindet. Der Hinterlader, der Zündspiegel, die Züge, „die Fettbüchse" in den Läufen und die Spitzkugel machen noch die intelligentesten Eigenschaften und Beigaben aller Waffen aus. Der Hinterlader ist die intelligenteste aller Waffen. — Die sociale Zündnadel ist die intelligenteste der Theorieen, die man über Volkswirthschaft aufstellen kann; wer sie bei sich einführt, der wird den Sieg davon tragen.

Der Verfasser denkt also nicht schlecht von seiner Theorie und seinen Vorschlägen, zur Beförderung des Geldumlaufes, und stellt sich somit dem Publikum als den socialen Dreyse vor.

Eine nähere Kenntnißnahme des Inhaltes bringt dem Leser bald die Ueberzeugung bei, daß er es mit einem im Bankgeschäfte bewanderten und vollkommen heimischen Manne zu thun hat. Das sind nun in der That wenige Leute, und wir sehen uns gedrungen, das Bekenntniß abzulegen, daß wir zu diesen Kundigen nicht gehören, und daß wir von dem inneren Betriebe des Bankgeschäftes, den vielfachen Manipulationen und Funktionen des technischen Werth-Umsatzes nur sehr unvollkommene Kenntnisse besitzen.

Wir können also dem Gange der Untersuchungen nicht in alle Einzelheiten folgen und sind darauf angewiesen, die Stellen zu beachten, die gemeinverständlicher sind und uns die Grundgedanken des Verfassers errathen lassen. Solche giebt es in der That genug, wenn auch das Buch nicht gerade leicht zu lesen ist. Es ist nämlich in einem Athem ohne Abtheilungen und bestimmte Anordnung geschrieben, weil, wie es in der kurzen Vorbemerkung heißt, den Verfasser ein Gedanken beschäftigt und geleitet hat. Das ist gut und mag richtig sein; aber es will uns scheinen, daß der Digressionen und Absprünge in's politische Gebiet, in halb witzige, halb romantische Expektorationen etwas viele sind, und daß etwas mehr Anordnung, Ruhe und Uebersichtlichkeit den Ideen nicht geschadet haben würde, die wohl der Beachtung werth sind. Manche dieser Excurse sind gar nicht übel, z. B. das, was über die Geldgeschäfte, Kauf und Verkauf, sogar über Falschmünzerei im biblischen Alterthum gesagt wird, und Alterthumsforscher würden etwas daraus lernen können.

Der Verfasser findet den Grund gefühlter Uebelstände in gewissen Verwechselungen zwischen Ursache und Wirkung im Bankwesen, im Realkredit, in der Politik. Er behauptet: 1) Je größer und mächtiger die Banken sind, desto mehr führen sie Geldkrisen herbei, und steigern sie, je mehr sie dieselben beseitigen wollen. 2) Unsere Hypotheken-Ordnung und namentlich ihr Subhastations-Verfahren verschuldet die Ungenüge und die Misère unseres Realkredits. 3) Das stehende Heer giebt den ersten Grund zum Kriege ab.

Die letztere Behauptung ist nun gerade nichts Neues und auch schwerlich etwas ganz Richtiges; denn man kann den Satz umkehren und durch die Geschichte aller Zeiten beweisen, daß

*) Die sociale Zündnadel. Wirthschaftliche Betrachtungen und Vorschläge zur Förderung des Geldumlaufs durch Hebung des Real- und Personal-Kredits. Von Noah Jakobsohn. Berlin, Adolph Cohn, 1867.

der Krieg den Grund zu den stehenden Heeren gegeben hat. Oder etwa nicht? Die stehenden Heere sind ein echtes Produkt der freien Concurrenz der Fürsten und Völker um Mein und Dein. Pfeil, Keule, Säbel, Lanze, Flinte, Kanone, Zündnadel sind auf dem Wege der fortschreitenden Concurrenz erfunden worden, und die stehenden Heere haben den Sieg davon getragen, weil — nun weil sie am Zweckmäßigsten sind!

In dem, was der Verfasser über den Realkredit und die Mangelhaftigkeit des Hypothekenwesens auseinandersetzt, dürfte der eigentliche Kern seiner Arbeit zu suchen sein. Er hat darüber, allem Anscheine nach, tüchtig nachgedacht, und seine Vorschläge sind der Beachtung werth. Es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß die giltige Hypotheken-Ordnung und das Hypothekenwesen an einer großen Unbehilflichkeit und Schwerfälligkeit leidet, und damit dem Wohle des Einzelnen schwere Nachtheile zufügt.

Die Grundidee des Verfassers scheint uns zu sein: die Zahlmittel zu vermehren, und dadurch den Umsatz von Geld in Waare und Waare in Geld, von Kredit in Deckung und von Deckung in Kredit zu beschleunigen.

„Wir sind krank (sagt er). Wir befinden uns im Gegensatze zur nicht minder kranken Law'schen Zeit. Was jene Zeit zu cholerisch, zu sehr sanguin, auf bloße Erwartungen hin operirte, sind wir zu phlegmatisch, bis zur Hypochondrie ängstlich geworden. Wir sehen nur Edelmetall als kreditfähigen Werth an, während wir tausendfach nützlichere, fruchtreichere Bedürfnißwerthe ignoriren und uns, wie alle unterleibskranke Individuen für arm halten."

Solche Bedürfnißwerthe sind eben die Unterlagen der Hypotheken. Es handelt sich darum, in irgend einer Form (sie wird angegeben) die Hypotheken-Werthe courant zu machen. An die Stelle der Metall-Währung sollen Realunterlagen treten, deren Papier-Substitute einen Verfall- und Einlösungs-Tag entweder gar nicht, oder so spät erst haben, daß Zwischenzeit genug vorhanden ist, um die Unterlage zu versilbern. Das gemünzte Geld soll nicht die große Rolle spielen, die es gegenwärtig spielt, sondern die Realwerthe.

„Die Grundidee ist und bleibt, daß ebenso nothwendig, wie der Realbesitz eines dinglichen Kredits vom Handel, ebenso nothwendig der Handel der soliden, bequemen und wohlfeilen Unterlage für seine Zahlmittel bedarf, die, unbeschadet ihrer Sicherheit, am Zinsgenusse nicht zehren. Das sind jetzt Hypotheken-Dokumente mehr, als jeder andere Werth, die jetzt müßig daliegen."

Es wird ein Pfandbrief-System ohne Pfandbriefe vorgeschlagen und der Plan dazu vorgelegt. Die Idee ist originell. Sie läuft auf eine Umwandlung der Zinsen in eine Steuer aus, die zum Theil zur Amortisation des Anlehns, theils zur Bestreitung der Verwaltung, theils zur Geldsteuer vom Gelde verwandt wird, um dem Besitzlosen Salz-, Tabak-, Bier- und andere ähnliche Steuern zu ersparen.

Neue Ideen sind in der Schrift enthalten; das möchten wir nicht in Abrede stellen. Wir empfehlen sie denen, die in dieser Hinsicht eine größere Competenz besitzen, als auf welche wir Anspruch machen. — d —

Baltische Provinzen.

Livländische Beiträge zur Kenntniß des deutschen Rechts in den baltischen Provinzen.*)

Wir theilen Nachstehendes aus dem Vorworte des vorliegenden zweiten Heftes mit:

„Die Geschicke der deutschen Ostsee-Provinzen Rußlands schreiten schnell ... Die Trauerkunde, deren in einer Anmerkung zu S. 70 des gegenwärtigen Heftes nur erst gerüchtsweise gedacht werden konnte, ist mittlerweile Wirklichkeit geworden; die Unterdrückung des Deutschthums in den Ostsee-Provinzen hat, nach einem offen eingestandenen Plane, begonnen, d. h. die Unterdrückung desjenigen Elementes im russischen Reiche, welchem die kaiserliche Dynastie ihre festesten Stützen zu verdanken hat.

„Wenn aber für die Unterdrückten selbst irgend etwas das Schmerzliche der Unterdrückung noch verschärfen konnte, so war es der Umstand, daß diese nicht nur jene kurz vorher in Riga gesprochenen räthselhaften Worte des daselbst mit gewohnter loyaler und zutrauensvoller Gastlichkeit aufgenommenen Kaisers thatsächlich auslegt, sondern, daß nach den bezüglichen officiellen Daten solche Auslegung sich nachträglich, als schon zur Zeit der Entgegennahme jener Gastlichkeit in petto gehalten, erwiesen hat.

„Die Ostsee-Provinzen — bis in ihre aller-optimistischsten Konventikel hinein — desgleichen die Betrügbarsten unter allen Denen, die an ihren ferneren Geschicken Antheil nehmen, wissen jetzt aus erster Hand, was es heißt: zur „russischen Familie" gezählt und mit „russischen Reformen" bedacht zu werden!

„Ist doch selbst jene noch auf S. 46 für — wenn auch nur zeitweilig — abgewendet erklärte „Reform" des Geschichts-Unterrichts aus einem Projekte jenes 1866 auf Reisen geschickten Geheimeraths Mogilansky noch im Laufe dieses Jahres 1867 zum Programme dessen geworden, was von 1868 an der Schuljugend in den Ostsee-Provinzen geboten werden soll! So sehr hatten wir Recht, S. 47 — beiläufig vor etwa fünf Monaten — zu schreiben:

„das Deutschthum in den Ostsee-Provinzen ist keinen Augenblick sicher, daß das nihilistische Streitenthum des volkspädagogischen Steuerruders wiederum mächtig werde."

„Ein süßer Trost aber ist in den Ostsee-Provinzen geblieben: der Geheimerath Mogilansky war auf Reisen geschickt!

„Aber freilich: wer ist nicht alles seitdem auf Reisen geschickt worden! Nicht nur der Geheimerath Mogilansky, sondern auch sein hoher Chef, der Minister der „Volksaufklärung", Golowuin, welchem jener zuerst den großen Gedanken vorgetragen hatte, das junge deutsche, wie auch das mehr unrussische als undeutsche, wohl aber — nach dem eigenen Zeugnisse der moskowitischen Presse („Zeitgenössische Annalen" 33**) dem Deutschthume rasch entgegenreifende „Volk" dadurch „aufzuklären", daß ihm das höchste aller Bildungsmittel, der Geschichts-Unterricht

*) Zweiter Beitrag. Berlin, Stilke und van Muyden, 1867.

**) Dieses Beiblatt der Katkow'schen Moskauer Zeitung behauptet die Germanisation der Ehsten und Letten in den Ostsee-Provinzen habe seit 1848 um das Dreifache zugenommen. Also gerade in denjenigen 19 Jahren, während welcher russischerseits das Mögliche geschehen ist, den deutschen Einfluß zu lähmen und die Ehsten und Letten in dem Russenthume ihr Eldorado sehen zu lassen! Inutilo, satyram scribere!

in einer Sprache geboten werde, die ihm ungeläufig*), meist völlig unverständlich ist, in der er außerhalb der Schulstunden weder spricht noch denkt, weder singt noch betet, in einer Sprache, die, wenn nun endlich nach Vergendung unsäglicher Zeit, unsäglicher Kräfte, auf Kosten derjenigen formalen und materialen Bildungsmittel erlernt, welche in der ganzen civilisirten Welt die wahre und fruchtbare Geistesgymnastik ausmachen, dem um ein gut Theil seiner Jugend betrogenen Schüler nichts bietet, als jene dürftige, obskure, keineswegs im europäischen Welt-Verkehre stehende s. g. „russische Literatur", d. h. — mit wenigen, solche widernatürliche Experimente keineswegs rechtfertigenden Ausnahmen — mehr oder minder gelungene Abklatsche französischen, englischen und deutschen Schriftthums, mit denen das verhältnißmäßig winzige Völkchen russischer Schriftgelehrter sich seit etwas mehr denn 100 Jahren abquält, die Höhe der, auch literarisch, mehr denn 1000jährigen abendländischen Bildung zu erklimmen zugleich und zu lästern; eine Literatur, mit Einem Worte, deren völliger Verlust für die ganze außerrussische Welt im Großen und Ganzen nicht viel schwerer wiegen würde, als wenn irgendwo eine Leihbibliothek in Rauch aufginge!

„Die wahrhaft geistesverrenkende Sprach-Tortur, welche fortan den Geistern in den deutschen Ostsee-Provinzen Rußlands angethan werden soll, um ihnen baldmöglichst vor den Ohren des staunenden Europa das „freiwillige" Geständniß ihrer russischen Einkindschaft abzupressen zu können, hat für den Augenblick sogar die konfessionelle Frage in die zweite Linie gedrängt, und um einen Theil derjenigen öffentlichen Aufmerksamkeit gebracht, welche ihr, nach wie vor — dies ist unsere feste Ueberzeugung — in erster Linie gebührt.

„Dies letztere wissen auch diejenigen sehr gut, welche hinter allem Staube, den sie mit ihren Sprach-Experimenten aufgewirbelt haben, fortwährend und rastlos bemüht sind, die armen Ehsten und Letten durch materielle Prämien zu verlocken, den protestantischen Glauben ihres Herzens zu verleugnen.

„Der Plan ist in der That psychologisch und „moralisch" vollkommen richtig ausgesonnen!

„Die Sprachquängelei allein wird weder aus Deutschen noch auch aus Ehsten und Letten jemals Russen machen. Die Widernatürlichkeit, daß das Deutsch selbst oder die Germanisation der Ehsten und Letten dem Russisch und der erst durch Russifikation oder Beseitigung der Deutschen möglichen Russifikation der Ehsten und Letten definitiv sollte weichen können, sind Bürgschaft dafür, daß die russische Schulquälerei den moralischen Widerstand gegen das Russenthum nur steigern, und selbst in dem Ehsten- und Lettenvolke die Erkenntniß beschleunigen werde, es sei seine Bestimmung, in abendländischen Lebensformen der höchsten Güter theilhaftig zu werden, nicht in morgenländischen.

„Diesen moralischen Widerstand im Keime zu knicken, oder ihn mindestens, wie schon von 1845 bis 1865, um eine Generation aufzuhalten, bedarf es eines andern Mittels: Selbstschändung der gegenwärtigen Generation, die sich eben erst aus der Schmach ihrer Väter von 1845 aufzuraffen begonnen hat. Erst wenn der ehstnische oder lettische „Russe in spe" in seinen eigenen Augen sich selbst geschändet hat durch Verleugnung dessen mit den Lippen, wozu er doch mit dem Herzen sich bekennt, erst dann ist er — als „Verbrecher aus verlorener Ehre" — widerstandsunfähig; erst dann ist der Boden seines Gemüthes gedüngt und gelockert zur Aufnahme der russischen Sprachsaat.

„Das ist der Schlüssel zu dem Systeme der der früheren Generation von Abtrünnigen geschenkten kirchlichen Reallasten (1846), wie zu dem ungleich drastischern der Landvertheilung an die etwaigen Abtrünnigen von 1866 u. s. w.

. . . „Hier sei nur noch an den Umstand erinnert, daß, während noch S. 47 der nachfolgenden Umschau gesagt werden konnte, es handle sich unter den dort erwähnten Genossen des russifikatorischen Zweckes nur noch um die Frage: „ob die Errichtung russischer Gymnasien neben den deutschen, oder aber die Russificirung der letzteren das sicherere Mittel sei?" die seitdem erschienene Verordnung des jetzigen Ministers der Volks-Aufklärung (Tolstoy) in der Verbindung beider Systeme das Allersicherste gefunden hat."

*) Vergleicht man das in Wort und Schrift überraschend gute Deutsch eines Ehsten oder Letten, der auch nur 2—3 Jahre eine deutsche Schule besucht hat, mit dem russischen Kauderwelsch, das namentlich die Ehsten, selbst nach 20jährigem Militairdienste, aus der russischen Armee heimzubringen pflegen, so kann kein Zweifel bestehen, daß der natürliche Genius dieser Völker mehr nach dem deutschen Wesen neigt, als nach dem russischen.

Nord-Amerika.

Friedr. Kapp's Geschichte der Deutschen in Amerika.*)

Die ersten deutschen Auswanderer.

Von allen in Nordamerika schriftstellerisch thätigen Deutschen ist Friedrich Kapp unzweifelhaft das bedeutendste Talent. Es sind uns kürzlich Proben von Friedrich Hecker's „gepfefferten Briefen" aus Amerika zugegangen, denen es an beißender, republikanischer Lauge gewiß nicht fehlt, besonders wo er von der Kleinstaaterei Deutschlands spricht, die er mit dem vaterlandslosen Particularismus der amerikanischen Südstaaten vergleicht; aber seine Ideen erheben sich nicht über den Horizont des politischen Kannengießers und sein deutscher Stil ist so salopp, wie einst seine deutsche Tracht war. Wir fehr sticht dagegen die würdige, historische Denk- und Schreibart Friedrich Kapp's ab, den wir bereits aus seinem Leben des Generals von Steuben kennen und der uns jetzt wieder in seiner „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika" begegnet, von der soeben der erste Band angekündigt ist.

Wir theilen hier aus der Einleitung des Werkes Folgendes über den Charakter der ersten deutschen Einwanderungen in Amerika mit:

„Der Zeit und Bedeutung nach, folgen hinter Spaniern, Franzosen und Engländern die Deutschen. Der Charakter dieser Einwanderung ist Demuth, Verzagtheit und duldende Ergebung. Sie rettet kaum das nackte Leben über den Ozean und ist sogar dafür dem Himmel noch dankbar. Psalmen und geistliche Lieder singend, ziehen sie aus der Heimat, wie die evangelischen Salzburger, die Herrnhuter oder die verfolgten Lutheraner. Zum Abschied zünden ihnen die Franzosen die Felder und Dörfer an, wie den armen Pfälzern und Schwaben; aber sie haben kaum mehr die Kraft zu einem Fluche gegen ihre Dränger, zum Hasse gegen ihre einheimischen Peiniger. Vertrieben aus ihrer Heimat, schutzlos den Mißhandlungen des Auslandes preisgegeben, eine Beute der Seelenverkäufer in Holland und England,

*) Friedr. Kapp's „Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika." Leipzig, Quandt und Händel, 1868.

eilen diese Unglücklichen von dannen, um nur den rohesten Bedrückungen daheim zu entgehen. In Amerika angekommen, treten sie meistens in eine neue Knechtschaft, die sogar nahe an Sklaverei gränzt. Sie wollen nur nicht bis aufs Blut ausgesogen sein; ein paar Hufen Landes sind das höchste Ziel ihres Ehrgeizes. Dem entsprechend, kann sich die deutsche Einwanderung auch nur in die bereits bestehenden Verhältnisse einschieben und keine selbständige Stellung einnehmen. Im Gefolge der Engländer oder als deren Vorposten ausgesandt, füllt sie die täglich weiter vordringenden Reihen der Ansiedler aus und bildet durch ihre Ausdauer sowohl als ihre Unverwüstlichkeit, ihre Zahl und ihre Arbeitskraft ein unentbehrliches, äußerst schätzenswerthes Element der neuen Bevölkerung; allein sie bezeichnet keinen qualitativen Fortschritt in der kolonialen Entwickelung des Kontinents. Deutschland — so hart es heutzutage dem nationalen Stolze klingen mag — nimmt im vorigen Jahrhundert Amerika gegenüber die Stellung ein, in welcher China gegenwärtig zu Kuba steht; es liefert den englischen Kolonien bloß Hände zur Arbeit. Die deutschen Auswanderer sind die Kulis des achtzehnten Jahrhunderts; sie spiegeln das Elend, den Jammer und Verfall der einst so mächtigen Heimat wieder.

Nicht daß es ihnen ganz an hervorragenden Männern gefehlt hätte, die, wenn auch geringer an Zahl, doch an Geist den Engländern ebenbürtig waren; allein die Leistungen der bedeutenderen Deutschen kamen selten ihren eingewanderten Landsleuten und noch weniger dem alten Vaterlande zu Gute. Sie waren im Dienste und Interesse der fremden Nation verrichtet und standen weder in räumlichem noch geistigem Zusammenhange mit der Heimat. Diese kannte überhaupt anderthalb Jahrhunderte nach dem westfälischen Frieden keine politischen Ziele und Interessen, geschweige denn jene kraftbewußte, rücksichtslose Selbstsucht, welche den Kern jeder nationalen Politik bildet, und stieg mit jedem Jahre mehr von ihrer frühern Höhe und Machtstellung herab. In England dagegen traf der Schwung und die Blüthe des bürgerlichen Lebens mit der Ausströmung der Massen zusammen, welche als die treuen Kinder eines mächtigen Gemeinwesens den Ruhm und die Ehre des Mutterlandes in der Fremde noch erhöhten. England schwang sich in Folge seiner geglückten Revolutionen täglich mehr zur Weltmacht empor und verpflanzte auf amerikanischen Boden den reichen Segen germanischer Thatkraft und germanischen Geistes, als deren Bannerträger sich Deutschland während des Mittelalters im Osten und Norden Europa's so glänzend bethätigt hatte.

Es ist unerläßlich und zugleich erhebend, einen flüchtigen Rückblick auf diese große Epoche im Leben unseres Volkes zu werfen, welche kaum mehr als Geschichte in der Seele der Gegenwart lebt; denn sie lehrt uns, daß Deutschland während seiner bürgerlichen Blüthe die größte kolonisirende Nation war, und gestattet den Schluß, daß zur Zeit seines Verfalls nur die Verkümmerung seines staatlichen Lebens, nicht aber etwa die geringere persönliche Tüchtigkeit des Einzelnen unser Vaterland von der großen Kolonialpolitik ausschloß.

Vom elften Jahrhundert an drangen seine Söhne als Bezwinger, Lehrer und Zuchtmeister der Nachbarn in die Fremde, und schufen deutschem Handel und Gewerbfleiß, deutscher Sitte und deutschem Recht in den Gebieten jenseits der Elbe, Oder und Weichsel, ja über das deutsche und baltische Meer hinaus, eine heimische Stätte. Alle nordischen Meere, Buchten und Eilande wurden von ihnen durchspäht, bei den Wenden und Preußen, Finnen und Russen, in Schweden und Norwegen, in Dänemark und England waren diese tapferen Ritter und muthigen Bürger zu Hause. Nicht als dienstbare Knechte, kummervoll und duldend wie die Auswanderer des achtzehnten Jahrhunderts, sondern als stolze und gebietende Herren zogen sie aus und wußten überall verlassene Landstriche zu kolonisiren oder unterliegende Volksstämme der eigenen Bildung zu gewinnen. Das waren keine bloßen Abenteurer-Fahrten, gleich den Kreuzzügen, in welchen Kraft, Leben und Vermögen des Einzelnen ziemlich nutzlos vergeudet wurden, sondern Unternehmungen voll idealen Schwunges und doch mit einem nüchternen politischen Ziele, welches — ein in der Geschichte des Mittelalters einzig dastehendes Beispiel! — durch die vereinigten Anstrengungen, durch die gemeinschaftliche Arbeit des Adels — Deutsche Ritter — und des Bürgerthums — Hansa — erkämpft wurde. Noch heute sind die deutsche Provinz Preußen, die Städte an der Weichsel und Ostsee, die deutschen Kolonien in Kurland und Livland beredte Zeugen dafür, mit welchem staatsmännischen Scharfblick deutsche Männer volle drei Jahrhunderte hindurch mit dem Schwert, dem Pflug und der Handelsfaktorei gleichzeitig vorrückend eroberten und kolonisirten; wie sie, lediglich auf ihre eigene Kraft angewiesen, oft selbst gegen das Gebot des Reichs, als tonangebende Land- und Seemacht im Norden Europa's herrschten. Und als sie endlich im 15. und 16. Jahrhundert dahinsanken, der Orden zum starren Junkerthum verknöchert, die Hansa durch die Neugestaltung des Welthandels, sowie die zur staatlichen Einheit sich zusammenraffenden Völker ihrer alten Oberherrschaft zur See beraubt, da offenbarte sich selbst in ihrem Untergang noch der Glanz ihrer reichen Geschichte, die Größe ihrer stolzen Vergangenheit. Der Orden erholte sich nicht mehr von seiner ersten großen Niederlage bei Tannenberg, wo sein Heer von 26,000 Reitern und 53,000 Mann Fußvolk nach erbittertem Widerstand von 163,000 Slaven geschlagen wurde. Die Hansa aber erlag fünf Vierteljahrhunderte später als Großmacht in dem Verzweiflungskampfe, den Jürgen Wullenweber im Bunde mit dem König von England gegen die Königin von Schweden und Dänemark führte. Der große Lübecker Bürger und Bürgermeister der ersten Hansestadt, der demokratische Führer, der noch einmal in gewaltigem Anlauf die alte hansische Politik in ihrem ganzen großartigen Umfange wieder aufnahm, aber an der Wucht der veränderten Welt- und Handelsverhältnisse scheiterte, der republikanische Staatsmann fällt durch Verrath in die Hände eines winzigen Fürstleins, desselben Heinrichs von Braunschweig, welcher von Luther der Hanswurst genannt wurde, und welcher jetzt seinen gefürchteten Feind unter grausamen Martern hinrichten ließ. Es ist, als ob das tragische Geschick Wullenweber's seine Schatten auf das nunmehr hereinbrechende Unglück des deutschen Volkes werfe: sein Bürgerthum wird von dem an der Reformation sich erhebenden und stärkenden Territorial-Fürstenthum allmählich unterworfen und geknechtet.

Fortan ist der Deutsche von der Herrschaft des Meeres ausgeschlossen, sein Handel wird bloßer Binnenverkehr, und mit dem Handel sinkt das Handwerk. Während die Nachbarvölker sich konsolidiren und aus dem zerfahrenen und zerfallenden Feudalismus zur modernen Absolutie emporstreben, verblutet Deutschland fast an der Reformation; es ist nicht mehr stark genug, die Befreiung des Geistes von der Autorität auch zugleich zum Prinzip seines staatlichen und gesellschaftlichen Lebens zu machen. Der letzte Rest seiner früheren Weltstellung wird durch den dreißigjährigen Krieg vernichtet, welcher den deutschen Mittelstand und mit ihm die Kraft und Energie der Nation zerstört.

Aus dem allgemeinen Zusammenbruch der bisherigen Ordnungen, Stände und Zünfte geht ein unterthäniges und dul-

dendes, weil verarmtes, lediglich auf die Befriedigung des nackten Bedürfnisses angewiesenes Geschlecht hervor. Unter den Kriegen und Verheerungen der auf den dreißigjährigen Krieg folgenden Zeit und bei dem mit jedem Jahre zunehmenden Verlust an Kapital und Intelligenz bricht die Kraft und Leistungsfähigkeit des Volkes immer mehr zusammen. Der Mangel an jeder Art Erziehung und Bildung hat nothwendiger Weise eine ebenso große Unwissenheit, Roheit und Verwilderung im Gefolge. Ursache und Wirkung arbeiten einander in die Hände, um die wirthschaftlichen Zustände mit jedem Tage mehr zu zerrütten. Die härteste Noth läßt sich ertragen, wenn sie nicht zu lange dauert; sobald sie aber stabil wird, lähmt sie den Geist, stumpft ihn ab und drückt den Menschen auf den Standpunkt des Thieres herab. Das materielle Elend ist nur der Vorläufer des sittlichen, welches ihm auf dem Fuße folgt; der Hunger demoralisirt, und wem er in den Eingeweiden wühlt, der kriecht elend an der Scholle hin und ist selbst froh, sein reiz- und inhaltloses Leben zu fristen, der vergißt um des Lebens willen die Aufgaben des Lebens.

Die öffentlichen Lasten und Steuern fielen fortan fast ausschließlich auf Bürger und Bauern, ja für die Letzteren traten zum allgemeinen Drucke noch ungemessene Frohnen und der Jagdunfug hinzu. Mit der Vernichtung des äußeren Wohlstandes, der methodischen Untergrabung der nationalen Arbeit, den zahlreichen Verkehrs-Hemmungen und Plackereien jeder Art erschlaffte und verdarb der früher unternehmende und kräftige deutsche Mittelstand immer mehr, und aus dem freien Manne ward ein ängstlicher, in sein Schicksal ergebener Spießbürger. Der blinde Gehorsam gegen „die von Gott eingesetzte Obrigkeit“ wurde fortan von den aufstrebenden Territorial-Herren zum religiösen und politischen Dogma ausgebildet. Der Staat war das persönliche Eigenthum des Fürsten von Gottesgnaden. Die zahme Bevölkerung, welche sich schüchtern und verkrüppelt aus dem Schutt und den Ruinen ehemaligen Wohlstandes erhob, fühlte kaum das Entwürdigende dieses Unterthanen-Verhältnisses, dieser niederträchtigen Knechtung; die vereinzelt vorkommenden besseren Naturen aber waren zu schwach, dagegen anzukämpfen.

Es gab nur einen Weg, sich diesem Zustande zu entziehen, und dieser Weg war die Auswanderung. Bis dahin hatten der gedrückte Bauer und Bürger sich kaum nothdürftig von den härtesten Schlägen erholt; erst gegen Ende des Jahrhunderts fingen sie an, sich aus der sittlichen und physischen Herabstimmung scheuen Blicks zu allgemeineren Gedanken zu erheben. Nicht daß sie gewagt hätten, gegen ihre heimlichen Dränger aufzustehen und mit einem kräftigen Faustschlag der geistlosen Komödie ein blutiges Ende zu machen; dazu waren sie zu schwach und abgemattet. Andererseits aber fühlte sich der freche, von Frankreich genährte Despotismus des Landesfürstenthums desto stärker.

Nein, der gedrückte Unterthan entging dem heimischen Elende nur durch die Flucht. Verzagt, der eigenen Kraft nicht trauend, fremder Anregung folgend und alles Fremde als etwas Höheres unbedingt bewundernd, gab er, wo er nur konnte, das Vaterland ohne Bedauern, ohne Schmerz auf. So nahm allmählich die Auswanderung immer größere Verhältnisse an, wandte sich nach Norden und Süden, vor Allem aber nach Amerika und wuchs im Laufe der Zeit derartig, daß selbst die strengsten Regierungs-Verbote wenig gegen das täglich zunehmende Uebel halfen. Das ohnehin schwer verarmte Deutschland gab fortan einen guten Theil seiner besten Productivkraft, seines Kapitals an Menschen und Geld an das Ausland ab, und empfing dagegen französische Sitte und Unsitte, fremde Luxuswaaren und Abenteurer. Ueberall in Deutschland fanden diese Schmarotzer eine willkommene Stätte; seine arbeitenden, schaffenden Kräfte aber mußten in der Fremde ein Feld der Bethätigung suchen; ein schlechter Tausch, bei welchem wir doppelt verloren und allmählich zu verbluten drohten. Es kann eben nicht genug betont werden, daß gegen Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Entfremdung der Nation von ihrem eigenen Wesen den höchsten Gipfel erreichte, daß mit dieser traurigen Zeit die Flucht aus dem Vaterlande, die Auswanderung beginnt und täglich weiter um sich greift.“

Frankreich.

Die Jungfrau von Orleans und die deutsche Kritik.

II.

Monstrelet, der Gegner Johanna's.

Untersuchen wir nun, was an der „robusten Wirthshaus-Magd“ ist. Wir werden schon halb darüber erbaut sein, wenn wir wissen werden, was an diesem Monstrelet ist.

Es war der grimmigste Feind Johannens, in allen Berichten, die sie betrafen, voller Gehässigkeit und Parteilichkeit. Ich weiß wohl, daß eine gewisse Kritik es vorzieht, den Feind zu befragen, den Freund hält sie für zu parteiisch. Aber eben darum hat Monstrelet gar keinen Werth, denn Niemand ist parteiischer als er für seinen — Freund, nur war dieser Freund der ehrlose Verkäufer der Jungfrau.

Herr Quicherat, der seine Berichte im Auszug hat abdrucken lassen, giebt ein genügendes Resumé seines Lebens. Enguerran de Monstrelet war der Bastard eines Edelmannes und aus der Grafschaft Boulogne gebürtig. Sein ganzes Leben lang stand er im Dienste des Hauses Luxemburg und bewies seine Ergebenheit mit Feder und Schwert. Im Jahre 1424 erhielt er als Hauptmann des Schlosses Frency im Solde des Grafen von St. Pol einen Straferlaß für eine stegreif ritterliche Heldenthat; er hatte mit anderen Wegelagerern friedliche Kaufleute von Abbeville überfallen und ausgeplündert. Dieser Straßenräuber soll den reinsten Namen schmähen dürfen, den die Geschichte in das Gedächtniß der Menschen geschrieben hat?

Im Jahre 1430 befand sich Monstrelet im Lager vor Compiègne; welches Amt er bekleidete, ist unbekannt. Er erzählt, daß er dort die Jungfrau nach ihrer Gefangennahme gesehen und das Gespräch gehört habe, das der Herzog von Burgund daselbst mit ihr hatte. Um 1440 wurde er zum Obergerichtsamt (prévôté) von Cambrai berufen, ohne Zweifel durch die Protection Johanns von Luxemburg, der in dieser Reichsstadt großen Einfluß hatte. Von dieser Zeit an arbeitete er bis zu seinem Tode im Jahre 1453 an der Abfassung seiner Chronik. Er hat daraus ein Register aller Thaten Johanns von Luxemburg gemacht; die geringsten Handlungen nehmen ganze Kapitel ein und keine ist vergessen, Eine ausgenommen: der Judas-Schacher, den er, der Luxemburger, mit der Jungfrau trieb. Ist schon dies eine Unredlichkeit, die den Chronikschreiber brandmarkt, so zeigt sich Derselbe erst recht erbärmlich durch die Art und Weise, wie er sich aus der Schlinge zu ziehen sucht. Er fühlte den Schandfleck der auf seinem Gönner ruhte, und nahm zu der plumpsten

Schlauheit seine Zuflucht. Zuerst verspricht er, weiter unten von der Gefangennahme der Jungfrau zu berichten, und zuletzt erzählt er auf einmal ihre Hinrichtung, ohne ein Wort von Dem zu sagen, der sie dahin geführt hat. Ebenso von dem Prozeß, wo gerade die Seele Johannens sich in allem Glanze ihres jungfräulichen Heldenthums entfaltet, kein Wort! Er begnügt sich, in seiner Erzählung den Vertheidigungs-Bericht einzuschieben, den die englische Regierung nach vollzogner Henkerthat durch ganz Europa kolportiren ließ. Da haben wir den Charakter des Zeugen! Ist ein solcher Mensch dem unschuldigen Opfer gegenüber nur irgendwie glaubwürdig? Was man ihm zu glauben hat, ist nur das, was mit anderen reinen Zeugnissen übereinstimmt.

Wie verhielt es sich mit der Ehrenhaftigkeit des Mannes, dessen Lob Monstrelet singt? Als die Jungfrau bei dem Ausfall vom 24. Mai 1430 die Thore von Compiègne versperrt fand, wurde sie von einem Pikarder Bogenschützen vom Pferde gerissen und vom Bastard von Vendôme ergriffen (so schreibt man gewöhnlich, Monstrelet schreibt: Wandonne), der sie an Johann von Luxemburg verkaufte. Dieser Luxemburger trug Gelüsten nach den Herrschaften von Ligny und St. Pol, auf die sein erstgeborner Bruder rechtmäßige Ansprüche hatte; er brauchte dazu den Herzog von Burgund. Der Burgunder wieder brauchte den Engländer, da er sich, mit Hintansetzung der gerechten Ansprüche seiner Tante Margreth, Brabant, Brüssel und Löwen zueignete. Die Engländer waren gern erbötig, beide Spitzbuben-Streiche gut zu heißen, wenn man ihnen nur die „Hexe von Orleans" auslieferte. Die edlen Herren verstanden sich unter einander und für 10,000 Francs ward das Lamm dem Schlächter hingeworfen.

Der Kunstgriff, den Monstrelet gebraucht, um der unsauberen Geschichte zu entwischen, ist folgendermaßen beschaffen: Chapitre 86. Comment Jehenne la Pucelle fut prinse des Bourguignons devant Compiegne.

„Si fu, en conclusion, comme je fus informé, la dessus-dicte Pucelle tirée jus de son cheval par ung archier, auprès duquel estoit le bastard de Wendonne, à qui elle se rendy et donna sa foy; et chil sans délay l'emmena prisonnière à Marguy, où elle fu mise en bonne garde . . . Sy vint, assez tost aprés, le duc de Borgogne, à tout sa puissance, de son logis de Condin . . . laquelle (la Pucelle) ycelui duc ala voir ou logis où elle estoit, et parla à elle aucunes parolles, dont je ne sui mie bien recors . . . Et le Pucelle demoura en la garde et gouvernement de messire Jehan de Lucembourg. Lequel, dedens briefz jours ensievans, l'envoia soube bon conduit ou chasteau de Bieulieu, et de là à Biaurevoir, où elle fut par longtems prisonnière, comme chi aprés sera declairié plus à plain." Ja, sucht nur; er ist den Bericht noch schuldig.

(N. B. Der hierstehende Text ist von dem Herausgeber aus einem guten Manuscripte der kaiserlichen Bibliothek (No. 8346 français) genommen, welches zur Zeit, als die Chronik noch neu war, abgefaßt worden ist und die Pikarder Orthographie Monstrelets beibehalten hat. In den modernen Ausgaben ist der Text von Denys Sauvage paraphrasirt und entstellt worden.)

Ich citire nun die Stelle, auf die sich Herr Hafenow stützt; Chap. LVII. heißt es: „laquelle Jehenne fu *grand espace de temps* meschine en une hostellerie, et estoit hardie de chevaulchier chevaulx, et les mener boire, et aussy de faire appertises et aultres habilitez, que josnes filles n'ont point acoustumé de faire." Wäre Monstrelet der einzige Historiker jener Epoche, so würde man ihm vielleicht glauben müssen, obgleich auch dann noch sein Zeugniß in innerlichem Widerspruche mit dem sonstigen Charakter und Leben der Jungfrau stände. Aber wir haben so viele Chroniken aus jener Zeit und keine bestätigt, daß die Retterin ihres Vaterlandes eine robuste Schenkdirne gewesen sei; die Zeitgenossen rühmen im Gegentheil ihre Anmuth. Das erwähnte Manuscript No. 8346 hat an dieser Stelle sogar eine Randnote, die zur Zeit Karls VII. oder Ludwigs XI. geschrieben worden ist, und welche sagt: „Toute sa vye fut bergère gardent les berbis jusques à ce qu'elle fut menée devers le roy; ne jamès n'avoit veu cheval, au moyns pour monter dessus." Das Letztere ist wahr, sie lernte zu Pferde steigen erst, als sie von Vaucouleurs auszog; das Erstere ist ein geringer, obgleich ziemlich allgemeiner Irrthum.

Worauf stützte sich nun Monstrelet bei seiner Aussage? Da er im feindlichen Lager diente, so konnte er dies nur aus Feindes Munde gehört haben, und es giebt keine andre Quelle dafür als die Anklage-Acte zu Rouen. Allerdings lesen wir im Protokoll der zweiten Sitzung, Donnerstag 22. Februar: Ulterius confessa fuit quod, propter timorem Burguodorum, recessit a domo patris et ivit ad villam de Novocastro (Neufchâteau, dép. des Vosges) in Lothoringia, penes quamdam mulierem, cognominatam *la Rousse*, ubi stetit quasi per quindecim dies; addens ulterius quod, dum esset in domo patris, vacabat circa negotia familiaria domus, nec ibat ad campos cum ovibus et aliis animalibus . . . Et ipsa Johanna tunc respondit quod erat una pauper filla quae nesciret equitare, nec ducere guerram. Und weiterhin: confessa fuit quod, propter Burgundos, recessit a domo patris, et ivit ad villam quae dicitur Novumcastrum, penes quamdam dictam *La Rousse* et ibi stetit quasi per XV. dies, vacando erga negotia domus; nec ibat ad campos.

Später als die Richter immer leidenschaftlicher wurden, wie der Soldat in der Schlacht sich nach und nach erhitzt, trugen sie in ihrer Beschuldigung grellere Farben auf, um ein gehässiges Licht auf ihr Opfer zu werfen. So heißt es in der Sitzung vom 28. März als Anklage: Item dicta Johanna, circa vicesimum annum aetatis ejus, propria voluntate et absque licentia dictorum patris et matris, transivit ad villam de Novocastro in Lothariugia, et ibidem servivit pro aliquo tempore cuidam mulieri hospitae, nuncupatae *La Rousse*, ubi morantur continue juvenes plures mulieres incontinentes, et etiam hospitantur ut plurimum gentes guerrae. In quo hospitio dicta Johanna sic commorans, aliquando stabat cum dictis mulieribus, aliquando ducebat oves ad campos, et equos aliquando ducebat ad aquatum et ad prata et pasturas; et ibi didicit usum equitandi, et habere notitiam armorum.

Auf dieses Alles antwortet Johanna kurz, wie folgt: Ad hunc articulum respondet Johanna quod se refert ad illa quae super hoc alias respondit, caetera negat.

Was ist nun das Ergebniß? Aus Furcht vor den Burgundern, die wahrscheinlich ihr Dorf mit einem Einfall bedrohten, flüchtete sich Johanna einmal nach Neufchâteau; in dem Wirthshause, wo sie blieb, machte sie sich durch häusliche Dienste nützlich, da sie wahrscheinlich kein Vermögen besaß, um bezahlen zu können; will man sie darauf hin Magd eines Wirthshauses nennen, so mag es sein. Auf alle Fälle blieb sie nur funfzehn Tage dort. Ist nun dieser funfzehntägige Aufenthalt außer dem väterlichen Hause, bewirkt durch die Furcht vor rohen Kriegsherden, neben einem achtzehnjährigen frommen häuslichen Leben an der Seite der Mutter wichtig genug, um darauf hin aus der Jungfrau von Domremy eine robuste Schenkdirne zu machen, die ihr Leben unter gemeinen Weibern verbrachte und als Magd herumhantirte? Was die Beschäftigung mit Rossen u. s. w. betrifft, so leugnet es Johanna kurzweg, und man muß alles Kriteriums entbehren, wenn man bei der Lesung dieses infamsten aller Processe in den Aussagen Johannens nicht die reinste Wahrhaftigkeit erkennt. Daß rohes Kriegsvolk in dem Wirthshause einkehrte, thut nichts zur Sache.

Johanna sah im Getümmel des Krieges noch ärgere Scenen; aber sie blieb rein, wie ein Opfer sein soll, das auf dem Altare den Zorn-Gottes besänftigt. Sie reinigte das Heer von den liederlichen Dirnen, die mit ihm zogen; sie suchte Abends weibliche Gesellschaft auf, um mit Personen ihres Geschlechts zu schlafen; ja, sie hatte so sehr ihre kindliche Seele bewahrt, daß sie nach dem Getümmel des Krieges nie glücklicher war, als wenn sie sich mit Kindern umgeben und geistliche Lieder singen konnte.

Bemerken wir nebenbei, was sie über ihr Leben im elterlichen Hause sagt: sie hat nie die Schafe geweidet, war keine Schäferin, als welche sie Schiller hinstellt und für welche sie schon von ihren Zeitgenossen gehalten wurde. Sie beschäftigte sich nur mit den häuslichen Arbeiten und erklärte auch noch, daß sie im Spinnen und Nähen so geschickt sei, wie nur irgend eine Frau in Rouen.

Was thut nun Monstrelet? Er wiederholt nur die Anklage, ohne im Geringsten zu erwähnen, daß Johanna das Gehässige darin entschieden zurückgewiesen hat; er ist also nicht nur feindselig gegen sie, sondern sogar unredlich, ja er verstärkt sogar das Gehässige und lügt dazu. Aus den funfzehn Tagen macht er den deshalb von mir unterstrichenen „langen Zeitraum, grand espace de temps". Im Allgemeinen ist es wohl die leidige Sucht, Neues zu geben, die derlei Fälschungen der Geschichte hervorbringt.

Diese Fälschung beginnt mit Schiller, ja grade mit Demjenigen, der sie verherrlichen wollte und der diesen „einzigen Stoff" grade verdarb, indem er ihn zu verschönern wähnte. Es dient ihm kaum zur Entschuldigung, daß seine Absicht gut war, daß er es redlich meinte. Seine Erfindungen sind zuweilen grade Schwärzungen des edlen Charakters Johannens, z. B. die Niedermetzelung des armen Montgommery, diese zum Himmel schreiende Verleumdung der mitleidigen Seele. Der Vaterfluch fällt wie ein Schatten der Mitternacht auf die Jungfrau, die rein ist wie der Tag. Allerdings gerieth ihr Vater in Zorn, als er ihre Absicht erfuhr, dem König zu Hilfe zu kommen; als aber das Unvermeidliche geschehen war, ergab er sich darein, ohne daß er seiner Tochter sein Herz entzog. Ihre Mutter zog im Jahre 1439 nach Orleans, wo ihr die Stadt Wohnung und Pension bis an ihren den 28. November 1458 erfolgten Tod bezahlte; ich schreibe diese Zeilen grade der rue des Pastoureaux gegenüber, wo die mater dolorosa das Ende ihres Lebens verbrachte. Nicht scharf genug aber kann man die unbegreifliche Lästerung betonen, welche Schiller begeht, wenn er die reine Jungfrau, die er freilich vorher erst in einen Engländer verliebt macht, sich vor der Metze des Königs demüthigen und niederknieen läßt! Ich habe dies schon einmal hervorgehoben, man kann es aber nicht oft genug rügen.

Lebhaft trat dies Ungeheuerliche vor meine Seele, als ich vor einigen Jahren auf dem Schlachtfeld von Rouvray in den Ebenen der Beauce stand, wo am 12. Februar 1429 die Schlacht (la journée des harengs) stattfand, mit der die Sache Karls VII. und Frankreichs für immer verloren schien. Es war ein regnerischer Abend, an dem ich das Feld überblickte; so finster wie an diesem Abend senkte sich damals die Nacht auf Frankreichs Erde. Der König verzweifelte. Wer richtete da seinen Muth auf und hielt ihn zurück von zaghafter Flucht? Etwa Agnes Sorel? Aber sie war ja damals noch gar nicht am Hofe, sie erschien hier erst am Ende des Jahres 1431, also nach dem Tode Johannens; sie wurde auch erst später die Maitresse Karl's. Seine Gattin, die Königin Marie von Anjou, stand bei ihm und hielt den Verzagten in den Armen der Treue fest, daß er seinem Lande treu blieb. Wenige Wochen später erschien die Jungfrau an seinem Hofe, und auf demselben Felde, wo am 12. Februar Frankreichs Heil verloren schien, bei der nahen Stadt Patay, schlug Dieselbe am 17. Juni desselben Jahres 1429 die englische Armee in gründliche Flucht und nahm ihren übermüthigen Feldherrn Talbot gefangen. Frankreich war zu tief gesunken, als daß andere denn reine Hände es hätten retten können.

Es ist mir wirklich unbegreiflich, wie meine Landsleute, die doch der französischen Leichtfertigkeit gegenüber so sehr auf den Panzer ihrer Keuschheit pochen — ein wenig Bescheidenheit wäre, vielleicht doch am Platze, denn in Paris treibt's Niemand ärger als der Deutsche — ich begreife nicht, wie das deutsche Volk diese Unanständigkeit, eine Buhlerin als ebenbürtig neben die reine Jungfrau, wohl gar über sie zu stellen, mit seinem keuschen Takt nicht schon längst gefühlt hat, und vollends nicht, wie der Dichter des Ideals, der Schöpfer einer Thekla, sich zu dieser Verhöhnung des sittlichen Gefühls hat verirren können! Diesem Allen gegenüber ist eine geschichtlich treue Darstellung hoch an der Zeit; die einfache Erzählung ist übrigens poetischer, als alle Poesie. Die Kunst erlahmt an diesem Stoff.

Um zum Schluß diesen Monstrelet noch einmal und zwar kurz abzufertigen, genügen zwei Worte. Der Historiker Michelet, dem ich meine Ansicht über diesen Buschklepper und Liebediener seines unsaubern Herrn mittheilte, schrieb mir am 12. September d. J.: „Vous avez mille fois raison contre cet imbécile de Monstrelet, plus baveux qu'un pot à moutarde, dit Montaigne." Das Endurtheil über die Jungfrau von Orleans aber mag ihr grimmigster Feind, der Engländer, selbst sprechen: Ein Sekretär des Königs von England sprach, als er von der Hinrichtung zurückkam, laut die Worte aus: „Wir sind verloren; wir haben eine Heilige verbrannt!"

Orleans. Herman Semmig.

Italien.

Die Freiheitskämpfe Italiens, nach Emil Ruth.*)

In Italien vollzieht sich in unseren Tagen das Geschick einer mehr als tausendjährigen Weltmacht. Trotz der französischen Intervention ist es jetzt nicht mehr die Frage, ob die weltliche Macht des Papstes fortbestehe, sondern wie sie auf eine, die Gemüther der frommen Katholiken am Wenigsten verletzende Weise beseitigt werde. Die Unmöglichkeit, eine Institution, die abgestorben ist, weil sie sich selbst zu verjüngen nicht verstanden hat, zu erhalten, erkennt wohl Napoleon selbst. Die päpstliche Sache ist ihm nur ein Mittel zu seinen augenblicklichen politischen Zwecken; sie dient ihm theils zum Vorwand, Italien in Abhängigkeit zu erhalten, damit es die Macht seiner Gegner nicht verstärke, theils sieht er in ihr eine Gelegenheit, sich die klerikale Partei in Frankreich zu befreunden, da alle anderen Parteien eine feindliche Stellung zu seiner Regierung genommen haben. Dieselbe Politik, die ihn vor acht Jahren getrieben hat, für Italiens Befreiung zu kämpfen, bewaffnet ihn heute zu Gunsten des Papstes gegen Italien, die Politik der Umstände, nicht der Ueberzeugung, die Rücksicht auf die Selbsterhaltung, nicht auf das Bedürfniß Frankreichs. Seine Politik ändert sich

*) Geschichte von Italien, vom Jahre 1815 bis 1850, von Emil Ruth. — Erster Band. Von dem Wiener Congreß bis zum Tode Gregor's XVI. — Zweiter Band. Pius IX. und seine Zeit. Heidelberg, Verlagshandlung von Friedrich Bassermann, 1867.

je nach den Gefahren, die ihm von dieser oder jener Seite drohen; sie entzieht sich daher jeder Berechnung nicht bloß für die Welt, sondern auch für ihn selbst, und je mehr sich die Schwierigkeiten für ihn häufen, desto schwankender und unzuverlässiger wird seine Politik. Der geschichtlichen Nothwendigkeit, die eine Vereinigung Roms mit Italien verlangt, kann auch die Macht des modernen Cäsar sich nicht entziehen.

Im Alterthume war es Rom, das die verschiedenen Völker und Stämme Italiens gewaltsam zu einer Einheit zusammenbrachte; in der neuesten Zeit ist es Rom, das sich dem Einheitsgedanken der italischen Völker hartnäckig widersetzt. Hat das alte Rom Italien geeinigt, um mit ihm die Welt zu erobern, so hat das päpstliche Rom die Staaten Italiens auseinander zu halten gesucht, um, im Inneren ungehemmt, seine geistliche Herrschaft über die Welt üben zu können. Mit dem Untergange des alten Rom zerfiel das geeinte Italien, mit dem Sturze des päpstlichen Rom wird das zerfallene Italien wieder zu seiner vollkommenen Einheit gelangen. Die Tradition von der Macht und Herrlichkeit des alten, unter Rom geeinten Italiens, erhielt sich während des ganzen Mittelalters, und je mehr der Geist die Fesseln, die ihm die Barbaren des Nordens und die römische Hierarchie angelegt hatten, abstreifte, desto deutlicher äußerte sich das Verlangen, die nationale Einheit wieder herzustellen. Man erkannte in der weltlichen Macht des Papstes das Haupthinderniß der Vereinigung Italiens, und die besten Kräfte verzehrten sich in dem vergeblichen Kampfe. Die Inquisition und das Schwert der Fremden hielt jede geistige und politische Bewegung nieder, bis in dem letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts die französische Revolution den ersten Anstoß zur Regeneration des italiänischen Volkes gab. Während der Reaction, die mit dem Jahre 1815 eintrat, ist unter mannigfachen Leiden die Nationalidee immer mehr zum Bewußtsein gekommen und nach vielen vergeblichen Versuchen gelang endlich, freilich nicht ohne fremde Hilfe, die Einigung Italiens mit Ausnahme Venetiens und Roms. Venetien haben die preußischen Waffen den Italiänern erworben; Roms Einverleibung ist trotz der jetzigen Intervention Napoleons doch nur eine Frage der Zeit.

Es giebt keine dankbarere Aufgabe für einen Geschichtschreiber, als die Schilderung des Befreiungskampfes eines Volkes. Es ist ein auf den edelsten Gefühlen beruhendes Interesse, mit dem wir die Geschichte der Freiheitskämpfe der Schweizer, der Niederländer, der Amerikaner lesen. Gleiches Interesse wird einst die Geschichte des befreiten Italiens in Anspruch nehmen, wenn erst das Befreiungswerk vollendet, alle verborgenen Fäden aufgedeckt und die Partei-Leidenschaften beschwichtigt sein werden. Vorläufig kann der Historiker nur den reichhaltigen Stoff übersichtlich zusammentragen, und dies ist in anerkennenswerther Weise geschehen in der oben genannten Schrift, die gerade jetzt, wo die italiänische Sache die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf sich zieht, einer besonderen Beachtung werth erscheint.

Die Schrift giebt uns ein vollständiges Bild der geistigen und politischen Bewegungen in den verschiedenen italiänischen Staaten von 1815 bis 1850. Als Einleitung will der Verfasser, der sich auch durch eine Schrift: „Studien über Dante“ bekannt gemacht hat, sein im Jahre 1859 erschienenes Werkchen „Geschichte des italiänischen Volkes unter der Napoleonischen Herrschaft als Grundlage einer neuesten Geschichte Italiens“ betrachtet wissen. Hier hat der Verfasser als Grundcharakter des italiänischen politischen Lebens das Dulden bezeichnet. Italien schien keine andere Rolle beschieden, als die des Opfers für die Größe der Hierarchie. Diese unglückliche Rolle wurde ihm nach der großen Restauration von 1815 nicht nur von der Hierarchie, sondern noch mehr von den katholischen Mächten Frankreich und Oesterreich auferlegt. Italien sollte stationär in den geistigen Schranken bleiben, wie sie das vorige Jahrhundert noch gesteckt hatte, und der Welt kein Beispiel einer freieren Entwickelung geben, als wie sie zum Erstaunen der Völker noch im Jahre 1865 der Papst in seiner Encyclica erlaubt hatte. Es schien eine stillschweigende Uebereinkunft zwischen der Hierarchie, Frankreich und Oesterreich, zu welcher die kleineren Fürsten Italiens beigezogen wurden, daß jeder Versuch des Volkes, zu einer vernünftigen Ordnung des politischen und rechtlichen Lebens zu gelangen, sogleich unterdrückt werden müsse. Italien sollte unter dem wachsamen Auge der Hierarchie der unverfälschte Musterstaat der Reaction bleiben, nach welchem die zwei katholischen Großmächte ihre Einrichtungen regulirten könnten. In diesem Sinne war es im Wiener Congreß an seine Fürsten vertheilt und diesen durch Klauseln und geheime Verträge jede Macht benommen worden, eine Aenderung in diese festgestellte Ordnung zu bringen. Oesterreich hatte die Ueberwachung dieses Stillstandes übernommen, und als sich nach 1830 auch Frankreich hineinmischte, geschah es nicht aus dem Bedürfnisse der Humanität und der Civilisation, sondern aus Eifersucht gegen die zunehmende Macht Oesterreichs. Zum Glücke war in der Restaurationszeit in Italien, wie in Frankreich, ein gebildeter, kenntnißreicher und thätiger Mittelstand auf den Kampfplatz getreten, der anfangs von der Junkerpartei mit Verachtung behandelt wurde, dieser aber zuletzt doch nur die Wahl ließ, entweder sich zu ihrer Ehre dem Fortschritt anzuschließen, oder ihr Heil unter dem Schutz und der Herrschaft der Hierarchie zu suchen. Im Jahre 1821 war Frankreich mit dem absolutistischen System noch ganz einverstanden und ließ Oesterreich mit seinen Armeen ungehindert durch Italien ziehen und ihm Gesetze geben. Aber schon zehn Jahre später, bei der Revolution des Kirchenstaates, verlangte es theils seinen Antheil an der Regelung der Verhältnisse, theils durchkreuzte es Oesterreichs Absichten auf die Romagna. In den stürmischen Bewegungen von 1848 und 1849 vereinigte sich Frankreich mit England gegen seinen Nebenbuhler Oesterreich. Die Eifersucht beider Bundesgenossen jedoch führte in Neapel den Sieg der Reaction herbei, brachte Sicilien wieder unter das Joch seines früheren Königs, beschleunigte den Sieg Oesterreichs über Piemont, ließ Venedig untergehen, war Schuld, daß Rom von den Franzosen für die starreste Reaction erobert wurde und daß Italien überhaupt 1850 weiter zurückgeworfen war, als vor seinen Freiheits-Bewegungen. Nach diesen Erfahrungen schien für Italien alle Hoffnung verloren zu sein, jemals die Rechte selbständiger Völker zu erlangen; es schien zum Besten der europäischen Ruhe für immer für den Stillstand oder Rückschritt bestimmt, da nun einmal die Hierarchie, besonders in ihrer jetzigen Entwickelung, und das mit ihr eng verbündete Despotenthum den Fortschritt nicht vertragen zu können erklärten.

Da geschah vor den Augen Europas ein Wunder, wenigstens für alle diejenigen, welche während der letzten dreißig Jahre nur die Oberfläche betrachtet hatten. Der gehaßteste und gefürchtetste Beherrscher von Italien, Oesterreich, übernahm die Rolle, die er Italien zugedacht hatte, machte sich selbst zum Opfer der Hierarchie, versank zu ihrem Besten in geistige und materielle Schwäche und Auflösung, während Italien sich losriß von allen den unwürdigen Ketten, die eine furchtbare Ueber-

macht zwanzig Jahre lang um seine blutenden Glieder geschmiedet hatte. Italien stand an der Schwelle eines neuen Lebens, während das ehemals so herrliche österreichische Reich verkümmert vor den Thüren der Klöster und Jesuitenhäuser lag, die von seinem Marke schwelgten. Dies war das Werk von sieben schweren Jahren, dies die Frucht von Azeglio's nie genug zu rühmender Rettung der constitutionellen Staatseinrichtungen, der eröffneten freien Bewegung des Geistes. Er schuf als Minister während der Zeit der tiefsten Gesunkenheit Piemont zu einer lebendigen Macht, die sich der Bewegung und des Fortschrittes freute. Zu keiner Zeit hat man wohl noch die wunderbar schnelle Wirkung der Freiheit und andererseits der geistigen Knechtschaft und Versumpfung so deutlich gesehen, als damals in Italien und Oesterreich. Cavour fand schon sieben Jahre nach der tödtlichen Niederlage bei Novara sein kleines Piemont für seine großartigen und wunderbaren Pläne gerüstet, und nach noch einmal sieben Jahren war das Befreiungs- und Einigungswerk von Italien fast vollendet.

Ungefähr mit diesen Worten zeichnet der Verfasser im Allgemeinen den Gang der Ereignisse. In dem Werke selbst schildert er ausführlich die vergeblichen Anstrengungen der Italiäner, sich vom Joche Oesterreichs und der Hierarchie frei zu machen. „Den glänzendsten, so zu sagen Schlußtheil der Geschichte Italiens zu schreiben, ist noch nicht an der Zeit. Kaum sind die äußerlichen Begebenheiten richtig aneinander gereiht.“ Als einen besonderen Vorzug heben wir hervor, daß der Verfasser neben der Politik auch die gleichzeitige Literatur berücksichtigt hat, da, wie er bemerkt, in ihr die verschiedenen Abschnitte der Bewegung der Geister sich deutlich abspiegeln. „Die Literatur, besonders die praktische, die im Anfange nach dem Anstoße, den ihr Alfieri gab, reich und voll strömte, ist jetzt ziemlich verstummt, denn das ideelle Ziel, das sie vertrat, ist erreicht, die Richtung ist erschöpft. Eine neue Zeit bricht für Italien an. Neue Interessen und Anschauungen müssen erst eine poetische Form gewinnen, und vor ihr werden wohl die Bedürfnisse des staatlichen Daseins für die politische Wissenschaft das Vorrecht verlangen.“

Das gehaltvolle Werk schließt mit der Einnahme Roms durch die Franzosen, einem Factum, das heute gerade ein neues Interesse durch die abermalige Intervention der Franzosen gewonnen hat. Die Besetzung Roms war schon damals ein Werk Napoleons. In Frankreich, wie überall, hatten die Uebertreibungen und politischen Ausschweifungen der Demokraten, die mit ihren beständigen Tumulten der Gesellschaft Gefahr drohten, die Reaction wieder gestärkt und besonders erhielt das Pfaffenthum durch den Contrast der Zügellosigkeit, durch Furcht und Parteihaß eine Macht, wie es sie unter Louis Philipp nie gehabt hatte. Die Republik war augenscheinlich ihrem Ende nahe und die Parteien der alten Monarchieen machten große Anstrengungen, die Herrschaft wieder an sich zu ziehen. Aber auch Napoleon machte seine Vorbereitungen zum Kaiserthum und sammelte seine Partei. Das beste Werkzeug zur Erlangung der Macht war nun außer der Armee der Klerus und besonders die Jesuiten, die wieder von allen reactionären Regierungen begünstigt wurden. Sie mußten ihm die rothen Republikaner bändigen, bis er sich den Liberalen und Constitutionellen als den Beschützer Frankreichs, der Ruhe und des Gesetzes bewiesen hatte.“

Wie der künftige Despot die Pfaffen zu seinem Zwecke brauchte, so diente er ihnen zum Mittel, die absolute Hierarchie wiederherzustellen. Die französische Republik übernahm die jämmerliche Rolle, ihre Schwester-Republik in Rom zu vernichten und die Römer wieder unter das geistliche Joch, die verhaßteste aller Despotieen, zu bringen. Nie hat ein Heer eine schmachvollere Aufgabe erfüllt, als die französischen Truppen, die Rom dem Papste wieder öffneten. „Das traurigste Gemälde in der ganzen neueren Geschichte Italiens ist die Rückkehr des absoluten Papstes. Die Mahnungen der französischen Regierung zur Mäßigung wurden verhöhnt; von den früheren liberalen Zugeständnissen war keine Rede mehr. Der Geist, den der Papst selbst geweckt hatte, der Antheil der Laien an der Regierung, Alles ward wieder vernichtet. Nur die Jesuiten-Herrschaft sollte wieder blühen. Die Pfaffen spreizten sich wieder in den Straßen Roms und vermehrten die Wuth des Volkes, die sich fast täglich in Gewaltthaten gegen Geistliche und Franzosen und in Schimpfreden gegen Papst und Kardinäle Luft machte. Die französischen Soldaten der unteren Grade würdigten den gerechten Unwillen des Volkes und machten die Beleidigungen gegen die Prälaten oft gemeinschaftliche Sache mit ihm. Dem bigotten Oudinot hingegen und seinen Generalen ging dieses Gefühl des Rechtes, die die gemeinen Soldaten ehrte, ab. Sie duldeten nicht bloß die jesuitischen Quälereien und Verfolgungen der Besiegten, sondern machten sich selbst zu Mitschuldigen in dem habgierigen Fanatismus und gemeinen Hasse gegen die Juden. Der Papst Pius hatte diesen in seinen besseren Tagen ein menschliches Leben vergönnt und die früheren Grausamkeiten gegen sie gemildert. Einige Sanfedisten, die dadurch manche Vortheile einbüßten, hatten deswegen im October 1848 tumultuirt, wofür sie von Rossi gestraft wurden. Jetzt gab die restaurirte Herrschaft der Jesuiten Gelegenheit zur Rache gegen die Juden. Man verbreitete das Gerücht, es seien gestohlene Schätze im Ghetto verborgen und gab 5000 jüdische Bürger der Polizei zur Beute. Die französischen Truppen gaben sich zu Handlangern bei diesem ehrlosen Unternehmen her. Sie umzingelten das Ghetto am 24. October 1849, und die Sbirren durchsuchten es drei Tage lang, während Niemand aus- noch eingehen durfte. Da die Polizei nicht die Schätze fand, so stahl sie alles Silber der Juden. Der Unwille der öffentlichen Meinung und selbst der französischen Offiziere machte der geistlichen Schändlichkeit ein Ende; aber die Juden erhielten nie die verlangte Gerechtigkeit. Antonelli soll sich selbst gefreut haben, daß seine Nebenbuhler della Genga und Vanicelli sich bei dieser Gelegenheit den allgemeinen Haß zuzogen. Die französischen Gesandten duldeten die barbarische Handlung, weil ihnen vor Allem daran lag, den Papst nicht zu erzürnen, damit er bald nach Rom käme.“

Napoleon hat für den Dienst, den er dem Papst geleistet, keinen Dank geärndtet. Hat ihm doch der Papst selbst seine priesterliche Weihe bei der Kaiserkrönung verweigert. Die Sympathie der Klerikalen, die sich Napoleon durch die zweite Intervention erworben, wird nicht dauernder sein; er müßte denn sich ihren Forderungen willig fügen und nicht bloß gegen die Garibaldianer, sondern auch gegen den Geist des Jahrhunderts zu Felde ziehen. Der große Civilisator aber, welcher der Hierarchie seinen Arm leihen wollte für ihre mittelalterlichen Tendenzen, die sie durch den Mortara-Raub, durch die Encyclica, durch die Heiligsprechung des blutdürstigen Inquisitors Arbues nur zu deutlich zu erkennen gegeben hat, stände würdig dem berühmten Landsmanne seiner Gemahlin, dem edlen Ritter von La Mancha, zur Seite, der ähnlich für die Wiederherstellung des fahrenden Ritterthumes ausgezogen ist. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur Ein Schritt, hat schon sein großer Oheim gesagt. E. M.

Türkei.

G. Rosen's Geschichte der Türkei.*)

Das vorliegende Werk bildet den elften Theil der im Hirzelschen Verlage erscheinenden „Staatengeschichte der neuesten Zeit". Obgleich der Titel desselben sagt, daß der Inhalt erst mit dem Jahre 1826 anhebt, beginnt die Darstellung doch thatsächlich mittelst einer Einleitung viel früher und greift bis zu den Anfängen des Osmanen-Reiches zurück, um solchergestalt dem Leser, der nicht verpflichtet ist, die Barbaren-Geschichte genau zu kennen, in die Neuzeit des „kranken Mannes" einzuführen.

Beim Besprechen eines geschichtlichen Werkes befindet sich der Kritiker stets in einer gewissen Verlegenheit; denn er soll zunächst ein Urtheil darüber abgeben, ob das Werk die Thatsachen richtig oder unrichtig mittheilt, ob es Tendenz hat und bei seiner Tendenz ehrenwerth und anständig geblieben ist, indem es nichts Wichtiges verschwieg oder entstellte. Damit noch nicht genug, wird einem gewissenhaften Kritiker beim Abfassen seines Urtheils immer der Gedanke in den Weg treten, daß er über eine mühsame Arbeit absprechen soll, zu deren Herstellung nicht nur die Jahre gehörten, welche zum Niederschreiben derselben erforderlich waren, sondern strenge genommen, die ganze vorhergehende Lebenszeit des betreffenden Verfassers, da Niemand so zu sagen von Gottes Gnaden die Fähigkeit erhält, die Geschichte eines Staates zu schreiben, sondern um dies überhaupt wollen zu können, ernste Vorstudien gemacht und das übliche Handwerkszeug von Wissen, Forschungs- und Sichtungsweise erworben haben muß. Das vorliegende Werk kann sicherlich nur wegen der Tendenz verschieden beurtheilt werden.

Der Verfasser der neuesten Geschichte der Türkei ist vor Vielen zu dem Werke berufen gewesen, denn abgesehen von der wissenschaftlichen Befähigung, die wohl hauptsächlich seine Ernennung zum preußischen Konsul in Jerusalem veranlaßte (welchen Posten er jetzt mit dem politisch wichtigeren eines General-Konsuls in Belgrad vertauscht hat), hatte er als unmittelbar am Heerde der von ihm geschilderten Ereignisse Lebender vor Gleichbefähigten einen schwerwiegenden Vortheil voraus, der noch dadurch unverhältnißmäßig erhöht wurde, daß ihm, als Beamten, Quellen zugänglich waren, die Anderen nicht immer geöffnet werden können. Er sagt hierüber selbst, daß er dem Minister-Präsidenten, Grafen v. Bismarck-Schönhausen, zum Danke verpflichtet sei dafür, daß ihm erlaubt worden war, die im geheimen Staats-Archive zu Berlin deponirten Gesandtschafts-Berichte von Konstantinopel, aus den Jahren 1825—1839, zu benutzen. Außerdem hatte er 1851 mit Erlaubniß seines damaligen Chefs, unseres Gesandten zu Konstantinopel, aus den Akten der dortigen preußischen Gesandtschaft eine Reihe werthvoller Notizen über die ersten zehn Regierungsjahre Abdulmedjids entnommen, worauf er dann die um jene Zeit beginnende Jasmund'sche Sammlung offizieller Aktenstücke zur orientalischen Frage benutzt hat, so daß also das Rosen'sche Geschichtswerk überall den unentbehrlichen sogenannten offiziellen Untergrund hat. Man darf jedoch nicht fürchten, ein fleischloses, bloß offizielles Skelet zu erhalten und nichts weiter, sondern wird im Gegentheil eine Darstellung finden, die von Benutzung handschriftlicher und privater Quellen unter dem Einflusse der Autopsie Zeugniß giebt, wie dies der Verfasser auch in seiner Vorrede angedeutet hat, indem er gleichzeitig darauf hinweist, daß ihm eine große Zahl der handelnden Personen, Türken sowohl als Europäer, persönlich bekannt gewesen sei. Uebrigens giebt der Verfasser auch zu, daß er „Einiges aus Zeitungen und Monatsschriften hervorgesucht habe", beeilt sich indessen, zu bekennen, „daß ihm bei dieser Gelegenheit der Unterschied zwischen Geschichtschreiberei und Journalistik hier und da in niederschlagender Weise fühlbar wurde" — was wir ihm von Herzen glauben wollen, besonders in Sachen der Türkei oder vielmehr der Anthropoiden, welche dort unter dem Namen Türken alles göttliche und menschliche Recht mit Füßen treten und das herrlichste Land, sowie dessen rechtmäßige Besitzer, der natürlichen Bestimmung entziehen.

Das Wort „Reform" führt uns auf die von Rosen inne gehaltene Tendenz, die doch bei der Geschichtschreibung neben wahrhafter Darstellung der Thatsachen die Hauptsache ist, und da müssen wir unsere Befriedigung über die nüchterne Auffassung dieses so selten ehrlich gemeinten Wortes zu erkennen geben, überhaupt der Rosen'schen Auffassung vom Türkenthum unsere Anerkennung aussprechen, obschon dieselbe von der landläufigen so sehr verschieden ist.

Der Verfasser läßt sich über diesen Punkt, gewissermaßen zu seiner Rechtfertigung, folgendermaßen aus: „Ich bin eben in dem unglücklichen Falle, die türkische Reform vorwiegend von der praktischen Alltagsseite einer vernachlässigten Provinz, fern von dem festtäglichen Sonnenschein der Hauptstadt, zu beobachten. Ihre rohen Anfänge (unter Mahmud II.), das erkenne ich gern an, retteten das Reich, welches ohne sie dem Untergange geweiht schien; aber die weitere Entwickelung, der detaillirte Ausbau, entspricht nur in der grauen Theorie den so bereitwillig an die ersten Erfolge geknüpften Hoffnungen. Lebensfähig im höheren Sinne des Wortes ist dadurch der siechende Staatskörper nicht geworden. Der Staat gedeiht durch die in dem Heile der Gesammtheit aufgehende Gesinnung der Bürger und nicht durch Gesetze, die in ihrer mannigfaltigen Vortrefflichkeit und in ihrem einzigen Mangel der Stute Rolands zu vergleichen sind. Weder bei Regierten noch bei Regierenden, vielleicht zwei oder drei Ausnahmen abgerechnet, habe ich bis jetzt jene Gesinnung gefunden, aber freilich erstrecken sich meine Erfahrungen auch nur (sic!) über ein Vierteljahrhundert! Als asiatischer Staat mag die Pforte fortleben, als europäischer wird sie untergehen, und auch die widerwilligsten Mächte werden sich zu den vom Kaiser Nicolaus vor der Zeit und einseitig angeregten Verhandlungen über die Nachlaß-Regulirung bequemen müssen."

Leider macht Rosen nirgends eine Andeutung darüber, wie er sich diese Nachlaß-Regulirung denkt, ob durch Theilung des europäischen Territoriums der Türkei zu Gunsten einiger europäischen Mächte — welche Lösung der orientalischen Frage wir unsererseits für die verwerflichste halten würden — oder ob durch Einsetzung der bisher beraubten und geknechteten Völker in ihr rechtmäßiges Erbe, was jedenfalls die rechtlichste Lösung wäre und wohl auch die praktischste, denn warum sollen Staaten dieser romanisch- und griechisch-slavischen Völker nicht lebensfähig sein? Haben nicht Serbien, Griechenland und die Donaufürstenthümer eine unzerstörbare Lebenskraft im Kampfe gegen ausländische Intriguen und Gewaltakte der verschiedensten Art, sowie gegen innere Mittellosigkeit bewiesen? Konstantinopel dürfte freilich nicht an der Spitze der zu bildenden

*) Geschichte der Türkei, von dem Siege der Reform im J. 1826 bis zum Pariser Tractat vom Jahre 1856. Von Dr. G. Rosen. 2 Bde. Leipzig, S. Hirzel, 1867.

fürstlichen Konföderation event. der einheitlichen Balkan-Monarchie strben, sonst wäre eine Entwickelung des befreiten Landes nicht möglich, weil phanariotischer Byzantinismus, hellenische Großmachts-Politik und europäische Diplomatie in der Hauptstadt Konstantinopel Alles thun würden, um die guten Regungen des draußen wohnenden Volkes irre zu leiten und seine Kräfte zu absorbiren — Konstantinopel mit Skutari müßte nebst sechs- bis achtmeiligem Umkreise zu einem eigenen Freistaate erklärt werden, über den kein anderer Staat ein Schutzrecht ausübte. Dann würde dieser Platz mit seiner unvergleichlichen Lage, seinen enormen Kapitalien, seinem Schiffsverkehr, den jetzt schon jährlich 20,000 ein- resp. auslaufende Fahrzeuge vermitteln, nicht mehr schaden, sondern nur noch nützen können, das Balkanland hingegen, als geographischer Begriff (wie früher etwa Deutschland!) mit allseits anerkannter Neutralität, würde dann ungestört und unbeachtet seine innere Entwickelung beginnen und stetig verfolgen können. Diese Entwickelung hätte jedoch nicht mit einer Verfassung zu beginnen, wie solche hoch civilisirte Nationen zur Zeit kaum besitzen, sondern mit der Düngung der Felder (lieber Leser, es ist dies wirklich nicht cynisch gemeint!), denn wenn der Bauer der Balkan-Halbinsel erst dahin gelangt sein wird, seinen Acker zu düngen, dann müssen seine ganzen Verhältnisse umgewandelt sein, dann muß er schon Kunststraßen haben, auf denen er sich aus den Holzgegenden oder den anzuliegenden Bergwerken sein Brennmaterial holen kann, statt daß er jetzt eigenhändig geformte Unrathziegel Winters und Sommers verbrennt und mit solchem Vorrathe seine Wohnstätte nebst Umgegend verpestet, während der Boden erschöpft wird. Kunststraßen dienen bekanntlich auch noch zu anderen Zwecken.

Wie gesagt, Rosen hat sich leider nicht über die Nachlaß-Regulirung ausgesprochen, und dies kann man ihm eigentlich nicht verdenken; denn wie er ebenfalls andeutet, hatte er beim Abfassen seines Werkes vielerlei Rücksichten zu nehmen, u. A. auf noch lebende Personen, und die mögen sich auch wohl auf diesen Punkt erstreckt haben. So viel läßt sich aber doch herausfühlen, daß er die Griechen kaum als die passenden Erben ansieht, „denn wer sie nahebei gesehen, der hat eine andere Meinung von ihnen, als die in Europa meistens übliche". Wenngleich Rosen in seinen Urtheilen überall eine große Mäßigung an den Tag legt, so fallen dieselben deshalb doch sehr deutlich aus, freilich immer ein wenig abweichend von den bei uns üblichen; man lese u. A. den Abschnitt über die Erwartungen der Hohen Pforte vom ungarischen Aufstande und ihre dadurch beeinflußte Haltung gegen denselben, die man hier bis diesen Augenblick „einem edlen Motive" zuschreibt. Auch über Personen erhalten wir eigenthümlich beleuchtete Zeichnungen, so z. B. von dem mythologisch berühmt gemachten Omer Pascha das ungeschminkte Bild eines österreichischen Renegaten der schlimmsten Sorte, dessen erste Großthaten im Libanon stattfanden, woselbst er die Drusen auf die Christen oder Maroniten hetzte, sich gegen Letztere als Kommissar die nichtswürdigsten Unterdrückungen erlaubte und dann gegen die auf das Aeußerste Gereizten mit den Waffen in der Hand nachdrücklichst einschritt, um ihre unbequem werdende Zahl zu mindern.

Uebrigens darf man nicht glauben, daß Rosen's Urtheil aus confessionellen Rücksichten befangen sei und er christliche Barbaren höher stelle wie muhammedanische, bloß wegen des Glaubensunterschiedes; im Gegentheil, er setzt beide, z. B. Drusen und Maroniten, auf gleich niedrige Stufe, „denn beide sind Barbaren, und es ist gleichgiltig, ob der eine seinen Götzen Hakim oder Christus nennt; unter Freiheit versteht er doch nur das Recht, den Andersgläubigen niedermetzeln und berauben zu dürfen." Hier sei gleich gesagt, daß die Libanon-Frage, die so manchen Keim der Zersetzung der Türkei in sich trägt, mit ungemeiner Klarheit, bei möglichster Kürze, erörtert worden ist und mehrere Abschnitte des Buches füllt. Ebenso verhält es sich mit der heiligen Stätten-Frage, die eine noch größere Sprengkraft gegen das Osmanen-Reich zu entwickeln vermag, wie die vorhergehende. Die vortreffliche Behandlung dieser beiden Fragen, im Verein mit der Wiedergabe der verschiedenen Hattischerifs und Hattihumajuns, sowie der neueren internationalen Conventionen, lohnt allein die Anschaffung des Werkes, ganz abgesehen von dem Werthe, den dasselbe sonst noch durch sein selbständiges Urtheil und die Zuverlässigkeit seiner historischen Angaben hat. Die möglichst weite Verbreitung dieser neueren Geschichte der Türkei würde ohne Zweifel dazu beitragen, wenigstens das Urtheil derer zu klären, welche berufen sind, die öffentliche Meinung auszusprechen, und die hierbei nicht mala fide zu handeln pflegen. Man würde doch erfahren, daß die Osmanen an grausamer Treulosigkeit nach Innen und unverschämter Täuschungslust nach Außen die alten Byzantiner weit hinter sich lassen, daß alle sogenannten Reformen die Lage der Unterdrückten nicht bloß, sondern auch die des ganzen Landes nur noch mehr verschlimmern, daß alle aus der Türkei kommenden Nachrichten, soweit sie für die Oeffentlichkeit bestimmt sind, nach einer Seite hin immer als Fälschungen betrachtet werden müssen, bei deren Abfassung sich die widerstreitendsten Interessen geltend machen, daß sich die Türken von der abendländischen Kultur immer nur die Schattenseiten aneignen, sowie die Hohe Pforte von den abendländischen Institutionen sich stets nur die minder guten, um nicht zu sagen die verwerflichen, aneignet, z. B. die Censur und Preßbüreaux, mit deren Hilfe schon seit längerer Zeit die wohlwollenden civilisirten Nationen über „die aufgeklärten, humanen Türken" getäuscht werden, wobei jetzt sogar auf deren Geldbeutel speculirt wird, denn „die „„Reformen"" sollen zunächst durch Eisenbahn-Bauten verwirklicht werden" — man braucht eben Geld, um sich nur flott zu halten inmitten der muhamedanischen Gährung und der christlichen Aufstände.

Es ist wahrlich zum Lachen, wenn man liest, daß die Pforte den belgisch-englischen Unternehmern 7 pCt. Zinsen garantirt für eine Bahn von Konstantinopel nach Belgrad, eine Bahn von Belgrad nach Saloniki (zu der die Route erst entdeckt werden soll!) und für eine Bahn von Varna nach Enos, demselben Enos, das trotz seiner 30,000 Einwohner und Millionen Handelswerthe nur zwei Spritzen enthielt und deshalb in diesem Sommer bis auf den Grund niederbrennen mußte. Enos, Adrianopel und Philippopel liegen an einem Flusse, der in den vortheilhaftesten Biegungen das herrliche, aber verwahrloste Macedonien durchströmt — das Wasser dieses Maritza-Flusses dient seit Menschenaltern nur zur Bewässerung einiger Reisfelder bei Philippopel, im Uebrigen verpestet es die Luft, versumpft im eigenen Schlamme und verschlammt die herrliche Meeresbucht von Enos an seiner Mündung, und doch könnte diese Maritza bis zur volkreichen Stadt Philippopel hinauf schiffbar gemacht und regulirt werden, und zwar um einen Preis, wie ihn das Harem des Großtürken in etwa zwei Jahren verschlingt — ja, wenn dieses Harem abgeschafft und allen Paschas und höheren Beamten so viel vom Gehalte abgezogen würde, als ihnen die „standesgemäße" Haltung eines Harems jährlich kostet, dann könnte aus der Türkei wirklich ein credit-

fähiger, civilisirter Staat werden, aber ehe die türkischen Harems verschwinden, wird sich lieber der türkische Staat auflösen!

Die verschiedenartige Stellung der Großmächte zur orientalischen Frage wird in Rosen's Buch sehr scharf gezeichnet, bietet aber hinsichtlich der Westmächte und Rußlands wenig Neues dar; hinsichtlich Preußens dürfte sie seit Königgrätz eine tiefgehende Wandlung dahin erfahren haben, daß die Türkei nunmehr für Preußen ein zur Erreichung von soliden Compensationen sehr brauchbares Object ist. Was Oesterreichs Haltung betrifft, so bringt Rosen's Buch über diese eigentlich auch wenig Neues, denn es dürfte bekannt sein, daß das Haus Habsburg-Lothringen die Erhaltung der Türkei in ihrem vollen Umfange und in ihrem jetzigen Zustande mit jedem Mittel erstrebt — daß aber diese Mittel von der unwürdigsten Natur sind und den deutschen Namen im Orient schänden (denn man hält dort Oesterreich für Deutschland!). Das hebt der Verfasser niemals ausdrücklich hervor, und hierfür verdient er einen ernsten Vorwurf, obwohl eingeräumt wird, daß er gerade hinsichtlich Oesterreichs am zurückhaltendsten mit seinem Urtheile sein mußte. Wer da glaubt, daß die im vergangenen Sommer bei Rustschuk vorgefallene sogenannte „Germania-Affaire" der ärgste Schmutzfleck sei, den Oesterreich auf den deutschen Namen im Orient gespritzt hat, der wird eines Besseren belehrt werden, wenn er in Rosen's Buch das Kapitel nachliest: „Barbarische Behandlung albanesischer Krypto-Katholiken", und erfährt, daß der österreichische Internuntius gleich beim Beginne der Gewaltmaßregeln gegen seine römisch-katholischen Glaubensgenossen von diesen selber erfahren hatte, daß es sich (im Jahre 1846!) um Ausrottung mehrerer Tausend friedlicher Männer, Frauen und Kinder handelte, daß er aber aus Rücksicht auf die Pforte ruhig zusah, wie drei Viertheile dieser Unglücklichen wirklich zu Tode gemißhandelt wurden, und selbst dann noch schwieg, als schon die europäische Bevölkerung Konstantinopels Kunde von dem Geschehenen erhielt und der englische Gesandte, der „Protestant", sowie der französische und der preußische Gesandte mit solcher Entschiedenheit einschritten, daß wenigstens das letzte Viertel der Unglücklichen am Leben erhalten blieb, wenn auch bettelarm und leiblich wie geistig gebrochen. — Gegenüber der Haltung Oesterreichs im Orient war die bis Anfang dieses Decenniums untergeordnete Rolle, welche Preußen dort, zwar meist im Schlepptau Rußlands, spielte, doch ehrenwerther und für seine Angehörigen ehrenhafter. Franz Maurer.

Kleine literarische Revue.

— **Die deutschen Frauen in den Befreiungskriegen.***) Die große Zeit des deutschen Volkskrieges von 1813 wird mit Recht uns immer wieder in's Gedächtniß gerufen. Jede Seite dieses Heldengemäldes bietet eine Fülle patriotischer Anregungen, wirkt sittigend und veredelnd auf das Gemüth und stählt uns zu wärmerer Theilnahme für die schweren Kämpfe der Gegenwart. In der denkwürdigen Erhebung von 1813 wurzelt das Recht der deutschen Nation auf die Wiederherstellung ihres Reiches d. h. ihrer Einheit, ihrer Größe, ihrer durch Selbstbeherrschung gefestigten Macht. Kein Krieg der Neuzeit hat unter den Deutschen höheren Muth, reichere Hingebung, unerschöpflichere Aufopferung gefordert; in keinem sind diese Eigenschaften glänzender bewährt worden und nicht bloß von einzelnen Ständen, Kreisen und Schichten der Gesellschaft, sondern von Allen überall an jeder Stelle, von den Frauen sowohl als von den Männern. Der Antheil gerade der deutschen Frauen war hochbedeutsam. Wir freuen uns, in dem vorliegenden Werke von Fanny Arndt, dem Schatz von Aufopferung, Mildthätigkeit und Heldenmuth, welchen die Frauen von damals mit aller Kraft der Begeisterung gespendet haben, eine eigene Betrachtung gewidmet zu sehen und eine solche, welche in Ton und Haltung der weihevollen Stimmung jener eisernen Epoche entspricht. Die Verfasserin hat die große Zeit aus sich selbst reden lassen; im schlichten Gewande der Erzählung hat sie die wichtigsten Momente der Frauen-Thätigkeit vorgeführt und nach einer zusammenfassenden Einleitung ein Mosaik biographischer Skizzen aneinander gereiht.

T. v. B.

*) Mit einem Portrait der Prinzessin Wilhelm von Preußen. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1867. (309 S. kl. 8.)

— **Ahasverus in Pest.***) Unter diesem Titel ging uns aus der Hauptstadt Ungarns eine von einem jungen ungarischen Israeliten in deutscher Sprache gedichtete, poetische Erzählung zu, die dem Dichter des „Ahasverus in Rom", Robert Hamerling, gewidmet ist. Zwei magyarische Patrioten, dem Anscheine nach Baron Deak und Graf Andrássy, überschauen, nachdem der König Franz Joseph von Ungarn gekrönt worden, ihr Werk, dessen sie sich freuen und rühmen. Da tritt ihnen Ahasver in den Weg und bittet sie, sich auch die Kehrseite der Medaille zu betrachten. Er führt ihnen Bilder aus dem ungarischen Volksleben, Bilder der geknechteten und obendrein mit Hohn überschütteten Juden im freien Lande der Magyaren vor und ruft ihnen zu:

Wollt Ihr die Letzten sein im Staaten-Garten,
Die Ersten, die den fruchtbeladnen Sprossen
Des Judenthums in ihr Revier verpflanzen?
Der Wildbach, der einst Konfessionen trennte,
Ist ausgetrocknet durch der Gleichheit Wort,
Wie Sümpfe trocknen durch der Sonne Gluth,
Und eine Brücke führt herüber und hinüber,
Verbindend; sie heißt: Wissenschaft und Kunst.
Ein goldnes Wort im Weltenbuch ist: Glaube,
Das ewig bleibt, dem Zeitensturme trotzend,
Ein goldnes Wort für eng beschränkten Menschengeist.
Doch wehe dem, der düstre Vorurtheile,
Wie schwarz Gewölk, um seinen Nimbus zieht,
Ihn trifft zerschmetternd bald des Spottes Blitz.

Und an demselben Tage, an welchem uns die Post das Gedicht „Ahasverus in Pest" brachte, meldete der Telegraph aus der ungarischen Hauptstadt, daß der Minister-Präsident, Graf Andrássy, der Deputirten-Tafel einen Gesetzentwurf vorgelegt habe, durch welchen den Juden die Ausübung aller bürgerlichen und politischen Rechte in Ungarn bewilligt wird.

— **Italiänisch-französische Aufschlüsse über Kreta.** Bei Dentu in Paris ist eine aus dem Italiänischen übersetzte, von „Garibaldianern", welche zur Unterstützung der Griechen nach Kreta gegangen waren, abgefaßte Schrift über den dortigen Aufstand erschienen,**) die denselben in einem ganz andern Licht darstellen,

*) Eine Erzählung von Sigmund Iſölery. Pest, Selbstverlag des Verf., 1867.

**) La vérité sur l'insurrection de Crète, par des Garibaldiens. Paris, 1867.

als die bisherigen Mittheilungen darüber aus russischer oder griechischer Feder und die telegraphischen Depeschen, die in St. Petersburg fabrizirt waren. Der Herausgeber dieser Schrift, Herr A. Bruzzone, sagt in derselben: „Dir, italiänische Jugend, widme ich diese Briefsammlung, und zwar aus zwei Gründen: erstlich um dich von dem Versuche abzuhalten, an einer Sache dich zu betheiligen, die mit deinen edeln Sympathieen nichts zu schaffen hat, und zweitens, weil Alles, was in dieser Schrift enthalten ist, den Stempel der Wahrheit trägt und von sämmtlichen aus Kreta zurückgekehrten jungen Leuten nöthigenfalls bezeugt werden kann." — Diese jungen Italiäner waren nach Kreta in der Meinung gegangen, sie würden dort für die Freiheit kämpfen; aber sie fanden nur griechische Klephten mit ihren Banden, die lediglich von der Aussicht auf Beute sich leiten lassen und die größten Grausamkeiten gegen die Bewohner der wehrlosen Ortschaften ausüben. Die Türken, unter dem Befehle Omer Pascha's, zeigten sich dagegen im Vergleiche zu diesen Banden sehr human und mild. Nicht sowohl Einheimische, d. h. Candioten, sind es, die sich auf der Insel schlagen, sondern ein zusammengelaufenes Gesindel von Griechen und Moskowiten mit ihren Popen soll es sein, das seine Instructionen aus Athen und Moskau erhält, im Uebrigen aber ganz nach eigenem Gutdünken wirthschaftet. (Man vgl. dagegen unsern heutigen Artikel Türkei.)

— **Weihnachts-Literatur.** Die Spamer'sche Buchhandlung in Leipzig, die einen weit verbreiteten Ruf in Bezug auf die in ihrem Verlag erscheinenden Jugendschriften besitzt, hat ihre diesjährige Weihnachts-Campagne mit einer vorzugsweise die Kinderstube in ihren ersten Stadien berücksichtigenden Gabe begonnen. Es liegen uns drei Bändchen vor*), von denen das dritte, als die höchste Staffel, das erste A. B. C., Lese- und Denkbuch bildet, während die beiden anderen Bändchen Anleitung geben, wie und was man den Kindern erzählt, bevor sie lesen gelernt haben. Es schließt sich daran das „illustrirte Spielbuch für Mädchen", denen bereits eine Abwechselung von Arbeit mit dem Spiele zum Bedürfniß geworden. Es sind darin von Marie Leske eine große Anzahl von Spielen und Beschäftigungen im Freien, sowie im Zimmer, in geschickter Weise zusammengestellt.

Patriotische Familien möchten wir bei dieser Gelegenheit an ein treffliches Volksbuch erinnern, das zur Erweckung und Belebung vaterländischen Sinnes durch Form und Inhalt sehr geeignet ist. Wir meinen „Preußens Geschichte in Wort und Bild" von Ferdinand Schmidt, illustrirt von Ludwig Burger (Berlin, Verlag von Franz Lobeck, 1862—64, in 2 Hälften). Das Werk ist ganz im nationalen, deutsch-protestantischen Geiste geschrieben, die Illustrationen in Holzschnitt sind nach den besten Originalgemälden angefertigt und die sonstige Ausstattung bei billigem Preise glänzend. Die kernige Sprache und die Herzenswärme des Autors sind dem, was der Jugend frommt, gegenüber die allerbeste Empfehlung.

*) Das illustrirte goldene Kinderbuch. Die Kinderstube I, II u. III. Leipzig, Otto Spamer.

Literarischer Sprechsaal.

Aus dem Oktober-Hefte der „Baltischen Monatsschrift" ersehen wir, daß die Deutschen-Hasser in Moskau ihren Unwillen darüber aussprechen, daß das statistische Comité in den Städten von Liv- und Ehstland bei der letzten Volkszählung in den baltischen Provinzen auch darauf Bedacht genommen, eine Rubrik für die Sprache und Nationalität der Bevölkerung aufzustellen. Die „Moskauer Zeitung" des Herrn Katkov behauptet, die Ermittelung der Nationalität der livländischen Städte-Bewohner nach ihrer Familien-Sprache sei eines jener „nicht loyalen Manöver", mit welchen „der kleine Hause baltischer Intriganten" sein Spiel treibe. Auch berechtige diese Ermittelung der Sprache nicht zu Schlußfolgerungen auf die Nationalität, wie z. B. daraus hervorgehe, daß die Sprache der russischen Aristokratie ausschließlich die französische sei, und daß der König von Preußen, Friedrich II., ebenfalls seine Muttersprache hintangesetzt und seine Werke ausschließlich in französischer Sprache verfaßt habe. Mit Recht macht die „Baltische Monatsschrift" darauf aufmerksam, daß die beiden angeführten, Jedem in die Augen fallenden Ausnahmen von der Regel eben nur die Richtigkeit der letzteren beweisen. Sie beruft sich dabei auf die treffliche Schrift von Richard Böckh „über die statistische Bedeutung der Volkssprache als Kennzeichen der Nationalität"*), sowie auf die Vorgänge in Preußen, Oesterreich, der Schweiz, Belgien rc., wo überall bei statistischen Zählungen auf die Familien-Sprache die ihr gebührende Rücksicht genommen wird.

Der berühmte französische Bibliograph Charles Brunet ist am 15. November in seinem 88. Lebensjahre mit Tode abgegangen, nachdem er noch ganz kürzlich eine neue Ausgabe seines *Manuel du libraire et des amateurs de livres* für seinen Verleger Firmin Didot in Paris redigirt und vollendet hat. Die erste Ausgabe dieses geschätzten Handbuches ist im Jahre 1814 erschienen; also seit mehr als einem halben Jahrhundert hat Brunet, der selbst früher Buchhändler war, den Buchhändlern und Bücher-Liebhabern, sowie allen Bibliotheken, die kritischen Gesichtspunkte zur Beurtheilung ihres literarischen Materials vermittelt. Natürlich ist sein Werk nicht immer unfehlbar; denn obwohl er sein ganzes langes Leben lang beschäftigt war, Bücher anzusehen und kennen zu lernen, kann er doch unmöglich alle die Bücher, über welche er gesprochen hat, selbst gesehen und noch weniger selbst gelesen haben. Er hat sich daher in seinen Urtheilen, wiewohl diese meistens sehr kurz sind, oft täuschen müssen. Aber solchen Irrthümern ist jeder Bibliograph ausgesetzt, unser fleißiger, deutscher Gräffe nicht minder, als sein französischer Vorgänger Brunet. Wir freuen uns übrigens bei dieser Gelegenheit mittheilen zu können, daß Gräffe's *Trésor de livres rares et précieux*, der manche schätzbare Ergänzung zu Brunet's *Manuel* liefert, seiner Vollendung rasch entgegen geht, indem bereits im Sommer d. J. die letzte Lieferung des letzten (zehnten) Bandes, von Virgilius bis Zyrl reichend, erschienen ist**) und das nothwendige Nachtrags- und Berichtigungs-Heft noch vor Ende d. J. erscheinen wird.

*) Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1866.

**) Dresden: Rudolf Kunze. Genf: M. Georg. London: Dulau & Co. Paris: C. Reinwald.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. | Herausgegeben von Joseph Lehmann. | Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] —— Berlin, den 14. Dezember 1867. —— [Nr. 50.

Inhalt.

Literarische Anzeigen.

Literarische und künstlerische Festgeschenke

vorräthig in allen Buchhandlungen.

Deutschland und das Ausland.

H. Heine's Leben.*)

Endlich haben wir eine Biographie, die den Dichter, mit Liebe und Treue gezeichnet, und uns in möglichst ausführlichen Schilderungen mit seinem vielbewegten Leben von der frühesten Kindheit an bis zu seinem Tode bekannt macht. Ein Decennium ist dahin geschwunden, seit der Dichter des „Buches der Lieder" in's Grab gesenkt wurde; mancher Mund, der ihm zürnte, ist verstummt — die Wunden sind vernarbt, welche er muthwillig hüben und drüben, Franzosen und Deutschen, geschlagen; Gras wächst über seinem Sarge; ausgesöhnt mit seinem Geiste haben sich selbst seine erbittertsten Gegner. Jede Zeile, die er gedichtet betrachten wir mit Theilnahme, jedem Klange, der sich seiner kranken Brust entrungen, lauschen wir mit Entzücken; wir schwelgen in seinem Witzbade, wir tanzen mit ihm um gestürzte Götzenbilder; wir klatschen in die Hände, wenn er seine Feinde mit Stecknadeln der Satyre sticht, und wir sitzen wiederum mit ihm einsam und allein an verfallenen Denkmälern schönerer Zeiten und betrauern an seiner Seite das Schöne, Gute, Große, das unerbittlich der Umwälzung Sturm, vereint mit Schlechtem und Gemeinem, niederriß.

Wir möchten ihm zürnen, um tausenderlei Dinge, die er uns höhnisch in's Ohr flüstert, aber eine unwiderstehliche Zaubergewalt zieht uns zu seinen Liedern hin und wir liegen zu seinen Füßen, wir lehnen den Kopf an seine Harfe: — wir sind so selig, so glücklich, so wonnig und weh gestimmt, wenn Heine'sche Lieder erklingen — versunken ist die Welt, der Himmel und alles Irdische: „Nehmt uns alle Dichter, die nach Heine gekommen, aber das leichtsinnige Götterkind laßt uns, den ungezogenen Liebling der Grazien," das seltsame Wesen, das Himmel und Hölle, Gott und Teufel in seinem breit flutenden Herzen sich streiten und katzbalgen ließ, das engelreine Unschuld im holdesten Gesange ausströmte und die wildeste Dämonie wie Furien dazwischen peitschte. Heine war Einmal und wird nie wieder kommen; er hat Tausende von Nachahmern, aber keinen einzigen Nachfolger gehabt — er steht einsam am Scheidewege, der Tugend und Laster trennt, und kämpft wider Windmühlenflügel deutscher Denkfaulheit. Sein Schwert, sein Banner sind mit ihm begraben worden: — zu Grabe getragen ist Alles, was seine Pfeile verwundet; vergessen, verschollen sind seine Widersacher, todt ist Carl Heine, sein Vetter, mit dem er manchen Federstrauß bestanden, ist Campe, sein Verleger, mit dem er sich in hundert Briefen herumzerrte wie ein Stubenköter und ihm bald die gepfeffertsten Grobheiten an den Kopf warf, bald mit Liebkosungen entgegenkam, je nachdem es in seinem Geldbeutel Ebbe oder Fluth war.

Wir erstaunen über die Fülle von Geist und Witz, die seinem Genius fortdauernd entströmt. Gelähmt an Händen und Füßen, macht er die grotesksesten Sprünge im Geiste, läßt den „Atta Troll" los und arrangirt im „Romanzero" die sprühendsten Feuerwerke. Leib und Seele sind vollkommen getrennt bei Heine; die letztere rastet und ruht keinen Augenblick, sie spinnt immer neue poetische Gewebe aus, immer Schöneres taucht aus ihren Tiefen, himmlische Lichter blitzen auf und verschwinden wieder, „ein Meer ist seine Seele", ein ewig wogendes und wallendes, nur sein Leib steht still, die Hände und Füße haben Feierabend, sie wollen ihn nicht mehr nach seinen Lieblingsörtern tragen. Er, auf seiner Matratze hingestreckt, Tag aus Tag ein die Sonne kommen und sinken sehend, er darf sie nicht begrüßen auf frischem Wiesengrün, in Waldeinsamkeit, unter freiem, blauen Himmel. Er ist verdammt, langsam hinzusiechen im engen Stübchen. Die einzige Erlösung, die ihm noch winkt, die einzige Zukunft, die ihm noch lächelt, ist das Sterben. O Gott! stündlich seinen Tod vor Augen sehen, das ist schrecklich, und dabei sich seine Heiterkeit, seine kindliche Naivetät und Schalkhaftigkeit, all' seinen Witz, seine sprudelnde Laune bewahren, das ist wunderbar märchenhaft, das kann nur ein Genie, ein großer Geist, der den Tod des Leibes nicht fürchtet.

„Mir ging es in der jüngsten Zeit spottschlecht", sagt er in einem Briefe von 1846 an Varnhagen, „und das Schreiben erinnert mich beständig an mein körperliches Mißgeschick; ich kann kaum meine eigenen Schriftzüge sehen, indem ich ein ganz geschlossenes und ein bereits sich schließendes Auge habe, und jeder Brief ist mir eine Pein". „Meine Sprachwerkzeuge sind so gelähmt", heißt es weiter an Campe, „daß ich nicht sprechen kann, und essen kann ich nicht seit vier Monaten, wegen der Schwierigkeit des Kauens und Schluckens und der Abwesenheit des Geschmacks. Auch bin ich entsetzlich abgemagert, mein armer Bauch ist kläglich verschwunden, und ich sehe aus wie ein dürrer, einäugiger Kannibal. — Das Sterben ist etwas Schauderhaftes, nicht der Tod, wenn es überhaupt einen Tod giebt, der Tod ist vielleicht der letzte Aberglaube. — In manchen Momenten, besonders wenn die Krämpfe in der Wirbelsäule allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Mensch wirklich ein zweibeiniger Gott ist, wie mir der selige Professor Hegel vor 25 Jahren versichert hatte. Im Wonnemond des vorigen Jahres mußte ich mich zu Bett legen und ich bin seitdem nicht wieder aufgestanden. Unterdessen, ich will es freimüthig gestehen, ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen. Ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der „freieste Deutsche nach Göthe", wie mich Ruge in gesunderen Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. II., den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysos verglich, während man meinem Collegen Nr. I. den Titel eines großherzoglich Weimar'schen Jupiters ertheilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener heiter herablächelte — ich bin jetzt nur ein armer, todtkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch!"

So klagte Heine ein Jahr nach der Februar-Revolution. Er wird immer mißgestimmter; unruhig springt sein Geist von einem Gegenstand zum andern, das geringste Aergerniß läßt ihn den Tod herbeiwünschen und die Sorge, in seiner Krankheit nicht genug zum Leben zu haben, rührende Jeremiaden an seinen Verleger richten. Je mehr er sich dem Absterben nahe fühlt, je mehr ringt seine von Widersprüchen aller Art gefolterte Seele nach einem versöhnenden Lebensabschluß. Der Gedanke, ohne Gott, ohne Glauben, hernieder in den „weißen Abgrund" zu steigen, ruft die grellsten Mißtöne in seiner zerrissenen Dichterbrust hervor; er fühlt, seinem Witz und seiner Laune zu viel „freien Willen" überlassen zu haben; er empfindet Reue, er will wieder gut machen, was er in Uebereilung gethan, was sein kindlich leichtsinniges Herz spielend zertrümmert, und „Alles, was aus der früheren blasphemischen Periode noch vorhanden war, die schönsten Giftblumen habe ich mit entschlossener Hand ausgerissen und bei meiner physischen Blindheit zugleich manches unschuldige Nachbargewächs in den Kamin geworfen.

*) H. Heine's Leben und Werke. Von Adolf Strodtmann. Erster Band. 1. Hälfte. Berlin, Franz Duncker.

Wenn das in den Flammen knisterte, war mir, ich gestehe es, gar wunderlich zu Muthe; ich wußte nicht recht mehr, ob ich ein Heros oder ein Wahnsinniger sei, und neben mir hörte ich die ironisch tröstende Stimme irgend eines Mephistopheles, welcher mir zuflüsterte: „Du brauchst jetzt nicht mehr mit dem Druck dich abzuquälen, oder noch gar vor dem Druck mit Campe zu handeln, wie um ein Paar alte Hosen. Ach, liebster Campe, ich wünsche manchmal, Sie glaubten an Gott, und wär' es nur auf einen Tag; es würde Ihnen dann auf's Gewissen fallen, mit welchem Undank Sie mich behandeln." Aber Campe bleibt kalt, er glaubt nicht einmal an Heine's gefährlichen Leidenszustand —: er weiß, Heine liebt die Uebertreibung und seine Mutter sagt ja selbst: „mein Harry ist gesund". Erst von Paris kommende Freunde öffnen den Hamburgern die Augen, sie sagen: das Kind Heine hat seine alte, schwache Mutter nicht betrüben wollen und darum stets geschrieben: „Ich, dein Sohn, bin wohl und munter". Jetzt packt Campe Gold und Wechsel, Baares und Papiernes zusammen, schickt es mit schneller Post dem leidenden Dichter; auch der Vetter, der Sohn des reichen Onkel Salomon Heine, sendet Trostbriefe in Tausendfrancs-Billets an den unglücklichen Heinrich und sichert die ihm früher verweigerte, vom Onkel versprochene Pension von 4800 Francs auf Lebenszeit zu. Auf Lebenszeit — Ironie des Schicksals, ein paar Jahr Erdendasein nur waren ihm noch bestimmt und diese verbitterten Schmerzen aller Art. In krampfhaften Zuckungen wälzte sich der Leib sieben lange Jahre auf der Matratze herum.

Trotzdem versiegte der Quell der Heiterkeit nie in ihm und als der Franzose St. René Taillandier ihn um biographische Notizen anging, erwiederte er mit höchst komischer Miene, er wisse nicht, wie alt er sei. „Meine Familien-Papiere wurden durch Feuersbrünste in Hamburg verbrannt. Indem ich meinen Taufschein zu Rathe ziehe, finde ich den 13. December 1799 als mein Geburtsdatum verzeichnet. Das Wichtigste ist, daß ich geboren und an den Ufern des Rheins geboren bin, wo ich schon mit sechzehn Jahren ein Gedicht (die beiden Grenadiere) auf Napoleon schrieb. Meine Vorfahren gehörten der jüdischen Religion an; ich war niemals eitel auf die Abkunft — fühlte ich mich doch schon hinlänglich gedemüthigt, wenn man mich für ein schlichtweg menschliches Geschöpf nahm, während Hegel mich glauben gemacht hatte, daß ich ein Gott sei! Ich war so stolz auf meine Göttlichkeit, ich hielt mich für so groß, daß ich, so oft ich unter der Pforte St. Martin oder St. Denis hindurch ging, unwillkürlich das Haupt senkte, um mich nicht an den Bogen zu stoßen. Das war eine schöne Zeit! sie ist lange entschwunden, und nur mit Trauer kann ich derselben jetzt gedenken, wo ich elend auf dem Rücken liege." Liegt nicht in diesen wenigen Zeilen der ganze Schmerz und die ganze Freude des ringenden Menschengeistes? Welche Qualen muß der lebenslustige Heine durchgemacht haben, um zu jener Entsagungs-Philosophie zu gelangen, die sein so reizbares Temperament gleichgiltig gegen seine stärksten Feinde machte: „Laßt sie beißen und bellen die Hunde, man hat mir längst das Maß genommen zum Sarge, auch zum Nekrolog, — Alles hat sein Ende. Ihr werdet eines Morgens die Bude geschlossen finden, wo Euch die Puppenspiele meines Humors so oft ergötzten".

Nur mit seinem Verleger zerrt er sich noch bis zur Todesstunde herum, und als dieser ihm seine Gedichte in Goldschnitt gebunden schickt, antwortet er ihm höchst beißend: „Was meine Werke in dieser Gestalt betrifft, so beauftrage ich **, Ihnen in Bezug auf die Ausstattung zu sagen, daß ich das Gold von Ihnen nicht auf dem Deckel, sondern im Seckel zu haben wünsche".

Heine war nie zufrieden mit dem von Campe ausgesetzten Honorar; er rechnete ihm täglich mit ironischer Miene vor: so und so viel, Campe, hast Du an mir Verdienst und Du schacherst und handelst mit mir um ein paar lumpige Sous herum. In jedem Briefe giebt er ihm zu verstehen, daß er bald sterben und die Welt nach seinem Tode sagen werde: Campe ließ Heine verhungern. Und der bärbeißige, aber gutmüthige Verleger sandte ihm immer von neuem ein Extrahonorar — ein paar Wochen gingen hin und der Tanz um das Honorar ging abermals los. Heine verstand nicht, Haus zu halten; seine Frau kannte so wenig wie er den Werth des Geldes, und die Wirthschafterin machte sich Beider Leichtsinn vortrefflich zu Nutze. So rollte das Geld im Nu zwischen Heine's Fingern durch — er borgte und wurde wieder angeborgt. — „Ich habe mehr Schulden und ohne Bedenken gemacht, als ich mich wohl entsinnen kann, und wenn ich dann selbst einiges Entbehrbares habe, so sehe ich es so recht als eine Sühne an, wenn mich Einer anpumpt; das thut mir gar wohl" — sagte er einmal zu Kertbeny, jenem literarischen Abenteurer und Freitischgänger, der bei allen Berühmtheiten im Wartezimmer seine eitle Persönlichkeit hervordrängte.

Derartige Leute, die Heine zu Hunderten mit ihrer langweiligen und neugierigen Gegenwart belästigten, erregten so recht Heine's Haß gegen jede Landsmannschaft und auf „Empfehlungen" reisende Literatur-Vagabunden. Er läßt seinen Unmuth darüber in allen Briefen aus, die er an Campe richtet, — „man gönnt mir die Ruhe des Sterbens nicht einmal, diese Barbaren, die vorgeben, sie liebten und verehrten mich!"

In seinem letzten Lebensjahre wurde seine Kraft, auch die geistige, immer schwächer. Alle Briefe von 1855 athmen eine erzwungene Heiterkeit, und seine Geistesblicke thun sich nur in krankhaften Zuckungen kund. Eine verzehrende Unruhe plagt ihn Tag und Nacht, er wechselt die Wohnungen und wie ein „Kind der Ammen" trägt eine Wärterin den an jedem Gliede gelähmten Dichter von Zimmer zu Zimmer. Hier stört ihn das Hämmern der Bauleute, dort das Klavier einer im Pensionat erzogenen Tochter Eva's, — überall treiben ihn die Störungen von der Straße her fort; seine Nerven können nichts vertragen, nur noch das „melancholische Schlagen einer Nachtigall vor meinem Fenster". — „Nun werd' ich bald sterben müssen — Napoleon zeigte ein Komet die Todesstunde an, mir eine schlagende Nachtigall — Welt, du rauschende, lebe wohl!"

Am 17. Februar 1856 verschied der große Dichter, „beweint von Vielen, geliebt von Niemanden." „Er hat Weisen angeschlagen auf seiner Harfe", sagt Alexander Jung treffend, „die Mancher nachgelallt und nachgeklimpert, die Keiner wieder erreicht, die Wenige verstanden, voll heiligen Tiefsinns, voll höchster Begeisterung, voll süßer Einfalt der Natur, voll himmlischer Schwärmerei".

Aus Hermann Schiff's, des Cousins Heinrich Heine's, Munde habe ich die Anekdote: Für wie viel Jahre Unsterblichkeit meines Harry garantiren Sie? fragte die Mutter des unglücklichen Dichters den curiosen „Alten im Bart". „Für hundert Jahre", gab dieser zur Antwort, und anscheinend befriedigt, ging die Mutter auf einen andern Gesprächs-Gegenstand über.

Es lebt in Paris ein deutscher Exilirter, welcher Dichter, die nach Heine gesungen, nicht mehr hören will. Ich selbst bin der Meinung, daß Heine die letzte Nachtigall im deutschen Dichterwalde war, die mit ihren blutenden Liedern des Schmerzes und der Wonne alle Herzen bezauberte und sie hinzog zu jähen, mit Blumen bestreuten Abgründen, aus denen des Satyrs Fratze

höhnend hervorgrinste. Heine war unbeständig wie ein Kind, launisch wie dieses, aber er war groß und edel, wenn es sich um die höchsten Interessen der Menschheit handelte.

Aus der Strodtmann'schen Biographie, von der erst die eine Hälfte des ersten Bandes erschienen, erfahren wir, daß die Familie des Dichters noch immer sich weigert, umfassenderes Material zu einer Lebensgeschichte desselben herauszugeben; es ist dies um so mehr zu bedauern, da viele Punkte in Heine's Leben sind, die dunkel erscheinen und die auszufüllen, dem Verfasser der Biographie, trotz der guten Quellen, die ihm zu Gebote gestanden, nicht möglich gewesen.

Wir halten es für unsere Pflicht, auf das sorgfältig durchgearbeitete Werk des bekannten Herausgebers der sämmtlichen Werke Heine's hinzuweisen. Es bietet eine Fülle von Interessantem, und zwar, wie bemerkt werden muß, zum ersten Male.

Otto Spielberg.

England.

Der englische Dichter Mathew Arnold.*)

Wir Deutsche beurtheilen England und die Engländer immer noch vielfach nach den einzelnen Karrikaturen oder Grobianen, die es sich auf dem Kontinente zur ganz besonderen Aufgabe gemacht zu haben scheinen, sich durch Absonderlichkeiten und stolze Verächtlichkeit auszuzeichnen oder nach unseren eignen Vorstellungen von ihrer Geldmacherei, ihrer perfiden Politik, ihrer Shopkeeperei, ihren Dampfmaschinen, Baumwollen-Lords und ihrem Materialismus. Wir übersehen dabei ganz und gar, daß sich in England alle Formen und Phasen der Weltkultur, der Wissenschaften und Künste, alle Geistesrichtungen, alle Qualen und Freuden des modernen Geistes in Büchern und Menschen, in Charakteren und Thaten reichlich vertreten finden und auf manchen Feldern dieser geistigen Kämpfe viel stärkere Armeen lebhafter und selbständiger kämpfen, als bei uns.

Unter Anderem giebt es jetzt auch in England eine Art Loge oder Klub von Denkern und Dichtern, welche die sprichwörtlich werdende „Poetry of Culture" anbauen und überhaupt in der Literatur nicht nur Alles besser wissen wollen, als das gemeine Federvieh, sondern dies auch in einem höheren, gelehrten, der gemeinen Menge unverständlichen Stile auszudrücken lieben. Wenn sie sich herablassen, sich der englischen Sprache zu bedienen, so zeichnen sie sich weniger durch besondere transcendente Ideen, als durch raffinirte und geniale Bezeichnung oder Umschreibung gewöhnlicher Gedanken und Gemeinplätze aus.

Manchen höher gebildeten Leuten macht es nun ein besonderes Vergnügen, herauszuklügeln, was sie in ihre Sprache eigentlich „hineingeheimnißt" haben, wie Göthe in den zweiten Theil seines Faust; und darin soll das eigentliche Geheimniß ihrer Popularität liegen. Sie sind vor allen Dingen große Gelehrte und Kritiker und richten ihre Angriffe nicht nur gegen einfache, sogenannte Naturdichter, sondern auch gegen die populärsten Helden der schönen Literatur, Dickens, Collins, Reade, Kingslake, Trollope u. s. w., besonders grausam aber gegen die vielen schöngeistigen Damen Englands, weil sie nicht in Oxford oder Cambridge studirt haben. Dabei haben sie selbst gerade sehr viel weibliche Schwächen: sie sind wortreich und schwülstig, vornehmthuerisch und eitel und hängen zusammen in Cliquen. Selten wagt Einer allein in das Meer des öffentlichen Lebens hinein zu schwimmen; sie haben ihre eigenen Privat-Bassins — kleine politische und literarische Organe — und fassen sich gegenseitig bei den Händen, wie kleine Mädchen, und tauchen und spritzen so gemeinschaftlich. Sie kokettiren besonders mit ihrer klassischen Bildung und werfen mit gelehrten Anspielungen aus allen möglichen Mythologieen, Literaturen und Zeiten umher.

Als ihres geistigen Hauptes rühmen sie sich des Dichters Matthew Arnold, eines eben so scharfsinnigen Kritikers als tiefen Denkers. Er ist in der gelehrten und literarischen Welt Englands schon lange berühmt und gefürchtet. In allen seinen Kämpfen für sein System der höheren Intelligenz und Kultur war ihm schwer beizukommen, so gewandt war er mit dem Rappier seiner Zunge und Feder, so unfaßbar in seinen Kritiken, Beweisen und Angriffen. Neuerdings zeigen ihn seine „Neuen Gedichte" als einen Herrscher auf dem philosophischen Gebiete der Dichtung, des Grübelns und Grabens in dunkeln Tiefen, der tragischen Ikarusflüge in sonnige Höhen des Idealismus und zerschmetternden Stürzens aus den verbotenen Höhen herab.

Sein Drama „Empedokles" ist eine Art von „Faust", oder vielmehr der Gegensatz zu der tief sittlichen Sage von der Verdammung aller Don Juans. Empedokles, der Sänger, Redner und Lehrer des großen Sophisten Gorgias, der philosophische Zauberer, der über die Erde wandelte, um die Natur durch Wissenschaft und Magie zu unterwerfen, der Patriot, welcher Tyrannen vertrieb und selbst es verschmähete, König zu werden, bald angebetet wie ein Gott, bald ein Verbannter, der endlich auf dem Aetna sein mysteriöses Leben beschloß, bildet den Anfang und den Hauptinhalt der lange erwarteten neuen Schöpfungen dieses neuen Repräsentanten der englischen Kultur-Poesie. Es ist ein umgekehrter Don Juan, der, statt in Materialismus und Sinnlichkeit, als Sklave des Gedankens und des Geistes untergeht. Aus dem erniedrigenden Umgange mit Menschen getrieben, weil Diese ihn von sich selbst abziehen, sucht er Zuflucht bei Apollo, auf dessen mondbeleuchteten Bergeshöhen. Aber hier findet der begeisterte Anhänger des ewig jugendlichen, grimmigen und unerträglich grausamen Gottes, daß er von der Sklaverei der Sinne nur entfloh, um zugleich seine eigne Seele zu verlieren, daß er ein Sklave des Gedankens geworden, todt für jede natürliche Freude, kein lebendiges Wesen mehr, nichts als eine verzehrende Flamme des Gedankens, als ein nackter, ewig ruheloser Geist. Doch er will nicht zurückkehren unter die Menschen und unter ihnen Schutz vor sich selber suchen. Sie sind ihm gar zu kindisch und albern und verlangen von dem begeisterten Weisen nicht Weisheit und Wissenschaft, sondern bloß Zauberformeln gegen allerlei Krankheiten und Uebel. Es treibt ihn die unbarmherzige Einsamkeit zu Faust'scher Verzweiflung und zum Selbstmord-Versuche. Hin- und hergestoßen zwischen den Gegensätzen von Sinnlichkeit und Geist, sehnt er sich nach Ruhe, nach Auflösung in die Elemente, aus denen er entsprang. Aber an der Schwelle des Todes bebt er zurück, erschreckt von seiner eignen Logik, daß mit dem Tode der Geist, der Gedanke, von dem er sich beherrschen ließ, kein Ursprungs-Element finde, in welches er zurückkehren könne, da er nicht, wie die körperlichen Bestandtheile, sich in seine verschiedenen Elemente auflösen könne, in Erde, Wasser, Feuer, Luft.

„But we shall be in them (mind and thought), and they in us,
And we shall be the strangers of the world,

*) New Poems. By Matthew Arnold. London: Macmillan and Co., 1867.

And they will be our lords as they are now;
And keep us prisoners of our conciousness.
And never let us clasp and feel the All,
But through their forms and modes and stifling veils.
And we shall be unsatisfied as now,
And we shall feel the agony of thirst
The ineffable longing for the life of life!
Baffled for ever and still thought and mind
Will hurry us with them on their homeless march."

Er glaubt also wirklich, daß Diejenigen, welche ihre Doppelnatur nicht in deren Harmonie kultivirt haben, sondern den einen Theil durch den andern tyrannisiren ließen, wodurch sie sich von dem großen Universum loslösten, in die Sklaverei des Fleisches oder des Geistes verfallen seien, in irgend einen Abgrund der Sinne oder ein phantastisches Labyrinth, aufgebaut von der einsamen, absoluten Herrschaft der Denkkraft. Wir erhalten also durch den Empedokles den in unserer Literatur noch nicht vertretenen Gegensatz zu der Don Juan-Poesie und sehen hier den Sklaven des Geistes eben so traglsch untergehen, wie den in Sinnlichkeit und Unsittlichkeit versunkenen Renommisten der Sünde. Jeden erwartet dieses Schicksal, der nach irgend einer Richtung seiner Doppelnatur untreu wird, dem tief angelegten, eignen und einzigen wahren Selbst, mit welchem vereint und versöhnt wir allein uns mit der ganzen Welt, mit der Allgemeinheit, mit dem Absoluten vereint und versöhnt finden.

Wir wollen uns hier nicht in philosophische Untersuchungen einlassen, welche uns zeigen würden, daß in dieser Sklaverei des Geistes in seiner Abhängigkeit von sich selbst gerade die wahre Freiheit, die absolute Ewigkeit und Substantialität des Geistes liege, sondern nur bemerken, daß der ungemein in deutscher Literatur und deutscher Philosophie belesene Dichter und Denker es nicht dahin gebracht zu haben scheint, die Reihenfolge von philosophischen Entwickelungen des Begriffes vom absoluten, freien und dabei persönlichen Geiste und Gedanken in sich aufzunehmen und sie sich klar zu machen. Der wahre, philosophische Denker kann nie zum Sklaven einer verzehrenden Flamme des Gedankens werden, sondern vielmehr nur immer tiefer in sich selbst einkehren und die Identität des Denkens und Seins immer deutlicher und befriedigender für seine Doppelnatur begreifen und genießen, mag er diese Einheit mit Cartesius als Cogito ergo sum, als Substanz mit Spinoza, als Leibniz'sche Monade, als das Fichte'sche „Ich" oder in ihrer stolzesten, absolutesten Selbstgewißheit als das „An- und Fürsichsein", oder das „Absolute" Hegel's philosophisch durchdenken. Freilich dieser sich selbst bewegende Gedanke entzieht sich anschaulicher poetischer Darstellung, weil er in jeder sinnlichen und ästhetischen Form aus seiner raum- und zeitlosen Unkörperlichkeit herabgestiegen erscheint, also gewissermaßen sich selbst aufgiebt und nur angeschaut, aber nicht begriffen werden kann.

An diesem Widerspruche scheitert alle philosophische Poesie, und dieser stört uns auch in der sonst gewaltigen und großartigen, nicht selten musikalischen Harmonie dieses metaphysischen Dramas. In den Stellen, wo der tragische Conflikt zwischen Sinnen und Geist sich in ethischen Conflikten zwischen Wollen und Wirklichkeit, zwischen Idealen, natürlichen und sozialen Gestaltungen schmerzlich ergießt — auch das Pathos der vielen einzelnen nachfolgenden Gedichte — erkennen und bewundern wir oft genug den wirklichen großen Dichter als titanischen Himmelsstürmer, als den gewaltigen Faust, der erkennen will, was die Welt im Innersten zusammenhält und in Verzweiflung an der Unmöglichkeit dieses Erkennens sich loszuringen sucht von allen irdischen Banden. In seiner Furcht, daß er nach diesem Leben von den verschiedenen Elementen seines Daseins zurückgehalten würde, sich mit dem großen Universum zu vereinigen, sucht er auch in späteren Gedichten sich wenigstens sterbend von den irdischen Widersprüchen und Mißklängen des menschlichen Lebens loszuringen, um sich mit der großen Gottesnatur zu vereinigen, „mit der Welt, welche war, ehe ich geboren, der Welt, welche bleiben wird, wenn ich todt bin, welche niemals Jemandes Freund war, die niemals Liebe versprach, die sie nicht zu geben vermochte, aber ihre großmüthige Sonne für Alle leuchten läßt und sich lebt und in's Leben gab, um endlich das Universum als meine wahre Heimat zu fühlen."

Die Furcht des Empedokles, daß er verdammt sein werde, in einem von den Ideen gesponnenen Gewebe des Selbstbewußtseins, getrennt von seiner eignen Seele, zuzubringen, erscheint später unter der vielfach wiederholten Klage, daß besonders die Engländer an der Tretmühle ihrer täglichen Arbeit sich abquälen und nie ihre Seele eher besitzen, bis sie sterben. England hat nach ihm ganz besonders den Schlüssel zu der Harmonie seiner Bestimmung verloren, „und läßt aus seinem Leben Ruhm, Genius und Freude allmählich aussterben". Aber freilich die übrige Welt macht's nicht viel besser; sie hat in ihrem Chaos von Leidenschaften und Bestrebungen „weder wirkliche Freude, noch Liebe, noch Licht, noch Gewißheit, noch Friede, noch Hilfe für Leiden; wir befinden uns hier auf einer dunklen Ebene und werden von wirrem Lärm des Kämpfens und der Flucht, von dem nächtlichen Waffengeklirr der Armeen des Unsinns dahingefegt," so daß der Dichter es am Ende doch noch für das Rathsamste hält, sich wenigstens an irgend einer Religion, und sei sie noch so voll von Aberglauben, zu halten; denn von allen diesen Religionen, „welche hat nicht schwacher Willenskraft gelehrt, wie viel sie kann? Welche ist nicht gefallen auf ausgetrocknete Herzen wie Regen? Welche hat nicht dem versunkenen und in sich selbst abgemüdeten Menschen zugerufen: Du mußt wiedergeboren werden."

Endlich kommt der Dichter zu dem wehmüthigen Rathe für die Menschen, von oben herab zu blicken auf diese Fluth der Dogmen und Systeme dieser Tage, welche an uns vorbeirauschen, nicht einen neuen Glauben und eine neue Erlösung zu suchen, sondern still zu warten, bis der neue Heiland kommt, und sich bereit zu halten, dessen Glauben und Lehre in sich aufzunehmen, und inzwischen sich zu wahren und festzuhalten, wenn die Fluth steigt und uns in ihren wirren Wogen dahinzureißen droht; im Uebrigen freudig harrend, still und einsam zu sitzen auf unserem hervorragenden Hügel und vielleicht zu hoffen, daß man der Letzte sei von dem Geschlechte derer, welche trauern.

Wir sehen, daß durch alle diese Gedichte hindurch der tragische Kampf des Empedokles in den verschiedensten Formen hindurchklingt. Viele Gedichte verrathen allerdings mehr den Gelehrten und Kritiker, und zwar oft mit einem Aufwande von Bildern und Anspielungen, aus den verschiedensten Sphären reicher Belesenheit und Gelehrsamkeit, daß sich die englische Presse vielfach darüber lustig gemacht hat; aber im Wesentlichen läßt sich der große und geniale Dichter nicht verkennen und wird oft genug von Geistern bewundert werden, welche sich in einem ähnlichen Kampfe zwischen dem naturwissenschaftlichen Materialismus unserer Zeit und dem Sehnen und Suchen nach einer höheren Befriedigung und Offenbarung der Wahrheit, welche uns keine Naturwissenschaft gewähren kann und uns auch in den bisherigen Religionen nur als eine Forderung des Glaubens

geboten wird, abgequält haben und noch nicht im Stande gewesen sind, sich daraus emporzuarbeiten.

„Empedokles" wird in Deutschland wohl nicht sehr bekannt und beliebt werden; aber wir zählen dieses Drama, trotz einiger lang ausgesponnenen Scenen und unbefriedigender Lösung, zu den großartigsten Erscheinungen der Poesie überhaupt. Es gehört, wie „Faust", „Merlin", Grabbe's „Don Juan", das „hohe Lied" von Titus Ullrich zu den dichterischen Titanen-Schlachten, welche der zwischen Geist und Materie gefangene menschliche Geist schon auf den verschiedensten Wahlstätten mit tragischem Untergange geschlagen. Dieser Kampf wird nicht aufhören, bis er endlich durch den Sieg einer neuen Offenbarung und Erlösung befriedigt sein wird. Arnold hat sich tapfer auf einem Felde bewährt, auf welchem wir bis jetzt nur wenige und schwache deutsche Kämpfer fanden. Die Feldherren auf diesem Gebiete werden deshalb Ursache haben, ihn als einen wackeren Hilfsgenossen zu begrüßen und zu ehren. H. B.

Schweden.

Eine Anthologie skandinavischer Dichtungen.*)

Die deutscherseits gemachten Versuche, uns den poetischen Norden durch gediegene Uebersetzungen nahe zu bringen, sind bis jetzt noch nicht sehr zahlreich. Die von Leinburg so trefflich begonnene, wirklich wissenschaftlich redigirte „Anthologie schwedischer Dichter" (Leipzig, 1860, Arnoldische Buchhandlung), mit Uebertragungen in Prosa, ist leider bei dem einen Bande, dem III. des beabsichtigten Gesammtwerkes, stehen geblieben, und so ist denn, während wir uns einzelne fremde Dichter, wie Shakespeare, Dante und Byron, mit unglaublicher Hartnäckigkeit fast in jedem Jahre auf's Neue in deutschem Gewande aneignen, ein ganzer Kreis der edelsten, unserer ganzen nationalmodernen Anschauungsweise zunächst liegenden Geistesthalen der nordischen Nachbarvölker ungerechterweise noch heutzutage der Mehrzahl selbst gebildeter Deutschen durchaus eine Terra incognita.

Mit um so größerer Freude begrüßten wir daher die Ankündigung des obigen Buches von Edmund Lobedanz, der sich einen nicht geringen, indeß (wie wir jetzt hinzufügen müssen) wohl von den Wenigsten controlirten Ruf durch seine glatte Bearbeitung der Sakuntala erworben hat.

Die Vorrede des Verfassers ist dazu angethan, die kühnsten Erwartungen des Lesers zu erwecken. Es heißt u. A. im Eingange: „Als ich endlich ernstlich Hand anlegte und musterte, was in dieser Beziehung (nämlich in nordischer Uebersetzungs-Literatur) von Anderen bereits geleistet war, mußte ich erkennen, daß ich mit wenigen Ausnahmen genöthigt sein würde, Alles ganz neu nach den Originalen zu übersetzen, um den Anforderungen, welche ich selbst und das Publikum mit Recht an Kunstwerke der Uebersetzungs-Literatur stellen, genügen zu können." — Ferner: „ich wage zu hoffen, daß ich in den meisten Fällen mit Hilfe einer glücklichen Inspiration Gedichte hingestellt habe, die das Original nicht vermissen lassen, und so soll es auch sein." — Sodann wird eine Stelle aus einer dänischen Zeitung über die Kunst und das Wesen der Uebersetzung angeführt, die mit den Worten schließt: „Dieser Freiheit gegenüber steht zugleich der Respect vor der Kraft des Ausdrucks oder seiner Anmuth, und das ist dann die Treue im Einzelnen." Worauf der Verfasser fortfährt: „Auch dies ist mir ganz aus der Seele gesprochen und danach habe ich überall gehandelt; nur müßte ich lügen, wenn ich sagen wollte, daß mir die Sache im Allgemeinen sehr schwer geworden wäre. Die, ich möchte sagen mir angeborene indrünstige Hingabe an ein schönes Gedicht in fremder Sprache, erweckt in mir eine Stimmung, wie der Original-Dichter sie nicht ausgeprägter gehabt haben kann, und die regt dann wieder dermaßen die poetisch sprachliche Schöpfungskraft in mir an, daß sich Alles so sehr und leicht in die gegebene Form fügt, daß ich es meist wie ein Nachtwandler gleich fertig rein niederschreibe und oft gar nicht erst nachdenke, ob z. B. für eine kommende Zeile denn auch ein passendes Reimwort für den genommenen Anfang zu Gebote steht. Nur ausnahmsweise ist mir das fehlgeschlagen, so daß ich wieder ausstreichen mußte. Mein Verdienst ist also, bei einer so glücklichen Naturanlage, im Grunde gering. Schweiß oder saure Mühe hat mir eigentlich nichts gekostet, selbst das anscheinend Schwerste nicht."

Das heißt von der Leber gesprochen! Aber es ist in der Literatur wie im lieben Alltagsleben: — hinter der lautesten Anmaßung steckt oft nur die kläglichste, sich in eitler Selbstüberschätzung wiegende Unzulänglichkeit. So gern wir bereit waren, von vornherein das Geleistete des Herausgebers, im Hinblick auf die Schwierigkeit des Unternehmens, anzuerkennen und freudig zu befürworten, eben so offen müssen wir jetzt, nachdem wie, herausgefordert durch obige Goliatherie, das Werk der kritischen Lupe unterzogen, mit aller Entschiedenheit gegen den werthlosen Dilettantismus Front machen, der in vorliegendem Product wieder eins seiner pompösesten Feste feiert!

Selbstverständlich darf man voraussetzen, daß der Uebersetzer seine höchste Kunst mit concentrirter Bemühung auf die allgemein berühmten Perlen des nordischen Parnasses angewendet hat, und darum wählten wir zu näherer Vergleichung mit dem Original zwei der schönsten und mit Recht populärsten Dichtungen der schwedischen Neuzeit. Das erste ist Lifvet och döden („Leben und Tod") von Erich Sjöberg (pseudonym Vitalis), welches nach Edm. Lobedanz also klingt:

„Wenn ich stehe des Morgens im frischen Grün
Auf des Maies bekränzten Höh'n
Und sehe süß purpurn den Tag erglüh'n,
Dann ruf' ich: das Leben ist schön!"

Wie im Haine der Vögel Stimme schallt,
Wenn die Sonne die Nacht erhellt,
So schlägt auch dem Manne das Herz voll Gewalt
Und er möchte erobern die Welt.

Da fühl' ich die Seele vor Sehnsucht entbrannt
Nach der Ferne! — Hier hält es mich nicht! —
Wie die Sonne zu wandern von Land zu Land
Und zu schaffen Blumen und Licht!

Und naht mir der West auf der blumigen Flur
Des Abends mit würzigem Duft,
Dann ist's mir, als küßte mich lind die Natur,
Die lächelnd bei Namen mich ruft.

Und schau' ich am Himmel Stern an Stern,
Wie die Kinder umschlungen hold,

*) Album Nordgermanischer Dichtung von Edmund Lobedanz. I. Band: Dänisch-Norwegische Dichtung. II. Band: Schwedisch-Finnische Dichtung. Leipzig, Albert Fritsch, 1868.

Dann dächt mir groß nur der Name des Herrn
Und ärmlich der Erde Gold!

Ach, irdische Hoffnung und irdische Qual,
Sonst mächtig, verschwinden in Hast,
Wenn ew'ger Gedanke wie Sternenstrahl
Des Skalden Herze gefaßt.

Der deutsche Leser, der das Original dieses Gedichts nicht kennt, wird zunächst fragen, weshalb den obigen Versen die Ueberschrift „Leben und Tod" vorangesetzt sei? Wir wollen es ihm verrathen. Der Uebersetzer, in seiner „brünstigen Hingabe" an das Gedicht, hat nicht nöthig gehabt, bei seiner mechanischen Hinschreibung des Gereimes über das „nachzudenken", was er geschrieben und was der Dichter mit seinem Gedicht eigentlich gewollt hat. So ist es ihm passirt, daß er die zum Verständniß des Ganzen unbedingt erforderliche Parallelstelle (im Original Vers 4) zum Anfange des Stückes:

Står jag om en aften på fjellets topp,	(Und steh' ich betend auf Bergeswacht,
Försjunken i andakt och bön,	Voll Andacht, im Abendroth —
Och ser natten i silfvar och purpur gå opp	Und in Silber und Purpur geht auf die Nacht*),
Jag tänker: — hvad döden är skön!	Da denk' ich: — Wie schön ist der Tod!)

beim Uebersetzen gänzlich unberücksichtigt hat!

Vers 5 lautet im Schwedischen dann:	im Deutschen etwa:
Ser jag den oändliga himmelen stå	Seh' ich den unendlichen Himmel steh'n
Med stjernor, som barn, in sin famn,	Mit Sternen, gleich Kindern, im Schooß,
Alla mennis kobragder tyckas mig små,	Da dünken mich klein der Menschen Höh'n,
Blott stort den oändliges namn.	Des Unendlichen Name nur groß!

Der Schluß des Ganzen heißt in Prosa: „Ach! wie verstummt die Dämonenstimme der Furcht und Hoffnung dieser Erde,

Wenn die ew'gen Gedanken in Dichters Brust
Wie Sterne am Himmel aufgeh'n!"

wo dann das dreifache, parallel laufende „gå opp", auf Tag, Nacht und Sterne und mit tief symbolischer Bedeutung auf Leben, Tod und Dichterseele angewandt, den poetischen Gedanken, die plastisch-schöne Form abschließend, zu vollster sinnlicher Anschaulichkeit ausprägt. Schwerlich möchte der „inspirirte" Lobedanz mit seiner sogenannten Uebersetzung uns Deutschen den Verständniß-Genuß des Sjöberg'schen Originals verschaffen oder letzteres gar „vermissen lassen"!

Den widerwärtigsten Eindruck aber empfängt man von der oben angeführten Vorrede des Buches, wenn man die Uebersetzung des hochberühmten Tegnér'schen Sonnenliedes (Solsången) gelesen hat, das in der schwedischen Literatur ungefähr dieselbe Stelle einnimmt, wie Schiller's „Lied von der Glocke" in der unsrigen, und das demnach wahrhaftig vor allen anderen Dichtungen der Sammlung ein bischen „Mühe und sauren Schweiß" seitens des Uebersetzers, wenn auch nur ausnahmsweise, verdient hätte. Es würde zu weit führen, einzeln auf die von Vers zu Vers sich fortspinnenden Mißverständnisse, Verdrehungen, Oberflächlichkeiten, Formstümpereien u. s. w. einzugehen, deren sich hier E. L. in ganz unverzeihlichem Grade schuldig gemacht hat; wir setzen, der Kürze halber, aus seiner Uebertragung des „Sonnen-Gesanges", die, seltsam genug, das bewunderte Versmaß des Originals gegen ganz regelrechte Sylbenreihen umgetauscht hat, einige Verse neben eine andere anonym erschienene Uebersetzung hierher:

Lobedanz.	Anonymus.
Die Natur ist wie todt,	Sieh! die Schöpfung ist todt.
Der Gespenster Freund,	Dunkels Freundin, die Nacht
Die gefürchtete Nacht,	Deckte den Leichenflor
Auf erbleichende Pracht	Auf die erblichene Pracht.
Hat ihr Bahrtuch gelegt,	Sterne schau'n, Ampeln gleich,
Dein Herz sorgt bewegt. (?)	Auf das Trauerhaus, bleich:
Doch im Osten erscheint	Doch du hebst dich empor
Dein Glutball so roth.	Aus dem Osten, blutroth.
Und wie Knospen der Ros'	Wie aus der Knospe die Ros'
Wächst die Schöpfung, so groß,	Löst die Schöpfung sich los.
Glänzt in Farben so schön,	Farb' und Leben ersteh'n:
Du schaust durch den Raum	Deine Blicke, sie glüh'n
Den grünenden Baum,	Froh auf's funkelnde Grün
Die flammenden Höh'n!	Und auf flammende Höh'n.
Im Froste, so hart,	Lebens-Strömung, sie quillt,
Der Lebensstrom starrt',	(Frostgefesselt zuvor)
Nun wallet er mild	Nun frisch sprudelnd empor,
Und schaukelt dein Bild	Spiegelt zitternd dein Bild, —
Bis sich senket dein Strahl	Bis daß, kühler, dein Strahl
In des Westens Thal!	Schaut zum westlichen Saal,
Wer die Tugend erkor,	Wo dem ahnenden Hoffen,
Wen nicht Hoffnung verließ,	Wo dem rechtlichen Strauß
In dem Paradies	In der Seligkeit Haus
Findet er hier das Thor.	Gold'ne Thore steh'n offen!

Gegenüber einer solchen Leistung, wie die Lobedanz'sche Uebertragung, die sich zum Originale ungefähr verhält, wie die Musik eines ausgedrehten Leierkastens zu der Aufführung einer Beethoven'schen Symphonie durch ein Künstler-Orchester, bleibt der Kritik nichts übrig als — zu verstummen. Welcher Dämon aber, — fragen wir uns im Stillen, — welcher Dämon hat diesem Herrn jene übermüthige, pomphafte Vorrede dictirt, in welcher er mit dem Behagen eines gottgeborenen Königs der Uebersetzer die „höchsten Anforderungen, die das Publikum und er an Kunstwerke der Uebersetzungs-Literatur stellen", wie Federbälle durch die Luft treibt, als Dinge, die ihm weder „Mühe noch sauren Schweiß" kosten!

Wenn es sich der Mühe verlohnte, noch auf andere Proben seines absoluten Unvermögens näher einzugehen, so müßten wir die völlige Verballhornung eines zweiten ausgezeichneten Tegnér'schen Gedichts „Det Eviga" und der herrlichen Dichtung von Afzelius „Neckens Polka" erwähnen, bei denen sich der Herausgeber im höheren Nonsens selbst übertroffen zu haben scheint; da ist keine Spur von eingehendem Verständniß des Originals, nicht der geringste Sinn weder für Kraft, Feinheit und Poesie im Ausdruck, noch für innere Form und Conception des schwedischen Dichtwerks. Ein gemeingiltiges, triviales Reimcolorit über eine gegebene, in so und so viel Strophen abgetheilte Anzahl von Versreihen mühsam hingekleckst nach der biderben Schablone von „Reim' dich, oder"... — das ist im Großen und Ganzen Das, was uns hier als „Kunstwerke der Uebersetzungs-Literatur" dargeboten wird.

Eine Oase in der Wüste sind die einzelnen Uebersetzungen von Platen, Wachenhusen, Dircking Holmfeldt, Willatzen u. A., die sich hier und da eingestreut finden.*) Als Curiosum sei noch

*) In Vers 1 heißt es dem entsprechend:
„Und in Gold und Purpur geht auf der Tag,
Da denk' ich: — Das Leben ist schön!"

*) Herr P. J. Willatzen in Bremen hat in einem uns zugegangenen gedruckten Schreiben gegen die Verballhornungen protestirt, die

bemerkt, daß Lobedanz das berühmte Herder'sche Gedicht „Das Kind der Sorge“ als Originalwerk des schwedischen Staats-Secretairs Karl Gustav von Leopold in's Deutsche zurückübersetzt hat.

Doch genug. Der Totaleindruck, den wir von dem ganzen Product empfangen, drängt uns zu einem frommen Wunsche, den wir, im Interesse des deutschen bücherlesenden Publikums, dem wackeren Deutsch-Dänen für etwaige fernere Versuche auf demselben Gebiete in's Ohr flüstern müssen: — möge er zu solchem Werke etwas mehr ehrlichen deutschen Fleiß und Ernst und neben gewissenhafter Achtung vor den Dichtern, die er übersetzt, und vor dem Volke, für das er schreibt, eine geringere Portion Selbstüberschätzung mitbringen. Spielend erringt man nun einmal Nichts im Leben, am Allerwenigsten Kränze in der Literatur!

Nicht schließen können wir, ohne die Hoffnung auszusprechen, daß sich recht bald endlich eine poetisch und ästhetisch befähigte Feder finden werde, die uns den großen Sternenreigen des nordgermanischen Dichterhimmels deutlicher und würdiger zeichne, und eine sinnige Hand, die uns duftigere Sträuße aus dem wunderherrlichen Dichtergarten jenseits der blauen Ostseewogen pflücke. Die größeren dänischen Dichter, wie Oehlenschläger, Hauch und Andersen, haben ihre bedeutenderen Schöpfungen meistentheils selbst in's Deutsche übersetzt; aber von schwedischen ist Tegnér fast der Einzige, dessen Namen in Deutschland, und auch nur durch ein Werk, in weiteren Kreisen Klang hat; wer kennt z. B. Atterbom, den Sänger der „Blommor“ (Blumen) — „auf grünem Waldgrund festgewachsene Falter“ nannte sie Tegnér — tief symbolische Dichtungswunder, die, was der Norden Tiefes, der Süden Süßes haben kann, in ihrem Stimmenlaut umfassen? Da ist ferner E. G. Geijer, die starke, biedere, nordische Berserkernatur, aus dessen Versen es wie Tannenduft und Birkensäuseln weht, — Lindeblad, die zarte poetische Seele, die wie ein Gefangener im Kerker, wie ein „Fremdling“*) fern von der Heimat, fort und fort der Sehnsucht Schwingen schlägt, um sich im Gesang zum Vaterlande über den Sternen zu erheben, — August Nicander, der Platen des Nordens, wie ihn treffend Leinburg genannt hat, — dessen nordlichtbeglänzte „Runor“ („Die Runen“), sowie sein südlichglühendes Mondschein-Gemälde „Månskensnatten i Albano“ und „Lejonet i öknen“ („Der Löwe in der Wüste“, Napoleon), nebst vielen anderen ihren Verfasser für alle Zeiten als unübertrefflichen Meister der poetischen Diction hinstellen, — und endlich, last not least, der große Finnländer Johann Ludwig Runeberg, der weitaus bedeutendste lebende Dichter, nicht nur des Nordens, sondern vielleicht ganz Europa's.

Sicherlich würde ein solcher Contact mit der schwedischen National-Poesie, einer Tochter Hellas' an Formenschönheit, und des germanischen Nordens an Gedankentiefe, auch einen frischen, gesunden Hauch über unsere eigene, deutsche, in alten, ausgetretenen Geleisen dahinschleichende Literatur der Gegenwart ausströmen. Statt immerwährend noch alten abgestandenen Wein in verschimmelten Schläuchen anzusammeln und das Volk der Neuzeit z. B. mit nie „menschenmöglich“ gewesenen Staatstheorieen eines Brutus und Collatinus oder mit Sophonisben, Medeen u. dergl. zu langweilen, würden unsere jungen Poeten vielleicht wieder zu den von Schiller, Kleist und Hebbel eingeschlagenen Bahnen mit der lebendigen Ueberzeugung zurückkehren, daß wahrhaft große, zeitüberdauernde Werke nur dem Dichter gelingen, der, durchdrungen vom Geist seiner Zeit und seiner Nation, in und aus diesem Geiste schafft — eine Lehre, die eben, außer vielleicht noch in der brasilianischen und nordamerikanischen, nirgends eklatanter als in der schwedischen Literaturgeschichte ihre Bestätigung findet. Der Dichter ist gleichsam ein Antäus: — er ist verlassen und verloren im Kampf mit der hinraffenden Macht der Zeit, sobald er die Mutter-Erde unter den Füßen verliert, — siegreich dagegen und in die Nachwelt hineinragend, wenn er unerschütterlich fest in dem nationalen Boden wurzelt, der ihn erzeugt hat.

Paul Herlth.

sich Herr Lobedanz in den Uebertragungen des Ersteren erlaubt hat. Auch bestätigt eine Vergleichung der Arbeiten von Willatzen und von Lobedanz Alles, was in unserem Artikel über die Anmaßung und die Geschmacklosigkeit des Letzteren gesagt ist. D. R.

*) Titel eines seiner schönsten Werke: „Främlingen“.

Italien.

Zur Culturgeschichte Siciliens.*)

Wie im Mittelalter der Zauber Italiens unsere besten Kaiser und die Edelsten unseres Volkes in unaufhörliche und immer unglücklichere Kriegszüge verlockt hat, so haben in moderner Zeit viele und tüchtige Ritter vom Geiste nicht widerstehen können, uns den Reichthum und die Schönheit Italiens immer von Neuem zu schildern — und wie Jene, mit immer matterem Erfolge. Nicht, daß es ihnen an Kraft gebrach: die letzten Jahrzehnte haben vielmehr so ausgezeichnete Sittenbilder und Reisegeschichten aus Italien geboten, daß man kaum die Reihe der Schriftsteller nennen kann, ohne einen oder den andern zu übergehen, der in seiner Weise das Rechte getroffen und einen Kreis von Freunden sich erworben hat: die meisterhaften Schilderungen von Gregorovius, die Kunststudien von Schlüter, Precht, Stahr, die feinen und geschmackvollen Naturbilder von Speyer und viele andere ragen aus der Menge hervor. Aber dennoch, auch die feinste und individuellste Wiedergabe der in Italien empfangenen Eindrücke und gehabten Erlebnisse kann so wenig uns noch Neues und Großes bieten, als ein Madonnenbild moderner Maler das Ideal überbieten und erweitern kann, welches aus der Anschauung der herrlichsten Meisterwerke bereits in uns Allen lebt. Wie Jeder von uns selbst Italiens Kunst und Natur gesehen, und wie sie die ersten Geister vollendet und umfassend aus ihren eigenen Eindrücken geschildert haben, so genügt es uns, und immer spärlicher und lauer muß das Interesse für die Berichte neuer Zeugen werden.

Um so wünschenswerther ist es aber, unsere Kenntniß von Italien nach einer bisher nur kärglich gepflegten Seite auszubreiten. Die italiänische Geschichte birgt noch einen Reichthum von Vorgängen und Zuständen, in denen sich die reifste Bildung und die wildesten Triebe der menschlichen Natur wunderbar klar darstellen, mit denen oft die großen Ereignisse und Personen der Geschichte eng verflochten sind, und durch welche namentlich das jetzige Italien, Land und Volk, erst recht unserm Verständniß nahe gebracht wird. So gründlich und fesselnd, wie Gustav

*) Otto Hartwig, Aus Sicilien. Kultur- und Geschichtsbilder. I. Cassel und Göttingen 1867. (333 S.) — Derselbe, Codex juris municipalis Siciliae I. Das Stadtrecht von Messina. Ebendas. 1867. (75 Seiten.)

Freytag uns Deutschen Leben und Thaten unsrer Altvordern enthüllt hat, werden wir freilich kaum ein Buch über Italien erlangen. Aber für's Erste gilt es auch nur, aus dem Mannigfachen, was in den sorgfältigen Chroniken aller lombardischen Städte, in den bilderreichen Berichten über die große Zahl fürstlicher Feste, in der Menge von Büchern über die Kunst der Toilette, der Körperübungen, des Gartenbaus, der Zauberei, der Minne u. s. w. enthalten ist, Passendes zu anschaulichen und für die Gegenwart nützlichen Kulturbildern auszuwählen. Burkhard's „Kultur der Renaissance", welches all diese Kultur-Momente des dafür ergiebigsten Zeitalters zusammenfassend, aber nur kurz dargestellt hat, ist bisher leider das einzige Buch dieser Art gewesen. In anderer Weise haben Paul Heyse in seinem reizenden Italiänischen Liederbuch und Schack in seiner arabischen Dichtung auf Sicilien diese große und schöne Aufgabe gefördert. Hier greifen die „Kultur- und Geschichtsbilder" Otto Hartwig's ein, der während eines längeren Aufenthalts auf Sicilien als Prediger der protestantischen Gemeinde von Messina die sorgsamsten Studien über Sicilien gemacht hat und diese in gefälliger Form und mit erfreulicher Liebe für den Gegenstand uns bietet. Die Vergangenheit Siciliens giebt für eine solche kulturhistorische Ausbeute noch reicheren Stoff, als die der Halbinsel. Die Bevölkerung einer Insel entwickelt sich immer kräftiger und eigenthümlicher, als die unter unmittelbarem Einfluß und allseitigem Verkehr mit den Nachbarn stehende Bevölkerung des Continents. Zumal in Sicilien gewährte die felsenreiche Hochebene des Innern der Bevölkerung stets eine dauernde Schutzwehr gegen Eindringlinge. Noch wichtiger aber als diese der Vertheidigung günstige Beschaffenheit wurde für die Geschicke der Insel ihre gegen den Orient und gegen Afrika vorgeschobene Lage. Wie von hier aus die Normannen in kühnen Seefahrten sich erobernd über die Küsten des Mittelmeers ausbreiteten, so haben Griechen und Araber auf der Insel selbst festen Fuß gefaßt. Kein Land Europa's hat so verschiedenen Völkern gehört, eine so gemischte Bevölkerung und eine Bildung empfangen, die so eigenthümlich und reich von orientalischer und abendländischer, von romanischer und germanischer Kultur gesättigt worden ist. Griechen, Punier, Römer, Byzantiner, Araber, Normannen, Deutsche, Spanier und Bourbonen haben nacheinander hier geherrscht und ihre Spuren hinterlassen. Aber selten sind diese Fremden auf der Insel einheimisch geworden und haben sie als selbständigen Staat regiert. Und es war eben das Unglück dieser von der Natur gesegneten Insel, meist in Abhängigkeit vom Festlande verwaltet und von Eigennutz fremder Dynastieen und Völker ausgesogen zu werden. Jedesmal, sagt der Verf. sehr richtig, bezeichnet die Zugehörigkeit Siciliens zu einem fremden Staat eine Epoche des Verfalls; jedesmal hebt sich die Kultur zu hoher Blüte, wenn selbständige Potitieen die Insel regieren.

Der Verfasser vergleicht in sehr gelungener Weise die Schicksale der beiden größten europäischen Inseln, Siciliens und Englands: Beide reich an Bodenfrüchten und an Mineralien: so wichtig wie die Steinkohle von England ist der Schwefel für Sicilien; Beide zu derselben Zeit von der großen germanischen Bewegung getroffen: im Jahre 445 landen die Vandalen in Sicilien, im Jahre 449 Angeln und Sachsen in England. Zu derselben Zeit und unter denselben Auspicien stiften auf beiden Inseln die Normannen ihr Reich: Robert Wiskard erhält von Gregor VII. Sicilien zu Lehen, und vom Segen Alexander's II. geschützt, hatte Wilhelm der Eroberer nach England übergesetzt. Ja, zu derselben Zeit beginnt auf beiden Inseln, früher als in irgend einem Lande des Continents, ein Staatsregiment nach modernen Begriffen. In derselben Zeit, da die englischen Barone durch die Magna charta die Rechte des Volks begründeten (1215), giebt der erleuchtete Friedrich II. der Insel eine Rechtsverfassung, in welcher der Gedanke einer Repräsentanten-Versammlung des Reichs, wenn auch nur von geringen Befugnissen, bereits aufgenommen ist (1231). Zu gleicher Zeit endlich, und mit gleich schlechtem Erfolg, sendet die römische Curie die Franzosen gegen die ihr widerspenstigen Herrscher beider Inseln: Philipp II. August gegen Johann von England, Karl von Anjou gegen die Staufen. Nun endlich trennen sich die Schicksale der beiden Inseln. In England, wo das germanische Element überwiegt, entwickelt sich kräftige Theilnahme an der Staatsregierung in immer weiteren Kreisen des Volkes und führt zu dessen Größe und Freiheit. In Sicilien bleibt Bildung und Herrschaft in den Händen der Kirche und des Adels beschränkt, der durch die strengen Formen des Lehnswesens, wie es die Normannen gestiftet und die Staufen bewahrt hatten, zu einer die Krone überwuchernden und das Volk knechtenden Macht aufsteigt. Dieser traurigen politischen Geschichte muß die verkommene Kultur der reichen Insel vornehmlich Schuld gegeben werden.

Den Aufsatz „Die Wechselbeziehungen zwischen der politischen Geschichte Siciliens und seiner Bodenkultur" möchten wir für den werthvollsten des Buches halten. Ist es zu glauben, daß die Bodenkultur in Sicilien seit der ältesten Zeit zurückgegangen ist, daß, während man zu Cicero's Zeit 8—10fach ärntete, man jetzt nur siebenfältigen Ertrag gewinnt? Berühmt war ja der Bodenreichthum der Insel schon in griechischer Zeit. Die Sagen von der Demeter, von den Heerden Apollon's, von den lästrygonischen Feldern u. A. beweisen es; die bukolische Poesie entsprang und blühte hier. Gepflanzt wurden damals Weizen, die Rebe und der Oelbaum, gezüchtet Ziegen, Schafe und Rinder. Die Karthager brachten die Granate hinzu. Verderblich ist die Jahrhunderte lange Herrschaft der Römer für die Insel geworden, die denselben nur als Kornkammer galt und deren systematische Aussaugung ihre einzige Regierungs-Maxime war. Das Schicksal verschlimmerte sich noch mehr unter den Byzantinern in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung. Die Insel wurde zum politischen Verbannungsort und zur Zufluchtstätte der von den Barbaren bedrängten Völker. In jenen Zeiten gewann auch die Kirche ihren umfassenden Grundbesitz, auch ausländische, wie die Erzbisthümer von Ravenna und Mailand, erwarben große Ländereien. Die Eroberung durch die Sarazenen vermehrte zwar die Drangsale der Insel, denn zwischen den neuen Herrschern und der christlichen Bevölkerung, die sich besonders im Nordwesten ziemlich unabhängig erhielt, entzündeten sich unaufhörliche Racenkämpfe, und Byzanz machte oft den Versuch, die Insel wiederzugewinnen, und dennoch hob sich unter dieser orientalischen Herrschaft die tief gesunkene Kultur höher, als sie jemals in den vielen Jahrhunderten römischer und christlicher Herrschaft gestanden hatte. Seide- und Baumwollen-Kultur wurde eingeführt, Zucker, Limonen, Pomeranzen, Apfelsinen wurden neu gepflanzt. Die Historiographen verzeichneten 900 kleine Orte auf der Insel, während es jetzt darin nur 352 giebt. Die Ruinen der prachtvollen Paläste, die Blüte der Poesie, die Namen vieler Ortschaften und eine Menge von Wörtern in der Sprache — Alles zeugt noch heut von dem Glanz und der Stärke dieser arabischen Epoche. Die Normannen pflegten diese Kultur, aber steigerten sie nicht. Die kriegerischen Fürsten entwickelten vielmehr die politische Macht

ihres Staates zuhöchst. Roger II., der größte Herrscher Siciliens, durfte hoffen, über ganz Italien ebenso, wie über die Nordküste Afrika's zu gebieten, der Papst folgte seinen Rathschlägen; der oströmische Kaiser und deutsche Fürsten schlossen mit ihm den Bund zur Bekämpfung der Staufen. Unter seinen Nachfolgern erhielt sich wenigstens der Wohlstand des Volks, aber der Adel gewann bereits die Uebermacht; die deutsche Eroberung zerstörte dann allen Reichthum. Heinrich VI. belud 150 Saumthiere mit den Schätzen der königlichen Schlösser, die er in seinen deutschen Burgen aufspeicherte. Ehe noch durch Friedrich's II. Institutionen Ruhe und Ordnung wiedergekehrt waren, erfolgte die Invasion und Vertreibung der Anjou's. Der Adel war in diesen Unruhen allmächtig geworden. Die spanischen Vicekönige suchten jetzt nur die Einkünfte der Krone zu sichern, und dem Adel in Palermo, welches sie aus den Erträgen der ganzen Insel verschwenderisch verschönerten, durch Ehren zu schmeicheln, und durch Aufwand und Genüsse ihn zu entkräften. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts hintertrieben die Barone den Straßenbau, um ihre Untergebenen nicht zu sehr aus ihrer Botmäßigkeit zu verlieren. Es gab im Innern Ortschaften genug, die kein Getraide ausführen konnten, weil die Maulthiere es aufgezehrt haben würden, ehe sie es bis an die Küste hätten tragen können. Fast ebenso liegt die Kultur noch heute; der Baron oder die Kirche übergiebt die weiten Latifundien an große Pachtunternehmer (Massari), die es an die Bauern der kleinen Städte (Borghesi) wieder verpachten, und diese übernehmen gegen einen so hohen Zins, wie ihn nur das bedürfnißlose Leben des Volks ermöglicht, die Bestellung kleiner Theile. Der Pflug ist noch jetzt urthümlich, die Egge ungewöhnlich, die Karrenräder sind einfache Querschnitte der Baumstämme. In den Bauern-Wohnungen steht das Bett noch in demselben viereckigen Raum, in welchem Schweine, Esel und Hühner hausen, allenfalls auf einer Art Söller über dem Fußboden erhöht, und die gesammte Familie, alle nackt, nächtigt darin. Und eine Bürger-Wohnung zeigt zwar viel geschmacklosen Glanz und viel Tournure der Damen, aber um so erschreckter gewahrt der Fremde Schmutz und Unbildung daneben.

Eine jener fast novellistischen Episoden, wie sie auch in lombardischen und toscanischen Chroniken fesseln, erzählt „die Adelsfahrt der Luna und Perollo (1529)". Haß und List und Edelmuth und Tapferkeit spielen in solchen Geschichten frei und mächtig gegen einander, und alle Triebe der menschlichen Natur, die Lebensfülle des Südländers und besonders der italiänische Volkscharakter selbst tritt in ihnen klar hervor. — Die „Revolution von Messina 1672—1678" ist eine Darstellung von dem unglücklichen Kampfe der Stadt gegen das spanische Regiment, welche zum erstenmal die umfängliche aber parteiisch einseitige Literatur dieses Ereignisses durch gründliche Forschung sichtet und verwerthet. Messina hatte sich durch den Handel zur reichsten und vornehmsten Stadt der Insel erhoben, so daß die Bürgerschaft die abwechselnde Residenz des Vicekönigs in Palermo und in ihren Mauern fordern durfte und gegen Zahlung enormer Summen bewilligt erhielt. Aus jenen Zeiten ist die Fälschung von Privilegien merkwürdig, durch welche die ehrfüchtigen Bürger den Ruhm und die Rechte ihrer Stadt zu erhöhen suchten. Sogar die Jungfrau Maria, „die glorreiche Amazone des Paradieses", wie sie offiziell genannt wurde, sollte durch Vermittlung des Apostels Paulus von Jerusalem aus an die Stadt Messina geschrieben und sie ihrer besondern Gunst versichert haben. Obwohl man vor Ende des XV. Jahrhunderts von diesem Briefe nichts wußte, sind dann Folianten zum Beweise seiner Echtheit geschrieben, griechische Inschriften gefälscht, vergraben und wieder aufgefunden worden. Die Mutter Gottes wird deshalb als Madonna della lettera als Patronin der Stadt verehrt. Ja, zwei römische Senats-Consulte sind zu demselben Zweck so albern gefälscht, daß man kaum begreift, wie die spanische Regierung sie hat gelten lassen und ernste Männer sich Jahrhunderte hindurch haben auf sie berufen können. Eines davon ist unterschrieben: Post urbem conditam ann. 443. Rempublicam *primo* bello Punico conturbante! (S. 185 f.) In einer besondern Schrift hat der Verfasser den oft sehr schwierigen Nachweis dieser Fälschungen geführt, die Ueberarbeitung und Zusammenstellung des ältesten Messineser Stadtrechts für die Jahre 1231—1240 sehr wahrscheinlich gemacht und dasselbe herausgegeben. Hoffentlich ergänzt der Verfasser, trotz der sehr kärglichen und unkritischen Hilfsmittel, diese Schrift durch Herausgabe anderer Stadtrechte, zunächst von Palermo und Catania, seiner Absicht gemäß zu einem Codex juris municipalis Siciliae, der für Geschichtsforscher und Rechtshistoriker gleich werthvoll ist. — Endlich, nach dem Tode Philipp's IV. (17. September 1665) wandte sich die Gunst des Madrider Hofes von der Stadt ab, die Gewaltthätigkeiten und Kabalen des königlichen Statthalters entzündeten absichtlich den Bürgerkrieg in ihren Mauern, und obwohl die Spanier zuletzt den belagerten Palast räumen mußten (2. August 1674) und die Stadt von Ludwig XIV. die erbetene Hilfe erhielt, endigte der wechselvolle und die Kräfte der Commune aufreibende Kampf doch mit der Unterwerfung unter die Spanier.

Zwei „Aetnafahrten" des Verfassers, mit denen er den Band beginnt, sind wegen der anmuthigen Erzählung und der geschmackvollen Einflechtung der historischen Erinnerungen jener Gegenden zu rühmen. Die Fortsetzung dieser Studien gedeiht hoffentlich in dem aufblühenden Marburg, der neuen Heimat des Verfassers, um so schneller. T. T.

Rußland.

Noch etwas über den russischen Nihilismus des Herrn Schédo-Ferroti.*)

Von seinem Standpunkte, daß der Nihilismus als solcher eine Glaubenslehre und das Bekenntniß einer Secte ist, geht Herr Schédo-Ferroti in seiner Untersuchung auf die Oertlichkeit der Erscheinung, auf die „Geographie des Nihilismus" ein. Er fragt sich: Giebt es Nihilisten in Deutschland, in Frankreich, Belgien, England, in der Schweiz u. s. w.? und antwortet: „Alle, die diese Länder kennen, wie wir, werden diese Frage verneinend beantworten." Unsere Leser werden sich aus unserem frühern Artikel erinnern, daß derselbe Verfasser, der die Nihilisten nirgends weiter als in Rußland sehen und finden will, gleich im Eingange seines Buches sagt: „Man sieht die Nihilisten nicht allein bei uns (in Rußland): man trifft deren allenthalben, in der alten Welt, wie in der neuen." In einer „Studie" hätten wir mehr Konsequenz gewünscht. Doch verfolgen wir die „Geographie".

*) Etudes sur l'avenir de la Russie. 9me étude: Le nihilisme en Russie, par D. K. Schédo-Ferroti. Berlin: E. Bock. Bruxelles. Claassen, 1867. (Vgl. Nr. 42 des „Magazin.")

Nachdem der Verfasser constatirt hat, daß es viele Gegenden in Rußland giebt, wo gar keine Nihilisten anzutreffen sind, sucht er den Erklärungsgrund und findet ihn in der schlechten Erziehung. Und hier ist es, wo er einige an und für sich ausgezeichnete Bemerkungen macht. „Die Neigungen eines Kindes entwickeln sich weniger nach dem, was man ihm lehrt und anräth, als nach dem, was es beobachtet und was man ihm als Beispiel giebt." Darauf erklärt er den Unterschied zwischen Unterricht und Civilisation, und sagt sehr trefflich: „Die Civilisation ist nicht das Ergebniß des Unterrichts, der zur Wissenschaft führt, zur Kenntniß der Dinge außer uns, und der in uns das Gefühl für unsere Rechte weckt — wohl aber das der Erziehung, deren Aufgabe es ist, uns die Kenntniß unserer selbst zu erschließen, in uns das Bewußtsein unserer Menschenwürde zu erregen, und so das Gefühl für unsere Pflichten zu stärken. Die Civilisation ist der Sieg des denkenden Wesens über den thierischen Trieb, die Herrschaft des Willens über die Leidenschaften, die Macht über uns selbst. Nach dem Aeußern und in ihrer Anwendung auf ein ganzes Volk, zeigt sie sich in der allgemeinen Milderung der Sitten, in der Abnahme der rohen Gewohnheiten, in der Achtung für die Rechte Anderer, und in der Mäßigung der Lüste und Neigungen in einem solchen Grade, daß deren Befriedigung nur zur Vermehrung des moralischen und materiellen Wohlstands der Gesellschaft dient." .... „Der Unterricht — man kann es nicht genug wiederholen — der Unterricht ersetzt durchaus nicht die Civilisation, und wenn man Schreiben, Lesen und Rechnen kann, ist man noch immer kein civilisirtes Wesen. Wer von uns hat nicht unterrichtete Männer gekannt, ja selbst Gelehrte, deren Erziehung in einer solchen Weise vernachlässigt war, daß sie keine ihrer bösen Eigenschaften zu bezwingen vermochten. Ungeachtet der Mannigfaltigkeit ihrer Kenntnisse, sieht man sie von Zorn hingerissen, so heftig, daß sie die Rechte Anderer mit Füßen treten, so unduldsam, daß sie Jeden zerreißen möchten, der ihnen zu widersprechen wagt. Sind das civilisirte Menschen? Nein, das sind gelehrte Wilde (wir nennen sie „Strelitzen" oder „Moslewiten"), deren ganzes Wissen nicht hinreicht, das zu verdecken, was an Unbildung und Barbarei in ihrer Natur steckt."

Aber im Grunde genommen ist der „Nihilismus" in Rußland nur die Wirkung der despotischen Regierung, die Auflehnung des freien Geistes gegen den gewaltigen Druck, das Ueberschäumen des natürlichen, verletzten Rechtsgefühls.

Da jedoch nach unserem Autor die russische Erziehung an einer eigenthümlichen Krankheit leiden soll, so bestellt er eine rettende Arznei und die ordinirenden Aerzte dafür. Er geht davon aus, daß unsere Handlungen sich nach dem Ideal regeln, das wir verfolgen; er entwickelt diese an und für sich richtige Theorie, führt weiter aus, daß das von uns verfolgte Ideal sich nach den Eigenschaften der uns umgebenden Frauen richtet und gestaltet, und gelangt zu dem Schlusse: Um das Ideal einer Nation verändern zu können, muß man die Frauen civilisiren und moralisiren. „Ungeachtet seiner unbestreitbaren Ueberlegenheit, ist der Mann am Ende doch nur das, was die Frau aus ihm macht." .... „Die Civilisation, d. h. die Verfeinerung der Sitten eines Volkes, steht in direkter Beziehung mit der Rolle, welche die Frauen da spielen", und als Beispiele zur Unterstützung dieser Behauptung führt er die Muhammedaner und — die Juden an! „Die Juden sind zurückgeblieben unter den Völkern, in deren Mitte sie leben, und sie werden auch in dem Zustand so lange bleiben, so lange sie die mosaische Ueberlieferung beobachten, nach welcher sie in der Frau nur die Gebärende, die Fortpflanzerin ihres Geschlechtes sehen." ......

Der gute Herr Schédo-Ferroti kennt die Juden schlecht und beurtheilt sie noch schlechter, als er sie kennt. Wenn er ihre Lebensweise und ihre Geschichte geprüft, wenn er sie auch nur aus der Bibel studirt hätte, so würde er gefunden haben, daß die jüdischen Frauen — von Miriam und Deborah bis auf Judith und bis auf die Rahel unserer Tage — allezeit eine hervorragende Rolle gespielt und einen großen Einfluß auf das religiöse und sittliche Verhalten der Männer gehabt haben. Man hat sogar — und dies ist für die Völkerkunde und Psychologie sehr beachtenswerth — die räthselhafte Thatsache, daß die Juden trotz der Vertreibung aus ihrem Vaterlande, trotz der Zerstreuung in alle Welttheile und trotz tausendjähriger unsäglicher Leiden und Verfolgungen dennoch nicht aufgerieben und verschwunden, dennoch in ihrer Nation und Religion erhalten sind — diese merkwürdige Erscheinung hat man aus ihrem sittlichen Familienleben (die Solidarität und das Zusammenhalten der Juden ist noch ein anderer Grund) zu erklären gesucht. Und sind denn übrigens die Juden gegen die andern Völker zurückgeblieben? Herr Schédo-Ferroti sagt freilich in Parenthese: „nous parlons des masses." Zugegeben, daß die Massen bei den Juden hinter der Zeit zurückgeblieben sind: wer ist schuld daran? Kein Anderer, als die fanatischen Verfolger, die sie aus der Gesellschaft ausschlossen und zurückstießen, dieselben Leute, die heute auf diese von ihnen erzwungene Unterordnung und Absonderung mit Fingern weisen. Herr Schédo-Ferroti betrachte einmal die Juden in Preußen, in Frankreich, in Belgien, in Holland rc., überall wo sie bürgerliche Rechte und die Gleichstellung mit den andern Religions-Bekennern erlangt haben, und er erkläre, ob sie auch da noch gegen ihre christlichen Mitbürger zurückbleiben.

Ebenso unpassend und seicht ist das Urtheil über die Muhammedaner und die Exemplificirung derselben. Zurückgeblieben sind sie, das ist richtig; aber nicht wegen des Gesetzes Muhammeds, „das die Unterwerfung der Frauen vorschreibt"; denn dieselbe Ursache hat sie nicht gehindert, ein gewaltiges Reich zu gründen, ihre kriegerischen und sonstigen Eigenschaften zu entwickeln und Jahrhunderte lang der Schrecken Europa's zu sein; sondern die Muhammedaner sind eben zurückgeblieben, weil sie nicht vorwärts geschritten sind, denn von ihnen gilt nicht, was von den Juden gilt; diese sind ein Bruchtheil der Bevölkerung und müssen sich nach dem Staate und nach der Majorität richten und fügen; jene sind selbst die Majorität, besitzen ihr eigenes Land und bilden einen eigenen Staat. Es geht mit Nationen, wie mit den Einzelnen: der eine macht Fortschritte, der Andere bleibt zurück; der Eine ist gelehrt und gebildet, der Andere bleibt unwissend und roh: warum? weil dieser Andere eben nichts lernen will.

So lange die Welt besteht und so lange sie bestehen wird, waren und werden zwei Elemente in Opposition sein, zwei Triebe, die sich fortwährend bekämpfen: Gewalt und Abwehr. Die eine entspringt aus dem Trieb der Erlangung (Ergreifung), die andere aus dem Erhaltungstrieb: zwei Geschwister, die von Einer Mutter stammen. Wir treffen diese feindlichen Pole nicht bloß bei organischen und lebenden Wesen, nicht bloß bei Thieren und Menschen; wir finden sie auch in der unorganischen Welt und dort heißen sie: das Positive und das Negative; beide fließen aus derselben Quelle (Elektrizität, Magnetismus, Chemismus rc.). Also auf unseren Gegenstand angewendet: Liberalismus, Sozialismus, Communismus, Nihilismus sind nur die

andern Pole von Feudalismus, Absolutismus, Nepotismus, Despotismus; sind nur Namen und Formen der Abwehr gegen die übergreifende Gewalt. Schafft die Eine ab, wird die Andere aufhören, oder vielmehr: Beide werden unter andern Namen wieder auftauchen, ohne daß die Frauen das zu ändern vermögen; denn ist der Nihilismus, nach Schédo-Ferroti, eine Krankheit, so ist er besonders eine Männer-Krankheit.

Wenn man also die Reflexionen und irrthümlichen Folgerungen des Verfassers überschlägt oder richtig stellt, kann man in seinem Buche manche werthvolle Bemerkung über die russische Gesellschaft, über die Deutschen in Rußland ꝛc. zur Notiz nehmen. Die Betrachtungen über die russischen Bürger, über die Großmanns- und Gewinnsucht derselben, sind von einem warmen Gefühl für Familie und Kinder-Erziehung eingegeben, und die Diction ist gewandt und abgerundet. H. L. B.

Kleine literarische Revue.

— **Das neue „Jahrbuch der Erfindungen".***) „Ein willkommener Bote, der Kunde bringt von den Fortschritten des Menschengeistes auf dem Wege der Erkenntniß und Dienstbarmachung der Natur", soll nach dem Wunsche der Herren Verfasser dieses Jahrbuch sein. In der That, nicht bloß dem Fachmann, dem Gelehrten, sondern auch jedem Geschäftsmanne, jedem Gebildeten, jedem, der irgendwie für die Entwickelung, für die praktischen Gaben, oder nur für die Erfindungen und Entdeckungen überhaupt, Interesse hat, bietet dies Werk eine reiche Quelle der Belehrung, sowie des thatsächlichen Nutzens. Dieses Jahrbuch hat nun bereits drei Jahrgänge vollendet und in denselben sich so vielseitig und so allbefriedigend bewährt, daß es überflüssig sein dürfte, seine Publication noch zu befürworten.

Es würde uns recht erfreulich sein, dürften wir dem Jahrbuche folgen und unsern Lesern die neuesten und interessantesten Forschungs-Ergebnisse auf den Gebieten der Astronomie, Physik und Meteorologie, Mechanik, Technologie und Chemie in lebendigen Schilderungen vorführen. Dazu fehlen uns hier aber Raum und Berechtigung. Wir heben dagegen hervor, daß in diesem Jahre, sonderbarer Weise, trotz der Störungen und Nachwehen des Krieges, die Fülle geistiger Errungenschaften auf diesen Gebieten eine außerordentlich große gewesen, so daß ein ganzes Feld, das der organischen Chemie diesmal — natürlich nur vorläufig — übergangen werden mußte. Was man hier verloren, bietet ja der übrige Inhalt um so reicher und lohnender. Wir schließen uns, auch über diesen Jahrgang, gern den von allen maßgebenden Seiten fast einstimmig ausgesprochenen Urtheilen über das Jahrbuch dahin an, daß es kaum irgend etwas zu wünschen übrig lasse — und heben unsererseits noch das Verdienst hervor, welches es sich durch den angehängten Nekrolog und eine sehr gewissenhaft gesammelte Bibliographie erworben. K. R.

— **„Album schlesischer Dichter."****) Trotz der wachsenden Ungunst der Zeiten, welche der Poesie und jedem stillen Gemüthsleben entschieden abhold ist, hat sich in Breslau ein Verein gebildet, der die Pflege der Dichtkunst zu seiner Aufgabe gemacht, und sich, was Wunder nehmen kann, nicht nur erhält, sondern, wie es scheint, auch Fortschritte macht und an Einfluß gewinnt. Schon zum sechsten Mal veröffentlicht er die Früchte seiner Bestrebungen. Wir wissen nicht, sind die Schlesier im Stillen so poetisch, daß ihre Betheiligung das Unternehmen hält, oder hat es einen größeren Anklang im weiteren Vaterlande gefunden. Fast scheint uns das Letztere der Fall zu sein. Das vorliegende sauber ausgestattete Buch enthält Dramatisches (eine umfangreiche Tragödie in Jamben „der Letzte der Tarquinier" von Dr. Raphael Finkenstein), Episches und sehr viel Lyrisches.

Mehr als zwanzig Herren und fünf Damen (Elisabeth Mente, Clara Bestd, Nanni Grunitzka, Dorothea Erstling und Malvine Prisker) haben zum Theil recht gelungene Beiträge geliefert. Auch verdient die Redaktion des Buches, welche natürlich die Selbstkritik zu üben hatte, alles Lob. Ganz schwächliche Sachen wird man nicht finden, freilich auch nicht viel, was über das heutige poetische Niveau hinausgeht. Einen speciell schlesischen Charakter tragen die Gedichte nicht; sie könnten ebenso gut jeder andern beliebigen Gegend Deutschlands angehören.

— **Eine Geschichte der polnischen Literatur.***) Polnische Literaturgeschichten existiren von Bentkowski, Lukaszewicz, Woicicki, Wiszniewski, Bartoszewicz und Wladislaus Nehring. Letzterer ist in dem vorliegenden Auszuge, der sich durch Kürze und klare Uebersichtlichkeit auszeichnet, vornehmlich benutzt worden. Die Geschichte der polnischen Literatur wird danach in 6 Zeitalter eingetheilt:

1. Das Zeitalter der Piasten, von der Einführung des Christenthums bis zur Gründung der Universität Krakau, 1364;
2. das Zeitalter der Jagellonen bis zum Erscheinen des ersten gedruckten polnischen Buches, 1521;
3. das goldne Zeitalter bis 1622;
4. das Zeitalter des Verfalls bis 1750, wo Konarski als Reformator der Schulen auftrat;
5. das Zeitalter von König Stanislaus, bis 1822;
6. das Zeitalter von Adam Mickiewicz bis jetzt.

Trotz des schweren Unglücks, das auf dem polnischen Volke lastet, herrscht auf dem Gebiete der Literatur eine erfreuliche Thätigkeit, und die periodische Presse hat in diesem Zeitalter selbst einen bedeutenden Aufschwung genommen. In Warschau allein erscheinen gegenwärtig gegen 30 Zeitschriften, darunter eine kritische belletristische Monatsschrift, die Bibliotheka Warszawska, in Galizien gegen 10, in Posen 6, in Westpreußen 3.

— **Das Irrlicht von Argentières.****) Der vorliegende Roman führt uns einen jungen, feingebildeten und ehrenfesten deutschen Baron vor, welcher, während des letzten deutsch-dänischen Krieges in tapferem Kampfe schwer verwundet, in einer größeren Heilanstalt bei sorgsamer Pflege allmählich genest, um von da aus, unter anfangs ungünstigen Aussichten, sein Leben weiter fortzusetzen. Dies geschieht in der besonderen, anscheinend überschwänglichen, an sich aber durchaus natürlichen Weise, daß er in Folge einer traumartigen Vision, welche er dort im Zustande

*) Herausgegeben von H. Hirzel und H. Gretschel. III. Jahrgang. Leipzig, Quandt und Händel.

**) Herausgegeben vom Verein für Poesie. Sechste Folge. Breslau, Max Melzer, 1868.

*) Geschichte der polnischen Literatur übersichtlich dargestellt von E. P. — Breslau, Ernst Günther, 1868.

**) Roman von Philipp Galen. Berlin, O. Janke, 1868.

der Genesung hatte, einer durch diese ihm gewordenen Anweisung auf ein unverhofftes Glück nachgehend, zu seiner vollständigen Wiederherstellung, mit Einwilligung des Arztes, demnächst eine Reise nach dem Genfer See antritt. Hier begegnet ihm sein geahntes Glück alsbald in der Erscheinung einer höchst anziehenden, mit allen Reizen des Leibes und der Seele reichgeschmückten Jungfrau, der Tochter eines ehrenwerthen, in Regentières wohnhaften Professors, bei welchem er als Gast freundliche Aufnahme findet. Diese, mit sprudelnder Naturfrische und übermüthiger Beweglichkeit begabt, macht sich ein Vergnügen daraus, außer mehreren anderen Verehrern zuletzt auch unseren jungen Reisenden durch ihre leichtsinnige, irrlichtartige, gefallsüchtige und eigenwillige Launenhaftigkeit zu necken und zurückzustoßen. Durch seine ruhige und gleichmüthige Standhaftigkeit steht sie sich aber endlich bestraft, überwunden und gebessert, und vollendet als seine Gattin sein in der Vision ihm verheißenes, auch anderweitig gesichertes Lebensglück.

— **Theater-Bibliothek aller Nationen.***) Unter den jetzt so zahlreich erscheinenden, neuen, wohlfeilen Ausgaben deutscher und anderer Klassiker dürfte die Stuttgarter Theater-Bibliothek eine der wohlfeilsten sein. Jedes Drama in einem Bändchen dieser Bibliothek kostet nur 9 Kreuzer süddeutsche Währung, oder 3 Sgr. Die bisher erschienenen vier Stücke: Lessing's „Nathan", Kleist's „Käthchen von Heilbronn", Shakspeare's „Kaufmann von Venedig" und Molière's „Geiziger" (Letztere beide von F. A. Krais übersetzt) sind jedes mit einer gut geschriebenen, historisch-kritischen Einleitung ausgestattet, der „Geizige" sogar mit einer sehr strengen Kritik, indem der Uebersetzer nachweist, daß Molière dem Plautus und dem Menander die besseren Elemente seines Drama's verdanke, während die schlechteren ihm selbst angehören.

Literarischer Sprechsaal.

Im October- und November-Hefte der „Altpreußischen Monatsschrift" theilt Herr Rud. Reicke ein von ihm in der Königsberger Universitäts-Bibliothek aufgefundenes, dem Philosophen Immanuel Kant gewidmetes Gedicht von Reinhold Lenz mit, das Derselbe „im Namen sämmtlicher in Königsberg studirenden Kur- und Livländer**) am 21. August 1770, als Herr Kant für die Professor-Würde disputirte," gedichtet hat. Die beiden letzten Strophen des baltischen Carmen lauten:

Stets wollen wir durch Weisheit Ihn erheben,
Ihn, unsern Lehrer, wie Er lehrte, leben
Und Andre lehren; unsre Kinder sollen
Auch also wollen.

Ihr Söhne Frankreichs, schmäht denn unsern Norden,
Fragt, ob Genies je hier erzeuget worden;
Wenn Kant noch lebet, werdt ihr diese Fragen
Nicht wieder wagen!

*) Stuttgart, Carl Hoffmann.

**) Die erste Ausgabe von Kant's „Kritik der reinen Vernunft", ist, ebenso wie seine „Kritik der praktischen Vernunft" und seine „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten", in Riga gedruckt erschienen und von dort in den deutschen Buchhandel gekommen.

Unter den Auspicien des „Vereins für das Museum schlesischer Alterthümer" ist eine für die Geschichte der Provinz Schlesien interessante Sammlung von „Abbildungen der schlesischen (meistens Piastischen) mittelalterlichen Herzoge", herausgegeben von Dr. Hermann Luchs, angekündigt.*) Die künstlerisch zum Theil sehr werthvollen Grabmäler der alten schlesischen Landesfürsten, die diesen Abbildungen zum Grunde liegen, verdienen an sich schon allgemeiner bekannt zu werden, als sie es bisher auch nur in Schlesien sind. Es wird daher die neue Publication, deren 38 Bildtafeln zum Theil, wie die Grabmäler selbst, mit bunten Farben ausgestattet sind, sowohl für Kunst- als für Geschichtsfreunde von Werth sein.

Auf Veranlassung des französischen Unterrichts-Ministers, Herrn Duruy, ist in Paris ein Verein zur Beförderung des höheren Unterrichts für Mädchen zusammengetreten, der am 1. December in der Sorbonne (Universität) einen Cursus von Vorlesungen für Töchter, die in Begleitung ihrer Mütter oder anderer älterer Damen erscheinen können, eröffnen ließ. Vorläufig besteht dieser Cursus aus Vorträgen über Hauswirthschaft (Économie domestique) von Frau Pape-Carpentier, über Mathematik von Prof. Philippon, über Literatur von Prof. Albert, über die Naturgeschichte der Erde von Prof. Hébert, über die Geschichte von Frankreich von Prof. Gérardin und über Chemie von Prof. Cahours. — Noch ehe die Vorlesungen begannen, hat der Bischof von Orleans, Herr Dupanloup, einen in seiner bekannten Manier abgefaßten Hirtenbrief dagegen erlassen, worin er den höheren Unterricht für Mädchen, als „Publizität der weiblichen Erziehung" bezeichnet, die nothwendig auch zur „Publizität" der betreffenden jungen Damen führen müsse. Diese Philippika hat jedoch allgemeinen Unwillen erregt, und die „Mütter", an deren Gefühl Herr Dupanloup appellirte, haben sich bereits einmüthig gegen die Einmischung des Bischofs in eine Sache erklärt, die er einerseits nicht verstehe und die ihn andererseits nichts angehe.

Gleichzeitig mit dem vorgedachten Verein ist in Paris eine Actien-Commandit-Gesellschaft zusammengetreten, um dort die freien öffentlichen Vorlesungen für Gebildete, die sogenannten „conférences et lectures", vollständig zu organisiren und in ein System zu bringen. Diese Einrichtung besteht in Paris seit acht Jahren, und zwar wurden die Vorträge zuerst in der rue de la Paix, dann in der rue Scribe und zuletzt im neuen „Athenäum" gehalten. Letzteres ist jetzt unerwarteterweise in ein Theater verwandelt worden; die Gesellschaft wird demnach zunächst ein neues Lokal zu beschaffen haben. Es sollen zu diesem Zwecke 200 Actien zu hundert Francs ausgegeben werden. Jede Actie giebt, außer dem Antheil an der Dividende des Reingewinnes, auch das Recht auf freien Zutritt des Actionairs zu den Vorlesungen. Es ist ein Comité zusammengetreten, das Actien-Zeichnungen annimmt und dessen Secretair, Herr Henry zugleich Agent der Cooperativ-Genossenschaft von Paris ist.

*) Breslau, Ed. Trewendt. (Preis jeder Lieferung von zwei Bildtafeln 10 Sgr.)

Literarische und künstlerische Festgeschenke

vorräthig in allen Buchhandlungen.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Novellen

von

Karl Aug. Heigel.

1866. 8. eleg. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Inhalt: Ihr Vater. — Der Schatten. — Das ewige Licht. — Herr von Flor.

„Die Vorwürfe, die der Dichter wählt, zeichnen sich durch ihre Originalität aus; er stellt sich schwierige Probleme, ihn reizen und locken die seltsamen Irrungen des Herzens, der Gedanken, eine Saite klingt in ihm wieder, die an den Amerikaner Poe erinnert. — — — In einer Erzählung tritt uns H.'s dichterisches Talent in seiner ganzen Kraft und Eigenthümlichkeit entgegen. ... Das Ganze ist glücklich erfunden, gut durchgeführt, voll tragischer Herbheit und Größe, es erschüttert und läutert zugleich." (840)

Nationalzeitung.

Drei Treppen hoch.

Bilderbuch eines alten Junggesellen

von

Arnold Wellmer.

1865. 16. eleg. geh. 15 Sgr.

„Humoristische Schilderungen des Kleinlebens, bald im Tone Jean Paul's, bald in dem von Dickens. Einzelnes ist sehr gefällig und anschaulich. — Ein stilles, beschauliches Wesen spricht aus Allem."

Nationalzeitung.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

So eben erscheint im unterzeichneten Verlage:

Ein dänisches Seebad.

Vier Wochen in Helsingör.

Von (841)

Julius Rodenberg.

Velinpapier. 16. eleg. geh. Preis: 12 Sgr.

Louis Gerschel, Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Zu Geschenken empfohlene Bücher

aus dem Verlage

von **S. G. Liesching in Stuttgart.**

Prachtbibel. In groß Quart, auf Velinpapier, mit Linien-Einfassung. Mit Initialen und Titelbildern, Widmungsblatt ɪc. In Maroquinleder gebunden mit Goldschnitt (in Kistchen) 9⅓ Thlr. (Kostbarere Einbände, mit Beschlägen ɪc. jederzeit auf Bestellung bei der Verlagshandlung.)

Evangelischer Bilderkatechismus. Luthers kleiner Katechismus in 75 Bildern, gezeichnet von B. A. Küchle. Eleg. cart. 1⅓ Thlr.

Ein edles und reiches Geschenk für jeden Familienkreis.

Paulus Gerhardts geistliche Lieder. (Herausgegeben von Ph. Wackernagel.) Neue Abdrücke, in Breit Octav und in Taschenformat. Einfach und reich gebunden von 16 Sgr. bis 1⅓ Thlr.

Aus dem Herzen. Lieder einer Verstorbenen. (Von Minna Fischer, geb. Löber.) Min.-Format. Eleg. cart. 18 Sgr.

Bischof Cyprian. Ein dramatisches Gedicht. Fein gebunden 28 Sgr.

Eine hervorragende Erscheinung auf dem Gebiete heiliger Kunst — zum Vorlesen in ernsteren Kreisen ganz besonders geeignet.

Irrgangs Heimfahrt. Eine Geschichte in vierundzwanzig Abenteuern. Eleg. cart. 16 Sgr.

Ein sinniges und wohlangewandtes Geschenk für die reifere Jugend.

Johann Jakob Moser's Leben. Nach seiner Selbstbiographie, Familienpapieren ɪc. dargestellt von **A. Schmid.** Schön gebunden 1 Thlr. 26 Sgr.

Karl von Raumers Leben. Von ihm selbst erzählt. Zweiter Abdruck. 8. Geh. 1⅓ Thlr.

Die Erziehung der Mädchen. Von **Karl von Raumer.** Dritte Aufl. Cart. 24 Sgr.

Deutsches Lesebuch. Von **Philipp Wackernagel.** Neue Abdrücke 3 Theile in Einem Halbfranzbande. 1⅓ Thlr. (842)

Revue moderne.

Decembre 1867.

Ch. Dollfus, Le désert. — E. Chasles, Les mémoires d'un Castillan.—A. Langel, L'instinct. — M. Movile, Loupo. (Fin.) — Richard, Excursions chez les Muis (Cochinchine). — U. Hinglais, Contes populaires du pays de Bitche. — W. de Fonvielle, Les observatoires volants. — Notices et critiques. — Varia. — A. Kaempfen, Paris en feuilles volantes. — Ch. Dollfus, Du catholicisme politique. — L. de Ronchaud, Chronique politique. — C. X et M. Block, Périodiques étrangers

Preis des Jahrganges 14 Thlr. (844)

Zeitschrift d. Gesellschaft f. Erdkunde.

II. Bd. 5. Heft. 1867. No. 11. (845)

Das Erdbeben auf Mytilene am 7. März 1867. Nach den amtlichen Berichten des Commandos S. M. S. „Gazelle" und S. M. Kanonenboot „Blitz". — G. Schweinfurth, Ueber den Einfluss der Nordwinde auf die Vegetationsverhältnisse des Rothen Meeres und sein Niveau. — A. Bastian, Asiatisch-Amerikanische Polargegend. — v. Prittwitz, Ueber Catastervermessungen. — Verschiedenes. — Neuere Literatur. — Karten: Tafel 5. Der Amazonenstrom innerhalb des brasilianischen Gebietes.

Der Jahrgang von 6 Heften 2 Thlr. 20 Sgr.

Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Das Ausland. (846)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 49. Leopold v. Buch's gesammelte Schriften. — Blicke in die Naturgeschichte des Pflanzenreichs. — E. Graeffe, Reisen nach verschiedenen Inseln der Südsee. — A. Pichler, Streifzüge in den Alpen Tirols. — Ueber die Mittel der Samen zu ihrer Verbreitung. — Die Pharisäer und Schriftgelehrten der Bibel. — Ein Besuch des Münzgebäudes in Jedo. — Ellis über die letzte Verschwörung der Hovas auf Madagaskar. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Mittheilungen

aus Justus Perthes' geographischer Anstalt.

1867. XI.

W. Munzinger, Abessinien. — Der Walfischfang und die Robbenjagd im Europäischen Eismeere. — Th. v. Heuglin's Reise zu Kaiser Theodoros und nach der Festung Magdala 1862. — Die neuesten Aufnahmen und Karten von Abessinien zugleich als Bemerkungen zu Tafel 14 und 15. — Geographische Notizen. — Sammlung für Karl Mauch. — Karten: Tafel 14. Die nördlichen Zugänge zu Abessinien. Tafel 15. Specialkarte von Nord-Abessinien.

Preis des Jahrgangs von 12 Heften 4 Thlr.

Ergänzungsheft Nr. 22. Preis 20 Sgr.

Dr. K. v. Fritsch, Reisebilder von den Canarischen Inseln.

Gotha, Justus Perthes. (847)

Dieser Nummer liegt bei eine Ankündigung der **Bibliothek der Deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts.** Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig.** (848)

☛ Am 30. November ist erschienen und in allen Buchhandlungen eingetroffen:

Goethe's Werke,

Textrevision von **H. Kurz. — 3. Heft, Gedichte,**

als **dritte** Lieferung der im **Bibliographischen Institut** in **Hildburghausen** erscheinenden:

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur.

Herausgegeben von **Heinrich Kurz.**

Im ersten Subscriptions-Halbjahr werden vollständig ausgeliefert:

Goethe's sämmtl. Gedichte u. acht Dramen. — **H. v. Kleist's** gesammelte Werke, **Schiller's** sämmtliche Gedichte und sämmtliche Dramen.

in **25** wöchentlichen Lieferungen von **10** Oktav-Bogen zu **5** Sgr. = **18** Kr. rhn.

— in nachstehender Reihenfolge —

1.—4. Lief. **Goethe** I. Gedichte 1.
5.—6. „ **Schiller** I. Gedichte.
7.—8. „ „ Dramen 1 (Räuber, Fiesco, Cabale und Liebe).
9.—11. „ **Goethe** II. Gedichte 2.
12.—14. „ „ III. Dramen 1 (Götz von Berlichingen, Egmont, Clavigo, Stella, Die Geschwister, Iphigenie, Tasso, Natürliche Tochter).
15.—18. Lief. **Schiller** II. Dramen 2 (Don Carlos, Wallenstein, Maria Stuart).
19.—23. „ **Heinrich v. Kleists** gesammelte Werke.
24.—25. „ **Schiller** III. Dramen 3 (Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, Wilhelm Tell, Huldigung der Künste).

Im zweiten Halbjahr werden **Goethe's** und **Schiller's Werke** ausgeliefert; letzteren liegt die große kritische Ausgabe von Heinrich Kurz in 16 Bänden zu Grunde. (843)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben von Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] **Berlin, den 21. Dezember 1867.** **[№ 51.**

Inhalt.

Benachrichtigung.

Mit der nächsten Nummer (52) endet das laufende Quartal dieser Zeitschrift. Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre geneigte Bestellung auf das nächste Quartal möglichst bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden. Die Verlagshandlung.

Literarische Anzeigen.

Literarische und künstlerische Festgeschenke

vorräthig in allen Buchhandlungen.

Deutschland und das Ausland.

Aus Südtirol.

Der Lateiner-Franz.

„Gnädige Frau!

Der Lateiner-Franz ist so eben aus Martell angekommen und bei mir — wollen Sie ihn sehen? In einer Stunde geht er nach Passeier — wollen Sie mir daher Beschrid geben?

Hochachtungsvoll

Helene von Bl—."

Dieses Billet empfing ich um drei Uhr nach Tische an unserm letzten Tage in Meran.

Es war ein Tag großer, nach außen hin gehender Bewegung für die Stadt der alten Tiroler Grafen. In Passeier, d. h. zu St. Leonhard im Passeierthale, sollte am nächsten Morgen, am 28. Oktober 1867, eins der modernen hundertjährigen Gedächtnißfeste stattfinden, nämlich der Grundstein zu einem Denkmal für Andreas Hofer gelegt werden. Der Statthalter und der Landeshauptmann von Tirol waren dazu angekommen, nicht minder die Bischöfe von Trient und von Brixen. Der Magistrat von Meran wollte nicht hinaus: er war von dem Festcomité nicht in der Form eingeladen worden, die er beanspruchte — er hielt sich von der klerikalen Feierlichkeit zurück und beabsichtigte dafür am 22. November, dem eigentlichen hundertjährigen Geburtstage des armen Sandwirths, in Meran eine specielle liberale Festlichkeit zu veranstalten. Alles aber, was nicht von politischen Rücksichten zurückgehalten wurde, zog hinaus nach Passeier, und wie ich eben vernahm, der Lateiner-Franz auch.

Freilich, er war ja klerikal, so ultra-klerikal, wie ein Tiroler Bauer nur sein kann, und es war bei einer ähnlichen Gelegenheit gewesen, daß er zum ersten Male aus seiner Verborgenheit hervorgetreten war. Als 1863 das Land sich zur Jubelfeier seiner fünfhundertjährigen Vereinigung mit Oesterreich anschickte, erschien in den „Tiroler Stimmen" ein Gedicht von Franz Eberhöfer aus Martell. Es war damals gerade die Zeit, wo Tirol und hauptsächlich das Burggrafen-Amt so energisch gegen das Ansässigwerden der Protestanten protestirte, wo zu Gunsten der „Glaubenseinheit" gewallfahrtet, geschossen und illuminirt wurde. Das Gedicht von Franz Eberhöfer war gleichfalls eine Petition in diesem Sinne und zwar, wie er selbst in einer Anmerkung dazu hervorhob, „auf höhern Auftrag zur Nachtzeit zusammengestoppelt worden". Es ist jetzt so ziemlich vergessen und verdient diese Vergessenheit, aber der Verfasser ist seit der Veröffentlichung desselben eine Art Personnage geworden, von der man noch gelegentlich spricht, und auch er verdient, was ihm zu Theil wird, denn er ist jedenfalls ein menschliches Kuriosum.

Bei einer Pflanze muß der Boden in Betracht gezogen werden, aus dem sie entsproßt; bei einem Menschen die Oertlichkeit, welche ihn wachsen und werden sah. Das Thal Martell oder Mortell, gewöhnlich das Martellerthal genannt, öffnet sich auf dem rechten Etschufer im Vintschgau bei dem Dorfe Morters und geht bis zum Zufallferner, von welchem aus die Plima durch das Thal strömt, um sich draußen bei Goldrain in die Etsch zu ergießen. Früher wurde in Martell Silber und Gold gegraben: noch jetzt heißt eine abgelegene, einsame Gegend in der Tiefe des Thals „auf der Schmelz". Gegenwärtig wird des prächtigen Graswuchses wegen fast ausschließlich Viehzucht getrieben, obgleich auch Getraide gut fortkommt. Rauh ist trotzdem das Thal; an Lahnen (Lawinen), Muren (Erdstürzen) und Ueberschwemmungen der Plima fehlt es nicht. Ebenso häufig war früher das Geister-Unwesen. Die Orgen, Kobolde mit Katzenhaar, kamen im Winter hinter den Ofen, um sich zu wärmen, oder in die Holzschupf, um dort scheinbar Holz zu hacken, d. h. um den Leuten durch ihren Lärm die Nacht zu verderben, denn kein Stückchen fand man gespalten, wenn man am Tage darauf in der Frühe nachsah. Die wilden Fräulein entwendeten den Grasmähdern auf den Bergwiesen die Krapfen und Küchel, welche die Bäuerin ihnen mitgegeben hatte, und wenn die Bauern Winters um's Heu hinauffuhren, so hockte sich zuerst ein Fräulein auf den Schlitten, dann ein zweites, ein drittes und zuletzt ein ganzer Trupp, bis es den Zugthieren endlich zu viel wurde und der Bauer mit einem Baumast dreinschlagen und Ordnung stiften mußte. Weiter gab es die Platta-Pfott, eine abscheuliche Hexe, welche Mädchen und Kinder irre führte, die Tratta-Pfott, eine gespenstische schwarze Katze am Ufer der Plima, und endlich den Hurla-Widder, ein Gespenst in Widdergestalt mit einer Stimme, die halb menschlich, halb wie Schafblöken klang; anderer Traditionen noch gar nicht zu gedenken. Und in diesem Thale voll tiefer Abgeschiedenheit, die nur durch etwa 900 in einzelnen Gehöften und ganz kleinen Ortschaften zerstreute Bewohner belebt wird, kam ein Jahr später als das Jahrhundert Franz Eberhöfer zur Welt.

Wäre er etwas näher an der Civilisation, vielleicht bei Mais oder bei Meran geboren worden, wer weiß, ob nicht irgend ein aufmerksamer Lehrer oder Pfarrer in dem Knaben den möglichen Gelehrten entdeckt und ihm geistige Unterstützung gewährt hätte. Wäre er andererseits ein wirklicher Poet gewesen, er hätte selbst als Bauernknecht und Tagelöhner in seinem reichen heimatlichen Dialekt Lieder finden können, in denen er Lieb' und Leid aus Martell gesungen und sich so zu einem Duodez-Burns gemacht hätte. Aber Franz fühlte keine schaffende Kraft in sich, nur das Bedürfniß zu lernen, den Durst zu wissen, und dabei war er Knecht in Schnals und hatte nur den allerdürftigsten Schul-Unterricht genossen.

Wie er überhaupt zu dem Gedanken gelangt war, daß es möglich sei, er könne sein eigner Lehrer werden, das hätte ich gern gewußt. Ich hatte von ihm durch eine junge Dame gehört dieselbe, welche mir seine Ankunft in Meran meldete. Wie fast jedes Thal in Tirol, hat auch das von Martell seine Mineralquelle und seinen Badeort: Salt, am rechten Ufer der Plima. Für gewöhnlich wird es nur von Landleuten der Umgegend benutzt, diesen Sommer indessen wurde es einem Fräulein aus Meran als Luftkurort verordnet. Mit der Leidenden war Baronesse Helene, deren Lebensaufgabe es ist, sich jedes Jahr zum Nutzen und Frommen ihrer Freundin im Exil einer andern Sommerfrische zu langweilen. So grundlos langweilig indessen wie in Martell war es noch nirgends gewesen: sogar der mitgenommene Pudel, sonst ein wahrhaft idealisches Hunde-Gemüth, wurde menschenfeindlich — aus „Zeitlang", der allerliebsten Tiroler Version von Langeweile. Die beiden Freundinnen versuchten Alles: sie hörten Messen in sämmtlichen zerstreut liegenden Kapellen, sie stiegen zu Almhütten empor und sahen im Regen Wetterkreuze aufpflanzen, die den Schauer, d. h. den Hagel, abhalten sollten; sie wanderten sogar vier oder fünf Stunden weit bis zum Zufallsferner — umsonst: die Langeweile wurde immer drückender, der Pudel immer grämlicher, die Kranke leidender, Baronesse Helene endlich bis zur Verzweiflung ungeduldig — da entdeckte sie den Lateiner-Franz.

Er wohnte in einem ganz kleinen Häuschen auf dem halben Wege von Salt nach der Enratiekirche zur heil. Walburg, die sich fast in der Mitte des Thales zu Mayern befindet. Das Häuschen, welches Franz gemeinschaftlich mit einem Kameraden bewohnte, war fast ganz das Werk seiner Hände, was allerdings in Tirol, wo das Baumaterial hauptsächlich aus den Steinen besteht, welche die Gewässer mit sich führen und am Ufer lassen, nicht so viel bedeuten will, wie anderswo. Indessen blieb für einen Dilettanten ein solcher Versuch in der Baukunst immer anerkennenswerth, um so mehr, da ihm sein Dach noch nicht über dem Kopfe zusammengefallen war. Niedrig war es allerdings, doch gab es darunter noch Raum zu einem obern Stockwerk, wo Franz im Sommer hauste. Mit dem Winter stieg er in's Erdgeschoß hinab, das auch die Küche enthielt, die er mit seinem Kameraden gemeinschaftlich benutzte. Hier nun war er eben dabei, sich eine Suppe zu „richten", als eine Nachbarin ihn rufen kam, weil draußen zwei Damen wären, die ihn zu sehen wünschten.

Richtig angefaßt, zeigt der Tiroler Bauer sich selten störrisch gegen freundliches Entgegenkommen: Franz überließ seine Suppe sich selbst und stellte sich den Damen zur Verfügung. Baronesse Helene, „die schlanke, holde, sanfte, weiße Frau", wie er sie später in einem Gedichte bezeichnete, gefiel dem Lateiner-Franz ganz außerordentlich: er lud sie nebst ihrer Freundin unter sein Dach ein. „Im Adlerflug überschritt sie die Schwelle seiner Hütte", und nicht nur Einmal — sie kam öfter. Was konnten die beiden Mädchen in der Einöde Besseres thun, als sich mit dem originellen ländlichen Autodidakten beschäftigen? Ein Mensch, der ganz allein Lateinisch, Italiänisch und Französisch gelernt hatte, Lateinisch sprach, Französisch und Italiänisch mit sehr geringen Fehlern und Hochdeutsch um Vieles correcter schrieb, als viele seiner Landsleute, die „studirt" hatten —, ein solcher Mensch wäre überall interessant gewesen, in Martell war er ein wirklicher Fund.

Es bildete sich also ein anmuthiges Verhältniß zwischen dem Lateiner-Franz und den beiden jungen Damen. Der sechsundsechzigjährige Bauer schickte sich überraschend in die youngladyhood, welche in den Tiroler Verhältnissen allerdings minder raffinirt ausgebildet ist, als etwa in Wien oder Berlin, für ihn aber immerhin ein völlig fremdes Element sein mußte. Bisweilen nur stutzte er, wenn er nämlich auf etwas stieß, das seinem orthodoxen Kirchenglauben bedenklich vorkam, so bei dem Erblicken eines französischen neuen Testamentes, welches der Baronesse gehörte, so auch, als er vernahm, daß beide junge Damen im Hause des liberalen Meraner Bürgermeisters wohnten. Indessen waren das nur vorübergehende Anstöße: er konnte an der strengen Kirchlichkeit seiner neuen Gönnerinnen nicht zweifeln und durfte sich ohne Furcht für sein Seelenheil dem Zauber hingeben, den „die zarten Stimmen" auf ihn ausübten, wenn sie sein Häuschen mit Geplauder und Lachen erfüllten. Der Kamerad störte nicht, er war eben als Hirt auf den Gebirgen.

Die Sommerfrische jedoch ging zu Ende, und mit ihr die Idylle in der Hütte des Lateiner-Franz. Er machte sein Gedicht an die „beiden edeln Damen" und erklärte, wenn sie auch schieden:

„— Doch können sie mir nicht entrinnen,
Sie sind in meinem Geiste festgebannt,
Und müssen bleiben, gerne oder nicht,
Bis wir uns seh'n am Tage beim Gericht."

Das „Gericht" ist ein ihm geläufiger Gedanke. In einem Briefe, welchen er einige Monate später an Baronesse Helene schrieb, drang er mit einer gewissen heftigen Beredtsamkeit auf die unumgängliche Nothwendigkeit, Alles zu glauben, was die Kirche lehre. „Und sollten wir uns am Tage des Gerichtes getäuscht sehen," schloß er seine Predigt, „so hätten wir das Recht, zum Heiland hinzutreten und zu sagen: „Herr, du hast uns betrogen." Sehr richtig!

Es war mir daher nicht überraschend, daß Franz zu dem Feste ging, zu welchem der Klerus gleichsam den Heeresbann des ganzen Landes aufgeboten hatte. Bei uns trat er etwa eine halbe Stunde, nachdem die Baronesse mir geschrieben, mit dieser ein. „Ein Fremder kommt Ungelegenheit machen", sagte er mit der conventionellen Höflichkeits-Phrase des Volkes. Ich dankte ihm, daß er gekommen, sagte ihm, daß ich schon gewünscht, ihn zu sehen. „Ich weiß nicht, wie ich zu der Ehre komme", antwortete er ceremoniös bescheiden. Er sprach merkwürdig accentlos deutsch, verstand aber besonders mich nur mit Mühe. Ein Mal rief er Baronesse Helene um Beistand an. „Sie müssen den Dolmetscher machen", sagte er, „ich kann die Frau Baronin hier gar nicht verstehen." Er hatte noch nie mit Norddeutschen verkehrt, doch brachte ihn das, so wie alles Fremdartige, was für ihn in seinem ersten Besuch als vorgestellte Merkwürdigkeit liegen mußte, keineswegs außer Fassung; im Gegentheil, er benahm sich unausgesetzt mit Sicherheit und Takt, gleich entfernt von Unterthänigkeit, wie von unpassender Vertraulichkeit. Es war eine Ehre, die wir ihm erwiesen, indem wir ihn als „Herr Eberhöfer" behandelten; aber der Lateiner-Franz wußte diese Ehre anzunehmen — er kam nicht in Verlegenheit darüber.

Rechenschaft über sein geistiges Werden vermochte er nicht recht eigentlich zu geben. Es war so von selbst gekommen. Mit zweiundzwanzig Jahren, als er Knecht in Schnals war, wohin der Vormund ihn nach dem Tod des Vaters mit achtzehn Jahren verdungen hatte, da hatte er bei sich gedacht: „Es ist doch schlimm, daß du weder ordentlich deutsch verstehst, noch einen Brief schreiben kannst", und er hatte sich d'ran gemacht. — Wie denn? frug ich. — „Mit der Grammatik", war die Antwort, nach der ich dann ebenso klug war, wie vorher. Auf das Deutsche hatte er in seinem Lernprogramm das Lateinische folgen lassen, dann Italiänisch und Französisch. Sie hätten ihn Alle ausgelacht, meint' er, die Herren besonders. Wer die Herren gewesen sein mögen? Alles, was in Tirol nicht Bauer, d. h. städtisch gekleidet ist, heißt Herr — das bekannte Sprichwort muß hier lauten: „Das Kleid macht den Herrn." Der Lateiner-Franz wird von Vielen ausgelacht worden sein.

Er ließ es sich nicht anfechten: er lernte, Nachts, weil er den Tag über seinen Unterhalt verdienen mußte. Sein Vater hatte zwölf Kinder gehabt und zwei Gehöfte durch Brandunglück verloren; die Erbschaft, die er hinterließ, bestand also in nicht viel mehr, als in zwei gesunden Händen für jedes Kind. Franz gebrauchte die seinigen. Vom Bauernknecht wurde er Weber — Martell wetteifert in der Lodenweberei mit Schnals. Man weiß, daß Loden der eigenthümliche Wollenstoff ist, aus dem die Tiroler Bauern ihre Jacken, oder, wie sie sagen, ihre Hemden tragen. Franz war, als er uns besuchte, in selbstgefertigten Loden gekleidet. Der Mann war eben ein Robinson Crusoë, wenn er gleich auf keiner Insel wohnte: er „richtete" sich sein Essen, er kelterte sich aus Heidelbeeren seinen Wein, er hatte sich sein Haus gebaut, er hatte sich auch seine Kleidung verfertigt. Wie die biographische Notiz in den „Tiroler Stimmen" sehr naiv erzählte: „Was er von Wolle am Leibe trug, war ganz und gar sein Werk: er schor das Schaf, wusch die

wenig ... so gut, wie ...

Wolle, spann sie, wirkte und walkte den Loden, und schneiderte sich Rock und Hosen daraus."

Er sah in seiner einfachen schwärzlich grauen Tracht sehr gut aus: sie schickte sich für ihn. Seine mittelgroße Gestalt, die kräftig war, ohne vierschrötig zu sein, kam in den knappen, aber bequemen Kleidungsstücken zur Geltung. Sein Gesicht, lang und von regelmäßigen Zügen, drückte vor Allem Gutmüthigkeit aus; seine blauen Augen blickten klar und gerade, seine ganze Erscheinung hatte, um es mit Einem Worte auszudrücken, etwas Ehrenfestes. Obgleich den Siebzigen schon so nahe, kam er einem doch nicht alt vor, nur ältlich. Er selbst nannte sich einen „strapazirten Mann", dem der Weg von Martell nach Meran eben nur wie ein Spaziergang vorgekommen war. Dennoch gönnte er sich jetzt etwas mehr Ruhe, und hat, wie früher die Weberei, so jetzt die Tagelöhnerei so ziemlich aufgegeben. Hat die Partei, welcher er so treu anhängt, etwas für ihn gethan? Zu wünschen wär' es ihm; bis jetzt hatte ihm sein rastloses geistiges Ringen Nichts eingetragen, als den Spitznamen, unter welchem er bekannt ist. Man hatte allerdings versucht, ihn als Schullehrer zu verwenden, aber als echter Autodidakt vermochte er nicht systematisch zu lehren und erwies sich daher als untauglich. Nur hier und da in einsamen Berghäusern bringt er den Kindern die ersten Anfangsgründe im Lesen und Schreiben bei, denn er schreibt sowohl Lateinisch wie Deutsch recht zierlich, Letzteres sogar mit zweierlei, ganz verschiedener Handschrift, worauf er sich besonders viel zu Gute thun soll.

Inzwischen war seine freie Zeit um, und er mußte an den Aufbruch denken. Wär's auf ihn angekommen, er wäre „schon noch geblieben" und erst am folgenden Morgen bis acht Uhr die fünf Stunden nach Passeier gegangen; aber er hatte eine Nichte und deren Freundin mit sich, die er während seines Besuches bei Baronesse Helene in der Kirche aufgehoben hatte, und für die Mädchen, meinte er, könnte der Weg so auf ein Mal doch zu viel sein; darum nahm er Abschied. Ich ließ mir versprechen, daß er sich bei seiner Rückkehr nach Meran photographiren lassen wolle — das schien ihm bedenklich. „Ein Bauer?" fragte er. Als wir ihm versicherten, die Bauern thäten das jetzt allesammt, sprach er: „Wenn Sie meinen, daß es gut sei, soll es geschehen." Ich versprach, ihm ein Buch zu schicken und daheim von ihm zu erzählen — das wollte ihm nicht recht in den Kopf: „Sie treiben Ihren Scherz mit mir", sprach er lächelnd. Dann, von meiner Ernstlichkeit überzeugt, wandte er sich an Baronesse Helene und sagte: „Das haben Sie wieder angestiftet." — „Freilich, Franzl", antwortete die „schlanke, sanfte, holde, weise Frau".

Er reichte uns die Hand. „Der Herr segne Sie", sprach er einigermaßen feierlich und ging.

Ida von Düringsfeld.

Die Sprachwissenschaft in Deutschland.*)

Da, wo dem Geschichtsforscher der helle Faden der Geschichte abbricht und sich in dunkle, nebelhafte Sagengebilde verliert, beginnt eine andere Wissenschaft, um als getreue Schwester der Alterthumskunde immer weiter den Uranfängen der Menschheit zuzuschreiten. Es ist die vergleichende Sprachwissenschaft, denn von dem Ariadne-Faden der Sprachwissenschaft geleitet, steigt sie in das dunkle Labyrinth der Urzeit. Die Sprache ist das wunderbarste Organ des Menschen, wodurch er eben erst Mensch wird; sie ist die Schwester des Geistes, wodurch der Mensch allein gottähnlich ward. Denn mit der Anschauung zugleich wird der Laut, dieselbe zu bezeichnen, geboren, und wie ein ätherischer Körper, als artikulirter Hauch d. i. Laut, mit dem geistigen Wesen vermählt.

Was Wunder, daß die Sprache recht eigentlich zum Objekt der Wissenschaft wurde, und daß die höchsten Geister gerade dem Wesen und der Entstehung der Sprache ihren Eifer zuwandten?

Diesen Riesen der Forschung ist es denn gelungen, von den sonnendurchglühten Fluren Indiens bis zu den eisigen Gestaden Islands eine Völkerkette hinzustellen, die alle, die Gemeinschaft ihres innigsten Wesens in ihrer Sprache darthuend, wie eine Reihe von Geschwisteen sich die Hand reichen, den ganzen Erdball umspannen. Ja, noch mehr, neben den Sprachvergleicher tritt der Sprachphilosoph, um die schwierige Frage von der Entstehung der Ursprache, von der ja alle jene Sprachen nur Ableitungen sind, zu lösen.

Die Lösung so schwieriger Probleme und Begründung so feiner Combinationen, durch welche die Wissenschaft der Sprache eben so gewaltig gefördert wird, wie die Naturwissenschaft der neueren Zeit durch die genaue mikroskopische Beobachtung, sind eine Frucht meist deutscher Forschung, wenn dieselbe auch zunächst von der Auffindung der alten indischen Sprache, des Sanskrit, ausging und von den Engländern William Jones und Th. Colebrooke den ersten Anstoß erhielt.

Zwischen einer ausgesprochenen Meinung und einem systematisch durchgeführten Beweis liegt ein großer Weg und muß man Franz Bopp, den jetzt dahingeschiedenen, als den eigentlichen Begründer der Sprachvergleichung ansehen.

Ihm reihen sich Männer, wie G. Curtius, Kuhn und Schleicher würdig an, indem Kuhn nicht bloß die Worte, sondern auch die Sagen als den Urschatz, der mit den Völkern aus der Heimat wanderte, vergleicht, und Schleicher die Riesenarbeit wagt, das Problem der Ursprache zu lösen.

In der andern Frage nach der Entstehung der Sprache erscheint als leuchtendes Meteor das Genie Wilhelm von Humboldt's, der in der Sprachwissenschaft dieselbe gewaltige Führerschaft des Geistes übernimmt, wie sein Bruder Alexander in der Naturwissenschaft. Ein Zwillingsgestirn am Horizont des Geistes.

Den Fußstapfen dieses Geistes zu folgen und die Frage weiter zu führen, unternahm Steinthal, in seinem Ursprung der Sprache, durch den feinen Scharfsinn seiner psychologischen Forschungen besonders dazu befähigt. — So groß aber die Resultate dieser Wissenschaft sind, bei uns verbleiben dieselben stets nur dem aristokratischen kleinen Kreise der Fachmänner und Specialisten. Die Menge der Gebildeten drängt gleichgiltig daran vorüber, kaum von dem Allgemeinsten oberflächliche Notiz nehmend. Wie bleiben wir in dieser Beziehung hinter unsern Sprachvettern, den Nordamerikanern, Engländern und hinter den Franzosen, bei denen die Resultate ihrer Forscher eine Freude und Stolz des Volkes werden, zurück!

Die Aristokraten der Wissenschaft sind gewohnt, die Popularisirung ihrer Forschungen zu desavouiren und zu bemakeln, aber der Freund der allgemeinen Culturgeschichte wird sie mit Dank annehmen, und müssen wir es dem Prof. Dr. Volz aufrichtig danken, daß er in kurzen zehn Bogen, in klarer, lichtvoller

*) Die Sprache und ihr Leben. Populäre Briefe über Sprachwissenschaft, von Dr. Aug. Volz (früher Prof. der ruff. Sprache an der königl. Kriegs-Akademie zu Berlin). Leipzig, H. Häßel, 1868.

Weise und schöner Darstellung, die Hauptresultate der gewaltigen Forschung einem größeren Publikum vorführete. Wir sind überzeugt, daß ein Jeder, welcher nicht gerade Fachmann ist, Herrn Boltz wie einen treuen Führer auf dieser Tour durch die wunderbaren Gebilde der Sprache, und die Gefilde des Geistes, wie solche diese Wissenschaft dem staunenden Auge vorführt, folgen und mit Genugthuung dieses Büchlein aus den Händen legen wird.

Sprachleben ist lautlicher Verfall; aus den schönen vollen Formen der alten Stimme werden allmählich zwar conventionell mehr abgeschliffene Worte, die aber doch nur Verkrüppelungen sind, bis so ein Wort ganz abgenutzt ist. Man vergleiche wie aus akshi: ofthalmos, auga: oil ward und die tenuis durch die aspirata zur media nach der Sprachspirale.

Wie in der Vogelperspective, werden wir dann in dem vierten Brief durch die Reihe aller unserer Sprachvettern, in der indischen, eranischen, griechischen, italischen, littauischen, slavischen und deutschen Sippe hindurch geführt; eine recht bunte Gesellschaft, und doch muß die Ungemüthlichkeit, welche bei dieser Verwandtschaft uns oft beschleicht, bei der eigentlich gemeinsamen Grundsprache, wie solche an einzelnen lichtvollen Beispielen uns vorgeführt wird, weichen. — Im fünften Brief wird uns die Entwickelung aus der einsilbigen Wurzel zur Flexion gezeigt, und der Unterschied zwischen den einsilbigen (chinesischen) und den anbauenden Sprachen dargestellt, während der sechste Brief die deklinirenden Sprachen behandelt. Besonders interessant ist das Verhältniß zwischen Laut und Vorstellung im siebenten Brief vorgeführt und das Leben der älteren, im Bilde sich bewegenden, beschreibenden Sprachen an der Liebesscene der Karawane und der Schiffahrt gezeigt, während im achten Brief das historische Wort in seinen Wandlungen an „Kopf“ gezeigt wird und von den modernen Sprachen Italiänisch, Spanisch, Portugiesisch, Französisch und Englisch, auch die historischen Epochen berührt werden.

Wir begrüßen diese populären Briefe, welche in klarer Weise die Hauptresultate langjähriger Forschung aus dem Gebiet der Sprachvergleichung und Sprachphilosophie uns vorführen, und wünschen, daß dieselben ein größeres Publikum finden und in Kreise dringen, wohin die strengen Fachstudien nicht gelangen.

Manches, was in der Wissenschaft antiquirt ist, und in diesen Briefen noch vorkommt, mögen Fachjournale berichtigen, z. B. Kalidasa heißt nicht schwarzer Sklav, sondern Sklav des Kali. Als eine Lücke haben wir hervorzuheben, daß als Bearbeiter der Vedas A. Weber, der Herausgeber des Jadschur, genannt wird. Wenn von den Veden geredet wird, darf man doch Max Müller, den Herausgeber des Rig, der Urgesänge mit dem Commentar, nicht vergessen. Ehre dem, der vorangeht. Auch Aufrecht, Roth, Witney haben ihren Theil an dem Ruhm, die Veda bearbeitet zu haben, und darf man, wenn vom Sanskrit gehandelt wird, den großen Burnouf nicht mit Stillschweigen übergehen.

Die semitischen Sprachen hat Hr. Boltz doch gar zu kurz behandelt und nicht einmal hervorgehoben, daß im Semitischen die zweibuchstabige Wurzel zur dreibuchstabigen erweitert ist.

Eine eigene Ansicht stellt der Verf. pag. 97 von der Incorporation einer Partikel ma, die die Gegenwart bezeichne, auf. Diese Ansicht möchte doch etwas gewagt sein, da dies in verhältnißmäßig so wenigen Stämmen zur Geltung kommt. Wie müssen es dagegen mit Dank anerkennen, daß Hr. Boltz sich bei der Sprachvergleichung nur an die Forschungen eines Bopp, Kuhn, G. Curtius, Schleicher hielt und uns die Phantasie-Spiele so vieler kühner Geister erließ. —

Wenn der Eisenstein aus tiefem Schacht zum Segen der Menschheit gefördert wird, so sei Ehre und Dank zunächst dem Bergmann, der zuerst den Schacht befuhr, Achtung dem, der in der Glut des Feuers das Metall dem Stein entlockte, großes Lob sei der Kunst geweiht, welche aus demselben vielfache Gebilde schuf. Dank aber auch Dem, der, solche Gebilde in ihrem Zusammenhang uns zeigend, uns von dem fernen Produkt aus bis zum Ursprung desselben hinführt und uns von da auf den Organismus des Alls hinweist. F. D.

Ein wirthschaftlicher Lehrer der Frauenwelt.*)

Es gab eine Zeit, in der die meisten Kinder nur einigermaßen gebildeter und begüterter Familien geglaubt hätten, es sei gar nicht Weihnachten, hätte ihnen die Bescheerung nicht ein oder mehrere Bücher des beliebten Verfassers der „Ostereier“, „Rosa von Tannenburg's“, „Heinrich's von Eichenfels“ und des „Blumenkörbchens“ gebracht, und wieder in einer andern, nicht viel spätern Zeit, wurde den Gaben des wackeen Kinderfreundes Nieritz mit gleicher Spannung entgegengesehen. Aehnlich wie jenen Kindern ergeht es heute unsern deutschen Frauen mit einem Schriftsteller der Jetztzeit, der sich ihrem Dienste fast ausschließlich gewidmet hat, und im besten Sinne unseres Jahrhunderts ein „Frauenlob“ geworden ist, indem er die Frauen nicht als zarte, anbetungswürdige — und bei alledem doch recht schwache, unzurechnungsfähige — Wesen preist und besingt, sondern es sich angelegen sein läßt, sie zu denkenden, selbstbewußten Menschen zu erziehen, indem er ihnen Belehrung ertheilt, welche sie in den Stand setzt, fortan auf den Gebieten, die ihnen vorzugsweise eigen, nicht mehr mechanisch und maschinenmäßig, sondern gestützt auf Wissen und Können, zu schaffen und zu wirken. Der Schriftsteller, welchen wir meinen, ist Dr. Karl Ruß, der schon seit einigen Jahren um die Weihnachtszeit die Frauenwelt mit werthvollen und sinnigen Büchern aus dem Gebiete der Naturwissenschaft, mit besonderer Berücksichtigung der Beziehungen derselben zum häuslichen und täglichen Leben, beschenkt hat. Auch in diesem Jahre erscheint der beliebte Verfasser der „Naturwissenschaftlichen Blicke ins tägliche Leben“ und des „Rathgebers auf dem Wochenmarkte“, und zwar mit einem größeren Werke oder vielmehr mit einem Buche, das mit den Abtheilungen, welche im Prospect für das nächste Jahr noch verheißen werden, ein größeres Werk zu werden verspricht. Nahrungs- und Genußmittel heißt das uns vorliegende Buch, welches an und für sich ein abgeschlossenes Ganzes bildet, zugleich aber die erste Abtheilung einer gesammten Waarenkunde für die Frauenwelt sein wird, deren zweiter Theil sich mit den nicht zu den Nahrungsmitteln gehörigen Bedürfnissen des häuslichen Lebens unter dem Titel Hauswirthschafts-Gegenstände beschäftigen, während der dritte Theil Farben- und Schönheitsmittel behandeln wird. Das Erscheinen dieser beiden letzten Theile steht im Laufe des Jahres zu erwarten.

Werfen wir nun einen Blick auf das uns jetzt vorliegende

*) Waarenkunde für die Frauenwelt. Erster Theil: Nahrungs- und Genußmittel, von Dr. Karl Ruß. Verlag von Eduard Trewendt, Breslau, 1868.

von der Verlagshandlung sehr sauber ausgestattete Buch, so begegnen wir auf jeder Seite den uns bekannten und lieben Eigenthümlichkeiten des Verfassers, und bemerken doch zu unserer freudigen Genugthuung, daß uns in der neuen Arbeit etwas wesentlich Vollkommneres und Reichhaltigeres, als in den früheren geboten wird. Wir empfangen nicht etwa eine bloße Aufzählung der verschiedensten Nahrungs- und Genußmittel, sondern eine eingehende Schilderung der Merkmale ihrer Vortrefflichkeit, wie der Erkennungszeichen ihrer Verfälschung. Es werden uns sehr beherzigenswerthe Winke ertheilt über die Wirkung, welche sie, in größerem oder geringerem Maße genossen, auf unsern körperlichen Organismus ausüben; dann aber ist auch der geschichtlichen Seite Rechnung getragen, indem wir über Vaterland und Abstammung der verschiedenen Produkte, wie über die Art und Weise, wie dieses und jenes dem Gebrauche zugewiesen ward, unterhaltenden Aufschluß erhalten. Interessant ist endlich auch die statistische Uebersicht der Verbrauchsmenge der einzelnen Genußmittel. Einen Beweis seines Fleißes und seiner Gründlichkeit, wie seiner Bescheidenheit, liefert uns der Verfasser auch noch durch die gewissenhafte Angabe der von ihm benutzten Quellen. J. H.

Frankreich.

Der Barnum der französischen Presse.

Kennen Sie den Mann, der in der Presse den Schwindel eingeführt, der die Reklame zur Geschäftsmacht erhoben und in der Politik die Gesinnungslosigkeit auf sein Banner geschrieben? Nicht? Es ist der Mann, der zwei Dynastieen diente, der auf den Gräbern der Orleans weinte und den Napoleoniden zujauchzte. Seine Herkunft ist dunkel, seine Existenz gründete sich auf das Nichts. Zuerst begegnen wir ihm im Gerichtssaal; er schleppt einen alten Mann vor die Schranken, den er als seinen Vater bezeichnet. Es ist der General von Girardin, Hofjägermeister des Königs Karl X. und Liebling Sr. Majestät. Des Königs Stern im Versinken — einer seiner Höflinge vor Gericht: der Skandal ist fertig, die Pariser jubeln; der junge, unbekannte Mann, der sich Emil nannte, wurde eine Tagesberühmtheit, er gab ein Journal heraus; zeichnete als Redacteur Emil de Girardin. — Das Blatt ging reißend ab. Der Mann schrieb pikant, glorificirte die dunkeln Existenzen; eine junge, schöne Dame fand sich, sie reichte ihm ihre Hand und führte ihm klingende Güter zu; es war Delphine Gay, die liebenswürdige Dichterin.

Sein Glück fing an zu blühen: er gründet nach Art der Londoner Penny Blätter das „Musée des familles", das Journal der „nützlichen Kenntnisse" und den — „Voleur". In Letzterem trat der literarische Diebstahl in seinen stärksten Formen auf. Girardin schnitt aus allen Zeitungen das Beste heraus, druckte es im „Voleur" ab und überließ dem Publikum das Blatt für ein Billiges. „Ich bin ein Voleur, und will so heißen: Ich lebe vom Diebstahl, weil der Code es mir gestattet, und will reich werden, ehe man mir die Klappe zuschließt" — so sagte der Voleur, der heut so berühmte Girardin, in seinem Programm, das er der Zeitschrift vorausschickte.

Er wurde reich, wie er richtig prophezeite, und ehe das Gesetz ihm das Handwerk legte und seine „Klappe" schloß, hatte er 400,000 Francs in der Tasche!

Die Juli-Revolution kam; ein neues Feld der Thätigkeit breitete sich vor ihm aus. Er stellt sich Louis Philipp zur Verfügung, gründet eine politische Zeitung, die erste, deren Preis es möglich machte, von Jedermann gelesen zu werden. Sie kostete nur 40 Francs das ganze Jahr und hieß die „Presse". Er erfand das Roman-Feuilleton, führte die Reklame ein, für 3 Francs die Zeile, und verpachtete einen Theil des Annoncen-Raums einem Handelshause für 100,000 Francs jährlich. Binnen einem Decennium hatte er einen Reingewinn von 200,000 Francs für jedes Jahr. Alles, was aus dem Staate, der Gesellschaft, aus Kunst und Wissenschaft mittheilbar war, fand man in seiner „Presse"; es entging ihm keine Neuigkeit, sein Auge wachte über jedes Ereigniß. Er übte eine Macht auf die öffentliche Meinung aus, wie wenige Journalisten seiner Zeit, — er griff an und wurde wieder angegriffen; Armand Carrel, der reine, edle Kämpfer für Volksfreiheit, bezichtigte ihn der Bestechlichkeit, der Gesinnungs-Heuchelei, und forderte ihn zum Duell heraus — aber o Unglück, die Kugel traf den armen Carrel. Girardin ging als Sieger aus dem Kampfe hervor.

Er weinte Thränen der Rührung am Grabe des Gefallenen, aber am andern Tage sehen wir ihn von Neuem seine Feder zu Angriffen spitzen. Vergebens sucht ihn Guizot in jener denkwürdigen Sitzung zu vernichten, in der ihm der Minister den Brief unter die Augen hält, worin er der Regierung sein Blatt zur unbegränzten Verfügung gestellt, — einen Moment erbleicht er unter der Wucht dieser ungeahnten Katastrophe, die ihn öffentlich brandmarkt — einen Moment, sage ich; den Tag darauf ist aller Schrecken vergessen; die „bleiche Furcht" bläßt seine Wangen nicht mehr: „Es lebe die Gesinnungslosigkeit!" rief er keck der oppositionellen Kammer entgegen und schrieb weiter im Solde Louis Philipp's. Das Jahr 1848 kommt; Girardin ist der Erste, der Kehrt macht dem Königthum: Danken Sie ab, Sire, Sie sind verloren! das sind seine Worte, die der Undankbare dem rathlosen Fürsten in's Gesicht schleuderte.

Der Mann des 2. December taucht auf — ihm zur Seite der Held für Alles: Emil de Girardin! die junge Februar-Republik war kaum zwei Monat alt, da hat Girardin schon den Muth, in seiner „Presse" zu schreiben: „Frankreich ist wieder reif für die Monarchie!" Das Volk stürmt das Redactions-Büreau, es will den kecken Schreiber dieser Worte bei lebendigem Leibe zerreißen; er stellt sich lächelnd den Anstürmenden entgegen und sagt: „Nun, Ihr seht doch, daß ich Recht habe, Ihr zeigt selbst, daß Ihr nicht reif seid!" Verdutzt zieht sich die Menge zurück; sie fühlte nur zu gut die Wahrheit dieser Worte.

Girardin ist's, der Cavaignac's Einfluß untergräbt, der im Verborgenen für den schweigsamen Prinzen Bonaparte agitirt, der das Geld Fould's und Mathilden's ausstreut, welches noch aus Demidov'schen „Beaux restes" zusammengescharrt worden. Girardin ist's, der die Landgeistlichen bearbeitet, um den Bauern die „Hölle heiß zu machen", der das Orgelied erfindet, das Tausende von bezahlten Straßenmusikern singen: „Si vous voulez le bon — prenez Napoléon" und das mehr als eine Armee wirkte. Selbst die schöne Delphine mußte in Versen für das künftige Kaiserreich wirken. Napoleon stieg auf des zweideutigen Agitators Schultern von Stufe zu Stufe — der Kaiser hat ihm nie diese Dienste vergessen; er schützte ihn in mancher delikaten Angelegenheit, die den Sohn des Glücks vor das Zuchtpolizei-Gericht gebracht hätte, und ließ die Ueberschreitungen in seiner „Presse" ungestraft dahingehen. —

Heute erfahren wir, daß der „treue Achates" von ehemals mit dem Kaiserthum gebrochen — er hat ihm den Krieg erklärt und befindet sich im offenen Kampfe mit dem dritten Napoleon.

Die französische Regierung muß schwach und hinfällig sein, denn Girardin ist einer jener Leute, die sich nur auf Verwesendes setzen. Er hat den Muth, dem December-Fürsten die derbsten Wahrheiten zu sagen, und den hatte er nie, wenn er Gefahr für seine Person witterte. Man wird ihn in's Gefängniß setzen, das wird Alles sein — als um so muthvoller wird sein Wortfechten ausposaunt werden, um so höher wird er in den Augen Derjenigen steigen, die von seinem Charakter noch weniger hielten, als von dem Lamartine's. Er treibt heute dasselbe Spiel, das der Kaiser mit dem Papste begann. Wie Dieser sich von dem „ersten Sohn der Kirche" nach und nach seiner Macht benommen sah und zum Troste von der Kaiserin Beileid-Schreiben erhielt, richtet heut die zweite Gattin Girardin's Ergebenheits-Briefe an die schöne Eugenie, und mißbilligt ihres Emil Gebahren. Wir trauen der ganzen Komödie nicht.

Das Leben dieses Mannes, welchen das moderne Babel an der Seine zu seinen geistreichsten und leichtsinnigsten Größen zählt, bietet Stoff zu tausenderlei Betrachtungen dar. In wenigen Menschen finden wir eine so große Vielseitigkeit, Sprachgewandtheit und Geistes-Elasticität vereint, als in diesem in seinen äußern Unternehmungen stets glücklichen Journalisten. Wir können sagen, daß sich noch kein Tagesschriftsteller zu solcher Macht in der öffentlichen Meinung emporgeschwungen, wie Girardin — emporgeschwungen durch die Mittel des Skandals. Die raffinirte Schlauheit hat in ihm ihren freisinnigsten Vertreter gefunden, der alle Wissenschaften und Künste auszubeuten wußte für seine Zwecke, für seine geistreichen Philippiken und Spitzfindigkeiten, die er als glühende Kugeln nach den Häuptern von Regierungs-Größen und Volks-Vertretern abschoß. Girardin ist kein böser Charakter, „aber seine Leichtsinnigkeit", mit der er die Feder handhabt, hat eine gänzliche Entsittlichung in der französischen Journalistik herbeigeführt. Das goldene Wort war ihm eine Schaumünze, die er, dazu sich berechtigt glaubend, für baares Geld unter die Pariser streute. Ihm war das Schwert der Idee keine Ehrenwaffe, wie seinem großen Gegner Armand Carrel; er ließ es blitzen und funkeln in jeder Schmutz-Geschichte, verdächtigte, verleumdete, riß nieder, was er vorher aufgebaut, bloß weil es seine Laune so wollte. Der Charakter des französischen Literatenthums ist durch ihn in Verfall gekommen und zu einem bloßen brillirenden, witzgeschickten, in Chamäleonsfarben schillernden Stil-Virtuosenthum herabgesunken, das Eleganz über Alles schätzt, über Ehre, Treue, Wahrheit, Männlichkeit, Freiheit und Gewissen.

Ich glaube, Girardin endet früher oder später unter denselben vernichtenden Schlägen, die er ehedem seinen Feinden geschlagen. Die Stunde kommt, wo sich das bessere Gefühl in der „großen Nation" rege macht und es seine geistigen Verderber in den Staub der Verachtung tritt. „Aber erst muß Cäsar fallen!" sagt Girardin, — großer Gott, klingt das nicht wie satanische Freude? Er macht riesenhafte Anstrengungen, um sich auf jener schwindlichten Höhe zu erhalten, auf die ihn die Laune des Glückes gehoben; er kämpft heute für Volksrechte, die er früher mit untergraben half, er appellirt an das Gewissen des Imperators, beschwört drohende Gespenster der Revolution herauf — wahrhaftig, Girardin fühlt in seinen alten Tagen mit mächtiger Schwere, was er leichtsinnig verschuldet.

Sein Auftreten in der Presse und in der Kammer erregte Aufsehen; Einige bewundern ihn, loben seinen Muth, mit dem er der kaiserlichen Regierung gegenübertritt, aber die ihn näher kennen, rufen achselzuckend aus: „Ah ce n'est pas un homme sérieux!"

Otto Spielberg.

Rußland.

Eine russische Nihilistin.

Das unten näher bezeichnete Buch*) beschäftigt sich mit dem Leben der russischen Schriftstellerin Bagréeff-Speranski und scheint ein literarisches Denkmal zu sein, mit dessen Ausführung diese selbst oder ihre Familie den gewandten französischen Stilisten beauftragt hat. Es ist etwas bunt und vielseitig gerathen; es enthält Lebensgeschichte, Politik, Sociales, Philosophie, Religion, Länderkunde u. s. w., ziemlich bunt durcheinander, so daß es uns einigermaßen schwer wird, den Plan herauszufinden. Beaucoup de causerie. Es ist mit französischem Ueberguß versehen, ein Bild aus dem Leben der vornehmen Russen und Russinnen, und als solches nicht uninteressant, falls man sich nämlich die andere Hälfte dazu denkt. Madame Bagréeff-Speranski gehört in dieselbe Klasse russischer Nihilistinnen, wie Madame Swetschin, die Fürstin Galitzin — mehr oder minder auch Frau von Krüdener — zarte, sittlich angelegte Naturen, die in's Ausland flüchten und Kosmopolitinnen werden, weil sie die einheimische Eisluft, den moskowitischen Despotismus und die moskowitische Barbarei nicht ertragen können.

Es liegt etwas Kränkliches in diesen Existenzen, die so ganz alles irdischen Schwergewichtes zu entbehren scheinen und in Regionen schweben, denen deutsche und selbst französische und englische Frauen glücklicherweise meist fern bleiben. Deutsche Kinderbücher und Tragödien, französische Romane schreiben, Politik, Slavismus, Religion, Philosophie treiben, viel Geld und Güter, aber keine Heimat und kein Vaterland haben, das man lieben kann — eine gesunde Existenz ist das nicht.

Elisabeth Trolop-Bagréeff wurde 1799 zu St. Petersburg geboren. Ihr Vater war der Graf Michael Speranski, ihre Mutter eine Engländerin Namens Stevens, ihre Großmutter eine Graubündnerin. Man sieht, daß Einflüsse da waren, ihr Russenthum stark zu modificiren. Sie war das Kind einer brustkranken Mutter, die sehr bald starb, und daher selbst von schwächlicher Constitution. Um die Gesundheit des Kindes zu stärken, schickte sie der Vater nach Kiew, wo sie in großer Abgeschiedenheit bei ihrer Großmutter erzogen wurde, die als ein hartes und böses Weib dargestellt wird. Eine junge Tante, welche aber bald heiratete, und eine alte englische Bonne gewährten ihr Trost in dieser Lage. Als sie sieben Jahr alt geworden, ließ sie der Vater zurückkommen. Die Rückreise war echt russisch. Ihr Vater stand damals im Zenith seiner staatsmännischen Laufbahn, und deshalb beeilten sich, in allen Städten zwischen Kiew und St. Petersburg, die Beamten und Würdenträger, sie mit allen erdenklichen Ehren zu begrüßen. Speranski, welcher der Sohn eines Popen und selbst studirter Theologe war (wie seine mitgetheilten Arbeiten über den Apostel Johannes und die Apokalypse zeigen), übernahm nun selbst den Unterricht des Kindes und unterwies es namentlich in der Religion. 1812 wurde Speranski plötzlich gestürzt und so rasch in die Verbannung befördert, daß er nur noch Zeit hatte, seine Tochter davon in einem kurzen Billet zu benachrichtigen.

Das ist wieder echt russisch. Mitten im rauhesten russischen Märzwetter folgte sie bald ihrem Vater an den Verbannungs-Ort Nischnei-Nowgorod nach, wo derselbe seinen Unterricht fort-

*) Un Portrait Russe. Les oeuvres et „le livre d'une femme" de Mme Bagréeff-Spéranski, par Victor Duret. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1867.



setzte. Seine Feinde verfolgten ihn weiter, und bald mußte er diese Stadt, wo er vom Gouverneur und den Spitzen der Behörden noch mit Auszeichnung behandelt worden war, mit Perm an der sibirischen Gränze vertauschen. Er schickte das Mädchen nach Petersburg zurück.

Man hatte ihn des Illuminatenthums verdächtigt; in der That war er aber ein Theosoph und hatte gesucht, den Kaiser für die Ideen Saint-Martin's zu gewinnen, ohne indeß je zu einer geheimen oder staatsgefährlichen Verbindung zu gehören. Er war ein Opfer des Altrussenthums, das damals im Jahre 1812, wo die Franzosen in's Land einbrachen, obenauf kam und gegen Jeden, der einer Vorliebe für Frankreich und dessen Ideen verdächtig war, freies Spiel hatte. Die junge Dame, von einflußreichen Leuten unterstützt, wagte für ihren Vater beim Kaiser zu bitten, und in der That ließ sich derselbe geneigt finden, den Grafen von Perm weg auf eines seiner Güter im Gouvernement Nowgorod zu senden und ihm selbst eine bescheidene Pension anzuweisen. S. ließ seine Tochter dorthin kommen, und diese lernte nun mit Hilfe einer deutschen Bibel, die der Vater für seine theologischen Studien benutzte, und der Jungfrau von Orleans von Schiller die deutsche Sprache, in der sie bald bedeutende Fortschritte machte.

Im Beginne des Jahres 1816 hatten sich die Wolken der kaiserlichen Ungnade wieder verzogen und der Graf wurde zum Gouverneur von Pensa ernannt. Natürlich änderten sich damit die Stellung und die Lebensweise seiner Tochter. Diners, Bälle, Vergnügungen, Luxus aller Art waren nun an der Tagesordnung, und sie begann, von Freiern umschwärmt zu werden. Gegen das Ende des Jahres 1818 wurde der Vater endlich gar General-Gouverneur von Sibirien. Er nahm die Tochter natürlich nicht mit in dieses übelberufene Land; sie wurde in der Familie eines Arztes zu Petersburg in Pension gegeben und verliebte sich dort sterblich in einen Offizier. Als der Vater die Einwilligung zur Ehe nicht geben wollte (er war zu diesem Zwecke herbeigereist), unternahm sie ein Attentat auf ihr eigenes Leben, und, da dieses glücklicherweise vereitelt wurde, verfiel sie in tiefe Melancholie. Das Hofleben und die Zerstreuungen heilten sie aber glücklicherweise. Der Vater brachte sie nämlich als Hoffräulein der Kaiserin Elisabeth unter. Nicht lange darauf wurde sie Madame Bagréeff.

Ihr Gatte war Gouverneur von Tschernigov und machte in Petersburg ein großes Haus, nachdem er Bankdirector daselbst geworden war. Puschkin, Mickiewicz, Buturlin, der Maler Brülov, Karamsin waren tägliche Gäste in den Salons seiner Frau, in denen ihr Gemahl keine besondere Rolle spielte. Auch mit den Finanzen des russischen Staates hatte er Unglück. „Eine große Summe Geldes wurde der Bank gestohlen, deren Director er war." Das kann nicht wundern, das ist ein Malheur, das in Rußland alle Tage passirt. „Seine Frau rettete seine Ehre, indem sie hergab, was sie an Werth und Juwelen besaß, um das Deficit zu decken. Zum Uebermaß des Unglücks wurde Herr Bagréeff, der ein echter Russe gewesen zu sein scheint, in die Conspiration und Revolution verwickelt, die Nikolaus 1825 mit eiserner Faust niederschlug. Man konnte ihm nur beweisen, daß eine Anzahl von Verschworenen am Abende des Ausbruchs der Verschwörung in seinem Hause gewesen; er kam mit einigen Scheerereien davon, aber seine Frau blieb dauernd in der Ungnade des neuen Zaren. Obenein war ein junger Mensch, den Speranski mit aus Sibirien gebracht und fast an Sohnes Statt angenommen hatte, in die Verschwörung verwickelt gewesen und mußte wieder nach Sibirien wandern.

Doch wir wollen hier nicht weiter auf eine Menge Einzelnheiten eingehen, die für uns nur wenig Interesse haben können. Madame Bagréeff hatte das Unglück, auf einem Balle den Kaiser Nikolaus zu beleidigen, und fiel nach dem Tode ihres Vaters, an dem der Kaiser selbst Schuld war, indem er den kranken Mann mit riesigen Arbeiten überhäufte, vollständig in Ungnade. Die sämmtlichen Papiere ihres Vaters wurden confiscirt. — Ein über allen Begriff erbärmliches und elendes Leben, das diese mit Gold und Silber überladenen Sklaven führen, welche die Großen des größten Weltreiches heißen! Jeder Handwerker führt bei uns eine menschlichere Existenz. Sie sind nicht zu beneiden. Madame Bagréeff verließ in Folge dieser Ungnade ihr Vaterland und begab sich nach Deutschland — Kissingen, Gastein, Frankfurt am Main. Von einem Ausfluge nach England zurückgekehrt, begab sie sich nach Wien, wo sie einen Salon eröffnete und mit den dortigen Literaten und Schriftstellern — namentlich Grillparzer — in Verbindung trat. Wir wollen sie auf ihren Reisen nach Rußland, Ungarn, nach Aegypten nicht weiter begleiten, noch ihre häuslichen Schicksale und Unglücksfälle näher berühren. Sie starb zu Wien i. J. 1857.

Ihre Schriften sind ziemlich zahlreich. Sie schrieb für die Erziehung ihrer Kinder ein Livre des petits, und eine histoire de la vie d'une poupée. Im Jahre 1851 skizzirte sie „Briefe über Kieff", die aber noch nicht veröffentlicht sind. In deutscher Sprache veröffentlichte sie eine Tragödie: „Ein Kosaken-Zar", die zu Gratz in Steiermark einmal aufgeführt worden ist, ferner drei Lustspiele: Die Ueberspannten, der verliebte Greis, das Tischrücken. 1855 erschien zu Leipzig von ihr eine Broschüre: Méditation sur les dernières heures de l'empereur Nicolas, die dem Kaiser eine aufrichtige Bewunderung weiht. Der geschichtliche Hergang dieses Ereignisses wird dabei erzählt, und es ist sehr glaublich, daß der Verfasserin gute Informationen zu Gebote standen. Hierauf verfaßte sie Erzählungen und Romane in französischer Sprache: Die Tochter des Altgläubigen, die Alte und ihr Rabe, Xenia oder die zwei Träume — die Inseln der Newa — eine tungusische Familie — der erste Romanov — Irene — das Schloßleben in der Ukraine — das Buch einer Frau. Ueber eine Anzahl anderer Schriften, die zum Theil unter dem Nachlaß gefunden worden sind, giebt der zweite Theil des Buches Auskunft. Es ist manches Interessante darunter; es scheint aber, daß der französische Verfasser des Buches sich erlaubt hat, sehr starke politische und ethnographische Zusätze zu machen, die den allerjüngsten Zeiten angehören.

Das Buch einer Frau (Le livre d'une femme), das sich, wie es scheint, nicht in völlig zusammenhängender Form unter dem Nachlasse befunden hat, wird hier zum erstenmal veröffentlicht. Die Ordnung, in welcher diese Gedanken und Reflexionen über das weibliche Leben mitgetheilt werden, verdankt man dem sichtenden Auge des Herausgebers. Auch scheint derselbe um die sprachliche Darstellung dieser russo-fränkischen Schriftwerke mehr Verdienste zu haben, als er aus Bescheidenheit eingestehen mag. Aus zarten Andeutungen müssen wir schließen, daß Madame Bagréeff nicht die gewandte französische Stilistin war, als welche sie in ihren Schriften erscheint — mais elle avait de quoi faire la retouche! Das „Buch einer Frau", das nichts weniger, als Emancipations-Ideen enthält, wird sinnige, zur Reflexion und Religiosität geneigte Frauengemüther ansprechen; von einer gewissen Kränklichkeit, die in der Lebensstellung und in den körperlichen Leiden der Verfasserin ihre Erklärung findet, ist es nicht freizusprechen. Sie gehörte, trotz ihres Ranges und ihres Reichthums, nicht zu den Glücklichen ihres Geschlechts.

Die deutschen Gouvernanten in Rußland.

Es war im literarischen Sprechsaal (Nr. 43) in einer Mittheilung die Rede von der Stellung der deutschen Gouvernanten im Auslande und namentlich von der der Erzieherinnen in England und Rußland. Es würde vielleicht Nachstehendes zur Aufklärung dienen können für Diejenigen, die einen solchen Beruf zu suchen, vor Augen hätten.

Diese jungen Damen kommen entweder in der Hoffnung in das fremde Land, eine solche Stellung dort zu finden, oder sie kommen, schon in ihrer Heimat engagirt, gewissermaßen dahin berufen.

Was zunächst den ersten Fall betrifft, so ist Allen, die das Vaterland in dieser Absicht verlassen, unbedingt abzurathen, einen solchen Schritt auf's Gerathewohl zu thun. Nur eine sehr schlimme Lage oder die gänzliche Unbekanntschaft mit den Verhältnissen erklären eine solche Unbesonnenheit; aber die schlimmste Lage kann nicht schlimmer sein, als die Gefahren groß sind, mit denen ein solcher Schritt überall verbunden ist.

Was aber die Lage der Dinge in Rußland insbesondere betrifft, so ertheilt die russische Regierung aus sehr wohl erwogenen Gründen, um die Familien im Innern vor dem Zudrang unzuverlässiger Personen zu schützen — nur denjenigen Damen die Erlaubniß, als Gouvernanten oder Erzieherinnen in Privathäusern zu fungiren, die das vorgeschriebene Examen bestanden haben. Solcher Prüfungen giebt es zwei; eine höhere und eine, die nur die Berechtigung ertheilt, in den ersten Anfangsgründen, im Lesen, Schreiben und Rechnen Unterricht zu ertheilen. Eine Stellung in einem anständigen Hause mit einem Gehalt, das nur einigen Ersatz bietet für alles Verlorene, ist nur zu finden, wenn die höhere Prüfung bestanden ist (lebende Sprachen und Wissenschaften). Das Examen ist keineswegs leicht und kann nicht aus dem Aermel geschüttelt werden, sondern erfordert einen vorausgegangenen und beendigten, gut benutzten Unterricht, wie er in einer höhern weiblichen Lehranstalt ertheilt wird. Es ist wohl nicht nöthig, zu zeigen, mit welchen Schwierigkeiten man zu kämpfen hätte, wenn die Vorbereitung zu dieser Prüfung erst in Rußland gemacht werden sollte, und wie schwer es überhaupt ist, eine Prüfung plötzlich zu bestehen, über deren Forderungen im Einzelnen man vorher ganz in Unkenntniß gewesen.

Eine Gouvernanten-Stelle in Rußland zu finden, ohne des Französischen mächtig zu sein, und ohne im Stande zu sein, in der Musik zu unterrichten, wäre wohl nur eine Ausnahme, und es würde ein Irrthum sein, wollte man meinen, in Rußland mit dem, was man etwa leistete, überall überlegen zu sein; denn wenn auch in den Schulen Rußlands, die deutschen Ostsee-Provinzen nicht ausgenommen, die Bildung nicht gewonnen werden kann, die die Schule in Deutschland giebt, der das miterziehende öffentliche Leben der ganzen Nation zur Seite steht, und die getragen wird von einem ganz andern, sie nährenden Geist, so wird doch in Prüfungen in positiven Kenntnissen dasselbe gefordert hier, wie dort.

Nun kommt aber hinzu, daß, abgesehen von den weiblichen Lehranstalten in Rußland, aus denen jährlich eine große Anzahl solcher examinirter Hauslehrerinnen hervorgehen, Diejenigen im Innern von Rußland, die eine deutschredende Gouvernante vorziehen, sich darum nicht nach Deutschland zu wenden brauchen, da in Liv-, Esth- und Curland alljährlich in den deutschen Lehranstalten eine nicht unbedeutende Zahl (weit über den Bedarf) von Gouvernanten-Diplomen ertheilt wird, und diese sehr wohl unterrichteten jungen Damen vor den aus Deutschland kommenden den Vorzug haben, daß sie außer einer gewissen Kenntniß des Russischen, auch das Französische meist besser aussprechen, da das provinzielle Deutsch, das in Livland gesprochen wird, sich der Aussprache eines fremden Idioms nicht so leicht beimischt, wie die geist- und lebensvollen, aber keineswegs, besonders dem fremden Ohr, immer wohlklingenden Dialekte der Stämme in Deutschland.

Ueberdies ist es wohl in Erwägung zu ziehen, daß Gehalte, von denen sich nennenswerthe Ersparnisse machen lassen, überhaupt jetzt sehr selten sind und nur schon sehr bewährten Damen in diesen Stellungen geboten werden, und daß, was ja nicht übersehen werden mag, jetzt die Stellung eines Deutschen in Rußland eine ganz andere geworden ist.

Der deutsche Einwanderer wird, sowohl in den russisch-deutschen Ostsee-Provinzen (mit Ausnahme etwa der nach Dorpat berufenen Professoren), als im Innern von Rußland, als ein überflüssiger Eindringling angesehen, und bei diesem ungünstigen Vorurtheil bedenke man noch, daß eine größere Reife dazu gehört, als junge Leute sie zu haben pflegen, um sich in ganz fremde Verhältnisse einzuleben und sich in ihnen Vertrauen zu erwerben.

Ein großer Theil dieser Bedenken trifft auch Diejenigen, die auf ein bestimmtes Engagement in die Fremde ziehen, und schriftliche Contracte möchten wohl bei Zerwürfnissen kaum eine Garantie für Erfüllung von Versprechungen sein einem jungen Mädchen, das als Deutsche, in so weit diplomatische Vertretung in Betracht kommt, im fremden Lande noch immer schutzlos ist. Befindet sie sich in dem Fall, daß eine unmittelbare Verständigung im Hause, wo sie lebt, nicht mehr möglich ist, und sie will die Hilfe von Behörden in Anspruch nehmen, so mag man nicht vergessen, daß sie in Händen von Leuten sich befindet, die ihr in jeder Beziehung überlegen sind; daß alle Versprechungen nur gegeben sind in der Voraussetzung der Erfüllung der Pflichten von Seiten der Erzieherin; daß das Erfülltthaben der Pflichten sehr schwer zu erweisen ist und die Meinungen darüber sehr auseinander gehen können; daß sie sich durch ihre eigene Unkenntniß der Landessprache den Behörden nicht einmal verständlich machen kann, und daß sie von Allen als eine überflüssige, hungrige Fremde im Stillen betrachtet wird, was ihr nirgends in der Welt eine sympathische Stimmung bei Behandlung ihrer Angelegenheit erweckt.

Sapienti sat! Ich glaube, daß diese Bemerkungen für die Betreffenden wohl der Erwägung werth sind, um so mehr, als sie eine, glaube ich, unparteiische Darstellung der Sache geben.

Ost-Asien.

Alte und neue Wege nach China.

Ihre werthvollen Publikationen hat die Hakluyt Society kürzlich durch eine neue vermehrt, in der Herausgabe der Reisen des Frater Odoricus de Foro Julio, der Yule außer seinen eigenen Noten noch andere mittelalterliche Berichte über China hinzugefügt und das Ganze unter dem Titel: Cathay and the Way thither (London, 1866) herausgegeben hat. In's dreizehnte Jahrhundert fallen die Gesandtschaften Plano Carpini's und

Rubruquis's, sowie die Handelsfahrten der Polo etwas später die Missionen Montecorvino's, des Bischofs von Zayton, Johann's von Cora, Odoric's von Pordenone (1316—1330), Jordanus und zuletzt die des Johann von Marignolli (1342—1346), wodurch das erstaunte Europa plötzlich mit einer Fülle von Nachrichten in Betreff des fernen Ostreiches überrascht wurde, das bisher nur zwischen den haltlosen Umrissen Serice's oder des südlicheren Landes der Sinae umhergeschwankt hatte.

Die Ankömmlinge schauten verwundert auf das Volksgedränge in den chinesischen Städten, wie sie es in denen ihrer Heimat nur an den höchsten Festtagen*) kannten; sie konnten nicht genug die Macht und Heeresmassen, die Einkünfte und Schätze**) des Großen Chan's erheben, wogegen die der abendländischen Fürsten kleinlich zusammenschrumpften. Sie fanden einen Luxus, eine Vollendung in Künsten und Wissenschaften, eine Verfeinerung des Lebens, im Vergleich womit die Gebräuche des damaligen Mittelalters als halbbarbarisch erscheinen mußten.

Dieser Lichtblick aus dem äußersten Orient war indeß nur von kurzer Dauer; bald sank Cathay oder Machin wieder in das vorige Dunkel zurück und möchte völlig vergessen sein, wenn nicht die Aufzeichnungen des Venetianers Gelegenheit zur Unterhaltung gegeben hätten und um so besseren Stoff für phantastische Uebertreibungen, weil eben jede Kontrole fehlte. Erst als das erste portugiesische Schiff 1515 an den Küsten China's landete, waren diese dauernd mit denen Europa's zusammengeknüpft; denn es ist das Meer, das die Völker verbindet, obwohl der direkte Landweg, wie es schon Cosmas (in seinen Bemerkungen über die Karawanen von Persien nach Tzinitza) vermuthete, ein weit näherer sein würde. Die Handelsstraßen, auf denen sich im Laufe der Zeiten der Verkehr vermittelt, folgen den natürlichen Configurationen des Globus und haben zunächst mit Vorliebe stets die von dem Wasser gebotenen Communicationen gewählt. Ihre Untersuchung führte ein in die Gesetze, unter denen die Entwickelung der Menschheit ihren Fortgang genommen hat, denn auf denselben Wegen, die sich der Kaufmann für seine Züge öffnete, ist, ihm folgend, auch die Kultur gezogen. Die Bildung ist das Kind des Handels. Erst wenn dieser die fremdartigen Elemente in friedlicher Mischung zusammengeführt hat, entzünden sich die Ideen neuer Schöpfungen und sprühen die Geistesfunken hervor, die die träumerische Nacht der Barbarei in den hellen Tag verständigen Schauens verwandeln.

Bei der Jahrtausende währenden Trennung zwischen Europa und China, obwohl beide auf derselben Festlands-Masse liegen, müssen, außer der Schwierigkeit des Landtransportes überhaupt, die politischen Verhältnisse der Zwischenländer in Rechnung gezogen werden, und je nach den Conjuncturen derselben pflegte sich die eine oder die andere der von der Natur vorgezeichneten Straßen dem Durchgange zu öffnen. Von diesen kommen zunächst drei in Betracht, die dem Streichen der Parallelketten folgen: einmal die Straße nördlich vom Altai durch die zum Eismeer abfallenden Ebenen, dann das Längsthal zwischen Altai und Thianschan und drittens das zwischen Thianschan und Kuenlün, welche beide nur durch einfache Meridiangebirge durchschnitten sind. In der Straße zwischen Kuenlün und Himalaya dagegen häufen sich die Transversalketten zu sehr, als daß sich jener noch für kommerzielle Zwecke verwerthen ließe. Von diesen drei Wegen würde der erste der geeignetste gewesen sein, da er außer den breiten Flüssen, die ihn durchströmen, keine Hindernisse des ursprünglichen Bodens bietet. Aber derselbe hatte sich mit einer Masse undurchdringlicher Wälder bedeckt, in denen nur weit zerstreut ärmliche Stämme ihr kümmerliches Leben fristeten, da das unfreundliche Klima besiedelnde Anbauer zurückgescheucht hatte; und der Kaufmann konnte sich erst dann in diese Wildnisse wagen, als die bis dahin ausgedehnte Regierung des Zaren durch öffentliche Mittel einen Postverkehr anordnete und unterhielt. Diese nördliche Straße ist deshalb die zuletzt geöffnete, wird aber seit ihrer Einrichtung noch bis heute (in einiger Concurrenz mit dem Seeweg) benutzt und bildet die des russisch-chinesischen Handels über Kiachta.

Nach chinesischen Berichten, fand unter den Wei (386 bis 534) ein Handelsverkehr bis zu den Stämmen am Baikal und Ob Statt. Die uns aus den Berichten der klassischen Autoren bekannte Straße des Steinernen Thurmes, wie sie Strabo nach Marinus von Tyr, und später Ptolomäos, beschrieb, kommt mit der dritten der obigen Straßen überein und entspricht in der Hauptsache dem Nanlu oder Südweg der Chinesen (im Gegensatz zum Pelu oder Nordweg nach Einsprengung des Felsenpasses bei Turfan). Die zwischen Altai und Thianschan in dem Bassin der großen Seen hinlaufende Route mag in Herodot's Nachrichten von den Issedonen angedeutet sein (obwohl sich indeß auch in Ptolomäos Itinerarium ein Issedon Serica findet); in ihrer ganzen Weite wurde sie aber erst mit den Mongolen zugänglich, deren Weltsturm alle Hindernisse fortfegte, zwischen Sarai an der Wolga und Karakorum eine glatte Rennbahn herstellend, auf der die Eilboten des Chans in sechswöchentlichen Ritten hin- und herflogen, zum Leidwesen der armen Mönche, die sie auf päpstlichen oder königlichen Befehl als Gesandte begleiten mußten. Während ihres Bestehens wurde diese Straße von den florentinischen Kaufmannshäusern der Bardi und anderer in den italiänischen Factoreien der Krim für Handelszwecke ausgebeutet, aber sie verfiel mit dem allmählichen Sinken der Yuen-Dynastie, und als die folgenden Ming (1368) sich auf das eigentliche China beschränkten, blieben die Nomaden der Steppe wieder ihren inneren Raufereien überlassen, so daß sich keine Karawane unter solch zuchtlose Horden wagen durfte. Ein früherer Versuch, den Handel auf diese Straße*) zu leiten, war gemacht worden, als Il-Chan, der Vorgänger des Muhan-Chan-Tybin (553—572), die Macht des Hauses Tulga oder Tu-hint begründet hatte. Nach den Chinesen war die Gesandtschaft des Ganthun oder Antonius, Kaisers von Taisin (Rom), die ihren Weg nach China durch Yunan nahm, dadurch veranlaßt, weil die Ansu (Parther) aus Eifersucht die Straßen verheimlichten und ebenso gab das von den Sassaniden beanspruchte Monopol des Seidenhandels den Anlaß zu der Gesandtschaft des Dissabulus

*) In questa paese e tanta moltitudine di gente, che é una cosa incredibile, di tal sorte che in molte parti di detta provincia viddi più stretta la gente che non e a Vinetia al tempo dell' Ascensione (Odoric). Ebenso Semedo, und auch nach Marignolli geht die Zahl der Städte und Menschen in's Unglaubliche.

**) Kein König oder Fürst in der Welt kann mit der Majestät des Chan in der Weite seiner Besitzungen, in der Menge der Bevölkerung, in der Fülle seines Reichthums verglichen werden, schreibt Montecorvino, und Andreas von Perugia meint, daß schon die von dem Kaiser, dem großen Chan, verliehenen Alafa oder Gnadenbezeugungen die Einkünfte und Ausgaben mancher Könige der lateinischen Länder überstiegen.

*) Zur Ablenkung auf dieselbe in ihrem Pe-lu wurden die Chinesen hauptsächlich durch das Mächtigwerden der Tusan veranlaßt, die unter ihrem Dsanphu 550 p. d. Schensi eroberten und die Südstraße unsicher machten, so daß dieselbe auf halbem Wege für die nördlichere Richtung verlassen wurde.

(Chagan der Thukiu am Ectag oder Altai) an Justinian, der sie auf ihrem Rückwege durch Zemarchus begleiten ließ (569 p. d.).

Sonst war zu Procop's Zeit der Seidenhandel von Bactrien nach Hyrkanien und Medien über den Euphrat nach der syrischen Küste gegangen, oder vom Kaspischen Meer über den Tanais (zur Zeit des Ptolomäos auf den Karawanen der Aorsen) zum Pontus Euxinus, während Pompejus von dem Transport der Waaren aus dem Kur nach dem Phasis gehört hatte. Doch wird auch die Benutzung des von Hippalus entdeckten Monsun's für die Fahrt zwischen Aegypten und Indien erwähnt, wo unter den indoskythischen Fürsten Minnagara oder (zu Masudi's Zeit) Mankir, die Hauptstadt des Balhara, ein wichtiges Emporium gebildet hatte und entweder den Indus aufwärts der Straße zu den Serern folgte, oder auf dem von Ptolomäos gegebenen Itinerar, von Pataliputra am Ganges*) aus, ihre Waaren bezog.

Die von Alexander in Bactrien und Sodiana gegründeten Städte mußten bald zu Stationen des Binnenhandels werden, und während des Bestehens des griechisch-bactrischen Reiches brachten die Serer (nach Strabo) Seidenzeuge dorthin und nach Tocharistan. Unter Euthydemus (222 a. d.) bildete Kaschgar das Endziel ihrer Züge und blühte das schon im Zendavesta als Verkehrsmarkt gepriesene Balkh, worauf die beiden Völkerthore des Terek-dawan und Bamian's am Hodes bastlike ausmünden. Nach der Sendung Tschangkieng's zu den Jueitschi, die er in ihrer neuen Heimat aufsuchte, wurden die Hiongnu, die den Handel am Belurtag störten, von den Generälen Likuang und Tschangkieng angegriffen (122 a. d.) und, obwohl anfangs siegreich, von Hokiuping besiegt, der bis Ferghana vordrang. Damit war ein regelmäßiger Karawanen-Verkehr hergestellt, und 114 a. d. brachten die Kaufleute Gesandte aus dem Lande der Asi mit sich nach China. Als die nach Tawan geschickten Handelsexpeditionen auf's Neue durch die Hiongnu beunruhigt waren (104 a. d.), wurde der General Likuang (101 a. d.) gegen sie geschickt, und zwang sie zum Frieden. Die nördlichen Hiongnu am Irtisch wurden (91 p. d.) von Teuhian besiegt, worauf Tantschao die Küsten des Kaspischen Meeres erreichte (97 p. d.), wo ihn nur die lügnerischen Berichte der Meeres-Anwohner, wie es heißt, von einem Angriff auf Taisin zurückgehalten hatten.

Die Römer hatten seit dem unglücklichen Feldzug des Crassus besonders das Rothe Meer (über Okelis nach Barygaza) für ihren Handel gewählt, da sie durch die Arsakiden von den Zugängen zum Euphrat aus Indien abgeschnitten waren. Doch konnten diese den Handel längs des Oxus, durch Kaukasus und Kolchis zum Schwarzen Meere nicht hindern, weil die Länder am Oxus mit dem Tode des Mithridates I. (136 a. d.) nicht mehr in ihrer Gewalt waren. Zugleich öffneten die armenischen Arsaciden ihr Land für den Handel, der durch das Land der Aorsen bei Sinope seinen Endpunkt fand, aber während der Herrschaft des pontischen Königs Mithridates Eupator eine Unterbrechung erlitt.

Die nach den Si-Yu (Westgegenden) geschickten Buddha-Priester Tse-yun und Hoei-sing passirten (518 p. d.) den Belur, ebenso wie Hiuenthsang (629—645). Zur Zeit der Ommajaden (656—750 p. d.) ging die Handelsstraße (nach Dimeschqui) von Samarcand über Syr-darja nach Otrar, dann Talas, Almaïik oder Kuidscha, einen Gletscherpaß des Thianschan überschreitend, und über Kutscha, Kantschu nach Chanbalik.*) Auf dem Seewege wurde, von Siraf am persischen Golf aus, der jetzt versandete Hafen Hang-tscheu-fu oder Chanfu (bei Abu Seid) besucht (851). Vor Masudi's Zeit kamen die chinesischen Djonken bis Ormuz.

Die italiänischen Colonieen am Schwarzen Meere suchten mitunter durch directe Beschiffung des Kaspischen Meeres sich von einigen ihrer Zwischenhändler nach China zu befreien, und ebenso wandten sich jenem die Engländer zu, nachdem Chancellor in Moskau einen Handelsvertrag geschlossen, nach der zur Aufsuchung des Sees Kitaisk ausgeschickten Expedition für die nordöstliche Durchfahrt, (während Cabot sich um die nordwestliche bemühte). Alle solche Projekte wurden bald aufgegeben, sobald die Umschiffung des Cap dem portugiesischen Monopol entrissen war.

Dieser von Vasco de Gama angezeigte Seeweg nach Indien und China herrschte unbestritten und ohne Nebenbuhler, bis in unserer Generation der Wissenschaft die Bezwingung der Naturgewalten in solchem Grade gelang, um dadurch gewissermaßen die Oberfläche der Erde umzugestalten, so daß die bisher für den Verkehr giltigen Regeln eine Abänderung zu erfahren anfangen. Da die Dampfböte die Schifffahrt auf dem Rothen Meere von den capriziösen Winden, die dort herrschen, unabhängig gemacht hatten, stellten die Engländer den Ueberlandsweg, als einen kürzeren, her, und jetzt, wo die Eisenbahn-Bauten keine Hindernisse mehr zu kennen scheinen, denken sie auch an eine am Persischen Golf ausmündende oder direkt nach Indien führende Straße. Ihre Besitzungen dort sind schon von verschiedenen Bahnstrecken durchkreuzt und die von Calcutta nach Dacca angelegte wird als der erste Schritt betrachtet, um über Banskundi und Monfoo nach Bhamo zu führen, sowie dann weiter nach Yunan in China und, wo möglich, nach Peking.

Schon bald nach ihrer ersten Besitznahme in Hinter-Indien (1826) wurden die Engländer auf die Nähe zu China aufmerksam, worin sie durch diese dem Könige von Birma abgezwungene Cession gekommen waren. Die hinterindischen Länder hatten vorher nur wenig Beachtung erfahren, und die nach Marco Polo nur einzeln von katholischen Missionären besuchten West-Provinzen China's waren so unvollkommen bekannt, daß man ihrem Zusammengränzen mit Birma kaum Beachtung zu schenken schien. Die Holländer im Beginn des Entdeckungs-Zeitalters waren aufmerksamer gewesen und hatten in Bhamo eine Faktorei begründet, die aber gleichzeitig mit der von Dalrymple vermutheten englischen in den damaligen Staats-Umwälzungen zu Grunde ging, worauf auch der durch sie betretene Handelsweg vergessen wurde. Im Laufe der Expeditionen, die die Engländer zur Erforschung der benachbarten Gebiete, von Molmein aussandten, gelangte Dr. Richardson auf das Hochland der Laos und traf in Xiengmai mit chinesischen Kaufleuten zusammen, die mit ihren Waaren und Saumthieren dort jährlich anzulangen pflegten. Man gründete auf diese Entdeckung die Aussicht eines Landhandels mit China und Capitän Sprye entwarf das Project

*) Auch Raschideddin (1247—1318) kennt einen Handelsweg von Coromandel über Bengalen und Tibet nach Cathay (durch Nepal). Goës überstieg das Tafelland Pamir nach Ostturkestan.

*) Khan-balig oder Peking (Nordstadt), die frühere Hauptstadt im Königreich der Yan, wurde (222 a. d.) von den Thsin erobert und (936 a. d.) durch die Khitan zur Nanking (Südstadt) gemacht, dann durch die Kin zur Siking (Westresidenz) der Chungtu (Mittel-Hof). Durch Chingiz erobert, wurde sie durch Kublai (der Tatu in der Nähe erbaute) zur Residenz erhoben und nach ihrem Verlassen (1368) durch die Ming (1421) wieder aufgesucht.

einer Eisenbahn nach „Esmok“, einem jener durch bestimmte Verordnungen regulirten Märkte, wie sie sich noch jetzt an allen Gränzen China's finden, und Anlaß zu der Vorstellung des stummen Tauschhandels gegeben haben mögen, von dem Mela bei dem Serern spricht. Als die Engländer nach dem zweiten Kriege mit Birma (1852) die Herren Rangun's und damit der großen Wasserstraße des Irawaddy geworden waren, gaben sie selbstverständlich ihre früheren Ideen, von Molmein einen künstlichen Weg durchzubrechen, auf, da ihnen jetzt auf dem Fluß ein natürlicher Weg nach China geboten war. Der Irawaddy ist schiffbar und frei von Hindernissen für Dampfböte bis nach Bhamo, von wo eine jährlich bereiste Karawanen-Straße durch die Hügel der Kakhyen (deren Höhe nach Williams 2000 Fuß nicht übersteigt) nach Momien in den Shan Shyi Pyi und nach Yunchan führt. Die zu dem Singpho gehörigen Kakhyen werden von den Birmanen als wilde Völkerschaft gefürchtet, sind aber stets geneigt über den von den Durchreisenden zu erhebenden Zoll ein Abkommen zu treffen, das dann wieder Anspruch auf ihren Schutz gewährt. In der mohamedanischen Revolution, wodurch Yunan augenblicklich von China losgerissen ist, glaubt Dr. Williams gleichfalls einen günstigen Umstand zu sehen, da der in Tali residirende Pansi-König geneigt sei, mit seinen Gränz-Nachbarn in friedlichen Verkehr zu treten, um sich dadurch gegen den Kaiser zu schützen.

Ein anderer Vorschlag ist kürzlich von Sir Arthur Cotton ausgegangen, nämlich von Sudya aus, dem englischen Regierungssitz in Assam, eine Straße durchzubrechen nach dem Jan-Tze-kiang, der großen Lebensader China's, die der Gränze von ihrer östlichen Abbiegung sehr nahe kommt. Dieser Fluß sollte vor einiger Zeit von Blakiston und seinen Gefährten aufwärts befahren werden, bis sich eine Straße zum Durchgange über Tibet nach Indien zeigte, doch fand diese Expedition verschiedene Schwierigkeiten auf ihrem Wege, wodurch sie zur Umkehr bewogen wurde. Sir Arthur berechnet die Entfernung zwischen dem Bramaputra und dem Jang-Tze-Kiang in Szechuen (einer 1200 Meilen von der Seeküste entfernten Provinz) auf 250 (englische) Meilen. Bei dem Mangel genauer Nachrichten über diese Länder, empfiehlt er die Aussendung verschiedener Expeditionen, doch werden dieselben, so reich ihre wissenschaftliche Ausbeute auch sein mag, schwerlich einer Handels-Verbindung wünschenswerthe Nachrichten über das Gränzland zwischen Anam und China zurückbringen. Europäer sind bis jetzt nur wenig dorthin eingedrungen. Die Missionäre Krick und Mowey wurden 1855 von den Mishmis ermordet. Kapitän Wilcox explorirte (1826) den Mishmee-Paß bis Dealling, Capitän Rowlatt (1844) bis Toopang, aber mehr noch als ihre Berichte, spricht von der Unwegsamkeit dieser in kolossaler Konfusion durcheinander geworfenen Hochgebirge die Geschichte des Landes, die fast keinen Einfluß China's auf Assam kennt, während er in den andern Ländern Hinter-Indien's vielfach nachzuweisen ist. Selbst in der spekulativen Hausirer-Klasse China's findet sich nur selten ein Tollkühner, der es unternimmt, die schmalen Felspfade, die wankenden Flecht-Brücken zu betreten, die in diesem Theil des Himalaya's an und über schwindelnde Abgründe hinführen. Zugleich ist der Sommer so kurz, daß sie leicht von Schnee überrascht werden, und dann an ihrem Halteplatze bis zum nächsten Jahre zu überwintern haben. An den Höhen hängen die Hütten der Mischmis, die mit vergifteten Pfeilen ihren Feind erlauern und deren ganzes Wesen auf einen isolirten und unzugänglichen Wohnsitz deutet. M'Cosh würde lieber diese unwirthbaren Wildnisse umgehen durch den von Jorhat nach Mogaung leitenden Paß der Patkol-Kette, der von den Birmanen bei ihrem Einfall in Assam benutzt wurde, doch giebt er mit Recht der Strecke von Calcutta über Munipur den Vorzug, um auf ihr den Eintritt in China zu gewinnen.

A. Bastian.

Abessinien.*)

Geist und Geistlichkeit Abessiniens.

Nach Th. v. Heuglin.**)

Was auch die Engländer in der afrikanischen Schweiz, dem reichsten zoologischen und botanischen Garten der Natur, dem vielleicht ältesten Kulturlande, diesem Abessinien, ausrichten oder dulden mögen, jedenfalls werden wir eine große Menge der interessantesten Nachrichten und Neuigkeiten durch den Korrespondenten der Times und durch wissenschaftliche Mitglieder der Expedition manchen Aufschluß über dort zwischen unzähligen Gebirgsschluchten verborgene Geheimnisse erhalten. Bis jetzt wußten wir wenig von diesem Paradiese der Natur und der Hölle chronischer Rebellion und fast beispielloser Unsittlichkeit. Obgleich die Bewohner sich vor allen Racen Afrikas durch natürliche Intelligenz, durch Schönheit und sonstige körperliche und geistige Talente auszeichnen und das Christenthum früher in ihre Berge hineinleuchtete, als in die Wälder Deutschlands, können sie sich doch fast keines einzigen christlichen Tugend, keines einzigen Beitrages zu den Schätzen der Kultur und Wissenschaft rühmen. Wir sind erstaunt, wenn wir in dem Buche des genauesten Kenners und berühmtesten Forschers in diesem für die Naturwissenschaften unerschöpflich reichen Gebirgslande, des Herrn v. Heuglin, lesen, wie die Geistlichkeit, die durchaus herrschende und gebildetste Klasse, ihr kirchlicher Kultus, ihre Schulen und ihre Sittlichkeit aussehen, wie sie als ertappte Diebe fürchterlich durchgeprоschen und als größere Verbrecher an Bäumen aufgehenkt werden.

Obgleich der Verfasser mehr Sinn und Auge für die unendliche Menge naturwissenschaftlicher Bestien hat, erfahren wir doch beiläufig auch genug von der Bestialität der Menschen und ihrer Geistlichen. Er erklärt zwar diese Verwilderung und den allgemeinen Verfall nicht, aber wir können uns aus den mitgetheilten Thatsachen selber die Gründe dafür aussuchen. Nach seinen Mittheilungen ist das abessinische Christenthum ein unsinniges Gemengsel von entartetem Mosaismus und verdorbener Christlichkeit. Die abessinischen Christen sind, wie die Kopten in Aegypten, Monophysiten mit orthodox-syrischem Ritus. Ihr Oberhaupt, Abuna genannt (d. h. unser Vater), ist ein koptischer Bischof aus Aegypten, gewählt von koptischen Patriarchen in Cairo. Unter ihm stehen die gewöhnlichen Geistlichen, über zwölftausend Drohnen, die sich im Müßiggange und Ausschweifung aller Art vom

---

*) Abessinien und nicht Abyssinien schreiben wir, da der Name nicht vom griechischen „Abyssos“ (Ἄβυσσος) „grundlos“, „Abgrund“, sondern vom semitischen „Habesch“ (חבש) „umschlossenes Land“, abstammt. Die Sprache des Landes, „Amharisch“, von Am hara (עם הר) „Gebirgsvolk“, ist ebenfalls eine semitische. D. R.

**) Reise nach Abessinien, den Gala-Ländern, Ost-Sudán und Chartúm in den Jahren 1861 und 1862 von M. Th. v. Heuglin. Mit Vorwort von Dr. A. E. Brehm. Nebst 10 Illustrationen in Farbendruck und Holzschnitt, ausgeführt von J. M. Bernatz, 1 lithographischen Tafel und 1 Original-Karte. Jena, Hermann Costenoble.

Schweiße und auf Kosten der arbeitenden und ordentlichen Menschen mästen. Letztere, wie überhaupt fast alle anständige Leute, sind keine Christen, sondern Muhamedaner, Juden, Heiden und Deutsche. Neben den gewöhnlichen Geistlichen giebt es verschiedene Mönchsorden, Vorstände sogenannter politischer Freistätten, Nonnen und andere würdige Vertreter der Kirche in entsetzlicher Menge. Sie zeichnen sich fast ohne Ausnahme durch Unwissenheit, Scheinheiligkeit, Faulheit und Laster der gemeinsten Art aus. Viel herrlicher Grund und Boden ist Kirchengut und liegt seit Jahrhunderten verwildert, wo die Bauern nicht zu Frohndiensten gezwungen werden. Dieses massenhafte faule Pfaffen- und Mönchthum beherrschte seit undenklichen Zeiten das ganze Volk und vergiftete alle Keime der Kultur. Erst der Usurpator und Reformator, Theodor II., versucht seit mehr als zehn Jahren, dieser Hydra, in deren Schlupfwinkeln auch alle die seit undenklichen Zeiten herrschenden Empörungen ausgebrütet wurden, die Köpfe abzuschlagen. Er soll früher ein echt frommer und zugleich heldenmüthiger Mann gewesen sein, aber das unaufhörliche Köpfen, das Aufhängen, das Hände- und Füße-Abhauen, die Herumbalgerei mit unvertilgbarem Gesindel scheint ihn selbst ganz demoralisirt und zum wüthenden Fanatiker gemacht zu haben. Er wollte den Teufel mit Beelzebub austreiben und sich die Einmischung weder katholischer noch protestantischer Fremden gefallen lassen. Tyrannen fürchten immer viel von Fremden und deren geistiger Ueberlegenheit. Deshalb ließ Theodor wahrscheinlich auch die dreizehn Engländer und neunzehn Deutsche in den Kerker sperren. Weshalb er sie so hartnäckig festhält und es auf einen Krieg ankommen läßt, kann man freilich noch nicht begreifen. Welches Mißtrauen er aber gegen alle Fremde hat, geht daraus hervor, daß kein Ausländer ohne seine spezielle Erlaubniß sein Land betreten oder es wieder verlassen darf. Wie wenig übrigens seine sogenannten kirchlichen Reformen wirkliche Besserung erzielen, geht aus dem Umstande hervor, daß der Religionskultus noch ebenso sinnlos und lächerlich betrieben wird, wie seit undenklichen Zeiten. Die abessinische Christlichkeit besteht in geräuschvollem Herplappern von Gebeten, Lesen von Psalmen mit ungeheurer Paukerei auf alte Fässer und Trommeln, und zwar meist ganze Nächte hindurch, lächerlichen Prozessionen mit Pfaffen-Tänzen, Fasten und Festen. Zwei Drittheile der Tage im Jahre sind Fast- und Festtage. Während der letzteren entschädigt man sich immer durch Fresserei, noch mehr durch Trunk und andere Ausschweifung für die ersteren. Auch kann man gegen Bezahlung und Bestechung der Pfaffen für alle mögliche Sünden Absolution erhalten und während der Tage der Entbehrung andere Leute für sich fasten lassen. Auch ist nichts leichter, als Geistlicher zu werden. Der künftige Theologe lernt die Kirchensprache lesen, d. h. eine bestimmte Anzahl von betreffenden Worten, dazu die Psalmen Davids und die Geheimnisse des abessinischen Gesanges und Pfaffen Tanzes. Dann bezahlt er an den Abuna eine Kleinigkeit und läßt sich dafür ordiniren. Um Mönch zu werden, braucht man nur irgendwie Invalid, emeritirt oder politischer Verbrecher zu sein. Damen, meist besseren Standes, werden immer erst im vorgerückten Alter, wenn ihnen die Freuden des Lebens nicht mehr schmecken, Nonnen, und machen auch dann noch im Stillen, was sie wollen. Das reichliche Kircheneigenthum wird von Schriftgelehrten (Deftera) unter Vorsitz eines Alega verwaltet. Außerdem fließen Vermächtnisse, Opfer und Weihgeschenke der Gläubigen den unersättlichen Pfaffen zu. Sie verkaufen Ablaß für alle Sünden, und die Seele eines Verstorbenen kann nur durch reichliche Opfer und Gastmahle, an denen Dutzende von Pfaffen auf Kosten armer Hinterbliebener schwelgen, aus dem Fegefeuer errettet werden. Sehr oft wurde das ganze Vermögen einer Familie bei einem solchen „Taskar" oder Todtenmahle verpraßt. Herr v. Heuglin, der selbst mehrmals zugegen war, sagt, daß er nie so ekelerregende, widrige Bilder von wahrhaft thierischer Gefräßigkeit gesehen, wie sie die Geistlichkeit bei solchen Gelegenheiten öffentlich zur Schau trage.

Die mächtigste Waffe in der Hand der Geistlichkeit ist der Kirchenbann, unter welchem Niemand beherbergt und gespeist werden darf. Wer den Geächteten ermordet, ist frei von Strafe. Nur wer Geld hat, kann sich davon loskaufen. Die Geistlichen unterscheiden sich äußerlich durch einen vollen Bart, ungeheure storchnestartige weiße Kopf-Shawls, aufwärts gebogene Schuhe, einem Fliegenwedel von Pferdehaaren oder weißem Kuhschwanz. Sehr oft tragen sie auch Kronen von Silberblech, bunte Meßgewänder aus Sammet und Seide, metallene Rauchfässer und Krückstöcke. Am Lächerlichsten sehen sie aus, wenn sie in rothen oder gelben Leibröcken und ungeheuren Turbanen bei Prozessionen öffentlich tanzen. Nicht nur der Sonntag, sondern auch der Sonnabend ist ein Festtag, wie überhaupt die abessinische Kirche viel mosaische Institutionen aufgenommen hat, z. B. die Aufstellung der zehn Gebote (Tabot) in einer Art von Bundeslade, vor welcher die Priester zu Weihnachten in Prozessionen umhertanzen.

Die Taufe wird bei Knaben am vierzigsten, bei Mädchen am achtzigsten Tage nach der Geburt vollzogen. Beide Geschlechter sind einer Art von Beschneidung unterworfen, die Mädchen der Excision, wie schon bei den alten Aegyptern. Unter ihren vielen Heiligen finden wir sonderbare Gesellschaft, sogar den heidnischen Donnergott Zeus, dem noch heute Kirchen gewidmet sind.

Die Kirchen, meist runde, aus Holz oder Stein aufgeführte, mit kegelförmigem Rohr- oder Strohdach und einem griechischen Kreuz versehene Gebäude, stehen oft ziemlich malerisch in umfriedeten Hainen mit Hochbäumen. An den inneren Wänden hängen spärliche und rohe Darstellungen von Heiligen und biblischen Geschichten, worauf die Teufel und Feinde des Christenthums immer im Profil und die Heiligen mit vollem Gesicht gezeichnet sind. In der Mitte steht ein hölzerner Kasten, die Bundeslade mit den Tabot und Proben für das heilige Abendmahl. Auch findet man häufig kleine Bibliotheken, aber meist nur religiösen Inhaltes: die Psalmen, das neue Testament, Liturgieen und Kommentare, erbauliche Legenden, äthiopische Jobstaden, Gebetbücher und Kirchengesänge mit Noten. Auch das alte Testament kommt als Seltenheit vor, und zwar mit einem sechsten Buch Mosis und noch einem Buche Henoch. Die seltene Kirchenglocke, welche oft durch bloße Steinplatten ersetzt wird, hängt meist außerhalb an einem Baume oder in einem besonderen Häuschen. Bis zu König Theodor waren viele Klöster und ihre Bezirke vollkommen unverletzliche Asyle, in denen die meisten politischen Umwälzungen von den Geistlichen oder unter ihrem Schutze ausgebrütet wurden. Erst der jetzige Usurpator drang gewaltsam in diese Giftnester ein, riß die Brut heraus und ließ die Schuldigen hängen. Aber er scheint durchaus nicht aufgeräumt zu haben; wenigstens fand ihn Heuglin noch auf seinem Kriegszuge von viel geistlichem Gesindel und einer Menge sonstigem Luxus umgeben, namentlich auch vielen Weibern und Kindern, welche von ihren Soldaten ungestraft mitgeschleppt werden, so daß von dem ganzen Heere mit hundertundfunfzigtausend Köpfen höchstens der dritte Theil kampffähig war.

In das Innere der Kirche dürfen nur Männer und kirchlich getraute Frauen kommen, und von letzteren giebt es nur sehr wenige, da im ganzen Lande Ehe und Sittlichkeit für ein überwundener Standpunkt gehalten wird, Geistliche und Laien in geschlechtlicher Beziehung nur ihren Trieben folgen und Männer ihre Frauen, Mütter ihre Töchter, Brüder ihre Schwestern feilbieten. Der Gottesdienst, fast stets in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntage gehalten, kann durchaus nicht zur Sittlichkeit, Andacht und Christlichkeit beitragen: es wird die ganze Nacht hindurch fürchterlich durcheinander geschrieen und mit metallenen oder hölzernen Pauken und eisernen Klappern, wie bei den alten Aegyptern, eine entsetzliche Musik dazu gemacht.

Die Geistlichen werden meist in Gondar, der Hauptstadt, in den einzigen Lehranstalten dafür, ausgebildet. Auch giebt es dort eine Art von Gelehrtenschulen, wobei man aber nicht viel an Gelehrsamkeit denken darf. Man beschränkt sich meist darauf, die Phita (das Gesetzbuch des Landes), das mosaische Gesetz und die Psalmen vorzutragen, etwas Poesie, Medizin und Gesang, Kirchen- und Kalender-Rechnung zu lehren, besonders aber Lesen und Schönschreiben. Dies geschah bis vor einigen Jahren ohne Papier, welches erst neuerdings als Seltenheit von Schreibmaterial bekannt geworden ist. Von der Buchdruckerkunst weiß man noch nichts; alle Bücher werden durch Abschrift, besonders von Mönchen, wie bei uns im frühen Mittelalter, mit Metallstiften oder harten Stücken Schilfrohr auf Pergament vervielfältigt.

Das neue Jahr, bestehend aus dreizehn Menalen, beginnt am 10. September, und man rechnet von angeblicher Erschaffung der Welt bis Christus etwa fünftausendfünfhundert Jahre. Im Vergleich zu unserer Zeitrechnung von Christus ist man um sieben Jahre und hundertundzwölf Tage zurück, so daß in Abessinien jetzt siebentausend dreihundertsiebzig geschrieben wird. Sie nennen ihr Land Aethiopia oder Habascha, und der Königstitel ist Negus Negest Za Aethiopia, das heißt König der Könige von Aethiopien. Bei den arabischen Geschichtsschreibern und den muhamedanischen Granznachbarn heißt es Habesch und Mekädeh, welches letztere Wort Land vieler kleiner Herrscher heißen soll. Wenigstens entspricht diese Uebersetzung der Geschichte und den Zuständen des Landes, wo ziemlich nachweislich seit den Zeiten des Königs Salomo sich immerwährend königliche Provinzial-Obrigkeiten, Hausmeier u. s. w. empört und mehr oder weniger selbständig gemacht zu haben scheinen, um über Kurz oder Lang unterdrückt oder von Anderen beseitigt zu werden.

Die Landessprache war wohl früher das Alt-Aethiopische, in welche auch das alte und das neue Testament und andere Kirchenbücher übertragen worden sind. Sie wird, wie das Koptische in Aegypten, noch als Kirchensprache betrachtet und gelesen, obgleich das Volk nichts davon versteht, und die fanatische Geistlichkeit erklärt die Bibel-Uebersetzung in's Amharische, die jetzige Volkssprache, wenigstens in der Hauptprovinz, für Ketzerei. Obgleich das eigentliche Abessinien nach Heuglin nicht über zwanzig Quadratmeilen umfaßt, werden doch in den verschiedenen Schluchten, Thälern und Hochplateaux und in den angränzenden Theilen, die bald unterjocht, bald wieder einmal frei sind, von den verschiedenen Stämmen und Volkstrümmern auch verschiedene Sprachen gesprochen.

Es würde uns zu weit führen und wohl auch wenig Interesse erregen, wollten wir nach Heuglin's Angaben einen Ueberblick der Geschichte Abessiniens geben. Wir beschränken uns darauf, zu berichten, wie der jetzige Theodor zur allerdings sehr bestrittenen und bereits, wie es scheint, auch ohne die Engländer durch Nebenbuhler sehr geschwächten Alleinherrschaft kam.

Zu Anfang des vorigen Jahrzehnds balgten sich hauptsächlich zwei Rivalen und Rebellen um die Alleinherrschaft, Ubié und Kasa. Man suchte diese Fehde durch Wiedereinsetzung eines Mitgliedes der alten Königsfamilie zu schlichten. So kam es zu Anfang des Jahres 1854 zu einem Reichstage in Gondar, der von allen Parteien beschickt ward und mehrere Monate dauerte. Als man schon ein friedliches Ende erreicht zu haben glaubte, erschien der Chef der Lazaristen-Mission des Küstenlandes, Monsignor Jakobis, in Gondar und fachte die Alleinherrschafts-Gelüste Kasa's wieder an, indem er ihm unter gewissen Bedingungen versprach, ihn auf eigene Faust zum König zu krönen, was nach dem Landesgesetze nur der Abuna darf. Durch diese Intriguen jenes geistlichen Schleichers gewann Kasa Muth, einen Staatsstreich gegen den Reichstag zu führen, Ubié auf's Neue anzugreifen und trotz des gegen ihn geschleuderten Bannstrahls sich durch kühne Thaten gegen das Pfaffenthum und sonstige Heldenthümlichkeit populär zu machen, und sogar die Mitglieder des Reichstages für sich zu gewinnen. Er nahm auch gar keinen Anstand, den Jakobis gefangen zu nehmen und den abessinischen Papst zu zwingen, den Bannfluch in Segen zu verwandeln. Im Januar 1855 schlug er seinen Gegner Ubié beim Dorfe Debela, nahm ihn gefangen und ließ sich zwei Tage später von dem Abuna in der Kirche zu Deber-Eskie als Theodor II., Negus von Aethiopien, krönen. Noch in demselben Jahre unterwarf er das kleine Fürstenthum Shea, säuberte einen Theil des Landes nach dem andern von Rebellen und hielt im Mai 1856 seinen feierlichen Triumphzug in Gondar und der alten verfallenen Kaiserburg. Aber seine Gegner ließen ihm keine Ruhe. Im Süden erhoben sich die muhamedanischen tapferen Gala's, in Godscham der Rebell Tatla Gualu, in der Provinz Tigrie der Gegenkönig Agow Negusie, dem Jakobis europäische Hilfe zugesagt hatte, und für welchen der damalige französische Konsul zu Massowah (oder Massaua, wie Heuglin schreibt) förmlich Partei ergriff. Erst 1859 gelang es ihm, den Gegenkönig zu besiegen, und seitdem scheint er immer gekämpft zu haben, zahlreiche, kriegerische Gala-Stämme zu unterjochen und Rebellionen im eigenen Lande zu verhüten oder zu ersticken. Nach den neuesten Nachrichten, soll es der Geistlichkeit, der es an's Leben geht, gelungen sein, verschiedene Thäler und Hochplateaux wieder von ihm loszureißen und eine allgemeine Wuth gegen den unbarmherzigen und willkürlichen Tyrannen hervorzurufen, so daß die Engländer gegründete Hoffnung haben, in vielen Bewohnern oder ganzen Provinzen nicht nur keinen Widerstand, sondern auch Freunde zu finden.

Was auch aus diesem romantischen Feldzuge werden und für Gewinn hervorgehen mag, jedenfalls werden die vielen Männer der Wissenschaft, die sich aus allen civilisirten Ländern angeschlossen haben, dafür sorgen, daß aus diesem Paradiese der Natur und der Hölle einer unsittlichen Pfaffen- und Tyrannen-Wirthschaft, dem an unzähligen Wundern reichen, größten zoologischen und botanischen Garten der Natur, der in seinen Tiefen und Schluchten jedenfalls noch ungeahnte Schätze an edlen und nützlichen Metallen birgt und dem geistigen wie materiellen Leben civilisirter Menschen einen segensreichen Forschungs- und Wirkungskreis verspricht, ein bauender Kulturgewinn für uns hervorgehe und der Geist des Friedens und der Bildung auch zwischen diesen paradiesischen Bergen Asylrecht gewinne.

Kleine literarische Revue.

— **Das Buch von der Königin Luise.***) Mit jeder neuen Ausgabe ist diese, jetzt in vierter Auflage erscheinende Lebensbeschreibung der Königin Luise mehr und mehr zum Volksbuch geworden. Ursprünglich von der geist- und gemüthvollen Freundin der Königin, Frau von Berg, für die Zeitgenossen der Verewigten geschrieben, durfte darin Manches, was zur Zeit allen Gebildeten bekannt war, übergangen oder kurz angedeutet werden. Von den gegenwärtigen Lesern des Buches haben jedoch nur Wenige noch die Königin selbst gekannt und ihre Zeit mitgelebt. Wir haben nicht mehr, wie die preußischen Kämpfer im Befreiungskriege von 1813, die hehre Gestalt noch vor Augen, in welcher der Schmerz ihres Landes ten erschütterndsten Ausdruck fand und deren begeisterndes Bild, nach Schleiermacher's Worten, „den Heeren im Kampfe voranging". Darum erschien es geboten, die Skizze der Frau von Berg in ein ausgeführtes Charakterbild zu verwandeln, und dieser Aufgabe ist Herr Friedrich Adami in anerkennenswerther Weise nachgekommen. Es ist ihm gelungen, den Nachkommen die vorangegangene Zeit mit ihren schweren Prüfungen und mit ihren Keimen der künftigen Erhebung und Größe Preußens und Deutschlands treu vorzuführen. Wie treten doch gegen diese Schilderungen denen zum Theil die eigenen Worte und Briefe der Königin zum Grunde gelegt sind, alle jene romanhaften Darstellungen zurück, die aus mehr oder weniger geschickter Feder unserem Volke als Lesefutter dargeboten werden! Wir wollen hier aus dem Buche von der Königin Luise einen ihrer Briefe mittheilen, den sie in dem Jahre vor ihrem Ableben, im September 1809, geschrieben:

„Haben Sie schon gehört: der König hat befohlen, daß in den Kirchen Gedächtniß Tafeln der um das Vaterland verdienten Krieger aufgestellt werden, zur Ehre der Todten, zur Auszeichnung der Ueberlebenden und zur Nacheiferung der Anderen. Das ist ein Funken mehr, aus dem vielleicht doch noch die Flamme Gottes schlagen kann, welche die Geißel der Völker verzehrt! Hat es denn nicht, wie in Spanien, auch in Tirol schon gezündet? „Auf den Bergen ist die Freiheit!" — klingt diese Stelle, die ich jetzt erst verstehe, nicht wie eine Prophezeiung, wenn wir auf das Hochgebirge blicken, das sich auf den Ruf seines Hofer erhoben hat? Welch ein Mann, dieser Andreas Hofer! Ein Bauer wird ein Feldherr, und was für Einer! Seine Waffe — Gebet; sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knieen und schlägt wie mit dem Flammenschwerte des Cherubs! Und dieses treue Schweizer-Volk, das meine Seele schon aus Pestalozzi angeheimelt hat, ein Kind an Gemüth, kämpft es wie die Titanen mit Felsstücken, die es von seinen Bergen niederrollt — ganz wie in Spanien! Gott, wenn die Zeit der Jungfrau wiederkäme und wenn der Feind, der böse Feind, doch endlich überwunden würde — überwunden durch die nämliche Gewalt, durch die einst die Franken, das Mädchen von Orleans an der Spitze, ihren Erbfeind aus dem Lande schlugen! Ach, auch in meinem Schiller habe ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen? Warum mußte er sterben? — Ob der Dichter des „Tell" auch verblendet worden, wie der Geschichtschreiber der Eidgenossen?*) Nein, nein! Lesen Sie nur die Stelle: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre!" Kann diese Stelle trügen? Und ich kann noch fragen: warum er sterben mußte. Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich!"

— **Erzherzog Maximilian's Reise in Griechenland.** Zu den unter dem Titel: „Aus meinem Leben" erschienenen Reiseskizzen, Aphorismen und Gedichten des unglücklichen Maximilian I. ist jetzt noch ein Nachtrag unter dem Titel „Mein erster Ausflug"**) von den Freunden des verewigten Erzherzog-Kaisers herausgegeben worden. Eigentlich sollte dies der erste Band jener Sammlung sein, da er die erste Reise zum Gegenstand hat, die der Erzherzog im Jahre 1850, achtzehn Jahre alt, nach dem Auslande, und zwar nach Griechenland, unternommen hat. Diese Darstellung hatte der bescheidene Verfasser nicht für bedeutend genug gehalten, um ihre Veröffentlichung zu wünschen, während die Bände „Aus meinem Leben" bereits früher mit Bewilligung des Erzherzogs als Manuscript für Freunde gedruckt waren. Gleichwohl trägt auch diese erste literarische Arbeit des Fürsten bereits den Stempel eines edeln, gebildeten Geistes und einer lebhaften, bewußten Auffassung des Gesehenen. Wir verweisen z. B. auf die gleich in der Einleitung des Buches enthaltene Beschreibung des schauerlichen, steinigen Karst und des ersten Anblickes von Triest mit seinem Golf, vom Obelisken bei Optichina aus — eine Beschreibung, wie sie nicht malerischer gegeben werden kann. Die schmerzlichen Empfindungen, die der gewaltsame Tod Maximilian's in allen fühlenden Herzen der Welt erregt hat, können durch die Lesung seiner Schriften nur gesteigert werden.

— **Die Literatur des Krieges von 1866.*****) Herr Otto Mühlbrecht, dessen Skizze über den holländischen Buchhandel seit Coster in diesen Blättern erwähnt worden, hat eine genaue bibliographische Uebersicht aller den deutschen und italiänischen Krieg des Jahres 1866 betreffenden Erscheinungen der gesammten deutschen und ausländischen Literatur herausgegeben. Diese Uebersicht umfaßt den Zeitraum vom 1. Januar 1866 bis 1. Juli 1867 und enthält auch die in Deutschland publicirten Karten, Pläne und Kunstblätter, sofern sie auf den Krieg Bezug hatten. Der Katalog ist alphabetisch geordnet und sein Gebrauch durch ein Sach-, Orts- und Namen-Register erleichtert. Selbst die so schwer zu durchdringende periodische Literatur mit ihrer Unsumme von Abhandlungen und Nachrichten über den Krieg hat eine annähernd erschöpfende Berücksichtigung erfahren; absolute Vollständigkeit ist hier natürlich unerreichbar, wie wir selbst uns auch bescheiden, daß der Verfasser unser Journal, welches ihm so manchen Beitrag hätte liefern können, ganz unberücksichtigt gelassen hat. Nur Ein auffallender Mangel der Sammlung ist zu rügen, der einfach in der Beschränkung derselben auf die Zeitspanne bis zum 1. Juli 1867 besteht. Nach diesem Datum sind noch unzählige Materialien über den Krieg herausgekommen: Herr Mühlbrecht hätte entschieden noch warten müssen, seine Publication ist mindestens um ein Jahr verfrüht. Gerade die

*) Luise, Königin von Preußen. Von Friedrich Adami. Vierte, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Mit dem Bildniß der Königin. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, 1868.

*) Johannes von Müller.

**) Wanderungen in Griechenland, von Ferdinand Maximilian, Erzherzog von Oesterreich. Leipzig, Duncker und Humblot, 1868.

***) Die Literatur des deutschen und italiänischen Krieges im Jahre 1866. Uebersicht 2c. von Otto Mühlbrecht. Prag, H. Carl J. Satow, 1867 (XXVIII und 68 S.)

besseren und ausführlicheren Berichte, vorab die des preußischen und österreichischen Generalstabes, sind erst im Erscheinen begriffen und werden in einem Quellen-Kataloge des Krieges von 1866 schmerzlich vermißt. Jedenfalls ist der Herausgeber in die Nothwendigkeit versetzt, einen oder zwei Nachträge erscheinen zu lassen, welche nicht immer in die Hände der Abnehmer des vorliegenden Büchleins gelangen dürften.

— **Gräbner's und Offenbach's Robinson Crusoë.** Die im Jahre 1864 von G. A. Gräbner herausgegebene, zeitgemäße, alle geographisch-naturwissenschaftlichen Kenntnisse der Gegenwart möglichst berücksichtigende, neue deutsche Bearbeitung von Defoë's klassischem „Robinson Crusoe" ist soeben in dritter, abermals verbesserter und berichtigter Auflage erschienen.*) Dieser Stoff hat eine ganz unverwüstliche Anziehungskraft für die Jugend, und zwar für die Jugend aller Länder, gleichviel ob mehr oder weniger kultivirter Nationen. Gegen Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts hat Campe's dialogisirte Bearbeitung, die einem gewissen gemüthlich-dramatischen Bedürfnisse der Zeit entsprach, die Reise durch die ganze Welt gemacht. Sie wurde, wie die Bibel, in alle Sprachen von Portugal bis nach Ostindien und Süd-Amerika übersetzt. Auch die Gräbner'sche Bearbeitung mit ihren zahlreichen Tonbildern und Holzschnitten ist ganz geeignet, die Namen Robinson Crusoe und Freitag von Neuem in allen fünf Welttheilen populair zu machen.

In seinem „Emile" sagte J. J. Rousseau von Defoë's Robinson: „Da wir einmal der Bücher durchaus bedürfen, so kann ich nach bestem Dafürhalten Eins empfehlen, das eine vortreffliche Anleitung zur natürlichen Erziehung giebt. Dieses Buch soll das erste sein, das mein Emil lesen wird; ganz allein soll es lange seine Bibliothek bilden, oder doch einen bevorzugten Platz darin einnehmen. Es wird der Text sein, zu welchem alle unsere Unterhaltungen über die Naturwissenschaft den bloßen Kommentar liefern."

Ganz kürzlich hat der Komponist des „Orpheus in der Hölle", dieser erste Repräsentant des vulgären, dramatisch-musikalischen Geschmackes unserer Zeit, „Robinson Crusoë" zum Helden einer komischen Oper gemacht,**) die in den letzten Tagen des November in Paris mit großem Beifall aufgeführt worden ist. Natürlich konnte die Robinsonade auf der wüsten Insel nicht allein den Gegenstand einer dreiaktigen Oper bilden. Nur der zweite Akt ist den Selbstgesprächen des Helden und seinen Zwiegesprächen mit Freitag gewidmet. Am Schlusse dieses Akts hört man die Nothsignale eines vom Sturm an die Insel verschlagenen Schiffes, an dessen Bord sich die Befreier Robinson's und namentlich seine Cousine Hedwig befinden, mit welcher er im ersten Akte der Oper ein Liebesverhältniß angeknüpft und die nunmehr den damals leichtsinnig zur See gegangenen Vetter aufsucht. Der dritte Akt des „Robinson Crusoë" erinnert an den dritten Akt der „Afrikanerin", indem das gescheiterte Schiff von den Wilden einer benachbarten Insel überfallen wird und die Mannschaft nebst Hedwig als Gefangene abgeführt werden, die zu Opfern eines Götzen bestimmt sind. Freitag aber, der noch großes Ansehen unter seinen Stammesgenossen besitzt, imponirt ihnen mit Robinson zunächst durch die Feuergewehre, die sie abschießen und befreit sodann die Gefangenen, worauf es natürlich zu überraschenden Erkennungs-Scenen und zur Rückkehr nach Europa kömmt.

*) Mit 16 Tonbildern und 54 Holzschnitten. Leipzig, Verlag für erziehenden Unterricht, 1868. (Pr. 1¼ Thlr.)

**) Robinson Crusoë, opéra comique en trois actes et cinq tableaux. Paroles de MM. Cormon et Crémieux, musique de M. Jaques Offenbach.

— **Ordnung und Schönheit am häuslichen Herd.***) Die Wahrnehmung, daß die Bevölkerung nicht zunehme, sondern vielmehr im Rückschritt begriffen sei, und daß das Maaß für die Conscribirten schon mehrmals herabgesetzt werden mußte, hat bekanntlich in Frankreich keinen geringen Schrecken hervorgerufen und die gesammte Presse zu einer eingehenden Discussion dieser ernsten, folgenschweren Erscheinung veranlaßt. Konnten wir Deutschen, als wir diesen Nothschrei von jenseits des Rheines herübertönen hörten, nun auch mit Genugthuung aussprechen, daß es bei uns besser sei und daß viele der Gründe, welche die Abnahme der Bevölkerung bei unsern fränkischen Nachbarn veranlaßten, bei uns nicht vorhanden sind und Dank den Sitten und dem Charakter unseres Volkes sich auch wohl nie einfinden werden, so läßt sich doch immerhin nicht wegleugnen, daß auch bei uns, wie überhaupt in der ganzen civilisirten Welt, die Menschheit im Vergleich zu früheren Jahrhunderten körperlich in einem Rückschritt begriffen ist. Wollten wir unsere Augen diesen Thatsachen verschließen, sie als Ausgeburten des Pessimismus von uns weisen, so würden wir geschlagen durch eine Wissenschaft der Neuzeit, die Statistik, welche uns mit einer unerbittlichen Logik beweist, daß dem wirklich so ist. Die nächste Folge dieser Erkenntniß sind die Fragen: „Worin liegt der Grund jener Rückgangs-Erscheinungen und wie ist ihnen abzuhelfen? Auf beide giebt uns Dr. Wilhelm Hamm in seinem Buche „Ordnung und Schönheit am häuslichen Herd" eine recht umfassende Antwort.

Der Verfasser findet den Grund des Uebels in der mangelhaften Ordnung des Lebens, im Mißverstand oder in der Nichtachtung der Naturgesetze, mit Einem Worte darin, daß wir in den Tag hineingelebt haben. Dieser schwerwiegende Vorwurf wird von Herrn Hamm nicht unvermittelt hinausgeschleudert, sondern er erklärt und motivirt ihn, ja er entschuldigt sogar den von ihm gerügten Zustand, indem er ihn aus der sich überall als Natur-Nothwendigkeit vollzogenen Umwandlung unserer gesammten Lebensweise herleitet und darthut, daß ein solches Uebergangs-Stadium nicht ohne Gefolge sein konnte.

„Das Mittel, welches dem etwaigen Rückschritt des Geschlechtes einen Halt gebietet", fährt der Verfasser zur Erörterung der zweiten Frage übergehend fort, „ist die Wissenschaft. Die Menschheit hat ihre Kinderschuhe ausgetreten, sie wandelt jetzt festen Schrittes, denn sie schwankt nicht mehr in der Irre, sie geht an der Seite einer vorsichtigen Führerin. Wir stehen im Zeitalter der Herrschaft des Geistes, aber des Geistes durch die Materie. Wenn eine frühere Periode dem ersteren allein den Thron vindicirte, so haben wir dem Dualismus des Daseins volles Recht eingeräumt und das Gesetz aufgestellt: Eines durch das Andere. Kraft dieser Grundlage wissen wir, was wir wollen, und können wir, was wir wissen.

„Die Wissenschaft, früher ein grämlicher Magister in der Zopfperücke, kommt uns heute entgegen als die himmlische Göttin, die den Trank des Lebens in goldenen Schalen reicht, sie wandelt mit und neben uns und streckt in jedem Augenblicke hilfreich die Hand aus, da zu deuten, dort zu warnen."

*) Haushaltungskunst und Gesundheitspflege, den deutschen Frauen gewidmet von Dr. Wilhelm Hamm. Jena, Costenoble, 1867.

— **Perrault's Märchen, neu erzählt von Moriz Hartmann.***) Und bald wird wieder das wunderbare Kind in der Krippe liegen! Das germanische Christkind hat sich aber schon längst als guter Deutscher durch seine Liebe zur Literatur legitimirt. Nicht daß die uralten slavischen Weisthümer: Honigkuchen und Klözenbrode oder Stollen vor den leckeren Jünglein und rosigen Mündchen ihre Rechtscontinuität nur einen Augenblick verwirkt hätten: das hieße ja die ernstesten Interessen und Thatsachen gröblich entstellen; aber — wahr ist wahr! neben Pfefferkuchen und Mandelstollen, vergoldeten Nüssen, Aepfeln und Zuckerwerk hat sich mehr und mehr die Literatur, also das Deutschthum, den Tannenbaum erobert. Zu allen Aestchen und Zweiglein klettern besonders die Geister, Feen, Hexen und Zauberer des Märchen-Buches den Weihnachtsbaum hinan und theilen sich schon mehr als paritätisch mit der materiellen Eßwaare. Stolz und selbstbewußt sind sie geworden, seitdem sich sogar die ernste Wissenschaft mit ihnen beschäftigt hat. Durch diese aber haben wir erfahren, daß man mit großer Sicherheit einen internationalen Grundstock von Märchenstoffen übersehen kann, der vom fernsten Osten China's durch den ganzen Continent von Asien und Europa hindurch Hunderten von Völkern und Stämmen gemeinsam ist und bei jedem wieder nach der Eigenthümlichkeit seiner poetischen Begabung, seiner sittlichen Weltanschauung nationell ausgeprägt erscheint. Was so für uns vornehmlich die Märchen der Brüder Grimm sind, das sind für die Franzosen die Märchen von Charles Perrault (geb. 1628 zu Paris), dem Verfasser des epischen Gedichtes: „Le siècle de Louis le Grand“. Zu diesen Märchen hat nun Gustav Doré durch und durch originelle Illustrationen geschaffen, die uns in einem Prachtbande für den verhältnißmäßig geringen Preis von 4 Thalern geboten werden. Und zwar treten uns in demselben die Perrault'schen Märchen, die ihrem Keime nach, mit wenig Ausnahmen, gleichfalls beinahe allen indo-europäischen Volksstämmen eigen sind, in einem neuen, unserer Zeit und unserer Nation angepaßten Gewande entgegen. Sie verdanken dasselbe der graziösen Feder Moriz Hartmann's, des durch seine Erzählungen so schnell beliebt gewordenen „Unstäten“, der in Stuttgart endlich eine Heimstätte gefunden zu haben scheint. Möchte das Werk recht viele Weihnachtstische schmücken helfen!

Dr. Schr.

Literarischer Sprechsaal.

In dem eben erschienenen zweiten Bande der von Professor Karl Mendelssohn-Bartholdy, als „ein Beitrag zur Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert“, herausgegebenen Sammlung der „Briefe von Friedrich Gentz an Pilat“ befindet sich, in einem Schreiben des Ersteren aus Verona vom 21. October 1822, folgende Aeußerung über Herrn v. Voß, den Nachfolger des damals verstorbenen Staatskanzlers, Fürsten von Hardenberg, in Preußen: „Herr v. Voß weiß, was er will und weiß vor Allem, daß der Widerstand hauptsächlich nur in dem Genre von fremden Gelehrten und Schöngeistern liegt, die sich dem Lande (Preußen) und zumal der Hauptstadt in den letzten zwanzig Jahren**) aufgedrängt haben. Seit langer Zeit sind seine Restaurations-Pläne fertig; sie sind auf tiefe Lokalkenntniß begründet. Der Finanznoth Preußens wird er Face zu machen wissen, und dies, bei einiger vorsichtiger Behandlung seiner Eigenthümlichkeiten, so, daß auch die augenblicklichen Verpflichtungen gegen die große (heilige) Allianz niemals darunter leiden werden.“

Gegen den in Böhmen und Ungarn agitirenden russischen Panslavismus ist kürzlich in Prag eine Schrift in čechischer Sprache unter dem Titel „Avers und Revers des Slavenzuges nach Rußland, von J. V. Frič“, und in Innsbruck eine Schrift in deutscher Sprache unter dem Titel „Russische Umtriebe in Ungarn, ein Beitrag zur Geschichte Oesterreichs und Rußlands“, erschienen. Der letztgedachten Schrift, von Dr. H. J. Biedermann, ist eine Uebersicht zur Statistik der ungarischen Slaven beigegeben. In Rußland hat man bekanntlich bei Gelegenheit des Slavenzuges die Čechen aufgefordert, fortan in den östlichen Slaven-Ländern als Nachfolger der Deutschen, Franzosen und Engländer aufzutreten und an deren Stelle dort die Rolle der Kulturträger zu übernehmen. Die Herren Palacky, Rieger, Braun ɔc. waren auch gar nicht abgeneigt, im Namen ihrer Landsleute auf diese Aufforderung einzugehen. Mit Recht wird ihnen jedoch bemerklich gemacht, daß die gebildeten Čechen, an denen kein Ueberfluß vorhanden sei, gut thäten, ihr Licht im eigenen Lande unter dem slavischen Volke leuchten zu lassen, welches dessen noch viel zu sehr selbst bedürfe und daher nichts an andere Slaven abgeben könne.

Nachdem wir in diesen Blättern lange nicht über den Fortgang des deutschen Don Quixote, ausgestattet mit den klassischen Illustrationen von Gust. Doré, berichtet, liegt uns jetzt ob, die mit der 22sten Lieferung erfolgte Beendigung des ersten Bandes*) dieses ganz besonders zu einem artistischen Festgeschenke sich eignenden Werkes anzuzeigen. Es umfaßt dieser erste Band 62 große Illustrationen in Tondruck und mehr als das Doppelte an Holzschnitten und Vignetten, unter denen sich, wie die Presse in Frankreich, England und Deutschland übereinstimmend urtheilte, die genialsten Zeichnungen des unerschöpflichen Doré befinden, die vielfach schon von anderen Künstlern als Studien benutzt worden sind. Der Preis der deutschen Ausgabe ist dabei viel billiger, als der der französischen und englischen, indem diese 22 Lieferungen im größten Quart- (fast Folio-) Format zusammen nicht mehr als sieben Thaler kosten. Der zweite und letzte Band wird demnächst sehr bald dem ersten, und zwar ebenfalls in Lieferungen à 10 Sgr., folgen. Wir zweifeln nicht, daß dieses Kunstwerk in Deutschland ebenso viel Verbreitung finden werde, als es in Frankreich und England gefunden.

---

*) Illustrirt von Gustav Doré. Stuttgart, Eduard Hallberger.

**) In dieser Bezeichnung eines so weit zurückliegenden Zeitraumes sollte unzweifelhaft angedeutet sein, daß auch die Männer, welche im Jahre 1813 die Erhebung Preußens in moralischer wie in politischer Hinsicht bewirkten, zu jenem „Genre von fremden Gelehrten und Schöngeistern“ gehörten.

*) Don Quixote. Uebersetzt von Ludw. Tieck; illustrirt von G. Doré. Berlin, A. Sacco Nachfolger, 1867.

Literarische und künstlerische Festgeschenke

vorräthig in allen Buchhandlungen.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Harrwitz (D.), Lehrbuch des Schachspiels

enthaltend die Analyse der Eröffnungen und Endungen nebst Beispielen in wirklich gespielten Partieen von *Anderssen, Boden, Horwitz, Kieseritzky, Löwenthal, Medley, Mongredien, Morphy, Perigal, Szen*, dem Verfasser u. A.

21½ Bogen in 8. in engl. Einbd. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verf. ist in den Schachkreisen von Paris und London als einer der stärksten Spieler wohlbekannt und durch vieljährigen Unterricht im Schach vor Anderen zur Abfassung eines Lehrbuches des Schachspiels befähigt. Durch die gespielten Partieen, die er vorzugsweise unter solchen dem deutschen Leser minder bekannten wählte, dürfte auch für das Interesse älterer Spieler gesorgt sein. (865)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erschien:

Herman Grimm: Neue Essays über Kunst und Literatur.

1865. Ein Band von 375 Seiten. Velinpapier. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Inhalt: Ralph Waldo Emerson. — Die Akademie der Künste und das Verhältniß der Künstler zum Staate. — Berlin und Peter von Cornelius. — Alexander von Humboldt. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Herrn von Varnhagens Tagebücher. — Raphaels Disputa und Schule von Athen, seine Sonette und seine Geliebte. — Der Verfall der Kunst in Italien. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Göthe in Italien. (866)

„Hier tritt uns eine befestigte künstlerische Mannhaftigkeit entgegen mit großen, zugleich kulturgeschichtlichen Interessen, selbständig anziehende Momente der Kunst und Literatur in einer fast durchweg eigenthümlichen, den Leser persönlich fesselnden Form auffassend und von dem sicher erkannten und frisch dargestellten Detail immer zu allgemein bedeutsamen, wenn auch bisweilen nur leicht hervorgehobenen Resultaten fortschreitend." (Preuß. Jahrbücher.)

Zonenbilder

von Heinr. Leutemann, 20 Farbendrucktafeln mit erklärenden Schilderungen von Hermann Wagner. Quer4°. Elegant cartonnirt. 2 Thlr.

Die Namen des Malers und des Schriftstellers deren gemeinsame Thätigkeit die Herausgabe dieser naturhistorischen Jugendschrift ermöglichte, sind so rühmlichst bekannt, daß das Buch keiner weiteren Empfehlung bedarf. Es schildert in Wort und Bild alle Länder der Erde, deren Bewohner, deren Thier- und Pflanzenwelt. (867)

K. Thienemann's Verlag (Jul. Hoffmann) in Stuttgart.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin erschien:

Herman Grimm: Ueber Künstler und Kunstwerke.

Zwei Bände. 1865 und 1867. Mit 15 Photographieen. Velinpapier. Zu je 2 Thlr.

Diese beiden Bände enthalten ein überaus reiches Material zur Kunstgeschichte, namentlich über Raphael, Michelangelo, Dürer, Holbein, Lionardo. Der erste Band enthält photographische Darstellungen von Kunstwerken (namentlich von Dürer und Michelangelo), der zweite (hauptsächlich von Raphael und Lionardo) zum Theil nach den Originalen, zum Theil nach Stichen angefertigt. (868)

Empfehlenswerthe Werke.

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der römischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.

Drei Theile. (68 Bogen.) 1858—1861. 8. geh. 3 Thlr.

Das Literarische Centralblatt spricht sich über das Werk, wie folgt, aus:

„Mit Freuden schließt sich Referent den anerkennenden Beurtheilungen an, welche das Werk lange vor seinem vollständigen Erscheinen in anderen Blättern gefunden hat. — Plan und Ausführung halten wir für sehr zweckmäßig, und wenn irgend etwas, geeignet, eine behagliche Freude am Gegenstande zu wecken. Die Uebersetzungen sind fast durchweg leicht und angenehm zu lesen; die Auswahl läßt ebenfalls selten etwas zu wünschen übrig und bietet fast überall des Charakteristischen eine so reiche Fülle, daß der Leser die beigefügten Urtheile nicht nur zu verstehen, sondern mit einiger Selbständigkeit zu würdigen im Stande ist."

Munk (Prof. Dr. Eduard), Geschichte der griechischen Literatur.

Für Gymnasien und höhere Bildungsanstalten.

Zweite, umgearbeitete Ausgabe. Zwei Theile (66½ Bog.) 1863. 8. geh. 3 Thlr.

Die überaus günstige Aufnahme, die der ersten Auflage dieses Buches zu Theil geworden, war für den Verfasser ein Antrieb, das Werk noch mehr zu einem harmonischen Ganzen abzurunden; auch wird jetzt in den poetischen Stücken meist die Versform des Originals wiedergegeben. (869)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Weltlich Evangelium.

Ein Blüthenkranz deutscher Lyrik.

Dritte Auflage. 1865. Miniatur-Ausgabe.

in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr.

Kunstlos hat sich der Kranz gefügt, und luftig und leicht ist das Band um Blüthen und Blätter geschlungen. Aus Frühling und Liebe, aus Liebeswonne und Liebesleid, aus Scheiden und Meiden, aus fröhlicher Wanderlust und süßem Heimweh, aus Sommerblicken und Herbstschauern, aus Morgenträumen und Nachtgedanken, aus Schmerzenslauten und Sehnsuchtsklängen, aus Winterschnee und stiller Grabesruh, aus bangem Hoffen und frohem Sehnen ist es gewoben. (870)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Vor Kurzem erschien in unserem Verlage:

REDE AUF SCHINKEL

gehalten (871)

vor der Festversammlung des Architekten-Vereins zu Berlin am 13. März 1867

von Herman Grimm.

Velinpapier. gr. 8. geh. 7½ Sgr.

Berlin. Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung.

Vollständig sind nunmehr erschienen:

die ersten beiden Bände der

Geschichte Julius Cäsars

von (872)

Kaiser Napoleon dem Dritten.

Autorisirte deutsche Uebersetzung.

Billige Ausgabe.

Band I. in 5 Lieferungen à 8 Sgr. vollständig.

Band II. in 7 Lieferungen à 8 Sgr. vollständig.

Die vorliegende billige Ausgabe des mit so großer Spannung erwarteten Werkes ist in Groß-Oktav-Format mit großer Schrift gedruckt und tadellos ausgestattet.

Carl Gerold's Sohn in Wien.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Vor Kurzem erschien in unserm Verlage:

GEDÆCHTNISSREDE AUF WILHELM VON HUMBOLDT

an seinem hundertjährigen Geburtstage Sonnabend den 22. Juni 1867

gehalten von (873)

Dr. H. STEINTHAL,

Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin.

Velinpapier. gr. 8. geh. Preis: 6 Sgr.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung, Berlin.

Durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Luise, Königin von Preußen.

Ihr Leben, Leiden und Sterben

dem Volke erzählt von (874)

Friedrich Adami.

8. geh. 20 Sgr. — in engl. Einband 1 Thlr.

„Das Leben einer großen patriotischen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre sein, besonders wenn es wie dieses — aus den besten Quellen geschöpft — so reich an lieblichen Zügen, wie an ergreifenden Momenten ist. Wir können dies Buch als Volksbuch im höheren Sinne des Worts nur bestens empfehlen, da es die weiteste Verbreitung verdient."

Bernhardy's Wegweiser durch die deutsche Volksschriften-Literatur.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

GESCHICHTE DER STADT ROM

IN DREI BAENDEN

von **ALFRED VON REUMONT.**

ZWEITER BAND.

VON DER HERRSCHAFT GERMANISCHER VÖLKER BIS ZUM ENDE DES GROSSEN SCHISMAS.

80½ Bogen gr. 8. Geh. Preis 6 Thlr.

Elegant gebunden mit Deckelverzierung Preis 6 Thlr 15 Sgr. (Der Preis des ersten Bandes ist: geheftet 5 Thlr., elegant gebunden mit Deckelverzierung 5 Thlr. 15 Sgr.)

Der vorliegende zweite Band umfasst zehntehalb Jahrhunderte, die Geschichte der Grösse und Glorie so des unabhängig gewordenen Papstthums wie des wiederbelebten Kaiserthums, ihres Zusammenwirkens und ihres welterschütternden Kampfes, der in seinen nächstliegenden wie in seinen spätern Folgen für beide verhängnissvoll gewesen ist. Die Geschichte zugleich der römischen freien Gemeinde, in ihrer Doppelstellung zu Kirche und Reich, und im beständigen Streite heterogener Elemente und unvereinbarer Ansprüche, dessen Endergebniss die Unterwerfung der Republik des 12. Jahrhunderts unter die Papstgewalt des 15. gewesen ist. Inschriften, Chronologie und Stammtafeln, so der zumeist in Betracht kommenden Regentenhäuser wie der bedeutendsten römischen Familien sind beigegeben. Der **dritte** Band wird mit der Geschichte der vier letzten Jahrhunderte von Papst Martin V. an das Werk beschliessen. (875)

Berlin, 28. November 1867. Kgl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Verlag von Louis Gerschel in Berlin.

Lehrbuch der Photographie.

Nach Vorlesungen gehalten an der Königl. Gewerbe-Akademie zu Berlin von Dr. **Hermann Vogel**, Lehrer der Photographie an der Königl. Gewerbe-Akademie zu Berlin, Vorsitzendem des Deutschen Photographen-Vereins zu Berlin, Redacteur der Photographischen Mittheilungen, Mitglied der internationalen Jury der Pariser Ausstellung von 1867.

Erste Abtheilung: Photochemie und Photographische Optik. Mit einer Farben- und einer photographischen Tafel und in den Text gedruckten Holzschnitt-Illustrationen. Velinpapier. (So eben erschienen.) gr. 8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

Der Verfasser dieses Werkes ist durch seine theoretische wie praktische Thätigkeit auf dem Gebiete der Photographie weithin bekannt. Er hat das zerstreut umher liegende Material gesammelt, gesichtet und geordnet. Die neuesten Erfindungen haben Berücksichtigung gefunden. — Die zweite Abtheilung wird die Photographische Praxis, die dritte die Photographische Aesthetik behandeln. Diese beiden Lieferungen, die im Laufe der nächsten Zeit erscheinen, werden schwächer als die erste sein, und das Ganze bei einem Umfange von höchstens 30 Bogen den Preis von 3 Thlr. Pr. Cour. voraussichtlich nicht überschreiten.

Photographische Mittheilungen.

Zeitschrift des Deutschen Photographen-Vereins. Herausgegeben von **Dr. Hermann Vogel**, Lehrer der Photographie an der Königl. Gewerbe-Akademie zu Berlin, Vorsitzendem des Photographischen Vereins zu Berlin, Mitglied der internationalen Jury der Pariser Ausstellung von 1867.

Vierter Jahrgang. Zwölf Monatshefte mit zahlreichen photographischen und photolithographischen Beilagen. Velinpapier. gr. 8. Preis 2 Thlr. 20 Sgr. jährlich.

Sitzungsberichte aus den Bezirks-Vereinen des Deutschen Photographen-Vereins; Originalartikel sowie Correspondenzen hervorragender Fachmänner im In- und Auslande; endlich Mittheilungen aus dem Versuchs-Atelier der Königl. Gewerbe-Akademie belehrend gemeinverständlich über Praxis und Theorie der Photographie.

Interessante Proben von neuen Methoden. (876)

Von Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Gossmann) in Berlin ist zu beziehen:

Jacob Grimm: Reden und Abhandlungen.

1864. 26½ Bogen. Velinpapier. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Diese Reden und Abhandlungen bilden den ersten Theil der „Kleineren Schriften" von Jacob Grimm, ein in sich abgeschlossenes Ganze. Prof. Robert Prutz begrüsst im „Deutschen Museum" das Erscheinen derselben u. a. mit folgenden Worten:

. . . „Auch aus diesen kleinen Schriften tritt die Eigenart des heimgegangenen Meisters, seine tiefe Gelehrsamkeit, seine sinnige Betrachtungsweise, seine zarte, fast mädchenhafte Empfindung uns klar und deutlich entgegen, für die Mehrzahl der Leser sogar deutlicher und fassbarer, als aus jenen grossen gelehrten Werken, welche die eigentlichen Säulen seines Nachruhms bilden, und so hoffen wir denn auch, dass gerade diese „Kleineren Schriften" eine recht weite Verbreitung erlangen und recht kräftig dazu beitragen werden, das Gedächtniss des unsterblichen Mannes unter uns lebendig zu erhalten." (877)

In besonderen Abdrücken erschien:

Rede auf Wilhelm Grimm und Rede über das Alter,

gehalten in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Herausgegeben von **Herman Grimm.** Dritte Auflage 1865. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr.

Der zweite Abdruck (1864), die Photographieen der Brüder Grimm enthaltend, kostet 20 Sgr.

„Jacob Grimm war selbst daran, beide Reden zum Druck zu bereiten. Jetzt, da sie uns nach seinem Tode geschenkt werden, erscheinen sie uns wie zwei Blumen, die aus dem frischen Grabe emporspriessen. Mit Andacht senkt sich das Auge darauf. Das Höchste, das Feinste, was in dem grossen Todten lebte, hier ist es beisammen, ein Auszug beseligender Kräfte."

Preussische Jahrbücher (1863 December.)

So eben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen: (878)

Die Lehre

von der

Theilnahme am Verbrechen.

Von

Dr. **Wilh. Langenbeck,**

Professor der Rechte in Jena.

gr. 8. eleg. brosch. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Jena. **Mauke's Verlag.** (Hermann Dufft.)

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erscheint:

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Herausgegeben von Prof. Dr. **M. Lazarus** und Prof. Dr. **H. Steinthal.**

Das eben erschienene zweite Heft des fünften Bandes enthält u. a.

M. Lazarus, Zur Lehre von den Sinnestäuschungen. — A. Bastian, Zur vergleichenden Psychologie. — W. Bistrom, Das russische Volksepos. — L. Tobler, Ueber die psychologische Bedeutung der Wortzusammensetzung, mit Bezug auf nationale Charakteristik der Sprachen. (879)

Das vorhergehende Heft enthielt:

H. Steinthal, Das Epos. — Felix Liebrecht, Hottentottische Märchen. — H. Steinthal, Zum Ursprung der Sprache.

Preis des Jahrganges von 4 Heften 3 Thlr.

Die Grenzboten. (880)

Zeitschrift für Politik und Literatur.

Nr. 50. Rettung von Menschen oder Bergung von Sachen? — Die nordschleswigsche Frage. — Die katholischen Vereine. (Von einem Oesterreicher.) — Die Uebersetzung Molière's durch Graf Baudissin. — Zu Winkelmann's hundert und funfzigstem Geburtstage. — Volkswirthschaftliche Literatur.

Nr. 51. Novelletten aus Apulejus. (Von Otto Jahn.) — Aus dem Musikleben Wiens. — Londoner Correspondenz. — Die sächsische Parlamentsreform.

Preis d. Jahrg. von 52 Nummern 10 Thlr.

Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig.

Das Ausland. (881)

Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde.

Nr. 50. Adolf Bastian in Kambodscha. — A. Sprenger, Die Erdmessung der Araber. — E. Geoffe, Reisen nach verschiedenen Inseln der Südsee. — Pará und der Pará-Strom. — Das neue Kartenwerk über die vulkanische Insel Teneriffa in den Canarien. — Ueber die Maße und Verhältnisse der großen Pyramide. — Fortschritte der Franzosen in der Colonisation Algeriens. — Die Vegetation der Insel Bangka. — J. Messikomer, Schachten und Brunnen im schweizerischen Deluvium. — Verschiedenes.

Preis d. Jahrg. v. 52 Nrn. 9 Thlr. 10 Sgr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart.

Dieser Nummer liegt bei ein **Verzeichniss ausgewählter Werke** aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.** Herbst 1867. (882)

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.

Zusendungen wie Briefe sind — wo nicht direkt erbeten — franco durch die Post oder durch Buchhändler-Vermittlung an die Verlagshandlung zu richten.

Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit 1½ Sgr. berechnet.

Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.

Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmstr. 86.

Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Erscheint jeden Sonnabend. **Herausgegeben** von **Joseph Lehmann.** Preis vierteljährlich 1 Thlr.

36. Jahrg.] **Berlin, den 28. Dezember 1867.** **[Nº 52.**

Inhalt.

Benachrichtigung.

Mit dieser Nummer (52) endet das laufende Quartal dieser Zeitschrift. Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre geneigte Bestellung auf das nächste Quartal möglichst bald zu bewirken, um keine Unterbrechung im Empfang der Nummern zu erleiden. **Die Verlagshandlung.**

Literarische Anzeigen.

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin ist erschienen:

Das weströmische Reich

besonders unter den Kaisern

Gratian, Valentinian II. und Maximus.

(375—388.)

Von (883)

Dr. Heinrich Richter.

44 Bogen gr. 8. geh. 1865. 3 Thlr. 20 Sgr.

„So hat uns Richter erheblich mehr gegeben als eine Geschichte Roms unter den auf dem Titel genannten Kaisern, denn ein reichliches Drittel des Buches befaßt sich mit der christlichen Kirche und den Germanen in Rom während der Zeit von Diocletian und Valens..... ..... Auch sind die hervorragenden Persönlichkeiten unter den Kaisern, wir heben namentlich Julian hervor (S. 136), wie unter den Geistlichen trefflich charakterisirt. Ohne uns hier auf Einzelnes einzulassen, können wir uns darauf beschränken noch hervorzuheben, daß Quellen und Literatur gründlich und erschöpfend verarbeitet erscheinen. Es ist dies um so beachtenswerther, da leider noch immer Gründlichkeit und Schönheit der Darstellung, die das Buch Richter's in hohem Grade auszeichnet, so selten vereinigt gefunden werden..... Namentlich erscheint seine Darstellung von dem thatsächlichen Einflusse der Germanen, seine Charakteristik der einzelnen bedeutenden germanischen Minister und Feldherren und deren Verhältniß zum Römerthume in hohem Grade gelungen." Literar. Centralbl.

Bei **S. Hirzel** in Leipzig ist erschienen:

Bibliographia Geographica

Palaestinae.

Zunächst kritische Uebersicht gedruckter und und ungedruckter Beschreibungen der Reisen ins Heilige Land.

Von **Titus Tobler.** (884)

265 S. gr. 8. Preis: 2 Thlr. 20 Gr.

Bei **S. Hirzel** in Leipzig erschien soeben:

Geschichte

der

Deutschen Sprache

von

Jacob Grimm.

Zwei Bände.

Dritte Auflage.

gr. 8. Preis: 4 Thlr. 10 Gr.

Diese dritte Auflage enthält eine Anzahl Zusätze und Verbesserungen, welche nach Jacob Grimm's in sein Handexemplar eigenhändig eingeschriebenen Bemerkungen von Herrn Professor **Müllenhoff** nachgetragen worden sind. (885)

So eben erschien in unserm Verlage:

Zur Lehre von den Sinnestäuschungen.

Nach einem Vortrage gehalten in der medizinisch-psychologischen Gesellschaft zu Berlin von Prof. Dr. **M. Lazarus.** Abdruck aus der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

gr. 8. geh. 8 Sgr. (886)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

So eben wurde vollständig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lessing-Galerie.

Charaktere aus Lessing's Werken.

Gezeichnet von **Friedrich Pecht.**

Dreissig Blätter in Stahlstich.

Mit erläuterndem Texte von **Friedrich Pecht.**

Gr. 4. In sechs Lieferungen 8 Thlr.

In Leinwandband 10 Thlr. In Lederband 11 Thlr.

Prachtausgabe in Imp.-Folio 14 Thlr., in Lederband 20 Thlr.

Nachdem die „Lessing-Galerie" so eben vollständig geworden, können auch diejenigen Literatur- und Kunstfreunde sich dieselbe aneignen, welche derartige Werke nicht lieferungsweise zu beziehen lieben. Besonders empfiehlt sich die „Lessing-Galerie" als werthvollstes, gewiss willkommenes Festgeschenk. (887)

Durch alle Buchhandlungen unentgeltlich die erste Nummer der neuen Zeitschrift:

Der Naturforscher.

Wochenblatt zur Verbreitung der Fortschritte in den Naturwissenschaften.

Für Gebildete aller Berufsklassen.

Wöchentlich vorläufig ein Bogen.

Preis vierteljährlich 1 Thaler. (888)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

So eben erschien bei **H. Böhlau** in Weimar

Aus Rom und Byzanz.

Vorträge

von **A. Danz,**

O.-Appell.-Gerichtsrath u. Professor in Jena.

Preis 28 Sgr.

Inhalt: Ein Tag im römischen Circus. — Bäder und Badeleben in Rom. — Anfang und Ende der Gladiatorenkämpfe. — Das Hofceremoniell der byzantinischen Kaiserzeit. — Ein Aufruhr der Parteien im Circus. (889)

Allgemeine Ausstellung der gesammten Frauen-Industrie.

Der unter dem Protectorat Ihrer **Königlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin von Preußen** stehende Berliner Verein zur **Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts** wird in den Räumen des **Victoria-Bazars**, Leipzigerstr. 92 u. 93, im Jahre 1868 eine

allgemeine Frauen-Industrie-Ausstellung

veranstalten.

Die Ausstellung beginnt mit dem 1. Oktober 1868 und dauert bis Januar 1869.

Zulässig zur Ausstellung sind:

von Frauen oder unter deren wesentlicher Mitwirkung angefertigte Werke bildender Kunst oder Industrie, insbesondere auch Handarbeiten.

Die auszustellenden Gegenstände zerfallen mit Rücksicht auf den Zweck der Ausstellerinnen in folgende drei Klassen:

a. Gegenstände, welche verkäuflich sind und deren Erlös den Ausstellerinnen zufällt;
b. Gegenstände, deren Einsendung unter Antheilnahme an der Concurrenz gleichzeitig geschieht, um den durch Verkauf oder Verloosung erzielten Gewinn für die Zwecke des Vereins nutzbar zu machen;
c. Gegenstände, welche unverkäuflich sind und zur Schau gestellt werden, um der Vermittelung der Arbeitsbeziehungen zu dienen.

Jeder für die Ausstellung bestimmte Gegenstand muß bis zum 1. Juli schriftlich franco mit Angabe der Größe angemeldet und darf vor erhaltener zusagender Antwort nicht abgesendet werden.

Die Einlieferung sämmtlicher Objecte, gleichfalls franco, ist bis zum 15. September l. J. zu bewirken.

Vor dem Schluß der Ausstellung können von Ausstellerinnen ausgestellte Gegenstände nicht zurückgenommen werden.

Die hervorragenden Leistungen der Ausstellung werden durch Preise belohnt und zwar:

a. durch ersten Preis, bestehend in goldenen Medaillen, deren Schenkung und Verleihung sich Ihre Königl. Hoheit die Frau Kronprinzessin vorbehalten hat;
b. durch zweiten Preis, bestehend in silbernen Medaillen, welche durch eine Jury vertheilt werden.

Sämmtliche Correspondenzen sind an die Ausstellungs-Commission unter der Adresse des Victoria-Bazars in Berlin (Leipzigerstraße 93) zu richten. (890)

Berlin, im Dezember 1867.

Der Vorstand des Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts.

Vor Kurzem erschien im unterzeichneten Verlage:

Berthold Auerbach's Deutscher Volkskalender auf das Jahr 1868.

Mit vollständigem Kalendarium mit zwölf beziiglichen neuen Gedichten von Emil Rittershaus.
Mit 44 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Preis $12\frac{1}{2}$ Sgr.

Drei größere Aufsätze, zum Theil heiteren Inhalts: Das Frankfurter Loos, Michel Phönix und Das Glück auf der Extrafahrt aus der Feder des Herausgebers; ferner Beiträge von **Ludwig Bamberger** (Die soziale Frage), **Max Maria von Weber** (Was eine schöne Frau für das Eisenbahnwesen thut), **Friedrich Mohr** (Justus Liebig ein Eroberer), **Alfred Woltmann** (Die Kunst im Handwerk), **H. A. Oppermann** (Tagebuch eines Annektirten); endlich Neue Stücklein vom alten Gevattersmann bilden den hauptsächlichsten Inhalt dieses neuen Jahrganges des beliebten Kalenders. Er wird seinen zahlreichen Freunden willkommen sein. (891)

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin.

Für alle Verehrer Göthe's wichtig!

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Gossmann) in Berlin erschien Ende v. J.: (892)

MICHAEL BERNAYS

Ueber Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes.

Velinpapier. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Das Buch der Reisen und Entdeckungen.

Illustrirte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.

Ausgabe in Lieferungen à 5 Sgr. = 18 Kr. rh.
Separat-Ausgabe à Band von etwa 18 Bogen: Geheftet $1\frac{1}{3}$ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr. rh.
In engl. Einband $1\frac{2}{3}$ Thlr. = 3 Fl. rh.

So eben erschien als interessante **Neuigkeit:**

1. 2. Die ostasiatische Inselwelt. **Land und Leute von Niederländisch-Indien: den Sunda-Inseln, den Molukken sowie Neu-Guinea.** Reise-Erinnerungen und Schilderungen, aufgezeichnet während seines Aufenthaltes in Holländisch-Ostindien und herausgegeben von Dr. **S. Friedmann.** Erster Band. **Das Tropen-Eiland Java.** Mit 120 Text-Illustrationen, fünf Tonbildern und einer Karte von Java. — Zweiter Band. **Sumatra, Borneo, Celebes, die Molukken und Neu-Guinea.** Mit über 80 Text-Illustrationen, fünf Tonbildern u. s. w.

3. David Livingstone's Neueste Erforschungs-Reisen im Süden Afrika's, nebst Reisen auf Madagascar. In Schilderungen von David Livingstone's neuesten Forschungen während der Jahre 1858—1864, der Universitäts-Mission und Livingstone's letzter Expedition von 1866. Ferner die Reisen von **Albert Roscher** und **Karl Mauch**, der portugiesischen Expedition in das Land des Muata-Kazembe, sowie der Reisen auf der Insel Madagascar während der letzten Jahre. Bearbeitet von Dr. **Richard Andree.** Mit über 100 Text-Abbildungen, sechs Tondrucktafeln und einer Uebersichtskarte des südlichen Afrika und Angabe der Reiserouten von Livingstone, du Chaillu, Andersson, Burton-Speke, Speke-Grant, A. Roscher u. s. w.

Gleichzeitig ist in **dritter, vermehrter** Auflage **neu** erschienen:

4. Livingstone, der Missionär I. Aeltere und neuere Erforschungsreisen im Innern Afrika's. In Schilderungen der bekanntesten älteren und neuern Reisen, insbesondere der großen Entdeckungen im südlichen Afrika während der Jahre 1840 bis 1856 durch Dr. **David Livingstone.** Mit 94 Text-Abbildungen und vier Tondrucktafeln.

In gleicher Ausstattung erschienen in den letzten Jahren nachfolgende reich illustrirte Bände zu demselben Preise von $1\frac{1}{3}$ Thlr. = 2 Fl. 24 Kr. rhein. pro Band geheftet und $1\frac{2}{3}$ Thlr. = 3 Fl. rhein. pro Band in elegantem engl. Einband:

Kane, der Nordpol-Fahrer. Vierte Auflage.
Die Franklin-Expeditionen und ihr Ausgang. Zweite Auflage.
Dr. Eduard Vogel, der Afrika-Reisende. Zweite Auflage.
Der Nipponfahrer oder das wiedererschlossene Japan.
Die neuesten Entdeckungsreisen an der Westküste Afrika's.
Das Amur-Gebiet und seine Bedeutung.
Reisen in den Steppen und Hochgebirgen Sibiriens.
Cook, der Weltumsegler.

Reicher Inhalt, gepaart mit wissenschaftlicher Einsicht und populärer Darstellung, sorgfältige, splendide Illustrirung und ein äußerst billiger Preis — dies sind die Vorzüge, denen das „Buch der Reisen" seine Beliebtheit nach allen Richtungen hin verdankt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes. (893)

Bei **Orell, Füßli u. Co.** in Zürich ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wanderungen durch Palästina

von

Konrad Furrer.

Mit einer Ansicht und einem Plane von Jerusalem und einer Karte von Palästina.
Eleg. brosch. Thlr. 1. 20. = Fl. 3.
Gebunden Thlr. 2. 10. = Fl. 4.

Der Verfasser dieser Wanderungen schrieb für den weiten Kreis Gebildeter, denen ein verständiges Auffassen der biblischen Bilder und Geschichten Bedürfniß geworden ist. Er will seine Leser recht eigentlich in das Land der Bibel einführen, und gibt mit seinem Werk einen Beitrag für ein lebendiges, warmgefühltes Auffassen der Bibel; er fördert die Liebe zum heiligen Buch und Land, fördert das harmonische Verständniß beider.

„Das Buch zeichnet sich durch den lebendigen, knappen, interessanten Styl aus, in dem es geschrieben ist. Dabei ist es von Beziehungen auf die heilige Schrift immerdar durchzogen, und ihm aus allen diesen Gründen ein weiterer Leserkreis zu wünschen. „Der Zionsbote."

„Innigkeit und Tiefe der Empfindung, äußerst reiche und concrete Anschauung stehen dem Verfasser zu Gebote und er bringt diese Vorzüge in schöner, einfacher Darstellung zum Ausdrucke. Möge dem Buche der Segen, den es zu stiften wünscht, reichlich zufallen."

„Theolog. Literaturblatt."

„Dieses Buch hat vor den vielen andern Wanderbüchern nach dem heiligen Lande den Vorzug einer größeren Unbefangenheit des Sinnes und einer besseren wissenschaftlichen Vorbereitung. Der Verfasser reiste vorzüglich der Bibel wegen, und suchte auf jedem Schritte und Tritte irgend etwas Biblisches in ein neues helleres Licht zu setzen." (894)

„Götting. Gelehrte Anzeigen."

In Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erscheint:

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Herausgegeben von Prof. Dr. **M. Lazarus** und Prof. Dr. **H. Steinthal.**

Das eben erschienene zweite Heft des fünften Bandes enthält u. a.

M. Lazarus, Zur Lehre von den Sinnestäuschungen. — A. Bastian, Zur vergleichenden Psychologie. — W. Wistrom, Das russische Volksepos. — L. Tobler, Ueber die psychologische Bedeutung der Wortzusammensetzung, mit Bezug auf nationale Charakteristik der Sprachen. (895)

Preis des Jahrganges von 4 Heften 3 Thlr.

Historische Zeitschrift (896)

herausgegeben von **Heinrich von Sybel.**
1867. IX. Jahrgang. Heft 3.

E. Winkelmann, Kaiser Heinrich VI. — v. Stockmar, Zur Kritik der Memoiren der Mad. Campan. — K. Mendelssohn-Bartholdy, Die orientalische Politik des Fürsten Metternich. — A. Kluckhohn, Der Sturz der Kryptocalvinisten in Sachsen. — A. v. Druffel, Entgegnung auf Maurenbrechers Antikritik. — W. Maurenbrecher, Zusatz zu Druffel's Entgegnung.

Preis d. Jahrgangs von 4 Heften 7 Thlr.
Literarisch-artistische Anstalt in München.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes an, in Berlin auch die Zeitungs-Spediteure.
Anzeigen werden die 3spaltige Zeile mit $1\frac{1}{2}$ Sgr. berechnet.
Verantw. Redacteur: Joseph Lehmann in Berlin.
Verlegt von Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin, Wilhelmsstr. 56.
Druck von Eduard Krause in Berlin, Französ. Str. 51.

Deutschland und das Ausland.

Biographische Aufsätze von Otto Jahn.*)

Es sind Bildnisse, gar verschieden an Inhalt und Ausführung, die hier zu einer Sammlung vereint sind: Fest- und Gedächtnißreden, die dem akademischen Amte des Professors der klassischen Philologie und Eloquenz entstammen, wie die Reden auf Winckelmann und auf Gottfried Hermann, sowie die zur Säcularfeier im J. 1849 vorgetragene Schilderung von Göthe's Jugend in Leipzig; Denkmäler, welche die Hand des Freundes abgeschiedenen Berufsgenossen errichtet hat, in den Erinnerungen an den Philhellenen Ludwig Roß und an den Lessing-Biographen Danzel; daneben die aus dem Richter-Album wohlbekannten Mittheilungen über den sinnigen Maler des deutschen Volks- und Familienlebens. Schon diese Ueberschriften bezeugen, daß das Buch sich nicht an die Gelehrten vom Fach wendet. Dieselbe Richtung auf die Interessen der allgemeinen literarischen und künstlerischen Thätigkeit, welche den Verfasser zum Biographen Mozart's befähigte, wird in diesen kleineren Aufsätzen kundbar; eine lebhafte Theilnahme an dem Gemeinsamen der Volksbildung, wie sie dem Vertreter der „humanen" Wissenschaft wohl ansteht, spricht sich durchgehends in ihnen aus. Bei der Anerkennung und Verbreitung, welche dem eben genannten großen Werke von Otto Jahn verdientermaßen zu Theil geworden sind, erscheint es überflüssig, die sorgsame und geschickte Hand zu rühmen, welche auch in diesen kleineren Lebensabrissen überall sichtbar ist.

Als diejenige Gabe, welche am Allgemeinsten Antheil und Freude erwecken wird, darf unbedenklich der Aufsatz über Göthe's Jugend in Leipzig bezeichnet werden. Wohl mögen die Erinnerungen an die Leipziger Studentenzeit in dem ausführlichen Werke des Freiherrn von Biedermann inzwischen eine erschöpfendere Darstellung gefunden haben, als der enge Rahmen einer akademischen Festrede gestattete. Indessen ist gerade der kleinere Maßstab des Bildes, seine skizzenhafte aber saubere Ausführung, die ganz durch die Gelegenheit gebotene Behandlung dem Gegenstande entsprechend; zumal der Dichter selbst durch die liebevolle Ausführlichkeit, mit welcher dieser Theil seiner eigenen Lebensbeschreibung bedacht worden ist, die Grundzüge der ganzen Schilderung für Jedermann festgestellt hat. Immer wird, wer uns aus Göthe's Jugend erzählt, sich an die bekannten Gestalten aus „Wahrheit und Dichtung" anlehnen können — und müssen; seine Aufgabe wird stets darauf beschränkt sein, die historische Grundlage dieser mustergiltigen Schilderung nachzuweisen, dieselbe zu ergänzen und zu erläutern. Deshalb ist der Standpunkt, den der Berichterstatter bei diesem Aufsatz einnimmt, beispielsweise nothwendig sehr verschieden von dem frischen und freien Zuge, welcher die Darstellung von Klopstock's Jugend, die uns David Strauß in den „Kleinen Schriften" geschenkt hat, so anziehend belebt. Strauß durfte in seiner — auch in diesen Blättern hervorgehobenen — Schilderung des jugendlichen Meßiasfängers aus dem Vollen schöpfen; blieb seine Arbeit auch leider Fragment, so ist sie doch ein Torso von wundervoller Plastik und Formen-Schönheit. Dagegen handelt es sich in dem Aufsatze über Göthe's Jugend in Leipzig um eine Nachlese; der Verfasser folgt seinem Helden, um mit Platen zu reden, nur wie der Aehrenleser folgt dem Schnitter; was er uns bringt, sind Einzelheiten, die für Kenner den Reiz literarhistorischer Reliquien haben, dem großen Publikum aber für das Bild des jungen Göthe nicht wesentlich erscheinen werden.

Und dennoch, welch' ein warmes Leben pulsirt in den Schriftzügen dieser vergilbten Briefe des siebzehnjährigen Studenten! Ergreifender und inniger, als in der gehaltenen Darstellung des greisen Dichters, tritt uns durch diese authentischen Zeugen seiner Jugend die Leidenschaftlichkeit, die herzliche Hingebung seines Wesens vor die Seele. Wir sehen klarer, wie sich die Eigenthümlichkeit seiner dichterischen Natur schon hier entwickelte; wie er schon damals, äußerlich noch in Ehrfurcht vor den Regeln und Formen des Ueberlieferten befangen, den Quell seiner Dichtung allein in seinem Gemüthe fand; wie er von dem, was ihn innerlich ergriff und bewegte, durch künstlerische Darstellung sich wie von einer Last zu befreien schon damals bestrebt war. Der Brief an die Familie Schönkopf, die Familie seines geliebten „ersten Mädgens", wie lebendig führt er uns die Gestalt des jungen Dichters vor! „Ihr Diener Herr Schönkopf, wie befinden Sie sich Madame, Guten Abend Mamsell, Petergen guten Abend. Sie müssen sich vorstellen, daß ich zur kleinen Nebenthür hereinkomme. Sie Herr Schönkopf sitzen auf dem Canapee am warmen Ofen, Madame in ihrem Eckgen am Schreibtisch, Peter liegt unterm Ofen, und wenn Käthgen auf meinem Platze am Fenster sitzt, so mag sie nur aufstehen und dem Fremden Platz machen. Nun fangen wir an zu discouriren." Und nun erzählt er von seiner Reise und wie es ihm in Frankfurt schlecht behage, auch mit seiner Gesundheit nicht zum Besten gehe; er entschuldigt sich, daß er nicht Abschied genommen habe; er sei dagewesen, habe die Laterne brennen sehen und an der Treppe gestanden — „zum letztenmal wie wäre ich wieder heruntergekommen?" Auch der Kreis der jungen Männer, in dem er stand, wird uns durch manches interessante briefliche Zeugniß näher gerückt. Die Briefe, die Göthe und sein Freund Horn aus Leipzig an einen Frankfurter Genossen richteten, sind in einem besondern Abschnitt vollständig wiedergegeben. Ebenso werden seine Beziehungen zu Oeser und dessen Familie, namentlich seiner heiteren und verständigen Tochter, sorgfältig erörtert. In der Göthe-Sammlung des Leipziger Buchhändlers Hirzel wird eine Sammlung „Lieder mit Melodien Mademoiselle Friederike Oeser gewiedmet von Goethen", handschriftlich aufbewahrt, das älteste und eigenthümlichste Denkmal Göthe'scher Poesie und zugleich die lebensvollste Erinnerung an seine Leipziger Studentenzeit. Als diese Lieder, „davon ein Theil das Unglück hatte, ihr zu mißfallen", durch andere vermehrt, später gedruckt wurden, „würde er sich vielleicht unterstanden haben, ihr ein unterschriebenes Exemplar zu widmen, wenn er nicht wüßte, daß man sie durch einige Kleinigkeiten leicht zum schimpfen bewegen könnte." Diese neuen Lieder, in Melodien gesetzt von Leonhard Theod. Breitkopf, mit dem der junge Dichter während seines Aufenthalts in Leipzig ebenfalls freundschaftlich verkehrt hatte, erschienen 1770 ohne Göthe's Namen. Die „Zueignung", am Schlusse der kleinen Sammlung, enthält schon den ganzen Göthe, den Sänger, dem es verliehen war, „in wohlklingende Lieder das eng zu fassen, was in seiner Seele immer vorging" (wie er später von sich selber sagte). Sie lautet:

Da find sie nun! Da habt ihr sie!
Die Lieder ohne Kunst und Müh
Am Rand des Bachs entsprungen.
Verliebt und jung und voll Gefühl
Trieb ich der Jugend altes Spiel
Und hab sie so gesungen.

*) Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1866. 400 S. kl. 8.

Sie singe, wer sie singen mag!
An einem hübschen Frühlingstag
Kann sie der Jüngling brauchen.
Der Dichter blinzt von Ferne zu,
Jetzt drückt ihm diätätsche Ruh
Den Daumen auf die Augen.
Halb scheel, halb weise sieht sein Blick
Ein bißgen naß auf euer Glück
Und jammert in Sentenzen.
Hört seine letzten Lehren an,
Er hat's so gut wie ihr gethan
Und kennt des Glückes Gränzen.

„So ging er, schließt der Aufsatz von Otto Jahn, von Leipzig am 28. August 1768 fort. Weder er selbst noch seine Freunde ahnten in ihm die künftige Größe, zu der wir jetzt bewundernd hinaufschauen. Leipzig hat Göthe nicht den Lorbeer in's Haar gewunden, aber noch athmet der Blumenstrauß, den der Jüngling hier gepflückt, frischen, unvergänglich frischen Duft." F.

Deutsche Novellistik.

I.

Freier Boden, von Karl Frenzel.*)

Im Anfange von „Wilhelm Meister's Lehrjahren" ist es der straffe, lebenskundige und selbstbewußte Jarno, welcher dem jungen, in träumerisch weichem Dichten und Trachten befangenen Bildungshelden aufrüttelnd und erweckend entgegentritt und ihn zu besserem Beginnen auffordert, dessen Inhalt dann freilich zu unserem Befremden wieder in ahnungsvollem Helldunkel verbleibt. In der vorliegenden Darstellung ist es gleich anfangs ebenso ein welterfahrener, abgekühlter, fahrten- und kampfgehärteter Mann, ein Franzose, welcher an einem jungen deutschen Militär ähnlichen Stoffes diese antreibende und vormundschaftliche Mission übernimmt und ihn dadurch aus den beengenden Schranken unbehaglicher Verhältnisse und eines zwar herzinnigen und gefühlvollen, doch ziemlich gehalt- und erfolglosen Sinnens und Treibens herausreißt zu großen, seiner inneren aber noch unentwickelten Kraft würdigen Unternehmungen.

Dieser deutsche Hauptmann, der Held unserer Darstellung, befindet sich zur Zeit des nordamerikanischen Unabhängigkeits-Krieges in dem Heere eines deutschen Souverains, eines bekannten hessischen Landesvaters, welcher, der fürstlichen Partikular-Politik entsprechend, es ebenso ehrenvoll als ersprießlich fand, seine waffenfähigen Unterthanen für Geld und gute Worte an das befreundete England zu verschachern, um sie zur Bekämpfung der freiheitliebenden Amerikaner zu verwenden. An dem glänzenden Hofe dieses Fürsten spielt er seine untergeordnete Rolle und eine kaum bessere als der begünstigte Anbeter einer jungen und schönen hessischen Gräfin, an deren Liebe und Verehrung er sich unlöslich gekettet fühlt. Sein bejahrter und ihm anfänglich überlegener Freund und Gönner, ein entschiedener, wiewohl verkappter Anhänger seiner freiheitlichen Bestrebungen, weiß ihn allmählich für sich und für die neuen, ihm fremdartigen und widerstrebenden Anschauungen, demzufolge für einen größeren und bedeutenderen Wirkungskreis zu gewinnen. Und so kommt unser Held, nachdem er im Dienste seines Landesherrn den Ocean überschritten, unter der mächtigen Einwirkung der jenseitigen Ereignisse, nach langem Kampfe endlich zu dem Entschlusse, seinen bisherigen Ansichten zu entsagen und in thatlustiger Begeisterung für die neuen Ideen mit Kopf und Arm thätig zu werden. Unter mannigfachen Gefahren und Glückswechseln entwickelt er hierbei eine Hingebung, Tüchtigkeit und Ausdauer, deren lohnende Erfolge ihm die innere Zufriedenheit mit sich selbst und das höhere Glück seines Lebens sichern.

Auch in dieser Beziehung ließe sich das vorliegende Werk mit dem Göthe'schen vergleichen, namentlich in der sicheren und vielseitigen Charakteristik der handelnden Personen und der landschaftlichen Umgebungen, so wie in der reichen Fülle der gleichmäßig klaren und schönen Darstellung, abgesehen freilich von dem strafferen militärisch-politischen Gehalte, welcher in dieser Schöpfung zwar weniger farbenreiche und behagliche, aber desto umfassendere soziale Interessen verarbeitet. Eine Uebersiedelung deutschen Geistes auf amerikanischen Boden ist bisher selten zum Gegenstande einer novellistischen Ausführung gemacht worden, schwerlich aber je mit solcher Gewandtheit, Energie und Lebensfrische, wie in dieser umfassenden Leistung, welche sich den Liebhabern des historischen Romans als ein in jeder Hinsicht anziehendes Werk empfiehlt.

II.

Erzählungen alter Jenenser, von Adolf Ewald.*)

Seit dem alten Boccaccio sind in allen Ländern in jener Gattung geselliger, abwechselnd von Person zu Person umgehender Geschichten-Erzählung nicht wenige Werke erschienen, deren manches seine besonderen Vorzüge hat. Zur Freude vieler Novellen-Leser ist auch jetzt diese Gattung noch nicht ausgestorben. Eine der anmuthigsten und gelungensten Leistungen auf diesem Gebiete seit Göthe's „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" ist das vorliegende Werk, von dem man wohl sagen kann, daß es in Hinsicht reichen und vielseitigen Inhalts, wohldurchdachter sittlicher und psychischer Analyse so ziemlich alle früheren dieser Art, zumal die in romanischen Sprachen verfaßten, bedeutend überflügelt und in Schatten stellt.

Zwölf heitere und lebensfrische junge Leute, welche als vertraute Trinkgenossen und Freunde zu ihrer Zeit ihre Universitäts-Studien in Jena vollenden, entwerfen bei ihrem gegenseitigen Scheiden nach gemeinsamer Verabredung ein schriftliches Statut, auf Grund dessen sie sich feierlich verpflichten, nach fünfzehn Jahren an einem gewissen Tage sich pünktlich wieder in Jena in einem gewissen Gasthofe einzufinden und dort der Reihe nach ein Jeder seine Erlebnisse und Begegnisse innerhalb der bis dahin vergangenen Zeit, namentlich auf dem Gebiete der Liebe, unter einander zum Besten zu geben. Nach Diesem, was als Einleitung zum Ganzen erscheint, finden sich an dem bestimmten Tage in der Musenstadt die wortgetreuen Gesellen ein, aber nur die Hälfte derselben, indem die andere theils durch den Tod, theils durch sonstige gewichtige Gründe verhindert ist, zu kommen. Die Vorträge der interessanten Erlebnisse beginnen, und zwar so, daß die der Abwesenden durch die Gegenwärtigen, zu deren Kenntniß sie gebracht und gelangt sind, mitgetheilt werden. Sie eröffnen demgemäß, nach vereinbarter Reihenfolge, ihren abwechselnd heiteren, ernsten, traurigen, ja gräßlichen, überall spannenden und reich belehrenden Inhalt, dessen nähere Einsicht unseren novellistisch begierigen Lesern angelegentlich zu empfehlen ist.

*) Freier Boden. Historischer Roman von Karl Frenzel. 3 Bde. Hannover, C. Rümpler, 1867.

*) Nach fünfzehn Jahren. Ein Strauß Geschichten von Adolf Ewald. 2 Bde. Jena, H. Costenoble. 2 Theile.

Fleisch- oder vegetabilische Nahrung?*)

Nichts Geringeres als eine totale Veränderung unserer Lebensweise strebt der Verfasser an. Er will uns auf die Pflanzenkost zurückführen, und nennt das „die natürliche Diät". Demzufolge soll das Fleisch-Essen, „die Blut-Diät", gänzlich abgeschafft werden, was nach Herrn Baltzer gar nicht schwierig ist, „denn der gewöhnliche Landmann ißt wenig Fleisch", und dies zeige schon „unwidersprechlich" (?), daß der Fleischgenuß ohne Schaden für die Menschen „ganz ungeheuer" reducirt werden könne. Die Mastung, „diese abscheuliche Barbarei", muß wegfallen, denn jedes gemästete Thier sei krank. Darauf beschränkt sich aber der Verf. nicht, sondern er will in Ausführung dieser Reform noch viele andere Genußmittel verbannt wissen: zuvörderst den Tabak; denn es gebe kaum eine menschliche Verirrung, welche unschuldiger schiene, „und doch verderblicher und unästhetischer zugleich wäre", als der Tabaksgenuß. Weiter kommen Kaffee, Thee und Chokolade daran, die fort müssen, denn alle drei seien nur „Reizmittel" und enthielten keinen „Nährstoff". Salz und Zucker theilen dasselbe Schicksal; das erstere sei (bei einer naturgemäßen Diät) „vollkommen unnütz", und das letztere „nachtheilig". Daß der Verf. es auf die geistigen Getränke abgesehen und Bier, Wein und Branntwein mit seinem Interdikt belegt, versteht sich von selbst, denn alle diese Getränke enthalten Alkohol, und „der Alkohol ist dem Menschen unter allen Umständen (?) schädlich". Gewürze aller Art verursachen einen „unnatürlichen Reiz" und taugen daher nichts, und zwar nicht bloß die aus tropischen Ländern eingeführten Gewürze, wie Pfeffer, Ingwer, Gewürznelken, Saffran ꝛc., sondern auch die einheimischen, wie Kümmel, Zwiebel, Lauch, Mährrettig (horse-radish) ꝛc., das sind „alles Gewürze" mit Ueberreiz.

Das sind im Wesentlichen Herrn Baltzer's Ansichten über die nöthige Reform der Volkswirthschaft. In eine Kritik derselben lassen wir uns nicht ein, denn dies würde auch unsere Arbeit „ungebührlich erweitern", wie es der Verf. von seiner Schrift mit Bezug auf die Auslassung vieler „schädlichen Konsum-Artikel" sagt. Aber eine Anekdote wollen wir ihm doch zum Besten geben. In einer kleinen Stadt lebte ein Jude ganz ungenirt und aß, was er zu essen bekam. Ein anderer orthodoxer Jude nahm Anstoß daran, machte dem Frei-Esser Vorwürfe und fragte ihn, warum er denn nicht die jüdischen Speise-Gesetze beobachte? Darauf sprach der Speise-Reformer: „Wenn ich streng nach den Vorschriften des Talmuds und der Rabbiner leben wollte, dürfte ich nur Stroh essen". . . . . Die Moral dieses wahren Geschichtleins wird sich Herr Baltzer selber stellen.

Da der Leser gewiß sehr neugierig sein wird, zu erfahren, was denn der Verfasser eigentlich zu essen erlaubt, so verweisen wir ihn auf dessen erstes Bändchen: „Die natürliche Lebensweise", das uns nicht vorliegt, aber wir entnehmen aus dem gegenwärtigen Bändchen („Die Reform ꝛc."), daß wir auf Getraide, Hülsenfrüchte und Gemüse angewiesen werden. Der berühmte Physiolog, Professor Virchow in Berlin, hat die „natürliche Lebensweise" des Herrn Eduard Baltzer zum Gegenstand eines populären, öffentlichen Vortrages gemacht, und die von B. empfohlene Diät als eine unnatürliche, d. h. als eine solche dargestellt, die keineswegs der menschlichen Natur entsprechend sei, welche ebenso der Fleisch-, wie der vegetabilischen Nahrung bedürfe, um sich in ihrer Vollkraft zu erhalten. Allerdings hat die Ansicht des Herrn Baltzer Einiges für sich, doch — est modus in rebus. Es macht sich dabei leider auch jener Hauptfehler bemerkbar, der allen sogenannten Satzungen, sei's in kirchlicher, sei's in staatlicher Beziehung, anklebt: es wird kein Maß gehalten, und durch Uebertreibung oder Uebergriffe macht man die nützlichsten Anstalten unleidlich. In dieser Weise eifert der Verf. auch gegen die stehenden Heere und die furchtbaren Rüstungen. „Europa", sagt er, „gleicht einem Hause, worin jedes Glied der Familie sich in ein eigenes Zimmer verrammelt hat und sich mit allen erdenklichen Mitteln bereitet zum Kampf auf Leben und Tod." Er nennt das heutige Militärsystem „die Culmination der civilisirten Barbarei", während er die große Sterblichkeit der unnatürlichen Diät zuschreibt. Aus derselben Quelle leitet er die sittliche Verkommenheit und die moralischen Krankheiten her. „Ihr Moralisten", ruft er, „Ihr Prediger auf den Kanzeln allerlei Glaubens: mit Euren Dogmen allen — orthodox oder modern — ist gar nichts, mit Eurer Anregung der moralischen Kräfte höchst wenig gethan, so lange Ihr nicht die diätetische Reform bewirkt." . . . . . .

*) Die Reform der Volkswirthschaft vom Standpunkte der natürlichen Lebensweise. Von Eduard Baltzer. Nordhausen, Ferd. Förstemann, 1867.

England.

Das über- und das unterirdische London mit seinen Bau-Weltwundern.

Vorüber ist wieder einmal der Monat der Nebel und Selbstmorde, der November, der die Chrysantimums und die Stürme bringt, mit dem Guy-Fawks-Tage und der Lordmayors-Schau, mit den neuen Aufregungs-Elementen der abessinischen Expedition und der irländischen Empörung unter dem Galgen. Es war aber weder mit dem Nebel noch mit den Selbstmorden so arg, als es nach der Tradition hätte sein müssen, und ganz England gleicht darin, besser als sein Ruf, der Maria Stuart. Nach deutschen Polizeiberichten kommen in Berlin verhältnißmäßig mehr Mord- und Schandthaten vor, als in der dämonischen Dreimillionen-Stadt. Wenn ich nicht irre, steht England, nach statistischen Ermittelungen, in Enthaltsamkeit von Mordthaten über allen civilisirten Ländern, in welchen die Verbrechen, von den Sitzen des Protestantismus aus durch katholische hindurch bis in den Kirchenstaat so zunehmen, daß letzterer den nicht beneidenswerthen Vorzug genießt, an der Spitze zu stehen. Auch die englischen Nebel sind mitten im November durchsichtiger und gleichsam poetischer geworden. Es sind zwar von den siebenundsiebzig Millionen Ackern des englischen Bodens über dreißig Millionen aristokratisch unfruchtbar geblieben und dienen immer noch als Berge, Parks, künstliche Wälder und Schonungen für wilde Enten-, Fuchs-, Birkhühner-, Hochwild- und sonstige Jagden und Sports mehr den noblen Passionen, als dem Nutzen, und als poetische Verzierungen weit umher um die ruhelos dampfenden und rauchenden Städte; aber die zunehmende Civilisation weht mit immer frischen Winden und gelegentlichen Stürmen durch das alte Land des Nebels, und die Angst vor Erschöpfung der Kohlenlager in Verbindung mit Parlaments-Beschlüssen führte zu immer wissenschaftlicherer, rauchloser Feuerung in unzähligen Dampfschlotten und Privat-Kaminen, so daß die Millionen Centner Kohlen, welche früher als Rauch und Ruß in der Luft schwebten und die Nebel verdichten, jetzt in hellen, heißeren Flammen verzehrt werden.

Die Nebel hängen jetzt nicht selten als poetisch verschönernde Schleier in die dämonisch wimmernden und donnernden Straßen-Labyrinthe Londons herab, welche nur im hellen Tageslichte ihre nüchternen, prosaischen Physiognomieen zeigen und erst bei Nacht und Nebel, im Lichte von vielen Millionen Gasflammen, auf der Straße und in prachtvollen Läden jenen Zauber entfalten, womit keine Stadt der Welt, keine Schönheit der Natur wetteifern kann. Niemand wird mir das glauben, der mit Augen dafür es nicht selbst gesehen und Jahre lang studirt hat, wie ich. Auch wird man es für ein Paradoxon halten, wenn ich behaupte, daß der November in England zu den schönsten Monaten gehöre; ich habe aber die Bestätigung nun seit vielen Jahren in immer schönerer Wiederholung und millionenfacher, blühendster Beleuchtung bewundert, nämlich in den farbenreichsten Blütenmeeren, welche jedesmal vom November bis nicht selten in den Januar hinein vor und hinter unzähligen Reihen von Cottage's und Villa's wehen und wogen, während die entblätterten Bäume und Sträucher nackt in frostigen Stürmen seufzen und deren vergilbte Blätter durch die Straßen und Lüfte getrieben werden. Ich habe in England viele Vorzüge und Schönheiten bewundern lernen müssen, aber diese farbige, leuchtende Fülle von wogenden Chrysantimums-Blüten stundenlang und meilenweit vor und hinter den gartenumgebenen, von je einer Familie selbständig und ausschließlich bewohnten kleinen Schlösser in den nach allen Seiten hinaus irrenden Londoner Vorstädten, jene November-Nebel mit ihrer oft eisigen Tödlichkeit unangefochten und trotzig durchleuchtend, gehört für mich immer wieder zu den wirkungsreichsten und durch den Gegensatz zu der sonstigen November-Natur charakteristischsten Dichtungen der Natur und Civilisation. Die armseligen, gelblichen oder weißlichen Topfgewächse, welche man um diese Zeit in Deutschland als blühende Chrysantimums aus Kellern und Treibhäusern beziehen kann, geben nicht die blasseste Vorstellung von dieser poetischen Farbenfülle des sonst trostlosen Novembers. Nichts geht über den Genuß einer warmen, freien Häuslichkeit vor dem hellleuchtenden Kohlenfeuer an einem solchen englischen November- und Nebeltage, wenn die Flügelthüren zwischen dem Vor- und Hinterzimmer offen stehen und durch die gegenüberliegenden Fenster unzählige farbige Blütenköpfe wie lachende Engel von beiden Seiten hereinwinken.

Der berühmte fünfte November, als Jahrestag der katholischen Pulververschwörung, ist zwar schon oft genug geschildert worden und hat viel von seiner alten Bedeutung verloren, aber ich sehe diese munteren Züge von Straßenjungen mit ihren aufgeputzten Ungeheuern auf Karren und Wagen immer gern wieder, und die unzähligen kleinen Familien- und Kinder-Feuerwerke am Abend machen Jungen und Alten auch für die kleinsten Auslagen sehr profitablen Spaß. Die Lordmayors-Schau am neunten November wird schon seit vielen Jahren von der Presse lächerlich gemacht und als eine „nuisance" verwünscht, aber das mittelalterlich und lächerlich gewordene Schauspiel hat sich bisher immer gehalten, und wenn es nach mir ginge, dürfte es nie abgeschafft werden. Im Gegentheil müßten alle Länder und Völker dafür sorgen, daß alte Volksfeste nicht vollends von dem nüchternen Geiste der modernen Civilisation beseitigt, sondern so gut es eben gehen will, zu neuem Leben auferweckt werden. Freilich ist auch diese lächerlich-erhabene Lordmayors-Schau in Gefahr, vom Geiste der Zeit und des Londoner Verkehrs verdrängt zu werden. Der neue City-Potentat fuhr dieses Jahr schon in eigener Equipage und nicht in dem alten, großen, vergoldeten Rumpelkasten, und Disraeli kündigte ihm bei der Vorstellung an, daß viele alte Privilegien der City, dieser bürgerlichen, geldaristokratischen Republik mitten in der Stadt und im Staate, neuen Reformen würden weichen müssen. Am Besten wäre es, wenn er mit seinen Aldermen selbst dazu beitrüge. Uebrigens möge er strenge Gerechtigkeit handhaben und gegen weitere drohende Volksunruhen und Verbrecher-Banden keine Gnade zeigen.

Von diesen Unruhen, für welche Disraeli keine Gründe zu finden wußte, will ich nicht weiter sprechen und deshalb auch die tolle Fenier-Angelegenheit mit Stillschweigen übergehen.

Uebrigens „geht ein finsterer Geist durch unser Haus", ob aber das Schicksal schleunig mit den Gründen für vergangene und noch drohende Unruhen enden wird, ist eine andere Frage. Mit dem erweiterten Wahlrechte durch das Tory-Ministerium glaubt man, die sogenannten arbeitenden Klassen auf lange Zeit durch eine Abschlagszahlung abgefunden zu haben und scheint entschlossen zu sein, weitere Ansprüche energisch zurückzuweisen. Aber mit einer großen und sehr wesentlichen Reform macht man wohl Ernst, nämlich mit Erziehung und Ausbildung der jetzt politisch berechtigten großen Massen, welche zum Theil durch ihre berüchtigten und meisterhaft organisirten Vehmgerichte in den Gewerks-Genossenschaften alle freie Arbeit und den ganzen öffentlichen Frieden bedrohen. Der alte, weißhaarige und ziemlich selbständige Held des Parlaments, Mr. Lowe, welcher mit Disraeli in Edinburg feierlich mit dem Doctor-Titel decorirt ward, hielt darüber eine sehr substantielle und wirkungsvolle Rede, worin er sich für den Schulzwang für alles Volk und für eine gründliche Ausräucherung der privilegirten Universitäts-Klöster mit ihrem verschimmelten Latein aussprach. Auch die Gelehrten, meinte er, sollten sich vorzugsweise mit lebendigem Wissen erfüllen, statt durch lateinische Exercitien und griechische Partikeln sich Jahre lang auf die kostspieligste Weise für eine tüchtige Wirksamkeit und die Aufgaben unserer Zeit unfähig machen zu lassen.

Alle Stadtverordneten Deutschlands sollten auf ein Paar Monate nach London geschickt werden, um hier kennen und bewundern zu lernen, was Magistrate und selbständige Compagnieen für neue Weltwunder in kostbare Tiefen hinuntergezaubert oder mit massivsten Mitteln an's Tageslicht gebracht haben. Wahre Titanen, welche, statt Berge auf einander zu thürmen und den Himmel zu stürmen, in die tiefsten geologischen Schichten der Erde hineinwühlten und unter der furchtbaren Hügelstadt und selbst unter dem Wasser hin meilenweite Tunnels für unterirdische Eisenbahnen und Ableitung des ganzen Kloakenspülicht von drei Millionen Menschen aus dem Bereiche Londons aushöhlten und doppelt und dreifach ausmauerten, so daß ganze vierspännige Wagen und doppelte Eisenbahnzüge hindurchfahren können. Diese Kloaken und unterirdischen Eisenbahnen übertreffen allein alle sieben, resp. hundert Wunder der Welt. Und wie viel neue steigen fortwährend als massivste Großthaten aus der Tiefe empor! Ohne technische Gelehrsamkeit und Ausführlichkeit lassen sich kaum Vorstellungen davon beibringen. Ich will deshalb nur erwähnen, daß die massive Einuferung der Themse zu dem prachtvollsten Bollwerk vierundzwanzig Fuß bis über die Hochfluth in der Mitte der Stadt, vom Parlaments-Gebäude bis beinahe herauf zur Paulskirche, bereits so weit vorgeschritten ist, daß man sich ein Bild von dem Umfange neugewonnenen, kostbaren Bodens für den sich drängenden Verkehr und die herrlichsten Verschönerungen in Form von Fuß- und Fahrwegen, Parkanlagen und Ruheplätzen machen kann. Die Auffange-Kloaken, welche allen Unrath Londons, der

früher sämmtlich in die Themse floß, meilenweit hinunter in den Bereich des Meeres ableiten, auf welchem Wege die ungeheuren Massen von Flüssigkeit vielfach unter Städten und Kanälen sich absenken und mehrmals an beiden Ufern der Themse zur Gewinnung für neues Gefälle durch ungeheure Dampfmaschinen-Werke hoch empergepumpt werden müssen, sind vielleicht das großartigste Opfer, welches man je der Göttin Hygiea gebracht hat, denn sie kosteten viel über funfzig Millionen Thaler und verzehren noch täglich und nächtlich an Betriebskosten fabelhafte Summen. Doch sind die Bewohner der Dreimillionen-Stadt offenbar überzeugt, daß sie damit ein gutes Geschaft machen und sie in vervollkommneter Gesundheit und verlängerter Lebensdauer die höchsten Zinsen davon genießen.

Ebenso beispiellos großartig in der ganzen alten Welt ist der Viadukt, welchen der Verschönerungs-Verein oder das Vervollkommnungs-Comité der City zur Ueberbrückung des Thales in der nordwestlichen Hauptverkehrs-Straße zwischen der City und der Oxford-Straße aus einer Tiefe von dreißig Fuß massiv empormauert, wobei bereits über zwanzig Millionen Mauersteine verbraucht sind, noch ehe man bis zur Oberfläche des Thales kam, welches den Holborn-Hügel von der nächsten Höhe in der City neben dem grimmigen Newgate-Gefängnisse trennt. Der dichteste Verkehr von Lastwagen, Equipagen, Omnibus u. s. w. rollte und donnerte seit Jahrhunderten, mit Hemmschuhen Feuerfunken sprühend, von beiden Seiten abwärts und quälte sich wieder hinauf. Aber diese lange und zunehmende Qual war nöthig, ehe der Entschluß zu der Großthat des Viadukts zur Ueberbrückung dieses Thales reifte und die zehn Millionen Thaler dafür bewilligt und herbeigeschafft wurden. Als man aber erst so weit war, griff man mit echt englischem Unternehmungsgeiste die Sache sofort mit Tausenden von menschlichen Händen und riesigen Pferdekraften des Dampfes an und ist damit binnen zwei Jahren aus der Tiefe so weit emporgestiegen, daß man das ganze Wunder nun in voller Länge mächtig und massiv über niedergerissene Häuser und Straßen mit neuen, breiten Strahlen von Nebenverkehrs-Wegen und einem wiedergeborenen, benachbarten Smithfield-Markte rasch emporblühen sehen kann. Es gehört ein Ingenieur und Genie dazu, um diesen Holborn-Viadukt zu schildern, und auch dieser würde beispiellose Schwierigkeiten dabei zu überwinden haben. Ich will nur kurz sagen, daß unter dem Viadukte prachtvolle unterirdische Gänge (sub-ways) gemauert sind, welche zur Beaufsichtigung resp. Reparaturen des unterirdischen Adersystems von Kloaken, Gasröhren, pneumatischen Verkehrstrichtern, elektrischen Kabels, Wasserleitungs-Kanälen u. s. w. dienen. In dem Mauerwerke oberhalb ziehen sich verschiedene Etagen für den Verkehr der Fußgänger und kleinerer Fuhrwerke, und zwar so breit und hell, daß verschiedene Läden darin alle ihre Herrlichkeit entfalten können. Auf der glatten Oberfläche des Viadukts selbst werden vierfache Wagenreihen ohne Gefahr für die Fußgänger auf beiden Seiten dahinzudonnern Raum genug haben. In dem alten Thale unten steigen, nach verschiedenen Seiten ausstrahlend, neue Straßen empor und münden zum Theil in alte Verkehrsadern, welche zu diesem Zwecke ebenfalls erweitert werden. Das ganze Riesenwerk wird zu seiner Vollendung wahrscheinlich nicht mehr als drei Jahre gebraucht haben. Während dieser Zeit hat man sich in Berlin, der Weltstadt, die Köpfe zerbrochen, um einen Weg von den Linden nach der Neuen Wilhelmstraße durchzubrechen, und so lange etwa strampelte der Berliner Verschönerungs-Verein in seinen Windeln, die dadurch wahrlich nicht verschönert wurden. Er starb in seiner Wiege an Altersschwäche, ohne dem einzigen Brunnen auf dem Schloßplatze, dem höchsten Ziele seines Schönheitssinnes, nur einen Spatenstich gewidmet zu haben.

Alle Welt kennt die gigantische Dichtung von Glas und Eisen, den Crystallpalast draußen im malerischen Süden von London als das unvergleichlichste Wunderwerk unserer Zeit; aber die Londoner sind damit noch nicht zufrieden, sondern haben auf der entgegengesetzten Seite, meilenweit davon, hoch im Norden auf dem Muswel-Hügel, nicht nur die sonnigen grünen Parks der Stadt, auf welchen allein ganz Berlin oder Petersburg Platz haben würde, um einen weiten Alexandrapark vermehrt, sondern zwischen den grünen Bäumen und Rasenflächen desselben auch noch einen zweiten Crystallpalast in ganz eigner Pracht und Bauart emporgezaubert. Für eine Schilderung desselben wird sich nach ganzer Vollendung die rechte Gelegenheit und Zeit bieten. Vorläufig nur soviel, daß er mit dem weiten Alexandraparke einen neuen, gesunden Tummelplatz für das körperliche und geistige Wohl der Volksmassen bilden wird. Das Terrain umher wird für großartige englische National- und Volksspiele, für Kricket, Racket und das modernere, romantischere Croquet (wobei die Damen eine Hauptrolle spielen), für Uebungen im Werfen, Schlagen, Stoßen, Schießen, für Eiseiteln und sonstige Sports eingerichtet, und das draußen in gesunder Luft und Bewegung aufgefrischte Volk wird im Innern des Palastes stets eine reichliche Nahrung für wissenschaftliche, industrielle und ästhetische Ausbildung finden. Dazu soll auch ein Aquarium gehören, ein naturwissenschaftlicher Kultus, der zuerst in dem Zoophyten-Hause des Londoner zoologischen Gartens entstand. Durch die Schilderungen dieser an's Licht gebrachten Meereswunder von H. Beta in der „Gartenlaube“, der „Natur“ von Ule, dem „Magazin für die Literatur des Auslandes“ vor etwa zehn Jahren entwickelte sich in Deutschland ein lebhafter Sinn für den Aquariums-Kultus, welchem nach und nach in verschiedenen Städten Deutschlands, zuletzt in Hamburg unter Direktion Dr. Brehm's, verschiedene Tempel errichtet wurden. Sie alle übertreffen bereits mehr oder weniger das Zoophyten-Haus in London. Alle darin bisher gemachten Erfahrungen werden aber in dem jetzt rasch seiner Vollendung nahenden Berliner Aquarium unter Leitung Dr. Brehm's, dieses berühmtesten Kenners des individuellen Thierlebens, und des genialen Baumeisters Leers zu dem größten und umfangreichsten Naturtempel vereinigt und übertroffen werden. Dafür bürgt nicht nur der Direktor und der Baumeister, sondern auch eine kleine Armee von wissenschaftlich tüchtigen Agenten, welche sich bereits über alle Erdtheile verbreitet haben, um die seltensten Schätze von dazu besonders geeigneten Thier-Individualitäten, kriechenden, fliegenden, gepanzerten, beschuppten, bepelzten und nackten, gefärbten und gefiederten Gebilden des Meeres und der Flüsse, der Wüsten und Wälder, der Höhen und Tiefen, der verschiedensten Länder und Zonen zu sammeln und in dazu besonders konstruirten Behältern für das Berliner Aquarium zu senden, wo sie in ihren verschiedenen, der Natur möglichst treu nachgebildeten kleinen Crystallpalästen in wohlgeordneter Reihenfolge nebeneinander aller Welt bei Tages- und bei Nachtlicht deutlich sichtbar wohnen und wirthschaften und die Geheimnisse ihres Wesens offenbaren sollen.

Durch Zeichnungen und Berichte ist dieses Berliner Aquarium und dessen Direktor in London schon so berühmt geworden, daß man Anstalt macht, es im Alexandraparke noch zu übertreffen und womöglich den Dr. Brehm dafür zu gewinnen. Da derselbe nun auch, wie mir mitgetheilt ward, für noch prachtvollere Aquarien in Dresden und Petersburg Anfragen und Ein-

ladungen erhalten hat, ersehen wir wenigstens, daß der Aquarium-Kultus gegründete Hoffnung zur schönsten Blüthe und zu fruchtbaren Folgen für eine gesunde und genußreiche Volksbildung giebt.

Möge Petersburg mit gutem Meerwasser in der Nähe und dafür schon vorhandenen Kapitalien und Kapacitäten so rasch wie möglich zugreifen!

Ein Bild des englischen Erziehungswesens.*)

Die Zeit des merry old England ist nicht leichter festzustellen, als die deutsche „gute alte Zeit“. Wenn beide nicht in nebelgraue Fernen deuten, so pflegt sie Jeder in der hinter ihm liegenden eigenen Jugend zu suchen; da man aber nicht wohl mit glattem Gesicht und völlig ungebleichtem Haar sich solche Rückweisung erlauben darf, so scheint einstweilen noch die äußerste Gränze beider durch die Einführung der Eisenbahnen gesetzt zu sein. So schwer positive Merkmale mit einiger Allgemeingiltigkeit angegeben werden können: ein ganz sicheres für die gute alte Zeit, wie für das lustige alte England, ist der Mangel an Eisenbahnen. Letzteres hat den Vortheil, nicht nur Zeitbestimmung, sondern auch Ortsbestimmung sein zu können, und als solche pflegt es aus dem unruhigen Treiben der Städte hinauszuweisen auf die bescheidenen, aber behaglichen Sitze der Land-Gentry. Die letztere und ihre Sprossen sind im vorliegenden Buche die Browns, welche der deutsche Bearbeiter nicht glücklich und jedenfalls zu unbestimmt als die „höheren bürgerlichen Gesellschaftsklassen“ deutet. Der Gegensatz, in welchem sie gedacht sind, ist nämlich nicht so sehr der zu den „niederen bürgerlichen Gesellschaftsklassen“, wie der zur Nobility: „Lob fiel ihnen (den Browns im Allgemeinen) selten zu und ebenso selten Pudding, beides Dinge, die sie am besten entbehrten, wie denn auch Viele von uns besser thäten, wenn sie darauf verzichten wollten. Allerdings haben Männer, wie die Talbot, Stanley und St. Maur schon vor undenklichen Zeiten Heere angeführt und Gesetze gegeben; wenn man aber immer ganz nach Recht und Billigkeit vergleichen könnte, so würden die edlen Geschlechter, welche heute dieselben Namen tragen, sich ohne Zweifel wundern müssen, wie gering die Leistungen ihrer Vorfahren zur Förderung der Größe des Vaterlandes gewesen sind im Vergleiche mit dem, was dasselbe den Brown verdankt. Die Letzteren sind freilich bis auf unsere Tage herab selten von Dichtern besungen oder von Geschichtsschreibern genannt worden; der „sacer vates“ hat ihnen gefehlt, denn sie waren zu gewichtig, um von selbst in die Höhe zu steigen, und besaßen doch nicht genug jene Gabe, welcher so manches jetzt hochstehende Haus die Gründung seines Glücks verdankt, nämlich an sich zu ziehen, was die Zeit gerade Vortheilhaftes bringt, und das Erlangte nimmer loszulassen.“

Mit mannigfachen romantischen Zuthaten wird das Thal in Berkshire geschildert, wo in einem Dorfe Squire Brown, der Friedensrichter, hauset. „Hier sprach er Recht und übte Gnade nach seiner Art; hier erzog er Söhne und Töchter, jagte den Fuchs und murrte über die schlechten Wege und über die schlechte Zeit. Währenddem theilte seine Hausfrau in der Gemeinde Strümpfe, Hemden und Röcke aus, hatte für alle kranken Leute stets einen aufrichtenden Trunk bereit und für Jeden, der ihn haben wollte, einen guten Rath. So stand sie auch an der Spitze aller Hilfsvereine zur Beschaffung von Kohle oder von Kleidungsstücken und förderte eifrig deren Thätigkeit, zumal wenn es der Weihnachtszeit zuging, wo nach altem Brauch Banden vermummter Bursche in den Häusern herumzuziehen pflegten mit Hüten aus farbigem Papier und reichem Bänderschmuck, die dann in des Squire Küche ihren ländlichen Sang ertönen ließen vom Ritter St. Georg und seinem Kampf, und von anderen geheimnißvollen Abenteuern aus vergangener Zeit.“

Diesen Aeltern wird nun um das Jahr 1820 herum der älteste Junge geboren, Tom, der Held der Erzählung, eine typische Gestalt, wie die seiner Aeltern und fast alle im Buche, aber dennoch in individueller Lebenswahrheit meisterhaft durchgeführt. Schon bei der Jugenderziehung des Knaben wird im Gegensatz zu vornehmer Absonderung die Entwickelung des Genossenschafts-Bewußtseins hervorgehoben und zugleich das Streben nach persönlichem Selbstwerth, der sich in Muth und Vertrauen auf die eigene Kraft entwickelt und sich nicht auf Geburt, Reichthum und andere Aeußerlichkeiten stützt: „Tom und seine jüngeren Brüder, als sie heranwuchsen, spielten fortwährend mit den Dorfkindern, ohne daß der Gedanke an Gleichheit oder Ungleichheit (außer was Ringen, Rennen und Klettern betraf) ihnen in den Kopf gekommen wäre, wohin er überhaupt bloß durch ungeschickte Leute oder eitle Kammerjungfern gesetzt zu werden pflegt.“

Bis auf den Unterricht in der Dorfschule erstreckt sich aber diese Gemeinschaft nicht; Tom wird von einer Gouvernante unterrichtet, bis er in die Privatschule gebracht wird. Von dieser weiß nun der Verfasser beim besten Willen nicht viel Löbliches zu berichten, dafür desto mehr, seiner Meinung nach, von der öffentlichen Schule zu Rugby, die er demnächst bezieht. Der deutsche Bearbeiter vervollständigt die Darstellung mit dankenswerthen Aufklärungen über englische Schuleinrichtungen, wodurch manche Züge der folgenden Erzählung dem deutschen Leser überhaupt erst verständlich werden. Die Erziehung der männlichen englischen Jugend in Rugby unter Arnold, das ist das Hauptthema des Buches, und das ganze Werkchen ein den Manen des großen englischen Schul-Reformers dargebrachtes Dankopfer, wie denn auch das Original der Wittwe Arnold's pietätvoll gewidmet ist. Der Fehler, in den der Verfasser und der Uebersetzer verfallen, ist nun der, daß sie dem englischen Erziehungswesen überhaupt zu Gute schreiben, was persönliches, oppositionelles Verdienst Thomas Arnold's war. In denselben Fehler sind leitende preußische Schulmänner verfallen, wie Ludwig Giesebrecht des Näheren nachgewiesen hat in einer Abhandlung „Was aus der Fremde in unsere Schule kam“, die im ersten Heft des dritten Jahrgangs seiner, leider eingegangenen Zeitschrift „Damaris“*) steht. Leser, welchen der Tom Brown Lust macht, mit Thomas Arnold näher bekannt zu werden, finden ebendort reichliche Quellen-Nachweise. Die vorliegende, frisch und lebendig geschriebene Erzählung ist ein ehrendes Denkmal der Pietät für den Verfasser und für den gefeierten Schulmann. Will man aber ein Gesammtbild des englischen Erziehungswesens daraus gewinnen, so wird man immer daran denken müssen, daß Thomas Arnold eine Ausnahme war, sein System nicht die allgemeine Regel, und, mit Giesebrecht's Worten, „daß die ausgezeichneten pädagogischen Eigenschaften

---

*) Tom Brown's Schuljahre. Von einem alten Rugby-Jungen. Zur Darlegung des gegenwärtigen Standes der Erziehung in den oberen Classen Englands, nach dem Englischen des Th. Hughes, bearbeitet von Dr. Ernst Wagner. Gotha, Justus Perthes, 1867.

*) Stettin, 1862 Verlag von Th. von der Nahmer.

des Mannes sich doch mehr in seinen Plänen für die Reform der Schule, als überall schon in erreichten Resultaten gezeigt haben, daß auch die nachweisbaren Erfolge seiner Wirksamkeit überwiegend an seine Persönlichkeit geknüpft gewesen, und daß darum mehr als fraglich sei, ob von dem Geiste, den er in der Schule zu Rugby zur Herrschaft gebracht, noch unter seinem zweiten Nachfolger etwas zu spüren sein werde."

Brillante Schilderungen aber, wie die des Kirchweihfestes, des Cricket u. a., auf welche der Bearbeiter, seiner Tendenz nach, weniger Gewicht legt, werden auch solche Leser ansprechen, welche die Vorzüge des englischen Unterrichts vor dem deutschen überhaupt nicht anerkennen und auch die englische Erziehung nur bedingt und theilweise als der unsrigen überlegen erachten. F. H.

Baltische Provinzen.

Statistische Schlaglichter auf das nationale, kirchliche und politische Leben in Reval.*)

Es wird wohl manchem Anderen auch ebenso ergangen sein, wie dem Schreiber dieses, als ihm die „Biostatik von Reval" zuerst zu Gesicht kam. Eine Zusammenstellung von Zahlen vermuthete er, welche über die Lebensdauer, die Verhältnisse der Geburten, die Trauungen, die Todesarten und andere ähnliche Dinge bei den Revalern einen Aufschluß des Durchschnitts geben, welcher von demjenigen in anderen Gegenden und Ländern unerheblich abweiche; auch erwartete er eine Erklärung dieser Abweichungen. Außerdem werden auch wohl manche Deutsche eine Kenntnißnahme von den Verhältnissen einer vermeintlich „russischen Stadt" von sich gewiesen haben, welche für sie als solche gar kein Interesse habe. Wie Wenige wissen in Deutschland noch immer, daß Reval die nördlichste, wesentlich deutsche Stadt ist, welche deutsche Kultur und Sprache seit dem Anfange des 12. Jahrhunderts in jenen entlegenen Gegenden vertreten und bis auf den heutigen Tag in Ehren bewahrt hat? Wir wollen es hier nicht übergehen, daß die Bürger von Reval im Anfange der Neuzeit (1535) in einem damals großes Aufsehen erregenden Falle ein vorleuchtendes Beispiel der Vertretung der Menschenrechte des geknechteten Bauerstandes gaben, indem sie einen Edelmann aus der Nachbarschaft enthaupten ließen, der einen ihm gehörigen Erbbauern auf städtischem Grunde ergriffen hatte und aufknüpfen ließ. Ruhm und Ehre erwarb sich die Stadt gegen den Zaren Iwan den Schrecklichen, indem sie allein im ganzen Lande bis zur Düna hin seinen Barbaren-Horden und seinen scheußlichen Schandthaten vor ihren Mauern Halt gebot. Wir wollen es auch nicht unbeachtet lassen, daß noch heute tapferer, deutscher Mannessinn in ihrer Mitte lebt: ihr Magistrat war die erste Körperschaft der deutschen Ostsee-Provinzen, welche gegen den Gebrauch der russischen Sprache in den Verhandlungen mit ihr Protest erhob.

Nachdem wir uns so ein wenig in der Geschichte des Schauplatzes der vorliegenden statistischen Untersuchungen umgesehen haben, kehren wir zu ihnen zurück. Referent war überrascht durch die Fülle der interessanten Aufschlüsse und Ermittelungen, welche er in der „Biostatik" bei ihrer etwas eingehenden Prüfung vorfand. Die wissenschaftlichen physiologischen Erörterungen, welche mit der Statistik der Geburten Hand in Hand gehen, übergehen wir, indem wir Jeden, der sich dafür interessirt, darauf aufmerksam machen.

Die größte Bedeutung haben für uns aber die Schlaglichter, welche aus den uns gebotenen Zahlen und den beigefügten Erläuterungen auf die nationalen, kirchlichen und politischen Zustände einer der wichtigsten Städte der Ostsee-Provinzen und auf diese selbst fallen. Allerdings hat die Censur, welcher das Buch hat unterliegen müssen, uns gewiß viele und grade solche Aufschlüsse entzogen, die uns von besonderem Interesse sind. Aber schon die vielen Censurstriche, welche durch Reihen von Gedankenstrichen angedeutet sind, geben den Beweis, wie viel die Russen in ihrem Auftreten in Reval, so wie überhaupt in den Ostsee-Provinzen, zu verbergen haben. Wie schwierig die Arbeit des Censors war, erhellt auch daraus, daß das Werk, welches doch nur 84 Quartseiten enthält, beinahe zwei Jahre bei ihm gelegen hat. Mögen die Russen sagen, was sie wollen, mag auch die russische Regierung in ihren amtlichen Organen ihre Gerechtigkeit, ihr Wohlwollen gegen die deutschen Ostsee-Provinzen anpreisen, so viel sie Lust hat — wir werden den Thaten mehr Glauben schenken, als den Worten. So lange ein wissenschaftliches Werk von dem ruhigen, besonnenen Charakter, wie das vorliegende, nicht ohne Censur-Verstümmelungen das Tageslicht erblicken darf, geben wir auf das Wohlwollen und die Rechtsachtung der Regierung nicht einen Pfifferling. In der That ist auch da nichts mehr zu verheimlichen; wir wissen und sehen es diesseits des Niemens schon längst ganz klar, daß, seitdem Nikolaus I. mit eiserner Hand das Zepter führte, in den Ostsee-Provinzen ebenso wie in Polen unablässig und mit unerbittlicher Folgerichtigkeit russificirt wird.

Trotz aller Censurstriche, giebt uns diese Biostatik von Reval doch auch neue unumstößliche Beweise dafür an die Hand.

Von den drei Hauptmitteln, deren sich die Regierung, von der moskowitischen Partei vorwärts getrieben, dazu bedient, Verkümmerung und Einschränkung der eigenthümlichen Institutionen, gewaltsame Einführung der russischen Sprache und Proselytenmacherei für die griechisch-russische Kirche, werden uns hier Beweisstücke für das erste fast gar nicht, für das zweite nur untergeordnete, z. B. wenn in die Kirchenbücher der Katholiken anstatt der sonst in der ganzen Welt dafür üblichen lateinischen die russische Sprache eingeführt wird, im weitesten Umfang aber für das dritte geliefert. Schon die Menge der griechisch-russischen Kirchen in einer mittelgroßen und protestantischen Stadt (30,000 Ew.) giebt für die Thätigkeit in der Proselytenmacherei einen Fingerzeig. Es giebt ihrer nicht weniger als sechs in Reval, unter denen sich die frühere Schloßkirche, welche als Kathedrale bezeichnet wird, befindet; sie war vor der Russen-Zeit protestantisch. Ebenso muß sich Reval einen Ueberfluß an Popen gefallen lassen. Für die gleiche Anzahl von Gemeinde-Mitgliedern ist da ein lutherischer Geistlicher angestellt, wo drei griechisch-russische vorhanden sind.

Ein sehr erhebliches Mittel zur Gewinnung orthodoxer Glaubensgenossen ist das Gesetz, freilich kein verfassungsmäßig in den Ostsee-Provinzen giltiges, sondern nur ein russisches, aber thatsächlich doch angewandtes, das Gesetz, daß Kinder aus Ehen, von denen nur Ein Theil der griechisch-orthodoxen Kirche angehört, auch orthodox werden müssen. Es ist selbstverständlich,

*) Biostatik der Stadt Reval und ihres Landkirchensprengels für die Jahre 1834—1862, von Ernst Kluge. Erste Abtheilung. Statistik der Geborenen und Getrauten. Reval, 1867. Verlag von Franz Kluge.

was Herr Kluge noch ausdrücklich bemerkt, daß der Verlust, den die anderen Kirchen und mit ihnen die Nationalitäten erleiden, von Geschlecht zu Geschlecht in steigendem Verhältniß wächst.

„Nur so erklärt sich die Ausbreitung dieses ursprünglich in den Ostsee-Provinzen fremden Elements." Nationalität und Kirche ist in den Ostsee-Provinzen bekanntlich insofern gleichzustellen, als mit unerheblichen Ausnahmen dort die Deutschen, Ehsten, Letten und Schweden lutherisch, die Polen katholisch und die Russen griechisch-orthodox sind. Daß man durch das Gesetz der gemischten Ehen nicht bloß Ehsten und Letten, sondern auch Deutsche aus den höheren Ständen für die russische Kirche preßt, das beweist hinreichend der Fall mit dem Gutsbesitzer von Bock, welcher, mit einer Russin verheiratet, seine Kinder lutherisch erziehen läßt und deswegen gerichtlich verfolgt wird.

Aus dem Kapitel 7, welches die Uebertritte zur griechisch-russischen Kirche behandelt und zu einem Anhange der Schrift gehört, können wir uns nicht versagen, der Wichtigkeit des Gegenstandes wegen, einen Auszug mitzutheilen.

„Zur Zeit der schwedischen Herrschaft in Liv- und Ehstland und der Herzoge in Kurland war in den Ostsee-Provinzen die evangelisch-lutherische Kirche, zu welcher mit nicht nennenswerthen Ausnahmen alle ihre Bewohner gehörten, die herrschende, ohne je die Rechte Anderer zu kränken. Bei dem Uebergang der baltischen Lande in das russische Staatsgebiet, sicherten ihnen die Kapitulationen und deren Konfirmationen vor Allem Gewissens- und Glaubensfreiheit im ausgedehntesten Umfange zu, und der Punkt 10 des Nystädter Friedens, vom 30. August 1721, gestattet der griechisch-russischen Konfession, ohne Beeinträchtigung der lutherischen, freie Ausübung. Ueber hundert Jahre nahmen dann beide Kirchen eine vollkommen paritätische Stellung neben einander ein, bis stufenweise die russischen Gesetze in Glaubensachen zur Anwendung gelangten und, ohne daß je eine Festsetzung der Landes-Privilegien in Religions-Angelegenheiten aufgehoben worden wäre, eine Reihe seit 1832 nur für Rußland erlassener Verordnungen in den Ostsee-Provinzen faktisch Eingang fand, welche die Ausübung der staats- und völkerrechtlich begründeten Rechte der lutherischen Kirche hindern."

„In aller Kürze mögen die wichtigsten derselben folgen: Wer im griechisch-russischen Glauben oder zu ihm übergetreten ist, darf nie zurücktreten oder einen anderen, wenn auch christlichen, annehmen. Dem Uebertreter dieses Gesetzes reden zunächst seine Pfarr-Geistlichen eindringlich zu, die, bei Erfolglosigkeit über den Fall, an die Civil-Behörde berichten. Diese leitet dann eine Untersuchung ein, während der Abtrünnige, von Haus und Familie getrennt, weder auf seinen Besitzungen wohnen, noch von einem rechtgläubigen Diener begleitet sein darf, und sendet ihn der Eparchial-Obrigkeit zur Ermahnung und Belehrung. Bleibt er standhaft bei seiner Ueberzeugung, so lautet das Urtheil auf Strafe nach den Kirchenregeln, und er wird auf so lange in's Kloster eingesperrt, bis er reumüthig in den Schoß der griechisch-russischen Kirche zurückkehrt. Unterdeß werden seine minderjährigen Kinder auf Veranstaltung des Ministeriums des Innern einer verwandten orthodoxen Familie oder, beim Fehlen einer solchen, einem orthodoxen Vormund zur Erziehung übergeben und seine Landgüter unter Curatel gestellt. — Niemand darf ein Glied der griechisch-russischen zu einer anderen Konfession, oder seine rechtgläubige Frau und die mit ihr gezeugten Kinder zur Annahme der seinigen verführen, sondern hat sie vielmehr durch die gesetzlich ihm zustehenden Befugnisse daran zu hindern, wenn sie von ihrem Glaubensbekenntnisse abzufallen beabsichtigen. Aeltern, welche nach dem Gesetze verpflichtet sind, ihre Kinder griechisch-russisch taufen und erziehen zu lassen, und es nicht thun, werden letztere abgenommen und orthodoxen Vormündern zur Erziehung übergeben. Es ist verboten, Jemand, der zur griechisch-russischen Kirche überzutreten wünscht, ein Hinderniß in den Weg zu legen. — Kein Geistlicher einer anderen Konfession darf Anhänger der rechtgläubigen in seine Kirche aufnehmen, durch Abfassung und Verbreitung von Predigten und Schriften ihrem Glauben abwendig zu machen suchen, weder wissentlich noch ohne sein Vorwissen zur Beichte, Abendmahl oder anderen kirchlichen Handlungen zulassen, ihre Kinder taufen oder den Minderjährigen unter ihnen den Katechismus lehren. Sakramente soll er nur solchen unbekannten Personen reichen, die ihm einen Revers darüber ausgestellt, daß sie nicht zur griechisch-russischen Kirche gehören; Trauungen zwischen recht- und andersgläubigen erst vornehmen, nachdem er eine förmliche Bescheinigung vom griechisch-russischen Priester erhalten, daß nach den Vorschriften seiner Konfession keine Hindernisse im Wege stehen; auch darf er keine aus einer derartigen Mischehe gebornen Kinder taufen. Die Konsistorien und geistlichen Chefs haben alle Versuche der ihnen untergebenen Personen, geistlichen und weltlichen Standes, Orthodoxe zum Uebertritte zu bewegen, zu verhüten."

„Aus jeder dieser Verordnungen spricht es deutlich: die rechtgläubige griechisch-russische Kirche ist die herrschende, die übrigen christlichen Kirchen werden unter vielen Beschränkungen geduldet.

„Im Gegensatz zur — —*) Stellung haben die für diese geltenden Festsetzungen einen *prohibitiv-konservativen* Charakter" u. s. w. Auch Angehörige anderer, nicht orthodoxer Bekenntnisse, dürfen nicht zur lutherischen Kirche bekehrt werden bis auf die Juden, deren Uebertritt aber auch von der Einwilligung des Ministers des Innern abhängt. Es erklärt sich, daß von dieser Erlaubniß nur höchst selten Gebrauch gemacht wird im Vergleich zu der auffallenden Menge von Uebertritten, welche vom Judenthum zur russischen Kirche vorkommen. Wir sprechen davon noch weiter.

„Von allen hier angeführten Gesetzen hat noch nie ein Dispens stattgefunden. Wer gegen sie verstößt, verfällt schweren Kriminalstrafen. Sie zerfallen in zwei Gruppen. Für Personen geistlichen Standes bestehen sie je nach Umständen in der Entziehung einiger besonderen Rechte, gefänglicher Einziehung von drei Tagen bis zwei Jahren, sechs Monaten bis zwei Jahren Zuchthaus, oder bis sechs Jahren Festungshaft, Entziehung aller besonderen Standesrechte und lebenslänglicher Verschickung nach Tobolsk oder Tomsk (ohne oder mit Einsperrung in's Zuchthaus auf ein bis zwei Jahre, bei nicht von der Leibesstrafe Befreiten verbunden mit 50—70 Ruthenhieben.) Geistliche kommen gelinder davon."

Es folgt hier eine Tabelle der in den 29 Jahren von 1834 bis 1862 in Reval zur griechisch-russischen Kirche Uebergetretenen, es sind 639, darunter 314 Juden, und zwar in dem einen Jahre 1844 deren 110. „Von den Uebergetretenen waren 2,01 Prozent Deutsche, 39,28 Ehsten, 1,10 Polen, 6,41 russische Glaubensverwandte, 49,45 Juden, 1,72 Tataren. Fast die Hälfte Juden! die sich nicht einmal in Ehstland aufhalten dürfen. Und doch hat die Sache ihre Richtigkeit. Es sind fast lauter jüdische

*) Censurstriche; wahrscheinlich fehlt hier das Wort „gedrückten"

„Kantonisten", die meist aus Kurland und Littauen nach Reval in die Kantonisten-Schule gebracht und der griechisch-russischen Kirche einverleibt wurden." Wir haben hier die Erklärung einzufügen, welche uns Herr Kluge darüber giebt, was man in Rußland unter „Kantonisten" versteht. „Sie sind die Söhne der niederen Militärs, die früher verpflichtet waren, ebenfalls als Militärs dem Staate zu dienen, bis man im Anfang der Regierung des jetzigen Kaisers einsah, daß der Staat bei vielen Kosten für ihren Unterhalt und der unter ihnen herrschenden großen Sterblichkeit aus diesen meist kränklichen und schwächlichen Leuten später keinen Nutzen zog, die Kantonisten-Bataillone aufhob und den Söhnen von Militärs dieselbe Stellung gab, wie der Civil-Bevölkerung." „Gewöhnlich im 7., spätestens aber im 14. Jahre erfolgte der Eintritt in das Kantonisten-Bataillon. Zuweilen entließ man sie 17, in der Regel 20 Jahre alt, und vom letzteren Jahre an wurde erst ihr Dienst gerechnet." Diese Knaben und Kinder waren also der Hauptgegenstand des Bekehrungseifers der Popen. Allerdings ein ergiebiges und leicht zu bestellendes Feld! Ein anderes, auch nicht schwieriges boten die erwachsenen Soldaten und ihre Weiber. Von den sämmtlichen Bekehrten gehörten 22,07 pCt. den Civilisten, 77,93 den Militärs an. „In dem Umstande, daß in einer Stadt, in welcher nach Abzug aller Russen die Civilpersonen über drei Viertel, die Militärpersonen kein Viertel der Bevölkerung betrugen, die Umtaufungen hingegen im umgekehrten Verhältniß zu einander stehen, liegt auch schon die Erklärung. — — — —" (Censur.) Daß Heiratslustige, welchen bei einer Scheidung durch Erkenntniß die Eingehung einer Ehe verwehrt ist, und Unsittliche, welche vom Abendmahl u. dergl. ausgeschlossen worden, von den Popen mit offenen Armen aufgenommen werden und von den Verboten in der orthodoxen Kirche Erlösung finden, kann man sich an den Fingern berechnen. Solche Quellen haben die Uebertritte in Reval. Und diese Stadt liefert solche in ganz Ehstland fast ausschließlich; wenigstens „erlangten die Umtaufungen unter der Landbevölkerung gar keine Verbreitung".

„Deutlicher als alle bisherigen Betrachtungen beweist das Alter der Uebergetretenen das Gekünstelte bei den Einverleibungen in die griechisch-russische Kirche. Nur bei 66,21 pCt. sämmtlicher Fälle fand sich der Vorschrift gemäß die Angabe des Geburtsjahres und Datums oder ganz allgemein das Alter in Jahren; bei den übrigen fehlte es. — — (Censurstriche). Rechnet man das Alter der eigentlichen Kinder bis zum Ende des 9. und der Unmündigen bis zum Ablauf des 19. Jahres, und läßt mit dem 70. Jahre eine merkliche Abnahme der geistigen Thätigkeiten beginnen, so ergiebt die 31. Tabelle, daß 81,96 pCt. aller Umgetauften, deren Alter verzeichnet ist, diesen kombinirten Altersklassen angehören. — — — —" Die übrigen, deren Alter nicht angegeben ist, werden unzweifelhaft noch unmündiger gewesen sein. Das Ergebniß dieser Betrachtung lautet: „Von den Umgetauften, deren Alter bekannt ist, waren unter 5,54 nur 1 im Stande, die Bedeutung eines Religionswechsels zu begreifen, während 4,54 derselben dem Willen anderer Personen als Werkzeuge dienten."

Weiterhin faßt Herr Kluge den Totaleindruck seiner Untersuchungen über Religion, Nationalität, Alter und Lebensberuf der Uebergetretenen, welche wir überall in das Einzelne hier nicht verfolgen können, in den Satz zusammen: „Es kann von allen (Uebergetretenen) höchstens ein verschwindend kleiner Theil aus Ueberzeugung in die griechisch-russische Kirche einverleibt worden sein." Die übrigen oder vielmehr alle waren also Opfer der Gewalt, der List und der Bestechung der russischen Proselytenmacher; sie sanken alle dadurch von einer bedeutend höhern Kulturstufe auf eine halbheidnische und halbbarbarische herab. Wir aber fragen, ob durch eine solche „Einheit" im Reiche dem Wohle desselben gedient ist und ob das Achtung vor den Verträgen — nein — ob das Achtung vor den Menschenrechten ist?

Edwart Kattner.

Belgien.

Die heutige belgische Malerschule.*)

Es giebt kein Land, sagt Ludwig Pfau in seinen trefflichen Berichten an die „Augsb. Allg. Zeitung" über die Kunst auf der Pariser Welt-Ausstellung, welches im Verhältniß zu seiner Ausdehnung und der Zahl seiner Bewohner so viel Künstler und Akademieen besitzt, und wo folglich die Kunst einen so hohen Rang einnimmt, als Belgien. In andern Ländern giebt es nur einige Städte, welche ein gewisses künstlerisches Privilegium haben; in Belgien hat sich die Kunst über das ganze Land verbreitet. Die kleinste Stadt hat ihre Akademie, in welcher mindestens die zu Vorstudien nothwendigen Elemente gelehrt werden; die großen Städte hingegen sind mit Instituten ausgestattet, welche Künstler von Ruf an der Spitze haben, und neben der Akademie von Brüssel und Antwerpen besitzt Belgien noch ein Dutzend Kunstschulen. Durch diese Ausdehnung ist die Malerei gewissermaßen zur Industrie geworden, und bilden die Gemälde einen wichtigen Handels-Artikel.

Diese Verbreitung der Kunst in Belgien hat eine politische Ursache. Nach der Revolution von 1830 wollte Belgien seine Existenz sichern. Seine Industrie ist gewiß eine der blühendsten in Europa, und die Bedeutung seiner liberalen Constitution geht bei Weitem über sein Gebiet hinaus. Dies war indeß nicht genügend, da dergleichen Vorzüge auch in andern Ländern mehr oder weniger zu finden waren, und es mußte eine Spezialität ausfindig gemacht werden. Belgien strebte danach, sein politisches Glück durch irgend eine höhere Befähigung zu verdienen, welche seiner Nationalität eine bestimmte Physiognomie geben könne. Mit seinem deutschen Instinct, welcher ihm trotz der französischen Hülle inne wohnt, fühlte es, daß ihm nur ein Sieg auf dem Felde des Geistes eine wirkliche Macht erringen könne, und daß ein Volk, welches sich keine geistige Mission zur Aufgabe stelle, keine moralischen Gränzen habe und ihm dadurch die feste Basis für die politischen verloren gehe. Man bemächtigte sich also dieses Talentes zur Malerei, welches der vlamischen Nation eigenthümlich ist, und entwickelte dasselbe mit ganz politischem Eifer. Regierung und Volk, Kommune und Bürger reichten sich die Hand zu der schönsten Verschwörung, welche man jemals gesehen hatte, und die Malerei wurde gewissermaßen der Apostel der Nationalität.

Die niederländische Malerei ist vollendet in der Technik, und mehr als Ein Zögling der Akademie von Antwerpen malt mit einer Sicherheit und Geschicklichkeit, welche man vergeblich in Deutschland und auch bei einem großen Theil der französi-

*) Nach dem Journal des Débats, bei Gelegenheit seiner Besprechung der „Salons" des Auslandes auf der Pariser Welt-Ausstellung.

schen Künstler suchen würde. Allein es ist bald zu bemerken, daß dieses schöne Ansehen auf sehr leichte Art erlangt worden ist, daß angelernte Geschicklichkeit den Pinsel mehr führt, als persönliches Gefühl. Die Süjets der niederländischen Malerei wurden, wie die Farben und die Ausführung zur Tradition, ewig, und immer waren es Raucher, Spieler und Trinker, nirgends fand man einen Gedanken oder ein Gefühl. Dies hat sich zwar in der letzten Zeit verbessert, aber nicht selten fesselt dennoch ein französisches, sogar nur halbgelungenes Bild mehr durch seine Originalität, als diese zierlichen niederländischen Malereien, trotzdem dieselben das Ansehen eines vollendeten Kunstwerkes haben. Hier spricht die Schule und dort die Individualität.

Die belgische Schule ist indessen nicht auf einmal zu dieser Halb-Originalität gekommen, von der wir in den Sälen des Marsfeldes so viel Beweise fanden. David hatte während seiner Verbannung nach Brüssel dort eine Schule gegründet, welche die klassische Tradition des Kaiserreiches einführte. Wappers pflanzte zuerst das Banner der Opposition auf, nicht, indem er die akademischen Ideen gänzlich beseitigte, sondern indem er in seine Compositionen ein bestimmtes Element von Leben und Wirklichkeit brachte. Sein bedeutendes Werk: „Die Belagerung von Leyden" und seine Episode aus der Revolution von 1830 erregten sehr großes Aufsehen. Sie sind indeß nur ein Compromiß zwischen dem modernen Gefühl und der Manier der niederländischen Renaissance-Maler, insbesondere von Rubens und van Dyck. Sie haben ein kräftiges und glänzendes Colorit, aber sind in der Composition, welche sich, trotz ihrem Umfang, der Genremalerei nähert, fehlerhaft. De Keyser, de Biefve gingen mit weniger Erfolg einen ziemlich ähnlichen Weg. Gallait, welchen wir besser als irgend einen andern belgischen Künstler dieser ersten Epoche kennen, machte mit wirklichem Erfolge einen Versuch, welcher beinahe dem Delaroche's gleich kam. Seine „Abdankung Karls V." ist ein Werk von großem Verdienst; die Composition ist gut und die Farben sind kräftig, fein und sehr gesättigt. Aber dieser Eklekticismus, bei welchem der Künstler auf eine merkwürdige Weise die den Niederländern, Spaniern und Italiänern entliehenen Elemente vermischt hatte, fand noch keinen Boden in Belgien, denn der geschickte Schüler Gallait's, Cermak, kann nicht allein eine Schule heißen. Ein anderer in Belgien sehr berühmter Künstler: Wiertz, versuchte die Stylmalerei wieder aufzuerwecken. Seine Empörung der Hölle und sein Triumph Christi sind kolossale Bilder, bei welchen es den edelsten Absichten nicht gelingt, die Fehler des Systemes zu verbergen. Endlich, nach einigen zwanzig Jahren, hat sich die belgische in zwei streng geschiedene Richtungen getheilt; die eine, ein Ableger der niederländischen und deutschen Kunst des 15. Jahrhunderts, durch einen der bedeutendsten Maler unserer Zeit: Leys, repräsentirt, die andere, ein Ableger der holländischen Kunst des 17. Jahrhunderts, von Malern, welche beinahe Pariser sind, nach Paris übertragen.

Zunächst machen die Werke von Leys den Effect von zierlichen Pastellbildern in der Art von Lucas Cranach, denen man aber das Studium der van Eyck, Holbein, Albrecht Dürer und der Glas-Maler jener Zeit anmerkt. Zum Glück für ihn und uns ist der belgische Künstler unter seiner gothischen Umhüllung sehr modern, und dieses alterthümliche Ansehen, welches er seinen Gemälden giebt, ist sein geringstes Verdienst. In meinen Augen — ich will es lieber gleich vom Herzen heruntersprechen — ist dieses Verdienst sogar ein Fehler. Dieses Ansehen von alter Malerei konnte, indem es die Aufmerksamkeit der Menge auf sich zog, zum Ruhme des Künstlers dienen; was mich betrifft, gestehe ich, daß mir diese Geziertheit mißfällt und kindisch erscheint. Sie schmälert nicht geradezu das seltene Verdienst des Künstlers, aber sie erhöht es auch sicherlich nicht. Ich muß mir Mühe geben, unter dieser Maske, inmitten dieser willkürlichen Fehler, die Eigenschaften des vortrefflichen Malers herauszufinden. Leys ist ein gewissenhafter erfahrener Zeichner; ich glaube nicht an seine Plumpheit. Ist es denn nöthig, um eine Scene aus dem 16. Jahrhundert darzustellen, zu malen, wie die Künstler jener Zeit? Ist es in unserer Zeit erlaubt, zu thun, als ob man die Luft-Perspective nicht kenne und sich darauf zu beschränken, die im Hintergrunde stehenden Personen zu verkleinern, ohne die Intensität des Tones gleichmäßig zu vermindern? Kann man sich nicht der modernen Sprache bedienen, um einen Gegenstand aus alter Zeit zu beschreiben? Was diesen Punkt anbetrifft, so hat Meissonnier, der Franzose, viel mehr das Richtige getroffen. Auch er führt uns wunderbare Art Süjets aus der Vergangenheit vor. Man nehme z. B. zwei seiner kleinen, am Marsfelde ausgestellten Bilder — zwei Meisterwerke — die Lectüre bei Diderot und das Anhalten von Reitern vor der Thür eines Wirthshauses. Physiognomieen, Costüme und Staffage sind von der vollkommensten Genauigkeit. Meissonnier malt wie Jedermann, ohne die Hülfsmittel zu vernachlässigen, welche ihm die Kunst der heutigen Zeit bietet. Nachdem ich diese Randbemerkungen gemacht habe, fühle ich mich weit freier, den großen Künstler nach Belieben zu bewundern. Niemandem ist es besser als Leys gelungen, sich so ganz in ein Zeitalter hineinzuversetzen, ihm sein innerstes Leben abzulauschen und es in seinen allgemeinen Charakteren und Hauptzügen so treu wiederzugeben. Er hat in diesen alten Städten Flanderns und Deutschlands gelebt; er war der Tischgenosse und Freund all jener Menschen, welche wir nur aus Büchern kennen; er hat in Cranach's Atelier gemalt, er hat mit Luther diskutirt und manchen Schoppen mit ihm geleert; er hat oft mit jener anmuthigen Catharina Bora, der Frau des Reformators, geplaudert, während sie im Dämmerlicht strickend am kleinen Fenster saß. Leys hat sich gerade die Süjets zu Nutze gemacht, welche seinem Talente vollkommen entsprachen. Seine Richtung ist eine ganz deutsche. Spricht man mit ihm von Schönheit, so versteht er Ausdruck und Gefühl darunter. Seine Bilder sind nicht immer gut entworfen; der Gesichtsausdruck seiner Gestalten entspricht nicht dem griechischen oder italiänischen Ideal; seiner Handlung mangelt es an Lebhaftigkeit, aber man sehe diese Köpfe! Welche Individualität, welcher Charakter! Wie fühlt man den moralischen Kern unter diesen ausdrucksvollen und sprechenden Hüllen! Welche Concentration von Leben, welche Gemüthlichkeit und welche Wahrheit des Ausdrucks! In dieser Hinsicht steht Niemand über Leys, und ich glaube sogar, daß ihm Niemand nur gleich kommt.

Es sind hier zunächst zwei bedeutende Bilder, welche als Fresken im großen Rathhaus-Saal zu Antwerpen wiederholt worden sind: „Der Bürgermeister van Ursel, welcher die Bürgerwehr beredet, die Stadt zu vertheidigen" und „Karl V. im funfzehnten Jahre dem Bürgermeister und den Schöffen von Antwerpen den Eid leistend". Die Handlung des ersten dieser Werke begiebt sich in den Straßen der Stadt; der Bürgermeister in seiner schwarzen, mit Pelz verbrämten Amtstracht, spricht erhobenen Armes zu den Leuten in Waffen, welche alle, wie auf eine Bewegung, ihre Schwerter senken. Das patriotische Gefühl leuchtet aus all diesen entschlossenen und bürgerlichen Physiogno-

mieen. Die Farben sind lebhaft, kräftig und so zu sagen streng, wie das Süjet selbst. Ich glaube nicht, daß sich Leys in irgend einem andern Bilde zu solcher Höhe emporgeschwungen hat, und ich ziehe dieses Gemälde dem Karl V. vor, bei welchem mir die Höhe, in welcher es angelegt ist, nicht glücklich scheint. Und doch, welch schöne Gesichter! Zum Beispiel das des Bürgermeisters, welcher dem jungen Prinzen die Eidesformel vorliest, und das jener links stehenden Frau in ihrer reichen niederländischen Tracht. In „der Einsetzung des goldenen Vließes", dessen Anordnung mir nicht fehlerlos zu sein scheint, wird man die schöne Priester-Gruppe an der linken Seite bemerken. Die Veröffentlichung der Edicte Karls V. auf den Straßen von Antwerpen, welche die Inquisition in den Niederlanden einführen, ist meiner Ansicht nach das schwächste jener vier großen Gemälde. Ich habe eben jene schrecklichen Edikte durchgelesen und finde, daß die mit dem Feuertode oder Lebendigbegraben bedrohten Bürger recht gemüthlich aussehen.

Obgleich sich diese Gemälde durch die Natur ihrer Süjets, durch die Anzahl der Personen, durch die, den Costümen, den Waffen, der Lokalfärbung und den Nebendingen aller Art gegebene Bedeutung, der Genremalerei nähern, so gehören sie dennoch der großen Kunst zu, durch die Großartigkeit ihrer Composition und Ausführung. Ich hätte davon in erster Linie reden sollen; sie machen den eigentlichen Ruf des Künstlers aus. Jedoch gestehe ich, daß ich für meine Person den bescheideneren Werken von Leys den Vorzug gebe, z. B. der Häuslichkeit Luthers, oder Luther bei seinem Freunde Cranach, oder dem heimlichen Concil zur Zeit der Reformation. Auf dem ersten dieser Bilder sieht man Luther vor seinem Schreibtisch sitzen, den Körper durch das hohe Pult halb verborgen; er diskutirt über einen Glaubenssatz mit vier oder fünf Doctoren. Eine der Figuren schreibt auf dem Knie am andern Ende des Saales. Katharina sitzt am Fenster, ihren Strumpf strickend, demüthig die weisen Reden in sich aufnehmend; hier ist sie reizend, aber in „Luther bei Cranach" ist sie es vielleicht noch mehr. Dort sitzt der Reformator dem Maler, welcher sein Portrait mit Kohle zeichnet. Die junge Frau steht an einem Stuhle, auf dessen Lehnen sie sich mit beiden Händen stützt und betrachtet das Bildniß über dem Kopfe des Malers. Stellung und Ausdruck sind entzückend, die Farben sind vortrefflich, harmonisch und lebhaft. In dem „heimlichen Concil" fällt das Gesicht des Docirenden auf, welcher eine Entgegnung beantwortet, indem er mit dem Finger auf eine Stelle in der Bibel deutet; auch ist die Figur, welche mit gekreuzten Beinen und gefalteten Händen dasteht, bemerkenswerth; es sind dies zwei wundervolle Gestalten. Im Allgemeinen excellirt Leys in der Episode. Er hat im höchsten Grade Gefühl für das Trauliche des häuslichen Lebens, und diese Vorliebe für die Details paßt hierfür besser als zu den geschichtlichen Süjets.

Nur Leys stellt in den belgischen Sälen Scenen aus der deutschen Geschichte dar; sein Schüler Lies hat nichts geschickt und Alma Tadema hat in der holländischen Section ausgestellt. Zwei bedeutende Maler, Willems und Stevens, haben mit großem Erfolge die rein niederländische Tradition wieder aufgenommen, wie sie von Terburg und Metzu überkommen ist, mit Abänderungen unter dem Einfluß französischer Ideen, und die zahlreichen Bilder, welche fast einen ganzen Saal der belgischen Ausstellung einnehmen, können ein vollständiges Zeugniß ihres Talentes ablegen. Sie haben sich mit einander verbunden, Scenen aus dem weltlichen Leben darzustellen. Willems entnimmt seine Süjets gewöhnlich dem 17. Jahrhundert, Stevens der Jetztzeit. Willems erregt viel Aufmerksamkeit durch die Mannigfaltigkeit seiner interessanten Motive, Stevens fesselt die Maler durch die seltene Art seiner Ausführung. Ich möchte gern von all diesen reizenden Werken sprechen, allein ich muß mich beschränken. Unter denen von Willems hebe ich vor Allen den „Besuch bei einer Wöchnerin" hervor; es ist dies wohl sein bestes Bild. Willems besitzt in hohem Grade diese köstliche Abrundung, diese Zartheit des Pinsels, diese harmonische Farben-Zusammenstellung, welche an die kleineren niederländischen Meister erinnert. Seine Ausführung ist sehr elegant und er behandelt alle Nebendinge, besonders die Stoffe, mit einer seltenen Vollendung. Diese Eigenschaften lassen ihn in der Genremalerei obenan stehen, während sie nur den zweiten Rang einnehmen, sobald es sich um die Stylmalerei handelt. Während sich die Bilder von Willems durch das Interessante ihrer Süjets und durch die harmonische, elegante, aber etwas weichliche Ausführung empfehlen, bezeichnen die von Alfred Stevens denselben als einen Koloristen von ausgezeichnetem Verdienst und meisterhafter Ausführung. Gleichviel ob er Frauen aus der wirklichen oder fingirten Welt darstellt, stets läßt er die Fülle und Feinheit seines Pinsels vorherrschen. Niemand versteht es besser, den Faltenwurf des Atlas, den Reflex des Sammets, den gelblichen Ton der Spitzen und die modernen Putz-Gegenstände zu malen, als Stevens. Er führt den Pinsel mit einer Kühnheit, welche Willems nie wagen würde; dabei entwickelt er eine Zartheit, wie z. B. in den Lichtstellen halber Beleuchtung, welche an das Feinste und Reizendste von Terburg erinnert.

Frankreich.

Schmarotzerpflanzen. — Licht, Pflanzen und Kohlensäure.

Wir berichteten jüngst (Nr. 46) über die Untersuchung mikroskopischer Pflänzchen durch Lemaire. Es betraf jene Untersuchung solche kleine Organismen, welche durch Eindringen in das Innere höher organisirter Wesen auf diese einen bedenklichen Einfluß ausüben mochten. Heut haben wir die Entdeckung eines anderen Forschers zu verzeichnen, die sich zwar auf demselben Gebiete bewegt, aber doch nicht gar so gefährliche Individuen betrifft, nämlich die Entdeckung zweier neuer Schmarotzer-Pilze der Gattung Aspargillus durch Wreden.*)

In den Jahren 1864 bis 1867 hatte Wreden Gelegenheit, die Entwickelung zweier neuer Pilzformen auf dem Trommelfell von zehn Personen zu beobachten; darunter bei vieren in beiden Ohren. Da er die Entwickelung dieser Parasiten von ihrem Erscheinen bis zu ihrem völligen Verschwinden studirt hat, glaubt er sich zu dem Urtheil berechtigt, daß diese Schmarotzer völlig unabhängig von jeder anderen Krankheit bestehen, und daß sie eine eigenthümliche Krankheit des Gehörorganes bedingen, die sich durch Schmerzen und mäßige Functionsstörungen äußert.

Die beiden Pilze gehören nach des Autors Ansicht zur Gattung Aspargillus; „nicht nur das Mikroskop, sagt er, sondern schon das bloße Auge läßt die Existenz eines kleinen Häutchens auf dem Trommelfell erkennen und auch schon unterscheiden, welcher der beiden Pilzarten der Schmarotzer angehört."

*) Recherches sur deux nouvelles espèces de végétaux parasites de l'homme par M. Wreden. Paris, 1867.

Um die beste Methode zur Vernichtung dieser Schmarotzer kennen zu lernen, hat Wreden mit verschiedenen Stoffen experimentirt, deren kurze Mittheilung hier von Interesse ist, weil die Frage von der Vernichtung mikroskopischer Pilze mit der Frage der Desinfection innig zusammenhängt. Als die besten Mittel erwiesen sich unterchlorigsaurer Kalk und arsensaures Kali: schon sehr dünne Lösungen derselben zerstörten die Aspargillus-Zellen rasch und vollständig. Dann folgt das Tannin. Sublimat und Höllenstein greifen nur in sehr conzentrirter Lösung den Aspargillus an, so daß sie am Lebenden zu dem Zweck nicht angewendet werden können. Lösungen von schwefelsaurem Eisen, Kupfer und Blei haben auf den Schmarotzer keinen Einfluß; ebensowenig Jod-Tinktur. Der Alkohol, der als das beste Mittel gegen Parasiten empfohlen worden, wirkt nicht sicher.

Wreden fügt seinen Untersuchungen eine Notiz bei über die Bedeutung des Mauer-Schimmels, der sich bekanntlich in feuchten Wohnungen besonders häufig findet. „In einem Fall, sagt er, war ich erstaunt über die unglaubliche Hartnäckigkeit, mit welcher der Aspargillus der Anwendung der stärksten Gegenmittel widerstand. Da ich mir diese Thatsache nur durch die Annahme einer beständig einwirkenden Infection erklären konnte, begab ich mich in das Wohnhaus der Kranken. Ich fand drei Säle, in denen 34 alte Frauen Tag und Nacht zubrachten und deren Wände und Decken weiß gekalkt waren, mit einer grünlichen Schimmelschicht bedeckt (Penicillium glaucum), während alle Mauern, die mit einem Oel-Anstrich versehen waren, einen weißlichen Schimmel zeigten, der an einzelnen Stellen von schwärzlichen Schimmel-Zügen unterbrochen war: es war dies dieselbe Aspargillus-Art, welche sich am Ohr unserer Kranken vorgefunden."

„Es ist bemerkenswerth, daß das Penicillium, welches für sein Gedeihen einen feuchten Boden verlangt, sich nur auf gekalkten Wänden und Decken vorfand, während der Aspargillus die geölten Mauern bedeckte, welche wegen ihres Oel-Anstrichs der Feuchtigkeit nicht zugänglich gewesen. Eine tüchtige Abwaschung der Wände und Decken mit einer Chlorkalk-Lösung und eine Verbesserung der Ventilation erhöhte das Wohlbefinden aller Einsassen und schaffte auch der geplagten Ohrkranken dauernde Heilung."

* * *

Wir berichteten im vorigen Jahre in einem längeren Aufsatz über die in Frankreich gemachten exacten Versuche, den Einfluß der Pflanzen auf die Zersetzung der in der Atmosphäre enthaltenen Kohlensäure festzustellen. Wir führten eine Reihe von Thatsachen an, die alle genau feststellten, daß namentlich die grünen Pflanzentheile (besonders die Blätter), sobald sie den direkten Sonnenstrahlen ausgesetzt wurden, die Kohlensäure zersetzten, den Kohlenstoff absorbirten und der Luft den Sauerstoff wiedergaben, und daß umgekehrt im Dunklen der Sauerstoff der Luft absorbirt wurde und an seiner Stelle Kohlensäure von den Blättern ausgehaucht wurde.

Cailletet*) hat festzustellen versucht, in wie weit verschieden gefärbte Lichtstrahlen jenes Phänomen variiren. Er setzte Blätter von gleichem Gewicht und gleicher Größe, die von Einer Pflanze abgepflückt waren, unter Glas-Glocken den Sonnenstrahlen aus; die Glocken bestanden aus verschieden gefärbtem Glase und waren sämmtlich mit ein und demselben Gasgemisch gefüllt. Die Sonne wirkte auf alle Glocken ein und dieselbe Zeit lang ein.

*) De l'influence des rayons colorés sur la décomposition de l'acide carbonique par les plantes, par M. Cailletet.

Das Gasgemenge enthielt am Anfang des Versuches 21 pCt. Kohlensäure; nach 10 Stunden fanden sich in der grünen Glocke 30 pCt., in der violetten 19, in der blauen 16,5, in der rothen 5,5, in der gelben 1, in einer Glocke von mattem Glase 0. Eine Flasche hatte in einer anderen gestanden, die mit Jodtinktur gefüllt war: diese zeigte gar keine Veränderung; die Kohlensäure fand sich am Ende des Versuches in derselben Menge vor wie am Anfange; es ist diese Thatsache interessant, wenn man sich daran erinnert, daß eine Jod-Lösung die Wärme-Strahlen und die chemisch wirkenden Strahlen des Lichts unbehindert durchläßt und nur die leuchtenden Strahlen absorbirt. Die übrigen Zahlen scheinen den Schluß zu rechtfertigen, daß diejenigen Farben, welche in chemischer Beziehung die wirksamsten sind, die Zersetzung der Kohlensäure am wenigsten begünstigen. Sehr überraschend ist das Resultat, das Cailletet bei den grünen Strahlen fand. Die grüne Farbe bedingt nicht nur keine Zersetzung der vorhandenen Kohlensäure, sondern erzeugt noch neue, sei es, daß ein grünes Blatt oder ein gefärbtes Glas die Lichtstrahlen einwirken läßt; und in der That fand der Verfasser, daß, als er unter einer Glocke von grünem Glase ein Fläschchen das reine Luft und ein grünes Blatt enthielt, von den direkten Sonnenstrahlen bescheinen ließ, nach einigen Stunden in dem Fläschchen fast ebenso viel Kohlensäure vorhanden war als dieses Blatt im Dunkeln erzeugt haben würde. Cailletet bemerkt, daß wahrscheinlich wegen dieser eigenthümlichen Wirkung des grünen Lichtes, das bei den Pflanzen, welche ihm ausgesetzt sind, ein Aufschießen in dünner Faser hervorrufen muß, die Vegetation unter großen Bäumen matt und dürftig ist, obwohl der Schatten, welchen die Bäume geben, oft nur schwach ist. Dr. P.

Kleine literarische Revue.

— **Ein Lexikon der pseudonymen Schriftsteller.***) Nach den großen und anerkennungswerthen bibliographischen Arbeiten des Franzosen Quérard, der Italiäner Lancetti und Melzi, des Schweden Eichhorn, des Belgiers Delecourt, des Holländers Doornick hat die Gesammtheit aller Nationen erst in Weller's Index einen der Größe seiner Aufgabe gewachsenen Arbeiter gefunden. Das vorliegende Heft vervollständigt die Pseudonymen bis Mai 1867 und füllt damit zugleich einige frühere Lücken, z. B. der holländischen und belgischen Autoren. Der in den Jahren 1856—1867 bearbeitete Index ist somit als Nachschlagewerk vollendet.

— **„Aus Welt und Kunst", von Ludwig Pietsch.****) Es ist dies eine Sammlung von Feuilleton-Artikeln des ebenso mit dem Crayon als mit der Feder vertrauten Journalisten, welche bei ihrem einzelnen Erscheinen in Zeitschriften Beifall gefunden haben und, da sie allgemein interessante Gegenstände nicht nur theoretisch abhandeln, sondern durchweg Lokal-Eindrücke frisch wiedergeben, auch in Buchform Leser und Freunde finden wer-

*) Index Pseudonymorum. Wörterbuch der Pseudonymen oder Verzeichniß aller Autoren, die sich falscher Namen bedienten. Drittes Supplement-Heft. Von Emil Weller. Leipzig, Th. Moritz, 1867.

**) 2 Bände. Jena, Hermann Costenoble, 1867.

den. Der erste Band enthält Pariser, der zweite Berliner Studien in je fünf, dann beide noch in je drei Artikeln „Sommer- und Herbstfahrten", unter denen die Saison in Baden-Baden im ersten Bande aus dem Jahre 1864, im zweiten aus dem Jahre 1865 geschildert wird; als Gegenbild des „Leipziger Oktoberfestes" in jenem, kann der „Napoleonstag in Straßburg" in diesem gelten, und wie der erste Band eine „Göthe-Wallfahrt nach Wetzlar", bringt der zweite eine Göthe-Wallfahrt nach Sesenheim."

— „Der Salon". Der Redacteur des „Kladderadatsch" und der Redacteur der literarischen Abtheilung des „Bazar" haben sich zur Herausgabe einer neuen Monatsschrift, des Salon, verbunden, dessen erstes Heft im December 1867 ausgegeben wurde.*) Von zwei, so mit dem deutschen Leser-Publikum vertrauten Schriftstellern, wie E. Dohm und Julius Rodenberg, lassen sich jedenfalls ansprechende Gaben erwarten. Und in der That empfangen wir hier ein in Form, Inhalt und Ausstattung den besten englischen Monthly's ähnliches Journal in 8°. mit Kupferstichen und Holzschnitten, mit Zeichnungen der Antike und Pariser Modebildern, mit Novellen und Erzählungen von Jul. Rodenberg und Friedrich Spielhagen, mit Gedichten von Eman. Geibel und Friedr. Bodenstedt, mit historischen Rückblicken von Gottfr. Kinkel und Karl Frenzel, mit artistischen und sozialen Skizzen von L. Pietsch und E. Kossak, mit technologischen und topographischen Darstellungen von M. M. von Weber und A. Silberstein, mit chinesischen Berichten über den Zopf in Deutschland von E. Dohm und mit französischen Berichten über Coifüren im modernen Babel von Eugenie de Marville. Ja, auch an einer strategischen Kritik des Feldzuges von 1866 fehlt es nicht. Es ist also für alle Klassen von Lesern und Leserinnen gesorgt.

— „Der Naturforscher." Wir machen auf die vom neuen Jahr ab in Berlin (Ferd. Dümmler's Verlag) erscheinende Wochenschrift „Der Naturforscher", herausgegeben von Dr. Wilhelm Sklarek, aufmerksam, die dazu bestimmt ist, unter Gebildeten aller Berufsklassen die Kenntnisse der Fortschritte in den Naturwissenschaften, namentlich in der Astronomie, Meteorologie, Physik, Chemie, Geologie, Paläontologie, Physiologie, Zoologie und Botanik, zu verbreiten und sich dabei der einfachsten, klarsten und verständlichsten Darstellung zu befleißigen. Der Herausgeber wird dabei von sehr tüchtigen Mitarbeitern unterstützt. Gleich in der ersten Nummer finden sich anziehende Artikel über die Kometen-Natur und die Geschwindigkeit der großen August- und November-Sternschnuppen-Fälle mit dreiunddreißigjähriger Sonnen-Umlaufszeit, aus der Feder von A. Bernstein, sowie über die „wärmehellen" Linien im unsichtbaren Theile des Sonnen-Spectrums, vom Herausgeber, ꝛc. ꝛc. Der „Naturforscher" wird die in fachwissenschaftlichen Werken und Journalen Deutschlands und des Auslandes zerstreuten Berichte über neue Natur-Beobachtungen und Entdeckungen dem größeren deutschen Publikum zugänglich machen, was von diesem gewiß anerkannt werden wird.

— Gallettiana.**) Wie ansteckend höherer Blödsinn ist, wird man aus diesem Büchlein gewahr. Wir haben einen alten Professor vor uns, in dessen Mund allerlei kuriose Aussprüche gelegt worden; diese Aussprüche zeugen von einer so gränzenlosen Sinnverwirrung, daß man an ihnen die Scheidewand von Wahnsinn und Verstand nicht mehr zu erkennen vermag. Ich sage, sie sind ansteckend, weil man anfänglich mit tiefem Ernste auf den Inhalt eingeht und hinterher erst bemerkt, welchen Blödsinn wir nachgesprochen. Z. B.: Der Professor spricht vom Schulkatheder zu den Gymnasiasten: „Ich sehe heute wieder so viele, die nicht da sind." Oder: „Als ich Sie von ferne sah, Herr Hofrath Ettinger, glaubte ich, Sie wären Ihr Herr Bruder, als Sie jedoch näher kamen, sah ich, daß Sie es selbst sind — und jetzt sehe ich, daß Sie Ihr Herr Bruder sind." Gewöhnliche Lesefutter-Liebhaber werden aus diesen Wortverdrehungen eines Gelehrten nichts zu machen wissen; der feine Beobachter kann aber aus ihnen ersehen, wie weit sich Professoren-Verstand, wenn er in der grauen Theorie befangen, verrennen kann. Das Büchlein ist mit dem höchst hypochondrischen Gesicht des verstorbenen Professors Galetti in Gotha geziert und wirkt dadurch um so lachlustiger auf den Leser.

*) Verlag von A. H. Payne in Leipzig.

**) Ergötzlich und nachdenklich zu lesen. Berlin, Nicolai 1867.

— Der Hunger-Pastor. Wilhelm Raabe's (Jakob Corvinus) Roman, „der Hunger-Pastor", ist kürzlich in zweiter Auflage erschienen.*) Es ist dies bekanntlich eine romantische Darstellung aus dem Familienleben, in welcher die verderbliche, manchmal aber auch schöpferische Gewalt des Hungers mit poetischem Talente geschildert wird.

Literarischer Sprechsaal.

Der zweite deutsche Protestanten-Tag, gehalten zu Neustadt an der Haardt (in der baierischen Rheinpfalz) am 26. und 27. September 1867" hat unter diesem Titel ein literarisches Denkmal seiner Thätigkeit hinterlassen, welches in den von den Schriftführern des Vereins redigirten Berichten über die Reden und Verhandlungen besteht und im Auftrage des geschäftsführenden Ausschusses gedruckt erschienen ist.**) Ein frischer, freier, edler, aber auch der Schranken des Gesetzes bewußter Geist spricht aus diesen Zeugnissen der Sinnesart des Protestanten-Vereins, das Ziel einer deutschen National-Kirche, einer tieferen Erfassung des protestantischen Glaubensschatzes und einer den Zeit-Anforderungen entsprechenden Theologie, welche das Bleibende, Ewige von der zeitlichen Hülle zu trennen weiß. Nicht gerade Wort für Wort und nicht in jeder einzelnen Lehre, aber im großen Ganzen und im Kern der Sache ist die Religion des Protestanten-Vereins der Glaube der Gebildeten unserer Zeit, deren Gewissen nach voller Aussöhnung der Kirche mit den Fortschritten der Wissenschaft verlangt. Jede Zeit hat eben ihre eigene Religion, ihre eigenthümlichen Begriffe von Gott und göttlichen Dingen und das urwüchsige Recht, dieses Gottesbewußtsein aus dem Innersten heraus frei zu gestalten. Die schöne Begrüßung des Stadtpfarrers Leyser von Neustadt, die herrliche Festpredigt des Stadtpfarrers Otto Schellenberg von Mannheim, die Reden der Professoren Schenkel, Holtzmann und Baumgarten führen uns in die Werkstatt der religiösen Gedanken ein, die der Protestanten-Verein vertritt. Zumal Holtzmann's Darlegung der Bedeutung des

*) Berlin, O. Janke.

**) Elberfeld, R. L. Friederichs.



historischen Christus verdient, mit regster Aufmerksamkeit gelesen und mit heiligem Ernste erwogen zu werden. Holtzmann betont gleicherweise die Geschichtlichkeit und die Menschlichkeit Christi, während er die sittliche Erhabenheit des Religionsstifters energisch zum Ausdruck bringt. Durch diesen klassischen Vortrag erscheint die hochwichtige Frage wesentlich gefördert. Auch was Schenkel von dem Unheil des Bekenntnißzwanges geredet, will beherzigt sein. Gewissenhaftes Seelenbekenntniß und äußerlicher Bekenntnißzwang sind eben durchaus zweierlei und letzterer mit der evangelischen Freiheit unvereinbar. Möchte die Grundidee dieses freieren Protestantismus sich immer inniger vertiefen und auf dem Boden unbefangenster Würdigung aller historischen Momente gedeihlich fortschreiten'

T. v. B.

In Nr. 44 des „Magazin" wird ein Beitrag zur Roswitha-Frage mit folgenden Worten eingeleitet:

„Die scharfsinnige Untersuchung Aschbach's über die Autorschaft der Roswitha-Forschungen hat den Humanisten Conrad Celtes und seine Freunde als die Autoren der Pseudo-Roswitha-Dichtungen erwiesen."

In Nr. 269 der „Köln. Zeitung" (vom 28. Sept. 1867) dagegen befindet sich ein Aufsatz über dieselbe Frage, der Beachtung verdient. Nachdem der Stand der Roswitha-Frage seit dem Erscheinen der Aschbach'schen Schrift kurz dargelegt ist, fährt der Verf. also fort:

„Wir wollen auf die näheren Beweise, welche Dr. A. beizubringen sich beflissen hat, nicht weiter eingehen, da wir vor allen Dingen die Angeklagte selbst erst hören müssen. Die Münchener Handschrift der Gedichte Roswitha's ist es, welche A. für ein von Celtes und Genossen untergeschobenes Kind erklärt, obschon sie von den gescheidtesten Palaeographen, Barack, Pertz u. A., und ganz neuerdings auch von Jaffé, nach Schrift, Pergament, Dinte und allen anderen Anzeichen unbedingt als ein Erzeugniß des 10. Jahrhunderts anerkannt worden ist. Trotzdem behauptet er, daß Celtes durch einen Kalligraphen seiner Zeit die Fälschung habe verüben lassen. Hören wir aber, was W. Ch., der Anwalt der echten Roswitha, jüngst in Nr. 266 der „Allgem. Zeitung" ausgesagt hat: „Beim ersten Durchsehen des Codex fielen mir die vielen Korrekturen der ersten Schrift durch die Hand des Celtes in's Auge, und sofort stieg in mir der Gedanke auf, aus der Weise der Korrektur müsse sich am ehesten der ganze Streit schlichten lassen. Denn es könne wohl an einigen Stellen der fingirte Kalligraph sich verschrieben, und Celtes dann den Schreibfehler verbessert haben; aber wenn es sich nachweisen ließe, daß Celtes Dinge falsch korrigirt habe, so könne doch er unmöglich der Verfasser der Gedichte sein. Der Zufall führte mich auf eine Stelle in der bekannten Legende des Dionysius Areopagita, wo in der Handschrift von alter Hand geschrieben steht:

> Festinat subito **clamari** cum conjuge cara
> Pergere quo Paulum cognoverat esse beatum,

und wo von Celtes über clamari mit der bekannten Schrift des 15. Jahrhunderts „cupiens" geschrieben ist. Daß damit nur leidlich der Vers hergestellt sei, daß aber in den Zügen des Codex etwas Anderes stecken müsse, leuchtete mir natürlich ein; ein bibelfester Mann würde auch augenblicklich das Richtige gefunden haben; ich aber mußte erst, da mir die Ausgabe von Barack nicht zur Hand war, die Apostelgeschichte nachschlagen, um zu erkennen, daß in dem Original unserer Handschrift

> Festinat subito **Damari** cum conjuge cara

geschrieben war. Denn **Damaris** hieß, nach den Acta apost. XVII, 34 die Frau des Dionysius Areopagita. Celtes also, weit entfernt, jene Verse von dem Martertode des Dionysius selbst gedichtet und dann der Roswitha untergeschoben zu haben, war so wenig in den heiligen Schriften bewandert, daß er noch nicht einmal in den Versen der sächsischen Nonne durch leiseste Aenderung den richtigen Eigennamen herstellen konnte."

„Vor dieser Aussage zerfallen alle Gründe, welche Dr. Aschbach für seine Hypothese in's Feld geführt hat, in ihr Nichts."

So weit der Verfasser des Aufsatzes in der „Kölnischen Zeitung". Der Einsender beschränkt sich auf die Beifügung, daß, abgesehen von dem jämmerlichen Nothbehelf des „cupiens", Celtes als Verfasser sicherlich auch im letzten Verse „**sse**" statt „esse" geschrieben haben würde. Dr. J. H.

Ehe ich meinen Aufsatz über die „Jungfrau von Orleans"*) absandte, wollte ich noch über die Hauptpunkte das Urtheil von Herrn J. Quicherat einholen, unstreitig dem gründlichsten Quellenforscher und Kenner des Gegenstandes. Mein Brief traf ihn nicht in Paris. Längere Zeit nachher erst, am 31. Oktober, erhielt ich seine Antwort. Ich will die betreffende Stelle hier übersetzen:

„Die Angabe des Geburtstages der Jungfrau von Orleans, die Perceval von Boulainvilliers macht, scheint mir vollkommen glaubwürdig. Es gehört dies zu den Dingen, die zur Zeit der Befreiung der Stadt Orleans am Hofe Karls VII. im Gespräch umliefen. Eine solche Mittheilung kann ihre Quelle nur in der Antwort gehabt haben, die Jeanne bei der Prüfung, die sie zu Poitiers zu bestehen hatte, *abgab*."

Herr Quicherat hatte an einer Stelle gesagt, Jeanne sei mit ihren Aeltern in Neufchâteau gewesen. Auf meine *darauf* bezügliche Frage antwortete er Folgendes:

„Meine Gewährsmänner für die Aussage, daß die Jungfrau in Neufchâteau sich in Gesellschaft ihrer Aeltern aufgehalten habe, sind die Zeugen, die bei dem Rehabilitations-Prozeß in Domremy abgehört wurden. Ich gestehe, daß ihre Aussagen, verglichen mit der Antwort Jeannen's in ihrem Verhör am 22. Februar, sich nicht recht erklären. Gewiß ist hier Etwas, was die Angeklagte nicht hat sagen wollen und was die später befragten Leute aus ihrem Dorfe nicht wußten oder vergessen hatten. Ich wäre nicht abgeneigt, anzunehmen, daß Jeanne, wie sie später bei ihrer Reise nach Vaucouleurs that, sich ohne Vorwissen ihrer Aeltern nach Neufchâteau begeben hatte, und daß dieselben, als sie von ihrem Aufenthalte Kenntniß hatten, die Reise machten, um sie abzuholen. Was die gegen sie erhobene Anklage betrifft, daß sie Schenkmagd gewesen sei, so würde dieselbe auf Dienstleistungen hinauslaufen, mit welchen Jeanne die gastliche Aufnahme bezahlte, die sie in dem Hause fand.

„Das Auftreten des Schäfers fällt richtig, wie Ihr Gedächtniß Ihnen eingab, nach der Katastrophe von Compiègne."

Ich habe geglaubt, ein so gewichtiges Zeugniß mittheilen zu müssen.

Orleans, 11. December 1867. Herman Semmig.

*) Vgl. Nr. 48 und 49 des „Magazin".





	DATE DUE		

